



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

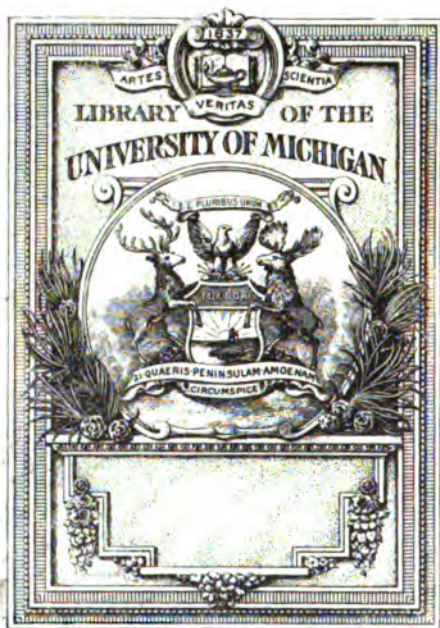
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



~~5.6.1~~

AP
30
.5684



2724

ZEITSCHRIFT

FÜR DAS

GYMNASIAL-WESEN.

HERAUSGEGEBEN

VON

H. KERN UND H. J. MÜLLER.

XXXVIII. JAHRGANG.

DER NEUEN FOLGE ACHTZEHENTER JAHRGANG.

BERLIN.

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG.

1884.

**INHALT DES XXXVIII. JAHRGANGS
DES ACHTZEHNEN BANDES DER NEUEN FOLGE.**

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

	Seite
<i>Bauer, Fr.</i> , Über den Wert und Nutzen deutscher Nacherzählungen	346
<i>Bordellé, G.</i> , Bemerkungen über den griechischen Unterricht	385
<i>Denicke, H.</i> , Einige Bemerkungen zur Methode des geographischen Unterrichts	269
<i>Drabeim, H.</i> , Warum machen die Schüler Fehler?	533
<i>Frick, O.</i> , Mitteilungen aus der Praxis des seminarium praeceptorum an den Franckeschen Stiftungen zu Halle. IV. Die Ovid-Lektüre in Tertia	257
<i>Grofser, R.</i> , Der parataktische Übergang aus Relativsätzen in Demonstrativ- oder Hauptsätze	513
<i>von Kobilinski, G.</i> , Bemerkungen zur lateinischen Grammatik von Ellendt-Seyffert	432
<i>Koschowitz, E.</i> , Über die Vorbildung zum Studium der neueren Sprachen	652
<i>Lehmann, R.</i> , Zur Methodik des deutschen Unterrichts in Tertia	321
<i>Meier, H.</i> , Die Behandlung einer syntaktischen Regel im lateinischen Unterricht auf dem Grunde der Herbartschen Didaktik	641
<i>Mengo, R.</i> , Eine geschichtliche Präparation nach den Herbartschen didaktischen Grundsätzen. (Die Schlacht bei Thermopylä)	417
<i>Müller, F.</i> , Bemerkungen zu lateinischen Übungen und Übungsbüchern im Anschluss an die Lektüre	209
<i>Müller, H. J.</i> , Zu Thukydides	355, 669
—, Zu Livius	604, 731
<i>Rost, J.</i> , Die Ovid-Lektüre in Tertia	2
<i>Sanneg, J.</i> , Randglossen zu Curtius' Grundzügen der griechischen Etymologie (3. Artikel)	65
<i>Schiller, H.</i> , Ueber Konzentration im lateinischen Unterricht	193
<i>Schumann, E.</i> , Bemerkungen zur lateinischen Grammatik von Ellendt-Seyffert	705
<i>Weissenfels, O.</i> , Über Versetzungen	577
<i>Zöllgenz</i> , Bemerkungen zur lateinischen Grammatik von Ellendt-Seyffert	728

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

	Seite
<i>Adami-Kiepert</i> Schulatlas in 27 Karten, vollständig neu bearb. von H. Kiepert, 8. Aufl., bearb. von R. Kiepert, von C. Wolf.	152
<i>Albrecht, Th.</i> , s. Bremiker.	
<i>Auslegung</i> , biblische, und Kritik des kl. Katechismus, von A. Jonas.	700
<i>Bachmann, O.</i> , s. Kniefs.	
<i>Bachof, E.</i> , Griechisches Elementarbuch, von R. Grofser . . .	117, 687
<i>Bail</i> , Methodischer Leitfaden für den Unterricht in der Naturgeschichte (Mineralogie), von F. Traumüller	762
<i>Bardey</i> , Zur Formation quadratischer Gleichungen, von W. Erler .	763
<i>Bartels, P.</i> , Die Bedeutung Herbarts für die Pädagogik als Wissen- schaft, von H. Kern	357
<i>Basedow, F.</i> , Schulsyntax der mustergültigen lateinischen Prosa, von M. Hübner-Trams	605
<i>Bauer, F.</i> , Grundzüge der neuhochdeutschen Grammatik, neu bearb. von K. Duden, von Th. Lohmeyer	146
<i>Baumhauer, J.</i> , Kurzes Lehrbuch der Mineralogie, von F. Traumüller.	763
<i>Becker, I. K.</i> , Die Mathematik als Lehrgegenstand des Gymnasiums, von F. August	301
<i>Bellermaun, L.</i> , s. Sophokles.	
<i>Bindel, E.</i> , Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für die Tertia, von R. Jonas	619
<i>Bockhorn, E. J.</i> , Die Elementarmathematik I, von M. Schlegel . .	162
<i>Bonnells</i> Lateinische Übungsstücke, bearb. von P. Geyer und W. Mewes, von W. Fries	97
<i>Böhme, G.</i> , Aufgaben zum Übersetzen ins Griechische für die oberen Gymnasialklassen, 8. Aufl., bearb. von G. Stier, von P. Weifsenfels	553
<i>Brambach, V.</i> , Hülfsbüchlein für lateinische Rechtschreibung, von H. J. Müller	281
<i>Brandes, W.</i> , s. Herzog.	
<i>Bremikers</i> Logarithm.-trigonom. Tafeln mit 6 Dezimalstellen, bearb. von Th. Albrecht, von W. Erler	161
<i>Busch, H.</i> , Lateinisches Übungsbuch I, von W. Fries	100
—, Lateinisches Übungsbuch II, von E. Naumann	276
—, s. Seyffert.	
<i>Büttner, E.</i> , Methodisch geordneter Übungsstoff für den Unterricht in der deutschen Rechtschreibung, von R. Jonas.	555
—, Orthographisches Übungsbuch für Schüler, von R. Jonas . . .	555
<i>Cauer, C.</i> , Delectus inscriptionum Graecarum, von U. v. Wilamowitz- Moellendorff	105
<i>Cicero</i> , Cato maior, herausg. von J. Ley, von S. Brandt	225
<i>Classen</i> , s. Thukydides.	

	Seite
<i>Daniel, H. A.</i> , Leitfaden für den Unterricht in der Geographie, 146. Aufl., herausgeg. von L. Volz, von E. Oehlmann . . .	494
<i>Debes, Kirchhoff und Kropatschek</i> , Schulatlas, von Th. Prenzel . .	759
<i>Delius, J.</i> , Martin Luthers Schriften in Auswahl, von H. F. Müller	57
<i>von Destinon, Αλεξανδρου ἀνάβασις</i> , griechisches Lesebuch für Unter- Tertia, von L. Bolle	252
<i>Dietlein, A., W. Dietlein, R. Gosche und F. Polack</i> , Aus deutschen Lesebüchern, von O. Frick	132
<i>Dietrich, C. G.</i> , s. Warschauer.	
<i>Dorenwoll, K.</i> , Der deutsche Aufsatz, von H. F. Müller	149
<i>Duden, K.</i> , s. Bauer.	
<i>Eberhardt, K.</i> , Die Poesie in der Volksschule, von O. Frick . . .	132
<i>Erbe, K.</i> , und <i>P. Vernier</i> , Mentor, vergleichende Wortkunde der lateinischen und französischen Sprache, von O. Weiffenfels	463
<i>Féaux, B.</i> , Rechenbuch und geometrische Anschauungslehre, von A. Kallius	564
<i>Fick, A.</i> , Die homerische Odyssee in der ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt, von A. Fritsch	610
<i>Fink, K.</i> , s. Kommerell.	
<i>Frick, O.</i> , und <i>O. Friedel</i> , In wie weit sind die Herbart-Ziller-Stoyschen didaktischen Grundsätze für den Unterricht an den höheren Schulen zu verwenden? von H. Meier	31
<i>Frick, C.</i> , und <i>W. Selhausen</i> , Leitfaden für den biographischen Ge- schichtsunterricht, von F. Junge	691
<i>Friedel, O.</i> , s. O. Frick.	
<i>Friedrich, G.</i> , Die Aufgabe als Basis des geometrischen Unterrichts, von M. Schlegel	162
—, Leitfaden zum methodischen Unterricht in der Planimetrie, von M. Schlegel	162
<i>Fritzsche, E. F.</i> , Leitfaden der Mythologie der Griechen und Römer, von R. Engelmann	46
<i>Fuhrmann, W.</i> , Analytische Geometrie der Kegelschnitte, von M. Schlegel	562
<i>Fügner, F.</i> , Cäsarsätze zur Einübung der lateinischen Syntax in Tertia, von H. Reckzey	670
<i>Gehring, A.</i> , Griechisches Elementarbuch zur Einführung in die Homerlektüre, von R. Grofser	484
<i>Geistbeck, M.</i> , Elemente der wissenschaftlichen Grammatik der deutschen Sprache, von W. Wilmanns	48
<i>Geistbeck, M.</i> , Leitfaden der mathematisch-physikalischen Geographie, von W. Erler	159
<i>Gemfs, G.</i> , s. Nepos.	
<i>Geyer, P.</i> , s. Bonnell.	
<i>Findely, A.</i> , Lesebuch der allgemeinen Geschichte für die unteren Klassen der Mittelschule II und III, von M. Hoffmann . . .	240

<i>Gosche, R.</i> , s. Dietlein.	
<i>Haacke, A.</i> , Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische für Quarta und Tertia I, von C. Schultefs	360
<i>Halatschka, R.</i> , Zeitungsdeutsch, von A. Jonas	372
<i>Hand, F.</i> , Lateinisches Übungsbuch, 3. Aufl., bearb. von H. L. Schmidt, von F. Müller	36
<i>Hann, J.</i> , Die Erde als Weltkörper, von E. Oehlmann	756
<i>Hauck, G.</i> , s. Kommerell.	
<i>Heger, R.</i> , Leitfaden für den geometrischen Unterricht III und IV, von W. Erler	559
<i>Heinrichs, E.</i> , Geographischer Leitfaden für die unteren Klassen, von R. Nitzer	498
—, Themata zu deutschen, lateinischen und französischen Aufsätzen von W. Hinze	744
<i>Heller, H.</i> , Griechisches Lesebuch, von E. Naumann	740
<i>Hempel, H.</i> , Lateinischer Sentenzen- und Sprüchwörterschatz, von C. Venediger	358
—, Anleitung zum lateinischen Aufsatz, von C. Venediger	679
<i>Hense, J.</i> , Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen I, von L. Kluth	586
<i>Hentschel, K.</i> , und <i>A. Junghänel</i> , Sammlung ausgeführter Stilarbeiten IV, von H. F. Müller	148
<i>Herrmann, A.</i> , Griechische Schulgrammatik, von A. Weiske	467
<i>Herzog, D. G.</i> , Stoff zu stilistischen Übungen in der Muttersprache, 17. Aufl., bearb. von W. Brandes, von R. Jonas	235
<i>Hintner, V.</i> , Griechische Schulgrammatik, von P. Weiffenfels	119
—, Griechisches Übungsbuch, von P. Weiffenfels	363
<i>Hoffmann, E.</i> , Studien auf dem Gebiete der lateinischen Sprache, von H. S. Anton	445
<i>Hoffmann, J.</i> , Grundzüge der Naturgeschichte II, von F. Traumüller	158
<i>Hofmann, F.</i> , Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen, von F. Rhode	621
<i>Hornberg, J.</i> , Hülfsbuch für den evangelische Religionsunterricht in den oberen Klassen, von A. Jacobsen	54
<i>Hübl, F.</i> , Übungsbuch für den Latein-Unterricht in den unteren Klassen I und II, von E. Naumann	276
<i>Jacoby, H.</i> , Allgemeine Pädagogik auf Grund der christlichen Ethik, von W. Schrader	220
<i>Jäger, O.</i> , Aus der Praxis, von K. Kruse	22
<i>Jänicke, H.</i> , Lehrbuch der Geographie II, 1, von E. Oehlmann	496
<i>Junge, F.</i> , s. David Müller.	
<i>Junghänel, A.</i> , s. Hentschel.	
<i>van Kampen, A.</i> , Orbis terrarum antiquus, von C. Wolf	757
<i>Katechismus</i> , s. Auslegung.	
<i>Keller, O.</i> , Elementarbuch der lateinischen Formenlehre, von W. Fries	101
<i>Kern, Franz</i> , Zur Methodik des deutschen Unterrichts, von W. Wilmanns	288

	Seite
<i>Kiepert, H.</i> , Physikalische Wandkarte von Asien, von A. Kirchhoff	52
—, Neue Wandkarte von Palästina, von A. Kirchhoff	53
—, Volks-Schul-Wandkarte von Palästina, von A. Kirchhoff	53
—, s. Adami.	
—, Schulatlas der alten Welt, von C. Wolf	157
<i>Kiepert, R.</i> , Schul-Wand-Atlas der Länder Europas, 5. u. 6. Lief., von A. Kirchhoff	52
—, s. Adami.	
<i>Kirchhoff, A.</i> , Rassenbilder I, von E. Oehlmann	155
—, s. Debes.	
<i>Kniefs, C.</i> , und <i>O. Bachmann</i> , Aufgabensammlung für das Rechnen mit bestimmten Zahlen II, von A. Kallius	174
<i>Kommerell, F.</i> , Lehrbuch der ebenen Geometrie, 3. Aufl., bearb. von K. Fink, von M. Schlegel	162
—, Lehrbuch der Stereometrie, neu bearb. von G. Hauck, von M. Schlegel	172
<i>Kohler, E.</i> , Mittelhochdeutsche Laut- und Flexionslehre nebst einem Abriss der Metrik, von H. Löschhorn	143
<i>Krafs, M.</i> und <i>H. Landois</i> , Lehrbuch für den Unterricht in der Zoo- logie, von F. Traumüller	373
<i>Krimmel, O.</i> , die Kegelschnitte, von M. Schlegel	169
<i>Kropatschek, H.</i> , s. Debes.	
<i>Landois, H.</i> , s. Krafs.	
<i>Lengnick, B.</i> , s. Montesquieu.	
<i>Leuchtenberger, G.</i> , Dispositionen zu deutschen Aufsätzen und Vor- trägen, von R. Jonas	237
<i>Ley, J.</i> , s. Cicero.	
<i>Lorenz, O.</i> , Der Römerbrief, von A. Jonas	698
<i>Mayer, Chr.</i> , Leitfaden für den ersten geschichtlichen Unterricht, von M. Hoffmann	241
<i>Mehlhorn, P.</i> , Grundriss der protestantischen Religionslehre, von A. Jonas	175
<i>Meißner, K.</i> , Kurzgefaßte lateinische Synonymik nebst einem Anti- barbarus, von O. Weiffenfels	94
<i>Meurer, H.</i> , Lateinisches Lesebuch und Vokabular, von W. Fries, resp. E. Naumann	103, 276
<i>Meurer, K.</i> , Französisches Lesebuch I, von E. W. Mayer	295
<i>Mexes, W.</i> , s. Bonnell.	
<i>Mikusch, G.</i> , Beiträge zum Unterricht in der Geographie, von M. Denicke	149
<i>Montesquieu</i> , Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence, erkl. von B. Lengnick, von K. Mayer	491
<i>von Muth, R.</i> , Mittelhochdeutsche Metrik, von H. Löschhorn	144
<i>Miller, David</i> , Abriss der allgemeinen Weltgeschichte I, bearb. von Fr. Junge, von M. Hoffmann	238

	Seite
<i>Müller, Herm.</i> , Unregelmäßige griechische Verba, von A. Weiske . . .	369
<i>Müller, Hub.</i> , Die Elemente der Planimetrie und Stereometrie, von M. Schlegel	170
<i>Nahrhaft, J.</i> , Lateinisches Übungsbuch zu der Grammatik von Gold- bacher II, von W. Fries	727
<i>Nepos</i> , Cornelius, herausgegeben von G. Gemfs, von W. Hinze . . .	547
<i>Nicolai, A.</i> , Materialien zum mündlichen und schriftlichen Übersetzen aus dem Deutschen ins Griechische, von R. Dorschel	548
<i>Ohmann, O.</i> , s. O. Vogel.	
<i>Ostermann, Chr.</i> , Griechisches Übungsbuch, von F. Harder	738
<i>Perthes, H.</i> , Lateinisches Lesebuch für die Quinta, von E. Naumann . . .	279
—, Grammatisch-etymologisches Vokabularium im Anschluß an Perthes' lateinisches Lesebuch für Quinta, von E. Naumann . . .	279
<i>Pfalz, F.</i> , Die deutsche Litteraturgeschichte II, von R. Jonas	488
<i>Polack, F.</i> , s. Dietlein.	
<i>Pruetz</i> , Die Oceaniden, von A. Jonas	751
<i>Ranke</i> , s. Kraft.	
<i>Rein, J.</i> , und <i>H. Wagner</i> , Verhandlungen des dritten deutschen Geographentages zu Frankfurt a. M., von E. Oehlmann	297
<i>Reuchlin, H.</i> , Regeln über die Behandlung der Dafs-Sätze im Latei- nischen, von L. Spreer	672
<i>Rohmeder, W.</i> und <i>G. Wenz</i> , Methodischer Schulatlas für bayrische Schulen, von E. Oehlmann	153
<i>Rottok</i> , Lehrbücher der Planimetrie und der Stereometrie, von W. Erler . . .	160
<i>Ruge, S.</i> , Kleine Schulgeographie, von E. Oehlmann	754
<i>Rühlmann, M.</i> und <i>M. R.</i> , Logarithmisch-trigonometrische und andere für Rechner nützliche Tafeln, von W. Erler	161
<i>Scheins, M.</i> , Lateinische Formenlehre für Sexta, von C. Jacoby	230
<i>Schindler, E.</i> , Die Elemente der Planimetrie in ihrer organischen Entwicklung, von W. Erler	499
<i>Schmidt, M.</i> , Geschichtstabellen für die mittleren Klassen, von M. Hoffmann	51
<i>Schmitt, H. L.</i> , s. Hand.	
<i>Schubert, H.</i> , Sammlung von arithmetischen Fragen und Aufgaben I, von M. Schlegel	172
—, Sammlung von arithmetischen und algebraischen Aufgaben II, von W. Erler	375
<i>Schulze, E.</i> , Adijumenta latinitatis, von E. H. Schmalz	227
<i>Schumann, J. Chr. G.</i> , Gotthold Ephraim Lessings Schuljahre, von H. Kern . . .	224
<i>Schurig, R.</i> , Lehrbuch der Arithmetik I, von W. Erler	377
<i>Schwarz, A.</i> , Lateinisches Lesebuch, von W. Fries	732
<i>Solhausen, W.</i> , s. C. Frick.	
<i>Sepp, P. B.</i> , Varia, von F. Schlee	462
<i>Seyffert, M. A.</i> und <i>H. Busch</i> , Lateinische Elementar-Grammatik, von H. Eichler	455

	Seite
<i>Siebeck, H.</i> , Über Wesen und Zweck des wissenschaftlichen Studiums, von <i>O. Frick</i>	78
<i>Sophokles' Oedipus auf Kolonos</i> , erkl. von <i>L. Bolleremann</i> , von <i>Chr. Muff</i>	41
<i>Stier, G.</i> , s. Böhme.	
<i>Thukydides VII</i> , erklärt von <i>Classen</i> , von <i>J. Sörgel</i>	737
<i>Tumlers, K.</i> , Tropen und Figuren nebst einer kurzgefassten deutschen Metrik, 2. Aufl., von <i>U. Zernial</i>	237
<i>Uhle, H.</i> , Griechische Schulgrammatik, von <i>P. Weiffenfels</i>	680
<i>Vernier, P.</i> , s. Erbe.	
<i>Verhandlungen des dritten deutschen Gographentages</i> , s. Rein.	
<i>Vogel, O.</i> , und <i>O. Ohmann</i> , Zoologische Zeichentafeln I, von <i>M.</i> <i>Fischer</i>	242
<i>Vogel, Otto</i> , Lehre vom Satz und Aufsatz, von <i>R. Jonas</i>	233
<i>Folz, L.</i> , s. Daniel	
<i>Wagner, H.</i> , s. Rein.	
<i>Warschauer, H.</i> , Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische, 3. Aufl., herausgegeben von <i>C. G. Dietrich</i> , von <i>H. J. Müller</i>	609
<i>Wack, G.</i> , Rudolf Künstler, von <i>F. Rhode</i>	441
<i>Wendt, G.</i> , Die Gymnasien und die öffentliche Meinung, von <i>K. Kruse</i>	85
—, Aufgaben zu deutschen Aufsätzen aus dem Altertum, von <i>E. Laas</i>	689
<i>Wenz, G.</i> , die mathematische Geographie, von <i>E. Oehlmann</i>	152
<i>Westenhoeffer, J.</i> , Fablier de nos enfants, von <i>E. W. Mayer</i>	296
<i>Westermann, H.</i> , Schulstereometrie, von <i>W. Erler</i>	379
<i>Wetzel, E.</i> und <i>Fr.</i> , Die deutsche Sprache, von <i>R. Jonas</i>	617
<i>Worpitzky, J.</i> , Elemente der Mathematik II, von <i>W. Erler</i>	624
Zur Anzeige meiner griechischen Lehrbücher, von <i>G. Stier</i>	178
Replik von <i>A. Gemoll</i>	180
Erklärung, von <i>Franz Kern</i>	506
Abwehr, von <i>B. Lengnick</i>	567
Erwiderung, von <i>K. Mayer</i>	570

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLEN.

Gedächtnisrede auf den in Wittenberg gestorbenen Gymnasialdirektor <i>Dr. H. Schmidt</i> . Von <i>W. Bernhardt</i>	59
Die griechische Abiturientenarbeit und die Praxis. Von <i>O. Kohl</i> .	181
Verhandlungen der Direktoren-Versammlungen in den Provinzen des Königreichs Preußen XIII—XVI. Von <i>H. Kern</i> . 186, 310, 381,	507
Berichtigung. Von <i>C. Alexi</i>	188
Nachschrift. Von <i>H. Bonitz</i>	191
Die Schulmänner-Versammlung zu Halberstadt. Von <i>W. Schuhardt</i>	246

	Seite
Versammlung von Lehrern an höheren Unterrichtsanstalten der Provinz Sachsen und der angrenzenden Herzogtümer zu Magdeburg. Von C. Knaut	249
21. Versammlung des Vereins Rheinischer Schulmänner am 5. April 1884 zu Köln a. Rh. Von Fr. Moldenhauer	571
Die 11. Versammlung des Vereins mecklenburgischer Schulmänner in Waren. Von M. Buschmann	627
10. General-Versammlung des Vereins von Lehrern an den höheren Schulen der Provinz Hessen-Nassau und des Fürstentums Waldeck. Von R. Spamer	769

**VIERTE ABTHEILUNG.
EINGESANDTE BÜCHER.**

317, 510, 637.

**JAHRESBERICHTE DES PHILOLOGISCHEN VEREINS
ZU BERLIN.**

<i>Archäologie.</i> Von R. Engelmann	179
<i>Ciceros Briefe.</i> Von R. Lehmann	1
<i>Ciceros Reden.</i> Von F. Luterbacher	157
<i>Herodot.</i> Von H. Kallenberg	43
<i>Homer</i> (mit Ausschluss der höheren Kritik). Von P. Cauer	249
<i>Horatius.</i> Von W. Mewes	224
<i>Livius.</i> Von H. J. Müller	50
<i>Lucian.</i> Von O. Wichmann	110

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Die Ovid-Lektüre in Tertia.

Es fehlt auf unseren Gymnasien in manchen Beziehungen noch an Einheitlichkeit und Planmäßigkeit; vor allen Dingen hat man es bisher häufig versäumt, diejenigen Werke eines Schriftstellers und die Abschnitte derselben, welche jeder Schüler gelesen haben soll, genau festzustellen. Jetzt ist uns Lehrern durch die „neuen Lehrpläne“ (vgl. bes. S. 15 und die Erläuterungen dazu) ans Herz gelegt worden, genau zu erwägen, „was in die Gymnasiallektüre aufzunehmen Pflicht, was zulässig, was auszuschließen ist“. Um einen solchen Kanon aufzustellen, bedarf es nicht bloß der eingehenden Behandlung aller Schulschriftsteller innerhalb der Lehrerkollegien, sondern der Mitteilungen aus der Praxis einzelner in Fachzeitschriften. Im folgenden soll der Versuch gemacht werden, auf Grund praktischer Erfahrungen und eingehender Besprechungen die Ovidlektüre der Tertia in der angegebenen Weise zu behandeln.

Die Metamorphosen des Ovid haben bisher in Tertia in der großen Mehrzahl der preussischen Gymnasien mit Recht die Dichterlektüre gebildet. Bieten dieselben doch einen Stoff, der gerade für diese Klasse in hohem Grade passend ist. Der wohlklingende Vers mit seinem leichten Rhythmus erregt unwillkürlich das Wohlgefallen des Schülers, die Erzählung ist fast immer geschmackvoll, klar und fließend, der Ausdruck von plastischer Sinnlichkeit, die Einbildungskraft des Dichters außerordentlich, die Mannigfaltigkeit des Gebotenen so groß, daß der jugendliche Geist nie ermüdet. Vgl. Bernhardt, Grundriss⁵ S. 547: „Dieses Fabelbuch übertrifft alles, was die alte Literatur an glücklicher und lichtvoller Erzählung im Verse aufweist.“ Das mythologische Element ist außerdem für die Tertia überaus wichtig; vieles ist von kulturhistorischem Interesse, d. h. es haftet noch als eiserner, unvergänglicher Bestand in unserer allgemeinen Bildung.

Es heisst hier aber das Wichtige auszuwählen. Scheint es auch selbstverständlich, dass Gewicht gelegt wird auf solche Stücke, welche noch Beziehungen zu unserer Zeit haben, welche Dinge erzählen, die ein Gemeingut aller Gebildeten sind, dennoch kommt es vor, dass Schüler dieselben gar nicht kennen oder nur durch gelegentliche Berührung eine unbestimmte Ahnung davon haben; ein Beweis, dass nicht immer der gehörige Nachdruck hierauf gelegt wurde. Wie ferner überhaupt der Zusammenhang mit dem gesamten Leben des Altertums fortan bei der Schriftstellerlektüre mehr in den Vordergrund treten muss, so ist für den Ovid speziell das Wichtigste, dass er eine Fundgrube für Mythologie und Sagen Geschichte ist, und dieselbe ist auszubeuten. In Sexta wird allerdings der Gymnasiast durch den deutschen Unterricht, wie auch durch die neu eingeführte Geschichtsstunde mit wesentlichen Sagen und Mythen bekannt werden; aber es bedarf einer Auffrischung, Befestigung und Erweiterung dieser Kenntnisse, dafür ist Ovid mit seinem reichen mythologischen Stoff wie geschaffen. Der Untertertia wird dabei die Aufgabe zufallen, den Schüler mit einzelnen Gottheiten, kleineren Göttergruppen und Sagenkreisen genauer bekannt zu machen; in Obertertia wird man diese Kreise allmählich erweitern, bis man am Ende des zweiten Schuljahres den Kreis der olympischen Götter wie auch der niederen Gottheiten und Heroen behandelt und dem Schüler zum *πῆμα ἐς αἰὲ* gemacht hat; freilich ist nach diesem Gesichtspunkt auch die Verteilung des ganzen Lesestoffes vorzunehmen.

Vorträge über die Mythologie sollen dabei nicht gehalten werden, sondern das, was der Dichter bietet, ist gehörig zu betonen, durch einzelne Bemerkungen zu verallgemeinern und das so Aufgefasste immer wieder bei Gelegenheit zu wiederholen; von Zeit zu Zeit wird der Lehrer das zunächst in seiner Vereinzelung Aufgenommene unter bestimmten Gesichtspunkten zusammenfassen; dabei ist indes völlig planmässig zu verfahren. Damit endlich diese Kenntnisse möglichst sicher und konkret werden, ist es von nöten, dass dem Knaben gute Abbildungen, wenn möglich auch Statuetten vorgeführt werden, welche die Gestalten, mit denen er sich geistig beschäftigt, die Begebenheiten, welche seinem inneren Auge vorgeführt werden, auch vor sein leibliches Auge stellen; ein zuviel wirkt auch hier nur schädlich, eine planmässige Auswahl wird also nicht zu umgehen sein. Wird der Unterricht konsequent in dieser Weise betrieben, so werden die Klagen über mangelhafte Kenntnis der griechischen Mythologie, die leider so sehr berechtigt waren, bald verstummen.

Für die Auswahl des Lesestoffes dürften folgende Punkte maßgebend sein:

- 1) die Abschnitte sollen ein abgeschlossenes, einheitliches Ganze bilden,
- 2) sie sollen angemessen sein dem geistigen und sittlichen Standpunkt des Tertianers,
- 3) sie sollen einen bedeutsamen mythologischen Inhalt haben,
- 4) es muß womöglich an ihnen irgend ein kulturhistorisches Interesse vorhanden sein, d. h. die Stoffe müssen in irgend einer Weise noch in unserer Zeit fortleben.

Wollte man nach stattgehabter Sichtung des Stoffes nun aber denselben in einer Chrestomathie den Schülern vorlegen, so würde mir dies als ein Mißgriff erscheinen. Eine solche mag für die Litteratur angemessen sein, von der nur wenige und zwar für sich selbständige Stücke auf dem Gymnasium gelesen werden können, d. h. besonders für die griechischen und römischen Elegiker, im übrigen aber soll der Schüler das ganze Werk in seinen Händen haben; er muß das Bewußtsein erlangen, nicht bloß Bruchstücke, sondern durch die einzelnen ausgewählten Stücke den ganzen Schriftsteller, resp. das Gesamtwerk kennen zu lernen; der Lehrer muß es in seiner Macht haben, jede Stelle auch außerhalb des Kreises der festgestellten Lektüre aufschlagen zu lassen, und er wird das gelegentlich thun müssen; es wird sich ferner in höheren Klassen Gelegenheit bieten, auf den Schriftsteller zurückzukommen oder ein bisher nicht gelesenes Stück einem lateinischen oder deutschen Aufsätze zu Grunde zu legen; und endlich soll der Schriftsteller oder das einzelne Werk dem Leser lieb werden, dieser soll später die Möglichkeit haben, ohne Zwang zu ihm zurückzukehren. Also in der Schule keine Chrestomathie! Für die häusliche Vorbereitung ist ein Buch wie die Auswahl von Siebelis-Polle durchaus zu empfehlen.

Bevor wir dazu schreiten, die Metamorphosen zum Zweck der Auswahl durchzugehen, muß noch das Quantum des in der Tertia zu Lesenden festgestellt werden; die Angaben der von mir eingesehenen Programme über die Zahl der gelesenen Verse schwanken sehr erheblich. — Durch praktische Erfahrung hat sich bei mir und anderen die Überzeugung gebildet, daß es unnötig, ja schädlich ist, vor Beginn der Lektüre erst viele Stunden auf Einübung der Prosodie und Metrik zu verwenden; der Tertianer verliert an diesen formalen Dingen, wenn sie hinter einander getrieben werden, bald das Interesse, und was zu Anfang mühsam eingepropft ist, verdorrt rasch wieder. In den beiden ersten Stunden kann der Untertertianer mit den Elementen des Hexameters und den allernötigsten prosodischen Regeln vertraut werden.

Nach diesen Vorbereitungen kann schon in der dritten Stunde mit der Lektüre der Anfang gemacht werden; die metrischen und prosodischen Übungen werden natürlich nebenbei fortgesetzt; es

wird indes genügen, wenn die dazu bestimmte Zeit bald auf 10 Minuten zu Beginn jeder Unterrichtsstunde beschränkt wird.

Mit etwa fünf Versen ist anfangs zu beginnen; Schwierigkeiten, welche dem Schüler anfänglich im reichen Maße entgegengetreten, sind vor Stellung der häuslichen Arbeiten zu erledigen; ja es ist am besten, zuvörderst nur in der Klasse mit den Schülern zu lesen, damit sie lernen, wie sie es anzufangen haben, um mit einem Verse (Wortstellung!) fertig zu werden; dann wird auch nicht mehr die Klage erhoben werden, die Metam. seien für IIIb zu schwierig. — Die Zahl von etwa fünf Versen bleibt in den nächsten 6 Wochen (also bis Ende der 7. Schulwoche) dieselbe, das ergibt 60 Verse; in den nächsten 6 Wochen werden c. 10 Verse pro Stunde nicht zu viel sein, Summa 120 Verse; in den noch übrigen 7 Wochen des ersten Halbjahres (das Schuljahr zu 40 Wochen gerechnet) wird man ohne Bedenken zu 15 Versen pro Stunde übergehen können, Summa 210 Verse. Das giebt für das erste Semester c. 400 Verse; auf das zweite werden demnach gut 600—700 gerechnet werden können, d. h. pro Stunde 15—18 Verse. So werden in IIIb im ganzen Schuljahr c. 1000—1100 Verse zu lesen sein.

In IIIa wird man bald 20 Verse bewältigen können, leichtere Stellen werden natürlich rascher, schwierigere langsamer gelesen werden; jedenfalls wird die Zahl von 1600 Versen für IIIa pro Jahr nicht zu hoch gegriffen sein; das ergibt für die 2 Schuljahre der Tertia 2600—2700 Verse.

Gehen wir nunmehr dazu über, die Metamorphosen nach den oben gegebenen Gesichtspunkten zu durchmustern.

Buch I. 1—4 Einleitung ist zu lesen; ebenso 5—88 die Beschreibung des Urzustandes und der allmählichen Entwicklung und Belebung der Schöpfung. Diese Stücke sind von hohem poetischen Werte und sachlich von großer Wichtigkeit; der Gymnasiast (IIIa) soll mit den Vorstellungen des Altertums vom Ursprunge der Welt und des Menschen und ihrer Entwicklung bekannt sein; es ist alles dies auch durch den Vergleich mit der alttestamentlichen Schöpfungsgeschichte von besonderem Interesse für ihn, wie auch im folgenden noch manche Parallelen zu ziehen sein werden. Der Begriff des Chaos und der vier Elemente ist Gemeinbesitz der gebildeten Welt. Auch die Vorstellungen über die Himmelssphäre und atmosphärischen Erscheinungen müssen dem Schüler bekannt werden; die kurze Erwähnung des Prometheus v. 82 f. führt auf wichtige Mythen, seine Persönlichkeit ist von kulturhistorischer Bedeutung. Dasselbe gilt weiter von der schönen Schilderung der 4 Weltalter (89—150).

Es folgt die kurze Erzählung vom Kampfe der Giganten (150—162) gegen die Götter, welche aus denselben Gründen zu

lesen ist; außerdem wird man bei der Lektüre der Odyssee in IIb hierauf zurückgreifen können (vgl. Haupt zur Stelle). Zur Vergleichung und Ergänzung aus Ovid selbst ist hier V 329 ff. 346—358 heranzuziehen.

Dieser ganze Absatz aber wird auch Veranlassung geben, von ähnlichen gewaltigen Gestalten der Urzeit, sowie von dem früheren Göttergeschlechte (v. 113) und seinem Sturze zu reden.

Aus dem folgenden (163—252) ist das Wesentliche Jupiters Beschlufs, das ruchlose Menschengeschlecht zu vertilgen; dabei tritt die Gestalt des höchsten Gottes, seine Erscheinung und Macht besonders hervor; der Unterschied von niederen und höheren Göttern wird betont; hier wird man die Kreise der Gottheiten abgrenzen und zusammenfassend darstellen. Unwesentlich ist die Geschichte von Lycaons Verwandlung, also auszuschließen; es fügt sich v. 209 demnach gleich an v. 240.

Die Erzählung von der großen Flut (253—312) und von Deucalion und Pyrrha (313—415) enthält eine der wichtigsten, den verschiedensten Völkern gemeinsamen Sagen; die Schilderung selbst ist hochpoetisch. Mythologische Vorstellungen von besonderer Wichtigkeit werden hierbei dem Schüler vorgeführt: Faktum v. 256, das einstige Weltende durch Feuer ebd., die Winde mit Aeolus v. 262 (vgl. I 56 ff.), Iris 270 f., das Meer und seine Götter 275 ff. 330 ff., Themis 321 f. 371 ff.; auch die Cyklopen v. 259. Die Entstehung des Menschen aus Steinen wird dann bei Odys. XIX 163 verwertet werden; ähnliches auch in der germanischen Sage.

Die Erschaffung neuer Gestalten (416—451) bleibt als unwesentlich fort, auch die damit in Zusammenhang gebrachte Erlegung des Drachen Python durch Apollo mit der Stiftung der olympischen Spiele; das kann gelegentlicher Erwähnung, etwa im Geschichtsunterricht, vorbehalten bleiben. Das nächste Stück aber (Apollo und Daphne v. 452—567) ist zu übergehen, weil der Inhalt für den Standpunkt des Tertianers unangemessen erscheint. Die Verse 515—522 freilich, welche in kurzen Worten Wesen und Wirken Apollos schildern, sind bei Gelegenheit, etwa der Lektüre der Niobesage, zu lesen und zu memorieren.

Die Geschichte von Jupiters Liebe zu Io ist zwar mythologisch bedeutend; die „Argusaugen“ sind auch sprichwörtlich geworden; indes ist die Grundlage der ganzen Dichtung (Ehebruch und Eifersucht) und der darin waltende Geist Grund genug, dies Stück in III auszuschließen (vgl. 600. 605 f.); das homerische Epitheton *ἀργεῖφώντης* ist wenigstens ein äußerer Anlaß, die Sage kurz in IIb zu erzählen. Das eingeschobene Stück (Liebe des Pan zur Nymphe Syrinx und deren Verwandlung) hängt zu eng mit dem vorbergehenden zusammen (vgl. v. 700), ist also zu wenig abgeschlossen; auch ist die Sage nicht bedeutend genug; es genügt ihre Erwähnung bei XI 161 ff. Der Schluß des

Buches (748—779) kann ebenfalls fortbleiben; er bildet zwar die Einleitung zur Geschichte Phaethons; indes die Vorwürfe des Epaphus, die Frage des Phaethon nach seinem Vater, gerichtet an seine Mutter, sind Dinge, die wir doch dem jugendlichen Gemüte nicht allzu nahe bringen wollen. Übrigens setzt das zweite Buch neu ein, bei II 56 ff. wird der Anlaß zu dem Zweifel des Jünglings kurz erwähnt werden.

Buch II. Phaethon (1—339). Eine wichtige Sage, nicht ohne sittlichen Gehalt (vgl. Goethes Zauberlehrling), mythologisch sehr instruktiv. Es ist hierbei zu behandeln der Sonnengott selbst, Aurora, die Gestirne, die Horen und Jahreszeiten und was damit zusammenhängt, das ganze Himmelsgewölbe; ferner Vulkan v. 5 ff. 106 ff., eine Reihe von Meergottheiten v. 6 ff. 269 ff.; die Flussgötter 239 ff., auch die Unterwelt wird berührt v. 101. 260 ff., dazu Tellus 272 ff., Atlas 296 f. Jupiter selbst tritt bedeutend hervor v. 60 ff. 279 ff. — Die Sage von den Heliaden (340—366) ist schon deshalb zu lesen, weil ohne dieses Stück das vorige keinen rechten Abschluss hat.

Unbedeutend ist die Verwandlung des Cycnus; der Zorn des Sonnengottes und die Wiedererneuerung des orbis terrarum durch Jupiter (367—407) kann der kurzen Erzählung vorbehalten bleiben. II 408—530 Jupiter und Callisto ist in sittlicher Hinsicht anstößig, ebenso v. 531—632 die Verwandlung des weissen in einen schwarzen Raben und was sich daran schließt.

676—707 Verwandlung des Battus, welcher den von Mercur ausgeführten Diebstahl der Rinder Apollos verrät, in einen Stein. Diese Sage ist nicht von hinreichender Bedeutung; etwas anderes wäre es, wenn jener Diebstahl ausführlich berichtet würde, während er hier in ein paar Versen als nebensächlich abgemacht wird.

708—832 Mercur's Liebe zu Herse und Verwandlung der neidischen Aglauros in einen Stein, eine für den Tertianerstandpunkt nicht geeignete Erzählung. Die Allegorie von der Invidia ist bis ins einzelne ausgeführt; aber die Schilderung wird abschreckend und teilweise sogar ekelregend; auch ist dieser Absatz nicht gut von dem vorhergehenden abzutrennen. Bei Gelegenheit der Dichtung von der Fama (s. u.) kann auf ähnliche Schilderungen bei Ovid hingewiesen werden. — Die dann folgende Sage von Europas Entführung nach Creta v. 833—875 scheint mir für den Tertianer noch etwas bedenklich, besonders wegen 862 f.

Bei der gleich folgenden Erzählung wird man nicht umhin können derselben zu gedenken und benutzt dabei vielleicht die Gelegenheit, den Schülern das Wichtigste aus diesem Stück, das in mythologischer Beziehung immerhin hervorragend ist, frei zu übersetzen.

Buch III. 1—137 Thebens Gründung durch Cadmus. Eine wichtige Sage mit nicht geringem sittlichen Gehalt; vgl. v. 54. 58 ff. 135 ff. Hier ist gleich die ähnliche von Jason als Drachentöter zur Vergleichung heranzuziehen, auch an germanische Mythen und Sagen zu erinnern, zur Ergänzung der Geschichte bei v. 98 auch auf das IV 563—603 Erzählte hinzudeuten, dort erfolgt die Erfüllung der hier ausgesprochenen Prophezeiung. Letzteres Stück in der Klasse zu lesen empfiehlt sich nicht, so schön der Trennungschmerz der Gatten dort dargestellt ist, da dasselbe in mythologischer Beziehung nicht bedeutend genug ist. Mythologische Anknüpfungspunkte bietet III 1—137 noch mehrere: v. 8 ff. Phoebus Apollo als Orakelgott. 'Martius anguis' v. 32, wie v. 132, führt auf Mars, vv. 102. 127 auf Minerva als Kriegsgöttin.

138—252 Actaeons Verwandlung und schreckliches Ende wird wegen der Motivierung (er hat Diana im Bade erblickt) fortgelassen werden müssen. Ähnlich steht es mit 253—315 Jupiters Liebe zu Semele und Bacchus' Geburt, 316—338 Tiresias' Urteil über die Wollust und dessen Folgen; auf jene Sage führen spätere Stellen der Metamorph., auf diese (in ihrem zweiten Teil wenigstens) die Odyssee (*Néκυια*, auch Od. VIII 62 ff.). — 339—510 Narcissus bleibt trotz der sprichwörtlich gewordenen Bedeutung des Namens weg, da die ganze Erzählung an Knabenliebe erinnert (vgl. auch v. 342 ff. 355. 363).

511—733 Pentheus. Diese Sage ist für die Mythologie von großer Wichtigkeit; der Schüler lernt durch sie den Kult des Weingottes genauer kennen. Die eingeflochtene Erzählung des Acoetes von der Metamorphose der tyrrhenischen Schiffer macht freilich das Ganze recht lang; aber auch diese Sage ist eine alte und liefert außerdem weitere Beiträge zur Ausführung des Bildes von Bacchus und seinem Gefolge; sie in ihrem Hauptteil cursorisch in IIIa zu lesen, wird bei dem Mangel an erheblichen Schwierigkeiten zu empfehlen sein. — Zu der ganzen Erzählung ist aber noch heranzuziehen eine Stelle aus dem Anfang des vierten Buches, besonders v. 11—30, welche leicht in der Klasse bei einer hier notwendigen zusammenfassenden Darstellung vom Bacchuskultus gelesen werden kann; dieselbe enthält eine Aufzählung der Beinamen des Gottes, schildert dessen Erscheinung und Umgebung und deutet auch den weiten Umkreis seiner Verehrung an. Die Gestalt des Gottes selbst (samt der des Silenus) ist übrigens dem Schüler bereits aus IIIb bekannt, wenn hierher die Geschichte des Midas (s. u.) zu setzen ist. — Die Erwähnung von Naxos 636 f. als einer Insel mit bacchischem Kult läßt an Ariadne erinnern; bei v. 720 kann kurz die Actaeonsage erwähnt werden. v. 594 f. wird wichtigerer Sternbilder gedacht.

Buch IV. 1—41. 389—415 Verwandlung der Töchter des Minyas, an und für sich unbedeutend; das Wesentliche ist

bei dem vorigen Abschnitte bereits herangezogen. Alle eingeschobenen, den Minyaden in den Mund gelegten Erzählungen bleiben fort. Unzweifelhaft ist dies von 167—270 (Liebe des Mars und der Venus, Liebesabenteuer des Sol), ebenso von 271—333 (Salmacis und Hermaphroditus). Zweifelhafte könnte man sein bei 55—166 Pyramus und Thisbe; es ist eine völlig in sich abgerundete Erzählung, welche in viele Litteraturen übergegangen ist; jeder Gebildete kennt sie aus Shakespeares Sommernachtstraum und aus Andreas Gryphius' Peter Squenz. Indes steht sie im Altertum vereinzelt da, Ovid selbst bezeichnet sie als eine *fabula non vulgaris*; ferner bietet sie mythologische Anknüpfungspunkte gar nicht, und endlich ist doch für den Tertianer die sittliche Grundlage (Liebeleie der jungen Leute und übereilter Selbstmord) verhänglich.

416—542 Ino, Athamas und Melicertes (Leucothea, Palaemon). Diese Sage ist alt, die Lektüre der Odyssee V 333 ff. läßt auf dieselbe zurückblicken; dazu kommt, daß sie verschiedentlich Anlaß bietet, die Kenntnisse in der griechischen Mythologie in wesentlichen Punkten zu erweitern. Die Sage selbst erinnert an eine ähnliche Met. XII 898—968 (Glaucus), worauf hinzuweisen ist; ferner setzt sie voraus die Sage von Bacchus' Erziehung durch Ino, sie führt auch auf die Götterkönigin Juno (420 ff.); der Anfang erinnert an viele Einzelsagen. Sodann ist von besonderer Wichtigkeit die Schilderung der Unterwelt (432 ff.), zu deren Kenntnis schon in III b durch die Lektüre von X 1—77 (Orpheus und Eurydice) der Grund gelegt ist; die spätere des Vergil und Homer wird dann die Vorstellungen davon vertiefen. Hierher gehören auch die Sagen von Tityos, Tantalus, Sisypheus, Ixion, den Danaïden; ferner ist in unserem Stücke enthalten eine eingehende Schilderung der Erinyen (451 ff. 474 ff.), die wieder anknüpfen kann an VIII 480 f. und andererseits hinweist auf Homer und die Tragiker, auch auf Vergil VII 346 ff.

Das Schlusstück (542—562) ist unwesentlich. — Über 563—603 ist zu III 1 ff. gesprochen. — Es folgen die Erzählungen von Perseus:

1) Verwandlung des Atlas in einen Berg (604 bis 662). Die Anknüpfung an das Vorausgehende ist gesucht, die Aussonderung des Abschnittes bis v. 611 nicht gut ohne Verstümmelung möglich; überdies ist die Sage in dieser Form gar nicht die gangbare; aus der Herculessage hat der Schüler den Atlas bereits in anderer Auffassung kennen gelernt (vgl. auch II 296 f.).

2) 663—803 Befreiung der Andromeda, Perseus' Hochzeit mit Andromeda; Erlegung der Medusa. Dies Stück muß jedenfalls gelesen werden; die Sage ist eine weit verbreitete und oft in der allen Litteratur anklingende; die Vorstellung vom versteinernenden Gorgonenhaupt gehört übrigens zu der Scheidemünze, die durch die Hand jedes Gebildeten geht. Hier

ist die ähnliche Erzählung von der Befreiung der Tochter Laomedons durch Hercules (Met. XI 213 ff.) zur Vergleichung herbeizuziehen. v. 697 f. leitet auf die Sage von Jupiter und Danae, v. 758 ff. auf Hymenaeus und Amor samt den Hochzeitsgebräuchen (vgl. X 1 ff.). Pegasus 785 f. ist jedem Gebildeten bekannt; die Entwicklung der Vorstellungen von ihm, bis er zum Dichterrosf wird (vgl. Met. V 256 ff.), muß dem Schüler auch einmal vorgeführt werden.

Buch V. 1—235 Verwandlung des Hochzeitfestes in einen grausen Kampf. Dies Stück wird wegbleiben, so groß gerade hier des Dichters Kunst in der Variation ist; denn die Einzelheiten der Erzählung sind gleichgiltig und lediglich dichterische Erfindung. Dazu ist ein wesentlicher Umstand zu berücksichtigen, daß nämlich der Schüler den Kampf der Lapithen und Centauren beim Hochzeitfeste der Hippodamia, wie unten zu zeigen, lesen muß, der nicht bloß im Gegenstande Ähnlichkeiten zeigt. vv. 236 bis 249 sind unbedeutend. 250—678 folgt zunächst ein nur des Übergangs wegen erfundenes Stück: Minerva begiebt sich auf den Helicon, um die neu entstandene Quelle Hippocrene zu schauen. Von den dabei erzählten Metamorphosen ist ohne weiteres als unpassend und unbedeutend zu übergehen die des Pyrenaeus, unwichtig ist die der 9 Töchter des Pierus in Elstern. Die Erzählung vom Gigantenkampf und der Strafe der Frevler ist bereits oben herangezogen; sie ist in sich nicht einheitlich geschlossen und bildet nur den Übergang zu der vom Raube der Proserpina. Diese wäre unbedingt in IIIa zu lesen, wenn sie nicht Fasti IV 419—618 mit verschiedenen Abweichungen und mit noch größerer Kunst erzählt würde; diese Darstellung ist meiner Überzeugung nach in sich abgerundeter, weniger von allerlei unwichtigen Bestandteilen durchsetzt und kommt der gangbaren Form der Sage näher. Diese Erzählung der Fasti (Seyfferts Lesestücke S. 99 ff.) wird in Sekunda gelesen werden müssen, um so mehr, da dort Schillers „Eleusisches Fest“ und vielleicht auch die „Klage der Ceres“ behandelt wird.

Buch VI. 1—145 (Arachne) wegzulassen; die dabei berührten Verwandlungsgeschichten sind schon der unangemessenen Stoffe wegen nicht zu lesen; ebenso ist es mit 146—156. 157—312 Niobe muß unter allen Umständen gelesen werden, wegen der mythologischen und kulturhistorischen Wichtigkeit der Sage sowohl als wegen des poetischen und sittlichen Wertes der Dichtung. Dieser Abschnitt bietet besondere Veranlassung auf den Kreis der drei Gottheiten Latona, Apollo und Diana einzugehen, wozu I 515—522 (s. ob.) heranzuziehen ist; für Apollo kommt außerdem noch in Betracht XI 164—170, eine Stelle, die vorher bereits absolviert sein wird; die Vorstellungen von Diana wird bald darauf die Lektüre der „calydonischen Jagd“ nach anderer Richtung hin erweitern. Auch die Tantalussage (172), die von

Tiresias (157), die Sage von Thebens Gründung durch Amphion und Zethus (178), von Atlas (174) werden hier schon berührt und kurz erzählt werden müssen.

318—381 Verwandlung lycischer Bauern in Frösche; recht ansprechend, kann aber fortbleiben, da die Sage an sich doch zu wenig Bedeutung hat; der bekannte Vers 376 ist bei Gelegenheit natürlich zu memorieren; ist noch Zeit übrig, so mag das Stück etwa am Ende des Schuljahres in IIIb noch gelesen werden.

382—400 Apollo und Marsyas; die Veranlassung zur Scalpierung, auf die es doch im wesentlichen ankäme, ist nur im Vorbeigehen erwähnt; die Form der Sage, wie sie weiter Ovid gibt, daß nämlich aus den Thränen der den Marsyas beweinenden Nymphen der Fluß Marsyas entstanden sei, ist vom Dichter wahrscheinlich — und das wenig angemessen — erfunden. — 400 bis 411 ist nur Übergang zu der folgenden Erzählung, und diese (Tereus, Procne, Philomela) ist ebenso wie das Schlusstück (Boreas und Orithyia) dem sittlichen Standpunkt eines Tertianers nicht entsprechend.

Buch VII. 1—158 Jason. An und für sich wäre die Argonauten- und Medeesage wichtig; indes ist hier die Form der Darstellung eine solche, daß sich dieses ganze Stück zur Lektüre in III wenig empfiehlt. Der Dichter setzt Bekanntschaft mit der Sage voraus; es fehlt wichtiges; anderes wird nur angedeutet. Die ganze dichterische Kunst ist verwendet auf die Darstellung des Zwiespaltes in Medeas Herzen; letztere zu würdigen geht ohne Zweifel über das Vermögen des Tertianers hinaus (es stört auch 125 ff.), und ein Stückwerk darf man den Knaben nicht vorlegen. 159—292 Verjüngung des Aeson; die Zaubergeschichte ist zur Lektüre auf dem Gymnasium nicht geeignet; sie würde ungebührlich viel Zeit ohne rechten Nutzen in Anspruch nehmen. 297—349 Medea bringt den Pelias durch List ums Leben; die Darstellung erregt, so schön manches einzelne sein mag, Entsetzen; es ist das Stück also schon aus diesem Grunde nicht lesenswert. Alles, was dann weiter 350—542 erzählt wird (weitere Geschichte der Medea, sodann die des Theseus), ist ganz summarisch gehalten; auch dieser Abschnitt kommt also in Wegfall.

453—660 Minos' Krieg mit Athen und die Myrmidonen. Hiervon hat nur das Letzte (517—660) Bedeutung für unsere Schüler. Ganz vortrefflich und recht lesenswert ist die Schilderung der Pest, woran sich später bei Thucydides wieder anknüpfen läßt; die Sage von den Myrmidonen muß ihrer Beziehung zu Achilles wegen den Gymnasiasten bekannt sein; der Abschnitt ist einheitlich und in sich abgeschlossen. Aeacus', des Erzählers, Persönlichkeit giebt Gelegenheit auf sein Richteramt im Hades einzugehen. v. 523f. führt auf Juno, Jupiter und Aegina, die

Stammeltern so hervorragender Heroen; auf Jupiter als den Quell aller Seherweisheit lenkt v. 623 (*quercus de semine Dodonaeo*) die Aufmerksamkeit.

661—865 *Cephalus und Procris*. Diese schöne Erzählung eignet sich für Tertia deshalb kaum, weil der geistige Standpunkt des Stückes noch zu niedrig für sie ist; es handelt sich ja wesentlich um eheliche Treue und Eifersucht. Das letzte Stück (795—865) ist gewiß von großer dichterischer Schönheit, es heißt aber für uns Lehrer hier Selbstbeschränkung üben. Jedenfalls würde ich das Stück nicht in erster Linie zur Lektüre empfehlen.

Buch VIII. 1—151 *Scylla und Nisus*. Diese Sage liegt außerhalb des Kreises, welcher dem Schüler gezogen ist; auch stört die Bezugnahme auf *Pasiphae* und ihre Vereinigung mit dem Stier. Übrigens bietet *Fasti* IV 500 (bei Seyffert S. 102, v. 82) '*Nisaei canes*' Anlaß der Sage zu gedenken.

152—182 *Labyrinth, Befreiung Athens durch Theseus, dessen Flucht mit Ariadne und ihre Vermählung mit Bacchus*. Wie sich schon aus den Verszahlen ergibt, werden nur die Hauptpunkte unter Voraussetzung der Bekanntschaft mit den Einzelsagen erwähnt; die *Pentheussage* führt übrigens schon auf das letzte Stück, die gleich folgende Erzählung läßt an das erste erinnern; die Stelle über das Labyrinth ist dort zu lesen.

183—259 *Daedalus und Icarus*; von Wichtigkeit für den Schüler, die Erzählung auch kulturhistorisch interessant; die Erfindung der Säge und des Zirkels liest der Tertianer gern. Beachtenswert ist der Parallelismus mit dem *Phaethonmythus* nicht bloß im allgemeinen, sondern auch in einzelnen Versen. Hier anzuknüpfendes außer dem eben Erwähnten: *Sternbilder* 206 f. — *Iunonia Samos* 220 führt auf *Juno als Ehegöttin*; — 252 '*quae favet ingenii Pallas*' bietet Veranlassung auf eine sonst seltener bei Ovid in den zu lesenden Stücken hervorgekehrte Seite von *Minervas Wesen* aufmerksam zu machen.

260—546 *Calydonische Jagd und Meleagers Tod*; wichtig in mythologischer Beziehung, begegnet dem Schüler wieder im Homer (II. IX 529 ff.); es ist an der Jagd eine ganze Reihe hervorragender Heroen beteiligt, welche sonst bei der Ovidlektüre mehr zurücktreten: *Castor und Pollux, Peleus, Nestor* (vgl. *Lapithen und Centauren*), *Telamon* u. s. w. *Dianas Thätigkeit als Göttin der Jagd* läßt sich hierbei erörtern; ferner ist hier der antike Schicksalsbegriff und seine Verkörperung in den drei *Parcen* (451 ff.) zu beleuchten; auch die *Erinyen* werden erwähnt (481 f.). v. 292 erinnert wieder einmal an die bereits XI 93. 112 erwähnte *Ceres* und ihre Bedeutung. Der Schluß (544 f.) leitet zur *Herculesage*. Dazu ist die Schilderung des Konfliktes zwischen Mutterliebe und Schwesterpflicht in *Althaeas Brust* ein Gegenstand, dem auch der Untertertianer schon ein lebhaftes Interesse entgegenbringt und abzugewinnen weiß.

547—610 Verwandlung von Nymphen in Inseln — unbedeutend, 592 f. auch anstößig.

611—724 Philemon und Baucis. Die gemüt- und humorvolle Kleinmalerei dieses Stückes fesselt auch den jungen Leser; das Ganze ist von einem echt sittlichen, warmen Herzentone durchdrungen; die beiden Alten sind auch fast sprichwörtlich geworden. Jupiter wird als Hort des Gastrechts, Mercurius als geflügelter Götterbote den Schülern vorgeführt. v. 664 'bicolor bacca Minervae' weist auf eine Thätigkeit der Göttin hin, die sonst kaum während der Ovidlektüre vorkommt.

725—737 Proteus ist überflüssig; hier bietet Homer weit mehr.

738—878 Erysichthon. Von dieser mythologisch wenig bedeutenden Erzählung könnte nur der erste Teil gelesen werden, dieser aber würde nicht in sich abgerundet sein; die Grundlage des zweiten Teils aber (Verkauf der Tochter an Männer) ist unsittlich; das Weglassen von Versen oder Verändern derselben hilft dem Übelstande nicht ab, ist auch an und für sich kaum zu billigen (vgl. Siebelis-Polle); folglich bleibt das ganze Stück fort.

Buch IX. Kampf des Achelous und Hercules um Deianira (IX 1—97 mit dem Schluss von B. VIII). Dieser Abschnitt enthält manches Schöne; indes ist die Sage selbst nicht bedeutend genug, als daß sie in erster Linie zur Lektüre zu empfehlen wäre. 98—133 Hercules und Nessus. Hier müßten zum mindesten die Verse 123 f. als anstößig ausgelassen werden; ich halte es aber für genügend, wenn die Sage dem Schüler von VI oder IV her noch im Gedächtnis ist; gerade die Geschichten von Hercules sind immer vor allen anderen auch früher den Gymnasiasten vertraut gewesen. 134—272 Apotheose des Hercules. Dieser Mythos ist bedeutungsvoll; bekannt ist er dem Schüler aber aus früheren Klassen, und das XI. Buch der Odyssee führt ihm außerdem den Hercules als Gott, wenn auch in anderer Auffassung, vor. Die Darstellung von Deianiras Eifersucht aber (bes. v. 141. 144 ff. 151) hat für den Tertianer noch etwas Bedenkliches. — Vielleicht ist bei einer guten Generation noch so viel Zeit zu erübrigen, daß dieses Stück cursorisch gelesen werden kann (in IIIa).

Alles was sonst noch in Buch IX enthalten ist, muß ohne Zweifel übergangen werden: 272—323 Alkmenes Entbindung, aus einem selbstverständlichen Grunde, 324—393 Metamorphose der Dryope und 394—417 Jolaus' Verjüngung, weil ohne Bedeutung. Auch die vv. 417—446 (Aufregung der Götter, weil jeder für seinen Liebling die Verjüngung wünscht) sind bedeutungslos. Die letzten beiden Stücke (Liebe der Byblis zu ihrem Bruder Caunus und Iphis' Verwandlung in einen Mann) bieten in sittlicher Beziehung erheblichen Anstoß.

Buch X. 1—77 Orpheus und Eurydice. Dieses Stück

mufs sicherlich jeder Schüler gelesen haben, schon deshalb, weil die Sage noch heute allgemein bekannt ist; der Name des Orpheus ist typisch geworden. Hier ist Gelegenheit (v. 1 ff.) dem Untertertianer einiges von den Ehegöttern und Hochzeitsgebräuchen mitzuteilen, sodann aber kann hier der Grund zu seiner Kenntnis von der Unterwelt gelegt werden, auf dem später weiter gebaut werden mufs. v. 21 erinnert an Hercules' Thaten; v. 41 ff. Tantalus, Jxion, Danaiden, Sisyphus, v. 45 f. die Eumeniden geben Gelegenheit, Sagen einzelner Geschlechter und wichtige mythologische Anschauungen dem Knaben zu übermitteln. Die Verse 64—71 sind zu überspringen, weil sie eine ganz unbekannte Sage berühren; es ist dann mit v. 77 sogleich zu verbinden Buch XI 1—84 Orpheus' Tod durch thracische rasende Weiber; denn diese Erzählung gehört offenbar mit der vorigen eng zusammen, dazu fällt alles andere aus Buch X fort (s. u.). Die eben genannte Sage ist weit verbreitet und wird oft in der Litteratur berührt. Einiges vom Kult des Bacchus erfährt der Schüler durch dieses Stück; v. 55 erinnert an Arion, den der Untertertianer aus dem deutschen Unterricht bereits kennt, an Alceus und Sappho, deren Namen ihm hier vielleicht zum ersten Mal entgentreten.

78—219 Cyparissus, Ganymedes, Hyacinthus. Hier ist überall von Knabenliebe die Rede oder sie ist wenigstens die stillschweigende Voraussetzung; daher werden wir trotz des sprichwörtlich gewordenen Ganymed alle drei Stücke streichen müssen. Die folgenden, nur kurz behandelten cyprischen Fabeln (Cerastae, Propoetides) sind ohne Wichtigkeit, die letztere auch sittlich-anstößig. Der Mythos von Pygmalions Liebe zu dem von ihm geschaffenen Bilde einer Jungfrau ist zwar noch heute allgemein bekannt, indes ist schon die Anknüpfung an das Vorbergehende bedenklich und die Verse 253 ff. recht verfänglich. — 298—502 (Myrrha's verbrecherische Liebe) werden gestrichen. — Auch die im einzelnen recht hübsche Erzählung von Venus und Adonis (502—739) samt dem in dieselbe eingelegten Wettlauf der Atalante und des Hippomenes eignet sich wenig für Tertianer. Umbildungen einzelner Verse nützen nichts; der Gesamthalt ist nicht angemessen.

Buch XI. Über 1—84 vgl. ob. zu B. X. — 85—193. Die nette Erzählung von dem bei allem Reichtum so unglücklichen Midas und die von seinen Eselsohren darf nicht übergangen werden. Midas und sein Attribut sind ja fast typisch geworden. Sie enthält auch eine Reihe von mythologischen Dingen und giebt damit Anknüpfungspunkte: Bacchus und sein Gefolge, Silenus 85 ff., Eumolpus 93, Lucifer 97, v. 106 läfst an die magna mater Cybele denken, die sonst nicht oft in der Ovidlektüre vorkommen wird; dazu 121 f. Ceres. Das zweite Stück der Erzählung 146 ff. führt uns zu den niederen Gottheiten: Pan mit den

Nymphen, den Berggöttern; ferner steht v. 165 ff. die schöne Schilderung des Gesangesgottes Apollo (Musagetes).

194—220. Kurze Erzählung von dem Bau der Mauern Trojas durch Neptun und Apollo, Laomedons Betrüge und dessen Folgen, nicht eingehend berichtend, sondern die Kenntnis der Sage schon voraussetzend, daher ungeeignet. Homer giebt genug Gelegenheit, diese Sage zu erwähnen; vgl. auch oben zu IV 663 ff. — Vereinigung des Peleus mit der Thetis (221—265) aus nahe liegenden Gründen zu übergehen. 266—409: dieser Abschnitt bringt Erzählungen, welche den Kreis der für den Gymnasiasten wichtigen Sagen teils nur streifen (Telamons und Peleus' Auswanderung), teils gar nicht berühren, mindestens gleichgiltig sind für den Schüler (Chione und Daedalion, Rache der Psamathe an Peleus). Außerdem weicht Ovid in verschiedenen Dingen von der sonstigen Fassung der Sagen ab.

410—748 die anziehende Geschichte zweier liebenden Gatten, Ceyx und Alcyone, ist für den Schüler nicht von Bedeutung. Trotzdem würde ich dieselbe gern lesen lassen, wenn sie nicht so übermächtig ausgedehnt wäre; die aufzuwendende Zeit würde in keinem rechten Verhältnis zu dem Resultat stehen. Die schöne Allegorie von den Träumen und dem Schläfe aber ist zu eng mit dem Übrigen verflochten, als daß sie selbständig herausgehoben werden könnte. Vielleicht nimmt der Lehrer bei einer ähnlichen Stelle Gelegenheit, diese schönen Verse (bes. 592—615, 633—645) einmal als Parallele den Schülern zu übersetzen oder sie selbst übersetzen zu lassen. Unwesentlich ist das Schlußstück (Aesacus).

Buch XII. 1—38 Die Griechen in Aulis. Die Schilderung ist nicht eingehend, die näheren Umstände bleiben unerwähnt, die Verse bilden mehr den Übergang zum Folgenden, sind daher nicht zu berücksichtigen. 39—63. Die Allegorie von der Fama dagegen ist zum Lesen zu empfehlen, weil sie erstens wohl das einzige Beispiel derartiger, ganz durchgeführter Allegorie ist, welches der Tertianer aus der römischen Litteratur kennen lernt, zweitens die Einzelausführung echt künstlerisch ist; außerdem läßt sich später mit Aeneis IV 173 eine anziehende Vergleichung anstellen. Das Stück ist in sich völlig abgeschlossen; es läßt sich bei Gelegenheit einmal einschieben, etwa zu VI 267, wo gerade ein Absatz ist.

64—145 Cycnus und Achilles; eine wenig hervortretende Sage, welche ohne Nachteil ungelesen bleiben kann. — Verwandlung des Lapithen Caeneus, der früher ein Mädchen war, und Kampf der Lapithen und Centauren. Jene Sage bleibt natürlich fort, die Kampfschilderung selbst aber (210—529) ist zu lesen; denn die Sage ist weitverbreitet, einzelne Stellen der Ilias und Odyssee fordern die Bekanntschaft mit ihr; die häufige Darstellung des gewaltigen Kampfes auf hervorragenden Kunstdenkmalern (s. Haupt zu v. 146) läßt ebenfalls eine genauere Be-

kenntnis mit den Einzelheiten wünschenswert erscheinen. Manches läßt sich auch hier von Mythen und Sagen noch anknüpfen, abgesehen von den Gottheiten der Hochzeit und deren Feier, die Sage von Ixion und der Entstehung der Centauren, von Hercules und Nessus 308 f., Theseus. Freilich ist in diesem ganzen Absatze neben Lieblichem und Ergreifendem (398—428) auch manches Gräßliche und Entsetzliche enthalten; darüber wird man schneller hinweggehen müssen; vielleicht schlägt man bei der Lektüre des Ganzen einen etwas rascheren Gang ein, was in IIIa wohl angeht; vgl. zu V 1 ff.

Die Kämpfe des Hercules mit Nestors Geschlecht (531—570) können dem Tertianer ohne Schaden unbekannt bleiben; es genügt, daß die Ilias gelegentlich derselben Erwähnung thut. — Tod des Achilles (575 bis Ende). Hier ist das Hauptstück, die Mitwirkung des Neptun (575—592), von Ovid rein erdichtet, die Klage über Achilles' Tod stark rhetorisch gefärbt; die Haupthandlung wird ganz kurz abgethan; demnach ist von dem Stücke abzusehen.

Buch XIII. 1—398 Streit des Aiax und Odysseus um die Waffen des Achilles, eine Partie, die große Vorzüge hat; die Reden beider Helden sind mit großer rhetorischer Kunst durchgeführt, auch ist die Sage selbst wichtig, vieles aus den Geschichten vom trojanischen Kriege ließe sich anknüpfen. Indes bin ich sehr in Zweifel, ob es möglich ist, dem Tertianer, auch dem der höheren Stufe, die Kunst des Dichters ganz verständlich zu machen; in Sekunda würde das Stück vielleicht verstanden werden; aber die Schüler die Vorzüge der Dichtung würdigen zu lehren, würde immerhin Mühe kosten. Deshalb halte ich es für geboten, sie von der Lektüre der III auszuschließen.

Was zunächst folgt, läßt die letzte Hand vermissen, auch scheint die Überlieferung gestört. Zudem gehört die Erzählung von der Opferung der Polyxena, dem Ende des Polydor und der Verwandlung Hecubas in einen Hund nicht zu dem, was aus der Sagensgeschichte dem Schüler unter allen Umständen bekannt sein muß; Ovid weicht im einzelnen von der klassischen Form der Sagen ab, ganz und gar bei Polydor (vgl. Ilias XX 407 ff.); auch findet sich vieles Schrecken und Entsetzen Erregende in dieser Partie, wie der Dichter (572 ff.) auch selbst ausspricht. — Von geringer Bedeutung ist weiterhin (576—622) die Sage von der Verwandlung der Asche Memnons in Vögel und von Auroras Thränen.

Sodann wird die Flucht des Aeneas erzählt; es ist das aber eigentlich nur die Rahmenerzählung für eine Reihe von Sagen und Mythen. An sich schon ist es unnötig, jene Geschichte in III zu lesen, weil Vergil in II genug davon bietet; überhaupt aber gehört die römische Sage im wesentlichen nicht nach III; die Schüler dieser Klasse sollen mit der griechischen Mythologie

und Sage auf einen vertrauten Fuß kommen; die römische bleibt der II vorbehalten. — Was dann weiter die eingeflochtenen griechischen Sagen betrifft, so sind sie zum größten Teil recht unwesentlich; überdies beruhen sie auf der Ausbildung, welche die Sage in der alexandrinischen Zeit unter den Händen der gelehrten Dichter gewonnen hat; diese gehört aber zu dem Gebiet des Gymnasiums nur insofern, als das dort Neugeschaffene sich festgesetzt und dauernder Besitz der allgemein Gebildeten geworden ist.

Unter allen im XIII. Buch erzählten Sagen ragt die von Galathea und Polyphem (739—897) hervor; der Dichter weilt mit sichtlichem Behagen bei diesem Stücke; die Komik desselben ist eine auch für Tertianerverstand greifbare. Indes gilt auch von dieser Partie das eben Gesagte. Findet sich Zeit, so mag bei der Lektüre des neunten Buches der Odyssee in II an unsere Stelle erinnert und etwa der Abschnitt bis 870 in einer Stunde mit den Schülern gelesen werden; es wird sie interessieren, die eigentümliche weitere Ausbildung der Sage von Polyphemos kennen zu lernen (vergl. auch Seume). — 898—968 Glaucus' Verwandlung in einen Meergott (vergl. zu IV 416—542).

Buch XIV. 1—74 Verwandlung der Scylla in ein Meerungeheuer durch Circe, eine spätere Umbildung der homerischen Sage; bei der Lektüre der Odyssee mag darauf hingewiesen werden, das ist genügend; dasselbe gilt auch von den weiterhin vorkommenden Umgestaltungen des homerischen Sagenstoffes. Über die römischen Sagen s. oben.

Buch XV. Auf die für unsere Zwecke unwesentlichen Verse 1—59 folgen die Lehren des Pythagoras, bezüglich auf die Speise der Menschen, die Seelenwanderung, die Verwandlung aller irdischen Dinge; das alles ist für den Tertianer zu hoch.

Aus dem Folgenden ist nur noch Caesars Apotheose (745—870) hervorzuheben. So lesenswert vieles darin ist, so würde ich es doch für falsch halten, dieses ziemlich krasse Beispiel der im augusteischen Zeitalter üblichen Schmeichelei den Tertianern vorzulegen; übrigens gehören zum rechten Verständnis auch geschichtliche Kenntnisse, wie sie in solcher Ausdehnung der Schüler der III kaum besitzt. Der Schlufs (871—879) ist dagegen zu lesen und zu memorieren; er wird am besten die Lektüre der Metamorphosen (samt den vier ersten Versen des ersten Buches) einleiten.

Verteilung des ausgesonderten Lesestoffes auf die beiden Abteilungen.

An einzelnen Stellen ist schon im Vorhergehenden angedeutet, wohin ich die Stücke gesetzt wissen möchte. Damit der Schüler nicht die Vorstellung von einem Zusammenhange des Ganzen verliere, empfiehlt es sich an geeigneten Stellen anzudeuten, wie der Dichter von einem Gegenstande zum andern übergeht, und

vielleicht am Schluss der Lektüre einen Überblick über den Gang des Gedichtes zu geben. Dabei ist zunächst von der Überzeugung ausgegangen, daß es falsch sei mit den ersten Büchern zu beginnen; man würde damit dem Untertertianer unüberwindliche Schwierigkeiten aufbürden; es ist also nicht daran zu denken, etwa nach der Reihenfolge der Bücher vorzugehen. — Ferner wird es sich empfehlen, für IIIb anfangs Parteen von geringerem Umfang auszuwählen, weil dieselben leichter zu übersehen sind und ihr Inhalt besser behalten werden kann; dies verleiht dem Schüler sogleich das Gefühl, mit seinen eben erworbenen Kenntnissen auch schon etwas geleistet, ein Ganzes bezwungen zu haben, — und das ist entschieden förderlich für ihn. Später wird man auch den Untertertianer schon an größeren Stücken sich versuchen lassen können, die geringere Schwierigkeiten zeigen. Daedalus (VIII 182—259) und die calydonische Jagd (VIII 260—546) werden, weil sie eng mit einander verknüpft sind, zusammengelassen und wegen des ersten Stückes nach IIIb gesetzt werden müssen. Ich bemerke noch, daß ich nicht die Absicht gehabt habe, unabänderliche Linien zu ziehen; meine Vorschläge sind der Praxis entsprungen und werden durch die Praxis anderer leicht verbessert werden können. Das eben Bemerkte gilt auch für die unten ausgesuchten versus memoriales; diese Auswahl wird besonders der Besserung und Vervollständigung fähig sein; darin aber wird jeder mit mir einig sein, daß auch dort die Willkür aufhören und ein fester Kanon aufgestellt werden muß; nur das, was mir nach genauer Erwägung der dauernden Einprägung wert schien, habe ich als Memorierstoff hingestellt; die Verse, welche anscheinend nicht aus dem Kreise der Klassenlektüre genommen sind, habe ich bereits oben als solche bezeichnet, welche an bestimmten Stellen herangezogen werden müssen.

Pensum der IIIb. 1) X 1—77 (excl. 64—71) Orpheus und Eurydice. — 2) XI 1—193 Orpheus' Tod. Midas. — 3) VIII 611—724 Philemon und Baucis. — 4) VII 517—660 Myrmidonen. — 5) VI 157—312 Niobe; dazu XII 39—63 Fama. — 6) VIII 182—259 Daedalus. — 7) VIII 260—546 Meleager. — In Summa ca. 1060 Verse.

Pensum der IIIa. 1) III 1—137 Thebens Gründung durch Cadmus. — 2) IV 416—542 Ino und Athamas. — 3) IV 663—803 Perseus. — 4) III 511—733 Pentheus. — 5) XII 210—530 Lapithen und Centauren. — 6) II 1—366 Phaethon. — 7) I 1—209, 240—415. Schöpfung der Welt. Vier Zeitalter. Grofse Flut. — In Summa ca. 1690 Verse¹⁾.

Memorierstoff der IIIb. I 1—4 Inhalt der Metamor-

¹⁾ Wenn hier um 90 Verse über den Anschlag hinausgegangen ist, so ist zu bedenken, daß ich für einzelne Stücke kursorisches Lesen empfohlen habe.

phosen. — XV 871—879 Der Dichter über sein Werk. — VI 376 Die Frösche. — VIII 618 f. Allmacht der Gottheit. — VIII 628—636 Philemons gastliche Hütte und Zufriedenheit ihrer Bewohner. — VIII 677 f. Freundliche Gesichter bei Tische. — VIII 708—710 Zärtliche Gattenliebe bis zum Tode. — VIII 724 Lob der Frömmigkeit. — X 32—35 Macht des Todes. — XII 39—63 Fama. — I 515—522 Apollo. — In Summa ca. 70 Verse.

Memorierstoff der IIIa. I 76—88 Erschaffung des Menschen, seine Stellung in der Schöpfung. — I 89—112 Goldenes Zeitalter. — I 140 *Ferro nocentius aurum*. — I 168—180 Die himmlischen Behausungen. Jupiter. — II 1—30 Palast des Sol. — III 135—137 *Nemo ante mortem beatus*. — IV 432 bis 445, 451—463 Unterwelt. — III 54 *Teloque animus praestantior omni*. — In Summa ca. 110 Verse.

Versuch einer Gruppierung des mythologischen Stoffes.

Oben ist bereits auf einzelne Anknüpfungspunkte für Ausführungen über Mythologie hingewiesen worden. Es wurde vorausgesetzt, daß das ganze Gebiet der griechischen Mythologie allmählich zu umfassen sei. Im folgenden sollen für die einzelnen Mythen und die ganzen Mythenkreise die Stellen bezeichnet werden, an denen sich eine zusammenfassende Behandlung empfehlen dürfte. Einzelne Gebiete müssen freilich mehr in den Hintergrund treten, nämlich diejenigen, welche früher bereits (in VI oder IV) behandelt sein sollen oder später durch andere Schriftsteller dem Schüler genauer bekannt werden müssen. Es wird also nicht davon die Rede sein können, in III die Sagen von Hercules, Theseus, dem Argonautenzuge eingehend zu besprechen (diese gehören entschieden in die genannten Klassen); die Sage vom Hause der Atriden (abgesehen von Tantalus, Niobe) wird dem Schüler durch Homer und Goethe vertraut, die Oedipussage durch Sophokles. Die Geschichten von Trojas Belagerung und was damit zusammenhängt wird er schon aus früheren Klassen kennen, und er beschäftigt sich wieder mit ihnen in Secunda und Prima. Wohl aber ist an manchen Stellen der *Metam.* Gelegenheit, das Wesentliche aus jenen Sagen zu wiederholen, resp. vorwegzunehmen; in diesem Sinne ist es gemeint, wenn unten auch für diese Parteen Stellen aufgeführt sind.

A. Kosmogonie, Theogonie, Anthropogonie.

I. Buch. Dort zu behandeln aufser dem Chaos, den 4 Elementen und ihrer Trennung, das alte Göttergeschlecht und sein Sturz (vgl. I 112), die Riesengestalten der Urzeit (Giganten und Titanen I 151 ff., I 10), die Menschenschöpfung samt den Sagen von Prometheus (I 76 ff.); vier Weltalter (I 89 ff.).

Daran schließt sich dann der Kreis der neuen Götter I 171 ff., ihre Scheidung in eine höhere und eine niedrigere Gruppe. Dabei ist, da dies Stück an das Ende der gesamten Lektüre gesetzt ist (s. S. 17), Gelegenheit, das Wesen aller Götter zu wiederholen und sie in bestimmte Gruppen zu teilen, um so eine Übersicht zu geben.

B. Die verschiedenen Götterkreise.

I. Die Gottheiten des Olymp.

Die Kreise und das Wesen der einzelnen Gottheiten an verschiedenen Stellen (s. u.) zu behandeln; zusammenfassende Darstellung am besten am Ende der Metamorphosenlektüre, etwa zu I 256, da hier vom Weltbrande die Rede ist, sowie vom Schicksal, dessen Wesen als über den Göttern stehend aus dieser Stelle klar wird.

Im einzelnen:

Jupiter: I 114, bes. 178, nachdem einzelne Seiten seiner Thätigkeit bereits früher erledigt sind (s. VII 611 -- 724; II Anf.; Jupiter und Europa Buch III Anfang; Jupiter und Danae zu IV 663--803; Jupiter und Aegina VII 523 f.).

Juno: IV (Ino und Athamas). Io, Juno und Argus bei II 85 ff. (vgl. auch VIII 220).

Minerva. Die eine Seite ihrer Thätigkeit bereits bei Dædalus' Geschichte (B. VIII), vgl. Vulcanus, die kriegerische Seite bei III 103. 127 f.; dort auch zusammenfassende Betrachtung. VIII 664 ist herbeizuziehen.

Phoebus Apollo

Diana (Phoebe)=Luna } Geschichte der Niobe: B. VI.

Latona

Apollo als Gesangesgott schon vorher: XI 164 ff., dazu die Musen (s. u.).

Mercurius: VIII 267, Zusammenstellung mit Iris I 479 f.

Vulcanus; II 5 und 106, dabei ist ihm Minerva an die Seite zu stellen. Als seine Gesellen die Cyclopen, vgl. I 259.

Mars: Zusammen mit Minerva bei Cadmus' Geschichte (B. III).

Venus: IV 531 ff. (wobei die Grazien zu erwähnen) und IV 758. Hier ist auf sie zurückzukommen und Amor, Hymen hinzuzuziehen; dazu etwa noch Vesta als Göttin des heiligen Herdes und Juno als Ehegöttin.

Parcen (Moiræ) mit der Fortuna: bekannt schon durch VIII 452 f., dazu aber nachher I 256 ff. (Fatum). Der Begriff der Nemesis wird wie der des Schicksals schon an Meleagers Geschichte klar gemacht werden können; ebenda zu erwähnen die Rachegöttinnen, deren Erscheinung in anderem Zusammenhange bei der Darstellung der Unterwelt (IV 451 ff.) vorzuführen ist. Das Wesen der Themis kann erst zu I 321 ff. klar gemacht werden.

Die Musen gehören zusammen mit Apollo als Gesangesgott, also zu XI 164 ff.

Sol: Buch II Anfang; ebendort ist wieder Luna (Phoebe, Semele), die als Apollos Schwester bereits bekannt ist, zu berühren. Dorthin gehören ferner: Aurora (Eos) v. 112, Dies (Hemera) v. 25, Horen und Jahreszeiten v. 25 ff. 118; dorthin gehören auch die Gestirne, von denen eine ganze Zahl schon vorher dagewesen ist (s. ob. die einzelnen Stellen).

Die Winde mit ihrem Beherrscher Aeolus I 55 ff., dort Iris I 270 (vgl. oben Mercurius). Alle diese sind als Gottheiten, welche zum Wetter in Beziehung stehen, zusammenzustellen mit Jupiter (s. oben). — Mit Iris in anderer Funktion ist wieder zu vergleichen Fama XI 39—63.

II. Die Gottheiten der Gewässer.

Das Wichtigste zusammenfassend zu geben bei I 253 ff., nachdem eine Reihe dieser Gottheiten schon früher dem Schüler bekannt geworden, vgl. II, 6 ff. 269 ff., ebenda die Flusgötter II 239 ff., Ino und Melicertes (Leucothea und Palaemon) samt Glaucus durch IV 416 ff.

III. Die Gottheiten der Erde.

Tellus selbst II 272 ff.

Cybele etwa XI 16; dort auch Ceres mit den Eleusinien XI 93. 112 (s. ob. Raub der Proserpina).

Die Nymphen bei der Geschichte von Midas XI 153 zusammen mit Pan und den Berggottheiten (Tmolus).

Centauren: XII 210 ff.

Eine Zusammenstellung all dieser Gottheiten mag etwa zu II 272 ff. am Platze sein.

Bacchus mit seinem Gefolge von Satyrn, Bacchantinnen, Silenus, nachdem einzelnes bei der Geschichte von Orpheus' Tod und Midas dagewesen, III 511. 733.

IV. Die Gottheiten der Unterwelt.

Proserpina, Pluto und die gesamte Totenwelt in Übersicht zu IV 416—542, aber das Einzelne ist bereits vorher dagewesen; eine Anschauung der Schattenwelt giebt bereits dem Untertertianer X 1—77. Dort, zu B. IV, kann auch Tod und Schlaf erwähnt werden, auch die Eumeniden als finstere Mächte der Tiefe.

C. Heroensagen.

Hiervon Verschiedenes bei der Lektüre der beiden die Unterwelt schildernden Stücke, vielleicht gleich bei der des ersteren (Orpheus und Eurydice, X Anfang); dahin gehören: die korinthische Sage von Sisyphus (44), die argivische von den Danaiden (44),

dort auch Ixions gedacht (42; vgl. aber Lapithen und Centauren XII 210 f.), auch des Tantalus (41). Die weiteren Sagen:

1) Die korinthische Sage von Bellerophon wegen des Flügelrosses zu IV 663—803.

2) Die argivischen von Inachus zu III Anfang (vgl. oben Jupiter), von Proetus, Danae, Perseus, Medusa und Pegasus IV 663 ff., von Hercules: seine Geburt VIII 544, Thaten X 21, Tod bei der Vorausverkündigung von Nessus' Geschick XII 308 f., wo am besten die wichtigsten Züge der Sage in das Gedächtnis zurückgerufen werden.

3) Die lacedämonische und messenische Sage: Castor und Pollux, Lyncens und Idas VIII 301 f. 304 f.

4) Attische Sagen: Cecrops, Eumolpus XI 93 (s. Ceres), Cephalus und Procris zu VII 517 ff. — Die Sagen von Theseus wiederholungsweise entweder zu VIII 182 ff. oder VIII 260 ff. oder XII 210 ff.; hier ist jedenfalls alles noch einmal im Überblick zusammenzufassen.

5) Die Pelopidensage in ihren Hauptzügen (wiederholungsweise auch Tantalus) zu VI 172.

6) Thebanische Sagen: Cadmus III Anfang, Actaeon bei Pentheus III 720, Zethus und Amphion VI 178 f., Oedipus etwa bei Gelegenheit von Tiresias' Erwähnung VI 157.

7) Minos mit Theseus zusammen zu VIII 182 ff.

8) Der trojanische Sagenkreis. Auf ihn führt die Erzählung von den Myrmidonen VII 517. 660, auch die Geschichte der calydonischen Jagd, da Nestor daran beteiligt ist; auf die Sagen, welche die Zeit vor dem Kriege betreffen: Perseus und Andromeda (VIII 663 ff.).

Ohlau.

J. Rost.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

Oskar Jäger, Aus der Praxis. Ein pädagogisches Testament. Wiesbaden, C. G. Kunzes Nachfolger (Dr. Jacoby), 1883. 164 S. 8.

Wenn die Bemerkung in dem Protokoll der neunten Direktorenkonferenz von Ost- und Westpreußen richtig ist, daß Heiterkeit des Gemüthes die glücklichste Seelenstimmung für den Erzieher der Jugend sei, so darf Oskar Jäger als ein ganz gesunder Pädagoge gelten. Das läßt sich auch aus einigen anderweiten Beobachtungen schliessen; aber die beanspruchte Ehrwürdigkeit kann ihm nicht gerade zugestanden werden. Wie der edle Tokayer meines Freundes Z. mit einer künstlichen Filzperrücke als „bestes Haupt“ auftritt, so stellt sich Jäger vorgreifischerweise mit seinen 70 Jahren auf die Postille gebückt dar, obwohl er doch laut Mushacke um die Weinlese des Jahres 1830 geboren ist.

Mit den vorliegenden „Wahrnehmungen und Ratschlägen“ will er dem entgegentreten, was Landfermann einmal die didaktische Hyperbel genannt hat, und bei dem rein polemischen Charakter der Schrift läßt er sich auf einen Frieden mit den „großen Pädagogarchen“ gar nicht ein. Gleichwohl ist es schwerlich seine Absicht, von dem Studium Schraders oder Kerns abzuraten. Darin freilich ist Ref. mit dem Verf. einverstanden, daß die Persönlichkeit des Lehrers immerdar die Hauptsache bleibt; aber diese wird durch theoretische Studien in keiner Weise eingeengt. Zu zielbewußter, absichtsvoller Thätigkeit will und soll doch jeder durchdringen, und der Herdersche Satz, jeder Lehrer müsse seine eigene Methode haben, kann unmöglich so verstanden werden, daß diese durch individuelle Empirie zu gewinnen sei. Was bisher von anderen erwogen, beobachtet und erfahren worden ist, und die daraus sich ergebenden methodischen Regeln und Prinzipien mögen dem Einzelnen nicht als Dogma gelten, und er soll keineswegs iurare in verba magistri oder systematis; aber je mehr er davon kennt, desto weniger werden seine Schüler als corpora vilia tironischer Experimente dienen. Die sächsischen Direktoren haben, just während Jägers Schrift gedruckt ward, einstimmig die These angenommen, daß die Lehrer der höheren

Schulen sich mehr als bisher mit den Herbart-Ziller-Stoyschen didaktischen Grundsätzen bekannt machen sollten, und die Referenten der einzelnen Anstalten bekennen, wie sehr sie durch das gestellte Thema angeregt und gefördert seien. Und stets wird das Interesse für die theoretischen Studien sich durch die Wahrnehmung belebt und belohnt finden, daß der Einzelne die Grundsätze, die er für sich gewonnen hat und an denen er hing, vielfach bestätigt und zu einem einheitlichen System geordnet und ergänzt findet.

Direktorenkonferenzen sind nun freilich für Jäger ebenso wenig eine Instanz, wie pädagogische Lehrbücher, Instruktionen und Reglements, und der Vorwurf hoher Worte und mangelnder Nüchternheit trifft nicht selten zu. Aber sich selbst wird er doch als Autorität gelten lassen. Nach Nr. 255 auf S. 60 ist ein vernünftiger Mensch, welcher auf der Turnlehrerbildungsanstalt gewesen ist, ihm lieber als einer, der nicht darauf gewesen ist, und hier gilt ihm der Naturalismus keineswegs als Ideal. Ja wenn wir auf S. 34 lesen: „Der alte C. L. R., mein Lehrer, war ein ganz vortrefflicher Pädagoge, ich habe nicht vorher noch nachher seinesgleichen gesehen,“ so dämmert in uns die Erinnerung auf, als habe besagter Karl Ludwig Roth eine Gymnasialpädagogik geschrieben, deren Studium vielleicht doch nicht ganz uneben sein möchte. Und wenn Jäger den vorliegenden aphoristischen Katechismus nur erweitern und mit den nötigen „Was ist das?“ versehen, wenn er den Regeln und Ratschlägen eine Erörterung ihrer Gründe und Wirkungen hinzufügen wollte, so würden wir in ihm den Verfasser eines sehr anregenden pädagogischen Lehrbuches begrüßen dürfen. Inzwischen sind wir ihm für die immerhin losen aber geistvollen Bemerkungen sehr dankbar und können ihm mitteilen, daß es bereits Direktoren giebt, die sich eine Anthologie daraus anlegen. Durch scharfe Beobachtung, reiche Erfahrung und unumwundene Sprache sind die 300 Aphorismata, welche den ersten Teil der Schrift bilden, durchweg ausgezeichnet, und wir wünschen durch einige Beispiele, die wir hier und da mit Anmerkungen begleiten, zu der behaglich fesselnden Lektüre des Ganzen anzuregen.

Daß der Historiker Jäger die Geschichte als ein — freilich sehr notwendiges — Nebenfach ansieht, für das die Stundenzahl und die Forderungen nicht zu erhöhen, sondern zu ermäßigen seien, ist schon anderweit rühmlich bekannt. Hier heißt es (S. 8): „Und merke Dir beiläufig, . . . daß die Überbürdung davon kommt, daß man die Nebenstunden den Hauptstunden gleichgestellt hat und überall ein starkes Quantum gedächtnismäßigen Wissens verlangt, anstatt daß man früher den Hauptnachdruck auf das Können legte. Latein, Griechisch, Mathematik kann der Schüler, Geschichte kann er nicht, — er weiß nur einiges aus ihr. Und nun mache Dir die Rechnung

wie überbürdet, wenn wir so fortmachen, unsere Schüler im Jahre 2883¹⁾ sein werden. Denn es passiert bekanntlich immer mehr Geschichte.“

In Nr. 6 begegnen wir der Horazischen Wahrheit von Homers 'Die mihi musa virum' und des Cyklikers 'Fortunam Priami cantabo et nobile letum.' Der Kandidat soll nicht anheben: „Jene große Bewegung der Geister, welche man mit dem Namen der Reformation bezeichnet, nahm ihren Ursprung“ u. s. w., sondern: „Am 31. Oktober 1517 las man an der Thüre der Schlofskirche zu Wittenberg einen Anschlag: 95 Thesen wider die Kraft des Ablasses“ u. s. w. — Ganz vortrefflich ist die Bemerkung, zunächst lese der Geschichtslehrer über den Gegenstand, den er vorzutragen haben wird, ein gutes Buch, welches, wenn es gut ist, besser ist als deren zwei. — Auch ist „ein Buch studieren besser als in Journalen blättern.“ Für sich hat der Kandidat ein Heft anzulegen, das ihn durch das Leben begleiten muß, aber vor Druck zu bewahren ist; in dasselbe ist einzutragen, was ihm aus seiner weiteren Lektüre, seinen späteren Studien für die Schule verwendbar erscheint.

Orakelhaft dunkel ist mir § 21: „dafs der Schüler — der Primaner nämlich — während seines Vortrages schreibt, nachschreibt, muß er nicht hindern: die aufgeblasene Geschichtsdidaktik gestattet es auch, indem sie es Notizen machen nennt und in gleichem Athem das Nachschreiben verdammt.“ Die Didaktiker begründen ihre Lehre etwa so: „Gänzlich von schriftlicher Aufzeichnung abzusehn, ist nicht ratsam; das Gedächtnis der Schüler ist nicht treu genug, um alles Wissenswürdige sofort fest aufzunehmen, und außerdem ist ein beschränktes Nachschreiben Sporn und Fessel der Aufmerksamkeit. Die wörtliche Aufzeichnung und mehr noch das Ausarbeiten geschichtlicher Hefte ist dagegen unzulässig, das erstere unterbricht die lebendige Verbindung zwischen Lehrer und Schüler, und das zweite ist zu zeitraubend.“ Mehr als diese untergeordnete und beschränkte Bedeutung ist den Aufzeichnungen der Schüler überhaupt (auch im Religionsunterricht u. a.) nicht zugestehn. Welchen Wert Jäger ihnen beilegt, ist nicht ersichtlich, und ebensowenig, ob er unter „muß er nicht hindern“ ein tolerari posse versteht oder der stenographierte Vortrag das Ideal ist, und worauf sich in seinem Sinne die Beschränkung „der Primaner nämlich“ gründet. Vielleicht hat Jäger, auch mit Sekundanern noch, ähnliche Erfahrungen gemacht, wie der Ref., der in mehreren erblichen Heften — denn die „Aufzeichnungen“ gehen auf die folgenden Generationen über — statt *Beda venerabilis* beharrlich geschrieben fand: *Leda venerabilis*.

¹⁾ Jägers Perspektiven erweitern sich sichtlich. Vor kurzem glaubte er den Wegfall des Französischen in Quinta für das Jahr 1883 in Aussicht nehmen zu dürfen.

Das Nachschreiben von Dahlmanns Politik gab ich auf, nachdem ich sie mir bei Marcus erstanden hatte und den Vortrag bis auf ganz wenige Exempel mit dem Buche wörtlich übereinstimmen las. Wie weit sich Eckertz' Vortrag über seine eigenen Hilfsbücher erhob, weiß Jäger besser als ich; er wird aber die letzteren doch hoch genug schätzen, um ein fortlaufendes Nachschreiben des Vortrags für überflüssig zu erachten. Und wenn wir uns auf Prima beschränken, so kann ich dem jungen Lehrer dringend empfehlen, sich gegebenen Falles an das gute Buch („ein gutes ist besser als zwei gute“): „Abriss der Neuesten Geschichte von 1815—1871“ zu halten. Aus dem sich daran anlehrenden Vortrage hat der Primaner dann nur das zu notieren, was das Buch nicht enthält.

Mitunter sind aber jedwede Notizen gänzlich vom Übel. Es kommt vor — alle Tage kann's freilich nicht geschehen —, daß Ohr und Auge aller Schüler an dem Munde des Lehrers hängen. Zwar „er trachte nicht nach warmem, lebendigem, patriotischem Vortrag, sondern nach einer einfachen und bestimmten Sprache, so wird ihm das andere — wenn er nämlich Leben, Wärme und Patriotismus in sich hat, — von selbst zufallen.“ Nehmen wir an, der Lehrer sei einiger natürlicher und lebendiger Wärme theilhaftig und habe kürzlich eins der pag. 4 empfohlenen guten und billigen Quellenbäder genommen. Wenn er dann (ohne besonderes Pathos) von Demosthenes zu erzählen hat: *τί καινότερον ἢ Μακεδῶν ἀνῆρ τὰ τῶν Ἑλλήνων κομίζων* oder von dem fatalis dux hujusce belli: *‘pergit ire sequentibus paucis in hospitium Metelli . . . ex mei animi sententia . . . qui non iuraverit, in se hunc gladium strictum esse sciat’*, oder von dem jüngeren Africanus — Hier lächelt Jäger vornehm und macht sich auf die Ruinen Karthagos nebst „lanzenkundigem König“ gefaßt; indes ich will nicht von einem Pathos der Reflexion, sondern von dem der Thatsachen reden. *Τὰ μὲν δὲ περὶ τῶν ὀπλῶν καὶ τῶν ὁμῆρων ἐπαινοῦμεν . . . χρῆ δ' ἐν τοῖς ἀναγκαίοις βραχυλογεῖν. Ἐκσιγετε τῆς Καρχηδόνας . . . τήνδε γὰρ ἡμῖν ἔγνωσται κατασκάψαι.* Soll da jemand noch schreiben? Und gar wenn der eigene Patriotismus ins Spiel kommt?

Über mehrere Zweige des Unterrichtes verbreiten sich die „Hausregeln.“ Stelle dich nicht immer zwischen den Schüler und das Gedicht. Achte in Sexta hauptsächlich auf die Orthographie, die neue geoffenbarte. Und für später merke dir, daß man auch zu viel verbessern kann. Laß im deutschen, oder sogenannten Aufsatz laufen, was ein Schülerkopf nicht besser hat machen können: verdirb ihm seine Freude nicht, daß er sich Mühe gegeben hat. — In No. 83 finden wir eine kleine Didaktik für das Übersetzen aus dem Lateinischen; weiterhin die Mahnung: das lateinische Scriptum, das du deinen Schülern zu übersetzen aufgiebst, mußt du auch selbst übersetzen — schrift-

lich wie sie, ich kann dir nicht helfen. Die lateinischen Aufsätze deiner Gymnasialprimaner sind wieder schlecht ausgefallen? — Weißt du was: laß dir die französischen Aufsätze deiner Realprimaner geben, dann wirst du gleich getröstet sein.“

Doch wir müssen es uns versagen, auf die Fülle didaktischer Bemerkungen im einzelnen weiter einzugehen, und erörtern lieber einige Punkte, die Jäger über die Zucht, die Pflichten und die Haltung der Direktoren und Lehrer hervorhebt.

Bei der Konstruktion eines Gymnasiums ideale wünscht er nicht unter 300 und nicht über 400 Schüler, — keine Vorschule. In Rheinland und Westfalen hält man ziemlich allgemein die Volksschule fest, die wenigstens zu der Zeit, als Ref. am F. W. Gymnasium zu Köln sein Probejahr machte, auch von den Söhnen der reichsten Patricier besucht ward. Über Vorzüge und Mängel der Vorschulen bringen das Referat des Direktors Kretschmann und die eben erscheinenden Verhandlungen der 10. Konferenz ost- und westpreussischer Direktoren ausführliche Erörterungen und Erfahrungen.

„Die Schüler aber seien, wie man sie auf dem Markte kauft. Denn wir müssen ein Ideal haben, das möglich ist.“ — Referent ist zwischen Köln und Königsberg ziemlich weit umher gekommen, aber er hat noch keine Stadt gefunden, in der nicht über das unglaublich schlechte Schülermaterial geklagt worden wäre. Die Ubiquität dieser Wahrnehmung beeinträchtigt ihren Wert.

Als erste Säule des Idealgymnasiums sieht Jäger den Schuldiener an. Mit vollem Recht. Für das, was Herbart-Ziller-Stoy (oder laut pag. 84 der 4. sächsischen Direktorenkonferenz kürzer gesagt: Kern) die „Regierung“ nennen, ist der Schuldiener von hoher Bedeutung. Wenn er z. B. in seine Mienen und in den Ton der von ihm geschwungenen Handglocke den erforderlichen Zorn zu legen versteht, so sieht man — *experto crede Ruperto* — die Schüler und selbst den verspäteten Lehrer auf offener Strasse sich in Trab setzen, und der Direktor hat niemals über Pünktlichkeit Zwiesprachen zu halten. — Unter dem, was er besitzen soll, führt Jäger an: „womöglich keine erwachsene Tochter.“ Ob es gerade nötig ist, daß sein Sohn im 6. Semester die Prima belastet, um sich den Zugang zur sella curulis eines Gymnasialdirektors offen zu halten, ist nicht gesagt. Auch nicht, ob er — *ut fit* — als ein „nach dem Ermessen des Direktors geeigneter“ Pensionsvater anzusehen ist.

„Was alsdann den Direktor betrifft“ (ein vorzüglicher Übergang!), so darf er nicht jung sein, sonst will er gleich wieder an ein anderes Gymnasium. Von seinen Tugenden erwähnen wir die landläufigen hier nicht weiter, sondern heben nur einige originelle Bemerkungen hervor. Im Verkehr mit den Kollegen sei er eher Optimist, als das Gegenteil. Er arbeitet selbst am meisten; er tadelt, aber schimpft nicht, — er läßt mit

sich reden. Ist er selbst von Natur nicht hervorragend gutmütig, was nicht einmal zu wünschen, — so sei es dagegen seine Frau. Er trete sein Amt nicht mit der Absicht an, die „ziemlich verrotteten Zustände“ gleich in den ersten acht Tagen „zurechtzurotten.“ (Hört, hört! Das mögen sich auch diejenigen Lehrer merken, deren erste Erfahrung in ihrem neuen Amte die große Unfähigkeit ihrer Vorgänger zu sein pflegt; ihre Nachfolger in der früheren Stellung reden genau so). „Sie werden Energie von dir fordern, namentlich deine Herren Kuratoren.“ Man darf die Bemerkung wohl verallgemeinern: Schulkollegium, Magistrat, Kuratorium, Publikum, Lehrer und Schüler verlangen, daß der Direktor gegen alle 5 andern Faktoren mit festem Nachdruck, gegen den betreffenden selbst aber recht geschmeidig auftrete. Was denn freilich schwer ist. — Recht nett ist auch die „orientalische“ Regierungsweise geschildert mit viel amtlichem Air, Verordnungen, Zirkularen, Protokollen, Fachkonferenzen, allgemeinen Konferenzen, Referaten, Korreferaten, Lehrplanfolianten. „Du zeigst dich wenig, wie einst die Perserkönige, damit deine Unterthanen nicht den Respekt verlieren.“ Die occidentalische, germanische, menschliche besteht darin, daß man auf dem Platze ist und die Augen offen hält, am Gespräch der Kollegen in den Pausen mit Heiterkeit teilnimmt, für jedes Desiderium zugänglich ist; diese Methode hat den großen Vorteil, daß man sehr vieles im Keime ersticken, ruhig schlichten kann, ehe es an die große Glocke kommt.

Unter den anderweiten Hausregeln für Direktoren vermisste ich die von Döderlein durch Landfermann bei dessen 25jährigem Schulrats-Jubiläum in Koblenz uns übermachte: „Sei selber immer nobel, aber erwarte nicht, daß auch die anderen alle nobel seien.“

In dem Lehrerkollegium des Idealgymnasiums seien von 18 nur 2 schlechte, welche sich aber auch für keine vorzüglichen halten, 4 mittelmäßige, 7 gute, 4 vorzügliche und „ein Mann, von Geist — den die andern dafür halten, nicht er selbst sich selbst: mit Fähigkeit im Deutschen für I, facultas für II.“ Einigen Geist werden doch auch die vorzüglichen und guten besitzen dürfen; aber wahr ist es, ein Gymnasium mit lauter Genies ist vielleicht noch bedenklicher, wie eins mit lauter Pedanten.

Hinsichtlich der Zucht sei bemerkt, daß Jäger dem sparsamen Gebrauch des Rohrstocks nicht abgeneigt ist; er will das „treffliche Werkzeug nicht dem Moloch einer falschen Humanität geopfert“ wissen; ganz gute Lehrer, die in der That seiner nicht bedürfen „giebt es hier zu Lande nicht.“ Strafarbeiten zu verbieten, sei recht schön; aber er kenne keine Anstalt, wo sie nicht durch eine Hinterthür wieder eindringen. Sehr treffend ist die Frage „ob ihr auch etwas vergessen könnt? oder ob

alles gebucht wird und jede Strafe aufs Zeugnis kommt, auch wenn sie schon vor vier Monaten — ach nein, so lange Zeit gönnt man euch nicht mehr — verbüßt worden ist, und der Schüler sich seither nichts mehr hat zu schulden kommen lassen?“ Namentlich für Abgangszeugnisse anzumerken! — Die Wirkung der Citation auf das Amtszimmer des Direktors ad audiendum verbum regium ist richtig gewürdigt; daß dieser dabei selbst innerlich ganz ruhig, ganz seiner Herr sein soll, ist freilich „billige Weisheit.“ Man kann recht kräftig schelten, unter vier Augen selbst den schuldbewußten Lehrer, nur muß die Sache damit gänzlich erledigt sein. Mit dem Pathos kann man aber Unglück haben. „Ich rede mich, da der etwas dämliche Halb-jüngling gar nicht reagiert, in einen großen Eifer hinein, und schliesse meine Predigt mit der mehr pathetischen als verständigen Frage: „Und nun unseliger Mensch — was soll jetzt werden, was willst du nun?“ Da öffnet er den Zaun seiner Zähne und spricht gelassen: „das Zeugnis zum einjährigen Dienst.“

Doch genug von den 300 Maximen. Die allgemeine Bemerkung will Ref. indes nicht zurückhalten, daß Jäger mitunter ganz spezielle Erfahrungen allzuleicht verallgemeinert, und dabei dann noch mit kleinen Bosheiten nicht sparsam ist. Da wird z. B. No. 257 ein Zeichenlehrer geschildert, wie er sein soll, ohne daß die Anforderungen besonders hochgespannt sind; dann heißt es: „ein solcher wäre mir ein fast ängstlicher Besitz. Er wäre zu gut für diese Welt, man müßte ja fürchten, daß er in einem feurigen Wagen gen Himmel entführt würde, wie Elias.“ Das ist sehr übertrieben, und ich bin bereit, ihm mehrere Direktoren zu nennen, welche sich des Besitzes ganz vortrefflicher Zeichenlehrer rühmen.

Und weshalb muß es denn wieder just der Zeichenlehrer sein, von dem es heißt: „Er trinkt noch überdies.“ Zur Abwechslung hätte, wenn die Künstler besonders gemeint sind, der Gesang berührt werden können, da diese Kunst sich in der Geselligkeit zu bethätigen pflegt.

Hm, sehr unangenehm, fährt Jäger fort, bloß dein Zeichenlehrer? Ref. will nicht schönfärben und bekennen, daß er einmal zwei Kandidaten zur Auswahl stellte mit dem Bemerkten, der eine habe eine kleine Neigung zum Trinken; man nahm den andern und schrieb dann nach einer Weile: „Sollten Sie sich auch in der Person geirrt haben?“ Gleichwohl ist die Annahme, in jedem Lehrerkollegium finden sich mit einiger Regelmäßigkeit ein bis zwei Trinker, doch Übertreibung. Es giebt ja, mit Scheffel zu reden, manche Orte, deren genius loci etwas feucht ist. Ob Köln dazu gehört?

Im 2. Teil der Schrift giebt Jäger didaktische und pädagogische Materialien. Die deutschen Probelktionen behandeln St. Christophorus in Quinta, Herzog Ernst von Schwaben in Ober-

tertia, Hermann und Dorothea in Untersecunda, Dramen in Prima. Ganz richtig ist die Bemerkung gegen Herbst, der Hermann und Dorothea erst in Prima lesen will, weil erst auf dieser Stufe der Schüler von der vollen Dichtergröße dieser „Perle der Kunst“ etwas wittere: „Wir lesen die klassischen Werke auf der Schule, damit die Schüler sich in dieselben vertiefen — sie später immer wieder und jedesmal mit neuem Gewinn lesen.“ — Über Roth hat Jäger sich geärgert, weil dieser in der Ilias einen edleren Geist findet als in den Nibelungen. Für das fossile deutsche Nationalepos schwärmt er, denn er ist ein Schwabe. Bei L. Freitag aber findet man die Bemerkung, seit Bodmer einen Teil des Textes herausgegeben habe, sei die Nibelungenliteratur ins Gewaltige angeschwollen und das Gedicht selbst ein Eigentum — — der Germanisten geworden. Ob auch andere zu selbst eigenem Genuß mitunter darin lesen und mehr als die erste und letzte Strophe auswendig wissen, ist einigermaßen zweifelhaft. Trotz der glänzenden Vilmarschen Analyse!

Mit Recht wundert sich Jäger, daß man den herrlichen Torso Demetrius den Schülern nicht zugänglich mache. Ref. hat wohl den Lehrer, den des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr im Morgenrauen, wo man nur Bäckerlehrlingen und Barbierburschen begegne, zur fünften Belagerung von Alesia rief, die Verse citieren hören: „O unschmackhafte Wiederkehr des Alten, Langweilige Dasselbigkeit des Daseins,“ aber es gab auch Kollegen, denen Marina überhaupt nicht vorgestellt war. Das war früher anders; seit 1859 ist die Kenntnis Schillerscher Dichtungen merklich rückwärts gegangen und erst neuerlich üben die Klassikervorstellungen zu halben Preisen auf Jung und Alt einen günstigen Einfluß aus.

In der Geschichte giebt Jäger eine Anzahl von Leitmotiven für diejenigen Kollegen, welche alljährlich eine Anzahl geängstigter und durch den Plötzianismus verdummter Abiturienten in dieser Wissenschaft prüfen müssen, und zwar so, daß nach dem Reglement „alte Geschichte, deutsche, preussische allgemeine Geschichte und Geographie berücksichtigt werden; erwischt man nun noch die Lokalgeschichte, was mit der Zeit wohl nicht ausbleiben wird, so haben wir sie alle beisammen“. Solche Themata (die für mehrere Abiturienten ausreichen) sind u. a. die Insel Sicilien; Die Freiheitskriege, von den deutschen auf die amerikanischen, niederländischen . . ., germanischen, punischen, persischen zurückgreifend; Die orientalische Frage (Alexander. Mithridates. Crassus. Araber. Kreuzzüge. Mongolen, Osmanen.). — Der treffliche Geschichtslehrer bewährt sich, wie man sieht, auch hier.

Für das Lateinische variiert Jäger ein Thema von V bis I in der Weise, daß er, mit Franz Kern zu reden, von „splitternackten“ Sätzen zu anmutig bekleideten fortschreitet. Auch giebt er Text und Übersetzung für lateinische Skripta, an denen quidquid est hominum venustiorum schon deshalb sich freuen muß,

weil die miserable Redensart tantum abest ut . . . ut auf allen 20 Seiten nicht ein einziges Mal vorkommt.

Den Schlufs bilden eine Königsgeburtstagsrede und Entwürfe für Schulandachten. Jäger steht auf sehr solidem religiösen Standpunkt und hat die Bedeutung des 8. Kapitels des Römerbriefes an sich selber gründlich erfahren. Eingedenk der Pflicht gegen die Jugend und des allgemeinen evangelischen Priestertums fordert er mit vollem Recht eine gröfsere Beteiligung der Lehrer an dem Religionsunterricht, der durch seine Isolierung an Bedeutung und Einflufs keineswegs gewinnt. Dafs jeder Ordinarius ihn in seiner Klasse erteile, wie das früher der Fall war, ist freilich weder ratsam noch möglich. Über die Teilnahme am Gottesdienst bemerkt er: „Du könntest auch etwas fleissiger in die Kirche gehen; dein konservativer Landrat ist über solche Rücksichten erhaben: Du, Ordinarius von 35 Schülern, nicht“. Hier ist die Rücksicht auf Schüler und Eltern mit dem ethischen Unbehagen eines falschen Scheines gemischt; völlig zweifellos ist ihre Geltung aber auf dem Gebiet der Politik, wo das Schulamt, auch nach Jägers Theorie, grofse Zurückhaltung fordert und zwar nicht am wenigsten von den „gutgesinnten“. Die Zahl der Andachten beschränkt Jäger auf zwei und meint, besser zwei zu wenig, als sechs zu viel. Dafs sie Montag früh und Sonnabend Mittag abzuhalten seien, wird doch so ziemlich allen einleuchten, obwohl Jäger fragt: „Warum nicht lieber am Sonnabend früh 8? die Stimmung ist besser, frischer“. Ref. hat im Gegenteil jahraus, jahrein gefunden, dafs der Gesang der Schüler am Sonnabend Mittag kräftiger und lebendiger ertönt, als zu jeder andern Zeit.

Der Forderung: „Ein Liedervers aus dem gemeinen Gemeindegesangbuch, nicht aus einem präparierten Schulgesangbuche“ ist keinerlei Begründung hinzugefügt. Was ist denn gegen Klix einzuwenden? Soll man etwa unter präpariert eine besondere Tendenz oder Manier sich denken? Teilt Jäger die Bedenken W. Bauers (Päd. Encycl. II 771) hinsichtlich des Abbruchs, den das kirchliche Leben durch besondere Schulgesangbücher erleiden könnte? Im päd. Archiv 1860 S. 434—437 sind die Gegenbemerkungen zu lesen. Auch erinnert sich Ref., dafs er einst statt eines Gesangbuches mit Felix und Therese Dahns Gedichten nach Hause kam. Denn als er auf die Frage des Königsberger Buchhändlers: welches Gesangbuch? antwortete: „das evangelische“, sagte dieser sehr gelassen: „deren haben wir hier acht verschiedene.“ Die Option der Beamten stand noch bevor, und alle acht konnte man sich doch nicht anschaffen. — In Köln hat man immerhin auch eine Civil- und eine Militärgemeinde, und die 80 Kirchenlieder haben in der beregten Hinsicht schwerlich Schaden angerichtet.

In Summa, es ist eine geistvolle Schrift in sehr pikantem Tone, eigentlich mehr noch für erfahrene Lehrer geeignet als für

Neulinge, die manches mißverstehen könnten. Säuselnd wandelt seine Liebe, donnernd uns sein Zorn vorbei; wem der letztere eigentlich gilt, ist nicht recht ersichtlich; wenn man denkt, jetzt hat man's, so erfolgen Gedankenstriche. Z. B. „Ja, treibt es nur vollends hinaus mit eurer pädagogischen Hetzpeitsche, das bisschen Natur, aus unsern Schulen, ihr — —“. Will das denn irgend einer der namhaften Pädagogen wirklich? Kommt der Begriff, „junge Lehrkraft“ statt der Person denn irgend vor, außer bei Etatsverhandlungen? Gilt es wirklich nicht mehr: *men not measures*? Zweifelt jemand daran, daß das Beste, was in der Schule geschieht, auf der Persönlichkeit des Lehrers beruht? Giebt es wirklich in der im 19. Jahrhundert entdeckten, encyclopädisch beschriebenen und systematisch dargelegten pädagogischen besten Welt keine Stunde mehr, auf die der Schüler sich freut? Ist es aus mit der Idealität und dem Frohsinn der Jugend?

Gerade der Beifall, den Jägers Schrift findet, wird beweisen, daß dem nicht so ist.

Das „Testament“ haben wir mit großem Vergnügen gelesen und bitten um recht zahlreiche Codicille.

Danzig.

Karl Kruse.

In wie weit sind die Herbart-Ziller-Stoyschen didaktischen Grundsätze für den Unterricht an den höhern Schulen zu verwerten? Separatabdruck der Referate des Direktor Dr. Frick (Halle) und des Direktor Dr. Friedel (Stendal) zu den Verhandlungen der vierten Direktoren-Konferenz der Provinz Sachsen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 125 S. nebst einer tabellarischen Übersicht über das Lehrverfahren und über die Litteratur der H.-Z.-St.schen Didaktik. 1,60 M.

Eine der brennenden Fragen auf dem Gebiete des höhern Unterrichtswesens ist seit längerer Zeit die theoretische und praktische Vorbereitung der Lehrer. Wie Herr Direktor Dr. Frick mit geschickter Benutzung der glücklichen Verhältnisse, die ihm seine Stellung als Leiter der Franckeschen Stiftungen bietet, in seinem Kreise die Lösung dieser Frage gefunden hat, wird den Fachgenossen aus seiner interessanten Schrift „Das Seminarium praeceptorum an den Franckeschen Stiftungen“ bekannt sein. Eine dem Bedürfnis entsprechende Ausdehnung des hier Geschaffenen dürfte der richtige Weg sein, um dem allgemein anerkannten Übelstande abzuhelpen.

Dieser Thätigkeit Fricks verdankt auch die vorliegende Schrift offenbar ihre Entstehung, „weil die Aufgabe, Lehrer zu bilden, am nachdrücklichsten zu einer Beschäftigung auch mit der pädagogischen und didaktischen Theorie nötigt“. Der Kenner der Herbart'schen Pädagogik wird wissen, welche centrale Stellung gerade die Didaktik bei Herbart einnimmt und mit Interesse die Anwendung seiner Grundsätze auf ein bis dahin ziemlich fremdes Gebiet verfolgen. Dem Anfänger im Studium der Herbart'schen Pädagogik

bietet sie durch die klare und scharfe Heraushebung der wichtigsten didaktischen Grundsätze ein vortreffliches Orientierungsmittel, welches ihn unter Beihilfe von Kerns anerkannter Darstellung leicht über die Schwierigkeiten dieses Studiums hinwegbringt und vortrefflich in die Litteratur der Herbartschen Schule einführt.

Die Referate erhalten ein besonderes Interesse dadurch, daß möglichst oft den Referenten und Korreferenten der einzelnen Anstalten das Wort gegeben wird. Aus dem reichen Inhalte gestattet sich Ref. nur einige Punkte herauszuheben. Unter der Überschrift „Beseitigung irriger Voraussetzungen“ behandeln beide Referate die „Parteistellung“ der einzelnen Anstalten gegenüber der Frage. Während manche ungefähr den Standpunkt einnehmen, daß das Gute in der Herbartschen Pädagogik nicht mehr neu, das Neue aber nicht gut sei, spricht sich die große Mehrzahl mit mehr oder weniger Einschränkung für die Verwertung der Herbartschen Didaktik aus und erkennt an, daß die Praxis des höhern Unterrichts einer rationellen, in allen Disziplinen durchgebildeten Unterrichtsmethodik zu ihrem Schaden noch entbehrt. Das scharfe Urteil Fricks:¹⁾ „So ist das, was die höheren Schulen zusammenhält, im besten Falle die Tradition, in Wahrheit der Zufall, der rohe Empirismus, das Experiment“ findet mehrfach Zustimmung. Die Frage ist im letzten Grunde die: Bedarf der höhere Unterricht einer fest durchgebildeten Methodik oder reicht er mit den einzelnen Anweisungen aus, wie sie die Tradition und die Fachwissenschaften bieten? Und hier dürfte doch Herbarts Ausspruch Beachtung verdienen:²⁾ „Nirgend ist philosophische Umsicht durch allgemeine Idee so nötig als hier, wo das tägliche Treiben und die sich so vielfach einprägende individuelle Erfahrung so mächtig den Gesichtskreis in die Enge ziehen.“ Wer sich mit der Überlieferung vereinzelter Anweisungen begnügt, verkennt die Macht, die richtig abstrahierten allgemeinen Begriffen inne wohnt. Die richtige Zusammenfassung und Verallgemeinerung einzelner Erkenntnisse ist Sache des schöpferischen philosophischen Denkens und nicht von jedem zu erwarten. Umgekehrt dagegen unterwirft sich der allgemeine Begriff, wofern er nur mit hinreichender Festigkeit angeeignet ist, mit Sicherheit allmählich das Einzelne und dringt mit innerer Notwendigkeit auf unbedingte Herrschaft. Die einzelnen Anweisungen, wie sie pädagogische Lehrbücher bei den einzelnen Disziplinen in schätzbare Fülle geben und wie sie die Fachwissenschaften der allgemeinen Didaktik immer wieder suppeditioren müssen, bleiben disiecta membra, wenn sie nicht durch diese stets auf einen Zweck konzentriert werden. Daß aber Auswahl des Stoffes, methodische Vorbereitung und Konzen-

¹⁾ Sem. pr. S. 54.

²⁾ Rede bei Eröffnung der Vorlesungen über Pädagogik.

tration der einzelnen Kenntnisse nach dem Gesichtspunkte des anziehenden Unterrichts im besten Falle vereinzelt und planlos betrieben werden, dürfen wir uns nicht verhehlen. Übrigens wird S. 16 u. ff. sehr entschieden darauf hingewiesen, daß die Methode die individuelle Freiheit und die Wirkung der Persönlichkeit nicht beschränken soll und darf.

Es hat bei der eigentümlichen Stellung der Herbartschen Psychologie Bedenken erregt, daß man die didaktischen Grundsätze gerade seiner Pädagogik in den Unterricht einführen will. Eine eingehende Behandlung dieser Frage würde gewiß von Wert sein. Die richtigen Gesichtspunkte sind S. 24 kurz entwickelt. Herbart hat seine allgemeine Pädagogik zuerst geschrieben, und es war sein Bestreben, die der Pädagogik immanenten allgemeinen Begriffe zu entwickeln¹⁾. Das verleiht diesem Werke das große Übergewicht über solche Systeme, wie z. B. die von Spencer u. a., in denen die Pädagogik nach anders woher, namentlich aus den Naturwissenschaften übertragenen Ideen, zugeschnitten wird. Der Umstand, daß Herbart die Vorstellung zur psychischen Grundfunktion macht, hat zwar den Nachteil, daß die Bildung des Willens zerrissen ist und zwischen der Erziehung durch Unterricht und der Zucht kein organischer Zusammenhang stattfindet. Auf der andern Seite aber hat diese Anschauung H. dahin geführt, das Hauptgewicht auf die Didaktik zu legen und dieselbe mit einer ganz besonderen Sorgfalt auszubilden. Wenn infolge dessen die Gefahr künstlicher Konstruktionen des Unterrichts auch nicht ausgeschlossen und von den Nachfolgern H.s., namentlich von Ziller, auch nicht immer vermieden worden ist, so steht den höhern Schulen doch nichts im Wege, sich das Gute und Richtige in H.s. Pädagogik anzueignen und das Vertrauen zu hegen, daß das Gegengewicht des Unterrichtsstoffs und die befruchtende Nähe der Wissenschaften unnatürliche Konstruktionen und rein schematische Behandlung des Unterrichts nicht aufkommen lassen wird.

Es folgt sodann S. 22—93 die „Würdigung der H.-Z.-St.schen didaktischen Grundsätze unter dem Gesichtspunkte ihrer Verwendbarkeit für die höhern Schulen“, worin die wichtigsten Begriffe der H.schen Didaktik einer Prüfung unterworfen werden. Es sind insbesondere das vielseitige, gleichschwebende Interesse, die Konzentration des Unterrichts, der erziehende Unterricht, die Gliederung des Unterrichts und die sogenannten Formalstufen. Der Verf. hat nach Ansicht des Ref. richtig und scharf die Punkte der H.schen Didaktik bezeichnet, deren Verwendung im Unterricht der höhern Schulen möglich und erspriesslich ist, und setzt dieser Verwendung in maßvoller Weise die nötigen Schranken durch die Persönlichkeit des Lehrers. Ref. hätte gewünscht, daß

¹⁾ Herbart, Allgemeine Pädagogik. Herausgeg. von Richter. S. 6.
Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen XXXVII 1.

diese individuelle Freiheit, die der Verf. ganz besonders bei Anwendung der Formalstufen betont, ausdrücklich auch bei den verschiedenen Arten des Interesses, namentlich dem Interesse der Teilnahme, vorbehalten wäre. Denn hier liegt die Gefahr nahe, daß durch gewaltsames Zerren von einem Interesse ins andere die Bildung eines einheitlichen, starken Gefühls verhindert wird. Übrigens verdient gerade der Abschnitt der H.schen Didaktik über das Interesse der Teilnahme, dessen Unzulänglichkeit H. selbst durch seine Abhandlung „Über die ästhetische Darstellung der Welt als das Hauptgeschäft der Erziehung“ auszugleichen bemüht war, eine eingehendere Behandlung, als er bis jetzt meines Wissens in der H.schen Schule erfahren hat. — Mit Recht wird also dann die Forderung eines erziehenden Unterrichts als höchste Aufgabe auch der höhern Schulen hingestellt im Gegensatz zu der noch viel verbreiteten Ansicht, daß dieselben in erster Linie die Mitteilung einer formalen Bildung durch möglichst vielseitige Gymnastik des Geistes zum Zwecke hätten. Das wichtigste Mittel zu diesem Zwecke ist die Konzentration des Unterrichts. Ref. hält diesen Punkt, der weniger durch H. selbst als durch seine Schule seine Ausbildung erhalten hat, für einen der wichtigsten. Die ganze Idee des erziehenden Unterrichts steht und fällt mit der Konzentration des Unterrichtsstoffes auf das sittlich-religiöse Leben des Zöglings. Die höchsten sittlichen und religiösen Ideen müssen durch den gesamten Unterricht so gefestigt, in dem ganzen Vorstellungskreise und Gemütsleben so sicher verankert werden, daß sie auch in Zeiten des Zweifels und der Anfechtung vorhalten. Dazu aber ist nötig, daß „das Gelernte zugleich empfunden sei, und daß sehr große Massen des Gelernten eine tiefe Gesamtempfindung bewirken, mit welcher sich eine logische und praktische Ausbildung von Begriffen, Maximen und Grundsätzen verbinden muß.“¹⁾ — Indem der Verf. die künstliche Konzentration und die sogenannten Gesinnungsstoffe verwirft, und sich dagegen für die Stoische Idee einer Statik des Unterrichts erklärt, macht er die Wichtigkeit und Fruchtbarkeit des Konzentrationsgedankens besonders auf der höchsten Stufe anschaulich. Von großem Interesse war dem Ref. das Beispiel einer für die 4 Semester der Prima durchgeführten Konzentration zwischen dem griechischen und deutschen Unterrichte. In ähnlicher Weise, wie es hier geschehen ist, wurde von dem Unterzeichneten im letzten Schuljahre mit der Lektüre des Ajax die Betrachtung von Minna von Barnhelm verbunden und in den deutschen Stunden der Begriff der Ehre nach verschiedenen Richtungen entwickelt. Als Frucht dieser Besprechung ergab sich das Aufsatzthema: Die Ehre als Motiv in Sophokles' Ajax und Lessings Minna von Barnhelm²⁾.

¹⁾ Herbart über Staat und Erziehung. 12. Kap.

²⁾ Progr. von Schleiz. Ostern 1883.

Dies Beispiel möge zugleich die Zweifel des Korreferenten an der allgemeinen Durchführbarkeit einer solcher Konzentration widerlegen. Es ist offenbar, daß die gleichen Grundsätze auch zu dem gleichen Verfahren führen werden. Der Stoff der Konzentration wird nach der Individualität und Stellung des Lehrers verschieden sein, die Hauptsache ist das Ziel, auf das sich die Konzentration richtet. Und da dies in den spekulativ-ästhetischen Ideen auf der einen und den sittlich-religiösen auf der andern Seite gegeben ist, so kann bei gehöriger Vorbildung auch ein ganzes Kollegium diese Aufgabe erfüllen.

Ganz besonders instruktiv für das Verständnis der H.schen Didaktik erscheint dem Unterzeichneten die Behandlung der sogenannten Formalstufen durch den Referenten und Korreferenten mit der im Referat gegebenen Anwendung derselben bei einer Geschichtsrepetition des Abschnitts 63—44 v. Chr. Der Verf. und mit ihm die Direktorenkonferenz verlangen übrigens nicht die Absolvierung dieser Stufen bei jeder methodischen Einheit, sondern wollen dem Lehrer darin mit Recht völlig freie Hand lassen. Mag man nun den Unterricht bis ins Einzelne streng nach diesen Stufen gliedern wollen, mag man sie mit Kern erst auf grössere Ganze anwenden und mehr als Direktiven für die Behandlung des Stoffes ansehen, darüber herrscht in den meisten Referaten Einstimmung, daß erst durch ihre bewußte Verwendung der Unterricht ein wirklich bildender werden kann.

Den Schluß bildet eine Reihe von praktischen Folgerungen, worin der Verf. die wichtigsten der jetzt schwebenden pädagogischen Fragen bespricht. Erwähnt seien die Extemporale-Not, die Einrichtung der Lehr- und Übungsbücher, die grammatistische Methode, in deren Verwerfung der Korreferent indessen nicht einstimmt, die Überbürdung und die Lehrerbildung. Es folgen die vom Referenten und Korreferenten gemeinschaftlich vertretenen Thesen mit den geringen Abänderungen der Konferenz, das Korreferat und als Schluß eine tabellarische Übersicht über das Lehrverfahren mit einer anschaulichen Darstellung der Formalstufen. Die Konferenz erkannte es als dringend zu wünschen an, daß die Herbartische Didaktik mehr als bisher im Unterricht der höhern Schulen Verwendung finde und erklärte besonders folgende Punkte dieser Didaktik für beachtenswert: 1) „Die Forderung, daß aller Unterricht ein erziehender sei.“ 2) „Die Forderung, daß nicht das Wissen höchster Zweck alles Unterrichts sei, sondern die Entwicklung des lebendigen Interesses (im Sinne Herbarts).“ 3) „Die Forderung der Erregung eines vielseitigen und doch konzentrierten Interesses.“ 4) „Die Forderung einer auf alle Weise möglichst straff und einheitlich durchgeführten auf Bildung der Gesinnung und des Charakters gerichteten Konzentration des Unterrichts.“ 5) „Die Forderung einer auf das sorgfältigste durchgeführten Gliederung des Unterrichts.“

In These III wird eine freie und möglichst elastische, nach den verschiedenen Klassenstufen und Unterrichtsgegenständen zu modifizierende Verwendung der sogenannten Formalstufen empfohlen, und in These IV die Wichtigkeit der Herbart'schen Didaktik nicht nur für die Ausbildung des Anfängers, sondern auch für den in der Praxis stehenden Lehrer betont.

Der Verf. und mit ihm viele Referate weisen darauf hin, daß viele Klagen verschwinden werden, wenn die gründliche Kenntnis der wissenschaftlichen Didaktik, und als solche müssen wir in erster Linie die der Herbart'schen Schule ansehen, wenn wir auch sein System nicht für die wissenschaftliche Pädagogik *κατ' ἐξοχήν* halten, als notwendige Grundlage der Vorbildung für das Lehramt gefordert wird. Ref. ist überzeugt, daß in diesen Bestrebungen die Zukunft unseres Berufs liegt, und hat die vorliegende Schrift als einen bedeutsamen Schritt zu dem richtigen Ziele hin begrüßt. Freilich hob der Vorsitzende der Konferenz, Herr Provinzialschulrat Dr. Todt, mit Recht am Schlusse der Verhandlungen hervor, daß es mit der bloßen Aneignung der didaktischen Grundsätze noch nicht geschehen ist, sondern daß es nun gilt, namentlich auf den höheren Stufen des Unterrichts, für die in dieser Beziehung noch wenig geschehen ist, die Anwendung zu machen. Der Verf. selbst hat durch seine Musterpräparationen in dieser Zeitschrift die Wege gewiesen, wie die Theorie in die Praxis zu übersetzen ist. Hier liegt ein ausgedehntes, noch fast unbebautes Feld vor uns, welches die Arbeit reichlich lohnen wird.

Schleiz.

H. Meier.

Ferdinand Hands lateinisches Übungsbuch. Zum Gebrauche für die obersten Klassen der Gymnasien. Dritte Auflage. Vollständig neu bearbeitet von Dr. Heinrich Ludwig Schmitt. Jena, Hermann Costenoble, 1883. 148 S. 8. 2 M.

Der Vergleich der dritten Auflage mit der 1850 erschienenen zweiten des Handschen „Praktischen Handbuchs für Übungen im lateinischen Stil“ lehrt, daß der jetzige Hsbg. vom Alten nicht viel übrig gelassen, vielmehr ein neues Buch mit Reminiscenzen an den hochverdienten Stilistiker Hand und im Sinne desselben geliefert hat. Schmitt ist in der Umgestaltung hier ungleich weiter gegangen als bei dem Handschen „Lehrbuch des lateinischen Stils“ (zweite Ausgabe, Jena 1839), über dessen dritte Auflage (Jena 1880) uns fast nur zustimmende Urteile in der Öffentlichkeit begegnet sind. Darnach hat Schmitt als tüchtiger Kenner der lateinischen Sprache und ihrer Eigentümlichkeiten und als erfahrungsreicher Schulmann unter Beibehaltung der Handschen Stoffeinteilung das Buch in formeller und, so oft es geboten schien, in sachlicher Beziehung geändert und dem jetzigen Standpunkte der Philologie vollständig angepaßt. Während das Übungsbuch in zweiter Auflage folgende Einteilung hatte: I. 1. Aufsätze mit

den Originalen verglichen. 2. Muster in ihrer Zergliederung. 3. Kritik und Verbesserung mangelhafter Aufsätze. II. 1. Aufgaben zur Imitation. 2. Aufgaben zur Übersetzung. 3. Themata für freie Bearbeitung, — besteht die neue Auflage aus 28 Übungsstücken (S. 1—81) und aus einer Anleitung zum lateinischen Aufsätze. Letztere ist neu hinzugekommen, und von ersteren sind Nr. V, VI, VII, VIII, XV, XVI, XVII und XVIII, also nur acht, von Hand. Weshalb Schmitt die Buntscheckigkeit der Handschen Einrichtung und Anlage, so viel Anregendes und Belehrendes sie auch in sich birgt, nicht beibehalten hat, ist auch ohne eine Erklärung seinerseits zu erraten. Andere Zeiten, andere Sitten, auch in Gestaltung von Schulbüchern, in denen die Mode, hier freilich durch die Fortschritte der Wissenschaft und die wachsende Erkenntnis auf dem Gebiete der Didaktik geboten, nicht allzu lange stabil zu sein pflegt. An der Vorführung von Latein mit allen denkbaren Fehlern würden überhaupt wohl recht viele Anstofs nehmen; es erinnert allerdings sehr an das „kranke Pferd“ in Handbüchern der Veterinarien. Für Nichtkenner der zweiten Auflage mag die Mehrzahl der Stücke überraschend sein; soweit sie nämlich nicht deutschen Schriftstellern entnommen sind, sind es kommentierte Übersetzungen aus Cicero (vorwiegend), Cäsar, Livius, Sallust, Quintilian, Plinius' Episteln, (Horatius Epist. 1,10¹⁾, wobei dem Schüler mit geringen Ausnahmen (XXIII) die Originalstellen nicht verschwiegen werden. Hand hat unter I 1 bei Nr. I und II neben den Originaltext sogar noch eine lateinische Übersetzung, bei Nr. III ersteren allein gesetzt, und erst von Nr. IV ab begnügt er sich mit der Stellencitierung. Da der Hsgeb. von der Existenzberechtigung solcher Stücke mit keiner Silbe spricht und Hands Versuch eines Beweises derselben (Vorrede S. V) nicht jedermann zugänglich sein dürfte, so mögen hier seine Worte Platz finden, mit denen er sich gegen den Einwurf, daß die Schüler alsbald die Originale aufsuchen und die Übersetzung abschreiben würden, verwahrt: „Diese Übungen sind nicht für leichtfertige Knaben, sondern für Jünglinge bestimmt, welche von innen aus einem wissenschaftlichen Ziele zustreben und denen selbst am Herzen liegt, eine tüchtige Fertigkeit zu erringen. Auch meine ich, ein tüchtiger Lehrer müsse mit den Schülern der ersten Klasse so gestellt sein, daß sie seinem Worte und seiner Warnung die volle Überzeugung zuwenden. Wer bei diesen Aufgaben den Lehrer durch heimliche Benutzung des Originals zu betrügen imstande ist, wird auch dann die Kunst nicht erringen, wenn ihm solche Hinterlisten abgeschnitten werden. Übrigens können diese Aufgaben unmittelbar in den

¹⁾ Dichterstellen für lat. Übungen zu verwenden hat sein Bedenkliches. F. Schultefs hat in seinen Vorlagen z. lat. Stilüb. nur Hor. Sat. I 1, 1—19 ff. Verg. Aen. IV 31 ff. herangezogen. Vgl. dazu J. H. Schmalz, Zum Lateinunterricht in Oberklassen. N. Jahrb. f. Päd. 1883. S. 433.

Lehrstunden behandelt werden, wo die Originale nicht alsbald zur Hand sind“. Diese den Leichtsinne vorweg bedrohende und an die wissenschaftliche Ehre der Jugend appellierende Rede würde heute vielleicht etwas weniger als vor 45 Jahren Eindruck machen. Unsere heutige Jugend ist zwar nicht schlechter als die damalige, obschon es nicht an Pädagogen fehlt, welche in dem jedesmal heranwachsenden Geschlecht eine Degeneration konstatieren zu können meinen; aber es kann nicht geleugnet werden, daß die Zahl derer, welche mit wirklichem Ernste und Wissensdrang in das Latein sich zu versenken suchen, geringer geworden ist, und die Scheu vor „Hinterlisten“ mit zunehmender bequemer Zugänglichkeit erlaubter und unerlaubter Hilfsmittel aller Art nicht zugenommen hat. Also in diesem konkreten Falle: würde das Hand-Schmittsche Buch irgendwo eingeführt und zu häuslichen Exercitien benutzt werden, was alsbald geschehen würde, ist klar — und wer möchte sich der Mühe unterziehen, an die Korrektur solcher Arbeiten heranzutreten! Es bleibt also nur übrig, was Hand selbst als letztes Auskunftsmittel empfohlen hat, die Übersetzung in den Lehrstunden und zwar mündlich ohne Präparation, nicht schriftlich, da selbst bei einer Klausur Täuschungsversuche hier nicht ganz zu verhüten sein würden. Der Einführung des Buches würden die übrigen Stücke nicht im Wege stehen bei Freunden der Übersetzung deutscher Schriftsteller, falls ihnen die Anleitung gefällt und die etwas knapp zugemessene Materie (knapper als bei Hand, der selbst schon nach dem Grundsatz „weniger, aber gut“ gearbeitet hat; s. Vorrede S. VIII) ausreichend erscheint. Es sind darunter Proben von Raumer (XXIV, XXV), Justus Möser (XXVI), Goethe (XXVII mit Ausnahme der Einleitung), Schiller (XXVIII), während Hand Texte von Wieland, Niebuhr, Herder, Lessing, Jakobs, Goethe, Schlegel, Reinhard, Schleiermacher, Kant, Engel, Schiller, Joh. v. Müller genommen hatte, von denen nur einer in Nr. XXVIII einer Auffrischung gewürdigt worden ist.

Die jetzige innere Einrichtung des Buches unterscheidet sich auch in den übernommenen Stücken von der früheren. Der deutsche Ausdruck ist öfters geändert, teilweise erweitert oder gekürzt, ohne allemal eine Verbesserung erfahren zu haben. Der Notenapparat ist ganz vereinfacht: statt der belehrenden Weit-schweifigkeit Hands, die den gemütvoll an den Schüler sich wendenden Lehrer bekundet, bietet Schmitt jetzt oft nur den nackten Originalausdruck, jedoch auch oft mit Synonymen u. dgl.; der Hinweis auf das stilistische Handbuch ist fortgelassen. Wortreicher als Hand ist Schmitt in den Anleitungen zu modernen Texten, was besonders aus dem Vergleich von XXVIII in alter und neuer Fassung erhellt; als einleitende Worte schickt er u. a. folgende voraus: „Der Übersetzer hat die Gedanken möglichst treu wiederzugeben; sodann . . darauf zu achten, daß das logische Verhält-

nis . . . auch äußerlich durch die Sprache zum Ausdruck gelange . . . ; die Mittel dazu bietet ihm das Latein in so reichlichem Maße, daß das Deutsche dagegen arm erscheint . . . Eine wörtliche Übersetzung ist nur in seltenen Fällen möglich; der Übersetzer wird sehr oft seiner Aufgabe um so besser genügen, je mehr er von deutscher Sprachdarstellung abweicht; er wird andere Redeteile wählen, aus Hauptsätzen Nebensätze machen, die Sätze anders und logischer ordnen, die Stellung der Wörter im einzelnen Satze ändern u. s. w.“ Daß solche Änderungen und namentlich die Anwendung von Partikeln das logische Verhältnis, selbst der Satzteile unter einander, prägnanter hervortreten lassen, als es im Deutschen zumeist erscheint, ist unstreitig richtig. Weshalb aber sind unlogische Stellen im Texte nicht lieber vermieden oder geändert? Welchen pädagogischen Wert hat der wiederholte Hinweis in den Anmerkungen, daß deutsche Schriftsteller nicht immer klassisch in griechisch-römischem (!) Sinne geschrieben haben? Zudem sind die angezogenen Stellen nicht unterschiedslos unlogisch und unklassisch; doch, abgesehen davon, daß ein Schiller z. B. es nicht verdient, in der Weise Schmitts, wenn auch zu einem besonderen Zwecke, gehofmeisterzt zu werden, muß ein Schüler nicht irre werden, wenn er in der Einleitung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges auf 67 Zeilen (Cottasche Ausg. in 12 Bdd.) eine Reihe von Bemerkungen findet, wie sie ihm der Lehrer in seinen deutschen Arbeiten etwa zu machen pflegt: „wenig klassisch“, „Nachlässigkeit des deutschen Stils“, „Schwulst und Weitschweifigkeit“, „im Deutschen ganz überflüssig“, „der Stil ist hier schwülstig und erinnert an Florus; das Gleichnis ist auch ungenau“, „es ist schwierig, solche wenig klassische, aber glänzende Stellen lateinisch wiederzugeben, wenn man nicht ebenso glänzend, aber auch ebenso unklassisch schreiben will“, „dieser etwas matte Gedanke“? Schmitt hätte besser gethan, dergleichen fortzulassen oder — Schiller ganz auszuschließen, damit der Geistesheros in den Augen des Schülers nichts an seiner Hoheit einbüßt.

Die zahlreichen Winke zur Latinisierung des deutschen Ausdrucks und Satzverhältnisses können den Schüler an die Übertragung moderner Stoffe gewöhnen. Daß die Arbeit nicht leicht ist und „so verlockend und fesselnd für begabte und gewandte Schüler, so verderblich für schwach begabte und ungewandte Leute“, wird niemand leugnen, der solchen Übungen näher getreten ist. Wer um hierher gehörende Gesichtspunkte verlegen ist, der lese u. a. die interessanten Aufsätze von K. v. Jan in den N. Jahrb. f. Päd. 1880 S. 6 ff. und C. Knaut, Der lat. Unterricht in der Gymn.-Prima, in dieser Ztschr. 1883 S. 523. Die beste Anweisung giebt immer noch der bisher nicht überholte Nägelsbach, und das Studium vor allem seiner Topik, „welche die Mittel der lateinischen Sprache nachweist, um den Anforderungen der

deutschen Rede zu entsprechen“, müßte noch bedeutend zunehmen, wenn Übertragungen deutscher Schriftsteller mehr in Blüte kommen sollten,

Wie sich Schmitt mit dem Modernen abzufinden sucht, möge folgender Auszug zeigen: „Herrscherstamm“ giebt er durch *domus regnatricis* nach der einen Stelle bei Tacitus Ann. 1, 4; „morgensländisch“ durch *orientalis* nach Justinus; „Woche“ durch *hebdomas*, „Schreibzeug“ durch *calamus et atramentum*; „Religionskrieg“ durch *bellum pro religionibus susceptum* nach Cic. p. Font. 20; „Reformation“ durch *reformatio* gegen Hand, der „Verbesserung der Religion“ haben möchte; ist aber nicht zu beanstanden (s. Bemerk. S. 74 und Lehrb. d. lat. St. § 29); „Kirchentrennung“ konnte kürzer durch *schisma* als durch *religionum* oder *ecclesiarum discidium* gegeben werden; „Bekenner“ = *assectator* nach Plinius, „Flamme der Verwüstung“ = *fax belli* nach Florus und nach Analogie der Personifikation von *flamma* bei Cic. in Verr. IV 31 und *lux* bei Cic. p. Lig. 6; „Weltbürger“ = *cosmopolita* (*κοσμοπολίτης* bei Diogen. Laert.) mit dem Zusatz *quem vocant* (wodurch ja manches möglich wird) gegen das längere *totius mundi incola et civis* bei Cic. Tusc. 5, 108.

In den Stücken Saladin von Raumer (XXIV u. XXV) begegnen uns die Namen: Saladin, Takrit, mesopotamisch, Ejub, Ejubiden, Schirkuh, Turkestan, Chalif, Bagdad, Zenki, Nureddin, Baalbek, Schaver, Islam, Sultan, Vezier. Warum aber werden nur einige latinisiert? Es hätten füglich Vorschriften zur Latinisierung von Personen- und Ländernamen gegeben werden können. In Stück XXVIII sind Namen wie Dänemark, Schweden, Böhmen, Mähren, Österreich, Ostsee erst Anmerk. 16 gelegentlich lateinisch gegeben; hier, wo die lateinischen Formen hinlänglich bekannt sind, werden sie nicht vermisst. Bei Turkestan heißt es: *Turkestanis* oder *Turkestanus*, da im Lateinischen die Völkernamen oft für die Ländernamen stehen, eine schon für Tertianer mindestens überflüssige Bemerkung.

Für die Weglassung von manchem Originellen, dessen Studium dem praktischen Philologen noch immer empfohlen werden darf, entschädigt Schmitt auf S. 82—143 durch einen ganz neuen Teil: „Der lateinische Aufsatz“. Nach allgemeiner Einleitung folgen die Abschnitte: Das Thema, Vom Stoffe, Von der Definition, Von der Einleitung, Die Formen der partitio, Einführung der Hauptteile, Übergänge innerhalb eines Hauptteils, conclusio, digressio, praecisio, revocatio, reditus ad propositum, praeteritio, Vom Syllogismus, Vom Epichirem und Enthymem, occupatio und refutatio (reprehensio), argumentum und argumentatio, Frageformen in der argumentatio, Vom Gleichnis (*simile, similitudo*), exemplum, testimonium, proverbium, sententia, Von der Ironie, dem Scherz, Witz u. s. w., Von der Chrie. Wer diese Titel liest, wird einräumen, daß unter denselben Belehrungen zur völligen Befriedi-

gung eines tief empfundenen Schulbedürfnisses stecken können. Die bisherigen Erscheinungen der Aufsatzlitteratur haben die richtige Mitte zwischen dem, was der Schule unbedingt nötig, und dem, was für sie überflüssig ist, noch nicht getroffen, ermangeln auch der für Schulzwecke erforderlichen übersichtlichen Ordnung des Materials, stellen einerseits zu hohe Anforderungen an die Nebenthätigkeit des Lehrers und setzen anderseits nicht nur eine zu geringe Vorbereitung des Schülers auf die freie Komposition durch den ihr vorausgehenden Unterricht, sondern auch eine gar zu lockere Kontinuität des deutschen und lateinischen Unterrichts voraus (vgl. H. Hempels instruktive Rezension von B. Nake, Vorübungen zur Anfertigung lateinischer Aufsätze, in N. Jahrb. f. Päd. 1880 S. 302, 358, 391 und C. Knaut a. a. O. S. 528). Das vorliegende Buch hat einen in langjähriger Schulpraxis bewährten und gelehrten Philologen zum Verfasser, der in der Bedürfnisfrage der Schule sicher ein schwerwiegendes Wort mitzureden hat; schon deshalb müssen wir ihm einen gewissen Respekt entgegenbringen. Ref. hat dasselbe mit großem Interesse studiert, verdankt ihm viele Anregung und wird es oft und gern wieder zur Hand nehmen. Wem es aber in der freien Komposition in erster Linie um den rhetorischen Zuschnitt und Ausputz zu thun ist, der wird nicht genug Vorrat zum Ausbau der „Ecken und Passagen“ finden, auch manche Metathesis des Stoffes wünschen, zumal wenn er gar der Ansicht ist, daß nur durch den Schematismus der in ihrem Werte doch so anfechtbaren Chrie die Hohlheit lateinischer Schülerexpektoration einigermaßen verdeckt und beschönigt werden könne. Ref. befürchtet daher, daß durch Schmitts treffliche Zugabe, so freudig sie auch begrüßt werden wird, noch nicht allen Wünschen der Lateinlehrer Genüge geschieht.

Salzwedel.

Franz Müller.

Sophokles' Oidipus auf Kolonos. Für den Schulgebrauch erklärt von Ludwig Bellermann. VI und 202 S. 8. Leipzig, Teubner, 1893. 1,50 M. (Fünfter Teil der von Gustav Wolf begonnenen Sophoklesausgabe.)

Der Oidipus auf Kolonos ist das erste Sophokleische Stück, das Ludwig Bellermann in eigener Bearbeitung herausgibt; bisher hatte er sich darauf beschränkt, etliche der von Wolf edierten Stücke zu revidieren und neu herauszugeben. Über die Grundsätze, die er befolgt hat, und die in diesem Heft dieselben sind wie in den früheren, spricht er sich im Vorwort so kurz und bündig aus, daß ich dem Leser einen Dienst zu erweisen glaube, wenn ich die Hauptpunkte daraus mitteile. Für die beste Überlieferung gilt ihm in erster Reihe der Laur. A; aber auch mehrere der anderen Hss., vornehmlich die Pariser A und B, sind ihm beachtenswerte, vom La unabhängige Quellen unseres Textes. Von

der Überlieferung abzugehen und Konjekturen aufzunehmen, hält er nur dann für zulässig oder geboten, wenn die Lesart der Hss. aus sprachlichen oder metrischen Gründen unhaltbar ist, nicht aber in dem Falle, wo wir Modernen glauben, etwas Besseres an die Stelle setzen zu können. Nach seiner Überzeugung bedarf der Text, so wenig er auch für fehlerlos ausgegeben werden kann, doch weit weniger der Emendation als der Erklärung.

Das sind treffliche Worte, die wohl beachtet zu werden verdienen. Man wird Bellermann den Vorwurf machen, wie man ihn schon gemacht hat, er sei in der Wertschätzung des La zu weit gegangen und habe noch da zu retten gesucht, wo keine Rettung mehr möglich sei, und wir werden weiter unten sehen, daß er wirklich in einigen Fällen mit zu großer Zähigkeit an der Überlieferung festhält; aber in der Hauptsache, in dem Streben, dem überwuchernden Konjekturenwesen ein Ziel zu setzen und erst alle Mittel der Erklärung zu versuchen, ehe man zur Korrektur greift, kann ich ihm nur beistimmen. Die Zahl derer, die ein Wort, einen Vers, einen Gedanken beanstanden und entweder tilgen oder verbessern, ist Legion; darum darf es als eine erfreuliche Erscheinung begrüßt werden, wenn wieder einer, und zwar ein Mann mit einem Namen von gutem Klang, sich auf die andere Seite stellt, das Recht der Überlieferung verteidigt und Gelehrsamkeit und Scharfsinn dazu anwendet, nicht den Dichter zu meistern, sondern ihn zu verstehen.

Die Einrichtung des Buches ist ähnlich wie bei den früheren Bänden. Auf das Vorwort folgen die alten *ὑποθέσεις*, dann ein paar kurze Orientierungen über die vorausliegende Sage und den Schauplatz der Handlung, hierauf der Text mit darunterstehendem Kommentar, dahinter ein Kapitel „Rückblick“ mit drei Unterabteilungen: 1. Gang der dramatischen Handlung, 2. der Grundgedanke des Dramas, 3. Zeit der Abfassung, weiter eine Übersicht der Versmaße und zuletzt ein „Kritischer Anhang“ mit 1) der Lesart des Laurentianus A, und 2) der Besprechung einzelner Stellen.

Man braucht nur die Lesart des La mit dem rezipierten Texte zu vergleichen, um zu sehen, daß der Verf. bereit ist, die handgreiflichen Versehen des Abschreibers fallen zu lassen und durch das Richtige, was entweder andere Codices oder neuere Ausgaben bieten, zu ersetzen. An hunderten von Stellen tritt die notwendige und sich leicht ergebende Remedur ein. Auch gegen tiefer liegende Schäden verschließt der Verf. sein Auge nicht, wie die Anmerkungen zu 277, 371, 463, 540, 589, 781, 813, 940, 1082, 1135, 1425, 1491, 1514, 1675 u. a. deutlich beweisen. Er findet bald einen Ausdruck befremdlich oder verderbt, bald stößt er sich an dem unsichern Gedankengang. Doch das ist etwas allen Herausgebern Gemeinsames; Bellermanns Eigentümlichkeit besteht darin, noch vieles für echt zu halten, was andere verwerfen.

Von den Lesarten, die er mit guten Gründen in Schutz nimmt, führe ich namentlich diese an: 94 *παρηγγία* (*φωρέγγια* Herwerden), 145 *πρώτης* (*πρωτῆς* Vanvilliers), 236—257 (verteidigt gegen Wecklein und Nauck), 297 *σκοπός* (*πομπός* Wecklein), 321 *θῆλον Ἰσμήνης κάρα* (*ἀδελφόν Ἰσμ. κ. Jacobs*), 367 *ἦν ἔρις* (unhaltbar nach Nauck), 383 *ὅποι* (*ὄπου* Hartung, *ὄπη* Halm), 391 *τίς δ' ἂν τοιοῦδ' ὑπ' ἀνδρός ἐν πράξειεν ἄν;* (was Nauck für entschieden fehlerhaft erklärt), 420 *ἀλγῶ κλύουσα* (*λέγουσα* Blaydes), 447 *καὶ γῆς ἄδειαν καὶ γένους ἐπάρεσιν* (*στέγης τ' ἄδειαν καὶ κρῦους ἐπάρεσιν* Nauck), 453 *τὰ τ' ἐξ ἐμοῦ* (*τε τὰς ἐμοῦ* Heath), 467 *κατέστειψας* (*κατήλυθες* Nauck), 524 *ἀλλ' ἐς τί;* (Nauck erklärt die Worte für unmetrisch und sinnlos), 637 *ἔμπαλιν* (A: *ἔμπολιν* oder *ἔμπεδον* oder *ἔμπα νιν*), 654 *ἃ χρῆ μὲ δρᾶν* (*ἃ χρῆ μ' δρᾶν* Nauck), 698 *φύτευμ' ἀχειρωτον αὐτόποιον* (*φίνυμ' ἀγῆρατον αὐτόποιον* Nauck), 735 *τηλικόσδ'* (*τηλικόςδ'* die meisten), 890 *ἦ καδ' ἦδονην ποδός* (Nauck will den ganzen Vers streichen oder doch unbedingt *ἐμοί* für *ποδός* schreiben), 945 *γάμοι τέκνων* (erklärt als Ehe des Sohnes), 982—84 (mit scharfer Polemik gegen Nauck, der sie als nichtssagend oder vielmehr albern gestrichen wissen will), 1175 *προμᾶται* (*προμᾶται* Nauck, *μαντεύεται γνώμα* Gleditsch), 1194 *ἐξεπάδονται φύσιν* (*ἐκμαλάσσονται* Nauck, *ἐκμαλ. φρένα* Blaydes), 1204 *βαρεῖαν ἦδονην νικᾶτέ με* (Nauck: unklar; Verbesserungversuch eines Abschreibers), 1411 ff. (gegen die Kürzung Naucks), 1640 (von Nauck getilgt).

Von einer Aufzählung der neueren Emendationen, welche B. aufgenommen hat, glaube ich absehen zu dürfen; es sind meist solche, die, weil sie besonders ansprechend sind, ziemlich allgemein Anerkennung gefunden haben.

Als eigene Änderungsvorschläge hat B., so viel ich gesehen habe, folgende geboten: 475 schiebt er vor *νεαρᾶς* ein *σύ* ein, *οἷός σὺ νεαρᾶς*; es habe dasselbe, meint er, zumal es ohne wesentliche Betonung stehe, sehr leicht von einem Abschreiber weggelassen werden können. 865 liest er für das überlieferte *τῆσδε γῆς ἀρᾶς ἔτι* unter Anlehnung an Schneidewin *τῆσδὲ γ' ἐς σ' ἀρᾶς ἔτι*. V. 1462 hat er *κτύπος* aus dem 2. Vers in den 1. Vers hinübergewonnen (was auch schon Nauck angelegt und Gleditsch gethan hatte). V. 1492 setzt er Dindorfs Emendation *κρυεῖς* ein *ἀγροῖς* vor, = *ἐν ἀγροῖς ἂν κρυεῖς*. (Über eine weitere Veränderung der Stelle s. Krit. Anhang.) 1561 läßt er in der Str. mit Seidler *μήτε* weg und setzt in der Antistr., wo eine lange Silbe fehlt, *τόν* ein. 1695 fügt er hinter *μηδ'* ein *ἔτ'* ein.

Man sieht, B. ist äußerst sparsam und äußerst vorsichtig im Konjizieren; es entspricht das ganz seinem kritischen Standpunkt.

Worauf er es vornehmlich absieht, das ist die Erklärung, und hier hat er in der That Tüchtiges geleistet. Die Anmerkungen zeugen durchweg von gründlicher Kenntnis des

Dichters, von umfassender Belesenheit, von eindringendem Scharfsinn und feinfühligem Wesen. Es kommt selten vor, daß man eine Erklärung vermißt, wie u. a. zu V. 47 *τοῦξανιστάναι πόλεως δίχα*, zu dem viel angefochtenen *ἀλλὰ τῇ ξυνουσίᾳ πλέον* V. 62, wo Wunder *θεῶν*, Schneidewin *λεῶ* vorschlägt, zu dem Partic. *οἰκήσαντα* V. 92, was Nauck, wohl mit Unrecht, für fehlerhaft erklärt, zu der Wendung *τὸ μὲν εἵπομεν τὸ δ' ἀκούσασμεν* V. 190, zu dem Gedanken in 807, zu V. 1474, den er immer noch der Antigone giebt, während ich ihn als Eigentum des Chors erwiesen zu haben glaube; und eben so selten ist eine Anmerkung überflüssig, wie die zu V. 397 *βαιοὶ χρόνον*, wo ein einfacher Hinweis auf eine Grammatik genügt hätte.

Eine gewisse Breite der Darstellung und besonders der gelehrten Erörterung, die den früheren Wolffschen Kommentaren anhaftete, hat B. glücklich vermieden; er bringt meist nur, was streng zur Sache gehört. Wenn es nicht an gewundenen Erklärungen fehlt, so wird man das bei des Verfassers Tendenz begreiflich finden. So scheint mir seine Erklärung von V. 131 ff. ganz unmöglich. Zugegeben, daß man *στόμα ἶναί* für *φωνήν ἶναί* sagen kann, was aber sehr fraglich ist, da, wie Gleditsch bemerkt, *φωνῆ ἴσαι*, *στόμα ἴησιν*, so würde es doch die Bedeutung haben: „eine Stimme entsenden, ertönen lassen“; es läge also das Lautwerden des Gedankens darin; damit sind aber Adverbien wie *ἀφώνως* und *ἀλύγως* unvereinbar. Hier möchte doch wohl eine Änderung nötig sein, wie denn Nauck *φέροντες* und Gleditsch *θέντες* gesetzt haben. — Recht gewunden und gewiß unhaltbar ist die Deutung von 306 *ὥστε κεί βραδύς εὔδει*. Erstens muß *βραδύς* in einem andern Sinne genommen werden, als den es sonst hat; zweitens würde statt eines trägen, weichlichen Schlummers hier ein tiefer viel eher am Platze sein, und ich würde dann vorschlagen *βαθύς* zu lesen; drittens ist es doch eine sonderbare Annahme, Theseus werde im Schlafe liegend von Oidipus hören und schnell kommen. Es wird also wohl nichts anderes übrig bleiben, als *εὔδει* preiszugeben und mit Brunck *ἔρει* zu schreiben. — Den V. 1436, den die meisten Herausgeber verwerfen, sucht B. zu schützen, wie mich bedünkt, ohne Erfolg. Zwar die Elision des *ι* im Dativ *θανόντι* hat er als möglich erwiesen; auch an dem *ἐπεί* wird man nach seiner Darlegung keinen Anstofs mehr nehmen dürfen; daß man aber aus dem *τάδε*, womit die Totenehren und zwar mit allem Nachdruck bezeichnet sind, ein *τι*, irgend einen Dienst, zu dem erst wieder zu denkenden *τελεῖν* ergänzen soll, das heißt doch dem Leser zuviel zumuten. Der Vers ist sicherlich zu streichen. An der dann entstehenden Kürze des Ausdrucks *τάδ' εἰ τελεῖτέ μοι . . .* ist aus mehr als einem Grunde kein Anstofs zu nehmen; die Bitte, ihm die Totenehre zu erweisen, war 1410 ganz unmifs-

verstehlich von ihm gestellt worden; die Rede darf oder muß hier, wo er eilig aufbrechen will, etwas Abgebrochnes haben; und die Bemerkung, lebend würden sie ihn nicht wieder sehen, eine Bemerkung, die mit 1436 verloren zu gehen scheint, ist ja in V. 1438 enthalten.

Ich verzichte darauf, weitere Stellen anzuführen, deren Auslegung mir nicht gelungen scheint; es sind ihrer nicht viele, und sie sind keinesfalls dazu angethan, meine hohe Meinung von Bellermanns Verdiensten um die Erklärung dieses Stückes herabzustimmen. Diese Verdienste werden auch nicht geschmälert durch die Thatsache, daß B. die Leistungen seiner Vorgänger, namentlich Naucks, in ausgiebigster Weise, sogar oft unter Beibehaltung des Wortlauts, benutzt hat; man würde es vielleicht für Unrecht halten, wenn er es nicht gethan hätte. Eines aber hätte ich gewünscht, daß Bellermann für Nauck, den er in kritischen Fragen am meisten bekämpft, in exegetischen ein Wort dankbarer Anerkennung gehabt hätte; denn so selbständig er ist, er steht auf Naucks Schultern, und ohne Naucks Arbeit wäre die seine kaum möglich gewesen.

Als eine schöne Seite am Kommentar möchte ich noch die vielen Citate aus modernen Dichtern hervorheben, die durchweg passend gewählt und darum wohlgeeignet sind, eine Stelle ins rechte Licht zu setzen.

Die Exkurse über den Gang der dramatischen Handlung und über die Zeit der Abfassung sind sehr dankenswerte Zugaben; ebenso die Ausführungen über den Grundgedanken des Dramas; nur daß diese vielfach zum Widerspruch herausfordern. Auch nach Bellermanns energischer Darstellung ist es mir unmöglich, zuzugeben, daß von einer Schuld des Oidipus auch in dem ersten Stücke nicht die Rede sein kann, daß also derselbe sein furchtbares Geschick weder verschuldet noch verdient hat. Ich teile in diesem Punkte nach wie vor die Ansicht Wolfs, wie sie in dessen Ausgabe des *Oid. Tyr.* vom J. 1870 im Rückblick entwickelt ist. Darauf näher einzugehen verbietet der Raum; ich möchte nur das eine fragen: Wie verträgt sich ein so ganz schuldloser und vom Schicksal so schändlich mißhandelter Held mit der doch auch aus diesem Stücke abstrahierten kategorischen Forderung des Aristoteles, *Poetik* c. 13, 2 u. 6, daß uns die Tragödie keinen Schicksalswechsel vorführen dürfe, bei dem tugendhafte Männer aus Glück in Unglück gerieten, weil das nicht sowohl Furcht und Mitleid als vielmehr Empörung (*μιαρόν*) erzeuge, sondern daß sie einen Mann vorführen müsse, der durch einen bestimmten Fehler ins Unglück stürze, und der dabei in einem ganz besondern Ansehen und Glück gestanden haben müsse, wie z. B. Oidipus und Thyestes?

Chorische Untersuchungen existieren für B. nicht. Dagegen ist nichts einzuwenden; nur wäre dann auch die einmalige ab-

weisende Bemerkung zum Anfang der Parodos besser weggeblieben; sie ist wirklich von keinem Gewichte.

Das Kapitel mit der Übersicht über die Versmaße und mit den rhythmischen Vorbemerkungen ist ein solches, wie man es nach dem Erscheinen von J. H. H. Schmidts, Brambachs und Gleditschs Werken über diesen Gegenstand erwarten darf, und wie ich es gelegentlich anderen Ausgaben gewünscht habe. Der Verf. hat sich, wie auch aus vielen feinen Beobachtungen im Kommentar erhellt, eingehend mit diesen Fragen beschäftigt und giebt also hier nicht, wie das sonst üblich war, ein nichtssagendes Schema, sondern eine ausführliche, das rhythmische Verständnis erschließende Charakteristik.

Stettin.

Christian Muff.

E. F. Fritzsche, Leitfaden der Mythologie der Griechen und Römer für höhere Lehranstalten. Wismar, Hinstorfsche Hofbuchhandlung, 1882. 48 S. 8.

Das Büchlein, zunächst für die Schüler der unteren Klassen höherer Lehranstalten bestimmt, giebt in gedrängter Kürze eine Übersicht über die wesentlichsten Punkte der griechischen und römischen Mythologie. Mit der Anordnung des Stoffes, sowie der Fülle dessen, was geboten wird, kann man sich im allgemeinen einverstanden erklären; ich bin überzeugt, daß „der Leitfaden“ selbst in den oberen Klassen mit Erfolg zum Repetieren benutzt werden kann; allerdings müßte man wünschen, daß vor der Einführung in die Schule eine Reihe kleinerer Versehen, die an sich vielleicht unbedeutend sind und nur mit Rücksicht darauf, daß es sich um ein Schulbuch handelt, Erwähnung verdienen, aus dem Texte beseitigt werden. Die Änderungen, die ich wünschte, betreffen teilweise die mythologischen Angaben, sei es, daß die aufgestellten Behauptungen nicht ganz sachgemäß sind, sei es, daß ein Zuviel oder Zuwenig geboten scheint; teilweise aber handelt es sich auch um sprachliche Eigentümlichkeiten, die am allerwenigsten in einem Schulbuche geduldet werden dürfen. Der größeren Bequemlichkeit wegen gebe ich die Randbemerkungen, die ich zu machen mich veranlaßt sah, nach der Seitenfolge des Buches hier hinter einander.

S. 3. Daß den Priestern der Rest der Opfertiere zugefallen sei, ist, in dieser Allgemeinheit ausgesprochen, sicherlich nicht richtig; vgl. Schömann Gr. Alt. 2, S. 233. Auch daß Votivgegenstände nur in den Vorder- und Hinterhallen der Tempel aufgestellt gewesen seien, ist eine zu eng gefaßte Behauptung. — S. 5. Zeus „schüttelt sein Donner erregendes Schild.“ Welche Firma es trägt, ist leider nicht angegeben. Der heutige Sprachgebrauch verlangt bestimmt „den Schild“; es kommt hinzu, daß die Ägis nur mit Unrecht in der Form eines Schildes gedacht wird; vgl. Bader, Die Ägis bei Homer, in N. Jahrb. f. Phil. 117, S. 577. — S. 6.

Bei den Olympischen Spielen hätten die Olympiaden wohl eine Erwähnung verdient. Ebd. Nach der gewöhnlichen Sage wird Io von Zeus selbst, nicht von Hera in eine Kuh verwandelt. — S. 7. „Den Griechen hieß das Orakel, sie sollten hinter hölzernen Mauern Rettung suchen.“ Wer ist „der Grieche“, welcher im Nachsatze mit einem Male als Pluralis auftritt? — S. 7 heißt es von Darstellungen der Artemis (offenbar wird an die A. von Versailles gedacht): „Auf der Schulter ruht der gefüllte Köcher und ihr zur Seite die geweihte Hirschkuh.“ Angenommen, daß man das Ruhen beim Köcher noch billigen könnte, ist es denn möglich, dasselbe Verbum auch für die „geweihte Hirschkuh“ zu ergänzen? Die Bezeichnung der ephesischen Artemis als einer mumienartigen Darstellung scheint mir auch unglücklich gewählt. — S. 11. Hephaistos kommt auf einem Fusse gelähmt in Lemnos an. Gemeint ist doch wohl, daß er durch den Sturz auf Lemnos gelähmt wird, während die angeführten Worte darauf schließen lassen, daß er bei dem Durchschneiden der Luft sich die Verletzung zuzieht. Auch daß aus dem Haupt des Zeus nach Verschlingen der Metis alsbald Athena hervorgegangen sei, wird sich anfechten lassen. — S. 12. Das Bild der Athena Promachos stand nicht, wie der Verf. annimmt, zwischen dem Erechtheion und Parthenon, sondern vielmehr zwischen Erechtheion und Propyläen. — S. 14. Die Fahrt des Hermes zu den Arabern hätte wohl fehlen können. — S. 17. Die Najaden, die Quellnymphen, haben doch kaum in der Begleitung des Poseidon etwas zu suchen. Es liegt wohl eine Verwechslung mit den Nereiden vor. Ebenso wird S. 27 der Okeanos mit der *Θάλασσα* verwechselt; Danae hat bei ihrer Aussetzung mit dem Okeanos nichts zu thun. — S. 29. „Nach empfangener Sühne für die Tötung des dem Ares heiligen Drachen ehelicht (Kadmos) die Harmonia.“ Wer empfängt die Sühne? Offenbar Kadmos, der Drachentöter. — S. 32. Nach der gewöhnlichen Sage tötet Phineus seine Kinder nicht, sondern blendet sie. — Ebendort heißt es: Jason tötet „den Drachenwächter des Vlieses.“ Ein Drachenwächter kann nur der sein, welchem ein Drache zur Bewachung übergeben ist; hier soll es heißen: den Drachen, den Wächter des Vlieses. — S. 35. Das Idagebirge soll südlich von Troja liegen; das ist nicht richtig. — S. 38. Neben Philoktetes sollte auch Neoptolemos als zur Eroberung Trojas nötig erwähnt werden. — S. 42. Durch die Worte „Als kein Freier den straffen Bogen zu spannen vermag“ muß jeder zu einer falschen Vorstellung von der hier nötigen Handlung gelangen; bekanntlich liegt die Schwierigkeit, welche die Freier nicht zu überwinden vermögen, darin, daß die Sehne, die im Zustand der Ruhe nur an einer Seite befestigt ist, mit ihrem zweiten Ende an der andern Krümmung des Bogens befestigt werden muß; es handelt sich also nicht darum den schon straffen Bogen zu spannen, sondern den harten, wenig nachgiebigen Bogen soweit zu biegen, daß die kürzere Sehne darüber

gestreift werden kann. Allerdings kann sich Verf. einigermaßen mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauch entschuldigen; doch war es für ein Schulbuch gerade an dieser Stelle geboten, durch Bestimmtheit des Ausdrucks jede Zweideutigkeit zu vermeiden, jede falsche Auffassung unmöglich zu machen. An Druckfehlern sind mir u. a. aufgefallen S. 31: Admetes für Admetos, S. 34: Pluges f. Pfluges, S. 38: Erossohn Memnon f. Eossohn Memnon.

Berlin.

R. Engelmann.

M. Geistbeck, Elemente der wissenschaftlichen Grammatik der deutschen Sprache für höhere Lehranstalten sowie zum Selbstunterrichte. Leipzig 1882. IV und 122 S. 8.

Der Verf. hat sich seiner Aufgabe geschickt entledigt: die Auffassung des sprachlichen Lebens ist klar und im ganzen dem jetzigen Stand der historischen Sprachforschung gemäß: der Stoff ist gut ausgewählt und übersichtlich gruppiert; die Darstellung präzise und leicht faßlich. So zweifelt Ref. nicht, daß das Buch Freunde finden und, wo in den oberen Klassen höherer Unterrichtsanstalten Raum für die Behandlung der deutschen Grammatik bleibt, mit Erfolg wird gebraucht werden können.

Da zu erwarten ist, daß der ersten Ausgabe andere folgen werden, so will ich einige Punkte, die mir als der Verbesserung bedürftig aufgefallen sind, anführen. — Der Verfasser erklärt in der Vorrede: daß er nicht überall die neuesten Theorien vertrete, habe seinen Grund darin, daß in den Kreisen der Germanisten selbst bezüglich vieler Fragen noch die größte Meinungsverschiedenheit herrsche. Für manche Fälle kann man diese Erklärung gelten lassen, z. B. für die Grundformen der Flexionen in Deklination und Konjugation; nicht aber für die gesamte Behandlung des Vokalismus. Kein Germanist, der den Fortschritten der Sprachwissenschaft in den letzten fünfzehn Jahren gefolgt ist, wird noch *ä* *ī* *ū* als die drei Grund- und Urvokale bezeichnen, aus denen durch Steigerung und Schwächung die andern hervorgegangen sein sollen. Die Bemerkungen des Verf.s auf S. 9 u. 12 und dem entsprechend die über den Ablaut der *st.* Verba sind unrichtig und veraltet. — S. 6 die Dreiteilung der germanischen Sprachen in ost-, nord- und südgermanisch oder gotisch, nordisch oder deutsch (Schleicher) ist durch eine Zweiteilung in ostgermanisch und westgermanisch zu ersetzen. — S. 10 von den vier Beispielen des durch ein *i* der Ableitungs- oder Biegungssilben hervorgerufenen Umlauts taugt nur Kraft kräftig; die Endung -lich kann organischen Umlaut nicht erzeugen; auch die Erklärung des Umlautes ist nicht richtig. — S. 14 die neuhochdeutsche Dehnung in den Stammsilben ist nicht dadurch eingetreten, daß man Ton und Länge verwechselt hätte, sie beruht auf einer Ausglei- chung der Quantität der Stammsilben (vgl. Kommentar zur preussischen

Schulorthographie S. 107 f.¹⁾ — S. 16. Wenn man die Nasale mit zu den Liquiden rechnet, kann man nicht behaupten, daß bei diesen die Mundröhre nicht völlig geschlossen sei. — S. 10. 18. Den Unterschied zwischen organischen und unorganischen Lautveränderungen bestimmt der Verf. dahin, daß die ersteren konsequent durchgeführt sind, die andern nur mehr vereinzelt auftreten. Diese Unterscheidung läßt sich nicht halten; auf S. 21 sind unter den unorganischen Veränderungen Vorgänge sehr verschiedener Art in einander gemischt. — S. 22 in das, bitteres ist nicht (tönendes) *f*, sondern (tonloses) *s* an die Stelle des mhd. *z* getreten. — S. 23. Das *ch* in Rauchwerk und in Sicht sind aus verschiedenen Gründen erhalten. — S. 34. „Das grammatische Geschlecht ist eine Schöpfung der Phantasie; es entsteht, indem die Phantasie den Geschlechtsunterschied auf alle ihr vorkommenden Wesen überträgt“, und S. 35 „So ist uns der Mond männlich und die Sonne weiblich [g. *sunno* swf. *sunna* swm. *sauil* stn.], weil sich unser Volk den Mond als Mann, die Sonne als Weib dachte.“ Warum nicht umgekehrt? Die ganze Sache ist sehr problematisch; vgl. Pfb. 7, 541. 8, 421 ff., wo weitere Litteraturangaben. — S. 35. Neben g. *daīla* stf. Teilnahme, Gemeinschaft, steht *daīls* stm.; dem letzteren entspricht unser Teil. — S. 40. Mond würde unter den Beispielen besser fehlen, bei diesem Worte wirkt verschiedenes zusammen. — Ebenda: mhd. *breken* sw. (st.) v. und mhd. *brechen* ahd. *prekkan* g. *brikan* stv. sind auseinander zu halten. Es war überhaupt nicht auf das Verbum, sondern auf das Adj. *bēriht* ahd. *perah* g. *bairhts* zu verweisen. — S. 54 und 74. Die unregelmäßige Komparation bei Wörtern wie viel, gut, und ebenso die Verschiedenheit der Stämme im verb. substant. will der Verf. aus dem häufigen Gebrauch dieser Wörter erklären, „weil die regelmäßige Formation bei unablässiger Wiederholung derselben eine sehr empfindliche Einförmigkeit in der Sprache zur Folge gehabt hätte.“ Ganz unglaublich. — S. 57 ist zu schreiben: „lei, mhd. *lēze* = Art, stammt vielleicht aus dem romanischen“ etc.; ebenso S. 90. — S. 60. „Das Pronomen dieser war in der gotischen Sprache noch nicht vorhanden“; das *noch* ist zu streichen. —

¹⁾ Neuerdings ist dieser Gegenstand unter dem richtigen Gesichtspunkt und eingehender als zuvor von Paul behandelt (Pfb 9, 101 ff.); mit Unrecht aber lehnt dieser den Einfluß des auf den Vokal folgenden Konsonanten ab. (S. 113). Vielmehr scheint die Natur des Konsonanten der ganzen Bewegung ihre Richtung zu geben. Die Dehnung trat ein: zunächst wenn der Vokal durch gar keinen Konsonanten geschützt war, weiter vor den Halbvokalen *j* und *w*, vor den alten germanischen Spiranten *h f s*, vor dem Nasal *n*, weniger regelmäßig vor *m*. Die Dehnung trat nicht ein vor Konsonantenverbindungen, vor den hochdeutschen Spiranten *f z ch* und gewöhnlich vor dem Tenues. Von der Schwere der Konsonanz hängt es im allgemeinen ab, ob Dehnung eingetreten ist oder nicht; wo schwere Konsonanz folgte, griff die Stammsilbe in die Konsonanz hinüber, so daß sie als geschlossene Silbe empfunden wurde. Über das Gewicht des *s* vgl. meine Einl. zu Walther von der Vogelweide S. 47.

S. 63. Die Grundformen der Personalsuffixe will ich unberührt lassen; jedenfalls kann *-ma* nicht als allgemeine Endung der 1 p. sg. angesehen werden. — S. 67. Weshalb setzt der Verf. die 1 p. pl. im Ahd. immer mit der Endung *-més* an? Seinem Zwecke dient diese vom Got. abweichende Bildung nicht und im Ahd. selbst unterliegt sie beschränkterem Gebrauch. — S. 68. Heben, hob ist nicht mit flechten, flocht gleich zu stellen. — S. 69. Das *ai* in der got. Reduplikation wird jetzt allgemein als kurzer Vokal aufgefasst. — Was über die Entstehung der Formen hielt, stiefs u. s. w. gesagt wird, ist unrichtig; vgl. Scherer² 279. — S. 70. Die Bemerkungen über den Ablaut zum Zweck der Tempusbezeichnung stehen auf unrichtigem und veraltetem Standpunkt. — S. 72. In der Erklärung des schwachen Praeteritums hätte der Verf. sich vorsichtiger darauf beschränken sollen, das Verb. thun als zweites Kompositionsglied zu bezeichnen, nicht grade das Imperf. dieses Verbums. — In dem heutigen volkstümlichen Gebrauch des Verb. thun mit dem Infinitiv dauert die alte urgermanische Bildung natürlich nicht fort; die Bemerkung auf S. 73 ist mindestens irre führend. — S. 74. Der Imp. bis ist jung. — wollen ist kein Praeteritopraesens. — S. 77. Die Erklärung der Worte hoffentlich, flehentlich ist nicht sicher; vgl. Kommentar S. 79. — S. 80 ahd. *noh* ist schwerlich aus *ni jah* zusammengezogen; *jah* selbst ist schon komponiert aus *ja (u)h*. — S. 82. Dank regiert den Dativ von rechtswegen. — S. 85. Donner und Doria! als Erinnerung an altgermanisches Heidentum klingt sehr seltsam. Auch dafür fehlt mir der Glaube, dafs in dem Fluche „in des Dreiteufels Namen!“ die alten Götter *Odin, Vili, Ve* fortleben. — S. 86—88. In diesem Abschnitt über die Wortbildungslehre vermisfe ich die Klarheit, die sonst in dem Buche herrscht. — S. 90 Enterich, Gänserich, Täuberich werden als Komposita mit — *rich* g. *reiks* = Herrscher gefasst; das geht nicht. Gänserich und Täuberich sind junge Analogiebildungen nach Enterich, und dieses ist eine Ableitung, ahd. *antrahho* mhd. *antreche*. — S. 93. Arbeit von Erbe; sehr fraglich. — S. 95. „betrachten“ (von *trah*); Grundbedeutung „straff ziehen, anspannen“; unrichtig. — *Wonne* und nd. *Venne* sind ganz verschiedene Wörter. — S. 98. Die Etymologieen von frohlocken, Holunder, Kirchspiel, Pumpernickel sind unsicher oder unrichtig; unverständlich ist mir auf der folgenden Seite die Bemerkung über Windspiel und Windhund. — S. 106. In den Worten: *sun, dine* (l. *diene*) *manne bestem* ist *manne* g. pl., nicht d. sg.; der Gebrauch des nachgestellten flektierten Adjektivs ist schon im Mhd. beschränkt. — S. 107. Die römischen Inschriften setzen den Punkt nicht auf, sondern über die Linie.

Bonn.

W. Wilmanns.

Max Schmidt, Geschichtstabellen für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Greifswald, Bindowald, 1883.

Die Notwendigkeit des Gebrauchs von Geschichtstabellen wird mehr und mehr anerkannt. Je übersichtlicher sie die Hauptsachen hervorheben, desto mehr erleichtern sie dem Schüler die Aneignung des Grundgerüsts, ohne welche jeder Versuch in das Detail einzudringen unfruchtbar bleibt. Schon der vorbereitende Geschichtsunterricht in Sexta und Quinta muß darauf bedacht sein, im Anschluß an die biographischen Erzählungen die Hauptdata einzuprägen; was weiter nötig ist, kommt in den mittleren Klassen hinzu, damit die obere Stufe des Unterrichts eine feste und in sich zusammenhängende Grundlage finde. Am hiesigen Katharineum sind deshalb Tabellen eingeführt, welche für die Klassen Sexta bis Tertia auf 19 Seiten das Nötige enthalten; was in Sexta und Quinta zu lernen ist, ist durch den Druck hervorgehoben; von Quarta an tritt ein ausführlicherer Leitfaden hinzu. Die vorliegenden Tabellen sollen aber den Gebrauch eines Leitfadens daneben ausschließen, sie sind daher ausführlicher, nur für die mittleren Klassen bestimmt, und geben neben den Zahlen in der Regel drei bis sechs Zeilen Text, bisweilen etwas mehr. Der eigentliche Zweck der Tabellen wird dadurch doch etwas beeinträchtigt, auch ist im Druck nicht genug abgesetzt, jedoch erscheint der Stoff immerhin übersichtlich geordnet. Mit dem Inhalt kann man einverstanden sein; hinsichtlich des Ausdrucks stören die vielfachen in Klammern gesetzten Einschaltungen, und bisweilen begegnen Mißbildungen des Satzbaues, die in einem Schulbuch unstatthaft sind, z. B. S. 8 der Satz über Hannibals Ende, S. 25 der Satz über den Zustand des Deutschen Reichs. Ein glücklicher Gedanke ist es, die wichtigsten Data der außerdeutschen Geschichte unten auf der Seite, durch einen Strich gesondert, zusammenzustellen, doch müßte die Sonderung etwas mehr hervortreten. Ein Anhang bringt auch die wichtigsten Daten aus der pommerschen Geschichte; gewiß dankenswert, doch müßte wohl erwähnt sein, daß die pommerschen Herzöge 1181 durch die Friedrich Barbarossa geleistete Huldigung aus Vasallen Polens zu deutschen Reichsfürsten wurden, und daß sie 1231 durch Kaiser Friedrich II. der Brandenburgischen Lehnshoheit unterstellt wurden. Kolbergs Ruhm im Jahre 1807 ist nur in kleinem Druck angeführt, tritt aber auch in dieser bescheidenen Gestalt hinlänglich hervor.

Lübeck.

Max Hoffmann.

- 1) Heinrich Kiepert, *Physikalische Wandkarten, N. 4: Asien. 3. verbesserte Auflage.* Berlin, D. Reimer, 1863.

Diese längst rühmlich bekannte Wandkarte von Asien in dem splendiden Maßstab 1:4 Mill. tritt uns in einer erneuten Gestalt entgegen. Die Vorzüge der früheren Auflagen, vor allem das markige Hervortreten des Bodenbaus in gelblich-braunen bis tiefbraunen Färbungen, sind natürlich die alten geblieben. Eingetragen aber wurden mit aller nur wünschenswerten Sorgfalt die Errungenschaften neuer und neuester Forschung auf dem Gebiet asiatischer Länderkunde. Im hohen Norden sehen wir den neusibirischen Archipel um die neu entdeckten Inseln erweitert, der Taimyr-Halbinsel ihre von Nordenskiöld berichtete Kartenfigur zuerteilt, in Innerasien ist die Seengruppe des Lop-nor in die von Prschewalski ermittelte richtige Lage gebracht, der Kuenlun nach dem Messungsergebnis desselben Forschers bogig gegen den Lop-nor vorgezogen; insbesondere erfreut das Bodenbild von China mit den korrekten Richthofenschen Streichrichtungen seiner Gebirge, wo ehemals die erdachten Wasserscheidegebirge den unerfreulichen Raupenhaufen zusammensetzten, über welchen man sich auf den Schulen mit dem klangvollen, aber gänzlich naturwidrigen Namen der „chinesischen Alpen“ hinwegzusetzen pflegte.

Wir vermissen auffälliger Weise den Namen Kuenlun. Neben „Tjan-Schan“ ziemt nicht recht die Wortform „Thien-tsin“, denn in beiden Namen steckt doch dasselbe chinesische Wort tjän (Himmel).

Bei den dreifarbig eingetragenen Vegetationsgrenzen (von denen die polare Wäldergrenze aus Versehen unbenannt blieb) wäre diejenige der Palmenverbreitung wohl in Einzelheiten zu berichtigen. Die europäisch-asiatischen Küstenländer sind doch nicht gänzlich ohne Palmen; neben der allerdings hier nicht ureinheimischen Dattelpalme scheint *Chamaerops humilis* vergessen zu sein, deren japanische Gattungsverwandte auch entschieden noch die Umgegend von Tokio, ja noch nördlichere Striche erreicht. Die Dattelpalme fehlt nicht in der Tadmor-Oase, wird aber am Tigris nicht bis gegen Mosul hinan kultiviert, kaum dort vereinzelt angetroffen und zwar ohne Fruchtreife; der Himalaja sollte nicht außerhalb des Palmengürtels erscheinen.

- 2) Richard Kiepert, *Schul-Wand-Atlas der Länder Europas, 5. und 6. Lieferung: Wandkarte von Italien.* Berlin, D. Reimer, 1863.

Das gleich von vorn herein an dieser Stelle freudig begrüßte Unternehmen, endlich einmal den Schulen gute Wandkarten für alle europäischen Länder zu liefern, schreitet rüstig vorwärts. Den früher erschienenen Karten von Frankreich und von den britischen Inseln schließt sich die von Italien durchaus ebenbürtig an.

Die 5. Lieferung enthält die stumme physikalische, die 6. Lieferung die mit vollem Namensdruck versehene politische Darstellung

der Apenninen-Halbinsel; beide stimmen im Umriss (Maßstab von 1: 1000 000) sowie im braunen Gebirgs- und schwarzen Flusdruck überein und geben Seen wie Küstenränder des Meeres in angenehm blauem Farbenton wieder.

Durch die reiche und kräftige Abtönung des Terrains auf der physikalischen Karte nach acht Höhenstufen macht letztere einen vorzüglich plastischen Eindruck. Nur möchte man die noch der Tiefebene angehörige Stufe von 100—200 m etwas zarter gehalten sehen; in lichterem Braungelblich hätte sie sich besser von der ihr jetzt allzu ähnlich gefärbten höheren Stufe oberhalb 200 m abgehoben und sich der Unterstufe mehr verschwistet gezeigt, die ganz weiß gelassen wurde. Der Schüler wird z. B. beim Anblick der Poebene infolge des grellen Farbenwechsel bei 100 und des schwer erkennbaren bei 200 m leicht verführt, die Tiefebene des Pogebiets erst fern von den Westalpen beginnen zu lassen statt nahe dem Gebirgsfuß.

Die wissenschaftliche Genauigkeit leuchtet auch diesmal überall hervor bis auf die Namensschreibung herab. Sollten wir Deutschen uns aber nicht nunmehr der lateinischen Schreibung „Ätna“ entäußern? Zu einem „Egypten“ zwingt uns nichts, so gut wir aber allgemein den Provinznamen Emilia schreiben, vollführt, wir doch auch folgerecht dem italienischen „Etna“ den Vorzug geben.

- 3) Heinrich Kiepert, Neue Wandkarte von Palästina in acht Blättern. Fünfte vollständig neu bearbeitete Auflage.
- 4) Heinrich Kiepert, Volks-Schul-Wandkarte von Palästina in vier Blättern. Zweite vollständig neu bearbeitete Auflage. Berlin, D. Reimer, 1883.

Diese beiden vortrefflichen Palästina-Karten unseres berühmten Kartographen sind in vorliegender Zeitschrift gleich bei ihrem erstmaligen Erscheinen von uns besprochen und für den Schulgebrauch empfohlen worden (vergl. Bd. XXIX S. 173 ff. und Bd. XXX S. 32 f.).

Sie sind nunmehr vom Verf. mit Zuziehung aller der neueren Erweiterungen unserer Kenntnis von diesem physisch wie historisch so hochinteressanten Erdraum, namentlich unter Benutzung der letztjährigen englischen Aufnahmen neu durchgesehen worden und dürfen sicher noch für lange Zeit als die entschieden besten Wandkarten von Palästina gelten. Die umfassende Berücksichtigung der neuen archäologischen Funde ist besonders auch dem lehrreichen Karton zu statten gekommen, welcher den Stadtplan des alten Jerusalems darstellt.

Die größere Karte (im Maßstab 1: 2 000 000) giebt die Höhen in Metern an, so daß die beigelegten Höhenbezeichnungen in Fußsen wohl nicht schaden werden. Die kleinere hingegen (im Maßstab 1: 3 000 000) bringt auch diesmal alle Höhenangaben ausschließlich in Fußsen und sagt nicht einmal, daß hier (wie

dort) die kleineren englischen Füsse gemeint sind! Es wird, wie der Herr Verf. mir seiner Zeit gütigst mitteilte, damit dem englisch-nordamerikanischen Absatz der Karte gedient; aber die Meterangaben sollte doch wenigstens daneben nicht fehlen. Nach Füssen rechnet doch wohl keine deutsche Schule mehr die Bodenerhebungen!

Den Lehrern wird es lieb sein zu hören, dafs in genauer Anpassung an diese sorgsame Neubearbeitung der palästinensischen Wandkarte auch die saubere kleine „Handkarte“ von Palästina (in 1: 800 000) in demselben Verlag neu erschienen ist.

Halle.

Kirchhoff.

Joh. Hornburg, Hilfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten. Magdeburg, Creutz'sche Buch- u. Musikalienhandlung (R. & M. Kretschmann), 1863. VI u. 288 S. gr. 8. 2,40 M.

Das vorliegende Hilfsbuch ist mit grosser Sorgfalt und Umsicht gearbeitet. Wir können den Grundsätzen, die den Verfasser dabei leiteten, im wesentlichen durchaus zustimmen. Er bestrebt sich nur das aufzunehmen, was die religiöse Erkenntnis fördert. Er beschränkte in der Bibelkunde die litterarhistorischen Bemerkungen, die — ganz abgesehen davon, dafs die Ansichten vielfach noch weit auseinander gehen — für die religiöse Ausbildung des Schülers wertlos seien. Dagegen will er besonders den Fortschritt in der Offenbarung Gottes und in der religiösen Entwicklung der Menschheit betonen. In der Kirchengeschichte soll nur das Wichtigste und zwar möglichst im Anschlufs an das Leben grosser, für die Kirche bedeutender Männer ausführlicher dargestellt werden. Der Glaubens- und Sittenlehre, die er mit Recht wohl lieber im Anschlufs an eine der wichtigsten neutestamentlichen Schriften behandelt sähe, hat er im Leitfaden eine die Hauptpunkte scharf hervorhebende Behandlung auf möglichst knappem Raume nicht versagt.

Wenden wir uns nun der Ausführung der einzelnen Pensen zu, so können wir es nur billigen, dafs der neutestamentlichen Bibelkunde ein erheblich gröfserer Umfang gegeben ist als der alttestamentlichen. Es bricht sich in immer weiteren Kreisen die Erkenntnis Bahn, dafs nicht alles, was das jüdische Volk in seiner wechselvollen Geschichte erlebt hat, nicht alles, was in den historischen Büchern des alten Testaments (wir haben keineswegs blofs die wirklich anstofsigen Erzählungen im Auge) mitgeteilt wird, von religiösem Interesse und von religiöser Bedeutung ist. Wir wollen mit dem Verf. nicht darüber rechten, ob nicht noch dies oder jenes hätte entbehrt werden können: er weifs wenigstens auch solchen unwichtigeren Mitteilungen eine erbauliche Seite abzugewinnen. Aber in einem Falle hätten wir eine eingehendere Behandlung gewünscht und nach den Grundsätzen des Verfs., der gerade die religiöse Entwicklung — mehr als es sonst geschehen

sei — zur Darstellung bringen will, auch erwartet: wir meinen die Analyse der prophetischen Litteratur, in der ein Jeremias mit wenigen Zeilen abgethan wird. In wie fesselnder Weise sich über die grofsartige Wirksamkeit der Propheten berichten läfst, ersieht man z. B. aus den trefflichen populär gehaltenen Aufsätzen Hausraths über die Geschichte der alttestamentlichen Litteratur. — Bei der Besprechung der alttestamentlichen Wundererzählungen hat der Verf. gelegentlich auf den natürlichen Hintergrund, der durch den Wunderbericht noch durchschimmert, hingewiesen. Er hätte es häufiger thun können. Oder hat er für seinen Wunderbegriff (der übrigens mit seinen feinen Distinktionen für die Schule zu weit geht) gefürchtet? Freilich werden die Wundererzählungen von jenem Gesichtspunkt aus in andrer Beleuchtung erscheinen, — doch was für den Durchzug durch das rote Meer und für den Wachtelfang gilt, das gilt auch für die Verwandlung des Nilwassers in Blut u. s. w. Noch in einigen andern Punkten ist uns der Verf. nicht konsequent genug. Deutet die Bezeichnung Prophet, wie er betont, nicht auf das Vermögen, die Zukunft zu erkennen, so wären auch wohl die sog. messianischen Weissagungen in den prophetischen Schriften des alten Testaments nicht als die bedeutungsvollsten, sichersten Vorherverkündigungen hinzustellen. Das Buch Hiob wird als ein Lehrgedicht bezeichnet, warum der Prophet Jona nicht? Warum werden der Kritik rück-sichtlich des Danielbuches keine Konzessionen gemacht? Die Differenzen zwischen 1. Mos. 1 und 2 u. ähnl. sollten nicht verschwiegen werden.

Auch im neuen Testament hat der Verf. zu unsrer Freude die Kritik keineswegs schweigen heifsen. Ja, zuweilen geht er uns zu weit: nach des Verf.s oben dargelegten Grundsätzen brauchten die angefochtenen Stellen im Johannesevangelium gar nicht berührt zu werden, um so weniger als doch auch darüber noch differente Ansichten laut werden können und wirklich laut werden. — Auf einige Unterschiede in den Evangelien macht er aufmerksam. Der Schüler der obern Klassen wird leicht, wenn ihm nicht die Augen zugehalten werden, noch mehr Differenzen finden, — und es liegt durchaus nicht im religiösen Interesse, sie zu vertuschen. Die Grundlagen unsrer christlichen Religion vertragen selbst die schärfste kritische Beleuchtung. — Auch hier möchten wir noch einige Einzelheiten zur Sprache bringen. Wir können es nicht billigen, wenn der Verf. unter Hinweis auf den Täufer von den ersten Anfeindungen Jesu durch Zweifler spricht: das unvergleichlich anerkennende Urteil Jesu über den Täufer (Unter allen, die von Weibern geboren sind, ist nicht aufgekommen, der gröfser sei, denn Johannes der Täufer) läfst eine solche Auffassung gar nicht zu. Ebensowenig will es uns gefallen, wenn er rück-sichtlich der Parabeln Jesu bemerkt: der wachsenden Feindschaft gegenüber stellt Christus seine Lehren

in geheimnisvoller Form dar. Hat man denn nicht immer mit vollem Recht die höchste Popularität, die Allgemeinverständlichkeit der Gleichnisreden Jesu gerühmt? Dem Verse Mc. 4, 12, welcher wohl das Mißverständnis verschuldet hat, stellen wir den Vers Mc. 4, 33 gegenüber: Und durch viele solche Gleichnisse sagte er ihnen das Wort, wie sie es zu hören vermochten. Seine Vorstellung von dem sog. Reisebericht des Lucas wird der Verf. wohl etwas modifizieren, wenn er des Ref. Untersuchungen über die synoptischen Evangelien (Berlin, G. Reimer, 1883) liest. Von der gewöhnlichen Darstellung weicht der Verf. ohne Grund ab, wenn er den Konflikt Pauli mit Petrus in Antiochia erst nach der 2. Reise Pauli stattfinden und wenn er die Judenchristen in Galatien erst nach dem 2. Besuch Pauli daselbst eindringen läßt. In Wirklichkeit wurde die judenchristliche Agitation nur gesteigert nach seinem zweiten Besuch.

Ein besondres Gewicht legt der Verf. mit Recht auf die Dispositionsübungen. Schon im alten Testament gab er Anleitung zur Disposition der Psalmen, im neuen Testament disponiert er vornehmlich die Reden Jesu und die paulinischen Sendschreiben. Wir setzen voraus, daß diese Dispositionen mit ihren zuweilen achtfachen (!) Unterabteilungen nicht gedächtnismäßig angeeignet werden sollen. Es ließe sich übrigens denn doch zuweilen auch kürzer machen.

Wenigstens streifen wollen wir noch eine prinzipielle Frage. Der Verf., der ja mit den thatsächlichen Verhältnissen rechnen mußte, hat freilich mit vollem Recht das Johannesevangelium eingehend berücksichtigt. Von allen andern Bedenken aber abgesehen, würden wir aus Furcht, daß das anschaulichere Jesusbild der Synoptiker vor der Seele des Schülers gestört werden könnte, das Johannesevangelium in der Schule nicht lesen.

Im folgenden Hauptteil hat der Verf. klar und anschaulich die Hauptmomente der kirchengeschichtlichen Entwicklung dargestellt, mit besondrer Sorgfalt und gutem Erfolg sucht er die schwierigen dogmengeschichtlichen Kontroversen dem Schüler näher zu bringen. Eine gewisse Anlehnung an eine Kirchengeschichte wie die Hases konnte dem Hilfsbuch nur zu gute kommen. Der Verf., der oft sehr hübsch das außerhalb der christlichen Sphäre Liegende zur Vergleichung heranzieht, hat hier als Einleitung eine kurze Charakteristik der außerchristlichen Religionen und der bekanntesten philosophischen Systeme aus dem klassischen Altertum vorausgeschickt. Auch aus andern theologischen Disziplinen weist er das Wissenswerteste in geschickter Weise einzuschalten.

Recht gelungen ist die Behandlung der Glaubens- und Sittenlehre. Auch hier fallen interessante Streiflichter auf das Außerchristliche. Freilich solche Phantasieen, daß die Engel geringer sind als die Menschen, weil sie als Geister vorgestellt

werden, die dem Menschen zum Dienst verordnet sind (S. 244), könnten ohne Schaden für das Ganze beseitigt werden. Und Jesu Allmacht und Allgegenwart kann man doch nicht aus Mt. 28, 18—20 (Gehet hin in alle Welt u. s. w.) deduzieren. Beigegeben ist auf Grund von Winers komparativer Darstellung des Lehrbegriffs der verschiedenen christlichen Kirchenparteien eine tabellarische Übersicht über die wichtigsten Unterscheidungslehren der einzelnen Konfessionen.

Eine Auswahl von 90 Sprüchen und 12 Liedern ist für die Wiederholung früheren Unterrichtsstoffes als eine Art Kanon voraufgeschickt. Im Anhang werden die drei ökumenischen Glaubensbekenntnisse und der dogmatische Teil des *confessio Augustana* abgedruckt.

Alles in allem genommen können wir das vorliegende Hilfsbuch bestens empfehlen.

Berlin.

August Jacobsen.

J. Delius, *Martin Luthers Schriften in Auswahl*. Gotha, F. A. Perthes, 1883. VI u. 336 S. 8.

In Jahrg. 1881 S. 708 dieser Zeitschrift hatte ich lebhaft für eine Behandlung Luthers im deutschen Unterrichte gesprochen und gesagt: „Leider fehlt es bis jetzt an einer Ausgabe, in welcher man das Wünschenswerte beisammen findet und die man den Schülern in die Hand geben könnte. Sollte sich nicht ein Reclam finden, der für eine Jugendbibliothek deutscher Klassiker einen kleinen Band aus Luthers Schriften drucken liesse und für ein paar Groschen verkaufte? Es wäre eine verdienstvolle Gabe zum Jubeljahr 1883.“ Ein solcher Mann hat sich gefunden. In einem geschmackvoll ausgestatteten, mit Luthers Bildnis geschmückten Bande liegen diejenigen Schriften des Reformators vor, die ihn als Schriftsteller und deutschen Klassiker charakterisieren. Den Anfang macht die Vorrede zum ersten Teil der Wittenberger Ausgabe der Schriften vom Jahre 1539, dann folgen die 95 Thesen, darauf die Schriften an den Adel, von der Freiheit eines Christenmenschen, eine treue Vermahnung, von weltlicher Obrigkeit, an die Ratsberrn; ferner Heerpredigt wider die Türken, zwei Predigten, geistliche Lieder, Gebete, Bibelauslegung, Briefe (darunter leider nicht der vom Dolmetschen); kleinere Schriften vermischten Inhalts und Tischreden machen den Beschluss. Hier und da sind wohlangebrachte Kürzungen vorgenommen. Die einzelnen Schriften sind mit kurzen Einleitungen versehen; kürzere Erklärungen stehen im Text in eckigen Klammern, längere in den Anmerkungen unter dem Text. Soweit wäre also mein Wunsch erfüllt.

Nicht erfüllt ist der Wunsch, die Ausgabe möchte den Text in der ursprünglichen Form enthalten, ohne kritische Varianten, aber mit fortlaufendem Glossar als Fußnoten. Delius legt uns

seine Auswahl in der preussischen Schulorthographie vor und tilgt auch aus der Sprache Luthers einzelne nicht mehr gebräuchliche Wortformen, freilich mit schonender Hand. Er hat weniger die Schule als die Gebildeten unseres Volkes im Auge, denen er Gelegenheit geben will, neben ihrem Goethe und Schiller auch ihren Luther zu lesen. Allerdings hat er, sieht man lediglich auf den Inhalt, die Hauptsache immerhin, auch der Schule gedient; die Lehrer des Deutschen wie der Religion und Geschichte werden ihm dankbar sein. Aber das sprachliche Interesse wird nicht hinlänglich befriedigt, und da das Mittelhochdeutsche aus dem Lehrplan der höheren Schulen gestrichen ist, so wäre es doch dringend zu wünschen, daß man wenigstens bis auf Luther, den Begründer der neuhochdeutschen Schriftsprache, zurückginge, um dem Schüler einiges historische Verständnis von der Entwicklung unserer Sprache zu übermitteln (vgl. G. Gemfs in dieser Z. 1883 S. 470). Aber sollte man den Originaltext bis auf jeden Buchstaben zu Grunde legen und dadurch abschrecken statt zur Lektüre anzuregen? Vielleicht liefse sich ein Mittelweg einschlagen, nachdem man den Leser zuvor über die Orthographie verständigt hat. Für Schulzwecke hat mir Paulsieks Verfahren nicht übel gefallen. Wenigstens ein oder zwei kürzere Stücke würde ich indessen gern in voller Ursprünglichkeit den Schülern vor Augen stellen. Doch darüber läßt sich rechten. Freuen wir uns der dargebotenen Gabe. Möchte die Schule das ihrige thun, um das Verständnis des großen Reformators, Patrioten und Schriftstellers durch Einführung in seine Schriften zu fördern!

Braunschweig.

H. F. Müller.

DRITTE ABTEILUNG.

Gedächtnisrede auf den in Wittenberg gestorbenen Gymnasialdirektor Dr. H. Schmidt.

Am 21. Oktober 1883 starb zu Wittenberg Prof. Dr. Hermann Schmidt, der frühere Direktor des dortigen Gymnasiums. Den Schülern wurde in der nächsten Morgenandacht dieser Todesfall kund gethan, und der jetzige Direktor widmete seinem Vorgänger im Amt herzliche Worte der Erinnerung und der Anerkennung seiner Verdienste um die Anstalt. Am Tage der Beerdigung, den 24. Oktober, wurde bei dem gemeinsamen Morgengebet nachstehende Gedächtnisrede gehalten:

Verehrte Herrn Kollegen, geliebte Schüler!

„Mein Tagewerk in dieser Anstalt ist hiermit abgeschlossen“, so sprach einst in ergreifender Weise von dieser Stelle aus der Mann, dessen Bild wir hier täglich vor Augen haben, der vor nun mehr als fünfzehn Jahren am 3. April 1868 das Direktorat derselben niederlegte. Über ein Vierteljahrhundert hatte Dr. Hermann Schmidt dasselbe in gewissenhaftester Treue und in aufopfernder Thätigkeit mit einer hingebenden Liebe für seinen Beruf und für die Erziehung der Jugend verwaltet. War ihm doch diese pädagogische Lebensaufgabe selbst eine Geist und Herz erquickende und ihm als eine besonders lohnende Arbeit stets erschienen, da ihm neben der Belehrung und dem Unterrichte doch vor allem es darauf ankam, der Jugend die Wege zu eröffnen, welche zur Erkenntnis alles Edelen und Wahren hinführen und die Seelen für das göttliche Wort empfänglich machen. Hatte er es doch selbst noch in seiner letzten Entlassungsrede am Tage vor Niederlegung seines Amtes, am 2. April jenes Jahres, den Abiturienten gleichsam wie sein Testament ans Herz gelegt und hinterlassen, indem er es ihnen mit den Worten Melancthons besiegelte, welche auch dessen Denkmal auf unserem Markte schmücken: *Quum animos ad fontes contulerimus, Christum sapere incipimus* „Wenn wir uns zu den Quellen wenden, dann werden wir Christum schmecken lernen“. Aber nicht jenen Entlassenen hat er es damals gesagt, es ist sein Mahnruf an alle, an uns und die kommenden Geschlechter, da er die Veranlassung gab, dieses ergreifende Wort aus Melancthons Rede, mit welcher derselbe seine Vorlesungen an hiesiger Universität im Jahre 1518 eröffnete, an dem Denkmal des *praeceptor Germaniae* zu verewigen. Das hatte man ihm nicht vergessen. Bei seinem Abgange war der Tisch, auf welchem die ihm gewidmeten Andenken hier aufgestellt waren, auch seitens der Stadt mit einer künstlerischen Nachbildung jenes Denkmals in Bronze geschmückt,

welches von da ab als Zierde auf dem Studiertisch vor ihm stand. Einem Manne, der mit solcher Liebe und Hingebung seinem Berufe nachlebte, mag es nicht leicht geworden sein aus einer Thätigkeit zu scheiden, die sein ganzes Leben ausfüllte, ja ohne welche die ihm Nahestehenden ihn sich selbst nicht denken konnten.

Es war wie ein Weheruf, der in der Stadt von Mund zu Munde ging, als man vernahm, der Direktor ist um seine Pensionierung eingekommen. Aber gewichtige Gründe hatten den Entschluß hierzu in ihm immer mehr befestigen müssen, da bei der seit Jahren anwachsenden Schülerzahl die Arbeit sich gesteigert und ohnehin sein zart gebildeter Körper schon mehrfach in den Jahren zuvor durch Krankheit gelitten hatte und er sich doch wohl trotz seiner sonstigen Energie und Charakterstärke sagen mochte: Es ist besser, daß du dein Amt niederlegst, dem Körper die ihm bedürftige Ruhe gewährst und im Kreise deiner Familie in stiller Zurückgezogenheit die Jahre verlebst, welche dir von Gott noch beschieden sind. Schon immer hatte ihn das Bild eines Gelehrten angeheimelt, der seinen Studien, ohne vom Geräusch der Welt beunruhigt zu werden, am friedlichen Herde des Hauses leben könnte. Und so gedachte er denn mit der treuen Lebensgefährtin, mit welcher er noch letzthin am 30. September ihres sechs- und fünfzigjährigen Ehebandnisses gedenken konnte, da Söhne und Töchter das väterliche Haus bereits verlassen und einen eigenen Herd sich gegründet hatten, den Abend seines Lebens in aller Ruhe zu genießen und sich in die wissenschaftlichen Studien zu vertiefen und insonderheit mit den Schriften des Plato zu beschäftigen, die von jeher für ihn eine besondere Anziehungskraft gehabt hatten. Und da ihn vor allem die Einfachheit des Lebens ansprach, so wählte er das bescheidene Zerbst zu seinem Wohnsitz. Aber zu innig verbunden mit unserer Stadt hat es ihn doch daselbst wie ein jugendliches Heimweh ergriffen, und er kehrte bald wieder hierher zurück, um denen wieder nahe zu sein, mit welchen er durch die Bande der Familie verknüpft war. Über alles Bitten und Verstehen, wie er denn in seinem dankbaren Herzen gegen Gott mit den Lippen es nicht unbezeugt liefs, ist ihm hier noch manches Jahr zu seinem Leben hinzugelegt, und er hat auch noch frohe Tage in seiner Familie gesehen. Aber wo wäre ein Menschenleben, das ganz ungetrübt dahin fließen sollte. Er hat es auch erleben müssen, daß teure Glieder der Familie und innig geliebte Kinder aus dem trauten Kreise durch den Tod dahingerafft wurden; aber in dem bitteren Schmerze über diese Verluste sah er doch immer wieder auf zu den Bergen, von welchen uns Hülfe kommt, wenn wir verzagen wollen, und sein starker Glaube hat den gebeugten Greis immer wieder aufgerichtet und ihn gestärkt, die göttlichen Fügungen mit christlicher Demut zu ertragen, er hat seine Kniee gebeugt vor Gott mit den Worten des Herrn „nicht wie ich will, sondern wie du willst“. Nun ist auch er eingegangen zu den Seinen, die ihm im Tode vorangingen, sein Lebensgenius hat die Fackel gesenkt, und wir stehen heute an dem offenen Grabe, das die sterbliche Hülle eines Mannes in sich aufnimmt, der um unsere Anstalt sich ein unvergessliches Verdienst erworben hat. Wie viele werden in dankbarer Verehrung, wenn sie die Kunde von seinem Dahinscheiden vernehmen, ihres Lehrers gedenken und mit Freude ihrer Jugendzeit sich erinnern, da sie noch vor ihm auf der Schulbank saßen, er ihnen das Verständnis des Altertums aufschloß, wovon er selbst so erfüllt

war. Denn hören wir nur seine Begeisterung aus den eigenen Worten der letzten Rede: „Von jeher nun aber hat Gott, um nach dem ersten großen Schöpfungsakte von neuem schöpferisch auf den Entwicklungsgang der Weltgeschichte einzuwirken, bestimmter menschlicher Individuen sich bedient, und sowie es unter den einzelnen Menschen hoch begnadigte giebt, denen die Ausführung einer großen Mission anvertraut ist, so giebt es solche hochbegnadigte auch unter den Völkern. Die Griechen vor allen und die Römer gehören zu diesen. Durch die Wissenschaft und Kunst Menschen zu bilden, war der Beruf der einen, durch Zucht des Gesetzes und durch Energie des Willens Männer zu ziehen, der Beruf der anderen. Und beide Völker haben ihre Aufgabe in bewundernswürdiger und jedes die seinige auf eine in seiner Art vollkommene Weise gelöst. Die Frucht des auf Erforschung der Wahrheit und Darstellung der Schönheit gerichteten Strebens der Griechen war die Humanität mit ihren Segnungen für Gesittung und Bildung, die Frucht der Römer Rechtsgefühl und Staatenbildung“. So seine Begeisterung, die er bei seinen Schülern in unermüdlicher Weise anzufachen wußte und die auch nachhaltig wirkte und sie fähig machte, für das Leben und für den Beruf tüchtig zu werden. Das hat ihn aber auch immer wieder belebt und seinen Beruf ihm als eine köstliche Arbeit erscheinen lassen; daher seine Worte des Dankes, als er von dieser Stelle schied: „Ich danke endlich Gott, daß er mir von jeher Schüler gegeben hat, an denen meine und meiner Kollegen Arbeit nicht vergebens gewesen ist, und unter denen nicht wenige sind, die, wie sie schon auf der Schule unsere Freude waren, so im Leben sich bewährt haben und jeder in seiner Sphäre mit Segen wirken“. Wie sollte ich da nicht hier als Zeichen der Anhänglichkeit seiner Schüler eines kleinen Zuges gedenken, der dafür so recht bezeichnend ist. Vor Jahren kam ein früherer Schüler zu mir; im Lauf des Gesprächs gestand er mir, „aber sein erster Weg in Wittenberg sei doch nach Prima gewesen, und er habe sich auf seinen alten Platz gesetzt, um noch einmal ganz des frohen Gefühls seiner Lernzeit sich zu erfreuen und des verehrten Direktors zu gedenken, wie er in seiner kernigen Weise in fremder Sprache zu ihnen geredet und den Sinn der Klassiker ihnen eröffnet habe“. Der Luthertag (12., 13., 14. September) hatte viele ältere Schüler hierher geführt, sie hätten gern ihren ehrwürdigen und verdienten Lehrer begrüßt; aber wenige nur konnte er sprechen, da er bereits in Schwäche auf das Krankenlager gestreckt war, das er nicht wieder verlassen sollte. O, wie hätte er mit ihnen gejubelt, wenn er in Kraft mitsingen konnte „Eine feste Burg ist unser Gott“! Aber auch nach einer andern Seite hin wird mancher, wenn die Nachricht von dem Dahlscheiden dieses Mannes ihm zu Ohren kommt, seiner Mildthätigkeit sich bewußt sein und ihm eine Thräne nachweinen für die Wohlthaten, die er ihm erwiesen. War er doch stets bemüht, wo sich bei einem Schüler Anlagen zeigten, die zu weiteren Hoffnungen berechtigten, und es dabei doch an Mitteln für die Ausbildung gebrach, hülfreiche Hand zu bieten und ihm den Weg zum Stadium zu ebnen.

Mehr als fünfzehn Jahre sind verflossen, seit der teure Entschlafene aus dem Amt geschieden. In dieser Zeit hat sich das Gymnasium in seinen Schülern wohl zweimal vollständig erneuert und Euch, geliebte Schüler, ist seine Persönlichkeit kaum mehr nahe getreten, zumal in den letzten Jahren die Schwächen des Greisenalters zu deutlich sich geltend machten und ihn

nötigten, sich mehr von der Außenwelt fern zu halten. Aber die Spuren seiner Wirksamkeit sind damit nicht verwischt; das Gymnasium zeigt noch in vielen Punkten, wie es unter seiner Leitung sich gestaltet. Denn um nur das eine anzuführen, so ist es seinen Bemühungen gelungen, die Anstalt im Jahre 1853 zu vervollständigen, sodass damals am 5. April die ersten Schüler in Sexta konnten aufgenommen werden. So lange diese Klasse fehlte, war es schwierig, die Schüler von Quinta und Quarta gleichmäßig zu unterrichten, da sie noch in zu verschiedener Weise vorgebildet waren. Mit der Errichtung einer Sexta konnte gleichsam ein besserer Organismus der Anstalt begründet werden. Aber auch damit war seine Sorge für eine zweckmäßige innere Gliederung derselben noch nicht abgeschlossen. Bei der angewachsenen Zahl der Schüler stellte es sich immer mehr als notwendig heraus, die Mittelklassen zu teilen und somit aus Tertia und Sekunda je zwei Klassen herzustellen und dem Lehrplane durch eine zweckmäßige Verteilung eine einheitlichere Gestaltung zu geben. Seit dem Jahre 1857 erst hat das Gymnasium die Erweiterung unter ihm gewonnen, in der es zur Zeit besteht. Aber nicht diese äußere Umgestaltung allein war es, was die Aufmerksamkeit des Verstorbenen in Anspruch nahm; vor allem lag ihm daran, auch dem Unterrichtsstoffe für die Jugend die bessere Form zu geben und die Lust am Lernen zu beleben. Daher schreiben sich seine Bemühungen, den sprachlichen Elementarbüchern für das Lateinische und Griechische den geeigneten Stoff und die zweckmäßige Anordnung zu geben. Also auch Ihr, die ihr erst bekannt gemacht werdet mit den Anfangsgründen der alten Sprachen, werdet es ihm Dank wissen, daß er seinen Fleiß auch Euch zugewandt hat und Euch den Weg des Lernens erleichtert. Denn er trug die Jugend als Lehrer auf seinem Herzen und erachtete es als eine der vornehmsten Aufgaben, dieselbe nicht allein mit Lust zur Sache zu erfüllen, sondern auch alle die Momente in den Unterricht zu verpflanzen, welche den Schüler befähigten, den Wissensstoff nicht allein dem Gedächtnis anzuvertrauen, sondern auch frei und mit Urteil zu beherrschen. War ihm doch jedes mechanische Treiben und die handwerksmäßige Art, den Unterricht zu erteilen, höchlich zuwider, wie er es selbst in seiner Jugend noch erlebt hatte. Nun sollte es anders werden. Die Stimmen waren laut geworden, welche auf eine Verbesserung der Lehrmethode als eine wichtige Aufgabe der Zeit hinwiesen, und er war nicht der letzte, der sich für diesen Kampf interessierte, welcher auf dem Gebiete der Pädagogik zu Anfange der dreißiger Jahre sich entwickeln sollte. Es ist hier nicht der Ort, auf diese für unsere höheren Lehranstalten wichtige Epoche näher einzugehen; aber es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß durch den Aufsatz des Medicinalrats Dr. Lorinser im Jahre 1836, welcher den Titel führte „Zum Schutz der Gesundheit in Schulen“, der hiesige Subrektor Deinhardt¹⁾ hierdurch veranlaßt, die damals vielgenannte Schrift „über den Gymnasialunterricht“ abfaßte, wodurch die Diskussion über den Gegenstand eine wesentlich andere Richtung nahm. An der letztgenannten Schrift seines Freundes, dem er seit 1833 durch Familienbände nahe stand, hat der teure Entschlafene nicht allein lebhaften Anteil genommen, sondern einen wesentlichen Einfluß auf sie gehabt.

¹⁾ Dr. Heinrich Deinhardt, seit 1844 Direktor des Gymnasiums zu Bromberg, † den 6. August 1867.

Das aber fällt in die Zeit, da er in der Blüte des Mannes stand und selbst noch ein Strebender und nach Vollendung Ringender war. Aber es sollte auch nur berührt werden; denn von hier aus, kann man sagen, hat seine Lebensaufgabe für den Unterricht ein festes und sicheres Ziel gewonnen. Wie um ein Centrum einigen sich von da ab alle die verschiedenen Fragen, welche er behandelt hat, und von denen die Programme, die Schulreden und andere Gelegenheitschriften ein deutliches Zeugnis ablegen. Und wenn er zum Plato greift, um die griechische Philosophie zu studieren, so ist es doch insonderheit mit die dialogische Kunstform des Unterrichts und die sokratische Methode zu belehren, welche seine tiefe Bewunderung erregen.

Ein Leben voll Arbeit hat hier seine Ruhe gefunden, eines thätigen Mannes, der selbst bei seinem Fleiße oftmals glaubte, noch nicht genug gethan zu haben. Es bleibt hierfür mir seine Äußerung unvergessen. Als ein Kollege und ich ihn vom früheren Bahnhof her, wo wir einem Bekannten das Geleit zu einer größeren Ferienreise gegeben hatten, zur Stadt zurückbegleiteten, sagte der teure Entschlafene: ja, die Ferien sind da, hat man sie auch verdient? — Wir verstummten. —

Stavenhagen in Mecklenburg-Schwerin, bekannt durch den Aufsatz von Fritz Reuter „Meine Vaterstadt“, ist der Geburtsort des teuren Entschlafenen. Hier war sein Vater Pastor, dem der Sohn am 15. Februar 1801 geboren wurde, welchem er in der Taufe den Namen Hermann gab. In der sogenannten Rektorschule daselbst hat er seinen ersten Unterricht empfangen, während er seine Gymnasialbildung in Parchim, besonders aber in Friedland erhielt. Hier vernahm er zuerst von den siegreichen Kämpfen unserer Freiheitshelden, und aus jener Jugendzeit bewahrte er ein unverlöschliches Andenken an die herrliche Zeit, wo Deutschland das fremde Joch abschüttelte und bereits der Gedanke an ein einiges Deutschland wach gerufen wurde; wo man sich übte auf den Turnplätzen, damit die Jugend kräftig herangebildet würde, um die Grenzen des Vaterlandes gegen feindliche Macht zu verteidigen zu können. Seit jener Zeit wurde sein Gemüt lebhaft erregt für deutsches Wesen und deutsche Treue, wo das Taciteische Wort galt: plus ibi boni mores valent quam alibi bonae leges; und sein Patriotismus fand eine Befriedigung in dem Gedanken, dereinst einen Kaiser in Deutschland aus dem Stamme der Hohenzollern zu erleben. Edle Herzen waren es, die sich damals in eine Zeit bereits hineinräumten, welche erst ein späteres Geschlecht nach schweren Kämpfen herrichten sollte. Ostern 1820 bezog er die Universität Halle, um Theologie und Philologie zu studieren, wurde aber schon nach einem halben Jahre durch Reisig, an dem die Universität Michaelis 1820 einen Lehrer gewann, der durch die hinreißende Gewalt seines Vortrages jeden Zuhörer für die großen Schöpfungen des Altertums in Sprache und Litteratur zu begeistern wußte, ausschließlich der Philologie zugeführt. Dann besuchte er noch die Universitäten Leipzig und Berlin und lernte die damaligen Heroen seiner Wissenschaft, einen Horrmann, Wolf und Böckh kennen. Zu Ostern 1823 waren seine Studienjahre vollendet und er übernahm alsbald eine Hauslehrerstelle bei dem Pastor Buchka in Schwaubek in der Nähe von Friedland. Oftmals hat er dieses Mannes, zu welchem er sowie zu der Familie desselben in ein geradezu freundschaftliches Verhältnis trat, Erwähnung gethan und der glücklichen Zeit, die er in jenem Hause verlebte, gedacht. Im Jahre 1825 wurde er von Reisig, da eine Kollaborator-

stelle am hiesigen Lyceum, so nannte man damals die lateinische Schule, vakant geworden, empfohlen und auch schon nach Pflingsten jenes Jahres, da er die Prüfung für das Oberlehrerexamen, wie es damals hieß, absolviert hatte, definitiv angestellt. „Hier in Wittenberg, das ist sein eigenes Bekenntnis, fand ich in jeder Hinsicht eine zweite Heimat, durch mein Amt, in welchem ich an dem Direktor Spitzner und Dr. Nitzsch für wissenschaftliches Streben nicht minder als für didaktische Tüchtigkeit ausgezeichnete Vorbilder hatte und nach zwei Jahren bis zum Klassenlehrer von Tertia vorrückte, durch die Gründung meines häuslichen Glückes, durch die Knüpfung einer Freundschaft mit dem damaligen Subrektor Deinhardt, die von dem größten Einfluß auf mein ganzes inneres Leben geworden ist, durch die religiöse Erweckung endlich von Seiten des Mannes, dessen Name aufs engste mit dem Namen Wittenbergs verbunden ist und hier fort und fort im gesegnetsten Andenken steht, des Konsistorialrat D. Heubner.“ Dennoch sollte er diese Stadt, einem Rufe zu Ostern 1836 nach Friedland in seinem Heimatlande als Rektor der Gelehrtenschule folgend, auf sechs ein halb Jahr verlassen, um aber wiederzukehren und zu Michaelis 1842 das Direktorat dieser Anstalt zu übernehmen.

Sein Andenken wird für unsere Stadt nicht verschwinden. Dean von ihm redet diese Anstalt¹⁾, auf ihn weist hin der Spruch an dem Denkmal Melanchthons.

Aber wir wollen seiner hier gedenkend mit ihm reden die Worte, die er einst von dieser Stelle aus sprach, da er sein Tagewerk hier beschlossen und die tiefe Wehmut des Abschiedes ausklingen ließ in den dankenden Lobgesang des Psalmisten:

Das ist ein köstliches Ding, dem Herrn danken und lobsingend deinem Namen, Du Höchster u. s. w. (Psalm 92.)

Wittenberg.

W. Bernhardt.

¹⁾ Bei seinem Abgange wurde von den früheren Schülern der Anstalt eine „Schmidt-Stiftung“ gegründet. Die Zinsen des dafür deponierten Kapitals werden jährlich am Tage der Abiturienten-Entlassung zu Ostern demjenigen Abiturienten eingehändigt, welcher nach dem Urtheil des Lehrerkollegiums die beste lateinische Valediktionsarbeit eingereicht hat.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Randglossen zu Curtius' Grundzügen der griechischen Etymologie.

3. Artikel.

(Fortsetzung von Jahrgang 1883 S. 330.)

Nr. 309 soll uns diesmal allein beschäftigen. Es sind wieder die lateinischen Wörter, welche besonders zu einer Vergleichung mit den Standplätzen der Lektüre herausfordern. Was das griechische *τίθημι* anbelangt, so überwiegt hier die Bedeutung „setzen“ noch ganz offenbar. Nur selten tritt die andere auch schon im Sanskrit nachweisbare Bedeutung „thun“, was übrigens dasselbe Wort ist, hervor, wie bei Sophokles im Ödipus auf Kolonos zu Anfang des vierten Aktes (wie ich die Akte abgeteilt habe), der uns die Lösung des Knotens bringt. Wir sind alsbald orientiert, wenn ich den ersten Auftritt hierhersetze, was ich um so lieber thue, als ich bei diesem ganz eigenartigen Stücke auch das Metrum beibehalten habe. Als Kreons Leute zuerst Ismene, dann auch Antigone mit Gewalt abgeführt haben und Kreon selber Miene macht, den alten blinden Vater der beiden Mädchen mit fortzuschleppen, indem der Chor laut um Hülfe ruft, erscheint König Theseus mit den Worten:

Was ist das für ein Rufen nur? was ist gescheh'n?

Aus welcher Furcht in aller Welt hindertet ihr
Mich am Altar, den Stier zu opfern unserm Gott
Im Meer, der hinter dem Kolonoshügel steht?
So redet doch, damit ich alles weiß, weshalb
ich schneller, als zum Spafs, den Fuß beschwingte her?

Öd. Geliebtester! — Erkenne ich dich doch an dem,
Was du zu uns geredet hast. — O schrecklich ist,
Was ich von diesem Manne mir gefallen liefs.

Thes. Nun, was denn und wer ist, der dich gekränkt? So
sprich.

Öd. Er ist gegangen, Kreon, den du wohl geseh'n,
Und schleppte meiner Kinder einz'ges Paar mir fort.

Thes. Wie redest du? Öd. Was mir gescheh'n, du hast's gehört.

Thes. Wird nicht so schnell als möglich einer denn von euch, Die mich umgeben, zu den Stufen des Altars Hingehn und alles Volk anhalten, ob zu Rofs, Ob unberitten, allsogleich vom Räucherwerk Davonzueilen mit verhängtem Zügel, wo Die beiden Strafsen münden und zusammengeh'n Den Reisenden, damit die beiden Mädchen nicht Vorbeigelangen und ich zum Gelächter nun Dem Fremden werde, der Gewalt mir angethan? (zu einem der Diener) So geh', wie ich befohlen, schnell! (auf Kreonweisend, der zurückgebracht wird) Doch den hätt' ich, Wär' ich in Zorn geraten, wie er ihn verdient, So ohne Lohn gelassen nicht aus meiner Hand; Jedoch er soll an das Gesetz gebunden sein, Zu dem er hier geschritten ist, und keines sonst. (zu ihm gewandt) Fortkommen sollst du nimmermehr aus diesem Land,

Bevor du jene beiden mir vor Augen nicht Hierhergestellt genau, da du gehandelt hast, Wie weder mir's zukommt, noch deinen Ahnen selbst, Noch deinem Land, da du zu einem Volke bist Gelangt, das Rechtes pflegt und ohne ein Gesetz Nichts thut, da du die Satzungen, die heiligen Des Lands, mir vor die Füße wirfst und mit der Thür Ins Haus gefallen bist, mitnimmst, was dir gefällt, Und mit Gewalt dir unterwürfig machst und denkst, Dafs ohne Männer mir das Volk leibeigen ist, Und ich wie einer, der nichts zu bedeuten hat. Im Schlechten unterwies dich Theben doch wohl nicht, Liebt es die Männer doch nicht rechtlos aufzuzieh'n, Und loben würde es dich sicherlich auch nicht, Wenn es erführe, wie du, was mein Eigentum, Und was der Götter ist, beraubst, und mit Gewalt Fortführst, was mir von armen Menschen fleht um Schutz. Ich würde doch, wenn ich zu deinem Lande käm', Auch nicht, wenn ich auch noch so sehr im Rechte wär', So ohne den, der es regiert, wer es auch sei, Fortschleppen einen oder führen, nein, ich wüfst', Wie sich der Fremde dort zu Haus verhalten soll. Und du beschimpfst die eig'ne Stadt, die's wahrlich nicht Um dich verdient. Dich macht das Alter nicht allein Zum Greise, sondern nimmst dir auch noch den Verstand.

V. 929: *σὺ δ' ἄξιαν οὐκ οὔσαν αἰσχύνεις πόλιν
τὴν αὐτὸς αὐτοῦ, καὶ σ' ὁ πληθύων χρόνος
γέρονθ' ὁμοῦ τέρθησι καὶ τοῦ νοῦ κενόν.*

Ich hab' es also schon gesagt und sag' es noch:
Die beiden Mädchen bringe man sogleich hierher,
Wenn du nicht an die Scholle hier gebunden sein
Willst mit Gewalt und gegen deinen Willen. Das
Ist meine Meinung, die ich dir heruntersag'.

Chor. Siehst du, wohin du, Fremdling, bist gelangt, wie du,
Was deine Ahnen anbelangt, gerecht erscheinst,
Doch Schimpfliches betreibend nun erfunden wirst.

Kr. Nicht weil ich, wie du sagst, gemeint, o Ägeus' Sohn,
Dafs diese Stadt der Männer oder guten Rats
Entbehre, that ich das, vielmehr hab' ich geglaubt,
Dafs Eifer, wie er Blutsverwandten ziemt, sie nicht
Befallen werde, sie zu halten mir zum Trotz.
Auch dachte ich, dafs sie den Vatermörder nicht
Aufnehmen würden und den schandbefleckten Mann,
Dem heillos Kindeswerben nachgewiesen ist,
Das an ihm haftete. So dünkte mir der Rat,
Den sie auf Ares' Hügel in dem Lande ja
Gehabt, dafs er die Leute, die in aller Welt
Herumzieh'n, hier nicht in der Stadt zulassen wird,
Worauf ich bauend dieses Jagen unternahm.
Ich thäte es noch nicht einmal, wenn er mir nicht
Und meinem ganzen Stamm das Schlimmste, was es giebt,
Anwünschte, was ich mir gefallen liefs, jedoch
Für gut gehalten hab', dafür ihm dies zu thun.
Giebt es für meine Rache doch kein ander Ziel
Als meinen Tod, an Toten aber haftet kaum
Noch eine Kränkung mehr. So thue, was du willst;
Denn wenn ich auch das Rechte meine, macht mich doch,
Dafs ich verlassen bin, nur klein: und doch will ich,
Bin ich auch alt, mich deiner noch erwehren doch.

V. 956: *πρὸς ταῦτα πράξεις, ὅσον ἂν Θέλης· ἔπει
ἐρημία με, καὶ δίκαι' ὅμως λέγω,
σμικρὸν τίθεισι· πρὸς δὲ τὰς πράξεις ὅμως,
καὶ τηλικόσδ' ὄν, ἀντιδρῶν περιάσομαι.*

Wie nahe die Bedeutungen „setzen, stellen, legen“ und „thun, machen“ an einander grenzen, zeigen am besten Theseus' Worte:
Geh', trotz' nur! Doch, Ödipus, du bleibe hier
Uns ruhig! Und so lang' ich atmen werde, sei
Versichert, ruh' ich nicht, bis ich's dahin gebracht,
Dafs du der Kinder wieder mächtig worden bist.

V. 1038: *χωρῶν ἀπέλει νῦν· σὺ δ' ἤμιν, Οἰδίπους,
ἐκηλὸς αὐτοῦ μίμνε, πιστωθεὶς ὅτι,
ἦν μὴ θάνω ἔγω πρόσθεν, οὐχὶ παύσομαι
πρὶν ἂν σε τῶν σῶν κύριον στήσω τέκνων.*

Die Grundbedeutung des deutschen „thun“ ahd. *tuon* ist abweichend vom Griechischen nicht „setzen“, sondern „machen“.

Man wird nach dem allgemeinen Eindruck, welchen lat. *facere*, flüchtig und gewohnheitsmäÙig gefasst, auf uns ausübt, leicht geneigt sein, dasselbe für die italischen Sprachen anzunehmen, über welche sich der Kommentar des näheren ausläÙt.

Dafs oskisches *faama* „hingesetztes“, gegründetes Haus bedeutet, ist sehr wahrscheinlich, wenn man an die ganz gewöhnliche Verbindung von *condere tecta* und *condere urbem* denkt. So fällt auch auf die eigentliche Bedeutung von *familia* und den abgeleiteten Wörtern ein neues Licht. Lat. *famulus* heißt dann allerdings wörtlich *οἰκέρης*, osk. *faamat*, eig. er haust. Eine Stelle, die das vielleicht bestätigt, ist Liv. 26,6. Da ist bei Gelegenheit des letzten Kampfes vor Capua i. J. 211 v. Chr. die Rede von dem damaligen *mediæ* (vgl. *mederi*) *tuticus* (*tutus? totus* nach Mommsen) „Landpfleger“, ein Amt, welches bei den Kampanern das höchste ist. Es wurde damals von Seppius Loesius bekleidet, der von unbekannter Herkunft war und aus ärmlichen Verhältnissen stammte. Als seine Mutter einmal für ihn noch als unmündigen und verwaisten Knaben ein Zeichen seines Hauses, als Schlangen u. dergl. sind, entsühnte, erzählt man, habe sie, als der Opferschauer den Bescheid erteilte, die höchste Gewalt, die es in Capua gebe, werde auf den Knaben übergehen, indem sie nichts davon wissen wollte, was zu dieser Aussicht berechnigte, geantwortet: „du sprichst nicht von einer verlorenen Sache der Kampaner, wenn die höchste Ehrenstelle an meinen Sohn übergehen soll?“ § 14: *matrem eius quondam pro pupillo eo procurantem familiare ostentum, cum respondisset haruspex summum quod esset imperium Capuae perventurum ad eum puerum, nihil ad eam spem agnoscentem dixisse ferunt: 'non tu perditas res Campanorum narras, ubi summus honos ad filium meum perveniet?'*

So hat auch das Wort *familia* selber die Bedeutung „Haus“ Liv. 27, 3, wo ebenfalls von Capua und zwar von einer Verschwörung die Rede ist, die daselbst der Prokonsul Fulvius Flaccus glücklich entdeckt. Weil er nämlich fürchtete, auch sein Heer könnte, wie das des Hannibal, die zu große Annehmlichkeit der Stadt verweichlichen, hatte er sie an Thoren und Mauern sich selber Häuser nach Soldatenart, also Baracken, zu bauen angebalten. Es waren aber die meisten aus Flechtwerk und Brettern gemacht, einige aus Rohr aufgebaut, mit Stroh gedeckt alle, wie absichtlich zur Nahrung eines Feuers. Sie alle in einer Stunde der Nacht in Brand zu stecken, hatten sich 170 Kampaner unter Anführung der Brüder Blossius geschworen. Als nun eine Anzeige davon aus dem Hause (von dem Ingesinde) der Brüder Blossius gemacht war, wurden sofort auf Anordnung des Prokonsuls die Thore geschlossen, und als die Soldaten auf das gegebene Zeichen zusammen zu den Waffen gelaufen waren, wurden alle, welche man bei der Schadenstiftung traf, ergriffen usw. § 5: *indicio eius rei ex familia Blossiorum facto, portis repente clausis, cum ad arma signo*

dato milites concurrissent, comprehensi omnes, qui in noxa erant, et quaestione acriter habita damnati necatique.

Als Causativum aus der unerweiterten Wurzel abgeleitet, verhält sich *facio* zu *fo*, wie unten Nr. 615 *iacio* zu *eo*. Während wir imstande wären, den ganzen luftigen Bau der Bedeutungen eines Wortes aus seiner Etymologie zu rekonstruieren, konnte man früher nur aus der Litteratur Schlüsse auf die Struktur dieser Räume ziehen, und im ganzen sehr unsichere Schlüsse. Wir sind einmal gewöhnt, *facere* mit „machen“ zu übersetzen und doch ist die Grundbedeutung die des griech. *τιθέναι*, *facies* wörtlich „Gestalt“ von „stellen“, *faber* griech. *θής* = „Stellmacher“. Das „machen“ hängt einmal dem Worte an. Es ist gar nicht zu ermessen, wie weit es durch die bloße Einführung in die Übersetzung aus dem lat. *facere* im Gebrauche der deutschen Sprache hat um sich greifen und an Boden gewinnen müssen. Für *certiorem facere* sagen auch wir „in Kenntnis setzen“ und für *insidias facere* sagt ja der Lateiner selbst auch *ponere*. Aber es giebt noch viel schlagendere Beispiele, sowie wir den Boden der Lektüre betreten. Ich könnte mich begnügen, die bloßen Phrasen namhaft zu machen, wenn es nicht öfter mehr als Phrasen und die eigentliche Bedeutung des Wortes wäre, und wenn nicht der einzelne Fall gerade durch die betreffende Stelle, an der er erscheint, seine ganz eigentümliche Beleuchtung erhielte. Es war ja von Anfang an nicht meine Absicht, das Wörterbuch zu extrahieren, sondern wo möglich zu bereichern. Aber ich werde, indem ich auf der Lektüre fusse, wählerisch sein müssen in der Auswahl, damit wir nicht von der Fülle der gesammelten Beispiele beschwert werden. Ich lasse, wie gewöhnlich, Prosa und Dichtung neben einander hergehen.

Livius 27. 6 erzählt: Römische Priester starben in dem Jahre 210 einige, und andere wurden an ihre Stelle gesetzt: *sacerdotes Romani eo anno mortui aliquot suffectique*; C. Servilius wurde als Oberpriester gesetzt an Stelle (*factus in locum*) des T. Otacilius Crassus u. s. w. Der Oberpriester M. Marcius starb, ebenso der Curienvorstand M. Aemilius Papus; aber an ihre Stelle wurden Priester in dem Jahre nicht gesetzt (*suffecti*).

Ebenda Kap. 8 wird erzählt, wie man zum Curienvorstande des Jahres 208 zum ersten Male einen Plebejer wählte; während die Patricier erklärten, dafs auf C. Mamilius Atellus, der sich allein vom Bürgerstande bewarb, keine Rücksicht zu nehmen sei, weil vor ihm nur Senatoren dieses Priestertum gehabt hatten, verwiesen ihn die Tribunen, die er anrief, an den Senat; der Senat setzte fest, dafs das Volk darüber zu befinden habe: § 3 *senatus populi potestatem fecit*. Im 11. Kapitel werden die Legionen von Cannae noch nachträglich von den Censoren bestraft. . . Von denen, welche im Anfange dieses Krieges 17 Jahre alt gewesen waren und gedient hatten, setzten sie alle als steuerpflichtig an; § 15 *omnes aerarios fecerunt*.

Nach dem entscheidenden Siege bei Canusium gewinnt Q. Fabius Kap. 15 Tarent mit List. Als Demokrates, der Befehlshaber der Flotte geworden war, den Lärm hörte, wie bei Einnahme einer Stadt gewöhnlich Geschrei erhoben wird, führte er, weil er fürchtete, bei seiner Zögerung könne der Konsul — wie er denn von der Einnahme selber nichts wußte — irgend einen Gewaltstreich ins Werk (in Scene) setzen und einen Angriff versuchen, die Besatzung an die Burg hinüber, von wo besonders der schreckliche Lärm herschallte: § 15 *igitur Democrates, qui praefectus classis fuerat, forte illi (Wfsb. und Mg.: illo) loco praepositus, postquam quieta omnia circa se vidit, alias partis eo tumultu personare, ut captae urbis interdum excitaretur clamor, veritus, ne inter cunctationem suam consul aliquam vim faceret ac signa inferret, praesidium ad arcem, unde maxime terribilis accidebat sonus, traducit.* Kap. 16 wird dann erzählt, wie man 30 000 Sklaven, Silber eine ungeheure Masse, fertig gestelltes (d. h. verarbeitetes) und geprägtes Gold 83 000 Pfund, Bildwerke und Gemälde erbeutete: § 7 *milia triginta servilium capitum dicuntur capta, argenti vis ingens facti signatique, auri octoginta tria milia pondo, signa ac tabulae, prope ut Syracusarum ornamenta aequaverint.* Kap. 24 ist der drohende Abfall von Arretium in Etrurien geschildert. Zur Inempfangnahme von Geiseln ward C. Terentius Varro mit einem Kommando dahin entsandt. Der stellte alles im Senate schlimmer dar, als es vorher war: § 6 *is omnia suspectiora quam ante fuerant in senatu fecit.* Kap. 30 entläßt der König Philipp die Versammlung der Achäer, ohne daß der Frieden zu stande gekommen war: § 15 *ita infecta pace concilium dimisit.* Kap. 34 beginnt so: als die Senatoren Umschau hielten, wen sie als Konsul aufstellen sollten, ragte weit vor den anderen C. Claudius Nero hervor, für den dann auch ein Amtsgenosse gesucht und gefunden wurde: § 1 *cum circumspicerent patres, quosnam consules facerent, longe ante alios eminebat C. Claudius Nero; ei collega quaerebatur.* Der Schluss lautet: indem alle dazu beitrugen (ihm mit aufhelfen, ihn stützten, allerdings einen, der gefallen war), stellte man mit C. Claudius den M. Livius als Konsul auf: § 15 *adnisi omnes cum C. Claudio M. Livium consulem fecerunt.* Livius war wegen Veruntreuung im illyrischen Kriege verurteilt worden. Kap. 25 kam ein Senatsbeschluss im Sinne des M'. Acilius zu stande: § 2 *senatus consultum in sententiam M' Acilii factum est.*

Kap. 43 werden die vier gallischen und zwei numidischen Reiter, welche Hasdrubal von Placentia aus an seinen Bruder mit einem Schreiben entsandt hatte, als sie mitten durch den Feind fast die ganze Länge Italiens durchmessen hatten, von den Römern aufgefangen. Und sobald sie vor dem Konsul erschienen und ihr Brief von einem Dolmetscher gelesen war und eine Befragung der Gefangenen angestellt wurde, da glaubte Claudius Nero, es sei das nicht die entscheidende Taktik des Staates, wenn jeder nach

der üblichen Methode in den Grenzen seiner Provinz durch seine Heere mit einem vom Senate bestimmten Feinde Krieg führen könne; wagen müsse man etwas Aufsergewöhnliches, Unvermutetes, dessen Unternehmen keinen geringeren Schrecken bei den Mitbürgern, als bei den Feinden herstellen, wenn es aber vollbracht wäre, zu großer Freude nach großer Bestürzung sich umgestalten solle: § 5 *qui ubi ad consulem pervenerunt, litteraeque lectae per interpretem sunt, et ex captivis percunctatio facta, tum Claudius non id tempus esse reipublicae ratus, quo consiliis ordinariis provinciae suae quisque finibus per exercitus suos cum hoste destinato ab senatu bellum gereret; audendum . . . aliquid inprovisum, inopinatum, quod coeptum non minorem apud cives quam hostes terrorem faceret, perpetratum in magnam laetitiam ex magno metu verteret.* Als sich die beiden Konsuln dank Neros Schnelligkeit bei Sena in Umbrien vereinigt hatten, ohne daß Hannibal oder selbst der anwesende Hasdrubal eine Ahnung davon hat, neigen sich Kap. 46 die Ansichten vieler im Kriegsrate dahin, daß, so lange Nero seine durch Marsch und Nachtwachen ermüdeten Soldaten wiederherstelle, zugleich um den Feind kennen zu lernen, er sich einige Tage Zeit nehme, der Augenblick der Schlacht hinausgeschoben werden solle. Hingegen Nero verlegte sich darauf, nicht allein zu raten, sondern auch mit aller Macht darum zu bitten, sie sollten nicht einen Plan, den seine Schnelligkeit sichergestellt hätte, durch Säumen vereiteln: § 7 *multorum eo inclinabant sententiae, ut, dum fessum via ac vigilis reficeret militem Nero, simul et ad noscendum hostem paucos sibi sumeret dies, tempus pugnae differretur; Nero non suadere modo, sed summa ope orare institit, ne consilium suum, quod tutum celeritas fecisset, temerarium morando facerent.*

Ein schönes Beispiel lesen wir in der Aeneide 9, 92. Als Aeneas von dem der Cybele heiligen Ida das zum Bau einer Flotte nötige Holz entnahm, gewährte es ihm die Göttin wohl, flehete aber zu Jupiter, ihrem Sohne, wenn sie den Pinienwald dem jungen Dardaner, da er der Flotte bedurfte, mit Freuden gegeben, so solle er sie auch von der Besorgnis befreien, diese Schiffe könnten je von einer Fahrt zerschellt oder von einem Wirbel des Windes untergehen, vielmehr solle ihnen der Umstand förderlich sein, „daß sie auf unseren Bergen gewachsen sind“ . . . *prosit nostris in montibus ortas.* Ihr Sohn, der die Gestirne des Himmels dreht, erwiderte dagegen: „Mutter, wohin (entbietest) willst du des Schicksals Bestimmung? Oder was beabsichtigst du mit ihnen? Sollen von sterblicher Hand hingesezt ein Recht auf Unsterblichkeit Schiffskiele haben und Aeneas dazu bestimmt sein, unbestimmte Gefahren zu bestehen? V. 94 *O genetrix, quo fata vocas? aut quid petis istis? Mortaline manu facta e immortale carinae Fas habent? certusque incerta pericula lustrat Aeneas?* Die angezogenen Worte würden nach dieser Deutung den erhebend schönen Moment

bezeichnen, wo Schiffe vom Stapel laufen und flott werden, wie hingesetzt von der Hand des sterblichen Menschen.

Demgemäß lassen auch die abgeleiteten Worte die Bedeutung des Grundwortes noch durchblicken. So *fabrico* von *fabrica*, *faber* Än. 9, 142, wo Turnus den Trojanern vorrückt, daß ihnen ein einmaliger Untergang wohl hätte genügen können. An Helena sich vergangen zu haben, hätte den verhassten Räubern genug sein sollen, denen, ein ganz weibischer Stamm wie sie seien, nur dieses Vertrauen auf das Innere der Umwallung des Lagers und der Gedanke an die sie schützenden Gräben, Dinge, die ihren Tod doch bald entscheiden, ihren Mut geben. Aber sie sahen nicht, wie Trojas Mauern, von Neptuns Hand errichtet, sich ins Feuer lagerten, *quibus haec mediū fiducia valli Fossarumque morae, leti discrimina parva, Dant animos, at non viderunt moenia Troiae Neptuni fabricata manu consistere in ignis*. Das Fragezeichen hinter *ignis*, welches die Ausgaben haben, ist mir unerklärlich.

Dieselbe Wurzel soll auch in einigen Kompositen von *dare* auftreten, so daß dieses Wort geradezu damit konfundiert erschiene, wie ja die Sprache in Zeiten der Verwilderung öfter dergleichen Verwirrung anrichtete. Aber nur in Kompositen von *dare*? Wie, wenn *dare* selbst für ein Kompositum z. B. von Horaz in den Oden 3, 9, 3 gesetzt ist? Es ist das jetzt so herrlich gesungene Duett, das Geibel in seinem klassischen Liederbuche „Versöhnung“ überschreibt. Der Dichter beginnt mit der ersten Strophe: So lange ich lieb dir war und nicht mit mehr Recht irgend ein Jüngling seine Arme um deinen blendend weißen Nacken legte, war ich gewaltiger Mann glücklicher als der Perserkönig! worauf Lydia antwortet: So lange du für keine andere in höherem Grade entbranntest und Lydia nicht hinter die Chloe kam, Lydia einen grossen Namen (bei dir) hatte, war ich gewaltige Frau berühmter als die römische Ilia (Rhea Silvia, Roms Gründerin Mutter). *Donec gratus eram tibi Nec quisquam potior brachia candidae Cervici iuvenis dabat: Persarum vigui rege beator*. Dillenburger bemerkt ausdrücklich zu dem *dabat*: 'Simplex verbum compositi *circumdare* loco positum esse ex dativo intellegitur *cervici*'.

Aber auch ohne für ein Kompositum zu stehen, hat schon das einfache *dare* diese Bedeutung z. B. in der Äneide 9, 114. Als Turnus dabei war, Feuer in die Schiffe der Trojaner zu werfen, da erglänzte erst ein neues Licht vor seinen Augen und ein ungeheures Gewölk sah man vom Aufgang her den Himmel durchlaufen und Chöre vom Ida. Dann fährt ein erschreckliches Wort durch die Lüfte und erfüllt der Troer und Rutuler Scharen: Verteidigt nicht ängstlich, ihr Trojaner, die Schiffe, noch bewaffnet eure Hände; das Meer soll dem Turnus eher (gestellt) verstattet sein zu verbrennen, als die heiligen Fichten. Geht nur hin, los und ledig (der Gefahr, ihr Schiffe), geht als Meeresgöttinnen dahin,

die Mutter befiehlt's euch: *ne trepidate meas, Teucri, defendere navis Neve armate manus; maria ante excurere Turno, quam sacras dabitur pinus. vos ite solutae, Ite deas pelagi: generix iubet.*

So versagt gleichsam die Bedeutung „geben“ für *dare* am deutlichsten da, wo ein entfernteres Objekt fehlt: Als die Rutuler auf Posten gezogen und ins Gras gesunken sind, wobei sie sich dem Weingenuß hingeben und die ehernen Mischkrüge rein umkehren, indem die Wachtfeuer leuchten und die Nacht beim Spiele zugebracht wird, schauen die Troer darüber vom Walle hin und halten mit den Waffen in der Hand die Höhen. Und nicht ohne ängstliche Hast spähen sie die Thore aus und verbinden Brücken und Verteidigungswerke und tragen Geschosse herbei. Darauf besteht Mnestheus und der strenge Serestus, die beide der Vater Äneas, wenn einmal die Not sie rufen sollte, Leiter der jungen Männer und Herren (der Situation, eig. Meister) der Verhältnisse zu sein bestellte (anstellte, einsetzte). An. 9, 171: *instat Mnestheus acerque Serestus, Quos pater Aeneas, si quando adversa vocarent, Rectores iuvenum et rerum dedit esse magistros.* Darauf erbieten sich Nisus und der jugendlichschöne Euryalus, zu Äneas nach Palanteum zu gehen und ihm die Kunde von ihrer verzweifelten Lage zu überbringen. Da nimmt Ascanius das Wort: „Ja ich, der seine einzige Rettung darin sieht, daß ihm der Vater zurückgebracht wird, beschwöre Euch, Nisus, bei den großen Hausgöttern und des Assaracus Schutzgottheit und dem unnahbaren Heiligtum der altersgrauen Vesta: welches Glück und Vertrauen darauf ich auch habe, in Euern Schoß lege ich's: holt meinen Vater zurück, gebt mir seinen Anblick wieder, nichts ist für mich schrecklich, wenn ich ihn wiederhabe. Geben will ich euch zwei Becher, aus Silber hergestellt und von Bildwerken starrend, die mein Vater bekommen, als er Arisba bezwungen, und zwei Dreifüße, Gold zwei große Talente und einen alten Mischkrug, den euch die Sidonierin Dido (als Kampfpriis) stellt. Vers 263: *Bina dabo argento perfecta atque aspera signis Pocula, devicta genitor quae cepit Arisba, Et tripodas geminos, auri duo magna talenta, Cratera anticum, quem dat Sidonia Dido.* Wenn es nun vollends dem Sieger gelingt, Italien in seine Gewalt zu bekommen und des Scepters sich zu bemächtigen und der Beute Anteil zu bestimmen, — hast du gesehen, auf was für einem Pferde, in was für Waffen Turnus vergoldet daherritt, so will ich eben dies sein Pferd, seinen Schild und seinen Helmbusch (von der Verteilung ausnehmen d. h. als *ῥέας ἐξαιρέτων*) zu deinem Anteil hinzufügen, schon jetzt als deine Belohnung, Nisus. Außerdem wird mein Vater zweimal sechs sehr ausgesucht schöne gefangene Frauen und Männer stellen und mit allem ihrem Geräte“. Vers 272: *Praeterea bis sex genitor lectissima matrum Corpora captivosque dabit suaque omnibus arma, Insuper his campi quod rex habet ipse Latinus.* Und als ihm Euryalus seine alte Mutter nicht umsonst ans Herz

gelegt hat, nimmt Ascanius von seiner Schulter sein vergoldetes Schwert, das mit wunderbarer Kunst Lycaon aus Gnossus gefertigt und so in die elfenbeinerne Scheide hineingepafst hatte, dafs es leicht zu handhaben war. Um legt dem Nisus Mnestheus ein Fell und zwar eines von Haaren starrenden Löwen abgezogene Haut; seinen Helm tauscht mit ihm der treue Aletes. V. 306: *Dat Niso Mnestheus pellem horrentisque leonis Ezruvias; galeam fidus permutat Aletes.* Als sie darauf durch das feindliche Lager gelangen, wo sie alles schlafend antreffen, liefs sich zuerst des Hyrtacus Sohn, d. i. Nisus, folgendermafsen aus seinem Munde vernehmen: „Euryalus, gewagt mufs es werden mit entschlossener Rechten; jetzt fordert die (That) Sache selbst uns. Hier ist der Weg: du gib, dafs nicht irgendwo eine Schar sich uns im Rücken erheben könne, acht und schaue weit aus: dies hier (vor uns) will ich wüst legen und auf breiter Bahn dich führen“. V. 320: *Euryale, audendum dextra, nunc ipsa vocat res. Hac iter est. tu, ne qua manus se atollere nobis A tergo possit, custodi et consule longe; Haec ego vasta dabo et lato te limite ducam.*

So auch in Prosa z. B. bei Liv. 27, 6, wo erzählt wird, wie die Volksädhlen aus Strafgeldern eherne Götterbilder vor den Ceres-tempel setzten und Spiele entsprechend dem Vermögen dieser Zeit mit grofsartiger Zurüstung veranstalteten: § 19 *aediles plebei Q. Cadius et L. Porcius Licinus ex multaticio argento signa aenea ad Cereris dedere et ludos pro temporis eius copia magnifici apparatus fecerunt.* Kap. 9 erzählt Livius, wie die Latiner und Bundesgenossen, durch die lange Dauer des Krieges entmutigt, im zehnten Jahre 209 ihre Hilfe zurückziehen wollen. Dreifsig Kolonien des römischen Volkes waren es damals schon; von ihnen erklärten, als die Gesandtschaften aller zu Rom waren, den Konsuln zwölf, sie hätten nichts, um Soldaten und Geld zu stellen: § 7 *ex iis duodecim, cum omnium legationes Romae essent, negaverunt consulibus esse, unde milites pecuniamque darent.* Noch deutlicher im darauf folgenden Kapitel. Die Konsuln nämlich ermunterten und trösteten den Senat darüber und meinten, die anderen Kolonien würden schon in ihrer alten treuen Unterthanenstellung verharren; auch selbst diejenigen, welche aus ihrer Unterthanenstellung wichen, würden, wenn man Gesandte rings zu den Kolonien schickte, sie zurechtzuweisen, nicht sie zu bitten, noch Ehrfurcht vor dem Reiche hegen. Als ihnen (den Konsuln) vom Senate überlassen wurde, es anzustellen und vorzugehen, wie sie dem Staatsinteresse entsprechend für gut hielten, erprobten sie zuerst die Gesinnung der anderen Kolonien, liefsen sich die Gesandten kommen und fragten sie, ob sie wohl Soldaten nach dem (Wortlaute der Bundesmatrikel d. h. nach dem) Matrikularanschlage bereit hätten. Für 18 Kolonien erteilte M. Sextilius aus Fregellä den Bescheid, sowohl seien die Soldaten nach dem Matrikularanschlage bereit, als auch würden sie, wenn mehr nötig wären,

mehr stellen: § 1 *consules hortari et consolari senatum et dicere alias colonias in fide atque officio pristino fore; eas quoque ipsas, quae officio decessissent, si legati circa eas colonias mittantur, qui castigent, non qui precentur, verecundiam imperii habituras esse. permissum ab senatu iis cum esset, facerent agerentque, ut e republica ducerent, pertemptatis prius aliarum coloniarum animis citaverunt legatos quaesiveruntque ab iis, equid milites ex formula paratos haberent. pro duodeviginti coloniis M. Sextilius Fregellanus respondit et milites paratos ex formula esse, et pluribus si opus esset, plures daturus; et quidquid aliud imperaret velletque populus Romanus, curare facturos.*

Wir sind schon gewöhnt, nach römischer Sprachvorstellung das „geben“ als ein „stellen“ oder „legen“ aufzufassen, und z. B. geradezu geneigt, „ein Zeichen geben“ durch *proponere signum* zu übersetzen, wie wir es ja auch bei Livius oft lesen. Daraus dürfen wir aber doch auch auf *dare signum* den geeigneten Rückschluss ziehen.

Von Kompositen, welche hierher gehören, kennt Curtius nur *credere, abdere* und *condere*. Dafs *credere* dem skt. *crad-da-dhā-mi* (*fidem pono*) überraschend entspricht, ergibt sich nicht blofs etymologisch, sondern auch praktisch aus dem Gebrauche der Schriftsteller, z. B. des Livius, der 27, 31 berichtet, wie die Achäer vor Dymae in Achaja dem Macedonier entgegenliefen, sowohl von Hals gegen die Eleer entflammt, weil sie mit den übrigen Achäern uneins waren, als auch den Ätoliern zum Trotz, von denen sie voraussetzten (bestimmt annahmen), sie hätten auch den Krieg der Römer gegen sie erregt: § 10 *.. et Elicorum accensi odio, quod a ceteris Achaeis dissentirent, et infensi Aetolis, quos Romanum quoque adversus se movisse bellum credebant.*

Zu *condere* vergleiche man Liv. 26, 16. Nach der Einnahme von Capua bekamen die Römer dann auch südlich davon Atella und Calatia auf dem Wege der freiwilligen Übergabe in ihre Gewalt. Auch da ging man gegen die Häupter der Verschwörung strafend vor. So wurden an siebzig Anführer getötet, etwa 300 vornehme Campaner ins Gefängnis gesetzt, andere, welche in den Bundesgenossenstädten des Latinerstammes (in Gewahrsam) festgesetzt waren, fanden in verschiedenen Fällen ihren Untergang, die übrige Menge Campanischer Bürger wurde zum Verkauf gestellt: § 6 *.. trecenti ferme nobiles Campani in carcerem conditi, alii per sociorum Latini nominis urbes in custodias dati variis casibus interierunt; multitudo alia civium Campanorum venum data.* Dafs auch wir Deutsche die Vorstellung des Insgefängnissetzens haben, geht eigentlich schon aus dem uns geläufigen „Sitzen“ hervor. Eine alte Rathausinschrift aber lautet (wenn ich mich recht besinne): die sich alhier wetzen, wird man in die Tenit setzen, d. h. wird man in die Haft (von „haben“ wie *tenet* von *teneo*?) bringen. — Eine ebenso lehrreiche Stelle findet sich im 9. Buche

der Äneide. Als nämlich Äneas bei Evander weilt und Turnus sich aufmacht, sein Lager zu erstürmen, da sehen plötzlich die Trojaner eine Wolke schwarzen Staubes in der Ferne sich ballen und dunkel sich von den Fluren heben. Zuerst ruft vom davorliegenden Wachturm Caicus: „Was ist das für ein Ballen, ihr Lagergenossen, der sich von schwarzer Finsternis wälzt? Bringt schleunigst den Stahl (der Degenklinge), setzt die Geschosse zu recht, ersteigt die Mauern, der Feind ist da, heda!“ Mit ungeheuerem Rufen stellen sich auf alle Thore die Trojaner und erfüllen die Mauern. V. 35: *Primus ab adversa conclamat mole Caicus: Quis globus, o cives, caligine volvitur atra? Ferte citi ferrum, date tela, ascendite muros, Hostis adest, heia! ingenti clamore per omnis Condunt se Teucri portas et moenia comolent.*

Von anderen Kompositen, welche ebenso hierhergehören, sind *circumdare* und *venundare* schon angeführt. Ich notiere aber auch *addere* bei Liv. 27, 17, wo erzählt wird, wie P. Scipio, um demnächst mit Hasdrubal kämpfen zu können, seine Truppenmacht durch eine Art Kunstgriff vergrößerte. Denn als er sah, daß die Schiffe keine Verwendung fänden, weil die ganze spanische Küste von Flotten entblößt war, zog er sie zu Tarraco ans Land und stellte die Seeleute bei den Landtruppen ein. Auch gab er Waffen zur Genüge, sowohl solche, die er in Carthago nova genommen, als auch die er nach der Einnahme fertig gestellt hatte: § 6 .. *subductis navibus Tarracone navalis socios terrestribus copiis addidit; et armorum adfatim erat, et captorum Carthagine et quae post captam eam fecerat.*

Ich notiere ebenso *subdere* Än. 7, 346. Als nämlich die Trojaner am Tiber gelandet sind und dem König Latinus von dem Orakel seines Vaters Faunus verboten wird, seine Tochter Lavinia einem eingeborenen Fürsten in die Ehe zu geben, möchte er sie am liebsten dem Äneas anbieten, der hundert Gesandte an ihn geschickt hat. Da entbietet Juno Allecto, eine der Furien, um die stille Kammer der Mutter Amata zu belagern, welche bei dem Gedanken an die Ankunft der Trojaner und an Turnus' Brautwerbung, des Rutulerfürsten, leidenschaftlich wie sie war, des Weibes Kummer und Unmut erregte. Ihr wirft die Göttin aus ihren dunkeln Haaren eine Schlange zu und legt sie ihr in den Busen unter die Brust, daß sie von dem furchtbaren Tiere rasend gemacht, das ganze Haus verwirre. Indem es zwischen Gewand und glatter Brust hindurchschlüpfte, gleitet es ohne alle Berührung dahin und bleibt, obgleich Schlangenhauch atmend, der Rasenden verborgen: es gestaltet sich am Halse zum gewundenen Golde (der Halskette) die entsetzliche Schlange, sie gestaltet sich zum (herabhängenden) Streifen der langen Kopfbinde, flicht sich in die Haare und schlüpfte auf ihren Gliedern umher. *Huic dea caeruleis unum de crinibus anguem Conicit inque sinum praecordia ad intuma subdit, Quo furibunda domum monstro pernisceat omnem.*

*Ille inter vestes et levia pectora lapsus Volvitur tactu nullo fallit-
que furentem, Vipeream spirans animam; fit tortile collo Aurum
ingens coluber, fit longae taenia vittae Innectitque comas et mem-
bris lubricus errat.*

Und so werden auch noch die anderen Komposita an diese Bedeutung heranstreifen, mit der sie nicht anders als synonym gedacht werden können z. B. *reddere* mit *restituere* bei Liv. 27, 30, 13: *postremo negarunt dirimi bellum posse, nisi Messeniis Achaei Pylum redderent, Romanis restitueretur Atintania* etc. So wird man auch An. 9, 122 richtig auffassen. Als nämlich die verwandelten Schiffe der Trojaner ihre Bande vom Uferrande losgerissen haben, fahren sie wie Delphine mit untergetauchtem Schnabel in die Tiefe. Und dann stellen sich — merkwürdige Erscheinung — soviel erbeschlagene Vorderschiffe zuvor an den Gestaden gestanden hatten, ebenso viele jungfräuliche Gestalten (den Augen) dar und werden auf dem Meere dahingetragen. *Delphinumque modo demersis aequora rostris Ima petunt. hinc virgineae — mirabile monstrum — quot prius aeratae steterant ad litora prorae, Reddunt se totidem facies pontoque feruntur.* Wer *reddunt se* einseitig mit 'rursus emergunt' erklärt, wird allerdings leicht geneigt sein, Vers 121 entweder mit Wagner als verdächtig anzusehen oder mit Ribbeck ganz auszuschalten. Wir finden, daß die Grundbedeutung „geben“ für *dare* ebensowenig genügt, als „thun“ oder „machen“ für *facere*.

Luckau.

J. Sanneg.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

H. Siebeck, *Über Wesen und Zweck des wissenschaftlichen Studiums.* (Deutsche Zeit- und Streitfragen von Fr. v. Holtzendorff. Heft 182 f. Berlin, C. Habel, 1883.

Auf das vorliegende Schriftchen weitere Kreise hinzuweisen, ist uns eine besondere Freude. Es verdient die allgemeinste Beachtung vor allem der akademischen Welt und könnte dieser Beachtung in der Flut der (192) Flugschriften sich leicht entziehen. Der Verf., seit kurzem Professor der Philosophie in Gießen, damals Professor der Philosophie in Basel, will in einer Festrede mit seinen Zuhörern das Wesen und die Aufgabe der wissenschaftlichen Bildung untersuchen.

Man sei im allgemeinen darüber einverstanden, daß Wissenschaft nicht bloß Wissen und Erkenntnis, sondern eine Bestimmtheit des persönlichen geistigen Lebens mit einem bestimmbar ethischen Werte sein soll. Man stellt gegenüber totes Wissen und idealen Sinn, wissenschaftlichen Materialismus und echte Wissenschaftlichkeit. Aber es handelt sich um eine genaue und zuverlässige Fortsetzung dessen, was diese Begriffe und Gegensätze bedeuten. Dazu wird zunächst der historische Nachweis gegeben, daß die denkende Betrachtung auf der Höhe der antiken Kultur durch Plato, und ebenso auf der Höhe der modernen durch Joh. Gottl. Fichte zu demselben Resultat gelangte. — Plato ist es, der zuerst den Blick auf den Zusammenhang eröffnete, der für die verschiedenen Wissensgebiete und Erkenntnisaufgaben in einer gewissen Tiefe immer besteht, nämlich in ihrer Beziehung zu den allgemeinsten und höchsten Voraussetzungen über das Wesen der Dinge. Nach ihm kommt der Methode und dem Erkenntnisinhalt ein eigener Wert nur insofern zu, als sie den Sinn wecken und den Blick schärfen für den Zusammenhang mit dem Grunde, in dem schließlic alle Wissenschaft ihre Wurzel haben soll, d. h. mit den tiefsten Fragen alles Wissens, die für alle Wissenschaften gemeinsam sind¹⁾.

¹⁾ Man vergl. damit das Wesen des „Interesses“ im Herbartschen Sinne; s. das Referat des Unterzeichneten: „In wie weit sind die Herbart-Ziller-Stoyschen didaktischen Grundsätze für den Unterricht an den höheren Schulen zu verwerten?“ Berlin 1883. S. 25 ff.

In diesem Sinne verlangt schon Plato die gemeinsame empirische Begründung von Rhetorik und Grammatik, Ethik und Staatswissenschaft auf Psychologie, um sie von da aus den spekulativen Gesichtspunkten seiner Ideenlehre zu unterwerfen. Er wird nicht müde, diese Art und Methode der wissenschaftlichen Bildung als die Ausübung einer künstlerischen Thätigkeit zu bezeichnen, die in den Geist des Zöglings Gestaltung und Harmonie¹⁾ hineinbilde und andererseits die Vielheit der Einzelwissenschaften selbst betrachten lehre als eine harmonisch sich zusammenschließende Einheit, deren Glieder aus einer gemeinsamen Wurzel hervorwachsen.

So tritt nun auch für Joh. Gottl. Fichte („deducierter Plan einer zu Berlin errichtenden höheren Lehranstalt“) das wahre Wesen wissenschaftlicher Anregung und des dadurch bedingten Wirkens von selbst unter den Gesichtspunkt der künstlerischen Thätigkeit. Nicht nur zum Lernenden soll der Jünger der Wissenschaft gebildet werden, sondern zu einem Künstler im Lernen. Diese Kunst bringt zunächst durch ihre Methode Ordnung in den jugendlichen Geist, den sie gewöhnt von einem bestimmten abgegrenzten Gebiete aus sich Gliederung²⁾ und methodische Gesichtspunkte seines Objekts anzueignen. Infolge dessen findet alles, was überhaupt von außen an den Geist herankommen mag, in demselben seine angemessene Stätte, in der es mit dem Gleichartigen und Verwandten von selbst zusammenwächst³⁾, so daß der erworbene Schatz von Wissen nie aufhört, ein wohlgegliedertes, mit der Persönlichkeit erwachsenes Ganze⁴⁾ zu bilden. Damit wird auch die Gefahr ferne bleiben, daß Vertiefung in Einseitigkeit und Vielseitigkeit in Oberflächlichkeit ausarte, und es wird überall nicht das Wissen allein um des Wissens willen, sondern als Ferment in dem inneren Leben der Persönlichkeit zur Verwendung kommen. Durch solche künstlerische Bethätigung des wissenschaftlichen Geistes wird die Persönlichkeit des Lernenden nie das Gefühl der Freiheit und zweckmäßigen Regsamkeit, sowie des Wachstums dieser Freiheit⁵⁾ verlieren, so daß aus und an den gelehrten Übungen selbst dem Lehrling das liebe- und freudenvollste Leben emporwächst. Die Kunst der wissenschaftlichen Künstlerbildung in Absicht ihrer Fortdauer und ihres Erwachens zu höherer Vollkommenheit nicht dem blinden Ohngefähr zu überlassen, sind die Universitäten be-

¹⁾ Vgl. das Wesen des „vielseitigen, gleichschwebenden, harmonischen Interesses“ bei Herbart. Die Nachweise im Index der Willmannschen Ausgabe der pädagogischen Schriften Herbarts, II S. 675. — Ebendasselbst S. 672 die Nachweise über das Verhältnis der Pädagogik zur Psychologie, und die Pädagogik als Kunst.

²⁾ Artikulation des Unterrichts. (Herb.)

³⁾ Apperception, Association, Combination. (Herb.)

⁴⁾ System. (Herb.)

⁵⁾ „Interesse“. (Herb.)

rufen, die sonach in Fichtes Sinne die Aufgabe haben, Kunstschulen des wissenschaftlichen Lebens zu sein. Demgemäß verlangt Fichte ein erzieherisches Wechselverhältnis¹⁾ zwischen dem Lehrkörper der Anstalt und denjenigen Studierenden, denen es um wirkliche geistige Durchbildung in dem angegebenen Sinne zu thun ist; der akademische Lehrer hat als seine Aufgabe die Kunst zu betrachten, den wissenschaftlichen Künstler selber zu bilden.

Was sich darnach aus der historischen Betrachtung ergeben hat, wird sodann gefolgert aus dem Wesen der wissenschaftlichen Bildung im allgemeinen, welche nicht nur das Haben von Wissensinhalt, sondern die Bethätigung einer lebendigen Kraft²⁾ ist, vor allem der Kraft in dem Streben, alle Erkenntnis als eine Einheit fassen zu lernen und mit zusammenfassendem Blick zu arbeiten; — aber auch aus der praktischen Wirkung wissenschaftlicher Studien, daß sie unwillkürlich Charaktere erzeugen, die den Trieb in sich haben durch den erlangten Reichtum an Wissen ihrer Persönlichkeit³⁾ einen allgemeinen Wert zu verleihen. Es wird demnach aber auch das Bestehen der wissenschaftlichen Forschung lediglich durch ihre Führung in jenem Geiste gesichert bleiben, eine Forderung, welche gegenüber der sich in das Unübersehbare steigernden Vielheit von wissenschaftlichen Spezialarbeiten gerade in der Gegenwart besonders dringlich ist. Gerade in ihr wird es eine Hauptaufgabe der Universitäten sein, innerhalb und an der Hand der Spezialforschung, zu welcher sie anleiten, den einheitlich zusammenschauenden und zusammenfassenden, künstlerischen wissenschaftlichen Sinn lebendig zu erhalten, auch bei der ungetheiltesten wissenschaftlichen Spezialarbeit das Interesse für die Fragen nach dem Zusammenhang der Dinge und des Wissens in den Studierenden anzuregen und lebendig zu erhalten. Die Spezialarbeit selbst hat das Interesse an derselben möglichst über sich selbst hinauszuführen; der Zögling muß die Überzeugung gewinnen, daß der Zweck der wissenschaftlichen Arbeit nicht in erster Linie neue Dinge und Faktoren sind, sondern neue Probleme; nicht fertige Antworten, sondern immer neue vertieftere Fragen, und das Wesen der geistigen Thätigkeit, welche dadurch geschaffen werden soll, in letzter Instanz nicht Erkennen, sondern Denken. Die methodische Arbeit an der Hochschule der Wissenschaft hat

¹⁾ „Erziehender Unterricht“. (Herb.)

²⁾ „Das Interesse (im Sinne Herbarts) ist Kraft, die auf Erhaltung und Erweiterung unseres geistigen Erwerbs gerichtet ist.“ Kern, Grundriss der Pädagogik § 9.

³⁾ Das Interesse bildet überall den notwendigen Übergang zum Willen (Ziller), ist notwendiges Mittel zur Bildung der Charaktere und Persönlichkeiten. — „Welches ist der wahre Mittelpunkt, von wo aus die Pädagogik kann überschaut werden? Es ist der Begriff des sittlichen Charakters nach seinen psychologischen Bedingungen erworben.“ Herb. bei O. Willmann I S. 324

nicht den wissenschaftlichen Sinn zu pflegen um des Wissens- und Erkenntnisstoffes willen, sondern das Wissen, das sie vermittelt, hervorzubringen im Interesse des wissenschaftlichen Sinnes, der sich zeigen wird nicht sowohl in der Befriedigung an dem Resultat der Detailuntersuchungen, als in der Fähigkeit, recht vielen Problemen deutlich ins Gesicht zu sehen. Ein jedes wissenschaftliche Problem aber muß eindeutig im Sinn der betreffenden Spezialwissenschaft bestimmt sein¹⁾; es muß ferner genau unterschieden werden, wo und aus welchen Motiven es anhebt, und es muß endlich hervortreten, in welchem Zusammenhang es mit anderen steht, und wie weit die Kette der auf diese Weise sich aneinanderreihenden Aufgaben thatsächlich reicht²⁾. So dürfe z. B. ein Mediziner nicht nur Kenntnis und praktische Fertigkeit haben als eine Frucht seiner Spezialstudien, sondern er müsse auch denken lernen über die Probleme des Organismus und des Lebens, und so müsse jede einzelne Disziplin den wissenschaftlichen Blick des Zöglings so weit verschärfen, daß er von ihrer Seite aus bis in diejenige Tiefe zu dringen vermag, in welcher die wissenschaftliche Frage für alle Gebiete im Grunde nur noch eine und dieselbe ist. Mittel zu solchem Zweck ist vor allem auch die Übung und Schärfung des Blicks für das geschichtlich Gewordene, für den Entwicklungsprozeß der Erscheinungen; ohne Einblick in diesen lernt man immer nur Namen und Sachen³⁾ statt der Dinge und Zusammenhänge.

Darnach schließt die wissenschaftliche Leitung des Studiums im allgemeinen drei Anforderungen in sich: zunächst die Auffassung der Probleme nicht als Einzelnes, sondern als Teile eines zusammenhängenden Ganzen, dessen Fäden über die betreffende Spezialwissenschaft hinausreichen; sodann das Streben, dem historisch vorliegenden Entwicklungsgang der Probleme im einzelnen wie im gegenseitigen Zusammenhange nachzukommen, um sie in ihrer gegenwärtigen Gegebenheit nach Gestalt und Sinn als eine solche Entwicklungsstufe zu begreifen; überhaupt aber endlich die Forderung, nicht zu forschen, um zu lernen, sondern zu lernen um derjenigen Forschung willen, die oft im engsten Raume doch gerade den tiefsten Einblick in das Wesen des Einzelnen erschließt, weil sie die intellektuellen Bedürfnisse aufdeckt, aus denen seine Entwicklung, sowie die Bestimmung seines Inhalts hervorgegangen ist.

An dem Maßstabe dieser Grundanschauungen werden nunmehr die vorhandenen Zustände gemessen und mancherlei Notstände aufgedeckt: der Zudrang einer unwissenschaftlich gearteten Menge infolge des mit den höheren Lehranstalten rein äußerlich

¹⁾ Eine „Methodische Einheit“ darstellen. (Herb.)

²⁾ System. (Herb.)

³⁾ „Verbalismus“. Stoy zur Heimatskunde S. 5 und Th. Vogt im Jahrbuch des Vereins für wissenschaftl. Pädagogik, Bd. XIII.

in Verbindung gebrachten Berechtigungswesen, der Examenzwang, die Kollision der in der Fachprüfung und Versorgungsnot gegebenen Ziele mit den Zielen der Überlieferung einer wissenschaftlichen Gesinnung u. a. m. Um so ernster daher ist die Forderung an die Dozenten zu stellen, niemals die Verpflichtung zu vergessen, daß er dem Studenten noch etwas mehr zu geben habe als die Vermittlung des überlieferten wissenschaftlichen Materials, daß er ihm den Stoff stets in einer selbständigen, individuell gestimmten und bedingten Durchdringung und Behandlung entgegen bringen müsse, niemals nur als Material, sondern als Mittel, um in das eigentliche Wesen der wissenschaftlichen Einsicht einzudringen. Der Verf. verlangt daher Steigerung, aber auch Individualisierung der in den Seminarien und Societäten getriebenen Arbeit, daß sie ihre Anknüpfungspunkte an denjenigen Interessen¹⁾ suche, welche die einzelnen Teilnehmer von ihren bisherigen Arbeiten bereits mitbringen.

Würden die Seminarien in rechter Weise zu fruchtbaren Pflegestätten echt wissenschaftlicher Gesinnung organisiert, so könne manches Fachexamen den Universitäten abgenommen und durch Zeugnisse über die aus der Seminararbeit gewonnene wissenschaftliche Befähigung ersetzt werden. Denn streng genommen sei dem Wesen der Universität kein anderes Examen angemessen als die lediglich dem wissenschaftlichen Ausweise um seiner selbst willen gewidmete Doktorprüfung.

Von der Behandlung des akademischen Unterrichts nach den Grundsätzen rein wissenschaftlicher Methodik erwartet der Verf. den sehr wichtigen Gewinn, daß die ganze Zahl derjenigen, welche sich den praktischen Berufskreisen in Staat und Gemeinden wieder zuzuwenden haben, in der Lage sein werden, durch ihren Einfluß auf die öffentliche Diskussion und Beschlußnahme über Organisation und Fortbildung des Unterrichtswesens in allen seinen Stufen diejenigen Wege und Maßnahmen in Anregung und Ausführung zu bringen, welche den Interessen der Wissenschaft wie der Volksbildung gleichmäÙig förderlich und angemessen sind.

Gleiche Anforderungen an das methodische Geschick seien aber auch an die Dozenten zu richten, wo dieselben in sogenannten populären Vorträgen weitere Kreise für die wissenschaftliche Arbeit zu interessieren hätten. Solche Vorträge dürften das Publikum nicht zu der Anschauung verleiten, als wäre Wissenschaft etwa eine Anhäufung von unterhaltenden Kenntnissen, sondern müßten darauf ausgehen, im engen Rahmen in größtmöglicher Verständlichkeit den Zuhörern ein bestimmtes Problem vorzuführen, sowie den sachlichen Zusammenhang aufzudecken, inner-

¹⁾ Nach dem Wesen und der Forderung der rechten Apperception. (Herb.)

halb dessen es seinen Wert und Sinn gewinnt; keiner sollte auch dahin streben, die Zuhörerschaft im gewöhnlichen Sinn des Wortes befriedigt und gesättigt zu entlassen, vielmehr immer darauf ausgehen, ihr jenen heilsamen Stachel der Unbefriedigung einzudrücken, die aus einer bestimmten wissenschaftlichen Einsicht die Unruhe neuer Fragen geschöpft hat, das sokratische Bewußtsein des Nichtwissens, das dem Wesen der menschlichen Natur gemäß allein geeignet ist, das wissenschaftliche Interesse zu vertiefen und vor Abstumpfung und Verflachung zu behüten.

Zum Schluß wünscht der Verf. aus dem zuvor entwickelten Gedankenzuge heraus einige allgemeine Gesichtspunkte heranzubringen zu dem gegenwärtig so lebendigen Meinungs-austausch über die rechte Ausgestaltung der höheren Schulen als der Vorbereitungsanstalten für die Universität. Auch jenen müsse als Ziel gesteckt werden nicht eine möglichst große Anhäufung fachwissenschaftlicher Kenntnisse, sondern Anregung des jugendlichen Geistes und Gemüts für die Interessen wissenschaftlich-methodischer Forschung, nicht Ausbreitung des Wissens, sondern Vertiefung in ein beschränktes Gebiet des Wissens, Elasticität der geistigen Bethätigung. Er beklagt, wenn einseitige Teilung der Arbeit nach den Gebieten des Historischen und Altclassischen in den Gymnasien einerseits und des Naturwissenschaftlichen und Modernen in den Realschulen andererseits mehr und mehr einen Dualismus befestigen sollte, welcher unverträglich wäre mit der Erzeugung echter Wissenschaftlichkeit. Denn zur Lösung dieser Aufgabe gehöre Vereinigung des historischen Sinnes mit der Befähigung zur Arbeit an gegebenen gegenwärtigen Problemen. Er findet die Abhilfe gegen die Überbürdung, welche keineswegs nur dem äußeren Anschein nach vorhanden sei, in der pädagogischen Wahrheit, daß die rechte Methode es auch erlaubt und ermöglicht, von dem Aufgenommenen manches ohne Schädigung der eigentlichen Interessen wissenschaftlicher Vorbildung wieder fallen zu lassen, immer unter der Voraussetzung, daß man den Verlust an Extension des Stoffes zu ersetzen habe durch intensive Arbeit an demjenigen, was man beibehält. Der Schüler soll nichts erlernen, aber in den Lehrstunden selbst möglichst viel erarbeiten und die häusliche Arbeit ihm dann nur Veranlassung geben, das so Erarbeitete in freier Weise zu kombinieren, um des Wachstums seiner Kräfte daran froh zu werden. Nicht Abrundung des Materials muß der Zweck des Schulunterrichts sein, sondern Anregung und Entwicklung aller zum Bereich der Bildung gehörigen Interessen¹⁾. — Hätte man in diesem Sinne, meint der Verf. gewiß mit vollem Recht, den wirklichen Gesichtspunkt des wissenschaftlichen Interesses überall fest im Auge behalten, so würde man von dem höchst

¹⁾ Entwicklung des „vielseitigen Interesses“. (Herb.)

wünschenswerten Ideal der Einheitsschule als einer allgemeinen Vorbereitungsanstalt für die Universität nicht in so nachteiliger Weise mehr und mehr abgekommen sein, und der Streit über den gröfseren Wert der humanistischen und realistischen Vorbildung hätte längst seine unverhältnismäßige Heftigkeit abgelegt. Denn nicht der Stoff sei das Ausschlaggebende, sondern der Geist, und es würden demnach beide Gattungen der höheren Schulen in der Beweisuug dieses Geistes zu wetteifern haben.

Mit einem Blick auf die ethische Aufgabe der wissenschaftlichen Bildung, welche in der Erweckung des wissenschaftlichen Idealismus gegeben ist, und mit der Heranbildung zu geistiger und sittlicher Freiheit durch den ethischen Wert der Wissenschaft erfüllt wird, schliesst das inhaltreiche, gedankenvolle Schriftchen.

Wir haben die Ausführungen des Verf.s ausführlicher wiedergegeben, weil sie in recht weite Kreise getragen und von recht vielen beherzigt zu werden verdienen, zugleich aber um zur Lektüre des Vortrages selbst anzuregen. Was an ihm so erquicklich ist, das ist die Geschlossenheit der wissenschaftlichen Anschauung, welche die gesamte pädagogische Arbeit als eine einheitliche betrachtet, sodann die echt philosophische Tiefe der Begründung und die unmittelbare Beziehung auf hochwichtige praktische Fragen, welche die Reorganisation des gesamten höheren Unterrichts von den höheren Schulen an bis zu den Universitäten einschliesslich betreffen. Der Kundige erkennt sogleich leicht, und unsere Anmerkungen sollten es noch mehr verdeutlichen, dass die Darlegungen des Verf.s auf dem Grunde der Herbartschen Pädagogik ruhen, welcher der Verf. — früher ein eifriger Mitarbeiter der Jahrbücher des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik — seit geraumer Zeit zugethan ist. Und in der That, die Verwertung der didaktischen Prinzipien der Herbartschen Schule auch in dem akademischen Unterricht würde eine ganze Reihe hier vorhandener Übelstände beseitigen und vor anderem geeignet sein, ihn fruchtbar für Erzeugung wahrhaft wissenschaftlicher Gesinnung, aber ihn zugleich auch praktischer zu gestalten. Wie das im einzelnen zu geschehen hätte, davon ist der Vorschlag des Verf.s selbst ein vortreffliches Beispiel. Er kann als Muster einer auf der Grundlage der Herbartschen Didaktik geführten wissenschaftlichen Untersuchung, sowie einer nach eben diesen Prinzipien erteilten akademischen Lektion, endlich auch eines unter demselben Gesichtspunkte ausgearbeiteten populären Vortrags angesehen werden.

Halle a. S.

O. Frick.

G. Wendt, Die Gymnasien und die öffentliche Meinung. Karlsruhe, J. Bielefelds Verlag, 1883. 54 S. 8.

Mit einer heiteren Ruhe, die aus klarer Einsicht und gereifter Erfahrung hervorgeht, handelt G. Wendt von dem, was „die unberechenbarste aller Mächte, die öffentliche Meinung“ über das höhere Schulwesen seit einigen Jahren zu klagen gehabt hat. Freilich sei es bedenklich, daß ein Fachmann das Wort ergreife; denn geborner Erzieher sei jeder Vater oder wer es einmal werden kann; sodann gelten die Ärzte als viel berufener zum Urteil über Schulfragen, weil ja in der That jede Unterrichtsstunde in gewissem Sinne als gesundheitsgefährlich anzusehen sei. Ferner schweben die Juristen bekanntlich über Allem, und neuerdings wird durch die Volksvertreter den Fachmännern eine ganz unerwartete eingehende Belehrung zu teil. Auf der Rednerbühne deutscher Landtage werden wissenschaftliche Erörterungen gepflogen über die richtige Art, Extemporalien anfertigen zu lassen. „Männer, von denen es schien, daß sie sonst zu den Schriftstellern der alten Griechen und Römer kein näheres Verhältnis hätten, eröffnen uns jetzt mit aller Bestimmtheit, daß in den philologischen Studien viel zu sehr das grammatisch-stilistische Element überwiege. Die Presse unterstützt die Teilnahme des größeren Publikums mit bemerkenswertem Eifer; aus der Zeitung erfährt mancher Professor, wie man mit seiner Methode zufrieden ist, und mit dem Bericht, daß Schüler ohne Erlaubnis ein Glas Bier getrunken haben, verbinden sich die nabeliegenden Rückschlüsse auf den Geist der Anstalt und eine Art von unheimlichem Interesse, wie es Ritter- und Räubergeschichten zu erregen pflegen.“

In einer Zeit, die entschieden Wert auf die Kunst legt, daß jeder nicht bloß über die Dinge zu urteilen wisse, welche er wirklich versteht, kann der Sachverständige gleichwohl noch in einer Beziehung helfen. „Er vermag darüber Aufschluß zu geben, ob gewisse Hilfsmittel, die man empfiehlt, nicht schon erprobt, bewährt oder unbrauchbar befunden worden sind; er wird an einer und der andern Stelle vorhandene Übelstände vielleicht zu erklären wissen. Jedenfalls wird er dazu beitragen können, daß auf diesem Gebiete eine wirklich historische Betrachtungsweise Platz greife.“

Zwei Punkte kommen besonders in Betracht: die Arbeitslast der Schüler und die Auswahl der Lehrgegenstände.

Da weist der Verf. denn nach, daß im 16. Jahrhundert überall 36 wöchentliche Lehrstunden üblich gewesen seien, im 17. der Mittwoch-Nachmittag „indulgiert“ worden, im 18. auch der Sonnabend-Nachmittag. Die verschiedenen Reformbewegungen des vorigen Jahrhunderts, so philanthropisch sie auch gefärbt waren, gingen doch nirgends auf Verminderung der Stundenzahl; viel-

mehr habe die in Halle und Berlin zuerst erfolgte Aufnahme der Realien zur Ansetzung von 11 täglichen Lektionen geführt; selbst das Basedowsche Philanthropinum weist 50 wissenschaftliche Lehrstunden auf, und am Karlsruher Lyceum wurden im J. 1813 in Prima 40 Stunden erteilt. Dabei seien die häuslichen Aufgaben keineswegs geringer gewesen; Hieronymus Wolfs Augsburger Lektionsplan sage ausdrücklich: „der häusliche Fleiß der Schüler darf nicht durch verkehrte Nachsicht und Ängstlichkeit der Mütter leiden“; der humane Hiecke habe „gesetzt“, der Primaner arbeite täglich im ganzen 12 Stunden, Sonntags 6. Das badische Maß von 8 Stunden entspreche genau der Einteilung, welche dereinst Hufeland als die vernünftigste hinstellte: täglich 8 Stunden für den Schlaf, 8 für die Arbeit, 8 für die Erholung.

Was den Wissensstoff und die Menge der Lehrgegenstände angeht, so lasse sich allerdings dem Fortschritt der Wissenschaften nicht mit einem berühmten Staatsrechtslehrer Stillstand gebieten; auch sei die Thatsache nicht aus der Welt zu schaffen, daß eine Reihe von Gebieten auf Kenntnis aller Gebildeten Anspruch haben, an die man früher wenig dachte. Dagegen sei auch vieles Alte weggefallen, wie Rhetorik, Dialektik, Theorie der Musik, Aristoteles, Theokrit, Aristophanes, lateinische Verse und Disputationen, antiquarische, mythologische und philosophische Vorlesungen.

Energischer Arbeit wird es freilich immer bedürfen, und der Jüngling muß es lernen, alle seine Kräfte in den Dienst ernster Lebenszwecke zu stellen. Die Aufgabe der Schule wird wesentlich erschwert durch den zerstreuen und aufregenden Einfluß der heutigen Lebensverhältnisse, mehr aber noch durch den Zudrang unbegabter Schüler. Man muß dem Vorschlage des Verf.s (und Treitschkes, Pr. Jahrb. 1883, Febr.) beistimmen, das Militärzeugnis nur denen zu gewähren, welche den gesamten Schulkursus, sei es auf dem Gymnasium oder einer andern Bildungsanstalt, durchgemacht haben; dann würden von selbst diejenigen, welchen an der humanistischen Bildung nichts liegt, auf solche Schulen gehn, wo sie ihr Militärzeugnis in viel kürzerer Frist erlangen können und nicht die Hälfte aller Kraft und Zeit auf Fächer zu verwenden haben, welche in Untersekunda noch keinen Ertrag gewähren. *Ceterum censeo: lateinlose Realschulen thun uns not.* Nur solche kann der Verf. mit den „ändern“ Bildungsanstalten meinen.

Referent ist mit dem Verf. in der Gesamtauffassung der Sachlage durchaus einverstanden. Gegenüber der erstaunlichen Leichtigkeit, mit der alle Welt heutzutage über die zu hohen Anforderungen der Schule urteilt, ist es zweckmäßig, des griechischen Sprüchwortes zu gedenken: *πόλεμος δὲ Κόρωνι μελέσει.* Auch Sokrates, den doch das Orakel zu Delphi den Weisesten genannt hatte, gab willig zu, daß Dichter und Redner, Künstler

und Handwerker, ein jeder in seinem besonderen Fache, ihm überlegen sei. Besonnene Männer, deren Lebensberuf das Schulamt ist, die ein Menschenalter hindurch Tausende von Schülern in ihrer Arbeit und deren Erfolge unmittelbar beobachtet und mit erfahrem Blick die eigenen Söhne haben heranreifen sehen, sollten die Frage: „Ist das Ziel des Gymnasiums bei mittlerer Begabung ohne Überanstrengung des Geistes und des Körpers zu erreichen?“ denn doch besser beurteilen können, als noch so weise Leute eines anderen Berufes, und wenn nach zehnjährigen Erwägungen und Beratungen die Unterrichtsbehörde so eben aufs neue die Anforderungen festgestellt hat, nun so wird sich jeder mann einstellen und beruhigen, bis neue Zeiten etwa andere Forderungen stellen.

So niedrig freilich ist das Ziel deutscher Jugendbildung nicht gesteckt, daß es von jedem spielend erreicht werden könnte; es erfordert einen Grad geistiger Begabung, den ein großer Teil der heute zu den Gymnasien sich drängenden Schüler eben nicht besitzt. Es gilt auch immer noch, daß die Götter vor die Tüchtigkeit den Schweifs gesetzt haben, und der Jüngling, welcher dereinst den höchsten Aufgaben gewachsen sein will, muß es lernen — ich wiederhole das Wort des Verfa. — alle seine Kräfte in den Dienst ernster Lebenszwecke zu stellen. So wird es denn immer einige geben, welche das Ziel überhaupt nicht oder langsamer erreichen, weil die Kraft oder der Wille versagt; sie stehen eben unter dem Durchschnitt, auf den allein doch eine allgemeine Norm bezogen werden kann.

Aber — das Ziel mag nicht zu hoch bemessen, die Methode jedoch kann schlecht sein. Gewiß kann sie das ¹⁾; drum eben wird unablässig daran gearbeitet, die Kunst der Didaktik zu fördern, und an dem ernstesten Willen der Lehrer, dem energischen Streben der Direktoren, den Stoff zweckmäßig zu verteilen und falsch zu behandeln, nicht durch eine schädliche und erfolglose Hast des Lehrgangs und durch ein Übermaß häuslicher Arbeit die Schüler zu überreizen und abzuspannen, kann kein Verständiger zweifeln. Im einzelnen sind Mißgriffe niemals ausgeschlossen und in keiner Kunst werden Meister geboren; aber im ganzen ist die Methode erheblich besser und leichter geworden. Gegen Zumpt und Rost, nach denen ich

¹⁾ Am bedenklichsten ist dies: „Wird der zehnjährige Quintaner nach dem lateinischen Unterricht eines einzigen Jahres nicht durch den Zutritt der zweiten fremden Sprache, welche anders geschrieben als gesprochen wird, in seiner fundamentalen sprachlichen Bildung gestört und verwirrt? Liegt darin nicht eine schwere schleichende Überbürdung der schlimmsten Art?“ Glaubt man diese Gefahr durch Vermehrung der Stundenzahl zu vermindern? Qui vivra, verra!

unterrichtet bin, sind Ellendt-Seyffert und Koch um mehr als die Hälfte kürzer; das Hefts Schreiben ist bis auf einzelne Notizen beseitigt, Paradigmen, Abschriften, Strafarbeiten, ja die laufenden Übersetzungen aus Nepos, Cäsar, Cicero und Thucydides sind weggefallen, ohne dafs andere schriftliche Arbeiten an die Stelle getreten wären; kurz der Schüler hat wesentlich weniger zu schreiben, als vor 40 Jahren ¹⁾).

Dafs die Zahl der Unterrichts- und Arbeitsstunden stets höher gewesen ist als heutzutage, ist oben bereits erörtert, und wenn bei sorgfältig abgewogener und stets kontrollierter Verteilung der Aufgaben auf der unteren Stufe eine, in Prima zwei bis drei Stunden regelmässiger Arbeit verlangt werden, so bleibt dem verständigen Primaner dazu völlig genug Zeit und Kraft übrig ²⁾. In Internaten arbeiten selbst die jüngeren Schüler länger und erfreuen sich dabei einer vortrefflichen Gesundheit. Mir ist es in sieben Jahren nicht begegnet, in Jenkau oder Pelplin Zöglinge auf dem Krankenzimmer anzutreffen, es sei denn, dafs sie sich äusserlich verletzt oder die Masern bekommen hatten. Ein Vorzug der Internate läfst sich leicht auch auf das häusliche Leben übertragen: möge doch jeder Schüler eine oder auch nur eine halbe Stunde früher aufstehen, als er bisher gewohnt war: das wird ein gutes Mittel gegen Überbürdung sein. Vergl. Konrad Niemeyer auf der letzten Schleswig-Holsteinschen Direktorenkonferenz.

So wäre denn alles aufs trefflichste eingerichtet und die erhobenen Klagen einfach abzuweisen? O nein! In zwei wesentlichen Punkten kann die Schule Abhülfe schaffen.

Jede Arbeit wird um so leichter und förderlicher, je mehr sie freundlicher Aufmunterung begegnet, und „aller Unterricht ist verfehlt, der nicht die Freudigkeit des Lernens zu erzeugen, Lust und Liebe zur Selbstthätigkeit zu entwickeln versteht.“ Mit voller Zustimmung hab' ich im letzten Programm der Annenschule in Dresden ³⁾ die ernste Mahnung an die Schule gelesen, dafs sie durch anerkennende Würdigung des vom Schüler Geleisteten Freudigkeit und Erfolg des Strebens zu fördern habe.

Diese Mahnung richtet sich keineswegs gegen ernsten und

¹⁾ Geschrieben wird weniger, das Papier ist weisser, der Druck deutlicher, die Klassenzimmer heller, statt der Talglichter hat man Petroleumlampen. Daher die vielen Brillen?

²⁾ In grossen Städten ist vielfach der Nachmittagsunterricht abgeschafft. Wie mag da wohl ein hygienischer Stundenplan für die Zeit von 1 bis 10 Uhr aussehen? Für Bewegung in freier Luft dürfte hinlänglich Zeit bleiben, obwohl in einer alten Schulordnung des Greifswalder Gymnasiums zu lesen steht: „Auch sollen sie nicht nach müfsiger Leute Art spazieren gehen.“

³⁾ Oberlehrer Dr. Herrmann: „Die häusliche Thätigkeit der Schüler und die Verwendung ihrer sogenannten freien Zeit.“

nachdrücklichen Tadel; der soll und muß ausgesprochen werden, so oft es not thut. Man censiere die eine Arbeit: *parce, confuse, mendose*, aber die andere auch: *bene et commode scripta dissertatio*; denn auf eine unterscheidende Beurteilung kommt es an, und es ist ein schwerer pädagogischer Fehler, wenn die Gesamtheit beständig unter dem Bann der Mittelmäßigkeit bleibt, wenn immer und immer noch „ein Druck ausgeübt“ wird, selbst auf solche Primaner, denen nach wenig Monaten die Auszeichnung der Dispensation vom mündlichen Examen zuerkannt wird.

Nach dem eignen Urteil der Schule ist jede neue Generation dem beginnenden Kursus ihrer Classe gewachsen, es läßt sich nicht ändern, daß im Fortgang des Unterrichtes bei einigen die Befähigung, bei anderen Interesse und Fleiß versagt; aber daß die Mehrzahl — wenn auch nicht in allen Fächern — sich die Zufriedenheit der Lehrer erwerbe, sollte der normale Zustand sein und von der Schule in den Censuren anerkannt werden.

Nur von Anerkennung rede ich, nicht von Lob und Auszeichnung; es ist allerdings Gefahr im Lobe; hier reizt es zu übertriebenem Ehrgeiz, dort hat es ein sichtliches Nachlassen zur Folge. Darum wäge der Lehrer wohl ab und halte Maß und bedenke den psychologischen Einfluß in jedem einzelnen Falle. Wer aber das Prädikat „gut“ beharrlich auch den besten Schülern vorenthält, weil es als unbedingtes Lob nur der absoluten Vollkommenheit gebühre¹⁾, der steht mit seiner Idiosynkrasie im Gegensatz zu dem allgemeinen Sprachgebrauch und — was weit bedenklicher ist — er verkennt gänzlich das Gemütsleben der Jugend. In der *vita* eines Abiturienten war mit ausdauernder Entrüstung erzählt, in Sekunda hätten er und ein Freund einmal alle mathematischen Aufgaben in der Klausur ohne Fehler gelöst und noch eine Extraaufgabe dazu; auf ihre Interpellation, weshalb sie nicht das Prädikat „gut“ erhalten hätten, wäre ihnen geantwortet, dazu (!) seien die Aufgaben nicht schwer genug gewesen! Seitdem hätten sie es aufgegeben, der Mathematik Fleiß und Interesse zuzuwenden.

Es wird also der erfahrene Lehrer sich des Lobes als eines wirksamen Mittels — nicht für den allein, an den es gerichtet wird — nicht ganz enthalten. Aus den Gymnasien geht doch, denk' ich, die Blüte der Nation hervor, und es wäre traurig, wenn man vor lauter mittelmäßigen Primanern die griechischen Knaben zu rühmen hätte, daß sie *praeter laudem nullius avari* gewesen seien, oder Peleus' Mahnung an Achill *αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων* und Hektors stolzes Wort: *ἔπει μᾶθον ἔμμεναι ἐσθλός* ausschließlic mit Banausen lesen müßte. Wenn einmal ein Direktor — was denn gottlob noch vorkommt —

¹⁾ Dr. Hueser, Progr. Aschersleben, 1883 fragt, ob die Herren sich vielleicht durch das biblische Wort (Matth. 19, 17) „Niemand ist gut, denn der einige Gott“ bestimmen lassen.

mit den Worten in die Prima tritt: „Die lateinischen Aufsätze sind durchweg recht fleißig gearbeitet; wir könnten wohl morgen einen Spaziergang unternehmen“, — wer sollte den günstigen Einfluß auf das Gemüt der Jugend verkennen wollen?

Seltener noch und schwieriger ist es, einen an sich ganz wohl berechtigten Tadel einmal zurückzuhalten. Als Sextaner saß ich eines Tages voller Angst da, denn ich hatte mein Pensum nicht gelernt. Die erlösende Stunde schlug, ohne daß ich aufgerufen war, und fröhlich wanderte ich heimwärts. Da redete mein Lehrer mich an — es war allerdings nicht, wie heuer üblich, ein Probekandidat —: „Sag mal, wenn ich dich heute gefragt hätte, hättest du deins wohl gewußt?“ — Mir haftet's nach 45 Jahren noch in dankbarer Erinnerung, und wenn zu einer so prägnanten Bethätigung auch selten Anlaß sein mag, das pädagogische Prinzip: „Erubescit puer, res salva est“ steht doch weit über der korrektesten Schneidigkeit des fiat iustitia.

Nicht häufiges Lob, nicht häufige Nachsicht will ich empfehlen, nicht Tadel und Strafe beschränkt sehn; aber eine unterscheidendere Beurteilung thut not.

Ein allgemein verbreiteter Fehler wirkt besonders ungünstig auf die Censuren ein. Nehmen wir einmal an, der Lehrer beginne den Kursus nicht damit, der Klasse nachzuweisen, auf einem wie entsetzlich niedrigen Standpunkte sie stehe, und dem Direktor zu klagen, wie schlecht der bisherige Lehrer die Schüler vorbereitet habe. Vielmehr möge alles in leidlicher Ordnung sein und der Lehrer sichere Fühlung mit dem Standpunkt der Schüler gewonnen haben. Er nimmt bei sorgfältiger Vorbereitung die Grammatik so klar und faßlich durch und hat die Freude gehabt, daß die Knaben am Ende der Stunde alles wohl begriffen hatten. Nun begegnet mit großer Regelmäßigkeit das Erstaunen, daß trotzdem die bezüglichlichen Extemporalia, welche er allerliebste mit Schwierigkeiten geziert hat, unter aller Kritik ausfallen. Daß zu einer selbständigen Anwendung weit mehr gehört als ein einmaliges Begreifen, weiß er nicht, ja er lernt es manchmal in Jahren nicht. Keine didaktische Anweisung habe ich in dem Maße notwendig und wichtig befunden, wie die mir als jungem Lehrer von J. v. Gruber gegebene: „Lassen Sie vor allem nur leichte Extemporalia schreiben.“

Wenn in den Extemporalien und den durch diese wesentlich bedingten Censuren die besten Schüler nur „ausreichen“, so muß ihr Interesse und ihre Freudigkeit schwinden, der Mittelschlag muß verzagen und die schlechten werden in ihrer Trägheit bestärkt; denn ihre fleißigen Kameraden bringen es ja auch nicht viel weiter.

Alljährlich wird durch die Versetzungen das Schülermaterial immer aufs neue gesichtet, und dennoch bringt es stets nur ein ganz geringer Bruchteil zu befriedigenden Leistungen? Ich

nehme an, der geneigte Leser wirke nicht an einer Anstalt, die 11 Censurprädikate hat, jedoch die 5 ersten grundsätzlich und thatsächlich niemals anwendet; aber, verehrter Herr Direktor, wie viele der dreihundert Censuren, die Sie Michaelis unterschrieben haben, waren derart, daß Sie für Ihren Sohn damit zufrieden gewesen wären?

Wenn der Tag der Censuren eine allgemeine dies irae dies illa für die Schüler und für das Elternhaus ist, ja dann attestiert die Schule sich selber, daß sie zu viel verlangt, und die öffentliche Meinung kann von dieser Klage nicht zurückkommen, wenn das Gegengewicht solcher Väter immer geringer wird, welche mit dankbarer Freude auf die frische und fröhliche geistige Entwicklung ihrer Söhne hinblicken können.

Ich bin hier auf einige Punkte näher eingegangen, die bei Wendt nicht erörtert sind; doch darf ich wohl auf sein Einverständnis rechnen; denn auf S. 24 heißt es: „Es giebt manche Gelehrtschulen in Deutschland, deren Zöglinge mit innerstem Widerstreben ihren Studien obliegen, die nur arbeiten, weil sie müssen, und die von der Freudigkeit wenig merken lassen, welche das schöne Vorrecht der Jugend und das sicherste Kennzeichen einer wahrhaft gedeiblichen Entwicklung ist. Solche Erscheinungen sind vorhanden; sie berechtigen allerdings zu dem Verdacht, daß an den betreffenden Gymnasien nicht alles steht, wie es sollte. Es ist wohl denkbar, daß man an solchen Anstalten die Forderungen zu hoch gespannt, die Kräfte der Schüler mehr ermüdet als geübt und gesteigert hat.“

Hinsichtlich des Abiturientenexamens sind so ziemlich alle Sachverständigen darüber einig, daß die Ziele nicht zu hoch gesteckt sind und keine Überbürdung bedingen; da aber die Mehrzahl der Primaner nicht davon abzubringen ist, sich selbst zu überbürden, so muß die Schule dem energisch entgegentreten durch eine freiere Handhabung des Reglements und durch die Beschränkung des mündlichen Examens auf das, was im Laufe der letzten zwei Jahre in Prima wirklich behandelt oder vorgekommen ist.

In dieser von mir vor 10 Jahren auf der Leipziger Philologenversammlung vertretenen Auffassung bin ich durch die seitherigen ausgedehnten Erfahrungen lediglich bestärkt worden. Daß die Gefahr der Überbürdung vorhanden ist, daß sie nicht auf dem Lateinischen, Griechischen und der Mathematik beruht, sondern auf dem Vielerlei an gedächtnismäßigem Wissen, zumal in der Geschichte, erkennen auch die Jägerschen Thesen auf der 20. Versammlung rheinischer Schulmänner an (Neue Jahrb. für Phil. u. Päd. 1883 S. 494), und mit besonderer Genugthuung ist zu konstatieren, daß sowohl Treitschke als Läger — die denn doch für Universität und Gymnasium einiger-

mafsen zu zeugen befähigt sind — behaupten, auf der Schule werde nicht zu wenig, sondern zu viel Geschichte betrieben.

Wendt sagt: „Es soll nicht geleugnet werden, dafs die Prüfungen, namentlich die Abiturientenprüfung, zumal wo dieselbe in bureaukratischem Geiste geleitet wird, und der Kommissar mehr darauf ausgeht, das Nichtwissen als das Wissen des Examinanden ans Licht zu ziehen — an manchen Orten zu einem entmutigenden Schreckmittel geworden ist. Aber ebenso bestimmt darf behauptet werden, dafs bei uns in Baden davon im Ernste nicht die Rede sein kann.“

Der geschätzte Herr Ober-Kollege wird die Bemerkung wohl nicht übel nehmen, dafs hinsichtlich des unglücklichen Kommissars seine Erfahrung, wenn sie überhaupt begründet ist, seit 16 Jahren einigermafsen abgeblasst sein wird, denn „in Baden“ ist ja „nicht die Rede davon.“ Ich denke, in Preussen auch nicht, sondern nur ein Gerede; wo das Wissen mit einem Können verbunden ist, also in den Sprachen und der Mathematik, wird wohl ergründet, ob der Examinande sich mit Einhilfe hineinfindet, und das ist offenbar zweckmäfsig; aber in der Geschichte, Religion u. a. ist es nach meiner Erfahrung just der Kommissar, der auf ein anderes Gebiet überlenkt, wenn der Lehrer in der Meinung, das müsse der Jüngling doch wissen, hartnäckig weiter fragt. Auch wird der ephemere Wert einer umfangreichen Nomenklatur von Schlachten, heiligen Kriegen und Kreuzzügen, Medimnen, Tribus und Ständekampf, Kirchenvätern, Sekten und Konzilien von dem doch ziemlich ausgereiften Kommissar wohl am wenigsten überschätzt. Aber zuzugeben ist, dafs das Examen vielfach als ein schreckhaftes Vehmgericht, der Kommissar als ein opferdurstiger Rhadamanthys gilt, und die regelmäfsige Erfahrung der Abiturienten, dafs dem gar nicht so sei, hält leider für den nächsten Termin und die nächste Generation nicht mehr vor. In Baden mufs es denn damit wohl weit besser stehn und Wendt weist auch nach, dafs von 1880—1882 an 6 badischen Gymnasien von 340 Abiturienten 336 die Prüfung bestanden haben; zurückgewiesen ist keiner, zurückgetreten wenige, und man ist dort also dem idealen Zustande weit näher, dafs „die Schlufsprüfung auch in den Augen der Schüler nichts sei als ein naturgemäfsrer Abschlufs neunjähriger Studien, für den sich jeder ohne mühselige besondere Vorbereitung hinreichend gerüstet weifs.“

Dafs der lateinische Aufsatz, den man in Baden nicht hat, in dieser Hinsicht ein wesentliches Moment sei, kann man dem Verf. nicht zugeben; von eingehender Erörterung sehe ich ab, und bemerke nur, dafs nach mehr als 3000 lat. Unterrichtsstunden der Jüngling imstande sein mufs und imstande ist, ein einfaches Thema korrekt und mit einigem Sprachgefühl (wozu ich tantum abest ut und non dubito quin futurum fuerit

u. dgl. ebenso wenig rechne, als den angeblichen Ciceronianischen Stil) zu behandeln; diese Probe der Kraft ist durchaus angemessen und sie wird keineswegs von den Schülern als „mit die schwierigste Klausurarbeit“ angesehen. Wie viele fertigen sie ganz ohne Lexikon an! — Auch wird man die Abschaffung des griechischen Extemporales nicht mit Wendt als eine Erschwerung ansehen. An sich wäre auch mir die Beibehaltung lieber; es wurde aber thatsächlich nicht so gemacht, wie Bonitz vor 12 Jahren ganz zutreffend in dieser Zeitschrift erörterte; die meisten Lehrer und noch mehr die Schüler waren nicht davon abzubringen, die Skripta als Hauptsache anzusehn und die Lektüre darauf zu beziehen. Dafs jetzt der ideale Gesichtspunkt mehr zur Geltung kommt, ist denn doch zu erwarten; es wäre allerdings wünschenswert, dafs zu der Klausurübersetzung ein Kommentar, wie im Hebräischen, geliefert werden müßte. Jedenfalls ist aber das schriftliche Examen im Griechischen leichter geworden.

Ohne persönliche Kenntnis der badischen Gymnasien und der dortigen Examina läßt sich nicht beurteilen, worauf das oben angeführte überaus günstige Resultat, das in Preußen bei weitem nicht erreicht wird, beruhen mag. Die Lehrkräfte wird man doch ziemlich gleich schätzen dürfen; also müssen de facto die Forderungen niedriger oder die Schüler begabter sein; am Fleiß kann es nicht wohl liegen, denn die preussischen sollen ja schon überbürdet sein.

Allerdings bin ich der Meinung, dafs der Zudrang unbefähigter Schüler zu den Universitätsstudien in Preußen unverhältnismäßig stark ist. Diese sollten schon vor der Versetzung in die Prima abgewehrt werden, und wer zur Absolvierung des Primanerpensums mehr als zwei Jahre bedarf, sollte eben erst im 3. zum Examen zugelassen werden. Als Direktor pflegte ich in solchem Falle zu sagen: „mein lieber Ypsilon, wir bleiben noch ein halb Jahr zusammen“, und damit war die Sache erledigt; so kam es, dafs in sieben Jahren niemand durchfiel und nur über einen einzigen eine lebhaftere Debatte sich entspann, welche nach dem treffenden Votum eines Oberlehrers entschieden ward: „Wurmstichig ist er, aber reif.“ Jetzt scheut man sich viel zu sehr, solchen Rat zu erteilen, und wo er gegeben ist, wird er keineswegs immer befolgt, was denn sehr wesentlich auf den Procentsatz der Bestehenden einwirkt.

Die Hauptsache aber bleibt, dafs die jammervolle Angst und die endlosen Repetitionen beseitigt werden, und ein anderes Mittel wird es nicht geben, als dafs — abgesehen von der Übersetzung der Prosäiker — im Examen nichts gefragt werde, was nicht im Unterricht der Prima vorgekommen ist; es sollte z. B. nicht die ganze griechische und römische Geschichte aufgerollt werden, sondern lediglich die Parteien, auf welche die Lektüre der Schriftsteller sich bezogen hat. An dem, was binnen zwei Jahren be-

handelt ist, läßt sich Wissen und Können der Schüler hinlänglich feststellen.

Nur so, meine ich, ist es zu erreichen, daß die Primaner wieder voll und ganz ihr freudiges Interesse dem Unterricht zuwenden, daß sie wieder deutsche Klassiker lesen, daß sie mit einem *τρέψν μ' οὐκ ἐξ Παιδείας Ἀθήνη* ins Examen gehn und eine Selbständigkeit gewinnen, welche sie dereinst einer energischen Initiative fähig macht.

Danzig.

K. Kruse.

K. Meißner, Kurzgefaßte lateinische Synonymik nebst einem Antibarbarus. Leipzig, B. G. Teubner, 1883. IV u. 50 S. 8.

Auf den ersten vierundzwanzig Seiten bietet das Büchlein in 200 Nummern eine Zusammenstellung der wichtigsten Synonyma. Die Vorrede nimmt Bezug auf eine in der Direktorenversammlung der Provinz Hannover im Jahre 1882 einstimmig angenommene Theses, „es sei die Synonymik von Quarta ab in der Weise zu pflegen, daß eine eng begrenzte Anzahl augenfälliger und leicht nachweisbarer Bildungsunterschiede sinnverwandter Wörter in vereinbarter oder durch das gedruckte Lehrmittel festgestellter Fassung den einzelnen Klassen nach Maßgabe des durch die Lektüre normierten Bedürfnisses zu gelegentlicher Behandlung und Einübung zugewiesen werde.“ So werden von diesen 200 Nummern durch beigefügte Zeichen zwanzig für Quarta bestimmt (z. B. *urbs oppidum, mors nex, ripa litus ora, hostis inimicus, clarus celebrabilis* u. a.), 40 für Tertia, je 70 für Sekunda und Prima. Wie der neulich in dritter Auflage erschienenen Phraseologie desselben Verfassers merkt man es auch diesem Büchlein an, daß es aus einer in langjährigem Verkehr mit den Schülern gereiften Vertrautheit heraus entstanden ist. Diese kurze Zusammenstellung enthält wirklich die in bestimmten Worten formulierbaren Synonyma, welche man vor allem zum festen Besitz der Schüler bringen möchte. Ich bin nicht der Meinung, daß damit allen Rechten der Synonymik auf dem Gymnasium genügt sei, halte es aber durchaus nicht für wünschenswert, daß mehr als das hier Gebotene durch den Druck fixiert sich in den Händen der Schüler befinde. Durch Herbeiziehung der Etymologie sucht der Verf. für seine Erklärungen eine feste Unterlage zu gewinnen, bei den Wörtern nämlich, in welchen noch etwas von der Grundbedeutung ihres Stammes lebt und deren Stamm doch nicht dem Schülerauge ohne weiteres erkennbar ist. Durch diese in Klammern beigefügten Stämme kommen Aufforderungen zum Nachdenken in den Lernstoff. Freilich nur durch Anknüpfung an Bekanntes kann höhere Klarheit erzielt werden. Machen wir es also auch in dieser Hinsicht wie Sokrates, welcher *διὰ τῶν μάλιστα ὁμολογουμένων ἐπορεύετο*,

νομίζων ταύτην τὴν ἀσφάλειαν εἶναι λόγον. Etymologische Erklärungen also, welche an Stämme, welche dem Schüler völlig unbekannt sind, anknüpfen müssen, möchten sich für ein Schulbuch nicht ziemen. Eine solche scheint mir z. B. die von *arbiter* gegebene (S. 21 von *ar* = *ad* und dem vorklassischen *bütère* [oder *betere*, *baetere* vergl. *βαίνω*] u. s. w.). Auf Seite 14 hingegen bei *calamitas* könnte man weiter ausholen. In Klammern ist dem Worte beigefügt „von *calamus* Halm, eig. Halmschaden.“ Das genügt wohl nicht. *Κολούω mutilare* muß dem Schüler ja doch bekannt sein; ebenso weiß er als Primaner, daß man dem achten Buche der Ilias die Überschrift *κόλος μάχη* gegeben hat. *Calamitas* ist eine aus *columitas* korrumpierte Form, welche aus einer falschen, durch die Ähnlichkeit des bekannten Lautes veranlaßten etymologischen Erklärung entstanden ist. Das braucht man dem Schüler um so weniger vorzuenthalten, als ihm ja *incolumitas* und *incolumis* sehr bekannt sind.

An die Synonymik schließt sich ein 27 Seiten umfassender Antibarbarus, welcher in übersichtlicher Anordnung dem Schüler eine Menge beherzigenswerter Dinge mitteilt und ihn vor Fehlern warnt, in welche er erfahrungsmäßig, durch das Deutsche verführt, zu verfallen Neigung hat. In dieser zweiten Hälfte des Buches scheint mir die Strenge mit Rücksicht auf das bei Cicero Häufigere mitunter zu weit getrieben. Läßt sich aus der ursprünglichen Bedeutung eines Wortes oder aus den stilistischen Eigentümlichkeiten des Lateinischen kein bestimmter Verdammungsgrund herleiten, so soll man doch eine an sich harmlose Wortverbindung nicht in den Bann thun, bloß weil sie im Vergleich zu einer andern, ihr ähnlichen, bei Cicero und Cäsar sehr selten ist oder vielleicht bei diesen beiden gerade sich nicht nachweisen läßt. So steht S. 41 „sich töten“ „*se interimere*“, nicht „*se interficere*“. Durch solche Verbote macht man den Schüler scheu und nimmt ihm das Vertrauen zu dem eigenen Urteil. Ebenso wenig scheint es mir zu billigen, daß nur „*modum transire*“ (S. 42) gesagt werden soll, nicht „*modum excedere*“. Denn dieser Accusativ nach *excedere* widerspricht weder im eigentlichen, noch im figurlichen Sinne dem Geiste des Lateinischen, und mag er auch in dieser phraseologischen Verbindung weder bei Cicero, noch bei Cäsar vorkommen, so ist er doch von Livius an sehr häufig. — Auch *persuasum habeo* (S. 42) soll nicht gesagt werden, nur *mihī persuasi* und *mihī persuasum est*. Mag *persuasum habeo* auch seltener sein, so ist doch diese Verbindung so echt lateinisch, wie eine Redewendung nur sein kann. — S. 36 wird mit Recht gewarnt, zu *operam dare* ein *sibi* hinzuzusetzen; die sich daran schließende Bemerkung aber geht wieder über die Strenge Ciceros hinaus. „Sich große Mühe geben“ soll heißen *studiose, enixe operam dare*, nicht *magnam operam dare*. Jedes Lexikon zeigt ja doch aber, daß Cicero *operam dare* auch durch adjektivische

Zusätze erweitert und also nicht immer als ein Wort gefaßt hat. Viele Stellen bei ihm beweisen, daß das Substantivum seine selbständige Kraft bewahrt hatte. Er sagt *egregiam operam dare, omnem operam dare, multam . . . operam amicis et utilem praebuit*. Und ist es nicht dem Lateinischen sogar gemäßer, in dergleichen Verbindungen die nähere Bestimmung auf das Substantivum zu beziehen? Aus einem ähnlichen Grunde halte ich es nicht für richtig, *ab alicuius partibus stare* (S. 39) zu verbieten und nur *ab aliquo stare* zu gestatten. *A partibus alicuius stare* verdient nicht bloß Duldung, sondern fast Empfehlung. Ist genau diese Verbindung auch nicht nachweisbar, so ist doch Ähnliches ganz gewöhnlich. Findet sich doch bei Cicero *a voluntate, a sententia alicuius stare, a senatu et a bonorum causa stetit*. Ja könnte ein des Lateinischen Kundiger den empirischen Sprachgebrauch vergessen und sollte dann a priori entscheiden, welches von beiden ihm dem Charakter der lateinischen Sprache gemäßer schiene, so würde er sich unbedenklich für *a partibus alicuius stare* entscheiden. Oder ist es nicht echt lateinisch, solche vermittelnde und das zu weite Objekt einschränkende Substantiva einzuschalten? Welches Substantivum ferner wäre in diesem Falle gemäßer als *partes*? — S. 24 steht: „Stellt euch vor Augen“ = *ante oculos vestros proponite*, nicht *vobis ante oculos pr.* Ähnlich: „mir schwebt etwas vor Augen“ *aliquid ante oculos versatur*, nicht *mihi ante oc. versatur*. Das ist wieder zu streng, ja wenn ich mich für eins von beiden entscheiden sollte, würde ich dem hier Verpönten den Vorzug geben. *Ante oculos vestros proponite* findet sich allerdings bei Cicero, aber das Pronom. possessivum ist in dieser Wendung genau so unlateinisch überflüssig, wie es bei *oculos tollere, manus extendere, os aperire* sein würde, in welchen Verbindungen es dem Schüler als ein Fehler gerechnet zu werden pflegt. Auch der Dativ des persönlichen Pronomens ist entbehrlich, aber immerhin dem Lateinischen gemäßer als das Possessivpronomen (vgl. p. Rosc. Amer. 35, 98 Epist. XIV 2, 3). — Auch *crudelitatem exercere in aliquo* braucht nicht vorgeschrieben zu werden. *In aliquem* mag seltener sein; da es aber an sich vernünftig ist und nichts enthält, was in irgend welcher Hinsicht unlateinisch scheinen könnte, soll man es gestatten, wie man ja auch *clementem esse in aliquem* neben *in aliquo* ohne Bedenken gelten läßt. — Was ferner berechtigt uns *medios in hostes, mediam in urbem* als barbarisch zu verpönen (S. 36) und auf dem allerdings häufigeren *in medios hostes, in mediam urbem* zu bestehen? Nicht bloß findet sich das hier Verbotene bei Cicero, sondern es ist auch dem Lateinischen durchaus gemäßer, die Adjektiva vom Substantiv zu trennen und vor die Präposition zu stellen, wenn der Nachdruck darauf liegt (vgl. Ellendt zu Cicero de oratore I 34, 157 zu dem dort stehenden *medium in agmen*). — *Clarescere* (S. 26) mag dem Schüler als der Taciteischen Manier ange-

hörig untersagt werden; *inlarescere* ist zwar nicht Ciceronianisch, aber nicht unlateinisch; was der Verf. dafür verlangt: *gloriam consequi, in gloriam pervenire*, bedarf den Zusatz eines Genetivs oder eines Adjektivs. — Seite 30 wird *longe absum ut* verlangt und *multum abest* verboten. Erstens ist es nicht sicher, dafs jemals *longe abesse* bei nachfolgendem *ut* persönlich gebraucht worden ist, ja Analogieen sprechen dagegen. Andererseits begreift man nicht, weshalb nicht *multum abest* gesagt werden soll, wenn doch *tantum abest* und *non multum abest* ganz gewöhnlich ist. — Die Römer lieben es allerdings nach gewissen Verben statt des Personalobjekts ein bestimmteres vermittelndes Objekt einzuschalten. Ich halte es dennoch nicht für richtig in einem Antibarbarus vorzuschreiben (S. 26): „bessern jemanden“ *corrigenere mores alicuius*, nicht *corrigenere aliquem*. Wendungen wie *vitia, mores, animus alicuius corrigenere* sind sehr häufig; aber der Schüler hat vielleicht eben erst bei Cicero gelesen *te ut ulla res frangat? tu ut unquam te corrigas?* Wie matt würde hier der Gedanke werden durch Einschaltung eines jener Substantiva?

Ich enthalte mich weiterer Anführungen. Abgesehen von dieser hin und wieder hervorlugenden hyperklassischen Engherzigkeit, welche manchem, wie ich weifs, in phraseologischer Hinsicht das einzig Richtige scheint, verdient das Büchlein gelobt zu werden, weil es offenbar aus einer reifen Bekantschaft mit den üblichen Schülerverkehrtheiten hervorgegangen ist und nicht blofs als ein eilig verfertigter Auszug aus einem etwas gröfseren Buche angesehen werden darf. Es ist bei der schulmäfsigen Behandlung der alten Sprachen sehr schwer, sich vor Pedanterie zu bewahren, und doch ist es die Pedanterie vornehmlich, welche das Einfache verwickelt macht und emsig unfruchtbare Schwierigkeiten schafft. Ich erinnere an Jacob Grimms Abhandlung „Über das Pedantische in der deutschen Sprache“. Er, der die Regel und den Wert der Beispiele zu schätzen wufste, warnt doch an der Oberfläche der Regeln zu kleben und nennt diejenigen Pedanten, welche von den die Regel lebendig einschränkenden Ausnahmen nichts wissen oder die hinter vorgedrungenen Ausnahmen still blickende Regel garnicht ahnen.

Berlin.

O. Weissenfels.

1) Bonnells Lateinische Übungsstücke. Neu bearbeitet durch P. Geyer und W. Mewes. II. Teil für Quinta. Berlin, Th. Chr. Fr. Eschke, 1894. II u. 111 S. 8.

Die Verf. haben auch diesen zweiten Teil des Bonnellschen Buches wesentlich umgestaltet, sowohl hinsichtlich des Inhaltes als auch des Ausdruckes und Wortschatzes. Betrachten wir zunächst den ersten, so können die zusammenhängenden Abschnitte,

zahlreich und zweckmäßig ausgewählt wie sie sind, in derselben Weise anerkannt werden, wie es in der kurzen Anzeige des ersten Teiles in dieser Zeitschrift 1883 S. 607 f. geschehen ist. Doch gilt auch ebenso die dort bezüglich der Einzelsätze gemachte Bemerkung, daß sie nämlich noch ein zu buntes Allerlei bieten und eine sachliche Konzentration vermissen lassen. Zwar behauptet die Vorrede mit Recht, daß diese Sätze zum größten Teile aus fest begrenzten Ideenkreisen entnommen seien, und daß sich z. B. in beiden Teilen deren 80 auf Cäsar, 50 auf Cicero, über 40 auf die Perserkriege, 33 auf die Punischen Kriege bezögen u. s. w.; trotzdem wird die Prüfung der einzelnen Stücke das obige Urteil rechtfertigen. Ich greife das Stück 186 heraus; es besteht aus 15 Sätzen, unter denen 11 in der gleich angegebenen Reihenfolge historischen Inhalt haben. Satz 1 handelt von Dumnorix, Satz 3 vom Kult der alten Deutschen, Satz 4 von der Geistesbildung der Römer, Satz 5 von Krösus, Satz 7 von den Helvetiern, Satz 8 vom Frauenleben im Altertum, Satz 9 von den Babylonischen Astrologen, Satz 11 vom Undank der Athener gegen verdiente Bürger, Satz 12 von Regulus, Satz 13 von Porsenna, Satz 15 von den Räubereien des Verres. Dazwischen stehen satzenartige Sätze. Man wird zugeben, daß eine solche Gestaltung des Übersetzungstoffes einer Gedankenassoziation sehr ungünstig ist und es fast unmöglich macht, durch den Inhalt auf die Bildung des Knaben zu wirken. Auf dieses wichtige Ziel muß man eben von vornherein bei der Abfassung von Übungsstücken mit Bedacht nehmen und, wenn auch nicht der Inhalt des ganzen Abschnittes ein einheitlicher ist, doch bestimmte Gruppen und Gedankenreihen darin darzustellen suchen. In dem erwähnten Stücke scheint es fast, als sei allein die Reihenfolge der zu üübenden unregelmäßigen Verba nach Ellendt-Seyffert § 104, IV maßgebend gewesen für die Aneinanderreihung der Sätze; diese Rücksicht auf die Grammatik würde aber gar zu weit gehen. Daß jeder einzelne Satz für sich einen verständigen, auch dem Standpunkt der Klasse im ganzen entsprechenden Inhalt hat, mag ausdrücklich nochmals hervorgehoben werden.

Die Verf. legen mit Recht Wert auf das Memorieren und bieten zu diesem Zwecke, wie auch schon im ersten Teile, größtenteils Sentenzen, daneben auch einige kurze Anekdoten, z. B. die von Bias und von Alexander in Sigeo. Die Zahl der Sentenzen scheint mir allzu groß zu sein; ich zähle 81 Memorierstellen und habe vielleicht noch eine oder die andere übersehen. Ich nenne einige, die ich teils wegen ihrer Unwichtigkeit, teils wegen ihrer Schwierigkeit gern entbehre, so 122, 15 *Saepe patris mores imitatur filius infans, Qualis erat mater, filia talis erit*; 123, 8 *Pulchra est vitiorum ignoratio*; 127, 1 *Quod non opus est, uno asse carum est*; 130, 17 *Latrantem stomachum bene lenit cum sale panis*; 143, 14 *Terra salutare herbas eademque nocentes Nutrit et urticae proxima*

*saepe rosa est; 147, 1 Quo semel est imbuta recens, servabit odorem —
tota die; 158, 14 Noctes atque dies patet atri ianua Ditis; 160, 16
Quem taurum metuis, vitulum mulcere solebas, Sub qua nunc recubas
arbore, virga fuit; 170, 6 Dulce est desipere in loco; 186, 10 Pelle
moras, brevis est magni fortuna favoris.*

Bei der dritten Deklination finden sich einige besonders be-
zeichnete Beispiele zur Einübung von Unregelmäßigkeiten, welche
aus der Ellendt-Seyffertschen Grammatik bereits ausgeschieden
sind; man fragt sich, warum die Verf. nicht ebenfalls dem quin-
taner diese Worte *uber, piper, papaver, callis* erspart haben.

Der gesamte Übersetzungsstoff ist nur lateinisch, doch stellt
die Vorrede am Schlufs für den Fall, dafs noch weitere dahin
gehende Wünsche ausgedrückt würden, eine Sammlung deutscher
Abschnitte in Aussicht; wenigstens ist die Absicht, dieselben dann
sich eng an den vorliegenden lateinischen Stoff anschliessen zu
lassen, durchaus zu billigen.

Was den Gebrauch des Buches im Unterricht betrifft, so wird
verlangt, dafs der Schüler sich selbständig auf die Übersetzung
vorbereite; und dies zu ermöglichen, ist das Vokabularium ganz
wie eine Präparation eingerichtet, so dafs der jedem Stücke ent-
sprechende Wortvorrat für sich und in derselben Ordnung vor-
geführt erscheint, wie dieselben dort auf einander folgen; nur
sind die Simplicia der unregelmäßigen Verba und die schon aus
dem Sexta-Kursus hinreichend bekannten Vokabeln fortgelassen.
Ausserdem finden sich zahlreiche Phrasen angegeben, ohne dafs
ausdrücklich gesagt ist, ob dieselben fest eingeprägt werden sollen.
Ref. glaubt dies annehmen zu dürfen und erklärt dazu seine volle
Zustimmung; denn es mufs mit der Phrasensammlung früh begonnen,
dieselbe sachlich geordnet und der Schüler so möglichst bald in
das Leben der Sprache eingeführt werden, doch mufs der Umfang
beschränkt werden, wenn auch nicht so stark, wie es beim ersten
Teile notwendig schien. Als entbehrlich lassen sich bezeichnen
unter anderen folgende Phrasen: *imbibere opinionem, calcem alicui
impingere, tantum spiritus et fiduciae alicui accedit, equo citato se
immittere, rem religioni habere, suspicio pertinet ad aliquem.* Den
Schlufs bildet ein alphabetisches Verzeichnis der öfter als einmal
vorkommenden Vokabeln.

Die Anordnung des grammatischen Stoffes ist angemessen,
von ausdrücklich zu üben den syntaktischen Regeln werden nur
der Acc. c. inf. und der Abl. abs. vorgeführt, und zwar ersterer
sogleich nach den Deklinationen, letzterer hinter den Zahlwörtern
und Adverbien.

Der Druck ist korrekt, die ganze Ausstattung des Buches
vortrefflich.

- 2) H. Busch, Lateinisches Übungsbuch nebst einem Vokabularium. I. Teil. Für Sexta. 2. verb. Aufl. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1883. IV und 108 S. 8.

Die erste im Jahre 1879 erschienene Auflage dieses Buches habe ich in der Phil. Rundschau 1880 Nr. 15 besprochen und darf mich deshalb kurz fassen; denn gerade die Anlage desselben, gegen welche ich damals manches eingewendet, ist unverändert geblieben, die Verbesserungen der neuen Auflage beziehen sich nur auf Einzelheiten. Den Grundsatz möglichster Vereinfachung und Beschränkung des grammatischen Lernstoffes hat der Verf. in einer gewifs vielen recht willkommenen Weise verwirklicht, besonders gilt dies für die Abschnitte der Deklination, Komparation, der Zahl- und Fürwörter. Auch die vielfachere Scheidung der Formen der ersten Konjugation, von welcher erst Indikativ und Imperativ, dann Konjunktiv, darauf Infinitiv, Participium, Gerundium, Supinum des Aktivums in besonderen Abschnitten vorgeführt und auch beim Passivum die Formen des Verbum finitum vorausgenommen werden, mag für die Praxis erwünscht sein und eine schnellere Befestigung der Kenntnisse befördern.

Was die Behandlung der Übungsstücke betrifft, so bin ich zwar ganz damit einverstanden, daß die deutschen, wie hier geschieht, den Inhalt der lateinischen reproduzieren, dagegen kann ich ein regelmäßiges Korrespondieren derselben oder gar ein Überwiegen des deutschen Übersetzungstoffes, wie es sich in dem vorliegenden Buche findet, nicht billigen. Ich setze im Unterricht an Stelle davon weit lieber teils wirkliche mündliche Retroversionen, teils andere freiere Verwertung des Inhaltes der gelesenen lateinischen Sätze oder Abschnitte, eine Übung, an der sich Geschick und Kunst des Lehrers am besten entfalten kann und die nach meinen Erfahrungen zu den erfreulichsten Resultaten führt. Dies leitet hinüber zu einer Bemerkung, die in Betreff des Inhaltes der Übungsstücke zu machen ist. Wir brauchen ohne Zweifel im Sprachunterricht ein Vielerlei von Wörtern und Sätzen, aber trotzdem ist von vornherein ein geistiger Zusammenhang zu erstreben und so bald als möglich ein bedeutsamer Stoff zu bearbeiten¹⁾. Zusammenhangslose Einzelsätze, wie sie sich bei Busch durch das ganze Buch hindurch zur Einübung der Formen finden, können das Interesse des Schülers nicht erregen, darum auch nicht seine geistige Bildung fördern. Die Gefahr, in dem Bestreben nach möglichst verschiedenartiger Verwendung aller gelernten Vokabeln in unangemessene oder inhaltsleere Sätze hineinzugeraten, hat der Verf. allerdings größtenteils durch seine Besonnenheit ver-

¹⁾ Zum Beweise, daß diese Forderung nicht erst in neuester Zeit erhoben worden ist, erinnere ich unter anderen an die Pädagogischen Vorträge von O. Willmann (Leipzig 1869), besonders an Vortrag 5 und 6. Das Buch verdient überhaupt die wärmste Empfehlung.



mieden, doch stehen gleich auf S. 1 ein paar Sätze, an denen ich in dieser Hinsicht Anstofs nehme: Stück 1, b, 4 „Der Geiz ist die Ursache des Reichthums“ und Stück 2, a, 6 *Laetitia est feminis causa lacrimarum*.

Es erübrigt noch, ein Bedenken in Betreff der Vokabeln zu erheben. Dieselben sind nach den einzelnen Übungsstücken geordnet am Schlusse des Buches zusammengestellt. Dadurch wird das Zusammengehörige getrennt und eine Zusammenfassung nach grammatischen oder sachlichen Gesichtspunkten überaus erschwert; deshalb verdient nach meiner Ansicht die sonst auch in Übungsbüchern gebräuchliche grammatische Anordnung den Vorzug, welche die Vokabeln nach grammatischen Gruppen (I., II., III. Deklination u. s. w.), innerhalb derselben aber in alphabetischer Reihenfolge vorführt. Die Zahl der Vokabeln hat der Verf. absichtlich beschränkt, ich glaube, das dem frischen Gedächtnis der Knaben ein gröfserer Umfang zugemutet werden kann.

Die Ausstattung des Buches ist vortrefflich.

3) O. Keller, Elementarbuch der Lateinischen Formenlehre mit einem Vokabularium. Saalfeld i. Thür., C. Niese, 1893. II u. 113 S. 8.

Der Verf. hat sich, wie er in der Vorrede sagt, zur Bearbeitung und Veröffentlichung seines Buches dadurch bestimmen lassen, das in den gebräuchlichen Grammatiken gerade der elementare Teil weder auf das Wesentliche beschränkt noch in übersichtlicher Gruppierung dargestellt ist. Diese beiden Ziele hat er selbst im Auge, im übrigen schließt er sich an Ellendt-Seyffert an, dessen späteren Gebrauch er auch für die an seinem Elementarbuch vorgebildeten Schüler voraussetzt. In der That drängt man ja jetzt allgemein und mit Recht auf Beschränkung und Sichtung des grammatischen Lernstoffes, jedoch nicht blofs in der Formenlehre, sondern auch in der Syntax. Kann die Grammatik nicht anders als den Stoff in gewisser systematischer Vollständigkeit bieten, so wird es eben Aufgabe eines überlegten, planmäfsigen Unterrichts sein, ganze Reihen von Einzelheiten, die gedächtnismäfsig zu befestigen und einzuüben nicht Wert genug hat, als entbehrlich zu bezeichnen, aufserdem aber auch für bestimmte Abschnitte eine praktischere Anordnung und Gruppierung festzusetzen. Die Konsequenz würde hier neben der Einführung von Elementarbüchern den Gebrauch von syntaktischen Auszügen verlangen; aber ob man so weit gehen müsse, ist die Frage. Die grofse Majorität der Fachmänner zieht es mit gutem Grunde vor, die erwünschte Hülfe durch Herstellung eines Normalexemplars der Grammatik zu geben, auch die letzte sächsische Direktorenkonferenz hat sich wieder dafür ausgesprochen. Vom prinzipiellen Standpunkt aus ist Ref. also Gegner solcher Versuche wie des

vorliegenden, doch verdienen dieselben immerhin Beachtung und einzelne darin enthaltene Winke Beherzigung.

Der Formenlehre schickt der Verf. eine kurze Laut-, Silben- und Quantitätslehre voraus, diesen dreifachen Abschnitt mit dem Namen „Elementarlehre“ umfassend. In der Darstellung der Formen geht er gern auf den Stamm zurück, freilich mehr in praktischer als in wissenschaftlicher Weise, indem er gleich *mens* als den Stamm von *mensa* bezeichnet und bei der zweiten und dritten Deklination ähnlich verfährt. Der Stoff ist nach dem Gesichtspunkt des Wesentlichen und Notwendigen ausgewählt, die Beschränkung konsequent — nur mußte die Behandlung der griechischen Wörter der ersten Deklination § 16 ebenfalls fortfallen — durchgeführt und der Abschluß schon auf S. 62 erreicht; indessen sind die sogenannten unregelmäßigen Verba ausgeschlossen und bleiben dem Vokabularium vorbehalten. Manche Parteien stellen sich im Vergleich zu Ellendt-Seyffert als bedeutend vereinfacht und umgestaltet dar, z. B. die Genus- und andere Reimregeln; glücklich behandelt ist unter andern § 22; einige male ist zu wenig auf einen gleichbleibenden und dadurch das Einprägen und Festhalten erleichternden Tonfall geachtet, wie in der zweiten Deklination bei den Worten auf *er* § 20, in der dritten Deklination bei den Ausnahmen der Maskulina § 27. Meines Wissens ohne Vorgang und dem Verf. eigentümlich ist das Verfahren, die Endung *o* aus der Hauptregel der Maskulina der dritten Deklination auszuschneiden und zu den Feminina herüberzusetzen, wozu die übergroße Mehrzahl der Feminina dieser Endung allerdings veranlassen kann. So erscheint dann als Ausnahme-Regel der Reim „Brauch männlich *ordo sermo pugio* und die Tiere all' auf *o*“, wobei freilich *carbo* und *margo* als unwesentlich nicht berücksichtigt sind.

Was nun die unregelmäßigen Verba betrifft, so ist allerdings zuzugeben, daß eine ziemliche Anzahl Simplicia, vor allem der zweiten Konjugation und ferner viele Komposita am besten vokabelmäßig vorgeführt werden, doch liegt kein Grund vor, diesen ganzen wichtigen grammatischen Abschnitt in den Rahmen eines Vokabulars zu rücken. Der Verf. befolgt die grammatische Anordnung, ist aber auch auf Erleichterung des Einprägens, auf Erklärung der Bedeutung und auf Einführung in die Wortbildungslehre bedacht, indem er ganz zweckmäßig gleichartige Gruppen zusammenfaßt und verwandte Worte zusammenstellt. Die Auswahl soll durch den Gebrauch des Cäsar und Cicero bestimmt sein; ich habe nicht gefunden, daß gegen das Prinzip verstossen ist, dagegen muß ich mich gerade in Anbetracht des Zweckes des Vokabulariums den Flexionsübungen, sowie den mündlichen und schriftlichen Satzbildungen ausreichendes Material zu bieten, durchaus gegen die umfangreiche Verwendung von Abstrakta erklären. Für Satzbildungen auf der Sexta- und Quintastufe wenigstens sind sie ungeeignet und überhaupt für den jugendlichen Geist nicht faßlich

genug. Ich mache nur einige namhaft: *absentia*, *abstinentia*, *amentia*, *astutia*, *continentia*, *controversia*, *fallacia*, *intellegentia* und füge als Beispiele andrer Worte, die ebenfalls entbehrlich erscheinen, folgende hinzu: *mendicus*, *nimbus*, *vestibulum*, *armamenta*, *hibernacula*, *acceptus*.

In der Orthographie ist mir *negligere* und *intelligere* aufgefallen; zu den im Buche selbst bemerkten und verbesserten Druckfehlern kommt *fallucia* statt *fallacia* S. 65. Die Ausstattung des Buches in Papier und Druck ist im übrigen recht gut.

- 4) H. Meurer, Lateinisches Lesebuch und Vokabular. 2. verb. Aufl. I. Teil. Für Sexta. 128 S. 8. 1 M. II. Teil. Für Quinta. 214 S. 8. 1,60 M. Weimar, H. Böhlau, 1883.

Meurers Lateinische Lesebücher sind bei ihrem ersten Erscheinen von mir in der Phil. Rundschau 1880 Nr. 15 angezeigt, ebenso in einigen andern Zeitschriften wie den N. Jahrb. 1881 Heft 2, dem Pädag. Litteraturblatt 1881 Heft 1, der Deutschen Schulzeitung 1882 Nr. 38, der Zeitschrift f. d. Realschulwesen Jahrg. 5 Heft 6 teils kürzer, teils ausführlicher besprochen worden; überall, so weit ich sehe, fanden sie eine günstige Beurteilung. Das hat den Eifer des Verf.s für sein Werk nur erhöht und ihn bestimmt, besonders im ersten Teile manche Verbesserungen vorzunehmen, und dies in einem solchen Mafse, daß die neue Auflage eigentlich eine vielfach veränderte heißen müßte. Die Übungsstücke sind größtenteils umgearbeitet, einige durch neue ersetzt, der Stoff sowohl durch Hinzufügung einzelner Sätze wie ganzer Abschnitte wesentlich erweitert, infolge dessen auch die Seitenzahl von 96 auf 128 vermehrt. Man braucht nur einzelne entsprechende Abschnitte, z. B. die zur ersten und zweiten Deklination oder die zu den Deponentia der vierten Konjugation zu vergleichen, um zu erkennen, daß der Gebrauch beider Auflagen neben einander in der Schule unmöglich ist; und das könnte man fast im Interesse der Verbreitung des Buches bedauern, so willkommen und dankenswert auf der andern Seite die eingetretenen Verbesserungen auch sind. Als eine solche verdient hervorgehoben zu werden, daß Meurer, um eine größere Abwechslung zu ermöglichen, in die zwölf ersten Kapitel jetzt mehr Verbalformen eingestreut hat, freilich nach meiner Ansicht immer noch zu sparsam; Einförmigkeit derselben ist gerade bei zusammenhängendem Lesestoffe um so auffallender und störender. Der reichhaltige Vokabelvorrat ist wesentlich in demselben Umfange beibehalten, innerhalb desselben aber hier und da eine Veränderung vorgenommen worden. Die Vokabeln sind nach grammatischen Gruppen in alphabetischer Reihenfolge zusammengestellt und so den betreffenden Leseabschnitten vorangeschickt, nur hat der Verf. bei den vier ersten Kapiteln die bisherige Ausdehnung dieser Gruppen auf alle im Buche überhaupt berücksichtigten Vokabeln derselben

grammatischen Kategorie ganz zweckmäßig aufgehoben und sich zunächst auf die in den entsprechenden Lesestücken verwerteten beschränkt. Den grammatischen Lernstoff kürzt die neue Auflage wenigstens insofern, als die Komposita von *sum* mit Ausnahme einiger leichter Formen für den Quintakursus aufgespart werden, doch kann hier zur Vereinfachung noch mehr geschehen, z. B. bei der dritten Deklination, beim Pronomen und bei Präpositionen und Adverben.

Die sonstigen Vorzüge des Buches sind ja bekannt, ich möchte nur an zweierlei erinnern. Die Substantiva der dritten Deklination gruppieren sich nach den Geschlechtern, jede einzelne Gruppe zerlegt sich wieder nach den Stämmen in Abteilungen; ebenso sind die Verba nach dem Perfektstamme geordnet: diese Einrichtung muß die Erfassung und Übersicht des Lernstoffes wesentlich fördern und wird sich in der Praxis schon bewährt haben. Einen noch bedeutsameren Fortschritt hat der Verf. durch die zusammenhängende Gestaltung seines Lesestoffes gemacht, indem er wenigstens jedes einzelne Stück für sich ein ganzes bilden liefs, wenn auch zunächst im Anfang noch nicht in fortlaufender Darstellung, aber doch so, daß alle Sätze demselben Gedankenkreise angehören. Ich wiederhole hier nur mein früher geäußertes Bedenken gegen den Umfang des beschreibenden und betrachtenden Stoffes und würde im Interesse der geistigen Konzentration das Geschichtliche noch mehr vorwiegen lassen. Ich kenne wohl die Ansicht derer, welche in diesem Falle eine allzugroße, womöglich langweilende Einförmigkeit des Lesestoffes befürchten, vermag dieselbe aber nicht zu teilen. Gegenüber den lateinischen Abschnitten könnten die deutschen ohne Schaden noch mehr zurücktreten.

Der Umfang des Lesebuches für Quinta ist von 168 auf 214 S. gestiegen. Der Übersetzungsstoff ist eben auch hier beträchtlich vermehrt, teils durch Ergänzung innerhalb derselben Stücke, teils durch Hinzufügung neuer; gleich die ersten Abschnitte zur ersten und zweiten Konjugation bieten für diese doppelte Thätigkeit des Verf.s bezeichnende Beispiele. Mit der Einübung der Verba wird nämlich begonnen und dabei das Einteilungsprinzip der Putsche-Schottmüllerschen Grammatik befolgt, dann folgen die Eigentümlichkeiten der Deklination und Komparation, die Numeralia, Pronomina, darauf die nunmehr aus dem Sextakursus herübergenommenen Komposita von *sum*, endlich die Verba anomala, impersonalia und Coniugatio periphrastica. Nachdem so die Formenlehre abgeschlossen ist, werden noch 24 syntaktische Regeln behandelt, von denen ich einige ohne weiteres ausscheiden möchte, nämlich die über die Verba *aequo* und *aequipero* etc., über das Supinum, das Gerundium und über die konjunktivischen Relativsätze. Eine gelegentliche Erwähnung mag einzelnes hiervon in Quinta wohl erfahren, hier aber handelt es sich um eine wirk-

liche Einübung des Gebrauchs an einem reichhaltigen Übersetzungsmaterial, zu welcher in dieser Klasse weder Zeit noch genügendes geistiges Verständnis vorhanden ist. Übrigens erkenne ich die knappe Fassung der Regeln, die gleichsam nur Überschriften darstellen, als sehr zweckmäßig an und billige durchaus ihre Erklärung und Ergänzung durch die beigelegten loci memoriales.

Über die Vorzüge des Übersetzungsstoffes selbst, sowie über das, was dem Ref. dabei noch wünschenswert erscheint, ist schon oben gesprochen; hier möchte ich nur eine Bemerkung über die colloquia nachtragen, welche auch schon im Sextanerlesebuche die erzählenden und beschreibenden Abschnitte hier und da unterbrechen. Historische und mythologische Stoffe sind darin so gut verwendet, die Darstellung ist eine so einfache und lebendige, daß diese Lektüre dem Knaben eine sehr willkommene sein wird; überhaupt sichert gerade der Inhalt seiner Bücher der Einsicht und Sorgfalt des Verf.s volle Anerkennung.

Dem Vokabularium ist mit Recht seine dreifache Gliederung gelassen. Der erste Teil verzeichnet am Schlusse des Buches die Vokabeln für jedes der 142 Übungsstücke der Formenlehre besonders, aber nicht in alphabetischer Reihenfolge, sondern nach grammatischen Gesichtspunkten geordnet, so daß die Substantiva voranstehen, dann die Adjektiva und Adverbia, endlich die Verba, doch auch diese wieder unter sich stark gesichtet, folgen. Der Schüler wird so in der That allmählich auf die Benutzung eines größeren alphabetischen Vokabulariums vorbereitet, wie es ihm Meurer für die syntaktischen Abschnitte in einem lateinisch-deutschen und einem deutsch-lateinischen Teile darbietet.

Ich schliesse mit der Überzeugung, daß Meurers Bücher in ihrer veränderten Gestalt sich viele neue Freunde zu den alten hinzu erwerben werden; die Herausgabe des dritten für Quarta bestimmten Teiles, die schon Ostern erfolgen sollte, hat sich verzögert, doch dürfen wir, wie der Verf. verspricht, das Erscheinen desselben noch im Laufe dieses Jahres erwarten.

Druck und Ausstattung ist recht gut.

Halle a. S.

W. Fries.

Delectus inscriptionum Graecarum propter dialectum memorabilium.
Iterum composuit P. Cauer. Lipsiae, impensis S. Hirzelii, 1863.

Nur die saubere und ansprechende Ausstattung hat der Cauersche *Delectus* in seiner jetzigen Form mit der ersten Auflage gemein, im übrigen ist er ein neues Werk und gilt als ein solches. Diese Metamorphose war schlechterdings nötig; nun sie vollzogen ist, sei auch die Kritik, der ich seiner Zeit in dieser Zeitschrift den ersten *Delectus* unterzogen habe, mit diesem selber vergessen. Nur die Folge habe sie noch, daß ich mich auch über

das neue Werk hier ausspreche. Aus äußeren Rücksichten verzichte ich darauf, eine eingehende Besprechung, Stein für Stein, an das Werk zu knüpfen, obwohl es mir eine besondere Freude sein würde, das, was andauernde Beschäftigung mit den vorliegenden Texten und dem Problem der Geschichte der griechischen Sprache mich gelehrt hat, in dieser Form, zunächst an Cauers Adresse gerichtet, auszusprechen.

Jetzt, wo der die antiquissimae enthaltende Band des Corpus vorliegt und wo eine Vollständigkeit erstrebende Sammlung der Dialekt-Inschriften im Erscheinen begriffen ist, kann die Frage aufgeworfen werden, ob eine Auswahl, wie Cauer sie giebt, noch an der Zeit sei. Diese Frage ist nicht nur zu bejahen, sondern es muß der von Cauer eingeschlagene Weg als der allein richtige bezeichnet werden, wenn es gilt, das ausschlaggebende Material für das grammatische Studium des außerattischen Griechisch bis auf die Zeit der *ροινή* zusammenzufassen. Das Generalrepertorium des Corpus wird diesem Zweck nie genügen und der Band der antiquissimae ist nach einseitig paläographischen Gesichtspunkten (die im Ionischen freilich Schiffbruch leiden) angelegt. Eine vollständige Sammlung der Dialekt-Inschriften, die doch nur vorliegende Publikationen ausschreibt, giebt entweder zu viel oder zu wenig. Zu viel, wenn es eben nur die grammatischen Studien gilt, denn für die Grammatik ist es ohne Belang, die Belege für eine sprachliche Erscheinung zu häufen. Nehmen wir an, es werde ein Neudruck aller delphischen Inschriften veranstaltet: es wird ein recht dickes Buch werden, aber lehren wird es wenig mehr als die Cauersche Auswahl mit seinen Anmerkungen, die einzelne Belege nachbringen. Zu wenig aber giebt eine solche Sammlung, wenn sie etwa das sehr erstrebenswerte Ziel im Auge hat, durch eine vollständige Statistik das Absterben der volkstümlichen Mundarten zu illustrieren. Denn dann dürfen die gleichzeitigen Texte, denen mundartliche Formen fehlen, nimmermehr ausgeschlossen bleiben. Es scheint, dafs in Betreff der Entwicklung der Sprache selbst in den großen Zügen, die man zunächst nur erkennen kann, das Problem noch häufig falsch gestellt wird; es ist hier vielfache Arbeit sehr am Platze, die nur Wortgebrauch und Syntax mehr als das lediglich Formale ins Auge fassen muß. Für die Litteratur ist die Uniformierung der Sprache in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts entschieden. Athen hat gesiegt. Damit ist der Schriftgebrauch der Gebildeten eigentlich auch gegeben. Belehrend sind da die Kanzleien der Könige. Seit Philippos¹⁾ und Alexandros schreiben sie attisch; epigraphische Belege sind ausreichend vorhanden. Im Reiche Alexanders ist die Sprache des Demosthenes die offizielle. Die griechischen Kleinstaaten sträuben sich eine

¹⁾ Philippos Vorgänger haben ohne Zweifel ionisch geschrieben, wie ja das Ionische die Vorgängerin der attischen Universalsprache in der Litteratur ist.

Weile noch, aber die Zeit zwingt den Partikularismus. Im dritten Jahrhundert sehen wir wenigstens mehrere Staatenbünde, z. B. Arkader und Achäer in ihren Dokumenten attisch schreiben. Im internen Verkehr ist das anders; aber auch da wird in Wahrheit den attischen Formeln und Wörtern nur das cantonale Röcklein angezogen. Die Psephismen, ja selbst die Baukontrakte sind eigentlich aus dem Attischen übersetzt: sie sind auch formell nur überprägtes Attisch. Das ist in den Gegenden, die einmal unter attischer Suprematie gestanden haben, schon im vierten Jahrhundert so, also namentlich bei Äolern und Ioniern. Mit dem Eintritt der faktischen Römerherrschaft sind überall, selbst in Rhodos und Delphi, die Inschriften nur noch in einzelnen Vokabeln und bestimmten Lauterscheinungen national¹⁾; daneben herrscht ein verwaorlostes Patois, das der politischen Verwaorlosung bei Böotern und Kretern völlig entspricht. Wer gebildet ist, redet und schreibt attisch, wer es sein will, versucht so zu schreiben. Nichts ist dafür bekehrender als die Kanzlei des römischen Senates, deren Griechisch, wie das der königlichen Kanzleien, eine Untersuchung erheischt und lohnen wird. Dafs gerade aus den Jahren, die der flamininischen Freiheit folgen, besonders viele epichorische Dokumente erhalten sind, hängt mit eben dieser ephemeren Freiheit zusammen, welche die perfide Römerpolitik den interessanten Volkstämmen der Amphiktyonie zum Danaergeschenk gab. Aber viel später erst fallen die Archaisierungsversuche, darunter der merkwürdige lakonische, wo die Nachkommen der Periöken und Heloten die Sprache Lykurgs rekonstruieren wollten, aber dabei auf eine Spielart jenes barbarischen Patois gerieten, die sich genau zu der Sprache Alkmans verhält, wie die Eurykles und Genossen zu den Eroberern Messeniens. Cauer ist mit der Berücksichtigung solcher archaisischen Sprachproben sparsam gewesen; für den Zweck seines Buches hätte er es noch mehr sein und z. B. auf das unechte Äolisch vielleicht ganz verzichten dürfen. Dies gehört als bezeichnendes Symptom unter die sehr merkwürdigen Spracherscheinungen, in welchen das Absterben der griechischen Sprache während der Kaiserzeit sich widerspiegelt. Auch dieses ist nur aus den Steinen zu lernen; selbst die christliche Litteratur giebt nur für den Orient reichliches Ergänzungsmaterial. Nur die Steine lehren die fortschreitende Romanisierung z. B. in den Donauländern und Sicilien kennen; auch hier ist unendlich viel zu thun, und um so mehr, als die großen Inschriftsammlungen leider die Sprachen trennen, so dafs nicht nur das Gleichartige von einander gerissen wird, sondern auch z. B. die römischen Sprachinseln in griechischem

¹⁾ Man sehe das Dorisch des Archimedes, es ist von seinem Attisch nur in ein paar lautlichen Erscheinungen verschieden. Dafs er attisch denkt, ist begreiflich; das dorisch Schreiben ist eine Marotte, für die mir die Erklärung fehlt: die Kultur Siciliens zu kennen, fehlen eben die Mittel.

Gebiete, wie in Asien, Alexandria, Troas u. a. gar nicht zur Anschauung kommen.

Ich habe weite Felder bezeichnet, auf denen der sprachlichen Ausbeutung des epigraphischen Materiales reichlichste Fülle von Aufgaben gestellt ist, weil auf dem engen Gebiete der Dialektologie eine Überproduktion eingetreten ist, und hier und da wertvolle Arbeitskraft verloren geht, gleich als ob schon jeder Schacht angebrochen wäre. Das Bedürfnis jedoch, das Cauer befriedigen will, ist ein dauerndes; ihm genügt eine Auswahl am besten, und nur die Vervollkommnung dieser Auswahl nach jeder Richtung ist zu erstreben. Ich denke bei dem, was ich nun sagen werde, an die dritte Auflage.

Die Auswahl des Stoffes ist das Wichtigste; es liegt aber in der Natur der Sache, daß hierin das Urteil schwanken muß. Im allgemeinen muß anerkannt werden, daß C. nicht bloß überlegt gewählt hat, sondern seine Wahl Billigung verdient. Ich würde empfehlen z. B. statt einer geringen byzantinischen Inschrift (111) den weitaus besseren chaledonischen die Vertretung der megarischen Kolonien des Ostens anzuvertrauen, namentlich aber eine stärkere Heranziehung von ionischem und süddorischem Materiale anraten. Unter den Inschriften, die Newton in Knidos gefunden hat, sind recht interessante: *ποῖσαι* z. B. verbindet Knidos sehr bezeichnender Weise mit Rhodos und Argos. Die ionischen Steine stehen freilich der Schriftsprache sehr nahe, dafür ist aber dieser Dialekt auch historisch der wichtigste. Wie man ihn in Zeleia sprach, ist eben so wichtig wie Mylasa, und Halikarnass hat noch mehr gute Steine als 491; daß auf Euboia *κίττός* gesprochen wird, ist von großer Bedeutung; daß Rhégion nach der bekannten Katastrophe am Anfang des dritten Jahrhunderts dem sicilischen Dorismus verfiel, den die charakteristischen Infinitivendungen wie *δόμειν* mit der asiatischen Hexapolis verbinden, ist so merkwürdig, daß die Bronze (Bull. dell' istit. 1878) wohl einen Platz verdient. Solche Wünsche hätte ich wohl noch viele: C. mag doch auch damit rechnen, daß IGA nun einmal da ist, die jüngeren Inschriften aber dadurch, daß er sie aufnimmt, sehr viel zugänglicher gemacht werden. Die merkwürdigen kyrenäischen Namenlisten des dritten Jahrhunderts¹⁾ habe ich z. B. erst durch ihn kennen gelernt. Unvermeidlich ist es, daß von IGA sehr viel aufgenommen werden muß; gewiß ist C. mit Überlegung verfahren, hier aber kann ich nicht umhin auszusprechen, daß ich ihn schon den Steinen gegenüber wählerischer gewünscht hätte: z. B. Sikyon könnte ganz gut

¹⁾ Es ist eine seltsame Übereilung, daß Cauer (zu 151) an dem Alter der Inschrift zweifelt, weil neben den altkyrenäischen Namen *Παραιβάτης*, *Αγνίκερις*, *Καλλιμαχος* ein *Χριστώνυμος* steht; wenn er dastände, so hätte er mit Christus nichts zu thun. Die Onomatologie unseres Kalenders allein könnte davor bewahren. Natürlich hat der Mann Aristonymos geheissen. Es ist noch vieles leicht zu bessern.

fehlen, wie Phlius fehlt; über die Form des Ortsnamens genügt eine Note zu 12¹⁾. Vor allem aber halte ich seine Gläubigkeit gegenüber Röhl's Lesungen und Ergänzungen für eine Kalamität. Ich will zugeben, daß ein Sammler der ältesten Inschriften durch die Verpflichtung, Rätsel zu lösen, zu Abenteuerlichkeiten verführt werden muß. Aber Röhl ist darin nur allzusehr in Böckhs Fußstapfen getreten: er hätte wahrlich gut gethan, an Gottfried Hermanns Rezension zu denken. Wenn eine Vaseninschrift nur in einer Abschrift vorliegt, die sie zu Krähenfüßen verunstaltet (276), so soll man es Comparetti überlassen, sich einen Vers daraus zu machen. Lesungen wie die der syrakusanischen Tempelinschrift (94) oder der von Gythion (13), der von Thera (146, 6), sind deshalb falsch, weil sie Unsinn ergeben. Was soll man dazu sagen, wenn ein Ionier des sechsten Jahrhunderts nach dem Apollon Karneios benannt wird (555)? Zumal wenn Hesych zu Hilfe gerufen wird, pflegen die inschriftlichen Konjekturen nicht besser zu sein als die in den Dichtern sind, die derselben Quelle entstammen. Und alle diese — gelinde gesagt — unmöglichen Lesungen hat C. aufgenommen. Daraus folgt zweierlei, erstens daß es gefährlich ist, wenn derartiges im Corpus steht: die Flagge täuscht zu leicht über den Wert der Waare; zweitens daß Cauer eine starke Epuration vornehmen muß, denn gesetzt auch die Röhl'schen Lesungen wären nur von zweifelhafter Richtigkeit, so würden sie sich schon für seinen Delectus nicht eignen, der dem Leser keine Möglichkeit der Kontrolle geben kann.

Damit haben wir schon einen zweiten Hauptpunkt berührt, die Textgestaltung. Cauer hat die vorliegenden kritischen Leistungen im wesentlichen zu Rate gezogen und eine vorsichtige Auswahl getroffen. Selten fehlt etwas, was für die Recensio von Belang wäre, wie der von Röhl (Philol. 40) benutzte Abklatsch von 491; daß für die Emendation einzelnes übersehen ist, ist gewiß verzeihlich²⁾. Aber eigene Verbesserungsversuche hat Cauer wenig gemacht und somit nicht mehr geleistet als für seinen nächsten Zweck gefordert werden mußte.

Ganz besondere Schwierigkeit macht es, die Texte umzuschreiben und mit den herkömmlichen prosodischen Zeichen zu versehen. Etwas ganz Befriedigendes ist hier nicht möglich; was C. durchgeführt hat, beruht gewiß auf sorgfältiger Erwägung, ich kann es aber nur zum Teil gut heißen. Das thue ich in Betreff der Accentuation. C. bedient sich der durch die antike παρά-

¹⁾ Was soll der Vers des Herrn Lenormant 101?

²⁾ 367 hat C. in einer tanagräischen Inschrift wohl nicht mit Absicht etwas Unverständliches erhalten, obwohl Blafs durch andere Worttrennung das Richtige gefunden hatte *Ἀθανίχαι Λιμνῶ* (d. i. Diminutiv von *Λιμνήσην*) *Ἀριάμει Εἰλειθυίῃ*. Daß Blafs Recht hat, bestätigt der derselben Göttin ebenda von *Ἀντικρατεῖς Ἀρχαίου*, *Μίτα* gesetzte Stein. Beide Eltern weihen Eileithya etwas, zum Dank für ihre Hilfe.

δοσις geläufigen überall, wo nicht diese *παράδοσις* selbst abweichende Regeln giebt¹⁾. Dies gilt vom Äolischen, wo die *βαρυτόνησις* allgemein gefordert wird, also auch von uns durchgeführt werden kann, und vom Dorischen, wo eine Anzahl Spezialregeln überliefert sind, die eine Generalisierung nicht vertragen; dazu kommt, daß der Begriff dorisch selbst kein fester ist. Was C. über die antiken Regeln in der Praefatio bemerkt, ist meines Erachtens treffend. In die Praxis können wir sie nicht wohl anders übersetzen, als er es thut: nur sollen wir nicht vergessen, daß für Texte mit gemischten Formen mindestens auch eine gemischte Betonung anzunehmen ist, und daß wir z. B. Arkadisch und Eleisch nur deshalb wie Attisch betonen, weil wir gar nichts von der faktischen Betonung dieser Mundarten wissen.

Die ionische Schrift hat den Buchstaben Heta²⁾ ganz aufgegeben, so daß derselbe auch in den Mundarten, die den Laut noch hatten, nach der Annahme der ionischen Schrift unbezeichnet blieb. In Asien hatten eben Äoler und Ionier den Laut ganz verloren. In diesen beiden Sprachen bezeichnet also eine Umschrift, welche sich des Spiritus asper bedient, etwas weder in der Sprache noch in der Schrift Vorhandenes, während sie in den meisten andern Dialekten die unvollständige Schrift ergänzt. C. wendet für das äolische die *ψιλωσις* an, im Ionischen setzt er den Spiritus asper in Klammern. Dafür hat er an der *παράδοσις* einen Anhalt, welche nur für die Äoler die *ψιλωσις* durchführt. Allein die Verkehrtheiten der *παράδοσις* gerade im Ionischen sind so groß, daß selbst Herodot über kurz oder lang von ihnen befreit werden wird. Es ist schwerlich angezeigt, dieselbe auf den Steinen gleich bezeichnete sprachliche Erscheinung in der Umschrift verschieden zu behandeln. Nun ist aber richtig, daß das Verständnis durch die Setzung des Lenis oft sehr erschwert wird, z. B. wo der Artikel mit anlautendem Vokale verschmilzt. Doch es bleibt ein Ausweg, den die Minuskelpublikation der Griechen längst eingeschlagen hat, den auch Cauer einmal (109) hat einschlagen müssen: man setze ein Heta, wo eins auf dem Steine steht, *ἡαγηήιστρατος, ποιοήδια, φηκαδάμοε*; dann kann man getrost Lenis und Asper nach der Etymologie oder *παράδοσις* zufügen: das ist damit auf eine Linie mit den Accenten gerückt.

¹⁾ Fehler finden sich, meist im Anschluß an die Vorgänger, z. B. 343, 2 *Νοτήμα* muß Proparoxytonon sein: die Frau hieß *Νόημα* neutral. 80 *Ἀέδον* muß *Ἄέδον* sein, *Ἄδων* ist Pferdename. 151, 45 *Φρασσάμενος*, nicht *Φρασσάμενος*, 203 *Τρίχα*, nicht *Τριχᾶ* vgl. *Ἀχας*. 396 *ἀνέδεικνεν*, 395 *ἔδουκαεν*: denn die Schreibung der letzten Sylbe soll nur Trübung des Vokals sein. Also auch *ἐνεφάνισσεν*. 427, 9 *αἰμισίων*, nicht das attische *ἡμισίων*. 482 *Ἀεονύδος*, nicht *Ἀεονύδος*, und andere Kleinigkeiten.

²⁾ Daß die Griechen so das Cheth genannt haben, ist an sich selbstverständlich, übrigens auch den alten Grammatikern bekannt. Wir brauchen den Namen: Spiritus asper ist doch gar zu absurd.

In den Texten der Schriftsteller folgen wir der byzantinischen Mode, das „stumme“ Iota zu subskribieren, es sei denn, daß es auf *v* folgt, obgleich gerade *ὄς πεποηκῶα* viel früher zu belegen ist, als *δῆμω* oder *τιμῆ*. In Wahrheit besaß die griechische Sprache Diphthonge mit langem *a e o u* und *i* gerade so gut wie mit kurzem. In diesen schwand das *i* nach *u* (*ü*) zuerst, dann nach *a* und *o*; um Christi Geburt ist das längst vollzogen; *ēi* ist aber eigentlich nie zu *ē* geworden. Vielmehr sehen wir zuerst *ēi* und *ēi* zu *ei* sich vereinigen, dann *ei* bald wie *ē* bald wie *i* klingen, und in diesem Falle gravitiert ein ehemaliges *ēi* allerdings nach *ē*: *τιμῆ* wird erst zu *τιμεῖ*, dann zu *τιμῆ* wie *Ὀδύσσεια* zu *Ὀδύσσα*, aber noch lange nicht zu *τιμῆ*, obwohl es *Ὀδύσσα* giebt. Die Subskription hat also für die Zeit, welche C. allein angeht, keine Ratio. Er hat sich ihrer bedient, um *āi*, *ōi* von *āi*, *ōi* zu scheiden; allein er weiß selbst sehr gut, daß damit eine Entscheidung getroffen wird, die wir oft gar nicht sicher treffen können. Man sehe, was er im ähnlichen Falle sehr richtig über das Altböotische bemerkt (S. 191). Vollends die Unterscheidung von *ε* und *ει* bringt in die Schrift eine Differenz, die häufig sogar der Aussprache fremd war. Und schließlich ist C. selbst einzeln gezwungen gewesen, seiner Praxis untreu zu werden (427, 4). Wie viel einfacher ist es, das Iota da stehen zu lassen, wo es steht. Was auf dem Originale steht, das bildet den Wortkörper, was prosodisches Zeichen in der Umschrift ist, ist Zuthat des Herausgebers. Sollte diese Praxis sich nicht empfehlen, zumal für das Publikum, dem der Delectus zunächst bestimmt ist?

Ganz besonders schwierig ist die Wiedergabe von *o* und *ε* in den Mundarten, welche damit nicht bloß die beiden Vokale ohne Unterschied der Quantität, sondern auch den hybriden Diphthong bezeichnen, welchen Ionier und Korinther auch in der Schrift unterscheiden. Allerdings ist das keine sehr weitgreifende Schwierigkeit. Das Äolische kennt diese hybriden Laute nicht, denn *φίλεισι* aus *φίλεντι* enthält wirkliches *ει*: das zeigen *γέλαισι*, *τύπτοισι*. Eleisch, Altlakonisch, Kretisch, Altböotisch, Altthessalisch kennen diese Laute ebensowenig; die böotische Aussprache *ei* für *ē* hat allgemeinere Geltung und andere Ursachen. Lokrisch, Korinthisch, Ionisch unterscheiden in der Schrift. Für andere Mundarten fehlen alte Texte. Also ist eigentlich nur für die Masse der dorischen Steine ein Zweifel möglich, und da ist der Prozess offenbar der, daß die hybriden Laute immer mehr Terrain gewinnen. Wie soll man sich helfen? C. läßt *o* und *ε* stehen, wo er die langen Vokale annimmt; sonst setzt er ein *v* und *ι* zu, so daß jedenfalls eine Täuschung des Lesers ausgeschlossen ist. In wie weit er mit der grammatischen Theorie recht hat, will ich nicht untersuchen; ich bin geneigt, den ungebrochenen Vokal, lang oder kurz, sehr viel weiter gelten zu lassen. Eigentlich waren die Dorer mit ihrem *o* ganz gut daran: sie wußten oft selber nicht, ob sie statt

des ursprünglichen *λύκος*, das z. B. die Gründer von Kos und Rhodos aus der Heimat noch mitgenommen hatten, *λύκος*, *λύκος*, *λύκος* oder *λύκοῦς* sprachen. Gerade die Kürze und die Länge hat notorisch neben einander bestanden. Über das Grammatische kommt man somit sehr viel leichter weg als über die praktische Frage der Umschrift. Da aber bedenke man: die Laute *ē* und *ō* sind in sehr vielen Fällen ganz unzweifelhaft, wo C. sie doch nicht bezeichnet. Wäre es nicht geraten, die mehr oder minder zweifelhaften *ε* und *ο* auch nicht zu bezeichnen? Man würde damit wieder das erreichen, genau so viel zu geben, wie auf dem Steine steht. Über die lautliche Geltung der Zeichen könnte eine Vorbemerkung vor jedem Dialekte ausreichend orientieren.

Die Gruppierung der Inschriften und der Dialekte ist mehr als eine praktische Frage. Für die großen Corpora ist mit Recht die geographische Anordnung allein maßgebend, und die IGA haben dieselbe zu großem Schaden der Sache verlassen. CIA enthält die nicht in Attika gefundenen attischen Inschriften nicht, weil der Fundort leitendes Prinzip ist, dagegen die nicht attischen in Athen gefundenen. IGA verteilt die Inschriften gleichen Fundortes je nachdem der Herausgeber aus paläographischen oder dialektischen oder historischen Gründen ihre Herkunft vermutet. Was erreicht er damit? Dafs man diese besagten Gründe im Kopfe haben muß, um z. B. die olympischen Funde sich bald hier, bald da suchen zu können, und dafs anstatt die ungeordnete Masse der Steine zu fixieren, jetzt der Inschriftenhimmel seine Planeten erhält, wie z. B. die Xuthiasinschrift von Tegea (10). Bald werden auch an diesem Himmel die Planetenentdeckungen gemein werden, sobald man nämlich das Dogma fallen läßt, dafs Schrift und Dialekt sich notwendig decken müssen, wie z. B. die Bronze des Xuthias arkadische Schrift zeigt, weil ein Tegeatischer Priester sie geschrieben hat, aber fremden, nur nicht lakonischen, Dialekt, weil Xuthias den Depositenschein konzipiert hat¹⁾. Dem gegenüber kann für ein Buch wie den *Delectus* nichts in Betracht kommen als die sprachliche Verwandtschaft. Mit Recht hat C. Thessalisch und Lesbisch, Arkadisch und Kyprisch je zu einem Buche vereinigt, die Kolonien von Korinth und Megara zu ihren Mutterstädten gestellt. Aber er ist nicht konsequent gewesen; die Kolonien von Argos und Sparta stehen für sich allein, und sein drittes Buch vereinigt so Disparates wie Eleisch und Böotisch. Zum Teil liegt das daran, dafs wir aus einzelnen Landschaften, z. B. Messene, zwar merkwürdige Dokumente haben, die aber nur sehr bedingt den originalen Dialekt wiedergeben. Da ist die Einordnung ganz problematisch; man vergleiche namentlich Kap. XIX,

¹⁾ Nur ein Achäer kann Xuthias nicht wohl gewesen sein, wie Fick will: sein Vater heißt Philachaios; es sei denn, der Begriff Achäer wäre nichts als ein idealer gewesen, was freilich ganz glaublich ist. Der Dialekt läßt aber sehr viele Möglichkeiten zu.

die südthessalischen Steine, über die C. sehr triftige Einwendungen gegen die Theorie macht, der zufolge er sie doch eingeordnet hat. Bei anderem, wie Buch II, sind aber geographische Gesichtspunkte maßgebend gewesen, die ich nicht zu würdigen weifs. Die Anordnung soll und kann dort den Stammbaum der Mundarten geben: ich erlaube mir in historischer Darstellung das zu sagen, was meines Erachtens die Steine oder auch die Sagen lehren (denn ich habe auch mit Sage und Historie gerechnet), und was also die Ordnung illustrieren soll. Die Cauerschen Kapitel ordne ich mit ihren lateinischen Ziffern ein.

Die älteste kenntliche Zeit zeigt uns in Griechenland Griechen verschiedenen Stammes wohnend und andere Griechenstämme einwandernd. Die für uns in dieser ersten kenntlichen Periode neben einander erscheinenden Stämme werden auch wohl allmählich neben und über einander gerückt sein, allein das ist nicht mehr oder noch nicht zu unterscheiden. Der Stofs der Nachrückenden kam von Norden; zuerst kamen die nahverwandten Thessaler und Böoter und besetzten die nach ihnen benannten Gebiete. Dort und weit über diese Lande hinaus bis an das Ionische Meer safs das Volk, das nachher in seinen neuen, nach ihm benannten Wohnsitzen *Aiolais* genannt wird, d. h., „die Bunten“, wahrscheinlich als Mischvolk so benannt. Ältere Namen von einzelnen Gruppen sind: Magnetes, Phthioten, Hellenen in Thessalien, Kadmeer, Minyer, Graer¹⁾ in Böotien. In dieser Landschaft ist die Sprache fast spurlos in die der Einwohner aufgegangen. Anders war es in Thessalien, wo die alten Einwohner als Hörige sitzen blieben: hier haben schliesslich die eindringenden Herren, die Thessaler, ihrer Knechte Idiom angenommen; daher für uns die äolische Sprache durch Lesbisch (XXI) und Thessalisch (XX) vertreten ist.

In Attika, Euboia, auf den Kykladen, im Peloponnes safs in unzählige kleine Herrschaften und Landschaften gespalten ein anderes gleichfalls eines Kollektivnamens entbehrendes Volk, die älteste kenntliche Bevölkerung Griechenlands: sie stehen den Einwanderern noch ferner als die Äoler. Sie weichen aus dem Peloponnes allmählich ganz und gar vor den über die Rhia eindringenden Fremdländern (Dorern und Eleern), und auch in den Küstenstrichen des Peloponnes, wo sie sich am längsten als Unterworfenene hielten, wie Kynuria, Troizen, Sikyon, ist ihre Sprache verkommen. Nur im Innern, in den arkadischen Bergen und auf der Hochebene von Tegea, blieben sie in ihrer Eigenart, wenn auch allmählich wie dem Meere so der Kultur entfremdet; da hielt sich das Arkadische (XXII), das sich am Rande der hellenischen Welt, auf Kypros, eine andere Fortexistenz erwarb (XXIII). Aber diese Mundarten, früh gelöst von ihren Schwestern, erscheinen

¹⁾ Kydathen 151.

für uns im Verfall. Rein und in jeder Beziehung als die vollkommenste griechische Rede tönt das Attische¹⁾, dem die Sprache Euboias und der Kykladen am nächsten steht (XXVI, XXV); doch lag Euböia den Einflüssen Böotiens, also einst äolischen²⁾ ausgesetzt, und die Inseln wurden zum Teil eine Etappe für die Auswanderer; später strömten dieselben gar auf sie zurück, als sich der Strom in Asien staute³⁾. Dort verschmolzen die mannigfaltigen Völkerbrocken, welche die dorische Wanderung hinüberwarf, zu einer neuen Einheit, deren Unterschiede, so fühlbar sie sind, doch vor dem Gemeinsamen verschwinden, und diese Einheit borgte den Namen, Javoner, aus der Sprache der barbarischen, wahrscheinlich aber gar nicht so gewaltig stammfremden, jedenfalls indogermanischen Bevölkerung, die sie teils zurückdrängten, teils sich amalgamierten. Nach diesem grössten Zweige nennen wir den ganzen Sprachstamm ionisch. Die eigentlichen Ionier aber, die asiatischen, haben nach Norden in äolisches, nach Süden in dorisches Gebiet übergegriffen und Kolonien nach allen Meeren gesandt, sie haben, als ihre Sprache noch minder zerrüttet war, als oder der Heimat, dem Attischen und Nesiotischen, näher stand, das Epos (in Nordionien), im sechsten Jahrhundert, als die Sprache schon sehr zersetzt war, die Prosa (in Milet) geschaffen (XXIV); während der Macht Athens zurückgedrängt, haben sie endlich in Alexanders Weltreich ganz besonders auf die Bildung der orientalischen Vulgärsprache Einfluss gehabt.

Das asiatische Ionisch ist, wie das Volkstum der Ionier, keine reine Sprache. Ein Ingrediens kennen wir in der Reinheit, die Sprachen von Athen, Chalkis, Thasos; Äolismen sind wenigstens im Norden vorhanden und erklärlich, aber es bleibt ein Rest. Es safsen in Hellas ja auch andere Volksstämme, als die Herakliden kamen, und deren zersprengte Reste finden wir an vielen Ecken auch in der neuen Zeit. Da sitzen um Oeta und Parnafs Aenianer, Doloper, Oetäer, Phoker, Lokrer, am Ionischen Meere Akarnanen, Thesproter, Molosser; auch die Stämme, welche den alten Ätolernamen wieder aufgreifen, gehören wohl zum Teil hierher. Auf den ionischen Inseln und um den korinthischen Golf finden wir Achäer, die es einst auch in Sparta gab; Dryoper oder Minyer giebt

¹⁾ Dafs C. das Attische ausgeschlossen hat, ist von ihm gerechtfertigt.

²⁾ Aufser Kyme zeigen das die magnetischen Dryoper von Karystos (Antigonos 135). Über die relativen Volksnamen Pelasger und Dryoper Kydathen 145. Ich könnte das aber viel weiter ausführen.

³⁾ Dafür ist durch die neuerdings entdeckten alten Steine von Amorgos Merkwürdiges bekannt geworden. Denn 512, 513 durfte Cauer nicht zu den milesischen Inschriften stellen; die Schrift, gemischt wie auf dem Stein des Mikkiades, weist sie den Inselgriechen zu: und auch das Alter, durch ein gebrochenes Iota bezeichnet, weist über die Zeit der samischen Kolonie hinaus, die um 650 gesetzt wird; milesisch sind erst 511, 514, 515. — C. wird übrigens gut thun, für das Nesiotische die Vaseninschriften heranzuziehen. Z. B. die Würzburger Phineusschale stammt aus einer Gegend, welche das e in der von Dittenberger erkannten Weise differenzierte.

es in Hermione, beiden Asine, Triphylien. Die Sprachen sind teils gar nicht, teils erst aus späterer Zeit bekannt, haben sich auch zum Teil in der Vereinzelung sonderbar entwickelt. Aber sie erscheinen unter sich nahe verwandt, dem dorischen Kollektivbegriff näher stehend als dem ionischen und äolischen, dennoch sind sie nicht dorisch. Der dorische Adel annektierte die Götter und Heroen der Achäer, ja wollte zuweilen selbst achäisch sein. In Achaia wollten die Ionier gesessen haben, und das Epos verwendet den Achäernamen als kollektiven. Die achäische Demeter ist bei den vorböotischen, also äolischen, Kadmeern und Graern Stammgottheit. Wahrscheinlich heißt ἀχαιός adlich. So scheinen alle Hellenen an dem Namen zu participieren, den doch nur ein historischer Stamm trägt. Die Sprache zeigt aber, dafs mit diesem Stamme sehr viele jetzt Zersplitterte verwandt sind. Die Sprache zeigt eine verlorne Einheit, welche Tradition und Sage postulieren. Die Achäer sind ein Kollektivbegriff für die Volksstämme, die vor den Dorern unter Ioniern und Äolern sassen, den Dorern verwandt. Die Sprache löst das Rätsel, welches der Achäername in der homerischen Sage und in der Historie aufgibt. Wenn wir erst die Sage besser zu benutzen gelernt haben werden, wird uns die achäische Einwanderung als die Vorläuferin der heraklidischen erscheinen. Schon jetzt ist dies Kollektivum den drei anderen, äolisch, ionisch, dorisch zuzufügen: man sehe sich nur die Sprachen an, die C. X 2 XI—XIV XVI XVIII, wie sie jetzt vorliegen auch II XIX und zum Teil III 2 vereinigt.

Von den Einwanderern verloren die Thessaler fast ganz ihre Mundart durch ihre äolischen Penesten; dagegen blieben ihre Brüder, die Böoter (XVII), für sich, und nur die lautliche Zersetzung legt von der Mischung mit achäischen und äolischen Elementen Zeugnis ab. Eben so bleibt das Eleische eine Sprachinsel (XV); möglich dafs es der verschollenen Mundart der Eurytanen, Ophioneer und ähnlicher Barbaren verwandt war, die in dem Jungäolischen untergegangen sind. Die Eleer, diese Umbrer Griechenlands, haben infolge ihrer religiösen Bedeutung früh zwar viel geschrieben; aber nie entwand sich ihre Mundart der formlosen Rohheit, ebensowenig wie die des dorischen Stammes, der Kreta besetzte (VI). Die Einwanderer waren eben noch vollkommene Barbaren; Achäer und Ionier mußten sie erst allmählich zu Menschen machen. So hoben sich vor allem die Spartaner in Staat und Sitte zu herber, strenger, charakteristischer Schöne, die auch ihre Sprache gezeitigt hat, ehe alles sich zur Manier verhärtete; wenigstens einen Nachklang der alten Gröfse zeigen die Texte, sowohl die des Mutterlandes (I 1) als auch die der Kolonien (I 2, VII); nur die nach Pamphylien versprengten Splitter, die zudem nur der gemischten Phyle angehört haben werden, deren Namen sie tragen, versanken in ihrer Vereinzelung in Barbarei. Ebenbürtig den Spartiaten ist Argos, nicht sowohl im Mutterlande (III 1), wo

viel Formlosigkeit bleibt, als in den Kolonien, welche Ioniens Nachbarschaft mit Kulturelementen versieht (III 2 zum Teil, 3, VIII, IX). Aber bis auf die Höhe, welche sonst nur Ionier und Äoler erreicht haben, bis zu einer nationalen Litteratur, bringen es lediglich die von Süden nach Norden, also zeitlich am spätesten, vorgeschobenen Korinther und Megarer mit ihren Pflanzstädten (IV 1, 2, V). Bei ihnen ist ionischer Einfluss unverkennbar; sie selbst wirken tief auf achäische Stämme. Endlich waren eine Anzahl dorischer Familien am Parnassos sitzen geblieben, weil sie der Reichtum und der Einfluss des alt-achäischen Apollobeligtumes von Delphi fesselte. Sie hielten zäh an ihrem Volkstum, das sie sogar mit Kreta verbanden, und das ihrem Gotte die geistige Herrschaft über Sparta garantierte. So hielten sie bis in das fünfte Jahrhundert hinein Reste ihrer Mundart fest (X 1), die sie dann doch an die umwohnenden Achäer (Phoker) verloren, während sie diese politisch vernichteten, bis die sich vor unsern Augen erst bildende ätolische Nationalität und Sprache mit dem größten Teile Nordgriechenlands auch Delphi verschlingt. Dafs höher im Norden Völker sassen, die einerseits den Dorern, ihren einstigen Nachbarn, andererseits den Italikern verwandt waren, jene Völker, die wir in die Makedonen aufgehen sehen, erschliessen wir sicher aus historischen Angaben: originale Urkunden fehlen.

Die Anordnung der einzelnen Steine innerhalb der Dialekte wird im allgemeinen chronologisch sein müssen; aber es kommt darauf wenig an. Die Anmerkungen können in einem Buche, das nur sprachlichen Zwecken dient, das Sachliche nicht erschöpfen; sie mögen sich darauf beschränken den Zeitansatz zu motivieren. Denn das dürfte eine Verbesserung sein, die C. notwendig vornehmen muss, dafs er vor und hinter den Abdruck des Textes in fester Reihenfolge und festen terminis das Unerläßliche angiebt, vorher Fundort, resp. Herkunft und Material der Urkunde (wobei freilich gleichgültig ist, ob Kalkstein oder Tuff, blauer oder weifser Marmor), dann den Text, dann Zeit und Schriftart, dann Litteraturangaben, ganz kurz, dann Varianten, dann etwaige Bemerkungen. Wenn er sein Buch durchsehen wird, wird er eben so viel Überflüssiges wie Fehlendes finden. Das sind ja Kleinigkeiten, aber sie machen in der Gesamtheit ein Buch brauchbar. Die Sicherheit in diesen Kleinigkeiten macht jede Bekkersche Ausgabe zu einer wissenschaftlichen. C. wird auch in dieser Hinsicht an der eben erscheinenden Dittenberger'schen Sylloge lernen können und ohne Zweifel gerne lernen mögen.

Mit etwas ganz Kleinem zu schliessen: in einem grammatischen Buche stören Fehler wie *litera* und *seculum* doppelt. Ich hoffe, wer Einsicht und guten Willen hat, wird nicht verkennen, dafs es eine Anerkennung ist, wenn ich den *Delectus* für verbesserungsbedürftig, aber auch für verbesserungswürdig halte. — Diese Rezension habe ich gelassen, wie sie Ende Oktober niedergeschrieben war.

Göttingen.

U. v. Wilamowitz-Moellendorff.

Ernst Bachof, Griechisches Elementarbuch. I. Teil. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1883. VIII und 232 S. 2,40 M.

Das vorliegende Elementarbuch, für den griechischen Anfangsunterricht, also für III B, bestimmt, will „den Schüler durch einen seinem Alter und seinen Kenntnissen angemessenen Übungsstoff sachlich und sprachlich besser auf die Schriftsteller-Lektüre vorbereiten, als dies durch die meist nur mit Rücksicht auf bestimmte Formen ausgewählten, vielfach inhaltslosen oder auch ganz unverständlichen Einzelsätze mannigfachsten Inhaltes zu geschehen pflegt.“ Der Schüler soll dabei Gelegenheit erhalten, sein auf anderen Gebieten bereits erworbenes Wissen zu verwerten. Zu diesem Behufe macht ein im Text beigefügtes *L* wiederholt auf die Übereinstimmung mit der bereits früher angeeigneten lateinischen Syntax aufmerksam; sodann werden allmählich auch andere wichtige Regeln mitgeteilt und wiederholt angewandt, deren Unkenntnis die Lektüre der Anabasis so sehr erschwert. Diese Regeln, 37 an der Zahl, sind auf S. 128—136 besonders zusammengestellt; sie beziehen sich auf den Gebrauch der Präpositionen, Partikeln, Pronomina, Partizipia, Kasus, Tempora, Modi, Negationen, die Bedingungs-, Aussage- und Folgesätze. Die Fassung dieser Regeln ist präzise und leicht verständlich, zum Teil durch kurze Beispiele unterstützt, etwa in der Weise, wie sie v. Bamberg jetzt einigen seiner deutsch-griechischen Übungsstücke angefügt, und der Unterzeichnete in seiner Besprechung derselben (in dieser Zeitschrift 1882 S. 232, sowie in N. Jahrb. f. Pädag. 1883 S. 9) beurteilt und ergänzt hat. Es hätte sich wohl empfohlen, daß Verf. diese Regeln in systematischer Anordnung oder nach ihrer Zusammengehörigkeit aufzählte, statt in der Reihenfolge, wie sie je bei der ersten Anwendung citiert werden. Da die Citate numeriert sind und häufig wiederkehren, so wäre für den Gebrauch eine Schwierigkeit nicht zu besorgen gewesen.

Die reichhaltigen, für mehr als 1 Jahr Stoff bietenden griechischen Lesestücke und die jedesmal zugehörigen deutschen Übungsstücke schließen sich mit allmählich steigender Schwierigkeit an die einzelnen Kapitel der Formenlehre bis einschließlic der Verba auf μ an. Letztere im Abschnitt XV sowie Abschnitt XVI sollen der Anabasis vorarbeiten, können aber in III B auch unberücksichtigt bleiben. Nur die Anfangssätze zur I. und II. Deklination bieten nach der Natur derselben keinen zusammenhängenden Stoff; die übrigen Übungsstücke sind zusammenhängend und meist dem Gebiete der griechischen Mythologie und Geschichte entnommen, natürlich mit Rücksicht auf die zu üben oder bereits erklärbaren Formen mehr oder weniger stark umgearbeitet. Um frühzeitig dabei Verbalformen zu verwenden, sind für die Stücke 1—16 Formen des Präsens, 17—30 des Futurums, von da ab des Aoristus Akt. und Med. und bis zum Abschnitt VIII nur das syllabische Augment

gebraucht. Von da an beginnt die systematische Einübung des Verbuns.

Soweit es die griechischen Stücke und die Anordnung des Buches anbetrifft, kann man das Verfahren des Verfassers nur als praktisch und zweckmäfsig billigen. Allein die deutschen Übungsstücke sind ohne eingehendere Besprechung als *Exercitia* meist noch nicht verwendbar, weil zu schwer. Und das ist zu bedauern. Zwar hat Verf. die Vokabeln für die Abschnitte I—IV (1—36) noch in einer Art von systematischer Ordnung zusammengestellt; auch sind in den Abschnitten VIII B—D, XIV und XV die gehäuften *Verba contracta, liquida* und auf μ systematisch geordnet; außerdem sind auf S. 126—127 die vorweg genommenen Verbalformen in einer auch durch den Druck sehr übersichtlichen Tabelle vereinigt, sowie sich auch ein Schema für die Bildung des Futurums und Aorists angefügt findet. Auf S. 167 bis 202 endlich ist ein vollständiges griechisch-deutsches, 203 bis 232 ein deutsch-griechisches Wörterverzeichnis alphabetisch nachgetragen. Allein alle diese Hülfen können wenigstens im 1. Semester die Schwierigkeiten nicht abwenden, welche dem Anfänger die Übersetzung vielfach komplizierter deutscher Sätze, wie sie sich von IV ab finden, bereiten mufs. Hier hätte Ref. noch mehr Beschränkung auf die unerläfsliche Einübung der Formen an einfachen ad hoc gebildeten Sätzen gewünscht, wie er sie z. B. in den Übungsbüchern v. Bamberg als zweckmäfsig anerkannt hat. Es wird auf die oben citierten Besprechungen dieser Frage namentlich gegenüber Vollbrechts Ansichten verwiesen, welche letztere Bachof ja selbst in der Philologischen Rundschau 1883 zum grofsen Teil und mit Recht bekämpft hat.

Immerhin aber wird sich Bachofs Buch in den Händen eines geschickten Lehrers, welcher dem Anfänger geeignete leichte Übungssätze zu bilden und auf die schwierigeren des Elementarbuches vorzubereiten versteht, nach Form und Inhalt mit gutem Erfolge benutzen lassen. Das Buch vermeidet bei dem gerechten Streben, inhaltsleere Übungen durch wirkliche Lektüre zu ersetzen, in anerkennenswerter Weise wenigstens die Mifsstände, welche die vom Ref. auch in der Ztschr. „Gymnasium“ 1883 S. 78 f. besprochene Methode Vollbrechts und die Anlage seines Lesebuches aus Xenophon mit sich bringen mufs. Dabei ist in Bachofs Buch die wissenschaftliche Methode nicht aufser Acht gelassen; das Buch läfst sich neben jeder Grammatik gebrauchen; auch zeugt dasselbe von grofser Sorgfalt in innerer wie äufserer Beziehung. Druckfehler sind — abgesehen von S. 51 $\alpha\mu\alpha\acute{\sigma}\alpha\nu$ — nicht bemerkt worden. — Für Ober-Tertia hat der Verf. noch ein kleines Heft mit deutschen Übungsstücken zur Einübung der *Verba anomala* mit möglichster Berücksichtigung der Anabasis in Aussicht gestellt.

Wittstock.

Richard Grofser.

Dr. Val. Hintner, Griechische Schulgrammatik. Zweite verbesserte Auflage. Wien, Alfred Hölder, 1883. XX und 256 S. gr. 8. Preis 1 fl. 10 kr.

Durch Erlaß des Kultusministeriums ist in Österreich 1883 die griechische Schulgrammatik von Val. Hintner approbiert worden, nachdem bis dahin die von Curtius ausschliesslich dominiert hatte. Die folgende Besprechung betrifft die zweite Auflage, welche schnell der ersten gefolgt ist; doch werden der Kürze wegen die nicht unerheblichen Abweichungen dieser Auflage von der ersten eine besondere Berücksichtigung nicht finden.

Der Flexionslehre schickt H. die Lautgesetze voraus, die freilich nur 15 Seiten einnehmen, aber Schülern des Schwerverständlichen, ja des Unverständlichen genug bieten. Es dürfte angemessener sein, z. B. die Bemerkungen über Metathesis den für Lehrer bestimmten sprachwissenschaftlichen Erläuterungen zuzuweisen, welche in der Vorrede versprochen werden, und bei Lautveränderungen wie des α in σ , des δ in ζ den Gesichtspunkt der Assimilation in der Schulgrammatik fallen zu lassen. Unbedenklich scheinen mir dagegen die dem Lateinischen entstammenden Regeln, die in diesem Zusammenhange sonst nicht begegnen, daß ein Vokal vor einem andern Vokal und vor $\nu\tau$ verkürzt zu werden pflegt. Nach der ersten Regel nimmt H. späterhin auch für $\tau\mu\acute{\alpha}\omega$ den Charakter η an und verwirft die Produktion eines Charakters $\tilde{\alpha}$ in $\tau\mu\eta\acute{\sigma}\omega$, $\tilde{\epsilon}\tau\mu\eta\sigma\alpha$ u. s. w.; nach derselben erklärt er mit Leichtigkeit die Ableitung der Form $\tau\mu\eta\theta\epsilon\text{-}\iota\eta\text{-}\nu$ und der für $\tau\mu\eta\theta\tilde{\omega}$ vorauszusetzenden offenen Form $\tau\mu\eta\theta\tilde{\epsilon}\text{-}\omega$ von dem Aoriststamme $\tau\mu\eta\theta\eta$. Die zweite Regel erklärt die Kürze in dem eigentlich kontrahierten Stamme $\pi\acute{\alpha}\nu\tau$, in dem Partizipalstamme $\tau\mu\eta\theta\epsilon\upsilon\tau$, in dem Imperativ $\tau\mu\eta\theta\acute{\epsilon}\nu\tau\omega\upsilon$. Dies sind nur Proben von der Fruchtbarkeit dieser Neuerungen. — Zu korrigieren sind in diesen Lautgesetzen die Ausdrücke Proklisie und Enklisie in Proklisis und Enklisis. Denn $\tilde{\epsilon}\gamma\kappa\lambda\iota\sigma\iota\varsigma$, nicht $\tilde{\epsilon}\gamma\kappa\lambda\iota\sigma\iota\alpha$, ist von den griechischen Grammatikern gebraucht und erheischt als Analogon $\pi\rho\acute{\omicron}\kappa\lambda\iota\sigma\iota\varsigma$ wie auch $\tilde{\epsilon}\tau\epsilon\rho\acute{\omicron}\kappa\lambda\iota\sigma\iota\varsigma$ (§ 93 u. 475); als germanisierte Formen würden Enklise, Proklise, Heteroklise zu gebrauchen sein (vgl. Hypothese von $\tilde{\upsilon}\pi\acute{\omicron}\theta\epsilon\sigma\iota\varsigma$). Die Bemerkung über $\tilde{\epsilon}\theta\rho\alpha\upsilon\sigma\theta\eta\eta$ in § 32. 4 Anm. beruht auf falscher Silbenabteilung.

Die Vorbemerkungen sind natürlich nicht dazu bestimmt, die Vorlage des allerersten Unterrichtes zu bilden, sondern sie sollen als Zusammenstellung der abstrakten Gesetze, welche bei der Bildung der konkreten Formen der Deklination wie der Konjugation obwalten, von dem Anfänger nach Bedarf zu Rate gezogen werden. Es ist nun ein Mangel dieser Grammatik wie aller mir bekannten Schulgrammatiken — die in Preußen verbreitetste v. Bambergers in ihrer jetzigen Gestalt nicht ausgenommen, während sich die älteren Auflagen in diesem Punkte vorteilhaft unterschieden

den —, daß sie schon in den ersten Tagen des Unterrichts trotz der erwähnten Bestimmung der Vorbemerkungen diese z. T. geradezu zum Substrate des Unterrichtes macht. Denn der Anfänger, der *θεά, βασιλεια, Μοῦσα, νίκη* zu flektieren gelernt hat, beherrscht wohl den Wechsel des Ausgangs, aber nicht — und dies ist erfahrungsmäßig bei der Aneignung der A- und O-Deklination das Schwierigere — den Wechsel des Accentus, der, so klar auch die Accentregeln in den Vorbemerkungen gefaßt sein mögen, als die unerläßliche Vorbedingung zu sicherem Fortschreiten mit Berücksichtigung aller denkbaren Fälle in Paradigmen zu sinnlicher Anschauung gebracht werden muß. Das aber soll die Grammatik ganz leisten und nicht bei teilweiser Erfüllung der Anforderung die Ergänzung dem Verstande des Schülers überlassen, der sich das Fehlende auf Grund der Vorbemerkungen selbst konstruieren könne. Ich will die Konsequenzen des letzteren Verfahrens nicht weiter ausmalen und verweise, um nicht Gesagtes zu wiederholen, auf meine Bemerkungen in der Philologischen Wochenschrift 1882 S. 207. — Anerkannt werden muß, daß H. wie überhaupt in seiner Grammatik so auch unter A- und O-Deklination manchen Ballast über Bord geworfen hat, der seit langer Zeit unsere Schulgrammatiken beschwert. Als verbesserungsbedürftig bezeichne ich die Worte in den Erl. zu § 37: „Stämme auf *ᾱ* sind, wenn dem *α* vorhergehen *σ* oder die Doppelkonsonanten *ζ, ξ, ψ, σσ (ττ), λλ* [letztere Verbindungen auch Doppelkonsonanten?], ferner *ων* bei weiblichen Benennungen. Der Grund hiervon (wovon?) ist, daß ursprünglich *ι* vor dem Stammvokal stand“. Die Erwähnung des dorischen Gen. müßte die des ionischen auf *-εω* nach sich ziehen, der sich ja in attischen Schriftstellern nicht eben selten findet. Freilich vermifft man noch mehr unter den Kontraktis der A-Deklination *γη* und unter den kontrahierten Adjektiven der A- und O-Deklination *ἀργυροῦς, ᾶ, οῦν*, dessen Erwähnung in den Vorbemerkungen § 23 Anm. 1 den Ausfall in § 48 doch jedenfalls nicht kompensieren soll.

In der Behandlung der dritten Deklination weicht H. nicht selten, doch nicht so wesentlich von Curtius ab, daß ein näheres Eingehen auf die Verschiedenheiten beider von Interesse wäre. Manches, das letzterer den Erläuterungen vorbehalten hat, steht bei H. in der Schulgrammatik, z. B. daß der kontrahierten Form *ἡδία* die offene *ἡδίοσα* zu Grunde liege, daß *αἰδώς* eigentlich einen Stamm auf *σ* habe, daß auf Inschriften auch Feminina auf *ω* vorkommen wie *Ἄρτεμω*, daß *χαρίσει* und *χαρίσσεια* auf einen Nebensamm *χαρίστ* zurückzuführen seien. Die letzte Bemerkung, wie wir später sehen werden von den aufgeführten vier die einzige, die in der Schulgrammatik einen Platz verdiente, erinnert mich daran, daß H. § 63^b *χαρίστ-ια — χαρίσσεια* auf eine Stufe gestellt hat mit *ἐκόντ-ια ἐκόνσα*, wo *ι* mit dem Stammcharakter *τ* in *σ* übergeht, vor dem *ν* mit Ersatzdehnung aus-

falle; der Leser war vielmehr auf § 29^d *Κρητια-Κρησσα* zu verweisen. Auch lesen wir bei H., was Curtius meines Wissens nirgends sagt, daß *Τρωάς* aus *Τρωός*, *δμώας* aus *δμωός* entstanden sei. Andererseits ist der Lernstoff auch hier erfreulich vereinfacht: *θώς*, *φώς*, *φώς*, *σής* quälten nicht mehr die Schüler mit ihren unregelmäßig betonten Genetiven, selbst nicht *δᾶς*, dessen entsprechende Formen in der Schullektüre nicht vorkommen sollen. — Lax ist der Ausdruck § 64 Anm. 1, wo gesagt wird, die Part. Perf. Act. seien Stämme auf *-or*: unrichtig § 61, denn man bildete den Vok. *τυραννί*, der Soph. OR. 380 durch das Metrum sicher gestellt ist, also wohl auch *πατρί*, *ἐλπί*, daher richtiger Koch § 26, 3: die Oxytona, außer die auf *ίς* *ίδος*, gebrauchen den Nom. Sing. zugleich als Vokativ.

Die Flexion des Adjektivums und Partizipiums ist an geeigneten Stellen unter der des Substantivums mit behandelt. Somit folgt auf die Deklination des Substantivums nur eine Übersicht der behandelten Adjektivklassen und — analog dem Schlusse der Deklination des Substantivums — die Flexion der unregelmäßigen Adjektiva. Die Komparation der Adjektiva, die Bildung der Adverbia und ihre Komparation leiten über zu dem meiner Ansicht nach äußerst gelungenen Abschnitt: Pronomina. Hier giebt H. außer der Flexion auch Regeln über die Verwendung, welche von der Einübung der Formen in der Praxis unzertrennbar sind. Vielleicht entschließt sich H. in späteren Auflagen in dieser Beziehung noch weiter zu gehen, ich meine § 118 Anm. 1 die wichtigsten Verbindungen der Präpositionen mit dem Pronomen personale beizufügen, § 121 Anm. 1 *παιδεύω ἑμαυτόν* zu flektieren und dahinter Verbindungen wie *παιδεύω σε* zu setzen, § 127 *τίς πατς* und *πατς τις* oder dgl. zu deklinieren, § 126 unter *ὅςπερ*, § 127 unter *ὅστις* zu bemerken, daß sie gewöhnlich nach *ὁ αὐτός* resp. nach negiertem Hauptsatze stehen. In dem Gebotenen sind verbesserungsfähig § 118 Anm. 3: „Statt des Pron. (pers.) der dritten Person . . . werden die obliquen Kasus von *αὐτός ipse* gebraucht“; denn in der Bedeutung braucht man *αὐτός* nicht als Ersatz des Pron. pers.; § 126: „Das Pron. rel. *ὅς, ἧ, ὅ* hat in allen Kasibus den spiritus asper“; ich würde hinzusetzen: „und einen Accent“; besonders aber die fast räthelhafte Anm. 2 unter § 118: „Zur Hervorhebung dient auch das angehängte *γέ*: *ἔγωγε, σύγε, ἔμοιγε*, aber *ἐμοῦ γε, ἐμέ γε*.“

Die Lehre von der Flexion des Verbums unterscheidet in erster Linie wie üblich die Konjugation mit Bindevokal und die ohne diesen. „Bei jener erscheint als Bindevokal von *μ* und *ν* und im Optativus der O-Laut, sonst (von *τ* und *σ*) der E-Laut.“ Hier hätte auch der Bindevokale *α* und *ε* gedacht werden sollen. Auf diese und wenige andere Vorbemerkungen, in deren Wahl sich H. eine frappierende Beschränkung auferlegt — wie ihn z. B. die Erwähnung des (nicht weiter definierten) Augmentes nicht auf die

Reduplikation geführt hat — folgen die vollständigen Formen von *παιδέω* mit sauberer Trennung ihrer Bestandteile, deren Benennung freilich eben wegen der Unzulänglichkeit der Vorbemerkungen z. T. noch unbekannt bleibt. Darauf „Verba der ersten Hauptkonjugation“ und zwar zunächst „Verba der vier ersten Klassen“, eine vor der Einteilung in Klassen noch unverständliche Überschrift, weiter „Verba der zweiten Hauptkonjugation“, endlich „Verba der fünften bis achten Klasse“. Da letztere Überschrift gleichbedeutend ist mit der gleich folgenden „Unregelmäßige Verba der ersten Hauptkonjugation“, also die Verba der vier ersten Klassen, wie schon jetzt klar ist, nichts anderes sind als die regelmäßigen Verba der Konjugation auf *-ω*, so ist die Disposition unter „Verbum“ in der Hauptsache die übliche, nur daß *παιδέω*, statt unter die erste Hauptkonjugation gezogen zu sein, den Kopf zu dieser und der *μ* Flexion bildet. Die Magerkeit der Vorbemerkungen macht nun unter „Verba der vier ersten Klassen“ sofort unter „Präsens und Imperfektum“ eine ausführlichere Behandlung des Augmentes notwendig. Da indes hier wie unter den Vorbemerkungen das Plusquamperfektum von den übrigen historischen Temporibus so wenig getrennt ist, daß sogar die Regeln ausdrücklich aufgestellt werden als alle drei historische Tempora betreffend, so ahnen wir bereits die dritte Behandlung des Augmentes, die unter „Plusquamperfektum“ folgen muß. Die Lehre von der Reduplikation geht dieser voran, Besonderheiten der Augmentation und der Reduplikation sowie die Unregelmäßigkeiten bei den Kompositis finden noch viel später ihre Behandlung. Diese Trennung des Zusammengehörenden konnte in der That leicht vermieden werden. — Die Verba der ersten Hauptkonjugation werden nun analog den Nominibus nach dem Endlaute des Stammes geteilt in *vocalia*, *muta* und *liquida* — die in vielen Schulgrammatiken übliche Einteilung, und dennoch befremdend nach der Überschrift „Verba der vier ersten Klassen“, die auf eine Einteilung in fünf oder mehr Klassen vorbereitet. Der Sinn dieser Überschrift wird erst klar nach den Paradigmen der kontrahierten Reihe der *vocalia* *τιμάω*, *ποιέω* und *δουλόω*; er beruht auf einem zweiten Divisionsprinzip, mit dem uns der Abschnitt „Stamm des Verbums“ bekannt macht. Doch hier muß ich weiter ausholen. — Curtius unterscheidet bei denjenigen Verben, deren Präsens- und Verbalstamm ungleich sind, bekanntlich Präsenserweiterung und reinen Verbalstamm (*λεῖπ-* *λιπ-*) und entwirft nach dem Verhältnis des Präsensstammes zum reinen Verbalstamme seine 8 Klassen. Nachdem er schon in seinen allgemeinen Vorbemerkungen 7 Tempusstämme unterschieden, bespricht er nach der Aufstellung der ersten 4 Klassen die Bildung und Flexion der 7 Tempusstämme mit Berücksichtigung der 4 Klassen, wobei er von manchen Verben konstatieren muß, daß sie auch noch andere Tempora als Präsens und Imperfektum von der Präsenserweiterung ablei-

ten und nicht, wie man nach dem Gegensatze „Präsenserweiterung — reiner Verbalstamm“ anzunehmen geneigt war, vom reinen Verbalstamme (*λείψω* von *λείπ*, *πέπεικα* von *πείθ*). Augenscheinlich ist es dieser Übelstand, der H. zu folgender Neuierung bestimmt hat. Er unterscheidet, wo es nötig wird, Präsensstamm und reinen Stamm, von welchem letzteren alle Tempora mit Ausnahme des Präsens und Imperfektum abzuleiten seien, wofern der Präsensstamm nicht auch zur Bildung der übrigen Tempora verwendet werde (*τασσ-ταγ*). Erleidet nun der reine Stamm in einigen Zeiten eine Vokalverkürzung, so teilt er ihn in einen starken und einen schwachen Stamm (*δίπτ* — *διφ-διφ*), von welchen Arten des reinen Stammes in manchen Fällen die erstere identisch ist mit dem Präsensstamme (*λείπ* — *λείπ-λιπ*, *τηκ* — *τηκ-τάκ*, *φενγ* — *φενγ-φῶγ*). Allerdings bekennt er sich zu dieser Teilung des reinen Stammes in Arten nicht mit der Deutlichkeit, mit welcher ich dieselbe referiert zu haben glaube, allein nach dem von ihm selbst benutzten Beispiele „*διφ-διφ*“ unterliegt die Richtigkeit meines Referates keinem Zweifel. Verba, die ihren reinen Stamm in einen starken und schwachen teilen, heißen starke, solche, die ihn ungeteilt lassen oder vom Präsensstamme alle Zeiten ableiten, schwache. Wie Curtius nimmt nun H. das Verhältnis des Präsensstammes zum reinen Stamme als principium divisionis und findet dieselben 8 Klassen wie jener. Wir lesen nämlich: Erste Klasse die (im Präsens) unerweiterte Klasse der schwachen Verba; zweite Klasse die unerweiterte Klasse der starken Verba (Dehnklasse) u. s. w., was faktisch der Einteilung von Curtius gleichkommt. Genauer betrachtet beweist auch die Definition der zweiten Klasse, dafs Ref. oben die Teilung des reinen Stammes in Arten durchaus im Sinne H.s vorgenommen hat. Ich behaupte nun: H.s Einteilung der Verba in 8 Klassen, wiewohl mit der von Curtius übereinstimmend, enthält einen Fehler, welcher der von Curtius nicht anhaftet. Denn das Verhältnis des Präsensstammes zum reinen Stamme — das war das gemeinsame principium divisionis — stempelt allerdings in Curtius' Sinne Verba wie *ἀρχω* und *τηκω*, dessen reiner Stamm ja nach Curtius ausschliesslich *τάκ* ist, zu Verben verschiedener Klassen; aber nicht so in H.s Sinne, nach dem *τηκ* nicht nur Präsensstamm, sondern auch der starke reine Stamm ist. Weil also das Verhältnis des Präsensstammes und des reinen Stammes in H.s Sinne in den ersten beiden Klassen dasselbe ist, mußten von letzterem beide Klassen zu einer verbunden und innerhalb dieser das Vorhandensein resp. Nichtvorhandensein eines schwachen und eines reinen Stammes zum principium subdivisionis werden. Denn dafs *τηκ* nicht reiner Stamm, sondern nur eine Art des reinen Stammes ist, darf nicht ins Gewicht fallen. — Überdies sind die für die Klassifikation wichtigen Ausdrücke unglücklich gewählt und nicht immer mit der wünschenswerten Schärfe auseinander

gehalten. Nichts ist natürlicher als der Schluss, daß ein verstärkter Stamm ein starker sei, und doch würde diese Annahme dem Leser das Verständnis der Klassifikation unmöglich machen, denn der (durch τ) verstärkte Stamm von $\delta\acute{\iota}\pi\tau\omega$ ist $\delta\acute{\iota}\pi\tau$ und heißt Präsensstamm, der starke Stamm dagegen ist $\delta\acute{\iota}\varphi$, er und der schwache Stamm $\delta\acute{\iota}\varphi$ sind Arten des reinen Stammes. Ebenso natürlich ist es, nachdem „die verkürzte, abgeschwächte Form des Stammes reiner Stamm“ genannt worden ist, in den *verbis vocalibus*, die den langen Stammvokal, den sie alle ursprünglich haben sollen, im Präs. und Imperf. „gekürzt oder geschwächt“ haben, diese Tempora von einem schwachen, die übrigen von einem starken Stamme abzuleiten, die *vocalia* also wegen des doppelten Stammes den starken Verben zuzurechnen, was ebenfalls ganz gegen H.s Einteilung verstieße. Diesen Irrtümern, in welche Schüler zweifellos verfallen, wird vorgebeugt werden, wenn die Anfügung gewisser Laute und Silben, durch welche aus dem reinen Stamme der Präsensstamm gewonnen wird, durchgehends etwa Erweiterung heißt, und wenn bei der Erklärung des schwachen Stammes ausschließlich mit den Ausdrücken „Abschwächung, abschwächen“ operiert wird, bei der Erklärung eines Präs. wie $\tau\acute{\iota}\mu\acute{\alpha}\omega$ dagegen ausschließlich mit „Kürzung, kürzen“. — Ich kann diesen unerquicklichen Passus noch immer nicht schließen. Nachdem ich die Ausdrücke „Präsensstamm und reinen Stamm“, „starker Stamm oder Stamm schlechthin und schwacher Stamm“ mit der fettesten Schrift, die überhaupt in dem Werke angewendet wird, gedruckt gelesen, glaubte ich namentlich den letzten Gegensatz gehörig festhalten zu sollen, um mit Erfolg die „Bildung und Flexion der übrigen Tempora“ zu studieren. Aber die Vorbemerkung des neuen Abschnittes: „Ist im Folgenden vom Stamme die Rede, so ist, falls ein Verbum zwei Stämme hat, jedesmal der starke, reine Stamm gemeint“ belehrte mich, daß es dessen nicht bedurfte, daß nun eine neue Terminologie die alte verdrängen soll. „Stamm“, bisher so viel wie „starker Stamm“, soll nun bedeuten „der starke, reine Stamm“. Nach dem, was oben über $\delta\acute{\iota}\pi\tau\omega$ gesagt ist, kann ich mir allerdings einen starken reinen Stamm (notabene ohne Komma) und einen schwachen reinen Stamm denken; ich bin aber außerdem angewiesen, unter Stamm schlechthin den ersteren zu verstehen — jetzt treten vermutlich „stark“ und „rein“ neben Stamm als Synonyme auf. Wenn es weiter unter *Tempora secunda* heißt: „Sowohl im Aor. II act. und med. als auch im Aor. II pass. erscheint der schwache Stamm, und zwar bei den Verben aller Klassen“, so werde ich abermals stutzig und frage mich, ob denn H. auch hier die früheren Termini aufgegeben hat. Denn die Verba $\tau\acute{\iota}\kappa\tau\omega$, $\gamma\rho\acute{\alpha}\varphi\omega$, $\kappa\acute{o}\pi\tau\omega$, $\sigma\kappa\acute{\alpha}\pi\tau\omega$ u. s. w., welche $\acute{\epsilon}\tau\epsilon\kappa\omicron\nu$, $\delta\gamma\rho\acute{\alpha}\varphi\eta\nu$, $\acute{\epsilon}\kappa\acute{o}\pi\eta\nu$, $\acute{\epsilon}\sigma\kappa\acute{\alpha}\varphi\eta\nu$ bilden, sind nach § 145, 2 schwach, haben also weder einen starken noch einen schwachen Stamm, sondern

nur einen reinen Stamm, und zwar *γράφω* diesen bereits im Präsens. Nennt nun H. jetzt schwach, was er oben (§ 144) rein nannte, oder schiebe ich dem Verfasser etwas Falsches unter, der vielmehr nur in den angeführten Worten hinter „pass.“ einzufügen vergessen hat „der starken Verba“?

Nachdem H. die oben erwähnten 4 Klassen unterschieden, behandelt er „die Bildung und Flexion der übrigen Tempora“, d. h. der nach Behandlung des Präs. und Imperf. übrig bleibenden, und zwar zunächst der Tempora prima, dann der Tempora secunda; den Schluss aber bilden die Verba liquida. Es ist jedenfalls mehr als ein subjektives Urteil, wenn ich sage: schon diese Überschriften beweisen, daß der Behandlung des Verbums die volle Übersichtlichkeit abgehen muß. Denn erstens: wer sich über die Bildungen *πέφαγκα* oder *πέφηνα* unterrichten will, sucht vergebens unter den ersten beiden Abschnitten, welche die Verba liquida nicht ausschließen, also auch darüber Auskunft versprechen. Zweitens: wenn in der ausführlichen Behandlung der oben erwähnten 4 Klassen die Verba liquida, also einige Verba der ersten Klasse und zwei Unterabteilungen der vierten, eine exceptionelle Stellung einnehmen müssen, warum wurden sie vorher mit dem Gros der ersten Klasse und zwei anderen Unterabteilungen der vierten vereinigt? War das Prinzip, welches diese Vereinigung erheischte, auch wissenschaftlich berechtigt, so erweist es sich jetzt als praktisch nicht verwertbar und das noch mehr, wenn wir die Abschnitte Tempora prima und secunda genauer besehen. Denn hier werden Verba vocalia und muta geschieden, die letzteren, wo es nötig wird, noch in muta auf einen T-Laut und solche mit Guttural- und Labialstämmen geteilt, während dagegen die Verba der drei ersten Klassen, wenige der ersten ausgenommen, und zweier Unterabteilungen der vierten, friedlich nebeneinander stehen. Und es konnte nicht anders sein, weil eben das Einteilungsprinzip, das Verhältnis des Präsensstammes zum reinen Stamme, wohl wissenschaftlich interessant, aber für die Bildung und Flexion irrelevant ist. Darum fort mit der gelehrten Einteilung, die dem Schüler viel Kopfschmerzen, aber nicht verwertbare Kenntnisse bringt. Ich bedaure über die Behandlung der sogenannten regelmäßigen Verba auf *-ω* von Seiten H.s so urteilen zu müssen um so mehr, als dieselbe so recht eigentlich Eigentum des Verfassers ist, obwohl andererseits ein Teil der Bedenken sich auch gegen Curtius' Behandlung geltend machen läßt, und schliesse den mir selbst unerquicklichen Passus mit einigen Ausstellungen unwesentlicherer Art.

§ 142 Anm. 3 fehlt wie auch § 235, 7 die offene Form *δέη* oder *δέει* „du bedarfst, bittest“. — Nach § 146 hätten *λύω*, *θύω* im Präs. und Imperf. *ύ*. — § 152 Anm. ist für „Gutturalen“ Verben mit „Gutturalstämmen“ zu lesen. — Die Erl. zu § 155 würde besser fehlen, da sie beim Erlernen der Verba liquida in der Neigung zu grund-

falschen Formen bei der Bildung der Konjunktive des Aor. I Act. und Med. noch bestärkt. — § 156, 162 und 169 erheischt der Ausdruck „Personalendungen der historischen Tempora“ eine Erweiterung, da die Endung der 3 Pers. Plur. in diesen teils *-ν*, teils *-σαν* laut. — § 157 „Es können unterschieden werden“, besser: „es werden unterschieden“. — § 161. 2 „Der Konj., Opt. und Imperat. (Perf. I Act.) haben dieselben Bindevokale, daher dieselbe Flexion wie das Präs.“ Die Folgerung ist mißlich. — Nach § 162 Anm. 2 wäre die Umschreibung des Plusquamperf. Act. mit Part. Perf. Act. und der Kopula ebenso gewöhnlich wie die des Konj. und Opt. Perf. Act. — § 165 enthält die klein gedruckte Anm. 2, das Analogon zu dem, was § 164 in dem groß gedruckten Texte steht. — Nach § 167 könnte der Anfänger z. B. flektieren: *λέλεγμαι*, *λέλεγξαι*, *λέλεγξται*. — § 174 gilt auch von dem Aor. II Med. — § 176. Warum wird nicht der doch mit Unrecht angezweifelte Aor. II Med. *ἐλιπόμην* angeführt, zumal da derselbe nachher als Paradigma benutzt wird? — Nach § 189 Anm. 2 und 3 dürfte der Schüler doch sehr mühsam Perf. und Plusquamperf. Pass. von *φαίνω* zusammenstellen. — § 193, 2 wird von der Ursache des scheinbar unregelmäßigen Augmentes und der Reduplikation in *ἔσω* u. s. w. gesprochen, statt von der Ursache der scheinbaren Unregelmäßigkeit in dem Augment und der Reduplikation. — Ebd. *α* wird *ε* in *εῶν*, *εἴθικα*, *εἴθιζον*, *εἴθικα* u. s. w. Augment resp. Reduplikation genannt, während es doch der durch Augment resp. Reduplikation verstärkte Anlaut genannt werden müßte. — § 196 verdienten auch *ἀνώ*, *ἀρύω*, *ἀρώ* Erwähnung, in der Anmerkung dazu auch *δέδθην*, *δεθήσομαι*, *δέδεκα*. — § 204 läßt die Erklärung des Fut. Act. Deutlichkeit vermissen; denn *ε* in *κομι(δ)έ(σ)ω*, worauf *κομιῶ* zurückgeführt wird, erscheint nach der Erklärung als schon in *κομίδσω* vorhanden. Unrichtig werden daher auch in der Anm. *βιβῶ* und *τελῶ* als analoge Bildungen hingestellt, Futura, in deren offenem Bestande *α* resp. *ε* Teile des Präsens- und des reinen Stammes sind. § 187 wird gar *ε* in *στελέσω*, das zur Erklärung des Fut. *στελῶ* herangezogen wird, als Bindevokal bezeichnet; so ist denn *ῶ* in *στελῶ* aus zwei Bindevokalen kontrahiert!

Entschieden erfreulicher ist der Abschnitt über die Verba auf *μι*, der nach einigen einleitenden Bemerkungen gesondert die Verba behandelt, welche im Präsens die Personalendungen unmittelbar an den Stamm fügen, und diejenigen, welche den Präsensstamm durch Anfügung von *νυ* nach Konsonanten, von *ννυ* nach Vokalen bilden. Einige Wiederholungen (vgl. § 208, 212, 228) werden in einer neuen Auflage beseitigt werden müssen, wie auch im Paradigma *τιθημι* statt *ἐ-τι-θη-ς* (*-ε**ι*-*ς*) *ἐ-τι-θη* (*-ε**ι*) jedenfalls *ἐ-τι-θει-ς* (*-η*-*ς*) *ἐ-τι-θει* (*η*) alsdann eintreten wird. Der im Ind. Aor. II *ἔστην* durchgehends lange Stammvokal verdiente übrigens § 209 angemerkt zu werden. Auch das

Augment in *ειπον* u. s. w. erfordert eine Erläuterung, wenigstens eine Hinweisung auf § 193. *τιθωμαι* gehört in § 217, nicht erst in § 222. — In die erstgenannte Klasse eingefügt sind Aoriste und Perfekte ohne Bindevokal wie *εβην, εσταμεν*. Unter den ersteren fällt *επριάμην* auf, insofern die Vorbemerkung nur auf aktive Aoriste berechnet ist. Dafs manche unregelmäßige Erscheinungen, die z. Zeit noch der Erklärung harren, hier einfach dem Gedächtnis des Schülers zugemutet werden, ist löblich; dagegen wäre § 227 bei *καθώμαι* ein Hinweis auf § 206, bei *καθίμην, -οιο, -οιτο* ein solcher auf § 214 wünschenswert.

Wie gesagt, werden die sogen. unregelmäßigen Verba, so weit sie nicht schon unter den Verben auf *-μι* erwähnt sind, den letzten 4 der 8 Klassen untergeordnet, und zwar im allgemeinen wie bei Curtius. In die fünfte Klasse (Nasalklasse) zieht H. auch *τινω, κλίνω, κρινω, τεινω*. Einige in derselben Klasse begegnende Abweichungen von sonstigen Grammatiken in der Auffassung der Quantität dürften in dem versprochenen Supplementwerke ihre Erklärung finden (*ἵξομαι, θίξομαι*). Der achten Klasse (Mischklasse) hat H. hin und wieder ein Verbum zugewiesen, das Curtius bereits in der siebenten (E-Klasse) bringt.

Ich mag die Besprechung der Formenlehre nicht abbrechen, ohne die Frage aufzuwerfen: sind die Resultate der historischen Grammatik, welche wie bei Curtius so bei H. einen breiten Raum einnehmen, in der Formenlehre einer griechischen Schulgrammatik überhaupt zu verwerthen oder nicht? Der Zweck des griechischen Gymnasialunterrichtes ist das leichte Verständnis eines nicht schweren griechischen Schriftstellers; die Bekanntschaft mit der griechischen Formenlehre und Syntax das Mittel zu diesem Zwecke, nicht Selbstzweck. Somit sind in der Formenlehre für Schüler jedenfalls solche Formen zu streichen, die sich nur auf Inschriften oder in anderen als Schulschriftstellern finden. Dem stimmt auch H. willig bei; nur einmal, in der Erl. zu § 92, ist ihm eine dagegen verstoßende Bemerkung entschlüpft. Für das Verständnis des Schriftstellers ist es nun äußerst gleichgiltig, welche Vorgeschichte, so zu sagen, Stamm und Endung des Wortes haben. Oder ist der Sinn eines deutschen Textes dem Deutschen verschlossen, der z. B. von den Stämmen des deutschen Hilfszeitwortes nichts weiß, der die alte, mit Reduplikation gebildete Form für „sing“ nicht kennt? — Scheint es hiernach, als könne in der Schule die griechische Formenlehre ohne jeden Zusatz aus der historischen Grammatik gelehrt werden, so lassen doch andere Erwägungen die Berücksichtigung der letzteren nicht nur als wünschenswert, sondern geradezu als notwendig erscheinen. Die attische Formenlehre ist im Vergleich mit der lateinischen recht kompliziert und zwar nicht nur wegen des Accentus, sondern auch wegen der größeren und mannigfaltigeren Wandlungen, denen der Stamm unterliegt. Darum wollte es von jeher unmöglich scheinen, die

erdrückende Menge der Veränderungen zu lehren ohne die Gesetze der Veränderungen; man hat mit Recht gefürchtet, die ohne die Gesetze, d. h. mechanisch gelernten Veränderungen möchten, um mit Plato zu reden, den Gebilden des Dädalus gleichen, die einer Fessel bedurften, um ein zuverlässiger Besitz zu werden, und hat diese Fessel in einer Reihe von Lautgesetzen gesucht. Letztere sind zum Teil sehr einfach, wie die Verschmelzung der Konsonanten in *γυψί, ὄνυξι, τύψω, γράψω*, die Vereinfachung der gehäuften Konsonanten durch Ausstofsung in *τετύφθαι, πεφάνθαι, δαίμοσι*, die Ersatzdehnung; zum Teil komplizierter, weil erst aus Denkmälern verständlich, die dem Schüler entweder noch nicht bei der Erlernung der Formenlehre oder überhaupt nie in die Hand gegeben werden (*λόγον* aus *λόγοιο*, Stamm *τειχες* aus *τείχεςφι* — Stamm *πειθοι* aus *ἄρτεμῶ*); zum Teil Hypothesen von größerer oder geringerer Sicherheit. Sind nun die Lautgesetze in ihrer Gesamtheit in die Schulgrammatik aufzunehmen, oder muß der Herausgeber einer solchen eklektisch verfahren, ev. nach welchen Gesichtspunkten hat er auszuwählen? Die Gesetze der ersten Kategorie sind unzweifelhaft zu lehren, so weit der Schüler nur mit ihrer Hilfe fähig wird, nach dem Paradigma Analoges zu flektieren. Ich wäre auch dafür, unter Erweiterung dieses Gesichtspunktes mit H. z. B. *χαρίσει* vom Nebenstamm *χαριετ, வீος* vom verschollenen Nom. *वीव* abzuleiten und die von H. § 13 angeführten Gesetze der lateinischen Sprache auch bei der Erklärung der griechischen Flexion zu verwenden und so den Umfang des Unregelmäßigen, mechanisch Anzueignenden möglichst zu beschränken. Wie es mit den Gesetzen der zweiten und dritten Klasse zu halten sei, darauf giebt der Zweck des griechischen Schulunterrichtes die Antwort. Der Schüler soll schließlic eine Reihe der besten attischen Schriftsteller lesen können, außerdem aber auch Homer, und soll mit dem epischen Dialekte nicht etwa so vertraut sein, daß dessen Formen ihm wie ein gerade noch zu lösendes Rätsel erscheinen, sondern so, daß er Rechenschaft abzulegen versteht von der Bildung der Formen und der Abweichung von der attischen Formenlehre, daß er in Skripten nicht homerische und attische Formen konfundiert. Eine derartige Vertrautheit mit der Sprache des Dichters, auf den vier Jahre verwendet werden, kann nur durch übertriebene Nachsicht erlassen werden. So viel nun von der erwähnten zweiten Kategorie zur sorgfältigen Unterscheidung des homerischen und des attischen Dialektes notwendig wird, soll ebenfalls in der Schule gelehrt werden, aber nicht bei der ersten Einübung der attischen Formenlehre, sondern erst, wenn die Gefahr, die Dialekte zu konfundieren, an den Schüler herantritt, d. h. mit dem Beginne der Homerlektüre. Dann soll er in der A-Deklination ursprünglich langes und durch Ersatzdehnung oder Kontraktion lang gewordenes *α* unterscheiden lernen, nachdem er bis dahin nur *ᾱ* und *ᾶ*

unterschieden hat; andernfalls wird er im Skriptum *Τροίη* gebrauchen. Jetzt soll er auch bei *ὄρεσφι* lernen, dafs der Stamm der Neutra auf *ος* ursprünglich auf *σ* auslautete; jetzt, wo er die Nachwirkungen des Digammas in der Metrik verspürt hat, soll er auch über die Augmentation in *εἰργασάμην* Aufklärung erhalten, am besten durch Anmerkungen, die wie bei Curtius in der attischen Formenlehre diese am Ende der einzelnen Seiten begleiten. Was die dritte Kategorie anbelangt, so gehört diese nicht in die Schulgrammatik. Ob *ἡδίω* aus *ἡδίονα* oder aus *ἡδίονα* geworden, ist für die Schule gleichgiltig, ebenso dafs *αἰδώς αἰδοσ*, *πειθῶ πειθοι* zum Stamme hat; man mag letztere Subst. anderswo trennen, in der Schulgrammatik gehören sie zusammen. Die Besorgnis, dafs auf diese Weise die Wissenschaft zurückgehe, welche Besorgnis H. in der That zu hegen scheint, ist ungerechtfertigt; denn die Resultate der Wissenschaft können noch auf andere Weise Verbreitung finden, und es ist ein zweifelhaftes Lob, wenn an einem Schulbuche gerühmt wird, es stehe auf der Höhe der Wissenschaft.

Die Syntax entfernt sich weniger von dem Herkömmlichen; ich kann mich daher bei ihrer Besprechung kürzer fassen. Die Regeln werden an Beispielen aus griechischen Schriftstellern zur Anschauung gebracht; wo es möglich ist, wird durch Beispiele aus lateinischen Schriftstellern die syntaktische Übereinstimmung nachgewiesen, in einigen Fällen auch der deutsche Sprachgebrauch berücksichtigt. Den griechischen Beispielen ist, wo es nötig schien, die vollständige Übersetzung oder der wesentliche Teil derselben beigefügt; nicht selten wird die Bedeutung einer entlegenen Vokabel angegeben. — Die Regeln selbst wollen nicht eine erschöpfende Syntax liefern, aber jedenfalls doch Richtiges und das für den Schüler Notwendige. Unrichtig erscheint mir, was § 368 gelehrt wird: „das Part. Aor. bezeichnet in Verbindung mit dem Verbum finitum im Präteritum der Natur der Sache gemäß eine der Haupthandlung vorausgegangene Nebenhandlung“. Es mag dies Verhältnis der beiden Handlungen meist in Wirklichkeit statt haben, auch dann, wenn das Verbum finitum kein Präteritum ist; dennoch meine ich, dafs das Part. Aor. so wenig wie der Ind. Aor. eine Handlung zu einer andern in Relation setzt, und dafs noch viel weniger das Verhältnis der Natur der Sache gemäß wäre. Übrigens fehlt es keineswegs an Beispielen, in welchen das Verhältnis auch in Wirklichkeit ein anderes ist als das behauptete. Ich führe aus dem Stegreif an: Homers *ὡς εἰπῶν ἄτρυνε μένος καὶ θυμὸν ἐκάστων* (mit diesen Worten, nicht: nach d. W.), Thuk. III 31: *ὁ μὲν τοσαῦτα εἰπὼν οὐκ ἔπειθε τὸν Ἀλκιδαν*. Plat. Men. 72 C: *εἰς ὃ καλῶς που ἔχει ἀποβλέψαντα τὸν ἀποκρινάμενον τῷ ἐρωτήσαντι κεῖνο δηλώσαι*, nur die schlechteren Handschriften haben hier *ἀποκρινόμενον*. Mit Unrecht sagt H. ferner § 461 Anm. 1, *γάρ* entspreche in lebhaften Fragen unserem „denn“; *γάρ* hat vielmehr in der

Frage wie außerhalb derselben kausale Bedeutung, „denn“ ist dagegen in der Frage eigentlich folgernd (= *id si ita est*), da aus „dann“ entstanden. — Wie viel nun dem Schüler an syntaktischen Regeln zuzumuten sei, darüber wird völlige Einigkeit nie erreicht werden; mir wollte es scheinen, als lehre H. selten Überflüssiges und unterlasse nicht selten Notwendiges zu lehren. Überflüssig nenne ich § 437 Anm. 2: „bei *φανερὸς εἰμι* und *δηλὸς εἰμι* steht auch *ὅτι* (*ὡς*)“, so weit die Anmerkung *ὡς* betrifft; denn *ὡς* ist nach beiden Adjektiven wie mit dem Ind. (resp. Opt.) so auch mit dem Part. verbunden äußerst selten und gerade an der citierten Stelle (Xen. An. I 5, 9) nicht einmal sicher. Ebenso muß der Inf. Aor. mit oder ohne *ἄν* nach den Verbis des Versprechens und Hoffens, weil eine zu seltene Erscheinung, meines Erachtens in der Schulgrammatik unerwähnt bleiben. Dagegen vermisse ich ungerne die recht häufige Konstruktion *δηλὸν ἔστιν* (*δηλόν*) *ὅτι*. Auch konnte § 267 erwähnt werden, daß *ὅδε* wie *hic* auch als Demonstrativum der ersten Person fungiert, um so mehr, als das Beispiel aus Pl. Gorg. 447 A *Τούτων αἰτίος Χαιρεφῶν ὅδε* ohne diese Bemerkung garnicht verstanden werden kann. Ebenso erfordert § 272 Anm. 1 schon das Beispiel aus Xen.: *Κύρον ἀπιόντος οὐδένα ἔφασαν ὄντιν' οὐ δακρυόντι' ἀποστρέφασθαι* eine Erweiterung der Textbemerkung: „Merke *οὐδεὶς ὅστις*“. Und genügt § 275 Anm. 2: „*ἔστιν οἷ = ἐνιοί*“ ohne den Zusatz, daß die Konstruktion auch in Handlungen der Vergangenheit angewandt werden könne? Namentlich in der Kasuslehre vermisse ich Konstruktionen, die dem Schüler kaum erlassen werden dürfen: *τιμωρεῖν τινι*, *ἔπασθαι σὺν τινι*, *ἐπιλείπειν τινά*, *νικᾶν μάχη*, *πλεῖν* (*περαιουῖσθαι*) *θάλασσαν*, *πειρᾶσθαι τινος*, *ἄρχεσθαι ἀπό*. Späterhin: *διδάσκομαι τινα* „ich lasse jemanden unterrichten“, *πόλεμος γίγνεται* als Pass. zu *πόλεμον ποιοῦμαι*, *οὐδέ* — *οὐδέ*, die Lehre von der Attraktion des lokalen Attributes. — Die Beispiele aus griechischen Schriftstellern sind im ganzen angemessen ausgewählt. Nur hätte ausnahmslos eine qualitative Verschiedenheit der Beispiele da angestrebt werden müssen, wo es galt, parallele Konstruktionen zu belegen. Es hat z. B. keinen Sinn, nachdem gesagt ist, „derselbe wie“ sei *ὁ αὐτός καί* und *ὁ αὐτός* c. dat. zwei Beispiele mit der letzteren Konstruktion und keins der ersteren beizufügen, oder gar zum Belege des Gen. qualitatis und materiae drei Beispiele des Gen. qualitatis und keins des Gen. materiae. Aus verschiedenen Gründen unpassend erscheinen mir folgende Beispiele: § 266 *Μαθητῆς ἐπιθυμῶ γενέσθαι σός*; denn der Unterschied zwischen *ὁ σός μαθητῆς* und *σός μαθητῆς* kann nur dann klar werden, wenn in dem Beispiele *σός μαθητῆς* Subjekt oder wenigstens nicht Prädikatsnomen ist. — § 262, 4 *Ἐπέστη ὁ Κῦρος σὺν τοῖς περὶ αὐτόν*. Dieses Beispiel beweist nicht, daß *ὁ περὶ τινα* „den Mann mit seiner Umgebung, mit seinen Ge-

nossen, auch die Person vorzugsweise bezeichnet“, vielmehr das durch die Wendung, was ja das Nächstliegende ist, die Umgebung jemandes bezeichnet wird. Erst § 346 C, a wird diese Bedeutung erwähnt, durch welche die oben angeführten Bedeutungen vervollständigt werden. — § 335 c, δ *ὁπώρα ἀπ' ἀμπελίου* beweist nicht, daß *ἀπὸ* c. gen. zur Bezeichnung des Stoffes diene; das Beispiel gehörte unter *α*. — § 349 c, β *πολεμῆν ἐπὶ τινα*. Diese Verbindung dürfte H. nur mit zwei Stellen der Anabasis belegen können, deren eine *πρὸς* c. acc. als Variante aufweist. Mit Recht wird daher die Konstruktion dem Schüler nicht gestattet. Es würde sich empfehlen, für *πολεμῆν* hier *στρατεύειν* einzusetzen; dieses Verbum ist seinerseits, so sehr dies die Schüler lieben, kaum jemals mit *πρὸς* c. acc. konstruiert worden. — § 427 Anm. 8 würde der Satz aus Platos Apologie und § 431 der aus Soph. El. besser durch einen andern ersetzt, jener weil unvollständig, dieser weil von zweifelhafter Echtheit, und an Beispielen für die Regeln ist ja nicht der geringste Mangel. — Die lateinischen Beispiele ermüden oft durch ihre Menge. Der Schüler, der die griechische Moduslehre lernt, braucht sicherlich nicht mehr durch zwei, ja drei Beispiele, die Kenntnis aufzufrischen, daß auch der Lateiner einen Coni. adhortativus, prohibitivus und deliberativus hat. Selbst die griechischen Beispiele könnten in solchen Fällen, wo die Bekanntschaft mit dem lateinischen Sprachgebrauch die Aneignung des griechischen erleichtert, ohne Schaden auf ein Minimum beschränkt werden. — Der deutsche Sprachgebrauch ist in die Besprechung des Accus. des Inhaltes und derjenigen Attraktion hineingezogen, bei welcher das regierende Substantivum in den regierten Relativsatz gezogen ist. Von den 4 Citaten, die im letztgenannten Falle angeführt werden, ist freilich nur das letzte („Welchen Sklaven die Kette freut, genießt die Freiheit nie“) wirklich stichhaltig; das dritte gehört nicht hierher, die beiden ersten konnten in der Anmerk. unter *Attractio inversa* eine Stelle finden. — Wie in der Flexionslehre, so begegnen auch in dieser zweiten Hälfte hin und wieder Bemerkungen, die eines kleidsameren Gewandes dringend bedürfen oder geradezu Unrichtiges lehren, Bemerkungen, welche auf übertriebene Eile bei der Abfassung schließen lassen, „Sollte das Relat. im Accus. stehen, sein Beziehungswort im Hauptsatze ist aber ein Genit. oder Dat., so wird das Relat. oft in diesen entsprechenden Kasus gesetzt“ (§ 274); „tritt zum Indikativ — dazu“ (§ 371): Derartiges bedarf sicherlich einer Änderung; aber auch wohl Folgendes: „Steht statt der Sätze b) und c) ein infin. oder part.“ (H. will sagen: werden die Nebensätze mit *ὅτι* oder *ὡς* unter b) und c) infin. oder part.). § 380 c Anm.: *τοῦ* — *ἐνεκα* (auch bloß, besonders nach einer Neg., *τοῦ*) wegen, um zu“ (H. meint: besonders mit der Neg. *μή*) § 422; ferner die Ausdrücke „zusammengesetzter Stamm“.

§ 359 „sich unbestimmt wiederholen“; § 398 b, 399 b β, 417 „je nach der Beschaffenheit der Handlung“; § 371 b (vor § 377 Anm. bleibt die Modifikation unklar). Namentlich aber mißfallen mir einige Übertragungen: ἄγασθαι γυναῖκα sibi uxorem ducere, διαβάλλειν disjicere, τὰ περὶ τὸ σῶμα „in betreff des Körpers“, ἐπὶ τῷ, πρὸς τὸ (c. inf.) „auf Grund dessen, unter der Bedingung, zu dem Zwecke dafs“ (nur die letzte Bedeutung ist richtig, den beiden ersten Bedeutungen entspräche ἐπὶ τῷ); ganz böse ist συμβουλευεῖν consulere.

Der Druck ist recht sauber; ich habe nur folgende Druckfehler notiert: S. XIV paroxitonierten, § 123 οὔτοι, 190 ἡγερό-μεν, 258 ἀμ', 261 μοῦ (für ἐμοῦ), 269 βίος (für βίος;), 272 νοεῖς, μὲν (für νοεῖς μὲν), 310 δικαίας, 332 ὦ, 351 ἀκτῆς, 361 παρῆναι, 405 σωφροεῖν (für σωφροῶν), S. 237 γὰρ αὖν. Auch 407 steckt in dem letzten Beispiele ein Druckfehler, den ich leider nicht korrigieren kann. — Da H. § 222 ἐμπιπλάτο und ἐμπιπλάτω schreibt, so wird auch § 332 ἐμπιμπλάναι, § 350 ὑποπιμπλάσθαι zu korrigieren sein. Bei der Schreibung der einsilbigen Enklitika nach einem deutschen Worte wird sich H. entweder für den Gravis entscheiden oder aber die Enklitika ohne Accent setzen müssen.

• Diese Ausstellungen — und ich mag sie nicht vermehren durch neue, die sich etwa gegen die kurze homerische und herodoteische Formenlehre und gegen die Verslehre erheben ließen — empfehle ich H. zur Berücksichtigung. Soweit sie die Deklination und die Syntax betreffen, glaube ich seiner Zustimmung sicher zu sein; weniger in betreff der Konjugation, deren schulgemäße Behandlung meines Erachtens so tief einschneidende Veränderungen erheischt, dafs nicht eine neue Auflage, sondern eine neue Ausgabe das Resultat derselben sein müßte. Doch würde erst nach Vornahme aller gewünschten Änderungen die Grammatik auch in Preussen einföhrbar sein, vorher nur etwa angehenden Philologen empfohlen werden können als Vorstufe zur Beschäftigung mit der historischen Grammatik.

Züllichau.

P. Weifsenfels.

R. Eberhardt, Die Poesie in der Volksschule. Deutsche Dichtungen für den Schulgebrauch erläutert. I. und II. Reihe. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Langensalza, H. Beyer & Söhne, 1882.

R. Dietlein, W. Dietlein, Dr. R. Gosche und Fr. Polack, Aus deutschen Lesebüchern. Dichtungen in Poesie und Prosa erläutert für Schule und Haus. Bd. I, II und III. Lieferung 1—7. Berlin, Theod. Hofmann, 1881—1884.

Der Unterzeichnete hat ein Unrecht wieder gut zu machen. Bei Gelegenheit der in dieser Zeitschrift 1883 S. 321 ff. mitgetheilten Präparation auf die Behandlung des Gedichts

von Hölty „das Feuer im Walde“ hatte er S. 321 und 329 auf die gebräuchlichsten Erläuterungen deutscher Dichtungen von M. W. Goetzing, C. Gude, W. Leimbach verwiesen und die Bücher von Dietlein und Eberhardt nicht citiert, obwohl das letztere doch einen Kommentar des genannten Hölty'schen Gedichts enthält.

Beide Werke waren dem Unterz. bis dahin — leider — noch unbekannt; auf beide nachträglich und recht nachdrücklich hinzuweisen ist ihm eine Pflicht und zwar eine sehr angenehme.

Es wird auch andern Lehrern an den höheren Schulen leicht so gehen, dafs sie das Buch von K. Eberhardt übersehen, weil es sich mit dem Titel „die Poesie in der Volksschule“ als ein Buch für die Volksschule bezeichnet. Und doch gehört es bei weitem mehr in die höhere Schule; denn kein einziges der von ihm behandelten Gedichte würde nicht auch für die höheren Schulen sich eignen, wohl aber kann man sich fragen, ob z. B. Uhlands Des Sängers Fluch, — und darf man sich wundern, wie Freiligraths Löwenritt, Chamissos Schlofs Boncourt und vollends Schillers Kraniche des Ibykus in die Volksschule hineingehören. Aber die Hauptsache ist die Behandlung, und diese ist für beide Gattungen von Schulen nicht nur brauchbar, sondern geradezu vortrefflich, zugleich aber auch ein hochehrfreuliches Zeugnis für die so notwendige und in Wirklichkeit doch so oft vermifste Einheit in der Arbeit der nationalen Schule, deren verwandte Glieder die Volksschule und die höheren Schulen sind.

Es ist dem Verfasser hauptsächlich um Belebung des ästhetischen Interesses zu thun; von dem, was noch häufig zur Gewinnung des sprachlichen Materials, insbesondere des grammatischen, angeknüpft zu werden pflegt, wird, soweit es nicht notwendig zur Erläuterung gehört, mit Recht völlig abgesehen.

Das Wichtigste ist ihm aber das Wie? der Einführung in den poetischen Gehalt eines dichterischen Erzeugnisses, die methodische und technische Frage.

Indem der Verf. in dem Vorwort auf dieselbe näher eingeht, entwickelt er sehr klar, durchsichtig und ansprechend die Hauptsätze der Herbartschen Didaktik. „Dafs das Neue erwartet werde, dafs es mit dem Vorhandenen und anderem neu Darzubietenden Verbindungen eingehe, die von selbst zum Verallgemeinerungsprozefs führen, dafs das erworbene Allgemeine von selbst zum freudigen Können werde, dafs der Schüler energisch in den Stoff versenkt werde und doch noch nach der Versenkung wieder zu sich selber komme und den erworbenen Stoff als ein von seinem Subjekt verschiedenes Objekt erfasse, über das er die Herrschaft besitzt: das wird immer die höchste Aufgabe pädagogischen Geschicks sein und bleiben.“ Geschickte Lehrer hätten das immer gethan oder erstrebt, und insofern sei das Gesagte nichts Neues schon vor und auch ohne Herbart. Aber es fehle noch viel,

wie die Erfahrung lehre, daß diese Grundsätze geübt würden. Es sei darum nicht unzeitgemäß, wenn in Lehrerkreisen auf die vier Stufen des Lernprozesses¹⁾, wie sie Herbart psychologisch entwickelt und begründet, aufmerksam gemacht werde, damit sich der Lehrer gewöhne, seine ganze unterrichtliche Thätigkeit nach denselben zu gestalten. Dabei werde es immerhin zweckmäßig sein, nach Analogie des großen athenischen Weisen zu verfahren und geschickten Lehrern zu zeigen, daß das geforderte Verfahren von ihnen z. T. schon geübt werde, und daß die Namen der Herbartischen Stufen auf ihr Verfahren zweckmäßig Anwendung finden. Ganz vortrefflich schließt er sodann: „Auch bei Verbreitung der Herbartischen Grundsätze wird die Analyse des bei dem Nichtherbartianer vorhandenen pädagogischen Gedankenkreises und des von ihm geübten Verfahrens eine bessere Apperzeption für Verbreitung Herbartischer Gedanken darbieten als die Vorstellung, daß etwas absolut Neues, Unerhörtes, nie Dagewesenes empfohlen werde.“

Sehr beruhigend und wohlthuend wird die maßvolle Art wirken, in welcher der Verf. eine möglichst elastische Verwendung jener Didaktik empfiehlt. Er meint, daß, wenn die Notwendigkeit des richtigen psychologischen Unterrichtsverfahrens erkannt und der ernste Wille vorhanden ist, diese Überlegung bei jedem unterrichtlichen Thun anzustellen und die nach der betreffenden Richtung hin gebotenen Hilfsmittel nicht unbeachtet zu lassen, allen billigen Anforderungen Genüge geschehen ist. Auf den Streit der Zillerianer strengster Observanz mit einer freieren Richtung über die Einteilung oder Nichteinteilung des Unterrichts in kleinste Unterrichtseinheiten und über die Anwendung oder Nichtanwendung der sogenannten formalen Stufen auf jede Einheit oder mit andern Worten, ob die Stufen mehr im Ganzen der Unterrichtsthätigkeit oder in jeder kleinsten Einheit verwendet werden sollen, auf diesen hat man sich am besten nicht einzulassen. Man halte es mit dem Meister Herbart selbst, der verlangt, „daß der analytische Unterricht während des ganzen Laufs der Jugendlehrzeit dem synthetischen an den passenden Orten zu Hilfe kommen soll.“ Man Sorge für Verknüpfung, leite die Abstraktionsthätigkeit auf genügend vielseitigen konkreten Unterlagen ein, damit die Lust des Könnens und der Arbeit aus der Abstraktionsthätigkeit erwachse. Wird solches Verfahren mit etwas geistiger Wärme versetzt, so haben wir zwar nicht die erziehliche Panacee (denn es sind noch andre Elemente thätig, über die der Lehrer nicht gebietet), aber wir haben doch einen Unterricht, der an seinem Teile erziehlich wirkt.

Aber auch bei dem Lehrer gelte es, daß das erworbene All-

¹⁾ Die sogenannten Formalstufen. Vergl. das Referat des Unterz.: In wie weit sind die Herbart-Ziller-Stoyschen didaktischen Grundsätze für den Unterricht an den höheren Schulen zu verwerten? Berlin 1883. S. 51 ff., 70 ff.

gemeine sich in freies Können umsetze. Kennt der Lehrer den psychologischen Prozeß des Lernens, hat er ihn eventuell aus Beispielen abstrahiert, so muß es für ihn eine Freude sein, den ähnlichen Stoff ähnlich zu gestalten. Nur so wahrt sich der Lehrer die unerläßliche Frische, die beim bloßen Nachtreten und Nachbeten auch der besten Methode verloren geht. Nur wenn bei der Präparation oder unmittelbar beim Unterricht der Lehrer Entdeckungen macht, Anwendungen findet, an die er vorher nicht gedacht, wenn ihm plötzlich etwas aufleuchtet, kann er sich die Kongenialität wahren, ohne die in einigen Fächern eben nichts zu machen ist. Darum also nicht eine zu weit gehende Beschränkung in methodischer und technischer Hinsicht. Man rege an, ohne zu beengen; man binde wohl, aber ohne einzuschnüren; die Regel führe nicht zur Sklaverei, sondern zur Freiheit¹⁾.

Die Zillerschen „Gesinnungsstoffe“²⁾ sind nach Eberhardts Meinung zu künstlich für Schulen mit Kombination verschiedener Jahrgänge und enthalten zu viel rein äußerliche und darum wertlose Verbindungen; aber etwas von den Grundgedanken jenes „Gesinnungsunterrichts“ wird verwertet, wenn für den Verfasser bei der Auswahl der Gedichte drei Gesichtspunkte maßgebend waren: 1) der heimatskundliche, 2) der geschichtliche, 3) der an den Umgang und die Gefühle, besonders die religiös-sittlichen und patriotischen sich anschließende. Er wünscht mit der getroffenen Auswahl Apperzeptionsstoffe zu geben, zur Konzentration des Unterrichts nicht nur durch die in der Gruppierung verwandter Gedichte liegende Berührung, sondern auch durch die Möglichkeit einer Berührung derselben mit andern Unterrichtsstoffen. Mehr noch als aus der Auswahl wird die Beachtung dieses wichtigen Gesichtspunktes aus der Behandlung der Dichtungen selbst deutlich. Und hier liegt auch der eigentliche Wert des Buches, in den Winken für die Behandlung der Gedichte durch den Lehrer. Entsprechend den Formalstufen ist der allgemeine Gang der Betrachtung folgender: I. Vorbereitung (orientierende Vorbesprechung). — II. Vorlesen (durch den Lehrer), welches schon zur Darbietung (Synthese) gerechnet werden muß. — III. Eingehende Besprechung und Erläuterung des Gedichts (eigentliche Darbietung). — IV. Übersicht über die Gliederung des Gedichts, Herausstellung von Überschriften der einzelnen Glieder, Feststellung des Grundgedankens, der Idee (? ? s. unten) des Gedichts, vergleichende Verknüpfung (Association). — V. Anwendung, Übung, durch verständnisvolles Vorlesen von Seiten der Schüler, durch kleine mündliche Aufgaben (z. B. Zusammenfassungen der Überschriften, des Gesamtinhalts u. s. w.) oder auch durch sich anknüpfende

¹⁾ Eberhardt, Vorrede S. 6.

²⁾ Vgl. d. genannte Referat S. 36 ff.

schriftliche Übungen im Niederschreiben, im Wiedererzählen, in der Beantwortung einzelner Fragen, in der Ausarbeitung kleinerer Abhandlungen u. s. w.¹⁾

Aber dieser Gang erscheint in mannigfaltigen Variationen, als Skizze einer kürzeren oder ausführlicheren Behandlung, einer Behandlung für gehobene Schulen und für einfachere Verhältnisse, für die Unter-, Mittel- oder Ober-Stufe der Schüler u. s. w. Zuweilen scheint die oben mitgeteilte Stufenfolge willkürlich verändert, z. B. wenn der Abschnitt „die Entstehung des Gedichts“ nicht mit der Vorbereitung verknüpft, sondern an das Ende der Betrachtung gesetzt wird; doch wird eine nähere Betrachtung solcher Abweichung sogleich zeigen, daß diese Umstellung nur scheinbar ist (z. B. Bd. I S. 101 bei der Erläuterung des Gedichts „die alte Waschfrau“), oder daß besondere Gründe für sie vorhanden waren.

Sehr zweckmäßig ist die Markierung der beim Lesen besonders zu betonenden Worte in dem jedesmal voraufgestellten Abdruck des Gedichts; denn mit großem Nachdruck wird die Notwendigkeit der planmäßigen und energischen Übung eines richtigen und dem poetischen Gehalt gerecht werdenden Lesevortrags hervorgehoben, eine Sache, welche in den höheren Schulen noch viel häufiger vernachlässigt wird als in den Volksschulen. Sehr dankenswert ist auch die bei vielen Gedichten zum Schluß hinzugefügte Darlegung der rhythmischen Gliederung.

Sollen wir zum Schluß einige Desideria herausheben, so sind es vor allem zwei: die Stufe des Systems, d. h. der systematischen Einordnung a) jedes Gedichtes und b) des durch dasselbe gewonnene Anschauungs- und Gedankengehaltes²⁾ in ein größeres Ganze tritt nicht deutlich genug heraus. Zwar erscheint die Kategorie „System“ einigemal (z. B. II S. 36), doch mehr als eine verlorene Einzelheit, nicht aber als ein Teil eines systematischen Ganzen. Die Sache selbst wird freilich in der Darstellung des Abschnitts „die Freiheitskriege in Wort und Lied“ (II S. 55 ff.) deutlich; zur leichteren Einführung in die Herbartische Didaktik wäre es aber erwünscht gewesen, wenn diese Stufe des Lehrverfahrens nicht erst mittelbar zwischen den Zeilen herausgelesen werden müßte, sondern klar und ausdrücklich vorgeführt würde.

Sodann läßt nicht ohne Bedenken das Bemühen des Verfassers, den Grundgedanken der Dichtung auf einen einzelnen Satz zurückzuführen, z. B. für Schillers Graf von Habsburg: „der

¹⁾ Vgl. das genannte Referat S. 52 ff., 113 ff., und die tabellarische Übersicht über das Lehrverfahren ebendas. im Anhang.

²⁾ Es handelt sich auf dieser Stufe um Einreihung und Einordnung der einzelnen (methodischen) Einheiten in den systematischen Zusammenhang eines größeren Ganzen zur Erzeugung größerer Begriffsreihen. Vgl. die angef. Tabelle, Stufe 4.

Gesang eine heilige Macht.“ (I S. 76) Uhlands des Sängers Fluch: „die heilige Macht des Sängers im Kampf mit der finstern Gewalt des Bösen“ (I S. 83) Schillers Bürgschaft: „die über alle Hindernisse triumphierende, zur höchsten Seelengröße sich steigernde Treue“, Schillers Kraniche des Ibykus: „die hehre Macht des Gesanges führt in Verkettung mit andern Umständen die Entdeckung auch der verborgensten Frevelthat herbei.“ — Diese Art erinnert an die einst von Hiecke angeregte, nun nach vielem Mißbrauch überwundene Manier der Lehrer des Deutschen, „die Idee“ eines Gedichtes, selbst eines Dramas herauszusuchen, d. h. die Quintessenz des Gehaltes auf eine kurze Formel zu bringen. Abgesehen davon, daß die hier mitgetheilten Beispiele in der einfachen Volksschule sich befremdlich ausnehmen, ist eine derartige Destillierarbeit überhaupt nicht unbedenklich; sie kann dem Reichtum einer Dichtung leicht Gewalt anthun und läßt die Unerschöpflichkeit des Gehaltes jedes wahrhaft schönen und klassischen Gedichtes nicht genügend zum Bewußtsein kommen. Und doch wird gerade dies eine Hauptforderung der Einführung in das poetische Verständnis sein müssen, daß der Schüler bei aller Herrschaft über das Objekt, zu welcher der Unterricht ihn geführt haben soll, gleichwohl ein deutliches Gefühl mit hinwegnimmt von dem *‘decies repetita placebit’*, weil das wahrhaft Schöne bei jeder neuen Versenkung neue Seiten und neue Tiefen offenbart.

Indessen hindern diese Bedenken nicht, das Buch eine der beachtenswertesten Erscheinungen auf dem Gebiet der Litteratur des deutschen Unterrichts zu nennen. Wir empfehlen es um so angelegentlicher den Lehrern auch an den höheren Schulen, je mehr es gerade hier an Lehr- und Hilfsbüchern fehlt, die uns nicht nur das den Schülern zu überliefernde Material mitteilen, sondern auch Winke über die Art und Weise der Behandlung desselben. Und die hier gegebene ruht auf festen Prinzipien. Das aber ist es, was uns not thut: ein fester Boden, auf dem eine Diskussion über Didaktik und Methode erst fruchtbar, ja überhaupt erst möglich wird. Jetzt beschreibt jeder in der Regel seine subjektive Manier und sucht sie andern einzureden. Daher versteht man sich häufig kaum, und der Subjektivismus auf dem Gebiet der „Gymnasial-Pädagogik“ ist so ins Kraut geschossen, daher auch die Abneigung so vieler gegen alles, was Methode heißt, weil man immer nur die beengende Aufdringlichkeit einer neuen subjektiven Meinung fürchtet. Und doch beruht diese Sorge nur auf einer Verwechslung von „Manier“ und „Methode“¹⁾. Es würden viele als eine Erlösung aus dem Wirrwarr subjektiver Meinungen begrüßen, wenn ihnen der

¹⁾ Vgl. Herbart, *Allgem. Pädagogik* (Pädag. Schriften herausgegeben von O. Willmann 2. A. Bd. I S. 414), und die vortreffliche Auseinandersetzung des Unterschiedes von Manier und Methode bei Stoy, *Von der Heimatkunde*, Jena 1876. S. 17 ff.

festen Boden einer objektiven, auf objektiven Prinzipien ruhenden Didaktik gewiesen würde. Die Herbart'sche Schule glaubt ihn zu haben; mögen alle diejenigen, welche aus dem Subjektivismus heraus nach einem festen *δὸς πού στῶ* sich sehnen, das dort Gegebene zunächst einmal vorurteilsfrei prüfen; vielleicht würden viele finden, daß ein Zurückgehen auf jene Didaktik keinen Rückschritt bedeutet, sondern daß hier die Wege gezeigt sind, denen die Zukunft auch auf dem Gebiet der „Gymnasial-Didaktik“ gehört.

Daß die Volksschule, weil sie in den Seminarien Pflegestätten der Lehrer-Bildung und damit zugleich der Didaktik besitzt, bei weitem besser daran ist, als die höheren Schulen, wird nur der leugnen, welcher die Volksschule und ihre Seminarien nicht kennt. Unter diesem Gesichtspunkte ist ein Blick auf das zweite der im Eingang genannten Werke sehr lehrreich, welches in dem Kreise der höheren Schulen ebenfalls noch viel zu wenig bekannt zu sein scheint. Dasselbe ist aus dem Kreise der Volksschule hervorgegangen, wenn sich auch ein Universitäts-Professor — Dr. Gosche in Halle — unter den Herausgebern befindet. Aber es soll die Barrieren zwischen den einzelnen Schulklassen und Schulkategorien durchbrechen, indem es als Führer und Berater das Kind durch das gesamte Schulalter in methodischer Folge begleiten will. Es sollte nach dem Vorwort zu Band I S. 12 behandeln: Bd. I Dichtungen für die Unterklassen gehobener und die Mittelklassen ländlicher Schulen, Band II für die Mittelklassen der mehrklassigen und die oberen Stufen der ein- oder zweistufigen Landschule bestimmt sein; Band III die Oberklassen mehrklassiger Volksschulen und Band IV das Bedürfnis der Oberklassen von gehobenen Schulen, Seminarien, Realschulen und Gymnasien im Auge haben. Aber es haben die Herausgeber bald gemerkt, daß der an sich so vortreffliche, uns höchst sympathische Grundgedanke: Einheit der didaktischen Arbeit in der einen, die niederen, wie die höheren Schulen umfassenden nationalen Schule, durch solche Scheidung leicht beeinträchtigt werden wird, abgesehen davon, daß die gewählten Zeichnungen der oben mitgetheilten Übersicht nicht genügend deutlich machen, daß auch Band I—III zugleich für die höheren Schulen mit berechnet sind. Man hat daher, wie das Vorwort zum II. Bande mittheilt, diejenigen Dichtungen, welche verschiedenen Stufen mit gleichen Recht zugewiesen werden könnten, nicht ausschließlich für die Unterstufe, sondern in einer mehr abschließenden Weise auch für die höheren Stufen behandelt, und es dem Lehrer überlassen, aus dem gegebenen Stoffe für die jeweilige Altersstufe das Passende auszuwählen. So wird man im I. Bande nicht nur zahlreiches Material für die Vorschule, sondern auch eine ganze Zahl solcher Dichtungen erläutert finden, welche sonst die Lesebücher für Sexta bringen, und in den folgenden Bänden die meisten der-

jenigen Dichtungen, welche auch in den unteren und mittleren Klassen der höheren Schulen behandelt werden.

Das Eigentümliche des Buches liegt aber auch hier, wie bei demjenigen von Eberhardt, nicht in der Auswahl des Materials, sondern in der Art der Behandlung. Darin suchen die Herausgeber „den Berechtigungsschein“ für ihr Unternehmen. Sie wollen den vorhandenen Büchern keine Konkurrenz machen, aber „ein Scherflein zur Lösung einer methodischen hochwichtigen Frage beitragen, wie die geistigen Nährstoffe des Lesebuchs in lebendige Kraft zu verwandeln seien, so daß das „Interesse“ des Kindes in die Lernarbeit hineingezogen wird. So wenden sie sich in gleicher Weise gegen die Bequemlichkeit und den Schlen-drian, der sich begnügt, lesen und wieder lesen zu lassen, ohne daß die Lesenden entdecken, wie zwischen den toten Zeichen Geist und Leben webt und waltet, gegen den Lesemechanismus also, welcher die schönen lebenskräftigen Stoffe totliert — wie gegen die Beschränktheit derer, welche sich mit dem Abfragen des Inhalts und dürftigen äußerlichen Notizen begnügen, ohne je bis zum Kern zu dringen —, aber auch gegen die Überklugheit, welche die Dichtungen zu Atomen zersäert, hineinschachtelt, was nicht hineingehört, und sie unter dem Schutt und Gerölle von Erklärungen und Notizen begräbt —, endlich gegen die Realienfanatiker, welche das Lesebuch nur als Realienbuch behandeln, ebenso wie gegen die einseitigen Grammatiker, welche in dem Lesestoffe nur grammatische Präparate sehen; — die Dichtung soll die Hauptsache, die Interpretation immer eine bescheidene, verständnis- und taktvolle Dienerin bleiben. Denn da von der inneren Kraft der Dichtung die Hauptwirkung zu erwarten ist, so besteht die Aufgabe der Interpretation darin, in die Dichtung einzuführen, ihre Schönheit zu erschließen, das Auge zu rechtem Sehen zu schärfen, die Seele zu rechtem Empfinden zu stimmen. Und nun folgen ganz vortreffliche Winke über die Methode der Behandlung, welche allein schon das Werk zu einem höchst beachtenswerten machen, und die wir auf das angelegentlichste zur Beachtung empfehlen.

Die Methode der Behandlung, heißt es, hat sich eng dem Wesen des Gegenstandes anzuschmiegen und ihm ihre Gesetze abzulauschen. Sind nun Dichtungen Kunstwerke, so muß ihre Behandlung ein Kunstgenuß sein oder doch dazu führen. Welche psychologischen Stufen durchläuft nun der Kunstgenuß?

I. Die Stufen der Vorbereitung. Was beim Unterricht nicht zur Vorstellung in der Seele wird, ist in der Regel für die Bildung verloren. Neue Vorstellungen dürfen aber nicht unvermittelt und wesenfremd in die Seele platzen, sondern müssen sich auf vorhandene stützen und an verwandte lehnen, wenn sie sich als Bildungs- und Lebensstoff assimilieren sollen. Der Lehrer muß so genaue Fühlung mit der kindlichen Seele haben, daß er

an jedem Worte fühlt und weiß, ob es wie ein Pfeil zum Sichermale fliegt und trifft oder ziellos ins Weite schwirrt. Stets hat er das Neue im Unterricht an die vorhandenen Vorstellungen anzuknüpfen oder die fehlenden Voraussetzungen erst zu schaffen. Er muß darum gleichsam alle eingeschlagenen Nägel kennen, woran er das Neue anhaken kann. Was als Lebenston fortklingen soll, muß vorher vielmal vor- und anklingen¹⁾. — Es wird nun gezeigt, auf wie mannigfache Weise die Vorbereitung geschehen kann: bei ganz einfachen Dichtungen durch gutes Vorlesen — es fällt dann diese Stufe mit der folgenden zusammen —, durch kurze Erklärung der wenigen unbekanntem Ausdrücke, endlich durch das Aufbauen eines Gedichtes in der Weise, daß die Schüler an der Hand des Lehrers die Materialien der Dichtung zusammentragen und er sie nur in das rechte Licht rückt; — bei schwierigeren Gedichten durch Zeichnung eines Situations- und Stimmungsbildes, das die Seelen der Hörer in die rechte Spannung versetzt. Denn der Zweck ist jedesmal die Erregung der Erwartung dadurch, daß alle Steine des Anstosses aus dem Wege geräumt werden²⁾.

Die II. Stufe ist die der Unmittelbarkeit. Sie besteht in einem möglichst guten Vorlesen der Dichtung durch den Lehrer. Seine Stimme und Geberde helfen die innere Kraft der Dichtung flüssig machen und in die kindliche Seele tragen³⁾.

Es folgt die III. Stufe der Vertiefung. Sie würde in logischer Folge sich so vollziehen, daß man Ort und Zeit der Handlung skizziert, die auf der Scene sich bewegenden Personen oder personifizierten Dinge charakterisiert, den Gedankengang und die Gliederung der Dichtung aufdeckt, vor allem durch zweckmäßige Kern- oder Konzentrationsfragen, welche das tiefere und volle Verständnis den Schülern zu erschließen suchen, — endlich auf die Schönheiten und Eigentümlichkeiten der Formen, die wirksamen (poetischen) Mittel der Darstellung aufmerksam macht u. s. w.⁴⁾

Die IV. Stufe ist diejenige der Verwertung. Wie die Unterrichtsarbeit alle Geisteskräfte ins Gefecht zu führen hat, so muß auch der Unterrichtserwerb allen Seiten des menschlichen Wesens gerecht werden. Auch die Behandlungen der Dichtungen des

¹⁾ Dem Kundigen ist deutlich, daß hier das Wesen der Apperzeption charakterisiert wird. Vgl. K. Lange Über Apperception. Eine psychologisch-pädagogische Monographie. Plauen 1879. H. Kern Grundriss der Pädagogik § 9.

²⁾ Stufe der Vorbereitung, Analyse bei Herbart-Ziller; vgl. das gen. Referat S. 52. — Über das Moment: Erregung der Erwartung vgl. H. Kern a. a. O. § 10.

³⁾ Vgl. Herbart über die Stärke des ersten Eindrucks, die Frische der Empfänglichkeit, Pädag. Schriften (O. Willmann) I 407 Anm., II 540.

⁴⁾ Über „Vertiefung und Besinnung“ vgl. Herbart Pädag. Schr. I 376, 381 ff. bes. 388 und das gen. Referat S. 62 ff.

Lesebuchs hat die Erkenntnis zu bereichern, Sprachverständnis und Sprachfertigkeit, diese Angelpunkte der Sprachpflege, zu fördern, die Gefühle zu veredeln, den Willen zu kräftigen und in der Schatzkammer des Gedächtnisses das Beste unverlierbar aufzuspeichern. Je mehr der Beziehungen sind, mit denen sich das Einzelne verknüpft, desto fester haftet es. Die besten Anker des Gedächtnisses sind Verständnis, Liebe und — Übung¹⁾.

Die Verwertung wird sein können: 1) Nutzenanwendung für Herz und Leben. Der Unterricht, der das Gefühl nicht veredelt und den Willen nicht läutert und festigt, mithin nicht erzieht, ist nur ein halber. Nie darf der Appell an das Herz des Lernenden vergessen werden. Kennen muß Können, Wissen muß Wollen werden. — 2) Anklänge an Bekanntes und Verwandtes, so wie Vergleichen. Jedes Neue muß sich mit dem Vorhandenen associieren, um sich selbst zu stützen und halb Verdunkeltes wieder über die Schwelle des Bewußtseins emporzuheben. Nichts trägt mehr zur Klärung und Befestigung der Vorstellungen bei, als die Vergleichen. Denken heißt vergleichen. Parallelismus oder Antagonismus ist der Doppelschritt, in dem sich Gedanken und Thatsachen bewegen²⁾. — 3) Rede- und Stilübungen. Der innere Gewinn soll sich hörbar und sichtbar zeigen. Fehlt diese Manifestation, so ist der Gewinn zweifelhaft. Die Rede- und Stilübungen können Beantwortung zusammenfassender Fragen, Beschreibungen, Vergleichen, Charakteristiken, Um- und Nachbildungen, grammatische, orthographische und etymologische Aufgaben, Anwendung verwandter Sprüche und Sprüchwörter u. s. w. sein. — 4) Memorieren und Recitieren.

Dieses „methodische Tableau“ für die Behandlung von Dichtungen soll aber nicht ein eiserner Rahmen sein, auf den jede Dichtung gespannt und Zug für Zug angepaßt wird. Dann könnte es in ungeschickter Hand leicht ein Prokrustesbett werden, auf dem die Schönheit verrenkt und verstümmelt, der Geist aber angetrieben würde. Es soll nur Gesichtspunkte fixieren, den Weg zu einer planmäßigen Behandlung zeigen und dem Lehrer einen Schlüssel bieten, um an jede Dichtung herantreten und von ihrem inneren Gehalte dies und das erschließen zu können. Die eine Dichtung wird nach dieser, die andere nach jener Seite

¹⁾ „Methode“ bei Herbart und Ziller, „Funktion“ bei Vogt, „Übung“ bei Kern, „Anwendung“ bei Ziller, Dörpfeld u. Rein. Vgl. das gen. Referat S. 66 ff. und 113.

²⁾ Der Kundige erkennt hier überall die Grundanschauungen, Sprache und Terminologie der Herbart'schen Schule. Vgl. den Index von Willmann in der Ausg. von Herbarts Pädagog. Schriften Bd. II S. 672 ff. unter: erziehender Unterricht, Schwellen des Bewußtseins, frei steigende Vorstellungen, Apperzeption, Association, Wirkung auf den Willen, — und das gen. Referat in den betr. Abschnitten.

ergiebig sein, die eine wird eine Beleuchtung nach allen, die andere nur nach einer oder zwei Seiten erfordern.

Wir haben die Herausgeber meist in ihren eigenen Worten reden lassen und nur einige Anmerkungen hinzugefügt. Dann ergibt sich das überraschende Resultat, daß die Herausgeber ganz auf dem Boden der Herbart'schen Didaktik stehen, aber es sorgsam vermeiden, den Namen dieser Schule zu brauchen, — sodann, daß sie die Terminologie der Schule verwenden, deutlich genug für den mit derselben Vertrauten, aber doch so, daß sie nicht unbequem wird für die mit derselben Unbekannten. Man kann in diesem Verfahren eine praktische Klugheit erkennen, und besonders, was die Terminologie anbelangt, so ist ja oft schon nachdrücklich darauf hingewiesen, daß es der Verbreitung der didaktischen Grundsätze jener Schule nicht förderlich sei, wenn man sich ausschließlich in ihrer zum Teil „dunkeln Terminologie“ bewegen wolle¹⁾. Aber wenn man, wie die Herausgeber, im großen und ganzen auf dem Boden jener Didaktik steht, so soll man auch bekennend dafür eintreten. Indessen kann jene reticentia der Herausgeber auch anders aufgefaßt werden, als ein Zeugnis nämlich dafür, wie sehr die Didaktik jener Schule schon Gemeingut geworden ist, wenigstens in den Kreisen der Volksschule²⁾. Es wäre dann eine Bestätigung der vom Unterzeichneten früher ausgesprochenen Behauptung, „daß die wesentlichsten der von der Herbart'schen Schule hingestellten und begründeten Forderungen auch außerhalb seiner Schule in der Empirie bereits vielfach in Anwendung und Geltung sind, am meisten in den Seminararien für die Volksschule³⁾.“ Ferner wird der Einblick in das von den Herausgebern aufgestellte methodische Tableau und die Vergleichung desselben mit anderen deutlich machen, wie groß die Freiheit der Bewegung innerhalb der Schule ist, wie wenig die Anerkennung und Gemeinsamkeit ihrer allgemeinen didaktischen Prinzipien und Grundlagen die Anwendung im einzelnen beengt oder zu „schablonenhaftem Mechanismus“ macht.

Endlich mag auch die Vergleichung der Behandlung des Gedichtes von Hölty „das Feuer im Walde“ durch den Unterzeichneten (in dieser Zeitschrift 1883 S. 321 ff.) mit der durch die

¹⁾ Vgl. die Schrift: Herbart und seine Jünger, Freunde und Gegner zur Verständigung. Langensalza 1880. S. 12 ff. und 29 ff. — Über die Dunkelheit der „allgemeinen Pädagogik Herbarts“ handelt auch O. Willmann in Bd. V der Jahrb. des Vereins für wissenschaftl. Pädag. Er schließt sehr treffend: „Wer hätte das Buch (die allgem. Pädag. Herbarts) in sich aufgenommen, dem es nicht trotz aller Dunkelheiten eine Quelle des Lichts geworden wäre?“

²⁾ „Allmählich und ohne daß sie selbst es merkten, haben die nicht unserer (d. h. der Herbart'schen) Schule angehörigen Schulmänner ein gutes Teil Herbart'scher Pädagogik in sich aufgenommen und in ihren Schulen praktisch werden lassen.“ Herbart und seine Jünger S. 24.

³⁾ Das seminarium praeceptorum an den Franckeschen Stiftungen zu Halle S. 29.

Herausgeber Bd. III S. 129 ff. gegebenen Erläuterung zeigen, wie man auf dem Boden der gleichen Grundanschauungen zu immer noch recht verschiedenen Ausführungen gelangen kann. Dem Unterzeichneten — mit Beschämung gesteht er es ein — ist das Werk der Herausgeber erst nach Veröffentlichung seiner Präparation auf die Behandlung des Hölty'schen Gedichtes bekannt geworden, und er fürchtete, als ihm die Arbeit der Herausgeber zu Gesicht kam, etwas Überflüssiges veröffentlicht zu haben; aber wie er aus jener nachträglich gelernt zu haben mit Freude bekennt, so wird auch der Verf. jener andern Erläuterung zugeben, daß er noch manches zu tieferem Verständnis übrig gelassen hat. Das wahrhaft Schöne ist eben unausdeutbar.

Wir sehen davon ab, das Einzelne der Ausführung in dem Werk zu besprechen, und begnügen uns mit der Bemerkung, daß die Ausführung selbst wiederum das Bild einer sehr mannigfaltigen Anwendung des „methodischen Tableaus“ erkennen läßt und daß ein Reichtum feinsinniger Bemerkungen und vortrefflicher, methodischer Winke darin enthalten ist, welcher das Werk zu einem der anregendsten und fruchtbarsten auf diesem Gebiete machen kann. Auch den höheren Schulen es recht nachdrücklich zur Beachtung zu empfehlen, zugleich als ein direktes oder indirektes Zeugnis für die Bestrebungen der Herbartschen Schule, — nicht eine eigentliche, ausführliche Rezension des Werkes, war der eigentliche Zweck der vorstehenden Zeilen.

Halle a. S.

O. Frick.

1) Ernst Köhler, *Mittelhochdeutsche Laut- und Flexionslehre* nebst einem Abriss der Metrik für Oberklassen höherer Schulen. Zweite Auflage. Dresden, O. J. Bleyl und Kämmerer. 34 S. 8.

Die erste Auflage wurde in dieser Zeitschrift 1880 S. 133—136 von Rödiger als durchaus fehlerhaft, daher unbrauchbar abgewiesen; andere Stimmen sprachen sich ähnlich aus. Die neue Auflage hat sich daher zunächst als eine verbesserte zu legitimieren. Der Verfasser hat sich nun die Ratschläge seines Rezensenten vielfach, aber durchaus nicht immer zu Nutzen gemacht, und oft genug begegnen in den entsprechenden, freilich fast durchweg umgestellten und im Wortlaut abweichenden Paragraphen die alten Verstöße. Die Vorrede ist unterdrückt, die beiden ersten Paragraphen haben den Platz gewechselt, aber sie sind noch vorhanden, obgleich Rödiger mit Recht bemerkte, daß ein Abschnitt über morphologische Einteilung der Sprachen, „die mit dem mhd. nicht die Spur zu schaffen hat“, höchst überflüssig ist und eine weitläufige Behandlung des indogermanischen Sprachstammes recht gut fehlen dürfte. Die mangelhafte Definition des Begriffes *mittelhochdeutsch* § 4, 2 ist geblieben, ebenso die Anmerkung von der Vokalschwächung in fremden neueren Sprachen:

lat. *homines*, franz. *hommes*; got. *habaidédeima*, engl. (*we*) *had!* Mit Rödigers auf § 10, 2 (jetzt § 9 a) bezügliche Frage: „Ist *bivouac* mhd.?“ wußte der Verf. offenbar nichts anzufangen und schreibt nun: „in dem romanisierten *bivouac* (Beiwacht)!“ Auch im metrischen Abschnitt hat sich Köhler gegen einige Ratschläge verhärtet: § 45 ist zwar nunmehr zu lesen: *het temen gesdget Bizelen*, aber die Anweisung nicht unterdrückt: (*lies g'saget*). Die unglückliche Definition der Nibelungenstrophe, die damit in Widerspruch tretende Auffassung der Kudrunstrophe (vgl. Rödiger S. 135) sind stehen geblieben.

Aber auch was meinem Vorgänger „zu viel gewesen“ enthält noch manches Bedenkliche, Inkorrekte, Schiefe. Weshalb ist S. 8 *liumet* (Leumund): angesetzt, da doch *liumunt* vorhanden ist? S. 12 wird die Reduplikation so definiert: diese Verben „verdoppeln in sehr früher Zeit im Präteritum, wie das Latein in *dedi, didici, spoonidi* u. s. w. ihre Stammsilben“. S. 27. „Manchmal rückt auch im Verse der Hochtön von der ersten auf die zweite Silbe (schwebende Betonung): *Rumólt der kuchenmeister*. Aus der neueren Dichtung vgl. Schiller: *Damón*, den Dolch im Gewande. Uhland: *Siegfried* nur einen Stecken trug“. Damit soll die schwebende Betonung erklärt sein? S. 28. Anwendung des daktylischen Rhythmus ist in der Lyrik durchaus nicht so selten wie aus dem Wortlaut entnommen werden kann. S. 29. *auch hat er's sére engolien* (für *er es*), *wo ouch, ers, (er es)* zu lesen sind. S. 33. „Einstrophige Gedichte heißen Sprüche“! — Der Hildebrandston hat seinen Namen „von dem Hildebrandsliede Caspars von der Roen“: dieses Gedicht ist aber nicht von der Hand Caspars aufgezeichnet, mithin kein Grund vorhanden es ihm zuzuschreiben.

Nichtsdestoweniger bezeichnet diese Auflage einen Fortschritt gegen die erste. Ob sie aber in ihrer neuen Form für Oberklassen höherer Schulen weniger ungeeignet ist als in der früheren, muß bezweifelt werden. Das häufige Zurückgreifen auf got. ahd., auch gelegentliches Anziehen der Dialekte, manch überflüssiges Detail (S. 4 Anm. zweiter Satz; 16 Anm. 2; 20 Anm. 2; 24 Anm. u. a.) erschweren jedenfalls die Benutzung des Buches in der Schule, die nicht den Gegenstand studieren, sondern höchstens über ihn orientieren soll.

2) Richard von Muth, *Mittelhochdeutsche Metrik. Leitfaden zur Einführung in die Lektüre der Klassiker*. Wien, Hölder, 1882. X und 130 S. 8.

Wie angenehm und bequem hat es doch die Jugend heutzutage! Es waren keine leichte Stunden — ich entsinne mich ihrer recht gut —, als ich aus Lachmanns Anmerkungen zu Iwein, Walther, der Nibelunge Not, Haupts zum Erec und Engelhard u. a. m. den reichen Schatz metrischer Details zusammentrug, die

sich dann an Lachmanns mystischen Abrifs der mhd. Metrik (1844) willig anfügten. Ihn dankten wir Müllenhoff, der ihn seinen „Paradigmata zur deutschen Grammatik“ angehängt hatte. Das Heft, das so entstand, liegt nun wieder einmal vor mir, fast so gelb wie der Umschlag des neuen Buches, mit dem uns v. Muth jüngst beschenkt. Dann kam ein Kolleg Müllenhoffs über altdeutsche Metrik im Anschluß an Minnesangs Frühling, und was zerstreut gesammelt war, baute sich hier zum reichgegliederten Systeme auf und stand auf der gewaltigen Basis, die der feinfühligste aller Forscher und Kritiker der deutschen Verskunst erschaffen hat. Freilich fehlte es nicht an Widerspruch, andere Auffassungen suchten sich Geltung zu verschaffen, Bartschs Untersuchungen über das Nibelungenlied brachten Anregendes und Förderndes, das freilich die Arbeit nicht erleichterte, — aber diese Arbeit war unendlich reich an Freude und Genuß. Ob das unverhältnismäßig leichter erworbene Gut dem heutigen Studierenden ebensoviel davon gewährt?

Denn solchen ist v. Muths Arbeit gewidmet, „die zum ersten Male an die Lektüre unserer mittelalterlichen Klassiker schreiten wollen“. Darum wird auch auf eine historische Darstellung der Entwicklung unserer Metrik verzichtet. Mit Material auf das vortrefflichste ausgerüstet — Zacher stellte dem Verf. mit bekannter Bereitwilligkeit das Heft zur Verfügung, in dem er im Wintersemester 1842/43 Lachmanns Vortrag nachgeschrieben —, durch eigne Studien als Führer auf dem Gebiete legitimiert, beschränkt sich v. Muth darauf, die Regeln darzulegen, welche von Hartmann bis Konrad in Geltung und Übung gestanden. Überall liegt natürlich Lachmanns Gesetzbuch zu Grunde, auf die klassischen Stellen zum Iwein u. s. w. ist unablässig verwiesen, aber auch den Gegnern ist oft genug das Wort erteilt, ihre Ansicht mehrfach des breiteren dargelegt, während der Verf. nur selten seine eigene Meinung entscheiden läßt. Chronologisch ist v. Muths Zusammenstellung nicht die erste auf diesem Gebiet, doch gebührt ihr diese Stelle wegen der methodischen und klaren Darstellung vollauf. Denn wenn irgend etwas, fehlte Klarheit seinen Vorgängern durchaus, und oft genug erforderte der Ausdruck mehr Nachdenken als der Gegenstand. Dieser Eigenschaft dienen auch die zahlreichen, gut ausgewählten Beispiele, die der genannten Epoche entnommen sind und das Grenzgebiet nur selten streifen. Den sechs Kapiteln, welche die eigentlich metrischen Fragen behandeln, sind zwei andere über die Strophe und über den Leich hinzugefügt, die mehr dem Gebiet der Poetik angehören als dem der Metrik. Aber sie sind durchaus dankenswert in Anbetracht der gewaltigen Unklarheit, die sich noch immer um die Begriffe Strophe und Vers im Kopfe solcher lagert, die sich zu Verfassern von Handbüchern der Metrik berufen fühlen. Besonders angenehm war es dem Ref., die Entwicklung der epischen Strophe hier

ausführlich vorgetragen zu sehen — sie ist doch wohl mehr als Hypothese (S. 101); vielleicht bemächtigt sie sich nun weiterer Kreise und findet allgemein die ihr zukommende Beistimmung. Zu Kap. VIII hätte wohl auf Lachmanns Abhandlung Kl. Schr. I S. 325 ff. verwiesen werden können. Willkommen ist der Anhang: Wichtige Bemerkungen über den Brauch einzelner Autoren und Dichtungen.

Berlin.

Hans Löschhorn.

Friedr. Bauer, Grundzüge der neuhochdeutschen Grammatik für höhere Bildungsanstalten und zur Selbstbelehrung für Gebildete. Neunzehnte (der neuen Folge zweite) Auflage, bearbeitet von Konr. Duden. Nördlingen, Becksche Buchhandlung, 1882. XVIII u. 214 S.; dazu: Rechtschreiblehre auf 76 S. 8.

Die bekannte Grammatik von Bauer hat in der 18. und 19. Auflage durch Duden eine neue Bearbeitung gefunden, die in dem Abschnitte über die Rechtschreibung sich zu einer völligen Umarbeitung gestaltet hat.

Die Bedeutung der Grammatik von Bauer besteht bekanntlich darin, daß dieselbe zugleich den Forderungen der Wissenschaft und der Schule gerecht wird. Nicht bloß die Ergebnisse der historischen Schule werden in recht guter Weise vorgeführt, sondern auch die logische Seite der Sprache, für welche zuerst Ferd. Becker grundlegend gewirkt hat, erfährt in der Syntax eine vortreffliche Behandlung; sodann haben die Bestrebungen der s. g. psychologischen Schule, deren tüchtiger Vertreter v. Thrämer ist, einen großen Einfluß auf das Buch ausgeübt. Das Bestreben dieser psychologischen Schule ist ja vor allem auf die Gegenwart und die Ausbildung der Sprachfertigkeit gerichtet.

In einer Tabelle wird zunächst ein Überblick über den indogermanischen Sprachstamm gegeben, darauf in der Einleitung eine knappe und gute Übersicht über die Geschichte der deutschen Sprache, die zugleich die Schüler mit den Hauptvertretern der litteraturgeschichtlichen Entwicklung bekannt macht. Daran schließt sich die Lautlehre, sowie die Abschnitte über die Nomina, Verba, Adverbien, Präpositionen, Konjunktionen und Interjektionen. Es folgt eine ausführliche Darstellung der Lehre von der Wortbildung auf 42 S., die besonders wegen der Abschnitte über die ablautenden Verba mit ihren Sproßformen, sowie über den Bedeutungswandel, desgleichen über „einige deutsche Wörter, deren Abstammung weniger bekannt ist“, schließlic über „deutschklingende Wörter aus fremden Sprachen“ einen eigentümlichen Vorzug dieser Grammatik vor andern bildet; wenigstens können die mir bekannten Schulgrammatiken von Hoffmann, Engeli, Schulz, Sommer, Heyse, Buschmann u. s. w. in gründlicher Ausführlichkeit sich nicht mit der vorliegenden hierin messen. An die Wort-

bildungslehre fügt sich der Teil, den ich für den eigentlichen Kern und Mittelpunkt des ganzen deutschen Unterrichts in der Grammatik in den unteren und mittleren Klassen halte, nämlich die Satzlehre. Die Ansicht, daß die Satzlehre innerhalb des deutschen grammatischen Unterrichts auf den unteren und mittleren Stufen der höheren Schulen den eigentlichen Angelpunkt bilden muß, ist in mir besonders befestigt worden durch das vor kurzem erschienene Buch von Otto Vogel, welches den bezeichnenden Titel führt: „Lehre vom Satz und Aufsatz“ und für die Methode des Unterrichts in der Satzlehre von großer Bedeutung ist. Auch die Satzlehre in der Bauer-Dudenschen Grammatik ist sehr gut; besonders sind die Bezeichnungen für die Satzverhältnisse, welche Bauer „Satzbilder“ nennt, recht zweckmäßig und können zu wirksamen Übungen behufs Einführung in das Verhältnis der Sätze zu einander benutzt werden. Der Satzlehre ist noch ein Abschnitt „über Genus, Tempus und Modus beim Verbum“ beigegeben, worauf in einem Anhange „Bemerkungen zur Einführung in ein tieferes Verständnis der deutschen Sprache“ folgen. Dieser Anhang enthält ausführlichere Belehrung über Brechung, Umlaut, Ablaut, starke und schwache Deklination und Konjugation, die reduplizierenden Verba, ferner über „verschiedene mehr untergeordnete oder zufällige Lautveränderungen“, sodann über das Gesetz der Lautverschiebung, welches durch eine Reihe gut ausgewählter Beispiele am Griechischen, Lateinischen, Gotischen, Englischen, Althochdeutschen und Neuhochdeutschen erläutert wird. Weiter wird der Unterschied von grammatischem Satze und logischem Urteile klar gemacht und genauere Mitteilungen über die Wort- und Satzfolge gegeben; schließlic folgt eine Auseinandersetzung der Begriffe Ursache und Wirkung einerseits und Grund und Folge andererseits.

Da Duden auf dem Gebiete der Orthographie zu den maßgebenden Größen gehört, so ist die Umarbeitung des Abschnitts über die Rechtschreibung eine besonders wohlgelungene. Die Neubearbeitung dieses Teiles ist zugleich der Art, daß derselbe dem orthographischen Unterrichte an den höheren Lehranstalten aller deutschen Staaten, welche sich der neuen Orthographie für ihre Schulen angeschlossen haben, zu Grunde gelegt werden kann. Den Schluß bildet eine kurze Interpunktionslehre und ein Wörterverzeichnis.

In einzelnen Punkten müssen die neueren Ergebnisse der Sprachwissenschaft noch mehr berücksichtigt werden, z. B. bezüglich der Annahme der germanischen Urvokale a, i, u und der vermeintlichen späteren Entstehung von e und o. — Wenn sodann bei der Darstellung des Gesetzes der Lautverschiebung die weiteren Forschungen Rud. v. Raumers über diesen Gegenstand erwähnt sind, so hätte auch das Ergänzungsgesetz angeführt werden müssen, welches Karl Verner darlegt in seinem in Kuhns Zeitschrift für

vergleichende Sprachforschung (XXIII S. 97ff.) erschienenen Aufsätze „Eine Ausnahme der ersten Lautverschiebung“, eine Abhandlung, die für die gesamte Laut- und Formenlehre der indogermanischen Sprachen von großer Bedeutung ist.

Was nun die Verteilung des in der Grammatik niedergelegten Unterrichtsstoffes auf die einzelnen Klassen betrifft, so hat Duden den von Bauer der Grammatik vorgefügten „Lehrplan für den Unterricht in der deutschen Sprache“ wiederum zum Abdruck gebracht. Ich stimme Duden völlig bei, wenn er in einer Fußnote bemerkt, daß verschiedene Abschnitte aus der Grammatik erst in den oberen Klassen zu vollem Verständnis gebracht werden können, wie z. B. der ganze Anhang. Nach der Entfernung des Mhd., die auch ich mit Rücksicht auf die eigentlichen Ziele des deutschen Unterrichtes auf höheren Lehranstalten für eine durchaus richtige Maßregel halte, ist ja jetzt z. B. in der Sekunda hinreichende Zeit vorhanden, um die Schüler zu einem genaueren Verständnis der Muttersprache zu führen. Und wie gern hören sie solche Belehrungen und mit welcher spielender Leichtigkeit behalten sie z. B. etymologische Erklärungen! Auch die sonst unaufmerksamen Schüler haben dafür, wenigstens nach meinen Erfahrungen, ein großes Interesse. Gerade der Abschnitt über Etymologie hat unter der tüchtigen Hand des Neubearbeiters eine wesentliche Verbesserung erfahren. Ferner hat Duden im Interesse der realistischen Anstalten manches Neue eingefügt.

So ist denn das Buch besonders für die mittleren und höheren Klassen der Gymnasien und Realgymnasien ein vortreffliches Hilfsmittel, den Schülern ein klares Verständnis der deutschen Sprache zu verschaffen und dadurch in ihnen auch über die Schule hinaus eine regere Teilnahme für die Muttersprache wachzuhalten.

Altena in Westf.

Th. Lohmeyer.

-
- 1) K. Hentschel und A. Junghänel, Sammlung ausgeführter Stilarbeiten. Ein Hilfsbuch für Lehrer bei Erteilung des stilistischen Unterrichts. Vierte Abteilung: Für Mittelklassen höherer Schulen. Berlin, G. Hempel, 1882. VIII und 324 S. 8. 2,80 M.

Das vorliegende Werkchen bietet ausgeführte, zum größten Teil selbständige, zum kleineren Teil aus guten Quellen entlehnte Arbeiten, Schüleraufsätze, aber von Lehrern als Muster angefertigt. Jeder Ausarbeitung sind Fragen vorausgeschickt, die dem Schüler diktirt werden können, um bei der häuslichen Arbeit als Leitfaden für die Gruppierung des Stoffes zu dienen. Inhalt: 54 Beschreibungen und Schilderungen, 8 Vergleichen, Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten (Erklärung des Sinnes, Anwendung auf einen bestimmten Fall, ausführliche Umschreibung), homonyme und synonyme Wörter (je 10 Aufsätze), Arbeiten im Anschluß an den poetischen Lesestoff (10).

Die einfach, klar und frisch geschriebenen Aufsätze werden die Knaben gerne hören und lesen. Wenn der Lehrer das dargebotene Material verständlich benutzt, kann er viel Gutes stiften.

2) K. Dorenwell, Der deutsche Aufsatz in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten, sowie in Bürger- und Mittelschulen. Erster Teil. Hannover, Carl Meyer, 1883. 160 S. 8. 2,40 M.

Dieser erste Teil des aus der Praxis hervorgegangenen Werkchens ist für die beiden untersten Stufen des Gymnasiums berechnet. Er enthält Fabeln, Sagen aus dem klassischen und deutschen Altertume, Erzählungen aus der Geschichte, Anekdoten und Schwänke, Beschreibungen, Umwandlung von Poesie in Prosa und einige Briefmuster. Fast jedem Abschnitte geht eine Anweisung „zur Behandlung“ voran, den meisten Stücken folgt die Disposition oder der „Plan“, kürzer oder ausführlicher, je nachdem. Über die Auswahl des Stoffes verbreitet sich der Herausgeber in der Einleitung. Außerdem giebt er Anleitung zur Korrektur und Vorschriften über Form und Einrichtung der Aufsatzbücher. Alles angemessen und brauchbar. — Sehr hübsch und erspriesslich sind die „Nachbildungen“ einiger Fabeln auf S. 74—81. Dergleichen Übungen sind sehr zu empfehlen und machen dem Quintaner gewis Freude, wenn er geschickt angeleitet wird. Den heuristischen Nutzen der Fabeln hat Lessing bekanntlich sehr hoch angeschlagen. An seine trefflichen Bemerkungen sei bei dieser Gelegenheit erinnert. Ob Lessing auch mit den „Erweiterungen“ der Fabeln einverstanden sein würde, steht freilich dahin. Kürze war ihm die Seele der Fabel.

Braunschweig.

H. F. Müller.

Gustav Mikusch, Beiträge zum Unterricht in der Geographie. Mit besonderer Rücksichtnahme auf Kartenlesen, Terraindarstellung, Kartenprojektion u. s. w. und 48 Abbildungen. Brünn, C. Winkler, 1893. II u. 60 S. 8.

Verf. hat nicht den Ehrgeiz, über die im Titel bezeichneten Themata Neues oder auch nur eine umfassende Kompilation zu bieten, begnügt sich vielmehr, aus einer Reihe wertvoller Einzelschriften das Wichtigste herauszulesen und in einer leichten, auch dem Neuling verständlichen Sprache übersichtlich und praktisch zu verarbeiten. Dafs dabei auf einem kleinen Raum einmal alle wesentlichen Hilfsmittel des geogr. Unterrichts zur Sprache kommen, was meines Wissens bisher nicht geschehen, scheint mir das eigentliche und eigentliche Verdienst des Büchleins zu sein. — Der erste Abschnitt, den wir füglich als Einleitung bezeichnen, hält sich bei seiner Kürze und Anspruchslosigkeit doch auf der Höhe der über den geographischen Unterricht jetzt durchdringenden Ansichten, betont als Zweck desselben die Einführung nicht blofs in die wichtigsten

äußeren Thatsachen, sondern auch in ihren gegenseitigen kausalen Zusammenhang und empfiehlt nachdrücklich die vergleichende Methode. Nur legt Verf. durch eine zu bündige Ausdrucksweise auf S. 2 ein Mißverständnis nahe, wenn er einen verschiedenen Lehrgang für Volks- und höhere Schulen eingeschlagen zu sehen wünscht, für erstere den „synthetischen“, der nach einer intensiven Behandlung der Heimat erst in weitere Kreise ausgreife, für letztere dagegen den „analytischen“, der umgekehrt zu einer zunächst oberflächlichen, später erst eindringenderen Kenntnis größerer Erdräume führe. In der Hauptsache gilt aber doch hier wie dort die gleiche Methode. Verf. verschweigt an dieser Stelle und deutet an früherer nur leise an, daß der angehende Sextaner die Heimatkunde schon von der Volks- oder Vorschule mitbringt, um nun allerdings gleich durch alle Erdteile zu flüchtiger, aber umfassender Orientierung herumgeführt zu werden. — In sein eigentliches Thema tritt der Verf. mit der Beschreibung der wichtigsten geographischen Veranschaulichungsmittel ein; er unterrichtet im engen Anschluß an Delitsch' Beiträge zur Methode des geographischen Unterrichts den Leser über die hauptsächlichsten Erfordernisse guter Karten und geographischer Charakterbilder und giebt ihm damit einen Maßstab für ihre Kritik; ferner beschreibt er Zweck und Einrichtung des Globus, des Telluro-Lunariums, der Ringkugel, andeutungsweise auch des weniger wichtigen Planetariums, natürlich ohne sich hier auf eine Erörterung der an diesen Apparaten darzustellenden Erscheinungen selbst, wie Tages- und Jahreszeiten, Sonnen- und Mondfinsternisse u. s. w. einzulassen. Aber bei der elementaren Haltung des ganzen Buches hätte ich doch neben der im ganzen wohl gelungenen Beschreibung noch genauere Gebrauchsanweisungen besonders für die an zweiter und dritter Stelle genannten Lehrmittel gewünscht: ich zweifle sehr, ob ein Anfänger in dem hier Gegebenen genügende Handhaben für ihre Benutzung findet. — Sehr angesprochen hat den Ref. die nachdrucksvolle Hervorhebung des Kartenlesens, gestützt auf die empfehlenden Urteile gewichtiger Autoritäten; ja er hätte sie noch entschiedener gewünscht: ihm will scheinen, als treten in der gegenwärtigen Schulpraxis derartige Übungen noch zu sehr zurück, als müsse der zusammenhängende Lehrvortrag des Lehrers mehr einer dialogischen, fragenden und herauslockenden Besprechung Raum machen. Dadurch gewinnt die geistige Selbstthätigkeit und die im Selbstsuchen und Selbstfinden liegende Freudigkeit des lernenden Schülers. Man sollte überhaupt nicht einseitig von zeichnender, sondern zugleich von einer kartenlesenden Methode sprechen, schon deshalb, weil allem Zeichnen das Kartenlesen d. h. der präzise sprachliche Ausdruck des bildlichen Karteninhalts seitens des Schülers vorangehen muß, soll anders der Gefahr einer nutzlosen mechanischen Nachzeichnung wirksam vorgebeugt werden.

Vielleicht findet sich demnächst eine passendere Gelegenheit, diese etwas abspringende und doch, wie ich glaube, nicht müßige Bemerkung des weiteren zu begründen. — Die beiden nächsten Abschnitte, welche verhältnismäßig den weitaus größten Raum in Anspruch nehmen, führen in die schwierigsten Regeln der kartographischen Zeichensprache, in Terrain und Gradnetz ein. Die Terrainkunde in der hier gebotenen Ausdehnung sollte jedem Lehrer der Geographie zu Gebote stehen. Ohne das wird er dem Schüler die Bodenplastik kaum zur Genüge anschaulich machen noch das Verständnis der Karte erschließen können. Es werden alle drei Darstellungsarten, Horizontalschichtenmanier, Schraffenmanier und die Kombination beider, zur Besprechung gebracht, die durchaus das rechte Maß zwischen dem Zuviel und Zuwenig innehält. — Entbehrlicher für den praktischen Bedarf könnte gerade das umfänglichste Kapitel erscheinen, das von den Projektionen handelt: wohl nur selten gerät ein Lehrer in die Lage, seine Schüler auf Vorzüge und Schwächen der verschiedenen Gradnetzentwürfe hinzuweisen, immerhin aber kommt es bisweilen vor, und schon hierfür braucht er eine genauere Kenntnis; im übrigen aber darf, auch abgesehen von diesem unmittelbaren Unterrichtsbedürfnis, billigerweise von jedem Geographielehrer eine gewisse Bekanntschaft mit den gebräuchlichsten Projektionen beansprucht werden, wie sie das vorliegende Büchlein ohne Anspruch auf tiefere mathematische Vorkenntnisse geschickt vermittelt. Durchgegangen werden 10 Entwurfsarten einer Halbkugel, 3 Darstellungen der ganzen Erde auf je einem Blatt, endlich 4 Kegelprojektionen für kleinere Erdräume. — Am wenigsten ausgiebig läßt sich der letzte Abschnitt über das Kartenzeichnen beim Schulunterricht an. Die darin entwickelten Grundsätze sind ja unanfechtbar, aber aus so spärlichen Winken wird schwerlich jemand eine hinreichende Anleitung zur autodidaktischen Erlernung des Zeichenverfahrens entnehmen. Dazu bedarf es solcher Detailvorschriften, wie sie von Delitsch in seinen gehaltreichen „Beiträgen“ und neuerlich in der Erläuterungsbeilage zu dem Debesschen Zeichenatlas gegeben sind.

Die Brauchbarkeit des Buches erhöhen manche historische Notizen und häufige Litteraturnachweise sowie zahlreiche Abbildungen in sauberem Holzschnitt, die das Verständnis der Instrumente und der kartographischen Darstellungsmittel wesentlich fördern.

Alles in allem mag denn das Büchlein angehenden Lehrern, für die es geschrieben ist, wohl empfohlen sein.

Marienwerder.

Harry Denicke.

- 1) Gustav Wenz, Die mathematische Geographie in Verbindung mit der Landkartenprojektion. München und Leipzig, R. Oldenbourg, 1893. 187 Figuren. X und 299 S. 8.

Das Werk zerfällt in vier Teile. Der erste enthält eine Einführung in verschiedene Thesen der Elementar-Mathematik und der analytischen Geometrie. Aus der ebenen Geometrie werden Thesen vom Winkel, Dreiecke, Vierecke, Kreise gegeben, der pythagoreische Lehrsatz, die Berechnung des Flächeninhalts ebener Figuren und Ähnliches. Aus der Stereometrie wird die Berechnung der Körperoberflächen, besonders des Kegels und der Kugel, erwähnt, es folgen die Hauptgleichungen der ebenen und der sphärischen Trigonometrie, sowie die ersten Sätze der analytischen Geometrie; alles zusammen auf 72 Seiten. Die Heranziehung der elementaren Mathematik, die man sonst wohl hätte entbehren können, erklärt sich daraus, daß das Buch auch für den Selbstunterricht bestimmt ist. Die Anordnung jener Thesen läßt hier und da Verbesserungen zu, z. B. auf S. 23 wird der pythagoreische Lehrsatz mit Hilfe der mittleren Proportionalen abgeleitet, und hier erst werden die Seiten des rechtwinkligen Dreiecks benannt, was füglich bei der Einteilung der Dreiecke auf Seite 7 hätte geschehen sollen. Im zweiten Teile wird die mathematische Geographie und die Projektionslehre behandelt. Die erstere erstreckt sich nur auf Gestalt und Größe der Erde, während die zweite die Herstellung der Kugel-, Zonen- und Terrainbilder umfaßt und nicht bloß die herkömmlichen und allgemeiner gebrauchten perspektivischen und nichtperspektivischen Projektionen, sondern auch die selteneren und neueren behandelt, wie die Mollweidesche und die Sternprojektionen. Die Entwicklung ist durchaus klar und leicht faßlich, die in den Text eingedruckten Figuren sind vortrefflich ausgeführt, überhaupt Druck und Ausstattung lobenswert. Die Entwicklung der einfachen trigonometrischen Formeln wie $\cos(c-x)$, $\sin \alpha + \sin \beta$ hätte im ersten Teile behandelt werden können, doch wird man es nicht tadeln können, daß sie in den Text eingeschoben sind, denn es ist ratsam, dem Selbststudium überall goldene Brücken zu schlagen. Im dritten Teile sind behandelt die Stellung der Erde im Weltall, Bewegung des Mondes, Ebbe und Flut, Sonnensystem, Sterne und etliche Spekulationen über das Weltall, die einer idealen und religiösen Weltanschauung zuzuführen. Es hätte dem Werke zum Vorteil gereicht, wenn unter den in der Einleitung aufgezählten Büchern, die dem Verfasser zur Unterstützung gedient haben, neben der „astronomischen Geographie“ von Martus auch die „mathematische Geographie“ von Günther, vom Verfasser als benutzt hätte erwähnt werden können. Der vierte Teil enthält mathematische Geographie in Ziffern und zahlreiche sehr brauchbare Tabellen.

Der Verfasser liebt es, den trocknen Ton der Mathematik durch Einstreuen von gemütlich-behaglichen Ausdrücken sich zu

verfaßt, die dem einen seiner Leser mehr, dem andern minder gefallen werden. Zu der letzteren Gruppe dürfen gezählt werden „der gehenkelte Saturn“ (S. 138), „aufs Haar gleichen“ und ähnliche; überhaupt wird es sich empfehlen, an dem Ausdruck noch etwas zu feilen, denn man findet „gleich also“ statt „in gleicher Weise“; „sobin“ statt „mithin“; „setzt man eigens“ (S. 48) statt „zieht man“; „Konstruktion“ wenig glücklich durch „Erstellung“ übersetzt; statt „Pythagoreischer Lehrsatz“ oft „der Pythagoräer“; mehrmals das unangenehme Wort „Ummodlung“; auf Seite 80 unten liest man: „Das südliche Kreuz sieht kein Bewohner auf der nördlichen Erdhälfte; demnach ist es nicht an allen Punkten sichtbar, obwohl es gesehen werden kann“. Unlogisch ist es ferner zu sagen (S. 157), daß dadurch die Erfindung (Projektionsart) Merkators auch dessen Namen erhalten hat, weil ein Astronom der Petersburger Akademie dieselbe bei einer Karte von Rußland in Anwendung gebracht hat. Druckfehler sind Haraklides statt Heraklides und auf S. 162 Projektion du dépôt de la guerre, auf S. 215 ist citiert Fig. 143 statt 170. Etliche Ungenauigkeiten sind gleichfalls auszumerzen. S. 83 durfte der Meridian von Paris bei der Angabe der gebräuchlichsten Zählweisen nicht vergessen werden; ebenda steht fälschlich Parallelen statt Parallelkreise. Ungebräuchlich sind die Bezeichnungen der Dreieckseiten auf S. 44 Fig. 57, die Bezeichnung der Katheten mit k_1 und k_2 . Das negative Zeichen (S. 187 unten) bei $R = -2r$ u. s. w. ist wohl nur ein Druckfehler, wenigstens sieht man seinen Zweck nicht ein; die Ludolphina statt π zu sagen empfiehlt sich auch schwerlich. Kometen erscheinen nicht immer unvermutet (S. 240) am Himmel. Viele der späteren Anmerkungen hätten als Thesen in den ersten Teil aufgenommen werden sollen.

- 2) W. Rohmeder und Gustav Wenz, Methodischer Schulatlas für bayerische Schulen. 4 Teile. 20 Bl. und 7 Doppelblätter. 3. Aufl. München, Expedition des Kgl. Central-Schulbücher-Verlags. 2 M.

Die neuen Erscheinungen auf kartographischem Gebiete zeigen die Tendenz immer billiger zu werden, und der vorliegende Atlas hat den Vorteil für sich, es in dieser Hinsicht mit sämtlichen Rivalen gleicher Stellung aufnehmen zu können.

Methodisch ist er insofern, als seine Blätter mit der Himmelskunde und der Einführung in die konventionellen kartographischen Darstellungsmittel beginnen und mit der allgemeinen Erdkunde und der astronomischen Geographie schließen. Er ist somit bestimmt, den Schüler durch sämtliche Klassen zu begleiten und bei bescheidenen stofflichen Ansprüchen auch imstande dazu. Daß jene Einführung in die Darstellungsmittel einen Platz gefunden hat, ist erfreulich, aber um ausreichend zu sein, müßte

sie neben den orographischen Typenkarten auch die dazu gehörigen Landschaftsbilder, etwa in der Vogelperspektive, enthalten; sie ist mit den 8 Kärtchen auf dem ersten Blatte nicht zu reichlich bedacht. Der Heimatskunde im weiteren Sinne, welche, von Münchens Umgebung ausgehend, ganz Bayern umfaßt, sind 4 Blätter gewidmet, für die übrigen Landesteile Süddeutschlands, welche etwa den Atlas einführen wollen, können andere Spezialkarten eingeschaltet werden. Es folgen dann nacheinander Süddeutschland, Mitteleuropa, die übrigen Staaten Europas und im vierten Hefte nach den fremden Erdteilen eine Erdkarte mit zahlreichen Nebenkartons, eine Völker- und eine Religionskarte, endlich eine Anzahl von farbigen Darstellungen zur astronomischen Geographie in kleinem Maßstabe, aber zur Not ausreichend. An Übersichts- und Meereskarten und solchen, welche der allgemeinen Erdkunde dienen sollen, steht der Atlas erheblich hinter dem André-Putzgerschen zurück.

Im allgemeinen folgt eine Zusammenstellung der politischen Gliederung erst, nachdem sämtliche physische Karten eines größeren Gebiets gegeben sind, bei einigen nur ist, und zwar ohne Störung des Inhalts, die politische Grenze sogleich durch zarte rote Linien angedeutet. Während nun die physischen Karten Europas inhaltlich allen billigen Anforderungen genügen, sind die politischen durchweg zu dürftig. Dafs Schulkarten „leer“ sein sollen, ist ja unzweifelhaft richtig, in voller Strenge aber doch nur für untere Klassen durchführbar, und der Primaner müßte auf einer politischen Karte von Deutschland doch mindestens etwa soviel Städtenamen finden können, wie im kleinsten Seydlitz stehen. Lassen sich beide Forderungen nicht vereinigen, so müssen zwei Karten, wenigstens Deutschlands, in einem „methodischen“ Atlas zu finden sein, oder die Billigkeit ist vom Übel. An Nebenkartons mit Städteplänen ist kein Mangel, aber auf dem von Berlin fehlt trotz der Publikationszahl 1883 auch hier die Stadtbahn, und der von Paris ist so klein, dafs man nicht einmal die beiden altberühmten Seine-Inseln darauf finden kann. Die häufige Anwendung von Nebenkartons war durch den meistens nur kleinen Maßstab der Hauptkarten geboten. Nicht völlig ausreichend erscheint das Gelieferte für die fremde Erdteile; denn wenn hier je ein Blatt für die physische und politische Behandlung eines jeden genügen sollte, so mußte entweder ein größerer Maßstab gewählt, oder mußten noch mehr Seitenkartons angebracht werden. Dafs namentlich in orographischer Hinsicht nicht genug Einzelheiten hervortreten, liegt zum Teil allerdings an der technischen Behandlung. Die Hauptkarte von Afrika erscheint bei einem Maßstabe von 1 : 42 000 000 (die entsprechende bei André-Putzger hat 1 : 35 000 000) so klein, dafs z. B. aus dem Gebirgslande der Barberei sehr wenig herauszulesen ist, zudem fehlt der gerade für dieses Land besonders erwünschte Spezialkarton. Sodann braucht

sich der Schüler zwar nicht mit den für ihn ganz kauderwelsch klingenden Namen der verschiedenen Staaten der Union zu befassen, aber ein Land von solcher Wichtigkeit ist doch zu stiefmütterlich behandelt mit einer politischen Karte im Maßstabe von 1 : 63 000 000. Die Bezeichnungen „hoher und kleiner Atlas“ dürften besser zu entfernen sein, denn an Ort und Stelle sind die Namen mindestens nicht zu finden, und die Gestaltung des Gebirges bietet keinen Anlaß, sie in der Kartographie beizubehalten. Die Meridiane zählen löblicher Weise alle nach dem Anfangsmeridian von Ferro.

Die technische Ausführung ist sehr verschieden ausgefallen, es finden sich vortreffliche Karten neben solchen, die sehr wenig brauchbar sind. Während Skandinavien einen ordentlich wie eine Erlösung anmutet nach all dem üblichen Wirrwarr von Ketten, Fjelden, Fjorden, sind die Alpen durch blaue Gletscher, blaue Flüsse und blaue Seen ganz entstellt. Glücklicherweise geraten sind meistens die Karten, wo man sich für die Gebirge der Schraffen bedient hat, weniger die in Höhengschichten gezeichneten. Fast keine Karte ist es allerdings ausschließlich, denn die höheren Stufen sind wiederum in Schraffen aufgesetzt. So bestechend die Karten in Höhengschichten aussehen und so brauchbar sie für den geübten Kartenleser sein mögen, für den Schüler sind sie es weit weniger, da er nur schwierig die Richtung der Gebirgszüge aus ihnen erkennen kann und namentlich bei fremden Erdteilen, die in kleinem Maßstabe mit ganz schwach getrennten Farbennüancen gehalten sind, zu viele Einzelheiten für ihn verschwinden. Weniger macht sich dieser Nachteil bemerkbar bei Karten wie der von Rußland, wo die höheren Schichten nicht erforderlich und für die unteren ein breiterer Raum vorhanden ist. Im anderen Falle aber verlaufen diese unteren Schichten zu sehr ineinander, und die Karten sehen im allgemeinen zu grün aus. Wieviel besser sich Höhengschichten darstellen lassen in Farben, die vom tiefen Braun bis zum lichten Gelb und zum Weiß gehen, ersieht man z. B. aus der klassischen Karte von J. Chavanne in „Afrika im Lichte unserer Tage.“ Die fremden Erdteile bedürfen also in dem Atlas einer Verbesserung, und die Karten für die allgemeine Erdkunde können eine Vermehrung vertragen, die beide auch durch eine Preiserhöhung von etwa einer halben Mark nicht zu teuer erkaufte sein würden.

3) Alfred Kirchhoff, Rassenbilder zum Gebrauch beim geographischen Unterricht. 1. Lieferung. Theodor Fischer, 1883. 4 Lieferungen à 3,60 M.

Die drei Bilder der ersten Lieferung, welche den Kopf eines Indianers, Negers und Papuas in unkoloriertem Steindruck auf sehr dickem („Kupferdruck-“) Papier darstellen, sind wirkliche Kunstwerke. Da sie zum Teil in mehr als Lebensgröße auf Blättern von 82 cm Höhe und 63 cm Breite gezeichnet sind, so werden

sie auch auf den fernsten Bänken eines Klassenzimmers mit Deutlichkeit gesehen werden können. Etwas Eintrag thut nur dem Papua, dafs er unter seiner Haarkrone zu dunkel gehalten ist. Auf die Ausarbeitung der Haarformen mit ihrem Schmuck, Kopfgestalt und Gesichtsbildung hat der Zeichner am meisten Sorgfalt verwandt, die Kleidung ist nur angedeutet worden, da nur die oberen Brust- oder Nackenteile auf den Blättern Platz gefunden haben. Die Bilder werden dem Laien und dem flüchtigen Beschauer wenig inhaltreich erscheinen; darum war es wohlgethan, dafs der Verfasser einen kurzen erläuternden Text beigegeben hat, in welchem entwickelt wird, worauf besonders das Augenmerk zu lenken ist, und mit ihrer Benutzung kann aus den einfach gehaltenen Bildern reichliche Belehrung geschöpft werden. Die Sammlung soll offenbar den sonst vielfach vertretenen, entweder nach der Schablone gearbeiteten oder idealen Rassenköpfen entgegneten, denn jedes ihrer Bilder stellt eine wirklich existierende Persönlichkeit, ein genügend konstatiertes Individuum dar. Die rasche Folge der übrigen Lieferungen ist in Aussicht gestellt.

Norden.

E. Oehlmann.

-
- 1) Adami-Kieper's Schulatlas in 27 Karten. Vollständig neu bearbeitet von Heinrich Kiepert. Achte berichtigte Auflage von Richard Kiepert. Berlin, 1883. 5 M.

Bürgte auch der Name Heinrich Kieper's nicht schon für die Vorzüglichkeit dieses Atlas, so wäre uns die Höhe der bereits erreichten Auflage Gewähr dafür, dafs wir es hier mit einem der besten Unterrichtsmittel seiner Art zu thun haben. Aber wir hoffen und sehen es voraus, dafs es bei dieser achten Auflage nicht bleiben wird, gewifs ein schöner Erfolg für ein Werk, dem eine Reihe sogenannter Volksschulatlanten, welche sich durch weiter nichts als durch ihren niedrigen Preis auszeichnen, Konkurrenz machen und dessen Verfasser weder Direktor oder Rektor noch Klassenlehrer ist. Die einzelnen Vorzüge des weitverbreiteten und sicher den allermeisten Lehrern der Geographie bekannten Atlas hervorzuheben dürfte überflüssig erscheinen, wir betonen nur im allgemeinen nochmals, dafs wir es mit einem wissenschaftlich wie technisch gleich vorzüglich gearbeiteten Werke zu thun haben. Was den letzteren Punkt anbetrifft, so machen wir besonders auf die harmonische Wahl der Farben aufmerksam. Dieselbe kommt beispielsweise bei Karte Nr. 6 (Alpengebiet) ganz besonders zur Geltung. Wir geben darauf mehr, als dies für den ersten Blick nötig zu sein scheint. Ein schönes Bild weckt und nährt nicht nur den ästhetischen Sinn, sondern lockt auch zur Anschauung, was gerade bei Karten von so grosser Wichtigkeit ist; denn bei einem häufigen, selbst planlosen Betrachten guter Karten bleibt mehr im Gedächtnis des Schülers haften als durch

regelrechten Unterricht auf Grund eines Lehrbuches mit Vernachlässigung derselben. — Einige kleine Wünsche für die folgende Auflage wollen wir nicht verschweigen. Es würde wohl keine besondere Schwierigkeit verursachen, wenn die Höhenangaben auf sämtlichen Karten in Metern statt in Fufs gemacht würden oder wenn die Meter wenigstens in Parenthesen hinter den Fufs angegeben würden, wie dies auf einigen Karten, so z. B. auf Nr. 3, bereits geschehen ist. — Eine sehr hübsche Beigabe sind die Kärtchen der Umgebungen von London und Paris; warum fehlen aber die von St. Petersburg, Wien und Berlin, von welchen wenigstens das letztere doch gewifs unsern Lehrern und Schülern hochwillkommen sein dürfte? Raum für diese drei Kartons wäre auf den entsprechenden Blättern Nr. 16, 10 und 7 links unten in den Ecken zur Genüge vorhanden. — Auf den Karten von Nordamerika vermissen wir die Bezeichnung Dominion of Canada oder Kanadischer Bund, auch ist wohl die vergrößerte Provinz Manitoba durch eine Zinnobergrenze markiert, es fehlen aber die Grenzen der neueren Provinzen Assiniboia, Alberta, Saskatschewan u. s. w. nebst den Namen derselben, wie wir auch denjenigen des Nordwest-Territoriums vergebens suchen. — Eine recht erwünschte und schöne Zugabe zu dem Ganzen ist die Karte des alten Palästina mit den beiden Nebenkarten „die Stammgebiete von Israel“ und „Alt-Jerusalem“.

2) Schulatlas der alten Welt, bearbeitet von Heinrich Kiepert. 12 Karten mit erläuterndem Text. Berlin, Dietrich Reimer, 1883.

Dieser Schulatlas ist eine Separatausgabe der ersten zwölf Karten des für den Unterricht in der gesamten Weltgeschichte dienenden gemeinsam mit dem Unterzeichneten von Herrn Professor Kiepert herausgegebenen historischen Schulatlas in 36 Bl. (Berlin, Dietrich Reimer, 2. Aufl., 1882) in neuer Bearbeitung. Es hiesse wirklich Eulen nach Athen tragen, wollte man abermals auf die Vortrefflichkeit der Leistungen des berühmten Verfassers auf dem Gebiete historischer Geographie hinweisen oder die gediegene äußere Ausstattung hervorheben, welche die renommierte Verlagshandlung ihren Verlagsartikeln giebt. Es würde dies im vorliegenden Falle um so weniger angebracht sein, als diese zwölf Karten einem großen Teil der Herren Kollegen, in deren Händen der historische Unterricht in den entsprechenden Klassen ruht, bekannt sein dürfte. Aber wir wollen wenigstens auf den dem Werkchen neu beigegebenen kurz und prägnant geschriebenen Text aufmerksam machen. Das Verständnis eines solchen historischen Textes setzt allerdings immer schon gewisse und zwar vom Standpunkte eines Schülers nicht unbedeutende geschichtliche Kenntnisse voraus, es sei denn, dafs man ihn in knappster Form als eine Art bloßer Aufzählung der Gebiete nach ihren Grenzen, ihrer Einteilung und ihren hauptsächlichsten Arten hin-

stellen wollte. Wenn der Text nicht selbst zum Gegenstand des Unterrichts gemacht wird an der Hand der historischen Karten, d. h. wenn die historische Geographie als solche nicht selbst Unterrichtsgegenstand ist — und dies ist doch nicht der Fall, da sie immer nur als Hilfsdisziplin fungiert —, dürfte es wenigen Schülern einfallen, sich selbständig mit ihm zu beschäftigen. Wenn man also den Wert eines solchen Textes nach dieser Seite hin nicht überschätzen darf, so mag er immerhin manchem Lehrer, der nicht gerade in der Lage ist, gleich nach des Herrn Verfassers Lehrbuch der alten Geographie oder auch nach seinem Leitfaden greifen zu wollen oder zu können, von Nutzen sein, so weit er eben bei seiner mit Absicht beschränkten Ausdehnung Auskunft zu geben imstande ist.

Leipzig.

Karl Wolf.

J. Hoffmann, Grundzüge der Naturgeschichte für den Gebrauch beim Unterrichte. II. Teil. Das Pflanzenreich. Mit 288 dem Texte beigedruckten Holzschnitten. Fünfte Auflage. München und Leipzig, Druck und Verlag von R. Oldenbourg, 1883.

Diese 5. Auflage unterscheidet sich von der vorigen wesentlich durch die Einschaltung eines ganz neuen Abschnitts, welcher Beschreibungen von 122 wildwachsenden Pflanzen enthält. Die Beschreibungen sind nach Blütezeit und Standort der Pflanzen geordnet und liefern vorzugsweise den Unterrichtsstoff für die Sexta und Quinta; daneben können aber auch schon die wichtigsten Grundbegriffe aus der allgemeinen Botanik nach dem ersten und zweiten Teil durchgenommen werden, welche sich beide durch klare Darstellung auszeichnen. Der erste Teil handelt von den äußeren Organen der Pflanzen und deren verschiedenen Formen, der zweite betrachtet den inneren Bau, die Entwicklung und die allgemeinen Lebenserscheinungen der Pflanzen. Im dritten Teil, welcher der beschreibenden Botanik gewidmet ist, wird zuerst eine Übersicht des Linnéschen Systems gegeben, und darauf folgt die Gruppierung und Beschreibung der Pflanzen nach dem natürlichen System. Diese Grundzüge können für die Schulen, in welchen der botanische Unterricht bis in die oberen Klassen reicht, ein ausgezeichnetes Lehrbuch abgeben; aber für Gymnasien, an denen der Unterricht in der Botanik nur auf die unteren Klassen beschränkt ist, sind sie weniger geeignet, da sie entschieden zu viel Stoff bieten. Die lateinische Terminologie in dem allgemeinen Teil ist nach meiner Ansicht in einem Schulbuche überflüssig, zumal da in den für Schulen bestimmten Floren die Diagnosen in deutscher Sprache gegeben werden. Dagegen wäre zu wünschen, daß die Biologie in der 6. Auflage mehr Berücksichtigung fände, namentlich die Bestäubung der Blüten durch den Wind, die Insekten, die Vögel und das Wasser;

dabei könnte auch auf die Verbreitung des Samens aufmerksam gemacht werden. Ich erlaube mir noch, den Verfasser auf einen Aufsatz von O. Kuntze (Mitteilungen des Vereins für Erdkunde 1880) aufmerksam zu machen, in welchem derselbe zeigt, daß das sogen. Sargasso-Meer bei weitem nicht die ungeheure Ausdehnung besitzt, wie man früher glaubte.

Leipzig.

Fr. Traumüller.

- 1) Mich. Geistbeck, Leitfaden der mathematisch-physikalischen Geographie für Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten. 4. Aufl. mit vielen Illustrationen. Freiburg i. Br., Herder, 1883. VIII u. 158 S. 1,50 M.

Seit dem Jahre 1879, in welchem die erste Auflage dieses Leitfadens erschienen, ist jetzt schon die vierte nötig geworden. Wer aber Kenntnis von dem reichhaltigen Inhalte des Buches nimmt, welches einem wirklichen Bedürfnisse entspricht, wird sich über die schnelle Anerkennung, welche dasselbe gefunden, nicht wundern. Die ersten 50 Seiten enthalten das Wichtigste aus der mathematischen Geographie in zweckmäßiger Anordnung und klarer Darstellung, wenn auch die Kürze die genauere Erklärung des Lehrers nötig machen wird, wie es ja in dem Wesen eines Leitfadens liegt. Der Verf. ist stets bemüht, auch die neuesten Resultate der Wissenschaft zu berücksichtigen. Doch können wir es nicht für angemessen halten, daß er geglaubt hat, auch recht hypothetische Ansichten den Mittelschulen mitteilen zu sollen, so die Anm. auf S. 49, daß die Planeten sich einst in die Sonne stürzen müßten, weil sie eine Hemmung durch den Weltäther erführen, die Angabe auf S. 46 über die Masse der Feuerkugeln und der Sternschnuppen, welche letztere nur wenig Gramm betragen soll. Auch manche Ausdrücke möchten wir als mindestens zweideutig bemängeln, so, wenn es auf S. 11 heißt: „je weiter wir nach Osten reisen, desto früher geht uns die Sonne auf“, und auf S. 41: „1 Pfund nach unsrer Wage würde auf der Sonne 28 Pfund schwer sein“, statt etwa zu sagen: 1 Pfund würde auf der Sonne einen Druck ausüben, wie 28 Pfund auf unsrer Erde. Auf S. 44 ist aus Versehen Mars statt des Saturns mit einer Dichtigkeit von $\frac{1}{4}$ aufgeführt. — Bei weitem reichhaltiger ist die 96 Seiten umfassende physikalische Geographie, und hier finden wir, was wir oft in den auch für Gymnasien und Realschulen bestimmten Lehrbüchern vergebens gesucht haben, die wichtigsten Resultate der physischen Geographie zweckmäßig und klar in folgenden Abschnitten zusammengestellt: das Land, das Wasser, die Atmosphäre, die Naturprodukte, die Menschenwelt. Das Land wird nach seiner horizontalen und vertikalen Gliederung betrachtet; in einem besonderen Kapitel werden die vulkanischen Erscheinungen ausführlich erörtert. Der das Wasser behandelnde Abschnitt bespricht die fließenden, die stehenden Gewässer, das Meer mit seinen Strömungen und Küsten. Auch

die Schneegrenze und die Gletscher finden hier ihre Berücksichtigung. In dem Abschnitt „die Atmosphäre“ werden die thermometrischen und barometrischen Verhältnisse, die Winde und die atmosphärischen Niederschläge und ihre das Klima der einzelnen Gegenden bestimmende Verteilung besprochen. Der folgende Abschnitt handelt von der Verbreitung der Mineralschätze, der Pflanzen und Tiere und von den für diese Verbreitung geltenden Gesetzen. Ähnlich werden in dem die Menschenwelt besprechenden Abschnitte die die Verteilung der Bevölkerung auf der Erde bedingenden Ursachen erörtert, die Unterschiede der Racen, der Religionsformen und ihre Verbreitung, die politischen Verhältnisse, der Weltverkehr. Überall werden nicht blofs die Thatsachen angegeben, sondern es wird im Ritterschen Sinne auf die Ursachen und Wirkungen der betreffenden Erscheinungen hingewiesen, der innige Zusammenhang zwischen den in den verschiedenen Kapiteln besprochenen Vorgängen klargelegt und die Bedeutung, welche die topographischen und physischen Verhältnisse für das Leben der Menschen haben, hervorgehoben. Trefflich sind auch zwei dem Buche hinzugefügte Anhänge; der erste enthält eine große Anzahl von Aufgaben aus der mathematischen Geographie, der zweite ein sehr umfangreiches die Litteratur und Lehrmittel enthaltendes Verzeichnis. Zahlreiche einfache und doch recht instruktive Illustrationen erhöhen den Wert des Büchleins, welches bei der geringen Zeit, die dem Gegenstande auf den höheren Lehranstalten gewidmet werden kann, auch diesen wegen der zweckmäßigen Zusammenstellung des Wichtigsten durchaus empfohlen werden kann.

- 2) Rottok, Lehrbuch der Planimetrie. 2. Aufl. Mit 57 Fig. im Text. X u. 74 S. 1,40 M. Lehrbuch der Stereometrie. 2. Aufl. Mit 27 Fig. im Text. 59 S. 1,25 M. Zum Gebrauch an höheren Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Leipzig, Herm. Schultze, 1883.

Wir schlossen unsre Anzeige der ersten Auflage, welche im Jahre 1865 erschienen ist, mit dem Urtheil, daß das Buch gewiß ganz brauchbar sei, wenn es auch weder einen besondern methodischen, noch wissenschaftlichen Wert in Anspruch nehmen könne und wohl auch nicht wolle. Dies Urtheil können wir wiederholen. Das Buch enthält das Notwendigste im wesentlichen in klarer Darstellung, welche dem Schüler die geometrischen Wahrheiten plausibel zu machen versteht, hat auch einige leichte Partien der neueren Geometrie (den Satz des Menelaus, nicht des Ceva, den Satz von den Chordalen), in der Stereometrie den Obelisk aufgenommen, umgeht aber schwierige Punkte, wie die Behandlung des Inkommensurablen, des Krümmen u. a., stützt die Ausmessung der Körper auf den Cavalerschen Grundsatz. Gewundert hat es uns, daß der Verf. den einleitenden Absatz über die Kongruenz der Figuren wieder unverändert aufgenommen. Abgesehen von dem offenbaren Versehen, daß er $n-3$ statt $2n-3$ Stücke als

gegeben verlangt, ist es ja nicht einmal für das Dreieck wahr, daß „die Seiten und Winkel desselben vollständig bestimmt seien“, wenn 3 Stücke derselben, welches nicht 3 Winkel sein dürfen, ihrer Größe und Ordnung nach gegeben seien.

3) *Bremikers logarithmisch-trigonometrische Tafeln mit sechs Dezimalen*, neu bearbeitet von Th. Albrecht. 10. Ster.-Ausg. Berlin, Nicolaische Verlagsh., 1883. XVIII u. 598 S.

Außer den bekannten und weitverbreiteten siebenstelligen Bremikerschen Tafeln, deren Einrichtung sich des allgemeinsten Beifalls erfreut, hat der Verf. im Jahre 1852 auch sechsstellige erscheinen lassen in lateinischer Ausgabe, denen 8 Jahre später die deutsche Ausgabe folgte, beide in beweglichen Lettern gedruckt. Darauf erschien 1869, wie wir dem Vorwort des Herausgebers entnehmen, die Stereotypausgabe, welche seitdem wiederholt unverändert aufgelegt worden ist. Diese unterschied sich aber von den beiden ersteren durch Aufnahme der Additions- und Subtraktions-Logarithmen und durch den Wegfall der Logarithmen der Sinus und Tangenten bis zu 5° von Sekunde zu Sekunde. Da der letzte Mangel mehrfach unangenehm empfunden worden ist, so hat der jetzige Herausgeber sich entschlossen, diese Tafel wieder aufzunehmen, und zwar in der Form, welche der der siebenstelligen Tafeln entspricht, nur daß statt 6 stets 8 Minuten neben einander aufgeführt werden konnten, indem zugleich die gemeinschaftliche Kennziffer nur der ersten Kolumne beigefügt war. Für astronomische Zwecke sind so diese Tafeln ganz besonders geeignet.

4) *Mor. Rühlmann u. M. Rich. Rühlmann, Logarithmisch-trigonometrische und andre für Rechner nützliche Tafeln*. 9. vollständig umgearbeitete und beträchtlich vermehrte Auflage. Leipzig, Arnolds Buchh., 1883. 320 S. 2,50 M.

Diese in technischen Kreisen weitverbreiteten und geschätzten Tafeln haben in ihrer neuen Auflage die 6 Dezimalen beibehalten, lassen aber bis 1500 den Logarithmanden erst nach der 5. Stelle wachsen und ebenso im Anfange der trigonometrischen Tafeln die Funktionen von 10 zu 10 Sekunden fortschreiten, so daß trotz des sehr handlichen Sedezformates die vollständig beigefügten Täfelchen überall ein leichtes Interpolieren im Kopfe gestatten. — Außerdem aber findet sich eine sehr große Anzahl anderer für den Techniker und Physiker wünschenswerter Tabellen und Tafeln überaus zahlreicher Konstanten, so daß nach dieser Richtung hin, namentlich auch für Lebens- und Rentenversicherungs-Anstalten durch Hinzufügung von Mortalitätstafeln und anderer in diesem Geschäftszweige wichtigen Tabellen, diese Tafeln wohl zu den vollständigsten und zweckmäßigsten gehören, während die Bedürfnisse der Astronomen weniger Berücksichtigung gefunden haben. Für höhere Lehranstalten werden dagegen andre fünfstellige Tafeln, wie die von August, Gauß, Wittstein u. a., vorzuziehen sein.

Züllichau.

W. Erler.

- 1) Gustav Friedrich, Die Aufgabe als Basis des geometrischen Unterrichts. Progr. des Kgl. Gymnasiums zu Tilsit. Ostern 1883. 15 S. 4.
- 2) Gustav A. Friedrich, Leitfaden zum methodischen Unterricht in der Planimetrie. Tilsit, Max Bergens, 1882. II und 78 S. 8. 1,20 M.
- 3) Ernst Hermann Bockhorn, Die Elementar-Mathematik für den Schulunterricht bearbeitet. Erster Teil: Planimetrie. Köln, Eduard Heinrich Mayer, 1883. VII und 140 S. 12.
- 4) Ferdinand Kommerells, Lehrbuch der ebenen Geometrie. Neu bearbeitet und erweitert von K. Fink. Dritte Auflage, erste der Neubearbeitung. Tübingen, H. Lauppsche Buchhandlung, 1882. VI u. 240 S. 8. 2 M.

Die Programmhandlung No. 1 ist eine sehr lesenswerte Ausführung der Vorrede zu dem Leitfaden, so daß ihre Besprechung mit der von No. 2 vereint erfolgen kann.

Der Verf. weist auf den merkwürdigen Umstand hin, daß „die Schüler unserer höheren Lehranstalten meist größere Fertigkeit in der Lösung arithmetischer Aufgaben als in der Behandlung geometrischer Konstruktionen erwerben, obwohl die geometrische Wahrheit in einer sauberen Figur eine unmittelbare, deutliche Veranschaulichung findet, während die Arithmetik abstrakter ist.“ Um diesem Übelstande abzuweichen, verlangt er, daß „der geometrische Unterricht nicht mit dem Satze, sondern mit der Aufgabe beginne; die Aufgabe muß deshalb so gestellt sein, daß auch der schwächere Schüler sie mit Erfolg angreifen kann. Die Aufgabe soll ferner nicht allein dazu dienen, die vorher behandelten Kapitel einzuüben, sondern sie soll vielmehr zu dem Folgenden überleiten und die Auffindung neuer Sätze aus dem Schüler hervorlocken.“ Wie sich in der geschichtlichen Entwicklung an die Lösung bestimmter Aufgaben die Auffindung neuer Sätze und Theorien knüpft, so soll auch der Unterricht „die Aufgabe als gegebenes Ziel hinstellen und die Gedanken, welche während der Lösung oder beim Abschluß derselben sich aufdrängen, durch neue Sätze zum Ausdruck bringen.“ Der Verf. wählt daher in seinem Leitfaden die Aufgaben so, daß sie „gleichzeitig Hilfsaufgaben oder spezielle Fälle späterer Aufgaben sind, überhaupt eine Vorbereitung für spätere Kapitel oder eine Brücke zu Nachbargebieten bilden.“ „Wenn irgend ein Lehrer von seinen speziellen Erfahrungen und vom Erfolg seiner Methode spricht,“ fügt der Verf. hinzu, „so sind die andern Kollegen und auch ich immer etwas mißtrauisch dagegen. Denn der Erfolg, dessen Existenz niemand so unhöflich sein wird zu bestreiten, kann seinen Grund in ganz andern Dingen als in jener Methode haben.“ „Von eigenen Erfahrungen spreche ich deshalb grundsätzlich nicht.“ Der Empfehlung durch eigne Erfahrungen bedarf das Büchlein auch nicht; es spricht genug für sich selbst. Wer hat an einzelnen Stellen des Unterrichts die empfohlene Methode nicht schon selbst angewendet! Wie wenige indes haben durchweg die Aufgabe in den

Mittelpunkt des Unterrichts gelegt und daran den Schüler zu dem Verständnis des ganzen Systems von Sätzen geführt!

Um mit einigen wenigen Ausstellungen zu beginnen, sei bemerkt: in der Aufgabe 3 S. 10 wären die Drittel einer Winkelsekunde, in Aufg. 7 S. 31 der berüchtigte Ausdruck „drei mal so klein“ wohl zu entfernen. Der Gebrauch des Gleichheitszeichens in Aufg. 5 S. 39: „ $240^\circ = 96 \text{ cm}$ “ ist nicht korrekt. Die Bemerkung zu Aufg. 11 S. 32 kann weder als streng noch als genügende Erläuterung für den Fall inkommensurabler Rechtecksseiten gelten. Von Wert für den Schüler scheint es endlich zu sein, wenn die wichtigsten Lehrsätze auch durch den Druck für das Auge mehr hervorgehoben werden.

Von solchen Kleinigkeiten abgesehen, macht der Leitfaden einen durchaus günstigen Eindruck und läßt durchweg die geschickte Hand eines gewiegten Praktikers erkennen. Ein kurzer Bericht aber über den Inhalt ist schwierig; denn auf diesen 78 Seiten findet sich ein Material in gedrängtester Kürze zusammengestellt, das in vollen Klassen, wie wir sie in Berlin z. B. haben, durcharbeiten kaum möglich sein wird. Seite für Seite wird man überrascht durch die Reichhaltigkeit und Fülle der durch die Anordnung und Ausführung der Aufgaben und Sätze angeregten Gedankenverbindungen. Der eigentlich methodische Aufbau erfolgt auf ungefähr 55 Seiten. Die Definitionen, Sätze und Beweise sind scharf gefaßt, die letztern allerdings oft wenig ausgeführt; auch für die Konstruktionen finden sich meist nur Andeutungen. Und doch ist die Aufeinanderfolge der Aufgaben und Lehrsätze eine so wenig gekünstelte, der Fortschritt in der Gewinnung und Klärung geometrischer Vorstellungen ein so allmählicher und sicherer, daß Referent nicht zweifelt, daß auch ein schwächerer Schüler das Büchlein mit Vorteil benutzen kann. Als einen besonderen Vorzug des Werkchens möchte ich noch die starke Betonung der Verbindung zwischen Arithmetik und Geometrie hervorheben, so daß zuweilen, wie in der Lehre vom Flächeninhalt, das Geometrische fast zu sehr zurücktritt. Dort werden fast von Anfang an bei der Verwandlung der Parallelogramme, Quadrate und Dreiecke die Flächenzahlen berechnet. Notwendigerweise wird dabei der Begriff der Quadratwurzel vorausgesetzt, der im arithmetischen Unterricht oft erst auf einer spätern Entwicklungsstufe seine Stelle findet. Vielleicht empfiehlt es sich aber auch aus andern Gründen, überhaupt diesen Begriff frühzeitig zu entwickeln und den Algorithmus des Quadratwurzelziehens schon in der Quarta etwa einzuüben. Die Sache an sich ist ja einfach und wird bei Benutzung der modernen Subtraktionsweise so übersichtlich, daß ein 11jähriger Knabe die vorhandenen Schwierigkeiten bei nur einigermaßen guter Vorbildung leicht überwinden kann.

Von dem Gange, den der Verf. verfolgt, geben eine genaue Übersicht die Überschriften der einzelnen Abschnitte. Einer kurzen Einleitung folgen die Teile: von den geraden Linien, Kongruenz

der Dreiecke, von den Parallelogrammen, vom Peripherie- und Centriwinkel, von der Kreistangente, vom Flächeninhalt geradliniger Figuren, von den Verhältnissen, von der Ähnlichkeit der Figuren, Proportionen am Kreise, Ausmessung des Kreises, von Transversalen, von Pol und Polare, von der Potenzlinie, Problem des Apollonius und verwandte Probleme. Der letzte Abschnitt schließt mit der Lösung der Aufgabe: einen Kreis zu zeichnen, welcher 3 gegeb. Kreise unter gegebenen Winkeln schneidet.

Jedem Abschnitte beigefügt ist eine größere Zahl von Übungen. Etwa 22 Seiten sind denselben gewidmet. Eine Aufgabe beansprucht oft nur eine Zeile. Auch hier ist die geschickte Auswahl und Anordnung zu rühmen. Beziehungen zum Früheren und Fingerzeige zum Folgenden ergeben sich ungesucht. Die schönsten, praktisch wichtigsten Aufgaben finden sich hier an Stellen, an denen kurze Hinweise genügen, um den Schüler zur Lösung zu führen. Sonach macht das Ganze einen durchaus harmonischen Eindruck.

Mit den Bemerkungen, daß der Druck korrekt und klar, daß die Figuren deutlich sind und auf 8 Tafeln sich am Schlusse des Buches finden, möchte ich schließen; doch verdient noch ein Vorschlag des Verf.s weitere Verbreitung. Mit Recht empfiehlt er als zweckmäßig, für jede Stufe „gewisse Fundamentalaufgaben festzusetzen, mit welchen bei späteren Repetitionen sämtliche Schüler, die eine ausreichende Censur zu erringen streben, sich ebenso vertraut zeigen müssen, wie mit den wichtigsten Lehrensätzen und Beweisen der betreffenden Abschnitte.“ Eine Probe des Verfahrens des Verf.s, der Abschnitt „von Pol und Polare“, ist im Programm unverändert abgedruckt.

Vom zweiten Werkchen No. 3 liegt nur der erste Teil vor. Auch dieses Büchlein will sich von andern durch die zu Grunde gelegte Methode unterscheiden. „Zunächst,“ sagt der Verf., „ist das Interesse des Schülers durch heuristische Behandlung des Stoffes zu erregen und zu erhalten. Der gefundene Beweis ist mit möglichst häufigen Veränderungen der Figur (der Verf. meint wohl die stetige Überführung der einzelnen diskreten Formen der Figur in einander —: „man belausche sie gleichsam in ihrem Werden“) und ihrer Bezeichnungen so lange einzuüben, bis ihn jeder Schüler verstanden hat. Alsdann soll dazu übergegangen werden, ihn in derselben Weise an gedachter Figur zu behandeln; zum Schlufs ist er ganz allgemein durch Angabe der Hilfssätze und Hilfskonstruktionen zu führen. — Müßte das Gedächtnis nicht ein Hilfsmittel haben, um eine Repetition zu ermöglichen, Vergessenes wieder aufzufrischen, so würde gar kein Buch in den Händen des Schülers notwendig sein. „Figuren mit vollständig ausgeführten Beweisen in den Lehrbüchern“ hält der Verf., „wenn der Unterricht in der erwähnten Weise erteilt wird, für ebenso schädlich, wie die sogenannten Eselsbrücken bei der Übersetzung der Klassiker.“

Für die Methode des Unterrichts enthält obige Ausführung

kaum etwas Neues. Neu ist höchstens die Art, wie der Beweis eines Satzes im Buche mitgeteilt wird. Der Verf. giebt nämlich im allgemeinen nur die Lehrsätze ohne Figuren an und verweist für den Beweis durch Angabe der betreffenden Paragraphen auf die notwendigen Hilfssätze und Schlusfolgerungen. So lautet z. B. der Beweis des Satzes vom gleichschenkligen Dreieck: „Die von der Spitze auf die Basis gefällte Senkrechte halbiert die Basis und den Winkel an der Spitze“ kurz: Bew. 115; 100 Z. 100 Z. — § 115 enthält den anzuwendenden Kongruenzsatz, § 100 Zusatz spricht die Gleichheit der homologen Stücke in kongruenten Dreiecken aus. Anzuerkennen ist, daß die Angabe der Hilfssätze und Schlusfolgerungen meist eine so vollständige ist, daß bei einer Repetition jeder Schüler sich leicht den Beweis wiederherstellen können. Es läßt sich auch nicht verkennen, daß durch diese kurze Angabe der leitenden Vorstellungen des Beweises der Schüler zu einer genaueren Betrachtung der Figur und ihrer Elemente und dabei auch bei häuslicher Arbeit zu wirklicher Anstrengung gezwungen wird. Daß ein Satz erst dann geistiges Eigentum des Schülers geworden ist, wenn derselbe imstande ist, an der gedachten oder im Kopfe gemachten Figur den Beweis in klarer Weise zu führen, ist zweifellos. Ob aber damit schon der Zweck, dem dieser Unterricht dienen soll, erreicht ist, ist fraglich. Selbst der Verfasser wird zugeben müssen, daß die selbständige Lösung von passend gewählten Aufgaben noch zu fordern ist. Im einzelnen habe ich leider noch eine große Menge Ausstellungen zu machen.

Die Erläuterungen zu den Lehrplänen der höheren Schulen vom März 1882 verlangen, daß in der Quinta durch methodische Ausbildung der Anschauung (Zeichnen mit Zirkel und Lineal) der geometrische Unterricht vorbereitet werde. Damit ist ausgesprochen, daß der Schüler schon auf dieser Stufe sich mit den Grundbegriffen vertraut machen muß. Ob aber zu diesen Grundbegriffen alle zu rechnen sind, die in den §§ 1—87 hier aufgeführt sind, ist zu bezweifeln. Der arme Quintaner, der sich mit den bloßen Definitionen begnügen soll! Da soll doch wohl durch wirkliches Messen und Zeichnen von Winkeln, Linien und Flächen (natürlich mit den einfachsten Hilfsmitteln) am Schulgebäude, Schulgarten und andern leicht zu erreichenden Örtlichkeiten das Verständnis geometrischer Wahrheiten gefördert werden. Auf den Namen des einen oder andern Begriffs kommt es in Quinta doch wenig an. Das Interesse des Schülers für das „Warum“ wird viel größer werden, wenn seiner praktischen Anschauung erst das „Was“ näher gelegt ist.

Die Begründung der Parallelen theorie läßt viel zu wünschen übrig. Der Verf. definiert im § 16 den Abstand zweier Punkte von einander und den eines Punktes von einer Linie. Dann folgt im § 23 die Definition: „zwei Gerade heißen parallel, wenn sie überall gleichen Abstand haben.“ Wie mißt man denn den Ab-

stand zweier Geraden in der Ebene? Unangreifbar ist diese Erklärung nicht. Soll sie aber aus pädagogischen Gründen gerechtfertigt werden — sie ist für den Quintaner bestimmt —, so möchte man doch fragen, ob derselbe Gesichtspunkt auch bei dem Beweise von § 143 maßgebend war: zwei Gerade sind parallel, wenn sie auf einer dritten senkrecht stehen. Die Notwendigkeit dieses Beweises wird dem Quartaner oder Untertertianer kaum einleuchten; ja ich fürchte, dafs vielleicht nur wenigen begabten eine Übersicht über die gesamten Schlussfolgerungen beizubringen ist.

Es scheint mir, dafs noch mehr hervortreten mufs, dafs der Aufbau des ganzen Gebietes der Planimetrie erfolgt auf der Grundlage sehr weniger einfacher Vorstellungen. In der äufsern Form würde daher fetter Druck nur für die wichtigsten Sätze zu wählen sein. Geschieht dies z. B. für § 116, so kann es entbehrt werden bei § 117—122, § 226 und 227 u. s. w., die nur Umkehrungen oder einfache Folgerungen des ersten Satzes sind. Noch wichtiger erscheint die Reduktion der 5 Forderungssätze im § 123 auf 2, damit dem Schüler gleich von vornherein zum Bewußtsein gebracht wird, dafs er nur zu operieren hat mit zwei Instrumenten: dem Zirkel und Lineal oder mit zwei Grundvorstellungen: dem Kreis und der Geraden. Mit dem Lineal kann er durch zwei Punkte eine Gerade ziehen (2^a), also auch einen gegebenen mit einem beliebigen in der Ebene (1) oder in einer Geraden (2^b) verbinden und eine gegebene Strecke verlängern (4). Mit dem Zirkel kann er um einen gegebenen Punkt als Mittelpunkt mit einem gegebenen Radius einen Kreis beschreiben (5), also auch auf einer Geraden eine gegebene Strecke abtragen (3).

In der vorliegenden Darstellung der Ähnlichkeitslehre tritt der innere Zusammenhang derselben mit der Lehre von der Kongruenz zu sehr zurück: den 5 Kongruenzsätzen (Verf. trennt die beiden Sätze: 1 Seite und 2 anliegende Winkel und 1 Seite 1 anliegender, 1 gegenüberliegender von einander) entsprechen nur 4 Ähnlichkeitssätze. Die Definition der Kongruenz habe ich überhaupt nicht gefunden. Bei der Ähnlichkeitslehre war der Begriff des äufseren Teilpunktes einer Geraden festzustellen und damit waren § 287 und 288 zusammenzufassen. Ohne diesen Begriff ist die Fassung der Sätze des Ceva und Menelaos § 300—303 nicht korrekt.

Im § 294 fehlt die Erklärung dessen, was als Flächenmafs gewählt wird. In § 106, 107, 111, 112 kann der Zusatz „der kleineren Seite der kleinere Winkel“ oder der umgekehrte entbehrt werden. Statt „Strecken“ mufs es im § 88 Zusatz „Strahlen“, statt „größer“ in § 110^a „kleiner“ heifsen. § 142 und 307 sind in der gewählten Fassung unrichtig. § 173 enthält 4 Voraussetzungen, während 2 genügen. § 102 wäre besser direkt beweisen. Der Beweis von § 192 läfst sich ohne Unterscheidung der drei Fälle führen, wenn von dem ganzen Trapez jedesmal ein

Dreieck abgeschnitten wird. Die Aufgabe in § 263 muß heißen: Von einem Punkte außerhalb Tangenten an den Kreis zu ziehen. Dafs es deren zwei giebt, erhellt erst aus der Konstruktion. Wenn nur positive Winkel in Betracht gezogen werden, ist die Annahme des Punktes im § 304 nicht immer möglich.

Vermifst habe ich ganz die Grundlehren der synthetischen Geometrie, der harmonischen Teilung u. s. w., die durch die Erläuterungen zum Lehrplan der Realgymnasien von 1882 diesen Anstalten (Verf. unterrichtet an dem Realprogymnasium in Solingen) direkt vorgeschrieben sind.

Die Liste der Ausstellungen ist etwas lang geworden. Trotzdem kann ich den Fachkollegen die Durchsicht des Büchleins empfehlen. Die eigentümliche Art der Mitteilung der Beweise und die meist korrekte Fassung der Sätze verdienen ein näheres Eingehen auf die Vorschläge des Verfassers. Eine kleine Sammlung von Aufgaben mit teilweiser Anleitung zur Auflösung wird in Aussicht gestellt.

Am wenigsten sympathisch ist mir das letzte Werk No. 4. Es erscheint in dritter, neu bearbeiteter Auflage. Da mir die zweite Auflage nicht zur Verfügung stand, so kann ich den Unterschier der neuen von der früheren nicht angeben. „Bei der Umarbeitung eines Werkes durch einen andern als den ursprünglichen Verfasser, im Sinn und Geist des letzteren, treten Schwierigkeiten zu Tage“, die der Kritik gewisse Rücksichten auferlegen. Möge es dem Referenten gelingen, sie überall zu nehmen.

Jedenfalls unzulässig in Bezug auf Äußerlichkeiten ist die enorme Zahl von Druckfehlern. Besonders schlecht kommt dabei die „Hypotenuse“ fort. Auf den ersten 180 Seiten habe ich den Mittelpunkt eines Kreises stets in der Figur mit m , im Text mit M bezeichnet gefunden. Von Seite 180 ab heißt er O . Bei dem Satze vom Peripherie- und Centriwinkel § 71 stimmen Figur und Text für den ersten und dritten Fall überhaupt nicht zusammen. Dafs die Halbierungslinie des Winkels an der Spitze im gleichschenkligen Dreieck die Basis halbiert und auf ihr senkrecht steht, wird im Beweise des § 18 wohl geschlossen, im Satz aber nicht ausgesprochen. Figur 81 ist so ungenau gezeichnet, dafs sie bei einem Schüler schwerlich zugelassen wäre. Endlich die Orthographie weicht von der offiziell in Preussen vorgeschriebenen ab, so dafs laut ministerieller Vorschrift das Buch in Preussen nicht gebraucht werden darf.

Was nun die ganze Anlage des Buches betrifft, so ist dieselbe entschieden zu breit. Um nur eins zu erwähnen, will ich bemerken, dafs der § 90 „die Proportionen“ volle $15\frac{1}{2}$ Seiten in Anspruch nehmen. Dabei findet sich der Satz von der korrespondierenden Addition nur in einer Anmerkung, im eigentlichen Texte sind nur die wichtigsten speziellen Fälle desselben angegeben. Jede Proportion wird mit Bruchstrich und Doppelpunkt abgedruckt. Das ist des Guten entschieden zuviel.

Über die Einleitung will ich hinweggehen, da der Bearbeiter „sich nicht entschließen konnte, an Stelle einfacher und nahe- liegender Erklärungen, wie sie die 2. Auflage schon bietet, anderes zu setzen, dessen grundlegende Bedeutung durch weitere Unter- suchungen noch modifiziert werden dürfte.“ Erwähnt sei nur, daß die Bezeichnungen „Gegenwinkel, Wechselwinkel, korrespon- dierende Winkel“ nicht dem bei uns gewöhnlichen Sprachgebrauch entsprechen.

Im ersten Buche „Einleitende Sätze. Das Dreieck“ scheint mir die Unterscheidung von Dreieck und Dreiseit, von Viereck und Vierseit, von Diagonalpunkten und Diagonalen verfrüht. Die Begrün- dung des 4. Kongruenzsatzes, die sich auf die Kongruenz zweier rechtwinkligen Dreiecke wegen Gleichheit der Hypotenuse und einer Kathete stützt, ist wohl zu umständlich, weil sie zu viel vorausgehende Sätze erfordert. Warum im § 31 der 4. Kon- gruenzsatz klein gedruckt ist, weiß ich nicht. Die allgemeine Anordnung der Sätze weicht nicht wesentlich von der gewöhn- lichen ab.

Im § 44 des zweiten Buches „Das Viereck“ gehört der Satz c) „die Diagonale teilt das Parallelogramm in zwei kongruente Dreiecke“ an den Anfang; denn daraus wird gefolgert die Gleich- heit a) der Gegenseiten, b) der Gegenwinkel. Der Beweis für § 49 gilt nicht immer. In diesem Abschnitt finden sich die Sätze über Parallelogramme, Kongruenz der Vierecke, die Inhaltsberechnung von Dreieck und Viereck, Pythagoras, Verwandlungs- und Teilungsaufgaben.

Das dritte Buch enthält die Kreislehre. Diesem Buche folgt ein Anhang „Zur Lösung geometrischer Aufgaben.“ Darin finden sich erst 3 Aufgaben, dann die Angabe, daß die vollständige Lösung einer Aufgabe enthalten muß: die Auflösung, die Kon- struktion, den Beweis und Bemerkungen, endlich die Definition des geometrischen Ortes nebst Beispielen und die Erklärung, was ein Folgestück ist (z. B. zu zwei Dreieckswinkeln der dritte). Von einer Anleitung zur Lösung von Aufgaben, wie sie z. B. Petersen in seinen „Methoden und Theorien“ giebt, ist nichts vorhanden.

Das vierte Buch ist überschrieben „Proportionalität der Linien. Ähnlichkeit.“ Die Ähnlichkeitssätze entsprechen den Kon- gruenzsätzen. Wird nicht aber der Zusammenhang der beiden Beziehungen zweier Figuren noch mehr hervorgehoben, wenn in den Beweisen der 4 Ähnlichkeitssätze stets auf gleiche Weise ver- fahren wird? Warum wird nicht stets eine der proportionalen Seiten auf der entsprechenden abgeschnitten und dann durch eine Parallele ein dem einen ähnliches, dem andern kongruentes Dreieck konstruiert? § 104, 2d ist nicht korrekt. Der Satz § 105 würde besser am Anfang der Ähnlichkeitslehre stehen. Wie aber die Sekundaner mit dem Satze in § 114 auskommen sollen, ist mir unverständlich! Ein Abschnitt der Sekante PA soll PA selbst

sein! Wenn der so bequeme Begriff des äußern Teilpunktes vermieden werden soll — wozu wohl kein Grund vorhanden —, warum heisst der Satz für zwei sich aufsen schneidende Sekanten nicht: das Produkt aus der ganzen Sekante und dem äußern Abschnitt bleibt für einen Punkt konstant?

Dem fünften Buche: „Regelmäßige Vielecke. Kreisberechnung“ sind ein paar Tabellen angehängt, die Beziehungen zwischen gewissen Größen des regelmäßigen Dreiecks, 6-Ecks, 12-Ecks, 4-Ecks, 8-Ecks, 5-Ecks und 10-Ecks enthalten. Es handelt sich um die Seiten des ein- und umgeschriebenen Vielecks mit einfacher und doppelter Seitenanzahl, um die betreffenden Radien, die Flächen, die Diagonalen u. s. w. Jede dieser Größen wird der Einheit gleichgesetzt und der Wert der andern dann angegeben. Ich erlaube mir die Frage: Welchen Zweck hat das 1) überhaupt, 2) in einem Schulbuch?

Jedes der fünf Bücher schließt mit einer großen Zahl von Übungen: Sätzen und Aufgaben. Einzelnen Nummern sind am Schlusse des Werkes noch Tabellen beigelegt. Dort finden sich z. B. beim Dreieck aus Seiten, Winkeln, Höhen, Medianen, Schwerlinien, den verschiedenen Radien, Seitensummen und -Differenzen, Summen und Differenzen der Seitenquadrate, Inhalt, den Verhältnissen dieser Größen u. s. w. neue Aufgaben in großer Vollständigkeit zusammen. Darauf, diese im einzelnen durchzusehen, habe ich verzichtet. Dafs die Tabellen jemand im Unterricht benutzen kann, bezweifle ich. Unter den übrigen Übungen befinden sich viele recht brauchbare (die Zahl der Aufgaben allein soll mehr als 2200 betragen), aber nicht gerade wesentlich neue. Auch gegen den pädagogischen Wert der einzelnen wäre gelegentlich etwas einzuwenden. Als Beispiele dafür, dafs nicht alle richtiges enthalten, manche unvollständig oder ungenau ausgedrückt sind, führe ich an S. 45 No. 9, S. 51 No. 30, S. 78 No. 8, S. 80 No. 26, S. 83 No. 20.

5) Otto Krimmel, Die Kegelschnitte in elementar-geometrischer Behandlung. Mit 78 in den Text eingedruckten Abbildungen. Tübingen, H. Laupp, 1883. I und 115 S. 8. 2,60 M.

Das Schriftchen enthält den vom Verfasser befolgten Lehrgang in der Lehre von den Kegelschnitten, die an der Realanstalt in Reutlingen einen Teil des Unterrichts in der darstellenden Geometrie bildet. Es soll dazu beitragen, die Frage nach der Einführung der Kegelschnitte in den Geometrieunterricht der Realschule und des Gymnasiums mehr und mehr in Fluß zu bringen. In dem ersten Abschnitte wird die Parabel durch ihre Brennpunkteigenschaften erklärt, ihre Figur durch Verbindung mit einer beliebig gelegenen Geraden bestimmt, die Tangente konstruiert, die Größe von Subtangente und Subnormale berechnet und die Scheitelformel der Parabel hergeleitet. Dann folgen Eigenschaften, die mit den konjugierten Durchmessern im Zusammenhang sind,

metrische Beziehungen zwischen Winkel-, Strecken- und Flächengrößen, Parabeln als ähnliche Kurven, konfokale Parabeln, Konstruktion und Berechnung des Krümmungshalbmessers, sowie die Quadratur eines beliebigen Parabelsegments. Wo nicht geradezu Maßbestimmungen hergeleitet werden, sind fast nur Beziehungen der Lage benutzt worden, um verschiedene Eigenschaften der Kurve mit einander zu verbinden. Eine ganze Reihe von verschiedenen Konstruktionen der Kurve wird an passender Stelle eingefügt. Erwünscht wäre vielleicht im § 3 eine scharfe Definition der Tangente einer allgemeineren Kurve gewesen, da ja die Kegelschnitte die ersten krummen Linien sind, die der Schüler nächst dem Kreise kennen lernt, und da die Definition der Tangente beim Kreise wenigstens nicht notwendig in allgemein gültiger Form aufgestellt zu werden braucht.

Der zweite und dritte Abschnitt behandeln in ganz ähnlicher Weise die Ellipse und Hyperbel. Nur bei der Ellipse hat der Verfasser eine Reihe von Beziehungen durch orthogonale Projektion aus den entsprechenden Kreisfiguren hergeleitet. Da indes die Lehre von den Kegelschnitten nicht notwendig an die darstellende Geometrie anknüpft, so wäre vielleicht eine kurze Zusammenstellung der wesentlichen Sätze über orthogonale Projektion hier erforderlich gewesen.

Im vierten Abschnitt werden die drei Kurven als Schnitte des geraden und schiefen Kreiskegels durch eine Ebene betrachtet und die Polareigenschaften durch Zentralprojektion des Kreises abgeleitet.

Jedem Abschnitte und auch den einzelnen Paragraphen sind zahlreiche Übungsaufgaben beigelegt, deren Lösung an ihrer Stelle einem Durchschnittsprüfmaner keine Schwierigkeiten bereiten dürfte. Die Figuren sind meist klar und durchsichtig, nur zuweilen, wie Fig. 5 und 74, für die Fülle des daran Erläuterten zu klein; p und P sind selten zu unterscheiden. In Fig. 7 darf Q im allgemeinen nicht auf dem Kreise liegen.

Hervorzuheben wäre noch der vielfache Hinweis auf die Reciprocität gewisser Beziehungen der Lage.

- 6) Hubert Müller, Die Elemente der Planimetrie. Ein Beitrag zur Methode des geometrischen Unterrichts. Metz-Diedenhofen, G. Scriba. V und 63 S. 8. 1,20 M.
- 7) Hubert Müller, Die Elemente der Stereometrie. Ein Beitrag zur Methode des geometrischen Unterrichts. Metz-Diedenhofen, G. Scriba. III und 59 S. 8. 1,20 M.

Zwei ganz köstliche Werkchen! Der geometrische Unterricht, sagt der Verfasser, erfordert nach der herrschenden Methode das gedächtnismäßige Lernen und Hersagen von Beweisen in einem Grade, welcher weder in der Natur der Sache, noch in den pädagogischen Bedürfnissen begründet ist. Das vorliegende Werkchen hilft dem Übel zwar nicht durch eine vollständig durchgebildete genetische Methode ab, aber es sucht unter Beibehaltung des

Systems vieles Gekünstelte aus der Methode zu entfernen und den Stoff durch Pflege der Einfachheit und Anschaulichkeit so zu behandeln, daß die Gedächtnisarbeit vermindert und das Verständnis erhöht wird. In einzelnen Teilen ist das Buch eine Weiterentwicklung vom Standpunkte des „Leitfadens der Geometrie“ des Verfassers. Die Planimetrie unterscheidet sich von ähnlichen Werken durch folgende Punkte: 1) die stärkere Betonung der Konstruktion und ihre Verwendung zum Beweisen von Sätzen; 2) die frühe Behandlung der Kreislehre, ermöglicht durch ihre Unabhängigkeit von den Kongruenzsätzen und durch ihre Verteilung unter die Abschnitte der Symmetrie und der geometrischen Örter; diese Veränderung wird notwendig, weil der Verf. für die Konstruktionen eine ebenso feste Grundlage verlangt als für die Lehrsätze; 3) die Benutzung der eindeutigen Bestimmungen einer Geraden zur gruppenweisen Ableitung von Sätzen; 4) die Vereinfachung der Kongruenzbeweise in der Form einer Deckung durch Umklappen oder Drehung.

Die Stereometrie weicht von der üblichen Behandlungsweise darin ab, daß 1) die Trigonometrie zur Erleichterung der stereometrischen Beweise vielfach benutzt wird, 2) dem Rotationskegel oft eine Rolle zugewiesen ist, die zum Teil derjenigen des Kreises in der Planimetrie entspricht, 3) bei den Sätzen über Polyeder der Gesichtspunkt maßgebend war, daß Übungen über Zeichnung der Körper für Anschauung und Berechnung mehr leisten als die Beweise von Lehrsätzen.

Diesen ziemlich wortgetreu wiedergegebenen Intentionen des Verfassers ist derselbe durchweg gerecht geworden. Die Planimetrie beginnt, wie bei Petersen, mit der Betrachtung von Winkeln bei Geraden und Vielecken, ein Verfahren, das für Quarta entschieden zu empfehlen. Die Beibehaltung des Grundsatzes „durch einen Punkt zu einer Geraden nur eine Parallele“ wird besonders motiviert. Einfache Sätze über axiale Symmetrie leiten zur Untersuchung über die möglichen Lagen einer Geraden gegen einen Kreis, über Winkel am Kreise und das gleichschenklige Dreieck über. Aufgaben und Sätze über geometrische Örter erscheinen schon vor der Konstruktion und Kongruenz von Dreiecken. Zentrische Symmetrie ist die Grundlage der Lehre vom Parallelogramm und vom regelmäßigen Viereck. Besonders anschaulich ist die Berechnung der Fläche geradliniger Figuren. Proportionalität, Ähnlichkeit und Kreisberechnung bilden den Schluss. Die Behandlung der inkommensurablen Größen und der Kreisberechnung ist ansprechend.

Ein dem geschilderten meist analoger Gang wird in der Stereometrie eingehalten, so daß ich von eingehender Anführung hier absehen kann. Von der Eleganz der ganzen Zusammenstellung und der Reichhaltigkeit der Übungen gebe ich wohl am besten eine Vorstellung, wenn ich noch anführe, daß im Anschluß an den Abschnitt „Kegelfläche, Kugelfläche und körperliche Ecken“

die Übungen 19—26 auf zwei Seiten die wichtigsten Sätze und Aufgaben über Kegelschnitte enthalten. An die Sätze über Kongruenz dreiseitiger Ecken fügen die Übungen 27—37 die wichtigsten Formeln der Trigonometrie (dort einer der wenigen Druckfehler: „a“ statt „sin a“ u. s. w.). Die Übungen 48—69 enthalten einige der Hauptsätze der darstellenden Geometrie, so weit sie für die Zeichnung der einfacheren Körper in Betracht kommt, so wie genauere Untersuchung der in der Stereometrie und Krystallographie vorkommenden regulären Körper.

Damit seien beide Werkchen nochmals eindringlichst den Fachkollegen empfohlen.

- 8) **Ferdinand Kommerells Lehrbuch der Stereometrie.** Neu bearbeitet und erweitert von Guido Hauck. 5. Aufl. (4. der Neubearbeitung). Mit 64 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Tübingen, H. Lauppische Buchhandlung, 1882. IX und 223 S. 8. 2,40 M.

Der Inhalt verteilt sich auf drei Bücher: Gerade und Ebenen im Raume, die krummen Flächen, die Polyeder und die Umdrehungskörper. Bei manchem der Beweise läßt der Verf. dem Schüler und dem Lehrer zu wenig zu thun übrig. Solche Schlüsse, die schon oft angewandt sind und die auch dem schwächeren Schüler keine Schwierigkeiten bieten, sollten in einem für die Schule bestimmten Lehrbuch nicht immer wieder besonders angeführt sein. Für alle Fälle ist ja auch der Lehrer zur Aushilfe da. Meinem Geschmack sagt auch die Anordnung innerhalb der einzelnen Abschnitte nicht zu. Voran steht jedem Abschnitte eine Einleitung, die eine große Menge Definitionen und Erläuterungen dazu enthält. Dann folgen Lehrsätze, Aufgaben und ein Anhang mit Übungsmaterial. Wenn sich diese Teile z. B. im zweiten Buch so verteilen, daß die Einleitung 24 Seiten, die Lehrsätze 18, die Aufgaben 11 und der Anhang 21 Seiten beanspruchen, so ist wohl auch äußerlich das richtige Verhältnis nicht gewahrt. Überhaupt ist die methodisch-praktische Ausbeute nicht gerade groß. Da das Buch indes schon in fünfter (resp. vierter) Auflage erscheint, so mag es beim Gebrauch mehr Vorteile bieten, als Referent hat entdecken können. Unter den Sätzen und Aufgaben der Anhänge befinden sich manche recht brauchbare, doch scheint im dritten Buche den krystallographisch wichtigen Körpern zu viel Bedeutung für ein Lehrbuch der Stereometrie beigelegt zu sein.

- 9) **Hermann Schubert, Sammlung von arithmetischen Fragen und Aufgaben, verbunden mit einem systematischen Aufbau der Begriffe, Formeln und Lehrsätze der Arithmetik für höhere Schulen.** Erstes Heft: für mittlere Klassen. Potsdam, Aug. Stein, 1883. IV und 220 S. 8. 1,80 M.

Der erste Abschnitt „Die Einführung in die arithmetische Sprache“ bietet von Begründung nichts. Er stellt in kurzer Wiederholung nochmals zusammen, was im Rechenunterricht an technischen Ausdrücken, Bedeutung der Klammern und der Rechnungs-

zeichen gelernt ist, und lehrt, so zu sagen, die Analyse zusammengesetzter Ausdrücke, auch in Buchstaben. Der strenge systematische Aufbau beginnt erst im zweiten Abschnitt mit den „Operationen erster Stufe.“ Im dritten Abschnitt werden die „Operationen zweiter Stufe“ behandelt. Der vierte: „Anwendungen der Gesetze der Operationen erster und zweiter Stufe“ schließt das vorliegende erste Heft. Im zweiten Hefte soll ein Abschnitt: „Quadratisches“ überleiten zu „den drei Operationen dritter Stufe“ und der letzte endlich „die Kombinatorik, Kettenbrüche und diophantische Gleichungen“ zum Gegenstande haben. Damit will der Verf. etwa feststellen, was die neue „Ordnung der Entlassungsprüfungen an den höheren Schulen“ vom 27. Mai 1882 in Preußen verlangt.

Das erste Heft giebt allerdings noch kein vollständiges Bild des Ganzen, erweckt aber doch die Hoffnung, dafs das Ganze ein recht gutes Lehr- und Übungsbuch der Arithmetik sein wird. Die charakteristischen Gesetze der einzelnen Operationen sind wissenschaftlich streng aufgestellt und bewiesen. Die allmählich erfolgenden Erweiterungen des Zahlengebiets und der Definitionen der vier Spezies sind erläutert an Beispielen, die dem Standpunkt des Lernenden durchaus angemessen sind. Vielleicht wäre noch etwas mehr die Notwendigkeit der Einführung negativer und gebrochener Zahlen als Folge der allgemeinen Rechnungsgesetze zu betonen: etwa an Beispielen wie $47 + 19 - 27 = 47 - 27 + 19$ und $17 + 19 - 27 = 17 - 27 + 19$ oder $15 \cdot 8 : 3 = 15 : 3 \cdot 8$ und $15 \cdot 8 : 4 = 15 : 4 \cdot 8$. Dafs die negativen Zahlen gleich nach der Subtraktion, die gebrochenen erst nach der Division eingeführt werden, entspricht, wenn auch nicht der historischen Entwicklung, doch der heutigen wissenschaftlichen Auffassung. Dafs von vornherein Doppelpunkt und Bruchstrich als gleichbedeutend angesehen werden, dafs demgemäß alle Regeln über Bruchrechnung schon bei Quotienten Anwendung finden, ehe die Definition des Bruches aufgestellt ist, ist nur zu billigen. Die Bruchrechnung erscheint dann als einfache Repetition höchstens mit Hinzufügung der graphischen Darstellung. Mit Freuden wird man die Gleichungen begrüßen, die natürlich in entsprechender Einfachheit den Aufgaben über die ersten Operationen beigegeben sind. Soll ich an der Auseinandersetzung der Theorie etwas aussetzen, so wäre es, dafs in der Fassung der Regeln zu viel Rücksicht auf die schriftliche Darstellung genommen ist. Diese Bemerkung bezieht sich nicht allein auf die bekannte Regel „Plus mal Plus giebt Plus“ u. s. w., sondern auch auf eine ganze Reihe anderer.

In den Anwendungen findet man die Sätze über Proportionen, die als Quotientengleichungen aufgefaßt sind, ferner die einfachsten Eigenschaften der natürlichen Zahlen in grofser Vollständigkeit (z. B. den Satz, dafs es unendlich viele Primzahlen giebt, nebst Beweis), die Besprechung der Zahlssysteme, der Dezimal-

brüche, der neueren, der griechischen und römischen Masse, endlich der Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten. Der Paragraph über Dezimalbrüche hätte wohl besser die Überschrift „Dezimalzahlen“ gehabt; dort wird wiederholt die Fehlergrenze eines abgebrochenen Dezimalbruchs angegeben; um so mehr überrascht es, dass bei Produkten und Quotienten die Fehlerbestimmung gänzlich fehlt.

In Bezug auf die Aufgaben ist im allgemeinen noch anzuerkennen, dass die nur durch Kunstgriffe lösbaren Aufgaben weniger berücksichtigt sind als sonst, und dass, um die Verbindung mit den nicht mathematischen Unterrichtsgegenständen herzustellen, auch sprachliche und historische Notizen in interessanter Auswahl und grosser Menge zur Stellung von Fragen und Aufgaben herangezogen sind. Die zwölf Gleichungen aus der griechischen Anthologie werden manchem willkommen sein. Mit Recht sind endlich die arithmetischen Reihen erster Ordnung schon an den Schluss des ersten Heftes gesetzt.

Der durchaus tüchtigen Arbeit sei der beste Erfolg gewünscht.

Berlin.

M. Schlegel.

C. Kniefs und O. Bachmann, Aufgabensammlung für das Rechnen mit bestimmten Zahlen. II. Teil. München, Max Kellner, 1864. IV u. 158 S. 8.

Den I. Teil dieser Aufgabensammlung habe ich bereits im Jahrgang 1883 S. 314 dieser Zeitschrift angezeigt: er enthält das Rechnen mit ganzen und gebrochenen Zahlen und einige angewandte Aufgaben, während der zweite, jetzt vorliegende Teil wesentlich Aufgaben aus den Rechnungen des praktischen Lebens enthält, nämlich Schlussrechnungen (Regeldetri), Verhältnisse und Proportionen, Prozentrechnung, Zins- und Diskontorechnung, Teilungs- und Mischungsrechnung, Kettenbrüche, geometrische und physikalische Aufgaben, Quadrat- und Kubikwurzeln. Es dürfte mithin die Sammlung auch Schulen genügen, die neben der Mathematik auch in den oberen Klassen noch besondere Unterrichtsstunden für das praktische Rechnen haben. Die Aufgaben selbst schreiten von leichteren zu schwereren fort: die schwersten dieser schwereren entfernen sich meiner Ansicht nach zuweilen zu sehr von der Praxis und erfordern eine so strenge Überlegung, wie man sie im allgemeinen bei Schülern nicht leicht erreicht. Ich bin ausserdem der Meinung, dass man dergleichen Aufgaben, wenn man sie durchaus rechnen lassen will, lieber durch Gleichungen lösen sollte, wodurch sich die Schwierigkeiten häufig bedeutend verringern. Auf der Unterrichtsstufe, auf welcher derartige Aufgaben gelöst zu werden pflegen, ist die Lösung von einfachen Gleichungen ersten Grades doch gewöhnlich schon bekannt, und man wird doch nicht dem Schlussatz zu Liebe von diesem Hilfs-

mittel absehen wollen. Die Aufgaben der einzelnen Kapitel sind äußerst zahlreich und dabei so verschieden gegeben, daß eine Auswahl auch bei großem Bedürfnis nach Aufgaben möglich erscheint. Wie oben bereits erwähnt, enthält die Sammlung auch zahlreiche Aufgaben über Verhältnisse und Proportionen: dagegen wird sich durchaus nichts einwenden lassen, zumal dieselben doch irgendwo im Pensum der höheren Schulen stehen müssen; aufgefallen ist es mir aber, daß die Hrn. Verf. auch Regeldetriaufgaben mit Hilfe der Proportionen gelöst haben wollen: davon ist man in neuerer Zeit so sehr abgekommen, daß man sich wundert, in einem ganz neu herausgegebenen Buche noch ein solches Verlangen zu finden. Der Schluß auf die Einheit, der doch viel natürlicher ist als die Anwendung der Proportionen, verhütet viel eher mechanisches Rechnen und kann außerdem viel allgemeiner gebraucht werden, so daß die Einübung desselben nicht durch Rechnen mit Proportionen gestört werden sollte. — Trotzdem sich die Verf. in dem zweiten Teile strenger an die neue Mafs- und Gewichtsordnung halten als in dem ersten, haben sie doch noch eine Anzahl von Aufgaben, die Meilen enthalten, aufgestellt. Die Meile kommt in jener Ordnung nicht mehr vor und ist durch das Kilometer ersetzt; je vollständiger mit der alten Ordnung gebrochen wird, desto eher gewöhnen sich die Schüler an die neue. Will man die bequem zu behaltende Zahl der Meilen für den Umfang der Erde, der Entfernung der Erde vom Monde u. s. w. gern erhalten, so kann man wenigstens dem Kilometer insofern sein Recht widerfahren lassen, als man die betreffende Länge auch in diesem Mafse angiebt.

Im übrigen ist das günstige Urteil, welches ich von dem ersten Teile dieser Sammlung gewonnen habe, durch die Aufgaben des zweiten nicht beeinträchtigt worden.

Berlin.

A. Kallius.

Paul Mehlhorn, Grundriß der protestantischen Religionslehre. Leipzig, Joh. Ambr. Barth, 1883. VI und 48 S. 8. 0,80 M.

Der Grundriß bildet den Abschluß zu den vom Verfasser vor mehreren Jahren veröffentlichten Leitfäden zum Religionsunterricht für höhere Lehranstalten, von welchen der erste die Bibel ihrem Inhalt nach, der zweite die Kirchengeschichte behandelt. Das Buch ist sauber und ansprechend ausgestattet, es ist seinem Inhalte nach eine höchst aner kennenswerte Arbeit. Verf. stellt die religiösen Vorstellungen des modernen Protestantismus und die Gedankenwelt hervorragender Theologen unserer Zeit in edler und gebildeter Sprache dar; wir empfangen ein abgerundetes System, in welchem sich künstlerisch Glied an Glied fügt, so daß er uns am Ende mit einem wohlthuenden harmonischen Eindruck entläßt. So knapp der Inhalt eines Leitfadens gefaßt sein will, der sich durch billigen Preis empfehlen soll, so gelingt es dem geschickten Verfasser, von Absatz zu Absatz zu spannen und durch die Begeisterung, von der er augen-

scheinlich bei Abfassung des Büchleins erfüllt war, das Gemüt des Lesers in gleiche Schwingungen zu versetzen. Verf. nennt sich einen dankbaren Schüler von Biedermann, Pfeiderer, Lipsius; die theologische Richtung des Büchleins ist damit genügend gekennzeichnet. — Nach einer Einleitung, in welcher er das Wesen der Religion, die Beweise vom Dasein Gottes, den Begriff der Offenbarung und die Entwicklung der Religionsformen behandelt, stellt er die christliche Religion dar ausgehend von dem Ideal des Reiches Gottes und entwickelt im Anschluß an die Heilige Schrift die Lehre von Gott, von der Welt, dem Menschen und der Erlösung und Stiftung des Gottesreiches durch Christus. In dem Abschnitte von der Lebensordnung des Gottesreiches behandelt er die Begründung des Heilslebens in dem Einzelnen und in der Gemeinde und schließt mit der Vollendung des Gottesreiches. — Ich stimme dem Verf. in seinen Gedanken und Überzeugungen von ganzem Herzen bei und hoffe besonders aus der zweiten Hälfte seines Buches für den Unterricht manches zu entnehmen, wie ich es auch allen Religionslehrern, denen es mit der wissenschaftlichen Bildung ihrer Primaner ernst ist, angelegentlichst empfehle, aber bedenken würde ich mich dennoch, das Buch zur Einführung in unsere Schulen vorzuschlagen. Aus der Vorrede ist nicht ersichtlich, wie weit der Inhalt wirklich aus dem Zusammenleben mit den Schülern hervorgewachsen ist; da aber Verf. hofft, auch manchem Studierenden und Studierten einen erwünschten Überblick über das System der christlichen Lehre von einem protestantischen Standpunkte zu geben, welcher der vierten Säkularfeier des Geburtstages unseres Reformators nicht unangemessen sein dürfte, so läßt sich wohl schließen, daß nicht allein Interessen der Schule ihn bei der Abfassung des Buches geleitet haben; doch mag dem sein, wie ihm wolle. Der Unterricht in der Glaubenslehre hat eine doppelte Rücksicht zu nehmen: er hat zuerst die Schüler zu befähigen mit einer gewissen Leichtigkeit die neutestamentlichen Schriftsteller zu lesen und zu verstehen, indem er sie vertraut macht mit den wichtigsten wiederkehrenden Begriffen und Vorstellungen, in denen sich das neu in die Welt tretende christliche Denken und Wollen darstellt. Hat der Schüler in einem wissenschaftlichen Systeme diese Vorstellungen erfassen und verbinden gelernt, so wird er mit Einsicht und Lust sich in die Lektüre der christlichen Klassiker zu vertiefen suchen. Diesem Ziele nun strebt Verf. mit anerkanntem Geschick entgegen, indem er seine Gedanken in engem Anschluß an die Heilige Schrift entwickelt und dauernd auf dieselbe verweist; nur hat es mir leid gethan, daß er über den Begriff von der *ἀνάστασις Χριστοῦ*, welcher doch in den apostolischen Briefen so oft entgegentritt, hinweggegangen ist, obwohl er doch im Anschluß an I. Kor. XV eine anregende Belehrung hätte geben können. Aber zweitens soll auch der Unterricht den Schüler in das Lehrsystem der Kirche einführen, der er angehört;

er muß unter allen Umständen die Dogmen seiner Religionsgemeinschaft kennen lernen. Wenn er als Erwachsener und Bürger ein lebendiges, thätiges Glied in der Gemeinde werden will und teilnehmen an der Entwicklung des religiösen Lebens und der religiösen Lehre, so dürfen ihm nicht die historischen Fundamente unbekannt sein, auf denen sich seine Kirche aufbaut, er muß vertraut sein und eine wissenschaftliche Einsicht haben in die Lehren, welche die Geistlichen seiner Kirche auf den Kanzeln vertreten. Unterläßt die Schule den Zöglingen diesen Lehrstoff zu bieten, so fürchte ich, wird dieser Fehler sich später schwer rächen. Die meisten Gebildeten, welche nicht gerade zum Lehramt und Pfarramt übergehen, zehren von den religiösen Kenntnissen ihrer Gymnasialzeit; haben aber diese eine so große Lücke, wie können wir dann meinen, ihnen eine allgemeine, religiöse Bildung gegeben zu haben, welche sie befähigt, die großen Fragen auf kirchlichem Gebiete, die unsere Zeit erregen, zu begreifen und an deren Lösung mitzuarbeiten. Verf. befindet sich offenbar mit vielen kirchlich sanktionierten Dogmen in Widerspruch; sie sind ihm abgelebt, weil wissenschaftlich überwunden, aber doch noch immer nicht so weit, daß Verf. sich nicht dieselben dauernd zu bekämpfen veranlaßt sieht, und gerade damit hängt der andere Fehler zusammen, daß die Darstellung wegen der sich durchziehenden Kritik oft sehr schwer wird und einen gründlich geschulten Geist erfordert, um sie innerlich zu erfassen; so weit sind aber unsere Schüler nicht gebildet. Wenn er z. B. die Lehre Anselms von der *satisfactio vicaria* nur kurz andeutet S. 32, die Lehre vom *peccatum originale* nur nebenher streift S. 24, wenn er das Dasein Gottes mit Kant ein Postulat der praktischen Vernunft nennt S. 6, wie viel Zeit muß da der Lehrer verbringen, um diese Andeutungen nur zu erläutern; die Lehre von der *satisfactio* und vom *peccatum originale* sind nicht in wenigen Minuten abzuthun, sie erfordern lange Zeit, um von den Schülern begriffen zu werden; zu umgehen sind diese Lehren, wie mir scheint, nicht, wenn unsern Zöglingen nicht das kirchliche System völlig vorenthalten bleiben soll. Das Büchlein würde nach meinem Urtheile dem Unterrichte nicht zur Erleichterung dienen, sondern zur Erschwerung. Wenn Verf., was ich ihm von Herzen wünsche, recht bald eine zweite Auflage herauszugeben veranlaßt sein sollte, so glaube ich, würde er seinem Buche einen ungleich viel größeren Wert geben, wenn er auf irgend eine Weise die wichtigsten Kirchenlehren zur Darstellung brächte. Bei seinem hervorragenden Geschick in präziser, wissenschaftlicher Ausdrucksweise würde der Umfang des Leitfadens nicht allzusehr wachsen, und falls der Preis sich auch um 20—30 Pf. teurer stellen sollte, so wäre das kein Schaden, der die Einführung des Büchleins hindern dürfte.

Stettin.

A. Jonas.

Zur Anzeige meiner griechischen Lehrbücher.

Herr Dr. Gemoll hat die 4. Auflage meiner griechischen Lehrbücher, sowohl der kurzgef. Formenlehre als des Elementarbuches, in dieser Ztschr. 1883 S. 733 ff. einer Anzeige gewürdigt, welche mich insofern zum Danke verpflichtet, als sie die Lehrerwelt von neuem auf jene Hilfsmittel aufmerksam macht, einzelne unliebsame Versehen nachweist und im übrigen zu nochmaliger Prüfung anregt. Solche Versehen sind namentlich der Wegfall von *αἴρω* F. S. 66 und *σαύρα* E. S. 6 (in den früheren Auflagen standen sie), die einmalige Accentuation *σπεῖρα* S. 122, *ἐπεῖ* für *ἐπὶν* S. 84. Dergleichen glaubte Unterz. Vorr. d. Les. S. IX (wo Z. 12 noch ein „nicht“ zu streichen ist) durch besondere Verhältnisse entschuldigen zu können; dafs auch das eine Amt weniger Mufse löst als das andre, bedarf keines näheren Nachweises. Allein im übrigen liegt fast überall eine Anschauungsverschiedenheit vor, über die kurz mich auszusprechen mir Pflicht erscheint; einigemal hat offenbar Rez. selbst sich versehen.

Gleich jener Satz, in welchem derselbe aus meinen Vorreden „curtiansche“ Grammatik zu citieren scheint (ich brauche den Ausdruck nirgends), dürfte zumal bei jüngeren Kollegen mich starkem Mißverständnisse aussetzen. Die Sachlage ist folgende. Bereits 1847 persönlich Schüler von G. Curtius, begrüßte ich wie billig seine Grammatik mit großer Freude und war meines Wissens der erste Gymnasialdirektor Preußens, dem Jan. 1863 die Einführung derselben gestattet wurde. Die Verhandlungen der 3. pommerschen Dir.-Konferenz 1867 enthalten ein ausführliches Referat über meine Erfahrungen mit jenem Buche, die vorliegende Zeitschrift 1869 weitere Ausführungen. Lediglich um die ältern Philologen der Methode von Curtius womöglich geneigter zu machen, auch den Anfängern die Sache zu erleichtern, gaben wir Anfang 1870 (also nicht, wie Rez. schreibt, 16, sondern 13¼ Jahr vor der gegenwärtigen Auflage) ein Elementarbuch heraus, dessen grammatischer Teil wesentlich von mir herrührt, und welches alsbald unerwarteten Anklang fand. Sagte ich nun Vorr. VII, jetzt sei mancherlei „Rücksicht auf die vorcurtiansche Grammatik“ nicht mehr erforderlich: so heifst dies einerseits, G. Curtius habe nun allgemeiner Anerkennung gefunden, anderseits die Hebung des Griechischen nach Tertia biete reifere Schüler.

Dafs ich u. a. die von Curtius gewählte Nebeneinanderstellung von *λύω* und *φαίνω* noch durch *πράσσω* erweitert, also Vokal-, Muta- und Liquidastamm in Vergleichung gegeben habe, ist mir mehrfach als ein glücklicher Griff bezeichnet worden. Wer die Gruppen-der Tempus-Ordnung überhaupt vorzieht, wird natürlich anders urteilen; ich habe mich aus Überzeugung eben hierin der Curtiusschen Weise anbequemt, was ja Rez. sonst lobt. Anderseits glaube ich, dafs die durch die neuen Lehrpläne angeordnete Verschiebung, wonach die Schüler durchschnittlich ein Jahr später das Griechische anfangen als sonst, auch überschätzt werden kann; sind sie nun wirklich so sehr viel reifer? Übrigens enthält die erste Partie meines Lesebuchs bis zu den Äsopischen Fabeln jetzt (neben den an Schwierigkeit rasch wachsenden Einzelsätzen) 38 zusammenhängende Stücke gegen früher 18; ich habe ferner ausdrücklich hinzugefügt, dafs ich Übersetzungen d. h. eine Auswahl aus jenen je nach Bedürfnis voraussetze. Dafs gelegentlich

3 Sätze nacheinander mit Eidechsen sich beschäftigen, um sie in verschiedenen Casibus vorzuführen, würde wenigstens mit Perthes' Grundsätzen stimmen. Man vergleiche übrigens, was für niedliche Einzelsätzchen den Sekundarsern manches vielgelobte hebräische Elementarbuch bieten muß, will es grammatisch sicher fortschreiten.

Ist das Hauptverdienst von Curtius dahin präzisirt worden, er habe das Gebiet der Analogie verringert, das der Analogie erweitert: so durfte es mir vor allem darauf ankommen, diese dem Schüler vorzuführen; daher erscheint (unter Voraussetzung des Fortschritts in konzentrischen Kreisen) manche Ausnahme oder Besonderheit für den Wiederholungskursus verspart, d. h. steht sub linea. Der Schüler soll möglichst bald für die Lektüre befähigt werden, so zwar, daß die *viva vox* des Lehrers, die Einsicht des Lexikons, die Aufmerksamkeit beim Lesen manches ergänzt, was anderwärts dem ersten Grammatikkursus eingereicht ist, aber da entbehrt werden kann. Der Schüler soll selbst aufmerken. Das berufene *ἐπιτιθεῖ* muß er sich aus Formel. § 149 erklären; daß *κατός, κατή, καῖα* nicht Neutrum ist, zeigt dem Denkenden eben dieser Accusativ; über *αὐτίς* giebt ihm das Glossar, über *τάλλα* oder *τάλλα, ἄτερος-δάτερον* später ein gutes Lexikon Auskunft. Letztere unter die Krasisbeispiele aufzunehmen und zu begründen, ging ja nicht an, ohne auf ein vorattisches *ἄτερος* hinzuweisen — damit sollte der Anfänger verschont bleiben. Beiläufig: welche attische Casus von *ἦρας* hätte ich erwähnen müssen? Warum wird *ἐπι* nicht durch das bekannte *ὦ πλοῦτε καὶ τυραννί κτλ.* gedeckt? Weshalb mußte *μεσσηγύ* im Abschnitte der Homerischen Präpositionen stehn, der doch gar keine Aufzählung aller geben will? Daß im Lesebuche *ἐπί* (absichtlich mit Dativ; vgl. u. a. *ἐπί τούτοις*) und *ὑπό* vorläufig in der angegebenen Weise unter den „üblichsten“ (nicht „wichtigsten“) Präpositionen stehn, erklärt sich durch ihr Vorkommen No. 11, 1. 7. 13, 6 u. s. w. Desgl. *ταῶς* durch Athen. IX 397, neben dem *χρῶτα* zweifelhafter erscheint (vgl. H. Stephani Thesaurus). Giebt meine Formenlehre § 62f. *τέτταρες* und *δευατέσσαρες* neben einander (wie anderwärts *ἴδι* und *ἴδις*), so hat der Schüler eben § 7, 3b u. a. zu vergleichen; für *βῶν* statt **βουῶν* (wie der Kürze wegen einmal gesagt ist) das weitere aus S. 7 sub. lin. b coll. § 40f. zu entnehmen, bezw. den Lehrer zu fragen. Auffällig ist der Tadel von *σῶσμαι* neben *σῶζω*, wie ich mit manchem andern nur für den Präsensstamm schreibe, vgl. *ἀναχ: ἀναχίζω = σω: (σῶζω) σῶζω*. Noch auffälliger, daß Rez. § 114 eine Bemerkung über *γν* vermisst. Sie steht ebenda sub linea, d. h. für zweite Durchnahme. Nötig war sie gleichwohl nicht, denn für den Schüler kommt neben dem weiter unregelmäßigen *ἔγνωκα* schlechterdings nur *ἔγνων* in Betracht; diese Form steht aber S. 73 Anm. — wozu eigentlich eine Regel für ein einziges Wort?

Warum unter solchen Umständen das Verdikt, daß sich der Ausstellungen im einzelnen sehr viele machen ließen, mich nicht allzusehr erschreckt hat, könnte ich nicht weiter nachweisen, ohne den geneigten Leser zu ermüden. Nur das eine zu erwähnen scheint mir noch notwendig, daß ich für *πενίου* Osthoffs Lehre von der Analogiebildung folge; vgl. Verhaudl. der Geraer Philologenversammlung.

Möglich daß die Formenlehre nach der Prognose des Hrn. Rez. sich nicht getraut erhält; daß sie überhaupt besonders erschien, geschah einfach, weil thatsächlich bei den bisherigen Auflagen das ganze Elementarbuch ge-

legentlich mit einem andern Übungsbuche bz. einer andern Grammatik zusammen (also nur um der einen Hälfte willen) gebraucht wurde, die Schüler dann also unnötige Kosten hatten. Auch künftig werden Urtheile bezw. Ausstellungen auf Grund längeren Gebrauchs meiner Bücher stets mir höchst willkommen sein.

Zerbst.

G. Stier.

Replik.

Ebenfalls in Kürze kann ich dem Herrn Verf. auf seine Erwiderung Folgendes antworten: 1. Die Anzeige ist von mir auf Wunsch der verehrlichen Redaktion dieser Zeitschrift gemacht, der Dank dafür gebührt also dieser, nicht mir. 2. Von einer Anschauungsverschiedenheit kann wenigstens in wissenschaftlicher Beziehung zwischen uns nicht mehr die Rede sein, nun der Herr Verf. erklärt, auf dem Boden der curtianischen Grammatik zu stehen. Ein allmähliches Anbequemen an dieselbe, die ich übrigens mit wissenschaftlich für gleichbedeutend halte, schien mir und scheint mir noch aus der 2. und 4. Vorrede des Verfassers hervorzugehen, und ich habe diesen Umstand mit Freuden begrüßt. 3. Wie Curtius in seiner Schulgrammatik die Paradigmen anordnet, darüber steht jedem praktischen Schulmann ein Urtheil zu. Denn Curtius als wissenschaftliche Größe und als didaktischer Schriftsteller sind zwei verschiedene Dinge. 4. Dafs Verfasser seine Bücher erst im Jahre 1870 verfaßt hat, konnte ich nicht wissen, da er in zwei Vorreden die erste Auflage in das Jahr 1869 versetzt. 5. Die Fragen, welche Verf. stellt, hätte ich an seiner Stelle nicht gestellt. Hier ist meine Antwort: *ἦρωα* wird nach Franke-Bamberg dekliniert *ἦρος, ἦρω, ἦρω, ἦρωα; ἑλπίς* muß nach der eignen Regel des Verf. auf S. 24 „notwendig“ *ἑλπίς* als Vokativ haben. Wenn nun im Paradigma *ἑλπὶ* steht, so wünschte ich dafür eine Begründung; *μεσσηγύ* sollte nicht fehlen, weil das nur einmal vorkommende *μεταξύ* von Bekker in *μεσσηγύ* geändert ist. Zu *σῶζω* gehört *σέσωμαι*, wie *σέσωμαι* zu *σῶω*. 6. Dafs sich an beiden Büchern noch viel Ausstellungen machen lassen, diese Behauptung von mir hat den Verf. nicht sehr erschreckt. Vielleicht erschrickt er doch, wenn ich aus zwei Seiten (138 und 139) seiner homerischen Formenlehre zu dem schon Bemerkten noch Folgendes notiere. Da heißt es wörtlich: „Für *σᾶου* und *σᾶοε* hätte man wegen des attischen *σῶω* auch *σῶε* erwarten können.“ Was soll die Bemerkung überhaupt, und was soll sie hier? Läßt sich *σῶε* mit *σᾶου* (resp. *σᾶω*) vertauschen? Auf derselben Seite wird *ἐνθεο* ohne weiteres als Imperat. Präs. gefaßt. S. 139 steht neben *ἐκνῖα* auch *ικνῖα*, eine Form, die erst erschlossen ist aus *ιδνῖα*. Die wirklich vorkommende *ειοικνῖα* sowie das oben erwähnte *ιδνῖα* fehlt. Ebenda wird *πάλο* übersetzt „er schwang sich auf“ statt „er straukelte“, was einzig in den Zusammenhang paßt. Doch will ich dem Verf. die Genugthuung nicht versagen, zu bekennen, dafs in Bezug auf *χράς* und die Reduplikation von *γν* alles in Ordnung ist. Mich frappierte nur der Ausdruck in § 116 Anm.: Als abweichend redupliziert merke man: *γνωρῆζω* u. s. w. Im übrigen aber erhalte ich meine Rezension aufrecht.

Wohlau. Albert Gemoll.

Wir schließen hiermit diesen Gedankenaustausch in der Erwartung, dafs derselbe zur Klärung der Ansichten beitragen und den Lesern unserer Zeitschrift ein selbständiges Urtheil ermöglichen wird. Die Redaktion.

DRITTE ABTHEILUNG.

Die griechische Abiturientenarbeit und die Praxis.

Nachdem die durch die Ordnung der Entlassungsprüfungen vom 27. Mai 1862 eingeführte Übersetzung aus dem Griechischen ins Deutsche an allen Gymnasien einmal, an manchen zwei- und dreimal angefertigt worden ist, lehnt es sich wohl, in Bezug auf noch offene Fragen die vorläufige Praxis zu betrachten und daraus nach der einen oder andern Seite hin, soweit möglich, Schlüsse zu ziehen und aus verschiedenen Arten der Praxis auf die etwa beste oder bessere hinzuweisen. Ich will dabei nicht von der schon jetzt zu bemerkenden Rückwirkung auf die griechischen Extemporalien der Primaner reden, auch nicht die Frage erörtern, ob Dichterstellen oder Prosastellen vorzuziehen seien, sondern eine an sich nicht wesentliche, aber in der Praxis doch auch wichtige Äußerlichkeit betrachten, in welcher Weise nämlich der griechische Text den Abiturienten dargeboten wird; und gerade da jetzt das Abiturientenexamen wieder vor der Thür steht, ist eine solche Betrachtung vielleicht manchen Kollegen erwünscht.

Es wurde bisher für die Übersetzung ins Griechische, Lateinische und Französische der deutsche Text, dessen Wahl erst durch Aufschneiden des Umschlages vor den Schülern sich ergab, diktiert. Auf dieser natürlichen Sitte fußte nun auch § 8, 2 der neuen Ordnung: „Zu der Anfertigung der Übersetzung aus dem Griechischen werden, ausschließlich der für das Diktieren des Textes erforderlichen Zeit, 3 Stunden bestimmt“.

Hier wurde also das Diktieren des Textes nicht ausdrücklich und besonders vorgeschrieben, aber als Sitte vorausgesetzt; und eine selbständige Abweichung von der vorausgesetzten Sitte war natürlich unerlaubt, aber eine Entbindung von derselben möglich und ein Gesuch darum statthaft. In dieser Annahme und in der Voraussicht, daß bei dem Diktieren des Textes mancher Fehler unterlaufen würde, wurde vom hiesigen Gymnasium und gleichzeitig von einer anderen Rheinischen Anstalt das Gesuch um Erlaubnis einer mechanischen Vervielfältigung des Textes eingereicht. Die Erlaubnis wurde durch Reskript des Provinzial-Schulkollegiums mit Genehmigung des H. Ministeriums bis auf weiteres gewährt, da nicht eine Prüfung im Nachschreiben eines griechischen Diktates, wie es beim Englischen und Französischen in der Schule vorkommt, sondern eben nur eine Prüfung im Übersetzen aus dem Griechischen angestellt werden sollte; doch wurden bestimmte Vorbehalte gemacht, um einer Täuschung vorzubeugen. Ein ähnliches Reskript wurde in Hessen-Nassau erlassen, und in Westpreußen ist ebenfalls die mechanische Vervielfältigung des Textes erlaubt. Übrigens ist

von dieser Erlaubnis in der Rheinprovinz und in Hessen-Nassau zu Ostern 1883 nicht überall Gebrauch gemacht worden. In den Provinzen Pommern, Sachsen, Hessen-Nassau und Schleswig-Holstein ist noch eine andere Weise theils vorgeschrieben theils erlaubt: nämlich dafs nach dem Diktieren das Originalblatt zur Einsicht ausliegt oder herübergereicht wird. In den Provinzen Westfalen, Hannover, Brandenburg, Schlesien, Posen und in Berlin scheint das einfache Diktat zu herrschen, wenigstens ist Ostern, bezw. Michaelis 1883 an je einer Anstalt der betreffenden Provinzen so diktiert worden. Über eine Anstalt Ostpreussens ist mir keine Nachricht zugegangen.

Ausgeschlossen war natürlich die Vorlage eines gedruckten Buches. Bei der hebräischen Prüfung wird, da die sonstigen Befürchtungen hier wegfallen, das gedruckte Buch vorgelegt. Dem Schreiber dieser Zeilen und seinen Coabiturienten wurden seiner Zeit auf einem großh. sächsischen Gymnasium gedruckte Euripidesausgaben vorgelegt, wie denn gewöhnlich eine leichte Dialogstelle aus Euripides oder Sophokles gewählt wurde, die womöglich in Versen zu übersetzen war. Dort wurde auf das Examen weniger Wert gelegt, sonst wäre wohl dem Zusammenborgern der einzelnen Exemplare am Tage vorher von Seiten der Schüler nachgespürt worden. Wenn aber eine Schulbibliothek von den verschiedenen zur Auswahl stehenden Schriftstellern genug Textexemplare besäße, diese erst unmittelbar vor der Prüfung herbeigeht und die Schüler während der Prüfung das Zimmer nicht verlassen, so würde die Behädigung des gedruckten Textes, welcher doch die beste Vorlage für die Übersetzung bleibt, wohl keine Täuschung veranlassen. Allein die erste Bedingung wird nur in seltenen Fällen erfüllt sein; so fällt diese Weise als Ausnahme fort.

Die Prinzipien, welche in Betracht kommen, sind, dafs die Schüler einen gut lesbaren und womöglich fehlerfreien, jedenfalls gleichmäßigen Text vor sich haben, und dafs die Täuschungsmöglichkeiten ausgeschlossen oder vielmehr auf das geringste Mafs beschränkt werden.

Betrachten wir nach diesen Gesichtspunkten jene drei anderen Arten der Textherstellung! Ich gehe dabei von Mitteilungen über 16 Gymnasien der preussischen Provinzen (außer Ostpreussen) und Berlins, welche Ostern 1883 betreffen, aus und danke an dieser Stelle den Herren, welche mir freundlichst Notizen haben zugehen lassen.

Bei 2 Anstalten der Rheinprovinz und Westpreussens, an denen hektographiert worden ist, sind keine Mißverständnisse von Seiten der Schüler vorgekommen. Der Text ist also gut oder genügend lesbar gewesen. Die mehr oder weniger gute Lesbarkeit hängt theils von der Handschrift des Lehrers, theils von dem Mechanismus ab; eine genügende läßt sich immer herstellen. Was die Fehlerfreiheit betrifft, so kann ein Lehrer, wenn er trotz langsamen Abschreibens sich vielleicht an einer Stelle verschrieben hat, dies bei einmaligem Vorlesen vor den Schülern noch umändern; Fehlerfreiheit des Textes ist also fast vollständig gewährleistet. In derselben Weise ist die Gleichmäßigkeit der Textexemplare gesichert.

Bei 4 Anstalten von 3 verschiedenen Provinzen ist diktiert und der Text ausgelegt, bez. herübergereicht worden; bei zweien derselben sind keine Mißverständnisse, bei zweien sind solche vorgekommen. Das letztere kann nicht Wunder nehmen; denn die Schüler haben nur einzelne Stellen, die ihnen selbst unsicher waren, genauer nachgesehen.

Bei 10 Anstalten von 9 verschiedenen Provinzen (darunter Berlia und wieder Rheinprovinz) ist diktiert und der Text nicht ausgelegt worden; bei zweien derselben sind nach den mir zugegangenen Mitteilungen keine Mißverständnisse vorgekommen, bei den andern acht teils mehr teils minder, teils unbedeutende, teils „recht arge“ und „grobe“; von der einen Anstalt wird noch bemerkt: „trotz einschlägiger Vorübungen“. Bei allen haben wohl die Lehrer nach der Ausführung der Prüfungsordnung durch die Art des Diktierens Fehlern vorzubeugen gesucht.

Die Fehler entstehen teils aus mangelhafter Kenntnis des Griechischen, teils aus geringer Kombinationsgabe oder Unachtsamkeit, teils aus mangelhaftem Gehör, bezw. Sprechen der Schreibenden, teils endlich aus ungenauer Aussprache des Diktierenden, welche vom Provinzialismus oder der deutschen Betonungs- und Verlängerungssitte sich nicht frei gemacht hat. In den letzten beiden Beziehungen wird man von vornherein die meisten Fehler bei Lehrern und Schülern sächsischer Mundart annehmen, aber auch gerade bei hannoverschen Lehrern und Schülern sind Fehler, und zwar starke, vorgekommen. Mangelhaftes Gehör des Schülers war es, wenn derselbe beim Diktat eines Hannoveraners statt τῆ Ἀτικῆ schrieb τῆ ἀδικῆ, was er dann als ἀδικία übersetzte; ungenaues Aussprechen des Lehrers und Gedankenlosigkeit des Schülers, wenn, wie ich einmal gelegentlich an einer fremden Anstalt sah, ein Primaner statt ἀνέφην schrieb ἀνήφην, genau wie der Lehrer gesprochen. Lange und kurze Vokale, αι und ει, die mutae unter einander, einfache und doppelte Konsonanten, Accente, einzelne Wörter und Komposita werden verwechselt. Leider kann ich keine Blumenlese aus Abiturientenskripten bieten und stelle daher Fehler aus zweimaligem Diktieren in einer O. II nach Arrian II 12, 3—7 zusammen: ἡμέλησεν, ἐμέλησεν, ἐμῆλησεν, ἡμέλλησεν; τῶν ἀμφ' αὐτήν, τὸν ἀμφ' αὐτήν; σκηνοῦσι, σκενοῦσι; ἐξωγγεῖλαι, ἐξωγγελλεῖ, κεκόμισται, κεκόμισθαι; ἐστάλθαι, ἐστάλται; οὕτως, οὕτος; τοσοῦτον, τοσοῦτων; προσκνηῆσαι, προσκνηῆσαι; ἐπὶ δεδεμένῳ, ἐπιδεδημένῳ, ἐπὶ τεθμημένῳ; παρασκηνοῦσιν, παρασκηνοῦσιν; ἦ, ἦ; ὡς δὲ ὁ Ἡραισιῶν τε, ἄστε ὁ Ἡραισιῶν δέ; ὁ δέ, ὄτε, ὄδε; ἡ μήτηρ τε καὶ, ἡ μήτηρ δὲ καὶ; διαμαρτία, δι' ἀμαρτία und mit eigener Verbesserung δι' ἀμαρτίαν; ἀνθ' ὄτου, ἀνθ' ὄδοῦ mit eigener Verbesserung. Von diesen Beispielen würde der Lehrer im Abiturientenexamen ἢ bemerken „mit Gravis“ und eisiges andere. Aber es giebt keinen Fehler, der nicht gemacht werden könnte, und dafs der Lehrer lange nicht allen vorbeuge, beweisen jene Erfahrungen von 8 Gymnasien unter 10, oder vielmehr, da ich von der vorhergehenden Kategorie zwei Gymnasien mitrechnen muß, an denen Fehler gemacht wurden trotz Auslegen des Textes, und ein drittes, bei dem es ausdrücklich heifst: „Fehler nicht vorgekommen, da das Original zum Nachbessern eingehändigt wurde“, von 11 unter 13.

Was sind nun die Folgen dieser Vorsehen? Es sind nicht blofs die einzelnen Übersetzungsfehler, sondern z. B. bei ὡστε und ὡς δὲ auch, dafs ein Schüler zu viel Zeit auf eine falsche Stelle verwendet, oder dafs er durch das Gefühl, die Konstruktion oder den Sinn nicht herausgebracht zu haben, an frischer Zaversicht verliert. Solche Fehler, schreibt ein H. Kollege, werden nicht angerechnet; aber dann darf dieselbe Stelle bei den andern nicht censiert werden, wenn bei richtigem Text der eine richtig, der andere falsch übersetzt hat. Jedenfalls wird die gegenseitige Ausgleichung der

Fehlerberechnung erschwert; eventuell könnte auch der Schüler für schlechte Aussprache des Lehrers büßen; nach der Erklärung der Regierung aber ist der einzige Zweck dieser Arbeit eben die Probe der Übersetzungsfertigkeit. Diese wird durch das Diktieren vielfach gestört und erschwert. Dabei lasse ich unentschieden, ob die lange Zeit des Diktierens dem Schüler nützt, wie ein Herr Kollege mir schreibt, indem er dabei das Meiste schon versteht und also in Wahrheit mehr Zeit hat als bei einer fremden Vorlage, oder ob, wie ein anderer schreibt, die beste Arbeitszeit und Kraft in $1\frac{1}{4}$ Stunden zwecklos verbraucht wurde; den Nachteil halte ich aber für gröfser als den Vorteil.

Endlich ist die Schrift vieler Schüler selber, namentlich im Griechischen so, daß sie mühsamer aus ihrem mit Korrekturen hingeschriebenen Text als aus einem von fremder Hand gleichmäfsig langsam ohne Korrekturen geschriebenen übersetzen; dies ist mir schon bei deutschen Texten, teils von mir geschriebenen und hektographierten, teils von Schülern anderer Klassen geschriebenen, entgegengetreten.

Die Lesbarkeit also der selbstgeschriebenen Texte ist verschieden je nach der Handschrift der Schüler, gleichmäfsig ist sie nur in seltenen Fällen; Fehlerfreiheit aber ist bis auf wenige Ausnahmen nicht zu erzielen. In letzterer Beziehung ist es eine Wohlthat für die Schüler, wenn sie das Originalexemplar vergleichen können; aber auch nicht ganz ausreichend. Bei gröfserer Anzahl von Abiturienten kommt sie den letzten zu spät zu gute. Zugleich bringt das Herumreichen bei vielen oder das Verlassen der Plätze und Vorbeigehen an den andern, um das Exemplar einzusehen, Gefahr der Täuschung mit sich.

Diese Gefahr tritt meiner Meinung nach auch beim wiederholten Vorsprechen und Erklären und dem Fragen der Schüler und dem Anschreiben des Lehrers an der Tafel, wobei er den Rücken wendet, ein; allerdings mag sie nicht so bedeutend sein, da es sich nicht sowohl um einzelne Worte handelt, die sie ja im Wörterbuch nachschlagen können, als um Konstruktion und ganze Sätze. Und wenn die Gefahr nicht da ist, so werden durch das öftere Nachfragen einzelner die andern in ihrem Nachdenken gestört; wenigstens habe ich bei lateinischen Extemporalien diese Erfahrung gemacht. Eine gröfsere Gefahr der Täuschungsmöglichkeit besteht aber in einem andern Umstande, daß nämlich, wenn zu den 3 Arbeitsstunden durch das Diktieren noch 1 Stunde Zeit oder mehr hinzukommt, mehrere Schüler, vielleicht alle während der Arbeit das Prüfungsalokal einmal verlassen müssen. Dabei haben einige von ihnen wohl auch schon den Ursprung des griechischen Stückes erforscht; denn wenn auch ein allgemeines Stück genommen wird oder die Eigennamen beseitigt werden, so giebt das ausführliche Wörterbuch, welches die Schüler benutzen, leicht zu der einen oder andern Stelle, wo man es nicht vermutet hat, bestimmte Auskunft.

Wie steht es nun mit der Täuschungsmöglichkeit bei einem mechanisch vervielfältigten Texte? Zunächst brauchen die Schüler in diesem Falle innerhalb der 3 Stunden das Lokal nicht zu verlassen, so wenig wie früher beim griechischen Extemporale und jetzt noch beim lateinischen; es fällt also diese Täuschungsmöglichkeit weg. Sodann ist bei einmaligem Vorlesen des gr. Textes, nach welchem vielleicht einige Buchstaben nachzutragen sind, die Gefahr sehr gering; sie fällt ganz weg, wenn der Text so gut herge-

stellt ist, daß es unnötig ist, denselben vorzulesen. Dagegen muß allerdings zur Vervielfältigung der versiegelte Umschlag eine Zeitlang vor dem Beginn der Prüfung geöffnet werden, während beim Diktieren diese Dinge zusammenfallen; diese Gefahr ist der mechanischen Vervielfältigung besonders eigen und scheint nicht unbedeutend. Ich sehe davon ganz ab, daß schon ein Vierteljahr vorher die für die Abiturienten nötigen Exemplare von zwei Konkurrenten thematen hergestellt werden. Dagegen halte ich es, um Täuschungen zu verhüten, für geboten, daß die Vervielfältigung unmittelbar vor der Prüfung durch den Lehrer selbst, ohne Zuziehung eines Dritten, als höchstens eines Kollegen, in einem Raume der Schule selbst vorgenommen werde.

Wenn wir die Vervielfältigungen durch Buchdruck, durch Lithographie, durch Hektograph und Universal-Kopierapparat nebeneinander stellen, so liefern die beiden ersten Arten die schönsten Texte, fallen aber jener Forderungen wegen aus, namentlich um nicht eine dritte, fremde Person in das Geheimnis zu ziehen. Auch daß der Lehrer den Tag vorher oder am Tage selbst den versiegelten Brief mit nach Hause nimmt, dort öffnet und den Text vervielfältigt, kann mir um unser selbst willen nicht gefallen. Zum Abschreiben reicht 1 Stunde völlig aus — und vorausgesetzt wird, daß der Lehrer selbst leserlich schreiben kann —, zum Abklatschen $\frac{1}{2}$ Stunde. Mit der chemischen Tinte schon ein Vierteljahr vorher das Exemplar zu schreiben, ist sehr bedenklich; es kann in der Zwischenzeit leicht unbrauchbar werden. Wenn der Lehrer $1\frac{1}{2}$ Stunde vor dem Beginn der Prüfung den Brief sich geben läßt, in dem reservierten Bibliotheks- oder Konferenz- oder Prüfungszimmer denselben öffnet und ungestört abschreibt und abklatscht, das Original, die Druckplatte und alle Kopien mit sich zu den Abiturienten simmt, so kann er eine Täuschung so gut verhüten, als wenn er jetzt erst den Brief öffnete.

Der Universal-Kopierapparat von O. Steuer in Zittau giebt eine gute schwarzgraue Schrift, kostet aber in der Größe von 23 auf 35 cm 32 M. Der Hektograph giebt etwas rötliche Schrift, kostet aber jetzt nur etwa 5 bis 8 M. Ich nenne keine Adresse, da es verschiedene Konkurrenten giebt und man in jeder Stadt auf dem einen oder andern Bureau oder Komptoir die Handhabung desselben sehen und Adressen erhalten kann; manche Geschäftsleute lassen sich auch nur vom Klempner eine Blechtafel mit Rand machen und kaufen sich die Gallertmasse und die Tinte dazu; sicherer sind 2 Tafeln für je ein Quartblatt als eine für ein Folioblatt. Der Universal-Kopierapparat ist der bessere; aber der Hektograph genügt vollständig; nur muß man die späteren Abzüge länger auf der Platte ruhen lassen, damit die Abdrücke nicht undeutlich werden, und sich beim Abziehen in Acht nehmen, daß man nicht Stückchen Gallertmasse mit Buchstaben losreißt; aus diesen Gründen ist auch ein Vorlesen des hektographierten Textes wünschenswert oder geradezu notwendig, auch wenn man vielleicht selbst schon einige fehlende Buchstaben ergänzt hat. Übrigens reicht für die Praxis eine einmalige Vorübung auf dem Hektographen nicht aus, man könnte sonst bei der Abiturientenprüfung in Verlegenheit kommen. Es empfiehlt sich aber seine Verwendung auch zu den Texten von Probeextemporalien, wenn man die kurze Zeit einer Stunde nicht noch durch das Diktieren beschränken will. Mehr als in Deutschland scheint in dem praktischen England der Hektograph oder ähnliche Instrumente für die papers der Schulen und Universitäten verwendet zu werden.

Vergleichen wir nun das Diktieren mit dem mechanischen Vervielfältigen, so bringt das letztere entschiedene Vorteile in Bezug auf Fehlerfreiheit und Gleichmäßigkeit, ist in der Lesbarkeit gleich oder besser, läßt schnell an die eigentliche Arbeit gehen, vermeidet die eine Gefahr der Täuschung und kann hergestellt werden, ohne selbst einer neuen, eigenartigen Möglichkeit der Täuschung anheim zu fallen. Eine mittlere Stufe nimmt das Diktieren und Auslegen des Textes ein; bei vielen Abiturienten reicht es nicht aus und bringt Gefahr mit sich, bei zwei Abiturienten scheint es mir ausreichend. Einem einzelnen Abiturienten könnte das Original zur Abschrift oder sofortigen Benutzung gegeben werden.

Die vorstehende Erörterung soll die Kollegen, in deren Provinzen das mechanische Vervielfältigen noch nicht üblich ist, auffordern, im Interesse der Schüler sich auch die Erlaubnis einzuholen und die Probe zu machen. Wenn nicht jetzt schon, so wird dann diese äußere, aber für unsere Abiturienten nicht ganz unwichtige Frage reif zur allgemeinen Entscheidung sein.

Kreuznach.

Otto Kohl.

Verhandlungen der Direktoren-Versammlungen in den Provinzen des Königreichs Preußen. XIII.

Der Band enthält den Bericht über die achte Direktorenversammlung in Schlesien, die am 12. bis 14. Juni 1882 zu Glatz abgehalten wurde. Es waren vertreten 32 Gymnasien, 2 Progymnasien, 9 Realgymnasien, 5 Realprogymnasien, 2 Oberrealschulen, 3 höhere Bürgerschulen, also zusammen 53 höhere Lehranstalten.

I. Die Ferienfrage. Die Versammlung entschied sich dafür, 1) daß gleiche Lage der Ferien in der ganzen Provinz wünschenswert sei, 2) daß 14 Tage Oster- und Weihnachtsferien, 5 Tage Pfingstferien (so daß die Schule Freitag vor dem Feste geschlossen wird), 4 $\frac{1}{2}$ Woche Sommerferien, 1 $\frac{1}{2}$ Woche Michaelisferien anzuraten seien.

II. Über den Nachteil, der durch den Wegfall der Programmabhandlungen entsteht. Angenommene Thesen: 1) die Aufhebung der Verpflichtung der höheren Lehranstalten, eine Programmabhandlung zu liefern, ist für den wissenschaftlichen Geist der Anstalten nachteilig. 2) Amtliche Verpflichtung sämtlicher ordentlicher wissenschaftlicher Lehrer zur Lieferung einer wissenschaftlichen Programmabhandlung ist wünschenswert. 3) Über den Inhalt der wissenschaftlichen Programmabhandlungen sind beschränkende Bestimmungen nicht zu geben.

III. Über den Geschichtsunterricht. Angenommene Thesen: 1) Ziel des Geschichtsunterrichts ist, daß der Schüler eine auf sicheren chronologischen und geographischen Kenntnissen beruhende Übersicht über die Entwicklung der wichtigsten Kulturvölker gewinne. Der Zweck des Geschichtsunterrichts ist, daß der Schüler ein Verständnis des inneren Zusammenhanges der Weltbegebenheiten gewinne, so daß er die Gegenwart in ihrer geschichtlichen Entwicklung zu begreifen fähig wird. Er soll zugleich einen Verstand und Gemüt bildenden Einfluß ausüben, indem er das sittliche Wollen des Schülers kräftigt, Begeisterung für alles Gute, Wahre und Schöne in ihm erweckt, insbesondere seine Liebe zum Vaterlande belebt. 2) An Gymnasien und Realschulen ist die Geschichte im wesentlichen in gleichem

Umfange, in gleicher Stufenfolge und nach gleicher Methode zu behandeln. 3) Der Geschichtsunterricht hat sich im wesentlichen auf die griechisch-römische und deutsche Geschichte zu beschränken und die Geschichte der übrigen Völker nur so weit zu behandeln, als es zum Verständnis der Geschichte dieser Völker nötig ist. 4) Die Behandlung der Provinzial- und Lokalgeschichte ist entbehrlich und nur ausnahmsweise und in beschränktem Umfange rätlich. 5) Kulturgeschichte, aber nur unter Beschränkung auf die wesentlichen Momente derselben, ist in den oberen Klassen an geeigneter Stelle aufzunehmen. 6) Das wichtigste Unterrichtsmittel ist auf allen Klassen der freie Vortrag des Lehrers; daneben muß der Stoff in katechetischer Weise klar gemacht werden. 7) Quellenlektüre der Schüler ist beim Unterricht auszuschließen. 8) Seltenes Vorlesen von Quellenstellen oder kurzen Abschnitten neuerer Bearbeitungen seitens des Lehrers ist gestattet. 9) Das Notizenmachen ist auf bloße Randbemerkungen und etwaige faktische Berichtigungen irriger Angaben des Lehrbuchs zu beschränken. 10) Häusliche Ausarbeitungen des Vortrags des Lehrers sind vom Schüler nicht zu verlangen. 11) Auf das Lernen der wichtigsten Jahreszahlen ist in allen, namentlich aber in den mittleren Klassen Gewicht zu legen. Es empfiehlt sich, daß die Lehrer derselben Anstalt sich über die zu lernenden Jahreszahlen einigen. 12) Der Gebrauch einer besonderen gedruckten Geschichtstabelle ist nicht zweckmäßig und bei richtiger Einrichtung der Lehrbücher überflüssig. 13) Schriftliche Specimina sind namentlich in stark besetzten Klassen zur schnellen Prüfung des Kenntnißstandes der Schüler zu empfehlen. 14) Der zusammenhängende Vortrag bei der Abiturientenprüfung ist als obligatorischer in Wegfall zu bringen.

IV. Revision der Censurprädikate. Angenommene Thesen:

1) Es sind Censuren zu erteilen getrennt a. für Leistungen, b. für Fleiß und Aufmerksamkeit, c. für Betragen. 2) Die Censurprädikate für Leistungen sind 1) sehr gut, 2) gut, genügend, 3) wenig genügend, 4) nicht genügend. Alle Zwischenzensuren und Zusätze sind unstatthaft. 3) Fleiß und Aufmerksamkeit werden nicht für jeden Gegenstand besonders, sondern bei der allgemeinen Censur summarisch beurteilt; die Prädikate sind dieselben wie bei den Leistungen. 4) Die Censur für das Betragen hat vier Stufen; sie lauten: 1) gut, 2) im ganzen gut, 3) nicht ohne Tadel, 4) tadelnswert. Ausgesprochener Tadel ist kurz zu begründen. 5) Die Schüler der Klassen von Tertia abwärts erhalten jährlich viermal Censuren, für die Schüler der oberen Klassen sind viermalige Censuren gestattet. 6) Bei den Schülern von Tertia abwärts ist eine Notiz über die Haltung der Bücher und Hefte in die Censur aufzunehmen. 7) In allen Klassen, mit Ausschluss der Prima, ist auf der Censur der Platz zu verzeichnen, welche der Schüler auf Grund der Gesamtleistungen erhält.

V. Über Anschauungsmittel (Kunst u. s. w.). Angenommene Thesen: 1. Anschauungsmittel sind anzuwenden, wo für die richtige Auffassung der zum Unterricht gehörigen Gegenstände die Vorstellungskraft der Schüler nicht ausreicht, so daß Worte nicht genügen, ihnen eine klare Anschauung zu geben. Sie haben zugleich den Zweck, das Auge, das Gedächtnis für Formen und den ästhetischen Sinn zu bilden. 2. Die Methode ihrer Verwendung muß der Art sein, daß die Schüler zu eindringlichem Erfassen des *Lehrgegenstandes* angeleitet werden. 3. In Tertia sind, soweit es zum Ver-

ständnis des Cäsar und Xenophon dienlich ist, die Kriegeraltertümer in Abbildungen zu zeigen. Die Lektüre des Ovid, Vergil, Homer ist durch Vorlagen der hauptsächlichsten Götterbilder und entsprechende andere bildliche Darstellungen zu beloben. 4. Bei der Lektüre der Tragiker ist eine Abbildung des griechischen Theaters und der zum Verständnis nötigen scenischen Altertümer vorzulegen. Der Unterricht in Prima, namentlich die Lektüre des Horaz, macht die Vorlegung mancher auf Privataltertümer bezüglichen Abbildungen nötig. Namentlich müssen die Primaner durch Abbilder eine Vorstellung von Athen und Rom und ihren Hauptgebäuden gewinnen. Auch einige Porträtköpfe der hervorragendsten Dichter und Staatsmänner ihnen zu zeigen, ist ratsam. Ein entsprechendes Verfahren ist auch bezüglich der französischen und englischen Litteratur in den obern Klassen aller Realschulanstalten zu beobachten. 5. Lessings Laokoon oder Winkelmanns Abhandlung über den Apollo von Belvedere ist nicht zu lesen, ohne daß die Nachbildungen der betreffenden Kunstwerke den Schülern vorgeführt werden. 6. Es ist unbedenklich, bei dem Unterricht in der biblischen Geschichte in den untersten Klassen bisweilen einfach komponierte Bilder zur heiligen Geschichte vorzulegen. Auch Abbildungen der heiligen Stätten sind beim Unterricht in der biblischen Geschichte erforderlich. 7. Bei dem Unterricht in der Geographie sind außer Wandkarten und Atlanten auch geographische Charakterbilder zu verwenden. 8. Der Geschichtsunterricht hat bei gewissen Epochen der Geschichte die für sie charakteristische Architektur und Plastik zu berücksichtigen und durch Vorlagen anschaulich zu machen. Als solche Epochen sind namentlich das Perikleische Zeitalter und die römische Kaiserzeit bis zu Hadrian anzusehen, aber auch der mittelalterliche Kirchenbau und einiges aus der Renaissance ist zu berücksichtigen. Real- und Gewerbeschulen haben bezüglich der Kunst des Mittelalters und der Neuzeit weitergehende Aufgaben als das Gymnasium. Historische oder von Dichtern geschilderte Begebenheiten durch Bilder zu veranschaulichen, ist für die Schule unzweckmäßig. 9. Ein besonderer Kunstunterricht ist nicht zu erteilen. 10. Die in der Klasse gebrachten Vorlagen müssen wahrheitsgetreu und künstlerisch ausgeführt und womöglich von solcher Größe sein, daß sie von allen Schülern gesehen werden können. Illustrierte Klassikerausgaben sind für die Schule nicht brauchbar. 11. Die Lehrer- und Schülerbibliotheken müssen Werke enthalten, welche die Schüler zur Beschäftigung mit Kunst und Antiquitäten anregen und den Lehrern die Möglichkeit einer sorgfältigen Vorbereitung auf diese Seite des Unterrichts gewähren. 12. Der Anstaltsrat muß die Anschaffung derartiger Unterrichtsmittel gestatten.

H. R.

Berichtigung.

Herr Geheimrat Dr. Bonitz hat in einer „Die Beweiskraft wortgetreuer Citate“ betitelten Zuschrift an die Redaktion dieser Zeitschrift (1883 S. 764) den Vorwurf erhoben, daß ich in der von mir im J. 1883 „Über die Unentbehrlichkeit der altklassischen Studien auf unsern Schulen und über die Notwendigkeit einer zeitgemäßen Reform dieser Studien“ veröffentlichten Programmabhandlung eine aus der Zeitschrift f. d. österr. G. (Jahrg. 1863)

wörtlich entnommene Stelle ohne Berücksichtigung ihres Zusammenhanges und ungeprüft citirt habe, um dadurch seine Übereinstimmung mit der Errichtung von Seminargymnasien zu konstatieren, während sich aus der Gesamtlektüre jenes Aufsatzes das gerade Gegenteil ergebe.

Dieser Vorwurf ist ungerechtfertigt nach zwei Seiten hin. Eimal habe ich das Citat nicht ungeprüft citirt; dann aber habe ich etwas ganz anderes damit beweisen wollen, als Herr Bonitz mir unterschiebt.

Zur Klarstellung des Sachverhaltes diene Folgendes: In meiner von Herrn Bonitz citirten Abhandlung hatte ich in ähnlicher Weise wie Mützell (in dieser Zeitschrift 1853), Cl. Nohl (Köln. Ztg. 1876 N. 12 ff.), Erlor (N. Jahrb. f. Phil. und Päd. 1876 II S. 417. 502. 540), Hampke (N. Jahrb. f. Phil. und Päd. 1882 II S. 593), Schiller (in dieser Zeitschr. 1883 S. 577), Perthes (in dieser Zeitschrift 1874 Heft 1), Frick (Das Seminarium praeceptorum an den Frauckeschen Stiftungen. Halle 1883) u. a. den Vorschlag zur Errichtung von Seminargymnasien oder ähnlichen Einrichtungen gemacht und dabei das Hauptgewicht auf folgende Punkte gelegt:

1) daß die theoretische Ausbildung der Lehrer in Didaktik und Methodik Hand in Hand gehen müsse mit der praktischen Unterweisung und daher von der Universität an die Seminargymnasien zu verlegen sei;

2) daß eine zweite praktische Prüfung in der Weise, wie sie die von dem Abgeordnetenhaus in der Sitzung vom 24. Februar 1863 fast einstimmig abgelehnte Regierungsvorlage will, unpraktisch sei und keinen Maßstab für die Beurteilung der Tüchtigkeit eines Lehrers biete; und

3) daß pädagogische Seminare ohne Übungsschule ein Uding seien.

Für diese letztere Ansicht, daß pädagogische Seminare ohne Übungsschule entsprechender Kategorie ein Uding seien, citierte ich eine Äußerung des Herrn Bonitz, und zwar in folgendem Wortlaut und Zusammenhange:

„Der Königlich sächsische Minister v. Gerber äußert sich in seiner Verordnung vom 15. September 1862 u. a. über diesen Punkt dahin, daß der Hauptfehler der Mangel eines festen Anschlusses an organische Lehranstalten sei, in welchem allein die Vorbereitungen zu einer erfolgreichen praktischen Ausbildung zu finden sein würden. Die praktische Vorbildung zum höheren Schulamt sei zu verlegen an bestimmte Anstalten, welche zu diesem Behufe entsprechend einzurichten sein würden. Auch Dr. Bonitz hat sich in der Zeitschrift für österreichisches Gymnasialwesen vom Jahre 1863 folgendermaßen ausgesprochen: „... also ein pädagogisches Seminar muß eine ihm angehörige Schule derjenigen Kategorie haben, für welche Lehrer zu bilden es zur Aufgabe hat. Der Direktor des Seminars muß zugleich Direktor der Schule sein, denn die getheilte Herrschaft zwischen einem Schuldirektor und einem Seminardirektor ist mit den seltensten Ausnahmen das sicherste Mittel zum Ruine der Schule“. Der Grund, welcher ihn neuerdings zum Abgehen von dieser Ansicht bestimmt hat, ist wohl auf finanziellem Gebiete zu suchen“. (S. 30.)

Dieses Citat soll ich nun nach den Worten des Herrn Bonitz ungeprüft übernommen haben, und zum Beweise führt er aus der Zeitschrift f. d. österr. G. (1863) einen Bericht über einen am 14. Januar jenes Jahres im Wiener Verein „Mittelschule“ von ihm gehaltenen Vortrag an, aus welchem

hervorgehe, dafs er sich gegen die vorgeschlagene Einrichtung von Seminar-
gymnasien geäußert habe.

Dieser Anklage gegenüber habe ich zunächst Folgendes zu erwidern:

Das fragliche Citat habe ich allerdings nicht direkt aus der Zeitschrift
f. d. österr. G. entnommen, und zwar aus demselben Grunde, aus dem Herr
Bonitz die geehrte Redaktion um den Abdruck des ganzen Referates über den
damals gehaltenen Vortrag ersucht, weil nämlich, wie Herr Bonitz selbst
sagt, „sich hier nur selten ein Exemplar der Zeitschrift für die öster-
reichischen Gymnasien finden dürfte“. Ich durfte aber dem mir vorliegenden
Citat um so unbedenklicher Glauben schenken, als dasselbe im Sinne
meiner Auffassung verschiedentlich und zwar an Orten unbe-
anstandet angeführt worden war, wo im Falle einer mißver-
standenen Anführung eine Rektifikation von Seiten des Herrn
Bonitz unbedingt und zwar sofort zu erwarten war. Das frag-
liche Citat ist nämlich in Gegenwart des Herrn Bonitz von einem
Abgeordneten in der Sitzung des preussischen Abgeordnetenhauses vom 24.
Februar 1883 in demselben Sinne und in demselben Zusammen-
hange wörtlich wie von mir angeführt worden. (Stenograph.
Bericht über die 34. Sitzung des preuss. Abgeordnetenhauses vom 24. Februar
1883 S. 909. W. Möser, Hofbuchdruckerei in Berlin.) Da Herr Bonitz weder
in der Sitzung selbst noch später dieses Citat in dem besagten Zusammenhange
beanstandet hat, so war jedermann berechtigt, das Citat in eben diesem Zu-
sammenhange als authentisch anzusehen. Es hatte dadurch quellen-
mäßigen Wert erhalten.

Dasselbe Citat findet sich ferner in dem Referat des Herrn Direktors
Dr. Beckhaus „Über die praktische Ausbildung der Schulamtskandidaten für
das Lehramt“ (Verhandlungen der 5. Direktoren-Versammlung in der Provinz
Posen. Berlin 1879. S. 6 ff.) in einem Zusammenhange angeführt, welcher
der Auffassung des erwähnten Abgeordneten und meiner Auffassung nicht
widerspricht. Übrigens hat dieser Referent sein Citat auch nicht direkt
aus der Zeitschrift f. d. österr. G., sondern bona fide aus einer andern Quelle,
nämlich aus Lindner „Die pädagogische Hochschule“ (Wien 1874) S. 28
entnommen, ohne von Herrn Bonitz interpelliert zu werden.

Nach dem Angeführten bleibt es mir unverständlich, warum
Herr Bonitz sich gerade an meine Adresse wendet, nachdem
offenbar durch seine Schuld das genannte Citat zu einer so verbreiteten
Kenntnis gelangt war.

Übrigens — und dies ist der zweite Punkt, in dem sich Herr Bonitz
irrt — war es mir bei der Anführung genannter Stelle gar
nicht um die Ansicht des Herrn Bonitz für oder gegen Seminar-
gymnasien, sondern darum zu thun, nachzuweisen, dafs er mit
seiner Autorität für die Forderung der Verbindung des päd-
agogischen Seminars, wenn ein solches diesen Namen ver-
dienen soll, mit einer entsprechenden Übungsschule eintritt.
Dies aber geht aus der fraglichen Stelle in jedem Falle hervor, einerlei,
ob dieselbe für sich oder im Zusammenhange mit dem übrigen
etwas dunkel gehaltenen Referat betrachtet wird.

Schließlich konstatiere ich noch, dafs meine Vermutung, der Grund für
eine Ablehnung des Gedankens an Errichtung von Seminar-gymnasien oder

ähnlichen Einrichtungen sei auf finanziellem Gebiete zu suchen, durch Herrn Bonitz nun doch selbst bestätigt wird, indem er (in dieser Zeitschrift 1883 S. 764) ausdrücklich sagt: „... es ist dabei, da es sich um Bewilligung einer Etatsposition handelte, an erster Stelle der finanzielle Gesichtspunkt hervorgehoben“ — also nicht der schulmännische.

Mülhausen im Elsaßs.

C. Alexi.

Die geehrte Redaktion dieser Zeitschrift hat mir unter gefälliger Mitteilung des vorstehenden Aufsatzes die Möglichkeit einer Gegenbemerkung eröffnet. Durch die Ausführungen des Herrn Gymnasialdirektors Alexi, welche überdies mit der Zuversicht einer „Berichtigung“ auftreten, sehe ich mich genötigt, von der mir dargebotenen Gelegenheit Gebrauch zu machen, und ersuche die geehrte Redaktion um die Aufnahme der folgenden Zeilen:

In der Erörterung der Frage über die angemessensten Mittel zur Vorbereitung der Kandidaten des höheren Lehramtes für ihren praktischen Beruf kauft Herr Direktor Alexi an ein Citat aus dem Referate über eine von mir vor mehr als zwanzig Jahren gethane Äußerung die Bemerkung: „der Grund, welcher ihn neuerdings zum Abgehen von dieser Ansicht bestimmt hat, ist wohl auf finanziellem Gebiet zu suchen“. Aus dem fraglichen Referate, dessen Wiederabdruck in dieser Zeitschrift 1883 S. 766 ff. ich veranlaßt habe, ist ersichtlich, daß die damals von mir ausgesprochene Ansicht mit den Äußerungen, welche neuerdings in der Sache zu thun ich Anlaß hatte, in vollkommenstem Einklange steht.

Durch die Ausführungen des Herrn Direktor Alexi über die eigentliche Absicht seines Citats wird an der Unrichtigkeit dieser Behauptung eines Abgehens von der früher geäußerten Ansicht nichts geändert, und diese Behauptung allein hat mich zu den Bemerkungen im Dezemberhefte 1883 dieser Zeitschrift bestimmt. Denn wenn jemand mir die besondere Ehre erweist, eine längst vergessene Äußerung von mir wieder an die Öffentlichkeit zu bringen, so wird man mir schwerlich den Anspruch verkümmern, daß dies in dem Sinne der betreffenden Äußerung zu geschehen habe und nicht unrichtige, mich persönlich betreffende Folgerungen daraus gezogen werden.

Da das behauptete Abgehen von der früher geäußerten Ansicht überhaupt nicht vorhanden ist, so wird auch die Vermutung über den Grund, der dazu bestimmt habe, gegenstandslos. Interessant ist nur die Eigentümlichkeit der Auslegung, durch welche Herr Direktor Alexi die Richtigkeit seiner Vermutung „konstatirt“. „In der gedruckten Denkschrift“, habe ich a. O. S. 764 geschrieben, „durch welche unter dem 30. November 1882 der Herr Minister v. Golsler der Landesvertretung einen die praktische Prüfung der Kandidaten des höheren Lehramtes betreffenden Antrag vorgelegt hat, ist derselbe Gedanke nur nebensächlich, gleichfalls in ablehnendem Sinne berührt, und es ist dabei, da es sich um die Bewilligung einer Etatsposition handelte, an erster Stelle der finanzielle Gesichtspunkt hervorgehoben“. Indem das in der ministeriellen Denkschrift sich findende Hervorheben des finanziellen Gesichtspunktes an erster Stelle ausdrücklich aus dem Anlasse und Zwecke derselben erklärt wird, so ist dadurch abgelehnt, daß der sachliche Grund des fraglichen ministeriellen Antrages darin

zu suchen sei. Und aus diesen Worten „konstatirt“ Herr Direktor Alexi die Richtigkeit seiner Vermutung über den Grund der behaupteten, thatsächlich nicht vorhandenen Änderung meiner persönlichen Ansicht.

Dafs Herr Direktor Alexi das in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien abgedruckte Referat über meinen Vortrag nicht aus dieser Zeitschrift selbst kannte, welche ausserhalb Österreichs wenig verbreitet ist, wird ihm niemand, am wenigsten ich selbst, zum Vorwurfe machen. In demselben Falle befand sich Hr. Gymnasialdirektor Beckhaus (Verhandlungen der Direktoren-Versammlung in der Provinz Posen 1879, S. 5 ff.), derselbe citirt aber ordnungsmässig die Quelle, aus welcher er geschöpft hatte. Gegen die dortige Verwendung meiner Äußerungen irgend etwas zu bemerken, war kein Anlass, da Herr Direktor Beckhaus meine Äußerungen, welche er vollständig anführt, genau in dem Sinne anwendet, in welchem sie gethan sind, so dafs nicht erfindlich ist, inwiefern Herr Direktor Alexi die dortige Anführung als seiner Auffassung nicht widersprechend ansehen kann. Dafs in den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses es nicht thunlich war, auf einen nicht die Sache, sondern nur mich persönlich betreffenden Punkt einzugehen, ist von mir in dem fraglichen Aufsätze S. 764 deutlich bezeichnet. Jedenfalls hat Herr Direktor Alexi, indem er nicht seine wirkliche Quelle, sondern die Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien citiert, selbst seinerseits die Verantwortung übernommen für die nicht richtige, mich persönlich betreffende Folgerung, welche er daraus zieht.

Berlin.

H. Bonitz.

Druckfehler-Berichtigung.

In dem Januarhefte 1884 mufs auf S. 16 f. der Satz: „*Damit der Schüler . . . zu geben*“ als Anmerkung unter dem Text stehen.

ERSTE ABTHEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Über Konzentration im lateinischen Unterricht.

Über eine so oft und von ausgezeichneten Pädagogen behandelte Frage zu schreiben kann leicht als Zeichen von Vermessenheit oder auch von Unkenntnis erscheinen; sieht man näher zu, so wird es vielleicht sich doch der Mühe lohnen, diese oft behandelte Materie von neuem vorzunehmen. Denn um nur eine Thatsache anzuführen, die zahlreichen Vokabularien, Phrasensammlungen und Übersetzungsbücher beweisen recht deutlich, daß Theorie und Praxis hier, wie so oft, weit auseinanderliegen. Die nachstehenden Bemerkungen sind in der Hauptsache Beobachtungen eigener und fremder Praxis, die es versucht hat, sich mit der Theorie etwas mehr, als dies häufig der Fall sein mag, in Einklang zu bringen.

Die Frage der Konzentration geht mit der Reduktion der Stundenzahl für die lateinische Sprache so ziemlich Hand in Hand; es wäre zu viel gesagt, die Wirkung und Bedeutung der psychologischen Erkenntnis verkannt, wenn man behaupten wollte, sie sei allein durch diesen Umstand hervorgerufen worden. Immerhin ist es interessant, daß die Forderung eine verhältnismäßig junge ist; denn die in pädagogischen Dingen doch auch nicht zu verachtenden Schulmänner des vorigen Jahrhunderts haben sie in dieser unmittelbaren Form nie gestellt. Und doch läßt sich gar nicht leugnen, daß auch sie vor die Frage gestellt waren, die wir heute lösen sollen. Auf die klare und zielbewusste Beschränkung der Schola latina folgte die kon- und diffuse Entwicklung der Schule des ausgehenden 17. und des beginnenden 18. Jahrhunderts, und wenn wir heute gegenüber dem Vordrängen der modernen Sprachen, der Ausbreitung der Mathematik und den Ansprüchen der Naturwissenschaften die Zeit für das Lateinische reduzieren müssen, so waren unsere Altvorderen mit ihren Mitteln verhältnismäßig nicht besser gestellt, als die Muttersprache und allerlei praktische und unpraktische Disziplinen Einlaß in die Schule begährten, während vieles von dem, was heute der häuslichen Thätigkeit der Lehrer zugewiesen ist, — z. B. die Korrekturen — seinen

Platz im Schulunterrichte auch nicht aufgeben wollte. Und doch klagten sie nicht über die Unmöglichkeit, fernerhin den an sie gestellten Anforderungen zu entsprechen, ja, wenn man von der eigentümlichen, damals aber nicht mehr zulässigen Auffassung der Schola latina bezüglich des Lateinischen als Verkehrssprache absieht, so leisteten sie in ihrer Weise nicht weniger als Sturm und seine Zeitgenossen in dem Kennen und Können der lateinischen Sprache. Keine andere Ursache scheint an dieser Erscheinung in gleicher Weise beteiligt zu sein als ihre Behandlung dieses Unterrichtszweiges, der sie die strengste Einheit wahrten. In den Schulordnungen des vorigen Jahrhunderts bildet den Mittelpunkt des Unterrichts überall die Lektüre, aus der der Sprachstoff und die Regel gewonnen und memoriert, der von dem Lehrer die schriftlichen Übungen entnommen und an die die eigenen Übersetzungs- und Sprechübungen angeschlossen werden, wobei der alte Sturmsche Begriff der sklavischen Imitation Ciceros weit toleranteren und verständigeren Ansichten weichen mußte. Was den Alten der pädagogische Takt sagte — von einer fest formulierten Theorie kann überall nicht die Rede sein —, haben wir uns erst teils durch schlimme und verhältnismäßig recht teuer bezahlte Erfahrungen und mit der Hülfe der oft über-, noch öfter unterschätzten Theorie wieder künstlich erwerben müssen, und, wie immer in solchen Fällen, ist das Heilverfahren dem zu beseitigenden Übel gegenüber in einer recht nachteiligen Position, weil einerseits an dasselbe Ansprüche gestellt werden, denen es nicht zu entsprechen vermag und andererseits die möglichen Heilmittel zurückgewiesen oder nur unzureichend angewandt werden.

Auch bei dieser methodischen Frage sind die einfachen, experimentell festzustellenden Thatsachen entscheidend, daß sich Vorstellungen in der Vorstellung und dem Gedächtnisse leichter zu befestigen vermögen, wenn sie klar sind und an klare Vorstellungen angeknüpft werden, daß Vorstellungen, die sich gegenseitig stützen, sicherer aufgenommen und festgehalten werden, und daß Vorstellungen, die öfters in demselben oder einem ähnlichen Zusammenhange hervorgerufen werden, eine leichtere Verwendbarkeit für die geistige Thätigkeit gewinnen. Die verhältnismäßig rasch und ohne nur bemerkbare Schwierigkeit erfolgende Aneignung der Muttersprache, aber selbstverständlich auch die jeder fremden Sprache, beruht wesentlich auf diesen Thatsachen, die ebensowohl für den Sprachstoff an sich, als für dessen verschiedenartige Gestaltung giltig sind. Man mag nun ein methodisches Verfahren so gering schätzen, als man wolle, und der heute so vielfach hervortretenden Überschätzung gegenüber wird diese Gefahr stets größer und bedenklicher, diese Thatsachen wird man gelten lassen müssen. Vielleicht aber nicht ihre Konsequenzen?

Unumstößlich dürfte auch die folgende Behauptung sein.

Je mehr der Sprachunterricht in der ihm zugemessenen Zeit beschränkt wird, in desto geringerer Häufigkeit können namentlich die beiden letzten oben angeführten Operationen vollzogen werden, und wenn bei dieser Beschränkung derselbe Sprachstoff angeeignet werden soll, wie vorher bei einer größeren Stundenzahl, so wird dies, vorausgesetzt, daß früher die zur Verfügung stehende Zeit wirklich richtig ausgenutzt wurde, nur in mangelhafterer Weise als früher geschehen können, und die Kenntnisse, besonders aber das Können der Schüler, werden in einem zur Reduktion der Lehrstunden im Verhältniß stehenden, mathematisch wohl nicht bestimmbar, aber nach kurzer Dauer der Einrichtung in den sprachlichen Leistungen deutlich erkennbaren Maße abnehmen. Könnte nun einerseits der Lehrstoff nicht beschränkt und andererseits die Häufigkeit jener Operationen nicht gesteigert werden, so müßten wir einfach auf befriedigende Erfolge im lateinischen Unterrichte verzichten und die Ansprüche an die Kenntnisse der Schüler in dem Maße herabsetzen, als die Unterrichtszeit eben nicht mehr ausreichend zur Verfügung gestellt werden kann. Wer wüßte nicht, daß die Stimmen nicht mehr vereinzelt sind, welche letztere Eventualität bereits als eingetreten ansehen? Die Unterrichtsbehörden haben sich allerdings dieser Besorgnis so wenig angeschlossen, als sie den lockenden Stimmen Gehör gaben, welche bei unfehlbarer Methode und alleinseligmachenden Lehrbüchern sich erboten, mit noch geringerem Stundensatze bessere Erfolge zu erreichen. Die Rücksicht auf die Überbürdungsagitation und auf ungestüm herandrängende Zeitforderungen hätte ihnen doch letzteren Ausweg bequemer erscheinen lassen können.

Zwei Ziele werden, so lange wenigstens noch klare Einsicht und Sachkenntnis, auch der richtig konservative Sinn die Bedürfnisse des Jugendunterrichts bestimmen, unabweisbar im lateinischen Unterrichte der Gymnasien angestrebt werden müssen. Die lateinische Sprache wird einerseits die Grundlage für Aneignung der grammatisch-logischen Bildung überhaupt abzugeben haben, und ihre gründliche Erlernung wird zu der Befähigung der Schüler für die beiden einander ergänzenden Methoden aller wissenschaftlichen Forschung und Unterweisung, Induktion und Deduktion, ein recht erhebliches Förderungsmittel darbieten. Andererseits wird die Sprachkenntnis der Jugend so weit gelangen müssen, um einen bestimmten Kreis von römischen Schriftwerken verhältnismäßig leicht verstehen und die darin enthaltenen Bildungselemente sich zuführen zu können. Unsere Vorfahren haben diese Ziele auch gekannt, aber sie haben meist das erstere weniger betont, als dies heute geschieht; die Humanisten, die Reformatoren und die Schulmänner des vorigen Jahrhunderts haben mit wenigen Ausnahmen der Grammatik nur kurze Zeit widmen, um so schneller aber zur Lektüre der Klassiker übergehen wollen. Und wenn sie forderten, daß die Regeln auswendig gelernt würden, so

brachte dies einmal die Gewohnheit des lange Zeit ohne Lehrbücher arbeitenden Unterrichts mit sich, sowie die Abfassung derselben in lateinischer Sprache, sodann aber — und das ist die Hauptsache — war die Zahl dieser Regeln eine erheblich beschränktere als heutzutage. Sie wußten, was wir heute selbst für die modernen Sprachen zu vergessen in Gefahr sind, daß man keine Sprache allein oder auch nur vorzugsweise aus der Grammatik erlernt, und was Gesner im vorigen Jahrhundert in dieser Beziehung geschrieben hat, verdient eine doppelte Berücksichtigung. Freilich wollte und will auch unsere Zeit in diesen Fehler nicht verfallen, aber der Versucher kam in anderer Gestalt und nannte sich formale Bildung; schon am Namen konnte man den Wechselbalg erkennen. Was er nicht fertig brachte, gelang der philologischen Kleinmeisterei, welche die Observation, die dem Gelehrten nicht selten wichtig, stets interessant und lehrreich ist, ohne weiteres auch auf die Gymnasien übertrug; schon gelten mannichfach die vielen schon zu weit gehenden Observationen der Seyffertschen Grammatik als überwundener Standpunkt, und während man sonst neben Cicero noch etwa Cäsar gelten liefs, so werden heute Petron und Varro herbeigezogen. Wurde doch jüngst sogar der ernsthafte Vorschlag gemacht, die Schüler sollten aus ihren an die Schulschriftsteller angelehnten lateinischen Sprechübungen die Kenntniss der historischen Syntax gewinnen, bekanntlich gerade desjenigen Kapitels, über das auch in der Lehrerwelt die eingehendste Information zu bestehen pflegt.

Man mag zugeben, daß die grammatische Behandlung heute ausgedehnter sein muß als in der Humanistenzeit, weil wir heute den Mangel des Sprachgefühls einigermaßen durch die Theorie ersetzen müssen, aber dieses Mehr muß seine Grenzen haben, und diese müssen gezogen werden nach dem Kriterium der Gebräuchlichkeit. Auf diesem Wege werden wir zu der Beschränkung gelangen, ohne die wir bei dem heute dem Latein belassenen Stundensatze nicht mehr auskommen können.

Wozu enthält aber die verbreitetste lateinische Schulgrammatik, die Seyffertsche, in der Lehre vom Nomen unter den Deklinations- und Genusregeln gereimte und daneben schwer zu behaltende und zu verstehende Prosa-Regeln? Jeder von uns weiß, daß er die ziemlich schwierigen und mit vielem unnützen Ballaste vollgestopften Zumpt'schen Regeln, wenn er sie einmal ordentlich gelernt hatte, nicht wieder aus dem Gedächtnis bringen kann. Man wandte ein, bei gereimten Regeln dächten die Schüler zu wenig nach, das sei ganz anders, wenn sie die Regel hübsch verständlich in Prosa und mit 1, 2, 3 versehen hersagen müßten. Man übersah dabei, daß, wenn einmal die Regel in dem Gedächtnis aufgenommen ist, ihre bloß gedächtnismäßige Reproduktion in beiden Fällen gleich wertlos ist; aber was hindert denn den Lehrer, auch bei der Reimregel das hinzuzufügen, ohne welches die gereimte

und die prosaische gleich wertlos sind, reichliche Übung? Tritt aber dieses Moment in erforderlicher Ausdehnung hinzu, so hat doch die leicht ins Ohr fallende Reimregel den unbestrittenen Vorzug, daß sie fester haftet und daß, wie ihr Erlernen müheloser erfolgte, so auch die Reproduktion sicherer und leichter verläuft. Freilich um diese reichliche Übung zu ermöglichen, müßten dann alle diejenigen Ausnahmen wegfallen, für deren Anwendung sich keine öfters wiederkehrende Gelegenheit finden läßt. Die Herausgeber haben in den neueren Auflagen nach Vereinfachung gestrebt, aber um nur einige Punkte herauszugreifen, wie oft kommen dem Schüler die auch noch in der 19. Auflage stehenden Abl. von *deses*, *pubes*, *compos* und *caelebs* vor? Wann der Gen. plur. von *volucris*? Wann das Geschlecht von *cardo*, *ligo*? Wann das von *cos*? Wann das von *axis*, *vermis*, *fustis*? Wann *faex* und *fornix*? *torrens* und *rudens*? *incus*? Was haben in einer Schulgrammatik die Verzeichnisse von Pluralia tantum zu thun — 44 an der Zahl —, von denen bestenfalls dem Schüler der unteren Klassen in seiner Lektüre 10—12 öfter begegnen? Sollte der Begriff des Plur. tant. nicht auch öbne dieses Verzeichnis klar zu machen sein, und wäre es wirklich ein Unglück, wenn dem Schüler oberer Klassen ein Ausnahmefall in der Lektüre begegnet, den er noch nicht in IV oder V gedächtnismäßig kennen gelernt hat, jetzt aber mit Hülfe der Analogie sich ohne Mühe zu erklären vermag? Ein wenig Nachdenken bei dieser Gelegenheit würde doch vielleicht ein größerer Gewinn sein als die Wiederholung der gedächtnismäßig erlernten und längst vergessenen Vokabeln. Noch wunderbarer ist das Verzeichnis der Defektiva; wie und wozu soll der Schüler die Adjektiva erlernen, die keine Komparation haben? Wäre die griechische Deklination nicht gänzlich aus der lateinischen Schulgrammatik zu entfernen und höchstens bei der Lektüre soweit zu berühren, als einzelne Formen dazu auffordern? Welche Menge von nie in der Lektüre bezeugenden Kompositen und einfachen Worten enthält „das Verzeichnis der wichtigsten Verba nach ihren Stammformen“! Noch schlimmer steht es mit der Syntax, weil hier nicht bloß das Gedächtnis in Anspruch genommen wird; längere Beobachtungen haben ergeben, daß an zu wirklich dogmatischer Einprägung geeigneten Regeln etwas mehr als die Hälfte der gegebenen vorhanden ist, während ein großer Teil sich zur Erlernung gar nicht eignet, auch für den Schüler gar nicht erforderlich ist, da es sich hier entweder um längst demselben Bekanntes, nur dem Systeme zuliebe Verzeichnetes oder um breitere Erklärungen oder um feinere Beobachtungen teilweise seltener und vereinzelter Art handelt (vgl. die Bedingungsätze). In dem hiesigen Normal-exemplar ist kaum eine Regel, an der nicht beschnitten werden mußte, da selbst bei einer für die einzelnen Regeln und Anmerkungen strenge durchgeführten Verteilung des Stoffes auf die einzelnen Kurse

häufig nirgends die Stelle zu finden war, wo die aufgeführten Thatsachen, Ausdrücke oder Ausnahmen wirklich zur Anwendung gelangen konnten. Der Einwand liegt nahe, daß diese Dinge der Vollständigkeit wegen dastehen müssen, und daß es dem Takte des Lehrers oder den Fachkonferenzen zu überlassen sei, die Wahl und Verteilung zu treffen; auch kann man auf die Bearbeitungen von Harre und Schaper verweisen, wenn man die Gefahren des Zuviel vermeiden wolle. Das ist alles schön und gut; es geschieht dies auch gewiß häufig, ebenso gewiß geschieht es aber auch häufig nicht, und ich will hier nicht den Unfug betonen, der erfahrungsgemäß doch nicht zu selten getrieben wird, sonst hätten amtliche Schriftstücke nicht gegen denselben gerichtet zu werden brauchen. Viel erheblicher ist der Umstand, daß durch die stets sich steigernde feinere Ausarbeitung der Grammatik das Quantum an Wissen in der Grammatik, welches allgemein für nötig gehalten wird, durch diese Stoffüberhäufung der Schulgrammatik mit einer gewissen Naturnotwendigkeit beständig erhöht wird, da es bei dem nivellierenden Charakter unseres modernen Schulwesens der einzelnen Anstalt gar nicht mehr freigestellt werden kann, was sie aus der Grammatik entnehmen will und was nicht. Die minder verbreiteten Grammatiken suchen womöglich die verbreitetste dadurch zu überbieten, daß man in ihnen gar nichts vergeblich zu suchen braucht, und die Folge ist, daß dem mittelmäßigen Schüler es nachgerade unmöglich wird, sich in der verwirrenden Fülle von Einzelheiten zurechtzufinden, die er lernen muß, ohne sie zum großen Teil in Folge reichlicher Übung verstanden zu haben; er ist ein gelehrter Grammatiker, aber seine Exercitien wimmeln von Fehlern. Der alte Zumpt hat trotz seines Umfangs nicht entfernt solche Ansprüche gestellt, man wußte, weil das Buch keine eigentliche Grammatik war, daß hier die Regeln nicht einfach gelernt werden konnten; man begnügte sich, die aus der Lektüre abgeleiteten Regeln nach dem Buche noch einmal durchzusprechen, man schied strenge zwischen Erklärung, Erlernung ex usu und dogmatischer Einprägung, um vereinzelte Erscheinungen kümmerte sich kein verständiger Lehrer. Sollte diese Scheidung bei einer Schulgrammatik nötig sein? Ein großer Teil des Überflüssigen wird sich schon von selbst ergeben, wenn wir uns erst wieder mehr dem Verfahren unserer Vorfahren nähern, das auch heute mit einigen Änderungen das richtige ist.

Als Grundgesetz ist dabei festzuhalten, daß jede sprachliche Erscheinung aus der Lektüre kennen gelernt und an der Lektüre geübt wird; dieses gilt von der ersten Kasusform bis zum verwickelten syntaktischen Gesetze, von der ersten Vokabel bis zur Zusammenstellung der Phrasen und Ausdrücke eines abgehandelten Gebietes. Man betont den Wert der Anschauung von der untersten Stufe des Elementarunterrichtes an und findet sie hier noch selbstverständlich, auch etwa noch im naturwissenschaftlichen

Unterrichte des Gymnasiums; daß es aber auch für die komplizierten Spracherscheinungen der Grundlage der Anschauung bedarf, diese Wahrheit wird noch immer zu wenig beherzigt. Die komplizierteste syntaktische Erscheinung wird dem Schüler begreiflich, wenn er selbst sie da, wo er zum ersten Male in der Lektüre, d. h. in einem ihm verständlichen und anschaulichen Zusammenhange, auf sie aufmerksam werden soll, unter Anleitung des Lehrers und mit Zuhilfenahme der einfacheren Bestandteile des Satzes, die er bisher kennen und anwenden gelernt hat, in ihre Teile wieder auflöst, diese wieder zusammensetzt und nun auf die Beziehungen hingewiesen wird, welche durch die Zusammensetzung entstehen, zum Teil durch andere Zusammensetzung anders entstehen würden. Dabei ist Voraussetzung, daß das Lesebuch des Sextaners bereits möglichst früh einfache syntaktische Verhältnisse bietet und zu diesem Behufe zusammenhängende Stücke, am besten historischer Gattung, enthält; das Elementarbuch von Hermann Schmidt entspricht in seiner Anlage durchgehend dieser Forderung, nur sind die Stücke des ersten Teiles wegen ihres entlegenen Inhalts und ihrer noch entlegeneren Vokabeln minder geeignet als die des zweiten Teils. Daß dieses Verfahren nicht einfach nach dem Gange der Grammatik eingerichtet werden kann, ist selbstverständlich; der Lehrer hat vielmehr die Aufgabe, den ihm nach dem Lehrplane zufallenden grammatischen Stoff auf seine Lektüre nach bestimmten Gesichtspunkten zu verteilen. Dabei ist der Grundsatz bestimmend, daß nur verwandte und der Verknüpfung fähige Vorstellungen sich stützen; derselbe kann zu verschiedener Anwendung gelangen. Ich wähle dafür ein konkretes Beispiel. Das Hauptpensum der Quarta ist neben den Hauptthatsachen der Tempora und Modi die innerlicher Verknüpfung gerade nicht besonders fügsame Kasuslehre. Hier liefse sich das Verfahren, wodurch dieser grammatische Stoff bewältigt werden soll, in der Weise einrichten, daß an einer Vita des Cornelius Nepos oder an einem ähnlichen Abschnitte mit Zurückdrängung aller anderen dem Schüler neuen grammatischen Erscheinungen, zu deren Behandlung die Lektüre Veranlassung geben könnte, neben der Wiederholung bestimmter Gebiete, z. B. des syntaktischen Pensums der V, in genau überlegtem Verfahren nur die Lehre vom Genetiv in ihren Haupterscheinungen und in der Weise zur Behandlung gelangte, daß die einigermassen verwandten Erscheinungen auch in Zusammenhang gebracht werden. Hierbei könnte nun wieder letzterer mehr äußerlich hergestellt werden, indem man z. B. die unpersönlichen Zeitwörter, worunter auch *est* gehören würde, zusammen gruppierte, oder man könnte diesen Zusammenhang durch die Differenzierung des Wesens des Genetivs herstellen. Aber in letzter Linie würde schon die intensive und konzentrische Behandlung derjenigen Fragen, welche sich auf den Genetiv beziehen, sich durch den Zusammenhang stützen, in

dem dieselben oder wenigstens verwandte Vorstellungsgruppen in das Gedächtnis und in das Vorstellungsvermögen aufgenommen werden; dabei bleibt Voraussetzung, daß Ausnahmen, welche diesen Zusammenhang stören müßten, nicht gelernt werden. Wären in dieser Weise die verschiedenen Kasus eingeübt, wobei bei jeder neuen Kasuserlernung an die Stelle der allgemeinen Repetition bei der Behandlung des ersten Kasus die Wiederholung des oder der bereits erlernten unter Aufsuchung neuer gemeinsamer Gruppenbildungen zu treten haben würde, so ließen sich neue fruchtbare Zusammenhänge durch Gruppierung verwandter Erscheinungen aus verschiedenen Kasusgebieten gewinnen, z. B. der Gen. und Abl. des Preises, Gen. und Abl. qualit. etc. Selbstverständlich stände einer Behandlung, die den umgekehrten Weg einschläge, auch kein Bedenken entgegen, wenn es nur dem Lehrer gelingt, gemeinsame oder sich berührende Vorstellungsgruppen zu finden, was trotz der sorgfältigsten Überlegung gerade bei der Kasuslehre nicht immer gelingen wird. Bei dieser Behandlung wird es auch keine Schwierigkeit haben, für die Regeln Beispiele aus der Lektüre zu finden, die mit dem der Einheit im Klassenunterrichte wegen vielfach unvermeidlichen Beispiele der Schulgrammatik in fruchtbare, sich gegenseitig stützende Verbindung gesetzt werden, namentlich wenn der lateinische Unterricht in V und IV oder in den beiden Tertian in derselben Hand liegt.

Bis jetzt war nur von der einen Seite die Rede, der allmählichen Ableitung der Regel aus der Lektüre, durch die der Schüler zunächst und vorzugsweise auf induktivem Wege Einsicht in dieselbe gewinnen soll. Aber dabei würde doch vorwiegend wie nur eine Seite der geistigen Thätigkeit, so auch nur eine Seite der Sprachkenntnis zu ihrem Rechte kommen. So wichtig dieselbe ist, so würde sie doch nicht entfernt ausreichen, wirkliches Können und allseitige geistige Übung herbeizuführen. Um letzteres Resultat zu erhalten, muß die wesentlich deduktive Übung eintreten, welche erst dann beendet ist, wenn der Schüler die Anwendung des Gesetzes so sicher vollzieht, daß er, wie man zu sagen pflegt, mechanisch d. h. sicher, ohne daß er sich der einzelnen Überlegungsakte bewußt wird, dasselbe zu gebrauchen vermag, oder noch besser, daß er dasselbe nicht mehr unrichtig anzuwenden imstande ist. Wer je darauf geachtet hat, wie lange Zeit darüber hingehet, bis die einfachsten Anwendungen grammatischer Kenntnisse, z. B. die des sogenannten Konstruierens, sich in solcher sicheren und unbewußten Abfolge vollziehen, wird verstehen, warum die äußerste Beschränkung solcher Gesetze notwendig ist. Die oberflächliche Konversation in einer neueren Sprache erlernt sich verhältnismäßig leicht, weil es sich hier um die Anwendung verhältnismäßig weniger und einfacher Gesetze handelt; dasselbe Individuum, welches diese Konversationsstufe errungen hat, ist meist nicht imstande, eine zusammenhängende Darstellung einer

größeren Gedankenreihe zu geben, weil es die schwierigeren hierzu erforderlichen Gesetze teils später erlernt, sie also nicht gleich häufig und lange geübt hat, wie jene einfacheren, hauptsächlich aber, weil ihm in der Regel die Gelegenheit fehlt, durch spätere reichliche Übung sich jenes Maß mechanisch sicherer Gewöhnung zu erwerben, infolge deren auch diese Schlüsse mit der Sicherheit mechanischer Abfolge vollzogen werden. Dieselbe Erscheinung findet sich in unseren Schulen, und sie nimmt in dem Maße zu, als die Zahl der grammatischen Gesetze, welche von dem Schüler gewußt werden soll, und damit die Möglichkeit so reichlicher Übung wegfällt, wie zu jener unbewußten Sicherheit erforderlich ist.

Diese reichliche Übung kann und darf aber nur eintreten an bekanntem Stoffe, also an dem behandelten Lehrstoffe. Wenn der Lehrer stets präsent hat, welche Menge von Denkopoperationen der 11 und 12jährige Schüler vollziehen muß, bevor er einen Acc. c. inf. oder Abl. absol. in die lateinische Sprache übertragen kann, so wird er es ablehnen, noch weitere Schwierigkeiten in die für Anfänger auf diesem Gebiete bestimmten Sätze hineinzuarbeiten; er wird aber auch bedenken, wie die Schwierigkeiten wachsen, wenn auch noch der Sprachstoff unbekannt ist, und aus diesem Grunde nur durchgearbeiteten Stoff benutzen. Denn nicht dadurch wird der jugendliche Geist geübt und gekräftigt, daß man ihn vor unüberwindliche Schwierigkeiten stellt, sondern dadurch, daß man ihm mit der Möglichkeit der Überwindung die Last erweckt, welche jeder Erfolg mit sich zu führen pflegt. Schon von diesem Standpunkte aus sind deutsche Übungsbücher verwerflich, wenn sie nicht ganz genau im Anschlusse an die Lektüre gearbeitet sind und wenn der Lehrer sich nicht ganz genau in seinem Lehrgange an das Übungsbuch angeschlossen hat. Thut er aber letzteres, so erwächst ihm, wenn er die erforderliche Sorgfalt dabei verwendet, mindestens so viel Mühe und Arbeit, als wenn er selbst sich den Lehrstoff für seine Zwecke einrichtet und bearbeitet. Nur wird im letzteren Falle der Erfolg sicherer und besser sein, da des Lehrers Wahl dasjenige herausheben kann, was am meisten jeweils der Heraushebung bedarf und dabei sowohl den eigenen Mitteilungen an die Schüler als der größeren oder geringeren Empfänglichkeit der einzelnen Schülergenerationen gerecht zu werden vermag, während alle diese Vorteile beim Gebrauche eines Übungsbuches wegfallen. Sonderbarerweise hat man gegen die Bearbeitung des Lehrstoffes durch die Lehrer die wunderbarsten Einwände vorgebracht. Da sollen solche Arbeiten trivial sein, viele Lehrer es nicht verstehen, die Arbeiten in einer die Schüler wirklich fördernden Weise zu fertigen, andere die nötige Anstrengung scheuen, die Gefahr der Eintönigkeit naheliegen, die Latinität leicht schlecht werden und was dgl. mehr ist. Wie solche Behauptungen selbst bessere Gedanken zu beeinflussen vermögen, habe ich oft an mir und anderen erfahren, bis ich mich

entschloß, über dieselben jetzt ungefähr seit 12 Jahren Untersuchungen anzustellen. Wenn ich deren Ergebnisse hier zum Teil mitteile, so glaubte ich mancherlei Bedenken im Interesse der Sache unterdrücken zu sollen; die Pädagogik ist eine Erfahrungswissenschaft und Veröffentlichung sorgfältiger Beobachtungen und Versuche, selbst auf die Gefahr hin, daß dieselben als verfehlt erscheinen werden, wird zur Nachprüfung Veranlassung geben und Bestätigung oder Widerspruch herbeiführen, jedenfalls aber in bestimmter Richtung klärend wirken. Ich habe im Anfange in der Regel keine große Bereitwilligkeit gefunden, bei den einen Lehrern, weil sie aus großer Gewissenhaftigkeit ihre Kraft dieser Aufgabe nicht gewachsen erachteten, bei anderen, weil sie zu bequem waren und die mit diesem Unterrichtsverfahren verbundene Mühewaltung scheuten, vielleicht auch, weil sie ihre geringe Fertigkeit im Lateinschreiben kannten. In vereinzelt Fällen ist es überhaupt nicht gelungen, die betreffenden Lehrer zu ordentlichen Resultaten zu bringen, und das Höchste war, daß sie Aufgaben eines Übungsbuches einigermaßen der Lektüre adaptierten. Aber weitaus in den meisten Fällen fanden nach einiger Zeit die Lehrer Freude an dieser Art zu unterrichten, wenn sie nur erst die Schwierigkeiten des Anfanges überwunden hatten. Daß es nicht alle gleich gut und sorgfältig machen, liegt in der Verschiedenheit der menschlichen Natur; aber ich muß doch konstatieren, daß wiederholt bei Lehrern, von denen ich keine besonderen Erfolge in dieser Thätigkeit erwarten zu können glaubte, meine Erwartungen weit übertroffen worden sind, indem dieselben nicht nur keine Trivialitäten boten, sondern neben recht zweckmäßiger Wahl des Stoffes ein sorgfältig durchdachtes methodisches Verfahren in Gruppierung der einzuübenden Sprachgesetze bewiesen. Und sind denn unsere Übungsbücher solche Muster an Geschmack, Sach- und Sprachkenntnis, daß sie ein gut unterrichteter Lehrer, der Fleiß und Urteil besitzt, nicht zu erreichen hoffen dürfte? Etwas Virtuositum weniger thut doch hier am wenigsten Schaden. Die von Fr. Schultefs nach dieser Methode gearbeiteten Aufgaben gelten schon jetzt, so kurze Zeit nach ihrem Erscheinen, für die beste Leistung auf diesem Gebiete, und wenn es selbstverständlich auch nicht vielen gelingen wird, mit der Hingebung, der Gewissenhaftigkeit und den Kenntnissen des Verfassers jener Aufgaben zu arbeiten und Ähnliches zu leisten, so würde es doch den meisten gelingen, Trivialitäten, Langeweile und schlechtes Latein zu vermeiden. Es ist hier für junge, strebsame Leute ein weites Feld offen, dessen Früchte wertvoller sind, als wenn in sogenannten wissenschaftlichen Beilagen die lange vorhandenen Bausteine der Wissenschaft wieder einmal herumgeworfen werden. Am hiesigen Gymnasium werden seit 5 Jahren keine deutschen Übungsbücher mehr gebraucht, ich selbst habe seit 12 Jahren keine mehr benutzt; wenn man die Schultefschen Aufgaben, welche zum Teile hier

als Klassenarbeiten ohne irgend welche Hilfsmittel gefertigt worden sind und in ähnlicher Weise immer gefertigt werden, näher prüft, so glaube ich, wird man zugeben müssen, daß man den Schülern, welche sie ordentlich zu übersetzen imstande sind, die Anerkennung nicht versagen wird, daß sie lateinische Sprachkenntnisse besitzen. Und doch wird zur Zeit hier nicht so viel erreicht, als meiner Überzeugung nach zu erreichen wäre; teils besondere Verhältnisse, teils der häufige mit dem Seminare verbundene Wechsel junger Lehrer greifen erschwerend ein; schon wenn alle Stellen mit geschulten und erfahrenen Lehrern konstant besetzt wären, würden die Erfolge sicherlich gesteigert werden können. Häusliche Arbeiten nach Übungsbüchern oder Diktaten sind hier wegen ihrer Erfolglosigkeit gänzlich aufgegeben; an deren Stelle treten schriftliche Ausarbeitungen des Inhalts in lateinischer Sprache, Umbildungen deutscher Sätze in Perioden, schriftliche Variationen nach bestimmten von dem Lehrer bezeichneten Gesichtspunkten, ohne daß für Lehrer hierzu eine Nötigung bestände, welche die ausschließlich mündliche Verarbeitung vorziehen.

Wenn aber vielleicht auch zugegeben wird, daß die Lehrer imstande sind, die Texte für die schriftlichen Arbeiten lediglich im Anschlusse an die Lektüre zu bearbeiten, so spielen doch diese Übungen der Natur der Sache nach eine untergeordnete Rolle, so sehr man oft geneigt ist, dieselben zu überschätzen, und haben keine Wirkung und keine Bedeutung, wenn sie etwas anderes sind als sozusagen der Niederschlag der mündlichen Thätigkeit, die das A und das O des einübenden Unterrichts sein muß. Wenn man zunächst auf diese Seite seine Aufmerksamkeit wendet, so läßt sich nicht leugnen, daß dieselbe in der Regel minder befriedigend bestellt ist, als die Anfertigung der schriftlichen Arbeiten. Der Grund ist meiner Beobachtung nach in den meisten Fällen die Unterschätzung der Schwierigkeit, ohne Übungsbuch zu arbeiten; die meisten Lehrer halten die rasche Produktion methodisch im Anschlusse an die Lektüre gewählter Beispiele für eine Eingebung des Augenblicks, ohne daß sie auch nur so ausgedehnte Belesenheit besitzen, um in das reiche Repertoire der klassischen Schriftsteller greifen zu können. Wenn es nun natürlich auch die erste Aufgabe sein muß, durch Nachweis der ungenügenden Leistung und durch das eigene Beispiel jene Überschätzung zu beseitigen und auf die Notwendigkeit der sorgfältigsten, in den ersten Jahren notwendigerweise schriftlichen Vorbereitung hinzuwirken, so erweist sich doch in dieser Richtung der Stoff selbst hilfreich. Der Anfänger in dieser Thätigkeit wird sich zunächst in den Umfang des Lehrstoffes seiner Klasse einleben, ihm wird er alle Fälle zur Anwendung grammatischer Lehren entnehmen. Aber gerade durch dieses Verfahren wird er schon von Anfang an zur konzentrischen Verarbeitung des Lesestoffes gewöhnt und erzogen, und wenn sich auch allmählich der ihm zur Verfügung stehende Sprachstoff er-

weitert, so wird ihm doch stets die hier notwendige Beschränkung im Vordergrund stehen. Man hat eine Gefahr darin entdecken wollen, wenn mündliche und schriftliche Übungen sich enge an die Lektüre, namentlich auch im Inhalte, anlehnen; aber abgesehen davon, daß dieser Inhalt selbst Abwechslung genug bietet, setzt eine derartige Erwägung insbesondere für jüngere Schüler ein Verhalten gegenüber dem Lesestoffe voraus, das thatsächlich nicht zutrifft. Und was hindert denn, insbesondere in mittleren und oberen Klassen, öfter in die sprachliche Form einen anderen Inhalt oder auf denselben Inhalt eine den Schüler in anderer Weise in Anspruch nehmende sprachliche Form zu übertragen? Altertum, Mittelalter und Neuzeit bieten so viele geschichtliche Analogieen, daß kein besonderes Nachdenken erfordert wird, um hier anziehenden Stoff zu finden. Allerdings muß auch hier die Verknüpfung mit dem Lesestoffe vollzogen werden, indem in allen Fällen der Sprachstoff zur Anwendung gelangt, während der Inhalt entweder durch einen analogen erläutert, geklärt und dadurch befestigt wird oder zum Verständnisse des Inhalts bezw. einzelner Seiten desselben dienende Abschnitte aus dem Leben der Römer behandelt werden; das letztere Verfahren erfordert mehr Nachdenken und größere Belesenheit als das erstere. Noch einige Worte über den Anschluß der mündlichen und schriftlichen Übungen an die poetische Lektüre. Man hat aus Besorgnis, das ästhetische Bewußtsein der Schüler zu verletzen, von dem Anschlusse dieser Übungen an die Dichter wie von einer Zerstörung des Wertes der Dichtung, von einer Art Barbarei gesprochen, und wenn der Lehrer auch ein gutes Gewissen hat, so fühlt er sich doch von solchen Worten hart getroffen. Aber bei Licht besehen sieht es mit diesen Vorwürfen nicht ganz so schlimm aus; es fällt doch wohl niemanden ein, eine prosaische Inhaltsangabe eines deutschen Gedichtes mit dem gleichen Anathem zu belegen; dabei sehe ich davon ab, daß alle lateinischen Dichter den rhetorischen Gesichtspunkt in den Vordergrund stellen. Warum man nun eine Fabel des Phädrus nicht in Prosa, eine mythologische Erzählung des Ovid nicht in geschmackvoller Weise des Hexameters entkleiden, ganze Episoden Vergils nicht in rhetorischer Form durchführen und Horazens Satiren als erfreuliche Abwechslung, meinetwegen auch als Erläuterung, Ciceros philosophischen Schriften gegenüber verwenden dürfte, hat bis jetzt noch niemand dargelegt. Wird allerdings die Behandlung der Prosalektüre ohne die geringste Unterscheidung auf die poetische übertragen, so mag hier viel Unerfreuliches zu Tage kommen, aber die ästhetische Bildung der Schüler hat hoffentlich bessere Quellen und Stützen, als daß sie dadurch Schaden nehmen sollte. Noch weniger stichhaltig ist der Einwand, daß durch solche Arbeiten die stilistische Bildung der Schüler Not leide, da es durchaus in der Hand des Lehrers liegt, durch die richtige Gestaltung seiner Aufgaben diese Wirkung

zu verhüten. Aber man gebe doch auch heute bei unserer extensiven Lektüre, die sich auf die verschiedenste Latinität erstreckt, den Gedanken auf, noch eine bestimmte Latinität, sei es ciceronianische oder cäsarianische erreichen zu können; man begnüge sich mit sprachlich richtigem. So sehr Methode und Technik gegen frühere Zeiten vorgeschritten sein mögen, so können sie doch nie die Wirkung ersetzen, welche die früher fast ausschließlic und von den untersten Klassen an auf Cicero gestellte Lektüre erreichte. Wir beginnen diesen Schriftsteller meist erst in Sekunda, unterbrechen die Lektüre desselben Monate, ja Semester hindurch; der beständige Wechsel läßt keine Festigkeit der Gewöhnung, keine Stetigkeit der Muster mehr aufkommen, von denen die Schüler die Form des Ausdrucks und der Gedankenverbindung entnehmen und wodurch sie ihrem Stile das dem Muster eigentümliche Gepräge verleihen können; die eben gewonnene sprachliche Gewöhnung geht sofort durch längere Beschäftigung mit anderen Mustern wieder verloren, und die auch hier erforderliche Gruppenbildung und Verbindung von Vorstellungen kommt nicht mehr zustande.

Alle hierhergehörigen Übungen haben den gemeinsamen Zweck, durch immer neue Gruppierung des Lesestoffes den Sprachschatz der Schüler zu erweitern und zu befestigen und den gleichen Dienst der grammatischen Kenntnis zu leisten. Bei allem Lernen bildet das Ohr ein leider noch viel zu oft unterschätztes Medium für die gedächtnismäßige Einprägung, und das unbewusste Verfahren der Kinder, den Memorierstoff durch lautes Hersagen sich einzuprägen, hat auch noch für spätere Stufen eine tiefe Berechtigung. Dieser Wahrnehmung wird die Übung entsprechen, die Repetition bei geschlossenem Buche in den unteren und mittleren Klassen zur Regel zu machen und in den oberen in abnehmender Häufigkeit beizubehalten, wobei die Abwechslung eintreten kann, daß statt des Lehrers abwechselnd die Schüler den lateinischen Text gut und langsam lesen, bezw. die deutsche Übersetzung des Gelesenen geben. Mit dieser Übung hängt die Variation zusammen, welche in ihrer einfachsten und elementarsten Anwendung darin besteht, daß bei geschlossenem Buche der Lehrer die Repetition in der Weise leitet, daß er den lateinischen Text freier gestaltet und den langsam vorg gesprochenen Satz zuerst lateinisch wiederholen und dann von demselben oder einem anderen Schüler ins Deutsche übertragen läßt; wenn diese Übung schließlic so weit vorschreitet, daß der Schüler veranlaßt wird, bereits in Sexta nach der Analogie durchgenommenen Sprachstoffes neue Sätze zu bilden und auf den mittleren und oberen Stufen den Inhalt des abgehandelten Abschnittes mehr und mehr frei zu erzählen, so wird hierin die wirksamste Vorbereitung für die freiere Art schriftlicher Darstellung gegeben sein, welche mit dem etwas vornehmen Namen „lateinischer Aufsatz“ bezeichnet wird. Eine ganz anders wirkende und die Kraft des Schülers durchgängig mehr in Anspruch nehmende

Übung gestattet das umgekehrte Verfahren, wobei ein Schüler zunächst einen ins Deutsche übersetzten Satz vorliest, ein anderer denselben ins Lateinische zurückübersetzt, sodann der Lehrer zuerst einfache Sätze der Lektüre verändert, mit Anwendung der zur Einübung bestimmten Regeln, schliesslich den ganzen Abschnitt von Stufe zu Stufe in freierem Deutsch zusammenfasst und den Schülern die Aufgabe stellt, diejenige Verbindung der anfangs zuerst zurechtgestellten Sätze herzustellen, welche dem lateinischen Idiome angemessen ist. Indem bei allen diesen Übungen zugleich die Erweiterung und Befestigung des Wortschatzes, das grammatisch-stilistische Können und, wenn man diesen etwas hohen Ausdruck gestatten will, das Sprachgefühl an wirklichem Latein entwickelt und gefördert, dabei das Auffassungs- und Beurteilungsvermögen geschärft und überall die Kenntnis des Inhalts, auf oberen Stufen aber auch das ästhetische Verständnis für die angewandten Darstellungsmittel gewonnen wird, genügen sie allen Ansprüchen einer harmonischen, durch den Sprachunterricht zu erzielenden Geistesbildung und bilden die unerlässliche Vorstufe für die schriftliche Anwendung der Sprache.

Es bedarf keines besonderen Hinweises, dass der sogenannte lateinische Aufsatz bei solchem Unterrichtsverfahren das natürliche Ergebnis und der natürliche Abschluss ist, selbstverständlich in der Beschränkung, dass er sich an die Schullektüre anschliesst, da er nur in diesem Falle die Mittel zu deren Vertiefung abzugeben vermag. In diesem Falle wird die Intensität, mit welcher der Schüler sich zunächst einzelner Teile der Lektüre nach sprachlicher Form und sachlichem Gehalte bemächtigen muss, um ebensoviel erhöht, als die Leistung gesteigert wird, wenn der Inhalt einer gelesenen fremdsprachlichen Stelle in der Sprache des Originals statt in der Muttersprache angegeben werden muss. Es ist aber durchaus nicht nötig, dass die freie Arbeit sich auf denselben Inhalt beziehe, den der gelesene Schriftsteller enthält, so wenig, als dies bei den gewöhnlichen schriftlichen Arbeiten notwendig oder auch nur wünschenswert ist. Die Entscheidung muss immer durch den Gesichtspunkt gegeben werden, dass die freie Arbeit der einheitlichen Wirkung des Unterrichts sich eingliedere und alle die Zwecke erreiche, welche bei den mündlichen Übungen erwähnt worden sind. Am meisten entspricht die freie Arbeit ihrer Bestimmung, wenn sie kurz und prägnant ist; am besten wird die eigentümliche Wirkung derselben hervorgerufen, wenn der Schüler sie lediglich in 2—3 Stunden der Schulzeit fertigstellen muss. Denn nur hier lässt sich herbeiführen, dass die Arbeit sofort lateinisch niedergeschrieben und nachher gefeilt wird, nur hier lässt sich das präsenste Wissen des Schülers wirklich feststellen. Wir haben an der hiesigen Anstalt durch derartige Arbeiten den Wegfall der Aufsätze ohne erheblichen Nachteil zu ersetzen vermocht. Im einzelnen muss ich auf meinen Aufsatz

„Der lateinische Stil im Gymnasium“ (Gießen 1877) verweisen, wo die hier in Frage kommenden Verhältnisse ausführlich dargestellt sind.

Mancher Leser, der die Geduld hatte, diesen Ausführungen zu folgen, wird die Erwähnung der Sprechübungen vermissen, die heute wieder mehr und mehr auf die Tagesordnung kommen. Sie sind jedoch in den mündlichen Übungen gegeben, welche an die Lektüre angeschlossen werden, soweit sie überhaupt von Nutzen sein können. Wenn man die neueren Arbeiten über diese Frage liest, so kann man sich der Besorgnis nicht ganz erwehren, daß die Scholastik des Mittelalters einen neuen Weg sucht, um ihr Plätzchen in der Schule zu behaupten. Wodurch können Sprechübungen in einer fremden, auch in einer toten Sprache befruchtend wirken? Einmal dadurch, daß sie den Schüler zwingen, die Kluft, welche er zwischen sich und der fremden Sprache sieht, zu überbrücken, und ihn diese Sprache als seiner Muttersprache durchaus konform zu empfinden lehren, dann aber als Mittel, dem Schüler ein rasches Zusammennehmen und Geistesgegenwart zu gewähren und ihn zur raschesten Anwendung seiner Sprachkenntnisse zu befähigen. Zu diesem Zwecke haben Zwiegespräche zwischen Lehrer und Schüler auf der untersten Stufe einen gewissen, in der Natur des Sprechens liegenden Wert; nach oben aber muß entschieden das Sprechen Eines, gewöhnlich des Schülers, selten des Lehrers, vorwiegen, vielleicht ausschließlich in Anwendung kommen; es darf aber nur dem Unterrichte dienen, also den Sprachstoff zur Befestigung bringen. Man wird vor Excentricitäten in diesem Punkte bewahrt bleiben, wenn man sich stets die Frage vorlegt, ob der Schüler das, was er lateinisch sagen soll, in seiner Muttersprache präzise und klar zu sagen imstande ist. Überall, wo diese Frage verneint werden muß, steht der Gewinn zum Verlust in keinem Verhältnis; für den lateinischen Sprachstoff wird wenig gewonnen, wenn halb dunkle und mißverständene oder auch unverständene Begriffe aus dem Schriftsteller entnommen und wiedergegeben werden, Gedankengang realer Verhältnisse und künstlerische Mittel der Darstellung, gehen darüber meist gänzlich in die Brüche.

Von dem Vokabellernen ist bis jetzt nur im allgemeinen die Rede gewesen, und es bildet doch nach allen Publikationen der letzten 30 Jahre einen Hauptgegenstand des Nachdenkens. Wenn man den Grundsatz an die Spitze stellt, daß der Sprachstoff aus der Lektüre gewonnen und an ihr und den an sie sich anschließenden Übungen befestigt werden muß, so bleibt weder für Vokabularien noch für Phrasensammlungen Raum. Es ist einigermaßen wunderbar, daß trotz der üblen Erfahrungen, welche mit allen stofflich oder etymologisch geordneten Vokabularien gemacht worden sind, so selten der Gedanke hervortritt, daß mit allem darauf verwendeten Nachdenken und mit aller Gewissen-

haftigkeit beim Gebrauche mit beliebig erlernten Vokabeln und Phrasen keine Erfolge erzielt werden können, da dieselben weder in einem bestimmten Zusammenhange angeschaut, noch in das Gedächtnis aufgenommen, noch reproduziert und wieder in anderer Gruppierung befestigt werden. Hat das Vokabelbuch nicht genau die Vokabeln, welche im Lesestoffe geboten werden, so war es zu keiner Zeit möglich, dieselben in den Lesestoff zu verarbeiten, und heute wird es nicht leichter sein, da die Zeit kaum zur Befestigung dessen ausreicht, was allein aus der Lektüre zuwächst. Hierbei scheint mir noch ein Punkt recht erheblich. Unsere Vokabularien enthalten meist mindestens denselben Wortschatz, oft aber einen größeren als die Vokabularien der Humanistenzeit, wo doch das Lateinische Verkehrssprache war, und die Lektüre, ich will nicht sagen gewählter, aber doch jedenfalls viel umfassender war als heutzutage. Ist deshalb die Zahl der Vokabeln, welche heute gefordert werden, nicht viel zu groß? Wenn man z. B. den Vokabelschatz des sonst vortrefflich gearbeiteten Schmidtschen Elementarbuches ansieht, so ist man erstaunt über die Auswahl; ungefähr ein Zwölftel des Wortschatzes wird dem Sextaner und Quintaner sicherlich nie mehr später begegnen. Es wäre dringend wünschenswert, daß an Anstalten, welche etwas dauerndere Lehrerverhältnisse haben — hier ist ein solcher Versuch wegen des Mangels der letzteren gescheitert —, die Vokabel- und Phrasensammlungen einige Jahre hindurch für jeden in die Sexta eintretenden Schülerscötus immer wieder neu gestaltet und durch die Anstalt fortgeführt würden. Dies ist nicht unmöglich, wenn von der lateinischen Fachkonferenz eine nicht zu große Zahl von Rubriken festgestellt würde, unter welche von den Schülern bei der Präparation, die ja doch im wesentlichen auf unteren Stufen in dem Unterricht gefertigt werden muß und, soweit sie sich auf das bloße Wörteraufschlagen erstreckt, ohne Schaden, ja zum Nutzen einer reichlicheren Lektüre auch in oberen Klassen mehr dort gefertigt werden könnte, die neu zukommenden Vokabeln und Phrasen einzutragen wären. Würden die Resultate dann veröffentlicht, so würde meiner Überzeugung nach der beste Damm gegen das bis zu unglaublicher Ausdehnung gediehene Erlernen und Vergessen der Vokabeln und Phrasen errichtet werden können; denn es ist ganz unzweifelhaft, daß die zur Zeit selbst von maßvollen Pädagogen festgehaltenen Forderungen bezüglich des Vokabellernens immer noch zu weit gehen.

Die Vokabeln werden zum Teil bereits in der Klasse im Anschlusse an die Lektüre und ihre Ausbeutung erlernt; dies ist besonders für die Beobachtung der richtigen Aussprache notwendig; der häuslichen Arbeit bleibt die Unterstützung durch Wiederholung und gedächtnismäßige Einprägung. Von Zeit zu Zeit mag auf unteren Stufen in der Klasse auch bloß gedächtnismäßige Wiederholung erfolgen, um Zeit zu ersparen und dem hier noch leb-

hafteren Bedürfnisse der Schüler nach dieser Art von Thätigkeit entgegenzukommen. Aber eine viel wirksamere Unterstützung läßt sich auch hier durch etymologische oder synonymische Gruppenbildung erzielen, wobei verwandte Vorstellungen durch häufige oder ständige Zusammenordnung gestützt werden. In jedem Falle muß diese Übung dem Lehrer eine genaue Kontrolle ermöglichen, inwiefern die Vokabeln und Phrasen festsetzen; schon aus diesem Grunde genügt die einfache Übersetzung aus dem Lateinischen in das Deutsche regelmäßig nicht, da hier im Zusammenhang die Bedeutung oft genug in halbdunkler Erinnerung erraten wird.

Wo auf oberen Stufen gedruckte Phrasensammlungen benutzt werden, können dieselben nur von Vorteil sein, wenn dieselben in Zusammenhang mit der Lektüre gebracht werden, was ebenfalls durch ein gruppierendes Verfahren geschehen kann. Statt die öde und zu allen Zeiten wenig fruchtbare Arbeit des Vokabelaufsuchens den Schülern, namentlich oberer Klassen regelmäßig zuzumuten, deren zeitraubende Art und Weise besser durch andere, Nachdenken und Urteil des Schülers mehr in Anspruch nehmende Arbeiten, wie das gar nicht genug zu übende Konstruieren und Analysieren von Sätzen und Perioden, Auffindung des Gedankenganges u. a. ersetzt werden kann, lasse man als weitere Abwechslung eine Arbeit etwa folgender Art eintreten. Der Lehrer hebt aus der Lektüre bestimmte Gesichtspunkte heraus und weist die Schüler zunächst einige Male an, in ihrer Phrasensammlung diejenigen Phrasen zusammenzustellen und sich einzuprägen, welche sich öfter mit den in der betreffenden Textesstelle angegebenen zusammenfinden, weil sie ähnlichen oder gleichen Inhalt haben, mit Hervorhebung der etwaigen Unterschiede. Auf diese Weise wird doch wenigstens jene mechanische Benutzung der Phrasensammlungen vermieden, welche Kapitel für Kapitel auswendig lernen läßt, ohne sich zu fragen, was von allen diesen Dingen im Gedächtnisse bleiben, d. h. zur Anwendung und Verknüpfung gebracht werden kann. Man braucht, auch wenn der heute herrschende Überfluß reduziert wird, wahrhaftig keine Besorgnis zu haben, daß künftig gar nichts mehr in futuram oblivionem gelernt werde.

Gießen.

Herman Schiller.

Bemerkungen zu lateinischen Übungen und Übungsbüchern im Anschluß an die Lektüre.

In der Mehrzahl der in den letzten Jahren erschienenen Übungsbücher zum Übersetzen in die alten Sprachen, namentlich in die lateinische, tritt eine gewisse Einheit des Prinzips in der Wahl der Materie hervor: wir meinen die neuerdings viel besprochene, in Preußen von der höchsten Unterrichtsbehörde empfohlene, von Autoritäten der Didaktik längst gewünschte, im allgemeinen auch befolgte Anlehnung an die Lektüre und Aus-

nutzung derselben. Ohne eine solche wäre die bei der Beschränkung der Stundenzahl notwendig gewordene strengere Konzentration des lateinischen Unterrichts nicht gut denkbar, die Entbürdung der Schüler schwieriger, und überhaupt möchte ohne sie der Bildungswert des Lateinischen mehr und mehr fraglich werden. Es ist im Laufe der Zeit eine förmliche Litteratur über diesen Gegenstand erwachsen, und es bedarf sicherlich einer erneuten apologetischen Betrachtung desselben nicht; wenn wir dennoch darüber zu schreiben uns anschicken, so verfolgen wir den Zweck, über die Grundsätze zu handeln, welche etwa bei den Übersetzungen zu beobachten sind, und die didaktischen und methodischen Verschiedenheiten in den neueren Erscheinungen auf diesem Gebiete der Schulschriftstellerei zu beleuchten.

„Vor allem muß mit dem Gebrauche derjenigen Übungsbücher, welche einen von der Lektüre regelmäÙig weit abliegenden Sprachstoff verarbeiten, gebrochen werden“; das stellen wir mit H. Schiller (in dieser Ztschr. 1883 S. 343) als obersten Grundsatz hin, wenn das Ineinandergreifen von Lektüre und sprachlicher Übung praktisch ins Werk gesetzt werden soll. In der Theorie herrscht ja auch in unserm höheren Schulwesen meist die größte Einigkeit, aber das Wie der Durchführung ist oft recht verschiedenartig und von gleichmäÙiger Handhabung weit entfernt. Freilich wird kein auch noch so nachdrücklich empfohlener Normallehrplan jemals imstande sein, den Lehrer zum Aufgeben seiner Individualität zu veranlassen und zum Schaden des Ganzen eine starre Uniformität zu erzielen; aber allgemein als nützlich anerkannt, ja als zwingend erwiesenen Gesetzen darf der einzelne sich nicht verschließen, und solche Gesetze haben sich allmählich auch für die Methode des Übersetzens im Anschluß an die Lektüre herausgebildet, resp. sind im Werden begriffen. Für die Einrichtung der Übungsbücher haben neuerdings Thesen aufgestellt L. Zippel (N. Jahrb. f. Phil. 1883 S. 155 ff. u. 206 ff.), W. Fries (Direktoren-Verhandl. der Prov. Sachsen) und F. Basedow in der Ztschr. „Gymnasium“ 1883 N. 5. Unter Berücksichtigung derselben möchten wir folgende Hauptpunkte zur Prüfung vorlegen:

1. Der Übersetzungsstoff ist der Lektüre zu entnehmen, und zwar a. als Paraphrase für die mittlere Stufe, b. als Variation und Imitation für die obere Stufe des Gymnasiums.

2. Der phraseologische, stilistische und grammatische Apparat der Lektüre ist in steter Verbindung mit dem Klassenpensum zu verwerten, und zwar in erster Linie ist a. für die mittlere Stufe grammatische Korrektheit bei allmählicher Gewöhnung an Stilistik, b. für die obere Stufe umgekehrt die Stilistik und das lateinische Kolorit zu fördern.

3. Der deutsche Text muß korrekt und gut deutsch

und gleichzeitig dem deutschen Sprachgebrauch nützlich sein, und zwar a. für die mittlere Stufe einfach und ungekünstelt, aber noch im engeren Anschluß an das lateinische Vorbild, b. für die obere Stufe möglichst frei, selbständig und modern.

4. Die Klassenarbeiten hat der Lehrer selbst zu komponieren unter thunlicher Benutzung der in den Übungsbüchern vorhandenen Vorlagen.

5. Die häuslichen Arbeiten hat der Lehrer, wenn er sie dem von den Schülern benutzten Übungsbuche entnimmt, vorher in der Klasse zu besprechen, zu erläutern, resp. umzugestalten.

Zu 1. Die Materie muß inhaltlich den Schülern bekannt, d. h. in der Lektürestunde so verarbeitet und so vorbereitet sein, daß dem Verständnis keinerlei Schwierigkeit erwächst und selbst der schwächere unter ihnen das Vorbild deutlich erkennt, welchem er sich bei Aufmerksamkeit und Fleiß nachzuarbeiten gewachsen fühlt. Dem Fassungsvermögen entsprechend muß eine unterschiedliche Benutzung der Quelle die Zubereitung der Materie für die verschiedenen Stufen beeinflussen. Von den Gegnern der Methode wird Trivialität, gedankenloses, Unbehagen erweckendes Wiederkäuen des Lektürestoffes und wer weiß was sonst noch an der Paraphrase getadelt. Wer könnte sich rühmen, den in den älteren Übungsbüchern von Süpffe, Seyffert u. a. zusammengetragenen Stücken, selbst wenn sie eidographisch zu größeren einheitlichen Ganzen verarbeitet sind, große geistige Anregung und einen nachhaltigen Eindruck zu verdanken? Wenige nur mögen von den mannigfachen, oft ganz heterogenen, mit dem Unterricht nicht jedesmal in unmittelbarem Zusammenhang zu bringenden fragmentarischen Erzählungen aus der alten Welt oder gar von den der philosophischen Lektüre entnommenen, für das jugendliche Gemüt teilweise noch unverdaulichen Raisonnements Anregung empfangen haben. Manche Anekdote ist wohl sitzen geblieben, manches historische Faktum befestigt worden, das aber ist auch so ziemlich der ganze Gewinn aus dem Inhalte der Übungsbücher alten Stils. Schön gesagt und ideal gedacht ist jedenfalls, was bei A. Jung in der Vorrede zu seinen Materialien zu schriftlichen und mündlichen Übungen im lateinischen Ausdruck für Obertertia und Untersekunda (Berlin, R. Gärtner, 1883) zu lesen ist. Er glaubt den von der preussischen Unterrichtsbehörde empfohlenen Grundsatz des Anschlusses an die Lektüre nicht nach dem Buchstaben, sondern nach dem Geiste auszulegen, wenn er, statt den Schüler an eine „verwerfliche Abhängigkeit“ von dem, was er soeben gelernt, zu gewöhnen, recht große Kreise um den Mittelpunkt der Lektüre zieht und seinem Übungsbuche die Aufgabe stellt, gleichsam eine „Vorschule“ für Homer, die Tragiker, Demosthenes, Plato und die griechischen Historiker zu bilden, von

dem Geist der Antike, von dem ethischen Gehalt derselben durchweht, die Kenntnis des Altertums zu vermitteln und zur lebendigen Anschauung zu bringen. Indes greifen wir nicht zu hoch, begnügen wir uns vielmehr damit, den Geist und die Ethik derjenigen Autoren, welche wir unsern Schülern eingehend interpretiert haben, in den Übungen nochmals zur Geltung zu bringen, auf das diese, obwohl vorzugsweise im Dienste der formalen Bildung des Verstandes, dennoch mit der Lektüre in fruchtbringende Wechselwirkung treten; die Präparation auf die Lektüre gewinnt an Sorgfalt, und die Skripta lassen erkennen, bis zu welchem Grade das Verständnis gediehen, wie viel Fleiß und Aufmerksamkeit dem Autor gewidmet worden ist, während das Latein reiner und fehlerfreier werden muß. Auf der mittleren Stufe wird die sogenannte Langeweile der Paraphrase weniger empfunden; natürlich darf diese keine bloße, gar wörtliche Retroversion sein, sich nicht ängstlich an den Autor anklammern, sie muß vielmehr frei und selbständig, ohne vom Original abzuirren, den lateinischen Text deutsch gleichsam wiedergebären, indem sie den Faden der Erzählung festhält und den logischen Zusammenhang wahrt, hier und da Nebenumstände übergeht und nach Bedürfnis einen Kommentar zu sachlich und sprachlich schwierigeren Stellen bildet. Zu verwerfen sind m. E., ganz abgesehen von der verkehrten Einzelsatztheorie, Exzerpte der Art, wie sie K. Venediger in seinen lateinischen Exercitien (Bremen, M. Heinsius, 1881) unbekümmert um den Zusammenhang der geschichtlichen Darstellung Cäsars veröffentlicht hat. Als Muster der Cäsarparaphrase haben wir die von P. R. und M. Müller (s. diese Ztschr. 1882 S. 758 ff. und 1883 S. 450 ff.) empfohlen und empfehlen sie aufs neue in beaufstem Gegensatz zu dem, was man wohl wider dieselben vorgebracht hat. Wolle man doch nicht mit zu großen Ansprüchen und Forderungen akademischer Art an unsere so leicht überbürdete Jugend herantreten! Gerade um nicht in die Lage zu kommen, zu gering von ihr zu denken, dürfen wir, wie in vorliegendem Falle, unsere Erwartung nicht zu hoch spannen. Mit anderen aber fühlen wir uns in der Beurteilung des Übungsbuches für Tertia von P. Klaucke (Berlin, W. Weber, 1883) insofern in Übereinstimmung, als auch sie meinen, der Verf. habe seine Anforderungen zu hoch geschraubt; allerdings können wir uns trotz der anzuerkennenden Verdienste Klauckes um die Förderung des Lateinschreibens mit seinen Materien überhaupt nicht befreunden: die früheren (für Untersekunda 1877, für obere Klassen 1881) sagen uns ebenso wenig wie die neuesten im „Anhang zum Übungsbuche für Untersekunda“ (Berlin 1883) zu wegen der meist unerträglichen, wirklich langweilenden Reflexionen und Raisonnements, womit historische Thatsachen und vereinzelte Bemerkungen der Autoren bloß zu dem Zwecke umgeben werden, um grammatische Regeln zur Anwendung zu bringen. Wir können

E. Rosenberg im Vorwort zu seinen Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische im Anschluß an die Klassenlektüre für Obersekunda und Unterprima (1. Heft; Leipzig, Teubner, 1880) nur beipflichten: „Klaucke hat seiner in grammatischer Beziehung so guten Leistung kein in Inhalt und deutscher Form schönes Gewand gegeben“.

Für die obere Stufe wünschen wir eine freiere, mehr wissenschaftliche Paraphrase, die wir nach Schultefs Variation (Vorlagen zu lat. Stilübungen, 2 Hefte; Gotha, F. A. Perthes, 1882) benennen, worin dieser selbst Vollkommeneres geleistet hat als seine Vorgänger Uppenkamp (Aufgaben u. s. w. im Anschluß an Schriften Ciceros, 4 Hefte; Leipzig, Teubner, 1880—1882), R. Köpke, welcher in seinem Buche (Aufgaben für Obersekunda und Unterprima; Berlin, Weidmann, 1880), unter 77 Nummern 39 an Liv. XXI, XXII, XXIII, Cic. pro Sex. Rosc., pro Arch., Lael., Cato m. anschließt, Rosenberg u. a. Von Schultefs, dem wir auf diesem Gebiete der Schullitteratur zur Zeit den Vorrang zuerkennen, sagt Schiller (in dieser Ztschr. 1883 S. 344) mit Recht, daß er mit einem Fleiß, wie er auf solche Arbeiten leider zu selten verwandt wird, mit glücklichem Takte und feinem Sprachgeföhle eine Reihe von Variationen geliefert hat, die als mustergiltig gelten dürfen und insbesondere den Beweis liefern, in wie wirksamer Weise durch diese Art des Unterrichts die Lektüre entlastet und die stilistische Seite, ohne der Lektüre Eintrag zu thun, gefördert werden kann. Es ist in der That jenes Buch ein Erzeugnis von ungewöhnlicher Vertrautheit mit dem lateinischen Idiom, voll von Belehrung und Anregung; überall nehmen wir freudiges Leben wahr, und selbst ein gewisses Selbstbewußtsein, welches in dem Vorwort in eigenartig sprudelndem Stil zu uns spricht, beansprucht unser Interesse, da es, wie die Arbeit selbst, von einer hingebenden, in der Aufgabe völlig aufgehenden Liebe zeugt. Doch wir wollten den Begriff Variation erläutern. Während die Paraphrase bei der notwendigen Leichtigkeit und Verständlichkeit nicht ganz frei sein kann von einer gewissen mechanischen Nachbildung und häufig noch das Vorbild durchblicken läßt, jedoch nicht zum gedankenlosen Ausschreiben desselben verführen darf, hat die Variation in weit höherem Grade die Aufgabe, selbständig und ungezwungen neben dem Autor aufzutreten, Bekanntes in neuem Gewande zu zeigen, an sich Verständliches und Unwesentliches nicht breitzutreten, Dunkles aufzuhellen, „Gedanken des Schriftstellers weiter zu denken und Fragen des aufmerksamen Lesers zu beantworten und mit einem für die Oberstufe passenden Urteil den Schriftsteller zu begleiten“, wie Rosenberg S. VI bemerkt, der hierin freilich etwas weiter geht als die übrigen Verfasser von Übungsbüchern. Das in der Variation stetig an das Original Erinnernde soll der Grundgedanke derselben und eine ergiebige Verwendung des lexikalischen, stilistischen und grammatischen Apparates sein. Eine besondere Art von Variation, die wir Imitation nennen

könnten, „projiziert“ Bemerkungen des Schriftstellers auf andere naheliegende Dinge und Personen, geht auch in ganz moderne Verhältnisse über, zu deren Übertragung ins Latein der Wortschatz und die stilistischen Besonderheiten der Lektüre verhelfen sollen. Schultefs, der auch Ansichten deutscher Schriftsteller bei entsprechenden Autorstellen in den Worten des Originals weiter ausgeführt wissen will, sogar Wiederholungsstücke, frei nach Peters Geschichte Roms, zu Livius zurecht gelegt hat, bietet von modernem Genre im ersten Teil S. 104: Die Eroberung von Magdeburg nach Liv. XXI 7, 11—14 und Fr. Schiller, 30jähriger Krieg, Werke 9 12 S. 200—207, Eine Proklamation Napoleons I. S. 138 nach Liv. XXI 40—44, und Thiers, Hist. révol. fr. 13. Aufl. Bd. X S. 58—59, Tell und Parricida S. 228 nach Cic. p. Mil. § 7—10, Buttler zu Macdonald und Devereux S. 252 nach Cic. in Cat. I § 27—30 und Schiller, Wallensteins Tod, 5. Akt, 2. Aufzug; im zweiten Teil: Die Zurückerstattung der Kunsdenkmäler in den Jahren 1814 und 1815 nach Cic. in Verr. IV 49. 72—78 und Treitschke, Deutsche Gesch. im 19. Jhrh. Bd. I. S. 250. 561. 765. Dabei ist er aber eine Anweisung zur Latinisierung moderner Namen schuldig geblieben, desgleichen Rosenberg S. 11 in Friedrich der Große und seine Gegner, Phrasen bei Cic. p. Rosc. Am. Die neuen preussischen Lehrpläne befürworten gewissermaßen die Übertragung deutscher Originalstücke, eine Methode, welche sich keiner großen Beliebtheit zu erfreuen scheint (vgl. Schrader; Zippel a. a. O. S. 208; Fries a. a. O. S. 48, These 31). Nach dem Vorgange von Schultefs liefsen sich wohl manche moderne Klassikerstoffe finden, welche zu lateinischen Autorstellen in irgend welchem Ähnlichkeitsverhältnisse stehen, um die Phraseologie dem deutschen Ausdruck unterzulegen, aber immer müfste doch eine Überarbeitung und Aptierung vorangehen. Deutsche Originalstücke, sogar poetische, ohne jede Hülfe zu übersetzen, erfordert doch eine über die Schule hinausgehende Fertigkeit und Kenntnis; Liebhabereien einzelner Lehrer haben in dieser Hinsicht schon manchem Primaner Verlegenheiten bereitet. Die lateinische Dichterlektüre bleibt überhaupt am besten von der Verarbeitung zu Übersetzungen ausgeschlossen; die Prosalectüre giebt reichlichen und besser zu verwertenden Stoff.

Zu 2. In Benutzung des Sprachschatzes der Autoren muß Maß gehalten werden; das Richtigere mag öfter, aber nicht bis zum Überdruß der Schüler, wiederkehren, Kleinigkeiten, aus denen nichts Neues zu lernen ist, übergehe man, im übrigen sei der Ausdruck frei gewählt, aber so, daß die lateinische Wiedergabe auch ohne Hülfe eines Lexikons möglich bleibt. Hierin liegt gerade für unsere Methode ein nicht zu unterschätzender Vorteil. Jeder Lehrer weiß, welch kuriosen Unsinn selbst bessere Schüler, besonders der mittleren Stufe, aus dem Lexikon zu Tage fördern; wir können sie nicht genug warnen, den deutsch-lateinischen Teil desselben bis zu größerer Reife und Umsicht so gut wie un-

benutzt zu lassen und ihre Bedürfnisse aus dem lateinisch-deutschen Teile zu befriedigen. Das Anlegen von phraseologischen Kollektaneen wird gleichfalls überflüssig; es ist damit schon viel Unfug getrieben und Zeit vergeudet worden. Gedruckte Phrasensammlungen kann man getrost in den Händen der Schüler lassen, wie die von H. Probst und R. Meißner, aber notwendig sind sie bei unserer Methode nicht; ein gutes lateinisch-deutsches Lexikon hilft zu den freien Arbeiten, wenigstens den denkenden und strebsamen Schülern, erfahrungsmäßig mehr. Der jüngst erschienene „Hermes“ von K. Erbe (s. diese Ztschr. 1883 S. 666 f.) mag ja privatim Nutzen zu stiften berufen sein. Der Unterschied in der Anwendung der Phraseologie für die mittlere und obere Stufe ergibt sich aus dem bisher Gesagten von selbst: je höher hinauf, desto freier und selbständiger, mit desto ernsterem Nachdenken wird der Schüler mit ihr zu operieren haben, desto mehr wird ein etwa mechanisches Untersetzen des lateinischen Ausdrucks unter den deutschen verschwinden. Freilich kann die Arbeit des Schülers immer nur die sein, „seine Sprache nach einer bestimmten Norm zu bilden, nicht schöpferisch frei zu gestalten.“ (Schultefs S. VI). Daher gilt es auch, das Gedächtnis zu schärfen, welches leider auf Rechnung der Überbürdung mit zu zarter Rücksicht behandelt wird, und es ist gut, Wendungen aus früheren Abschnitten zu wiederholen und aus mehreren in kürzere Materien zusammenzutragen. Bei jeder Art von sprachlicher Ausnutzung der Lektüre ist nichts schädlicher und stört den Erfolg mehr als der ängstliche Purismus des Lehrers, der in gar vielen Fällen auf Einseitigkeit und zuweilen auch auf Kurzsichtigkeit und beschränkter Kenntnis der Klassizität beruht. Man begegnet sogenannten „großen Lateinern“ und „Antibarbaren“, welche mit souveräner Miene auf Kompositionen anderer herabschauen, als kämen sie selbst direkt aus der Schule nicht des in seinen Werken, sondern noch in Fleisch und Blut lebenden Cicero, und bei Licht betrachtet, ihr eigenes Latein, nach ihrem Ermessen fertig und weiterer Bildung nicht bedürftig, bewegt sich steif und geschnürt in einem gar kleinen Kreise von Latinitäten. Weg mit dieser Pedanterie, dafür unausgesetztes Schöpfen aus der Quelle und nie versagende Lernbegierde! So kommt Latein von echter Färbung zu stande, und so wird der Blick geschärft für das, was einem Livius, Sallustius und Tacitus die Schüler nachzuschreiben berechtigt sind (vgl. Zippel S. 211). Lieber lasse man auf der unteren und mittleren Stufe weniger elegantes Latein durchgehen, als dafs man stilistische Feinheiten und Latinismen gegen grammatische Korrektheit, das wichtigste Requisit aller Lateinübung, zu sehr betont. Wäre hier der Unterricht in den Händen altbewährter Lehrer, die schon bis oben hinauf praktisch gearbeitet haben, so würde die Stilistik von früh an ohne Gefährdung der grammatischen Sicherheit nur gewinnen können. Bis in Unter-

sekunda hinein treibe man vorzugsweise Grammatik, der Lehrer der oberen Klassen wird dann schon mit dem color latinus das auf sicherem Fundamente sich erhebende Gebäude übertünchen können, aber auch er darf der grammatischen Repetitionen nicht entraten (vgl. Köpke S. VI u. VII), wenn er es etwa nicht vorzieht, den Vorwurf leichtfertigen, unberechtigten, wegwerfenden Aburteilens auf sich zu laden: „die Schüler haben in den früheren Klassen nichts gelernt!“ Ja, nichts ist billiger und bedauernswerter als solches Kritisieren, welches durch redlichen und treuen Fleiß der Amtsgenossen einfach einen Strich macht. In Ausnahmefällen, die hier und da nicht wegzuleugnen sind, bewähre man selber seine pädagogische Kraft durch den Versuch gut zu machen, was ein anderer, sei es aus Unvermögen, sei es aus Ungründlichkeit, versehen, oder irgend ein widriger Umstand herbeigeführt hat. Anfänger im Unterricht sollen von vornherein instruktive Winke eines Julius Rothfuchs u. a. befolgen und dadurch, daß sie sich selber stets belehren, werden sie die grammatischen Elemente nicht bloß in richtigem, sondern auch in gutem Latein der Jugend einpflanzen. Die Grammatikalien der Autoren ahme man nach, soweit sie nicht in den Lehrbüchern beschränkt oder verdammt werden. Freilich ist denkenden Schülern gegenüber auf der mittleren Stufe nichts unangenehmer als das Korrigieren des Vorbildes; daher sei man auch in diesem Punkte weitherzig, so sehr es geht! Das grammatische Klassenpensum muß geschickt in die Übungen hineinverlegt werden, wobei des Zweckes halber eine häufige Anwendung von wichtigeren Regeln nicht zu umgehen ist, nur darf sie nicht wie bei Klaucke ohne Ende sein, der sich darin gefällt, u. a. Folge- und Bedingungsätze abhängig in so großer Zahl bilden zu lassen, wie die gesamte Litteratur sie nicht aufzuweisen hat. Allerdings bietet alles, was von Schullektüre zur Perception kommt, zu einzelnen Theilen der Grammatik der Beispiele zu wenige und zu sporadische, und daher kommt es, daß ein jeder unzählige *tantum abest, non dubito quin* u. s. w. auf seinem Gewissen hat. Die Mehrzahl der Übungsbücher citirt nach der allgemein verbreiteten Grammatik von Ellendt-Seyffert, zu deren von Berufenen und Unberufenen stetig vorgenommenen Verbesserung auch die Entlastung von lexikalischen und stilistischen Einzelheiten nach vieler Ansicht gehören möchte. Klaucke und Müller (vgl. oben) deuten über den Abschnitten die Pensen an, so daß jede Grammatik benutzt werden kann, was um so nötiger erscheint, als Ellendt-Seyffert ebenbürtiger Genossen nicht entbehrt, die vielfach im Gebrauche sind (wie z. B. die kleine lateinische Sprachlehre von Ferd. Schultz) oder ihrer Vorzüge wegen es verdienten, in Aufschwung zu kommen. Unter neueren Grammatiken möchte sich z. B. die 9. Auflage der alten Moisisstzischen von Prof. W. Gillhausen (Berlin, R. Gärtner, 1883) wegen der präzisen, übersichtlichen Fassung und Reichhaltigkeit und

Trefflichkeit der Beispiele mit der für den Lehrer wichtigen Quellenangabe (meist Cicero und Cäsar) bald Geltung verschaffen.

Durch die bisher verfassten Übungsbücher kann der Stilistik, in den oberen Klassen vornehmlich, gedient werden; obenan steht Schultefs, dessen Buch außerdem in einer teils an M. Seyfferts Scholae latinae, resp. C. Capelles Anleitung zum lateinischen Aufsatz sich anlehnenden, teils selbständigen, wenn auch nicht erschöpfenden Beispielsammlung (aus Cicero, Livius und Tacitus) ein unschätzbares Material für freie Arbeiten bietet, in welcher die Modifizierung der Periode recht praktisch sich ausnimmt; die alphabetische Ordnung stört allerdings trotz der Verwahrung des Verfassers, und der vorgedruckte Index würde den besondern Zweck derselben erfüllen können. Dafs Schultefs das rhetorische Moment in den Vordergrund treten läßt, wird durch Vorwort S. X völlig gerechtfertigt und ist als Vorbereitung auf den lateinischen Aufsatz gerne gesehen. Beispiele zu Aufsätzen giebt Rosenberg im Anschluß an p. Archia nach den Gesetzen der Dispositionstechnik und Köpke, dieser aber ohne Zugrundelegung bestimmter Autorenstellen und weit über das Längenmaß von Schülerarbeiten hinaus, während er durch Anwendung von „allerlei rhetorischem Ausputz“ auch bei den Lektürestücken fortwährend auf den Aufsatz, diese geliebte und gehafte crux, hinarbeitet. Hinsichtlich der Beibehaltung derselben können wir Zippels (S. 211) Auseinandersetzungen und seiner Forderung zustimmen, dafs der Aufsatz zu einem wirksamen Mittel für die Vertiefung der Lektüre werde, sich daher aufs engste an diese anschließe und wesentlich ein Referat über das in der Klasse Gelesene sei. Die Übungen von Uppenkamp und E. Müller (Aufgaben zu lateinischen Stilübungen im Anschluß an Ciceros Rede für P. Sestius; Gotha, F. A. Perthes, 1883), namentlich die des ersten, bergen in sich wertvolles stilistisches Material und erfreuen sich mehrfacher öffentlich ausgesprochener Billigung.

Zu 3. Den lateinischen Stil auf Kosten des deutschen Stils zu fördern ist gänzlich verfehlt und oft genug gegeißelt worden. Und es scheint ja auch, als ob die Verfasser der neueren Übungsbücher die Warnungen beherzigen, so schwer es ihnen auch werden mag. Nach unten hin läßt es sich oft gar nicht anders einrichten, als dafs Latinismen gebraucht, z. B. beim Diktat der Extemporalien in Klammern diktiert werden; und wenn solche in Übungsbüchern neben den korrekten deutschen Ausdruck treten, so will das bedeuten, dafs kein anderes Hilfsmittel, den Sprachunterschied zum Bewußtsein zu bringen, existiert. Für grammatische Erklärungen wird man beim Übersetzen deutschen Sprachungetümen nicht immer aus dem Wege gehen können, aber man lasse stets unmittelbar das Musterdeutsch folgen, schreibe und spreche beim Diktat das Undeutsche niemals zuerst, denn wenn der Schüler gutes Deutsch lernen soll, muß er möglichst nur solches hören und lesen. Die Texte selbst für die oberen Klassen

lassen trotz aller Sorgfalt doch vielfach erkennen, daß der Ausdruck aus lateinischer Quelle stammt, oder daß der Verfasser, wenn er ihn nicht dazu bestimmt hätte, lateinisch umgeformt zu werden, anders geschrieben hätte, namentlich wenn, um den antiken rhetorischen Elan einzuüben, undeutsch und antimodern klingende Formalien zum Ausdruck kommen müssen. Beachtenswert ist ein Wort von Fries: „An der deutschen Bearbeitung so lange zu drehen und zu wenden, bis ein Ausdruck gefunden ist, der dem lateinischen entgegen steht, scheint mir wenigstens in den Fällen überflüssig und verkehrt, wo ein Idiom dem andern entspricht. Es ist ganz dieselbe irriige Methode, die hier allzünstlich Latinismen nachspürt und die in der lateinischen Übersetzung der Schüler gar zu kritisch Germanismen wittert.“ Freunde von langatmigen, mit allen möglichen Einschachtelungen ausgestatteten Perioden giebt es auch unter uns Deutschen; es ist aber angezeigter, den Lateinern ihre Eigentümlichkeiten zu lassen, und Schultefs geht den Perioden im Gegensatz zu Rosenberg in seinen Texten geschickt aus dem Wege, giebt aber die Anweisung, wie mehrere selbständige Sätze zu Perioden zusammenzufügen sind. Viel kann hier durch Analyse bei der Lektüre vorgearbeitet werden, wie überhaupt von früh an der gute deutsche Ausdruck zum Auseinanderhalten des deutschen und lateinischen Idioms, soweit es ohne Schädigung des Verständnisses angeht, benutzt werden muß. Die Schultefsschen Texte setzen eine derartige frühzeitige Gewöhnung in der Lektürestunde voraus. Gutdeutsche Materialien können, wie wir aus Erfahrung bestätigen, auch bei der Präparation auf die Autoren mithelfen, natürlich werden immer nur gewissenhafte Schüler solche ernstere und mühsamere Arbeit bequemer und schädlicher unerlaubter Hülfe durch gedruckte Übersetzungen vorziehen.

Zu 4. Daß die Extemporalien eigene Kompositionen des Lehrers seien, diese Forderung hört man jetzt mehr denn je aussprechen und mit Recht (Zippel S. 207 f.). Aber wir möchten raten, die vorhandenen Verarbeitungen der Lektürestoffe möglichst für die Komposition zu verwerten, sich durch die Winke anderer belehren oder wenigstens erinnern zu lassen, um der Gefahr der Einseitigkeit und der mit ihr verbundenen ungerechten Kritik (wenn man sein Steckenpferd im lateinischen Sprachgebiet tummelt), zu entgehen. Oftmals wird ja eine geringe Umgestaltung irgend eines Textes genügen, in den meisten Fällen aber wird man darauf zu achten haben, daß die kürzlich behandelten, resp. repetierten grammatischen und stilistischen Gesetze zur Nachachtung gelangen. Mit maßvollen Ansprüchen an das Können der Schüler betrieben bringt diese Arbeit Freude, schärft durch die nachfolgende Kontrolle bei der Korrektur das didaktische Kriterium, läßt auch auf Seiten des Lehrers die Lektüre durch die Mehrbeschäftigung mit ihr gewinnen und trägt zur Konzentration des Unterrichts überhaupt ihr Teil bei.

Zu 5. Wo Übungsbücher eingeführt sind, werden sie viel-

fach zu mündlichen Übungen gebraucht, die übrigens bei der geringeren Stundenzahl nicht viel Zeit mehr beanspruchen dürfen; soll auch das *Exercitium* daraus gefertigt werden, so ist eine Besprechung und Revision des Textes in der Klasse unerlässlich. Es wird auch hier häufig die eigene Komposition des Lehrers, dem Standpunkte der Klasse und dem Pensum angepaßt, diktiert werden müssen, eher als daß dem Schüler Dinge, deshalb weil sie nun einmal im Übungsbuche stehen, vorgesetzt werden, an denen er sich abquält, um schließlich doch nur Mißgeburten zu veranlassen. Nicht der Bequemlichkeit und Denkfaulheit wollen wir Vorschub leisten, sondern mit Milde und Nachsicht rationell die Jugend überall sicher zu leiten uns bestreben, daß sie allmählich selbständig denkend und produzierend ihre Wege gehen lerne und uns die Früchte unserer Thätigkeit zurückgebe.

Leider erst nach Abschluß dieses Aufsatzes und nach Beginn des Druckes wurde Ref. bekannt mit dem trefflichen Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für obere Gymnasialklassen mit besonderer Rücksicht auf die lateinische Lektüre der Schüler u. s. w. von Prof. J. Hemmerling, I. Teil für Sekunda, 4. Aufl., Köln, M. Du Mont-Schauberg, 1883. II. Teil für Prima, 2. Aufl., ebenda 1879. Direkt benutzt sind im ersten Teil Cic. in Catil., p. Arch., p. Rosc. Am., de imp. Ca. Pomp., p. r. Deiot., p. Ligar., p. Milone; Liv. VII 28. 34. VIII 16. 18. Daneben finden sich Abschnitte über Leben und Schriften der alten Gymnasialautoren und mit anderem, mannigfaltigem Inhalt, besonders zu Anfang zum Zweck grammatischer Repetitionen: alle mit Anklängen an die Lektüre, nur S. 245 bietet einen modernen Stoff. In dem zweiten ebenso eingerichteten Teile schließt sich die Abschnitte mit wenigen Ausnahmen an Ciceros Tusculanen und Officien an. LXII—LXXVIII, Dispositionen und Entwürfe, LXXIX—LXXXII, kleine Aufsätze, darunter LXXIX eine sorgfältig ausgeführte Chrie, sollen der freien Komposition zu Hilfe kommen. Nur LXXXV ist ein unveränderter Text eines deutschen Schriftstellers. Beiden Teilen gemeinsam sind in Anmerkungen ganz knappe stilistische, lexikalische und grammatische Winke, letztere meist unter Hinweis auf die Grammatiken von Zumpt, Meiring, Berger, Ellendt-Seyffert und — im ersten Teil — F. Schultz. Jedem Stücke voran steht, übersichtlich gedruckt, eine Reihe von Phrasen, etwa 6—8, die zur Anwendung kommen und memoriert werden sollen: diese ersetzen, zumal bei Benutzung der deutschen Register, eine Phrasen- und Vokabelsammlung. Das Ganze bietet eine Fülle anregenden und nützlichen Stoffes für jede Seite des Lateinunterrichts und ist geeignet, die Lektüre ungewein fruchtbar zu machen, zu der die Übersetzungsmaterie meist in freierem Abhängigkeitsverhältnis steht. Reiche Praxis, feines Geschick und ausgedehntes Lateinstudium des Verf.s sind unverkennbar.

Salzwe del.

Franz Müller.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

H. Jacoby, *Allgemeine Pädagogik auf Grund der christlichen Ethik.* Gotha, Perthes, 1883. 287 S.

Das vorliegende Werk kündigt sich als eine allgemeine und christliche Pädagogik an; es will deshalb wesentlich aus diesen beiden Gesichtspunkten beurteilt sein. Es scheint hauptsächlich bestimmt, um Studierende, insbesondere wohl Theologen, zur Beschäftigung mit diesem für ihren Beruf so wichtigen Fache anzuleiten. Denn das Amt des Predigers und Seelsorgers stellt eine fortgesetzte an seiner Gemeinde geübte Erziehung dar, und wenn ihm hierfür die Bibel nach Geschichte und Lehre auch im allgemeinen Grundrichtung und Ziel bietet und die in dem letzten Studienjahre eintretenden homiletischen und katechetischen Übungen unmittelbar auf bestimmte Erziehungs- und Unterrichtsaufgaben hinweisen, so bedarf es doch daneben einer geordneten Zusammenfassung und Ableitung der pädagogischen Grundsätze, um den Jünger dieser Kunst zu ihrer bewußten und taktvollen Anwendung zu befähigen. Was aber von dem künftigen Prediger, das gilt noch mehr von dem künftigen Lehrer; dieser bedarf der gleichen Unterweisung, um über ein oberflächliches Geschick und äußere Hilfsmittel hinaus die Regel seines Verfahrens der Anschauung des lebendigen Geistes und dem Gehalt der Unterrichtsgegenstände zu entnehmen und in der Wesensverwandtschaft beider die feste und sicher nährenden Wurzel für seine schwere und tiefgegründete Tätigkeit zu finden. Auch die Pädagogik strebt wie jede ethische Wissenschaft nach klarer Bestimmung und folgerechter Ableitung ihrer Begriffe; ja dies thut ihr um so mehr not, als sie sich unmittelbar aus der Wissenschaft in die Kunst umsetzen, von der Regel zur Anwendung übergehen soll und somit in ihr und von ihr aus jede begriffliche Unklarheit sei es in den Entwicklungsbedingungen des Geistes oder in der Wahl und Durchdringung des Unterrichtsstoffs sofort verwirrend auf Lehrer und Schüler einwirken muß. Die Pädagogik ist also in ihren Tiefen — und welche Wissenschaft soll denn nicht tief sein? — für den Laien

ebenso unzugänglich wie jede andere Wissenschaft: eine sehr einfache Wahrheit, welche gleichwohl seit Sokrates wenig Verständnis findet, weil die große Menge auch der sogenannten Gebildeten von dem Bau des menschlichen Geistes auch heute nicht viel mehr versteht als zu Zeiten des großen griechischen Menschenkenners. Quacksalber giebt es freilich überall, namentlich auf den Gebieten, in denen Erkenntnis und Übung zusammentreffen, z. B. in der Medicin, bei welcher doch jedermann, etwa mit Ausnahme der heutigen Antivivisectionisten, die Forderung strengen Studiums erhebt. Bei der Behandlung des Geistes sind aber die Stümper und Quacksalber mindestens eben so schädlich als bei der des Körpers. Leider ruht auf jenen noch nicht in gleichem Maße der Bann der Lächerlichkeit und Gemeingefährlichkeit; sonst würden sich nicht täglich die unreifsten Pläne zur Umgestaltung unserer Schulen von denen hervorwagen, welche offenbar seit dem Verlassen der Schulbank keine Schule gesehen, kein Arbeitsheft der heutigen Jugend durchmustert, kein philosophisches oder pädagogisches Buch gelesen haben. Ist mir doch in diesen Tagen noch die Schrift eines Unberufenen zu Gesicht gekommen, welcher zur Steuer der vielbesprochenen und doch so schlecht begriffenen Überbürdung das unnütze Griechisch aus unseren Gymnasien streichen möchte, und jeder wirklich Schulkundige wird wohl mit mir dasselbe aus Ekel und Unwillen gemischte Gefühl teilen, welches das in der Presse und leider auch in manchen Landesvertretungen stets wiederkehrende und eben deshalb schädliche Geschwätz über Schuleinrichtungen und Unterrichtsgrundsätze erregen muß.

Ob schon Theologe und überall von dem Boden der geoffenbarten Religion aus und auf ihn zurückgehend, hat der Herr Verfasser gleichwohl die Notwendigkeit allgemeiner d. h. philosophischer Begründung für die Erziehungswissenschaft voll anerkannt und es an dieser denkenden Durchdringung seiner Aufgabe nicht fehlen lassen, ohne sich doch einem bestimmten philosophischen Systeme völlig zu eigen zu geben. Nur so viel erhellt, daß er der Idealphilosophie zugethan ist und die Ergebnisse der Lotzeschen Forschungen für seinen Zweck besonders verwertet. Es versteht sich freilich, daß eine materialistische Philosophie mit ihrer Beschränkung auf kausale Notwendigkeit keine Frucht für ein Tätigkeitsfeld liefern kann, auf dem die Ursächlichkeit nur den Ausgang und die begleitende Bedingung, die sittliche Freiheit mit ihren Zweckbestimmungen aber die Voraussetzung und das letzte Ziel bildet. Es würde hierbei gleichwohl zweckmäßiger gewesen sein, wenn der Verfasser manche Begriffe, z. B. Phantasie und Gemüt, Empfindung und Wahrnehmung (S. 31. 32), auch Pflicht (S. 174) strenger geschieden und schärfer abgeleitet hätte. Es würden sich dann neben und aus den allgemeinen Erwägungen bestimmtere faßlichere und leichter verwendbare Regeln von selbst ergeben haben, während

jetzt der Leser dieselben erst seinerseits aussondern muß. Insbesondere scheint mir das Gebiet des Gemüts als Geburtsstätte der Pflicht von dem der Einbildungskraft und somit die sittliche von der ästhetischen Erziehung nicht genügend gesondert zu sein (S. 16. 78. 209. 232. 242), woraus sich denn auch andere Anstände ergeben. Die Dichtung ist ebenso ein Kunstwerk wie das Bild und die Statue; wird sie also S. 37 der Kunst entgegengesetzt, so fließen hieraus Folgerungen, welche sowohl an sich, als noch mehr in der pädagogischen Verwendung bedenklich sind. Dafs in den alten Kunstwerken Geistiges und Sinnliches in vollem Gleichgewicht stehe, dafs in ihnen Unendliches und Endliches in einander aufgehe (S. 43), gilt nur für die vollendetsten unter ihnen, es gilt aber weder für den Beginn der alten Kunst noch für die Zeit ihres Verfalls. Und es gilt überdies von jedem echten und vollendetem Kunstwerke, ob dasselbe aus alter oder neuer Zeit stamme, weil diese Harmonie zum Wesen der Kunst gehört. Das religiöse Ideal, dessen unvergänglichen und unerschöpflichen Wert für die Erziehung der Verf. (S. 74. 78) so schön schildert, ist zwar auch von ästhetischer Nachwirkung; seine eigentliche Bedeutung liegt aber nicht auf dem Gebiete des Schönen, sondern auf dem viel höheren des Guten und Heiligen. Dasselbe Ineinanderspielen des Gemüts und der Phantasie findet sich auch bei der Erörterung des Gesanges (S. 80 ff.); dafs sich, beiläufig bemerkt, der Schmerz als solcher im Gesang nicht ausdrücken lasse, dürfte doch andetrachts der in vielen Liedern obherrschenden Leidenschaft und selbst Verzweiflung, welche sich keineswegs in Wehmut auflöst, eine gewagte Behauptung sein.

Die ethischen Grundanschauungen werden im Verlauf der Untersuchung festgehalten und für die einzelnen Erziehungsaufgaben fruchtreich verwendet. Hierher gehört insbesondere, was der Verfasser anregend über das Verhältnis zwischen Wahrheit und Wirklichkeit sagt (S. 33. 34. 48), woraus sich die Folgerung für die Erkenntnis und Aneignung des sittlichen Ideals leicht ergibt. Verwandter Art, aber von größerem Einflufs sind die ethisch-religiösen Beziehungen, welche sich durch das ganze Buch ausbreiten und dem Leser zu einheitlicher Auffassung der Erziehungsaufgabe verhelfen. Sehr wolthuend und förderlich ist hierbei, dafs der Verfasser nicht das abstrakte Dogma, sondern die persönliche Offenbarung göttlicher Liebe in Christus zum Mittel und zum Mittelpunkte, die Kindschaft Gottes zum Ziel der religiösen Erziehung macht (S. 36. 46—48. 189). So richtig indes die Frömmigkeit von dem Gebiete des Erkennens fortgehoben und als ein Bedürfnis des Gemüts aufgewiesen wird, so tragen doch die Mittel, durch welche sich die Erziehung zur Frömmigkeit vollziehen soll (S. 191—194), zu sehr den Charakter der Zufälligkeit. Die dort aufgeführten Erziehungsanlässe können auch fehlen, sie werden in der angegebenen Vollständigkeit sich nicht in dem Leben

jedes Kindes bieten, sie sind sicher nicht so allgemein, wie es die Schulerziehung erheischt; was dann? Dann bleibt nur, was aller Jugend gegeben und verkündet ist und wodurch jene zufälligen Anlässe erst Wert und Verwendung finden, die durch die Bibel überlieferte und in lebendigen Gestalten fortschreitende Geschichte des geoffenbarten Heils, in welcher auch das Kind, wenn gleich ohne klare Empfindung der eigenen Schuld, doch die Sündhaftigkeit des Menschen und die Notwendigkeit göttlicher Gnade so weit anschaut, als für seine religiöse Bildung erforderlich ist. Der Verfasser ist sichtlich bemüht, von dieser Reihe der Betrachtungen (S. 27. 118) die Sprache der Theologie fern zu halten, vielleicht um den Leser für eine unbefangene Erwägung zu gewinnen; ich sollte meinen, daß die Einschaltung der christlichen Begriffe von Erbsünde, Schuld, Gnade an rechter Stelle der ganzen Beweisführung mehr Klarheit und Nachdruck verleihen würde. Auch sonst würde ein etwas unumwundenerer Ausdruck für die an sich richtigen Gedanken leicht förderlicher sein: die S. 29 als intellektuell moralisch und ästhetisch bezeichnete Erziehung stellt sich doch einfacher als die Erziehung zum Wahren, Guten und Schönen dar, vgl. S. 46, und wenn der Verfasser S. 95 mit Recht das Bedürfnis schlechthin konfessionsloser Schulen leugnet, so ist es geratener, statt dieser negativen Ausdrucksweise das unbedingte Bedürfnis religiöser Grundlage für jede Schule voranzustellen.

Die technischen Unterrichtsregeln finden sich nur andeutungsweise und zusätzlich zu den allgemeinen Erörterungen behandelt; sie gehören allerdings mehr in eine eigentliche Unterrichtslehre und sind dann mit Rücksicht auf den besonderen Charakter der Schule zu fassen. Für künftige Pfarrer wäre eine eingehendere Berücksichtigung der Volksschule wertvoll gewesen; auch der Unterricht der weiblichen Jugend kommt bei vielen treffenden Bemerkungen über weibliche Eigentümlichkeit doch etwas zu kurz, während der Verfasser sichtlich mit größerer Liebe sich den freilich feineren und reicheren Entwicklungsbedingungen des höheren Unterrichts zuwendet. Ich übergehe hierbei einzelne Bedenken, welche sich z. B. gegen die Forderung eines Unterrichts in der deutschen Litteraturgeschichte (S. 210. 224) oder gegen Wahl und Beleuchtung des geschichtlichen Unterrichtsstoffes (S. 265) geltend machen ließen. Aber es scheint mir von Wichtigkeit, im Gegensatz zu dem Herrn Verfasser (S. 276) die Augustana als das beste Lehrmittel für den kirchlichen Bekenntnisunterricht auf der obersten Lehrstufe unserer Gymnasien zu bezeichnen. Der kleine Katechismus, welchen der Verfasser hierfür einsetzen möchte, reicht nicht aus; wenn gleich seine gedächtnismäßige Wiederholung auch hier nicht verabsäumt werden darf, so genügt doch seine Erklärung dem Bedürfnis des zu geistiger Selbständigkeit heranwachsenden und zu dialektischer Erörterung geeigneten Jünglings nicht mehr. Vielmehr würde er als bekanntes Lehr-

mittel einer überschrittenen Entwicklungsstufe zunächst der Abneigung und Gleichgültigkeit der Schüler begegnen, welche zu überwinden ein besonderes Lehrgeschick erforderlich wäre. Anders mit der Augustana, welche einerseits über alle subjektive Willkür hinweghebt und andererseits durch ihre reichen biblischen sowie kirchen- und dogmengeschichtlichen Beziehungen überall zur Belebung des Unterrichts auffordert und die Aufmerksamkeit der Zöglinge schon vermöge ihres Inhalts anregt. Die von dem Verfasser erhobenen Einwände, namentlich der Mangel einer guten Anordnung, welcher bekanntlich auch einen geschichtlichen Anlaß hat, fallen hiergegen nicht ins Gewicht: der denkende Lehrer wird das Zusammengehörige auch zusammen erörtern, selbst wenn es unter verschiedene Artikel verteilt ist. Und daß der Primaner durch eigenes Lesen und sinnvolle Erklärung mit diesem schon geschichtlich wichtigen Dokument seiner Kirche vertraut werde, ist an sich von großem Wert und früher im Gymnasialunterricht leider allzuoft übersehen.

Die einschlagende Litteratur hat der Verfasser mit Mafß und Einsicht unter Wahrung seiner Selbständigkeit benutzt. Ich bezweifle nicht, daß sein Buch bei der Weite und Wärme der Betrachtung die jungen Lehrer und Prediger mit größerem Verständnis und regerer Neigung für ihre Schulaufgabe versehen und von voreilig absprechenden Urteilen über Lehrer und Lehrmethoden abhalten wird. Die Größe der Aufgabe wird sie bescheiden, die Herrlichkeit derselben willig machen, mit unbefangenen und lernbegierigem Sinn anzunehmen, was ältere und menschenkundige Lehrer in langjähriger Übung erfahren und erprobt haben. Namentlich wird der junge Pfarrer vor der Versuchung geschützt bleiben, im Stolz auf seine höhere wissenschaftliche Bildung den in harter Arbeit herangereiften Elementarlehrer sofort zurechtweisen zu wollen. Im Zusammengehen gewinnen beide, der Pfarrer an Unterrichtserfahrung und an Menschenkenntnis, der Lehrer an Freudigkeit und geistiger Anregung, und beide bleiben vor dem aus der Vereinzelung so leicht erwachsenden Hochmut bewahrt, welcher den Geistlichen und den Schulmeister gleich schlecht kleidet.

Halle a. S.

W. Schrader.

J. Chr. Schumann, Gotthold Ephraim Lessings Schuljahre. Ein Beitrag der deutschen Kultur-, Litteratur- und Schul-Geschichte. Trier, Heinr. Stephanus, 1884. 53 S. 8.

Das Schriftchen enthält einen Vortrag, welcher im wissenschaftlichen Vereine zu Trier gehalten wurde und hier in etwas erweiterter Gestalt und mit den „erforderlichen wissenschaftlichen Anmerkungen versehen“ erscheint. Er verdankt, wie die Vorrede erzählt, in erster Linie seine Entstehung der Beschäftigung mit

der Geschichte der Fürstenschule St. Afra in Meissen von Th. Flathe, welche dem Verfasser mit einigen auf dieselbe bezüglichen Nachweisungen aus dem königlichen Staatsarchive in Dresden zur Besprechung und Beurteilung übersandt wurde. Es wurde dem Verfasser dadurch klar, „dafs unsere besten Biographen Lessings die Schulverhältnisse der Zeit nicht genau genug dargestellt haben“. Der Vortrag schildert die sachlichen und persönlichen Verhältnisse der Fürstenschule St. Afra, welche zu der Zeit, als Lessing sie besuchte, in ihr herrschten, und zeigt uns, wie sie damals auf diesen einwirkten. Insofern ist er ein interessanter und wertvoller Beitrag zur Kultur-, Litteratur- und Schulgeschichte; er hat aber auch einen eigentlich pädagogischen Wert, indem er unsere pädagogische Erfahrung, das Wort im strengsten Sinne genommen, zu bereichern vermag. Solche Erfahrung kann nur derjenige machen, der das Leben eines Menschen von der Zeit an, in welcher eine bestimmte Erziehungsweise auf ihn einwirkte, bis zu der Zeit kennt, in welcher er zum Manne herangereift ist. Bei der Lektüre des Vortrags steht vor uns das Bild des Mannes Lessing. Welchen Einflufs auf die Gestaltung dieses Bildes die Schuljahre in St. Afra ausgeübt haben, das ist die Frage, welche uns bei der Lektüre des Schriftchens vorschwebte, um derentwillen uns diese Lektüre eine auferordentlich interessante war. Solchen Genufs möchten wir auch andern wünschen. Dafs sie dabei eine lebensvolle Schilderung der in einem Gymnasium in der Mitte des vorigen Jahrhunderts herrschenden Zustände erhalten, kann die Lektüre nur interessanter machen.

H. Kern.

M. Tullii Ciceronis Cato maior sive de senectute dialogus. Schulausgabe von Julius Ley. Halle a. S., Waisenhaus, 1883.

Der Verfasser, dem philologischen Publikum durch Arbeiten über syntaktische Erscheinungen bei Vergil bekannt, hat dieser Schulausgabe des Cato maior die Einrichtung gegeben, dafs in kurzer „vorn pädagogischen Gesichtspunkt“ bestimmter Darlegung „Ciceros Leben“ vorausgeschickt wird, dann der Text folgt (bis S. 36), und zwar so, dafs an geeigneten Stellen desselben auf unten stehende Anmerkungen mit Angabe der betreffenden §§ auf Zumpt und Seyfferts Grammatiken verwiesen wird. Nach dem Texte folgen (bis S. 57) „Erklärende Bemerkungen“, die zugleich nach jedem Kapitel lateinische Fragen enthalten, durch welche von dem Schüler eine Wiedergabe des Inhalts gefordert wird. Den Schluß bilden (bis S. 64) den Text Ciceros verwertende „Aufgaben zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische“.

Es hat der Verfasser mit dieser Ausgabe, „die aus einer langjährigen Praxis hervorgegangen ist“, vorzugsweise im Sinne „einer schulmäßigen Konzentration des lateinischen Unterrichts“

arbeiten wollen. In der That ermöglicht die angegebene Einrichtung in wirksamster Weise eine Befestigung in der Grammatik, und möchte es auch scheinen, dafs vielleicht in der Anzahl der grammatischen Verweisungen etwas weit gegangen ist, so kann der Lehrer ja immer durch Angabe des ihm wichtig Scheinenden der Präparation des Schülers ihre Richtung geben. Die in korrekter Sprache gehaltenen, nur zuweilen ziemlich lang gewordenen Fragen in den „Erklär. Bemerkungen“ geben eine willkommene Handhabe für das reproduzierende Lateinsprechen. Für diesen Zweck würde sich auch lateinische Abfassung der Lebensbeschreibung Ciceros empfohlen haben. Übrigens sind an mehreren Stellen derselben zu Gunsten Ciceros etwas lebhaftere Farben angewandt, gröfsere Zurückhaltung hätte mehr der Wirklichkeit entsprochen und doch mit der nötigen pädagogischen Rücksicht verbunden sein können. Auch die Übungsstücke am Ende des Buches, in sich abgeschlossene Darstellungen, sind mit Rücksicht auf jene Konzentration geschrieben, doch naturgemäfs mehr nur als Muster für solche Übungen, denn als eine erschöpfende Wiedergabe der Schrift. So dient die Ausgabe zur Aneignung grammatischen Wissens im lebendigen Anschlufs an den Text, zu Übungen im Sprechen und im Schreiben des Lateinischen.

Die „Erklärenden Bemerkungen“ hat der Verf. in reichem Mafse gegeben, namentlich nach der sprachlichen Seite, um nach Kräften den Gebrauch gedruckter Übersetzungen dem Schüler selbst entbehrlich zu machen. Wenn hier und da auch an weniger schwierigen Stellen dem Schüler eine Nachhilfe gegeben ist, so ist dies doch nur aus der ganz richtigen Überzeugung des Verfassers herzuleiten, dafs die Unwahrheit, die im Gebrauche von Eselsbrücken liegt, ein viel gröfserer Schade ist, als wenn ihm auch gelegentlich einmal zu bereitwillig eigenes Suchen erspart wird. Andererseits wird der Lernende zu einer sorgsameren Durchnahme und Aneignung der Erklärungen durch die Zusammenstellung derselben hinter dem Texte veranlafst, während sie bei der gewöhnlichen Anführung unter dem Texte zu leicht erst während des Unterrichts in oberflächlicher Hast errafft werden.

Der Text schliesst sich im wesentlichen an die Ausgaben von Lahmeyer und Sommerbrodt an. An zwei Stellen hat der Verf. selbständige Änderungen vorgenommen: § 11 *qui quidem* und § 75 *et ñ quidem non solum docti*, die er an anderem Orte näher begründen will. Wir müssen indessen gestehen, eine Möglichkeit dieser Änderungen nicht einsehen zu können¹⁾. Zu den „Erklärenden Bemerkungen“ haben wir uns Folgendes notiert: § 6 „*istuc = istud*“, dafür „*= istud-ce*“. § 13 die Worte „Isokrates . . . nahm sich nach der Schlacht bei Chäroneia selbst

¹⁾ Auch die inzwischen in Fleckeisens Jahrb. 1883 S. 734 erschienene Darlegung konnte uns nicht überzeugen. (Bemerkung bei der Korrektur.)

das Leben“ führen auf die doch keineswegs sicher begründete Annahme, als ob Isokrates aus Kummer über diese Niederlage sich den Tod gegeben. § 16 *vici* bei Ennius und § 25 *eumyse* bei Cäcilius nicht „archaistisch“, sondern „archaisch“. § 50 zu Plautus: „von seinen 130 Stücken haben sich 20 erhalten“, dafür höchstens: „von 130 ihm beigelegten Stücken haben sich 20 als echt geltende vollständig erhalten“. Ebenda „Truculentus der Griesgram, Pseudolus das Lügenmaul“: es genügt die Erinnerung an den ganz verschiedenen Ursprung beider Titel, die nebeneinander gestellte Übersetzung muß eine falsche Vorstellung hervorrufen. § 59 die Erklärung: „*quincunx* eine Reihe in der Gestalt des lateinischen Zahlzeichens V“ veranlaßt eine falsche Meinung über Ursprung und Bedeutung der Bezeichnung. § 65 „in Adelphis“: eine Notiz über den Inhalt des Stückes hätte zum Verständnis der Stelle beigetragen. Ferner wäre die Bemerkung, daß Scipio und Lätius Terenz „bei seinen poetischen Arbeiten nach griechischen Mustern geholfen haben sollen“ besser weggeblieben oder wenigstens anders gewandt worden (Cic. ad Att. VII 3, 10). § 70 „bis zum Ende des Stückes, da man *plaudite* den Zuschauern zuruft“: für das unbestimmte „man“ hätten wir lieber den *cantor* genannt gesehen. § 73 *Solonis elogium*: die Mitteilung des bekannten Distichons hätte sehr den Einblick in den Sinn der Stelle erleichtert. In demselben § wäre auch das Epigramm des Ennius passend vollständig gegeben worden (Cic. Tusc. I 34).

Doch diese Ausstellungen sollen den Wert des Buches, das bei seinen auf die Schulpraxis gerichteten Eigentümlichkeiten sich gewiß neben den üblichen Schulausgaben seine Stelle verschaffen wird, nicht herabsetzen. Eine zweite Auflage kann diese Einzelheiten, ebenso wie eine Anzahl von Druckfehlern, die leider in dem etwas kleineren Druck der „Erklär. Bemerkungen“ stehen geblieben sind, leicht beseitigen. Das Papier ist gut, der Druck, auch der kleinere, deutlich.

Heidelberg.

S. Brandt.

Ernst Schulze, *Adiumenta latinitatis*. Grundzüge des lateinischen Stils in Verbindung mit Übersetzungsstücken für die oberste Stufe des Gymnasiums. Leipzig, B. G. Teubner, 1883.

Nach der abfälligen Kritik, welche Karl von Jan in dieser Zeitschrift (1881 S. 726—743) an den gangbaren Schulbüchern der lateinischen Stilistik geübt hat, scheint immer noch Raum für neue Schulstilistiken vorhanden zu sein; denn außer Berger hielt von Jan kein stilistisches Hilfsbuch für empfehlenswert, ausgehend von dem Grundsatz, daß für die Schule das Beste eben gerade gut genug ist. Die vorliegenden *Adiumenta latinitatis* dürfen nun in den Hauptpunkten getrost das Urteil der Fachmänner erwarten: der Verfasser ist seines Stoffes vollständig Herr, verfügt über die

Früchte einer reichen Lektüre, hat in der Darstellung keinen Hauptpunkt übersehen (den Antibarbarus werden wir mit Meißner richtiger der Synonymik oder auch der Phraseologie zuweisen), erdrückt die Schüler nicht durch Anhäufung nebensächlicher Details, beschränkt sich auf das Gebiet der klassischen Diktion (wo Livius und Seneca citiert sind, harmoniert der Sprachgebrauch derselben mit dem der mustergiltigen Autoren) und hat schließlich das gebotene Material übersichtlich gruppiert. Die Auffassung, welche der Verfasser von den Aufgaben der Stilistik hat, ist die Nägelsbachsche, nach unsrer Ansicht die einzig richtige in der Bearbeitung der Schulstilistik; darnach leitet er fortwährend zum Vergleiche des in beiden Sprachen gebotenen Ausdrucks an und lehrt den Schüler die Kräfte beider Sprachen im Wortgebrauche und Satzbau stets an sich zu messen, d. h. logisch zu operieren. Wir sind überzeugt, daß Primaner, nach dieser Stilistik geschult, am Ende ihrer Gymnasialaufbahn nicht nur ein gutes Latein schreiben und umgekehrt auch eine gute Übersetzung aus Cicero oder Livius liefern werden, sondern auch ihren Geist durch die mannigfaltigsten Gedankenoperationen geschärft und für die eigentlichen Fachstudien tüchtig gemacht haben. — Im einzelnen erlauben wir uns zu bemerken: Zu S. 62. Bei Cicero p. Rosc. Am. 96 schreiben jetzt alle Ausgaben *quis primus* (vgl. Landgraf ed. maior S. 105), trotzdem Kühner Lat. Gramm. II S. 482 die Überlieferung verteidigt; vgl. Seyffert-Müller zu Laelius S. 173. Die Unterscheidung von *quis* und *qui* wäre daher besser weggeblieben. — Zu S. 63. Sicher falsch ist *aliquid roboris* „eine Art von Kraft“; dies kann nur *robur quoddam* heißen. Auf dem Gebiete der Pronomina indefinita herrscht in Stilistiken und Grammatiken noch wenig Klarheit; treffend sind nur die Unterscheidungen, welche von Seyffert-Müller an mehreren Stellen zum Laelius über *aliquis* und *quisquam*, *aliquis* und *quidam* gegeben sind. — Zu S. 64. Die Behauptung, daß die Relativa *quicumque* und *quisquis* nur im Ablativ als Indefinita erscheinen, wird von C. F. W. Müller zu Cic. de off. 1, 43 durch viele Beispiele widerlegt. — Zu S. 67. Während Schulze meint, daß *singularis* den fehlenden Singular zu *singuli* ersetzt, ist Becher im Programm von Ilfeld 1879 S. 13 Anm. vielmehr der Ansicht, daß *unus aliquis* als Ersatz gebraucht wird. — Zu S. 30. Die Regel über die Verbindung von Adjektiven mit Eigennamen ist nicht genau; vgl. den sehr sorgfältigen § 79 bei Nägelsbach 7. Auflage (mit den Litteraturnachweisen). — Zu S. 31 ff. Der Abschnitt über den Ersatz der nicht aus dem griechischen aufgenommenen Nomina dürfte etwas zu groß ausgefallen sein, im allgemeinen wird doch der Primaner zu seinen Extemporalien mit der Wiedergabe solch komplizierter Begriffe verschont bleiben müssen, aufser wo ihm die Lektüre den Stoff dazu an die Hand giebt. — Zu S. 55. Die offenbar von Reisinger übernommene Regel über *quae cum ita sint* (Histor.)

und *quod cum ita sit* (Philos.) dürfte, wie schon Haase richtig erkannt (Anm. 341), nicht zu halten sein und gehört jedenfalls nicht in eine Schulstilistik. — Zu S. 101. Nach Heraeus zu Tac. Hist. 1, 10, 9 steht der Relativsatz, welcher mittels *et* mit einem andern Attribut verbunden ist, regelmäÙig im Konjunktiv; darnach ist die gegebene Regel zu erweitern. — Zu S. 108. Die Regel, daÙ mehrere Fragen mit gemeinsamem Prädikat immer das Asyndeton der Fragewörter zeigen, ist nicht richtig; C. F. W. Müller weist zu Cic. de off. 2, 19, 67 nach, daÙ asyndetische und kopulative Fügung möglich ist, und daÙ zwischen beiden ein Bedeutungsunterschied besteht. — Zu S. 114. Schulze hat Recht, daÙ *nolens volens* unlateinisch ist; nach Preufs, De bimbribis dissoluti apud scriptores Romanos usu sollemni (Edenkoben 1881) S. 46 findet es sich erst im Mittelalter; man kann aber auch bei Preufs a. a. O. ersehen, daÙ Cicero nur de nat. 1, 17 *velim nolim* gebraucht, und daÙ dies auÙerdem nur noch bei Seneca rhet. und in der Aulularia¹⁾ gelesen wird. Darnach wäre *velim nolim* eine vulgäre Redensart und in einer Schulstilistik nicht zu verwerten.

Der zweite oder „praktische Teil“ enthält 12 Übungsstücke, welche durch ihren Inhalt geeignet sind Primaner zu fesseln, so z. B. der Pseudolus des Plautus von Lorenz, der Paulus des Pacuvius von Ribbeck, Über die Satiren des Lucilius von Lucian Müller u. a. Dieselben sind mit Anmerkungen versehen, welche teils auf den ersten Teil verweisen, teils die nötige Phraseologie bieten, teils sonst zur richtigen Übersetzung durch stilistische Winke Anleitung geben. Die Übungsstücke verdienen, vom Standpunkte der Palaestra Ciceroniana oder der Materialien Seyfferts aufgefaÙt, alle Anerkennung; sie sind aus Werken tüchtiger Philologen selbstverständlich in gutem Deutsch abgefaÙt, lassen sich aber vermöge ihres Inhalts in klassischer Form wiedergeben. Wir möchten dieselben jedoch, da sie prinzipiell jeden Anschluss an eine bestimmte Lektüre verschmähen, eher angehenden Studenten als unsern Primanern empfehlen.

Das Schulzesche Buch, ein ehrendes Zeichen deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit aus der fernen Fremde, wird bei uns in Deutschland gewiß freundliche Aufnahme finden und verdient es auch; es zeigt uns von neuem, daÙ der Deutsche, wo er auch sein mag, immer in enger Verbindung mit den geistigen Bestrebungen seines Vaterlandes bleibt, und daÙ gerade im kalten Norden die Deutschen dazu berufen sind, als Pioniere der klassischen Bildung eine segensreiche Thätigkeit zu entfalten.

Tauberbischofsheim.

J. H. Schmalz.

¹⁾ Vgl. die Ausgabe von Rudolf Peiper S. 21 mit der krit. Anm.

M. Scheins, Lateinische Formenlehre für Sexta. Im engsten Anschlusse an das Übungsbuch von Dr. Meiring. Düsseldorf, L. Schwannsche Verlagsbandlung, 1884. 48 S. Pr. 0,75 M. gebunden.

Dem obengenannten Heftchen sind kurze Erläuterungen beigegeben, in denen der Verfasser diejenigen Erwägungen andeutet, aus welchen seine Arbeit hervorgegangen ist. Scheins stellt in ihnen 1. die Forderung auf, daß dem Schüler der unteren Klassen überhaupt, besonders also dem Sextaner, eine Grammatik in die Hand gegeben werden müsse, die nur das enthalte, was er zu lernen habe. Daß für den Sextaner damit manche Vorteile verknüpft sind, gebe ich zu, aber auch die Nachteile scheinen mir nicht unbedeutend. Für die unteren Klassen würden demnach wohl 4 Heftchen nötig werden, die der Schüler aufzubewahren hat, was schon an und für sich mißlich ist; wie erschwert wird ihm aber auf diese Weise das Nachschlagen! Bedenken wir ferner, daß in den oberen Klassen eine umfangreichere Grammatik in den Händen der Schüler sein muß, so ist auch der Preis, der einem Schüler dadurch erwächst, in Betracht zu ziehen. — Daß der Sextaner in seiner Grammatik nur das lernen soll, was er in seinem Übungsbuche auch praktisch verwerten kann, ist eine ebenso berechtigte Forderung, wie die dritte: die Abschnitte der Grammatik müssen dieselbe Reihenfolge haben wie die des Übungsbuches; richtiger wird sich allerdings wohl das Übungsbuch der Grammatik anzupassen haben. Selbstverständlich ist auch, daß die Form der Regeln klar und so gefaßt sein muß, daß der Schüler sie wörtlich auswendig lernen kann. Daß sich vorliegende Formenlehre an das Meiringsche Übungsbuch, das in der Rheinprovinz am meisten verbreitet ist, anschließt, wird ihr ohne Zweifel zur Einführung förderlich sein, und diese wünsche ich ihr aus verschiedenen Gründen. Die im Vorwort aufgeführten Abweichungen von Meiring sind untergeordneter Art, eine besondere Besprechung erfordert dagegen die Bezeichnung der Quantität. Zuerst bin ich mit dem Verfasser völlig einverstanden, daß endlich auf die Quantität in den Schulen mehr zu achten ist als bisher, und finde die Vorwürfe, die Bouterweck und Tegge, Alt-sprachliche Orthoëpie und die Praxis § 3 ff. und § 79 ff. den Lehrern machen, vollständig begründet. Läfst doch heute noch mancher Lehrer *jam* und *quum* schreiben und *dictest*, *nön*, *flös*, *pës*, *nönnë*, *nëfäs* u. s. w. sprechen: ganz unbeanstandet lassen viele z. B. *sic erät instäbilis tellüs*, *innabilis unda* im Ovid lesen und lernen. Mit Freuden begrüße ich daher jeden Versuch, diesen Schlendrian ein Ende zu machen. Auch kann ich es nicht als Künstelei oder Panderie ansehen, wenn man *in finitivus* sprechen läfst, da schon der Sextaner lernen kann, daß die Präposition *in* vor *f* und *s* immer lang ist. Da nun der Verf. der Ansicht ist, daß es für einen Sextaner bei der von Meiring beliebten Quantitätsbezeichnung zu schwierig

ist, die richtige Quantität herauszufinden, so hat derselbe eine andere Methode angewendet; er bezeichnet nämlich die Quantität jeder betonten Silbe und von den konsonantisch auslautenden Endsilben nur die langen. Dafs diese Methode kurz und faßlich ist, müssen wir Scheins zugestehen, liegt der Unterrichts aufserdem in der Hand eines kundigen Lehrers, ich meine eines in der Quantität bewanderten, so genügt die angewandte Bezeichnung; im andern Falle wird nach wie vor *dōmicilium*, *cēlērītās* u. s. w. gesprochen werden. Ich für meine Person wünsche, dafs man auch *mēnsa*, *āctum* u. s. w. sprechen läßt.

Das Buch vereinigt Formenlehre, syntaktische Regeln und Vokabeln, so dafs in der That der Sextaner alles, was er braucht, zusammenfindet. Die nachfolgenden Bemerkungen und Ausstellungen werden den Verfasser, wie ich hoffe, auf manches Verfehle aufmerksam machen.

§ 1. Verfasser giebt kein Alphabet; ob es aber doch nicht für einen Sextaner besser ist, wenn er dasselbe ohne *k*, *j*, *w*, gedruckt sieht? § 5. Dafs man *gn* wie *ngn* spricht z. B. *agnus*, *magnus*, *pugna* ist mir, offen gestanden, neu, ist es auch richtiger? § 6 ist unrichtig; nach ihm müßte *swis* statt *suis* gesprochen werden. Die Regel muß etwa lauten: *su* wird in einigen Worten wie *suavis*, *suadeo*, *suesco* wie *sw*, sonst immer wie *su* gesprochen. § 9 ist der Ausdruck „der Nominativus fragt wer? oder was? u. s. w.“ bedenklich. § 11 lesen wir: „wenn *est* oder *sunt*, *erat* oder *erant* das Prädikat ist.“ Darauf ist zu erwidern: *est*, *sunt*, *erat*, *erant* ist nicht Prädikat, sondern nur Copula. § 13 ist unklar, ja unrichtig. Die Worte: „die Substantiva auf *er* stoßen meistens das *e* aus“ müssen den Schüler zu Fehlern verleiten. Derselbe Fehler findet sich § 20: „die Adiectiva auf *er* stoßen meistens das *e* aus.“ In der zweiten Deklination vermisste ich jede Bemerkung über *vir*. § 19 ist das Wörtchen „also“ zu streichen. Ob der nachdenkende Schüler durch das Fehlen des Zeichens der Länge in *altis*, *miseris*, *altos* u. s. w. nicht irre geführt wird? § 25 und sonst ist die Fassung der Genusregel wohl deutlicher als die sonst übliche, ob aber besser? Der Reim von Zahl und Fall wird kaum Beifall finden. § 26, 4 hat der Verfasser absichtlich, wie er in der Vorrede erklärt, *papaver* ausgelassen und *verber* eingesetzt. Da aber *papaver* im Verzeichnis der Substantiva S. 13 vorkommt, ist mir der Grund der Änderung nicht ganz klar; dafs *vēr* am Schlusse des Verses steht und sich auf *ēr* reimt, konnte leicht vermieden werden. § 28 ist der Ausdruck: „alle die“ und „und sind doch Mascula genannt“ ungeschickt. Übrigens ist mir doch im hohen Grade zweifelhaft, ob alle Genusregeln der §§ 25—30 nach der Sexta gehören: § 32 könnten *degener* und *cicur* ohne Schaden fehlen; die Anführung ist wahrscheinlich wohl durch das Übungsbuch bedingt. § 34 fehlt

das Zeichen der Länge im Acc. plur. von *casus*. In dem Verzeichnis der bisher gelernten Substantiva finden sich *ars, mors, pars, sors* als kurz aufgeführt. Meines Wissens nimmt man gewöhnlich an, daß diese und ähnliche Worte im Nominativ lang zu sprechen sind, wie *frōns, mōns* u. s. w.; vgl. auch Bouterweck und Tegge S. 28. — *Nōster* und *vēster* bezeichnet Scheins wohl mit Recht als kurz, obgleich die Frage strittig ist; Schmitz, Beiträge zur latein. Sprach- und Litteraturkunde S. 55 macht die Analogie geltend, Bouterweck-Tegge S. 85 bezeichnet *nōster* und *vēster* als lang. — § 48 gehört nicht in die Sexta, § 55 muß mit § 56 den Platz tauschen; außerdem muß auf die Ordnungszahlen Rücksicht genommen werden. § 62 fehlt eine Erwähnung des Ablativus modi. § 66 scheint mir der Ausdruck „zeigende Fürwörter“ kein glücklicher, § 67 „das bezügliche Fürwort“ geradezu verfehlt. § 68 fehlt die Rücksicht auf Numerus und Genus; die Fassung bei Ellendt-Seyffert § 141 z. B. ist vollständig klar und genügend. § 70 hätte darauf hingewiesen werden müssen, daß im Deutschen das Neutrum der Adjektiva und Pronomina oft im Singular steht, wo im Lateinischen der Plural stehen muß, namentlich mußte *omnia quae* angeführt werden. § 72 verlangt Scheins, daß, wenn in einem Satze mit *quisque* auch *is* oder *suus* vorkommt, *quisque* immer hinter *is* oder *suus* vorkommt, *quisque* immer hinter *is* oder *suus* gestellt werde. In Bezug auf *is* ist mir die Stellung neu, und weder bei Nägelsbach lat. Stilistik⁹ S. 266, noch bei Dräger I¹ S. 85, oder bei Schultz lat. Sprachlehre¹⁶ § 68 oder in einer andern Grammatik kann ich Ähnliches finden; auch bildet Scheins selbst § 95 folgenden Satz: *domum tuam tam eleganter ornavisti, ut quisque eam laudet*. § 74 wird gelehrt, daß *num* „ob“ den Coniunctivus regiert. Ich möchte *num* lieber ganz gestrichen sehen und *cum* anführen. § 76 dürfte es richtiger heißen: in *prōsum*, das ursprünglich *prodsum* gelautet hat, tritt in allen bei *esse* mit *e* anfangenden Formen *prod* ein. § 77 wird der Modus coniunctivus „die unbestimmte Redeweise“ genannt, der Infinitivus als Modus aufgeführt und „unpersönliche Redeweise“ genannt. Hiergegen ist Einspruch zu erheben. § 79 ist die Übersetzung von *portemus* mit „tragen wir!“ entschieden bedenklich. § 83 ist „die dem Willen der Eltern nicht gehorchenden Knaben“ ein undeutscher Satz. § 82 ist die Bemerkung, daß vor Vokalen und *h ab* stehen muß, vor Konsonanten *a* oder *ab* stehen kann, zu streichen und mit den Bemerkungen über *e* und *ex* § 84 zu verbinden. § 101 ist *posse* wegzulassen, da dieses Verbum in Sexta nicht gelernt wird. § 102 muß an den Anfang der Bemerkungen vom Verbum, d. h. also hinter § 78 treten. Seit wann gilt der Infinitiv nicht mehr als Stammform? Was das Verzeichnis der Verba anbelangt, so mußten, wenn nicht die Rücksicht auf das Meiringsche

Übungsbuch die Anführung erforderte, viele gestrichen werden; dasselbe gilt von vielen der in den §§ 105—108 aufgeführten unregelmäßigen Verba.

Ich schliesse hiermit meine Besprechung und wünsche Scheins einen guten Erfolg seines Unternehmens.

Danzig.

C. Jacoby.

- 1) Otto Vogel, Lehre vom Satz und Aufsatz. Ein Hilfs- und Übungsbuch für den deutschen Unterricht in den unteren und mittleren Klassen höherer Schulen. Potsdam, Verl. von A. Stein, 1883. VIII u. 86 S. 0,80 M.

Es ist ein durchaus richtiger Gedanke, daß der Unterricht in der deutschen Grammatik, der doch zugleich eine Art Denklehre sein soll, vom Satzganzen auszugehen habe. Wenn irgendwo, so ist hier die heuristische Methode des Unterrichts ganz besonders am Platze, da durch dieselbe das Denkvermögen in der besten und einfachsten Art geweckt werden kann. Aber andererseits wird es für die Zwecke des deutschen Unterrichts von den ersten Stufen an höchst förderlich sein, wenn dem Satze vermöge seines Inhaltes eine ganz bestimmte Stelle in den dem Schüler geläufigen Gedankenreihen angewiesen wird, oder mit anderen Worten, wenn das Satzganze nicht als etwas selbständig für sich Bestehendes, sondern als ein Teil eines noch größeren Ganzen aufgefaßt wird, nämlich der zusammenhängenden Rede. Erreicht man dies, so gewinnt der Unterricht in der deutschen Grammatik dadurch eine weit festere Basis, er erregt das Interesse der Schüler und leitet sie in natürlicher und ganz ungezwungener Weise dazu an, sich selbst zusammenhängend über einen ihnen bekannten Gegenstand zu äußern, d. h. Aufsätze zu machen. Jeder weiß, wie von den Schülern in der Regel der deutsche Aufsatz als eine ganz außerhalb der Reihe sämtlicher anderen Leistungen stehende Arbeit angesehen wird, die namentlich mit den in dem deutschen Unterricht behandelten Dingen nur wenig in organischer Verbindung steht. Daß das eigentlich ein nicht richtiger Zustand ist, liegt auf der Hand; es ist daher von jeher das Bestreben bemerkbar gewesen, einen möglichst engen Zusammenhang zwischen den sonst im deutschen Unterricht getriebenen Dingen und dem deutschen Aufsatz herzustellen. Zu den Büchern, welche diesen Zweck verfolgen und deren Bedeutung im wesentlichen durch die vorstehenden Zeilen erläutert ist, gehört auch das vorliegende. Der Verf. will „den deutschen bisher sogenannten grammatischen Unterricht auf den Satz als Produkt der Rede basieren, dergestalt, daß der Schüler, dem er in einfachster Entwicklung nach seinen verschiedenen Seiten und Aufgaben vorgeführt wird, ihn sofort in seiner organischen Gesamtfunktion als Glied der Rede handhaben lernt“. Die Aufgabe, die er sich gestellt hat, charakterisiert der Verf. auch

so: „Der erste Satz, den der Sextaner selbständig baut, soll das Embryo des Abiturientenaufsatzes sein“.

Wenn nun auch nicht von dem Ganzen der Rede ausgegangen wird — das verbietet sich ja für die untersten Stufen von selbst —, so doch von thematischen Übungen, die die Form der Sätze haben. Von solchen einfachen Übungen in Gestalt von Aussagesätzen führt der Verf. bis zur Anleitung in der Darstellung einfacher, leichter Themata, wie sie etwa in U.- und O.-III höherer Lehranstalten bearbeitet zu werden pflegen. Der Lehrgang zeigt überall eine Vereinigung des grammatischen Unterrichts mit der Entwicklung der Fähigkeit, sich über einen Gegenstand entsprechend der Stufe in freier, selbständiger Weise auszusprechen, mit anderen Worten: es ist für den Schüler eine Anleitung geboten, nicht bloß Sätze zu grammatischen Übungen, also Sätze um der Sätze willen zu bilden, sondern auch sich bei solchen Übungen immer etwas zu denken. So wird gleich nach der Definition des einfachen Satzes in § 2 jeder auch in dem einfachsten Satzgefüge zu behandelnde Gegenstand mit dem Namen eines Themas bezeichnet. Den Lehrgang des ganzen Buches genauer darzulegen ist hier nicht der Ort; dasselbe zerfällt in zwei Hauptteile, deren erster den Satz behandelt § 1—32, während der zweite (§ 33—40) die Überschrift trägt: „Anfänge des Aufsatzes“. Im ersten Teile unterscheiden wir drei Gruppen: A) der Satz und seine Bestandteile, B) der zusammengesetzte Satz, C) der zusammengesetzte Satz (Nebensatz), D) das Satzgefüge. Schon daraus läßt sich der Lehrgang erkennen. Wenn auch sicherlich die Satzlehre, in der vom Verf. hier behandelten Weise getrieben, dem angestrebten Zweck dienlich sein wird, so kann Ref. in einem Punkte sich nicht einverstanden erklären, das ist die Bezeichnung der Satzteile und Satzglieder durch Buchstaben, deren Sinn und Bedeutung sich einzuprägen garnicht so einfach ist (man vergl. nur die dazu am Schluß des Buches, S. 84, gegebene Erklärung).

Der zweite Hauptteil giebt den bereits im ersten angebahnten Ausbau des Satzes zur Satzreihe (und wir könnten ebenso auch sagen: Gedankenreihe), d. h. die Anfänge des Aufsatzes etwa bis zur Stufe der Obertertia. Die ganze Methodik des Verf. zielte ja darauf hin, und man muß zugeben, daß dieser Übergang hier nicht plötzlich und unvermittelt, sondern wohl vorbereitet ist, soweit eine Methode auf diesem so überaus schwierig zu behandelnden Gebiet überhaupt möglich ist. Die Themata werden ihrem Inhalt nach im allgemeinen in zwei Arten geschieden, erstlich solche, welche nach dem Umfang eines nominalen Satzteilcs fragen (z. B. die Belagerung Trojas = Was trug sich alles zu, als Troja belagert wurde?) und zweitens in solche, welche nach den adverbialen Bestimmungen des Prädikats fragen (Bestimmungsthemata; z. B. der Nestbau der Hausschwalbe = Wie baut die Hausschwalbe ihr Nest?). Beide Arten werden an geeigneten Beispielen aufs

genaueste erläutert. Zur ersteren Gattung gehört auch die Charakteristik einer Person, von der in der Darstellung des Charakters von jung Roland bei Uhland ein Beispiel hinzugefügt ist, welches zugleich die praktische Behandlung dieser Themata in heuristischer Weise zu veranschaulichen geeignet erscheint. Ein Anhang bietet außer einer Übersicht über die Redeteile die Flexion des Nomens und Verbums. Der ganze zweite Teil des Buches enthält, wie man sieht, neben einer trefflichen Anleitung für die mittleren Klassen zugleich gute Vorübungen für die auf den oberen Stufen in mehr systematischer Weise vorzunehmenden Dispositionsübungen.

Zu erwähnen wäre als Einzelheit, daß die vom Verf. auf S. 65 (§ 37) gegebene Definition der Schilderung vielleicht nicht allgemein Anklang finden dürfte; pflegt man doch mit diesem Begriff in der Regel das Moment des Subjektiven zu verbinden, was in jener Erklärung nicht so recht deutlich zum Ausdruck kommt.

Eine wie bedeutende Arbeit in dem kleinen Buche steckt, und daß dasselbe aus einer längeren mit Liebe gepflegten Praxis hervorgegangen sein muß, wird der Kundige bald sehen. Es hat an Versuchen, ein System in die Behandlung der freien Übungen in der Muttersprache zu bringen, bisher nicht gefehlt, aber den vorliegenden möchte Ref. doch für vorzugsweise beachtenswert erklären. Was ihn außerdem ganz besonders empfiehlt, das ist der Stoff, an dem die Übungen hier vorgenommen werden; der Verf. ist wohl von der richtigen Idee ausgegangen, daß derselbe von einer gewissen Bedeutung sein und vermöge derselben dem Lernenden eine Art von höherem Interesse einzulößen geeignet sein müsse. Erfahrungsmäßig verfallen nicht selten die ersten Übungen im deutschen Aufsatz in Trivialität und Plattheit. Diese Gefahr ist, wie wir meinen, bei Benutzung des Buches von Vogel ausgeschlossen.

- 2) D. G. Herzog, Stoff zu stilistischen Übungen in der Muttersprache für mittlere und höhere Lehraustalten und zum Selbstunterricht. In ausführlichen Dispositionen und kurzen Andeutungen. 17. Auflage, neu bearbeitet von W. Brandes. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn (M. Bruhn), 1884. XV u. 400 S. Pr. 3 M.

Das Herzogsche Buch, ein alter Bekannter der Lehrerwelt (und wir dürfen wohl auch hinzusetzen: der Schüler), kehrt hier in neuer Gestalt wieder, und wir müssen die Idee des Herausgebers für eine glückliche erklären, ein Buch, welches eine Reihe von Jahrzehnten hindurch viel Beifall und Anklang gefunden hat, durch eine neue Bearbeitung vor dem Veralten zu schützen. Wir kennen die Eigentümlichkeit des Herzogschen „Stoffes“. Sie bestand in einer ziemlich breit ausgeführten Art reflektierender Themata, die bisweilen in Inhalt und Behandlung dem Trivialen etwas nahe kamen, wo nicht in Trivialität verfielen. Trotzdem waren die Ausführungen der Herzogschen Themata immerhin

namentlich zu Übungen im Disponieren ganz gut zu verwerten.

Die Richtung auf dem Gebiete des deutschen Aufsatzes ist besonders in den höheren Lehranstalten neuerdings eine etwas andere geworden; die Themata aus der Litteraturgeschichte und der deutschen Lektüre sind sehr in den Vordergrund getreten. Dem hat der Herausgeber Rechnung getragen: unter den 37 von ihm neu hinzugefügten Aufgaben finden sich 17, die ihren Stoff von dorthier entnehmen. Für keine glückliche Beigabe muß Ref. die sechs in Anlehnung an Werke der bildenden Kunst erklären. Auf diesem ästhetischen Gebiet zu urteilen ist nicht jedermanns Sache, ganz abgesehen davon, daß trotz der mannigfaltigen Art der Vervielfältigung viele Schüler garnicht in die Lage kommen, die zu behandelnden Kunstwerke in einer gelungenen Nachahmung, geschweige denn im Original zu sehen. Es mag ja sehr wünschenswert sein, daß sich die Primaner auch mit Thorwaldsen, Rafael, K. F. Lessing, Kaulbach, Defregger und Spangenberg (dies die Künstler, von denen Werke in den Kreis der Betrachtung gezogen sind) bekannt machen, aber es ist doch nicht Aufgabe der Schule, von ihnen über die Schöpfungen derselben Elaborate zu verlangen. Ist ja doch der zu behandelnde Stoff überdies schon umfangreich genug.

Die Gesamtzahl der Themata ist um 9 kleiner geworden (200 gegen 209 früher), die Behandlung zeigt im einzelnen ziemlich denselben Umfang wie früher; nach unserem Dafürhalten hätte derselbe wohl etwas verringert werden können. Die moralisierenden und reflektierenden Aufgaben bilden, entsprechend dem ursprünglichen Charakter von Herzogs Buch, auch jetzt noch die Mehrzahl. Die Behandlung selbst hat, abgesehen davon, daß sie, wie schon bemerkt, nach des Ref. Ansicht bisweilen weniger umfangreich sein könnte, im Vergleich zu früher an Klarheit und Übersichtlichkeit gewonnen; man stelle nur z. B. die Bearbeitung des Themas „Darf ein Jüngling über andere Menschen urteilen, und wie müssen, wenn er es darf, seine Urteile beschaffen sein?“ (welches Ref. allerdings nicht gerade als Aufgabe empfehlen möchte) No. 27 (S. 47) der neuen, No. 4 (S. 8) der früheren Auflage, nebeneinander, und man wird das Gesagte bestätigt finden. Die in dem Anhang hinzugefügten 225 Themata werden jedem Lehrer des Deutschen eine recht willkommene Beigabe sein.

Alles in allem wird das Herzogsche Buch sich, wie wir meinen, in der neuen Gestalt seine alten Freunde erhalten, hoffentlich auch neue hinzugewinnen.

Im Anschluß hieran möchten wir noch in aller Kürze auf ein Buch hinweisen, welches in wenigen Jahren bereits in dritter, resp. zweiter Auflage erschienen ist:

- 3) Gottlieb Leuchtenberger, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Erstes Bändchen, 3. Aufl. Zweites Bändchen, 2. Aufl. 164, resp. 152 S. Berlin, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung (H. Heyfelder), 1883. Preis à Heft 2 M

Zur Empfehlung der in dieser Zeitschrift (Jahrgang 1878 und 1880) von dem Unterzeichneten angezeigten Bändchen etwas zu sagen dürfte überflüssig erscheinen. Der Erfolg einer verhältnismäßig kurzen Zeit beweist am besten, wie beliebt dieselben geworden sind. Ein wesentlicher Unterschied der vorliegenden Bearbeitung von den früheren Auflagen dürfte sich kaum angeben lassen; nur hat die Zahl der der Litteratur und Lektüre (neueren wie altsprachlichen) entnommenen Themata im Vergleich zu früher noch eine Vermehrung erfahren, was sich daraus erklärt, daß diese Gattung neuerdings ganz besonders beliebt geworden ist. Von einer genaueren und eingehenderen Besprechung können wir wohl für jetzt unter Hinweis auf die in den oben erwähnten früheren Anzeigen gegebene Charakteristik absehen. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die gründliche, vielfach beliebte Arbeit des Verf.s in der neuen, auch im einzelnen wesentlich verbesserten Gestalt in den beteiligten Kreisen der Lehrerwelt großes Interesse erwecken wird.

Posen.

R. Jonas.

-
- K. Tumlirz, Tropen und Figuren nebst einer kurzgefaßten deutschen Metrik. Zum Gebrauche für Mittelschulen und zum Selbstunterricht. Zweite verbesserte Auflage. Prag, Dominicus, 1883. VI u. 95 S.

Die erste Auflage dieser Schrift ist in dieser Zeitschrift 1883 S. 240 f. einer Beurteilung unterzogen worden. Infolge der auf S. III des Vorwortes (aus dem der Index an das Ende des Buches S. 92 ff. verpflanzt ist) aufgezählten „wohlwollenden Rezensionen“ der ersten Auflage setzt der Verf. auf S. IV—VI die Grundsätze auseinander, auf denen seine Schrift basiert, und um deretwillen er in einzelnen Punkten von der Ansicht des betr. Rezensenten abweicht. Die von dem unterzeichneten Ref. gegebene Besprechung war dem Verf. bei Bearbeitung der zweiten Auflage noch unbekannt, im allgemeinen aber scheinen die übrigen Beurteilungen sich mit den gleichen Punkten vorzugsweise beschäftigt, resp. gegen die gleichen ihre Ausstellungen gerichtet zu haben. — Die in der „speziellen Metrik“ § 13—56 gerügte Anordnung des Stoffes ist durch Umstellung der „altdeutschen Metren“ als V hinter die antiken (I—IV) beseitigt worden; leider nicht so die § 14 S. 51 gegebene Aufzählung der „im Deutschen vornämlich vorkommenden Versfüße“, während doch § 3 ausdrücklich der quantifizierende Rhythmus der griechischen und lateinischen Poesie, der accentuierende der

deutschen zugewiesen wird. Hingegen hat wieder die § 10 befindliche Entwicklung von dem Wesen der Hebung und Senkung an Übersichtlichkeit sehr gewonnen. — Was ferner — den heikelsten Punkt — die „achthebige Langzeile“ betrifft, so werden der Verf. und der Ref. mit ihren diametral entgegengesetzten Ansichten sich schwer einigen, denn dem letzteren kommt nun einmal jene Theorie ganz unwahrscheinlich, weil unnatürlich und gekünstelt vor — die kleinen volkstümlichen Dichtungen des deutschen wie des altenglischen Volksstammes sagen in dieser Frage sicher mehr als der kirchlich-geschulte und gelehrte Otfried und auch als die viel späteren Nibelungen. Jetzt ist ja — mag sonst daran sein was es will — der Versuch gemacht worden, das volkstümlichste aller erhaltenen germanischen Epen, den Beowulf, sowie alle übrigen altengl. epischen Volksdichtungen in Strophenform zu gliedern, aber der Vers hat doch ebenso wie dann, wenn man ihn unstrophisch faßt, 4 Hebungen, nicht 8. — Endlich seien noch einige Einzelheiten hervorgehoben, in Bezug auf welche Verbesserungen vorgenommen sind. Die abgeschmackten Beispiele in § 4 und 13 des Teiles A sind gestrichen worden; ebenso richtig in § 26 der Zusatz betreffend die Figura etymologica. Auch kann es nur begründet erscheinen, wenn in § 24 die Antonomasie als mit der Periphrase verwandt bezeichnet und hinter diese gestellt wird, statt dafs sie früher in § 17 zur Metonymie gezogen wurde. — Wertvoll auch für die Klarheit ist der auf S. 40 gegebene Anhang, enthaltend eine Übersicht über die Tropen und Figuren, die ein anschauliches Bild gewährt, aber in der 1. Auflage fehlte. — Das Buch hat jetzt an Umfang noch gewonnen, — das Bedenken also, welches Ref. in Bezug auf die Möglichkeit der Bewältigung resp. Notwendigkeit des Stoffes für den Schulunterricht früher geäußert hat, muß darnach bestehen bleiben; der Verf. erklärt aber im Vorwort S. VI, sechs Jahre nacheinander an vier verschiedenen Gymnasien den in seiner Schrift niedergelegten Stoff mit Erfolg behandelt zu haben, und jedenfalls muß zum Schluß noch einmal ausdrücklich wie früher hervorgehoben werden, dafs die ganze Behandlung des Stoffes durchaus einen echt wissenschaftlichen Anstrich hat und auf antik-klassischer Grundlage beruht.

Berlin.

U. Zernial.

1) David Müller, Abrifs der allgemeinen Weltgeschichte für die obere Stufe des Geschichtsunterrichts. Erster Teil: Das Altertum. Vierte Auflage, besorgt von Fr. Junge. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1883. VIII u. 311 S.

Über die Geltung eines beim Unterricht dienstbaren Hilfsmittels hinausgreifend will dieses Buch reifere Schüler in das Geschichtsstudium einführen. Es ist deshalb mit durchgehenden

Verweisungen auf die Quellen und auf die neueren Darstellungen ausgestattet und hebt am Schlufs gröfserer Abschnitte die geschichtlichen Resultate hervor. Der Bearbeiter der neuen Auflage hat mit Fleifs und Umsicht die Litteraturnachweise vermehrt und wichtige Quellenstellen im Wortlaut hinzugefügt, auch die Resultate neuerer Forschungen an vielen Stellen hineingearbeitet, so dafs das Buch ein erfreuliches Zeugnis davon ablegt, wie die Fortschritte der Wissenschaft der Schule zu gute kommen. Doch erscheint es nicht unbedenklich, das Buch in der Weise, wie es das Vorwort des Verfassers zur ersten Auflage andeutet, dem Unterricht unmittelbar zu Grunde zu legen. Es bietet vieles, was der Unterricht erst entwickeln soll, in fertiger Gestalt, namentlich die Resultate; es würde den Lehrer sehr beschränken, wenn alle Schüler es als vorgeschriebenes Lehrbuch in der Hand hätten. Dagegen empfiehlt es sich für den Privatgebrauch, und gerade für die alte Geschichte kann man nur wünschen, dafs ein solches ins Detail eingehende Handbuch von strebsamen Schülern benutzt werde. Freilich möchte man dann einige Parteen noch weiter ausgeführt wünschen, z. B. die Zustände des homerischen Zeitalters, die Bauart griechischer Städte, das griechische Kriegs- und Seewesen, auch die Lehren eines Sokrates, Platon, Aristoteles möchte man eingehender dargestellt lesen. Doch auch so ist das Gebotene lehrreich und anregend; ganz vortrefflich sind die Schilderungen des Perikleischen Athen und des kaiserlichen Rom.

In der römischen Geschichte ist der Organismus der republikanischen Ämter und ihr Verhältnis zum Senat sowie zu den Comitien mit Klarheit behandelt; unzulänglich erscheint jedoch das, was § 126 über die Censur gesagt ist. Das censorische Sittengericht hing mit der Aufstellung des Bürgerverzeichnisses eng zusammen, und da vom Censur die Erhebung des Tributum abhing, so übertrug man den Censoren auch die Feststellung der vorherzusehenden Einnahmen und Ausgaben des Staats, nach deren Höhe sich die Forderung des Tributum richtete. Vgl. Mommsen, Röm. Staatsr. 2, 317 ff. Als Krebschaden des republikanischen Staatswesens könnte § 153 die mangelhafte Kontrolle der Finanzen (vgl. Ihne, Röm. Gesch. 4, 118 ff.) schärfer hervorgehoben werden. — Nach Mommsens Vorgang werden drei makedonische und drei mithradatische Kriege aufgeführt; sollte es nicht doch angezeigt sein, bei der Unbedeutendheit je eines derselben, zu der älteren Zählung von je 2 Kriegen zurückzukehren, zumal da auch sonst so manche Kriege Roms in den Hintergrund gestellt werden, um die Übersicht nicht zu erschweren? — Dafs Sulla im J. 79 die Diktatur niederlegte, geschah nicht „in vornehmer Verachtung des Lebens und der Gröfse“, wie hier unklar gesagt ist, sondern weil er die Senatsherrschaft wieder ins Leben treten lassen wollte. — Cäsars Sieg über Ariovist soll „an der kleinen Doller im oberen Elfaß“ stattgefunden

haben; warum nicht einfach „unweit der jetzigen Stadt Mülhausen im Elsaß“? Für den Heldenkampf der Nervier im J. 57 muß doch wohl auch der Ort „am Flusse Sabis (Sambre)“ angegeben werden. — Das Urteil über Augustus § 183 z. Anf. ist zu hart.

Diese bei der Lektüre aufgegriffenen Bemerkungen sollen nur zum Beweise dienen, daß Ref. das Buch mit Interesse gelesen hat. Es enthält für reifere Schüler und zugleich auch zur Erinnerung für den Lehrer soviel Treffliches, daß es für den Bearbeiter eine Freude sein muß, es im einzelnen zu vervollkommen, wozu der gewaltige Stoff stets Gelegenheit bietet.

- 2) Anton Gindely, Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die unteren Klassen der Mittelschule. Zweiter und dritter Teil, siebente umgearbeitete Auflage. Prag, F. Tempsky. Leipzig, G. Freytag, 1884. 107 u. 118 S.

Dieses in österreichischen Gymnasien gebrauchte und durch den Namen seines gelehrten Verfassers empfohlene Lehrbuch macht zunächst einen günstigen Eindruck durch die Objektivität der Darstellung. Es ist für katholische Schüler geschrieben, aber das Papsttum wird nicht mehr hervorgehoben als in den uns geläufigen Lehrbüchern geschieht, auch die Reformation wird nicht als ein Abfall geschmäht, sondern nur als „Kirchenspaltung“ bezeichnet. Doch tritt die Einseitigkeit des Standpunkts trotzdem mehrfach hervor. Gerühmt werden die Verdienste der Jesuiten, „ihr Fleiß, ihre Gelehrsamkeit und ihre unerschütterliche Ausdauer ließen sie die größten Erfolge erringen“; von der anglikanischen Kirche wird fälschlich behauptet, daß sie „in Bezug auf die Glaubenslehren“ dem Katholizismus „viel näher“ stehe als dem Protestantismus; das Elend, welches der dreißigjährige Krieg über Deutschland brachte, wird nur durch die verwüstende Kriegsweise der Zeit erklärt und dabei nicht einmal Gustav Adolf ausgenommen, über dessen gute Heeresdisziplin der Verf. doch in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges (Bd. 1 — 3 der Sammlung „Das Wissen der Gegenwart“, Leipzig, G. Freytag, 1882) ein gerechteres Urteil fällt 2, 185. 217.

Von den Segnungen, welche wir der Reformation zuschreiben, ist natürlich nicht die Rede, aber auch die Blüte der deutschen Litteratur, die auf protestantischem Grunde ruht, ist mit keinem Worte erwähnt, während die bildenden Künste in den kulturgeschichtlichen Abschnitten, welche sich beiden Teilen angehängt finden, recht reichlich bedacht sind, und zwar lobenswerter Weise mit Zuhilfenahme von guten Abbildungen wichtiger Bauwerke. Es ist sehr anregend, wenn der Schüler in seinem Lehrbuch den Kölner und Mailänder Dom, das Innere der Moschee zu Cordova, das Wohnzimmer eines Palastes im 12. Jahrhundert, die Peterskirche, den Louvre, die Semmeringbahn, die Niagarabrücke

u. a. zur täglichen Anschauung vor sich hat, und zwar nicht durch das ganze Buch verteilt, sondern im Anhang beisammen. In dieser Beziehung herrscht in den auf deutschen Gymnasien gebrauchten Lehrbüchern noch ein Mangel, aber solcher Schmuck kann doch nicht für Wichtigeres entschädigen.

Es fehlt nämlich dem österreichischen Buche auch an einer durchgeführten nationalen oder universalgeschichtlichen Auffassung; wie zufällig reiht sich alles an einander. Im Mittelalter bildet zwar noch die deutsche Geschichte den Grundstock, und an zwei Stellen, beim Interregnum und bei Friedrich III., wird die Geschichte der „Länder des späteren österreichischen Staates“ angeknüpft. Aber die Entwicklung Deutschlands in den letzten drei Jahrhunderten ist dem Österreicher, wenigstens in solchem offiziellen Lehrbuch, gleichgültig. Das Jahr 1526 bezeichnet die „Begründung der österreichischen Monarchie“; im dreißigjährigen Kriege versucht der habsburgische Kaiser seine Machtstellung 1629 „sowohl für den Katholizismus als auch zur Förderung des kaiserlichen Ansehens auszunutzen“; als dies mißlingt und der westfälische Friede „die volle Auflösung des alten deutschen Reichs vorbereitet“, wendet sich das kaiserliche Interesse ganz den Erblanden zu. Die Geschichte derselben tritt aber nicht besonders in den Vordergrund; es werden die verschiedenen europäischen Staaten behandelt, je nachdem sie hervorragende Ereignisse bieten. Die Errichtung des neuen deutschen Reichs, veranlaßt „durch die großen Erfolge, welche die deutschen Waffen unter der Führung Preussens errungen hatten“, wird natürlich erwähnt, aber die Nachrichten über den Krieg von 1870/71 sowie über den Befreiungskrieg von 1813 sind sehr dürftig. Als „Begründer der Größe Preussens“ wird Friedrich II. anerkannt, aber sein Beinamen der Große wird ihm vorenthalten.

Beiden Teilen ist ein historischer Atlas von 8 bzw. 9 Karten in Farbendruck beigegeben, der zwar brauchbar ist, aber an Sauberkeit der Ausführung hinter den bei uns üblichen von Putzger oder C. Wolf zurücksteht. Mit Interesse sieht man die Besitzungen der drei Dynastien Habsburg, Luxemburg und Anjou (Ludwig d. Gr. von Ungarn und Polen) um 1370 auf einem Blatt veranschaulicht, ebenso den österreichischen Länderbestand in den Jahren 1564, 1720, 1795.

3) Chr. Mayer, Leitfaden für den ersten geschichtlichen Unterricht an Mittelschulen. Dritte Abteilung: Die neue Zeit. München, Kgl. Zentral-Schulbücher-Verlag, 1883. 165 S.

Was ein protestantischer bayrischer Schulmann hier unter zu bescheidenem Titel für einen der Obertertia entsprechenden Kursus zusammengestellt hat, empfiehlt sich durch die anschauliche und dabei kurzgefaßte Darstellung recht wohl für den Schulgebrauch. Eine vorausgeschickte Einleitung, deren Inhalt im Laufe

des Unterrichts allerdings erst später betrachtet werden kann, orientiert den Schüler über den Entwicklungsgang der neueren Geschichte vom deutschen Standpunkt aus: Vorbereitend die Erfindungen und Entdeckungen, dann die Reformation, im weitesten Sinne als „große religiöse Bewegung“ gefasst, daran schließt sich die Periode religiöser Kämpfe; es folgt der Verfall des deutschen Reichs, dann aber das Zeitalter Friedrichs des Großen; eine neue Epoche bringt die französische Revolution, dann Befreiungskrieg und Einigung Deutschlands. Es sind demnach drei Zeiträume klar unterschieden, bis 1648, bis 1789, bis 1871. Innerhalb dieser Einteilung sind die einzelnen Abschnitte wiederum übersichtlich gestaltet, und klein gedruckte Ergänzungen geben charakteristische Züge und Äußerungen, biographische Notizen und Hinweise auf historische Gedichte. Die deutsche Litteratur hat am Schluss des zweiten Zeitraums ihren gebührenden Abschnitt; sie ist der Beweis des wiedererstarteten nationalen Lebens. „Zwar politisch blieb die Nation noch zerklüftet, aber in den Schriftwerken entfaltete der deutsche Geist frisch und stolz seine Schwingen.“ Der Freundschaftsbund zwischen Goethe und Schiller wird hervorgehoben; als historisch wichtige Zahlen könnten dabei 1775 (Goethe nach Weimar) und 1789 (Schiller nach Jena) notiert sein. In der Darstellung der politischen Einigung Deutschlands tritt die Bedeutsamkeit des Zollvereins nicht hervor; auch sieht man nicht, durch welche Einrichtungen das deutsche Reich sich von dem früheren deutschen Bunde unterscheidet. Mit Recht wird die Waffengemeinschaft der Norddeutschen und Süddeutschen im J. 1870 hervorgehoben.

Ein Anhang, der dem Büchlein vorläufig noch nicht beigegeben ist, stellt eine Übersicht der bayerischen Geschichte auf etwa 12 Seiten in Aussicht; die Auffassung derselben wird gewiß nicht im Sinne des Partikularismus sein.

Lübeck.

Max Hoffmann.

O. Vogel und O. Ohmann, Zoologische Zeichentafeln. Im Anschluß an den Leitfaden für den Unterricht in der Zoologie von Vogel, Müllenhoff und Kienitz-Gerloff. Heft I. Berlin, Winkelmann & Sohn, 1883.

Zu dem bereits durch eine Reihe von Jahren bewährten Leitfaden von Vogel u. a. ist mit dem Beginn dieses Schuljahres ein Zeichenatlas getreten, dem wir mit diesen Worten ein herzliches Willkommen in der stattlichen Reihe naturwissenschaftlicher Lehrmittel bieten möchten. Es sind durchweg naturgetreue Zeichnungen in wenigen charakteristischen Strichen, die ihren besonderen Zweck, dem Lehrgange nach dem genannten Leitfaden genau angepaßt zu sein, erfüllen, soweit dies überhaupt durchführbar ist. Indem die Verf. nicht völlig ausgeführte Bilder geben, fordern sie in richtiger Erkenntnis von der Aufgabe des naturhistorischen

Unterrichts die eigene Thätigkeit des Schülers, ohne ihm doch eine selbständige Zeichnung zuzumuten, die seine Kräfte übersteigen würde. So soll der Schüler eine Reihe von Anschauungsbildern zur Repetition in die Hand und zum bleibenden geistigen Besitz erhalten. In der That ist das Bedürfnis nach einem Lehrmittel, welches dazu beiträgt, den für die Zeit einer Schulstunde erworbenen Eindruck vor dem geistigen Auge des Schülers dauernd zu fixieren, wohl allseitig empfunden. Ob diesem Bedürfnis durch die hier empfohlene Methode des Nachziehens vorgezeichneter Umrisse vollkommen genügt wird, muß die Erfahrung lehren; einer sorgfältigen Probe ist sie jedenfalls wert. Zur Sicherung ihres Erfolges bei der Benutzung der Tafeln im Schulunterricht möchten wir jedoch gleich von vornherein den Wunsch aussprechen, eine besondere Ausgabe derselben in vergrößertem Maßstabe als Wandkarten zur Verfügung zu haben, nicht sowohl als Ersatz anderer Lehrmittel, sondern um durch Demonstration an diesen Wandtafeln die geistige Einheit des Unterrichts während des Nachzeichnens zu wahren.

Die „Zoologischen Zeichentafeln“ führen uns tief in die Methodik des naturhistorischen Unterrichts speziell der Sexta hinein. Sie bezeichnen einen Fortschritt gegenüber dem ihnen zu Grunde gelegten Leitfaden, der uns zu einem Rückblick auf diesen veranlaßt.

Das gute Einvernehmen beider Lehrmittel ist schon oben anerkannt, wenngleich mit einer gewissen Einschränkung. Eine Vergleichung der Beschreibungen mit den Tafeln zeigt uns nämlich einen Mangel der ersteren, den wir hier um so offener rügen dürfen, je tiefer wir von den Verdiensten der Vogelschen Leitfäden für Zoologie und Botanik um die naturwissenschaftliche Lehrmethode überzeugt sind.

Von dem Nachziehen schließen die Tafeln mit Recht alles aus, was dem Sextaner besondere Schwierigkeit bereiten würde. Das Unvermögen der Knaben, z. B. einen Kopf gut nachzuziehen, ist aber nicht allein in der Ungeschicklichkeit ihrer Hände, sondern vor allem in ihrem noch nicht hinreichend geschulten Auge und in ihrem noch mangelhaften Auffassungsvermögen für die äußerst feinen Unterschiede in der Gestalt und den Stellungsverhältnissen der Kopfteile begründet. Berücksichtigt man dies, so wird man auf der Stufe der Sexta auch von dem Versuche, Säugetierköpfe zu beschreiben, oftmals lieber ganz absehen. Besser, als die Knaben mit unzureichenden und inkorrekten Ausdrücken abpeisen. Vom Leichten zum Schweren auch innerhalb der Beschreibung des äußeren Bauplanes! Wenn in einem späteren Hefte der Zeichentafeln auf die Stellung der Nase zu Mundöffnung, Augen und Ohren in mehr schematischen Profilen Rücksicht genommen würde, wer würde es dem Verf. nicht Dank wissen, selbst für den Fall, daß die Beschreibungen nicht näher darauf

eingingen? Ein prägnanter Wortausdruck für solche topographischen Verhältnisse dürfte eben nicht leicht zu finden sein. Aber wenn in Kursus I der Kopf des Affen rundlich, der des Fuchses breit, fast dreieckig, der des Löwen breit, fast viereckig, der des Bären dick und breit genannt wird, welche Anschauungen liegen diesen Bezeichnungen zu Grunde?

Eine naturwissenschaftliche Beschreibung beruht regelmäßig auf dem Vergleich eines neu in die Erscheinung tretenden Objektes mit schon bekannten Gegenständen. Nach der Art der Ausführung lassen sich zwei verschiedene Wege unterscheiden; man zerlegt entweder den zu beschreibenden Körper in seine geometrischen Elemente: Cylinder, Kegel, Kugel u. s. w., oder man wählt ein ihm verwandtes Naturobjekt zum Ausgangspunkt und giebt nur die hiervon abweichenden Merkmale des neuen Objektes an. Der erste Weg ist der in der Botanik allgemein gebräuchliche. Dafs er in der Zoologie bei den höheren Tierformen der Vertebraten verlassen wird, liegt vornehmlich an der Komplikation ihrer Ausbildung, die eine Zurückführung auf mathematisch definierbare Gebilde häufig ausschliesst, wenn man sich nicht mit der Angabe ihrer ebenen Projektionen (von oben her gesehen, von der Seite gesehen!) begnügen will. Man wählt deshalb meist den zweiten Weg und benutzt die menschliche Gestalt als Vergleichsobjekt. Andere legen wohl auch, den Boden der realen Wirklichkeit verlassend, ein selbst konstruiertes Wirbeltierschema von ideal „ebenenmässigem Bau“ zu Grunde und leiten alle anderen Formen daraus durch Verlängerung oder Verkürzung („gestreckter Rumpf, verkürzte Gliedmaßen“) der Teile her. Letztere mehr ästhetische Betrachtungsweise der Natur (phylogenetisch ist sie nicht begründet) kann vielleicht unter die Ziele des naturwissenschaftlichen Unterrichts gerechnet werden (?), sicher darf sie aber nicht den Anfang desselben bilden. Aus diesem Grunde ist auch jeder derselben entlehnte Ausdruck aus einem Leitfaden für die Sexta zu verbannen.

Was nun aber weiter die Verwendung des menschlichen Körpers gewissermaßen als „Normalmafs“ betrifft, so setzt dieselbe als unerläßliche Bedingung eine genaue Bekanntschaft mit diesem voraus. Deshalb beginnen systematische Lehrbücher der Zoologie mit dem Bau des menschlichen Körpers und führen später alle verwandten Bildungen auf diesen zurück. Ein „methodischer“ Leitfaden muß diese begrifflich zu sondernden Vorstellungskreise in jedem Moment mit einander verweben. Deshalb knüpft Vogel vorerst in den Erläuterungen an die menschliche Gestalt als etwas „einigermaßen Bekanntes“ an, um durch dieses unbewußte Anschauungsmaterial des kindlichen Geistes das Verständnis der Wirbeltiergestalt zu erleichtern (Aufsuchung der Homologien), und führt dann durch den Hinweis auf die verschiedene Ausbildung beider wieder zu einer genaueren Auffassung der menschlichen

Form. Charakteristisch für dieses Verfahren ist es, daß es die Auffindung der die beiden Formen unterscheidenden Merkmale vor den gemeinsamen Eigenschaften bevorzugt. So führt es z. B. gleich in § 1 auf den Unterschied von Hand und Fuß, von Platt- und Kuppenagel, noch ehe auf die Anatomie der Gliedmaßen selbst eingegangen ist. Wir können dieser aus einem tiefen Verständnis des kindlichen Geistes hervorgegangenen Methode nicht besser unsere Anerkennung zollen, als daß wir ihr eine genaue Durchführung auch in den Text der Beschreibungen hinein wünschten. Dann würde eine Anzahl nichtssagender Ausdrücke, als: „Die Ohren sind denen des Menschen ähnlich“, „die tief-liegenden Augen“ und „die schmale Nasenscheidewand“ einfach wegfallen und zwar deshalb ohne Schaden, weil doch erst der hier noch fehlende Gegensatz sie uns ins rechte Licht zu setzen vermöchte.

Hierdurch würde gleichzeitig Raum geschaffen zu einer liebe-volleren Behandlung aller auf Körperteile bezüglichen Längen-angaben. Verschwommene Bezeichnungen, wie „kurzer Hals“, „ziemlich langer Schwanz“, „mittellange Beine“ und „große Augen“ mögen im Leben an der Tagesordnung sein, in einer muster-giltigen Beschreibung — und nur solche darf ein Schulbuch bieten — sind sie unmöglich. Ein Ersatz dafür ist leicht gefunden. Die Anwendung des absoluten Längenmaßes ist schon in der Sexta recht wohl durchführbar und die Übung darin ein wich-tiger Teil der durch den naturwissenschaftlichen Unterricht fast allein repräsentierten räumlichen Anschauungslehre. Bei Beschreibung von Körperteilen empfiehlt es sich aber häufig noch mehr, eine dem betrachteten Objekt selbst entlehnte Maßeinheit, wie Kör-perlänge, Kopflänge u. s. w., zu verwenden. Am besten ist es gewiß, mit beiden abzuwechseln.

Wir geben diese Bemerkungen zu dem durch den Gebrauch uns vertraut gewordenen Leitfaden in der Hoffnung auf eine ge-neigte Verwendung desselben bei einer neuen Auflage. Eine nach diesen Gesichtspunkten vollzogene Revision der Beschreibungen dürfte in demselben Sinne wirken, wie es die vorliegenden Tafeln beab-sichtigen: durch den Wegfall alles Halben und Unklaren würden die charakteristischen Züge einer Tiergestalt klar und bestimmt hervor-treten und sich zu einem Gesamteindruck im Geiste des Schülers vereinigen von hinreichend langer Dauer, um auf der nächst-höheren Stufe mit verwandten Eindrücken zu einer höheren Ein-heit verschmolzen zu werden.

Straßburg i. Elsass.

Max Fischer.

DRITTE ABTHEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN.

Die Schulmännerversammlung zu Halberstadt.

Am Sonntag, den 6. Mai 1883, fand die alljährlich wiederkehrende sog. Exaudi-Versammlung der Lehrer höherer Unterrichtsanstalten der Provinz Sachsen sowie der Herzogtümer Anhalt und Braunschweig statt. Besucht war dieselbe von etwa 50 Direktoren und Lehrern verschiedener Gymnasien und Realgymnasien genannter Landesteile. Den Vorsitz führte der Direktor des hiesigen Gymnasiums Dr. Schmidt. Auf der Tagesordnung stand der von der vorjährigen Versammlung wegen Mangels an Zeit für die diesjährige zurückgestellte Vortrag des Gymnasiallehrers Dr. Aly vom Kloster U. L. Fr. zu Magdeburg über „die Pflege eines gesunden Standesgefühls, eine Hauptaufgabe der Provinzialvereine von Lehrern höherer Unterrichtsanstalten“. Ich beschränke mich auf die Wiedergabe der Hauptgesichtspunkte des Vortrages, da derselbe aufer im Pädagogischen Archiv Heft Nr. 7 auch bei Herrcke und Lebeling, Stettin 1883, im Druck erschienen ist. Nach einer mehr lokale Färbung tragenden Einleitung führte der Redner etwa Folgendes aus:

Das Standesgefühl charakterisiert sich als das Bewusstsein einem innerlich geschlossenen und äußerlich geachteten Stande anzugehören, der seinen Mitgliedern — aufer den amtlichen — auch gewisse moralische Verpflichtungen auferlegt, der ihnen aber dafür als Entgelt allerlei anerkannte Rechte und Ehren zu teil werden läßt. Dieses Standesgefühl äußert sich im einzelnen nach drei Seiten hin: gegenüber den vorgesetzten Behörden, gegenüber den Amtsgenossen und gegenüber dem Publikum und der Tagespresse. Das Standesgefühl betont in erster Linie die Beamten-Qualität und schließt also ein strenges Subordinationsverhältnis in sich. Sodann erfordert das Standesgefühl ein kameradschaftliches Zusammengehen der Amts- und Standesgenossen. Ein jeder bemüht sich bei den unausbleiblichen Differenzen das Persönliche aufer acht zu lassen, die Sache ins Auge zu fassen; es gilt hier das fortiter in re, sanctius in modo. Endlich zeigt sich das Standesgefühl im Verhältnis zum Publikum, insbesondere zur Tagespresse. Hier ist allerdings der Punkt, wo jenes an und für sich berechtigte Gefühl zuweilen in Gefahr gerät, unangemessen, ungesund zu werden; dies trifft aber in der

Regel nur ausnahmsweise bei jüngeren Beamten ein. Das Standesgefühl verlangt vom Beamten, daß er in allen Punkten dem Publikum gegenüber seine Würde und damit die Würde seines Standes wahre, nicht nur in amtlicher Hinsicht, sondern auch in solchen Dingen, die von einem höhern Standpunkt aus als minder wichtig gelten müssen, die aber für unsere sozialen Verhältnisse nicht unwichtig sind. Es ist nicht ausreichend, wenn der Beamte seine Amtspflicht treu und gewissenhaft erfüllt, wenn er als lauterer Charakter bekannt ist. Er hat noch andere Pflichten zu erfüllen, wenn er sein Amtskleid oder seine Amtsmiene abgelegt hat. Ich kann mich hierbei auf keines Geringeren Autorität berufen als auf die unseres Schiller: „Gott sieht nur das Herz. Drum eben, weil Gott nur das Herz sieht, Schaffe, daßs wir doch auch etwas Erträgliches sehn“. Diesen Spruch muß jeder Beamte beherzigen, der seine Standespflichten gewissenhaft zu erfüllen bestrebt ist. Stände, welche vornehmlich das Standesgefühl pflegen, haben über Mangel an äußerer Anerkennung und Hochschätzung nicht zu klagen. Man erinnere sich nur der Aufbesserung der Richtergehälter. Und doch sind in dieser materiellen Vergünstigung durchaus nicht die wichtigsten Folgen eines wohlgepflegten Standesbewußtseins zu sehen. Vor allem ist der Umstand maßgebend, daß die äußere Würde eines Standes, sein ganzer Ruf am besten geeignet sind, würdige Elemente anzuziehen. Wir haben nur zu erwägen, ob ein solches Standesgefühl auch unserem Stande eigen bezw. ob ein solches für unsern Stand überhaupt zuträglich und wünschenswert sei. Ich gehe dabei von einem Artikel eines Werkes aus, dem man gewiß die leidenschaftslose, gründliche Prüfung der einschlägigen Frage zutrauen wird, ich meine die Schmidtsche Encyclopädie. Dieselbe erörtert in einem anonymen Artikel unter der Überschrift „Lehrerkollegium“ die unserm Stande, namentlich nach der Schattenseite hin anhaftenden Eigentümlichkeiten, und zwar in so scharfer Weise, daßs ich mir jene Kritik nicht ganz zu eigen machen kann, wenn ich auch von der prinzipiellen Richtigkeit der aufgestellten Ansichten überzeugt bin. Jener Artikel geht davon aus, daßs die Schulzucht, die unentbehrliche Grundlage eines fruchtbaren Unterrichts, auf die unbedingte Autorität des Lehrers gegründet, daßs derselbe für seine Schüler gewissermaßen unfehlbar sei. Dieses wohlberechtigte Ansehen sei nun der Lehrer leicht genügt auch in seinen außeramtlichen Verhältnissen zu beanspruchen, woraus denn oft auf der einen Seite Überhebung und Unverträglichkeit, auf der andern Pedanterie und Unbehülflichkeit entspringen. Dazu komme noch ein zweites Moment. Die Pädagogik habe, wie kaum eine zweite Wissenschaft, nur eine beschränkte Anzahl objektiv sicherer Resultate aufzuweisen, so daßs sie namentlich als ausgeübte Kunst dem Individualismus viel Spielraum gewähre. Derselbe sei durchaus in der Natur der Sache begründet, insofern ein jeder Lehrer, der es ernst mit seinem Berufe meine, sich eine eigenartige Behandlung der Schüler, wie auch eine eigentümlich gestaltete Methode zurecht legen müsse. Zugleich aber trete an den Lehrer die Nötigung heran, sich mit seinen Amtsgenossen auseinanderzusetzen, sich dem Ganzen der Schule anzupassen. Hier bedürfe es strenger Selbstdisziplin, damit der berechnete Individualismus nicht ausarte zum Eigensinn, zur Rechthaberei — Eigenschaften, die denn auch auf das Privatleben des Lehrers sich übertragen könnten, wenn anders der Betreffende nicht rechtzeitig seine Fehler erkennen würde. — Soviel müssen wir allerdings

dem strengen Kritiker zugestehen, daß unser ganzer Beruf, weil er auf die Persönlichkeit gegründet ist, die Gefahr eines übermäßigen Subjektivismus nahe legt, daß er, wie kein anderer, zum Privatmenschentum verleitet. Herbart stellt aber als das Ziel dem strebenden Menschen das Interesse für alle höheren Aufgaben der Menschheit hin, für die politischen und religiösen, für die philosophischen und ästhetischen, und wie sie alle heißen mögen. Wenn diese Forderung als richtig anerkannt wird, woran wohl nicht zu zweifeln, so gilt sie auch für uns, so legt sie uns die Verpflichtung auf, den übermäßigen Subjektivismus, die Neigung zur Einseitigkeit, mit einem Wort das Privatmenschentum zu bekämpfen. Dies geschieht am besten durch strenge Selbstzucht, sodann aber durch Pflege aller gemeinsamen Interessen, durch Pflege eines gesunden Standesgefühls. Hiernach ist also auf theoretischem Wege das Resultat gewonnen, daß wir allerdings a priori auf ein lebhaftes Standesgefühl in unserm Stande nicht zu rechnen haben, daß dasselbe aber auch unserm Stande, zumal als Gegenmittel wider verschiedene angeborene Schwächen desselben, heilsam und wünschenswert sein dürfte. Sodann weist der Vortragende nach, daß die Praxis in der Vergangenheit dieser theoretischen Erkenntnis fast garnicht entsprochen hat, vielmehr eine teilweise Unterschätzung des Standes der höheren Lehrer vorhanden war, indem dieselben als harmlos bescheidene und gelehrt unpraktische Leute einfach übersehen wurden. Keime zu einer Wendung zum Bessern seien zwar in der Gegenwart nicht zu verkennen, dennoch fehle noch viel, daß unser Stand die Festigkeit und Sicherheit anderer höherer Beamtenklassen erreicht hätte. Dem Wohle unserer höheren Schulen aber laufe es zuwider, wenn der höhere Lehrstand zu einer subalternen Beamtenkategorie herabgedrückt werde. Somit, fährt der Vortragende fort, glaube ich nachgewiesen zu haben, daß die Belebung des Standesgefühls auch für uns eine Frage von ethischem Wert und zugleich von praktischer Bedeutung ist. Es handelt sich nun darum, auf welche Weise diese Frage am angemessensten gelöst werden kann. Die allgemeine Philologen-Versammlung kann aus mehreren Gründen dem von mir angestrebten Zwecke nicht genügen. Ich gehe also auf die Gründung eines Vereins für die Provinz Sachsen und die benachbarten Herzogtümer aus nach dem Muster der bereits bestehenden Provinzialvereine, wenn auch mit wesentlichen Abänderungen. Der Vortragende schlägt nunmehr der Versammlung die Annahme einiger von ihm formulierten Thesen vor, deren wesentlicher Inhalt auf die Gründung eines Provinzialvereins ausgeht, dessen Zweck sei: 1) wissenschaftliche Anregung, 2) Pflege eines gesunden Standesgefühls und Wahrnehmung berechtigter Standesinteressen, 3) gesellige Annäherung. Unter „Standesinteressen“ aber seien durchaus nicht allein die das Gehalt, den Titel und Rang betreffenden Fragen zu verstehen, obgleich dieselben der Besprechung nicht unwert seien, sondern der Ausdruck schliesse ein die allgemeinen Fragen der Organisation der höheren Schulen, die Frage der Berechtigungen, insbesondere für die militärische Dienstpflicht, die nach der eventuellen Verstaatlichung des höheren Schulwesens und ähnliche.

Die Ausführungen sowie dementsprechend die Thesen des Vortragenden fanden die Billigung der Versammlung, welche sich auch für die Berufung einer konstituierenden Versammlung während der Herbstferien nach Magdeburg aussprach und zur Vorbereitung derselben ein Komité wählte.

Nach den Verhandlungen hielt, wie üblich, ein gemeinsames Mittagessen die Anwesenden noch länger in heiterer Geselligkeit beisammen. Möchte die an sich so erfreuliche Gründung eines Provinzialvereins den Halberstädter Exaudi-Versammlungen, die nun schon seit einer Reihe von Jahren ihren Teilnehmern vielfache wissenschaftliche Anregung und angenehmen geselligen Verkehr geboten haben, das Dasein nicht verkümmern!

Halberstadt. W. Schuhardt.

Versammlung von Lehrern an höheren Unterrichtsanstalten der Provinz Sachsen u. der angrenzenden Herzogtümer z. Magdeburg.

Seit langer Zeit versammelt sich alljährlich am Sonntage vor Pfingsten eine stattliche Zahl von Direktoren und Lehrern höherer Unterrichtsanstalten aus einem großen Teile der Provinz Sachsen sowie aus den Herzogtümern Anhalt und Braunschweig, um Vorträge wissenschaftlichen oder speziell pädagogischen Inhalts zu hören und in anregender, lebhafter Diskussion zu besprechen. Diese „Exaudi-Versammlungen“, welche fast regelmäßig ein Mitglied des Königl. Prov.-Schul-Kollegiums zu Magdeburg in ihrer Mitte begrüßen durften, gewannen allmählich in immer weiteren Kreisen Freunde und Anhänger, sodass sie dem Teilnehmer in den Stunden heiterer Geselligkeit zu persönlichem Verkehr und Gedankenaustausch eine Gelegenheit boten, die um so wertvoller war, da gerade hier Berufsgenossen nicht nur von sehr verschiedenen Schulen, sondern auch aus verschiedenen Ländern des deutschen Reiches zusammentrafen. Es ist auch eine lange Reihe pädagogischer Namen von gutem Klange, deren Träger zur schönen Frühlingzeit früher nach Oschersleben und Thale, dann nach Halberstadt eilten und dort gleichstrebende Männer, namentlich die jüngeren Teilnehmer, durch mannigfache Belehrung und Anregung förderten. Mit dankbarem Herzen wird jeder, der nur ein Mal in diesem Kreise weilte, mancher Männer gedenken, welche einst eine Zierde jener Versammlung waren und deren Wirken und Schaffen die *dira necessitas* — zum Teil nur allzu früh — bereits ein Halt gebot.

Wenn daher auf der diesjährigen Versammlung zu Halberstadt der Vorschlag gemacht und angenommen wurde, einen Verein von Lehrern höherer Unterrichtsanstalten für die Provinz Sachsen und die benachbarten Herzogtümer in Anregung zu bringen, so lag diesem Antrage nichts weniger als die pietätslose Absicht zu Grunde, die altbewährte, in mancher Hinsicht unersetzbare Exaudi-Zusammenkunft irgendwie beschränken oder gar in ihrer Existenz bedrohen zu wollen. Vielmehr wird jeder auch in Zukunft gern wieder dem Rufe nach der alten Harzstadt folgen und für das fernere Gedeihen jener Versammlung nicht nur fromme Wünsche hegen, sondern auch nach seinen Kräften wirken. Der eben erwähnte Beschluss war aus der Erwägung hervorgegangen, dass neben der in mancher Hinsicht idealer gestarteten freien Halberstädter Versammlung ein Verein seine Berechtigung, vielleicht sogar einen zwingenden Grund habe, der, in festere Formen gefasst, auch die bisher um andere Centren gravitierenden Teile der Provinz heranziehen könnte und neben der Pflege wissenschaftlichen Geistes, neben der

Wahrung der idealen Güter des Lehrerstandes auch die materiellen Interessen desselben nicht außer Acht liefse.

Gerade für unsere Provinz, in welcher gemäß geographischer Verhältnisse und geschichtlicher Erinnerungen der einzelnen Teile centrifugale Kräfte wirken wie in keiner andern, mußte ein solches Zusammenfassen der Standesgenossen durch die Notwendigkeit geboten, aber auch von besondern Schwierigkeiten begleitet sein. Es war daher gewiß ein erfreuliches Resultat, welches die Berechtigung zu einem solchen Schritte hinlänglich bewies, daß auf eine Anfrage seitens des vorbereitenden Komités 279 Dirigenten und Lehrer an 39 höheren Unterrichtsanstalten aus der Provinz und den beiden Herzogtümern ihren eventuellen Eintritt in einen solchen Verein schriftlich erklärten. So konnten diejenigen Herren, welche in Halberstadt durch das Vertrauen der Kollegen zu diesem Amte berufen waren und welche dann durch mühsame Thätigkeit den Weg zum Ziele gebahnt und dadurch Dank und vielseitige Anerkennung sich erworben hatten, sämtliche Lehrer an den höhern Schulen Anhalts, Braunschweigs, der Provinz Sachsen auf den 30. September zu einer konstituierenden Versammlung nach Magdeburg einladen.

Wie vorauszusehen war, folgte eine ansehnliche Zahl von Kollegen, auch aus fern gelegenen Orten, dieser Aufforderung. Am bestimmten Tage, vormittags 11 Uhr, konnten deshalb in der weiten, schönen Anla der Magdeburger Realschule ungefähr 70 Teilnehmer durch den Vorsitzenden des vorbereitenden Komités, Direktor Dr. Holzapfel (Magdeburg, Realgymn.), mit herzlichen Worten begrüßt werden. Es war nur ein geringes Zeichen wohl verdienter Anerkennung, wenn die Unterzeichner des Aufrufs und Beauftragten der Exaudi-Vereinigung durch Akklamation in den Vorstand dieser konstituierenden Versammlung berufen wurden. Der Vorsitzende, Direktor Holzapfel, erteilte zuerst das Wort zu einem einleitenden Bericht an Herrn

Gymnasiallehrer Dr. Aly (Magdeburg, Kloster), welcher zunächst die Hauptgedanken seines Vortrages vom 6. Mai rekapituliert und hervorhebt, daß noch vielfache Irrtümer und Mißverständnisse über die Aufgabe und Organisation der höhern Schulen, sowie über die Stellung und Rechte ihrer Lehrer in weiten Kreisen, besonders bei der urteilslosen Menge verbreitet seien. Namentlich habe auch die Tagespresse und Broschürenliteratur, in welcher neben wenigen Sachverständigen recht viele Unberufene sogar in rein technischen Unterrichtsfragen das große Wort führten, eine so heillose Verwirrung angerichtet, daß die Lehrer der höhern Schulen nicht in zurückhaltendem Schweigen verharren könnten. Und weil der einzelne keine Macht habe und vergebens den Kampf versuchen werde, sei schon aus diesem Grunde die Notwendigkeit gegeben zu einem engeren Zusammenschließen der Berufsgenossen. Der Redner zeigt dann, wie die bestehenden vier Provinzial-Vereine bereits erfolgreich gearbeitet und sich immer mehr bemüht haben, ihre schwierige Aufgabe zu erfüllen. Gleich dem Zwecke der seit längerer Zeit in Schlesien, Preußen, Pommern, Brandenburg wirkenden Vereine wolle auch der für unsere Provinz neu zu begründende 1) durch wissenschaftliche Vorträge und Diskussion allgemeinerer Art Anregung und Belehrung gewähren, 2) die Interessen des höhern Lehrerstandes nach Möglichkeit fördern, 3) durch gesellige Zusammenkünfte die Amtsgenossen einander näher bringen.

Freilich fehle es auch nicht an Gegnern und Tadlern solcher Bestrebungen, welche als Hauptvorwürfe anführten, derartige Verbindungen würden von selbst in eine systematische Opposition gedrängt, beabsichtigten sie wohl gar und gewährten der Wissenschaft nur allzu geringen Raum. Gegen solche Anklagen müsse man sich mit aller Energie wenden, denn die zehnjährige Thätigkeit der bereits bestehenden Vereine liefere den Beweis, daß dieselben wohl mit den hohen vorgesetzten Behörden oft Hand in Hand gegangen, von diesen auch stets in wohlwollender Weise mit ihren Petitionen und Vorstellungen aufgenommen seien, daß sie aber von grundsätzlicher Opposition oder wohl gar feindlicher Agitation sich durchaus fern gehalten haben. So sei es auch möglich gewesen, gerade unter Beirat und Hilfe der Behörden in kurzer Zeit wesentliche Erfolge zu erringen und namentlich bei dem unzweifelhaft idealen Bemühen um Unterstützung von Witwen und Waisen der Berufsgenossen Bedeutendes zu leisten. Mit vollem Recht konnte der Redner versichern, daß unter dem Vorstande der tagenden Versammlung niemand sei, welcher zur Gründung eines Vereins die Hand bieten möchte, wenn derselbe voraussichtlich der von gegnerischer Seite prophezeiten Zukunft anheimfallen würde. Es sei auch die Pflege der materiellen Interessen nur so lange zu betonen, bis dem höhern Lehrstande — hoffentlich in naher Zeit — die versprochene und berechnete Gleichstellung mit den übrigen entsprechenden Beamtenkategorien zu teil geworden sei. Aber auch bis dahin solle und müsse die Pflege wissenschaftlichen Geistes mindestens in demselben Maße durch die Zusammenkünfte betrieben werden.

An diese Besprechung des Vereinsprogramms knüpfte der Vortragende eine Schilderung der Aufgaben des Delegiertentages, welcher für die vier oben genannten Provinzen in diesem Jahre zu Danzig zusammentreten sollte, und beantragte für diese Versammlung sofort nach Konstituierung des Magdeburger Vereins einen Vertreter auch für Sachsen bestimmen zu wollen.

Der Schluss des Vortrages zeigte, wie die Kollegen aus Braunschweig und Anhalt, welche ein so lebhaftes Interesse für den jetzt zu verwirklichenden Plan gezeigt hätten, sehr wohl sich der benachbarten preussischen Provinz anschließen, dem gemeinsamen Zwecke dienen, für sich und ihre Anstalten bleibenden Gewinn davontragen könnten.

Auf eine Anfrage des Vorsitzenden erklärten sich sämtliche Anwesende bereit, nach dem Vorgange der erwähnten Provinzen und auf Grund des eben ausgeführten Programms einen neuen Verein zu begründen und sofort die zukünftigen Sitzungen desselben zu beraten.

Oberlehrer Bahmann (Blankenburg a. H.) legt mit einigen einleitenden Worten einen vom vorbereitenden Vorstande bearbeiteten Statutenentwurf vor, welcher sich in den wesentlichen Punkten an die Bestimmungen der ältern Vereine anschließt. Dieser Entwurf wird in verhältnismäßig kurzer Zeit durchberaten und ohne erhebliche Veränderungen angenommen. Ausser dem § 1 des Statuts, welcher folgende Fassung erhielt: „Zweck des Vereins ist lediglich: a) die Erörterung schulwissenschaftlicher und pädagogischer Fragen, b) die Förderung der Interessen der höhern Schulen und des höhern Lehrstandes“ sei hier noch Folgendes erwähnt: Mitglieder können werden die an einer höhern Unterrichtsanstalt angestellten Lehrer, auch die Elementar- und technischen Lehrer, ferner die Schulräte. Der jährliche Beitrag ist auf

2 Mark festgesetzt. In den Vorstand für das erste Vereinsjahr wurden die bisherigen beiden Vorsitzenden gewählt: Dir. Dr. Holzapfel, Dir. Paulsiek (Magdeburg, Oberrealsch.) und als sonstige Mitglieder: Dr. Aly, Oberlehrer Bahmans, Prof. Dr. Knaut (Eisleben, Gymnasium), Oberlehrer Meyer, (Magdeburg, Kloster), Oberlehrer Schahardt (Halberstadt, Realgymn.), Direktor Stier (Zerbst).

Mit der Vertretung auf der Delegiertenkonferenz in Danzig wurde Dr. Aly betraut. Als Ort für die (erste ordentliche) Generalversammlung für 1884 wurde Naumburg a/S. gewählt, jedoch die Beschlussfassung über den Termin ausgesetzt und dem Vorstände anheimgegeben, einen Tag zu wählen, welcher weder mit der Halberstädter Exandi-Versammlung noch mit der allgemeinen Philologen-Versammlung in Dessau irgendwie kollidiere.

Nachdem auf diese Weise der geschäftliche Teil erledigt war, durfte der junge Verein sofort den Beweis erbringen, daß es ihm Ernst sei mit seinem Grundsatz, den wissenschaftlichen Geist seiner Mitglieder zu fördern und zu pflegen. Der jetzt folgende gedankenreiche Vortrag des Dr. Wegener (Magdeburg, Kloster) „aus dem Leben der Sprache“ bot soviel neue Anregung und rückte manches Alte in eine so interessante neue Beleuchtung, daß Refer. einen nicht allzu kurzen Auszug aus demselben für nötig erachtet. Der Gedankengang war ungefähr folgender:*)

Der Ausdruck „Leben der Sprache“ oder „Biologie der Sprache“ ist ein bildlicher, die Sprache ist nicht ein selbständiger Organismus wie Pflanze und Tier, sondern nur ein Kollektivname für gewisse Muskelbewegungen des Menschen, welche mit gewissen Vorstellungsgruppen und Vorstellungsreihen bei vielen Personen einer gesellschaftlichen Gruppe verknüpft sind. Sie bilden nur einen Teil der gesamten psychischen und physischen Lebensäußerungen und sind mit diesem aufs engste verknüpft.

Wie alle menschlichen Thätigkeiten setzen sich die Sprachbewegungen aus einem physiologischen und einem psychologischen Faktor zusammen; die Scheidung beider Faktoren in ihrer Wirksamkeit und nach ihren Grenzen ist versucht, so von Osthoff, aber noch nicht gelungen.

Die physiologischen Bedingungen des Sprechens sind mit Glück in der Lautphysiologie untersucht, selbstverständlich am lebendigen Organismus; viel weiter zurück ist die Erkenntnis der psychologischen Bedingungen trotz des vortrefflichen Buches von H. Paul „Prinzipien der Sprachwissenschaft.“ Die lebendige, heute gesprochene und dem Sprechenden bis in die feinsten Nüancen verständliche Muttersprache muß den Boden und das Orientierungsgebiet aller psychologischen Beobachtungen bilden. Hier müssen die Gesetze der Sprache erst entdeckt werden, damit wir den großen Trümmerhaufen der Überlieferung von ausgestorbenen Sprachen sichten, ordnen, verstehen lernen.

Die Lautreihen (Worte, Sätze) und ihre Verbindung mit bestimmten Vorstellunggruppen müssen erlernt werden. Der redefertige Mensch findet den sprachlichen Ausdruck für seine Vorstellunggruppen ohne Besinnen, ja es ist ihm trotz der größten Anstrengung unmöglich sich der einzelnen

*) Auch an dieser Stelle sei dem Herrn Vortragenden Dank abgestattet für die Güte, mit welcher er dem Referenten eine getreue Wiedergabe der Hauptgedanken ermöglichte.

Impulse des Sprechens und der Muskelbewegungen bewußt zu werden. Es herrscht hier dasselbe Dunkel, wie bei allen Bewegungsvorgängen unseres Leibes, sie alle werden vom Menschen in einer Zeit erlernt, in die niemals das Licht des Bewußtseins dringt. Nicht einmal der Resultate ganzer Bewegungsreihen, wie der Rundung der Lippen beim U-Laute, werden wir uns unmittelbar bewußt. Daher ist es sehr verkehrt, Spracherscheinungen aus bestimmter Absicht des Sprechenden zu erklären. Alle Korrektur falschen Sprechens erfolgt dadurch, daß man das richtige Tonbild zum Bewußtsein bringt, denn alle lautlichen Bewegungen des Kindes sind Nachbildungen von Lautbildern.

Mit den gehörten und wieder erzeugten Lautbildern associieren sich die gesamten augenblicklich in die Seele eindringenden Empfindungen, die Summe dieser Empfindungen wechselt bei jedem Male, wo das Lautbild gesprochen wird. Nach dem Gesetze, daß gleiche Darstellungen verschmelzen, ungleiche sich hemmen, wird das stets Gleiche als der wesentliche Inhalt mit dem Worte associiert. Die associierten Gruppen, also hier Wort und Inhalt, können sich gegenseitig in das Bewußtsein heben, hier durch Vermittlung des Muskelgefühls der Sprachbewegung.

In den ersten Zeiten sind 1) die Laute, welche die Kinder sprechen, denen der Erwachsenen noch nicht gleich, 2) die Worte der Kinder noch unvollständig, weil gewisse Laute besondere Schwierigkeiten machen, betonte und unbetonte Elemente des Wortes nicht mit gleicher Energie expiriert und darum vom Kinde mit geringerer Empfindungsstärke aufgenommen werden und die einzelnen Laute bei partieller Gleichheit oft verschmelzen und darum verwechselt werden.

Das Kind hört nicht bloß einzelne Worte, sondern meist ganze Sätze, und doch spricht es zunächst nur einzelne Worte selbständig aus. Es sind dies die physisch wirksamen Wörter und zwar 1) die im Satze am stärksten betonten Wörter d. h. die für den Sinn wichtigsten, 2) die mit starken Lust- oder Unlustgefühlen verbundenen Wörter. Bekanntlich sind Darstellungsgruppen, welche mit Lust oder Leid associiert sind, unverhältnismäßig energisch. So wird das Kind in den Stand gesetzt, für seine Bedürfnisse und Strebungszustände Wortbezeichnungen zu verwenden.

In den ersten beiden Lebensjahren tritt bei dem Kinde eine Entwicklungstufe ein, auf der es bei einem Unbehagen nicht bloß weint, sondern nach Mama, Fläschchen etc. ruft, d. h. Worte, die in seiner Seele in der Empfindungsweise vom Schmerzgeföhle bis zur Beseitigung desselben fest eingliedert sind. Dazu ist die Erfahrung getreten, daß diese Lauterzeugung vorhandene Unlustgefühle zu beseitigen pflegt, denn die Mutter kommt auf den Ruf u. a. f. Zunächst ist das unter Weinen ausgesprochene Wort das unbewußte Mittel Abhülfe zu fordern. Ist dem Kinde das „Weinen bei jeder Gelegenheit“ durch die Erziehung abgewöhnt, so bleibt ein weinerlicher Ton, d. h. die Muskeln werden vom Schmerz gera noch zum Weinen eingestellt, aber der Ausbruch desselben durch Selbstbeherrschung verhindert; in gemildeter Form ist diese Einstellung des Organs auch bei Erwachsenen noch bei schmerzlichem, wehmütigem Tone der Stimme vorhanden. Hier zeigt sich ein ethischer Faktor in der Sprachentwicklung.

Für das Kind ist der weinerliche Ton der Imperativ, der auch als solcher vom Hörenden verstanden wird. Der Schmerzausdruck in diesem Impe-

rativ ist reine Gegenwart, ebenso der Jubelruf des Kindes. Der Schmerzausdruck der Strebung enthält als Tempus die Zukunft. Ebenso enthält das Wort des Kindes den Ausdruck für eine in der Empfindung noch gegenwärtige aber vollendete Handlung (Perfekt) und für die Handlung, welche nur noch in der Erinnerung lebt, ohne noch Lust oder Schmerz zu erregen. (Aorist.) Das Kind gebraucht also das Wort als Satz, und in diesem Wortsatze zeigen sich die temporalen Nüancen Präsens, Futur, Perfekt, Aorist, nicht das Imperfekt. Nicht der Wortkörper als solcher macht den Satz aus, sondern erst in Verbindung mit der Art des Vortrages. Der Wortkörper giebt nur das Objekt an, das Subjekt wird durch die Thatsache der Gefühlsregung gewonnen, das Kind muß selbst Subjekt sein; das Prädikat ist die Qualität des Gefühls, also Subjekt und Prädikat liegen im Empfindungstone. Auch der Erwachsene spricht seine Befehle oft in einzelnen Worten aus (Brot! fort!). Nicht die Form des Wortsatzes ist verletzend, sondern der begleitende Empfindungston; das bittende „ein Stückchen Brot!“ des Bettlers ist ethisch ohne jeden Anstoß, denn hier ist das Wort durch den Ton in den Bittmodus getreten.

Somit ist der Ton des Vortrages für die sprachlichen Mitteilungen von außerordentlichem Werte. Seine Modifikationen sind bedingt: 1) durch die Reihenfolge und Distance der musikalischen Töne, Satzmelodie, 2) durch die Stärke der Expiration, 3) durch die Stellung der Organe, wie sie durch gewisse Reflexbewegungen geschaffen wird, und von der ethischen Gegenwirkung gegen diese Reflexe (Verbeissen des Schmerzes u. s. w.). Neben dem Tone her geht die Sprache des Auges, der Miene und des Gestus. Durch Satzmelodie und Reflexe wird die Qualität der Empfindung ausgedrückt, die Intensität und Form der Expiration nüanciert die Leidenschaft des Gefühls. Eine genaue statistische Fixierung dieser Nüancen ist für die Sprachwissenschaft ein dringendes Bedürfnis; bildet doch auch bei dem Erwachsenen der Ton den Schlüssel zum Verständnisse des Wortes (z. B. in der Befehlsform: Ich bitte um die Speisekarte!).

In einer Zeitungsannonce: „Der Verein Concordia feiert am 7. Juni sein Stiftungsfest im Saale der Vereinigung“ kann für die Mitglieder alles bekannt und darum interesselos sein außer der Ortsangabe, das übrige dient nur dazu, diesen Kern verständlich zu machen. Dieser Kern ist das logische Prädikat, die übrigen Elemente sind die Exposition, welche dazu dient, die Situation klar zu machen. Die Situation wird nicht bloß durch Worte bestimmt, viel gewöhnlicher durch die umgebenden Verhältnisse selbst und die Gegenwart der Person, zu der man spricht. Das ist die Situation der Anschauung; es genügt der Anruf: „eine Linde“, um zu sagen „dieser Baum ist eine Linde“. Die unbekannte Anschauung „Baum“ bildet das Subjekt des Satzes. Je klarer und vollständiger die Situation in der Anschauung gegeben ist, um so weniger sprachlicher Mittel bedarf es. Undurchsichtiger wird die Situation, wenn die Zahl der umgebenden Personen größer ist, ferner bei räumlicher oder zeitlicher Trennung von Personen und Gegenständen. Die sinnliche Anschauung der Situation wird ersetzt durch die Erinnerung an das, was dem Sprechen zunächst vorherliegt. Wegen der unmittelbaren zeitlichen Aufeinanderfolge wird die expositionslose sprachliche Äußerung aus den vorangehenden Vorstellungen ergänzt, z. B. A hat eine Behauptung aufgestellt, B antwortet „falsch“ und

drückt mit diesem einen Worte einen ganzen Satz aus. Die Situation wird ferner bestimmt durch die vorherrschenden Interessen des Menschen (Situation der Apperception) d. h. der Gruppen von größter Associationsfähigkeit („Löffel“ vom Jäger als Ohren des Hasen verstanden). — Je mehr die Individualisierung fortschreitet, um so dringender ist das Bedürfnis nach Exposition, während in der Kinderstube und bei einem kleinen Stamm von Wilden die Interessen und der Horizont ein sehr geringer sind.

Das logische Prädikat ist das betonte Wort im Satze und fällt nicht mit dem grammatischen Prädikate zusammen.

Man sollte erwarten, daß die Exposition dem einer Erklärung bedürftigen Worte stets voranginge; dies ist aber durchaus nicht immer der Fall, z. B. nicht in der Apposition (z. B. Themistokles, ein Grieche aus Athen) und im Relativsatze. Der Relativsatz, welcher sich aus dem Demonstrativ entwickelt (die Perser, die nach Griechenland gekommen waren), bedeutet eigentlich eine Parenthese (die waren gekommen); der Relativsatz, welcher sich aus dem Fragpronomen entwickelt (*qui* lateinisch, *ὅς* griechisch), bedeutet eigentlich: Die Perser — welche? — sie waren gekommen. Ebenso steht es mit den konjunkionalen Sätzen, mit den Vergleichungssätzen u. s. w. Die Exposition wird hier nachträglich gegeben in der Form einer Korrektur, denn das Bewußtsein, daß Exposition notwendig sei, wird im lebendigen Gespräche oft erst kommen, wenn der Sprechende bemerkt, daß er nicht verstanden wird. Dazu kommt, daß der Trieb zur Mitteilung in dem interessierenden Elemente liegt, d. h. im logischen Prädikat; dies wird sich daher oft vordrängen, wo meist eine Exposition nötig gewesen wäre. Die Form der nachträglichen Exposition oder der Korrektur ist für die Wortbildung sowie den Satzbau von einschneidendster Bedeutung geworden: *ἔειπα* = setze ich, das Personalpronomen ist expositionell. In der Nominalflexion ist das Suffix das expositionelle Element u. s. w.

Je nach der Erfahrung und Bildung sind die Vorstellungen, welche die verschiedenen Individuen einer Sprachgemeinschaft mit einem Worte verbinden, sehr verschieden, z. B. Löwe beim Zoologen und beim Kinde. Der Inhalt der Worte ist verschieden, 1) nach der Vollständigkeit der associirbaren, 2) nach der Ordnung der wirklich associirten Vorstellungen, 3) nach der Art und Stärke der Gefühle, welche die Erinnerung unter den associirten Vorstellungen aufgezeichnet hat. Ebensovienig kann bei einem einzelnen Menschen auf den verschiedenen Stufen seines Lebens die Bedeutung des Wortes gleich sein.

Ferner treten je nach der Verbindung im Satze bei demselben Worte andere Vorstellungen in den Vordergrund des Bewußtseins, z. B. der Löwe zermalmt die stärksten Knochen, — der Löwe ist ein königliches Tier. — Wie die Entwicklung des bildlichen Gebrauchs der Worte beweist, z. B. der Krieg entbrennt, bricht aus, treten zwar zunächst neben den Vorstellungen aus der Gruppe „Krieg“ auch andere aus der Gruppe „Feuer“ in das Bewußtsein, doch schwinden die letzteren allmählich, wie unzählige Beispiele lehren, d. h. das logische Prädikat wird so an das Subjekt akkommodiert, daß es nur noch im Subjekt liegende Vorstellungen erregt. Nun sind ursprünglich die Worte sämtlich logische Prädikate, zunächst von einem Anschauungsbilde (*dens*, der Essende, war Prädikat vom Anschauungsbilde Zahn); in der angegebenen Weise wurde das Prädikat seinem Subjekte

kongruent und wurde dadurch befähigt, das logische Prädikat ins Bewußtsein zu rufen. Durch diesen Prozeß des Kongruentwerdens, der sich nur am logischen Prädikat entwickeln kann, erhielt die Sprache die Fähigkeit, die Subjekte, d. h. die Exposition für das logische Prädikat zu geben und damit den wichtigen Schritt zu thun, der über den einfachen Wortsatz hinausging zu dem aus Exposition und logischem Prädikate gebildeten Satze.

Leider konnte wegen vorgerückter Zeit — es war 2¼ Uhr geworden — in eine Diskussion über diesen allgemein beifällig aufgenommenen Vortrag nicht mehr eingetreten werden. Möge es uns bald vergönnt sein, die bei dieser Gelegenheit vorgetragenen Gedanken im Druck als Teil eines größeren Werks allen zu eingehenderem Studium zugänglich gemacht zu sehn!

An einem historisch denkwürdigen Orte war unterdes das Mittagmahl angerichtet. Die stolze Elbfestung blickt auf eine Geschichte zurück, wie wenige Städte unseres Vaterlandes, und an festem Bürgermut und unentwegter Treue kann sich vielleicht kein Ort vergleichen mit dieser niedersächsischen Metropole. Daher findet sich aber auch in ihrer Vergangenheit manch tragischer Umschwung, manch leidenschaftlicher blutiger Kampf. Wie zur Zeit der Reformation und später im großen deutschen Kriege die Bürger ihren Glauben tapfer verteidigten, so wollten sie im Mittelalter in hartem Ringen ihre Unabhängigkeit und Selbständigkeit erkämpfen und erweitern gegenüber den Erzbischöfen, welche die Stadt als ihr Eigentum betrachteten. Und so heftig entbrannte die Fehde, daß in den unterirdischen Räumen des Rathauses Erzbischof Burchard im J. 1325 von den ergrimten Bürgern erschlagen ward. Das Zimmer, in welchem der Mord geschah, heißt heute das Bischofszimmer. Die Neuzeit hat diesen Raum, welchen ein weites Tonnengewölbe überspannt, durch Bilder schmücken, mit kernhaften Sprüchen zieren lassen; die Kunst hat über die blutige Vergangenheit versöhnend ihren farbenprächtigen Schleier gebreitet. Auf diesem historischen Boden, im alten weinspendenden Ratskeller, vereinigten sich noch ein Mal die Teilnehmer der Versammlung und knüpften oder erneuerten beim heitern Mahl manch freundschaftliches Band. Und allen war es aus der Seele geredet, als unter Gläserklang der Wunsch ausgesprochen wurde, daß der neue, jüngste Verein stets wachse und erfolgreich fortwirken möge in dem Geiste, in welchem er gegründet ist.

Eisleben.

C. Knaut.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Mitteilungen aus der Praxis des seminarium
praeceptorum an den Franckeschen Stiftungen zu Halle¹⁾.

IV. Die Ovid-Lektüre in Tertia.

Als die denselben Gegenstand behandelnde Arbeit von J. Rost im Januarheft dieser Zeitschrift (S. 1—21) dem Unterzeichneten zuzuging, war derselbe in dem von ihm geleiteten seminarium praeceptorum damit beschäftigt, die Idee der Konzentration des Unterrichts zunächst innerhalb der einzelnen Fächer an einigen praktischen Beispielen zu erläutern, unter anderem auch an der Ovid-Lektüre in Tertia. Wir gingen ebenfalls davon aus, daß auch hier die Willkür aufhören und ein fester Kanon aufgestellt werden müsse, daß es falsch sei, den Untertertianer sofort mit dem ersten Buch beginnen zu lassen und einfach die von Ovid gewählte Reihenfolge zum Einteilungsprinzip der weiteren Lektüre zu machen. Auch unsere Erwägungen waren auf die Mehrzahl der von Rost (S. 3) als maßgebend aufgestellten Punkte gekommen, aber im einzelnen doch erheblich andere Wege gegangen. Wir teilen die Ergebnisse unserer Betrachtungen, wie sie unabhängig von denjenigen Rosts entstanden sind, im folgenden mit, nicht zur Bekämpfung seiner Ausführungen, sondern zum Erweis, daß das gleiche Ziel einer Konzentration auf verschiedene Weise angestrebt werden kann. Ganz ähnlich könnte nach unserer Ansicht auch in die sonstigen Stoffe derjenigen Lektüre, welche auf Auswahl einzelner Partien angewiesen ist, eine fruchtbare Konzentration hineingebracht werden. So suchen wir z. B. jetzt in unseren Übungen unter ähnlichen Gesichtspunkten die Lektüre von Archenholtz' siebenjährigem Krieg in IIb, Schillers dreißigjährigem Krieg in IIIa, Cäsars bell. g. in IIIb, Xenophons Anabasis in IIIa und b, aber auch die Stoffe des für jede der unteren und mittleren Klassen zu vereinbarenden Kanon deutscher Gedichte zu sichten und zu

¹⁾ Vgl. Jahrgang 1883 S. 641—659.

Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen XXXVIII S.

gruppieren. Indessen auch die Erzählungen aus der Sagen-geschichte für VI, sowie aus der mittleren und neueren deutschen Geschichte für V müßten unter ähnlichen Gesichtspunkten ausgewählt und gruppiert werden.

Die für uns bei der Aufstellung eines Kanon der Ovid-Lektüre maßgebenden Gesichtspunkte waren folgende: die Rücksicht auf

- 1) den poetischen und sittlichen Gehalt der auszuwählenden Abschnitte.
- 2) Die Fähigkeit derselben, die Teilnahme und das Interesse der Schüler zu erregen.

Diese wird abhängig sein von der Möglichkeit einer Anknüpfung an dem Schüler bereits vertraute oder doch nahe liegende Vorstellungskreise. Ein besonderer Gewinn ist es schon, wenn die Handlung mit einem anschaulich geschilderten Lokal oder einem geographisch bestimmten Schauplatz verknüpft ist. Die Welt der Metamorphosen liegt dem Tertianer zunächst ganz fern; die metrische Form macht sie ihm noch fremdartiger. Beginnt man dann womöglich mit der Lektüre der Schilderung des Chaos, so wird nur ein neues Chaos in der Gedankenwelt der Schüler das Ergebnis sein können. Aber auch den Stoffen minder abstrakter Art wird er zum Teil ähnlich gegenüber stehen. Was ist ihm Ino und Athamas, was Pentheus? was sind ihm die Myrmidonen, was die einzelnen Lapithen und Centauren? welches Interesse wird der nach Realitäten hungrige Knabe einer frostigen Allegorie wie derjenigen von der Fama entgegenbringen? — Von den nach ihrem rein menschlichen Gehalt ihm am meisten sympathischen und womöglich heimatlich ihn anmutenden Stoffen ist auszugehen. So wird er für die fremde Welt leichter gewonnen, sich allmählich auch in sie hineingewöhnen und sie schließlic lieb gewinnen¹⁾.

- 3) Die kulturhistorischen Kreise und Stufen innerhalb des von den Metamorphosen umschriebenen Kosmos.

Die buntwechselnden Bilder der Metamorphosen stellen doch in ihrem Ganzen einen Kosmos im Kleinen dar vom Beginn der

¹⁾ Es handelt sich darum, auch hier möglichst viele Apperceptionsstützen und -Hilfen ausfindig zu machen. „Dem Neuen muß in dem Alten der Boden bereitet werden; es müssen Vorstellungen zurückgerufen und angeregt werden, die dem Neuen entgegenkommen sollen, damit hemmungslos die Vereinigung vor sich geht.“ O. Willmann, in den vortrefflichen, von den höheren Schulen noch viel zu wenig gekannten Pädag. Vorträgen, Leipzig 1869, S. 84. — „Die Apperception führt Neues auf Altes, das Fremde auf Geläufiges, das Unbekannte auf Bekanntes, das Unbegriffene auf solches zurück, was bereits als Begriffenes, unser geistiges Besitztum bildet; sie verwandelt Schweres, Ungewohntes in Gewohntes und erfafst alles Neue mittelst altgewohnter geläufiger Vorstellungen.“ K. Lang e, über Apperception, Plauen 1879, S. 39.

Welt bis zum Zeitalter der Aeneaden und des Augustus. Soll auch der Schüler schliesslich den Eindruck eines Ganzen mit hinwegnehmen und soll die ihm vorgeführte Welt nicht nur der zerstreuenen Bilderwelt eines Kaleidoskops gleichen, soll der in ihnen enthaltene Bildungsgehalt fruchtbar gemacht und als Niederschlag davon der Besitz einiger gehaltvoller Ideen und Begriffe systematisch gewonnen werden, so mufs, wie Rost (S. 3 N. 4) sehr treffend es ausdrückt, „womöglich in ihnen irgend ein kulturhistorisches Interesse vorhanden sein, d. h. die Stoffe müssen in irgend einer Weise noch in unserer Zeit fortleben.“ — Indessen haben wir in seiner Anordnung die strenge Anwendung und Durchführung dieses Prinzips vermisst. Uns ist gerade die Pflege des kulturhistorischen Interesses von besonderer Bedeutung. Der Zillersche Gedanke, dafs der Schüler auf alle Weise in die kulturgeschichtliche Entwicklung des Menschengeschlechts eingeführt und genötigt werden müsse, dem Gange derselben nachzudenken und die Hauptwendepunkte derselben gleichsam zu durchleben, weil in den Entwicklungsstufen der Menschheit auch die Hauptstationen der Einzelentwicklung angedeutet sind, — dieser sehr fruchtbare Gedanke läfst sich an den Stoffen der Metamorphosen freilich nur in sehr beschränkter Weise verwerten; aber er bleibt verwendbar und innerhalb der durch die Stoffe Ovids gesteckten Grenzen durchaus fruchtbar auch hier¹⁾.

Denn es lassen sich in ihnen leicht folgende Kreise und Bilder unterscheiden:

- a. Patriarchisch-idyllische Zustände, meist aus dem Kreise des Familienlebens, zum Teil märchenhaften Charakters.
- b. Bedeutsame Unternehmungen aus dem Zeitalter einfachen Heldentums (Heroenzeit).
- c. Stadt- und Staatengründung oder ihre Entwicklung und ihr Ausgang.
- d. Bilder aus dem Innenleben, psychologische Motive.
- e. Als äufserste Abgrenzung am Anfang und Ende die Kosmogonie und Weltalter einerseits und die Hinweisung auf das Zeitalter des Augustus andererseits.

¹⁾ Vgl. auch H. Kern, Grundrifs der Pädagogik § 29. Wir können die Grundsätze einer Aufstellung von „Gesinnungsstoffen“ praktisch zunächst nur so durchführen, dafs wir innerhalb der einzelnen Unterrichtsgegenstände nach Gruppen und Mittelpunkten für eine Gruppierung Umschau halten, innerhalb deren und um welche sich die Arbeit konzentrieren könne. Aber diese engere Konzentration wird der fruchtbaren Arbeit einer weiteren Konzentration durch Herstellung einer Fühlung und Verbindung mit nachbarlichen Stoffen nur dann dienen können, wenn gemeinschaftliche über den einzelnen Disziplinen stehende Gesichtspunkte für eine gemeinsame Unterordnung gefunden sind, und solche höhere gemeinsame Gesichtspunkte sind für alle in das geschichtliche Leben hineinspielenden Real-Disziplinen die kulturgeschichtlichen Stufen.

Wir glauben, daß diese Stufenfolge (a. u. b. für Untertertia — c., d. und die beiden ersten Punkte von e. für Obertertia) am besten geeignet ist, die Schüler in die Welt des Ovid ein- und durch dieselbe hindurchzuführen; wir bauen deshalb darauf unseren Kanon auf. Wir meinen auch, daß die Einführung in den mythologischen Kreis der Götterwelt, welche Rost zu einer Hauptsache macht, etwas Sekundäres bleiben muß. Dieser Zuwachs von Vorstellungen mag nebenbei auch gewonnen werden, wird aber als etwas Fremdartiges weder geeignet sein, dem Schüler die Welt des Ovid schnell vertraut zu machen, noch denjenigen Gewinn abwerfen, wie die Einführung in die Kulturstufen der Menschheit. Sodann dürfte eine weise Beschränkung in der Fülle mythologischen Materials geboten sein, wenn sie auf den Tertianer nicht eher verwirrend als bildend wirken soll. Uns scheint das von Rost (S. 18 ff.) zusammengestellte Material für den Standpunkt eines Tertianers zu reichlich bemessen.

- 4) Überschauliche, abgerundete Einheiten mit faßlichem Anfang und befriedigendem Abschluss, vor allem aber auch mit durchsichtiger Gliederung in kleinere Einheiten.

So wird z. B. die kalydonische Jagd besser mit Vers 273 statt mit Vers 260 zu beginnen sein und die Erzählung vom Midas am besten mit Vers 145 abgeschlossen werden, weil die Fortsetzung (sein Urteil im Streit des Pan und Apollo) den Charakter des voraufgehenden Kernstücks beeinträchtigt. Anderes s. unten.

- 5) Eine Stufenfolge der einzelnen Bilder innerhalb jeder Gruppe. Zusammengehörigkeit und Beziehung auf einander. Vorbereitung der späteren durch die früheren Parallelen, Kontraste¹⁾.
- 6) Vorbereitende Beziehung auf später in anderen Lektionen zu behandelnde Stoffe. (Homer, Vergil, Horaz, Sophokles.)
- 7) Fähigkeit, dem Schüler einen bestimmten Ertrag und Gewinn an neuen, gehaltvollen Anschauungen und Vorstellungen zu selbstthätigem Erwerb in systematischer Ordnung zu vermitteln²⁾.

¹⁾ Die Forderung Lessings (Abhandlung über die Fabel, V): „Man müsse den Schüler beständig aus einer Scienz in die andere hinübersehen lassen“, gilt auch von der Verknüpfung (Association) der einzelnen Einheiten innerhalb jedes größeren Gefüges derselben Scienz.

²⁾ Vgl. O. Willmann a. a. O. S. 95. H. Kern a. a. O. § 14. — Herbart, Pädag. Schriften II S. 412 (d. A. von O. Willmann): „Es kommt sehr wesentlich darauf an, selbst bekannte Begriffe gehörig abzugrenzen und dann in geordnete Reihen zu legen.“ — Vgl. auch Ziller, Vorlesungen über allgem. Pädagogik S. 255.

Nicht alle diese aufgestellten Gesichtspunkte sind gleichwertig, wie z. B. der vorletzte N. 6 hinter den anderen zurücktreten muß. Auch kann nicht jeder bei jedem Stück berücksichtigt werden, sondern es muß ein Ausgleich der mannigfachen Rücksicht stattfinden. Doch werden sie, wenn einmal — wie mit Recht — die Metamorphosen einen Gegenstand der Lektüre in Tertia bilden, die Herstellung eines gewissen Organismus innerhalb dessen ermöglichen, was sonst dem Schüler als *non bene innectarum discordia semina rerum* entgegentreten würde. Darnach lautet unser Kanon folgendermaßen:

Untertertia (I. Semester).

- I. Patriarchisch-idyllische Zustände, meist aus dem Kreise des Familienlebens, zum Teil märchenhaften Charakters.

1) Philemon und Baucis (VIII 620—724).

Wir beginnen mit diesem Abschnitt, weil er unter allen Stoffen den Schülern am meisten sympathisch entgegenkommen wird. Der Inhalt der Idylle — allgemein menschlicher Art — setzt zu dem Verständnis wenig voraus; die Schüler kennen verwandte Stoffe aus dem Grimmschen Märchen „der Arme und der Reiche“ und verwandte Scenen aus dem 70. Geburtstag von Vofs; wenigstens können sie in vorbereitendem Gespräch leicht darauf verwiesen werden. Selbst der lokale Hintergrund (Eiche und Linde, das von Wasserhühnern belebte Ried, die mit Stroh und Rohr gedeckte Hütte, das Innere derselben mit dem einfachen Gerät) hat für die Schüler, vor allem die auf dem Lande aufgewachsenen etwas heimatisch An klingendes, ist jedenfalls mit solcher Naturwahrheit und Anschaulichkeit in die Phantasie hineingezeichnet, daß die Handlung an dieser Örtlichkeit selbst die besten Apperceptionsstützen hat. — Poetischer und ethischer Gehalt durchdringen sich zu völliger Reinheit in diesem Stilleben patriarchalischer Häuslichkeit. — Familienbild: betagtes Ehepaar, Treue bis in den Tod. — Zu beginnen ist, damit der Schüler nicht sofort bei den ersten Schritten auf ganz fremdem Pfade sich findet, mit den Worten Vers 620: *Tiliae contermina quercus*. Mythologischer Nebengewinn: Bekanntschaft mit den Gottheiten Zeus und Hermes¹⁾.

2) Der Wunsch des Midas (XI 85—145).

Auch der Schluß des Märchens von „dem Armen und Reichen“ hat in den Metamorphosen sein Seitenstück (vgl. auch

¹⁾ Ich gedenke noch immer mit Freude des Entzückens, mit welchem uns Unter-Tertianer vor 40 Jahren eine Vertretungsstunde des D. Wiese erfüllte, in welcher er uns dies Stück aus dem Ovid menschlich nahe brachte. „Das ist ja gerade, wie in der deutschen Stunde, in welcher Schillers Balladen erklärt werden“ hieß es in der darauf folgenden Zwischenstunde; „der Lehrer sollte jede Stunde in jeder Klasse geben.“

die Erzählung: drei Wünsche in Hebels Schatzkästlein). — Patriarchalisches Königtum. M. N.: Bacchus und Silenus.

3) Die lycischen Bauern (VI 317 *Lyciae quoque* etc. — 381).

Gegenstück zu N. 1 u. 2. Strafe für ungastliche Aufnahme einer Gottheit. Der Eingang ähnlich wie in N. 1; auch hier Schilderung des Lokals aus Autopsie; ähnlich und auch hier heimatlich anmutend das Landschaftsbild (ein einsames, schilfumwachsenes Ried im Thalgrund). Auch hier ein bestimmter der Erfassung der Handlung hülfreich entgegenkommender Lokaltön. — Familienbild: Mutter mit ihren hülflosen Kindlein. Der Humor am Schlufs wird dem Tertianer behagen; an V. 335 und 342 wird er bei rechter Behandlung keinen Anstofs nehmen. — M. N.: Latona. — Vorbereitung auf Lycaon (s. unten III 1.) und auf die anderen Bilder der Schmerzensgestalt einer Mutter in der Althaea (s. unten II 3), Hekabe III 3, c.) und Niobe (IV 2).

4) Dädalus und Ikarus (VIII 188—235).

Auf die unbestimmte landschaftliche Scenerie in den früheren Stücken folgt die Vorführung eines bestimmten geographischen Hintergrundes. — Familienbild: Vater und Sohn. — Vorbereitung auf die Geschichte des Phaethon. Der Flug hier zur Rettung, dort in titanischer Überhebung unternommen. Um ein mehr einheitliches Bild zu gewinnen, wird der Eingang V. 152 bis 183 und das Nachspiel V. 236—259 (Perdix) fortgelassen.

5) Pyramus und Thisbe (IV 55—166).

Zwei Liebende, Treue bis zum Tode. Rückweisung auf N. 1 (Philemon und Baucis). Vorbereitung auf N. 6 (Orpheus und Eurydice). Der Stoff aus den Shakespeare-Erzählungen ist meist auch dem Tertianer schon bekannt. Bestimmter lokaler Hintergrund (Babylon. Grabmal des Ninus).

6) Orpheus und Eurydice (X 1—63).

Gattenliebe. Treue über den Tod hinaus. Seitenstück zu dem Anfangstück der ganzen Gruppe: Philemon und Baucis, wie zu dem Abschnitt Pyramus u. Thisbe. — M. N.: Persephone. Der Abschluß ist, damit die Wirkung des Hauptbildes nicht beeinträchtigt werde, mit V. 63 zu machen. Hingegen wird das folgende Bild angeschlossen, weil das Lokal desselben zugleich die Stätte ist, deren Einsamkeit Orpheus in seiner Trauer aufsucht.

7) Cyparissus (X 86—142).

Landschafts- und Stimmungsbild. Waldeinsamkeit. Stilleben in der Natur. Die Staffage, der Hirsch, leitet auf das nächstfolgende Jagdbild (II 1 die calydonische Jagd) über. Die Verwandlung des Cyparissus in die Cypresse, den Baum der Trauer, erhält die durch den Schlufs von N. 6 erzeugte Stimmung. M. N.: Phöbus Apollo.

Es sind im ganzen ca. 500 Verse für 40 Ovidstunden in den

20 Wochen des Semesters. Es kommen also ca. 12 Verse auf 1 Stunde, so dafs zur notwendigen und sehr wichtigen Durcharbeitung durch vergleichende, verknüpfende und zusammenfassende Rückblicke am Schluß jeder Einheit, sowie nach Absolvierung der ganzen Gruppe zusammengehöriger Stücke genügende Zeit gegeben ist. Sodann ist der Zusatz an mythologischen Anschauungen ein so begrenzter, dafs der Schüler ihn leicht beherrschen kann: Zeus. Hermes. Bacchus und Silenus. Latona. Persephone. Phöbus Apollo.

Endlich wird auch der Grundgedanke der ganzen Dichtung (die Verwandlungen) an den meisten der gewählten Beispiele schon dem Tertianer greifbar genug entgegen treten. Die Hauptsache sollen für ihn freilich die einzelnen Lebensbilder selbst sein; und da sind ihm fast alle Gattungen eines Familienbildes vorgeführt: Mutter mit unmündigen Kindlein, Vater und Sohn, ein liebendes Paar, Gatten in blühendem und im höchsten Alter, dazu der Einblick in die verschiedenartigsten Situationen vom vollsten Stillglück bis zum tiefsten Leid, endlich auch in die einfachsten und doch tiefgehendsten ethischen Verhältnisse der Pietät und Treue jeder Gattung.

Was nun das Memorieren anbetrifft, so halten wir zwar die Einprägung eines kleinen abgeschlossenen Bildes, etwa des Abschnitts Dädalus und Ikarus (50 Verse) für fruchtbarer, als das Memorieren einzelner besonders bedeutsamer Verse und Passus nach dem Vorschlage von Rost; indessen hat jener Vorschlag das für sich, dafs eine Folge von charakteristischen Versen aus jeder einzelnen Erzählung die Festhaltung der ganzen Gruppen wesentlich erleichtern kann.

Untertertia (II. Semester).

II. Bedeutsame Unternehmungen aus dem Zeitalter einfachen Heldentums (Heroenzeit).

1) Die calydonische Jagd, Meleager (VIII 273—524). Anschluss an I 7 (Cyparissus). Vorbereitung auf II. IX, aber auch auf die Geschichte der Niobe. Rückbeziehung auf I 3 (Latona). Das Landschaftsbild V. 334 ähnlich, wie oben I 1, 2 u. 7 (ein schilfumwachsenes Ried im Waldthal). — Katalog der Helden; aber nur bei den berühmtesten Namen ist zu verweilen. — Jagdbild als Vorstufe der folgenden Heerfahrten; aber zugleich auch Bild aus dem Familienleben und ein psychologisches Motiv (Konflikt zwischen Mutter- und Schwesterliebe). — Mythologischer Nebengewinn: Artemis, die Parzen und Eumeniden. — Die angegebene Abgrenzung macht das Bild einheitlicher. Die Verwandlung der trauernden Schwestern in Perlhühner ist ein den Gesamteindruck störender Flicken.

2) Perseus und Andromeda (IV 615—789).

Bild der Unternehmung eines einzelnen Helden aus der mythischen Zeit. Seine frühere Geschichte ist in vorbereitender

Vorbesprechung mitzuteilen. Die Fahrt zum Atlas und den Gärten der Hesperiden schliessen wir nicht aus; sie ist wichtig als ein Stück in der geographischen Märchenwelt, welche wie durch alle vorgeschichtlichen Heerfahrten, so auch durch die Sage von Perseus aufgedeckt wird. Die Sage vom Atlas ist zugleich Anlaß, die entsprechende Sage vom Herakles in Erinnerung zu rufen. Auch berührt sie sich mit den ähnlichen Stoffen in I 1 und IV 1 (Gesuch um gastliche Aufnahme.)

Das Kernstück bleibt der Kampf mit dem Drachen um die Andromeda. Vorbereitung auf III 3b. (Herakles und Hesione) II 3 (Jason) und III 2 (Kadmus.) Zur Anknüpfung dient die ähnliche Schilderung in Schillers, vielleicht in IIIb behandelter Ballade. Die Fahrt des Perseus durch die Lüfte weist zurück auf I 4 (Dädalus) und bereitet vor IV 1 (Phaethon).

Die Hochzeitsfeier als Kulturbild aus dem häuslichen Leben und die Erzählung von der Erlegung der Medusa wird zur Vervollständigung des Bildes von Perseus hinzugenommen. Hingegen bleibt der Kampf mit dem Phineus und dessen Genossen aus den von Rost dargelegten Gründen fort¹⁾. — M. N.: Zeus, Hermes, Athene.

3) Jason und Medea, Argonautenzug (VII 1—158 bzw. 353).

Der Hintergrund eine große gemeinsame Unternehmung vieler Helden zur Aufdeckung neuer geographischer Welt-räume, nämlich der Gestade des schwarzen Meeres. Darauf wird in den Eingangsverson und auch im weiteren (V. 62 Symplegaden) wenigstens hingedeutet. Die Ergänzung (Bedeutung und Weg des Argonautenzuges, die Gefahren der Hinfahrt und Rückfahrt) hat der Lehrer zu geben und dadurch das Interesse für den Schlußakt der Abenteuer, die Kämpfe in Kolchis, vorzubereiten. — Das psychologische Motiv (Konflikt in der Medea zwischen der Liebe zu dem Fremdling und der Kindesliebe) ist auch dem Tertianer schon verständlich. Die Schilderung des Kampfes selbst wird sein volles Interesse erregen. Vorbereitung auf III 2 (Kadmus), Rückbeziehung auf II 2 (Perseus).

Der Abschnitt: Verjüngung des Aeson und Rache an Pelias kann weggelassen werden, wofern die Zeit knapp ist. Im übrigen wird das Entsetzliche dieses Stoffes, welche Rost zur Ausschließung desselben bestimmt, durch die Entfernung des Zeitalters und Lokals gemildert. Auch wird sich der Schüler an verwandte deutsche Märchenstoffe erinnern, wie im Märchen von dem Machandelboom. — M. N.: Hekate.

¹⁾ Aber auch den Kampf der Lapithen und Centauren (XII), für dessen Lektion Rost entschieden eintritt, lassen wir aus, weil die Gestalt und Geschichte des Theseus in ihm ganz zurücktritt, die übrigen Helden aber dem Tertianer so fremd sind und auch bleiben werden; daß er ein persönliches warmes Verhältnis zu ihnen nie gewinnen wird.

Es sind im ganzen ca. 580 Verse; also bleibt auch hier Zeit zur notwendigen, zusammenfassenden Durcharbeitung. — Zuwachs von Heldengestalten: Perseus, Meleager, Jason; — von Einzelbildern: Jagd, Abenteuer, Heerfahrt, Einzelkampf, Hochzeitfeier; von psychologischen Motiven: Heldenehre, Konflikt zwischen Mutter und Schwesterliebe (Althaea); zwischen Kindes- und Gattenliebe (Medea); von neuem mythologischen Nebenwerk: Artemis, Parzen, Eumeniden, Athene, Hekate. — Endlich findet sich hier unter den Verwandlungen das Beispiel der am natürlichsten motivierten (die versteinemde Wirkung der Medusa).

An kleinen Einzelbildern für Memorierstoffe fehlt es nicht; vgl. das Landschafts- und Jagdbild aus der calydomischen Jagd VIII 329—344; die Anschirrung der Stiere durch Jason VIII 100—119 u. a. mehr.

Obertertia (I. Semester).

III. Stadt- und Staatengründungen, Übergang zu mehr geschichtlichem Völkerleben.

1) a. Lycaon. b. Sintflut. c. Deucalion und Pyrrha. (I 163—437).

Die Sintflut führt ein neues Geschlecht und eine neue Kultur herauf, und die Erzählung derselben kann daher als Vorbereitung auf die folgenden Abschnitte dienen, wie sie selbst wiederum durch die Erzählung vom Lycaon vorbereitet wird.

a. Seitenstück zu I 2 (Lycische Bauern) und Gegensatz zu I 1 (Philemon und Baucis). — Geographischer Hintergrund (V. 261 ff. Arkadien).

b. Verwandlungen natürlicher Art durch die Umkehrung aller Verhältnisse, V. 295 ff. Zuwachs an geographischen Vorstellungen: der Parnafs (vgl. Ararat).

c. Seitenstück zu I 1 (Phil. u. B.).

b. u. c. Erinnerungen an Stoffe des Alten Testaments (Sintflut, Noah). Sittlicher Gehalt: Gegensatz von impietas (Lycaon) und pietas (Deucalion und Pyrrha). — Myth. Nebengewinn: Götter-Versammlung. Zeus. Nereus, Triton, die Nereiden.

2) Kadmus gründet Theben (III 1—137).

Geographischer und lokaler Hintergrund (Delphi und Theben. Zugleich Vorbereitung auf den Schauplatz der Niobesage). In dem Kernstück (Kampf mit dem Drachen und der Drachensaat) Verwandtschaft mit altgermanischen Mythen und Sagen (Sigurd, Fafner), Rückbeziehung auf II 3 (Kampf des Jason), aber die Kämpfe hier mit dem bestimmten Ziel einer Stadtgründung (V. 130). — M. N.: Phöbus Apollo.

3) Zur Geschichte Trojas.

Es ist zweckmäßig, daß die Bekanntschaft mit der Sage von Troja früh vermittelt, und besonders auch diejenigen Partien vor-

geführt werden, welche durch die Odyssee und Ilias nicht zur Kenntnis kommen. Also die Sagen vornehmlich auch vom Ursprung und Untergang der Stadt.

a. Die Griechen in Aulis (XII 4—38).

Als Überleitung zu den Schicksalen Trojas. (Vgl. d. Eingang v. 4—6.) — Heereszug eines Völkerbundes. Geographischer Hintergrund auch hier. Die Andeutungen des Dichters sind durch Hinweisung auf die sonst bekannten Nebenumstände der Heerfahrt zu ergänzen. Die Erzählung von der Verwandlung der Schlange ist Vorbereitung auf II. IX. — M. N.: Nereus. Diana.

b. Laomedon (XI 194—220).

Sage von der Gründung Trojas. Sie wird gelesen vor allem zur Gewinnung der Kenntnis des Lokals (fretum, Sigeum, Rhoeteum, die Akropolis von Troja). — Seitenstück zu Perseus und Andromeda. M. N.: Poseidon, Apollo, Herakles.

c. Trojas Fall, Hekabe¹⁾ (XIII 408—575).

Vorbereitung auf den Vergil und Homer. Bekanntschaft mit den Gestalten Astyanax, Cassandra, Neoptolemus. Der Opfertod der Polyxena als vollständigeres Seitenstück zur Opferung der Iphigenia in Aulis. Die Trauer der Hekabe Seitenstück zu derjenigen der Althæa und Vorbereitung auf den Stoff der Niobe. Peripetie von höchstem Glück zu tiefstem Leid, wie in der Geschichte der Niobe. Zuwachs: Das Moment der Tottenklage.

Im ganzen c. 630 Verse; also auch hier bleibt Raum zu verknüpfender Durcharbeitung. Zuwachs an Bildern: Theben, Troja. Der Fortschritt liegt in dem Übergang zu mehr historischen Schilderungen, in der Darbietung eines größeren Zusammenhangs (Trojas Schicksal) und in der Hinweisung auf das Los und Leid des Völkerlebens. Zuwachs an neuen mythologischen Vorstellungen: Götter-Versammlung. Triton. Nereus. Nereiden. Eris. Herakles.

Obertertia (II. Semester).

IV. Innenleben, Psychologische Motive. — Anhang:
Die Weltalter und Kosmogonie.

1) Phaethon (II 1—366).

Thema: Die *ὑβρις* der titanisch sich vermessenden und die Vermessenheit sühnenden Menschennatur (vgl. Goethes Zauberlehrling, Uhlands Glück v. Edenhall u. a. m).

Der Flug des Phaethon weist zurück auf Dädalus (I 4) u. Perseus (II 2). Der geographische Untergrund V. 217 ff. giebt Anlaß zur Verwertung der früher gewonnenen geographi-

¹⁾ Der Waffenstreit wird ausgelassen, weil die langatmigen Reden des Aias in das Bild des homerischen Aias völlig fremde Züge hineinbringen.

schen Vorstellungen. Am Schlufs das Element der Totenklage wie oben III 3, c (Hekabe). Die Verwandlung der Heliaden bereitet auf das Motiv IV 2 (die Töchter der Niobe) vor. Mythol. Nebengewinn: Phöbus Apollo, Aurora. Thetis.

2) Niobe (VI 146—312).

Das Lokal ist bekannt aus III 2 (Kadmus), aber das Bild verwandelt und die Gründungssage erweitert (*mediae viae, regia Cadmi, arx Cadmeis, fidibus commissa moenia*). Anschauliche Schilderung des engeren Schauplatzes (*palästra V. 218*). Die Familienbilder der ersten Gruppe werden erweitert: die Mutter mit 7 stattlichen Söhnen und 7 blühenden Töchtern (vgl. die Hekabe III 3, c und Schillers Graf von Habsburg). Durchsichtige Gliederung des Stoffes nach einzelnen Szenen. Steigerung in denselben. Thema und psychologisches Motiv: Vermessene Überhebung der Menschennatur gegen die Gottheit, welche zu jähem Fall führt. — Vertiefung des Bildes vom Wechsel höchsten menschlichen Glückes zu tiefstem Leid, wie es in der Hekabe vorgeführt war. Indirekte Predigt von der *σωφροσύνη*, wie in den künftig zu lesenden Tragödien. — Niobe eine Schmerzensgestalt, wie Althaea, Medea, Hekabe (Steigerung). Die Art der Verwandlung (Versteinerung) entspricht dem Seelenzustande. Lokale Beziehung: das Felsbild der Niobe am Sipylos. — Die bisher vorgeführten Bilder sind hier am reichsten zusammengefaßt und erweitert (Opferzug; Kampfspiele zu den früheren Kampfesbildern; die Götter selbst erscheinen als kämpfend). — Tiefste Behandlung eines psychologischen Themas; sie setzt das reifste Verständnis voraus, gehört also an den Schlufs, nicht wie Rost will, an den Anfang der Ovidlektüre in Tertia. — M. N: Apollo, Artemis, Latona (vgl. I 3: Latona in terris errans.)

Anhang.

Erst zum Schlufs wird verstanden werden können und auch eines Tertianers Interesse finden, was häufig ganz verkehrt zuerst gelesen wird: Die Schilderung der Weltalter und der Kosmogonie. Und zwar ist sie in dieser Stufenfolge zu lesen, damit das Abstrakteste und Schwerste den Schlufs macht.

a. Die Weltalter (I 89—150).

Um dem Tertianer auch solche Stoffe nahe zu bringen, mag ihm mitgeteilt werden, wie nach O. Peschel (Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen 2. A. 1877 S. 137) die Europäer unmittelbar nach der Entdeckung Amerikas durch Columbus die Zustände der westindischen Inselbewohner schilderten: „Ohne Bedeckung ihrer Blößen, ohne Mafs und Gewicht, ohne den Fluch des Geldes, ohne Gesetz und ränkesüchtige Richter, befriedigt von den Gaben der Natur und sorglos um das Künftige geniefsen jene Menschen ein goldenes Zeitalter.“ — Beispiele zur Schilderung des letzteren Zeitalters werden die voraufbehandelten Stoffe

aus dem Ovid selbst reichlich darbieten, und so kann dieser Abschnitt Mittel werden zu einer letzten Durchmusterung der vorangegangenen Einzelbilder. In der Schilderung des goldenen Zeitalters aber wird der Schüler schliesslich zu dem Ausgang aller Bilder, der Schilderung patriarchalisch-idyllischer Zustände zurückgeführt und der Kreis somit geschlossen.

b. Das Chaos und die Entstehung der Welt (I 1—88).

Ein Hinweis auf die biblische Erzählung wird hier vom Schüler erwartet werden; er selbst wird die daraus bekannten Vorstellungen als Apperceptionsmaterial heranziehen. Der Lehrer hat in taktvoller Weise dafür zu sorgen, dass dasselbe fruchtbar gemacht werde, wie denn überhaupt die Interpretation dieser letzten beiden Abschnitte die sorgfältigste Präparation nötig macht mit Rücksicht auf den Inhalt der Dichtung, weit mehr aber noch mit Rücksicht auf das wie? der Behandlung und der Bearbeitung für den Standpunkt des Schülers.

Wir glauben dargelegt zu haben, dass auch die Ovidlektüre in Tertia, recht ausgewählt und zu recht einheitlichen Gruppen gegliedert, Gelegenheit genug darbietet, das zu thun, was jedem Unterrichts, weil er Interesse erzeugen soll; obliegt, nicht nur für Bildung von geordneten Vorstellungsreihen, sondern auch für ihre innige Verwebung zu sorgen (H. Kern, Grundriss der Pädagogik § 10). Und wir sind etwas reichlicher in der Wiederholung von Hinweisen auf ein Hinüber und Herüber der die einzelnen Einheiten verbindenden Beziehungen gewesen, um die Wege anzudeuten, wie auch an diesem Stoff die andere Forderung erfüllt werden kann: „Der erziehende Unterricht hat die gesamten Vorstellungen des Zöglings in Reihen zu ordnen und diese Vorstellungsreihen miteinander zu einem möglichst verschlungenen und doch übersichtlichen Ganzen zu verweben, sodass eine leichte und sichere Gedankenbewegung von einer Vorstellung zur anderen nach allen Seiten stattfinden kann. Die zu bildenden Reihengewebe müssen aus dem Wissen ein das gesamte Innere des Zöglings beherrschendes, wohlverbundenes und verwebtes Ganzes gestalten (Kern, a. a. O. § 34 u. § 8). Denn der Wissensstoff der Seele wird erst Eigentum, wenn sie ihn mit einem Netz wechselseitiger Beziehungen überspinnt (O. Willmann, Pädag. Vorträge S. 81)¹⁾.

Halle a. S.

O. Frick.

¹⁾ Vgl. auch Stoy, Encyclopädie der Pädag. S. 343; Ziller, Grundlegung zur Lehre vom erziehenden Unterricht S. 153; — Herbart, Pädag. Schriften I S. 406: „Der Unterricht schaffe Klarheit jeder Gruppe; er associiere die Gruppen auf das fleissigste und mannigfaltigste und Sorge, dass die Annäherung zur umfassenden Besinnung von allen Seiten gleichmässig geschehe.“

Einige Bemerkungen zur Methode des geographischen Unterrichts.

Die Seite der geographischen Unterrichtsmethode, von der hier hauptsächlich die Rede sein soll, hat, soweit ich sehe, in der neueren Fachlitteratur nicht die energische Vertretung gefunden¹⁾, die sie mir zu verdienen scheint, namentlich im Vergleich zu dem so viel und lebhaft besprochenen Kartenzeichnen. Ob nun wohl die Unterrichtspraxis in dieser Beziehung so gar nicht eines literarischen Wegweisers bedurft hat, weil sie allorten schon den Weg ging, der sich bei näherer Prüfung als der gangbarste und ziel nächste ausweisen dürfte? Verf. zweifelt doch sehr, ob es nicht manchem jungen Fachgenossen noch so ergehen dürfte, wie es ihm selbst ergangen, nämlich dafs er nach dem Vorbild der Geschichtsstunde auch den geographischen Unterricht behandelt, dafs er vorträgt, statt das gute Beste von den Schülern selbst, allerdings auf Anregung seiner Fragen, vortragen zu lassen. Das ist das Fehlerhafte, wovor die folgenden Zeilen hauptsächlich warnen möchten, eine Warnung, die nicht den Anspruch macht durchaus neu zu sein, aber einmal in starker Betonung wiederholt vielleicht diesem und jenem willkommen sein wird. Demnach will ich versuchen, Eigenart und Vorzüge einer möglichst dialogischen Methode im geogr. Unterricht etwas näher zu beleuchten, dabei auch ein kurzes Wort über die geogr. Exkursionen sagen und am Schluss noch einen bescheidenen kritischen Blick auf das vielgepriesene Kartenzeichnen werfen.

Ich glaube der Beistimmung eines jeden sicher zu sein, wenn ich den höchsten Zweck allen Schulunterrichts, soweit er die Ausbildung des Geistes betrifft, darin erkenne, das Denkvermögen des Lernenden zu erwecken und durch beständige Pflege zu stärken; gegen diese Aufgabe mufs die andre, die Ausrüstung mit einem gewissen Bestand positiver Kenntnisse, ohne Zweifel zurücktreten. Das Denken eines Menschen entwickelt sich aber im Grunde nur durch eigene Übung: es mufs sich selbst in Bewegung setzen, statt immer erst den Anstofs von fremder Hand zu erwarten, und mufs sich selbständig bewegen, statt blofs mitgenommen und mitgeschoben zu werden. Mit anderen Worten, es mufs neben seinem blofs receptiven Verhalten auch produktiv thätig sein. Darin liegt im Unterschied zu dem Lehrvortrag das Segensreiche einer energisch betriebenen heuristischen Methode²⁾. Selber suchen und selber finden lassen, nur zurechtweisen und ein-

¹⁾ Vgl. z. B. das sonst vortreffliche Referat über den erdkundlichen Unterricht in den Verhandlungen der pommerischen Direktorenkonferenz vom J. 1882, das sie nur flüchtig berührt.

²⁾ Man vergleiche Lessings eindringliche Anpreisung dieser Methode in seiner Abhdl. über die Fabel Kap. V.

greifen, wo es gilt vor Abwegen zu bewahren oder über unüberwindliche Hindernisse hinwegzuhelfen. Wie kaum ein anderes Unterrichtsfeld eignet sich nun grade die Geographie zum Betrieb dieser Methode, und das eben begründet einen großen Vorzug dieses Fachs einem nah verwandten gegenüber, nämlich der Geschichte. Hier liegt vor dem Schüler ein ausgedehntes dunkles Reich, das wenngleich nicht aller Voraussicht, Vorberechnung und Ahnung entzogen doch zu vielgestaltig, reich und chaotisch bewegt ist, als daß er durch versuchsweise Vorausermittlung geschichtlicher Entwicklungen und Thatsachen seine Denkkraft üben und schärfen könnte. Die Geschichte ist eben der Bereich, wo menschliche Freiheit einerseits, der Zufall anderseits in buntem Wechselspiele walten, um die verschlungensten Einzelercheinungen hervorzurufen: sie können ihrer sehr großen Mehrheit nach nur erlernt und gewußt, also in Anwendung auf den Zweck unserer Besprechung nur vom Lehrer vorgetragen, nicht aber vom Schüler selbst durch Nachdenken gefunden werden. Ganz anders und zu ihrem Vorteil verhält es sich mit der Geographie. Einmal, weil hier viel weniger menschliche Freiheit als feste Naturgesetze herrschen. Sind diese dem Schüler bekannt, so darf er sich auch in vielen Fällen getrauen ihre Wirkungen gewissermaßen a priori durch Schlußfolgerungen und Kombinationen zu ermitteln. Und zum anderen, einen großen Teil der geogr. Kenntnisse hat er auf Papier oder Leinwand vor Augen, allerdings aufgezeichnet in einer ihm zunächst unverständlichen Zeichenschrift. Aber es ist nun eben das Heilsame, das formal Bildende, ihn allmählich den reichen Inhalt dieser Rätselschrift entziffern zu lassen. Die nötigen Vorbemerkungen zur Deutung der Zeichen und Farben sind schnell genug vom Lehrer abgethan¹⁾. Nun kommt es darauf

¹⁾ Soweit die Deutung die Verkleinerung des wirklichen geogr. Objekts, also den Zeichenmaßstab, ferner die unterschiedliche Darstellung von Meer und Land, Farbentöne für Hoch- und Tiefland, Grenz- und Weglinien, Flußläufe und Städtezeichen, letztere auch rücksichtlich ihrer den sonstigen Maßstab übertreibenden Zeichnung betrifft, so wird niemand die Leichtigkeit derselben bestreiten. Nicht viel schwieriger ist bei der durch die Schulzwecke gebotenen elementaren Behandlung die Einführung in die Terrainzeichnung, wie sie etwa in Quarta am Platz sein dürfte. Man gehe von der einfachsten Form zweier Kegelberge von gleicher Höhe, aber verschiedenem Umfang aus und projiziere sie aus der senkrechten Vogelperspektive, deren Allgemeingültigkeit für die Zeichnung aller Kartenelemente betont wird, mit Kamm und Fuß auf die Tafel; sodann trage der Lehrer die Bergschraffen ein, die ohne irgend feiner berechnet zu sein nur der Erkenntnis dienen sollen, daß ihre größere oder geringere Stärke und Dichte die steilere oder sanftere Absenkung andeutet. Hiernach mag man noch einige weniger regelmäßig gestaltete Bodenerhebungen in gleich roher Art darstellen, resp. durch die Schüler darstellen lassen, indem man ihnen unter den erforderlichen Erläuterungen unregelmäßig verlaufende Isohypsen zur Ausfüllung mit entsprechenden Bergtrichen vorzeichnet. Weist die Umgebung der Schulstadt Gebirgsformen auf, so versäume man nicht, sie — natürlich wieder in groben Zügen — an der Tafel zu skizzieren; es hat viel Gutes, wenn der

an, daß der Schüler in unausgesetzter Übung aus seinem Atlas herausliest und herauslesen lernt, was alles darin steht; es wird ihm da ergehen, wie einem Bergmann in einem reichen Schacht; lange, lange wird er immer Neues entdecken und herausholen, je besser er suchen lernt. Aber das Suchen lernt sich eben nur durch eignes Suchen. So muß er denn nach Kräften selbst lesen, selbst beobachten, selbst berichten, der Lehrer hingegen sich auf die nötigsten und auch dann meist frageweise gegebenen Direktiven beschränken. — Und ähnlich verfähre man bei den Dingen, die der Atlas nicht darstellen will oder kann, also besonders bei natur- und völkergeschichtlichen Vorgängen und Thatsachen. Man locke, wo immer es angeht, durch geschickte, zweckvolle Fragen, die natürlich stets an etwas dem Schüler aus Schul- oder Selbstunterricht Bekanntes anknüpfen müssen, den Wissensstoff aus ihm selbst heraus: so wird er nicht nur unter eigener energischer Mitwirkung von ihm angeeignet, sondern auch innerlich gleich klarer verknüpft und durcharbeitet. — Dann beglückt, wie ich glaube, den Unterrichts auch ein reicher Erfolg. Welche Freude giebt dem Lernenden das Bewußtsein, selbst zu finden und zu entdecken, wenn auch in Wirklichkeit die Fragestellung des Lehrers ihn wesentlich unterstützt, oft genug ihm die Hauptsache vorwegnimmt und nur das Nebensächliche oder Leichtere zur Beantwortung übrig läßt. Welche eifrige Denkarbeit, wie viel größere Aufmerksamkeit und Spannung dürfte sich in solchen Stunden entwickeln! Darin gleicht diese Methode ganz den angenehmen Wirkungen des Rätselratens: nur daß es höhere Aufgaben gilt, eine Verstandesübung in zusammenhängenden Dingen und wichtigere Kenntnisse.

Es versteht sich von selbst, daß der Schüler das, was er zum Teil oder ganz selbst gefunden und erarbeitet hat, auch fester behält, als was er bloß gehört, was er nur receptiv auf sich hat einwirken lassen. Die Dauer unserer Erinnerung hängt von dem Grade der Energie ab, womit der Erinnerungsgegenstand einst unser Denken beschäftigte.

Gewiß wird es mit der Ausdrucksfähigkeit der Schüler vorerst etwas hapern; aber nur so lange, als es an der Klarheit der Erkenntnisse gebricht. Denn ein jeder kann aussprechen, was er klar erkannt hat. Nun ist es eine durchaus richtige Wahrnehmung Bormanns, daß der Schüler im Versuch sich auszudrücken, in seinem Ringen danach, dem mehr oder weniger

Schüler eine eingelebte Terrainanschauung in dem Kartenbilde wiederfindet. Ich meine, durch dies Mittel und nunmehrige Übungen im Terrainlesen, für die sich anfänglich wohl am besten Städte von leicht überschaubarer landschaftlicher Lage wie Turin, Genua, Triest, Jerusalem u. s. w. eignen, wird der Schüler ohne Mühe befähigt werden; auch die kartographische Darstellung einfacherer Bodenformen in leidlich der Wirklichkeit entsprechende Phantasiebilder umzusetzen.

dunkel aus dem Atlas in sein Bewußtsein getretenen Bilde Licht und seinen Beobachtungen Klarheit zu geben, sich auch die Anschauung und Erkenntnis klärt und damit hinwieder sein Ausdruck. Denn soweit die Schwierigkeit desselben bloß in mangelnder oder unzureichender Kenntnis der Kunstsprache beruht, ist sie bald und leicht durch Aneignung derselben gehoben. Es ist unausbleiblich, daß durch derartige Übungen die Schüler überhaupt an Denk- und Sprachgewandtheit bedeutend gewinnen.

Das Ergebnis der vorstehenden Ausführungen, die entfernt nicht alles beibringen wollen, was sich zu Gunsten dieser Unterrichtsweise beibringen ließe und auch schon von anderen zum Teil beigebracht ist¹⁾, faßt sich also hierin zusammen: Man gebe den verwerflichen Grundsatz geographischer Lehrvorträge auf, wo er etwa noch bestehen und den Charakter der Unterrichtsstunde bestimmen sollte; und betreibe statt dessen grundsätzlich von der untersten bis zur obersten Stufe, selbstverständlich in entsprechendem abgestuftem Unterrichtston die dialogische Methode. Eine bedeutende Stütze für eine solche selbständigere Haltung gewährt dem Schüler die dringend anzurathende Kenntnis der schematischen Gesichtspunkte, welche allen umfassenden geographischen Betrachtungen und somit auch der Stoffanordnung der Lehrbücher zu Grunde liegen; es sind diese: 1) Lage und Umriss (Raumgröße, Gliederung). 2) Bodengestalt (Hoch- und Tiefland; Richtung, Höhe, Form, geologische Entstehung der Bodenerhebungen). 3) Bodenart (mehr oder weniger fruchtbarer Boden, Steppe, Wüste). 4) Gewässer (Flüsse und Seen; Richtung, Wasserschatz, Gefälle u. s. w.). 5) Klima (wesentlich bedingt durch Breiten- und Höhenlage, auch Meereseinflüsse; das Wichtigste über Temperatur, Winde und Niederschläge). 6) Flora (die charakteristischen und wichtigsten Nutzpflanzen). 7) Fauna (charakteristische Tierformen). 8) Bewohnerschaft rücksichtlich ihrer Race und Sprache, sowie ihrer wirtschaftlichen, geistigen und politischen Kultur (Ackerbau, Gewerbfleiß, Handel; Religion, Kunst und Wissenschaft; Staatsform u. s. w.). Kein Lehrer sollte — ganz abgesehen von dem Grunde größerer Übersichtlichkeit — unterlassen von früh an²⁾ und immer wieder seinen Unterrichtsstoff in markanter Weise, die darum noch nicht schablonenhaft zu sein braucht, um diese festen Haltpunkte zu gruppieren; haben sich die Schüler dieselben erst einmal völlig zu eigen gemacht, was bei einigermaßen strenger Festhaltung seitens des

¹⁾ Vgl. z. B. die vortrefflichen Ausführungen O. Peschels in s. Abhd. I S. 436 und Bormanns in Diesterwegs Wegweiser 2 Bd. 4. Abtlg.; desgl. die Äußerungen v. Sydows über das Kartenlesen, abgedruckt in G. Mikusch Beitr. z. Unterr. in d. Geogr. (Brünn 1883) S. 6.

²⁾ Schon in Quinta suche ich meine Schüler an die meisten jener Kategorien zu gewöhnen, indem ich sie längere Zeit hindurch beständig ein diktirtes Verzeichnis derselben während der Lehrstunden benutzen lasse.

Lehrers leicht und bald geschieht, so haben sie damit auch einen Einblick in das, worauf es in der Geographie ankommt, und zugleich sichere Handhaben zu eignem erfolgreichen Kartenlesen und -interpretieren gewonnen, um nun immer mehr der fragenden Unterstützung des Lehrers entbehren und sich zu kleineren selbständigen Vorträgen über eine ganze Reihe von Erscheinungen aufschwingen zu können. — Anderseits thut es keinen Schaden, wenn der Schüler in mehr oder minder zahlreichen Fällen die Antwort auf die vorgelegte Frage schuldig bleibt und damit dem Lehrer überläßt: immer bleibt der fragenden Lehrform doch der große Vorzug, daß sie die geistige Mitarbeit der Lernenden am kräftigsten anregt, die verhältnismäßig größte Aufmerksamkeit hervorruft. — Natürlich bleibt auch bei weitgehendster Befolgung derselben immer noch ein Rest des Unterrichtsstoffs übrig, der keine andre Weise der Übermittlung als den Vortrag des Lehrers zuläßt: er besteht in dem durchaus Neuen, das weder in dem grade gebrauchten Atlas¹⁾ steht noch von dem Schüler aus schon erworbenen Kenntnissen hergeleitet und kombiniert werden kann, z. B. vieles aus Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt²⁾. Auch schließt die hier empfohlene Methode nicht etwa die zeitweilige Einlage zusammenfassender, anschaulicher Schilderungen von Land und Leuten aus; sie will nur den Vortrag verdrängt wissen, wo er ohne Schaden entbehrlich und mit Nutzen ersetzbar ist durch die dialogische Lehrform.

Nur im Vorübergehen möchte ich an dieser Stelle daran erinnern, wie sehr der geogr. Klassenunterricht grade auch bei dem hier gewünschten Betrieb noch einer Unterstützung bedarf durch möglichst häufige Exkursionen, wenn auch nur in die nächste Umgebung. Aus der Wirklichkeit entnimmt man am besten seine geographischen Anschauungen, viel unzulänglicher aus geographischen Charakterbildern oder gar aus Anzeichnungen des Lehrers an der Wandtafel, wie nützlich beide auch sein mögen; dort

¹⁾ ad vocem Atlas erinnere ich an den oft erhobenen Anspruch, dessen Erfüllung für die Durchführung der hier empfohlenen Methode geradezu unerlässlich ist, daß nämlich sämtliche Schüler der Klasse mit dem gleichen Atlas ausgerüstet sind; dieser muß hauptsächlich die zwei Erfordernisse möglichstster Knappheit und Deutlichkeit erfüllen, was neben anderen Vorzügen vor allem dem Debesschen Schulatlas (mit 31 Karten) nachgerühmt sein mag.

²⁾ Vielfach wird man übrigens auf den beiden ersten Gebieten durch den naturbeschreibenden Unterricht vorgearbeitet finden, so daß es dann nur Erinnerungen aufzuwecken gilt. Das geschehe dann wieder, wie ich schon oben empfahl, mittels der dialogischen Methode. — Ziffern werden im allgemeinen auch nur durch den Lehrer mitgeteilt werden können; eine Ausnahme machen allenfalls die Raumbzahlen, welche der Schüler wenigstens nach dem Kartenmaßstab und den Breitengraden, wo nötig mit Zuhilfenahme seiner geometrischen Kenntnisse selbst annähernd berechnen kann und zur Übung seines räumlichen Orientierungsvermögens dann und wann auch selbst berechnen soll.

empfängt man gleichsam aus erster Hand, hier aus zweiter. Jedes Kind bringt schon solche objektiven Eindrücke in die Schule mit; aber sie müssen, um die Phantasie hinreichend zur Vorstellung der Gesamtbeshaffenheit eines Landes zu befähigen, durch fortgesetzte zweckmäfsig vom Lehrer geleitete Besichtigung der Naturkörper bereichert und geschärft werden. Die landschaftlich ärmste Umgebung ist reicher an solchem Anschauungsstoff, als man beim ersten Blick denken sollte; oft können verwandte Erscheinungen die Stelle fehlender vergleichsweise vertreten: ein Fluß giebt selbst einer schwachen oder wenig entwickelten Phantasie Anhalt genug zur Vorstellung eines Stromes, ja im Notfall wohl auch ein Hügel im Verein mit der allen bekannten Schnee- und Eisbildung zur Ausmalung eines Gletscherberges u. s. w. Der Lehrer muß nur zuvor das Exkursionsgebiet begehen, studieren und den mitzuteilenden Beobachtungsstoff vorher umsichtig und zweckmäfsig zurechtlegen. Auch empfiehlt es sich aus mehrfachen Gründen nicht mehr als etwa 15 Schüler an solchen Ausflügen teilnehmen zu lassen.

Wenn ich nun lebhaft wünsche, jenes katechetische Verfahren im geogr. Unterricht weit und breit anerkannt und durchgeführt zu sehen, so bekenne ich zugleich offen, der zeichnenden Methode nicht einen so hohen Wert beilegen zu können, als ihr zumeist beigemessen wird. Nach meiner unmaßgeblichen Überzeugung würde besser der Nachdruck auf kartenlesende Übungen der vorbezeichneten Art gelegt und nur ein Nebengewicht auf das Kartenzeichnen. Dies hat, so glaube ich mit allem bescheidenen Vorbehalt des Irrtums, nicht so durchschlagende praktische Erfolge aufzuweisen, als die vielen und beredten Anpreisungen erwarten lassen. Ganz mußten sie ausbleiben, ja sich in ihr Gegenteil verkehren, wenn ein Lehrer, wie das früher nicht selten vorkam, dem Schüler die Nachbildung eines Atlasbildes mit seiner ganzen Stofffülle ohne oder auch mit Anleitung auftrug. Aber das Ungeschick der Anwendung kann nicht die prinzipielle Richtigkeit einer Methode beeinträchtigen. Wie steht's nun heutzutage? Nach vielen verfehlten und mehr oder weniger gelungenen Versuchen dürfte in dem neuen Debesschen Zeichenatlas das Beste seiner Art geboten sein. Hier ist die mühsame und schwierige Vereinfachung der Karte dem Lehrer gänzlich abgenommen; ihre Grenze mußte sie freilich an der Ähnlichkeit mit der Vorlage finden, sollte sie anders nicht zu Zerrbildern führen; und kaum möchte ich glauben, daß die von dem fgl. Atlas gezogene Grenze erheblich weiter im Sinne noch größserer Einfachheit und Leerheit überschritten werden kann. Nun sehe man aber einmal die Blätter genauer an! Welche Fülle und Überfülle noch immer! Da werden z. B. in der Küstenlinie Spaniens eine namhafte Anzahl von Einschnitten beibehalten, die Umrisse der Gebirge noch sehr mannigfaltig gezeichnet, die Flüsse mit zahlreichen Krümmungen einge-

tragen, viele Gradtrapeze mit Zahlen aufgelegt u. s. w. Kaum dürfte sich eine beachtenswerte Stimme dafür erheben, daß alle diese auf dem Kartenblatt schwer entbehrlichen Einzelheiten wirklich eingeprägt und fest gewußt werden sollen. Wenigstens scheint mir der etwaige Nutzen mit der aufzuwendenden Mühe in einem sehr fragwürdigen Verhältnis zu stehen, und in jedem Falle erforderte das eine noch häufigere Wiederholung der Zeichnung als in der dem Zeichenatlas beigegebenen Erläuterungsschrift in Anspruch genommen wird. Aber selbst diese Zahl 5 bis 6mal will mir durchaus zu hoch gegriffen erscheinen; ein mehr als zweimaliges Zeichnen derselben Kartenvorlage dürfte selbst den zeichenlustigsten Schüler langweilen. Will man aber jene Dinge nicht lernen, will man nur die Hauptsachen, also in unserem Beispiel den vorherrschenden Verlauf der spanischen Küste, die Grundform der Gebirge, nur ganz wenige Richtungswechsel der Flüsse etc. merken lassen, so genügt dafür nach der selbstverständlich gebotenen vorgängigen Durchnahme ein ein-, allenfalls zweimaliges Zeichnen, zumal, wie ich glaube, wenn sie in der dargelegten dialogischen Art bewerkstelligt wird. Da hat denn allerdings die Zeichnung ihr gutes Recht und ihren Nutzen; sie prägt das Bild fester ein, sie schärft den geographischen Blick und übt die Hand; mit dieser Einschränkung, aber auch nur mit dieser, bin ich gleichfalls ein Anhänger und Vertreter des Kartenzeichnens, wemgleich ich nicht mit der Bemerkung zurückhalten will, daß der Schüler durch ein genaues Kartenlesen in demselben Zeitraum wohl ebenso treu das Bild in sein Gedächtnis aufnehmen dürfte.

Marienwerder.

Harry Denicke.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

- 1) Franz Hübl, Übungsbuch für den Latein-Unterricht in den unteren Klassen des Gymnasiums (nebst einem Vokabularium) I. Teil, für Sexta. Leipzig, Julius Klinkhardt, 1880. IV und 115 S. gr. 8.
- 2) Franz Hübl, Übungsbuch für den Latein-Unterricht in den unteren Klassen der Gymnasien (mit einem lateinischen und deutschen Wörterverzeichnis) II. Teil, für Quinta. Leipzig, Julius Klinkhardt, 1880. IV und 166 S. gr. 8.
- 3) H. Meurer, Lateinisches Lesebuch mit Vokabular. Erster Teil, für Sexta. Weimar, Hermann Böhlau, 1880. IV und 96 S. 8. Preis 65 Pf.
- 4) H. Meurer, Lateinisches Lesebuch mit Vokabular. Zweiter Teil, für Quinta. Weimar, Hermann Böhlau, 1880. IV und 168 S. 8. Preis 1,20 Mark.
- 5) H. Busch, Lateinisches Übungsbuch nebst einem Vokabularium und kurzem Abriss des grammatischen Lernstoffes. Zweiter Teil, für Quinta. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1880. IV und 191 S. 8. Preis 1,80 Mark.

Aufgabe des Latein-Unterrichts in der untersten Klasse der Gymnasien ist nach dem Verf. des zuerst genannten Buches die Erlernung der regelmäßigen Formenlehre in der Anordnung der Grammatik; vorweggenommen werden nur einige Formen der Verbalflexion, damit ein mannigfaltiger Gebrauch der Kasus erzielt wird: es sind hauptsächlich die Ind. Praes. Act. u. Pass. Der Unterricht geht vom grammatischen Paradigma aus, der Lehrer liest dasselbe laut vor, läßt es darauf von einzelnen Schülern an demselben Worte, dann an andern Worten nachbilden und geht dann zu einzelnen Formen außer der Reihenfolge über. Darauf folgt erst Lesen, Analysieren, Übersetzen der zum Paradigma gehörenden lateinischen Sätze; das Lesebuch wird also zuletzt gebraucht. Dem entsprechend beginnt auch das Übungsbuch mit dem Vokabular (S. 7—46; S. 1—6 sind nicht vorhanden), „auf daß der Schüler jedesmal erst aus diesem und durch dieses alles sich erwerbe, was der Übersetzung von Übungsbeispielen vorangehen muß“. Die „wenigen Mängel“, welche das Vokabular noch birgt, bittet der Verf. den Lehrer zu entschuldigen „und vorläufig die fehlenden Vokabeln den Schülern zu diktieren“.

Der gesamte Stoff ist auf wöchentlich 6, im ganzen auf 248 Lehrstunden, d. h. auf ein Schuljahr von 41 Wochen verteilt. In der vierten Stunde lernt der Schüler aufer *amor* ich werde geliebt sogleich *delector* ich werde ergötzt, (reflexiv) ich ergötze mich; *exoror* lasse mich erbitten; in der fünfzehnten Stunde erfährt er dann, daß *gaudeo* mit aktiver Endung heißt ich freue mich, und in der folgenden *coerceor* ich schränke mich ein; *exerecor* 2. ich übe mich; in der 44. Stunde lernt er Imperfekt und historisches Perfekt unterscheiden. Ob der Verf. wohl glaubt, daß durch ein solches Durcheinander das Lernen erleichtert wird? daß die Kraft des Quintaners ausreicht um zu verstehen: „*necesse est*: Forderung der absoluten, in der Natur der Sache begründeten Notwendigkeit; *oportet*: Forderung des Verstandes und der Vernunft?“ (Kursus f. Quinta S. 25²; dazu *opus est, debere, decet, cogi, iuberi*, ebend. S. 6). Doch es ist auch nicht nötig: „Für gewöhnlich werden aber *oportet* und *necesse est* ohne wesentlichen Unterschied gebraucht“ (S. 25²), wozu also die ganze Anmerkung in einem Übungsbuch für die untersten Klassen? Die Übungsbeispiele für Sexta S. 47—115 bestehen zuerst aus einzelnen nebeneinandergestellten Verbalformen, die für jeden Schüler, der das Paradigma ja vorher gelernt und an verschiedenen Verben geübt hat, nicht mehr notwendig sind; sie gehen dann allmählich in Sätzchen und Sätze über. Vergebens sucht man in dem ganzen Buch nach dem Ruhepunkte eines zusammenhängenden Stückes, dem Verf. schien es „überflüssige Raumverschwendung zusammenhängende Lesestücke selbst leichteren Inhalts im Anhang anzufügen“, er giebt dafür lieber zur Repetition eine neue Kollektion von Sätzen, für die er auch nur eine teilweise Durchübung erwartet. Das Übungsbuch für Quinta schließt dagegen mit zusammenhängenden Lesestücken, die durchgenommen werden „können“. Sie zerfallen in zwei Abschnitte: I. *De animalibus*, „für solche Schüler, die sich aus Privatfleiß mit lateinischen Ausdrücken bekannt machen wollen, die ihnen freilich nicht oft, vielleicht auch gar nicht mehr begegnen werden“. Den fleißigen Schülern würde ich gerade deshalb raten, sich nach einem andern Lesestoff umzusehen. Unter II. folgen *Fabulae*, unter III. *Narrationes*. Aus dem grammatischen Pensum ist der zweiten Stufe das Unregelmäßige, die Ausnahmen, das minder Gewöhnliche aus der Formenlehre, sowie eine erweiterte Kenntnis einiger syntaktischen Regeln zugewiesen. Vieles davon ist im ersten Kursus vorweggenommen, anderes geht über die Quinta hinaus, z. B. S. 22⁶, 29⁹, 32⁷, 33⁷ der Schlufs, 45³; gut ist die Übersicht über den einfachen Satz S. 67; die folgenden Paragraphen zielen auf eine systematischere Behandlung der Syntax, als sie für Quinta angemessen scheint. Dazu kommt die Zersplitterung des Buches in „Übungsbeispiele“, die kaum zur Hälfte sachlichen Inhalt aufweisen und vielfach allgemeine Bemerkungen, oft nur um eine

bestimmte Vokabel und Konstruktion anzuwenden, enthalten. Ob bei dieser Anlage der Übungsbücher das Urteil, welches sich der Verf. selbst ausstellt: „ein ganz brauchbares Schulbuch geschaffen zu haben“, von vielen geteilt werden wird, bleibt dahingestellt.

Die gerade in den letzten Jahren lebhaft geführte Diskussion über den Latein-Unterricht in den untersten Klassen hat eine Forderung zu allgemeinerer Geltung gebracht. Wir verlangen schon für Sexta und Quinta ein Lehrbuch, welches durch seinen Inhalt dem Schüler nicht nur reale Kenntnis des antiken Lebens bietet, sondern auch durch die Form ihn zur Konzentrierung seiner Aufmerksamkeit auf fest begrenzte und deutlich erkennbare Gedankenkreise zwingt und somit geeignet ist, ein wirkliches Lesebuch zu werden; wir wollen uns des Vorteils nicht begeben, der darin besteht, daß der Inhalt des Lesebuchs zum Vehikel benutzt wird für die grammatischen Erscheinungen. Hieraus folgt außer anderem, daß das Lesebuch zusammenhängende Stücke enthalten muß.

Unter diesem Gesichtspunkte verdienen die Übungsbücher von H. Meurer volle Anerkennung. In ihnen ist der Beweis geliefert, daß es möglich ist, den gesamten grammatischen Lehrstoff für die beiden untersten Stufen in zusammenhängenden Lese-stücken darzustellen. Es sind 207 und 240 Abschnitte, vorwiegend geschichtlichen und geographischen Inhalts, abwechselnd lateinisch und deutsch. Auch darin erkennen wir einen Vorzug der zusammenhängenden Lesestücke, daß sie allgemeine Betrachtungen, die dem Sinne eines zeh- oder elfjährigen Knaben nicht entsprechen, weniger aufkommen lassen und den Verf. von selbst auf einen mehr realen Inhalt hinweisen. — Die Vokabeln sind im ersten Kursus nach den Deklinationen geordnet und jedesmal den entsprechenden Übungsstücken vorangeschickt. Im zweiten Kursus findet sich für St. 1—115 eine nach den Lesestücken geordnete Übersicht der Vokabeln (S. 97—128), darauf ein umfangreiches lateinisch-deutsches Wörterverzeichnis (S. 129—166) und für den zweiten Abschnitt des Buches ein deutsch-lateinisches Verzeichnis der neu hinzugekommenen Wörter (S. 167—168). Die Verteilung des grammatischen Stoffes zeugt von genauer Erwägung didaktischer Prinzipien. Die Substantiva der dritten Deklination sind nach Stämmen, die Verba nach den Eigentümlichkeiten der Perfektbildung geordnet; empfehlenswerter schiene es die Nominalstämme durch den Schüler selbst aus dem Genetiv ableiten zu lassen, wozu ihm die Überschriften („Stämme mit K-Lauten“ u. a.) Anweisung geben. Die syntaktischen Regeln sind in einer dem Anfänger angemessenen Form und Ausdehnung im zweiten Abschnitt des Quintakurses verwendet.

Das lateinische Übungsbuch für Quinta von H. Busch zerfällt in drei Teile, von denen der letzte aus zusammenhängenden Stücken besteht, darunter vorwiegend Stücke aus der römischen

und griechischen Geschichte. Dieser Teil ist einem bestimmten grammatischen Pensum nicht zugewiesen. Der erste Teil (S. 1—84) behandelt die regelmässige und unregelmässige Formenlehre. Der Verf. hat durch Ausscheidung des Unwesentlichen und des Seltneren eine dankenswerte Vereinfachung des Stoffes herbeigeführt, worüber ein „Abriss des grammatischen Lernstoffs“ (S. 175—191) Auskunft giebt. Das Urteil über Fortlassung oder Beibehaltung wird in manchen Einzelheiten immer subjektiv bleiben, in den meisten Fällen wird der Verf. jedoch Zustimmung finden. Der zweite Teil (S. 82—98) enthält einige syntaktische Regeln (Acc. c. inf., Ortsbezeichnung, Part. coniunctum, Abl. absol.) in besonnener Auswahl. Es ist nicht zu bezweifeln, dafs auch dieses Buch mit Erfolg dem lateinischen Unterricht der Quinta wird zu Grunde gelegt werden können.

- 6) H. Perthes, Lateinisches Lesebuch für die Quinta der Gymnasien und Realschulen. Zweite verbesserte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1882. VI und 86 S. gr. 8.
 7) H. Perthes, Grammatisch-etymologisches Vocabularium im Anschluß an Perthes' Lat. Lesebuch für Quinta. Zweite verbesserte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1882. VI und 144 S. gr. 8. Preis zusammen 2,40 M.

Für die zweite Auflage des Quinta-Kursus seiner lateinischen Lehrbücher hat H. Perthes mehrfach tiefgreifende Veränderungen vorgenommen. Dem praktischen Bedürfnisse entsprechend sind die Stücke 113—162 der ersten Auflage aus dem Lesebuch für Sexta in den Kursus für Quinta versetzt worden. Dadurch hat Lesebuch und Vocabularium einen größeren Umfang erhalten. Eine weitere Vermehrung von etwa 13 Seiten Text ist ausserdem im Lesebuch hinzugekommen. Diese Erweiterung beseitigt einen Übelstand, welcher mit dem Gebrauch der ersten Auflage neben der erst zwei Jahre später vollendeten Formenlehre noch verbunden war; die unregelmässigen Verba waren in letzterer nach neuen Gesichtspunkten musterhaft und übersichtlich angeordnet, während die Lesestücke noch eine andere Grundlage voraussetzten. Jetzt ist vollständige Übereinstimmung hergestellt, so dafs die Sätze der beibehaltenen Stücke 113—123 den §§ 114—125 gemäfs in Gruppen verteilt sind. Dasselbe gilt von St. 197. Ein größerer Raum ist ferner dem Deponens überwiesen, indem eigene Abschnitte über die Deponentia der einzelnen Konjugationen hinzukommen; neu sind die Stücke 202—213 über die Komposita und St. 216 über *fo* und Komposita von *facio*. Dafs diese Ergänzungen notwendig waren, darüber kann kein Zweifel bestehen, sie übertragen einen allgemein anerkannten Vorzug der Formenlehre auf das Lesebuch; andererseits mußte aber ein Zuwachs von etwa dem sechsten Teile des Buches die Frage nahe legen, an welcher Stelle, falls die vom Verf. verlangte Durchnahme des gesamten Stoffes in

einem Schuljahre nicht möglich sein sollte, gekürzt werden kann. Der Zusatz „Zur Auswahl“ zur Überschrift des zweiten Abschnittes (S. 74) scheint anzudeuten, daß in einem solchen Fall die zusammenhängenden Stücke aus Horaz zurückzustellen seien; wenn dieser Wink beherzigt wird, so würde die vollständige Bewältigung des Übrigen keine Schwierigkeiten bereiten.

In den noch nicht besonders erwähnten Stücken finden sich gleichfalls Verbesserungen. Von den in dieser Ztschr. 1881 S. 212 beanstandeten Horazstellen ist Stück 197, 12 der ersten Aufl. (A. P. 463—465) getilgt, St. 169, 2 (Epist. 1, 16, 63 ff.) durch ein gut gewähltes Distichon ersetzt, von St. 172, 19 wenigstens der Anfang (Sat. 1, 33, 99) unterdrückt. Zusätze erhielten St. 174, 182 (Satz 8, ein nicht glücklich gewähltes Beispiel), 183; aus der 2. Aufl. hätte die Anmerkung S. 49 fortbleiben können.

Die neue Bearbeitung des Lesebuches hat auch zahlreiche Abänderungen und Erweiterungen des Vokabulariums herbeigeführt, die im einzelnen nicht nachgewiesen zu werden brauchen; nur darauf möchte ich hinweisen, daß gerade dieser Teil der Wortkunde vorzügliche Zusammenstellungen und reiche Sammlungen zur Lehre von der Wortbildung enthält, wödurch er auch abgesehen vom Lesebuche einen besonderen Wert besitzt.

Zum Lesebuch wird von der Verlagshandlung die Vorrede in einem besondern Druck unberechnet zur Verfügung gestellt (11 S. 8). Sie enthält Winke über den Unterricht in VI u. V, die als eine Fortsetzung der Bemerkungen Zur Reform u. s. w. 4, 160 ff. anzusehen sind. Gestützt auf die an verschiedenen Anstalten gesammelten und in Berichten veröffentlichten Erfahrungen verlangt der Verf. unter anderm, daß das Vorübersetzen, sobald es die Kräfte des Schülers gestatten, einem gemeinschaftlichen Präparieren desselben mit dem Lehrer weiche, daß auf genaues Konstruieren zu halten sei, besonders wenn der Satzbau im Lateinischen und Deutschen verschieden ist, und weist von neuem auf die Einübung der Formen und Wiederholung des grammatischen Pensums hin. Auch diese Bemerkungen können zum Beweise dienen, daß der Verf. von einer einseitigen Durchführung seiner Prinzipien weit entfernt war. Hervorzuheben ist noch die Empfehlung des lateinischen Wiedererzählens, worin wir mit dem Verf. vollständig übereinstimmen. Lateinisches Abfragen des Inhalts der zusammenhängenden Stücke bilde den Anfang, selbständige Erzählung folge bald darauf, die eintretenden Abweichungen vom Text, die selbständige Wahl der Konstruktionen u. a. bilden die ersten Ansätze zu lateinischen Sprechübungen. Man möge aber auch in den nächsthöheren Klassen in dieser Übung fortfahren, es wird durch den Anschluß an einen vorliegenden Text ein richtiger und klassischer Ausdruck erreicht und durch langjährige Übung eine größere Gewandtheit im mündlichen Gebrauch der latein. Sprache erzielt werden, besonders ist aber auf diese Weise eine Steigerung des

Sprachgefühls zu erwarten. Für ein möglichst frühzeitiges Beginnen der lateinischen Sprechübungen haben sich auch Lattmann, Fries, Eckstein und neuerdings in einem sehr instructiven Vortrage Schmalz zu Tauberbischofsheim (Philolog. Wochenschr. 1882 Nr. 44. 45) ausgesprochen.

Die äußere Ausstattung steht hinter der ersten Auflage nicht zurück. Zu verbessern ist im Lesebuch 198, 9 *gloriatas* in *gloriatas*, dunkel ausgedrückt ist in der Wortkunde die Bemerkung zu *tiras* S. 56.

Mit dieser zweiten Auflage, neben der die erste allerdings nicht mehr gebraucht werden kann, hat der nur allzu früh verstorbene Verfasser seine Pläne, soweit sie die unterste Stufe betrafen, noch zum glücklichen Abschluss gebracht.

Berlin.

Ernst Naumann.

Wilhelm Brambach, Hülfsbüchlein für lateinische Rechtschreibung. Dritte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1884. VII und 67 S. 8.

Die neue Auflage dieses trefflichen, in seiner Brauchbarkeit allseitig anerkannten Büchleins zeigt gegen früher nur geringe Änderungen; „da Umfang und Einrichtung desselben nicht geändert werden sollten, so hat nur eine Auswahl wichtiger epigraphischer Beispiele aus der neuesten Litteratur Aufnahme und Verwertung gefunden.“ Auch diese haben lediglich zur Bestätigung der Ansichten des Verf.s beigetragen.

Im einzelnen bemerke ich zu S. 24, daß *alioquin* wohl überhaupt nur als jüngere, später aber vorwiegend gebräuchliche Form anzusehen ist; sie findet sich z. B. stehend in allen guten Hss. (auch dem Vaticanus) des Rhetor Seneca, ebenso fast durchgängig beim Philosophen Seneca (*alioqui* dial. 3, 13, 4) bei Apuleius (F) und bei den Scholiasten. — Zu S. 26. Es genügt wohl zu sagen, *audacter* sei besser als *audaciter*; denn letztere Form findet sich einige Male bei Cicero (z. B. Cat. m. 72), Seneca rhetor u. a.; vgl. meine Anm. zu Liv. 44, 4, 11. — Zu S. 31 *comisari* mit einem *s* vgl. Varro L. L. 7, 89; Liv. 1, 57, 5; 3, 29, 5; 9, 17, 17; 40, 7, 5. 9, 8. 11. 14, 5. 11; Apul. Met. 24, S. 33, 16 E.; Apol. S. 15, 11 (vgl. S. 85, 14 φ) Kr.; auch bei Ammian u. a. — S. 34 sind sämtliche Liviuscitate verdruckt: *in derectum* steht Liv. 21, 47, 3; *aciem derigere* 21, 47, 8; 22, 45, 4 (vgl. 1, 27, 5; 2, 49, 10; 22, 43, 11. 44, 4. 45, 4; 27, 48, 4; 31, 24, 9; 44, 28, 10 u. a.); *naves in pugnam derigere* 22, 19, 11; dazu *derecta percunctatio* 21, 19, 1 und *derecto* (vielleicht richtiger *de recto*) 1, 11, 9; Cic. de div. 2, 127; Festus S. 173. — Zu S. 51 verdiente die Schreibweise *oportunus* sicher Erwähnung; vgl. meine Bemerkung in dieser Ztschr. 1871 S. 49. Bevorzugt wird diese Orthographie, um nur einen zu nennen, von C. F. W. Müller in seiner Cicero-

ausgabe. — Zu S. 62. *sulpur* ist auch stehende Schreibweise bei Apuleius im F. — Ebd. wird wohl *succensere* besser ganz ausgeschlossen; vgl. *sus-citare*, *sus-cipere*.

Berlin.

H. J. Müller.

Justus von Destinon, *Ἀλεξάνδρου ἀνάβασις*. Griechisches Lesebuch für Unter-Tertia. Nach Arrians *Anabasis* bearbeitet. Kiel, Lipsius u. Fischer, 1883. 1,50 M.

Nach dem Vorwort hat der Verf. mit seinem Buche folgenden Zweck verfolgt. Da mit der Verlegung des griech. Anfangsunterrichts nach VIII für diese Klasse die Lektüre von Xen. *Anab.* fortfällt, so müsse man, um in OIII eine genügend ausgiebige Lektüre dieses Schriftstellers treiben zu können, in VIII auf dieselbe vorbereiten. Dazu genügen Einzelsätze nicht, auch Anekdoten, Fabeln u. dgl. seien nicht geeignet, es sei eine zusammenhängende Lektüre erforderlich, die auch inhaltlich der *Anabasis* des Xen. nahestehe. Diesen selbst für die VIII zu bearbeiten, sei wenig angemessen, da man dann dem Schüler einen Schriftsteller verstümmelt in die Hand geben müßte, mit dem er sich später noch in zwei Klassen eingehend beschäftigen soll. Daher sei Arrian für die Bearbeitung gewählt. Dabei ist der Verf. von der Voraussetzung ausgegangen, daß die Verba auf *-μι* künftighin der OIII zufallen werden, und beschränkt sich daher auf die notwendigsten Formen von *εἰμι*. Auch von den unregelmäßigen Verben sind nur die allernotwendigsten Formen gewählt. Bei der Bearbeitung des Lesestoffes selbst hat Verf. sich bemüht, es dem Schüler leicht zu machen, zumal am Anfang, um möglichst bald, d. h. vielleicht schon mit Beginn des zweiten Quartals, jedenfalls gleich nach den großen Ferien die Lektüre beginnen lassen zu können. Dabei setzt derselbe voraus, daß der Lehrer sich den Gang seines Unterrichts nicht von der Grammatik vorschreiben läßt, sondern ihr gegenüber frei und selbständig verfährt und vor allem es sich zur Aufgabe macht, die Schüler dahin zu bringen, daß sie eine griech. Form analysieren können. Das angefügte grammatisch geordnete Vokabular soll dem Lehrer den zur Einübung der Formenlehre erforderlichen Wortvorrat gleich für die ersten Wochen an die Hand geben. Später kann dann ein größeres Vokabular gebraucht werden.

Dies sind die Grundsätze, welche Verf. in seinem Vorwort entwickelt.

Zunächst muß ich es freudig begrüßen, wenn man in immer weiteren Kreisen Gewicht darauf zu legen anfängt, daß den Schülern möglichst bald eine zusammenhängende Lektüre geboten wird, wenn also die nach meiner Meinung verderblichen Satzlesebücher immer mehr an Boden verlieren. Daß es möglich ist, gleich auf der

untersten Stufe zusammenhängende Lektüre zu treiben und dieselbe zum Mittelpunkt des gesamten Unterrichts zu machen, habe ich praktisch seit 3 Jahren erprobt. Meinen Bericht über diese Probe kann jeder sich dafür interessierende im letzten Januarheft der Neuen Jahrb. von Masius nachlesen. Habe ich den Verf. des vorliegenden Lesebuchs richtig verstanden, so stimmt dessen Ansicht auch darin mit der meinigen überein, daß beim Zugrundelegen zusammenhängender Lektüre folgender Weg einzuschlagen ist. Zuerst wird ohne alle Lektüre ein Gerippe der Formlehre an dem Vokabular eingeübt. Sodann beginnt die Lektüre und wird durchaus der Mittelpunkt des Unterrichts, so daß der Gang der grammatischen Übungen sich vollständig nach der Lektüre richtet. Ein Übungsbuch zum Übersetzen ins Griechische ist ganz entbehrlich, da Formenextemporalien sowohl wie Satzextemporalien und Exercitien sich aus der Lektüre leicht entwickeln lassen.

Sehen wir uns nun näher im einzelnen an, wie der Verf. vorgegangen ist. Als erlerntes Gerippe der Formlehre setzt das Lesebuch voraus: die Hauptsachen aus den drei Deklinationen und das Praes. und Impf. Act. und Pass. des Verbums auf ω . Daran müßte sich, um die vom Verf. gebotene Lektüre mit Erfolg treiben zu können, zunächst das Verbum contractum sowie die vokalischen Stämme der dritten Deklination anschließen, da beides schon von der ersten Seite an vielfach angewandt wird. Es erscheint mir nicht unmöglich so zu verfahren; die praktischste Art des Unterrichts ist es aber nach meiner Ansicht nicht. Denn wenn auch um die Zeit, um welche die Lektüre wird beginnen können, d. h. bei 7 wöchentlichen Stunden 6—7 Wochen nach Beginn des Unterrichts, die Deklinationen so fest sitzen werden, daß ohne Gefahr die Nomina contracta durchgenommen werden können, so ist doch ein Gleiches von der Konjugation nicht zu erwarten. Es gäbe unnötige Schwierigkeiten, wenn man den Schüler, der es kaum recht verstanden, geschweige denn sich zum festen Besitz gemacht hat, Stamm, Bindevokal, Endung zu sondern, nun zwänge, die beiden letzteren zu kontrahieren. Daher habe ich stets von der Konjugation vor der Lektüre außer dem Praes. und Impf. auch den Aor. I. Act. und Med. lernen lassen. Dann kann man getrost auch von Verbis contractis diese Tempora in die Erzählung flechten, da ja bei gegebenem Aoriststamm dessen Flexion keine Schwierigkeiten bietet. Der Verf. würde bei dieser Methode auch die vielen Praesentia histor. auf den ersten Seiten vermieden haben. Auch würde man nicht, wie bei des Verf.s Unterrichtsgang, fürchten müssen, daß die Schüler in den ersten Wochen mit neuem Material überlastet werden. Denn nach meiner Erfahrung werden auch bei zusammenhängender Lektüre die Schüler weniger beschwert, wenn man erst die Deklination fast ganz und von der Konjugation alle nicht-

kontrahierten Tempora absolviert, ehe man an die Verba contracta geht. Dabei bin ich nicht so ängstlich, daß ich die der Erlernung vorgeifende Anwendung einiger kontrahierten Formen in der Lektüre fürchtete. Es ist vielmehr recht gut, wenn die später zu erlernenden Formen, ehe sie erlernt werden, in der Lektüre einige Male aufstossen. Sie werden vom Lehrer einfach analysiert und fördern das unbewusste Ahnen der später zu erlernenden Bildungsgesetze. Scheut man dies nicht, so kann die Erlernung der Verba contracta recht gut auf die Zeit zwischen Michaelis und Weihnachten verschoben werden. Welches Verfahren man aber auch einschlägt, jedenfalls wäre es wünschenswert, bei der Einübung der Contracta mehr Verba auf *ωω* in die Lektüre aufzunehmen, als der Verf. bietet. So viel ich gesehen, kommen nämlich auf den ersten 32 Seiten nur zwei kontrahierte Formen solcher Verba vor, S. 9 und S. 14 je eine.

Die Einübung des vor der Lektüre durchzunehmenden Gerippes der Formlehre wünscht Verf. mit Recht an ein Vokabular geknüpft. — Dieses Vokabular muß grammatisch geordnet und so vollständig sein, daß es alle Grundvokabeln der Lektüre aller späteren Klassen enthält. Dazu genügen c. 500 Vokabeln, also etwa 100 mehr, als der Verf. giebt, völlig. Dieselben können nicht alle in den ersten 6—7 Wochen, also c. 40 Stunden gelernt werden, will man die Schüler nicht überbürden. Denn in diesen Wochen sollen nur solche Vokabeln aufgegeben werden, die in der Klasse vorher durchflektiert sind. Die restierenden können im weiteren Verlauf des Jahres erlernt und dabei dann auch die früher erlernten, und zwar zugleich mit den betr. Abschnitten der Grammatik wiederholt werden. Ein größeres Vokabular, wie Verf. es wünscht, halte ich mindestens für entbehrlich, da die notwendige Copia vocabulorum aus der Lektüre und nicht mechanisch aus dem Vokabular erlernt werden soll. Würde also das Vokabular des Verf. um etwa 100 der gebräuchlichsten Vokabeln, wie *ἀδελφή, μορφή, ψυχή* u. a. vermehrt, so müßte es für die ganze Schule ausreichen. Doch müßte meines Erachtens der Verf. eine völlige Umordnung der Vokabeln vornehmen. Das Vokabular soll ein Bild der Grammatik geben. Wenn also Verf. Nomina unter der Überschrift „A-Decl.“ zusammenstellt, so dürften doch nicht die Feminina auf *-η* voranstehen, sondern die, welche das A behalten haben. Dasselbe gilt von den Masculinis auf *ας* und *ης*. Auch ist bei den ersten Deklinationsübungen für die Ordnung der Vokabeln der Accent von großer Wichtigkeit und eine Scheidung der Oxytona, Paroxytona etc. erforderlich, will man dem Schüler die Zurückführung der betr. Wörter auf die Paradigmen der Grammatik nicht unnütz erschweren. Bei der dritten Deklination müßten ferner die Subst. voranstehen, welche am reinsten in allen Kasus Stamm und Endung erkennen lassen, also die auf *λ* und *ρ*, dann müßten die auf *ν*, dann die

auf $\mu\tau$, dann die auf Mutae folgen. Bei den Verben hat Verf. die Anordnung nach dem Verbalcharakter der nach der Präsensbildung vorgezogen. Und doch ist es für den Schüler sehr instruktiv, aus der Anordnung der Verba sofort das Gesetz der Präsensbildung erkennen zu können, während die Anordnung nach dem Verbalcharakter gar keine Vorteile bietet. Wenn ich so ordne: I. Unerweiterte Klasse: 1. vokalia, 2. muta, 3. liquida; II. T-Klasse; III. Jod-Klasse: 1. muta, 2. liquida: dann kann ich an Klasse I alle Gesetze der Tempusbildung entwickeln, so dafs sich dieselben bei Klasse II und III nur wiederholen, erweitert durch die Lehre von der Praesensbildung.

Wenn ich also das Vokabular des Verf.s auch nicht für ganz unbrauchbar halte, so dürfte sich doch für eine zweite Auflage des Buches, die ich demselben aufrichtig wünsche, eine Umarbeitung desselben sehr empfehlen.

Die weitere Erlernung der Formlehre soll sich, wie ich schon sagte und der Verf. offenbar auch annimmt, durchaus an die Lektüre anschließen. Dabei halte ich eine zu grofse Ängstlichkeit in Vermeidung solcher Formen, die dem Pensum der untersten Stufe nicht angehören, nicht für angebracht. Der Verf. hätte daher nach meiner Meinung Formen von $\epsilon\acute{\iota}\lambda\omicron\nu$ (z. B. S. 28 § 14, wo $\kappa\alpha\tau\acute{\epsilon}\sigma\kappa\alpha\psi\epsilon\nu$ für Arrians $\kappa\alpha\theta\epsilon\acute{\iota}\lambda\epsilon\nu$ steht), $\pi\epsilon\sigma\epsilon\acute{\iota}\nu$ (z. B. S. 6 § 4, wo $\acute{\epsilon}\pi\iota\pi\acute{\iota}\pi\tau\omicron\nu\tau\epsilon\varsigma$ für Arrians $\acute{\epsilon}\pi\iota\pi\epsilon\sigma\acute{\omicron}\nu\tau\epsilon\varsigma$ gesetzt ist, ebenso S. 30 § 13; vgl. auch S. 20 § 2), von $\acute{\alpha}\rho\iota\kappa\acute{\omicron}\sigma\theta\alpha\iota$ (z. B. S. 5 § 7; S. 27 § 12) u. a. m. zu meiden nicht nötig gehabt. Denn die Flexion derselben macht dem Schüler gar keine Schwierigkeit, sobald man ihm den betr. Tempusstamm giebt, — und mehr ist nicht nötig. Zugleich ist es aber für ihn von großem Nutzen, einige Formen in der Lektüre zu erhalten, welche ihn die später zu erlernenden Gesetze ahnen lassen.

Was nun schliesslich den Lesestoff des Verf.s selbst betrifft, so bin ich allerdings nicht ganz der Ansicht, dafs für die unterste Stufe die Lektüre mythologischer Stoffe so ungeeignet ist, wie der Verf. anzunehmen scheint: der Inhalt derselben fesselt die Knaben sehr, und die verhältnismäfsige Kürze der einzelnen Erzählungen bietet nicht zu unterschätzende Vorteile. Wenigstens habe ich in meiner dreijährigen Erfahrung mit Lattmanns Lesebuch aus Apollodor diese Ansicht immer wieder bestätigt gefunden. Für Arrian spricht im Verhältnis dazu eigentlich nur der der späteren Lektüre mehr konforme Vokabelschatz. Denn der Stoff selbst verlangt eine sehr geschickte Bearbeitung, wenn er auf die Dauer nicht uninteressant werden soll durch die Einförmigkeit der Erzählung von Märschen und Schlachten. Nun ist des Verf.s Bearbeitung fast durchweg recht geschickt. Und da ich aus Erfahrung weifs, dafs an einer solchen Arbeit zu mäkeln viel leichter ist als sie besser zu machen, so scheue ich mich gar nicht, dies Lob ohne Einschränkung gelten zu lassen. Wenn ich daher sage, dafs ich

Erzählungen wie z. B. Arr. I 5, 9 f. u. ä. als belebendes Element würde beibehalten haben, so soll damit nur mein subjektives Empfinden, kein Tadel ausgesprochen werden. Ebensovienig würde ich es für gerecht halten, den Stil des Verf.s zu tadeln, wenn ich auch glaube, dafs manchmal ohne Not am Original geändert ist, so z. B. sagt Arr. I 4, 3 *οὐ γεφρωσάσας τὸν πόρον*; der Verf. I, 34: *ἀνευ γεφύρας*; Arr. I 8, 2: *τούτῳ ἐπόμενος Ἀμύντας . . . ἐπήγαγε καὶ αὐτὸς τὴν αὐτοῦ τάξιν*. der Verf. I, 4, 13: *τούτῳ εἶπετο Ἀμύντας . . . ἔχων τὴν αὐτοῦ τάξιν*. Ähnlich ist Arr. II 26, 4 und des Verf.s II 2, 16; Arr. II 27, 2 und des Verf.s II 2, 17; Arr. III 3, 4 und des Verf.s II 3, 6 u. 7. Die Umstellung in des Verf.s II 3, 13 halte ich nicht für notwendig, ebenso nicht in II 3, 14 die Auslassung von *ἦντινα ἀπολελοίπει Λαρεῖος*. Dafs Verf. II 4, 3 *καταφανεῖς ἤδη* etc. zum Hauptsatz gemacht hat, halte ich nicht für glücklich. Auch würde ich in des Verf.s II 4, 4 aus Arrians *ὅπως τεταγμένοι ἐμελλον ἵεναι εἰς τὴν μάχην* nicht *τεταγμένοι ὡς εἰς μάχην* gekürzt haben. Wenn Arr. III 16, 3 sagt: *διῶρά τε ὡς ἕκαστοι φέροντες καὶ τὴν πόλιν ἐνδιδόντες καὶ τὴν ἄκραν καὶ τὰ χρήματα*, so klingt mir des Verf.s (II 4, 13) *ὡς προσχωρήσοντες τῷ βασιλεῖ* etwas kahl dagegen. Auch halte ich es nicht für nötig die bei Arr. III 18, 2 stehenden Participien *διατετειχικότα* und *δοτρατοπεδευκότα* zu beseitigen, wie Verf. II 5, 9 gethan. Und wenn Arr. III 21, 2 sagt: *τοῖς δὲ ὑπολειπομένοις ἐπισήσας Κράτερον προστάτει ἐπεσθαι μὴ μακρὰς ὁδοὺς ἄγοντα*, so verdient das nach meiner Meinung den Vorzug vor des Verf.s (II 5, 19) *τοὺς μὲν ἄλλους καταλιπὼν Κράτερον ἔχοντα*. Auch würde ich nicht so oft, wie der Verf. es gethan hat, Konstruktionen mit *ὥστε* u. a. durch Auflösung in Hauptsätze beseitigen (vgl. z. B. Arr. I 7, 5; Verf. I 4, 8; Arr. I 7, 8; Verf. I 4, 10 u. a. m.). Die Darstellung würde dadurch an Abwechslung gewinnen. Diese und ähnliche Änderungen würde ich empfehlen. Doch können solche Kleinigkeiten keinen Vorwurf ausmachen gegenüber der in der That fast durchweg recht geschickten Arbeit des Verf.s. In wie weit das eine oder andere wirklich unpraktisch ist, dürfte überhaupt erst die Praxis selbst lehren. Wünschenswert wäre es gewesen, wenn der Verf. einige Fut. Pass. und mehr Adjektiva verbalia (ich habe auf den ersten 32 Seiten nur eins gefunden) hätte anbringen können.

Noch viel wünschenswerter wäre allerdings ein anderes, um das ich den Verf. für eine etwaige zweite Auflage dringend bitten muß. Das Lesebuch umfaßt 65 Seiten. Nach meinen Erfahrungen ist das für ein Jahr viel zu viel. Denn gesetzt, es gelänge im ersten Semester 12 Wochen à zwei Stunden lesen zu lassen, im zweiten 21 Wochen à drei Stunden, so würden, denn Gründlichkeit ist hier Haupterfordernis, im ersten Semester etwa 6, im dritten Quartal etwa 10, im vierten höchstens 15—16 Seiten gelesen werden können, wenn Form und Inhalt gleich gut durch-

gearbeitet werden sollten. Mehr zu lesen scheint mir unmöglich. Damit hätte man die Hälfte dessen absolviert, was Verf. bietet. Die andere Hälfte ist dann völlig unbrauchbar, da dieselbe ganz andere Vorkenntnisse voraussetzt, als die Schüler bei Beginn des Kursus haben können¹⁾. Dazu kommt, daß es für Lehrer und Schüler gleich angenehm ist, nicht zwei Jahre hintereinander dieselbe Lektüre zu haben. Denn einige Schüler bleiben ja doch sitzen, und jeder Lehrer sehnt sich nach etwas Abwechslung. Daher würde ich es für eine sehr wesentliche Verbesserung des Buches halten, wenn der Verf. sich entschließen wollte, dasselbe in zwei gleiche Teile zu teilen, von denen der eine bis zu Darius' Tode, der andere von da bis zu Alexanders Tode ginge; aber so, daß der Anfang des zweiten wieder ebenso gearbeitet wäre wie der des ersten. Dann hätte man zwei Jahreskurse, von denen wirklich in jedem Jahre einer bewältigt werden könnte.

Dazu füge ich noch einen, ebenfalls recht dringenden Wunsch. Der Verf. teilt seine Erzählung ein in Libri und Capita. Das hätte eine gewisse Berechtigung, wenn diese Einteilung mit der des Arrian selbst übereinstimmte. Dies ist aber nicht der Fall, und zwar schon von den ersten Kapiteln an nicht; es konnte auch gar nicht der Fall sein, da der Verf. wesentliche Auslassungen und Streichungen nötig hatte. Da scheint mir denn doch des Verf.s Einteilung recht viel gegen sich zu haben; vor allem das, daß dieselbe dem Schüler einen ganz falschen Begriff von Arrian beibringt. Dergleichen muß aber die Schule stets zu vermeiden suchen. Dazu kommt noch, daß für Anfänger ein Lesebuch mit fortlaufendem, nur durch Zahlen, wie I, II oder 3, 4 etc., unterbrochenem Text nicht gerade praktisch ist. Der Anfänger sehnt sich, wenn er einige Zeit gelesen hat, nach Ruhe. Dem Bedürfnis entspricht man, wenn man den fortlaufenden Stoff in gesonderte Abschnitte teilt, deren jeder eine eigene Überschrift erhält, so z. B. bei dem vorliegenden Buche: „1. Alexanders Vater Philipp“; „2. Philipps Tod. Alexander zieht gegen die Triballer“ u. s. w. Diese Abschnitte werden natürlich fortlaufend numeriert. Dann hat der Schüler nach Absolvierung eines Abschnittes das wohlthuende Gefühl, etwas vor sich gebracht zu haben, und geht mit neu belebtem Mute an den nächsten. Zugleich bieten die Überschriften der Abschnitte den Knaben eine willkommene Unterstützung des Gedächtnisses bei Repetition des Inhalts des Gelesenen — und eine solche ist unerläßlich, wenn die Lektüre wirklichen Nutzen stiften soll. Diese Unterstützung würde auch dann sehr wünschenswert sein, wenn der Lehrer im zweiten Jahre den zweiten Teil des Buches lesen lassen und vorher kurz den Inhalt des ersten Teiles erzählen wollte.

¹⁾ Anm. Deshalb habe ich auch nur diese erste Hälfte einer eingehenden Lektüre unterzogen.

Die Ausstattung des Buches ist fast durchweg eine gute. Von Druckfehlern habe ich nur einen wenig bedeutenden S. 28, Zeile 3 v. u. *ενα* gefunden. Das alphabetische Wörterverzeichnis dagegen müßte in anderen Lettern gesetzt sein. Hier soll der Anfänger sich gewöhnen, den Blick schnell von Wort zu Wort laufen zu lassen. Für diesen Zweck ist die Schrift zu klein und daher den Augen schädlich. Es müßten dieselben Lettern gewählt werden, die der Text bietet.

Fasse ich nun noch einmal kurz das Gesagte zusammen, so verdient der Verf. alle Anerkennung dafür, daß derselbe es versucht hat, der untersten Stufe des griech. Unterrichts eine zusammenhängende Lektüre zu bieten. Diesen Versuch kann ich nach meiner Erfahrung zwar nicht einen völlig geglückten nennen; doch ist derselbe keineswegs so ausgefallen, daß das Buch in seiner jetzigen Gestalt für die sofortige Benutzung unbrauchbar wäre. Vielmehr glaube ich, daß diejenigen — und daß dies recht viele sind, das will ich hoffen und wünschen —, welche dasselbe so wie es ist in Gebrauch nehmen, an ihm ein weit besseres Hilfsmittel für den Unterricht haben werden, als die Satzlesebücher überhaupt darbieten können. Ja, ich nehme keinen Anstand zu behaupten, daß dieses Buch wegen seines Fortschritts vom Leichterem zum Schwereren für die Anfangslektüre auch jetzt schon geeigneter ist als der bisher von mir benutzte Auszug Lattmanns aus Apollodor. Meine Ausstellungen wird daher der Verf. hoffentlich so auffassen, wie sie gemeint sind, als hervorgerufen durch den Wunsch, der Gestalt des Buches die Erfahrungen meiner Praxis zu Gute kommen zu lassen.

Wismar.

L. Bolle.

Franz Kern, Zur Methodik des deutschen Unterrichts. Berlin 1883. VIII u. 112 S. 8.¹⁾

Die vorliegende Schrift handelt über den Unterricht in der deutschen Grammatik und Litteratur. Sie giebt keine zusammenfassende Darstellung, kein System, sondern reiht in loserer Fügung einzelne Betrachtungen aneinander, aus denen ein nachdenkender Mann von vielseitigem Interesse uns anspricht.

Der erste kleinere Teil steht im engsten Zusammenhang mit des Verfs. Schrift über die deutsche Satzlehre, deren wesentliche Resultate hier in den grammatischen Vorbemerkungen wiederholt werden. Daß der Rec. in mehreren wichtigen Punkten dem Verf. nicht Recht geben kann, hat er jüngst in dieser Zeitschrift auseinander gesetzt; auch einigen weniger wesentlichen Vorschlägen, die der Verf. jetzt neu hinzufügt, vermag er nicht zuzustimmen. Dem Verf. mißfallen die Ausdrücke *Dativobjekt* und *Genetivobjekt*,

¹⁾ Wir bemerken, daß uns diese Rezension seit Anfang Januar d. J. vorliegt.
D. Red.

noch mehr der verhältnismäßig neue Terminus präpositionales Objekt; er schlägt für die beiden ersten Prädikatsdativ und -genetiv vor in Übereinstimmung mit der Bezeichnung Prädikatsnominativ und — können wir hinzufügen — Prädikatsaccusativ. Aber gerade was der Verf. als übereinstimmend heranzieht, weckt Widerspruch gegen die Neuerung. In den Sätzen „ich liebe dich, ich helfe dir, ich gedenke deiner, ich denke an dich,“ stehen „dich, dir, deiner, an dich“ in wesentlich gleichem syntaktischem Verhältnis und werden deshalb alle vier zweckmäßig als Objekte bezeichnet, der Accusativ als Objekt im engeren Sinne, die drei andern durch charakteristische Zusätze unterschieden. In einem ganz andern syntaktischen Verhältnis stehen der Prädikatsnominativ und -accusativ in Sätzen wie „du bist unser Beschützer, wir nennen dich unsern Beschützer“, und darum soll man für jene Kasus nicht analog gebildete Namen wählen. Die Erklärung, die der Verf. vom Prädikatsaccusativ giebt, halte ich für unrichtig. „Der Prädikatsaccusativ“, sagt er, „bestimmt das Objekt nicht unmittelbar, sondern erst mit Hilfe des finiten Verbums, des Prädikats, und heißt eben deshalb Prädikatsaccusativ.“ Nicht deshalb, meine ich, sondern weil der Prädikatsaccusativ sich zum Objekt verhält, wie der Prädikatsnominativ zu seinem Subjektwort. Das ist das eigentümliche Verhältnis, das beim Objektgenetiv und -dativ eben fehlt. — Einer andern Neuerung, den bestimmten Artikel Zeiger, den unbestimmten Zähler zu nennen, habe ich nichts anderes entgegenzusetzen, als die Abneigung gegen das Umwühlen einer an und für sich doch recht gleichgültigen Terminologie.

Der eigentliche Zweck des vorliegenden Buches ist nun aber nicht die Ausbildung und Begründung der Theorie, sondern ein Versuch und Beispiel ihrer praktischen Anwendung. Quartaner sollen darnach über den einfachen Satz belehrt werden. Dafs der Verf. dabei analytisch verfährt, erscheint mir fast als selbstverständlich; ja er wählt häufig die katechetische Form, um zu zeigen, dafs die Behandlung des Stoffes nach seinen grammatischen Anschauungen selbst für den ersten Anfänger nicht zu schwer ist. Das Urteil über die Leistung hängt aber natürlich in erster Linie doch davon ab, ob man die Theorie für richtig hält; ob leicht oder schwer, ist gleichgültig, falls die Grundanschauungen irrig sind.

Zum Substrat seiner Analyse hat der Verf. die Lessingsche Fabel von den Sperlingen genommen. Der erste Satz lautet: „Eine alte Kirche, welche den Sperlingen unzählige Nester gab, wurde ausgebeasert.“ Die erste Frage, die der Verf. daran knüpft: „Wovon ist in dem ersten Satze die Rede?“ Ich bitte den Leser die Antwort zu versuchen. Von einer alten Kirche? Nein. Von Sperlingen: Nein. Nun, etwa von Nestern? Auch nicht. „Von einer Ausbesserung, einem ausgebeasert werden“, verlangt der Verf. und wie er in der Anmerkung vorgeschrittenere Schüler

weiter belehrt, „eigentlich zunächst nur von einem werden“. Wir wissen wohl, wie der Verf. zu dieser Forderung kommt; in seiner Verbaltheorie ist sie begründet; aber der natürliche Menschenverstand wird sie nicht leicht finden, sicher nicht auf geradem Wege. Der Verf. kann sich vielleicht auf die Erfahrung berufen, daß doch keiner seiner Schüler die richtige Antwort verfehlt habe. Auch ich würde mich wohl verpflichten, in zehn Minuten Quartaner so weit abzurichten. Wenn ich fünf einfache Sätze nehme und bei jedem hinter einander die Frage wiederhole: „Wovon ist in dem Satze die Rede?“, und die Frage mit der Angabe des verb. fin. beantworte, so wird der Quartaner witzig genug sein, zu verstehen, welche Antwort der Lehrer auf seine Frage verlangt. Es wird ihn zwar ein gewisses Gefühl der Verwunderung ob solcher Frage bedrücken, aber er fügt sich der Autorität, zufrieden, begriffen zu haben, was der Lehrer eigentlich will. Zu schwer ist also diese Übung nicht, aber sie ist verkehrt und darum unzweckmäßig.

Auch wo die theoretischen Liebhabereien des Verf.s nicht in Betracht kommen, finde ich die analytische Methode nicht immer mit gehöriger Behutsamkeit angewandt. Der zweite Satz lautet: „Als sie in ihrem neuen Glanze dastand, kamen die Sperlinge wieder“ etc. „Wie (wann) kamen die Sperlinge?“ fragt der Verf. Ich weiß zunächst nicht recht, was das in Klammer gesetzte wann soll. Auf die Frage „Wann?“ würde ich antworten: „Als die Kirche in ihrem neuen Glanze dastand“; auf die Frage „Wie?“ würde ich die Antwort schuldig bleiben. „Sie kamen wieder“, sagt der Verf., „nicht zum ersten Mal“. Wieder bezeichnet zunächst die Richtung und gehört insofern zu der Klasse der Ortsadverbia, wie zurück; es wird dann aber nach einem der Sprache geläufigen Vorgang auf die Zeit übertragen, z. B. „ich habe ihn wiedergesehen“; weiter berührt sich das Wort mit den Zahladverbien, z. B. „ich habe ihn wieder (zum zweiten oder dritten etc. Male) gesehen“. Zu welcher Kategorie es im vorliegenden Satze gehört, giebt der Verf. nicht an; augenscheinlich ist es Ortsadverbium, antwortet aber freilich ebensowenig auf die Frage wo? als auf wie? und wann? — Inbetreff des Nebensatzes fragt der Verf. „Wann stand sie?“ Ich würde wieder über die Antwort in Verlegenheit sein, wenn der Verf. sie nicht hinzugefügt hätte: „Nun (Adv. der Zeit).“ Ja freilich ist „nun“ Adv. der Zeit, aber hier funktioniert das Wort als Konjunktion, die auf den Fortschritt der Erzählung deutet. Es ist nicht schwer diese Anwendung auf die zeitliche Bedeutung zurückzuführen, aber es ist eine Beleidigung des gesunden Sprachgefühls, die verschiedenen Verwendungen zu identifizieren. — „Wo stand sie?“ geht das Examen weiter. Antwort: „Da, Adv. des Ortes“. Ich würde ebenso leicht auf die Antwort „in ihrem neuen Glanze“ verfallen sein; denn obschon „da“ Adv. des Ortes ist, empfinde ich es hier nicht als solches.

Wie der Lehrer sich solchen Fällen gegenüber zu verhalten hat, darüber erlaube ich mir auf meine Grammatik § 67, 3. 4 zu verweisen. — In dem dritten Satze: „Allein sie fanden sie alle vermauert“ soll alle substantivisch als Apposition zu sie stehen. Dem Begriff der Apposition wird hier eine unzweckmäßige Ausdehnung gegeben und alle ist in dieser Verbindung ebensowenig ein Subst. wie in „alle die Nester“ oder „die Nester alle.“ --- Von dem bestimmten Artikel sagt der Verf. S. 10, er diene dazu, auf etwas schon Bekanntes hinzuweisen. Ich habe gegen diese Erklärung nichts einzuwenden, denn wenn sie auch nicht erschöpfend ist, so trifft sie doch die Hauptsache und die ursprüngliche Bedeutung; verwerflich aber ist die Anwendung, welche auf S. 30 von dieser Erklärung gemacht wird; in dem ersten Satze stehe vor Sperlingen der Artikel den, weil dadurch auf eine jedem Leser bekannte Vogelart hingewiesen werde. Die Bekanntheit der Sperlinge hat mit diesem Gebrauche des Artikels gar nichts zu thun. Der grammatische Unterricht kann es füglich bleiben lassen, in die schwierige Lehre vom Gebrauche des Artikels einzugehen, aber unrecht ist, wenn er die sprachlichen Erscheinungen scheinbar und willkürlich unter unvollkommene grammatische Beobachtung beugt.

Dafs im allgemeinen die Analyse richtig ist, das ist selbstverständlich, und da es durchaus nicht in der Absicht des Verf.s lag, ein Muster zu genauer Nachbildung zu geben, so hätte ich einzelne Punkte, in denen er fehlgeschossen zu haben scheint, vielleicht nicht hervorzuheben brauchen. Als Einzelheiten mögen sie allerdings unwesentlich sein; aber die Einzelheiten bekunden einen wesentlichen Mangel. Der Verf. hat eine zu mechanische oder zu abstrakte Vorstellung von der Sprache; er behandelt sie wie ein starres Gebilde und zeigt keinen Sinn für ihr bewegtes Werden, keine Freude an ihren zarten Bildungen. Er zwingt sie in Formen, die sie bedrücken, und kennt nicht die behutsame Schmiegsamkeit, welche die historische Grammatik der Sprache gegenüber lehrt. — Der Rec. sieht es durchaus nicht als einen Schaden an, dafs der mhd. Unterricht für die höheren Lehranstalten als unnütz bezeichnet ist, und die hier und da hervorbrechenden Klagen elegischer Weichheit oder taciteischen Ingrimm erscheinen ihm als Ausdruck einer durch persönliche Liebhabereien oder die Grenzen der eigenen Wirksamkeit eingeeengten Gesinnung, aber es kann für den Schüler manches sehr entbehrlich sein, was für den Lehrer sehr notwendig ist. Als sehr notwendig sieht es der Rec. an, dafs, wer als Lehrer der deutschen Grammatik auftreten will, die historische Behandlung der Sprache nicht nur obenhin kenne, sondern gründlich durch sie in das Wesen der Sprache eingeführt sei.

Noch eine zweite allgemeine Bemerkung sei mir gestattet. Der Verf. knüpfte die grammatische Unterweisung an das Lese-

buch, obwohl er nicht will, daß ein einzelnes Lesestück mit der Ausführlichkeit behandelt werde, mit der er die Lessingsche Fabel behandelt hat; vielmehr seien diese Belehrungen das Pensum vieler Stunden und müßte allmählich in Verbindung mit der wechselnden Lektüre zum geistigen Besitz der Schüler werden (S. 32). Ohne Frage läßt sich der Unterricht auf diese Weise erteilen, wer aber eine so eingehende Unterweisung verlangt, wie der Herr Verf., der wird sein Ziel leichter und sicherer erreichen, wenn er ein grammatisches Lehrbuch mit zweckmäßig zugerichtetem und geordnetem Stoff seinem Unterrichte zu Grunde legt. Nicht nur wird es für den Lehrer schwer sein, durch gelegentlich an die Lektüre geknüpfte Bemerkungen den Kreis seines Pensums genau zu erfüllen, nicht nur wird es dem Schüler schwer fallen, den vereinzelt aufgenommenen Stoff zu behalten: ich möchte hier vor allem auf das hinweisen, woran die vorliegende Analyse mahnt, daß es doch nicht so leicht ist, das geeignete Material aus dem Lesebuch zu gewinnen. Der Verf. hat seine Lessingsche Fabel sehr geschickt ausgewählt. Aber selbst in dem einfachsten Lesestück können schwierigere sprachliche Verhältnisse vorkommen, die den Ungeübten verwirren und deren Erörterungen über die Grenzen, in denen der Unterricht sich zunächst halten muß, hinauslocken; schiefe und halb wahre Bestimmungen sind dann die Folge. Wenn das grammatische Pensum an einem methodisch ausgewählten Stoffe erledigt und zum Eigentum der Schüler geworden ist, dann wird die Analyse eines zusammenhängenden Stückes mit Erfolg vorgenommen werden, und das Lesebuch wird auf Schritt und Tritt Gelegenheit bieten, die grammatische Einsicht zu erweitern und zu vertiefen, viel mehr Gelegenheit, als der Lehrer benutzen darf.

Der zweite Teil betrifft die Behandlung dichterischer Lesestücke. Die Bemerkungen, welche der Verf. auf die grammatische Analyse der Fabel folgen läßt, führen uns zu diesem zweiten Teil schon hinüber. Er legt den Schülern die Frage vor, ob die Überschrift „Die Sperlinge“ den Inhalt deutlich, einigermaßen erschöpfend angebe; er fordert sie auf, das weniger Wesentliche von dem Wesentlichen zu unterscheiden, und läßt schließlic die Lehre bestimmen, die aus der kleinen Geschichte zu entnehmen ist. Auf den Inhalt ist die Unterweisung des Verfs. gerichtet, und diese Rücksicht auf den Inhalt soll bes. bei der poetischen Lektüre walten, zumal von grammatischer Unterweisung soll bei Gedichten nicht mehr vorkommen, als das Verständnis des Inhalts erheischt; höchstens nachträglich könnten diese oder jene einzelne Bemerkungen gelegentlich hinzugefügt werden. Am besten ist es, wenn der Lehrer zunächst selbst das ganze Gedicht vorliest, und dann erst an die Arbeit im einzelnen geht, teils fragend, teils belehrend. Erzählende Gedichte soll der Schüler wieder erzählen und schon früh in ihrer Gliederung geübt werden. Sehr

richtig bemerkt der Verf., es sei eine notwendige Forderung, daß der Schüler den Hauptinhalt des Gelesenen wiedergebe, ob schon sie in der Regel erst nach manchen verfehlten Versuchen gelingen werde. „Denn in einer Darstellung Wesentlichen vom Unwesentlichen, die Hauptsache vom Beiwerk unterscheiden zu lehren, ist bei kleineren Lese stücken ebenso wichtig und angebracht, wie bei größeren die Einführung in den pragmatischen Zusammenhang, welche natürlich jene Unterscheidung schon voraussetzt.“ Ich habe diese Worte des Verf.s unterstrichen, weil sie eine der wichtigsten Aufgaben des Unterrichts auf allen seinen Stufen bezeichnen, durch deren gewissenhafte Erfüllung auch die Sisyphusarbeit am deutschen Aufsatz wesentlich wird erleichtert werden. Weiter warnt der Verf. vor einem Übermaß in der Erklärung, das den Inhalt verwässere und den Eindruck abschwäche; den weitesten Umfang hat die Erklärung bei der Gedankenlyrik, die Gedichte der Gefühlslyrik vertragen sie fast gar nicht.

Alle diese allgemeinen Bemerkungen sind nun nicht eben neu, doch scheint es notwendig, daß sie immer wieder eingeschärft werden, und lehrreich und ansprechend ist die Art, wie der Verf. sie durch eine Reihe von Beispielen teils kritisierend teils demonstrierend erläutert. Es ist eine ganze Reihe von Gedichten, die erwähnt, zum Teil recht eingehend behandelt werden. Einige, die vielfach in Schullesebüchern sich finden, empfiehlt der Verf. zu beseitigen, so Uhlands Lied eines Armen und Heines Grenadiere (S. 43, 48); anderes wünscht er aufgenommen, namentlich sei der Schatz gedankenreicher Poesie, den Rückert uns bietet, noch nicht genügend verwertet.

In der Auffassung der besprochenen Gedichte weiche ich mehrfach von dem Verf. ab; selbst der Inhalt der beiden Fabeln, deren zweite „Erle und Ceder“ von Fr. Müller mir übrigens nicht empfehlenswert scheint, ist nach meiner Ansicht nicht treffend wiedergegeben; vielleicht absichtlich nicht, weil die volle Wahrheit dem jugendlichen Alter doch nicht hätte nahe gebracht werden können. — In Schillers Bürgschaft nehme ich nicht die Steigerung wahr, die der Verf. in dem Gedichte sucht (S. 59). Er meint die wechselnden Situationen, in die Damon auf seinem Rückwege nach Syrakus geführt wird, der tosende Bergstrom, die Räuber, die Erschöpfung, die Begegnung mit den Wandrern und mit Philostratus, endlich die Ankunft in dem Augenblick, wo der Freund schon in die Höhe gezogen wird, stellten eine Reihe immer größerer Hindernisse dar, an denen die sittliche Kraft des edelen Mannes erprobt wurde. Das ist nicht die Absicht des Dichters, er will durch die Reihe der Szenen nicht die Pflichttreue des Helden in immer hellerem Lichte hervortreten lassen, sondern er will die Seelenerregung des Mannes leidenschaftlich

steigern; nicht auf unsere Bewunderung, auf unser Mitleid zielt die Kunst des Dichters. Bei der Auffassung des Verf.s bliebe, von anderen abgesehen, die Strophe, in der Damon kraftlos in die Kniee sinkt, sinnlos; denn diesen Zustand der Erschöpfung überwindet er nicht durch sittliche Kraft, sondern durch göttliche Fügung. — Auch den Gedankengang von Schillers Glück, das vor andern eingehend behandelt wird, fasse ich anders auf und möchte den Dichter vor dem Tadel, den der Verf. über ihn ausspricht, schützen. Schillers Gedanke ist, daß der Mensch sich der herrlichen Erscheinung freuen soll, wo sie ihm entgegentritt, auch wenn diese Erscheinung keineswegs der Ausdruck sittlicher Würde und eignen Verdienstes ist. Er erläutert diesen Gedanken durch zwei Beispiele, durch die Erscheinung des gottbegnadeten Helden Achill und durch die Schönheit. Mit den Worten: „Zürne dem Glücklichen nicht“ beginnt er den einen Abschnitt; den andern mit: „Zürne der Schönheit nicht“; der Parallelismus hebt deutlich die Gliederung hervor, und mit Unrecht bezeichnet der Verf. den ersten Abschnitt als einen fremdartigen Exkurs, der das Verständnis des Ganzen beeinträchtigt und vom Dichter besser gestrichen sei. Das letzte der sechs in Rede stehenden Distichen hat Schiller später weggelassen, nicht weil es zu der vorgetragenen Anschauung nicht paßte, sondern weil es ihr einen die gewöhnliche Weltanschauung und das gewöhnliche sittliche Gefühl verletzenden Ausdruck gab. — Auch der Schluss des Gedichtes scheint mir nicht richtig gedeutet:

Jede irdische Venus ersteht, wie die erste des Himmels,

Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer;

Wie die erste Minerva, so tritt mit der Ägis gerüstet

Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.

Der Verf. paraphrasiert, an Viehoff sich anlehnend (S. 64): „Wie Aphrodite in voller Schönheit aus dem Meere empor stieg, so noch heute jedes geniale Kunstwerk durch den schöpferischen Augenblick aus der unendlichen, geheimnisvollen Möglichkeit schöner Bildungen; wie Pallas Athene, mit der Ägis gerüstet, aus dem Haupte des Zeus hervortrat, so noch heute jeder wissenschaftliche geniale Gedanke aus dem Verstande des Forschers, mächtig allen Irrtum niederschlagend“. Es mag dahingestellt bleiben, ob Schiller mit dem unendlichen Meer die unendliche geheimnisvolle Möglichkeit schöner Bildungen hat meinen können, offenbar unmöglich ist die Auslegung des letzten Distichons; die Konstruktion des Satzes fügt sich ihr auf keine Weise. Schiller sagt ganz deutlich, daß jeder Gedanke des Lichtes ein Ausfluß des göttlichen Geistes ist; in dem Genie sieht und verehrt er eine Äußerung des göttlichen Geistes selbst; das Gedicht klingt vernehmlich in pantheistischer Anschauung aus.

Die letzten Seiten des Buches behandeln eine Anzahl von Gedichten in der Weise, daß ihre Erklärung einer psychologischen

Gedankenreihe eingefügt ist. Der Verf. meint, daß dadurch einerseits der Gedankeninhalt der Gedichte klarer und schärfer hervortrete und andererseits wenigstens ein erheblicher Teil von psychologischen Belehrungen in einem Gewande erscheine, durch welches sie bei der Jugend leichtern Eingang finden. Auf diese Weise werde der propädeutische Unterricht in der Philosophie am besten mit dem deutschen Unterricht verbunden. Rec. zweifelt, ob dem Verf. sein Unternehmen gelungen ist; jedenfalls hat er keine Freude daran gefunden, Goethes Gesang der Geister über den Wassern, Mahomets Gesang und Adler und Taube einer Belehrung über die Temperamente (deren Wert zu beurteilen er den Philosophen überläßt), dienstbar gemacht zu sehen. Er findet, daß die unbefangene Auffassung der Gedichte durch die Beziehung auf die philosophischen Probleme gelitten hat, zum Teil schwer gelitten hat, und fürchtet, daß wiederum die Gedichte die klare Entwicklung und Auffassung der psychischen Verhältnisse stören. — Auch die Erklärung der beiden auf die Temperamentsgedichte folgenden: die Grenzen der Menschheit und das Göttliche scheint mir in wesentlichen Punkten fehl zu greifen, doch will ich für eine nähere Erörterung den Raum der Zeitschrift nicht mehr in Anspruch nehmen. Nur sei es mir zum Schluss noch erlaubt, zu dem zuletzt erwähnten Gedichte eine Parallelstelle aus dem Griechischen anzuführen, zum Dank für einige hübsche Citate aus der griechischen Anthologie, die der Verf. auf S. 63. 64. 105 beigebracht hat. Aelian, *Varia historia* XII 59: *Πυθαγόρας ἔλεγε, δύο ταῦτα ἐκ τῶν θεῶν τοῖς ἀνθρώποις δεδωσθαι κάλλιστα, τὸ τε ἀληθεύειν καὶ τὸ εὐεργετεῖν· καὶ προσετίθει, ὅτι καὶ εἶοικε τοῖς θεῶν ἔργοις ἐκείτερον.* Man wird durch diese Worte leicht an Goethes Gedicht erinnert, und vielleicht ist die Berührung nicht zufällig. Die Stelle Aelians führt nämlich Goethes Schwager J. G. Schlosser in seiner Longin-Übersetzung S. 31 als Anm. an: Dies zielt auf einen Gedanken des Pythagoras, den Aelian in seinen Verschiedenen Geschichten Bd. 12, K. 59 erzählt: „Das, sagte er, sind die zwei herrlichsten Geschenke, die die Menschen von den Göttern empfangen haben: Wahrsein und Wohlthun; und jedes macht sie den Göttern gleich.“ Die Longinübersetzung erschien 1781, Goethes Gedicht zuerst in dem Tiefurter Journal 1782.

Bonn.

W. Wilmanns.

1) Karl Meurer, *Französisches Lesebuch*. Erster Teil. Für Quarta und Untertertia der Gymnasien, Progymnasien, Realgymnasien und Realprogymnasien. Mit einem Wörterbuch. Leipzig, Fues' Verlag (R. Reisland), 1883. V u. 134 S. 8. 1,10 M.

Durch die Lehrpläne für die höheren Schulen Preussens vom 31. März 1882 und die Erläuterungen dazu vom 28. Februar 1883 ist es geboten, mit der französischen Lektüre bereits in Quarta

zu beginnen. Gerade für diese Klasse aber und die nächstfolgende macht sich der Mangel an geeignetem Lesestoff in besonders empfindlicher Weise geltend. Dem abzuhelfen ist Zweck des vorliegenden Buches. Dasselbe zerfällt in sechs Abteilungen. Die erste enthält eine Reihe von Anekdoten, Fabeln und Erzählungen, welche großenteils zum klassischen Altertum in Beziehung stehen. Die zweite bringt Stücke mythologischen Charakters, z. B. Philémon et Baucis, Niobé, Jason et la Toison d'Or; die dritte solche historischen Inhalts als: Alexandre le Grand, Bataille de Cannes, Mahomet. In der vierten finden sich geographische Schilderungen, in der fünften naturgeschichtliche Beschreibungen; die sechste endlich bietet einzelne kleine und leichtere Gedichte. Für die Abschnitte II—VI hat der Verfasser mit Vorliebe entweder aus Schriftstellern geschöpft, die zu den berühmteren gehören, wie La Fontaine, Rollin, Mme. de Staël, Chateaubriand, oder doch aus solchen, die noch als namhafte Autoren zu bezeichnen sind: Duruy, Noël et Chapsal und andere. Dafs die Klassiker so wenig benutzt worden, rechtfertigt der Umstand, dafs sie fast nichts für die unteren Stufen der Schule Passendes aufzuweisen haben. Beschränken sich doch nach dem Reglement vom 2. August 1880 selbst die französischen Anstalten für die unserer Quarta und Untertertia entsprechenden Klassen auf Racine, „Esther“, Boileau, „Satires“, Schriften, die notorisch nur einem reiferen Alter zugänglich sind, auf den als langweilig förmlich berüchtigten „Télémaque“ von Fénelon und die Fabeln von La Fontaine. Vielleicht hätten letztere vom Verfasser etwas mehr herangezogen werden dürfen, da ja so wie so der poetische Teil seines Buches knapp ausgefallen ist.

Der Inhalt der Lesestücke lehnt sich im allgemeinen an die Pensen der übrigen Unterrichtsfächer in der betreffenden Klasse an und will nicht blofs zur Belehrung, sondern auch zur „Bildung des Herzens und des Gemütes dienen“.

In der speziell für Quarta bestimmten ersten Abteilung werden die vorkommenden Formen unregelmäßiger Verben in Fußnoten erklärt. Ein gutes Wörterbuch ist angehängt.

2) J. Westenhoeffer, *Fablier de nos enfants*. Mulhouse, Imprimerie Veuve Bader et Cie., 1876. II u. 208 S. 8. 1,60 M.

Eine Sammlung französischer Fabeln und zwar in vortrefflicher Auswahl: Fénelon, Florian, La Fontaine, Lachambeaudie sind besonders berücksichtigt. Jedem Stück hat der Verfasser die seltenen Vokabeln und Redewendungen mit deutscher Übersetzung vorangestellt; beigefügt sind vielfach sachliche Erklärungen, die allerdings zum Teil entbehrlich erscheinen, und einzelne Fragen, welche der Schüler beantworten soll. Wo es zugänglich war, ist der französischen Fabel immer die entsprechende Aesopische in deutscher Bearbeitung oder auch wohl eine Lessingsche gegenüber gestellt: beabsichtigt ist, dafs diese ins Französische zurück-

übersetzt werde. Das Buch zerfällt in vier, auf ebensoviel Studienjahre berechnete Abteilungen, welche in Form und Inhalt des Gebotenen eine gewisse Abstufung aufweisen. Auf preussische Schulen ist es von Haus aus kaum zugeschnitten, eher auf elsass-lothringische. Doch könnte man an eine Verwendung — etwa in unseren Tertia — denken. Dafür spräche — abgesehen von dem ästhetischen und moralischen Wert der kleinen Schrift —, daß sie den Leser mit einigen Dichtern eingehender bekannt macht und gerade mit solchen, in denen eine bestimmte Eigenart französischer Poesie besonders scharf zum Ausdruck kommt. Bedenken jedoch erregt, daß verschiedene Fabeln sprachliche und stilistische Schwierigkeiten bergen, welche man dem Schüler der mittleren Klassen zu überwinden kaum zumuten darf.

Berlin.

E. W. Mayer.

Verhandlungen des dritten deutschen Geographentages zu Frankfurt a. M. am 29., 30. u. 31. März 1883, redigiert von J. Rein und H. Wagner. Berlin, Dietrich Reimer, 1883. 208 S. 2 Karten. 6. 5 M.

Das vorliegende Heft hat gegenüber dem vorjährigen eine geringe Vermehrung der Seitenzahl und eine veränderte Anordnung insofern erfahren, als die an die Vorträge sich anknüpfenden Diskussionen und Beschlüsse in einer besonderen dritten Abteilung vereinigt sind. Die größere Hälfte ist wiederum der ersten Abteilung, den Vorträgen über wissenschaftliche Geographie gewidmet. Sie enthält außer drei Eröffnungs- und Begrüßungsansprachen neun solcher Vorträge aus den verschiedensten Gebieten dieses Faches und erfüllt an ihrem Teile in vollstem Maße die Aufgabe, welche J. Rein als die der Geographentage interpretiert, nämlich: „Den gegenwärtigen Stand des geographischen Wissens und Strébens zum Ausdrucke zu bringen, geographischen Studien neue Impulse zu geben und auf zweckmäßige Behandlung, Vertiefung und Erweiterung des geographischen Unterrichts hinzuwirken.“ Ein erhöhtes Interesse verleiht den „Verhandlungen“ die an früheren Tagen vermifste Anwesenheit und die persönliche Mitwirkung eines jüngst von Afrika herübergekommenen Reisenden, des Lieutenant Wislmann, der über „die Durchkreuzung des äquatorialen Afrika“ redet. Einem Manne, dessen viele mit Verehrung gedenken werden, widmet Cramer (Gebweiler) einen pietätvollen Nachruf unter dem Titel: „Über die Bedeutung Emil von Sydows für die Entwicklung der wissenschaftlichen Erdkunde“. Eine allgemeinere Beachtung erfordert sodann der Bericht über „die Centalkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland“ von R. Lehmann (Halle). Man wird sich erinnern, daß im Herbst des Jahres 1882 durch einen Aufruf zu allseitiger Beteiligung an dem Unternehmen aufgefördert wurde, wobei es sich zunächst um die Sammlung von Litteraturnachweisen über

bereits vorhandene Einzelschriften aus verschiedenen Landesteilen handelt. Jener Aufruf zur Einsendung solcher Nachweise scheint die Erwartungen der leitenden Kommission nicht bloß erfüllt, sondern sogar übertroffen zu haben, denn in der Zwischenzeit ist sie zu der Erkenntnis gelangt, daß ihre eigenen Kräfte nicht dazu ausreichen, das eingesandte Material auch nur bibliographisch zu prüfen oder lexikalisch zu ordnen. Sie wendet sich daher wieder an die teilnehmenden Kräfte der Einzellandschaften mit dem Ersuchen, diese bibliographische Sammlung und Sichtung vornehmen und die vorhandenen Lücken des Materials durch Einzelschriften ausfüllen zu wollen. Die Kommission will dann später einen speziellen Plan ausarbeiten, ihn der öffentlichen Erörterung unterbreiten und auf Grund derselben von neuem redigieren. Dann soll endlich an das Werk selbst gegangen werden mit Inaussichtnahme von Staatshilfe, die wohl nicht ausbleiben wird. Der Gedanke ist schön, aber man kann fragen, ob es nicht besser gewesen wäre, geradewegs auf das Ziel loszugehen und mit dem Hauptwerke zu beginnen, um dann den folgenden Dezennien zu überlassen, an ihm zu bessern und weiterzubauen. Genug, der Vorschlag hat keinen Beifall gefunden, so daß nur übrig bleibt, der Kommission zu wünschen, es möchte ihren einzelnen Mitgliedern ein so hohes Lebensalter beschieden werden, daß sie noch an dem Hauptwerke selbst thätig sein können. Die sechs anderen Vorträge behandeln Stoffe, deren Besprechung noch mehr als die der drei obigen besser Fachzeitschriften überlassen wird. Erwähnt sei nur noch, daß der Vortrag von Ratzel (München) „Über die Bedeutung der Polarforschung für die Geographie“ besonders wirksam den modernsten abfälligen Urteilen über den Wert des Strebens nach dem Nordpole entgegentritt.

Von den vier „Vorträgen über schulgeographische Fragen“ ist der von Votsch (Gera) über die „geographischen Schulbücher Michael Neanders“, eines bedeutenden Ilfelder Rektors aus dem 16. u. 17. Jahrhundert, ein zurückblickender; sein pädagogischer Wert verschwindet neben dem historischen. Der Inhalt des Vortrages von Coordes (Kassel) „Welche Grundsätze sollen bei Herstellung und Begutachtung von Schulkartenwerken maßgebend sein?“ läßt sich dahin zusammenfassen, daß die vorhandenen Schulwerke vielfach noch recht mangelhaft seien oder gar (was noch bedenklicher ist) es in letzter Zeit wieder mehr geworden seien, und daß der Mehrzahl ihrer Kritiker kein besseres Zeugnis zu geben sei. Daher richtet der Redner jene Frage, die den Titel seiner Anführungen bildet, an alle geographischen und pädagogischen Vereine, Schulkollegien u. s. w. Das Verfahren ist ohne Zweifel ein fruchtbringendes, da es den Stoff zu künftigen Verhandlungen und ausreichende Zeit zu gründlicher vorheriger Erörterung bietet; leider ist es hier aber nicht diskutabel, da die Vorlage des Kasseler Vereins, auf Grund deren die Frage erörtert werden soll, dem

Bericht nicht beigegeben ist. Aus dem Vortrage allein ersieht man die leitenden Gesichtspunkte nicht und ebensowenig aus der folgenden Diskussion, aus der jedoch mit Befriedigung die Mitteilung von Kirchhoff hervorgehoben werden darf, das die Angelegenheit betreffs richtiger Aussprache und geeigneter Umschreibung nichtdeutscher geographischer Namen von der vielseitig thätigen Verlagsbuchhandlung von Hirt in Angriff genommen sei und diese demnächst Fragebogen dazu herumsenden werde. Die Art der Diskussion auf jenen Versammlungen oder die Berichterstattung über sie scheint doch noch der Verbesserung fähig zu sein; denn entweder ist es dort wirklich etwas lebhafter zugegangen und der Bericht läßt es nicht erkennen, oder die Herren sind müde gewesen. Wenn sie es waren, so ist ihnen das freilich nicht gerade zu verübeln; denn das Anhören von 13 angemeldeten und etwa ebensoviel unangemeldeten Vorträgen, vielfache Beratungen und organisatorische Beschlusfassungen, dazu die Besichtigung der bedeutenden geographischen Ausstellungen mochte manchem wohl die Lust zum Debattieren benehmen. Wenn dem aber so ist, so möchte es sich doch wohl empfehlen, die Versammlung nach dem Beispiele anderer in Sektionen einzuteilen. Für die Anwesenden mag ja das gegenwärtige Verfahren ganz befriedigend sein, den Geographielehrern, die nicht die Versammlung besuchen können — und das ist immer die Mehrzahl —, wird weniger daran liegen, ob sie zu irgend einer geographischen Erörterung, die sie auch vielleicht anderswo in ähnlicher Weise lesen können, noch höchstens das pro und contra von je einem Redner vernehmen. Eine möglichst vielseitige Diskussion, eine Beleuchtung von verschiedensten Seiten und womöglich eine Beschlusfassung, das ist es, was uns wenigstens als die für jene Versammlungen erspriesslichste Verfahrensweise erscheint. Auf den wissenschaftlichen Teil der Verhandlungen beziehen sich diese Ausführungen nicht.

Eine ausgedehntere Diskussion jedoch hat sich angeschlossen an den Vortrag vor Zdeněk (Prag) „Über die kartographische Darstellbarkeit verschiedener Gegenstände“, der, um es kurz zu sagen, das geographische Freihandzeichnen betrifft. Z. empfiehlt erstens für sorgfältige Zeichnungen die Methode des Kirchhoff-Debesschen „Zeichenatlas“, für schnelles Zeichnen des Lehrers an der Wandtafel und des Schülers im Skizzenheft aber die Methode Umlauf oder die Merkator-Projektion, drittens endlich will er die Darstellung der vertikalen Gliederung einfach aus der Tafelzeichnung und der Schülerskizze ganz verbannt wissen, weil sie durch ihre mangelhafte Beschaffenheit das Übrige nur störe. Dem zweiten Punkte ward entgegengehalten, das die Skizze, welche Z. der Versammlung vorgezeichnet hat (sie finden sich auch in dem besprochenen Heft), nicht eigentlich in der Merkator-Projektion gezeichnet sei, und das es dem Schüler doch wohl schwer werden sollte, in den höheren Breiten der Verbreiterung der Landmassen

mit seiner Skizze gerecht zu werden. Das ist gewiß richtig. Die Umlaufische Zeichenweise ist auch keine Merkatorprojektion, sie ist eigentlich gar keine formelmäßige Projektion; in den niedrigeren Breiten fällt sie unter die Rubrik der sogenannten platten Karten, indem hier wohl mehrere Meridiane gegeben, aber das Zusammenrücken der Meridiane an den südlichen oder nördlichen Enden der Skizze als bei der geforderten Leistung unwesentlich vernachlässigt wird; bei den höheren Breiten wird nur ein Meridian gegeben, die Länder aber dann nach gewissen, auf den Parallelkreisen angemerkten Anhaltspunkten ohne Zuhilfenahme weiterer Gradlinien als dieser nicht etwa nach der Merkator-, sondern nach der üblichsten Kegelprojektion gezeichnet, ohne daß dies dem Schüler weiter zur Erkenntnis kommt. Diese Umlaufische Methode jedoch hat sich, nach den Erfahrungen des Ref. wenigstens und auch nach der vieler anderer Geographielehrer, als ein vorzügliches Darstellungsmittel für Tafelzeichnungen und schnell zu entwerfende Skizzen bewährt. Der dritte Punkt des Zdenékschen Vortrages hat mit Recht den lebhaftesten Widerspruch und auch durch Matzat (Weilburg) sogleich eine thatsächliche Widerlegung gefunden. Es wäre auch schlecht um den Wert der zeichnenden Methode bestellt, wenn sie sich für unfähig erklären sollte, dem Schüler das Zeichnen eines so wichtigen Kartenbestandtheiles wie die vertikale Gliederung zu ermöglichen. Der Gegenbeweis ist auch schon durch zahlreiche Schülerskizzen geliefert worden. Die Anwendung farbiger Stifte und Kreiden ist freilich unerläßlich dabei. — Ein vierter Vortrag von Finger (Frankfurt), dem bekannten Verfasser von Lehrbüchern über die Heimatskunde, behandelt diese als Vorbereitung zur Erdkunde. Allen Geographielehrern ist es zu empfehlen, jene auf erprobter Erfahrung beruhenden Ausführungen und Gebrauchsanweisungen zu lesen, und allen wäre es zu wünschen, daß ihnen zur Bethätigung derselben Gelegenheit und Spielraum gegeben würde.

Über das Schicksal der bekannten auf Beschluß der Versammlung von 1882 an sämtliche höheren Schulbehörden Deutschlands geschickten Wünsche und Thesen berichtet Kirchhoff (Halle). Eine wohlwollende Aufnahme scheint ihnen an vielen Stellen zu teil geworden zu sein, mehrere preussische Provinzialschulkollegien und mehrere Ministerien der kleineren Staaten haben auch, namentlich den didaktischen Teil jener Thesen, so diejenigen über die gänzliche Aufhebung der deutschen Meile und Quadratmeile zu Gunsten des metrischen Mafses, den ihnen unterstellten Schulanstalten zur Kenntnisaufnahme zugewiesen oder zur Nachachtung ausdrücklich empfohlen. Das übrigens nicht minder wohlwollend gehaltene Antwortschreiben des preussischen Ministers für Unterricht u. s. w. geht, wie vorauszusehen war, dahin, daß, bevor weitere Änderungen an der Stellung des geographischen Unterrichts in der Lehr- und Prüfungseinrichtung der höheren Schulen

vorgenommen werden können, Beobachtungen über den Erfolg der unlängst revidierten Lehrpläne abzuwarten seien, daß hingegen „die an die wissenschaftliche Bildung der geographischen Lehrer zu stellenden Forderungen bei der zur Publikation vorbereiteten Revision der betreffenden Prüfungsordnung eingehender Erwägung unterzogen worden sind“.

Norden.

E. Oehlmann.

Joh. Karl Becker, Die Mathematik als Lehrgegenstand des Gymnasiums. Eine pädagogische Untersuchung. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1883. gr. 8. Eigentlicher Text 63 Seiten. Dazu als Anhang (Seite 65—99): Zur Reform des geometrischen Unterrichts. Zuerst erschienen als Beilage zum Jahresbericht des Großherzoglichen Gymnasiums zu Wertheim, für das Schuljahr 1879—1880. Ferner: Auszüge aus den öffentlichen Beurteilungen der Lehrbücher von Johann Karl Becker (besonders paginiert, 16 Seiten).

Die vielfach besprochene Frage, wie der Gymnasial-Unterricht einzurichten sei, damit die Klage über zu große Höhe der Anforderungen an die Schüler beseitigt werde, hat den Verfasser veranlaßt, in der vorliegenden Schrift zu untersuchen, welchen Nutzen die Mathematik denjenigen gewährt, welche sich einem gelehrten Berufe widmen wollen, und wieviel von dieser Disziplin unerläßlich ist, wenn der zukünftige Gelehrte keine empfindliche Lücke in seiner allgemeinen Bildung zeigen soll.

In der Durchführung dieser Untersuchung findet sich viel Beherzigenswertes, und auch der Umfang des Gymnasialpensums wird im großen und ganzen nach unserer Ansicht richtig angegeben. Im einzelnen freilich ist mancherlei, was zu erheblichen Bedenken Anlaß giebt und worauf wir in dem Folgenden zurückkommen werden.

Was den Wert der Mathematik für die Schule betrifft, so sieht der Verfasser den „formalen“ Bildungswert in Folgendem. Die Mathematik, namentlich die Geometrie, knüpft ihre Betrachtungen an anschauliche Vorstellungen, sie bildet besonders das räumliche Anschauungsvermögen aus. Sie liefert Material, durch welches der Schüler gewöhnt wird, selbständig Begriffe zu bilden, Beobachtungen zu machen und Gesetze zu abstrahieren. Durch sie wird die Fähigkeit geübt, logisch zu operieren, und ihre Probleme bieten reiches Material zu eigenem und selbständigem Nachdenken. Nur die Naturwissenschaften bieten einen ähnlichen Vorteil, wie die Mathematik; immerhin aber sind die Naturgegenstände, um welche es sich handelt, nicht zu allen Zeiten und überall vorhanden.

Den realen Wert der Mathematik sieht der Verfasser nur darin, daß sie als Vorbereitung für die Naturwissenschaften diene. Dagegen ist sie für die sogenannten Geisteswissenschaften nach seiner Ansicht „ganz irrelevant“ (Seite 22), und die mathematische Forschung ist von jeder anderen „himmelweit verschieden“; der

Verfasser weist zur Begründung dieser Ansicht u. a. darauf hin, daß ein Mathematiker oder mathematisch begabter Schüler oft für andere Wissenschaften ganz unbrauchbar sei, und umgekehrt, wenn er auch zugiebt, daß solche Fälle Ausnahmen sind. Der reale Wissensgehalt, den die Mathematik, für sich selbst, also nicht als Hilfsmittel für andere Wissenschaften bietet, ist nach der Ansicht des Verfassers für jeden Nichtmathematiker von geringem Interesse, erhält aber durch die Form, welche als Muster wissenschaftlicher Behandlung eines Gegenstandes dienen kann, größeren Wert, weil sie den einzigen Lehrgegenstand des Gymnasiums bildet, an welchem der Schüler lernen kann, wissenschaftliche Untersuchungen anzustellen.

Der Umfang des mathematischen Unterrichtes soll nun vorzugsweise danach bestimmt werden, daß der Schüler zu einem gründlichen Studium der Physik befähigt werde, wobei die Abschnitte der Optik, Akustik und Wärmelehre besonders hervorgehoben werden. Die Mechanik, welche wir für die Grundlage aller physikalischen Studien halten, erwähnt der Verfasser zwar auch, jedoch nur ganz beiläufig. Dagegen hält er einen Grundriß der Astronomie und mathematischen Geographie in dem Umfange, wie ihn der Herausgeber, Herr Hermes, dem bekanntesten Lehrbuche der Physik von Jochmann zugefügt hat, für notwendig und ebenso einen Kursus in der unorganischen Chemie.

Dementsprechend wäre an mathematischen Studien erforderlich: die gewöhnliche Planimetrie, die ebene Trigonometrie, Kenntnis und Gebrauch des Descartesschen Koordinatensystems und mindestens soviel von der Stereometrie, um Volumenberechnungen und Schwerpunktsbestimmungen einfacherer Körper vornehmen zu können. Zum Zwecke der mathematischen Geographie und der Astronomie wäre dann noch etwas sphärische Trigonometrie notwendig. Dagegen könnte analytische Geometrie, projektivische Geometrie und Infinitesimalrechnung entbehrt werden.

Neben den physikalischen Wissenschaften sollte dem Abiturienten das Verständnis für gewisse im bürgerlichen Leben wichtige Einrichtungen, welche auf mathematischer Grundlage ruhen, eröffnet werden, namentlich müßten die das Versicherungswesen betreffenden Abschnitte, Zinseszins- und Rentenrechnung nebst Wahrscheinlichkeitsrechnung behandelt werden, soweit sie elementar genug sind.

Weniger wichtig erscheinen dem Verfasser die Anwendungen der Kombinationslehre auf die allgemeine Arithmetik, die Kettenbrüche, die diophantischen Gleichungen, das Rechnen mit komplexen Zahlen, die höhere Algebra, die Potenzreihen und die Determinanten. Doch möchte er einige von diesen Gebieten nicht ganz missen, namentlich die Fundamentalsätze der höheren Algebra, den binomischen Lehrsatz für ganze Exponenten und die diophantischen Gleichungen.

Ehe wir uns zu dem letzten Teil der Arbeit wenden, welcher die Methode und die Einteilung des Stoffes bespricht, wollen wir unser Urteil über den bisher vorgeführten Teil abgeben.

Im ganzen können wir den Ausführungen des Verfassers beipflichten. Nur möchten wir den Kernpunkt der Sache noch mehr hervorheben. Die Mathematik ist die Brücke, welche die angeschauete und wahrgenommene Außenwelt mit der intelligiblen Welt verknüpft. Durch sie schafft sich der menschliche Geist das Werkzeug, um Ordnung in den Erscheinungen der Sinnenwelt zu erkennen. Darum ist die Mathematik und ein Teil der Naturwissenschaften ein notwendiges Erfordernis für jeden Gebildeten, und wenn es in Deutschland Gymnasien giebt, wie in Baiern, welche, wie der Verfasser berichtet, die Mathematik wenig, die Naturwissenschaften fast gar nicht berücksichtigen, so ist das verkehrt, und es ist freilich nicht zu verwundern, wenn Leute, die auf solchen Gymnasien gebildet sind, eine verkehrte Ansicht über die Stellung der Wissenschaften haben.

Der Verfasser giebt diesem Standpunkte zuviel nach, wenn er sagt, für die sogenannten Geisteswissenschaften sei das Studium der Mathematik irrelevant.

Ist die Philosophie keine Geisteswissenschaft? Und gilt nicht noch heute für jeden Tempel dieser Wissenschaft das *ἀγέτωστέοντος μηδεις εἰσέρτω*? Es ist doch kein Zufall, daß Cartesius, Leibnitz, Kant und andere große Philosophen zugleich Mathematiker waren, und daß die Philosophie, als sie sich von der mathematischen Forschung löste, auf Abwege geriet, wie Schelling und Hegel beweisen.

Kann heutzutage ein Historiker von den Ergebnissen der geographischen Forschung abstrahieren, und weist nicht diese fortwährend auf die mathematisch-naturwissenschaftliche Weltbetrachtung hin? Ist nicht die musikalische Harmonielehre mathematischer Natur? Erinert nicht der Rhythmus in Musik und Poesie beständig an die Grundlage aller mathematischen Betrachtung; an Maß und Zahl? Und ist nicht die Linienperspektive und die richtige Schattenkonstruktion eine unerläßliche Vorbedingung für die Malerei?

Der reale Inhalt eines beträchtlichen Teiles des mathematischen Wissens gehört notwendig zur Bildung. Wenn der Verfasser sagt, daß mancher befähigte Mathematiker für das Leben untauglich sei, so bemerken wir dagegen, daß es eine ungesunde Übergelehrsamkeit, ein einseitiges Gelehrtentum auf allen Wissensgebieten giebt, und daß die Mathematik mehr Berührungspunkte mit dem realen Leben bietet als z. B. die Grammatik. Fast jede Verrichtung eines Handwerkers oder einer Maschine giebt Anlaß zu mathematischer Betrachtung, jede Erkenntnis des menschlichen Körpers, der Thätigkeit seiner Sinne führt, wie der Verfasser selbst hervorhebt, auf mathematische Fragen.

Darum müssen wir den realen Inhalt der mathematischen Wissenschaft höher schätzen, als es der Verfasser thut. Den Scharf-

sinn könnte man auch auf andere Weise wecken. Aber die mathematischen Erkenntnisse als solche sind bis zu einem gewissen Grade erforderlich. Die einfachste geometrische Aufgabe hat mehr Bedeutung als die sinnreichste Lösung eines Schachspielerätsels, weil die Möglichkeit, einen Vorgang der realen Sinnenwelt durch jene zu verstehen, stets vorhanden bleibt.

Und zwar soll die Mathematik das einigende Band für alle Erkenntnisse der realen Sinnenwelt abgeben, nicht nur ein gelegentlich herbeigezogenes Hilfsmittel, um hier oder dort einen Schritt vorwärts zu thun.

In Rücksicht auf diese Aufgabe des mathematischen Unterrichtes nun findet sich in den Ausführungen des Verfassers unserer Auffassung nach eine wesentliche Lücke.

Es fehlt in seinem Lehrplane für die verschiedenen mathematischen Disziplinen selbst das einigende Band, oder es erscheint mindestens so verhüllt, daß es von dem Schüler wohl kaum erkannt wird. Dieses einigende Band ist die sich allmählich zur Analysis erweiternde Arithmetik.

Wir stimmen dem Verfasser vollkommen bei, daß die Infinitesimalrechnung als selbständige Disziplin ebenso wenig auf die Schule gehört, wie die analytische Geometrie. Der Begriff des Unendlichen und gewisse Grenzbetrachtungen sind aber ebenso wenig zu entbehren wie die Anwendung der Koordinaten. Vor allen Dingen aber muß die Arithmetik zu einem nach jeder Seite hin möglichst befriedigenden Abschlusse gebracht werden, und dazu gehört, daß der Schüler mit den sieben arithmetischen Operationen vollkommen vertraut ist, was ohne Berücksichtigung des Komplexen nicht möglich ist. Der Schüler muß wissen, wie ein Logarithmus wirklich berechnet wird, er muß wissen, daß keine Logarithmentafel das Wurzelausziehen entbehrlich macht, sobald man über die Genauigkeit der Tafeln hinauszugehen genötigt ist; er muß wissen, wie die Zahl π , wie die trigonometrischen Funktionen mit den sieben arithmetischen Operationen zusammenhängen. Genug, er muß wissen, wie man mit allen auf der Schule betriebenen Dingen in dem Bereich der aus jenen sieben Operationen gebildeten geschlossenen Formeln bleibt. Dazu ist die Kenntnis der Potenzreihen und des allgemeinen binomischen Satzes erforderlich. Ebenso würden wir die Fundamentalsätze der höheren Algebra für obligatorisch erklären, weil ohne sie die Lehre von den Gleichungen keinen befriedigenden Abschluss findet.

Vor allem aber muß der Schüler soweit in den Gedanken der Analysis geführt werden, daß er die Begriffe der veränderlichen Größe und der Funktion lebendig erfasse und ihre unjiverselle Bedeutung verstehen lerne. Alle Erkenntnis, besonders aber die Naturerkenntnis, geht darauf aus,

„den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht“
zu finden, die Gesetzmäßigkeit zu ergründen, welche die Dinge

verknüpft. Der präzise Ausdruck solcher Gesetzmäßigkeit ist aber nur durch den mathematischen Funktionsbegriff möglich. Ob man den fallenden Stein oder die Weltkörper in ihren Bahnen verfolgt, ob man die Ausdehnung der Körper durch die Wärme untersucht, oder ob man, wie der Statistiker, den Zusammenhang zwischen der Zahl der Verbrechen mit gewissen Änderungen der Gesetzgebung oder der sonstigen sozialen Einrichtungen zu ergründen sucht, oder wie der Geograph die Gliederung der Erdteile als Maß ihrer Entwicklungsfähigkeit betrachtet; überall hat man es mit dem Funktionsbegriffe zu thun. Ihn zu bilden und mit ihm die Schüler vertraut zu machen, das sehen wir als die Hauptaufgabe des mathematischen Unterrichts auf dem Gymnasium an.

Wir wollen gleich an dieser Stelle noch einen Punkt besprechen, welcher sich auf die Arithmetik bezieht. Auch auf der Unterstufe ist thatsächlich die Arithmetik das Erste, denn das Rechnen geht der Geometrie voran. Dafs nun in den Mittelklassen des Gymnasiums die Geometrie etwas bevorzugt werde, weil sie für diese Stufe besonders geeignet ist, dagegen ist nichts einzuwenden. Auch über die Art, wie die Rechengesetze der Arithmetik aufzufassen seien — als Transformationsgesetze, nicht als Rechnungsvorschriften —, stimmen wir mit dem Verfasser vollkommen überein; dagegen möchten wir uns gegen die allerdings weit verbreitete Methode wenden, welche in der allgemeinen Arithmetik zunächst von den ganzen Zahlen statt von beliebigen Gröfsen ausgeht. Zunächst bestreiten wir, dafs der Begriff der Gröfse abstrakter sei als der der Zahl. Sobald man den Begriff der Gröfse als eines aus gleichartigen Teilen bestehenden Ganzen definiert und eine Anzahl von Beispielen für Gröfsen verschiedener Art angeführt hat, z. B. die Länge einer Linie, den Flächeninhalt einer ebenen Figur, das Volumen eines Körpers, einen Winkel, ein Gewicht, einen Zeitabschnitt, so hat es keine gröfsere Schwierigkeit, unter dem Buchstaben a irgend eine Gröfse von bestimmter Qualität, etwa eine Länge, zu verstehen, als eine Zahl. Wenn der Schüler bereits Geometrie getrieben hat, so ist ihm das Erstere ganz geläufig, und es ist gerade ein Vorteil, weil er dabei leicht einsieht, dafs es nicht darauf ankommt, wie grofs er zufällig jene Länge gewählt hat, während, wenn er sich unter a eine bestimmte Zahl, etwa 9 denkt, die besonderen Eigenschaften der gerade gewählten Zahl leicht verwirrend wirken. Ferner aber hat doch der Schüler längst mit der Bruchrechnung eine grofse Reihe von arithmetischen Begriffen aufgenommen, immer an benannten Zahlen, also an Gröfsen operierend. Da ist es doch ein künstliches Zurückschrauben, wenn er das alles wieder vergessen und sich denken soll, er könne nur mit Zahlen rechnen und zwar mit ganzen. Was soll es denn für Schwierigkeiten haben, die Operationen an (zunächst noch nicht gemessenen) Gröfsen vorzunehmen, also etwa Längen zu addieren, zu subtrahieren, eine Länge mit einer

Zahl zu multiplizieren, sie durch eine Zahl zu teilen oder durch eine andere Länge zu messen.

Und wozu die Beschränkung auf ganze Zahlen? Damit sie sofort wieder aufgegeben werde, nachdem sie eben noch einmal künstlich hervorgerufen ist. Denn die Irrationalität erfordert nun einmal den Begriff der stetigen GröÙe. Freilich können wir die Art, wie der Verfasser das Irrationale auffaÙt, nicht billigen. Er sagt: Hat der zu messende Gegenstand mit der MaÙseinheit ein gemeinsames MaÙ, so ist seine GröÙe genau ausdrückbar und der Ausdruck dafür eine rationale Zahl. Hat er mit der MaÙseinheit kein gemeinsames MaÙ, so ist seine GröÙe nicht genau ausdrückbar, und ein Symbol, welches diese GröÙe dann bezeichnet, indem es etwa, wie das Wurzelzeichen, die Rechnung andeutet, durch welche man ihrem Wert beliebig nahe kommt, heißt eine irrationale Zahl.

Also das Zeichen $\sqrt[5]{11}$ deutet eine Rechnung an und nicht vielmehr eine Zahl, welche eine gewisse Eigenschaft hat? Dann dürfte man das Zeichen $\sqrt[5]{11}$ gar nicht brauchen, ohne vorher ein Näherungsverfahren zur Berechnung der fünften Wurzel anzugeben. Das Zeichen π deutet eine Rechnung an? Diese Definition trifft das Wesen der Sache gar nicht. Es kommt nicht auf die Art an, wie $\sqrt[5]{11}$ oder π gefunden wird, sondern auf die Bedingung, welche die betreffende Zahl zu erfüllen hat.

Ferner ist es nicht korrekt, wie oben angeführt, zu sagen, die GröÙe sei nicht genau ausdrückbar, wenn man nicht zufügt, durch ganze Zahlen oder Brüche; fügt man es aber hinzu, so sagt man eben nichts anderes, als daß eine irrationale Zahl keine rationale sei.

Ohne den Begriff des Unendlichkleinen und der Grenzwerte kann nach unserer Ansicht das Irrationale überhaupt nicht befriedigend erklärt werden, und wir sehen keinen Grund ein, weswegen man sich davor scheut, im Elementar-Unterricht von diesen Begriffen Gebrauch zu machen, wo sie hingehören. Doch wir wenden uns zur Hauptsache zurück. Die Beschränkung auf ganze Zahlen in der Arithmetik ist zwecklos, denn sie muß künstlich hervorgerufen und doch sofort wieder aufgegeben werden. Diese Beschränkung ist aber in anderer Beziehung geradezu verwirrend und schädlich; nämlich wegen der fortwährenden Anwendungen, die man in der Geometrie von den arithmetischen Gesetzen auf GröÙen machen muß, noch ehe man sie gemessen hat oder überhaupt messen kann. Wenn etwa der Schüler das Gesetz $n(a+b) = na+nb$ immer unter der Voraussetzung ganzer Zahlen bewiesen hat, wie kommt er dazu, es anzuwenden, wenn a und b ungemessene GröÙen sind, etwa Winkel, wie beim Beweise des Satzes von dem Centriwinkel und den Peripheriewinkeln? Dergleichen Fälle kommen aber vielfach vor, namentlich bei der

Vergleichung des Flächeninhaltes und in der Ähnlichkeitslehre. Oder soll man vielleicht noch eine Arithmetik der Gröfsen neben der Arithmetik der Zahlen aufbauen, die aber genau dieselben Sätze in allgemeinerer Fassung enthalten müßte? Nein, gerade hier müßte die Arithmetik von vornherein mit der nötigen Allgemeinheit behandelt werden, um in ihr das stets bereite Werkzeug für alle Gröfsenbetrachtungen zu erhalten. Dann gerade erkennt der Schüler, dafs Arithmetik und Geometrie zusammengehören, dafs beide „Mathematik“ sind, während er gewöhnlich bekanntlich nur die Geometrie als Mathematik bezeichnet.

Wir wenden uns nun spezieller zu dem, was der Verfasser über die zu befolgende Methode sagt, und zwar, da wir die Arithmetik schon im Anschluß an die allgemeinen Betrachtungen besprochen haben, über die Methode des geometrischen Unterrichts. Dies ist der Punkt, auf welchen der Verfasser besonderes Gewicht legt, und welchem er eine ausgedehnte Besprechung in der eigentlichen Abhandlung und den ganzen Anhang widmet. Vollkommen richtig hält der Verfasser die Geometrie für denjenigen Zweig, durch welchen die Ziele des mathematischen Unterrichts und namentlich das selbstständige Bilden von Begriffen, das Abstrahieren und die Erfindungskraft am meisten geübt werden. Aber er ist ein Gegner der Euklidischen Methode, weil dieselbe wohl den Lernenden zwingt, die Richtigkeit der Behauptungen anzuerkennen, aber keinen Einblick in den inneren Zusammenhang gewähre. Er nennt die Beweise Euklids „Mausefallenbeweise“ und versteigt sich, gestützt auf eine Schopenhauersche Definition der Wissenschaft, zu dem Ausspruch, dafs neben dem System der neueren Geometrie die ganz unwissenschaftliche Form der Euklidischen Geometrie so recht grell hervortritt.

Gleichwohl hält der Verfasser aus sachlichen Gründen die Geometrie der Lage für nicht geeignet als Gymnasialpensum, weil die Geometrie des Mafses wegen der Anwendungen bei weitem wichtiger sei, und wir stimmen dem vollkommen bei.

Nun, meint der Verfasser, solle man die Geometrie des Mafses nach dem Vorbilde von Steiner, Chasles, von Staudt u. a. umgestalten und sie so auch zu einer organisch sich aufbauenden „wirklichen“ Wissenschaft machen. Der Verfasser hat dies in seinen Lehrbüchern unternommen und teilt im Anfange unter anderem die Fundamentalbeziehungen mit, von welchen aus sich die Geometrie des Mafses, wie er sagt, sehr einfach und naturgemäß aufbaut. Er sieht es aber als ein Haupterfordernis für die Reform des mathematischen Unterrichtes an, dafs man das Vorurteil aufgebe, als habe die bewiesene Wahrheit einen Vorzug vor der anschaulich erkannten. Vielmehr habe eigentlich die intuitive Erkenntnis einen Vorzug vor der diskursiven.

Hiernach wären streng genommen die Beweise der Lehrsätze nur insofern von Bedeutung, als sie zur systematischen Verknüpfung

der verschiedenen Wahrheiten dienen. Im übrigen könnte man in unbegrenzter Zahl mittelst der Anschauung gewonnene Erkenntnisse als Wahrheiten in das System der Geometrie aufnehmen; es wäre also mit anderen Worten die Zahl der Axiome unbegrenzt. Diesen konsequenten Standpunkt hat aber der Verfasser selbst wieder aufgegeben, und er hat das System der Geometrie auf sechs Axiome gegründet.

Wir müssen gestehen, daß hierdurch der Unterschied der Methode des Verfassers von der „ganz unwissenschaftlichen Form der alten Euklidischen Geometrie“ doch sehr bedenklich verschwindet. Denn wenn alles auf sechs Axiome zurückgeführt wird, so ist denn doch wohl die unmittelbare Evidenz, auf welche der Verfasser ein so großes Gewicht legt, in seinen eigenen Augen kein so zuverlässiges Ding, wie er glauben möchte. Und in der That, wie sollte der Schüler einen Maßstab gewinnen, um sichere objektive Wahrheit von unbestimmtem Meinen zu unterscheiden, wenn nicht durch die mathematische Deduktion? Durch welche Disziplin des Gymnasialunterrichtes könnte denn ein wirksames Gegengewicht geschaffen werden einerseits gegen die populäre Halbbildung, welche mit den Worten „Wissenschaft“, „wissenschaftlich feststehende Thatsache“ u. dgl. um sich wirft, wo es sich oft nur um ganz willkürliche, subjektive Ansichten handelt, andererseits gegen die von Humboldt gerügte „vornehme Zweifelsucht“, welche auch klar erkannten Wahrheiten gegenüber sich skeptisch verhält? Und ist es denn wirklich wahr, was Schopenhauer meint, daß das logische Deduzieren eine so ganz untergeordnete Sache sei: „Aus gegebenen Prämissen einen richtigen Schluss ziehen kann jeder Tropf!“ Das ist einfach nicht wahr, und wenn es zehn Schopenhauer gesagt hätten. Von den vielen aus richtigen Prämissen gezogenen falschen Schlüssen, denen man selbst in wissenschaftlichen Werken jedes Gebietes begegnet, wollen wir hier nicht weiter sprechen. Aber das wird jeder Lehrer der Mathematik zugeben, daß nichts dem Schüler, selbst dem Primaner, schwerer wird als das Verständnis einer Deduktion, wo es sich um Begriffe handelt, welche noch nicht sofort anschaulich sind, z. B. um komplexe Größen oder um die Fundamentalsätze der höheren Algebra. Es fehlt den meisten Schülern geradezu der Mut der Logik. Und diesen Mangel hat v. Helmholtz als ein auffallendes Hindernis für das Studium dargestellt, welches ihm bei den jungen Medizinern und Naturforschern aufgefallen sei. Er sagt, sie seien nicht gewöhnt, auf die Sicherheit einer legitimen Konsequenz eines streng allgemeinen Gesetzes unbedingt zu vertrauen, und er glaubt, dieser Übelstand sei darauf zurückzuführen, daß der sprachlich grammatische Unterricht, welchen die Gymnasien bieten, für die strenge Logik keine genügende Vorbildung gewähre.

Soll aber das Vertrauen in die Kraft der Logik geweckt werden, so wird man nicht umhin können, auch solche Beweise zu brauchen, welche der Verfasser als „Mausefallenbeweise“ be-

zeichnet und verwirft. Freilich wollen wir dem Verfasser gern zugeben, daß man, wo es möglich ist, auf Vereinfachung der Beweisführung und auf organische Aneinanderreihung der Betrachtung sein Augenmerk zu richten hat. Es giebt aber Wahrheiten, namentlich auf mathematischem Gebiet, welche nur durch die Logik erkannt werden können, und das muß auch dem Schüler zum Bewußtsein kommen. Übrigens handelt es sich selbst dann, wenn man dem Schüler bereits den fertigen Lehrsatz mitteilt und ihn den Beweis suchen läßt, nicht um ein einfaches Schließen, bei welchem beide Prämissen gegeben sind, sondern es ist eine der Prämissen, meist der Minor, gegeben, und die andere — der Major — ist ebenfalls erst aufzusuchen, natürlich aus dem Bereich derjenigen mathematischen Erkenntnisse, welche der Schüler bereits besitzen sollte.

Endlich aber wird kein einsichtsvoller Lehrer die Lehrsätze, welche er behandelt, unvermittelt aneinander reihen, sondern er wird beim Unterrichte durch Aufgaben und einzelne Fragen auf die Gesichtspunkte hinleiten, von denen aus der folgende Satz mit dem Vorhergehenden in Zusammenhang zu bringen ist. Derartige Verknüpfungen, welche zur Belebung und zum wirklichen Verständnis des Unterrichtes notwendig sind, gehören aber nicht in ein Lehrbuch. Denn das mathematische Lehrbuch für Schüler kann und soll nicht den ersten Unterricht ersetzen, es soll nur dem Schüler ein Mittel geben, das, was er in der Schule gelernt hat, in seinen Hauptpunkten zu überschauen, damit er es als sichere Grundlage für spätere Abschnitte benutzen kann. Und zu diesem Zwecke eignet sich ein Lehrbuch, welches die Resultate der mathematischen Erkenntnis in der abgerundeten Form einzelner Lehrsätze vorträgt und dabei die Beweise, die logische Verknüpfung dieses einzelnen Erkenntnisses mit dem Vorhergehenden angiebt, wie kein anderes.

Es liegt uns fern zu leugnen, daß ein starres Festhalten an den Einzelheiten der Euklidischen Darstellung durchaus verfehlt wäre. Die großen Fortschritte, welche die Geometrie durch Steiner, Poncelet u. a. gemacht hat, sollen auch für die elementare Geometrie nicht unbenutzt bleiben. Die Schüler müssen auf den freieren Standpunkt der modernen Auffassung der Geometrie geführt werden, und die Bestrebungen des Verfassers, in diesem Sinne die elementare Geometrie zu gestalten, verdienen alle Anerkennung. Aber diese Anerkennung kann uns nicht dazu führen, die alte Euklidische Geometrie als „gänzlich unwissenschaftlich“ bei Seite zu werfen, sondern wir werden sie nach wie vor als die in einzelnen Punkten freilich verbesserungsbedürftige, im wesentlichen aber wohl angelegte Grundlage der gesamten geometrischen Wissenschaft betrachten.

Berlin.

F. August.

Dritte Abtheilung.

Berichte über Versammlungen.

Verhandlungen der Direktoren-Versammlungen in den Provinzen des Königreichs Preußen XIV und XV.

Der vierzehnte Band der Verhandlungen enthält den Bericht über die Verhandlungen der zweiten Direktoren-Versammlung in der Provinz Schleswig-Holstein, welche zu Kiel am 18. und 19. Mai 1883 abgehalten wurde. Es waren vertreten 12 Gymnasien (4 von ihnen mit Realprogymnasien, 1 mit einem Realgymnasium verbunden), 1 mit einer Realschule verbundenes Realgymnasium, 1 Oberrealschule, 1 Realschule und 6 Realprogymnasien; als Gäste wohnten der Versammlung bei die Direktoren des Wilhelms-Gymnasiums, der Realschule des Johanneums und der höheren Bürgerschule zu Hamburg, sowie der Direktor des Catharineums zu Lübeck.

I. Welches Zeitmaß ist für die verschiedenen Klassen höherer Schulen als Maximum für die häuslichen Arbeiten anzusehen, und in welcher Weise hat die Schule dafür zu sorgen, daß dasselbe nicht überschritten werde? Angenommene Thesen: 1. Häusliche Aufgaben sind für die Erfüllung der Aufgabe der Schule unentbehrlich. 2. Eine richtige Würdigung des Endzweckes der Schule veranlaßt dieselbe, nicht alle für Geistesarbeit verfügbare Zeit und Kraft der Schüler für direkt von ihr gestellte Aufgaben in Anspruch zu nehmen. 3. Das Zeitmaß für die von der Schule zu stellenden häuslichen Aufgaben wird beschränkt durch die Forderung: a) daß der Schüler allmählich zur Gewinnung freien geistigen Interesses und zur Entwicklung seiner individuellen Anlagen und Neigungen geführt werde, b) daß der Schüler körperlich gesund und frisch bleibe. 4. Die Überbürdungsklagen, insofern sie die Herbeiführung von Krankheiten durch die Schulanstrengung behaupten, treffen nachweislich zu einem sehr großen Teile die Schule gar nicht. Wie weit sie dieselbe treffen, wird erst dann nachgewiesen werden können, wenn reicheres und zuverlässigeres statistisches Material als bisher herbeigeschafft ist. 5. Die Überbürdungsklagen, insofern sie eine übermäßige Inanspruchnahme der freien Zeit der Schüler behaupten, haben zu einem großen Teile ihren Ursprung in Verhältnissen, die außerhalb der Schule liegen, namentlich a) in Verkennung der Aufgabe der Schule seitens der Angehörigen, b) in falscher Anwendung der schulfreien Zeit, c) in unzureichender Einteilung der Zeit zur Anfertigung der häuslichen Arbeiten. 6. Zugegeben aber ist die Möglichkeit, daß eine übermäßige Belastung der

Schüler durch Hausaufgaben durch die Schule veranlaßt werde. 7. Das aufzustellende höchste Zeitmaß kann nur ausdrücken, was im allgemeinen angemessen und zweckmäßig, nicht was für jeden Schüler notwendig ist. 8. Als das im allgemeinen zweckmäßige höchste Zeitmaß für die obligatorischen Hausarbeiten von Schülern auch mittlerer Begabung sind anzusehen täglich durchschnittlich für VI und V $1\frac{1}{2}$ St., für IV und III $2\frac{1}{2}$ St., für II und I 3 St. Die Sonntage sind bei Stellung der Hausaufgaben als nicht zur Arbeit bestimmt zu betrachten; eigentliche Ferienarbeiten sind nicht aufzugeben. 9. Der Schwerpunkt des ganzen Unterrichts muß in den Lehrstunden liegen; was bei einer energischen Benutzung derselben in ihnen abgemacht werden kann, das muß auch in ihnen abgemacht werden. 10. Alles für Hausarbeit Aufgegebene muß aus der Natur des in der Lehrstunde Behandelten mit einer gewissen Nötigung hervorgehen, so daß es die Behandlung des Gegenstandes, welche in der Lehrstunde stattfand oder stattfinden soll, in irgendeiner Weise ergänzt und unterstützt. 11. Der Unterrichtsstoff werde in Fachkonferenzen sorgfältig gesichtet und auf das für die humanistischen Zwecke der Schule wirklich Notwendige beschränkt. 12. Das einmal Gelehrte werde vor Vergessenwerden geschützt. 13. Jede Aufgabe muß sowohl im allgemeinen dem Bildungsstande des Schülers entsprechend als auch so weit wie nötig, damit der Schüler sie ohne zu große Schwierigkeiten lösen könne, in der Lehrstunde vorbereitet werden. 14. Der präparatorischen Thätigkeit der Schüler für die fremdsprachliche Lektüre ist, namentlich bei Einführung in einen neuen Schriftsteller, in einer den verschiedenen Klassenstufen entsprechenden Weise im Unterrichte vorzuarbeiten. 15. Es ist wünschenswert, einen Teil der Lektüre auf allen Stufen ohne hässliche Vorbereitung übersetzen zu lassen. 16. Aus Übungbüchern ist in den unteren und mittleren Klassen in der Regel nur Wiederholung der in der Klasse übersetzten Übungsstücke zu fordern. 17. Die schriftlichen hässlichen Übungen beschränken sich ausschließlich auf folgende: a) kleine Rechenübungen, welche lediglich dem Zwecke dienen, die Schüler an eine bestimmte Form der schriftlichen Fixierung zu gewöhnen; b) fremdsprachliche Exercitien; c) Aufsätze im sprachlichen Unterrichte; d) mathematische und beziehungsweise physikalische und chemische Aufgaben. 18. Zu vermeiden sind alle hässlichen Arbeiten, die keinen Bildungswert haben und bloß mechanischer Natur sind, wie z. B. eigentliche Strafarbeiten und Paradigmschreiben. Ebenso sind Ausarbeitungen des in der Stunde Vorgetragenen zu vermeiden und Abschriften auf das Notwendige zu beschränken.

II. Ist es für Realschulen 1. Ordn. (Realgymnasien) durchweg bzw. unter gewissen Umständen als wünschenswert zu bezeichnen, daß in den letzten Jahren des Schulkurses durch Herstellung getrennter Abteilungen den Schülern Gelegenheit geboten werde, einzelne Unterrichtsfächer der Anstalt eingehender zu betreiben und dafür andere mehr zurücktreten zu lassen? — In welcher Klasse wird an denjenigen Schulen, für welche eine solche Teilung beliebt wird, dieselbe am zweckmäßigsten zu beginnen, und nach welchem Lektionsplane wird sie durchzuführen sein? — Die Thesen, welche das Ergebnis der Debatte waren, teilen wir hier, als die Realgymnasien allein betreffend, nicht mit.

Der funfzehnte Band bringt die Verhandlungen der vierten Konferenz der Direktoren in der Provinz Sachsen und den angrenzenden Ländern (Reufs ä. u. j. Linie, Schwarzburg-Rudolstadt, Sachsen-Altenburg und Anhalt). Es waren vertreten 35 Gymnasien, 1 Progymnasium, 6 Realgymnasien, 3 Realprogymnasien, 2 Oberrealschulen und 1 Realschule. Als Gäste nahmen teil der frühere Provinzialschulrat Dr. Schreder und die früheren Direktoren Dr. Kramer und Dr. Adler. Die Verhandlungen fanden statt am 15., 16. und 17. Mai 1883 in Halle a. S.

I. Inwieweit sind die Herbart-Ziller-Stoysche didaktischen Grundsätze für den Unterricht an den höheren Schulen zu verwerthen?¹⁾ Angenommene Thesen: 1. Es ist schon mit Rücksicht auf die Geschichte der Pädagogik und Didaktik dringend zu wünschen, daß die Lehrer an den höheren Schulen sich mehr als bisher mit den Herbart-Ziller-Stoyschen didaktischen Grundsätzen bekannt machen. 2. Nach Ausscheidung aller derjenigen Nebenvorstellungen in denselben, welche in der mechanischen Psychologie Herbarts begründet sind, erscheinen folgende Punkte jener Didaktik auch für die höheren Schulen, zumal in der Gegenwart, aufs neue besonders beachtenswert: a) die Forderung, daß aller Unterricht ein erziehender sei; b) die Forderung, daß nicht das Wissen höchster Zweck alles Unterrichts sei, sondern die Entwicklung des lebendigen Interesses, d. h. der auf die Erhaltung und Erweiterung unseres geistigen Erwerbs gerichteten Kraft (Kern S. 21), desjenigen angeregten Geisteszustandes, aus welchem das Wollen hervorwächst (Stoy S. 77); c) die Forderung der Erregung und Bildung eines vielseitigen und doch konzentrierten Interesses; d) die Forderung einer auf alle Weise möglichst straff und einheitlich durchgeführten auf Bildung der Gesinnung und des Charakters gerichteten Konzentration des Unterrichts; e) die Forderung einer auf das sorgfältigste durchgeführten Gliederung des Unterrichts. 3. Eine freie und möglichst elastische, nach den verschiedenen Klassenstufen und Unterrichtsgegenständen zu modifizierende Verwendung der sogenannten Formalstufen wird ein sehr fruchtbares Mittel sein können, ein systematisches und vertieftes Wissen zu erzeugen und den Schülern zu einer sicheren Herrschaft über den Stoff zu verhelfen. 4. Die Herbart-Ziller-Stoysche Didaktik, welche die Lehrer nötigt, sich klare Rechenschaft zu geben über die am Geiste des Schülers zu vollziehenden einzelnen Operationen und sich der eigenen unterrichtenden Tätigkeit deutlicher und klarer bewußt zu werden, ist in besonderem Grade geeignet, dem Anfänger im Lehramt sehr förderliche Richtlinien für die ersten Schritte an die Hand zu geben, aber auch den schon länger in der Praxis stehenden Lehrer zu immer neuer Vertiefung in die didaktische Kunst anzuregen und in der zielbewußtesten Ausübung derselben zu fördern. 5. Im Anschluß an vorstehende Thesen verwirft die Konferenz auf das entschiedenste die Unmethode des bloßen Aufgebens und Abhörens und fordert geistige Durcharbeitung. 6. Die Konferenz erkennt ferner an, daß der Schwerpunkt alles Unterrichtes in die Schullektionen zu legen ist. 7. Es erscheint dringend wünschenswert, daß die Lehrerkollegien die spezielle Anwendung vorstehender Prinzipien auf die einzelnen Lehrfächer und Klassen in Fach- und Klassenkonferenzen weiter verfolgen.

¹⁾ Vergl. diese Zeitschrift im Januarhefte 1884 S. 31 ff.

II. Der Unterricht im Lateinischen auf den Gymnasien und den Realgymnasien. Angenommene Thesen:

Einsleitendes. 1. In den Aufgaben und Zielen des lateinischen Unterrichts ist fortan zwischen Gymnasien und Realgymnasien kein qualitativer, sondern nur ein quantitativer Unterschied anzunehmen. — **Allgemeiner Teil.** 2. So wenig man die Methode einseitig überschätzen und die Individualität des Lehrers unterschätzen darf, so sehr ist doch auf eine überlegte, bewufste und vereinbarte Methode zu dringen. 3. Es muß für den Unterricht ein möglichst ins Einzelne gehender Lehrplan festgestellt, derselbe auch in wiederholten Fachkonferenzen durchberaten und weiter vervollkommen werden. 4. Die Apperzeption ist konsequent auf allen Stufen und in allen Gebieten des lateinischen Unterrichts zu verwerten. 5. Der Unterricht gewinnt durch methodische Konzentration an Intensität. Diese Konzentration ist zu suchen a. in der gegenseitigen Beziehung und Verwertung der sprachlich-historischen Fächer unter sich, b. in der engen Verknüpfung der verschiedenen Übungen desselben Faches, c. in der gruppierenden Zusammenfassung des Einzelnen innerhalb desselben systematischen Ganzen. 6. Die theoretisch-grammatische Methode muß zu Gunsten einer lebendigen Praxis an der Sprache selbst eingeschränkt werden, um so das Sprachgefühl möglichst früh zu wecken und stetig weiter zu entwickeln. **Besonderer Teil.** Grammatik, Stilistik, Synonymik, Metrik. 7. Der grammatische Unterricht hat nicht nach systematischer Vollständigkeit zu streben, vielmehr ist in Formenlehre und Syntax Sichtung und Beschränkung des Stoffes geboten. 8. Der Lehrer hat folgende methodische Regeln zu befolgen.: a. Dem Unterricht ist bei strengem Anschluß an das vorgeschriebene Lehr- und Übungsbuch möglichst freie Bewegung seitens des Lehrers zu geben. b. Das mündliche Verfahren ist in allen Übungen zu bevorzugen. c. Der Anfangsunterricht hat an schon bekannte grammatische Begriffe und Wortformen anzuknüpfen. d. Auch das Hören vermittelt von vornherein das Verständnis der fremden Sprache. 9. Das Übungsbuch für VI und V hat möglichst bald zusammenhängende Lesestücke zu bieten und entnimmt am besten sowohl hierzu wie — wenigstens größenteils — zu den im ersten Semester der VI zulässigen Einzelsätzen den Stoff aus der alten Sage und Geschichte. Übrigens muß der lateinische Übersetzungsstoff durchaus verwaltet. 10. Der Unterricht richtet sich in allen Klassen nach einem konferenzmäßig festgestellten Normal exemplar der Grammatik, in welchem auch ein Kanon der zu memorierenden Musterbeispiele bezeichnet ist. 11. Stilistik ist nicht systematisch zu betreiben, sondern an der Hand der Grammatik und fleißiger, aufmerksamer Lektüre praktisch beizubringen. 12. Synonymik ist auf allen Stufen, jedoch nur gelegentlich zu treiben. 13. Metrische Übungen sind notwendig, aber auf ein bescheidenes Maß einzuschränken. — Vokabeln und Phrasen. 14. Die Konferenz erkennt die Notwendigkeit geordneten Vokabellernens an, verzichtet aber für jetzt darauf, die einzuschlagende Methode genau zu bestimmen. 15. Die Übungsbücher für VI und V haben außer dem in der Grammatik niedergelegten Wortvorrat die Autoren der nächstfolgenden Klassen IV und III vorzugsweise zu berücksichtigen. 16. Frühestens von III an hat sich der Schüler selbst, im Anschluß an die Lektüre, Phrasensammlungen anzulegen unter stetiger Anleitung und Kontrolle des Lehrers.

Die Anordnung derselben bestimmt sich nach einem unter den Fachlehrern vereinbarten Plane. — 17. Für das Realgymnasium gilt in Betreff der in den Thesen 7—16 erwähnten Punkte dasselbe wie für das Gymnasium. Der Umfang ist natürlich entsprechend dem beschränkteren Rahmen des Gegenstandes ein beschränkterer. — Lektüre. 18. Eine zweckmäßige Vorbereitung für die Lektüre der Autoren bildet das Übersetzen der zusammenhängenden Abschnitte in den Übungsbüchern der VI und V. Die Konferenz behält die Feststellung eines Kanons der Lektüre einer späteren Versammlung vor. 19. In II und I ist Privatlektüre, womöglich in sachlichem Zusammenhange mit der Klassenlektüre, wünschenswert. 20. Bei der Behandlung der Lektüre sind folgende Punkte von beiden Anstalten gemeinschaftlich zu beachten: a. Statarische und kursorische Lektüre sind nicht prinzipiell zu scheiden, der langsamere oder raschere Gang bestimmt sich nach der Schwierigkeit und Bedeutsamkeit der betreffenden Abschnitte. Notwendig sind aber auch bei kursorischer Lektüre zusammenfassende Übersichten am Schluß sowohl größerer Abschnitte der Lektüre als am Ende des gelesenen klassischen Werkes. b. Sachliche Exkurse müssen ebenso vermieden werden, wie trockene grammatisch-stilistische oder lexikalisch-phraseologische Zusammenstellungen. c. Die Übersetzung soll nicht bloß korrekt, sondern auch gewandt sein, auch ist auf sinngemäßes, verständnisvolles Lesen besonderer Wert zu legen. d. Das Retrovertieren findet auf allen Stufen statt; es sind dazu geeignete Abschnitte auszuwählen. e. Sprachlich und inhaltlich hervortretende Stellen sind auch aus den Prosaikern zum Memorieren zu bestimmen, jedoch in maßvoller Beschränkung und nach einem vereinbarten Plane. f. Kommentierte Ausgaben sind vom Gebrauch in der Klasse in der Regel auszuschließen. g. Übungen im Extemporieren gehören in alle Klassen; sie sind in den unteren und mittleren Klassen gelegentlich, in den oberen Klassen in regelmäßiger Wiederkehr vorzunehmen. — Schriftlicher Gebrauch der Sprache. 21. Es empfiehlt sich, auf den unteren Stufen die Klassenarbeiten überwiegen, auf den folgenden dieselben mit häuslichen Arbeiten regelmäßig abwechseln zu lassen. 22. Die schriftlichen Arbeiten müssen hauptsächlich aus dem Unterricht hervorgehen. Die Extemporalien in den unteren und mittleren Klassen sind in geeigneter Weise von dem Lehrer in mündlichen Unterricht vorzubereiten; stofflich lehnen sie sich möglichst an die Lektüre an. 23. Der den Schülern gegebene deutsche Text soll korrekt sein, braucht jedoch nicht absichtlich von der lateinischen Ausdrucksweise abzuweichen; Abschnitte aus deutschen Klassikern bieten zu große Schwierigkeiten. 24. Der Aufsatz verdient nach wie vor eifrige Pflege. Derselbe muß von früh auf durch geeignete Übungen vorbereitet werden. 25. Das Realgymnasium verfährt nach denselben Grundsätzen wie das Gymnasium; es schließt aber den Aufsatz und die in besonderem Sinne stilistischen Exercitien aus, übt dagegen in den obersten Klassen das Übersetzen ins Deutsche auch schriftlich. — Mündlicher Gebrauch der Sprache. 26. Übungen im Sprechen sind von früh auf methodisch zu betreiben. 27. Auch das Realgymnasium darf Sprechübungen nicht abweisen. Verteilung der Stunden auf grammatische Übungen und Lektüre. 28. Für das Gymnasium empfiehlt sich folgende Stundenverteilung,

welche nur allgemein das Maß der auf die verschiedenen Gegenstände zu verwendenden Zeit bezeichnen soll:

	IV	III	II	I	Beigeteilter II:	IIa	IIb
Zahl der wöchentlichen Stunden	9	9	8	8		8	8
Grammatische Übungen	5	5	3	2		2	3
Lektüre	4	4	5	6		6	5

29. Das Realgymnasium dürfte zweckmäßig nach dieser Tabelle verfahren:

	IV	III	II	I
Zahl der wöchentlichen Stunden	7	6	5	5
Grammatische Übungen	4	3	2	1
Lektüre	3	3	3	4

13. Über die Benutzung der in den letzten Dezennien geschaffenen Anschauungsmittel im Unterricht, auch der obersten Klassen, mit Beschränkung auf die philologisch-historischen Lehrgegenstände incl. der Geographie. Angenommene Thesen: I. Allgemeines. 1. Der Gebrauch der Anschauungsmittel hat unter gleichzeitiger Pflege des ästhetischen Sinnes den Zweck, dem Schüler eine klare und richtige Vorstellung von solchen im Unterricht liegenden Gegenständen zu geben, welche ihm das Wort des Lehrers nicht hinlänglich anschaulich zu machen vermag. 2. Die Verwendung der Anschauungsmittel sei eine maßvolle und 3. in der Regel von einer angemessenen Erklärung des Lehrers begleitet. 4. Die Anschauungsmittel sollen möglichst groß, wahrheitsgetreu und künstlerisch ausgeführt sein und die Vorlage in der Regel nur einen Anschauungsgegenstand enthalten. 5. Es empfiehlt sich, die Anschauungsmittel nach der Erklärung im Klassenzimmer anzubringen behufs repetitorischer Betrachtung seitens der Schüler. Wünschenswert ist die Ausschmückung der dazu passenden Schulräume durch Bilder und Büsten nach ästhetischen Gesichtspunkten. II. Besonderes. 6. Ein förmlicher und zusammenhängender Unterricht in der Kunstgeschichte geht über Ziel und Aufgabe der höheren Schulen hinaus; wohl aber haben diese die Verpflichtung, auf die kulturhistorisch wichtigen Epochen derselben an geeigneter Stelle aufmerksam zu machen. A. Philologische Gegenstände. 7. Eine bildliche Darstellung des griechischen Theaters ist notwendig. 8. Porträtköpfe von Autoren, Helden u. s. w. sind mit Auswahl zu benutzen. 9. Darstellungen von Waffen und Gerätschaften sind zur Benutzung heranzuziehen. Topographische Skizzen entwirft der Lehrer am besten selbst an der Wandtafel. 10. Für die Beurteilung, wann und welche Anschauungsmittel vorzuzeigen seien, lasse man der Neigung und den Studien des Lehrers freien Spielraum. 11. Illustrierte Ausgaben der Klassiker sind für den Klassengebrauch nicht geeignet. 12. Für Präparation und Privatgebrauch ist die Benutzung der kleineren, leicht zugänglichen Abbildungen den Schülern mit sorgsamer Auswahl zu empfehlen. B. Der geschichtliche Unterricht. 13. Der Geschichtsunterricht hat die

Aufgabe, gelegentlich angeeigneter Stelle den Schüler mit den Haupterscheinungen und Entwicklungsmomenten der Kunst, besonders der antiken, bekannt zu machen. Von den berühmten Städten der Geschichte, namentlich von Athen und der Akropolis, von Rom und dem Forum, sind Grundriss und (rekonstruierte) Abbildungen nicht wohl zu entbehren. 15. Der Atlas antiquus soll mindestens von Unter-Sekunda an im Besitz jedes Schülers sein. In den oberen Klassen des Gymnasiums müssen Wandkarten von Griechenland und Italien hängen. C. Der geographische Unterricht. 16. In Sexta und Quinta bilden Globus, Wandkarte und Tellurium die hauptsächlichsten Anschauungsmittel. 17. Es ist jetzt keine unbillige Forderung mehr, den Gebrauch eines und desselben Atlas (mindestens) in den unteren Klassen zu verlangen. 18. Reliefgloben sind zu verwerten, Reliefkarten nur dann zu empfehlen, wenn sie sich in nicht zu kleinem Maßstab auf engere Gebiete beschränken. 19. Die Anwendung geographischer Bilder als Anschauungsmittel ist wünschenswert, zugleich dann aber auch eine planmäßige Anleitung der Schüler zum Verständnis derselben. D. Schulbibliothek. 20. Die Schulbibliotheken sind möglichst mit Büchern auszustatten, welche den historisch philologischen wie den geographischen Unterricht durch veranschaulichende Abbildungen zu unterstützen geeignet sind.

IV. Über Zweckmäßigkeit, Art und Umfang der Ferienarbeiten behufs Herbeiführung eines einheitlichen Verfahrens
 Einzige angenommene These: Die Konferenz erklärt sich grundsätzlich gegen obligatorische Ferienarbeiten.

VIERTE ABTHEILUNG.

INGESANDTE BÜCHER *).

1. J. Bruesselbach, Philosophische Propädeutik für die höheren Lehranstalten Deutschlands mit einem kurzen Abriss der Staatsethik als Anhang. Kaiserslautern, W. Füssinger, 1893. VIII und 44 S. 1 M.

2. G. A. Lindner, Lehrb. der empirischen Psychologie als induktiver Wissenschaft. Für den Gebrauch an höheren Lehranstalten und zum Selbstunterricht. 7. Aufl. Wien, C. Gerolds Sohn, 1893. VIII u. 248 S. 2,80 M.

3. E. Last, Die realistische und die idealistische Weltanschauung entwickelt an Kants Idealität von Zeit und Raum. Mit dem Porträt der Verfasserin. Leipzig, Griebens Verlag (L. Fernau), 1884. XXIII u. 259 S.

4. J. Chr. G. Schumann, Dr. Martin Luthers pädagogische Schriften. Mit einer Einleitung über Luthers Leben und Werke mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben. Wien und Leipzig, A. Pichlers Witwe & Sohn, 1884. VIII u. 356 S.

5. J. Conrad, das Universitätsstudium in Deutschland während der letzten 50 Jahre. Statistische Untersuchungen unter besonderer Berücksichtigung Preussens. Jena, G. Fischer, 1884. VI und 243 S. 4 Tabellen. (Dritter Band, zweites Heft der Sammlung nationalökonomischer und statistischer Abhandlungen des staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle a. S.)

6. W. Deecke, Plaudereien über Schule und Haus. Vortrag, gehalten am 17. Februar 1884 im Volkbildungs-Verein zu Straßburg. Gedruckt zum Besten der Kasse des Volkbildungs-Vereins. Straßburg, C. F. Schmidts Universitäts-Buchhandlung (Friedrich Bull), 1884. 25 S. 60 Pf.

7. M. Zoeller, Die neuesten Schulreformbestrebungen und das neue Regulativ für die höheren Schulen in Elsaß-Lothringen. Separatabdruck aus der Revue nouvelle d'Alsace-Lorraine. 3. Jahrgang. No. 3 u. 4, August u. September 1883. Colmar, Witwe Camille Decker, 1883. 28 S.

8. C. Alexi, Zur Reform der höheren Schulen in Deutschland Langensalza, H. Beyer u. Söhne, 1883. VII u. 55 S.

9. K. Kappes, Zur Schulfrage. Karlsruhe, H. Rother, 1883. 74 S. 8. 1,20 M.

Inhalt: Vorbemerkung. — Ein alter Lehrplan. — Der erste Unterricht im Griechischen. — Der badische Lehrplan von 1869. — Mehrbelastung durch den Lehrplan. — Mehrbelastung durch die Methode. — Vorbereitung zum Gymnasiallehramt. — Das Abiturientenexamen. — Das Verbindungs-

*) In dieser Abteilung sollen von jetzt ab die Bücher verzeichnet werden, welche nicht zur Besprechung in der zweiten Abteilung versandt worden sind.

wesen. — Episode aus einem Lehrerleben. — Äußere Ursachen von Jugendverirrungen. — Schulprüfungen. — Schulfeste. — Das Staatsexamen für das höhere Schulamt. — Schule, Haus und Öffentlichkeit.

10. C. Saegert, Pädagogisch-didaktische Erläuterungen zur Frage des höheren Schulwesens. Schleswig, J. Bergas, 1893. V u. 84 S. 1,50 M.

Der Verf. der interessanten Schrift will Gymnasium und Realschule 1. O. (Realgymnasium) in eine obere und eine untere Abteilung sondern. Die letztere soll die Klassen Sexta, Quinta, Quarta und Tertia, sämtlich in der Regel von einjähriger Kursdauer, außerdem die durch Vereinigung der jetzigen Obertertia mit Untersekunda neu zu bildende zweijährige Sekunda umfassen, die obere Abteilung allein aus der Prima bestehen. Diese soll bei kleinen Anstalten nur eine Klasse bilden, bei größeren dagegen in eine einjährige Unter- und eine zweijährige Oberprima geteilt werden. Die Kursdauer des Obergymnasiums soll eine drei-, die der oberen Abteilung der Realschule 1. O. eine zwei- bis dreijährige sein. Die vier untern Klassen sollen den gleichen Lehrplan haben und so die Möglichkeit gewonnen werden, in der neuen Sekunda der Realschule 1. O. drei Stunden für das Griechische (Homer und Xenophons Memorabilien) anzusetzen. Hinsichtlich der weiteren Vorschläge verweisen wir hier auf die Schrift selbst.

11. E. Willms, Zur Umgestaltung der Schule. Praktische Vorschläge zur Entlastung und Körperpflege unserer Jugend. Berlin, C. Chau, 1893. 46 S.

12. B. Arnold, Zur Frage der Überbürdung an den humanistischen Gymnasien. Rempton, J. Kösel, 1893. 16 S.

Der Verf. will nachweisen, daß in Bayern im allgemeinen die Überbürdung der Jugend nicht bestehe und daß, wo sie im einzelnen vorkäme, sie auf Rechnung der Individualität der Schüler zu setzen sei. Zum Schlusse spricht er von den praktischen Maßregeln, welche er vorschlägt, resp. selbst angeordnet hat, um einer wirklichen Überbürdung vorzubeugen.

13. Allgemeine Vorschriften für die höheren Schulen in Elsaß-Lothringen vom 20. Juni 1893. Straßburg i. E., R. Schultz u. Comp., 1893. III u. 61 S.

Nach dem auszugweise mitgeteilten Erlaß des Statthalters, durch welchen die Reformen auf dem Gebiete der Unterrichtsverwaltung angebahnt werden, folgt die Verordnung des Statthalters, betr. das höhere Unterrichtswesen und das Regativ für die höheren Schulen in Elsaß-Lothringen vom 26. Juni 1893, die Ordnung der Lehraufgaben der höheren Schulen und der Verteilung der Lehrstunden, die Ordnung der Ferien für die höheren Schulen, die Ordnung der Reifeprüfung an den Gymnasien und die Ordnung der Reifeprüfung an den Realschulen.

14. G. Uhlig, Die Stundenpläne für Gymnasien, Realgymnasien und lateinlose Realschulen in den bedeutendsten Staaten Deutschlands. 2. vermehrte Auflage. Heidelberg, C. Winter, 1894. 52 S. 0,80 M.

Das Heft enthält 1) Stundenpläne d. h. Übersichten über die den einzelnen Fächern in jeder Klasse der auf dem Titel bezeichneten Unterrichtsanstalten zugeordneten wöchentlichen Stundenzahl für die Königsreiche und Großherzogtümer des deutschen Reiches und das Reichsland mit den dazu gehörigen

Bemerkungen und 2) zusammenfassende Übersichten über die Studiensummen und 3) unter der Überschrift „Resultate“ das daraus gezogene Facit.

15. *Symbolae Islebienses*. Festschrift zur Einweihung des neuen Gymnasialgebäudes am 31. Oktober 1883 von dem Lehrerkollegium des Gymnasiums. Eisleben, 1883.

Inhalt: C. J. Gerhardt, Die höheren Schulen in Eisleben von 1526 bis 1606. — C. Knaut, Sophokles König Oidipus (V. 1—865) übersetzt. — H. Grössler, Das gleichschwebende vielseitige Interesse, nach Herbart der Zweck des Unterrichts. — E. Mehliß, Über die Bedeutung des homerischen Epithetons *δῖος*. — F. Vollheim, Verzeichnis der Schüler, welche seit 1814 das Gymnasium zu Eisleben mit dem Zeugnis der Reife verlassen haben. — R. Kohlmann, Über die Modi des griechischen und des lateinischen Verbuns in ihrem Verhältnis zu einander. — R. Westphal, Eislebener Bruchstücke einer Handschrift von Jacob von Maerlanta Rymbybel. — F. Jüger, die Heilung der sozialen Schäden durch die Schule.

16. A. Fick, Über die Vorbildung zum Studium der Medicin. Vortrag, gehalten in der Delegirten-Versammlung des deutschen Realschulmännervereins zu Berlin am 29. März 1883. Berlin, Weidmannsche Buchh., 1883. 21 S.

17. C. Dillmann, Das Realgymnasium. Stuttgart, C. Krabbe, 1884. 161 S.

Inhalt: I. Die Rechtfertigung des Schriftchens. II. Das Stuttgarter Realgymnasium. Geschichtliches und Statistisches. III. Vermehrung der Gegner und ihrer Einwände gegen die Realgymnasien. VI. Das Realgymnasium ist ein wirkliches Gymnasium und verdient als solches anerkannt und behandelt zu werden.

18. L. Graf von Pfeil, Wie lernt man eine Sprache? nebst einem Anhange: Karl Witte, eine Erziehungsgeschichte. Breslau, J. Max und Co., 1883. 43 S.

19. L. Thézard, *Répétitions écrites sur le droit Romain*. 4. édition. Paris, E. Thorin, 1883. 592 S.

20. Aeschylis Agamemne. Emendavit David S. Margsiouth, coll. nov. Oxon. soc. Londini prostat apud Macmillan et soc. 1884. 72 S. Text mit kritischen Noten ohne Angabe handschriftlicher Varianten. Letztere werden vertreten durch die Lesarten der Vulgata; „vulgatam autem eam dico quam vestigia codicum premens Kirchhoffius anno MDCCCLXXX edidit nisi si quas coniecturas criticorum, quod raro fecit, recepit editor Berolinensis“. Viele eigene Konjekturen des Hsghs von sehr ungleichem Werte.

21. M. Mayer, *De Euripidis Mythopoeia capita duo*. Berlin, Mayer und Müller, 1883. 83 S. 1,50 M.

22. J. W. Zimmermann, Schulgrammatik der englischen Sprache für Realgymnasien und andere höhere Schulen. Nach der zu den neuen preussischen Lehrplänen erlassenen Cirkularverfügung vom 31. März 1882 bearbeitet. Erster Lehrgang. Aussprache und Formenlehre. Naumburg a. S., A. Schirmer, 1882. XI u. 263 S. 2,25 M.

Das Buch ist für Schulen bestimmt, in denen die allgemein-grammatische und sprachlich-formale Bildung vorzugsweise durch den lateinischen oder den französischen Unterricht vermittelt wird. Die Formenlehre tritt in Verbindung mit den Elementen der Syntax auf und schließt auch das Wichtigste über

den Gebrauch der Partikeln in sich ein. Der Verf. will namentlich in das Verständnis der historischen und beschreibenden Prosa klassischer Autoren einführen. In einem Anhang sind häufig vorkommende Synonymen erläutert.

23. D. Schüfer, Deutsches Nationalbewußtsein im Licht der Geschichte. Akademische Antrittsrede. Jena, G. Fischer, 1884. 32 S. 0,75 M.

24. P. Nisle, Deutschland. Geographischer Leitfaden zum Unterrichten in den oberen Klassen höherer Bürger- und Mädchenschulen, in Lehrer- und Lehrerinnenbildungs-Anstalten. Breslau, M. Woywod, 1884. VI. und 131 S. 1,50 M.

25. P. Nisle, Grundzüge der mathematischen Geographie. Ein Leitfaden zum Unterrichten in den oberen Klassen höherer Bürger- und höherer Mädchenschulen, in Lehrer- und Lehrerinnenbildungs-Anstalten. Breslau, M. Woywod, 1883. 39 S. 0,60 M.

26. Unser Wissen von der Erde. Allgemeine Erdkunde oder astronomische und physische Geographie, Geologie und Biologie. Ferner im Anschluß hieran Specielle Erdkunde oder die Länderkunde der fünf Erdteile. Herausgegeben von hervorragenden Fachgelehrten. I. Band: Allgemeine Erdkunde von J. Hann, F. von Hochstatter und A. Pokorsky. Mit vielen Abbildungen und Karten in Holztisch und Farbendruck. Lieferung 1—10. Leipzig, G. Freitag, 1884. Jede Lieferung 0,90 M.

Das Werk soll in wissenschaftlicher und doch populärer Weise, streng sachlich und doch fesselnd, das lebendige, beredete Wort mit der veranschaulichenden, graphischen Darstellung vereinigend, die Kenntnis unseres Planeten nach allen seinen vielfachen Beziefungen und doch nicht in allzu großem Umfange vermitteln. Der erste Band soll in drei Abteilungen die Erde als Weltkörper, die feste Erdrinde nach ihrer Zusammensetzung, ihrem Bau und ihrer Bildung und die Erde als Wohnplatz der Pflanzen, Tiere und Menschen behandeln, ca. 50 Bogen Text, etwa 30 Karten, 15 Vollbilder in Farbendruck und beiläufig 40 Vollbilder in Holztisch umfassen und in etwa 40 Lieferungen in rascher Reihenfolge erscheinen. Die Verlagsbuchhandlung macht mit der 9. Lieferung bekannt, daß Professor Alfred Kirchhoff in Halle die wissenschaftliche Leitung der „Länderkunde der fünf Erdteile“ übernommen habe.

27. Der Naturhistoriker. Illustrierte Monatsschrift für die Schule und das Haus und Korrespondenzblatt der österreichischen und deutschen Naturhistoriker. Mit 4 Beiblättern. Herausgegeben von Fr. Knauer. Sechster Jahrgang 1884. 1. Heft. Leipzig, O. Lainer. Preis des Jahrgangs von 12 Heften à 4 Bogen 12 M.

28. S. Spitzer, Untersuchungen im Gebiete linearer Differential-Gleichungen. Erstes Heft. C. Gerolds Sohn, 1884. 60 S. 3 M.

29. K. Meinhardt, Das Turnen als Schutz- und Heilmittel. Ein Beitrag zur körperlichen Erziehung. Zweckmäßige ohne Geräte auszuführende orthopädische Turnübungen für Kinder, zum bequemen Hausgebrauche zusammengestellt. Klagenfurt, Selbstverlag des Verfassers, 1884. 36 S. 12.

Eine kurze, recht praktische Behandlung des gewiß wichtigen Gegenstandes. Dem Verf. steht eine reiche Erfahrung zur Seite.

ERSTE ABTHEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Zur Methodik des deutschen Unterrichts in Tertia.

Dafs den Mittelpunkt alles deutschen Unterrichts die Lektüre bildet, darüber herrscht unter den vielen Stimmen, die sich über die Methodik dieses Faches haben vernehmen lassen, kaum ein Zweifel. Für den Unterricht in den Mittelklassen zumal darf dieser Satz als ausgemacht gelten: nicht nur ein jeder Schritt zur Ausbildung des rezeptiven Verständnisses, sondern auch alle wesentlichen Übungen stilistischer Reproduktion haben sich an die Lektüre anzuschließen. Die schriftliche Wiedergabe geht aus der mündlichen, diese aus der Lektüre hervor.

Bildet somit eine methodische Entwicklung des Auffassungsvermögens das nächste Ziel des deutschen Unterrichts, so ist sie doch nicht das einzige. Vielmehr steht ihr die Grundlegung des Stils als mindestens gleichberechtigter Endzweck zur Seite. Ja fafst man die gesamte pädagogische Entwicklung ins Auge, von welcher der Unterricht in Tertia nur eine Stufe darstellt, so wird es klar, dafs der letztere Zweck für diese Stufe der wichtigere ist. Denn das rezeptive Verständnis der Schüler wird durch alles, was auf dem Gymnasium getrieben wird, zumal aber — auch schon in den mittleren Klassen — durch die Lektüre der griechischen und lateinischen Klassiker, fortwährend geübt und vertieft. Die Ausbildung der stilistischen Reproduktionsfähigkeit aber, die in allen übrigen Unterrichtsfächern nur sehr sekundär berücksichtigt werden kann, hat hier ihre eigentliche Stätte, und was in dieser Beziehung in den mittleren Klassen versäumt worden ist, wird auch in den oberen nur mit Mühe und unter mancherlei Hemmnissen nachgeholt. Bildet somit die Lektüre zwar die *ἀρχὴ τῆς κινήσεως*, so ist ihr Verständnis doch in geringerem Grade als die Ausbildung des Stils das *τέλος*, das *ὄψιμα* des deutschen Unterrichts in Tertia.

Nun ist es diesem Verhältnis gegenüber eine auffallende Thatsache, dafs die zahlreichen Versuche und Vorschläge, die in

den letzten Jahren gemacht worden sind, um den deutschen Unterricht in den Mittelklassen methodischer zu gestalten und dadurch fruchtbarer zu machen, sich ausschliesslich oder doch ganz vorwiegend der Lektüre zugewandt haben und den Aufsatz, wenn überhaupt, so doch in unverhältnismässiger Kürze und unter Verzicht auf systematische Methodik behandeln¹⁾. Da man den Anschluss der Reproduktion an die Lektüre mit Recht als selbstverständlich ansah, so glaubte man wohl, mit der Methodik dieser letzteren implicite schon die Grundzüge der ersteren erörtert zu haben, und wenn man beispielsweise die Auswahl und Reihenfolge der Lektüre für den Unterricht festsetzte, so hielt man die einzuhaltende Stufenfolge von Aufsatzthemen eben hierdurch im wesentlichen für bestimmt. Da nun aber alle diese Versuche bei Festsetzung der Lektüre ausschliesslich die Entwicklung des rezeptiven Verständnisses berücksichtigen, so würde sich ergeben, dass auch bei der Auswahl der Aufsatzthemen ausschliesslich und einseitig die Schwierigkeit der Auffassung ins Auge zu fassen,

¹⁾ So ist es, um von älteren Arbeiten zu schweigen, in dem 1881 erschienenen Buche von Bindel, „Hilfsmittel für den deutschen Unterricht in der Tertia“ der Fall. So fasst auch F. Kern in seiner kürzlich erschienenen geistvollen Schrift „Zur Methodik des deutschen Unterrichts“ in absichtlicher Beschränkung nur die Lektüre ins Auge. — Eine rühmenswürdige Ausnahme bildet das Programm von Alfred G. Meyer (Friedrich-Werderische Gewerbeschule zu Berlin, Ostern 1892). Wiesohl ich mit der dort dargelegten Methode nur sehr teilweise übereinzustimmen vermag und z. B. fast sämtliche S. 27 Note angeführten Aufsatzthematika — die übrigens der gewöhnlichen Praxis nur allzusehr entsprechen — für wenig zweckmässig erachten muss, so verdient doch die Strenge und Gewissenhaftigkeit, mit der der Verf. sich selbst und anderen über die minutiösesten Einzelheiten des Unterrichts Rechenschaft ablegt, ohne die allgemeinen Ziele desselben aus dem Auge zu verlieren, volle Anerkennung. — Auch von dem Programm von Nauser (Joachimsthalisches Gymnasium 1893) ist anzuerkennen, dass dasselbe mit Ernst und selbst mit einem gewissen wohlthuenden Eathusiasmus unsern Gegenstand behandelt. Doch leidet diese Schrift an einer bedeutlichen Unterschätzung des formalen Elements und an einer einseitigen Betonung des Phantasieanregenden im deutschen Unterricht. „Viel kann erreicht werden, so spricht der Verf. am Schluss seine Grundanschauung aus, wenn der Lehrer die Besserung und Veredlung der Sprache seines Schülers dadurch zu erreichen strebt, dass er das ganze Wesen desselben mit dem Edlen und Schönen, das er auf ihn wirken lässt, zu durchdringen sich bemüht. Wer nur an der äusseren Form des sprachlichen Ausdrucks herumsucht, an ihr glaubt mit kleinhchen Regeln bessern zu können, der verfährt so, wie jemand, der den Bach zum Staigen bringen will, indem er eimerweise Wasser hineinschüttet.“ Das Bedenkliche dieses letzten Satzes wird niemandem entgehen; der in unserem Text dargelegten Anschauung wenigstens ist er diametral entgegengesetzt. Wenn der Verf. nun aber hinzufügt: „In der Einwirkung auf das Herz, in der Veredlung des Charakters muss der deutsche ebenso wie jeder andere Unterricht seine eigentliche letzte Aufgabe sehen“, — so wird er eben durch diese Gleichstellung genötigt werden zuzugeben, dass auch der deutsche wie jeder andere Unterricht neben den von ihm betonten allgemeinen Zielen spezielle Aufgaben hat, und diese sind im deutschen Aufsatzunterricht eben wesentlich formaler und sprachlicher Natur.

die der Wiedergabe jedoch zu übersehen sei. Nun aber fallen diese beiden Gesichtspunkte zwar für die oberen Klassen zusammen, wo die rein formalen Schwierigkeiten der Reproduktion keine Rolle mehr spielen, keineswegs jedoch für die Mittelklassen, wo gerade alles auf diese Schwierigkeiten ankommt. Dafs man es versäumt hat, für die mittleren Klassen diese Gesichtspunkte prinzipiell zu trennen, hat für die stilistische Seite des deutschen Unterrichts die übelste Folge gehabt: es fehlt bis heute eine übereinstimmende rationelle Methode in der Entwicklung der stilistischen Reproduktionsfähigkeit, in der Ausbildung des deutschen Stils.

Im lateinischen Unterricht ist die Behandlung der indirekten Rede, der *consecutio temporum* etc. ganz bestimmten Unterrichtsstufen zugewiesen, die sich ausschliesslich oder vorwiegend mit diesen Pensen zu beschäftigen haben. Dafs es nicht die theoretische Einprägung der Regeln, sondern ihre praktische Anwendung ist, die hier Zeit und Mühe des Lehrers wie des Schülers in Anspruch nimmt, weifs jeder Pädagoge. In noch höherem Grade würde es sich natürlich für den Unterricht im deutschen Stil um die praktische Einübung der Sprachgesetze handeln. Nicht darauf kommt es für unsere Zwecke an, dafs über die Sprachgesetze mehr und ausführlicher theoretisiert werde als bisher, es soll vielmehr für die praktische Einübung der Regeln, die für den komplizierten Stil unumgänglich in Betracht kommen — es sind deren nur wenige, aber sie sind keineswegs einfach oder für den Schüler leicht zu handhaben — eine bestimmte Stufe des deutschen Unterrichts abgegrenzt werden.

Um ein konkretes Beispiel zu nehmen: es werden in Sekunda Referate über gröfsere Abschnitte namentlich dramatischer Dichtungen verlangt; es sollen einzelne Akte, Expositionen etc. von Dramen dargestellt werden; auch Charakteristiken dramatischer Gestalten gehören bereits zu den Aufgaben der Klasse. Was der Schüler darin zeigen soll, ist, dafs er das Verständnis für die gröberen und feineren Züge eines komplizierten Zusammenhanges besitzt und dieselben in einer formalen Umgestaltung korrekt wiederzugeben vermag. Wie aber ist er hierzu imstande, wenn er beständig mit elementaren Schwierigkeiten der Sprache zu kämpfen hat, wenn er beispielsweise noch nicht daran gewöhnt ist, den Inhalt dramatischer Szenen, die Charakteristik dichterischer Gestalten und ähnl. im Präsens wiederzugeben und mit den Schwierigkeiten in der Behandlung der Modi und der Tempora, die sich an einen Wechsel im Tempus des Hauptsatzes knüpfen, in keiner Hinsicht Bescheid weifs? Wenn er zwischen Substantivum und Pronomen nicht auf die richtige Weise zu wechseln versteht, und wenn er ein häufig wiederkehrendes Wort nicht durch ein synonymes zu ersetzen vermag? Der Verf. hat an zwei verschiedenen Berliner Gymnasien hierüber Erfahrungen gemacht: er ist noch

jeder Sekundaner-Generation gegenüber genötigt gewesen, diese Dinge nicht repetendo, sondern als erste systematische Anweisung ausführlich zur Sprache zu bringen. Es wird also mindestens eine überflüssige Verschiebung der Klassenpensen durch die bezeichnete Lücke im Tertianer-Unterricht verursacht. Der Ansicht aber, als ob die Schüler das hier Versäumte sich im Laufe des ferneren Unterrichts von selbst aneigneten, und es somit überflüssig sei, rechtzeitig oder nachträglich besondere Zeit und Mühe darauf zu verwenden, wird wohl jeder Pädagoge entgegnetreten, der im deutschen Unterricht in den oberen Gymnasialklassen praktische Erfahrungen gemacht hat. Was aber für den Verf. von besonderem Gewicht gewesen, ja was ihm der letzte Anlaß dazu geworden ist, seine Anschauungen und Erfahrungen über die Methodik des deutschen Stils zu veröffentlichen, ist das in einem Privatgespräch ihm gegenüber gefällte Urteil eines angesehenen Mitgliedes der Königl. Justiz-Prüfungs-Kommission. Nach demselben nämlich fehlt es den angehenden Assessoren zum großen Teil an der nötigen stilistischen Gewandtheit im schriftlichen Referieren und speziell an Korrektheit im Gebrauch der indirekten Rede. — Es sind also genau die im Obigen bezeichneten Lücken, welche auch hier noch unausgefüllt erscheinen (denn ob man über eine dramatische Scene oder über eine Gerichtsverhandlung zu referieren hat, kommt für die grammatisch-stilistische Form auf dasselbe hinaus), und das Gymnasium wird sich von der Schuld an einem Mangel nicht freisprechen können, der bei einem großen Teil seiner Zöglinge bis in das Mannesalter hinein fühlbar bleibt.

Wenn nun im folgenden der Versuch gemacht werden soll, die Grundzüge einer Methode des stilistischen Unterrichts in Tertia zu entwerfen, so handelt es sich dabei nicht um Aufstellung fundamentaler neuer Prinzipien, sondern nur um eine konsequentere und systematischere Ausführung der Grundsätze, welche von geltenden Autoritäten der Schulpädagogik ausgesprochen, theoretisch bereits allgemein anerkannt sind.

„Die schriftlichen Arbeiten (in Tertia) sind streng in den Grenzen der Reproduktion zu halten“, heißt es bei Schrader (Erziehungs- und Unterrichtsl. S. 455. Dasselbe bei Laas, Der deutsche Unterr. S. 194).

„Das Gemüt (des Knaben) ist auf Anschauung gerichtet. Nur wo Leben und konkrete Gestalt ist, vermag der Knabe überhaupt zu fassen; sein plastischer Sinn widerstrebt im ganzen dem Begriff und Gedanken.“ Dem entsprechend „nehmen wir in den ersten fünf Jahren des höheren Unterrichts noch vorzugsweise die Anschauung, das rezeptive Vermögen und das Gedächtnis, im zweiten je länger je mehr Verstand und Urteil in Anspruch.“ Laas, Der deutsche Unterr. S. 350f.

Durch die beiden angeführten Aussprüche, die zwei allgemein anerkannte Gesetze der Schulpädagogik enthalten, wird uns Form

und Stoff der Stilübungen in Tertia in großen, aber festen und klaren Umrissen vorgezeichnet. Strenge Reproduktion anschaulicher Vorbilder — so heißt das Gesetz, welches den stilistischen Unterricht in Tertia unverbrüchlich regiert. Ziehen wir die Konsequenzen dieser Zusammenfassung, so ergibt sich zunächst, daß gewisse Rubriken von Aufsatzthemen, die bis jetzt noch immer zu den üblichen gehören, aus dem Tertianer-Unterricht auszuschließen sind.

1) Nicht das Abstraktionsvermögen der Schüler soll ausgebildet werden, sondern die Fähigkeit, anschaulich Aufgefaßtes korrekt wiederzugeben. Zu vermeiden sind mithin alle diejenigen Themen, welche die abstrahierende Geistesthätigkeit in erheblichem Maße in Anspruch nehmen. Zu verwerfen also sind zunächst alle eigentlichen Dispositionsübungen — dieselben gehören nach Sekunda —, sowie alle diejenigen Themen, die den Schüler nötigen, einen größeren Teil seiner Thätigkeit auf die Gestaltung des formalen Zusammenhangs zu verwenden. Der Tertianer soll eben seine ganze Kraft auf den Stil konzentrieren; wenn er das zwei Jahre hindurch ausschließlicth gethan hat, so wird es ihm zur heilsamen Gewohnheit geworden sein, auf die Schreibweise auch da noch Wert zu legen, wo man in erster Linie an den Inhalt des Geschriebenen Anforderungen stellt. Es würden also auch alle die Themen zu verwerfen sein, die an sich der Anschauung entlehnt sind, deren Behandlung aber mehr das Verständnis und das Inventionsvermögen des Schülers als seine stilistische Arbeit in Anspruch nehmen; unter den von Laas, d. D. U. S. 367 aus einem Stettiner Programm angeführten z. B. selbst das erste: „Der Städter lobt das Landleben“; — ganz zu schweigen von Themen, deren Inhalt an sich schon für das Knabenalter ungeeignet ist wie: Mein künftiger Beruf, *Μηδὲνα εἶνα τῶν ζῳόντων ὄλβιον* (a. a. O.) — Zu verwerfen sind namentlich auch alle diejenigen Themen, welche eine rein klassifizierende Thätigkeit des Schülers in Anspruch nehmen, ohne seiner Anschauung und seinem Nachdenken noch in irgend einer anderen Weise Nahrung und Anregung zu geben. Solche Aufgaben würden — nach dem hier verfochtenen Prinzip — jedenfalls nicht nach Tertia, sondern nach Sekunda gehören, und hier mögen sie, als mündliche Übungen von Zeit zu Zeit angewandt, an ihrer Stelle sein. Für Aufsätze eignen sie sich auch hier nicht, und man wird sie durch Themata zu ersetzen haben, die zugleich in anderer Weise die Denktthätigkeit des Schülers in Anspruch nehmen. Zu verwerfen ist also ein Thema wie das: „Wozu gebraucht man die Steine?“, welches Verf. als Sekundaner eines berliner Gymnasiums mit großem Unmut bearbeitet zu haben sich erinnert; zu verwerfen das Thema bei Meyer a. a. O. S. 26: „Der Nutzen des Wassers“, womit dieser Pädagoge, wie er mit dankenswerter Aufrichtigkeit gesteht, ein günstiges Resultat nicht

erzielt hat; zu verwerfen auch die bei Bindel a. a. O. S. 14 angeführten Themen dieser Art. Von diesen letzten ist zwar zuzugeben, daß sie zugleich an das Anschauungsvermögen der Schüler Ansprüche machen, aber sie verlieren sich ins Kleinlich-Technische und sind daher vielleicht für Fachschulen, aber nicht für den Gymnasialunterricht geeignet. Welcher Tertianer würde das von Bindel empfohlene Thema zu behandeln vermögen: „Welche Holzarten werden zur Einrichtung und Ausstattung des Wohnhauses angewandt?“, und welcher Lehrer würde den Aufsatz korrigieren wollen? — Nicht besser freilich ist das Thema: „Welchen Nutzen gewährt dem Menschen die Hand?“, welches laut dem betr. Programm vor einiger Zeit in der Untersekunda eines berliner Gymnasiums gegeben worden ist.

Für die Lektüre in Tertia folgt aus dem Gesagten nicht, daß ein jeder Versuch, in die Disposition eines gelesenen Stückes einzudringen, zu verwerfen sei. Vielmehr wird man derartige Übungen in der beschränkten Form, in welcher sie z. B. F. Kern anwenden will (Zur Meth. d. d. U. S. 57), gewiß gelten lassen. Ja für die schriftliche Wiedergabe von Erzählungen wird es sogar in den meisten Fällen erforderlich sein, daß die Schüler sich über die Gliederung im großen (nicht in den Einzelheiten) klar sind. — Zu verwerfen dagegen ist es, wenn man diese Dispositionsübungen in den Mittelpunkt des deutschen Lektüre-Unterrichts rücken will; — ein Prinzip, auf welchem die in dem mehr erwähnten Bindelschen Buche dargelegte Methode beruht. Für das Verständnis der erzählenden und beschreibenden Lektüre, welche den Tertianer ausschließlichschäftigen soll, bildet die Einsicht in die Einzelheiten der Disposition kein wesentliches Erfordernis. Hier kommt es neben der korrekten Auffassung des unmittelbar Gegebenen nun noch auf Eines an: daß der Schüler das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden lernt. Vermag er das in einer gelesenen Erzählung oder Schilderung, so hat er dieselbe verstanden, auch wenn er von den Einzelheiten der Disposition nichts weiß. Diese letzteren festzustellen kann nur, wie es Kern richtig bezeichnet, eine gelegentlich an die Lektüre anzuschließende Verstandesübung bilden.

2) Hat sich somit die freie Bearbeitung allgemeiner Themen als ungeeignet für die Tertianerstufe erwiesen, so wird man sich mit noch größerer Entschiedenheit gegen eine andere Art von Aufgaben wenden, die augenblicklich leider zu den gebräuchlichsten im Tertianerunterricht zu gehören scheinen. Es ist dies das Erfinden von Erzählungen zur Illustration von Sprüchwörtern oder allgemeinen Gedanken. Diese Aufgaben laufen dem an die Spitze unserer Betrachtung gestellten Prinzip schnurstracks entgegen: sie fallen vollständig aus dem Gebiete der Reproduktion heraus, und die verhängnisvollen Folgen eines solchen Übertritts lassen sich

nirgends deutlicher sehen als gerade hier. Denn — so ist doch zunächst zu fragen — was können Tertianer an Aufgaben der bezeichneten Art lernen? Zweierlei kann man mit denselben beabsichtigen: einmal die Phantasie der Knaben anzuregen; zweitens aber, sie in der Anwendung allgemeiner Gesetze auf Spezialfälle zu üben. Was zunächst den zweiten Gesichtspunkt betrifft, so ist es klar, daß man, um wirklich Ernst damit zu machen, den Schülern Gedanken zum Thema geben müßte, deren konkrete Anwendung ihnen Schwierigkeit bereiten würde; denn wo keine Schwierigkeit zu überwinden ist, da giebt es auch nichts zu lernen. Nun entziehen sich aber derartige wirklich abstrakte Gedanken dem Verständnis des Tertianers; ihre Bearbeitung und Veranschaulichung gehört in die oberen Klassen (wo man es dann gewiß vorziehen wird, dieselbe auf Reminiscenzen aus der Lektüre als auf frei erfundene Erzählungen zu gründen). Die allgemeinen Gedanken aber, die dem Tertianer überhaupt zugänglich und daher auch allein in dem fraglichen Sinne verwertbar sind, sind in den meisten Fällen Gemeinplätze, und es wird daher der Lehrer, der solche Themen zur Bearbeitung stellt, sich schwerlich von Trivialität frei halten können¹⁾. Wie nun aber sollten Trivialitäten wie das in dem erwähnten Stettiner Programm enthaltene: „Wie man sich bettet, so schläft man“ oder das dem Verf. aus der Praxis bekannte „Hochmut kommt vor dem Fall“ auf den Verstand oder die Phantasie des Knaben irgendwie anregend wirken? Aber auch wenn die gestellten Themen weniger banal als die angeführten sind, werden sie die Phantasie eines Tertianers schwerlich befruchten. Denn es fehlt dem Knaben noch ganz und gar an der Anschauung des realen Lebens, des Handelns und Wandels, worauf solche allgemeinen Sentenzen Anwendung finden. Seiner Phantasie gebricht es somit an dem Boden, aus welchem sie Nahrung ziehen kann, und was helfen da äußere Reize? Was dem Schüler an realem Leben wirklich bekannt ist, beschränkt sich auf das Zusammenleben mit Spielkameraden und Mitschülern, und hieraus moralische Erzählungen zu gestalten, dazu wird man ihn doch wohl nicht anregen wollen? Die Phantasie des Knaben richtet sich meist auf das Phantastische, im besten Falle auf das Historische; das Moralische liegt ihm ganz fern. Daher leiden denn die Versuche, die in dieser Richtung selbst von den besten Schülern gemacht werden, an einer ganz unglaublichen Sterilität: von irgend welcher freieren Regung der Phantasie ist niemals etwas zu spüren²⁾.

¹⁾ Sehr beherzigenswert ist, was Apelt (D. d. Aufs., Leipzig 1883 S. 239 oben) über Sprüchwörter und ihre Verwendbarkeit für den Aufsatzgebrauch sagt.

²⁾ Auf viel bedeutsamere Art sucht Nausester nach dem angef. Programm auf die Phantasie seiner Schüler zu wirken; wie weit er Erfolg gehabt hat, darüber fehlt es in seiner Abhandlung leider an Angaben. Allein

3) Darf man bei der Bekämpfung der beiden bisher besprochenen Mißbräuche, so verbreitet dieselben auch sind, doch auf die Beistimmung der Mehrzahl der Fachgenossen rechnen, so müssen wir uns nunmehr gegen zwei Arten von Aufgaben wenden, die bis jetzt fast allgemein als brauchbar anerkannt sind, und deren Bekämpfung daher vielleicht größeren Anstofs erregen wird. Es sind dies zunächst Erzählungen von Selbsterlebtem; Berichte über Spaziergänge, Feiertage, Landpartieen etc. Diese Klasse von Themen unterscheidet sich von den beiden vorigen dadurch, daß sie ihrem Inhalt nach nichts enthalten, was der Entwicklungsstufe des Tertianers nicht entspräche. Um so fraglicher aber muß es erscheinen, was die Schüler in formaler Hinsicht an diesen Aufgaben lernen sollen. Aus einem selbsterlebten Ereignis oder gar aus einer Reihe von solchen eine abgerundete Erzählung zu gestalten, ist nicht Reproduktion, sondern erfordert in hohem Maße selbstthätige Produktivität, wie das jeder weiß, der es einmal im reiferen Alter versucht hat. Sieht man aber von dieser Anforderung ab, was bleibt dann an einem solchen Thema übrig? Dem Stoffe nach nichts als triviale Thatsachen, die in den meisten Fällen den abschreckend sterilen Zirkel bilden: wir fuhren (oder gingen) hin, kamen an, aßen und tranken, spielten, aßen und tranken noch einmal und fuhren wieder zurück. Und was können die Schüler aus derartigen Aufzählungen für ihren Stil Wesentliches lernen? Eigentliche Schwierigkeiten zu überwältigen finden sie nicht; ihren Wortschatz bereichern sie nicht; sie bewegen sich meistens in Anschauungen und Ausdrücken des täglichen Lebens, und es wäre auch in der That nicht zu sagen, wie sie das vermeiden sollten, ohne geziert zu werden.

Oder wäre diese Dürftigkeit des Inhalts und der Form vielleicht nur die Schuld mangelnder Begabung seitens der Schüler oder mangelnder Anleitung seitens der Lehrer? Zur Beantwortung dieser Frage sei es gestattet, an eine Thatsache zu erinnern, die sich dem Verf. bei Spaziergängen und Landpartieen, welche er mit Schülern unternommen, häufig genug aufgedrängt hat. Knaben im Alter unserer Tertianer und selbst Sekundaner haben im allgemeinen noch keinen Sinn für landschaftliche Schönheit, ja noch keinen Blick für das landschaftlich Charakteristische überhaupt. Der psychologische Grund dieser Erscheinung ist ohne Zweifel derselbe, auf dem es beruht, daß auch den antiken Völkern, bei

wenn Nausester auch das Talent besitzen mag, die Phantasie seiner Zöglinge besonders energisch anzuregen, so eignet sich sein Verfahren doch nicht zu einer allgemeinen Norm. Denn einmal besitzt weder jeder deutsche Lehrer gerade diese individuelle Begabung, noch kann man sie füglich beanspruchen. Sodann aber liegt die ganze Thätigkeit, auf die hier einseitig das Hauptgewicht gelegt wird, von der eigentlichen Aufgabe des deutschen Unterrichts ab, und es ist nicht zu billigen, wenn man die formalen Ziele des letzteren darüber zurücktreten läßt.

aller Frische der Auffassung von Naturobjekten im einzelnen, doch die Fähigkeit, landschaftliche Eigenart und Schönheit ästhetisch zu würdigen, abgeht. Bekanntlich ist es Schiller, der in der Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung zuerst hierauf hingewiesen und der die Verschiedenheit antiker und moderner Naturanschauung in den klassischen Werken zum Ausdruck gebracht hat: „Die Alten empfanden natürlich, wir empfinden das Natürliche. Unser Gefühl für Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Gesundheit.“ Dem psychologischen Gesetz, das hier zur Geltung kommt, hat J. Burchhardt (Kultur der Renaissance II 14, 3. Aufl.) prägnanten Ausdruck verliehen, wenn er sagt, daß „diese Fähigkeit (landschaftliche Schönheit zu empfinden) immer nur das Resultat langer komplizierter Kulturprozesse ist“. — Was hier als ein Gesetz der Völkerentwicklung ausgesprochen wird, das gilt auch für die Entwicklung des einzelnen Menschenkindes. Auch unsere Knaben erfreuen sich ja noch jener natürlichen geistigen Gesundheit und Ungebrochenheit, die wir bei jenen jugendlichen Völkern finden. Unser Gefühl also, um mit Schiller zu reden, ist nicht dasjenige, welches sie haben; es ist vielmehr einerlei mit demjenigen, welches wir für sie haben. Man erwarte daher kein ästhetisches Gefühl für die Natur und folglich auch kein Aussprechen eines solchen von Knaben; das rein sinnliche Wohlbehagen aber, das sie empfinden, wenn sie einmal der dumpfen Stadt- und Schulluft entronnen, „von allem Wissensqualm entladen“, im Freien sich herumtummeln, sich mit der Natur eins fühlen dürfen, — wie sollten sie das in Worte fassen? Was sie also in der Schilderung eines Ausflugs, eines Tages im Freien u. s. w. wiederzugeben vermögen, ist immer nur das trockene äußere Schema des Erlebten, und hierin beruht die bezeichnete Unfruchtbarkeit und Dürftigkeit, die allen Aufsätzen dieser Art auch bei den begabtesten Schülern anzuhafte pflegt.

4) Diese Betrachtungen leiten uns zu einer vierten Art von Aufgaben über, der letzten, welcher unsere Kritik gilt. Es sind dies Schilderungen von Landschaften oder einzelnen Natur- und Kunstgegenständen. Ich fürchte hier auf den lebhaftesten Widerspruch zu stoßen, wenn ich auch diese Übungen für den Tertianer als unfruchtbar bezeichne. Hat doch gerade Laas, in Übereinstimmung mit dessen Grundsätzen diese Darlegungen sonst stehen, in längerer Auseinandersetzung (d. D. Aufs. S. 394f.) solche Aufgaben empfohlen. Und bewegen sie sich doch in der That gerade auf dem Gebiete, das wir für den Unterricht in Tertia als das eigentlich in Betracht kommende abgegrenzt haben: es sind sinnlich konkrete Eindrücke, die gegeben sind, und ihre Darstellung ist wesentlich Reproduktion. Dennoch muß man gerade den Argumenten Laas' gegenüber behaupten, daß auch hier, wie bei der vorigen Art von Themen, die Knaben nicht genug

und namentlich nicht das lernen, was ihnen not thut und worauf es am meisten ankommt. Laas (S. 396) empfiehlt Schilderungen nach der Natur, um den Zusammenhang des deutschen Unterrichts mit der „allein wahres und gesundes Sprachleben verleihenden, das Gemüt erfüllenden Anschauung“ zu wahren. In der Lostrennung von dieser sieht er die Ursache der stilistischen Mängel in Schüleraufsätzen, unter denen er treffend „eine sterile Einförmigkeit, ein gekünsteltes und gedrechseltes Wesen; die Untugend sich mit bloßen platten und abgegriffenen Redensarten zu begnügen“ hervorhebt.

Der hier gerügte Mangel an Anschauungen nun ist bei dem größten Teil unserer großstädtischen Schüler wenigstens unleugbar vorhanden. Das ist mehr zu beklagen als zu verwundern bei einem Unterricht, „der schon in den Jahren, wo das Kind deutliche und warme Bilder aus der Welt der Dinge in sich aufnehmen sollte, ausschliesslich oder hervorragend in der engen Stube am Faden des Wortes und Begriffes verläuft“ (Laas a. a. O.). Wird aber wirklich, wie es Laas vorschlägt, der deutsche Lehrer auf gelegentlichen Spaziergängen und gemeinsamen Ausflügen einem Mangel abzuhelpen vermögen, der nur durch tägliche Gewohnheit und Übung, durch regelmäßigen Verkehr mit der Natur gehoben werden kann? Wird in dieser Hinsicht nicht schon ein richtig geleiteter naturwissenschaftlicher Unterricht von erheblich größerer Bedeutung sein, ja, dasjenige, was der deutsche Lehrer etwa wirken kann, vollkommen in sich aufnehmen? Dem gerügten Mangel entgegenzutreten sind vor allem die Mittel geeignet, welche die Unterrichtsbehörde in der letzten Zeit teils angeordnet teils empfohlen hat: Verminderung der Stundenzahl in den unteren Klassen, Verminderung der häuslichen Arbeiten, Vermehrung des naturwissenschaftlichen Unterrichts, Erleichterung gemeinsamer Ausflüge. Was hiergegen der deutsche Unterricht in Tertia zu leisten vermag, kommt kaum in Betracht. Er verwendet die wahrlich nicht reichliche Zeit, die ihm eingeräumt ist, besser ausschliesslich für seine eigenen Zwecke.

Allein gerade diesen Zwecken soll ja der Zuwachs an Anschauung dienen; aus dem Mangel an Anschauung soll die Trockenheit und Sterilität der Schüleraufsätze hervorgehen! — Dem gegenüber ist zu bemerken, daß dem von Laas konstruierten Zusammenhang die Erfahrung widerspricht; sie lehrt, daß es nicht immer die schlechtesten Skribenten einer Klasse sind, welche am wenigsten Naturanschauung besitzen; vielmehr eignet sich, durch natürliches Talent unterstützt, mancher leicht eine gewisse stilistische Gewandtheit an, ohne daß derselben eine besondere Frische und Kraft der Anschauung entspräche; und andererseits sind oft gerade die Schüler, deren schriftliche Leistungen die schwächsten sind, diejenigen welche Natureindrücken gegenüber die

offensten Augen haben. Der Mangel bei diesen letzteren liegt offenbar daran, daß ihnen die Sprache nicht zu Gebote steht: es fehlt ihnen das Vokabularium, ihre Wendungen und Worte wiederholen sich beständig; man wird häufig finden, daß ihre Schilderungen korrekt, aber äußerst trocken und dürftig sind. Diesen Mangel wird die zunehmende Anschauung nicht ersetzen: denn seine Sprache aus der Anschauung schöpfen heißt sie produktiv behandeln, wie man gerade aus dem von Laas angeführten Beispiele Goethes, noch deutlicher aber aus dem Luthers ersehen kann. Diese Art von produktiver Thätigkeit aber ist — zumal einer bereits gebildeten Sprache gegenüber — so selten wie schwierig: wie könnte man sie von Schülern einer Altersstufe erwarten, deren Unfähigkeit zu selbständiger Produktion wir ausdrücklich anerkannt haben? Auch von unsern großen sprachbildenden Geistern sind die meisten erst nach einer längeren oder kürzeren Periode der Abhängigkeit, im Mannesalter dazu gekommen sprachlich produktiv zu sein. Sie haben zunächst an ihren Vorbildern gelernt, soviel sie daran lernen konnten, und so sollen es auch unsere Schüler machen. Giebt man ihnen also Schilderungen auf — gegen den Stoff selbst ist ja nichts einzuwenden —, so mögen sich dieselben ebenso unmittelbar, wie die Aufsätze erzählenden Inhalts, an litterarische, hier besonders poetische Vorbilder anschließen.

Nicht aus der Anschauung werden unsere Tertianer ihren Stil bilden, ihren Wortschatz bereichern, sondern einzig und allein aus der Lektüre. Die Schüler müssen an Mustern lernen ihren Stil bilden; sie müssen sich eine Fertigkeit mit Bewußtsein erwerben, die nicht oder doch nur bei ausnahmsweise Begabten von selber kommt. Reichliche Ausnutzung der Lektüre zum Zwecke der Stilbildung, engster Anschlufs der Reproduktionsübungen an das Gelesene ist das wesentlichste Mittel, das unserem Zweck entspricht, und muß daher die leitende Maxime für den deutschen Unterricht in Tertia bilden¹⁾.

Und hiermit sind wir nach so vielfältigem Kritisieren zu dem gelangt, was über den Unterricht im deutschen Stil Positives zu sagen ist. Wie nun jeder methodische Unterricht darauf beruht,

¹⁾ Wenn R. v. Raumer (R. v. Raumer, Gesch. d. Pädag. III 214 u. 215) erklärt, daß „die Rückwirkung der deutschen Lektüre auf den Ausdruck des Schülers nur dann eine heilsame ist, wenn sie sich von selbst ergibt“, und wenn der berühmte Germauist hieraus folgert, daß es „eine gefährliche Verirrung“ sei, „wenn man die deutschen Ausarbeitungen der Gymnasiasten vorzugsweise oder gar ausschließlicly an ihre deutsche Lektüre anknüpfen will“, — so wird man diese Anschauungen, die für die Oberklassen eine gewisse, obzwar sehr beschränkte Berechtigung haben, hinsichtlich der Mittelklassen als durch Erfahrung direkt und indirekt widerlegt betrachten müssen.

dafs der Schüler vom Leichterem zum Schwereren stufenweise übergeführt wird, so mufs auch für die Reihenfolge der stilistischen Aufgaben, die dem Schüler gestellt werden, der Grad von Schwierigkeit mafsgebend sein, die sie ihm bereiten. Die Schwierigkeit der Reproduktion fällt, wie bereits anfangs bemerkt, nicht notwendig zusammen mit derjenigen, welche die Auffassung des entsprechenden Stoffes bereitet. Sie hängt vielmehr für den angehenden Stilisten offenbar von dem Grade der Möglichkeit ab, sich eng oder weniger eng an das Muster zu halten, das er vor Augen hat. Der mehr oder minder unmittelbare Anschluss an die Lektüre hat mithin den leitenden Gesichtspunkt für die Reihenfolge der zu stellenden Aufgabe abzugeben. Man wird, von dem engsten Anschluss an Gelesenes beginnend, allmählich zu Aufgaben aufsteigen, die eine freiere Reproduktion, eine gröfsere stilistische Selbständigkeit erst möglich, dann nötig machen; endlich wird man zu solchen übergehen, die besondere stilistische Schwierigkeiten bereiten, für deren Lösung das unmittelbar vorliegende Muster keinen Anhalt gewährt. Es leuchtet ein, dafs die zweite Art von Aufgaben vorwiegend oder ausschliesslich in das zweite Jahr des Tertianerkursus, also nach Obertertia zu legen ist, während die zuerst bezeichnete Entwicklung im wesentlichen nach Untertertia fällt.

Für eine weitere Scheidung der Aufgaben — zunächst in Untertertia — giebt uns die Verschiedenheit der zu reproduzierenden Lesestücke Anhalt, je nachdem dieselben der Prosa oder der Poesie angehören. Betrachten wir zuerst die Prosalektüre in Unter-Tertia, soweit sie der Reproduktion dienen soll.

In Quarta hat sich die Reproduktion auf das einfache mündliche und schriftliche Wiedererzählen gehörter und gelesener kleiner Erzählungen beschränkt: dem Muster möglichst nahe zu kommen war hier die einzige Aufgabe, die dem Schüler gestellt wurde (vgl. Laas a. a. O. S. 194). In Tertia wird man zunächst mit der Lektüre gröfserer Lesestücke — namentlich historische Abschnitte eignen sich hierfür — die Übung verbinden, Auszüge aus denselben zu fertigen. Von diesen Auszügen wird man zuerst möglichst genaue Übereinstimmung mit dem Wortlaut des Originals fordern; erst später wird die ersetzende Verwendung eigener Ausdrücke gestattet, endlich verlangt werden. Es leuchtet ein, wie gerade diese Art von Arbeiten dazu beitragen mufs, den Wortschatz der Schüler zu bereichern, ihre Gewandtheit im Satzbau zu vermehren, kurz sie für die spätere freiere Reproduktion vorzubereiten. Daneben wird man es nicht übersehen dürfen, dafs auch das Verständnis der Schüler gerade durch diese Aufgaben sehr entschieden gefördert wird: durch nichts können sie eindringlicher darauf hingewiesen werden, Wesentliches und Wichtiges in einem gelesenen Abschnitt von unwesentlichen Nebendingen zu sondern, als durch derartige verkürzende Reproduktion,

die sie häufig genug zwingen wird, noch innerhalb eines und desselben Satzes den Kern von der Schale zu scheiden.

Daneben wird von vornherein die lateinische Lektüre, in erster Linie also Cäsar zu berücksichtigen sein (Ovid wird der Schwierigkeiten wegen, die er Untertertianern bereitet, nur hin und wieder verwendet werden können); und es ist somit erforderlich oder doch in hohem Maße wünschenswert, daß der lateinische und der deutsche Unterricht in Untertertia in einer Hand sind. — Einmal sind es Übersetzungen, die, mit der nötigen Sorgfalt behandelt, ein wertvolles Mittel der Stilbildung abgeben. Diese Art von Übungen, mit Recht durch die Behörden empfohlen, (s. Wiese, Verordn. u. Ges. I S. 56 u. 87f.) scheinen in der letzten Zeit aus der Praxis verschwunden zu sein; ihre Wiedereinführung wäre dringend wünschenswert. Nur darf man die Grenzen der Unterrichtsfächer nicht verwischen: solche Übungen gehören in die deutsche, nicht in die lateinische Stunde. Wie der Verf. aus mündlichen Berichten französischer Kollegen erfahren hat, herrscht — oder herrschte doch bis vor kurzem — auf französischen Lyceen die Methode, in den lateinischen und griechischen Lektürestunden die Schüler darin wetteifern zu lassen, wer die elegantesten französischen Übersetzungen des zu lesenden Abschnitts vorzutragen weiß, ja der Unterricht beschränkt sich — häufig vorzugstens — ganz und gar auf diese Thätigkeit. Diese Methode, Klassiker zu lesen, ist verfehlt, wie es überhaupt falsch ist, das Interesse der Schüler da, wo es sich naturgemäß auf die Sache richtet, mit Gewalt auf die Form zu lenken und der letzteren eine größere Berücksichtigung zu teil werden zu lassen, als es das Verständnis des Ganzen erforderlich macht. Allein was für die lateinischen Stunden nicht angebracht ist, das kann für den deutschen stilistischen Unterricht gerade das Richtige sein. Hier soll sich eben das Interesse auf die Form richten; und ganz gewiß ist es eine treffliche formale Übung für Tertianer, wenn man sie anhält, einen Abschnitt, den sie sachlich beherrschen, so vollkommen wie möglich in ihrer Muttersprache wiederzugeben und dabei ihr ganzes Interesse auf die Behandlung dieser letzteren zu richten. Man wird dergleichen Übungen am besten in der deutschen Stunde selbst vornehmen, und es wird dabei leicht sein, den Wetteifer der Schüler anzuregen. Man läßt zwei bis drei Paragraphen in der Stunde schriftlich ins Deutsche übertragen, dann einzelne Schüler das Geschriebene Satz für Satz vorlesen; wer etwas zu bessern hat, bringt es vor, andere urteilen über die Verbesserung; Gründe werden nach Möglichkeit angegeben; endlich entscheidet der Lehrer. Ein andermal läßt man wohl die ganze Verhandlung mündlich vor sich gehen und als Ergebnis die acceptierte Übersetzung (noch in der Stunde selbst) aus dem Gedächtnis niederschreiben. Durch dieses Verfahren lernen die Schüler Wert auf den Stil, auf die

einzelnen Ausdrücke und Wendungen legen. Was die Franzosen in dieser Hinsicht zu viel thun, das thun wir zu wenig, und die Folgen treten zu Tage.

Zweitens wird man den Cäsar in derselben Weise wie die deutsche Prosalectüre verwenden; man wird aus gröfseren zusammenhängenden Abschnitten Auszüge machen lassen. Die Schwierigkeit steigert sich, je gröfser die zur Aufgabe gestellten Abschnitte sind und je kleiner im Verhältnis dazu das Mafs des Umfanges ist, das man der Reproduktion der Schüler vorschreibt, so dafs der Lehrer es auch hier ganz in der Hand hat methodisch vom Leichten zum Schweren aufzusteigen. Es ist einleuchtend, dafs auch diese Übungen gleichmäfsig dem Verständnis und dem Stil der Schüler zu gute kommen; auch sind sie wohl überall mehr oder weniger im Gebrauch.

Bei einer dritten Art von Übungen jedoch, die sich an die Cäsarlectüre anschliessen läfst, ist dies wenig oder garnicht der Fall, und doch verdienen dieselben namentlich als Vorbereitung für das Obertertianerpensum gar wohl Berücksichtigung. Es ist dies die Verwandlung der lateinischen indirekten Rede, die ja von Cäsar fast durchweg bei den Berichten über Verhandlungen, Reden u. s. w. verwandt wird, in deutsche direkte Rede. Auch hier ist der Vorteil einmal ein sachlicher: die gelesenen Gespräche und Reden gewinnen in den Ohren der Knaben an Leben; und ein formaler: die Schüler bekommen für den Gegensatz der direkten und indirekten Rede ein Gefühl, das in Obertertia zum Verständnis ausgebildet werden soll. Auch an die deutsche Lektüre werden sich bei gegebener Gelegenheit solche Übungen anschliessen lassen. — Offenbar werden auch diese Übungen vorwiegend in der Klasse selbst anzustellen sein, und zwar wird hier in der Regel ein mündliches Verfahren genügen. Nur von Zeit zu Zeit wird man einmal einen gröfseren, in sich möglichst abgerundeten Abschnitt in dieser Weise zur häuslichen Behandlung aufgeben oder auch diese letzte Art von Übung mit der vorigen zu einer gröfseren Aufgabe verbinden.

Überhaupt geht aus dem Gesagten bereits hervor, dafs die deutschen Unterrichtsstunden selbst, die jetzt fast ausschliesslich der Lektüre gewidmet sind, in höherem Mafse als bisher auch auf stilistische Übungen verwandt werden müssen. Ohne die Zahl der häuslichen Aufgaben zu vermehren, kann man es auf diese Weise erreichen, dafs unsere Schüler besser schreiben lernen als bisher. Auch hat diese Verwendung der Unterrichtsstunden den unmittelbaren Vorteil, dafs der Klausuraufsatz, der in den meisten Anstalten am Ende des Semesters geliefert wird, nicht mehr so abrupt wie bisher auftritt als eine Anforderung, zu der jegliche Vorübung fehlt, sondern dafs auch diese Leistung organisch aus dem Unterricht hervorwächst. Die Zeit für die angegebenen Übungen wird leicht zu gewinnen sein, da der deutsche Unter-

richt in Untertertia nach der hergebrachten Methode nicht an Überbürdung, sondern eher am Gegenteil zu leiden pflegt. Und wieviel Zeit wird nicht allein durch den Wegfall der bisher so vielfach üblichen Deklamationen selbstgewählter Gedichte gespart, der durch die jüngsten Verordnungen der Unterrichtsbehörde verfügt worden ist. Zudem wird es auch auf dieser Stufe schon sehr wohl möglich sein, einen Teil des zu bewältigenden Lesestoffes den Schülern zur Privatlektüre zu geben, die freilich weder der richtigen Anleitung noch der gewissenhaften Kontrolle seitens des Lehrers entbehren darf. Namentlich bei einer ganzen Anzahl der in Tertia gebräuchlichen Gedichte wird dies sehr wohl angehen, die Zumutung wird von den Knaben keineswegs ungern aufgenommen, und es wird viel Zeit dadurch erspart.

Die letzte Erwägung führt uns auf diejenigen stilistischen Übungen, die sich an die poetische Lektüre anschließen. Auch hier gilt der Gesichtspunkt, daß die Aufgabe desto leichter ist, je enger sich die Reproduktion der Schüler an das gelesene Vorbild anschließen kann. Im allgemeinen werden mithin Reproduktionen von Gedichten, da sie fast stets eine größere Selbständigkeit der Behandlung beanspruchen, schwieriger sein als die Wiedergabe selbst fremdsprachlicher Prosastücke. Doch giebt es unter den sogenannten poetischen Erzählungen eine ganze Anzahl solcher, die der Wiedergabe des Schülers nur geringe Schwierigkeit bereiten, da er sich dem Vorbilde Schritt für Schritt anschließen kann, und es somit seine einzige — und zwar sehr nützliche — Aufgabe ist, die poetischen Ausdrücke durch solche, die einer getrageneren Prosa angehören, zu ersetzen. Solche Gedichte sind beispielsweise Uhlands *Ver sacrum* und die Kaiserwahl aus Ernst von Schwaben. Mit der Bearbeitung eines ähnlichen Gedichtes würde man mithin die in Rede stehenden Übungen zu beginnen haben; allmählich erst würde man von hier aus zu seiner Wiedergabe schwierigerer Vorbilder aufsteigen. Und zwar wird diese letztere in zweierlei Weise stattfinden: einmal werden die Schüler umfangreichere Gedichte in kürzeren Auszügen wiederzugeben haben (ähnlich den oben bezeichneten Auszügen aus der Prosa-Lektüre); sodann aber haben sie aus dem Inhalt kürzerer Gedichte durch Ausfüllung von Lücken, durch gleichmäßige Behandlung der verschiedenen Teile eine regelrechte prosaische Darstellung herzustellen. Für diese Doppelheit der zu stellenden Aufgaben sehr erwünscht bietet sich uns der Gegensatz zwischen breiterer poetischer Erzählung und kurzem epischem Stimmungsbilde oder, wie die vielfach dafür gebräuchlichen Bezeichnungen lauten, zwischen Romanze und Ballade¹⁾.

¹⁾ Da nach dem neuen Lehrplan v. J. 1882 die mittelhochdeutschen Epen nicht mehr im Original gelesen werden, so wird es mit der Zeit unausbleiblich sein, daß die Übersetzungen dieser Gedichte in größerem

Es leuchtet ein, daß die Reproduktion der letzteren dem Schüler ungleich mehr Schwierigkeiten bereiten wird als die der ersteren; denn sie macht eine freiere Behandlung unerläßlich. Im allgemeinen wird daher die Reproduktion der Romanze in das erste, die der Ballade in das zweite Semester des einjährigen Untertertianer-Kurses zu verweisen sein. Freilich, wie die Grenzen dieser beiden Dichtungsarten nicht immer scharf getrennt sind, so wird sich auch der Lehrer nicht rigoros an die aufgestellte Scheidung der Aufgaben zu binden brauchen, und Gedichte, welche eine vermittelnde Übergangsstufe zu bilden geeignet sind, werden sich unschwer finden lassen. Allein ganz gewiß sind z. B. Uhlands *Bertran de Born* oder Goethes *Ballade vom vertriebenen Grafen* zwar nicht schwerer zu verstehen, wohl aber sehr viel schwerer in Prosa wiederzugeben als Schillers *Kraniche des Ibykus* oder *der Kampf mit dem Drachen*; und man wird einen solchen Unterschied für die Herstellung einer methodischen Stufenfolge der Aufgaben nicht unbenutzt lassen dürfen. Die stilgerechte prosaische Wiedergabe einer schwierigen Ballade ist die letzte und schwerste Aufgabe, die an den Untertertianer zu stellen ist. Mit einer dergleichen Aufgabe also wird man den Untertertianerkursus zu schließen haben: ihre Lösung bildet das Kriterium für die „Reife“ des Schülers hinsichtlich seiner stilistischen Fertigkeit.

Rekapitulieren wir das Gesagte, so wird das Schema einer methodischen Stufenfolge von Aufsatzthemen für Untertertia sich etwa folgendermaßen gestalten:

I. Semester.

1. Auszug aus einem Prosastück.
2. Freie Übersetzung eines Cäsar-Abschnittes.
3. Wiedergabe des Inhalts einer poetischen Erzählung (z. B. *ver sacrum*, *Kaiserwahl*).
4. Wiedergabe des Inhalts eines (kleineren) Cäsar-Abschnittes.
5. Wiedergabe eines Abschnitts aus dem *Nibelungenlied* oder d. *Gudrun*.

II. Semester.

6. Wie Nr. 1, nur schwieriger.
7. Wiedergabe einer komplizierten Romanze unter Umstellung des Inhalts (z. B. *Taucher*, *Kampf mit dem Drachen* oder auch wie Nr. 5, nur schwerer).
8. Wiedererzählung eines balladen-ähnlichen Gedichtes.

Masse als bisher bereits in Tertia für den Unterricht verwendet werden, und es werden sich an die Lektüre ausgewählter Abschnitte leicht Aufgaben der bezeichneten Art anschließen lassen. Verf. behält sich eine allgemeinere Erörterung dieses Punktes für eine andere Gelegenheit vor. Was an dieser Stelle darüber zu bemerken wäre, fällt wesentlich mit dem zusammen, was im Text über die Behandlung der Romanze gesagt ist.

9. Auszug aus einem größeren Cäsar-Abschnitt mit Verwandlung der indirekten Rede in die direkte.

10. Wiedererzählung einer Ballade.

Zu Grunde gelegt ist die Zahl von fünf Aufsätzen im Semester, welche augenblicklich auf den meisten Gymnasien die übliche ist. Im ersten Semester überwiegen die Themen, die aus der prosaischen, im zweiten diejenigen, welche aus der poetischen Lektüre hervorgehen. Doch muß hier natürlich vieles je nach Verhältnissen und Gelegenheit dem Lehrer überlassen bleiben.

In Ober-Tertia werden von den Übungen des Unter-Tertianer-Kursus — neben gelegentlichen Übersetzungen, für die hier zumal Ovid in Betracht kommt — hauptsächlich die Auszüge aus größeren deutschen Prosa-Stücken wieder aufzunehmen sein; denn diese Arbeiten sind es vor allen, durch welche jene Sterilität des Schülerstils überwunden wird, über die Laas a. a. O. mit Recht klagt und welche uns häufig genug noch in Primaner- und Abiturientenaufsätzen in abschreckender Häßlichkeit entgegentritt. Man wird natürlich entsprechend der höheren Stufe solche Musterstücke wählen, die nach Inhalt und Form mehr Schwierigkeiten bieten. So hat Verf. Schillers Einleitung zu seinem Abfall der Niederlande, freilich nach eingehender Lektüre, die etwa 5 Stunden in Anspruch nahm, in der bezeichneten Weise bearbeiten lassen und damit selbst bei einer mittelmäßigen Ober-Tertianer-Generation guten Erfolg erzielt. Die genannte Abhandlung ist freilich eine der schwierigsten, die auf dieser Stufe zur Verwendung kommen können. Indessen bieten gerade die beiden großen historischen Werke Schillers des geeigneten Stoffes für diese Art von Übungen die Fülle. — Sehr empfiehlt es sich auch entsprechende mündliche Übungen an die Lektüre der genannten Werke anzuschließen. Man bestimmt den Schülern für die einzelnen Stunden ausgewählte und abgegrenzte Abschnitte des betreffenden Werkes als Repetitionsthemen; man giebt ihnen auf, über den Inhalt eingehend und zusammenhängend zu berichten; man macht sie darauf aufmerksam, daß sie solche Berichte am besten mit den eigenen Worten des Schriftstellers geben werden, und veranlaßt sie dadurch, sich eine Reihenfolge von Sätzen und Wendungen des Vorbildes fest einzuprägen. Man läßt sodann in der bestimmten Stunde einen oder zwei Schüler (zuweilen empfiehlt es sich auch, die betreffenden vorher zu bestimmen oder sie sich freiwillig erbieten zu lassen) ihre Berichte, natürlich mündlich und ohne Heft, vortragen und fordert die übrigen Schüler zu Ergänzungen auf. Daß diese Übungen mit den sogenannten freien Vorträgen nichts gemeinsam haben, leuchtet ein; sie sind vielmehr mit dem in den Mittelklassen aller Gymnasien üblichen Auswendiglernen lateinischer Prosastellen auf eine Stufe zu stellen. In der That würde man auch für die stilistischen Zwecke dasselbe erreichen, wenn man die Schüler bestimmte

Abschnitte einfach auswendig lernen liefse; doch hat die hier vorgeschlagene Form der Übungen den doppelten Vorzug, einmal den Eifer der Schüler in weit höherem Maße anzuspornen und zweitens nicht nur an ihr Gedächtnis, sondern auch an ihr Verständnis Anforderungen zu stellen. Verf. hat diese Übungen in Ober-Tertia mit dem Abfall der Niederlande, in Unter-Sekunda mit den ersten Büchern von Wahrheit und Dichtung vorgenommen und er hat jedesmal das lebhafteste Entgegenkommen seitens der Schüler gefunden. Freilich sind die einzelnen Leistungen hier noch ungleicher, als es bei den Aufsätzen der Fall zu sein pflegt, allein jedenfalls werden die Schüler zu einer eindringlicheren Beschäftigung mit den Musterstücken klassischer Prosa veranlaßt, die für ihre geistige und speziell für ihre stilistische Entwicklung nicht ohne Frucht bleiben kann.

Wenden wir uns nunmehr dem zu, was wir als die eigentliche Aufgabe des stilistischen Unterrichts in Ober-Tertia zu bezeichnen haben. Nachdem die Schüler im Laufe des Unter-Tertianer-Kursus schliesslich dazu gelangt sind, die einfachen Formen der erzählenden Darstellung in freierer Weise zu beherrschen, sollen sie jetzt lernen, auch solche Stoffe reproduzierend zu behandeln, welche einer erzählenden Darstellung ganz besondere formale Schwierigkeiten entgegensetzen. Sie sollen insbesondere lernen Reden und Dialoge, unter den letzteren namentlich dramatische Szenen, in zusammenhängenden Berichten wiederzugeben; der Gebrauch der indirekten Rede soll ihnen geläufig werden.

„Der Henkersknecht setzt (im Bilde) dem betenden Reformator die Kettermütze auf, die ihm abgefallen war.“ — „Neben dem Könige (im Bilde) steht Lützwow, welcher die Errichtung der nach ihm benannten Freischar angekündigt hatte.“ „Hinter ihm reiten die beiden Prinzen, welche sich die ersten Lorbern erwerben wollten.“ — „Nachdem der Ritter (im Drama) seinen Gegner besiegt hatte, nimmt er ihn zu sich auf sein Schloß.“ — „Auf dem Tische vor Götz (im Schauspiel) stand ein leerer Becher; vergebens ruft er nach einem andern, und er mußte lange warten, bis der Knecht kam.“ — „Bruder Martin will keinen Wein trinken; denn der Mönch muß beten und fasten, dagegen dürfe der Ritter sich des Lebens erfreuen.“ „Komme der Mönch einmal aus dem Kloster heraus, so sehnt er sich schwerlich in seine Zelle zurück.“ — „Weifslingen bedauert, daß Maria nicht sofort die Seinige werden könne, da er erst seine Güter in Ordnung bringen müsse, deren Verwaltung er versäumt hätte.“

Diese kleine Blütenlese, welche durchweg Sekundaner-Aufsätzen entnommen ist, zeigt, worauf es vor allem ankommt. Der Gebrauch der Modi und Tempora muß dem Schüler geläufig werden. — Ein glückliches Zusammentreffen ist es, daß auch das lateinische Pensum in Ober-Tertia durch die entsprechenden Ka-

pitel der Syntax gebildet zu werden pflegt. So wird man durch gelegentliche Vergleiche, welche am besten in die deutsche, nicht in die lateinische Stunde gelegt werden, auch ein gewisses Mafs von theoretischem Verständnis neben der praktischen Übung erzielen können. Es handelt sich hier hauptsächlich um die Einsicht in die logische Zeitfolge und in die Abweichungen von derselben, welche die beiden Sprachen aufweisen und auf welchen ein grofser Teil ihrer syntaktischen Eigentümlichkeiten beruht. — Die Hauptgesichtspunkte, welche beim Unterricht — natürlich in einer konkreteren, dem Verständnis der Schüler zugänglicheren Form, als das hier in der Kürze geschehen kann — hervorzuheben sind, mögen etwa die folgenden sein.

Die logische Folge verlangt offenbar, dafs in einer Periode das Tempus der Nebensätze dem des Hauptsatzes unter allen Umständen entspricht, d. h. entweder dasselbe oder das entsprechende relative Tempus (s. Wilmanns, Deutsche Gramm. § 162 ff.) sei. Diesem logischen Gesetze gegenüber verhalten sich die beiden fraglichen Sprachen in ganz verschiedener Art: die lateinische Grammatik nämlich erkennt dasselbe für konjunktivische Nebensätze unbedingt an (*consecutio temporum*), für indikativische dagegen schränkt sie seine Gültigkeit durch Ausnahmen ein. Der Sprachgebrauch hat hier einige Konjunktionen (z. B. *dum*, *postquam*) so unzertrennlich mit bestimmten Tempora verknüpft, dafs diese Verbindung auch gegen die Logik festgehalten wird. — In der deutschen Sprache fehlt es für diese Eigentümlichkeit an einer Analogie: hier wird in indikativischen Nebensätzen die logische Zeitfolge unverbrüchlich eingehalten. In den konjunktivischen abhängigen Sätzen dagegen ist es anders: hier hat die Modalbedeutung der Konjunktivformen so sehr das Übergewicht über die temporalen Beziehungen erlangt, dafs diese letzteren ihre Bedeutung verloren haben, und dafs daher die temporalen Unterschiede dieser Formen ebenfalls den Zwecken der Modusbezeichnung dienstbar erscheinen¹⁾. Hieraus ergibt sich die Eigenart des Konjunktivgebrauches, durch welche sich die deutsche von der lateinischen Syntax so ausgeprägt unterscheidet. Die einzelnen Regeln dieses Gebrauches sind für den Unterricht am besten bei Wilmanns (Deutsche Grammatik für die Unter- und Mittelklassen) zusammengestellt; die einschlagenden Abschnitte sind § 87 (namentlich No. 2 von Wichtigkeit) und § 166—174 (besonders wichtig 170) in Verbindung mit den vorhergehenden §§ 162—165. Diese Abschnitte enthalten das Wesentliche dessen, was die Schüler in Ober-Tertia hinsichtlich des deutschen Modus- und Tempus-Gebrauchs zu lernen haben.

¹⁾ Bekanntlich findet die umgekehrte Erscheinung im Griechischen statt, wo der Überflufs an Modis es ermöglicht hat, einen Teil der modalen Unterschiede (Konjunktiv, Optativ) zur Bezeichnung von temporalen Beziehungen im Nebensatz zu verwenden.

In fast sämtlichen hier in Rede stehenden Punkten weicht die Umgangssprache auch der Gebildeten erheblich von der Schriftsprache ab. Ist ja doch z. B. der Konjunktiv Präsens in der mündlichen Sprache fast ganz ungebrauchlich. Um so mehr ist gerade hier eine eingehende Berücksichtigung, eine sorgfältige Anleitung seitens des deutschen Unterrichts geboten. Damit nun aber soll nicht etwa gesagt sein, daß diese Anleitung vorwiegend oder auch nur wesentlich theoretisch sein müsse. Im Gegenteil: was die Schüler für den praktischen Gebrauch des Stils lernen sollen, das lernen sie am besten auch an der Praxis. Bei Gelegenheit des Gebrauchs, bei der Korrektur begangener Fehler u. s. w. sollen ihnen die bezeichneten Regeln dem Inhalt nach eingeprägt werden; und was an allgemeinen Gesichtspunkten oben ausgeführt worden ist, das mag dazu dienen, diese gelegentlichen Besprechungen zu vertiefen und anziehender zu machen. Nur darf das scheinbar Gelegentliche nicht auch in Wirklichkeit ein Zufälliges sein. Vielmehr kommt auch für Ober-Tertia alles darauf an, daß der Unterricht in der deutschen Stilistik sich nach bestimmten Gesichtspunkten praktisch gestalte, daß er im Hinblick auf ein bestimmt abgegrenztes Ziel den methodischen Weg sich vorzeichne und verfolge, der zu demselben führt.

Zwei Stufen wird man zu diesem Ziele zurückzulegen haben. Die leichtere erste bilden Übungen in zusammenhängender indirekter Rede; die schwierigere, weil kompliziertere Aufgabe besteht in erzählenden Referaten über Gespräche, besonders über dramatische Szenen.

Die Einübung der indirekten Rede wird man, entsprechend dem Vorgehen in Unter-Tertia, unmittelbar an die Lektüre anknüpfen. Man wird zunächst einmal mündlich einen kleineren gelesenen Prosa-Absatz in *oratio obliqua* verwandeln lassen, sodann wird man einen größeren Abschnitt, der zugleich auszugsweise zu behandeln ist, in schriftlicher Arbeit (als Aufsatz) in dieser Weise umzugestalten aufgeben. Überaus gelegen bietet sich für diese Art von Übungen die Xenophon-Lektüre dar. Wie die Reden im Cäsar in indirekter, so sind hier ja die größeren Reden fast durchweg in direkter Form gegeben; und wie wir in Unter-Tertia vorbereitungsweise hin und wieder eine Cäsarische Rede in die *oratio recta* übertragen ließen, so haben wir jetzt reichlich Gelegenheit zu der umgekehrten, schwierigeren Übung. Dabei wird man auch hier mit Leichtigkeit den Weg vom engeren Anschluß an die freiere Bearbeitung finden, indem man allmählich den Umfang der auszugsweise wiederzugebenden Abschnitte erweitert.

Diese Übungen erfordern es, daß wie in Unter-Tertia das Lateinische, so in Ober-Tertia das Griechische in der Hand des deutschen Lehrers ist (auf Realgymnasien würde ein zweckentsprechender französischer Schriftsteller den Xenophon ersetzen

müssen). Man wird daher Laas nicht beipflichten können, wenn derselbe (a. a. O. S. 367) auch für O. III den Anschluss des Deutschen an die lateinischen Stunden für gedeihlicher hält als das Zusammengehen mit dem Griechischen. Die oben berührten theoretisch-grammatischen Vergleichen kommen hier nicht in Betracht; abgesehen davon, daß sie eine verhältnismäßig beschränkte Rolle beim Unterricht spielen, können sie sehr wohl auch von einem Lehrer angestellt werden, der im Lateinischen nicht unterrichtet, — da er sich ja nur auf fest überlieferte Regeln zu beziehen hat. Den Ausschlag giebt vielmehr die Lektüre. Was nun die Knaben am bellum Gallicum für den deutschen Stil üben und lernen können, dazu hat sich ihnen bereits in Unter-Tertia reichlich Gelegenheit geboten; das bellum civile entzieht sich, wo es gelesen wird, durch die Schwierigkeit, die es Tertianern bereitet, einer Benutzung im größeren Umfang. Die Anabasis aber, wie sie überhaupt eine Knabenlektüre *κατ' ἔξοχην* ist, so bietet sie auch dem deutschen Unterricht in Ober-Tertia die meisten und fruchtbarsten Anknüpfungspunkte. Denn einmal gewährt sie Gelegenheit zu ganz neuen formalen Übungen, die sich an die Lektüre knüpfen; sodann kommt auch die Mannigfaltigkeit des Stoffes diesen Übungen zu gute; sie verleiht denselben Abwechslung und hält das Interesse der Schüler wach. So wird man denn die Anknüpfung der stilistischen Übungen an Xenophon und hiermit an den griechischen Unterricht für mehr als bloß wünschenswert, für geradezu unersetzlich erklären müssen.

Die zweite und schwierigere Art von Aufgaben, welche Ober-Tertianern zu stellen sind, besteht in der referierenden Darstellung dramatischer Szenen. Diese Art von Übungen nun, die ihrer formalen Bedeutung wegen zu den wichtigsten Aufgaben des stilistischen Unterrichts gehört, erfordert als unerläßliche Unterlage eine dramatische Klassenlektüre. Mit dieser Forderung nun freilich stimmt die herrschende Praxis nur teilweise überein, und es treten ihr selbst pädagogische Autoritäten wie Laas entgegen. Dennoch werden wir sie, wenn auch in beschränktem Maße, aufrecht erhalten müssen. Die stilistischen Zwecke des Tertianerunterrichts können ohne ihre Erfüllung nicht erreicht werden. Diesen Zwecken aber etwa dadurch genug zu thun, daß man einzelne Szenen eines Dramas herausnimmt und mit den Schülern liest — eine Anzahl von Lesebüchern für die Tertianerstufe kommt diesem Verfahren entgegen — muß ganz unthunlich erscheinen. Eine dramatische Scene ist niemals ein Ganzes für sich; sie weist immer in zahlreichen Beziehungen auf den Zusammenhang hin, dem sie angehört. Klärt man die Schüler über diesen letzteren nicht auf, so bleibt auch das Einzelne unverstanden; belehrt man sie darüber, so setzt man ein Verständnis für das Ganze voraus und kann somit ebenso gut das Ganze mit ihnen lesen. Und in der That ist es nicht fraglich, daß Ober-Tertianer

unter geeigneter Anleitung den Wilhelm Tell und selbst die Jungfrau von Orleans mit Verständnis und Nutzen lesen werden. Sieht der Lehrer, wie billig, von allen dramaturgisch-technischen Gesichtspunkten ab, beschränkt er sich darauf, seinen Schülern den Inhalt des Gelesenen im Ganzen und im Einzelnen deutlich zu machen, so wird in einem Drama wie dem Tell nicht viel sein, was den Knaben unverständlich bliebe. Freilich wird ein unverhältnismäßig großer Teil ihres Interesses durch das rein Stoffliche und demnächst durch das historische und lokale Kolorit in Anspruch genommen. Indessen was schadet das? Auch hieran können sie zumal bei Schiller noch wahrlich genug lernen. Verf. hat bei der Lektüre des Wilhelm Tell in O. III die besten Erfahrungen gemacht. Nachdem die Schüler z. B. auf den Gegensatz der Charaktere Tells und Stauffachers aufmerksam gemacht worden waren, konnten sie mit leichter Mühe darauf geführt werden, den entsprechenden Gegensatz der beiden Frauengestalten Hedwig und Gertrud selber zu finden. Auch die Wirkung, die das Erscheinen Parricidas auf unsere Beurteilung Tells und seiner That haben soll, blieb ihnen unverborgen. — Die Jungfrau stellt nun freilich schon höhere Ansprüche an das Auffassungsvermögen der Schüler. Dennoch ist es auch hier sehr wohl möglich, ihnen klar zu machen, worauf es wesentlich ankommt, und wenn sie den Grundgedanken der Tragödie in seiner abstrakten Größe und Bedeutung noch nicht zu fassen vermögen, — was übrigens auch in Unter-Sekunda schwerlich der Fall sein möchte —, so ist dafür gerade in diesem Stücke die Gewalt der Handlung so hinreißend, das patriotische Element so mächtig, das historische Kostüm so glanzvoll, daß es auch für jugendliche Leser genug zu lernen und zu genießen giebt. Wollte man klassische Werke mit Schülern erst dann lesen, wenn sie dieselben ganz verstehen, so dürfte man vor Prima schwerlich damit anfangen. Die Frage kann nur sein, ob sie genug von der Lektüre haben, so daß dieselbe gerechtfertigt erscheint. Das ist bei Tell und der Jungfrau in Ober-Tertia der Fall. Wenn freilich in derselben Klasse auf einigen Anstalten Wallenstein und Maria Stuart gelesen werden, so ist das nicht zu rechtfertigen. Überhaupt lassen sich außer den genannten beiden Dramen schwer andere finden, die dieser Stufe angemessen sind. Uhlands Ernst von Schwaben, das sich seinem Inhalt nach wohl für Knaben dieses Alters eignet, ist doch künstlerisch genommen ein gar zu schwaches Machwerk, als daß es einer Klassenlektüre hinreichende Anknüpfungspunkte zur Besprechung böte. Wie die Charaktere sämtlich marklos und farblos sind, so treten auch nirgends die großen Gegensätze der mittelalterlichen Geschichte klar und scharf hervor, ja selbst über der Sprache liegt eine Mattigkeit und Trockenheit, die von der absterbenden Produktionskraft des Dichters zeugt. Im Gegensatz hierzu ist in Körners Zriny alles in die leuchtenden Farben

einer Rhetorik getaucht, die nur gar zu oft oder eigentlich beständig ins Prunkende und Phrasenhafte hineinschillert. Hinsichtlich der künstlerischen Gestaltungskraft, die sich darin ausspricht, steht dies Werk — die einzige Figur des Soliman etwa ausgenommen, in der ein Hauch von Napoleonischem Geiste zu verspüren ist — auf einer Stufe mit dem Uhländchen Drama, so dafs auch hier für die Schüler wenig zu lernen und zumal für eine statarische Klassenlektüre kein Anhalt ist. Dennoch mögen beide Stücke, da sie den stilistischen Übungen Anknüpfungspunkte gewähren können, als Privatlektüre oder auch als kursorische Klassenlektüre gelegentlich Berücksichtigung finden. — Auch mit Kleists Prinzen von Homburg hat Verf. einmal einen Versuch in Ober-Tertia gemacht; er hat, wie zu erwarten stand, das lebhafteste Interesse und in der Hauptsache auch ein ausreichendes Verständnis bei den Schülern gefunden. Zudem schließt es sich gut an den historischen Unterricht in O. III an, dessen Pensum die brandenburgische Geschichte zu bilden pflegt. Dennoch ist die Lektüre für die Schule nicht unbedingt zu empfehlen. Das herrliche Werk ist so ganz für die Bühne gedacht und geschrieben, dafs es durch blofses Lesen zumal für Knaben nicht leicht anschaulich wird, und nur wenn man sich Zeit und Mühe nicht verdrießsen läßt, kann man Erfolg von der Lektüre hoffen.

Die Aufsätze nun, die sich an die bezeichnete Lektüre anschließen, müssen selbstverständlich der allgemeinen Norm entsprechen, die für stilistische Aufgaben in Tertia oben festgesetzt worden ist. Die Versuchung, über diese Norm hinauszugehen, liegt gerade hier sehr nahe und ist daher um so ängstlicher zu meiden. Mithin — von allgemeinen Reflexionen über das Gelesene ganz zu schweigen — keine Charakteristiken, keine Vergleiche, sondern erzählende oder beschreibende Reproduktion, die sich dem Inhalt nach unmittelbar an das Gelesene anschließt und deren formale Anordnung einer besonderen Arbeit des Disponierens möglichst wenig bedarf. Die Aufgaben sind nach inhaltlichen, nicht nach formalen Gesichtspunkten abzugrenzen, also z. B. noch keine Themen wie die: die Exposition in der Jungfrau, im Tell u. s. w.; sie sind an einzelne Teile des Gelesenen anzuschließen, die vom Ganzen möglichst leicht abtrennbar sein müssen. So bietet z. B. das Nebeneinander der drei Handlungen im Tell eine gute Handhabe für die Stellung von ebensoviel Aufsatzthemen (Geschichte Tells, Geschichte des Rütlibundes, Geschichte des Rudenz). Daneben würden einzelne Schilderungen, z. B. des Vierwaldstätter Sees (nach I 1 und IV 1) oder der Gotthardstrafse (nach V 1), ebenfalls im Rahmen der Reproduktion bleiben.

Zum Schlusse möge auch hier das Gesagte in dem Entwurf einer Stufenfolge von Aufsatzthemen, für den einjährigen Ober-Tertianerkursus berechnet, zusammengefaßt werden. Doch soll der größeren Anschaulichkeit wegen das allgemeine Schema durch

eine Folge konkreter Themen zur Darstellung gebracht werden, welche fast durchweg der eigenen Praxis des Verf.s entnommen sind. Dafs es wenigstens an der nötigen Abwechslung der Aufgaben nicht fehlt, trotz des Wegfalls der sonst üblichen „freien“ Themen aus vier verschiedenen Kategorieen, wird man hoffentlich aus dem Entwurf ersehen:

I. Semester.

1. Welchen Umständen verdankten die Niederländer ihren Sieg in dem Befreiungskampfe gegen Spanien? (Auszug aus Schillers Einleitung zum Abfall der Niederlande). Oder dafür: Welche Gründe veranlafsten die Erhebung der Niederlande unter Philipp II? (nach den ersten der darauf folgenden Abschnitte).
2. Der Verrat des Orontas (nach Anab. I c. 6, mit Verwandlung der direkten Rede in die indirekte).
3. Stauffachers Reise zu Walther Fürst (nach Tell I S. 2—4) oder Geschichte Melchthals (nach I 4, II 2, IV 2 und V 1).
4. Die Meuterei der hellenischen Söldner in Tarsos (Auszug aus Anab. I. c. 7 mit Verwandlung der direkten Rede in die indirekte).
5. Geschichte Rudenz' nach Tell.

II. Semester.

6. Die Schlacht bei Kunaxa (Auszug aus Anab. I c. 7. Zugleich als Repetitionsthema. Buch I ist im vorigen Semester gelesen).
7. Der Vierwaldstätter See in Ruhe und im Sturm (Schilderung nach Tell I 1 und IV 1).
8. Johannas Berufung (nach Jungfrau von Orl. Vorspiel und Akt I) oder Belagerung und Entsetzung von Orleans (nach Akt I und II).
9. Wie Xenophon Heerführer ward (Auszug aus Anab. III c. 1 mit Anwendung der indirekten Rede).
10. Philipps des Guten Streit und Versöhnung mit Karl dem Siebenten (nach Jungfrau von Orl. I 5, II 1—3 und 9, 10. III 2—4).

Das letztere oder ein entsprechendes Thema würde dem Klausuraufsatz zu dienen haben.

Zum Schlufs noch ein Wort über die äufsere Technik des stilistischen Unterrichts in Tertia. Dafs sich Korrektur und Besprechung wesentlich auf das Stilistische beschränken werden, ergibt sich aus dem Vorhergehenden von selbst: da zur Reproduktion nichts gestellt werden darf, was nicht vorher in der Klasse verarbeitet und von den Schülern verstanden ist, so wird sich auch nur vereinzelt Gelegenheit bieten, auf den Inhalt nochmals einzugehen; Mißverständnisse wird man natürlich nicht un-

gerügt lassen. Dafs die Schüler nach der Rückgabe der Aufsätze eine Korrektur fertigen, welche neben grammatischen und orthographischen Fehlern die gröberen stilistischen Verstöße verbessert, ist auf dieser Stufe notwendiges Erfordernis. Es ist nützlich, dieselbe nach bestimmten Rubriken anfertigen zu lassen; die Schüler lernen dadurch das Wesen des begangenen Fehlers verstehen. Verf. hat die folgende Einteilung bewährt gefunden: 1. Orthographie und Grammatik. 2. Ausdruck. 3. Satzbau und Konstruktion. 4. Verknüpfung der Sätze. 5. Tempora und Modi.

Was die Besprechung der korrigierten Aufsätze betrifft, so erscheint es für Tertia verkehrt, dieselbe an die einzelnen Arbeiten anzuknüpfen, die man wohl ohne Nennung des betroffenen Schülers durchzugehen pflegt. Die Besprechung mufs vielmehr nach allgemeinen, sachlichen Gesichtspunkten erfolgen, und der Lehrer wird im Gegenteil gut thun, die Aufmerksamkeit der einzelnen Schüler dadurch anzuregen, dafs er die von ihnen gemachten Fehler unter Nennung ihres Namens bei den entsprechenden Punkten citiert. Er mufs sich zu diesem Zweck ein nach allgemeinen Rubriken angelegtes Verzeichnis der begangenen Fehler angelegt haben, das natürlich nicht vollständig zu sein braucht, sondern nur das Charakteristische enthalten mufs. Bei der Korrektur und der Besprechung der Aufsätze wird man jedesmal ein paar bestimmte Punkte des Pensums besonders ins Auge zu fassen haben, und man wird sich so einrichten, dafs die wesentlichsten Punkte desselben in jedem Semester wiederholt zur Sprache kommen. Länger als eine, höchstens anderthalb Stunden hindurch gelingt es nach der Beobachtung des Verf.s nicht, das Interesse der ganzen Klasse auf die Besprechung zu konzentrieren; auch wird es dessen nicht bedürfen. Denn da es sich bei den zu erörternden Arbeiten ausschliesslich oder doch fast ausschliesslich um die Elemente der Stilbildung handelt, so wird man zu einem näheren Eingehen auf die Individualität der einzelnen Schüler nicht in höherem Mafse Veranlassung haben als etwa bei der Rückgabe lateinischer Exer citation in den oberen Klassen.

Vielleicht wird man es der hier entworfenen Methode zum Vorwurf machen, dafs sie das Individuelle zu Gunsten des Allgemeinen, das inhaltliche Interesse durch das Formale zurückdrängt. Man wird hervorheben, dafs unsere Gymnasialbildung bereits formalistisch genug und dafs es vom Übel sei, einen Unterrichtszweig, der bisher der Anschauung und dem Leben gedient habe, ebenfalls für jene formalistische Tendenz in Anspruch zu nehmen. Hierauf nun ist dasselbe im allgemeinen zu erwidern, was vorhin bereits bei einem bestimmten Punkte hervorgehoben worden ist: der deutsche Unterricht vermag weder, noch beabsichtigt er es, in 2 bis 3 wöchentlichen Unterrichtsstunden die Lücken in der individuellen Entwicklung und speziell in der Ausbildung der Anschauungsfähigkeit auszufüllen, welche die übrigen Unterrichtsfächer

gelassen haben. Er hat vielmehr, wenn er überhaupt etwas erreichen will, ebenso bestimmte und begrenzte Aufgaben ins Auge zu fassen und sich ebenso strikt auf dieselben zu beschränken, wie irgend eines der übrigen Fächer; und diese Aufgaben sind für die mittleren Klassen wesentlich stilistisch-formale. Jene allgemeinen Lücken und Mängel aber können nur dadurch gebessert und gehoben werden, daß der gesamte Unterricht sie gleichmäßig berücksichtigt; daß bei der Lektüre in den fremden Sprachen nicht minder als im Deutschen neben dem formalen Interesse der Inhalt Würdigung findet und daß in allen Unterrichtszweigen auf lebendige Anschaulichkeit des Gebotenen der höchste Wert gelegt wird.

Berlin.

Rudolf Lehmann.

Über den Wert und Nutzen deutscher Nacherzählungen.

Jeder Unterricht, der die Wiedergabe eines zusammenhängenden Ganzen anstrebt, übt einen entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung des Geistes aus; denn durch die geordnete Wiedergabe längerer Gedankenreihen wird das Denkvermögen wesentlich erweitert und ausgebildet und mit der Klarheit des Denkens die Kraft und Klarheit der Rede gehoben.

Schon die katechetische Lehrform, deren sich die Sprachfächer auf den untersten Stufen des Gymnasialunterrichtes vorzugsweise bedienen, trägt zur Entwicklung des Denk- und Sprachvermögens vielfach bei. Sie regt den Geist beständig an, auf die gestellten Fragen zu achten und ihren Inhalt wahrzunehmen, sie strengt durch den Zwang, die zur Frage passende Antwort zu finden, fortwährend nicht allein zum Denken an, sondern entwickelt mittelbar auch das Sprachvermögen. Man kann mit Recht behaupten, daß eine jede neue vom Schüler logisch und sprachlich korrekt beantwortete Frage, ein jeder neue Satz, den der Schüler gut bildet und richtig von sich giebt, in logischer und sprachlicher Hinsicht einen Fortschritt auf der unendlich weiten Bahn seiner Fortentwicklung bezeichne.

Aber nicht allein die Sprachfächer, nicht eine Lehrform allein, ein jedes auf dieser Stufe gelehrt Fach, eine jede Lehrform, ob sie nun dialogisch oder akroamatisch ist, trägt zur Ausbildung des Denk- und Sprachvermögens bei. Auch ein zusammenhängender schöner Vortrag, den der Schüler anhört, kann diesfalls nicht ohne Nutzen bleiben. Auf dieser Altersstufe nimmt der Schüler den Ausdruck an, den er in seiner Umgebung hört. Unbewußt zieht er die Schönheit und Angemessenheit der Sprache,

die er aus dem Munde seines Lehrers vernimmt, in Betracht und eignet sich vom bloßen Zuhören manches an, ohne sich in dieser Hinsicht selbst klar zu sein, bis zu welchem Grade er auf diese Weise seine Sprachkenntnisse vermehrt und erweitert. Die Gedanken anderer, die in schöner und korrekter Sprache, in logisch richtiger Folge vorgetragen werden, nimmt er geistig auf und behält sie, ja sie werden gelegentlich von ihm reproduziert als Beweis, daß sie haften geblieben, zu seinem geistigen Eigentum geworden sind.

Nebst den Vorträgen bilden seine Sprache und üben ganz besonders in logischen Denkopoperationen die am Schluss einer Lehrstunde vorgenommenen Rekapitulationen des in dieser Unterrichtsstunde durchgenommenen Lehrstoffes, und es wird durch das Zusammenfassen der Hauptpunkte zu einem kurzen Ganzen, durch das Entwerfen eines knappen und übersichtlichen Auszuges aus einem größeren Ganzen das Denkvermögen in desto höherem Grade erweitert, je umfangreicher im Verlauf des Unterrichtes der Lehrstoff wird, auf Grund dessen die Rekapitulationen erfolgen.

Allein so hoch auch in dieser Hinsicht der Nutzen anzuschlagen ist, den alle Unterrichtsstunden bringen, so wären sie doch nicht hinreichend, das Denkvermögen und die sprachliche Ausbildung zur vollsten Entfaltung zu bringen, wenn sie nicht durch eigene Lehrstunden unterstützt würden, in denen die Erweiterung und Belebung des Gedankenkreises der Schüler, die Pflege ihres sprachlichen Ausdrucks auf Grund der herrlichsten und besten Erzeugnisse der nationalen Litteratur zum Hauptzwecke erhoben, in denen auf logische Gliederung größerer Ganzen vollster Nachdruck gelegt würde. Dem Schüler muß in eigenen Lehrstunden Gelegenheit geboten werden, sich zu versuchen, inwieweit er imstande ist, ein in sich abgeschlossenes Ganze denk- und sprachrichtig nach allen seinen Teilen auseinanderzuhalten und von sich zu geben, und der Grad seiner Denk- und Sprachrichtigkeit giebt ein deutliches Bild von seiner geistigen Befähigung und Entwicklung. Mit diesen eigenen Lehrstunden kann aber nur jener Teil des Unterrichtes in der Muttersprache gemeint sein, dessen Centrum das Schullesebuch bildet, durch welches der Schüler angeleitet wird, die wechselvollen Erscheinungen des äußeren und inneren Lebens, der Natur und der Gemütswelt ihrem edlen Gehalte nach zu erfassen und sie nach ihrer vollen Wirkung in schöner korrekter Sprache wiederzugeben. Nur das Schullesebuch, welches durch die Fülle, Mannigfaltigkeit und Schönheit seines Stoffes die dem Elementarschüler zugänglichen Gebiete der schönen Litteratur in so würdiger Weise umfaßt, dem Geiste und Gemüte durch Mitteilung gediegener Gedanken und Weckung edler Empfindungen einen kräftigen charakterbildenden Gehalt zuführt, nebstdem für Veredelung und Ausbildung des sprachlichen Ausdrucks durch vorzüg-

liche Muster unausgesetzt Sorge trägt, nur dieses kann zur Erreichung jener Zwecke die wirksamste Vorbereitung bieten, indem auf Grund desselben häufig Nacherzählungen angestellt werden, die einen wesentlichen Bestandteil des deutschen Sprachunterrichtes in den unteren Gymnasialklassen bilden und, sorgfältig geleitet, jenen oben angeführten Zweck wesentlich erreichen helfen. Zum Nachweis dieser Behauptung mögen die hauptsächlichsten Vorteile, welche mit den häufigen Übungen im Nacherzählen verbunden sind, soweit hierbei die untersten Gymnasialklassen in Betracht kommen, kurz hervorgehoben werden.

I. Die Nacherzählungen stärken das Gedächtnis, bilden und läutern das Denken und entwickeln, indem sie das innere Leben der Schüler zur Anschauung bringen, ihren Geist.

Die Stärke des Gedächtnisses wird nicht dadurch gewonnen, daß an den Elementarschüler gleich bei der ersten Nacherzählung mit der Forderung herangetreten werde, den Inhalt eines bereits in der Schule erklärten Lesestückes in allen seinen Teilen bis ins genaueste Detail von sich zu geben. Zu dieser Trefflichkeit muß das jugendliche Gedächtnis, das noch zu schwach ist, um einer solchen Forderung ohne weiteres zu genügen, allmählich vorbereitet, naturgemäß entwickelt werden. Die beste Bürgschaft für das feste gedächtnismäßige Behalten des Unterrichtsstoffes bietet auch hier Weckung der Teilnahme für den Unterrichtsstoff, Anschaulichkeit, Klarheit und ein der jedesmaligen Unterrichtsstufe entsprechendes angemessenes Verständnis desselben, welches zu erreichen die Interpretation als eine ihrer Hauptaufgaben ansehen muß. Deshalb dürfen den Schülern nur solche Lesestücke zum Nacherzählen, aufgegeben werden, welche denselben durch die vorhergegangene Erklärung in der Schule zugänglich und verständlich geworden sind. Erst dann kann das Gedächtnis den Inhalt eines Lesestückes behalten, wenn der Verstand, das Gemüt oder die Phantasie des Schülers von dem Stoffe Besitz ergriffen. Wenn der Geist des Schülers die Schwierigkeiten des Stoffes überwunden hat, wenn der Schüler den Lesestoff klar und richtig erkennt und sich gegenwärtig hält: dann kann dieser auch fest eingeprägt und zum dauernden geistigen Eigentum gemacht werden. Doch wird man nach der vollendeten Erklärung den Nacherzählungen eines Lesestückes thunlichst noch dessen Disposition vorangehen lassen. Die Zurückführung einer Reihe Details auf ihre Hauptpunkte, das Herausfinden des den einzelnen Lesestücken zu Grunde liegenden Fadens, die Gliederung des Lesestoffes ermöglicht dem Schüler nicht nur die Überblickung desselben nach allen seinen Teilen, sondern leistet ihm auch bei der Reproduktion nicht unwesentliche Dienste. Freilich eignen sich nicht immer alle Lesestücke zur Entwerfung einer passenden Disposition, obwohl es sehr wünschenswert wäre, daß unsere Schullesebücher auch in dieser Hinsicht Musterbücher wären.

So empfehlen sich Erzählungen, in denen die Gedanken lebhaft aufeinander folgen, Ereignisse sich drängen, mitunter weniger zur Entwerfung von Dispositionen, hingegen eignen sich — abgesehen von andern — naturwissenschaftliche Lesestücke vorzüglich zu der Zergliederung des Inhaltes, da sich in ihnen der Inhalt einzelner Abschnitte bald durch Schlagwörter kurz hervorheben läßt (z. B. Gestalt, Größe, Stärke, Aufenthaltsort, Lebensweise, geistige Eigenschaften u. ä. bei der Beschreibung eines Tieres), bald durch ganze Sätze. Alle derartigen Versuche im Disponieren entwickeln, stufenmäßig fortschreitend und sich immer an den klar begriffenen Lesestoff anlehnd, das Denkvermögen, schärfen die Urteilkraft, kontrollieren die Auffassungsgabe und bilden das Gedächtnis, das sich eines scharf gegliederten übersichtlich gewordenen Lehrstoffes leicht und sicher bemächtigt. Der Lehrer braucht dann nur noch vor den Reproduktionen sich zu überzeugen, ob sich die Schüler die mit ihnen entworfene (weder zu memorierende noch zu diktierende!) Disposition gegenwärtig halten, und bald wird sich als eine wohlthätige Folge dieser Vorübungen Klarheit, Kraft der Sprache und logische, bestimmte Anordnung in der Gedankenfolge bemerkbar machen. — Wo jedoch der Lehrer gleich nach beendeter Erklärung die Nacherzählung abverlangt, ohne vorher jene Kautelen für ihr Gelingen geschaffen zu haben, bringen es die Schüler nicht so leicht zu einer allseitig befriedigenden Reproduktion. Ihre Vorstellungen schwimmen chaotisch durcheinander, die Schüler gefallen sich in inhaltsleerem, unzusammenhängendem Gerede, streifen den Gegenstand mehr als das sie seinen Kern klar darlegten, können mit ihrer Reproduktion nicht recht vorwärts kommen, machen bedeutungsvolle Pausen, lügen, da ihnen die Verbindung der Gedanken nach einem bestimmten Plane fehlt, plötzlich mitten in der Rede nach einem rettenden Gedanken aus, ihr mangelhaftes Denkvermögen, ihre Unbeholfenheit im korrekten Denken zeigt sich in nichtssagenden, unbestimmten Ausdrücken, in aphoristisch hingeworfenen Gedanken und in der sorgsamten Scheu, auf den Inhalt schärfer einzugehen, den sie sich nicht bestimmt gegenwärtig halten können, da ihnen die Gliederung des Lesestoffes, die Kenntnis der Disposition fehlt. Richtig geleitet führen die häufigen Übungen im Nacherzählen, indem sie zur Klarheit, Bestimmtheit und denkenden Auffassung des Zusammenhanges auffordern, auch

II. praktische Geläufigkeit und Korrektheit im Sprechen herbei. Und das ist ein zweiter, nicht minder wichtiger Vorteil, der aus den häufigen Übungen im Reproduzieren resultiert.

Das Nacherzählen entwickelt die Fähigkeit richtig zu sprechen, indem es unter Anschluß an vorzügliche Lesestücke an korrekten Ausdruck und gute Satzbildung gewöhnt und durch Nachahmung jener Musterstücke zur Sorgfalt und sachlichen Angemessenheit im Reden auffordert. Dasselbe bietet den Schülern das

reichhaltigste Material für ihre Ausbildung im korrekten und logischen Sprechen.

Bei den anfänglichen Nacherzählungen schließt sich der Stil der Schüler, gleichsam im Bewußtsein seiner Schwäche, noch knapp dem Original an, doch öffnet sich auch schon zu Beginn der Nacherzählungen, da die wortgetreue Reproduktion prosaischer Lesestücke ausgeschlossen ist, der Selbstthätigkeit der Elementarschüler ein hinreichend großes Feld. Bald wählt der aufgerufene Schüler während des Nacherzählens vom Original abweichende Ausdrücke für seine Gedanken und Vorstellungen und hat Gelegenheit, seinen Wortvorrat zu zeigen, bald übt er sich unbewußt in der Kunst des Satzbaues, indem er neue Satzformen für seine Gedanken schafft. Bald bringt er die Worte in neuen Kombinationen, ändert da den Modus, dort das Genus des Verbs, hier die Wortfolge und bringt so das Original in bald mehr, bald minder freier Weise zum Vortrag. Alle diese und ähnliche Erscheinungen sind selbstverständlich, und selbst der schwächste Anfänger wird hierin eine gewisse Freiheit geistiger Bewegung zeigen, welche mit zunehmender Kraft sich immer selbständiger entfaltet.

Gegen das vielfach wahrnehmbare Bestreben der Anfänger, möglichst getreu dem Original nachzuerzählen, läßt sich anfangs wohl nichts einwenden.

Die Sprache des Schullesebuches gilt ihnen, ohne daß man nötig hätte, sie ausdrücklich hierfür zu erklären, schon an und für sich als das Ideal, der sie in ihren Nacherzählungen nachzueifern haben. Und es ist auch notwendig, daß dem so sei. Nur unter dieser Voraussetzung gehen die Reproduktionen von einer gemeinschaftlichen Basis aus, das Lesebuch bindet die Leistungen der Schüler an eine Einheit, zu ihm als dem allen gemeinsam vorschwebenden Original kehren die Korrekturen der Nacherzählungen zurück, wodurch der schulgemäßen Behandlung die allgemeine Aufmerksamkeit gesichert wird.

Sichtbare Fortschritte, Geläufigkeit, Sicherheit und Korrektheit im Gebrauch der Sprache werden jedoch nicht dadurch erzielt, daß dem Schüler in rascher Aufeinanderfolge Nacherzählungen verschiedener Lesestücke zugemutet werden, sondern dadurch, daß ihm Zeit und Muße vergönnt wird, sich in den erworbenen Gedankenkreis eines Lesestückes durch Anhören wiederholter Reproduktionen zu vertiefen. Rasches Wechseln in den Lesestücken, baldiges Übergehen zu einem andern, etwa schon nach ein oder zweimaliger Nacherzählung, führen jene sprachliche Sicherheit und Gewandtheit nicht herbei, die als eine der wesentlichsten Errungenschaften gut geleiteter Nacherzählungen gilt. Erst die wiederholten Übungen im Wiedergeben des Inhalts, für jugendliche Stürmer scheinbar Retardierungen des Unterrichts, emancipieren endlich auch den schwachen Schüler immer mehr von dem Wortlaut, der Sprache des Buches, welche; wenn sie

ihm auch als nachahmenswertes Muster vorschweben soll, ihm doch nicht für immerdar zur engenden Fessel werden darf, die jede freiere geistige Regung in ihm unterdrücken dürfte. Durch wiederholte und fortgesetzte Reproduktionen verliert die Treue in der Nachahmung der Musterstücke immer mehr von dem ihr ursprünglich anhaftenden, unselbständigen Charakter, indem der Schüler teils das in den Reproduktionen anderer Mitschüler mehr oder minder gelegene Selbständige ihrer Ausdrucksweise annimmt, teils die durch fremde Reproduktionen in ihm erwachten Vorstellungen in eigener selbständiger Weise verarbeitet und reproduziert.

So bildet er, zu seinem sicherlich nicht geringen Nutzen, seine Ausdrucksweise und Vorstellungen neben dem Originale fort. Und wenn auch der Grundzug einer bestimmt geordneten Gedankenfolge, der einheitliche Grundton, der sie charakterisiert, alle Nacherzählungen als Resultat einer vorbereitenden Thätigkeit erkennen läßt, so werden doch die nach der Individualität der Schüler bald mehr, bald minder freien Variationen dieselben als ebenso viele Abstufungen individueller Sprachfertigkeit und geistiger Selbständigkeit erscheinen lassen. In wachsender Kräftigung und erhöhter Lebendigkeit der Vorstellungen, in zunehmender Fülle der Gedankenreihen, in wachsendem Reichtum theoretischer, durch den positiven Bildungsgehalt der Lesestücke dem Schüler übermittelten Kenntnisse, in der zunehmenden Leichtigkeit, Sicherheit und Korrektheit der Sprache äußert sich der intensive Nutzen wiederholter Nacherzählungen, deren endliche Folge es ist, daß der Schüler, seiner Kraft bewußt, für fremde und eigene Gedanken immer bewußter den sprachrichtigen Ausdruck zu setzen befähigt sein wird. Auch dieses Ziel, Sprachgewandtheit und Sicherheit zu entwickeln, helfen die wiederholten Nacherzählungen vorzüglicher Lesestücke erreichen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß der erreichbare schöne Lohn zur Ausdauer auf Seiten sowohl des Lehrers als des Schülers anzuspornen vermag. Schnell kommt es in der untersten Gymnasialklasse ohnehin nicht zu allseitig auf achtbarer Höhe sich haltenden Gesamtleistungen, denn auch hier haben die Götter Schweiß und Mühe vor die Tugend gesetzt!

Außer den eben angeführten nützlichen Folgen der Nacherzählungen resultieren aus letzteren noch andere Vorteile; sie können auch als wirksame Kontrolle des häuslichen Fleißes dienen, den der Schüler auf das Einstudieren des betreffenden Lesestückes verwendet hat. Ein hervorstechendes Merkmal der Intensität des auf die häusliche Vorbereitung verwendeten Fleißes bildet eine wohlthunende Sicherheit und Wärme im Vortrag des Schülers. Schönheit, Reinheit und Wohlklang der sprachlichen Ausdrucksweise, logische Korrektheit und Präzision in der Gedankenverknüpfung unterscheiden wohl vorbereitete Leistungen von

ändern, wobei für deren Beurteilung doch noch festzuhalten, daß bei der nicht gleichmäßigen sprachlichen Vorbildung aller Schüler — oft schon einer Folge der Verschiedenheit häuslicher Bildungsverhältnisse — Schüler, die schon von Haus aus den Vorzug einer schönen, reinen, gewählten Sprache für den Unterricht mitbringen, sich zu der durchschnittlichen Klassenleistung auf diesem Gebiete schneller und leichter emporschwingen als jene, die im häuslichen Kreise nur eine alltägliche Umgangssprache zu vernehmen gewohnt sind und deshalb vielmehr Sorgfalt und Fleiß verwenden müssen, um sich dem durchschnittlichen Niveau der Klassenleistung zu nähern.

Inwiefern können nun die Nacherzählungen als sichere Kontrolle des häuslichen Fleißes der Schüler gelten?

Schüler, die sich aus Trägheit oder Leichtsinns der häuslichen Vorbereitung nicht unterziehen, verraten durch lexikalische Dürre und Armut, durch eine gegen die Würde des Originals zu niedrig gehaltene, unbestimmte und alltägliche Sprache, daß sie schlecht oder garnicht vorbereitet sind. Trotz Interpretation und Disposition repräsentiert sich das ganze Lesestück nach ihrem Vortrag als ein Konglomerat von ungeordneten Gedanken. Bald werden einzelne Abschnitte verschoben, Gedanken an die unrichtige Stelle gesetzt, Ereignisse chronologisch verwirrt, Sätze begonnen, aber nicht vollendet oder in der Mitte abgebrochen und durch neue, wie es dem Schüler im Momente erscheint, bessere, in der That aber oft schlechtere, ersetzt; bald Teile, die volle Beachtung verdienen, nur so obenhin und beiläufig erwähnt, dagegen Unwichtiges mit einer gewissen Ausführlichkeit erörtert. Zwei Gedanken, die durch einen Mittelgedanken hätten verbunden werden sollen, werden ohne diesen unvermittelt aneinandergeschlossen, wie überhaupt eine grobe Ungenauigkeit in der syntaktischen Verknüpfung der Sätze auffallend hervortritt. Etwas, was garnicht zu motivieren ist, wird motiviert, etwas, was keinen Gegensatz bildet, mit „aber, doch“ und ähnlichen adversativen Konjunktionen entgegengestellt, besonders mit der Konjunktion „und“, einem willkommenen Lückenbüßer im Drange der Not, verschwenderischer Mißbrauch getrieben. Manche Wörter oder Sätze werden zweimal hintereinander ohne plausiblen Grund wiederholt, schwere Wörter verschluckt, wie die undeutliche Aussprache, das unsichere Auftreten, das keine befriedigende Stimmung beim Hörer aufkommen läßt, im allgemeinen schon zum Beweise vorhandenen Unfleißes wird. Natürlich wird der Lehrer derartigen Elementen die Folgen der Faulheit oder des spekulativen Leichtsinns nachdrücklich zu Gemüte führen und grundsätzlich einen desto höheren Maßstab an die Qualität der Leistungen anlegen, je mehr Schüler bereits ein und dasselbe Lesestück nacherzählt haben.

Zum Schlusse dürften noch einige Worte über Behandlung des Correctums der in den meisten Fällen wohl kaum ganz

fehlerfrei zum Vortrag gebrachten Reproduktionen am Platze sein. Wie soll sich der Lehrer den begangenen Fehlern gegenüber verhalten? Soll er sie mittelst grammatischer Bemerkungen zu beseitigen suchen, vorausgesetzt, daß es sich um Verstöße gegen die Korrektheit der Sprache handelt? Soll er den Schüler bei Fehlern unterbrechen oder ihn ausreden lassen?

Grundsätzlich soll dem nacherzählenden Schüler jede Unterstützung versagt und jede Unterbrechung möglichst erspart bleiben. Einmal liegt daran, daß der Schüler dasjenige, was er erzählt, als ein Ganzes selbständig zu Gehör bringe. Selbst ein fehlerhaftes, ohne fremde Unterstützung zustande gebrachtes Ganze ist noch immer ein Ganzes, wo der Schüler zeigen kann, was er, sich selbst überlassen, ohne fremde Beihilfe zu leisten vermag, während das Einhelfen, abgesehen, daß es die Totalität der Leistung vernichtet, leicht auch die Entwicklung der doch vor allem andern anzustrebenden geistigen Selbständigkeit hemmt und gefährdet. Auch läßt sich nicht verkennen, daß die Gewißheit, vor dem Angesichte des ruhig abwartenden Lehrers und dem stumm, aber streng richtenden Zuhörerkreis der Mitschüler ohne alle Beihilfe, in zusammenhängender Redeweise einen sinngemäßen und richtigen Vortrag halten zu müssen, auf die Belebung des häuslichen Fleißes der Schüler nicht unwesentlich einwirken wird, indem nicht leicht einer Lust verspüren dürfte, unter solchen Umständen bei ungenügender Vorbereitung seine Unwissenheit zur Schau zu tragen und der allgemeinen Kritik preiszugeben. Die Bewältigung der für seine Kraft immerhin nicht geringen Aufgabe wird besonders beim Anfänger nur durch häuslichen Fleiß und redliche Mühe gelingen, und durch Selbstthätigkeit werden sich jene geistigen Kräfte entwickeln, die wir in den Schülern unausgesetzt wecken müssen, damit sie erkennen, was sie durch eigene Kraft vermögen.

Endlich wird, wenn prinzipiell die Unterstützung der Schule beim Nacherzählen unterbleibt, dem Vortrage des Schülers die volle Aufmerksamkeit seiner Mitschüler gesichert, da unter dieser Voraussetzung alle Vorzüge oder Mängel seines Vortrags ungehindert zur vollen Geltung gelangen. Erst dann, wenn der nacherzählende Schüler sein Stück zu Ende gebracht hat, beginnt die Korrektur, zu welcher zuerst die Schüler aufgeboten werden und der durch die Natur der Sache die doppelte Richtung gegeben ist. Getrennt kommen die sachlichen, getrennt die sprachlichen Mängel zur Besprechung.

Den ersten Teil der Korrektur darf man nicht für zu schwierig halten. In verhältnismäßig kurzer Zeit werden sich Schüler genug finden, die schnell herausfinden, welche Gedanken in der Nacherzählung unklar oder unvollständig wiedergegeben, welche Parteen, obwohl für das Verständnis nicht unwichtig, mit Stillschweigen übergangen worden sind, welche Gedanken schärfer

hätten hervorgehoben werden sollen. Alle diese und ähnliche Fehler vermögen Schüler, die man zur denkenden Auffassung angeleitet hat, nach abgeschlossener Interpretation der Lesestücke, nach dem sinngemäßen zweiten Lesen, nach gründlicher häuslicher Vorbereitung und bei entsprechender Aufmerksamkeit während der Nacherzählungen anderer Schüler zu beheben; ebenso kann man ihnen nach einiger Übung zum größten Teile auch die Korrektur der sprachlichen Fehler überlassen, wohl-vorbereitete Schüler werden in den meisten Fällen allein, ohne direkte Mitwirkung des Lehrers, welcher erforderlichen Falles immer erst als der letzte direkt in die Aktion eingreift, dieselbe zustande bringen.

Schon bei der nächstfolgenden Nacherzählung, die grundsätzlich keinen der vorhin korrigierten Fehler enthalten darf, wird sich ein Fortschritt manifestieren. Vollkommen befriedigende Gesamtergebnisse, soweit dies dem ebrlichen Eifer erreichbar, werden sich in der Entwicklung der Erkenntnis und Einsicht, Schärfung der Urteilskraft, Treue des Gedächtnisses, Erstarkung des Selbstgefühls zeigen.

Hinsichtlich der sprachlichen Fehler könnte man vielleicht hier oder dort die Frage aufwerfen, ob die Korrektur derselben durch grammatische Unterweisung (nach Art fremder Sprachen) vorgenommen werden soll.

Die planmäßige Mitteilung grammatischer Regeln zur Behebung sprachlicher Fehler hat nur bei fremden Sprachen ihre volle Berechtigung. Dort bieten die Regeln dem Schüler die Anhaltspunkte, nach welchen er zu schreiben und zu sprechen hat. Diese Regeln muß er, wenn er Herr werden will der fremden Sprache, in seiner Gewalt haben, nicht minder ihre Anwendung. Anders in der Muttersprache. Auch wenn der Schüler dessen nicht bewußt ist, befindet er sich de facto schon im Besitze der grammatischen Regeln, sobald er spricht, aber nicht durch förmliche grammatische Unterweisung hat er sich dieselben angeeignet, vielmehr unbewußt, praktisch, durch Umgang und häufigen Gebrauch. Es wäre demnach ganz verfehlt, einem Schüler, der in seiner Muttersprache fehlt, sich gegen den richtigen Sprachgebrauch noch versündigt, die schnellere Kenntnis jener Partien, in denen er fehlt, dadurch erschließen zu wollen, daß man ihn in die einschlägigen Partien der Grammatik regelrecht einführt und darin vielleicht gar einem förmlichen Systeme huldigt. Wo der Schüler gegen die Regeln seiner Muttersprache noch verstößt, dort belehrt man ihn, ohne Regeln ins Treffen zu führen, durch gelegentlichen Hinweis auf den richtigen Sprachgebrauch, aus dessen häufiger Beobachtung das Gefühl für das Gesetzmäßige im Gebrauch der Muttersprache ohne alle weitläufigen Theorien sich von selbst entwickelt. Damit soll allerdings nicht gesagt sein, daß grammatische Belehrung durchaus unzulässig wäre. Es giebt

gewisse Punkte in der Grammatik, deren Kenntniss sich der Schüler durch den praktischen Gebrauch gar nicht oder nur unter günstigen Verhältnissen aneignet. Für diese bedarf es der grammatischen Unterweisung, des Hinweises auf grammatische Regeln, die dann baldigen praktischen Nutzen bringen. So wird erfahrungsgemäß im praktischen Leben häufig genug gegen die richtige Rektion der Präpositionen verstossen; der korrekte Gebrauch ihrer Kasus läßt sich ohne Kenntniss der einschlägigen Regeln schwer erlernen. Wie oft wird, um nur einige Beispiele anzuführen, „ohne“ mit dem Dativ, „aufser, wegen, während“ mit unrichtigem Kasus konstruiert, wie oft ein zweisilbiger Imperativ von Verben gebildet, die nur einsilbige Imperative zulassen (z. B. sterbe st. stirb) u. a. m.

In Gegenden, wo auch der Dialekt auf die Gestaltung der Sprache Einfluß gewonnen, tritt die Pflicht an die Schule heran, die Schriftsprache auch von diesen Einflüssen zu befreien und auf Abstreifung aller Provinzialismen, Lokalismen etc. zu dringen. Besonders an Orten, wo der Dialekt stark eingerissen ist, wird ihm der Lehrer mit aller Ausdauer und unermüdlich entgegen-treten, ihn als steten Gegensatz der Schriftsprache bezeichnen, ohne sich natürlich jemals zu erlauben, das Unzulässige der Mundart den Schülern, in deren Augen sie die Verehrung der reinen Muttersprache genießt, etwa gar in spöttelnder Weise begreiflich zu machen.

Auch in diesem Falle, wo Irrtümer der Mundart zu bekämpfen sind, bietet sich Gelegenheit, auf die einschlägigen grammatischen Regeln der Sprache hinzuweisen und die Fehler auch durch direkte grammatische Belehrung — allerdings nicht durch planmäßige grammatische Unterweisung — gelegentlich zu beseitigen. Auch die Freiheiten und Nachlässigkeiten der Verkehrs- und Umgangssprache können gelegentlich berührt und ihnen gegenüber das Richtige der Schriftsprache betont werden.

Brünn.

Franz Bauer.

Zu Thukydides.

VI 1, 2 *Σικελίας γὰρ περίπλους ἐστὶν ὀλκάδι οὐ πολλῶ
τινι ἔλασσον ἢ ὀκτὼ ἡμερῶν, καὶ τοσαύτη οὐσα . . . διείργεται
τὸ μὴ ἤπειρος εἶναι. ὠκίσθη δὲ ὥδε τὸ ἀρχαῖον καὶ τοσαύτε
ἔθνη ἔσχε τὰ ζῦμπαντα. παλαιότατοι μὲν λέγονται . . .*

Hierzu bemerkt Classen²: „ὥδε haben seit Bekker die meisten Herausgeber aufgenommen (Krüger liest im Texte ἤδε und in der Erklärung ἤδη, beides gleich unpassend für den Zusammenhang); die Hss. schwanken zwischen ἤδε, ἡδε, ἤδε und ἡδη. Für ὥδε beruft man sich auf das οὕτως am Ende des Kapitels. Doch entspricht genau genommen weder das βάρβαροι τοσοῖδε

dem *τοσάδε ἔθνη* noch das *ᾤκησαν* dem *ᾤκίσθη*: beide Male ist der Ausdruck an erster Stelle umfassender; erst *τοσαῦτα ἔθνη Ἑλλήνων καὶ βαρβάρων* (c. 6, 1) nimmt das *τοσάδε ἔθνη τὰ ξύμπαντα* wieder auf.“ Von diesen Bemerkungen ist meines Erachtens jedes Wort zu unterschreiben, nur hätte vielleicht *ἦδη* als ein einigermaßen erträglicher Verbesserungsversuch bezeichnet werden können. Dagegen ruft der Zusatz: „Sollte nicht Thukydides *τῆδε* (= in folgender Weise, Reihenfolge) geschrieben haben?“ dieselben Bedenken wach, welche Classen gegen die Lesart *ᾧδε* äußert.

Eine unbefangene Betrachtung kann, dünkt mich, in den Lesarten *ἦδε*, *ῆδε*, *ῆδε*, *ἦδη* kaum etwas anderes erkennen als vier selbständige Versuche, die ursprünglich überlieferten drei Buchstaben *ηδε* für den Zusammenhang zurechtzumachen. In *ηδε* aber sehe ich ein einfaches Dittogramm:

ΩΙΚΙΘΗΔΕΗΔΕΤΟΑΡΧΑΙΟΝ.

Bei der Lesart *ᾤκίσθη δὲ τὸ ἀρχαῖον* wird nichts vermifft, ja die Beziehung auf Kap. 1 energischer und dem Thukydides entsprechender ausgedrückt, als wenn *ἦδε* oder dgl. dabeistände; und zur Einführung der Worte *παλαιότατοι μὲν . . .* genügt nicht nur das vorübergehende *τοσάδε ἔθνη . . .*, sondern man erwartet überhaupt keinen weiteren Hinweis auf dieselben als den in *τοσάδε ἔθνη . . .* gegebenen.

H. J. Müller.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

Paul Bartels, Die Bedeutung Herbarts für die Pädagogik als Wissenschaft (Abhandlung in dem Programm der höheren Privat-Lehranstalt zu Breklum). Breklum 1883. 43 S. 8.

Die vorliegende Abhandlung giebt eine gedrängte und übersichtliche Darstellung der Herbartschen Pädagogik und ist recht geeignet mit den Hauptsätzen derselben bekannt zu machen. Der Verf. hat seiner Arbeit zunächst die Allgemeine Pädagogik und den Umriss pädagogischer Vorlesungen von Herbart und nächst- dem die Schrift Strümpells „Die Pädagogik der Philosophen Kant, Fichte, Herbart“ und die Steins „Herbarts Regierung, Unterricht und Zucht“ zu Grunde gelegt. Seine eigenen Anschauungen spricht er theils in Noten, theils zusammenfassend am Ende grösserer Abschnitte aus. Auf die Ansichten anderer Pädagogen nimmt er vergleichend Rücksicht. Was seine eigenen Anschauungen anlangt, so geht er dabei meist von psychologischen Lehren Lotzes aus. Gegen diese oder gegen die daraus hergeleiteten Folgerungen des Verf.s wollen wir an dieser Stelle nicht polemisieren.

Der Verf. sieht Herbart als den Begründer der wissenschaftlichen Pädagogik an und faßt seine Hauptverdienste um die Pädagogik im einzelnen in folgende Thesen zusammen: „1) Herbart hat die Unhaltbarkeit der älteren psychologischen Theorie von den Seelenvermögen erwiesen und über die mechanischen Gesetze des einfachen Vorstellungsverlaufs grössere Klarheit verbreitet. 2) Er hat im Zusammenhang damit die Ansicht von der unbegrenzten Willensfreiheit, wie sie die Transcendentalphilosophie lehrt, beschränkt. 3) Er hat jene äusseren Mafsregeln der Erziehung, die er freilich zu weitgehend (?) einem eigenen Gebiete der Pädagogik, der Regierung, vindiziert, sorgfältig untersucht und den Blick in die feinsten Unterschiede der erziehenden Thätigkeit geöffnet. 4) Er hat durch scharfe logische Gliederung des pädagogischen Stoffes und durch eingehende Behandlung der wichtigsten Erziehungsfragen einer klaren Auffassung, einem besseren Verständnis und einem gründlicheren Studium desselben den Weg gebahnt. 5) Er hat zuerst mit vollem Bewusstsein den ethischen Begriff der Tugend als oberstes Prinzip an die Spitze seiner Pädagogik gestellt und dadurch nicht nur diese zum Range einer Wissenschaft erhoben, sondern auch durch Aufstellung des nähe-

ren, aus jenem allgemeinen Prinzip sich ergebenden Erziehungszwecks der ethischen Charakterbildung die rechte Bahn betreten, auf der man dazu gelangt ist, das höchste Ziel der Erziehung in der sittlich-religiösen Charakterbildung zu suchen. 6) Er hat endlich im Zusammenhang damit die Lehre vom erziehenden Unterricht begründet und den Anstofs dazu gegeben, seine Idee darüber weiter zu verfolgen und zur Verwirklichung zu bringen.“

Wir eignen uns diese Sätze im allgemeinen gern an, obwohl wir vielleicht einzelnes anders formuliert, manches mehr hervorgehoben hätten, und freuen uns, in dem Verf. einen Vorkämpfer für die Herbartsche Pädagogik begrüßen zu können. Seiner Schrift wünschen wir eine weitere Verbreitung, als Programme zu finden pflegen. Sie ist, vielleicht gerade auch um ihrer gedrängten Kürze willen, sehr geeignet, diejenigen ihrer Leser, welchen Herbarts Pädagogik nicht näher bekannt ist, für das Studium derselben zu gewinnen.

H. Kern.

H. Hempel, Lateinischer Sentenzen- und Sprichwörter-Schatz. Bremen, M. Heinsius, 1884. VIII u. 237 S.

Eine reichhaltige Sammlung — das Buch enthält 4290 Sprichwörter und Sentenzen — soll nach des Verfassers in der Vorrede S. III dargelegter Ansicht dazu dienen, dem Schüler bei der Anfertigung lateinischer Aufsätze die Arbeit zu erleichtern. Die Anordnung erfolgt nicht nach äußerer, sondern innerer Zusammengehörigkeit; ein Register, welches die Überschriften angebt, erleichtert das Nachschlagen. Dafs dasselbe alphabetisch geordnet ist, ist ein Vorzug vor dem dieselbe Tendenz verfolgenden Buche von B. Sepp, *Varia* (Augsburg bei Kranzfelder, 4. Auflage 1884). Dafs mancher Begriff an verschiedenen Orten wiederholt sich findet, ergibt sich aus dem Stoffe selbst; vgl. Menge, Pflicht, Gott, Glück. Der Verfasser hat mit der größten Sorgfalt versucht, deutsche Sprichwörter, volkstümliche, oft altertümliche Wendungen (vgl. S. 33: Scham ist ein Sperr der Sünden), Dichterstellen, ja nicht selten Worte der heiligen Schrift als Motto, oder sagen wir Pendant, neben den lateinischen Spruch zu setzen. Dabei lag die Gefahr nahe, öfters auch solche Sentenzen unter eine Rubrik zu bringen, die schwerlich darunter gehören. So 1631 bis 1642, oder S. 115 „Ein Mensch ist des andern Plage“, oder 3132 bis 3136, oder 3405 u. s. w. Manchmal hat die Zusammenstellung etwas recht Gezwungenes. Man sieht, wie sich der Verfasser mühte, den spröden Stoff unterzubringen; vgl. das Kapitel: Vergnügen S. 180 (3317—3325). Noch schlimmer sieht es aus, wenn christliche Heilswahrheiten als Motto dienen zu Aussprüchen von Heiden. Da zeigt sich der grofse Gegensatz zwischen Heidentum und Offenbarung, und der Versuch hinkt; vgl. S. 63: Sterben ist mein Gewinn, wo sämtliche Sentenzen,

1163—1177, nur von einem bestimmten Tode sprechen, der als Gewinn erscheint, oder S. 53: Er suche ein unvergängliches Haus, trotz 1130 und 1184 bis 1188. So mußte der ganze Abschnitt 19: Gott, Gottvertrauen, Frömmigkeit, Glaube, Aberglaube von vornherein trotz allen darauf verwendeten Fleißes mißglücken. Dafs nun natürlich nur eine relative Vollständigkeit erreicht werden konnte, ist leicht einzusehen. Mancherlei vermisst man, so z. B. unter der Überschrift: „Nächster“ das sprichwörtliche *tua res agitur, paries cum proximus ardet* (Hor. Ep. 1, 18, 84) oder S. 109 *si vis pacem, para bellum* (fehlt auch bei Büchmann, Geflügelte Worte) oder: Ein Schelm giebt mehr als er hat, und Plin. Praef. 11 *mola tantum salsa litant, qui non habent tura*. Hinter 2315 gehörte *plenus venter non studet libenter*, was allerdings 2451 nachgeholt wird. So konnte unter *rumor* S. 130 angeführt werden Cic. Mur. 17 *totam opinionem parva nonnunquam commutat aura rumoris* und Caes. BG. 6, 20. Auch mit den griechischen Parallelstellen konnte noch freigebiger geschaltet werden, so vermissen wir S. 132: Aristot. Ethic. 3, 11, S. 151: Hesiod. op. 216 und Plat. Sympos. p. 222 B, und S. 177: Hom. Od. 9, 27 ff; umgekehrt auf S. 68 zu *οἱ δ' ἔχοντες ὄλβιοι: βεαὶ possidentes*. Doch vielleicht ist schon der Verfasser zu weit gegangen. Wir finden nämlich eine ganze Menge Sentenzen, die, genau besehen, künstlich von ihm dazu gemacht worden sind. Besonders aus Ovids *Metam.* und Verg. *Aen.* sind Stellen angeführt, die im Zusammenhange gar keine allgemein gültigen Aussprüche sind. Auch der biedere Dionysius Cato ist viel zu viel benutzt. Man vgl. nur die ersten Sätze des Sentenzen-Schatzes oder Stellen wie *mors mihi munus erit* Ovid. *Metam.* 9, 181. Könnte dann nicht z. B. Hor. *Sat.* 1, 4, 125 *flagret rumore malo cum hic atque ille* und tausend ähnliche Stellen auch als Sentenzen angeführt werden? Abgesehen von dem Inhalte halten wir auch, nota bene für den Schüler (Vorrede S. 3), nicht wenige Beispiele deshalb für ungeeignet, weil sie aus nicht klassischen Autoren entlehnt sind. Ein Schüler wird gar zu leicht in Versuchung kommen, eine eingeprägte Sentenz als Musterbeispiel auch für die Grammatik zu halten. Dann aber könnte die fleißige Sammlung großen Schaden stiften. Recht lobenswert ist die große Genauigkeit, die den vielen tausend Citaten vom Verfasser gewidmet worden ist. Dadurch wird das Buch zu einem zuverlässigen Hilfsbuche beim Unterrichte. Druckfehler sind mir fast gar nicht aufgestossen. Hier und da hat die angestrebte Präzision dem deutschen Ausdrucke geschadet. Das Buch ist demnach, in der rechten Weise und in der nötigen Auswahl gebraucht, ein willkommenes Hilfsmittel beim Unterrichte, das auch schon in den mittleren Klassen vom Lehrer beim grammatischen Unterrichte wohl zu benutzen ist.

Spandau.

C. Venediger.

August Haacke, Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische nebst deutsch-lateinischem Wörterverzeichnis für Quarta und Tertia im Anschluss an die Grammatik von Ellendt-Seyffert. 1. Abteilung für Quarta. VIII u. 196 S. 1,60 M. 2. Abteilung für Unter-Tertia. IV u. 196 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1883. gr. 8.

Die Haackeschen Übungsbücher sind seit längerer Zeit bekannt, und die Zahl ihrer Auflagen beweist, daß man sie als brauchbar anerkannt hat. Der im vorigen Jahre erfolgten Umarbeitung des ersten Teiles (für Sexta und Quinta) hat der Verfasser jetzt die des zweiten folgen lassen. Derselbe ist in 11. Auflage erschienen und liegt als ein fast neues Werk vor. Aus einem Bande von 140 Seiten Aufgaben sind deren zwei geworden, deren einer bei gleichem Druck und Format 159, der andere 174 Seiten umfaßt. Die Verweisungen beziehen sich auf die neue Auflage der Grammatik von Ellendt-Seyffert.

Die 1. Abteilung bringt auf S. 1—14 Beispiele zur *syntaxis convenientiae*, im Ellendt § 129—142. Über jedem Abschnitt ist die in Betracht kommende Regel kurz angedeutet, was im Hinblick auf die Altersstufe nicht überflüssig erscheint. Stück 8 giebt zur Ergänzung der Grammatik an, daß das zu 2 Attributen gehörige Nomen appellativum im Singular oder Plural, der zu 2 Vornamen gehörende Gentilname im Plural, das dazu gehörige Verbum aber in beiden Fällen im Plural stehen muß. S. 14—18 folgen die direkten und indirekten Fragen und S. 18—28 ein Nachtrag zur Formenlehre, der zuerst die unentbehrlichen griechischen Wörter behandelt, dann vorwiegend stilistischen Inhalts ist. So zeigt Stück 23, wie die *Coniugatio periphrastica* musterhaft zu übersetzen sei, Stück 25, wie bei der Übersetzung des lateinischen Passivum, statt des deutschen Hilfsverbum „werden“, das Reflexivum, Umschreibungen mit „lassen, fühlen, sehen“ (*augeri* sich mehren; *adduci* sich veranlaßt sehen, fühlen) oder Phrasen eintreten können (*laudari* Anerkennung finden). Stück 26 lehrt, wie das Partic. Praeter. bei intransitiven Verben zu ersetzen (z. B. *effugio, elapsus*), Stück 27—29, wie das Passiv bekannter Deponentia und fehlende Verbalformen zu umschreiben seien. Zahlreiche Anmerkungen müssen hier für die fehlenden grammat. Regeln eintreten.

S. 28—65 sind im Anschluss an die Grammatik die Regeln über den Genetiv und Accusativ behandelt. Entgegen dem Gebrauch der früheren Auflagen finden wir Anmerkungen von ziemlichem Umfang, meist stilistische und synonymische Winke enthaltend. Sie sollen nicht das Wörterbuch entbehrlich machen, sondern da zum Nachdenken anregen, wo der Quartaner gar nicht nachschlagen würde. So die Anm. zu St. 40 über die Verba des Erinnerns, zu St. 43 die Übersetzung der Verbrechen und Vergehen bei den Verben der gerichtlichen Handlungen. Bei einem gewählteren deutschen Ausdruck ist entweder auf den dem Schüler geläufigeren hingewiesen (teilnehmen = teilhaftig sein),

oder der in anderer Bedeutung bekannte lateinische ist unten ausdrücklich angegeben. Bei St. 51 sind die mit *circum*, *per*, *praeter*, *trans* zusammengesetzten Verba angeführt.

S. 65—83 über den Gebrauch der Subst., Adj., Pron., Adverbia entsprechen den Stücken 2—22 der 10. Aufl., sind jedoch in der Gruppierung der Regeln und in den Beispielen ganz verändert. Der früher in Stück 1 erläuterte Fall, daß Concreta statt der Abstracta eintreten, ist jetzt in Stück 251—252 der 2. Abt. verwiesen und dort ausgedehnter behandelt. Andererseits kommt schon hier § 274, 1 (über *nisi* nach Negationen) zur Besprechung, vielleicht etwas verfrüht. S. 84—98, 105—119 die Regeln vom Dativ und Accusativ nach der Anordnung der Gramm. § 173 (Dativ der Person beim Part. Fut. Pass.) ist in St. 24 vorweggenommen. Verhältnismäßig kurz sind die Beispiele zu der schwierigen Regel von *opus est*, sie fehlen ganz für die Fälle, wo die Sache durch das Neutrum eines Adj. oder durch ein Verbum ausgedrückt wird (Gramm. § 184, 2).

Zwischen Dativ und Ablativ eingeschoben sind S. 98—104 die wichtigsten Regeln vom Imperativ, Infinitiv und dem verkürzten Abl. absol., d. h. von den Fällen, wo Substantiva und Adjectiva an der Stelle des Part. stehen. Es folgen S. 120—147 die Kasus des Gerundiums und Gerundivums, die Orts-, Raum- und Zeitbestimmungen und die Präpositionen. Den Abschluß bilden S. 147—159 vermischte Beispiele in zusammenhängender Darstellung über die Schlacht bei Marathon, Pausanias, Aristides, Cato Censorius und den jüngeren Scipio. Inhaltlich erweckt Bedenken der Anfang von St. 146, durch welchen über die Zeit des Scythenkrieges falsche Vorstellungen entstehen können. Inhalt und Ausdruck der ersten Stücke erinnert an Nepos, jedoch nur teilweise und vielleicht zufällig. Ein Wink für die Wortstellung war, um auch Kleines zu erwähnen, am Platze in St. 147 „sparsam, wie er war“, auch später 202, 16 „kriegskundig, wie er war“.

Die 2. Abteilung beginnt S. 1—9 mit einem Abschnitt über die Tempora; zu den in der Gramm. § 240 u. 241 besprochenen Regeln über das Futurum, *dum*, *ubi*, *postquam* etc., sind hinzugezogen die ähnlichen über *dum*, *donec*, *quoad* so lange als und *cum* inversum. Dazu kommt ein durch die Anm. erläuteter Abschnitt über das deutsche seit (St. 159) und ein mehr stilistischer über Präsens u. Imperfect. Pass. im Unterschied von *est* und *erat* mit Particip. Perfecti (z. B. *induo* „ich bin bekleidet“, *Gallia dividitur* oder *divisa est*). Einer Anm. benötigte vielleicht St. 153, 3 „ohne sich schrecken zu lassen“.

Auf S. 10—18 „über den unabhängigen Konjunktiv“ sind den Ausdrücken mit dem Konj. in Aussagesätzen und Fragesätzen die ähnlichen mit dem Indikativ bestimmt gegenübergestellt, eine für die Praxis vorteilhafte Anordnung. S. 19—23 über Tempus und Modus bei den verallgemeinernden Relativen, bei *sive* . . . *sive*, *dum*,

donec quoad bis antequam und priusquam. S. 23—37 Infinitiv, Acc. c. inf. und Supinum als Ergänzung zu I S. 99 ff. Erfreulich ist, daß St. 179, 2 die Auslassung des Personal- und reflex. Pronomen, wenn es Subjektsaccus. in der Konstr. des Acc. c. inf. ist, in 2 Fällen gestattet. Daß § 296 der Schulgramm. auf diesem Gebiete zu streng ist, muß dem Tertianer bei der Lektüre des Cäsar klar werden. Erlaubt soll nach Haacke der Wegfall sein, „wenn das Pron. schon bei dem übergeordneten Worte (Infinitiv) steht“, wofür bei Zumpt § 605 die leichtere Fassung, daß die Auslassung beim Zusammentreffen zweier Acc. c. inf. mit demselben Subjekt leicht zu entschuldigen ist. Weiter gestattet H. das Fehlen des Subjektsaccus., wenn derselbe zugleich als Objektsaccus. erforderlich ist. Erwünschter wäre die Angabe, daß der Subjektsaccus. *se* bei längerer Oratio obliqua oft ausfällt. Sehr dankenswert ist die Zusammenstellung verschiedener Weisen der Übersetzung des Inf. und Acc. c. inf. auf S. 30—34.

S. 37—62 ist im Anschluß an *ut, ne, quo, quominus, quin* das *quod explicativum* (S. 54—56) behandelt. Bei *quo* in St. 202 fehlen jetzt die Beispiele für *non quo* (früher in St. 53, 9 der 10. Aufl.). Gern hätten wir St. 197, 2 auf *nedum ut* verzichtet, da durch diesen späten adverbialen Gebrauch von *nedum* das Gefühl für seine Grundbedeutung nur abgeschwächt werden kann. S. 62—79 über den Modus bei *cum*, bei den kausalen und konzessiven Konjunktionen, bei *si, nisi, sin, dummodo, quasi, ut si, tamquam si*. Bei den Bedingungssätzen ist St. 225 auch der Fall der Nichtwirklichkeit bei abhängigem Hauptsatz berücksichtigt, für Unter-Tertia etwas früh, da sein Verständnis Ober-Tertianern Mühe genug macht.

S. 79—89 über den Modus in Relativsätzen und indirekten Fragesätzen. Schwer verständlich ist die Anm. 239, 1: „aus dem Subst. mit Relativsatz in Abhängigkeit von einem verb. sent. od. declar. ist ein von dem verb. sent. etc. abhängiger Fragesatz zu bilden“. S. 90—98 über den obliquen Konjunktiv in Relativsätzen, in Sätzen mit *quod, quia*, in temporalen und Bedingungssätzen ist verhältnismäßig breit behandelt. S. 98—114 Substantiva, Adjektiva, Zahlwörter, Pronomina. St. 261, 4 ergänzt die Schulgramm. durch eine Anm. über die Bruchzahlen ($\frac{1}{3}$ *tertia pars*, $\frac{2}{3}$ *duae partes*, $\frac{2}{5}$ *duae quintae*). S. 114—118 Partizip. S. 119—132 Nachträge zur Syntax congruentiae und zur Kasusrektion beschäftigen sich z. Teil mit stilistischen Feinheiten, welche die Gramm. ausläßt. So bes. St. 270, 2, wo *res* für das deutsche es eintritt, und 270, 2, daß das Personalpron. als Subjekt vor die Apposition tritt, wenn damit die Person nach ihren Eigenschaften näher bestimmt wird, aber nicht, wenn damit nur angegeben wird, wer mit dem Pronomen gemeint ist. St. 273, 2 und 274, 5 daß die Apposition mit *als* sich durch den Ablativ ausdrücken läßt (z. B. als Schriftsteller *scribendo*, als Gelehrter

doctrina). Ausführlich ist der Gen. epexegeticus (St. 275) und der Gen. bei Partizipien behandelt. Der Schlufs (S. 132—174) enthält Abschnitte über die Oratio obliqua, die Konjunktionen der Beiordnung und gemischte Beispiele, letztere (St. 298—329) fast wörtlich den letzten Stücken der 10. Auflage entnommen.

Abgesehen vom Schlufs der 2. Abteilung haben wir ein fast neues Buch vor uns, in wesentlich neuer Anordnung und bedeutend erweitert. Die Erweiterung hat es viel brauchbarer gemacht, als die früheren Auflagen waren, und wird die Zahl seiner Freunde noch vermehren. Es ist nicht daran zu denken, daß jede Quarta und Tertia das ganze Buch übersetzen kann. Das bleibt um so mehr ausgeschlossen, weil auch die zusammenhängenden Stücke sich nicht an bestimmte Stellen der Schriftsteller anschließen und Übungen auf diesem Gebiete nach wie vor dem Lehrer überlassen bleiben.

Auch mit dem Titel „für Quarta und Unter-Tertia“ darf man es nicht zu streng nehmen; denn bei der jetzigen Zahl der lateinischen Stunden kann der Lehrer wohl zufrieden sein, wenn er seine schwächeren Ober-Tertianer mit dem Wichtigsten des im Buche Gebotenen vertraut gemacht hat. Das Wörterverzeichnis scheint in beiden Heften sehr sorgfältig gearbeitet zu sein, Druck, Korrektur und Papier verdienen dasselbe Lob, wie bei den früheren Auflagen. So ist die Erwartung gerechtfertigt, daß das Haackesche Übungsbuch in seiner neuen Gestalt noch mehr und mit größerem Nutzen gebraucht wird, als die ersten 10 Auflagen.

Hamburg.

Carl Schultefs.

Val. Hintner, Griechisches Übungsbuch. Wien, Alfred Hölder, 1883. IV u. 243 S. gr. 8. Preis 1 fl. 10 kr.

Hintners griechisches Übungsbuch ist eigentlich eine neue Auflage seines griechischen Elementarbuches, das 1880 in dritter Auflage erschienen ist. Letzteres war nach der Grammatik von Curtius bearbeitet; nachdem H. selbst eine griechische Schulgrammatik ediert, hat er den Stoff des Elementarbuches dem Gange seiner Grammatik entsprechend verteilt, ohne jedoch die Berücksichtigung der anderen Grammatik aufzugeben. Die nach diesem Gesichtspunkte vorgenommenen Änderungen schienen dem Verf. groß genug, um einen neuen Titel zu rechtfertigen.

Sollte Ref. nur die Frage beantworten, ob H.s Übungsbuch geeignet wäre, in preussischen Schulen eingeführt zu werden, so würde er entschieden „nein“ antworten müssen und sein Urteil mit einem Hinweis auf den preussischen Unterrichtsplan vollauf begründen. Denn dieser schreibt vor, nach Absolvierung der Verba liquida dem Schüler den Xenophon vorzulegen. H. dagegen versieht ihn nach dem österreichischen Organisationsentwurf bis zur Absolvierung der ganzen Formenlehre mit griechischen Sätzen, so

dafs ein ganz bedeutender Teil des Übungsbuches für unsere Schüler unverwendbar ist. Doch unsere Pflicht ist, litterarische Erscheinungen auch dann zu prüfen, wenn sie nichtpreussischen Gymnasiasten nützen sollen; denn vielleicht empfiehlt sich der Teil, welcher das Untertertiarerpensum betrifft, vielleicht auch der deutsche Teil der darauf folgenden Übungsstücke so augenfällig, dafs die Verfasser unserer Übungsbücher daraus Gewinn ziehen können.

Der Anfänger beginnt unter H.s Leitung mit Vorübungen, welche ihn mindestens sechs, vielleicht gar zwölf Stunden beschäftigten dürften. Hat er diese Übungen mit Erfolg getrieben, so kann er (natürlich nur äufserst notdürftig) lesen und schreiben, weifs, wie Spiritus und Accent auf einfachen Vokalen und Diphthongen anzubringen sind und wie die Wörter nach ihrem Accent benannt werden, hat endlich einen Teil der Betonungsregeln geübt, darunter die für die Enklitika geltenden. Die Beherrschung der erwähnten Betonungsregeln wird freilich in den seltensten Fällen, vielleicht nie, in der Zeit erreicht werden können. Somit sind die Fortschritte der ersten Tage recht mäfsige zu nennen; vermutlich wird auch der Schüler in der Zeit mit einem gewissen Unmut gegen die Sprache erfüllt, von welcher er nach vielstündiger Arbeit noch nicht ein Wort nach Form und Inhalt versteht. Ich möchte dagegen empfehlen, nach den unerläßlichsten Vorbereitungen den Artikel zum ersten Gegenstande einer peinlichen Leseübung zu machen, bei welcher der Schüler σ und ω , α und $\bar{\alpha}$ in der Aussprache unterscheiden und Spiritus wie Accent über einfachen Vokalen und Diphthongen kennen lernt; denn der Anfänger überblickt einsilbige Wörter leichter als zwei- und mehrsilbige. Kann er den Artikel sauber lesen, was erst nach mehrfacher Übung der Fall ist, so lernt er ihn mühelos auch auswendig und beherrscht (von δ , η , $\sigma\acute{\iota}$, $\alpha\acute{\iota}$ abgesehen) seinen Accent mit den zwei Regeln, dafs kurze Vokale nur den Acut, lange den Acut und Circumflex haben dürfen, und dafs die betonten langen Nominativ-, Accusativ- und Vokativausgänge den Acut, die ebenso beschaffenen Genetiv- und Dativausgänge den Circumflex haben müssen. Wer aber η flektieren kann, hat schon $\tau\iota\mu\eta$ gelernt, so dafs nach diesem Plane in der That der Schüler noch in der ersten Woche am Anfange der \mathcal{A} -Deklination steht, wofern der Lehrer nicht — wofür gewisse Gründe mehr sprechen — von δ zu $\pi\omicron\tau\alpha\mu\acute{\omicron}\varsigma$ überzugehen vorzieht. Ganz unzulässig aber scheint mir, mit H. schon die Betonung der Enklitika in die Vorübungen zu ziehen, wie ich überhaupt der Ansicht bin, dafs die Accentregeln erfolgreicher nicht gesondert von der Flexion, sondern mit derselben in dem langsamen Tempo gelehrt werden, welches die Rücksicht auf die Sicherheit der Fortschritte erfordert. Damit verbietet sich auch die Einübung von je 9 Formen des Praes. Act. und Pass. von $\pi\alpha\iota\delta\acute{\epsilon}\omega$ und von 5 Formen der Kopula, womit H. seine Vorübungen schliesst: die Konjugation mit ihrem grundverschie-

denen Betonungsgesetz kann erst angefangen werden, wenn das Betonungsgesetz der Deklination mit ganzer Sicherheit angeeignet ist. Somit möchte ich die Regeln über die Behandlung der Enklitika erst mit dem Pron. pers., die Konjugation erst dann in Angriff nehmen, wenn der Schüler die dritte Deklination so weit beherrscht, als zur Flexion der Partizipien notwendig ist. Man könnte fragen, ob bei diesem Lehrplane das Übertragen griechischer Sätze in das Deutsche und deutscher Sätze in das Griechische, eine gewiss förderliche und den Unterricht belebende Übung, nicht zu weit hinausgeschoben werden müsse. Durchaus nicht; man muß nur dem Schüler das Prädikat in einer Note geben, die Prädikate ἦν eram erat, ἦσαν wird man sogar nach kurzem Gebrauche als bekannt voraussetzen können.

Nachdem ich und, wie ich glaube, nicht ohne Erfolg diesen Unterrichtsplan befolgt habe, soweit ich nicht durch die Einrichtung des Lesebuches zu Abweichungen genötigt war, kann ich mich nicht für die Anlage der ersten Abschnitte in H.s Übungsbuch erwärmen. Dieselben setzen voraus, daß nach Aneignung der erwähnten 23 Verbalformen, von denen die 5 der Kopula angehörenden analoge Bildungen von Seiten des Schülers nicht zulassen, die Deklination hinter einander vollständig absolviert werde. Die wenigen Fälle ausgenommen, in denen ἦν oder ἦσαν Prädikat ist, müssen demgemäß die Sätze eines ganzen Semesters der Gegenwart angehören, also vorwiegend moralischen, geographischen oder naturgeschichtlichen Inhalts sein, was jedenfalls wenig zur Belebung des Unterrichtes beiträgt. Bei Befolgung des oben erwähnten Planes fällt dagegen dem der Jugend interessanteren genus historicum von vornherein der Hauptanteil zu, und schon geraume Zeit vor Ablauf des ersten Quartals können in allen ihren Teilen verständliche Prädikate angewendet werden.

Nach den Sätzen zur Einübung der Deklination kommen solche zur Einübung der Konjugation, welche ebenfalls voraussetzen, daß der Unterrichtsstoff streng nach dem Gange der Grammatik (von H., resp. von Curtius) gelehrt werde. Bekanntlich lehrt Curtius nach der Flexion des Praes. und Imperf. die des starken Aor., dann die des Fut. u. s. w. in der Weise, daß die Verba vocalia, muta und liquida neben einander behandelt werden. Wie nun H. in dem Nachwort seiner Grammatik offen eingesteht, ist es bei dieser Anordnung des Verbums nur selten möglich in der Tertia (unserer Quarta) das regelmäßige Verbum dem Organisationsentwurf entsprechend zu absolvieren. „Gewöhnlich kommt man, wenn es viel ist, zum Perfektum, manchmal auch nicht bis dahin. Nun verläßt der Schüler die Tertia und nimmt vom Verbum ein paar rudera mit, die auch wenigstens zum Teil in den Ferien verflüchtigen.“ Diese Mißstände, die wir eben nur nach dem Berichte eines Österreicherers zu referieren

wagen, veranlafsten H. zwar in seiner Grammatik manches Unregelmäßige dem Schüler zu ersparen, bis das Regelmäßige absolviert wäre, und der Quarta (unserer Untertertia) vorzubehalten, aber nicht die Verba vocalia und muta zu trennen, während anderseits die liquida höchst inkonsequenter Weise besonders behandelt werden. Wünschen wir, dafs nach diesen Änderungen das Pensum der Tertia wirklich beendigt werde; die Thatsache, dafs nach monatelanger, vielleicht halbjähriger Beschäftigung mit dem Verbum der Schüler gewöhnlich nicht ein einziges Verbum völlig beherrschte und, wie doch zugegeben werden mufs, auch nach Benutzung der Grammatik von H. in Zukunft nicht völlig zu beherrschen Gefahr läuft, erklärt sich aber zur Genüge aus der Disposition des Stoffes in der Grammatik, welche nach den Temporibus und erst in zweiter Linie nach dem Stammcharakter entworfen ist. Und wie die Grammatik, so das Übungsbuch, das als erste Futura dem Schüler *εὐξόμεθα, λήξουσι, βλάψεις* vorlegt. Doch noch ein anderer Grund läfst sich gegen den Unterrichtsgang H.s geltend machen. Das neue Betonungsprinzip, die Bindevokale, die Endungen, der Tempuscharakter u. s. w. nehmen den Schüler anfangs vollauf in Anspruch, so dafs ich ihm nicht sogleich zumuten mag, Konsonantverschmelzungen oder Vereinfachungen vorzunehmen, wie sie die verba muta erfordern. Man wird mir erwidern: nach *παιδεύω* werde der Schüler nur sehr wenige Verba konjugieren können; es liege im Interesse der Lektüre, durch Berücksichtigung anderer Verbalclassen dem Schüler eine gröfsere Fülle von Verben zu erschliessen. Ich antworte: der Schüler, der *παιδεύω* gelernt hat, kennt auch in wenigen Minuten die sämtlichen Tempora der Verba auf *σω, άω, όω*, soweit letztere regelmäfsig sind, natürlich Praes. und Imperf. ausgenommen. Nachdem die Konjugation bis hierher durchgenommen ist, empfehle ich die Deklination der Substantiva und Adjektiva wieder aufzunehmen und zu Ende zu führen. Die Komparation der Adjektiva, die Zahlwörter und Pronomina können sich ebenso gut daran anschliessen wie inmitten oder nach der restierenden regelmäfsigen Konjugation gelehrt werden.

Die Anlage unseres Übungsbuches wird nach dem Gesagten im allgemeinen erraten werden können. Jeder Abschnitt besteht aus einem griechischen und einem deutschen Übersetzungstück. Die Sätze vor den Abschnitten zur Einübung des Verbums sind, wie schon bemerkt, wenig anregend, obwohl andererseits H. selten durch Gedanken wie: „der Jäger fängt einen Hasen, Hunde sind Wächter der Lämmer, meine Mutter ist zu Hause, ich liebe deinen Bruder“ an den bekannten französischen Grammatiker erinnert. Dagegen werden die Gedanken desto interessanter, je weiter wir von da vordringen. Die einzelnen Kapitel zur Einübung der Formenlehre begleiten syntaktische Regeln, teils mit Verweisung

auf die betreffenden Paragraphen in H.s und Curtius' Grammatik, teils ohne dieselbe; nicht selten wird namentlich weiterhin nur auf die Syntax verwiesen, was übrigens auch in den anderen Fällen genügt hätte. Die Summe der syntaktischen Regeln, welche so bei Gelegenheit vor der systematischen Beschäftigung mit der Syntax dem Schüler zugemutet werden, hat H. geflissentlich hoch gegriffen, wie denn die Sätze z. T. nicht gerade leicht sind; „denn, sagt Verf., Schüler, die nicht gewohnt sind mit einfachen Sätzen zu operieren, thun sich allzuschwer, wenn sie zur Lektüre des Xenophon kommen.“ Nachdem die Formenlehre abgeschlossen, hören die griechischen Sätze auf, an deren Stelle Xenophon treten soll; dagegen werden die Abschnitte einzelner Sätze, welche zur Einübung der Syntax dienen, durch Paraphrasen ausgewählter Stellen der Anabasis unterbrochen, in welchen H. nach Kräften Gelegenheit zur Verwendung des laufenden syntaktischen Pensums giebt. Hierbei leitete H. die Absicht, die Kenntnis des attischen Dialekts, welche in Ermangelung attischer Lektüre in der betreffenden österreichischen Gymnasialklasse leicht abhanden kommen könnte, durch Xenophon zu erhalten; denn die Übertragung der Paraphrasen hat die Repetition der entsprechenden Xenophonabschnitte zur Voraussetzung. Das gebotene Quantum soll für das ganze Obergymnasium ausreichen, „vorausgesetzt, daß man für diese Übungen nicht mehr Zeit verwendet, als im Organisationsentwurfe bestimmt ist“. Ob es wirklich ausreicht, das mögen Österreicher entscheiden; jedenfalls ist es mißlich, wenn das Übungsbuch nur gerade so viel Stoff enthält, als jeder Schüler, selbst bei regelmäßiger Versetzung, zuletzt durchgearbeitet haben muß. Ganz abgesehen davon, daß diejenigen, welche den Kursus wiederholen müssen, genau dieselben Sätze zu übertragen haben wie früher: in kürzester Zeit werden die griechischen Stücke in deutscher, die deutschen in griechischer Übersetzung Eigentum der Klasse sein, noch ehe dieselbe an das Übersetzungswerk zu gehen hat. — Bis zur Absolvierung der Deklination giebt H. dem Schüler Nummer für Nummer die nötigen griechischen Vokabeln in ihrer alphabetischen Reihenfolge, welche mit dem Übelstand verknüpft ist, daß der Schüler bei der Übertragung deutscher Übungsstücke oft lange umsonst nach der entsprechenden griechischen Vokabel suchen muß; später bietet er für alle Stücke ein gemeinsames griechisch-deutsches und deutsch-griechisches Lexikon. — Die Sätze sind z. T. volles Eigentum H.s, z. T. mit Benutzung eines Schriftstellers verfaßt, z. T. aus Schriftstellern entlehnt. Die Form der ersten Arten ist nicht selten bedenklich oder geradezu fehlerhaft. So: XLVI* *Τοῖς θεοῖς εὐξόμεθα, ἵνα ἐν τῆσδε τῇ μάχῃ νικῶμεν.* XLI* *Ἄνηρ ἀχάριστος μὴ νομιζέσθω φίλος μὴδ'* (kein Druckfehler, denn die Note sagt: *μὴδ' = μητε*) *ὁ πονηρὸς κατεχέτω χρηστοῦ τόπου.* XLVIII* *Κῦρος πρὸς τὸν ἀδελφὸν στρατευσόμενος Κλέαρχον τὸν*

τοὺς Θοράξι πολέμησαντα ἐκ τῆς Θοράκης μετεπέμψατο (H. will ausdrücken: Κύρος μέλλων στρατεύσασθαι π. τ. ἀ. μετεπέμψατο Κλέαρχον, ὃς ἐτύγγανε πολέμων τοὺς Θοράξιν oder Κύρος μ. Κ., ὃς ἐτύγγανε π. τ. Θ., ὡς στρατευόμενος π. τ. ἀ.). LXXXVII. Ἡ Βαβυλωνία χώρα πάσα κατατέμνεται ἐς διωρυχάς. Wenn unter Verba liquida LIX^b übersetzt werden soll: „der Freund wird den Leichnam des Freundes in der Schlacht aufnehmen“, so hat sicherlich H. die Verba ἀναρῆσθαι und ἀναρῆσθαι verwechselt. Ebenso falsch ist in den Worten (XLVI^b): „auf wen andern (sonst?) werden wir im Unglück unsere Blicke richten aufser auf Gott?“ ἢ μὴ für „aufser“ zu setzen, vielmehr ist erforderlich εἰ μὴ oder ἢ. — Die griechischen Sätze, die aus Dichtern entlehnt sind, pflegen am Ende der Abschnitte zu stehen; nicht selten aber begegnen Dichterstellen unter Stellen in ungebundener Rede und umgekehrt. Falsch citiert ist: Γυναῖξι πᾶσαις κόσμον ἢ σιγῇ φέροι. — Auch im übrigen bleibt eine gründliche Revision des Buches vor etwaiger Erneuerung der Auflage wünschenswert. Der Circumflex in ταῶς ist dem Schüler aus H.s wie aus Curtius' Grammatik unbekannt; der Circumflex des gen. λαγῶ begegnet ihm bei H. § 93. Darum dürfen die Formen nicht in einem Übungsstücke stehen, welches nur die Bekanntschaft mit H. § 52 u. 53 und C. § 132 u. 133 voraussetzt. Ebenso fordert das Übungsbuch die Bekanntschaft mit der unregelmässigen Kontraktion des Verb. διγῶ, die wohl C., aber nicht auch H. lehrt. Endlich wird dem Schüler häufig offenbar zu wenig zugemutet: es genügte etwa zweimal anzumerken, ἄν sei aus ἐάν kontrahiert, ebenso oft den Aorist zum Ausdruck der historischen Thatsache zu fordern oder nach ἐάν, ὅστις ἄν den Konjunktiv. Andererseits dürfte in den Paraphrasen der Anabasis dem Schüler die Satzverbindung nicht selten unüberwindliche Schwierigkeiten machen — in Ermangelung ausreichender Unterstützung. Gleich der erste Satz „Dareios hatte zwar (del.) mehrere Kinder, von denen jedoch Xenophon nur zwei Söhne erwähnt“ wird mislingen; denn H. giebt in der Note nur zu „zwar — jedoch“ μὲν-δέ, im Lexikon unter „erwähnen“ μιμνήσκειν (!) und μνημονεύειν.

Damit glaube ich H.s Übungsbuch zur Genüge charakterisiert zu haben. Wer sich mit dem gewählten Unterrichtsgange befreunden kann und darf, wird um so mehr für die Einführung des Buches plaidieren, wenn es erst noch einen Läuterungsprozess durchgemacht hat. Wir sind, wie gesagt, nicht in der Lage. Dennoch wird der Lehrer jeder Klasse in dem Buche geeignetes Material zur Einübung seines Pensums finden.

Züllichau.

P. Weiffenfels.

Hermann Müller, Unregelmäßige griechische Verba in alphabetischer Zusammenstellung und nach Konjugationsklassen für Schüler mittlerer Gymnasien. Tübingen, Franz Fues, 1893. 23 S. 8.

Das Schriftchen hat bereits die 6. Auflage erlebt und dadurch schon um so mehr den Beweis geliefert, daß es den Bedürfnissen entspricht, als ihm eine Unzahl von Konkurrenten den Wirkungskreis streitig zu machen sucht. Der Unterzeichnete hat nicht das Glück gehabt nach dem Buche zu unterrichten, sieht aber recht wohl, eine wie vortreffliche Gelegenheit der zweite Teil des Büchleins bietet, das Urteil der Schüler, sowie die Sicherheit ihrer Kenntnisse zu prüfen und zu üben. Dieser zweite Teil stellt an den Schüler seine Fragen ebenso knapp wie klar; die Antwort kann nicht ausweichen, sie muß zeigen, ob sie das Skelett mit dem richtigen Fleisch und Blut umkleiden kann. Je reizender dieser zweite Teil für den Pädagogen ist, um so größeres Interesse muß er für den ersten Teil haben, und in diesem Sinne erlaubt sich der Unterzeichnete einige Vorschläge. Wenn diese Wünsche auf den ersten Blick auch ziemlich zahlreich zu sein scheinen, so wird nur der Laie oder eine übelwollende Gesinnung deswegen ein ungünstiges Urteil über das Büchlein fällen. Wer sich selbst mit dergleichen grammatischen oder lexikalischen Arbeiten je befaßt hat, wird erfahren haben, wie häufig sogar die gelehrtesten Männer in Einzelheiten straukeln.

Mit dem Wunsche also, das bewährte Schulbuch fördern helfen zu dürfen, erlaubt sich der Unterzeichnete folgende Bemerkungen. Eine Anzahl Verben könnten wegbleiben, weil sie teils rein poetisch, teils sehr selten sind, so *ἀνδάνω*, *βραδύνω*, *θλάω*, *κορέννυμι*, *βαστάζω*, *δαράζω*, *θιγγάνω*, *κείρω*, *κλάζω*, *καίνω*, *ἀποκαίνω* und *πιπίσκω*. Zu streichen sind wohl folgende Formen: *ἠέσθη* (nur einmal bei Pausanias), *ἔχθομαι*, *ἐβλάστησα*, *ἐλεύσομαι*, *μέλομαι*, *φθάσω*, *ἀνέωχα*, *ἄμύσθη*, *ᾠησο*, *ὄνημενος*, die Übersetzung von *ἐπειράθη* „wurde versucht“, *ἔταμον*, *τέτεγμα*, *ἐτέχθη* (wofür *ἔγενόμην*, *γαγένημαι* zu setzen ist), *ἔθρεξα* und die Klammern von *ᾠραξάμην*. Dagegen empfiehlt sich die Einfügung von *ἠκούσθη*, der Passiva von *ἀναλίσκω* und *ἄρδσκω*, des Aorists *ἠύξθη* (besonders da *βλαστέάνω*, *καταδαρτέάνω* etc. den Aorist II bilden), der Formen *βιοῦντος*, *βιοῦντι* etc. zu *βιούς*, *ἔδεδίδεσαν* (Thuk. 5, 14, 2. 4, 55, 3 Classen), *δύνασαι* (Konj. *δύνη*), *σπᾶμαι*, *σποίμην*, *σπόμενος*, *καθεύδον*, *ἔκτημαι*, *ὠξησα*, *ὠλίσθηκα*, *κατεπλάγην*, *πέπνευσμαι*, *ἐτρέθη*, der beiden Bedeutungen von *ἐτρέπη*, *τέτρωκα* zu *τρωγω*, *τέτρωκα* zu *τιτρώσκω*, *πεφρόβημαι*, *κεχάρημαι* und *ἔωνήθη* „wurde gekauft“. Die von den guten Schriftstellern überlieferten Formen müssen dem Schüler mitgeteilt werden; es darf nicht seinem Belieben überlassen bleiben, ob er zu den betreffenden Stämmen alle Tempora bilden will oder nicht. Daher würde hinter *χρῶσω*, *πήξω*, *ρήξω*, *φῶσω*, *σβέσω* und

σκαδάσω die Abkürzung „u. s. w.“ zulässig sein, wenn nicht nur die Aoriste, sondern auch die Perfekta dieser Verba nachweisbar wären. Umgekehrt macht der Punkt hinter ἀπολαύσομαι den Eindruck, als sei ἀπολαύω ein Defektivum, während doch ἀπέλανσα und ἀπολέλαινα reichlich belegt sind und sogar ἀπολέλασμαι nachweisbar ist. Aus gleichem Grunde ist ἐπέτασα bei πετιάννυμι einzufügen. Ähnlich ist es bei παίω, wo nicht nur für ἐπαίσθην als bessere Form ἐπλήγην zu nennen ist, sondern auch πέπαισμαι für πέπαισμαι, welches im Verzeichnis fehlt. Ferner darf man wohl nicht dem Alphabet zu lieb die ungebräuchlichen Simplicia an erste Stelle stellen, sondern der Schüler muß sich von vornherein gewöhnen an den Anblick nur folgender Wortformen: ἐπαινώ, ἐπιμελοῦμαι, ἀποδιδράσκω, ἀμφιέννυμι, καθεύδω, καθίζω, ἀφικνέομαι, ἀποστεινώ, ἐκμαίνω, ἀποσβέννυμι oder κατασβέννυμι, ἀποστερέω, διαφθείρω, Worte, hinter welche ich aus pädagogischen Gründen die Simplicia nicht angefügt sehen möchte. ἀλέξω ist poetisch und findet sich sonst nur bei Xenophon; ἀμύνω ist dafür das gewöhnliche Verbum. Die Form ἐβλάφθην ist einzuklammern, weil sie sonst wohl kaum aufser durch Platos leges belegt ist. Das Aktivum δύνω, δύσω, ἔδυσσα kommt nur in Compositis vor. Die Formen εἶπας, εἶπατε, εἶπάτω, ἦνεγκα, ἦνεγκας u. s. w. und ἐνεγκάτω sind viel gebräuchlicher als die gleichen Formen des Aorist II und dementsprechend dem Schüler zu empfehlen; dagegen ist ἐνεγκαιμι kaum belegt. Die drei Formen ἦνεγκάμην, ἦνέθην, ἐνήνοχα sind wohl anders zu ordnen. Der Satz von ἀπόλλυμι und von ἐπιλανθάνομαι macht den Eindruck, als ob in den übrigen Temporibus das Simplex wieder einträte; diesen Irrtum zu verhüten würde ich, wie es der Herr Verfasser höchst zweckmäßig bei ἐπιμελοῦμαι gethan hat, auch Futurum, Aorist und Perfectum als Komposita drucken lassen. Bei πέτομαι gehört „gew.“ nicht in die Klammern, sondern zu πτήσομαι. Bei στόρνυμι ist wohl vorsichtiger στορέσω, στορέω zu schreiben, damit gedankenlose Schüler, an denen die Schulen wahrlich keinen Mangel haben, nicht zu dem Fehler στορεσῶ verführt werden; das στρώννυμι, στρώσω etc. die gewöhnlichen Formen sind, verdient wohl gesagt zu werden. Die allerdings unattischen Formen ἐστόρεσμαι, ἐστορέσθην hat der Verf. in lobenswerter Weise unerwähnt gelassen; dementsprechend dürfte aber auch wohl bei den übrigen Verben zu verfahren sein. Bei φαίνω empfiehlt es sich, den Aorist I ἐφάνθην nicht neben „erscheine“ zu setzen, sondern hinter πέφηνα mit der Übersetzung „wurde gezeigt“. Zu χράω ist κέρησαι, ἐκρήσθη zu setzen, da die erste und zweite Person nicht vorkommen, auch nicht denkbar sind bei einer Bedeutung „es wurde das Orakel gegeben“. Die χράομαι beigegebene Form ἐκρήσθην ist sicherlich zu tilgen. χρεῖν ist die ursprüngliche und richtigere Form und daher vor ἐχρεῖν zu setzen. Für das Futurum χρήσει schreiben die Gram-

matiken jetzt *χρήσται*, wie ja überhaupt die von *χρή* abgeleiteten Formen für Zusammensetzungen mit den entsprechenden Formen von *εἶμι* gelten. Hinter *ἀποχρήσει* ist noch Platz übrig für das fehlende *ἀποχρήσουσι* und *ἀπέχρησεν*. Bei *ἔρχομαι* ist es wünschenswert, die Worte „die übrigen Modi des Präsens lieber von *εἶμι*“ dahin zu ändern, daß der Konj., Opt., Imperat. Praes. und das Imperf. von *εἶμι* gebildet werden muß, während man für *ἔρχεσθαι* und *ἐρχόμενος* lieber *λέναι* und *ἰών* sagt. *ἔρχομαι* ist das Imperf. von *ἄρχομαι*. Das Futurum *ἐλεύσομαι* gehört der attischen Schriftsprache nicht an, findet sich daher auch nur ein einziges Mal bei Lysias 22, 11, der bekanntlich der Ausdrucksweise seiner Klienten sich anpaßt. Endlich sei noch bemerkt, daß *ἰώνημαι* nicht bloß mediale, sondern auch passive Bedeutung hat.

Bei den Verben *μέλει*, *γαμοῦμαι* und *ᾧφελον* hat der Verf. den syntaktischen Gebrauch angegeben; vielleicht entschließt er sich solche Angabe konsequent durch das ganze Buch durchzuführen und mindestens die Kasuslehre prinzipiell zu berücksichtigen. Er erspart dann dem Lehrer die Arbeit des Diktierens und die Korrektur der Diktate, bietet dem mit dem Formenlernen gelangweilten Schüler erquickende Abwechslung, arbeitet der nächst höheren Klasse tüchtig vor und macht sein Verzeichnis zu einem Begleiter des Schülers durch das ganze Gymnasium, ohne den Umfang des Büchleins wesentlich zu vergrößern und ohne dasselbe zu verteuern. Die Berücksichtigung des modalen Gebrauchs der angeführten Verba würde freilich etwas mehr, jedoch nur unbedeutend mehr Raum beanspruchen, der durch Hinweglassung seltener Verba, die ja doch nichts anderes als Gedächtnisbürde sind, zu beschaffen wäre. Aus der lateinischen Schulgrammatik hat man längst allen Ballast herausgeworfen und quält den Sextaner z. B. nicht mehr mit den berüchtigten 36 Masculinis auf *is*, warum sollen wir diese pädagogische Errungenschaft nicht auch für die griechische Grammatik ausnutzen? Die Hauptsache freilich bleibt immer, den Schüler tüchtig und sicher in der Bildung der Formen zu machen, und deswegen begrüßt es gewiß der Pädagog mit Dankbarkeit, daß der Verf. der jugendlichen Flüchtigkeit zuvorzukommen *ἀγαγέσθαι* zu *ἡγαγόμεν*, *οἴηθῆναι* zu *ᾧήθην*, *ὄφθῆναι* zu *ᾧφθην*, *πίεσθαι* zu *ἐπίομεν* hinzugefügt; erfahrungsgemäß ist aber die Hinzufügung von *ἀγεσθεῖς*, *αἰδεσθεῖς*, *ἀχθεῖς*, *ἀρθεῖς* und namentlich *ἐλαθεῖς*, *ἐπιστηθεῖς* u. dgl. mindestens ebenso zweckmäßig.

Schließlich sei noch die nebensächliche Frage gestattet, warum der Verf. das *h* ausläßt in den Worten führen, überführen, gewöhnlich, wählen, gewöhnen, versöhnen, aushöhlen, bezahlen, ernähren und argwöhnen und auch in dem Worte Verzeichnis von der neuen Orthographie abweicht?

Alle die gemachten Bemerkungen betreffen Einzelheiten, die sich leicht abstellen lassen. Die Hauptsache aber, der Plan, nach

welchem das Buch gearbeitet ist, ist so praktisch, daß dieser Zusammenstellung der unregelmäßigen griechischen Verba noch viele Auflagen und eine lange Herrschaft in den Schulen vorausgesetzt werden darf.

Halle a. S.

A. Weiske.

Raimund Halatschka, Zeitungsdeutsch. Wien, Pichlers Wwa. u. Sohn, 1883. (Separatabdruck aus dem Jahresberichte der deutschen Staats-Realschule in Karolinenthal.)

Verf. will die Verwüstung, welche die deutsche Sprache hauptsächlich in den gelesenen Zeitungen erfährt, zur Darstellung bringen; er hofft mit dem abschreckenden Bilde, welches er entwirft, einen heilsamen Einfluß auf seine Leser und damit auf die Sprache selbst auszuüben. Wenn nicht dem furchtbar um sich greifenden Übel gesteuert wird, so fürchtet er, wird es bald dahin kommen, daß niemand mehr zu entscheiden imstande ist, was richtig ist und was unrichtig. Um nun bei der Beurteilung der sprachlichen Formen einen gültigen Maßstab zu haben, glaubt Verf. richtig zu gehen, wenn er sich jedesmal fragt, ob die einzelnen Erscheinungen dem Geiste der Sprachgesetze entsprechen oder widersprechen; weder die Schriftsteller noch der Gebrauch können hier entscheiden, die Schriftsteller nicht, weil wir keine Gewähr dafür haben, daß sie immer richtig sprechen, der Gebrauch nicht, weil wir nicht zugeben können, daß sich die Sprache unbewußt, gedankenlos, unlogisch weiterbilde. Da stocke ich. Verf. kann doch nur den Geist der Sprachgesetze aus den vorhandenen Sprachdokumenten, mit andern Worten aus dem Gebrauche erkennen, die Sprachgesetze sind doch schließlichs nur gefunden aus der Betrachtung und Vergleichung der in den Sprachdenkmälern niedergelegten Erscheinungen. Die allgemeingültigen Gesetze und Regeln einer Sprache sind immer nur aus jenen Schriftstellern zu gewinnen, welche am meisten gelesen werden und darum den größten Einfluß auf das Volk ausüben, aus den sogenannten Klassikern. Das Abirren von der Sprache der Klassiker ist zu notieren.

Verf. erwartet mit Recht, daß insbesondere die Schule über die sprachliche Richtigkeit wachen soll, er hofft, daß dazu die Lehrer und zwar alle, nicht nur die Sprachlehrer, mit muster-gültigem Beispiele vorangehen werden. Gewiß! Aber ich füge hinzu, daß auch die deutsch geschriebenen Lehrbücher in der Sprache unserer Klassiker abgefaßt sein müssen. Die lateinischen und griechischen Grammatiken haben durch ihre Sprache auch bildend auf den deutschen Stil der Schüler zu wirken, noch mehr die Lehrbücher für Geschichte, Geographie und Religion. Alle jene Schulbücher, denen das Bestreben eigentümlich ist, auf möglichst kleinem Raume möglichst viel zu sagen, sind tadelnswert, noch tadelnswerter die Bücher, welche gar aufhören in zusammenhängender Rede Gedanken zu entwickeln. Ich verstehe nicht, wie

Lehrer des Deutschen und der Geschichte sich für die Hilfsbücher von Wilhelm Herbst aussprechen können. Zur Beurteilung des Lehrbuches für deutsche Literaturgeschichte citiere ich I. Teil S. 25: „Gunthers Vasall, der grimme Hagen von Tronje, erzählt den Burgunden Siegfrieds Heldenthaten, seinen Kampf mit einem Drachen, in dessen Blute er sich badete und dadurch bis auf eine Stelle zwischen seinen Schultern unverwundbar wurde, und seinen Sieg über die Söhne des Königs Nibelung, wodurch er dessen Schatz, den Nibelungenhort, und über dessen Hüter, den Zwergkönig Alberich (d. h. Elfenkönig, französisch Aubry, Obéron), wodurch er dessen unsichtbar machende Tarnkappe gewann.“ — Wenn aber gar die Schule Extemporalien in Geschichte und Geographie fordert, so sehe ich darin Einrichtungen, welche den Stil der Schüler gründlich verderben.

Verf. unserer Broschüre hat mit Recht zur Darstellung der Zeitungssprache vornehmlich die gelesenen Zeitungen benutzt, als Österreicher mehr süddeutsche als norddeutsche Blätter. Die einschlagende Litteratur ist ihm bekannt und wird S. 7 angeführt. Warum aber Verf. die beiden Aufsätze von Arthur Schopenhauer in den Parerga und in dem handschriftlichen Nachlasse unerwähnt gelassen, begreife ich nicht; denn benutzt hat er dieselben ohne Zweifel; seine Betrachtungen klingen an Schopenhauer nicht unmerklich an. Ich finde indes Schopenhauer nur nebenbei citirt S. 8. Der Kern des Buches besteht aus einer Sammlung zumeist Zeitungen entnommener, sprachlicher Monstra. Verf. hat dieselben übersichtlich geordnet in vier Teile. Der erste Teil behandelt „das Wort und seine Bedeutung“, der zweite „Flexion“, der dritte „Syntaktisches“, der vierte „Stilistisches“. — Das Bild, welches dem Leser entgegentritt, ist über die Massen traurig, die größten Ungeheuerlichkeiten begegnen einem. Das Geheimnis, warum in den Zeitungen solche Sprachverwüstung Platz gegriffen, hat Schopenhauer in seinen Abhandlungen so drastisch dargestellt, dafs es genügt auf dieselben zu verweisen. Unserm Verfasser aber ist der Dank auszusprechen für seinen Fleifs, seine Sachkenntnis und für das Geschick, mit dem er den häfslichen Stoff lebendig und munter zu verarbeiten gewußt hat. Eine gute Beigabe ist das alphabetische Register der besprochenen sprachlichen Unarten.

Das Buch ist den Kollegen, besonders denen, welche im Deutschen unterrichten, warm zu empfehlen.

Stettin.

A. Jonas.

M. Krafs und H. Landois, Lehrbuch für den Unterricht in der Zoologie. Für Gymnasien, Realgymnasien und andere höhere Lehranstalten. Mit 207 in den Text gedruckten Abbildungen. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagsbuchhandlung, 1883. 3,40 M.

Das vorliegende Lehrbuch ist eine gänzlich umgearbeitete und wesentlich erweiterte Ausgabe des unter dem Titel „Der Mensch

und das Tierreich“ (1. Aufl. 1877, 5. Aufl. 1883) von denselben Verfassern herausgegebenen Leitfadens für den ersten Unterricht in der Naturbeschreibung. Es verdankt seine Entstehung den seit 1882 in den höheren Schulen Preussens eingeführten revidierten Lehrplänen, nach denen als Lehraufgabe für den Unterricht in der Zoologie an Gymnasien aufgestellt ist: Kenntnis der wichtigsten Ordnungen aus den Klassen der Wirbeltiere, sowie einzelner Vertreter aus den übrigen Klassen des Tierreichs und Kenntnis vom Bau des menschlichen Körpers. Den Erläuterungen zu den Lehrplänen entsprechend geben die Verfasser zuerst Beschreibungen einzelner Tiere und lassen dann die Uebersichten über die Familien, Ordnungen und Klassen folgen, wie es bereits Pokorny in seiner „illustrierten Naturgeschichte“ gethan hat. Diese Einzelbeschreibungen, die in einer leicht verständlichen Sprache abgefaßt sind, berücksichtigen neben der Morphologie auch die Biologie und die geographische Verbreitung der Tiere. Unter den 207 in den Text eingedruckten Abbildungen sind viele, namentlich die von Säugetieren, sehr schlecht, z. B. die gestreifte Hyäne Fig. 29, die Giraffe Fig. 38, das dreizehige Faultier Fig. 45 u. v. a. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese alten schlechten Abbildungen in einer neuen Auflage durch bessere ersetzt würden. Auch das häßliche Titelbild, Hilfsmittel für den Unterricht in der Zoologie darstellend, könnte durch ein schöneres ersetzt werden. An dem so trefflichen Text habe ich nur einige kleine Ausstellungen zu machen. Die Temperatur des Blutes (S. 16) beträgt im Mittel 37° C. nicht 39° C. Die Unterscheidung von 5 Menschenrassen nach Blumenbach ist als veraltet von den Anthropologen längst aufgegeben. Die Einteilungen von Friedrich Müller (Ethnographie, 2. Aufl. Wien 1879) oder von Peschel (Völkerkunde, 5. Aufl. Leipzig 1882) sind entschieden vorzuziehen. Nach der im Lehrbuch befolgten Einteilung Blumenbachs bewohnen die Malaien auch einen Teil Australiens; das ist ein Irrtum. Die Papua und die übrigen Bewohner Australiens sind gar nicht erwähnt. Viele Lehrer, welche das Lehrbuch ihrem Unterricht zu Grunde legen, würden es vielleicht nicht ungern sehen, wenn sich die Verfasser dazu verstehen könnten, in der Systematik einige Änderungen eintreten zu lassen. So werden gegenwärtig fast allgemein die Halbaffen als besondere Ordnung von den Affen getrennt. Die Einteilung der Vögel von Carus (Carus und Gerstäcker, Handbuch der Zoologie) ist als die mehr naturgemäße der in dem vorliegenden Lehrbuch beibehaltenen bisherigen Einteilung vorzuziehen. Die Schleichenlurche sind nicht erwähnt. Ich würde diesen Ausfall gar nicht anführen, wenn andere, vielleicht minder wichtige Tiere, ebenfalls nicht aufgenommen worden wären. Trotz diesen Ausstellungen muß ich dieses Lehrbuch als eines der besten Schulbücher für den zoologischen Unterricht bezeichnen, die in neuerer Zeit erschienen sind.

- 1) H. Schubert, Sammlung von arithmetischen und algebraischen Aufgaben, verbunden mit einem systematischen Aufbau der Begriffe, Formeln und Lehrsätze der Arithmetik für höhere Schulen. II. Heft: Für obere Klassen. Potsdam, Stein, 1883. S. 225—448. 1,80 M.

Unsere Anzeige des 1. Heftes war noch nicht zum Abdruck gelangt, als uns bereits das 2. Heft zuzuging, welches den überaus günstigen Eindruck, den das 1. bereits auf uns gemacht, und die daran für die Fortsetzung gehegten Hoffnungen im vollsten Mafse bestätigte. Sowohl was den theoretischen Aufbau, als die große Anzahl geschickt ausgewählter und passend geordneter Übungsaufgaben und die das Verständnis des Lehrstoffes prüfenden, klärenden und vertiefenden Fragen anbetrifft, gehört die Arbeit des Verfs. zu den schätzenswertesten und praktisch brauchbarsten Handbüchern der Arithmetik und Algebra. Ehe er in diesem Hefte zu der 3. Rechnungsstufe im allgemeinen übergeht, behandelt er in ausgedehnter Weise das Quadrat und die Quadratwurzel und, wie in durchaus praktischer Anlage das Algebraische stets parallel neben dem Arithmetischen hergeht, die quadratischen Gleichungen mit einer und — was wohl etwas zu zeitig ist — mit mehreren Unbekannten. Hierbei kommt die Erweiterung des Zahlenbegriffs durch Aufnahme der irrationalen und imaginären Zahlen zur Sprache und zwar in der ebenso wissenschaftlich strengen als praktischen Weise, die wir bei den verwandten Parteeen des 1. Heftes kennen gelernt haben. Allerdings würden sich die irrationalen Zahlen schon auf der 2. Rechnungsstufe ergeben haben, wenn der Verf. die zweite Art der Division, das Messen, etwas weiter verfolgt und bei der allgemeinen Aufsuchung des gemeinschaftlichen Mafses zweier Gröfsen den Fall ihrer Inkommensurabilität berücksichtigt hätte. Vortrefflich ist das, was auf S. 269 über den Zusammenhang der konjugierten irrationalen und der konjugierten komplexen Wurzeln einer quadratischen Gleichung zusammengestellt ist. — Die 3. Rechnungsstufe wird dann ganz analog den früheren behandelt; wir wollen hier namentlich die geschickte Vorbereitung auf den Logarithmus (S. 322) hervorheben. — An die Arithmetik schließt sich sodann ein 7. Abschnitt an, welcher die Kombinationslehre und den binomischen und polynomischen Lehrsatz, die Kettenbrüche, die diophantischen Gleichungen behandelt. Auch hier sind alle Ableitungen ebenso klar verständlich als einfach, die Bedürfnisse der höheren Lehranstalten voll berücksichtigend, gegeben. Über dieselben teilweise hinaus geht sodann der Anhang, welcher die arithmetischen Reihen höherer Ordnung, die sogenannten analytischen Reihen, die kubischen Gleichungen im besonderen und die höheren Gleichungen im allgemeinen, auch einiges aus der Funktionenlehre behandelt. In diesem Anhange sind wir mit der Behandlung des Verfs. insofern nicht einverstanden, als wir die von ihm dem Schüler gebotene Anleitung nicht für ausreichend halten. Er hat ja auch in den früheren Abschnitten manches theoretisch

Wichtige, in Fragen gekleidet, dem Schüler zur Beantwortung überlassen, diese Fragen waren dann aber ausreichend vorbereitet, so daß man sehr damit einverstanden sein konnte, daß dem Schüler diese Übung dargeboten werde. Hier aber bei vielfach recht schwierigen Partien und auf dem teilweise schlüpfrigen Boden des Unendlichen durfte u. E. die Anleitung des Verf.s nicht so völlig zurücktreten, wie es geschieht. Wie streng und sorgfältig der Verf. gewiß auch hier verfahren sein würde, davon giebt die Behandlung der unbestimmten Koeffizienten Zeugnis.

Es sei uns erlaubt, noch einige kleine Bemerkungen anzuknüpfen. Für die Bildung des Quadrates und die Ausziehung der Quadratwurzel wird die Anzahl der Rechnungszeilen erheblich reduziert, wenn man $(a + b)^2 = a^2 + (2a + b)b$ und entsprechend $(a + b + c)^2 = a^2 + (2a + b)b + [2(a + b) + c]c$ u. s. w. setzt. Betreffs der negativen Wurzeln einer quadratischen Gleichung dürfen wir vielleicht auf unsern Aufsatz im 6. Jahrg. der Hoffmannschen Zeitschrift S. 447 verweisen; auch positive Wurzeln genügen nicht immer unmittelbar der in Worten ausgesprochenen Aufgabe. Erfreut waren wir über die Bemerkung zu H auf S. 250 bezüglich der Wurzeln, die nicht immer irrationalen Gleichungen genügen. So trefflich wir ferner das in § 33 Gesagte finden, so vermissen wir doch die Erwähnung des häufig vorkommenden Falles, der sich an C_2 anschließt, daß zwar keine der beiden Gleichungen homogen ist, eine solche homogene Gleichung sich aber durch Verbindung beider Gleichungen, gewöhnlich durch Division ergibt. — Praktisch wichtig ist die Bemerkung über die Zusammengehörigkeit der Wurzelwerte, welche von der Zusammengehörigkeit der Doppelzeichen abhängt. Um diese zu bezeichnen, haben wir früher (diese Ztschr. 1860 S. 150) vorgeschlagen, solche Doppelzeichen durch eine Marke, etwa durch ein oder zwei darüber gesetzte Punkte, zu unterscheiden. Ich pflege beim Unterricht jedes Doppelzeichen so zu markieren, schreibe aber dann bloß ein Vorzeichen, indem das untere hinzuzudenken ist. So lautet die Auflösung von 52. $x = 3 \dot{+} 1$, $y = 3 \dot{-} 1$; dagegen die von 78, welche 4 Auflösungen hat, $x = \dot{+} 1$, $y = \dot{+} 1$, weil die Doppelzeichen von x und y von einander unabhängig sind, und die von 134

$$x = \frac{s}{2} \dot{+} \sqrt{-\frac{s^2}{6} \dot{+} \sqrt{\frac{s^4}{144} + \frac{b}{6s}}},$$

$$y = \frac{s}{2} \dot{-} \sqrt{-\frac{s^2}{6} \dot{+} \sqrt{\frac{s^4}{144} + \frac{b}{6s}}},$$

woraus sich 4 Werte für x und 4 für y ergeben, aber zu jedem Werte von x nur 1 Wert von y gehört, die Aufgabe also auch nur 4 Auflösungen hat, indem in y kein Doppelzeichen vorkommt, welches nicht auch in x enthalten wäre. — Treffend ist die Bemerkung bei der Rentenrechnung, daß Leistung und Gegenleistung stets auf denselben Zeitpunkt berechnet werden müssen. In der

Schlussgleichung ist es vorzuziehen, die Klammer aufzulösen, also zu

$$\text{rechnen } x = \frac{600}{1,04^{12} - 1} - \frac{600}{1,04^{12} - 1} \cdot \frac{1}{1,04^{10}} \quad \text{— Ungern haben}$$

wir in der Kombinationslehre den Schluss der allgemeinen Induktion vermisst; dieser eigentümliche Schluss war wohl wert, daß der Verf. auf ihn ausdrücklich aufmerksam machte. — Auf S. 396, B halten wir das „oft“ für unberechtigt; es wird im allgemeinen immer die Untersuchung weiter geführt werden müssen, um die Unbekannten zu finden, welche dem gesamten Systeme in der verlangten Weise genügen. Dagegen war es in der darauf folgenden Aufgabe nicht erforderlich x und y zu suchen; es genügte, da es sich nur um die Form von N handelte, eine von beiden u. s. w. — Wir erwähnen noch kurz, daß die Aufgaben, welche ja nach dem Titel eigentlich den Hauptkern bilden sollen und darauf hindeuten, wie der Unterricht entwickelnd zu gestalten sei, ebenso zweckmäßig gewählt, als trefflich geordnet das Interesse der Schüler lebhaft zu erregen geeignet sind. Als eigentümlich führen wir z. B. 118—124 in § 30 an, die nach Figuren fragen, deren Eckpunkte durch die Zahlenbilder gewisser komplexer Größen bestimmt werden; § 32, 13 zu beweisen, daß ein echter Bruch sein Quadrat höchstens um $\frac{1}{4}$ übertreffen könne; die Aufgabe 41 über das olympische und attische Stadium, die schöne Ableitung von $(a+b)_n = a_n + a_{n-1}b + a_{n-2}b_2 \dots + b_n$; die Beispiele in § 38 über die großen Zahlen u. a. — So scheiden wir von dem trefflichen Buche, indem wir dasselbe unsern Kollegen recht dringend zur Einsicht, aber auch zur Einführung in höheren Lehranstalten durchaus glauben empfehlen zu dürfen.

- 2) Richard Schurig, Lehrbuch der Arithmetik zum Gebrauch an niederen und höheren Lehranstalten und beim Selbststudium. I. Teil: Spezielle Zahlenlehre (Zifferrechnung). Leipzig, Brandstetter, 1883. 286 S. 3,60 M.

Das vorstehende Buch ist der erste Teil eines größeren Lehrbuches der Arithmetik, dessen zwei andere Teile die allgemeine Zahlenlehre (Buchstabenrechnung) und die Algebra nebst Anwendung auf die Analysis enthalten sollen, und umfaßt trotz seiner gewaltigen Ausdehnung nur die niedere Arithmetik, bedient sich aber der Buchstaben zum Ausdruck und Beweis der allgemeinen Gesetze schon auf den ersten Seiten. Nun will der Verf. freilich nicht, daß sein Buch dem Anfangsunterricht im Rechnen zu Grunde gelegt werde, wozu es sich auch in der That bei den allgemeinen, wenn auch an Zahlenbeispielen erläuterten Betrachtungen, die der Verf. anstellt, in keiner Weise eignen würde. Wenn wir seine Absicht recht verstanden haben, so soll der Elementarlehrer aus demselben den genauen logischen Aufbau, der in der Arithmetik möglich ist, kennen lernen, um, selbst logisch geschult, seinen dem Verständnis der Kinder angepaßten Unterricht auch möglichst logisch zu erteilen. Er glaubt nämlich, daß

die Lehren der Mathematik, insbesondere der Arithmetik, noch immer einer wahrhaft logischen Begründung und planmäßigen Anordnung ermangeln, und meint durch sein Buch diesen Mängeln abhelfen zu sollen. Aber schon die ersten Seiten, freilich gewöhnlich die schwierigsten, erregen große Bedenken, wenn z. B. der Verf. S. 1 sagt: „Gleich sind Größen, wenn für die eine die andere gesetzt werden kann, ohne eine Änderung des Wertes zu bewirken“, und dann auf S. 4 als Axiom aufstellt, was doch eine unmittelbare Folge dieser Definition ist: „Für jede Größe kann man eine ihr gleiche setzen“. Auch darin können wir keine besondere logische Schärfe sehen, daß der Verf. beweisen zu müssen glaubt, daß, wenn $A = B$, auch $B = A$ ist. Eine auf S. 10 befindliche Bemerkung scheint uns zu zeigen, worin der Verf. einen besonderen Wert seiner Beweisführung zu sehen glaubt. Mit Recht hält der Verf. es für unstatthaft, daß man, um z. B.

zu beweisen, daß $\frac{a}{b} \cdot c = \frac{ac}{b}$ sei, beide Seiten so lange umwan-

delt, bis auf beiden Gleiches erscheint. Denn es heißt dies, das bereits voraussetzen, was man beweisen will, und ist daher ebenso unzulässig, als wenn man statt eines Satzes seine Umkehrung beweist. Dagegen verstehen wir es nicht, warum der Verf. die Anwendung des Satzes: Gleiches mit Gleichem multipliziert giebt Gleiches (denn die andere Angabe des Verf.s ist doch wohl nur ein Versehen), eines Satzes, den er auf S. 26 beweist, in der Arithmetik für unzulässig erklärt. Ist die Wahrheit des Satzes erwiesen, so muß auch seine Anwendung erlaubt sein. Im allgemeinen sind wir mit der Beweisführung des Verf.s, der die Sätze der indirekten Spezies auf die der direkten zurückführt, völlig einverstanden; aber wir müssen sagen, daß dies keine neue Entdeckung des Verf.s ist, sondern daß wir einer ganz ähnlichen Beweisführung in den letzten 10—20 Jahren wiederholt begegnet sind. Dagegen wundern wir uns, daß der Verf. bei der großen Breite, die sein Buch unangenehm auszeichnet, und welche die Hauptsätze nicht übersichtlich unter der Masse des Nebensächlichen hervortreten läßt, die beiden Arten der Subtraktion nicht berücksichtigt hat, zumal auf die besonders vorteilhafte, welche den Addendus suchen lehrt, in neuerer Zeit zuerst von Kallius und seitdem auch von andern vielfach aufmerksam gemacht worden ist. Auf die entgegengesetzten Größen kommt der Verf. erst im letzten § 51; es ist uns unklar, warum er dieselben nicht vielmehr dem zweiten Teile überläßt. Andererseits kann es ihm aber kaum entgangen sein, daß die allgemeine Anwendung der schon auf den ersten Seiten gelehrt Sätze ihn auf negative Zahlen geführt haben würde, so S. 13 $(a + b) - c = a + (b - c)$ für $b = 3$, $c = 5$; S. 25 $(a - b)(c - d) = ac - bc - ad + bd$ für $a = 5$, $b = 4$, $c = 3$, $d = 2$, so daß eine Erwähnung der Einschränkung, unter welcher jene Sätze auf dieser Stufe gelten, notwendig gewesen wäre. — So können wir dem Verf. nicht zu-

gestehen, daß durch sein Buch neue Bahnen eingeschlagen wären. — So weit er sich dagegen mit dem elementaren Rechnen beschäftigt, bietet er manches Eigentümliche. Er bekundet, daß er sich mit den Elementen der Zahlentheorie eingehend beschäftigt hat und diese Kenntnis angemessen für manche Rechenvorteile zu verwenden weiß. Dies gilt namentlich in § 22—30 von der Teilbarkeit der Zahlen. Freilich findet sich unter der Unmasse des Gegebenen auch viel Unnützes und Wertloses, weil es sich im allgemeinen nur auf acht- und mehrziffrige Zahlen anwenden läßt, mit denen man ja nicht zu rechnen pflegt. Der § 28, welcher Vorteile beim Rechnen mit ganzen Zahlen lehrt, umfaßt allein 35 Seiten. Manches Interessante, wenn auch praktisch wenig Brauchbare enthält auch § 44 über die Perioden der Dezimalbrüche. Erst auf S. 222 kommt der Verf. zu den angewandten Zahlen und geht die gewöhnlichen Rechnungsarten des täglichen und kaufmännischen Verkehrs durch. Auch hier finden wir kaum wesentlich Neues. So können wir dem Buche kaum einen besonders hervorragenden Wert, der zu seiner großen Ausdehnung und dem dadurch bedingten hohen Preise in angemessenem Verhältnis stände, zuschreiben.

3) H. Westermann, *Schulstereometrie*. Riga, Kymmell, 1883. VIII. 99. S.

Die vorstehende Schulstereometrie, die also schon durch diesen Namen darauf hinweist, daß sie ausdrücklich für die Zwecke der Schule geschrieben und, wie der Verf. sagt, unmittelbar aus der Schule hervorgegangen ist, bietet so viel Eigentümliches, daß wir sie einer etwas eingehenderen Betrachtung unterwerfen müssen. Freilich macht uns sogleich die Einleitung, die sich auf mehreren Seiten mit logischen Erörterungen über das Bilden von Begriffen u. a. beschäftigt, dann alsbald zu den Kegelflächen gelangt, die Cylinderflächen als speziellen Fall der Kegelflächen betrachtet, die Ebene als die einfachste Kegelfläche erwähnt, dann von den Rotationsflächen spricht und so auf den ersten 20 Seiten schon ziemlich komplizierte Dinge behandelt (z. B. das einmantelige Rotationshyperboloid; „Welche Form zeigen die Meridiane des Rotationshyperboloides?“ u. s. w.), recht stutzig, ob diese metaphysischen und für eine noch ungeübte stereometrische Vorstellung recht schwierigen Betrachtungen dazu dienen können, die Schüler in die Stereometrie einzuführen. Auch der Umstand, daß der Verf. Wert darauf legt, gleich von den allgemeinen Betrachtungen auszugehen, also die Parallelität nur als speziellen Fall des Schneidens zweier Raumgrößen anzusehen, scheint mir didaktisch wenig gerechtfertigt. So ignoriert der Verf. absichtlich die Parallelität, wie in den Lehrsätzen 2—6 und sonst. Die sogenannten Beweise tragen größtenteils mehr den Charakter eines auf die Anschauung gestützten Rasonnements als den eines mit absoluter Schärfe und zwingender Gewalt bindenden Beweises; wo aber der Verf. sich zu solchen Beweisen genötigt sieht, wie sie gerade das Charakteristische

der Mathematik ausmachen und dieser Wissenschaft von jeher ihren eigentümlichen didaktischen Wert gegeben haben, da überläßt er durch kurze Verweisung auf die Figur diese Beweise dem Schüler. Als Belege für beide Behauptungen führen wir die Lehrsätze 5, 12, 15 an. Wir würden es ganz in der Ordnung gefunden haben, wenn der Verf. für Lehrs. 5: „drei Ebenen haben 3 Schnittlinien“ — denn der Verf. redet allgemein, indem er die Fälle, wo sie keine, eine oder zwei Schnittlinien haben, nur als spezielle Fälle betrachtet — gar keinen Beweis gegeben hätte. Wenn er aber als Beweis anführt: „die Ebenen II und III geben die Schnittgerade 1, die Ebenen III und I die Schnittgerade 2, die Ebenen I und II die Schnittgerade 3“, so ist dies doch völlig wertlos. Denn mit demselben Rechte konnte er dann in Lehrsatz 6 sagen: die Schnittgerade 1 und 2 geben den Schnittpunkt III u. s. w. Wie hier bewiesen werden muß, daß die 3 Punkte in einen zusammenfallen, so war, wenn man überhaupt etwas beweisen wollte, dort der Beweis zu führen, daß die 3 Geraden im allgemeinen nicht zusammenfallen. — Überhaupt geht bei der Behandlung des Verf.s gerade der enggeschlossene Charakter der Mathematik verloren, wie der Verf. selbst nach der Vorrede auf die Beweise nur geringen Wert zu legen scheint. Man wundert sich daher nicht, wenn er Lehrs. 24 als unmittelbare Folge von 23 erklärt, während er doch vielmehr eine Folgerung von 25 ist, und die Behauptung, daß alle unendlichen Punkte einer Ebene auf einer Geraden liegen, auf eine Anschauung stützen will, wo doch weder äußerlich noch innerlich eine Anschauung existiert, sondern nur eine für den Anfangsunterricht in der Stereometrie recht bedenkliche Verallgemeinerung vorgenommen wird. Nicht minder bedenklich ist das Hineinziehen der Flächen zweiter Ordnung. Wir erwähnten schon, daß der Verf. bereits in der Einleitung von dem Rotationshyperboloid spricht, später benutzt er zur Lösung von Aufgaben die parabolische Cylinderfläche, das Rotationsparaboloid, und zwar in einer Weise, als wenn man es dabei mit den einfachsten selbstverständlichsten Dingen von der Welt zu thun hätte, die der Schüler sofort begreifen werde, wenn ihm das Wort genannt sei. Ebenso wenig sind in einer andern Abteilung die Aufgaben, welche mit der deskriptiven Geometrie in Zusammenhang stehen, mit irgend welcher Sorgfalt dem Verständnis des Schülers nahegebracht. „Die Körper werden durch ihre Umrisse dargestellt (s. die Figuren)“. Wir möchten den Schüler sehen, der irgend eine Ahnung hätte, was die Figuren bedeuten sollen.

Darüber sind wir keinen Augenblick in Zweifel, daß das Buch des Verf.s für deutsche Schulverhältnisse ungeeignet ist, aber wir können nicht glauben, daß sich der Gang des Verf.s für russische Schulen empfehlen dürfte.

Züllichau.

W. Erler.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN.

Verhandlungen der Direktoren-Versammlungen in den Provinzen des Königreichs Preußen XVI.

Den Inhalt des sechzehnten Bandes bildet der Bericht über die zehnte Direktoren-Versammlung der vereinigten Provinzen Ost- und Westpreußen, welche am 30. und 31. Jpili und am 1. August 1883 in Elbing abgehalten wurde. Vertreten waren 30 Gymnasien incl. zweier mit Realgymnasien verbundenen Gymnasien, 7 Progymnasien, 7 Realgymnasien, 6 Realprogymnasien, 1 höhere Bürgerschule. Als Ehrenmitglied wohnte der Versammlung bei der ehemalige Direktor des Gymnasiums zu Elbing Geheimer Regierungsrat Dr. Benecke und als Referent für den vierten Beratungsgegenstand der Oberlehrer Dr. Jospelit zu Insterburg.

1. Wie kann den Primanern der Gymnasien und Realschulen unbeschadet der erforderlichen Gleichmäßigkeit der Ausbildung eine größere Freiheit und Selbständigkeit der Ausbildung gewährt werden? Angenommene Thesen: 1. Es ist Aufgabe der Schule, neben der erforderlichen Gleichmäßigkeit der Ausbildung, die sie den Schülern zu geben hat und die ihrem Umfang und Inhalt nach in der Ordnung der Entlassungsprüfungen an den höheren Schulen vom 27. Mai 1882 festgestellt ist, in ihnen ein lebendiges wissenschaftliches Interesse zu erwecken und die Bethätigung desselben auch durch freie und selbständige Studien möglichst zu fördern. 2. Freie und selbständige Studien, bei denen es nicht sowohl auf ein Überschreiten der Grenzen des in das Gebiet der Schule fallenden Wissensstoffes als vielmehr auf geistige Durchdringung und Verarbeitung desselben ankommt, verdienen in allen obligatorischen Lehrgegenständen Förderung und sind, besonders ersprieflich, wenn sie sich eng an den Schulunterricht anschließen. 3. Um die zur Betreibung freier und selbständiger Studien erforderliche Zeit den Primanern zu verschaffen, ist eine Entlastung ihrer obligatorischen Thätigkeit herbeizuführen a) durch eine mafavolle Beschränkung des Unterrichtsstoffes, b) durch Verminderung der Zahl der schriftlichen Arbeiten und eine umsichtige Wahl ihrer Themata, c) durch ein zweckmäßiges Verfahren bei der Reifeprüfung. 4. Die Zahl der zu Hause anzufertigenden deutschen und lateinischen (bezw. französischen) Aufsätze ist auf je 6 zu beschränken. 5. Das Stellen mehrerer Themata ist von zweifelhaftem Wert; ob dadurch Zeit erspart wird, ist unwahrscheinlich. 6) Von Zeit zu Zeit sei es den Schülern gestattet, mit Genehmigung des Fachlehrers sich selbst ein Thema zu wählen. 7) Die

Ferien sind ohne Ausnahme nicht nur von allen besonderen, sondern auch von den sogenannten laufenden Arbeiten frei zu halten. 8) Besondere häusliche physikalische Arbeiten sind auch an Realgymnasien entbehrlich. 9) Die Vorbereitung für die Reifeprüfung wird weniger zeitraubend werden, wenn a) die Überbürdung des Gedächtnisses mit Daten, die an sich keinen Bildungswert haben, vermieden, das Wissensmaterial nach Anleitung des neuen Lehrplanes ermäßigt wird, b) die Kompensationen in freierer Weise als bisher geübt werden.

II. Ziel und Methode des griechischen Unterrichts. Angenommene Thesen: A. 1. Ziel des griechischen Unterrichts ist die Einführung in die nach Form und Inhalt vollendetsten, die geistige und sittliche Ausbildung der Jugend am meisten fördernden Schriftwerke der griechischen Litteratur. Dieselbe beruht auf einer angemessen beschränkten, aber in dieser Beschränkung desto sichereren Kenntnis der sprachlichen Erscheinungen und auf der Erwerbung eines zum Verständnis der Schulschriftsteller ausreichenden Wortschatzes. 2. Zu den Klassikern, welche auf den Gymnasien zu lesen sind, gehören Xenophon, Lysias, Herodot, Plato, Thukydides, Demosthenes, Homer und Sophokles. 3. Die Privatlektüre, welche die Aufgabe hat, die Schullektüre zu ergänzen und zu vervollständigen, ist als obligatorische auf Homer zu beschränken. 4. Die Schreibübungen im Griechischen haben lediglich den Zweck, durch Befestigung der Kenntnis der Formenlehre und durch Eingewöhnung in die Grundlehren der Syntax die grammatische Gründlichkeit der Lektüre zu sichern. 5. Auch in der Prima sind regelmäßige schriftliche Übersetzungen aus dem Deutschen ins Griechische notwendig, um die für die verständnisvolle Lektüre erforderliche Sicherheit und Klarheit der grammatischen Kenntnisse zu erhalten. 6) Wenngleich für das schließliche Urteil des Lehrers über die Leistungen seiner Schüler die Extemporalien allein nicht den Ausschlag geben können, so sind doch für die Entscheidung darüber, ob ein Schüler im Griechischen die Reife zur Versetzung nach Prima erlangt hat, die grammatischen Kenntnisse desselben, wie sie durch die Extemporalien dargelegt werden, von besonderer Bedeutung. 7. Von Obertertia ab, wo die Schriftstellerlektüre beginnt, ist in allen Klassen vierteljährlich eine unter Aufsicht des Lehrers ohne Wörterbuch anzufertigende schriftliche Übersetzung aus dem Griechischen ins Deutsche von den Schülern zu liefern. 8. Die Erlaubnis, bei der schriftlichen Abiturientenprüfung ein Wörterbuch als Hilfsmittel für die Übersetzung aus dem Griechischen in das Deutsche mitzubringen, steht im Widerspruch mit den Bestimmungen über Aneignung eines ausreichenden Wortschatzes und kann einer Hebung des griechischen Unterrichts nicht förderlich sein. 9. Die Anordnung im neuen Abiturientenprüfungs-Reglement, daß der zu übersetzende griechische Text den Schülern diktirt werden soll, ist aufzuheben. — B. 10. Die einzelnen Bestandteile des griechischen Unterrichts: Grammatik, Aneignung des erforderlichen Wortschatzes, Übersetzung aus dem Deutschen ins Griechische und Lektüre sind prinzipiell trennbar und müssen einander durchdringen und beleben. 11. Vor Beginn des griechischen Unterrichts muß der Schüler in der Quarta griechisch schreiben gelernt haben. 12. Das Pensum des grammatischen Unterrichts in der Untertertia bildet die regelmäßige Formenlehre bis zu den verba liquida einschließlic. 13. Der Obertertia fallen die unregelmäßigen Verba zu. Außerdem sind die einfachsten syntaktischen Regeln, soweit sie für das Verständnis der

Anabasis unbedingt erforderlich sind; einzuüben. 14. Von einer zusammenhängenden Behandlung der Wortbildungslehre ist Abstand zu nehmen. 15. Der Unterricht in der griechischen Syntax ist auf der Sekunda ein systematischer, hat sich aber auf knappe Zusammenstellungen zu beschränken und ist teilweise eine Repetition früherer Betrachtungen. Nicht aus den Augen zu lassen ist die Wiederholung und Befestigung der Formenlehre in dieser Klasse. 16. Die homerische Formenlehre ist nicht gesondert und systematisch, sondern im Anschluß an die Lektüre zu behandeln. Hierbei ist das Übermaß ganz besonders zu vermeiden und daran festzuhalten, daß der Schüler die homerischen Formen kennen, nicht können soll. 17. Der Prima verbleibt eine nach Bedürfnis erweiternde und vertiefende Repetition der Grammatik; Besonderheiten des Stils, wie sie sich namentlich in der Anwendung der Partikeln zeigen, kommen bei der Lektüre dieser Klasse zur Besprechung. 18. Es ist wünschenswert, daß in allen Klassen dieselbe Grammatik gebraucht wird. 19. Eine Normalgrammatik, in der auf Grund einer Fachlehrerkonferenz die einzelnen Klassenziele genau abgegrenzt sind, ist im Interesse der Lehrer und Schüler durchaus notwendig, um dem Eingehen in solche grammatische Einzelheiten vorzubeugen, die entweder erst auf einer höheren Unterrichtsstufe oder überhaupt nicht systematisch, sondern gelegentlich der Lektüre zu besprechen sind. 20. Die Formenlehre muß mehr nach methodischem Prinzip als nach der der Grammatik eigentümlichen systematischen Reihenfolge gelehrt werden. 21. Die sichern Resultate der vergleichenden Sprachforschung sind im Unterrichte nur so weit zu verwerten, als sie die Methode zu vereinfachen, das Verständnis zu fördern und dadurch die notwendige Gedächtnisarbeit zu erleichtern geeignet sind. 22. Zur Aneignung eines ausreichenden Wortschatzes sind für Obertertia und Untertertia Vokabularien wünschenswert, die, indem sie sich nach dem in These 10 ausgesprochenen Prinzip eng an die Klassenlektüre und die Schreibübungen anschließen, einerseits dem Schüler die Präparation und die Übersetzung erleichtern, andererseits dem Lehrer und Schüler für die Repetition eine geeignete Grundlage bieten. 23. Für den Unterricht in der Untertertia ist die Herstellung eines Übungsbuches dringend wünschenswert, das auf die Lektüre des Xenophon vorbereitet und neben griechischen Stücken deutsche enthält, die sich ihnen hinsichtlich der sprachlichen Bildungen anschließen. 24. Die schriftlichen Übungen haben sich auf allen Stufen möglichst an die Lektüre anzuschließen; doch darf dieses Prinzip nicht durch extreme, einseitige Anwendung zur Verfehlung des in These 4 bezeichneten Zweckes führen. Retroversionen sind mit Maß vorzunehmen. 25. In der Unter- und Obertertia wird wöchentlich, in der Untersekunda, Obersekunda und Prima alle 14 Tage eine schriftliche Arbeit zur Korrektur geliefert. 26. Die Lektüre der Anabasis fängt in der Obertertia sofort mit dem Beginn des Schuljahres an und ist in der Untersekunda im ersten Semester fortzusetzen. 27. Zu empfehlen ist, bei der Lektüre der Anabasis und der Historiker überhaupt das Bedeutende und die Jugend Anregende herauszuheben. Soweit es nötig, ist das Ausgelassene durch mündliche Mitteilung des Lehrers zu ergänzen. 28. Xenophons Memorabilien sind ganz besonders für die Lektüre der Obersekunda geeignet. 29. Herodot wird erst in der Obersekunda gelesen. 30. Die Lektüre des Homer beginnt erst in der Untersekunda und erhält im ersten Semester wöchentlich drei Stunden zugewiesen. 31. Es kann nicht zu einer allgemeinen Forderung gemacht

werden, daß Odyssee und Ilias ganz gelesen werden, wohl aber, daß dies mit dem größeren Teile beider Gedichte geschehe, und daß die Schüler alles Bedeutende lesen und zugleich einen klaren Überblick über den Gang der Begebenheiten von Anfang bis zu Ende erhalten. 32. Es empfiehlt sich, daß die Schüler hervorragende schöne Stellen aus den Klassikern zu bleibendem Gute ihrem Gedächtnisse einprägen; doch ist hier besonders weises Maß geboten.

III. Bedeutung und Wirksamkeit der Vorschulen. Angenommene Thesen: 1. Die Bedeutung der Vorschulen liegt darin, daß sie für die Aufnahme in die Sexta der höheren Lehranstalten geforderte Vorbereitung in einer erheblich geringeren Anzahl von wöchentlichen Unterrichtsstunden und doch rechtzeitig geben und der Sexta ein gleichmäßiges und in Kenntnissen und Zucht gleichmäßiger und besser vorbereitetes Schülermaterial liefern — als der Privatunterricht und die Volksschulen. 2. Damit die Vorschule die ihr in der ersten These zugesprochene Bedeutung in vollem Umfange sich zu eigen mache, muß ihre Wirksamkeit durch eine einheitliche und feste Organisation geregelt sein, deren Hauptzüge folgende sind: a) sie muß drei räumlich getrennte Klassen mit Jahreskursen haben; b) jede Klasse muß ihren besondern Lehrer haben; c) es empfiehlt sich, daß die drei Vorschullehrer in einem Turnus ihre Schüler durch die drei Klassen hindurchführen; im übrigen sind sie in den unteren Klassen der betreffenden Gymnasial- oder Realschule zu beschäftigen und haben an den Konferenzen teilzunehmen. 3. Der Verwaltungsgrundsatz der Erhaltung durch sich selbst ist im Prinzip aufrecht zu erhalten; hingegen erscheint die Forderung gleicher Schulgeldsätze mit Sexta weder durch diesen Grundsatz noch an sich gerechtfertigt. 4. Die zweiklassige Vorschule kann zwar unvorbereitete 6jährige Knaben aufnehmen, muß aber dann die 1. Klasse in zwei Abteilungen mit Jahreskursus teilen, welche in verschiedener Stundenzahl zu unterrichten sind. Die einklassige Vorschule kann unvorbereitete Knaben unter 7 Jahren nicht aufnehmen und muß jedenfalls mit zwei Abteilungen arbeiten, welche auch in verschiedener Stundenzahl zu unterrichten sind. (Schluß folgt.)

Bekanntmachung.

Mit Höchster Genehmigung wird die 37. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner vom 1. bis 4. Oktober d. J. zu Dessau stattfinden.

Indem wir unter Vorbehalt weiterer Mitteilungen uns beehren, zu derselben hiermit ganz ergebenst einzuladen, bitten wir um baldige vorläufige Anzeige der von einzelnen Theilnehmern beabsichtigten Vorträge.

Dessau und Zerbst, den 1. Mai 1894.

Das Präsidium.

Dr. Krüger. G. Stier.

ERSTE ABTHEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Bemerkungen über den griechischen Unterricht.

Eine der wichtigsten Veränderungen, welche die revidierten Lehrpläne vom 31. März 1882 für Gymnasien aufweisen, betrifft den griechischen Unterricht. In dem Lehrpläne und in den Erläuterungen zu demselben wird das zu erreichende Endziel im Griechischen bestimmt vorgezeichnet, die Methode des Unterrichts in allgemeinen Zügen angegeben. Über die Art, wie im einzelnen jenes Ziel anzustreben sei, über die Anforderungen auf den verschiedenen Stufen, und wie die Aneignung des Stoffes zu betreiben sei, hierüber äußern sich die Erläuterungen nicht, die „allgemeinen Bestimmungen u. s. w.“ nur in einigen wesentlichen Punkten.

Bei Gelegenheit des lateinischen Unterrichtes findet sich die Erwartung ausgesprochen, daß derartige Fragen unter anderem durch Erörterungen in Fachzeitschriften ihre Klärung finden werden. Diese Klärung ist aber ein Prozeß, welcher einen um so stetigeren Fortgang nehmen wird, je zahlreicher sorgfältige Beobachtungen auf diesem Gebiete den Fachgenossen zugänglich gemacht werden. Daher wage ich es trotz der Veröffentlichung mancher dieses Gebiet berührenden Erörterungen (z. B. von Vollbrecht, Großer, Rothfuchs und Arlt) auch meinerseits einen Beitrag zu liefern.

Der erste der zu berührenden Punkte ist allgemeiner Natur. In der die Unterrichtspläne begleitenden Cirkularverfügung wird gesagt: Dadurch, daß der Beginn des griechischen Unterrichtes nach Tertia verlegt wird, „werden die Lehrpläne der Gymnasien und Realschulen I. Ordnung für die drei untersten Jahreskurse einander so angenähert, daß bis zur Versetzung nach Untertertia der Übergang von der einen Kategorie der Schulen zu der anderen unbehindert ist“ u. s. w. Würde sich thatsächlich aus der größeren Annäherung der Jahreskurse in den unteren Klassen die in der C.-Vfg. ausgesprochene Folge ergeben, dann müßten angesichts der ebendasselbst durch Zahlen klar gelegten örtlichen Schulverhält-

nisse auch gewichtigere Bedenken hinsichtlich der Verlegung des Beginns mit dem griechischen Unterrichte verstummen. Aber lassen sich so bestimmte Hoffnungen auf die angeordneten Änderungen gründen? Schon ein Rechenexempel liefert den Nachweis, daß sie in ihrem vollen Umfange sich schwerlich verwirklichen werden. Für den lateinischen Unterricht sind in dem Lehrplane für Gymnasien für die drei unteren Klassen je 9 Stunden wöchentlich angesetzt, auf den Realgymnasien für VI 8, für V und IV je 7 Stunden. Rechnet man das Schuljahr zu 40 Unterrichtswochen, so ergiebt sich am Gymnasium eine Summe von 1080 lateinischen Stunden; diesen korrespondieren am Realgymnasium 880 Stunden. Das Gymnasium hat also bis zur Tertia 200 lateinische Stunden mehr aufzuweisen, d. h. bei gleicher Behandlung des Unterrichtes sind die Gymnasiasten um etwa 22 Schulwochen oder um mehr als ein langes Semester im Lateinischen voraus. In anderen Gegenständen, so im Rechnen und Französischen, tritt das Übergewicht der Stundenzahl am Realgymnasium nicht in so schroffer Weise hervor, wie es hier im umgekehrten Sinne der Fall ist. Aber es wird noch ein weiteres Moment zu beobachten sein. Es ist naturgemäß, daß, selbst wenn nach Kräften dahin gewirkt wird, daß das Gros der Schüler in allen Fächern leidliche Kenntnisse erwerbe, doch jede Art von Anstalten bei der Versetzung in höhere Klassen besonderes Gewicht auf die Reife in denjenigen Dingen legen wird, deren Pflege sie als ihre Hauptaufgabe betrachtet. Man wird am Gymnasium trotz der Bedeutung, die dem Französischen durch die 5 Lehrstunden jetzt in IV eingeräumt ist, geneigt sein, einen Schüler nach III zu versetzen, selbst wenn er in diesem Gegenstande schwach ist, falls er in den übrigen Fächern genügt; denn das Französische tritt im späteren Unterrichtsplane wieder erheblich zurück. Man wird aber einen Schüler von der Versetzung ausschließen, der im Lateinischen erheblichere Lücken zeigt, weil die lateinische Sprache das Hauptfach der Gymnasien ist und dem griechischen Unterrichte, der jetzt um ein Jahr später beginnt, die gegen früher erweiterte Kenntnis im Lateinischen von Anfang an zu statten kommen soll. Mithin werden bei dem Eintritt eines Schülers, der an einem Realgymnasium nach III versetzt ist, in die III eines Gymnasiums Befürchtungen hinsichtlich seines Fortkommens in dieser Klasse gerechtfertigt sein. Man erwidere nicht: Damit der Zweck, welchen die neuen Lehrpläne verfolgen, erreicht werde, mag eben auf dem Gymnasium berücksichtigt werden, daß jeder Schüler auch auf dem Realgymnasium von U. III an fortkommen könne und vice versa. Nur in dem Sinne ist diese Erwiderung berechtigt, wenn sie verlangt, daß auf dem Gymnasium auch das Französische in V und IV nachdrücklich getrieben werde und ebenso das Lateinische auf dem Realgymnasium, daß also die bisherige Verordnung, es solle besonders streng verfahren werden bei der Versetzung nach

IV, U. II und U. I, dahin abzuändern sei, daß an Stelle von IV jetzt U. III trete. Sollte aber in der gemachten Einwendung die Meinung liegen, daß im Lateinischen die Anforderungen etwas zu ermäßigen, die Leistungen milder zu beurteilen seien, dann müßte man sie unbedingt zurückweisen. Denn nur dann wird die Verlegung des Beginnes mit dem griechischen Unterricht nach U. III segensreich wirken, wenn vorher einerseits im Lateinischen die Formenlehre und aus der Syntax diejenigen Dinge, welche in hervorragendem Maße mit dem Gedächtnisse erfaßt werden, sowie im Französischen die gesamte Formenlehre, sicheres Eigentum des Schülers geworden sind, wenn er andererseits eine derartige Quantität von Vokabeln und zwar mit Übergehung aller ungewöhnlicheren in solcher Auswahl sich angeeignet hat, daß er ohne zu häufigen Gebrauch des Wörterbuches den Cäsar lesen kann. Dann kann die Kraft des Gedächtnisses in erster Linie dem Griechischen zugewendet und derjenige Lernstoff, welcher bis jetzt in den drei Klassen IV, U. III und O. III das Pensum bildet, in U. III und O. III zusammen unter gewissen Bedingungen, wie weiter unten gezeigt werden soll, bewältigt werden.

Auf der Versammlung von Lehrern höherer Lehranstalten Schlesiens, welche zu Ostern 1883 in Breslau stattfand, wurde Stieff bei der Erörterung des Themas: „Über den wechselseitigen Übergang von Schülern der Gymnasien und Realgymnasien in den Klassen bis Untertertia u. s. w.“ durch eine Vergleichung der für einzelne Unterrichtsfächer angesetzten Stundenzahl gleichfalls zu dem Resultat geführt, daß der Übergang vom Realgymnasium zum Gymnasium und umgekehrt auch nach den revidierten Lehrplänen noch erschwert sei. Durch ministerielle Verfügung vom 15. März ist zwar bestimmt, daß der Realgymnasiast, welcher im Latein die Censur „genügend“ ohne irgend welche Einschränkung aufweisen kann, und der Gymnasiast, der im Französischen und in der Mathematik die gleiche Censur hat, bis U. III ohne Prüfung in die entsprechende Klasse der anderen Anstalt aufzunehmen ist. Aber damit ist nur den Leitern der höheren Anstalten eine Directive für die Praxis gegeben, die geäußerten Bedenken bleiben bestehen. Denn da über „genügend“ noch zwei Censurprädikate bestehen, so kann billigerweise keinem Schüler, der eben gerade für reif zur Versetzung erklärt werden soll, das Prädikat „genügend“ vorenthalten werden. Der Lehrer des Gymnasiums aber erteilt demjenigen Schüler in Mathematik und im Französischen diese Censur, wenn er nach seiner Überzeugung in der folgenden Klasse des Gymnasiums, der Lehrer am Realgymnasium, wenn der Schüler an dieser Anstalt in der nächsthöheren Klasse fortkommen kann, und ebenso ist es im Lateinischen.

Ein anderer hier zu berührender Punkt betrifft die Änderung in der griechischen Abiturientenarbeit. Der Zweck dieser Änderung ist offenbar der, daß bei den nach Prima zu versetzenden Schülern

in der griechischen Grammatik die Sicherheit vorhanden sein soll, daß in der folgenden Klasse alles Gewicht auf die Lektüre gelegt und diese in rationeller Weise betrieben werde. Es soll also verpönt sein, die Lektüre zur Dienerin der Grammatik zu machen. Vielmehr sollen beispielsweise bei einer Rede des Demosthenes zur Erörterung kommen und zum Eigentum des Schülers werden der Einblick in die Zeitverhältnisse, unter denen dieselbe gehalten wurde, ihre Disposition, die Mittel, deren sich der Redner bedient, um die beabsichtigte Wirkung zu erreichen. Das Ziel des griechischen Unterrichtes soll (innerhalb der dem Gymnasium gesteckten Grenzen) Kenntnis des griechischen Lebens, der athenischen Staatsverhältnisse, der Personen großer Dichter und Schriftsteller und vorzüglicher Werke in Poesie und Prosa sein. Gewiß bietet sich hier eine Aufgabe, zu deren Lösung jeder Lehrer seine Kräfte ganz und voll einzusetzen gern bereit ist. Trotzdem aber dürften gegenüber den neuen Bestimmungen einige Bedenken nicht unbegründet erscheinen. In Zukunft soll als schriftliche Arbeit eine Übersetzung aus einem griechischen Schriftsteller ins Deutsche angefertigt werden. Dies ist dieselbe Aufgabe, welche beim mündlichen Examen gestellt wird. Wäre die Anforderung die, daß der Text zur schriftlichen Arbeit der Primaner-, der bei der mündlichen Prüfung, wie bisher, der Obersekundarlektüre entnommen sein sollte, so würde dies in höherem Grade plausibel sein. Denn bei der schriftlichen Arbeit soll dem Schüler der Gebrauch eines Lexikons gestattet sein, bei der mündlichen Prüfung fehlt ihm jedes Hilfsmittel. Man wende nicht ein, daß die schriftliche Arbeit den Vorteil gleichmäßiger Beurteilung biete, weil alle Schüler dieselbe Aufgabe erhalten. Dies wäre nur dann etwa der Fall, wenn gar kein Hilfsmittel dabei gestattet wäre und der Lehrer jedem einzelnen die Vokabeln mitteilte, die derselbe nicht wüßte. Dann könnte man von einer Examenleistung reden. Wie die Anforderungen des neuen Reglements lauten, ist dies in diesem Punkte nicht der Fall. Vielmehr wird derjenige, der ein umfangreicheres Lexikon mitbringt, in welchem eine oder die andere Stelle besprochen ist, von vorn herein einem anderen gegenüber im Vorteil sein, dem diese Mittel nicht zur Hand sind.

Im Hebräischen freilich scheint die Art der Prüfung schon seit geraumer Zeit so zu sein, wie sie von nun an im Griechischen sein soll. Allein im Hebräischen haben an einem und demselben Gymnasium die Schüler dasselbe Wörterbuch, und der Umfang der Lektüre, die ein Abiturient in dieser Sprache betrieben hat, ist ein verhältnismäßig so geringer, daß unter den an ihn zu stellenden Forderungen auch die allerdings geringfügig erscheinende am Platze ist, er solle nachweisen, daß er imstande sei, das Wörterbuch richtig zu benutzen, um eine leichte Stelle (so sagt die neue Verfügung ausdrücklich) zu verstehen. Im Griechischen soll ein Stück aus einem der Lektüre der Prima angehörigen

Schriftsteller vorgelegt und zur Übersetzung drei Stunden Zeit gegeben werden. Das Stück soll allerdings von besonderen Schwierigkeiten frei sein. Aber es dürfte keine leichte Aufgabe sein, derartige zusammenhängende Stücke für eine dreistündige Arbeitszeit in großer Anzahl aus der Primanerlektüre herauszufinden, zumal da gewisse Schriftsteller für diesen Zweck ausgeschlossen zu sein scheinen. Denn man kann nicht wohl einem Schüler zumuten, einen Abschnitt aus einem Redner gut zu übersetzen, ohne ihm die Zeitumstände, unter denen die Rede gehalten wurde, sowie den Gedankengang bis zu der betreffenden Stelle einigermaßen genau zu erklären. Ähnlich, wenn auch nicht so groß, werden die Schwierigkeiten bei einer Tragödie sein.

Nicht unerwähnt darf auch die Thatsache bleiben, daß selbst gute Schüler sich bisweilen an einer Stelle stoßen, welche dem Lehrer nicht schwierig zu sein schien. Kommt dies beim mündlichen Extemporeübersetzen vor, so genügt oft ein unbedeutender Wink, um darüber hinwegzuhelfen. Bleibt der Schüler sich selbst überlassen, so kann in diesem Falle ein Fehler leicht andere nach sich ziehen, und es erscheint dann eine ganze Partie aus dem gegebenen Texte verfehlt. Besondere Beachtung verdient eine Bemerkung Schillers („Der griechische Unterricht u. s. w.“ Vortr. auf der 36. Vers. deutsch. Philol. und Schulm.): „Die Übersetzung aus dem Griechischen setzt eine außerordentliche Strenge und Genauigkeit der Übersetzung voraus, also eine immerhin seltene Kunst, und gleichzeitig eine Konsequenz der Schriftstellerbehandlung an einer und derselben Anstalt, die man sekten treffen wird.“

Anders liegt die Sache, wenn eine Übersetzung ins Griechische verlangt wird. Diese Forderung ist, falls die Ansprüche an das Wissen im Griechischen bei der Versetzung nach I mit derselben Schärfe erhoben werden, wie die neue Prüfungsordnung sie vorschreibt, leichter zu erfüllen als die andere oben besprochene. Denn wenn auch das Extemporeübersetzen beständig geübt wird, so ist doch der Lehrer, weil die einzelnen Schüler weit seltener dabei aufgerufen werden, als der Lehrer Arbeiten eines jeden zur Beurteilung vorliegen hat, nicht in der Lage anzugeben, welche Stellen von jedem Schüler ohne Nachhilfe verstanden werden müssen, während er allerdings sagen kann: Dieser oder jener Text muß von jedem, der dem Unterrichte gefolgt ist, im allgemeinen fehlerlos ins Griechische übersetzt werden.

Ich sagte „falls die Ansprüche an das Wissen im Griechischen bei der Versetzung nach I mit derselben Schärfe erhoben werden, wie die neue Prüfungsordnung sie vorschreibt.“ Es wird entgegengehalten werden: Bei der Versetzung nach I soll im allgemeinen nicht mehr verlangt werden als bisher; die griechische Arbeit bei der Versetzung nach I soll nicht dieselben Ansprüche stellen wie die frühere Abiturientenarbeit, sondern soll entsprechend

leichter sein. Gut. Das frühere Abiturientenreglement schrieb vor, daß im Griechischen eine von besonderen Schwierigkeiten freie Aufgabe von mäßigem Umfange gegeben werden sollte, das heißt, die Arbeit sollte in der vorgeschriebenen Zeit bequem angefertigt werden können, und es sollte durch dieselbe der Nachweis geliefert werden, daß der Abiturient ausreichende Sicherheit in der Formenlehre und den Hauptregeln der Syntax besäße. Dies wird auch von dem jetzigen Reglement als Endziel der griechischen Grammatik auf den Gymnasien hingestellt. Nun wird aber ausdrücklich vorgeschrieben, daß in I die bins. wöchentliche Grammatikstunde nur zu grammatischen Repetitionen (und schriftlichen Übungen) verwendet werde. Daraus geht hervor, daß das grammatische Pensum in O. II seinen Abschluß erreicht. Soll aber in irgend einer Klasse eine Arbeit behufs Versetzung in die nächsthöhere Klasse angefertigt werden, so muß sie als Prüfungsobjekt das Pensum der betreffenden Klasse, hier also das der O. II haben. Es wird also faktisch jetzt bei der Versetzung nach I eine Arbeit im Griechischen gefordert, die in grammatischer Beziehung der früheren Abiturientenarbeit gleicht. In dieser Forderung allein könnte man keine Härte erblicken, vorausgesetzt, daß man es auch für leicht ausführbar ansieht, das syntaktische Pensum in II abzuschließen. Wohl aber liegt darin eine gewisse Härte, daß man jene Arbeit nicht nur als ein *κέρμα ἐς ἀεί* aufbewahrt, sondern auch ihr Prädikat in das Reifezeugnis aufnimmt und ihm somit Geltung bei der Konstituierung der Endcensur im Griechischen verstatet. Denn wenn auch Lehrer und Schüler ihre volle Schuldigkeit gethan haben, so wird doch das Pensum einer Klasse am Schlusse des Jahres selten in seiner Gesamtheit so festes Eigentum der großen Mehrzahl der Schüler geworden sein, daß nicht in den meisten Arbeiten noch einige Fehler, ab und zu auch ein gröberer, enthalten sein sollten. Zahlreiche Programme, welche den lateinischen Unterricht behandeln, sprechen es aus, daß in Sekunda bei der Mehrzahl der Schüler noch recht schwere Fehler gegen die Grammatik gemacht werden, obwohl das eigentliche grammatische Pensum in O. III abgeschlossen ist (an einzelnen Anstalten etwa mit Ausschluss der Oratio obliqua und der hypothetischen Sätze in Abhängigkeit). Wollte man eine Umfrage an allen Anstalten halten, so würde man wohl überall dasselbe hören. In noch größerer Menge zeigen sich in II immer wieder gröbere Verstöße gegen die griechische Formenlehre, während dieselbe in O. III beendet ist. Ebenso sind die griechischen Primanerarbeiten keineswegs frei von gröberen Fehlern. Worauf gründet sich diese überall zu Tage tretende Erscheinung? Die Antwort ist, abgesehen natürlich von solchen Fällen, wo die angeführte Unsicherheit in außergewöhnlichem Mafse auftritt und sich als entschiedene Unwissenheit dokumentiert, meiner Meinung nach leicht. Es beherrscht eben niemand die Grammatik einer

Sprache schon von dem Augenblicke an mit völliger Sicherheit, wo er eben den Kursus derselben beendet hat. Die Sicherheit nimmt aber zu, wenn nach Absolvierung des gesamten Pensums neben der Repetition größerer Abschnitte regelmäßige Übersetzungsübungen angestellt werden. Auf diese Weise wird das Wissen (durch die systematischen Repetitionen) und das Können (durch die schriftlichen Übersetzungsübungen) gefördert. Daher vermindern sich in der Sekunda nach und nach die Fehler gegen die lateinische Grammatik und gegen die griechische Formenlehre, und in I wird der griechische Text fehlerfreier und das Latein lesbarer. Ich meine nicht, daß es unmöglich sei, bei dem Gros der Obertertiärer schließlich Arbeiten zu erzielen, welche durchschnittlich nur wenige Fehler gegen die lateinische Grammatik, resp. gegen die griechische Formenlehre, aufweisen, und ich halte es unter gewissen Voraussetzungen für noch leichter erreichbar, zu dem entsprechenden Ziel im Griechischen bei Obersekundanern zu gelangen. Aber abgesehen von einer sehr geringen Anzahl von Schülern, deren Arbeiten mit Regelmäßigkeit befriedigen, wird es immer wieder vorkommen, daß einzelne Arbeiten eines Schülers, der sonst Genügendes leistet, missraten. Ich glaube, daß diese von mir und anderen gemachte Beobachtung ziemlich allgemeine Bestätigung finden wird. Hierfür giebt es nach meiner Meinung zwei Erklärungsgründe. Der eine ist bereits angegeben. Es fehlt noch an der absoluten Sicherheit; das Wissen ist noch nicht so in Fleisch und Blut übergegangen, daß es in jedem Augenblick zum Können wird. Der andere Grund liegt in der körperlichen Entwicklung, die in dem betreffenden Alter sich vollzieht. Diejenigen, welche sich bis zur vollen körperlichen Entwicklung eines sich stets gleichbleibenden Wachstums zu erfreuen haben, werden, falls sie nicht überhaupt *invita Minerva* arbeiten, mithin auf das Gymnasium garnicht gehören, auch einen ziemlich gleichmäßigen geistigen Fortschritt aufzuweisen haben. Der Körper setzt sich dem regelmäßigen Fleiße und der Konzentration der Gedanken nicht entgegen. Wohl aber ist dies der Fall bei solchen, deren Wachstum plötzlich eine große Beschleunigung erfährt, die im Laufe von ein bis zwei Jahren um einen Kopf und darüber an Körperlänge zunehmen. Da hat es häufig den Anschein, als ob Kraft und Saft lediglich durch das Wachstum des Körpers absorbiert und namentlich das feste Zusammenhalten der Gedanken, die Spannung der Aufmerksamkeit oft ungemein erschwert werde. Damit soll nicht gesagt sein, daß solche Schüler überhaupt nicht genügende Leistungen lieferten, wohl aber, daß immer wieder einmal die Gedankenlosigkeit oder Gedankenflüchtigkeit in stärkerem Maße auftritt und eine unzureichende Leistung zur Folge hat. Ist die Periode der Entwicklung vorüber, so mindert sich die Zerstreuung. Da dies bei der Mehrzahl der Schüler während ihres Aufenthaltes in I der Fall zu sein pflegt, so würde auch aus diesem

Grunde die Forderung, eine Übersetzung aus dem Deutschen ins Griechische anzufertigen, beim Abiturientenexamen leichter zu erfüllen sein als bei der Versetzung nach I.

Aber vielleicht beabsichtigt die neue Prüfungsordnung gar nicht eine Entlastung der Schüler der oberen Klassen in diesem Punkte. Vielleicht will sie gerade erreichen, daß das grammatische Wissen im Griechischen durchweg ein festeres sei als bisher, damit man eben mehr Zeit für die Lektüre in Prima gewinne, wo ja erst ein recht reichhaltiger und mannigfaltiger Stoff für dieselbe sich darbietet. Da drängen sich aber zwei Fragen auf:

1) Wird auf diese Weise (durch Wegfall der Übersetzung ins Griechische beim Abiturientenexamen) nicht das grammatische Wissen in I zurückgehen? 2) Wird in der That dadurch der Lektüre ein bedeutender Dienst geleistet?

Was den ersten Punkt betrifft, so wird die Bemerkung von Radtke (Geschichte des griechischen Unterrichts, Progr. Pless 1874) zu beachten sein, daß in der Zeit, während welcher das griechische Abiturientenskriptum in Preußen beseitigt war (1834—1856), allgemein Klagen von Seiten der Universitäten geäußert wurden über die mangelhafte Kenntnis der Studierenden in der griechischen Sprache. Ebenso spricht sich Schrader (Verf. S. 10) dahin aus, daß in dem genannten Zeitraum die Leistungen unserer Gymnasien im Griechischen allmählich zurückgegangen seien und ebenso unzweifelhaft sich seitdem wieder in erfreulicher Weise gehoben hätten. Die Fürsprecher des realen Wissens werden hier entgegnen, daß es im Griechischen gar nicht in erster Linie auf die Kenntnis der Grammatik ankomme, soweit dieselbe nicht zum Verständnis des Schriftstellers erforderlich sei, und werden mit dem oft gehörten Schlagworte bei der Hand sein, daß das Gymnasium nicht bloß den Zweck habe, zum Studium der Philologie und Theologie vorzubilden. Ich unterlasse es, dasjenige von neuem vorzutragen, was oft über den bildenden Wert auch der griechischen Grammatik dagegen angeführt ist. Aber eins muß scharf betont werden. Die Vertreter der oben angegebenen Meinungen verfallen wieder in den Fehler, der demjenigen entgegengesetzt ist, welchen sie bekämpfen wollen. Sie verlangen mehr Mathematik, mehr Naturwissenschaften, schließlic auch Chemie, und zwar zum Teil gerade deshalb, damit die Studierenden, welche diesen Fächern sich widmen, besser vorbereitet seien. Ich lasse auch dies noch gelten. Aber es scheint in dieser oratio pro domo gewöhnlich eins außer Acht gelassen und auch von Philologen bei Erwiderungen darauf nicht stark genug hervorgehoben zu werden, nämlich daß die Gymnasien doch auch dazu da seien, den Philologen und Theologen zur Vorbereitung zu dienen. Die äußerste Konzession ist dann doch wohl die, daß beim Abgange auf die Universität die Reife auch in dem Falle als erwiesen angesehen

werde, wenn im Griechischen die Kenntnisse nicht völlig befriedigen, dagegen die in der Mathematik und in der Physik durchaus gut sind.

Man giebt sich aber auch einer Täuschung hin, wenn man meint, die Leistungen beim Übersetzen würden dadurch in I gefördert, daß das bisherige Abiturientenskriptum wegfällt. Kenntnis in der Grammatik und Verständnis des Schriftstellers stehen in enger Wechselbeziehung. Dies erkennt auch die neue Verfügung insofern an, als sie die Grammatik nicht aus der Prima verbannt, sondern eine besondere Stunde für grammatische Repetitionen und schriftliche Übungen ansetzt. Das ist dasselbe Maß, welches wohl an der weit überwiegenden Mehrzahl der Anstalten bisher das übliche war, und damit kann sich billigerweise auch jeder Philologe zufrieden geben. Ob aber dadurch wirklich das früher erworbene grammatische Wissen erhalten und gesichert wird, ist doch sehr fraglich.

Der Primaner weiß vom ersten Augenblick an, daß er kein griechisches Abiturientenskriptum zu machen hat. Die schriftlichen Übersetzungen, die er trotzdem von Zeit zu Zeit anzufertigen hat, erscheinen ihm daher ziemlich zwecklos. Die griechische Grammatik muß ihm mithin als ein sehr nebensächliches Fach vorkommen, namentlich wenn er weiß, daß bereits seine griechische Versetzungsarbeit beim Übergange nach I für ausreichend erklärt worden ist. Aber im andern Falle weiß er ja auch, daß er den Schaden nicht mehr durch eine gleichartige Leistung reparieren kann. Die Gefahr wird also naheliegen, daß die Kenntnisse in der Grammatik zurückgehen. Leicht kann dann aber auch die Lektüre geschädigt werden; vgl. Schrader a. a. O., wo er über die Hebung der Leistungen seit Wiedereinführung des griechischen Skriptums sagt, mittels der schriftlichen Übungen hätten sich auch günstigere Leistungen im geläufigeren und genaueren Übersetzen der Schriftsteller herausgestellt, „ganz besonders soweit es die Auffassung und Wiedergabe des für diese Sprache so bedeutungsvollen Modus- und Partikelgebrauchs betrifft. Ohne diese Auffassung ist aber ein angemessenes Verständnis des Platon und Demosthenes nicht möglich, der Dichter ganz zu geschweigen.“

Wie soll nun der Unterrichtsstoff nach den neuen Lehrplänen verteilt werden? Zur Beantwortung dieser Frage haben wir einen festen Punkt, von dem aus das andere bemessen werden muß: das griechische Skriptum bei der Versetzung nach I; dies ist die letzte wirkliche Prüfungsarbeit im Übertragen eines deutschen Textes ins Griechische. Hiermit und mit der Bestimmung, daß in I nur eine Stunde wöchentlich auf grammatische Repetitionen und auf schriftliche Übungen verwendet werden soll, ist ausgesprochen,

1) daß die Arbeiten in I nicht schwieriger sein sollen als diese letzte Arbeit in O. II; sie sollen nur zur Befestigung, nicht

aber zur Erweiterung des in II erworbenen grammatischen Wissens dienen;

2) daß in II die gesamte Syntax, soweit sie das Gymnasium verlangt, durchgenommen und so fest eingeprägt sein soll, daß das Wissen auch jederzeit zum Können werde.

Das Verhältnis der Stundenzahl zwischen dem alten und neuen Lehrplan ist folgendes. Bisher waren von IV bis O. II incl. wöchentlich je 6 Stunden angesetzt. Dies giebt, das Schuljahr zu 40 Wochen gerechnet, im ganzen 1200 Stunden. Von jetzt an sind dem Griechischen zugewiesen von U. III bis O. II wöchentlich 7 Stunden, also zusammen 1120 Stunden. Dies ergibt einen Gesamtausfall von 80 Stunden. Soll darum weniger gelernt resp. gelesen werden, oder wie ist anderenfalls der Ausfall zu decken?

Der Unterricht im Griechischen beginnt ein Jahr später; davon kommt dem Unterrichte zu statten:

- 1) daß der Schüler ein Jahr älter und seine Leistungsfähigkeit eine größere ist;
- 2) daß das Wissen des Schülers im allgemeinen ein weiter vorgeschrittenes ist als bisher;
- 3) daß er im speziellen a) schon seit einem Jahre im Lateinischen Zusammenhängendes gelesen, b) schon von zwei fremden Sprachen die Formenlehre mit allen Unregelmäßigkeiten sich zu eigen gemacht, c) nach den Anordnungen des neuen Lehrplanes auch die Grammatik der Muttersprache systematisch kennen gelernt hat.

Diese Vorteile darf man aber nicht überschätzen und infolge dessen dem Tertianer etwa von Anfang an zu viel zumuten wollen. Wollte man ihm sofort lange Sätze zum Übersetzen vorlegen, so würde er naturgemäß recht viele Fehler in denselben machen und sehr bald eine große Abneigung gegen das Griechische bekommen. Muß er doch bei jedem Worte den Accent berücksichtigen, auf Anwendung des *ν ἐφελκυστικόν* achten, zwei Punkte, die seine Aufmerksamkeit in Richtungen beanspruchen, welche er bisher nicht gekannt hat; muß er doch erst sich den Wortvorrat im Griechischen, dessen er bedarf, aneignen, und ist ihm doch die Schrift selbst für den Anfang noch ungeläufig! Aber man wird weit eher als im Lateinischen und Französischen von den einfachen Übungssätzen zu zusammenhängenden Stücken übergehen und zur Lektüre des Schriftstellers schreiten können.

Durch den späteren Beginn des griechischen Unterrichts allein wird also der Ausfall der erwähnten 80 Stunden nicht repariert werden können. Nun soll aber im wesentlichen schließlichs dasselbe geleistet werden wie früher. Wie wird dies zu erreichen sein? Die generelle Antwort ist leicht: Durch Weglassung alles Unwesentlichen und durch strenge Konzentration des Unterrichts. Unwesentlich aber und dezentralisierend ist alles, was das gleich-

mäßige Fortschreiten auf dem zum fest bestimmten Endziel führenden Wege hindert. Das Endziel ist in grammatischer Hinsicht Sicherheit in der attischen Formenlehre und den Hauptregeln der Syntax, außerdem aber die Fähigkeit, die für das Gymnasium sich eignenden Schriftsteller zu lesen. Der zuletzt genannte Punkt bedingt die Kenntnis eines bestimmten Quantum von Vokabeln. Auszuscheiden vom Unterricht wird demnach sein:

- 1) in der Grammatik alles, was nur singuläre Erscheinung ist und nicht bei der Lektüre sich häufig wiederholt; dies gilt in Bezug auf Formenlehre und Syntax;
- 2) beim Erlernen der Vokabeln alle diejenigen, die nicht in der Lektüre sich öfter von neuem wieder darbieten. Sehr wichtig aber ist
- 3) daß auch bei allen Übungen des Übersetzens ins Griechische, also bei den Extemporalien, Exercitien und dem mündlichen Übersetzen, die beiden unter 1 und 2 aufgestellten Gesichtspunkte streng innegehalten werden.

Alle drei Punkte zusammenfassend könnte man also auch sagen: Die drei Gegenstände, Vokabellernen, Einübung der Grammatik und Lektüre, dürfen nicht neben einander hergehen und der griechische Unterricht nicht in drei Dinge zerfallen, zwischen denen nur ein äußerlicher Zusammenhang besteht, sondern alle drei müssen in der Weise ineinandergreifen, daß die Lektüre den Mittelpunkt bildet.

Seit einer Reihe von Jahren ist ein Streben nach diesem Ziele in zweifacher Hinsicht bemerkbar, nämlich in der Praxis und auf dem Gebiete der hierher gehörigen Litteratur, in den Schulbüchern. Wie weit die Praxis in dieser Richtung gegangen ist, läßt sich nicht darlegen, da hierüber doch immerhin nur vereinzelte Eröffnungen in Programmen vorhanden sind, wenn auch der altsprachliche Unterricht gerade in dem letzten Decennium sich einer häufigeren Besprechung zu erfreuen hatte und namentlich über die Art der Übersetzungsaufgaben ziemlich oft Bericht erstattet worden ist, indem teils in Programmen, teils in der Form von Übungsbüchern Stücke, die in der Klasse übersetzt worden waren, zum Abdruck gelangt sind. Auf litterarischem Gebiete ist zunächst zu konstatieren, daß die für den Schulgebrauch bestimmten Grammatiken immer mehr den Lehr- und Lernstoff zu vereinfachen und übersichtlicher zu gestalten suchen. Freilich könnte da den neu ergangenen Bestimmungen entsprechend in allen Grammatiken ohne Ausnahme noch manches gekürzt werden.

Man hat sich dazu entschlossen, aus den lateinischen Genusregeln und den Regeln über die Kasusbildung der 3. Dekl. vieles zu streichen, was in der Gymnasiallektüre gar nicht oder äußerst selten vorkommt; warum will man sich scheuen, dasselbe im Griechischen zu thun, z. B. bei den Regeln über die Augmen-

tation, die Reduplikation, die Komparation? ¹⁾ Auch in der Syntax läßt sich nach meinem Dafürhalten manches streichen, ohne daß dadurch irgend welcher Nachteil für das grammatische Wissen der Gymnasiasten entstünde. Eine radikale Änderung schlägt in dieser Hinsicht Baumeister vor. Er stellt die Forderung auf, es müsse eine griechische Syntax für Gymnasialschüler abgefaßt werden, die keinen Text von Regeln enthalte, sondern lediglich aus einer Sammlung von Beispielen bestehe. Auch ich würde die Abfassung eines solchen Buches für recht wünschenswert ansehen, aber in anderem Sinne, nur im Interesse solcher, die bereits die gesamte Syntax durchgenommen haben. Besonders wichtig wäre es für Lehrer, ein derartiges Buch zu haben, in welchem eine große Fülle von Beispielen, die den klassischen Schriftstellern entnommen sind, den wirklichen Sprachgebrauch veranschaulicht. Dadurch könnte die Korrektur der Arbeiten recht wesentlich erleichtert werden. Am besten würde ein derartiges Buch wohl durch die Arbeit vieler zustande kommen, die in der Lage gewesen sind, den Unterricht in der griechischen Syntax zu geben und die dazu gehörigen Korrekturen zu besorgen ²⁾. Für den Schüler dagegen, der eben erst die syntaktischen Regeln im Zusammenhang durchnimmt, würde ich es in diesem Umfange nicht für opportun halten. Am wenigsten würde es bei der Kasuslehre seinen Zweck erfüllen. Der Schüler muß, wenn er dieses Gebiet beherrschen will, in vielen Fällen eine Anzahl Verba oder Adjektiva wissen, welche aus gewissen Gründen mit einem bestimmten Kasus verbunden werden. Er muß auf diese Weise geradezu seinen Vokabelschatz vergrößern. Soll er da für alle häufigeren Wörter erst je einen Satz lernen, so würde dies nicht eine Vereinfachung, sondern eine Mehrbelastung sein. Der Lehrer allerdings muß zahlreiche Beispiele zur Hand haben, um das eben besprochene Pensum gleich in mannigfaltiger Weise üben zu lassen und dadurch zu veranschaulichen. Anders verhält sich die Sache mit manchen Kapiteln der Moduslehre. Für die (erste) Aneignung der Konstruktion der Wunschsätze, Finalsätze, Bedingungssätze, indirekten Fragesätze und der allgemeinen Relativsätze habe ich es als in

¹⁾ Der erste Schritt zur Vereinfachung der Formenlehre in diesem Sinne ist jetzt geschehen. Auf Grund von zahlreichen Konferenzen derjenigen Lehrer, die den griechischen Unterricht an städt. Gymnasium zu Frankfurt a. M. erteilen, unter dem Vorsitze des Dir. Tycho Mommsen, ist von jener Anstalt im Osterprogr. 1883 der erste Teil der Formenlehre mit Auscheidung des Unwesentlichen veröffentlicht worden. Ausgearbeitet ist dieser Teil von Dr. Trieber. Der zweite Teil soll Ostern 1884 erscheinen. Die vorliegende erste Hälfte umfaßt auf 44 Quartseiten (incl. der zahlreichen Paradigmata) das Pensum von U. III. Die Arbeit ist sehr übersichtlich, alle besonders beachtenswerten Formen resp. Formenteile sind durch den Druck hervorgehoben.

²⁾ Von sehr großem Werte sind m. E. Arbeiten wie die von Heynacher, Was ergibt sich aus dem Sprachgebrauch Cäsars im bellum Gallicum u. s. w. ? Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

der Praxis sehr zweckmäÙig erprobt, als Lernstoff nur Beispiele zu nehmen, in der Weise, daÙ z. B. zur Einübung der verschiedenen hypothetischen Fälle ein kurzes Beispiel für die verschiedenen Formen variiert wird, wie dies am Schluss des griechischen Lesebuches von Meurer¹⁾ geschehen ist. Vielleicht empfiehlt es sich aber in höherem Grade, bei der ersten Aneignung nicht von demselben Beispiel Variationen zu bilden, sondern, um Verwechslung zu verhüten, gerade das dem Schüler formell sehr verwandt Erscheinende durch verschiedenartigen Inhalt auseinanderzuhalten. Wie weit nun auch sich die Substitution von Beispielen an Stelle der Regeln durch die Erfahrung als zweckmäÙig herausstellen wird, das darf wohl jetzt schon mit Entschiedenheit behauptet werden, daÙ, um eine anerkannt gute Grammatik als Beispiel zu wählen, Auseinandersetzungen, wie sie die Grammatik von Seyffert-Bamberg bei den hypothetischen Sätzen und bei der Attraktion des Modus in finalen Sätzen enthält, wegfallen müssen. Ebenso sind nach der ausführlichen Übersicht der §§ 102 und 103 die §§ 116 Nr. 1—3 incl. und 119 (spezielle Behandlung der allgemeinen Relativ- und Temporalätze) vollkommen entbehrlich. Das Kapitel über das Participium kann in vielen Punkten kürzer gefasst werden. Ich setze dabei voraus, daÙ schon in der Tertia bei Durchnahme der lateinischen Moduslehre beständig betont wird, daÙ nicht ein bestimmtes Verbum eine bestimmte Konstruktion (*ut, ne, quin, quominus*) regiere, sondern daÙ die Form der abhängigen Sätze bedingt werde durch deren Sinn.

Was die Übungsbücher betrifft, die bei Beginn des Unterrichts den Schülern in die Hand zu geben sind, so scheinen hier die Ansichten besonders weit aus einander zu gehen. Der bisher ziemlich allgemein üblichen Methode, durch ein mehrere Jahre dauerndes Übersetzen von einzelnen Sätzen die Formenlehre einzüben und dann erst zur Lektüre des Schriftstellers überzugehen, hat sich die Ansicht scharf entgegengestellt, daÙ von Anfang an zusammenhängende Stücke gelesen werden müÙten; die Leistungsfähigkeit der Schüler sei gröÙser, wenn der Unterricht in der griechischen Sprache ein Jahr später beginne. Auch fehlt es nicht an Stimmen, die sich dahin äußern, daÙ Sätze zum Übertragen ins Griechische gar nicht in die Übungsbücher aufgenommen werden sollen, sondern es für ausreichend ansehen, mündliche Retroversionsübungen anzustellen, bis der Schüler den Schriftsteller selbst lesen kann. Von diesem Augenblick an soll sich der Text für die Übersetzungsaufgaben ins Griechische an die Lektüre anschließen und stets zusammenhängend sein.

Diese in neuester Zeit aufgestellten Forderungen entspringen aus dem sehr berechtigten Bestreben, Übungsbücher zu beseitigen,

¹⁾ H. Meurer, Griech. Lesebuch mit Vokabular II. Teil für O. III. Leipzig, Teubner, 1863.

welche Sätze des heterogensten Inhalts auf einander folgen lassen und in diesen oft einen wahrhaft verschwenderischen Aufwand mit Vokabeln treiben, die dem Schüler noch fremd und, da sie ihm bei der Lektüre nicht so bald wieder begegnen, auch völlig nutzlos sind. Es soll hier nicht an veraltete und außer Brauch gekommene Bücher erinnert werden, wie an die von Mehlhorn und Rost, obwohl es nicht viele Jahre her ist, daß dieselben noch zu Exercitien oder Extemporalien benutzt wurden, trotz der 20 bis 30 Vokabeln, die zur Übersetzung einer derartigen Arbeit auch dem Sekundaner gesagt werden mußten. Unter die genannte Kategorie fällt auch das weit verbreitete Übungsbuch von Böhm, dessen Vorzüge in anderer Hinsicht, nämlich in der Verwertung der grammatischen Regeln, unbestritten sind. Auch bei Böhm ist die Menge der von dem Schüler zu verwendenden ihm unbekannteren Vokabeln eine so erhebliche, daß eine häufig wiederkehrende Präparation leicht Unlust an der Arbeit zu erwecken geeignet ist und überdies die dafür zu verwendende Zeit nicht im richtigen Verhältnis zu dem daraus resultierenden Nutzen steht. Wo aber dies der Fall ist, da darf man wohl mit Recht den in neuester Zeit vielfach mißbrauchten Ausdruck *Überbürdung* anwenden.

Aber mögen auch jene Forderungen zum guten Teil das Richtige treffen, sie schießen doch m. E. in mancher Hinsicht über das Ziel hinaus. Wie schon oben angedeutet wurde, verkennt man in dem Eifer, dem Schüler gleich bei Beginn des griechischen Unterrichts in den Übersetzungsaufgaben einen Inhalt bieten zu wollen, der sein Interesse zu erwecken geeignet ist, die Schwierigkeiten, die sich ihm beim Erlernen des Griechischen anfänglich entgegenstellen. Ehe er befähigt ist, zusammenhängende Stücke ohne sehr erhebliche Hilfe zu übersetzen, vergeht geraume Zeit. Selbst wenn man die griechische Grammatik nur als Mittel zum Zweck, als Handwerkszeug für Lektüre angesehen wissen will, ein Standpunkt, den ich gerade für das Griechische nicht unbedingt billigen kann, so wird man nicht umhin können, alle Übersetzungsübungen, auch das Übersetzen aus dem Schriftsteller ins Deutsche, in den Dienst der Grammatik zu stellen, so lange nicht die Formenlehre und diejenigen syntaktischen Regeln dem Schüler sicher eingeprägt sind, welche ihm am häufigsten bei der Lektüre entgegentreten, namentlich solche, in denen die griechische Sprache von der deutschen wesentlich abweicht. Wenn nun auch das Verständnis der in Frage kommenden Regeln aus der Syntax keine großen Schwierigkeiten für einen Tertianer darbieten kann, sondern es in der That „leicht erreichbar ist, in der Ober-Tertia nebenbei (aus Anlaß der griechischen Lektüre) einen festen Grund syntaktischer Kenntnisse zu legen“, so wird doch der oben angedeutete Standpunkt nicht früher erreichbar sein als in der Sekunda. Sicheres Eigentum des Lernenden wird erst dann die Formenlehre einer

Sprache, wenn sie immer von neuem wiederholt wird. Daher wird es geboten sein, die Lektüre eines Schriftstellers erst dann in den Vordergrund zu stellen, wenn die hauptsächlichsten grammatischen Schwierigkeiten vollständig überwunden sind; eben deshalb aber wird man nicht zu früh zusammenhängende Lektüre überhaupt treiben. Soll der Schüler eine Menge von unverständenen Formen Jahre lang mit in Kauf nehmen und mechanisch die fertige Übersetzung anwenden, die ihm für die Form gegeben wird, dann wird unvermeidlich Oberflächlichkeit und Hinweghuschen über die formelle Schwierigkeit für lange Zeit hervorgerufen. Werden ihm dagegen bei sehr frühem Beginn zusammenhängender Stücke die ihm unbekanntem Dinge alle erklärt und von ihm verlangt, daß er die Erklärungen behalten soll, dann wird bei dem notgedrungen sehr langsamen Gange der Lektüre diese eine Freudigkeit am Unterrichte nicht hervorrufen und zur Anregung seines Interesses nicht beitragen und auf diese Weise ihren Zweck verfehlen. Jedenfalls aber wird es nicht möglich sein, ein Buch mit zusammenhängenden Texten zu konstruieren, welches die eben durchgenommenen Formen und erlernten Vokabeln in solcher Menge enthält, daß es geeignet ist, dieselben zu befestigen. Mit hin würde auf diese Weise vom geraden Wege, der zunächst als Ziel die sichere Kenntnis der Formenlehre hat, abgewichen und durch die noch fremden Vokabeln und Formen nicht unbedeutende Zeit verloren werden. Daher wird mindestens für die Zeit bis zum Schlusse des ersten Vierteljahres von O. III ein Übungsbuch erforderlich sein, welches sowohl griechische als auch deutsche Sätze zum Übertragen in die andere Sprache enthält. Bis zu diesem Zeitpunkte können die Verba auf $\mu\epsilon$ und die bindvokallosten Aoriste ($\epsilon\delta\sigma\alpha\nu$, $\epsilon\beta\eta\nu$, $\epsilon\sigma\beta\eta\nu$, $\epsilon\delta\nu\nu$, $\epsilon\varphi\nu\nu$, $\epsilon\acute{\alpha}\lambda\omega\nu$, $\epsilon\beta\acute{\iota}\omega\nu$, $\epsilon\gamma\gamma\omega\nu$) durchgenommen und eingeprägt sein. Von da an können die griechischen Sätze wegfallen und die Lektüre des Schriftstellers selbst beginnen¹⁾.

Dann werden sofort alle Aufgaben zum Übersetzen ins Griechische an die Lektüre anzuschließen sein. Ob gleich mit zusammenhängenden Stücken zu beginnen sei, wird sich nach der betreffenden Abteilung und nach dem Lehrer richten; darum dürfte es das Zweckmäßigste sein, die Entscheidung darüber diesem zu überlassen. Jedenfalls lassen sich zu Ende des zweiten Jahres recht wohl zusammenhängende Stücke konstruieren, in welchen die eben durchgenommene Lektüre und die Grammatik genügende Berücksichtigung finden.

¹⁾ Vgl. Bachof, Der Beginn der Xenophonlektüre (Gymnasium I Sp. 546 ff.). Der Verfasser stellt die im ersten und zweiten Kapitel des ersten Buches der Anabasis vorkommenden Formen, die im Pensum von U. III nicht enthalten sind, zusammen, weist auf die in denselben Kapiteln enthaltenen Schwierigkeiten hin und entscheidet sich dafür, daß es zwar möglich, aber nicht gerade rätlich ist, in O. III an die Lektüre der Anabasis gleich mit Beginn des Schuljahres heranzugehen.

Vokabularien sind mit Berücksichtigung der zuerst zu treibenden Lektüre in neuester Zeit eine ganze Reihe erschienen, meist in Verbindung mit einem Übungsbuch. Es ist dabei nur zu bedauern, daß dieselben in der Regel allein für den Anfangsunterricht berechnet sind. Denn wenn, wie es die neuen Verfügungen bestimmt betonen, mit Recht auch eine nicht zu eng bemessene Vokabelkenntnis für das Verständnis der in den oberen Klassen zu lesenden Schriftsteller eine wesentliche Bedingung ist, so ist im Interesse des stetig fortschreitenden Unterrichtes dringend zu wünschen, daß der Lehrer jeder folgenden Klasse genau wisse, was er auch auf diesem Gebiete voraussetzen darf. Alle Vokabeln aber, die in der Lektüre vorgekommen sind, wird man billiger Weise nicht von den Schülern später verlangen dürfen. Die Menge derselben würde dem sicheren Wissen Gefahr bringen. Dazu kommt noch, daß die Lektüre von Sekunda an nicht jahresjahrein dieselbe bleibt. Bis O. II einschließlic aber halte ich es für durchaus wünschenswert, daß Vokabeln gelernt werden. Das Lernen derselben in II wird freilich einen andern Charakter tragen als in III.

Wenn in III einfach die Vokabel als ein Novum memoriert wurde und die Gruppierung sich anschlöß an die einzelnen Kapitel der Formenlehre, werden hier Vokabeln zusammenzustellen sein, die der Bedeutung nach zusammengehören, z. B. solche, die sich auf das Kriegswesen, auf die Verhandlungen vor Gericht beziehen. Ebenso wird auf die Wortableitung Rücksicht zu nehmen sein, so daß die Worte beispielsweise in folgender Anordnung vorgeführt werden:

βασιλεύω	— ἡ βασιλεία	ἀκριβής	— ἡ ἀκριβεία
δουλεύω	— ἡ δουλεία	ἄληθής	— ἡ ἀλήθεια
θεραπεύω	— ἡ θεραπεία	ἄσεβης	— ἡ ἀσέβεια
παιδεύω	— ἡ παιδεία	εὐσεβής	— ἡ εὐσέβεια
πορεύομαι	— ἡ πορεία	ἄσθενής	— ἡ ἀσθένεια
προσβέω	— ἡ προσβεία	ἄσφαλής	— ἡ ἀσφάλεια
στρατεύω	— ἡ στρατεία	συγγενής	— ἡ συγγένεια

Die schon erlernten Vokabeln sind dabei wieder mit anzuhängen und werden auf diese Weise repetiert. Außerdem werden in II in größerer Menge als früher gewisse Wortverbindungen einzuprägen sein, z. B. die zahlreichen Wendungen mit dem Verbum ποιεῖσθαι. Endlich muß hier unter die Vokabeln mit aufgenommen werden eine richtige, nicht allzu eng begrenzte Auswahl von Eigennamen, vor allem Städte-, Länder- und Völkernamen. Wird dies unterlassen, so wird der Schüler leicht zu der Annahme verleitet, daß ein Fehler gegen die richtige Form oder den Accent selbst sehr bekannter Eigennamen als garnicht erheblich anzusehen sei.

Die Forderung, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden, findet auch ihre Anwendung auf diejenigen syntaktischen

Regeln, die in O. III bei Gelegenheit der Lektüre zu besprechen und einzuprägen sind. Gewifs wird hierbei von verschiedenen Lehrern verschieden verfahren werden.

Ich habe in der Voraussetzung, dafs nach wie vor zunächst Xenophons Anabasis gelesen werde, die im I. Buche dieser Schrift am häufigsten auftretenden syntaktischen Erscheinungen notiert und schlage auf Grund dieser Notizen für O. III das folgende syntaktische Pensum vor. Ich zähle die einzelnen Punkte ohne Angabe der grammatischen Kapitel, unter welche sie gehören, her und fasse mich möglichst kurz. Denn ich nehme an, dafs die Form der Besprechung an die auf jeder Anstalt eingeführte Grammatik sich anschliesse, damit in II ein Umlernen vermieden werde.

βασιλεύς = der Perserkönig (findet sich 50 mal im I. Buche).

μέγας βασιλεύς (4, 11 *βασιλεὺς μέγας*) = der Grofskönig (4 mal).

ὁ ἀνὴρ, οὗ τοὺς παῖδας εἶδον = l'homme dont j'ai vu les enfans (3 mal).

Attributive Bestimmungen werden zwischen Artikel und Substantivum eingeschoben:

a) *αἱ ἐκ Πελοποννήσου νῆες* (4, 2), *οἱ παρὰ Ἀβροκόμα μισθοφόροι* (4, 3) (im ganzen 18 mal).

b) *ἔγνωσ τὴν σαυτοῦ δύναμιν* (6, 7), oft.

Das Prädikatsnomen steht ohne Artikel (*πάντων πάντα κράτιστος ἐνομίζετο* (9, 2), *ἔκριναν δ' αὐτὸν . . . φιλομαθέστατον εἶναι καὶ μελετηρότατον* (9, 5)).

Die Verba *ὀνινάσαι*, *ἀφελεῖν*, *εὖ ποιεῖν*, *ἀδικεῖν*, *κακῶς ποιεῖν* regieren den Accusativ und bilden ein persönliches Passivum (13 mal).

Der Accusativ steht zur Bezeichnung der Ausdehnung in Raum (26 mal) und Zeit (15 mal).

Zum Objektsaccusativ gesellt sich ein Prädikatsaccusativ bei den Verbis zu etwas machen, ernennen, für etwas halten (13 mal: *ποιεῖν* 1, 2, 9, 6. [*ποιεῖσθαι* 9, 20.] *ἀποδεικνύσαι* 1, 2, 9, 7. *καλεῖν* 2, 8. *νομίζειν* 2, 27. 4, 9, 9, 2. *οἰεσθαι* 9, 29. *γινώσκειν* 9, 20. *κρίνειν* 9, 20. *εὐρίσκειν* 9, 29).

Der Dativ steht auf die Frage „wann?“, wenn mit dem Substantiv, das den Zeitabschnitt bezeichnet, eine Ordinalzahl verbunden ist.

Dem lateinischen Ablat. mensurae entspricht der griechische Dat. mensurae. (*χοῦσθαι* mit dem Dativ, resp. doppelten Dativ, wird bei Gelegenheit der Formenlehre gelernt und geübt.)

Der Genetiv steht (als sogenannter Genet. comparationis) bei den Verbis des Herrschens und Anführens (*ἄρχειν* 1, 8, 4, 10, 7, 11, 8, 9, 9, 19, 31, 10, 7. *ἡγεῖσθαι* 7, 1, 9, 31. *στρατηγεῖν* 4, 3¹).

¹) Bei *προτιμᾶν* 4, 14, *περιεῖναι* 9, 24 und *ὕστερεῖν* 7, 12 wird an diesen Gebrauch zu erinnern sein.

Dem lateinischen Ablativ der Trennung entspricht der griechische Genetiv der Trennung (*κωλύειν* 6, 2. *διέχειν* 10, 4. *παύσθαι* 6, 6).

Bei den Ausdrücken des Mangels, Überflusses u. a. (bei Verbis und Adjektivis) steht der Genetiv (*δέομαι* 1, 10. 2, 14. 5, 14. [9, 23]. *πίμπλημι* 5, 10. 10, 12. *ἀπορέω* 7, 3. *ψιλόομαι* 10, 13. *μυστός* 4, 9. 10, 18. *πλήρης* 2, 7. 4, 9. 5, 1. 8, 9. *σύμπλωσ* 2, 22. *ἔρημος* 3, 6. *κενός* 8, 20).

Die Städtenamen werden mit den Präpositionen konstruiert (*εἰς*, *ἐν*, *ἐξ*).

Als gelernt bei Gelegenheit der Formenlehre setze ich voraus:

- 1) οὗτος ὁ ἀνὴρ (*ὄδε, ἐκεῖνος ὁ ἄ.*).

ὁ ἀνὴρ αὐτός der Mann selbst } wie im Deutschen.
ὁ αὐτός ἀνὴρ derselbe Mann }

- 2) Die gewöhnliche Anwendung des Personalpronomens.

Der Potentialis wird ausgedrückt durch den Optativ mit *ἄν* (3, 17. 19 u. oft).

In den Finalsätzen steht nach einem Tempus der ersten Klasse der Konjunktiv, nach einem Tempus der zweiten Klasse der Optativ. Damit = *ὅπως, ὡς, ἵνα*, damit nicht = *ὅπως μὴ, ἵνα μὴ*.

Ich fürchte, dafs = *φοβοῦμαι (δέδια)*, *μὴ*.

Ich fürchte, dafs nicht = *φοβοῦμαι (δέδια)*, *μὴ οὐ*.

Die Konstruktion ist dieselbe wie die der finalen Sätze.

Die Infinitivkonstruktion steht als Objekt

- 1) bei den Verbis des Sagens und Meinens. *οὐ φημι* = *nego*.
Bei den Verbis des Hoffens und Versprechens steht der Infinitivus futuri.

λέγομαι wird in der Bedeutung von *dicor* persönlich konstruiert (2, 8. 9. 12. 14. 21 u. oft).

- 2) bei allen Verbis, die eine Absicht bezeichnen (*κελεύειν* 1, 11. 2, 2 u. oft. *παρακλεύεσθαι* 7, 9. *παραγγέλλειν* 8, 3. *ἐβόα ἄγειν τὸ στράτευμα* 8, 12; vgl. 8, 19. *δέομαι* 4, 14. 5, 14).

Das Particium futuri, häufig mit *ὡς* verbunden, hat finalen Sinn (1, 3. 3, 13. 7, 1. 10, 16).

παρών ἐτύγγανε er war gerade zugegen (1, 2. 8. 10. 9, 31. 10, 3).

ἔλαθον ἀπελθών ich ging unbemerkt fort (1, 10. 3, 17).

φθάνω λαμβάνων ich nehme früher (3, 14).

δηλός εἰμι, φανερός εἰμι, φαίνομαι ἐπιβουλεύων = *apparet me insidius struere* (5, 9. 6, 8. 9, 11. 19). *ἔχων* = „mit“.

Das Particium steht in Verbindung mit Verbis sentiendi, um eine Thatsache, einen Zustand zu bezeichnen (*ὄραν* 5, 12. 8, 21. 28. 9, 19. 23. 10, 12. *θεᾶσθαι* 9, 4. *ἀκούειν* 4, 5. *αἰσθάνεσθαι* 4, 16. 9, 31. *πυνθάνεσθαι* 7, 16. *εἰδέναί* 10, 16).

In Nebensätzen wird in der Regel das Futurum I ersetzt durch den Coniunct. praes. mit $\alpha\upsilon$, das Fut. II stets durch den Coniunct. aor. mit $\alpha\upsilon$. $\epsilon\lambda + \alpha\upsilon = \epsilon\lambda\alpha\upsilon$, $\eta\upsilon$. Der Futurbegriff muß im Nebensatze (wie im Lateinischen) ausgedrückt werden, wenn der Hauptsatz futurischen Sinn hat (futurum, imperativus, $\delta\epsilon\tau$, $\chi\rho\eta^1$).

$\omega\varsigma\tau\epsilon$ = und so, daher, *itaque*, wird mit dem Indicativ verbunden (1, 8. 3, 10. 12.²) 7, 7. 19. 9, 13. 10, 19). $\omega\varsigma\tau\epsilon$ = „so dafs“ wird mit dem Infinitiv konstruiert (5, 13. 9, 15).

Diese syntaktischen Regeln halte ich in O. III für völlig ausreichend. Eine erhebliche Vermehrung ihrer Zahl müßte der sicheren Einprägung der Formenlehre Nachteil bringen. Möglichst festes Wissen der Formenlehre aber ist die beste Basis, auf der von II an eine schneller fortschreitende Lektüre sich aufbauen kann. Dafs in der Formenlehre sich bis jetzt an vielen Anstalten bei Sekundanern grofse Unsicherheit gezeigt hat, ist wohl auch auf Rechnung des Umstandes zu schreiben, dafs vielfach in O. III von Anfang an zwei Stunden für Homer angesetzt waren. Mit Freuden ist es daher zu begrüfien, dafs die Behörde den von manchen Seiten gemachten Vorschlag, auch jetzt für Homer wenigstens im letzten Quartale von O. III wöchentlich zwei Stunden anzusetzen, nicht gebilligt hat. Die Bewältigung der sogenannten unregelmäßigen Verba, unter denen in erster Linie die „kleinen Verba“ (*φημί, κάθημαι, οἶδα* u. s. w.) zu lernen sein werden, halte ich bei drei wöchentlichen Stunden in der Zeit von den Sommerferien bis Ostern für recht wohl ausführbar, wenn man die Lektüre nicht für zu heilig und unantastbar ansieht, um wichtige Dinge aus der Formenlehre, sobald sich dazu Gelegenheit darbietet, am Anfang oder Ende der Stunde oder auch (ich wage es dreist auszusprechen) mitten in der Stunde nach Durchnahme eines Satzes zu repetieren. Allerdings würde eine Störung des Unterrichtes durch Krankheit des Lehrers oder durch Fehlen eines Teiles der Schüler gerade hierbei sich empfindlich bemerkbar machen.

Ich fasse die letzten Erörterungen kurz zusammen. In den ersten vier Semestern lassen sich die attische Formenlehre und die zum Verständnisse der Lektüre und einem schnelleren Fortschreiten derselben erforderlichen syntaktischen Regeln einprägen, wenn in dieser Zeit die Grammatik in den Vordergrund gestellt wird, der Art, dafs in den fünf ersten Vierteljahren aufser der Grammatik und dem Vokabellernen nur solche Übersetzungsübungen vorgenommen werden, welche der Einübung der Grammatik dienen, und wenn andererseits bei der Lektüre immer wieder Veranlassung genommen wird, die bereits erlernten Formen zu repetieren. Die Homer-

¹) Da die anderen hypothetischen Fälle nur ganz vereinzelt im I. Buche vorkommen, ist ihre Besprechung in III zwecklos.

²) An dieser Stelle ist die Kopula fortgelassen.

lektüre und aller darauf bezügliche propädeutische Unterricht fällt als verfrüht weg. Da nun an vielen Anstalten bisher wöchentlich zwei Stunden in O. III für Homer bestimmt waren, so werden auf diese Weise von der Einbuße, die jetzt die Stundenzahl im Griechischen bis O. III incl. erleidet, $40 \times 2 = 80$ Stunden gedeckt. Es enthält aber bis zu dem angegebenen Zeitpunkte der jetzige Stundeuplan im Vergleich mit dem früheren ein Minus von $3 \times 6 \times 40 - 2 \times 7 \times 40 = 720 - 560 = 160$ Stunden. Von den noch restierenden 80 Stunden ist ein nicht ganz unerheblicher Teil bereits gedeckt durch zweckmäßiger eingerichtete Grammatiken, Übungsbücher und Vokabularien. Aber freilich man würde sich wohl einer Selbsttäuschung überlassen, wenn man meinte, es liefse sich genau eben so viel wie bisher bis zur Versetzung nach U. II leisten. Denn gerade die erwähnte gröfsere Zweckmäßigkeit gewisser Unterrichtsmittel trägt im wesentlichen ihre Früchte auf einer späteren Stufe. Auch der Vorteil, den das Griechische in Zukunft durch festes Innehalten der Jahresversetzungen erhält, erstreckt sich weniger auf III. Denn es dürfte wenige Anstalten geben, an denen hierdurch eine Neuerung hervorgerufen würde. Die Zahl der Gymnasien mit halbjährigen Kursen sowie die der Anstalten mit ungeteilter III war eine verschwindend geringe, und bei dem Verfahren, in getrennter Tertia bei jährigem Pensum zurückgebliebene Schüler nach dem dritten Semester ascendieren zu lassen, liegt das Unpraktische zu klar am Tage, als dafs man annehmen könnte, dieser Modus sei häufig üblich gewesen.

Wo also soll eine Kürzung des bisherigen Pensums eintreten? Es bleibt nur eine Antwort übrig: Bei der Lektüre.

Was bis jetzt bis O. III incl. gelesen worden ist, läfst sich nicht mit wenig Worten angeben. Manche Anstalten begannen schon in U. III mit Xenophon, sei es im ersten oder zweiten Semester, andere erst in O. III. Ein Lehrer las schneller als der andere. So war das Quantum des von den angehenden Sekundanern der verschiedenen Anstalten oder, falls ein Wechsel der Anstalten stattgefunden hatte, das Quantum des von den Sekundanern derselben Anstalt Gelesenen oft ein verschiedenes. Gerade durch Aufhebung dieser Verschiedenheit könnte nun wieder ein Teil der wegfallenden griechischen Stunden ersetzt werden. Es käme darauf an, dafs man sich über ein ganz bestimmtes Pensum der Lektüre für diese Stufe und, soweit dies thunlich ist, über die Behandlungsweise derselben einigte. Denn gerade die grofse Verschiedenheit in der Behandlung der Schriftsteller ruft manchen Zeitverlust hervor. Man hat nach meinem Dafürhalten auf diesen Punkt noch nicht das genügende Gewicht gelegt. Man hat wohl die Frage zum Gegenstand eingehender Erörterung gemacht: „Wie ist der Geschichtsunterricht zu erteilen?“ oder die: „Soll bei der Durchnahme der griechischen Grammatik auf Gymnasien Rücksicht auf die vergleichende Sprachforschung genommen

werden?“ Der Lektüre gegenüber hat man sich mit mehr allgemeinen Bemerkungen abgefunden. Es heißt da: Sie soll nicht zur Dienerin der Grammatik erniedrigt werden. Es soll auf die Realien Gewicht gelegt, der Zusammenhang beständig betont werden. Aber was nach der Lektüre von drei Büchern Cäsar oder zwei Büchern Xenophon eigentlich erzielt werden soll, oder ob es da vielleicht nicht ein so fest bestimmbares Ziel geben soll wie in anderen Unterrichtsfächern, das finde ich nirgends mit Entschiedenheit ausgesprochen. Läßt sich denn ferner zwar genau vorschreiben, wie der Lehrer in der Stunde verfahren muß, um den Schülern nicht nur das nötige Verständnis, sondern auch das nötige Wissen vom Mittelalter beizubringen, nicht aber vorschreiben, wie etwa eine Rede des Lysias traktiert werden müsse? Freilich wird gerade der gute Lehrer einer solchen Vorschrift am wenigsten bedürfen. Aber es ist eben niemand von Anfang an ein guter Lehrer, und je größere Neigung jemand zum Unterrichten und je größere Liebe jemand zu seinen Schülern selbst hat, um so mehr wird es ihn interessieren, zu erfahren, welche Methode des Unterrichtes auch auf diesem Gebiete erfahrene Lehrer mit Erfolg angewandt haben. Sicher würde es sich empfehlen, wenn in den Schulprogrammen statt solcher Notizen wie „O. II S. Lysias, Rede gegen Eratosthenes, W. Herodot, Buch VII mit Auswahl“, die kaum irgend welches Interesse zu erwecken imstande sind, öfters einmal eine Disposition einer Rede des Lysias abgedruckt würde¹⁾, wie sie der Lehrer durchgenommen hat, resp. hat anfertigen lassen, oder wenn in kürzester Form veröffentlicht würde, welche sprachlichen Erscheinungen bei Gelegenheit der Herodotlektüre der Lehrer hat wirklich merken lassen, oder auch wenn direkt einige Stunden der Lektüre in ihrem Verlaufe genau beschrieben würden²⁾.

Fiele der Abdruck der Klassenpensa fort, so könnte jedesmal schon auf demselben Raume eine derartige Notiz Platz finden.

Die Behandlung des Schriftstellers ist selbstredend eine verschiedene, je nach dem Inhalte, besonders aber auch nach der Klasse. Cäsars *Bellum Gallicum* und Xenophons *Anabasis* würden eine ganz passende Lektüre für I abgeben, wenn sie nicht schon in III vorweggenommen wären und die vorhandene Zeit nicht der Lösung schwierigerer Aufgaben bestimmt wäre. Aber freilich die Übersetzung selbst und die Besprechung würde ganz anders sein als in III.

Was soll nun Pensum in O. III sein, und wie soll es durchgenommen werden? Ich habe keine Gründe, um gegen die Beibehaltung der *Anabasis* Xenophons zu polemisieren, obwohl ich konstatieren möchte, daß doch recht große Schwierigkeiten für den

¹⁾ Vgl. die Abhandlungen von W. Müncher, *Gliederung des Platonischen Protagoras und dreier Staatsreden des Demosthenes*. Progr. Jauer 1883.

²⁾ Wie dies Direktor Frick in Halle in anderen Fächern durch seine „Mitteilungen aus der Praxis des seminarium praeceptorum an den Franckeschen Stiftungen“ (in dieser Zeitschrift 1883 und 1884) bereits gethan hat.

Tertianer sich beim Übersetzen des I. Buches darbielten. So wird das ganze neunte Kapitel, die laudatio des Cyrus, für den Durchschnittsschüler von O. III auch nach vorhergegangener Besprechung der ersten acht Kapitel keineswegs leicht sein. Ich möchte nun vorschlagen, daß dieses I. Buch gewissermaßen den Kanon der Lektüre für O. III zu bilden habe. Bei der Lektüre soll beständig Rücksicht genommen werden auf die Formenlehre und auf diejenigen syntaktischen Regeln, die bei der Versetzung nach II sicheres Eigentum des Schülers sein sollen. Dadurch und durch Anschluß aller Übersetzungsübungen an dieses I. Buch ist zu erreichen, daß der Schüler auch einen sprachlichen Gewinn einernte. Er muß aber am Schlusse des Schuljahres auch eine seinem geistigen Standpunkt angemessene sichere Kenntnis der griechischen und persischen Verhältnisse zur Zeit der Unternehmung des jüngeren Cyrus besitzen, muß über die im I. Buche vorkommenden Hauptpersonen, über die wichtigsten Örtlichkeiten und über den Zusammenhang des Gelesenen Auskunft geben und jede ihm vorgelegte Stelle des I. Buches übersetzen können. Dies setzt freilich voraus, daß die angeführten Dinge wiederholt besprochen und abgefragt worden sind, und daß der ganze Text mehrfach in kleineren und größeren Partien repetiert worden ist. Nun umfaßt das Wintersemester immer über 20 Wochen, enthält also bei vier wöchentlichen Xenophonstunden immer über 80 Stunden. Dazu kommen vor Michaelis etwa $3 \times 8 = 24$ oder $4 \times 8 = 32$ Stunden (in jeder Woche 3 oder 4). Das I. Buch der Anabasis enthält 295 §§. Ich würde nun für die erste Zeit ein möglichst kleines Stundenpensum ansetzen, etwa 3 §§. Die überschüssige Zeit würde auf Repetitionen des Gelesenen zu verwenden sein. Auch nach Michaelis würde ich die Lektüre noch so langsam fortschreiten lassen, daß nur etwa vier neue §§ in jeder Stunde dazu kommen. Somit wäre der Kanon gegen Weihnachten beendet. In der Zeit bis Ostern könnte dreierlei vorgenommen werden:

- 1) Repetitionen größerer Abschnitte;
- 2) hin und wieder schnellere Lektüre eines in sich zusammenhängenden Stückes aus einem anderen Buche, resp., wenn in U. II die Anabasis weiter gelesen werden soll, eines großen Teiles des zweiten Buches von Anfang an im Zusammenhange;
- 3) Übungen im Extemporeübersetzen. Denn bei dem Stande des zu dieser Zeit bereits erlangten grammatischen Wissens und dem Quantum der erlernten Vokabeln und des mit genauer Besprechung Gelesenen kann der Schüler wohl befähigt sein, leichtere Stellen derselben Schrift auch ohne Vorbereitung zu lesen¹⁾.

In II sind $2 \times 7 \times 40 = 560$ Stunden Griechisch gegen $2 \times 6 \times 40 = 480$ Stunden nach der früheren Stundenverteilung. Also

¹⁾ Schiller in Gießen läßt an seiner Anstalt in O. III lesen: Anab. I und II 1—5, außerdem 300 Verse Homer.

ergibt sich hier ein Plus von 80 Stunden. Wollte man rein mechanisch verfahren, so würde man diese 80 Stunden einfach dem in III um 80 Stunden gekürzten Homer zuweisen. Allein hier kann man nun unangefochten behaupten, daß dem Schüler, der mit der Kenntnis der gesamten attischen Formenlehre an den Homer herantritt, auch von Anfang an mehr zugemutet werden darf. Trotzdem würde ich für die Überweisung der 80 Stunden an die Dichterlektüre sein, damit es möglich wäre, in O. II manches Hervorragende aus der Lyrik zu lesen, wäre nicht bei der Versetzung nach I zum Nachweis der grammatischen Sicherheit das Skriptum zu liefern. Da diese Forderung besteht, so halte ich es für zweckmäßig, von den 80 disponiblen Stunden nur 20 der Homerlektüre bestimmt zu überlassen und zwar in der Weise, daß dieselben, wenn eine Trennung zwischen prosaischer und poetischer Lektüre im Stundenplan angesetzt ist, dem ersten Semester der U. II zugewiesen werden, damit gleich von Anfang an ein energisches Betreiben des neuen Gegenstandes ermöglicht werde. Wenn dann in den ersten Stunden die Schüler bei den ersten 150 bis 200 Versen des I. Gesanges der Odyssee zur Präparation in der Klasse angeleitet werden und ihnen das Verständnis der epischen Formen eröffnet wird, können sie von Pfingsten an spätestens sich selbständig präparieren, vorausgesetzt, daß auf Schwierigkeiten bei der Präparation jedesmal vorher hingewiesen wird.

Über das Maß der Lektüre scheint man bisher sehr verschiedener Ansicht gewesen zu sein. Man vergleiche darüber folgende Notizen aus Schulprogrammen. Es wurde beispielsweise im Schuljahre 1882/83 gelesen

- am Friedr.-Wilh.-G. in Kottbus in U. II 2 B. (3. 4), in O. II 11 B. (20—24, 5—10).
- am K. Kath. G. in Glogau in U. II 3 B. (3—5), in O. II 4 B. in der Klasse (1. 2. 12. 13), 2 B. privatim (3. 20).
- am Kaiserin-Augusta-G. in Charlottenburg in U. II 3 B. (12—14), in O. II 12 B. (7—18).
- am K. G. in Gnesen in U. II 4 B. (21—24), in O. II 6 B. (21—24. 1. 2).
- am K. Friedr.-G. in Frankfurt a. O. in U. II 5 B. (1—5), in O. II 14 B. (4. 5. 11—22).
- am Marienstifts-G. in Stettin in U. II 6 B. (7—9. 10—12), in O. II 12 B. (19—24. 13—18).
- am Wilh.-G. in Eberswalde in U. II 7 B. (2—4. 16—19).
- am G. in Landsberg a. W. in U. II 8 B. (1—5. 6—8), in O. II 13 B. (12—24).
- am G. in Guben in U. II 9 B. (13—16. 18—22), in O. II 15 B. (12—18. 5. 6. 19—24. Auswahl aus Solon, Tyrtaeus u. a.¹⁾).

¹⁾ Im Wintersemester drei Stunden.

am K. Ev. G. in Glogau in U. II 10 B. (3—12), in O. II 12 B. (13—24).

am Johannes-G. in Breslau in U. II 12 B. (1—12).

Aus dieser Zusammenstellung geht hervor:

- 1) dafs man an verschiedenen Anstalten in diesem Gegenstande sehr verschiedenartige Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Sekundaner glaubte stellen zu können;
- 2) dafs man in verschiedenen Kollegien auch sehr von einander abwich in der Ansicht, was ein Gymnasiast überhaupt von der Odyssee gelesen haben müsse.

Wenn es nun auch von den einzelnen Anstalten dankbar anerkannt werden mufs, dafs die Behörde bei der Begutachtung des alljährlich eingesandten Lehrplanes in dem Quantum der Lektüre nicht ein allgemeines Nivellieren erstrebt, sondern den verschiedenen Gymnasien in dieser Hinsicht, so zu sagen, ein individuelles Leben gestattet, so meine ich doch, dafs ein gar zu weites Auseinandergehen hierbei nicht der sonstigen Gleichmäfsigkeit der Anforderungen an den unter sich gleichen Anstalten entspricht.

Die neue Prüfungsordnung betont, dafs es beim Nachweise der Reife nicht lediglich darauf ankomme, dafs der Examinand eine gewisse Fähigkeit besitze, bestimmte Schriftsteller auch ohne Vorbereitung zu verstehen und zu übersetzen, sondern auch darauf, was er überhaupt gelesen habe. Dieser Anschauung würde es entsprechen, wenn bei der Homerlektüre, der auf jedem Gymnasium eine für einen einzelnen Schriftsteller nicht ganz unbeträchtliche Zahl von Stunden zugewiesen ist, durch irgend ein Uebereinkommen festgestellt würde, innerhalb welcher Grenzen etwa sich das Quantum der Lektüre zu bewegen habe, resp. welches das Minimum des zu Lesenden sein solle.

Ich für meinen Teil habe es schon unter den bisherigen Verhältnissen (bei Beginn der Homerlektüre in O. III) für schwer durchführbar angesehen, dafs in U. II derselbe oder annähernd derselbe Umfang der Lektüre bewältigt werde wie in O. II. Ich halte auch in Zukunft, selbst wenn man der U. II 20 Stunden mehr zuweist, an dieser Ansicht fest. Ich meine, dafs die Durchnahme und Einprägung der Homerischen Formen bei der Lektüre und durch dieselbe ganz der U. II zufallen müsse, und dafs aus diesem Grunde, und weil die Aneignung des grofsenteils neuen Vokabelvorrates zunächst dem Schüler nicht geringe Mühe zu verursachen scheint, die Präparation von einer kleinen Anzahl von Versen sehr allmählich zu einer gröfseren fortschreiten müsse. Genauere Normalzahlen lassen sich in dieser Hinsicht nicht aufstellen. Und doch möchte ich hier angeben, wie ich für meine Person mir die Einrichtung denke, wenn es auch nur deshalb wäre, um eventuell divergierende Ansichten kennen zu lernen. Ich denke, dafs man nach gehöriger Anleitung zur Präparation spätestens

von Ptingsten an 15 bis 20 Verse für die Stunde verlange und bis zu den Sommerferien etwa zu 25 Versen fortachreite; am Schlusse des Sommersemesters können etwa 35 Verse in einer Stunde gelesen werden. Über die Zahl von 50 Versen würde ich selbst am Ende des Wintersemesters nicht hinausgehen. Jeder Gesang wird, nachdem er gelesen ist, noch einmal im Zusammenhange zu wiederholen und am Schlusse des Schuljahres werden aus den gelesenen Büchern auch ohne vorhergegangene Vorbereitung größere Abschnitte zu repetieren sein. Darnach würden auf U. II etwa 6 Bücher Odyssee fallen. Sind die an diese Klasse zu stellenden Anforderungen erfüllt, dann kann in O. II von Anfang an wesentlich schneller gelesen werden, und ich würde kein Bedenken tragen, dieser Klasse 10 bis 12 Bücher zuzuweisen. Dabei erscheint mir das an manchen Anstalten beobachtete Verfahren besonders empfehlenswert zu sein, abwechselnd das eine Buch langsamer, mit Besprechungen über Homerische Formen und Eingehen auf die Sprache, zu lesen, das andere schneller oder, wie man es zu nennen pflegt, kursorisch. Dafs auf diese Weise nicht alle 24 Gesänge gelesen werden, würde ich als einen nicht gar zu grofsen Nachteil ansehen. Jedenfalls halte ich es nicht für möglich, dafs bei einer erheblichen Mehrforderung der Lektüre die wünschenswerte Kenntnis der Homerischen Formen und ihrer Erklärung bei der überwiegenden Mehrzahl der Schüler erzielt werde, ohne Überbürdung hervorzurufen.

Ist bei der Homerlektüre in U. II wegen des Ringens mit den formalen Schwierigkeiten zunächst ein nur langsames Vorwärtsschreiten möglich, so ist dagegen zu wünschen, dafs bei der Prosa, um dem Schüler nicht die Lust an Griechischen zu verleiden, in entgegengesetzter Weise verfahren, dafs möglichst schnell und mit besonderer Hervorkehrung des Inhaltes und Zusammenhanges gelesen werde. Hält man diesen Standpunkt für berechtigt, dann wird man auch die Konsequenz daraus ziehen müssen, dafs man für U. II eine Lektüre wähle, die der Obertertianerlektüre möglichst gleichartig ist, d. h. man wird in erster Linie an die Fortsetzung der begonnenen Anabasis zu denken haben. Ohne besondere Schwierigkeit werden davon vier Bücher gelesen werden können. Um aber einerseits die zurückbleibenden Schüler nicht zu bequem und dem Unterrichte gegenüber apathisch zu machen, andererseits um dem Lehrer beim Unterrichte nicht die frische Freudigkeit zu beeinträchtigen, wird es sich empfehlen, Jahr um Jahr mit dem Stoffe zu wechseln. Als das am wenigsten von der Anabasis in Ausdruck und Vokabelvorrat Differierende bieten sich Xenophons Hellenika dar. Auch aus diesen können in einem Jahre vier Bücher gelesen werden. Sollten sich die Reden des Kritias und Thera-
menes im 2. Buche für eine schwächere Abteilung als zu schwierig erweisen, so könnten sie zunächst überschlagen werden, um für den Schluß des Schuljahres aufgespart zu bleiben; zu diesem Zeitpunkte

mufs jedenfalls eine Repetition des Gelesenen in der Weise veranstaltet werden, dafs manche Abschnitte mittelst Inhaltsangabe, andere durch nochmaliges schnelles Übersetzen wieder vorgeführt werden. Ich selbst habe jene Reden an ihrer Stelle mit einer mittelmässigen Klasse gelesen, bin aber recht langsam vorwärts gekommen. Für die Wahl der Hellenika spricht auch der Umstand, dafs die Schüler einen Teil des Geschichtspensums ihrer Klasse ausführlich aus einer Quelle kennen lernen.

Die Anabasis Arrians schreitet, wie ich mehrere Jahre erprobt habe, in U. II zu langsam fort und wirkt deshalb, selbst wenn man immer wieder den Inhalt repetiert und den Zusammenhang betont, auf einen grossen Teil der Schüler ermüdend. Daher würde ich sie für diese Klasse nicht befürworten. Für die Übungen im Extemporeübersetzen, die im Hinblick auf die seit Ostern 1883 eingeführte Abiturientenarbeit nachdrücklicher betrieben werden müssen, als es bisher an manchen Orten geschah, wird jedenfalls vom 2. Semester an alle vierzehn Tage eine Stunde mit Regelmässigkeit zu verwenden sein. Im ersten Halbjahre würde ich diese Übungen schon deswegen nur selten vornehmen, weil in demselben nur zwei Stunden wöchentlich dem Prosaiker zufallen.

In O. II würde ich bei einer durchschnittlich mässig begabten Abteilung durchweg zwei Stunden dem Homer, drei Stunden dem Prosaiker zuweisen. Glaubt ein Lehrer, es mit einem besseren Cötus ohne Schaden für das notwendige Wissen durchführen zu können, dann würde ich es als sehr wünschenswert ansehen, wenn etwa zehn bis zwanzig Stunden auf die Lyriker verwandt würden. Begabteren Schülern fällt diese Lektüre ziemlich leicht und ist ihnen sehr sympathisch, und vielleicht würden gerade diese Gedichte wie die des Horatius auch von manchem Nichtphilologen später wieder einmal vorgenommen werden.

Unter den Prosaikern scheint in O. II Lysias als kanonisch zu gelten. Diese Stellung wird er sicher behalten müssen, so lange man aus der Prima nicht den grossen Demosthenes verbannt. Ich bin am wenigsten geneigt, dagegen aufzutreten. Aber eine Bemerkung kann ich nicht unterdrücken. Bei aller Vorliebe für Lysias mufs man doch zugestehen, dafs gerade in denjenigen längeren Reden, welche vorzugsweise auf Gymnasien gelesen zu werden scheinen (XII und XIII gegen Erotosthenes und gegen Agoratus) das rhetorische Element, der Appell an das Gefühl, an die persönlichen Interessen der Richter, sehr in den Vordergrund tritt, während die sachlichen Beweisgründe nicht immer überzeugend wirken. Deshalb werden freilich die genannten Reden nicht aus dem Lehrplane zu streichen sein; denn durch dieselben und durch die dazu erforderlichen Erklärungen wird den Schülern ein lebendiges Bild von dem bewegten politischen Leben in der letzten Zeit des peloponnesischen Krieges und der darauf folgenden

Zeit entrollt, und die Persönlichkeit des Lysias in ihrem wechselvollen Schicksal tritt gerade durch sie besonders hervor und muß durch den Lehrer hervorgehoben werden. Aber es wird nötig sein, wenn eine von diesen Reden gelesen wird, ein derartiges Tempo innezuhalten, daß außerdem entweder ein oder zwei von den kleineren Reden desselben Redners oder eine Schrift des Lucian gelesen werden kann. Lucian hat, wenn auch manche Vokabel nachgeschlagen werden muß, für den Schüler dieser Stufe großen Reiz, und die Lektüre desselben geht verhältnismäßig schnell vorwärts. Als selbstverständlich sehe ich es dabei an, daß dem Schüler die kommentierte Ausgabe von J. Sommerbrodt nicht nur gestattet, sondern geradezu empfohlen wird.

Für das zweite (aber wegen des den Schülern neuen Dialektes nicht für das erste) Semester eignet sich in O. II wohl kein Schriftsteller so wie Herodot. Nach kurzer Anleitung zur Präparation lesen sie sich sehr bald in diesen Schriftsteller ein und lesen ihn gern. Als Maß des zu Lesenden halte ich außer den Übungen im Extemporeübersetzen etwa 150 Kapitel für das Richtige, so daß jedesmal ein Buch gelesen werden kann, wenn man bei den längeren Büchern die Extemporierübungen demselben Buche entnimmt.

Privatlektüre würde ich für U. II nicht ansetzen. In O. II würde ich für dieselbe ein noch nicht gelesenes Buch der Anabasis oder der Hellenika für das ganze Jahr wählen, in der Weise, daß dasselbe über das ganze Jahr verteilt und jedesmal ein Kapitel in einer Stunde gelesen wird. Am Schlusse ist in einer besonderen Stunde der Inhalt des ganzen Buches zu rekapitulieren und einige Stücke daraus ohne besondere Präparation zu repetieren.

Mit Bezug auf das grammatische Pensum heißt es in den „allgemeinen Bestimmungen betreffend die Änderungen in der Abgrenzung der Lehrpensia infolge der Lehrpläne vom 31. März 1882“: „Die Hauptlehren der Syntax bilden unter steter Verbindung mit der erforderlichen Repetition der Formenlehre die grammatische Lehraufgabe der II“ und an einer anderen Stelle derselben Verfügung: „In der Bestimmung der syntaktischen Lehraufgabe der II ist absichtlich unterlassen worden, entsprechend den von einigen Seiten gestellten Vorschlägen, der U. II die Syntax des Nomens, der O. II die des Verbums zuzuweisen“. Bisher ist wohl bei geteilter Sekunda an den allermeisten Anstalten im Anschluß an die vorhandenen Grammatiken und Übungsbücher der grammatische Stoff so geschieden worden, daß im großen und ganzen der U. II die Syntax des Nomens, des Pronomens, des Artikels und der Präpositionen, der O. II die des Verbums, der Konjunktionen und Negationen zugewiesen wurde. Und sicher ist es wegen der nicht seltenen Verzerrung von Beamten und Offizieren, deren Söhne höhere Lehranstalten besuchen, in deren Interesse zu wünschen, daß in denjenigen Gegenständen, in welchen die An-

eignung eines festen Wissens von allen Schülern verlangt wird, wie Mathematik, Geschichte und Grammatik der alten Sprachen, die Pensa an allen Anstalten möglichst gleich verteilt seien. Trotzdem ist es sehr dankbar hinzunehmen, daß die Unterrichtsbehörde hier nicht dekretierend aufgetreten ist. Denn einerseits brauchen die durch die revidierten Lehrpläne herbeigeführten Neuerungen Zeit, um sich zu fester Gestalt zu formieren, andererseits ist gerade infolge jener Lehrpläne auf vielen Seiten ein reger Eifer erwacht, um durch mühevollen Arbeiten vor allem der Forderung gerecht zu werden, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden¹⁾. Erst wenn diese Arbeiten zu einem gewissen Abschlusse gelangt sein und einen deutlichen Überblick gestatten werden, wird auch in der griechischen Grammatik für die beiden Sekunden ein fester Plan möglich sein und nach meiner Ansicht dann allerdings auch geboten erscheinen. Wenn mich meine, freilich noch nicht auf statistisches Material gegründete Beobachtung nicht trügt, so werden unter der Voraussetzung, daß das oben aufgestellte syntaktische Pensum für O. III eingeprägt ist, zu allererst in U. II zu traktieren sein:

1) eine Wiederholung eben jenes Pensums; 2) der irrealer Fall; 3) die Regeln über die Präpositionen (etwa in dem Umfange wie in der Grammatik von Franke-Bamberg); 4) Hauptpunkte über den Gebrauch des Mediums (größtenteils als Vokabeln zu lernen); 5) das Wichtigste über den Gebrauch der Negationen (Unterschied zwischen $\sigma\upsilon$ und $\mu\eta$).

Diese syntaktischen Kenntnisse helfen dem Schüler wesentlich bei der Lektüre und befähigen ihn auch, gelesene Abschnitte zu retrovertieren. Daran würde ich die Repetition der Formenlehre und in systematischer Ordnung die Kasuslehre mit Auscheidung alles Unwesentlichen anreihen. — Die Kasuslehre wird wohl nach wie vor für die U. II als Pensum sich deshalb empfehlen, weil sie, wenn man auch noch so sehr auf ein nicht bloß mechanisches, sondern verstandesmäßiges Erfassen derselben dringt, doch entschieden mehr Gedächtnisstoff enthält als die Lehre vom Verbum.

Diese fällt der O. II anheim und ist bis Weihnachten möglichst zum Abschlusse zu bringen. Nebenher ist nochmals die Formenlehre zu repetieren. Im letzten Vierteljahre sind dann neben einer Repetition des Pensums von U. II recht zahlreiche schriftliche Übungen zu veranstalten und zwar jetzt besonders ohne Anlehnung an die Klassenlektüre, damit auf diese Weise der Schüler eine Art Vorbereitung auf die Versetzungsarbeit habe. Diese selbst ist so einzurichten, daß die Vokabeln bis auf ver-

¹⁾ Vgl. Heynacher, Was ergibt sich aus dem Sprachgebrauche Cäsars u. s. w.? — Rothfuchs, Beiträge zur Methodik des altsprachlichen Unterrichts. Letztere Arbeit ist vor der Veröffentlichung der revidierten Lehrpläne erschienen.

einzelte Ausdrücke den Schülern bekannt, und dafs alle in ihr enthaltenen syntaktischen Regeln mehrfach auch schriftlich im Laufe des letzten Jahres geübt worden sind. Da aber früher beim Abiturientenexamen erst der deutsche Text für die Übersetzung ins Griechische diktiert und dem Schüler Zeit gelassen wurde, ein Konzept anzufertigen, so ist die Forderung eine billige, dafs dies auch jetzt bei dieser Arbeit der Fall sei.

Ich lasse die Aufgaben zu zwei Arbeiten, die ich für die Versetzung nach Prima anfertigen liefs, folgen, um sie dem Urteile der Fachgenossen zu unterwerfen, und bemerke, dafs ich mit grossem Verlangen der Veröffentlichung entsprechender Arbeiten an anderen Anstalten zur eigenen Instruktion entgegen sehe. Ich verkenne allerdings nicht, dafs zur Beurteilung solcher Aufgaben eine Hauptgrundlage fehlt, nämlich die Kenntnis der früher von derselben Abteilung angestellten Übersetzungsübungen.

I. Michaelis 1882¹⁾.

Da die Hellenen glaubten, sie würden allein nicht imstande sein, sich gegen das Heer des Xerxes zu verteidigen, so schickten sie Gesandte an Gelon²⁾, den Sohn des Deinomenes, um ihn zu bitten, er möge Hellas helfen. Als dieselben in Syrakus angekommen waren, sagten sie zum Könige Folgendes: Die Lacedämonier und ihre Bundesgenossen haben uns abgeschickt, um dich aufzufordern, mit ihnen ein Bündnis gegen den Perserkönig zu schliessen. Dieser hat ein grosses Heer aus ganz Asien zusammengebracht in der Absicht, gegen Hellas zu Felde zu ziehen. Er selbst sagt zwar, er wolle gegen die Athener ziehen, um an ihnen Rache zu nehmen für das Leid, das sie ihm zugefügt haben. Aber es giebt niemand, der nicht wüfste, dafs er Grösseres begehrt, und dafs er nicht eher aufhören wird, Krieg zu führen, als bis er entweder ganz Hellas unterjocht hat oder selbst den Hellenen unterlegen ist. Kämeſt du uns zu Hilfe, dann dürften wir hoffen, dafs die Perser leicht zu besiegen sind. Thust du es nicht, so wirst du befürchten müssen, dafs der König, wenn er uns unterworfen hat, auch mit dir kämpfen wird, um dich deiner Herrschaft zu berauben. So redeten die Gesandten. Gelon versprach, 200 Dreiruderer und 20 000 Schwerebewaffnete zu stellen und die erforderlichen Lebensmittel für das ganze Heer der Hellenen unter der Bedingung zu schicken, dafs er, wenn auch nicht die gesamte Streitmacht, so doch entweder die Flotte oder das Landheer be-

¹⁾ Im Gebrauch ist die Grammatik von Seyffert-Bamberg. Die Stücke schliessen sich nicht an die Klassenlektüre an. Der deutsche Text wurde diktiert, dann von den Schülern ins Konzept übersetzt und dieses der mündlichen Abschrift beigelegt. Als Zeit wurde vom Direktor für jede Arbeit incl. Diktat zwei Stunden festgesetzt; bei der zweiten Arbeit erwies sich diese Zeit als zu kurz und wurde um zehn Minuten überschritten.

²⁾ Gelon Γέλων, -ωνος.

fehlige. Unter diesen Umständen beschlossen die Gesandten, nach Hause zurückzukehren und den Hellenen zu raten, sie sollten allein gegen die Perser kämpfen.

II. Ostern 1883.

Im zweiten Jahre der 66. Olympiade beschloß Dareus, die Scythen in Europa zu bekriegen, um an ihnen Rache zu nehmen, weil sie etwa 120 Jahre früher in Medien eingefallen waren und nach der Besiegung der Meder 28 Jahre lang über deren Land geherrscht hatten. Als er in Europa angelangt war, befahl er den Ioniern, welche die Mehrzahl der Schiffe gestellt hatten, in den Ister¹⁾ hineinzufahren, diesen Fluß zu überbrücken und dann zu warten, bis er mit der Landmacht dorthin gekommen wäre.

Er selbst zog durch Thracien, unterwarf mit leichter Mühe die dortigen Völker und nötigte sie, an dem Zuge gegen die Scythen teilzunehmen. Als das ganze Heer den Isterfluß überschritten hatte, beauftragte der König die Ionier, die Brücke abzubringen²⁾ und ihm gleichfalls zu folgen.

Schon waren diese im Begriff, dem Befehl des Königs Folge zu leisten, als Koes³⁾, der Sohn des Erxander⁴⁾, der Tyrann von Mytilene, jenen fragte, ob es ihm gestattet sei, seine Meinung zu äußern. Als Dareus es ihm erlaubte, riet jener ihm, den Abbruch der Brücke zu verbieten und die Ionier mit der Bewachung derselben zu beauftragen. Ich fürchte nicht, fügte er hinzu⁵⁾, daß deinen Truppen von den Scythen etwas Schlimmes zugefügt wird. Aber es könnte sich ereignen, daß du nicht imstande bist, die Feinde aufzufinden und deinem Heere die Lebensmittel auszugehen. Sollte dies geschehen, dann dürfte dir die Brücke von großem Nutzen sein. Glaube aber nicht, daß ich nicht mit dir ziehen will. Ich werde dir folgen, wohin du auch immer gehen magst.

Offenbar hat Koes durch diesen Rat sich um Dareus sehr wohl verdient gemacht. Hätte der König ihm nicht gehorcht, so meine ich, würde er und sein Heer durch die Scythen gänzlich vernichtet worden sein.

Aus dem über den Unterricht in II Gesagten geht hervor, daß ich immer eine Trennung in zwei Jahreszeiten annehme. Dies halte ich auch für durchaus notwendig, wenn der Umfang der Lektüre nicht erheblich leiden und wenn in der Grammatik ein nicht bloß mechanisches, sondern durchdachtes und durch vielfache Übersetzungsübungen befestigtes Wissen erworben werden soll. Namentlich diese Übersetzungsübungen können nicht in ge-

¹⁾ Ister Ἴστρος.

²⁾ abbringen λείπειν.

³⁾ Koes Κωΐς, -ου.

⁴⁾ Erxander Ἐρξάνδρος.

⁵⁾ fügte er hinzu = sagte er.

nügendem Umfange gemacht werden, wenn das gesamte Pensum auf ein Jahr zusammengedrängt wird.

Großer-Wittstock stellt in den N. Jahrb. f. Phil. und Pädag. 1883 II (Die Gestaltung des griechischen Unterrichts u. s. w.) die Forderung auf: „Die Kurse der Cöt. B und A (von II) sind parallel, der grammatische Unterrichtsstoff wird also zweimal im Biennium durchgenommen“. Er verlangt ferner „wöchentlich eine schriftliche Arbeit, abwechselnd ein Exercitium, z. B. nach Seyffert, und ein Extemporale im Anschluß an die Lektüre und zugleich mit Rücksicht auf das laufende grammatische Pensum“. Dies würde ich bei zwei wöchentlichen Stunden nicht zu leisten imstande sein, oder die für II sehr notwendige Wiederholung der Formenlehre müßte ganz unterbleiben. Ich hoffe vielmehr, daß die Unterrichtsverwaltung, gestützt auf eingehende Beobachtungen, sich in nicht zu langer Zeit dazu entschließen wird, die Trennung der II im Griechischen anzuordnen, wie dies für III gleich bei Erlaß der neuen Lehrpläne geschehen ist, oder wenigstens dringend anzufordern.

Die Forderung von Großer aber scheint auch mir durchaus berechtigt, daß (wenn irgend möglich, füge ich hinzu) alle Woche eine schriftliche Arbeit angefertigt, oder daß doch alle vierzehn Tage ein Extemporale geschrieben und gelegentlich in der dazwischen liegenden Zeit ein Exercitium gemacht werde. Den häuslichen Arbeiten kann ich nach meiner bisherigen Erfahrung keinen besonderen Wert beilegen und habe in dieser Hinsicht u. a. eine pädagogische Autorität auf meiner Seite, nämlich Schiller¹⁾.

Die Extemporalien sollen dem Lehrer keineswegs bloß zur Beurteilung der Schülerleistungen, sondern ebenso gut zum Maßstabe dafür dienen, ob das durchgenommene Pensum von der überwiegenden Mehrzahl der Schüler richtig erfaßt worden ist, oder ob eine sofortige Wiederholung des zuletzt behandelten grammatischen Abschnittes geboten erscheint. Ich trage kein Bedenken einzugestehen, daß mir dies einige Male begegnet ist, und halte mich in einem solchen Falle für verpflichtet, derartige Arbeiten bei der Beurteilung der Schüler ganz außer Acht zu lassen. Aber instruktiv sind solche Erfahrungen für den Lehrer doch; sie zeigen ihm, welche Schüler für sprachliche Erscheinungen eine schnelle Auffassungsgabe haben; sie geben ihm einen Fingerzeig für die Durchnahme desselben Abschnittes in einem späteren Kursus und belehren ihn, wie wünschenswert es ist, sich recht oft durch Klassenarbeiten von dem Stande des Wissens zu überzeugen. Was das Extemporale selbst betrifft, so meine ich, daß im Griechischen, wo nur grammatische Dinge Verwertung finden sollen, eine Verwöhnung der Schüler herbeigeführt wird, wenn vorher

¹⁾ Vgl. dessen Äußerungen auf der 36. Vers. deutscher Phil. und Schulm. (in dieser Zeitschrift 1882).

der deutsche Text diktirt und dann erst die Anfertigung der Übersetzung verlangt wird. Doch muß das Diktieren so langsam geschehen, daß kein Schüler dabei in unnötige Hast gerät. Längere Sätze sind vorher im Zusammenhange vorzulesen. Darauf hat der Lehrer möglichst wenige Worte auf einmal zu diktieren und Wiederholungen, die erfahrungsgemäß verwirrend wirken, thunlichst zu vermeiden. In O. II kann einige Male erst der deutsche Text gegeben werden, weil bei der Schlußarbeit dasselbe Verfahren beobachtet wird.

Nachtrag.

Nach Einsendung des Manuskriptes der voranstehenden Arbeit (9. Jan. d. J.) ist im Gymnasium II 3 u. 4 der Aufsatz von Rothfuchs „Method. Bemerkungen über den griech. Unterricht u. s. w.“ erschienen. Wenn ich in manchen wesentlichen Punkten mit dem Verf. der „Beiträge zur Methodik des altsprachlichen Unterrichtes“ zu demselben, in anderen zu einem ähnlichen Resultate gelangt bin, so habe ich mich darüber gefreut. Eine Umarbeitung meiner „Bemerkungen“ habe ich trotzdem unterlassen, um der Arbeit die Einheitlichkeit zu wahren.

Zu S. 392. Hense (Das deutsch-griechische . . . Schlußskriptum u. s. w., Gymnasium II 7) kommt durch eine ähnliche Deduktion zu dem Ergebnis, daß es zweckmäßig sei, die betreffende Arbeit bei der Versetzung nach O. I statt nach U. I anfertigen zu lassen.

Zu S. 396 vgl. Baumeister „Die neuen preufs. Lehrpläne u. s. w.“ in dieser Zeitschrift 1882 S. 540. Die von mir ausgesprochene Ansicht, daß eine Syntax in Form von Beispielen nur zur Repetition nach Durchnahme der gesamten Syntax brauchbar sei, scheint man auch anderwärts zu teilen. Am Gymnasium zu Gießen wird nach der Gramm. von Curtius unterrichtet. Außerdem aber ist dort eine „Beispielsammlung für den griech. Unterr.“ (im ganzen 4 Quartseiten) in den Händen der Schüler. Aber gerade durch die Einrichtung dieser Sammlung scheinen die von mir geäußerten Bedenken bestätigt zu werden. Bei der Kasuslehre nämlich kommt die Sammlung mit den Beispielen allein nicht aus, es sind Zusätze nötig; so heißt es da:

βλάπτει τὸν ἄνδρα θυμὸς εἰς ὀργὴν πεσών. (Acc. bei Verben: Gutes oder Böses zufügen durch Wort oder That, nützen, schaden, vergelten.)

ἀνῆρεθ' ἡμᾶς τοὺς ἐν Ἰλίῳ πόνους u. τὸν πάντα δ' ἔλβω ἡμαρ ἐν γ' ἀφείλετο. (Acc. bei fragen, fordern, lehren, verheimlichen, ausziehen, berauben.)

Glogau.

Georg Bordellé.

Eine geschichtliche Präparation nach den Herbartschen didaktischen Grundsätzen¹⁾.

(Die Schlacht bei Thermopylä).

In welcher Weise eine etwaige Annahme der Herbartschen didaktischen Grundsätze seitens des Gymnasiums einwirken würde auf den geschichtlichen Unterricht daselbst, welche Stoffauswahl, welche Verteilung auf die einzelnen Klassen einzutreten hätte, dieser Frage gedenken wir in dem folgenden nicht näher zu treten. Wir haben nur die Absicht, eine sogenannte methodische Einheit aus dem Gebiete der Geschichte, nach den formalen Stufen behandelt, vorzuführen. Hierzu haben wir uns besonders veranlaßt gesehen, weil in Fricks bekanntem Referate solch eine „Präparation“ sich nicht findet, während das Verlangen danach in weiteren Kreisen vorhanden ist, und weil bei vielen Freunden der Herbartschen Didaktik noch Unklarheit über das Wesen der „methodischen Einheit“ zu herrschen scheint. Schreibt doch noch H. Meier in Schleiz, der mit Herbart durchaus nicht unbekannt erscheint, in der Besprechung des Frickschen Referates in dieser Ztschr. oben S. 35: „Der Verfasser und mit ihm die Direktorenkonferenz verlangen übrigens nicht die Absolvierung der formalen Stufen bei jeder methodischen Einheit, sondern wollen dem Lehrer darin mit Recht freie Hand lassen.“

Allgemeinere Betrachtungen über die formalen Stufen bringen wir nicht; wir verweisen hierfür auf Frick, Kern und besonders auf Zillers „Allgemeine Pädagogik“ (2. Auflage 1884); nur einige Bemerkungen müssen wir unserer Präparation vorausschicken. Dieselbe unterscheidet sich nämlich in einem wichtigen Punkte von denen Fricks, die in der Zeitschrift für Gymnasialwesen veröffentlicht worden sind: Frick vertritt die freiere Handhabung der formalen Stufen, wir geben hier eine möglichst eng sich an die Forderungen der Zillerschen Lehre anschließende Präparation, werden aber hier und da zeigen, wie innerhalb der gezogenen Grenzen eine freiere Bewegung durchaus gestattet ist. Es unterliegt ja wohl kaum einem Zweifel, daß bei Übertragung der Herbartschen Grundsätze auf den Gymnasialunterricht der Einfluß des teilweise anderen und großartigen Unterrichtsstoffes manche Änderungen der bisher geübten Didaktik mit sich bringen wird, aber wo und in welchem Grade solche Änderungen einzutreten haben, wird sich doch erst entscheiden lassen, wenn man den ersten Versuch gemacht hat

¹⁾ Angeregt durch die Lektüre der Frickschen Schrift ersuchte mich der Direktor unseres Gymnasiums, Herr Dr. H. Weber, in der Lehrerkonferenz ein Referat über die Herbartsche Didaktik zu geben. Bei dieser Veranlassung fertigte ich, um durch ein Beispiel die Lehre mehr zu veranschaulichen, diese Präparation, welche vor ihrer Mitteilung im hiesigen Herbart-Kränzchen einer eingehenden Besprechung unterzogen worden ist.

— wenigstens in der Theorie —, die auf dem Gebiet des Elementarunterrichts erprobten Grundsätze vollständig zu befolgen. Sollte sich dabei wirklich herausstellen, daß „diese Lehre — wegen allzukünstlichen Schematismus nicht als eine allgemeingiltige angesehen werden könne“ (Frick S. 73), so wird es dann an der Zeit sein, dasjenige auszuschneiden, was eine Übertragung auf den Gymnasialunterricht nicht verträgt. Dem Ref. ist es freilich bis jetzt so gegangen, daß, je mehr er sich — einstweilen wesentlich theoretisch — einarbeitete in die Herbart'sche Pädagogik, ihm immer mehr von dem als übertragbar erschien, was er erst glaubte abweisen zu müssen. Wer würde da nicht an den Ausspruch des Sokrates über den Heraklit gemahnt: „Was ich von ihm verstanden habe, ist herrlich und trefflich; darum glaube ich, daß auch alles Übrige ebenso gut und wahr ist, aber es erfordert einen delischen Taucher!“

Einer von den dunkleren Punkten scheint, wie oben angedeutet, die methodische Einheit zu sein. Wer daran zweifelt, ob jede methodische Einheit nach den formalen Stufen zu behandeln sei, der denkt bei dem Wort an etwas Falsches, etwa an „jedes beliebige Unterrichtsstück“. Bei richtiger Auffassung wird er sehen, daß jener Satz weiter nichts ist als ein identisches Urteil, folglich auf Richtigkeit den gegründetsten Anspruch hat. Methodische Einheit nennt nämlich die Herbart'sche Schule gerade solch ein Stück des Unterrichtsstoffes, welches der Behandlung nach den formalen Stufen fähig ist, aus dem sich also durch einen Abstraktionsprozeß etwas Begriffliches, sei es ethischer, sei es wissenschaftlicher Natur, gewinnen läßt. Der Unterrichtsstoff ist nicht mit der Elle abzumessen und etwa mit Rücksicht auf die Dauer einer Lektion in gleich große Stücke zu zerlegen: bei solchen Stücken würde freilich die Durcharbeitung nach den formalen Stufen in vielen Fällen unmöglich sein; vielmehr ist das Ganze des Unterrichtsstoffes mit Rücksicht darauf zu gliedern, wie viele methodische Einheiten aus ihm entnommen werden können; diese selbst können dem äußeren Umfange des Stoffes nach sehr ungleich sein und daher eine verschiedene Anzahl Lektionen in Anspruch nehmen. Die methodische Einheit wird also im wesentlichen bestimmt durch das in dem betr. Unterrichtsstoff liegende begriffliche Material, wie es auf der vierten formalen Stufe, der Stufe des Systems, erscheint. Doch wird dem Stoffe dabei insofern Beachtung geschenkt, als man Zusammengehöriges nicht zerreißt. Es werden dann, wenn ein untrennbares Ganze von größerem Umfange ist, auf der vierten Stufe vielleicht drei oder vier systematische Sätze gewonnen, wie es auch bei dem von uns gewählten Beispiele der Fall sein wird.

Es wird also auch auf dem Gebiete der Geschichte nicht so sehr die Summe der mitzuteilenden Thatsachen entscheidend sein für die Abgrenzung der Einheiten als vielmehr die Summe

der erkennbaren Willensverhältnisse, welche ein „System“ gewinnen lassen. Bloß Thatsächliches der Art, daß wir die zu Grunde liegenden Absichten weder sicher erkennen noch mit einem höheren Grade von Wahrscheinlichkeit erschließen können, reicht nicht zu einer methodischen Einheit aus; es muß daher, soweit es aus irgendwelchen Gründen im Unterrichte mitzuteilen ist, als bloße Unterabteilung einer methodischen Einheit eingegliedert werden¹⁾. Es muß jede methodische Einheit auf dem Gebiete der Geschichte erzieherisch fruchtbare Momente enthalten; diese sind aber da vorhanden, wo Persönlichkeiten mit ihrem Denken und Thun uns entgegen treten, die dann der Unterricht so auszuarbeiten hat, daß sie förmlich Gestalt gewinnen. Nur dann wird der Unterricht zur Entwicklung eines eigenen reichen Wollens, also der Entwicklung der Persönlichkeit beitragen, d. h. erziehend wirken können. Um diese Wirkung herbeizuführen, ist nötig, außer einer möglichst anschaulichen Darstellung der äußeren Vorgänge: eine Vertiefung in das geistige Leben der handelnden Personen, dann ein Vergleich ihrer verschiedenen Willensäußerungen unter sich und mit den Willensäußerungen anderer.

Solche Persönlichkeiten mit deutlich erkennbarem Wollen treten auf in der Schlacht bei Thermopylä, die wir deshalb als Gegenstand unserer Präparation wählten. Wir behandeln sie hier in einer Form, wie sie etwa in der Untersekunda eines Gymnasiums erscheinen könnte. Wir nehmen dabei freilich an, was ja der Wirklichkeit nicht entspricht, daß die Schüler mit dem Verlauf derselben nicht schon näher bekannt sind. Derartige Voraussetzungen wird man bei solchen Einzelpräparationen immer machen müssen, so lange ein Lehrplan der Geschichte für Gymnasien nach den Grundsätzen der Herbart'schen Didaktik nicht besteht. Außerdem ist angenommen, daß die Schüler in der vorangegangenen Stunde mit den unmittelbar vorhergehenden Ereignissen bekannt gemacht worden sind, also dem Einmarsch des Xerxes in Thessalien und der Räumung des Tempethales seitens der Griechen. Es ist ja fraglich, ob man diese Vorgänge nicht richtiger mit in diese methodische Einheit hereinzöge; es schien aber ratsam davon abzusehen, um der Präparation nicht einen zu großen Umfang zu geben. Noch sei bemerkt, daß die Schlacht bei Thermopylä zwar eine methodische Einheit ist, aber eine derartige, daß sie später einer höheren Einheit, nämlich den Perserkriegen, einzugliedern ist. Führen diese zu dem allgemeinen „geschichtlichen System“: „die große Macht des despotisch regierten Orientes unterliegt im Kampf mit dem kleinen, freiheitlich regierten Griechenland“, und zu dem „ethischen System“: „ein

¹⁾ Vgl. W. Rein, Pädagogische Studien. Neue Folge. Jahrgang 1883. Heft 4, S. 11.

freies, tapferes Volk ist im einmütigen Kampfe um seine Selbständigkeit einer großen Übermacht sklavischer Massen überlegen“, so fördern wir in unserer methodischen Einheit bescheidenere Sätze zu Tage, die aber bei Gewinnung jener allgemeinen Sätze wieder mit als Untergrund zu dienen haben.

Der Unterricht beginnt mit Aufstellung des Zieles. „Ich will euch nun den Kampf um Mittelgriechenland und zwar zunächst das Zusammentreffen der persischen Landmacht mit den Griechen erzählen.“

I. Stufe: Analyse. Die im Geiste der Schüler schon vorhandenen Vorstellungen, welche zu dem zu bietenden Neuen in Beziehung stehen, werden aufgesucht und aufgefrischt. Es geschieht dies möglichst im Ton der Unterhaltung, die aber von dem Lehrer planmäßig nach dem Punkte hingeleitet wird, wo das Neue angeknüpft werden soll. (Wo es nicht sofort dem Leser ersichtlich ist, auf welche Antwort vom Lehrer gezielt ist, setzen wir dieselbe hinzu.)

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die Bewegungen der beiden Parteien vor dem Zusammentreffen. Wo war die Hauptstellung der Griechen? „Beim Isthmus.“ Welchen vorgeschobenen Posten hatten sie geräumt? „Im Thal Tempe.“ Warum? „Weil sie erfahren hatten, daß die Perserheer auf anderen Wegen über die Berge gelangen könne.“ Welches Land stand also dem Perser offen? „Thessalien.“ Welches mußte das nächstfolgende Ziel seines Marsches sein? „Athen.“ In welcher Richtung muß er also vorrücken? (Karte her!) „Nach Süden.“ Wo scheint es möglich, ihm den Weg zu verlegen? „Da, wo der malische Meerbusen tief ins Land einschneidet und das Ötagebirge ans Meer herantritt.“ (Ein Schüler zeichnet es in vergrößertem Maßstabe an die Tafel.) In welchem Falle war dieser Punkt geeigneter zu einem erfolgreichen Widerstand als das Thal Tempe? „Wenn er nicht umgangen werden kann, wenigstens nicht von einem landfremden Heere.“ Wer weiß etwas Genaueres über die Beschaffenheit des dortigen Weges? (Karte!) „Er läuft wesentlich in der Richtung von Westen nach Osten; auf der einen Seite erhebt sich der Kallidromos, auf der anderen Seite ist er begrenzt von Meer und Sumpf.“ Welcher Fluß versumpft hier die Gegend? „Der Spercheios mit seinen Zuflüssen.“ (Im Altertum waren Boden und Flußverhältnisse etwas anders.) Wie heißt solch ein schmaler Weg? „Pafs.“ Muß ein Pafs immer von Berg und Meer begrenzt sein? „Nein, meist führen die Pässe zwischen zwei Berg Höhen hin.“ Wer kennt solch einen Pafs in der Nähe von Eisenach? „Bei Hörschel.“ Denke dir nun dort die südlichen Berge steiler und an Stelle des Flusses und des nördlich herantretenden Berges das Meer, so hast du einen ähnlichen Pafs, wie jener am malischen Meerbusen war. Welchen Vorteil bietet solch ein Pafs für die Verteidigung? „Eine kleine Zahl kann einer großen

Übermacht stand halten, weil immer nur wenige zum Angriffe vorgehen können.“ Wer weiß den Namen jenes Passes? „Thermopylä.“ Was bedeutet der Name? Zerlege ihn in seine Bestandteile: *θερμός*? „Warm.“ *πύλαι*? „Die Thore.“ Wozu bilden diese Thore den Zugang? „Zu Mittelgriechenland.“ Weiß einer, warum diese Thore 'warm' heißen? „Weil dort heiße Quellen sind.“

Einer der Schüler hat das in der Analyse wieder ins Bewußtsein gehobene Material zusammenzufassen und zusammenhängend zu sprechen: a) über den Marsch der Perser, b) über die Beschaffenheit des Thermopylenpasses, c) über den Vorteil dieser Stellung.

II. Stufe: Synthese. Die Synthese hat die Aufgabe, das Neue darzubieten, es klar zu machen, einzuprägen und nach sittlichen Gesichtspunkten würdigen zu lassen. Zunächst handelt es sich in Synthese a. um Auffassung des rein Thatsächlichen unter möglichster Fernhaltung der sittlichen Momente. 1. Der neue Stoff wird — in der Geschichte wenigstens meist — vom Lehrer erzählt. Läßt es der Umfang rätlich erscheinen, so zerlegt man ihn in mehrere Stücke. Wir haben den unsrigen in zwei Stücke gegliedert; es wäre auch eine Teilung in vier oder fünf Stücke zulässig, wenn das Alter der Schüler es erfordert. 2. Unmittelbar nach der Darbietung wird das Stück von einem Schüler wiedererzählt (erste rohe Totalauffassung nach Ziller); dabei unterbreche man den Schüler nicht; unter Umständen kann am Schluß Fehlendes ergänzt, Falsches berichtigt werden. 3. Der Lehrer vergewissert sich durch einige Fragen nach rein Thatsächlichem, ob die Schüler sich die Vorgänge lebhaft vorstellen und sie nicht nur mechanisch wiedererzählen. — Synthese b. 1. Es tritt die Vertiefung (Konzentration) ein. Die im konkreten Stoffe vorkommenden Willensverhältnisse und Charaktereigenschaften werden einzeln herausgehoben und einer ethischen Beurteilung unterzogen, damit nachher die darin enthaltenen wertvollen sittlichen Gedanken gewonnen werden können. Erst wenn das sittliche Urteil gefällt ist, sind erklärende und entschuldigende Verhältnisse mit in Betracht zu ziehen: psychologische Vertiefung. 2. Das Stück wird von einem Schüler in der Weise wiedererzählt, daß er die Ergebnisse der Besprechungen mithineinverwebt. (Zweite erweiterte Totalauffassung nach Ziller.)

Erstes Stück. — Synthese a. 1. Erzählung des Lehrers:¹⁾ „Hier also hatten sich nach dem Beschlusse der Versammlung auf dem Isthmus die Griechen aufgestellt, im Lande der Malier, welches an Phokis angrenzt. Der Weg zwischen Berg und Meer ist über

¹⁾ Wir geben die Erzählung unter möglichst genauem Anschlusse an Herodot, weil dieser die Vorgänge anschaulicher schildert als die neueren Geschichtsschreiber.

eine Stunde lang. Nach Süden zu sind die steilen Abhänge des fast bis zu 7000 Fuß emporragenden Kallidromos, die bald mehr bald weniger nahe ans Meer herantreten und in deren Schluchten Bäche herabstürzen. Da, wo der Bach mit Namen Phönix das Thal erreicht, ist die engste Stelle des Passes, nämlich nur eine Wagenbreite, und es führte hier ein aufgeschütteter Weg. Von hier sind es noch 15 Stadien ($\frac{3}{4}$ Stunden) bis zu dem Pafs, welcher im Osten liegt. Inmitten des Phönix und jenes Passes ist das Feld so breit, daß hier ein Flecken gebaut war, Antheile mit Namen, dann aber verengert sich der Raum wieder nach dem östlichen Eingang hin, den die Hellenen Thermopylen nannten. Hier lagerten die Griechen; den westlichen Eingang hatten sie nicht besetzt. Es waren aber folgende: 300 auserlesene Spartaner, die alle Kinder zu Hause hatten, unter einem ihrer Könige, Leonidas. Außerdem 2800 Mann andere Peloponnesier, 700 Thespiar, 1000 Phoker, 400 Thebaner, jedes Volk unter seinem Führer. Die Thebaner aber waren nicht freiwillig beim Heere, sondern als Geiseln. Mehr Truppen sollten aufgeboten werden, wenn das Fest der Olympien, das gerade damals begangen wurde, und die Feier der Karneen in Sparta vorüber wäre. Es befand sich nun in der Nähe des östlichen Passes eine Feste, worin vor Alters ein Thor war. Dieses war im Laufe der Zeit verfallen, jetzt aber wurde es wieder aufgerichtet. Als aber Leonidas hörte, daß ein Pfad, der freilich nur den Landeseingebornen bekannt war, von Trachis (Karte!) aus, wo die Perser lagerten, über das Gebirge ihm in den Rücken führe, da gebot er, diesen zu besetzen, und es meldeten sich dazu freiwillig die Phoker. Diese schickte er dahin, die andern aber behielt er bei sich.

Wie nun die Perser sich dem Passe näherten, gerieten die Hellenen in Angst, und die andern Peloponnesier wollten nach dem Isthmus abziehen. Leonidas aber stimmte dafür, zu bleiben und bei den Nachbarvölkern Verstärkung zu heischen, da sie zu schwach seien zur Abwehr.

Wie sie so beratschlagten, sandte Xerxes einen Späher zu Pferd, um zu sehen, wie viel sie wären, und was sie machten. Der konnte aber bloß die erschauen, welche außerhalb der Feste lagerten, das waren aber zu der Zeit gerade die Lacedämonier. Da sah er denn die einen Männer turnen, die andern ihr Haar strählen. Das schaute er mit Verwunderung, merkte ihre Zahl und ritt dann wieder zurück, ohne daß jemand ihn verfolgte. Wie er aber dem König meldete, was er gesehen hatte, fand dieser das Thun der Griechen lächerlich, liefs den König Demaratos kommen und fragte diesen, was er von dem Gebahren der Griechen halten sollte. Der sagte ihm: Diese Männer sind gekommen, sich mit uns zu schlagen um den Pafs, und dazu bereiten sie sich. Denn so ist ihr Brauch: wenn sie auf Tod und Leben kämpfen wollen, so schmücken sie ihr Haupt. Das erschien

dem König ganz unglaublich. Und er wartete noch vier Tage, da er glaubte, sie würden davon laufen. Am fünften Tage aber, als sie nicht abzogen, sondern, wie er meinte, aus Unverschämtheit und Unklugheit noch blieben, schickte er gegen sie die Meder und Kissier in seinem Zorne mit dem Befehle, sie lebendig gefangen vor sein Antlitz zu führen. Wie nun die Meder durch den westlichen Eingang vorrückten und sich auf die Hellenen warfen, fielen ihrer viele, und andere rückten an und konnten nicht wieder zurück, so übel es ihnen auch von den Griechen erging. Und es zeigte sich, daß sie zwar viele Menschen seien, aber wenige Männer.

Nachdem die Meder so schlimm zugerichtet waren, gingen sie zurück, und die Perser rückten an ihre Stelle, welche der König die Unsterblichen nannte; denn so viele ihrer irgendwo gefallen waren, so viele wurden jedesmal aus den Tapfersten ausgerlesen und ihnen zugesellt. Ihr Oberster aber war Hydarnes. Diese, als die Tüchtigsten des Heeres, meinte man, würden leicht mit den Hellenen fertig werden. Aber es erging ihnen nicht besser als den andern wegen der Enge des Kampfplatzes und wegen ihrer Lanzen, welche kürzer waren als die der Hellenen, und weil sie ihre Menge nicht zur Geltung bringen konnten. Die Lakedämonier aber fochten mannhaft und erwiesen sich als erfahrene Kämpfer gegenüber den unerfahrenen Feinden und wußten den Vorteil ihrer Stellung wohl zu nutzen. Oft wandten sie den Rücken und schienen zu fliehen mit der ganzen Schar, und wenn das die Perser sahen, drängten sie ihnen nach mit Geschrei und Lärm. Da aber wandten sich die Lakedämonier zur rechten Zeit und schlugen viele der Feinde nieder. Wie nun die Perser nichts gewinnen konnten, zogen sie wieder ab. Der König Xerxes aber, welcher zuschaute, soll dreimal von seinem Throne aufgesprungen sein aus Furcht um seine Leute.

Am folgenden Tage versuchte man den Kampf von neuem. Man hoffte, die Hellenen würden matt sein von der Arbeit und entkräftet durch die Wunden. Die aber waren nach Gliedern und Völkern geordnet und kämpften alle nach der Reihe. So erging es den Persern wie des Tages zuvor, und sie mußten abziehen, ohne etwas ausgerichtet zu haben.

2. Dieses Stück erzählt ein Schüler zunächst wieder. Daran knüpft der Lehrer noch folgende das Thatsächliche betreffende Fragen:

3. Warum nahmen die Griechen Aufstellung in den Thermopylen? Wodurch wurde die Stellung noch mehr befestigt? Warum wurden wohl die Phoker auf den Gebirgspfad gestellt? „Sie sind landeskundig.“ Vermissest du nicht ein Volk bei dem Landheere? Wo waren die Athener? Warum kamen so wenige Truppen zur Verteidigung zusammen? Was hast du über die Bewaffnung der Perser erfahren? Welche besondere Abteilung

des persischen Heeres hast du kennen gelernt? Was hast du über Kampfesgewohnheiten der Spartaner gehört? (Denke an den Bericht des persischen Spähers.)

Synthese b. 1. Wir wollen nun die Handlungsweise der einzelnen Personen beurteilen. Trotzdem die Spartaner auf den Kampf sich zu rüsten pflegten wie auf ein Fest, waren sie doch zunächst bei Annäherung des persischen Heeres voll Angst und wollten abziehen. Darfst du sie deshalb feige nennen? „Nein, sie waren nur augenblicklich erschrocken und fanden bald ihren Mut wieder.“ Gilt dasselbe auch von Leonidas? Ist des Leonidas Mut nicht Tollkühnheit zu nennen? Warum nicht? „Er kannte die Trefflichkeit der Stellung; er wußte, was er von der Tapferkeit der Seinigen erwarten konnte; er durfte auf bald eintreffende Verstärkung hoffen (sobald die Feste vorüber waren).“ Zeigt Leonidas auch Feldherrnklugheit? „Ja, er hatte den zur Verteidigung geeignetsten Punkt ausgewählt, er hatte ihn befestigen lassen, er hatte sich gegen Umgehung geschützt, er hatte — für alle Fälle — die Nachbarvölker um eilige Hülfsendung bitten lassen.“ Beweist der bisherige Verlauf der Dinge, daß Leonidas recht gethan hatte, die Thermopylen besetzt zu halten?

Betrachten wir dagegen die Perser und ihren König. Wie erklärt es sich wohl, daß Xerxes das Gebahren der Lacedämonier vor dem Kampfe lächerlich findet? „Er weiß die Festigkeit der griechischen Stellung nicht zu beurteilen; er schätzt die Stärke der Heere nach der Zahl der Köpfe.“ Wie erklärst du es dir, daß der König vier Tage wartet, bis die Griechen abzögen? „Er ist voll thörichter Siegeszuversicht.“ Sollte nicht auch noch ein schönerer Zug sich darin zeigen? „Eine gewisse Gutmütigkeit.“ Welches Gefühl bemächtigt sich aber seiner, als seine Erwartung nicht erfüllt wird? „Zorn.“ In welchem Gebote äußert sich dieser? Was zeigt sich wieder in diesem Befehle, die Unverschämten lebendig vor sein Antlitz zu bringen? „Der Glaube an seine Allmacht.“ Wodurch wird er aus diesem Wahn gerissen? Welche Stimmung mußte ihn ergreifen nach dem Mißerfolg der zwei ersten Tage? „Verzweiflung.“

Zusammenfassung der Synthese b: Die Griechen erschrecken zwar zuerst über die Masse der Feinde, bleiben aber im Vertrauen auf ihre Stellung, die der umsichtige Leonidas nach Kräften hat sichern lassen. Xerxes versteht weder die Festigkeit der feindlichen Stellung zu beurteilen, noch hat er eine Ahnung von der Tapferkeit der Griechen, sondern lebt in dem Wahne, sein Befehl, den Paß zu nehmen, könne mit Leichtigkeit ausgeführt werden. Um so größer ist seine Verzweiflung, wie er den Mißerfolg sieht.

2. Wiedererzählung des ersten Stückes durch einen Schüler unter Berücksichtigung des in Synthese b Gewonnenen. (Zweite erweiterte Totalauffassung.)

Zweites Stück. — Wir schieben hier vor der Synthese eine nach Herbart-Ziller gestattete Überleitung zu dem zweiten Stücke ein, welche die Erwartung steigert (es ist eine Art Analyse).

Die Lage des Königs war auch übel. Vergegenwärtigen wir uns dieselbe. Welches war das nächste Ziel seines Marsches? „Athen!“ Welche Möglichkeiten blieben ihm, da der Weg durch die Thermopylen gesperrt schien? „Weiter westlich über die Gebirge zu rücken.“ Wovon hätte er sich dann aber trennen müssen? „Von der Flotte.“ Wo lag diese? „Beim Pagasäischen Meerbusen.“ Hätte er nicht auch warten können, bis die Flotte südlich von den Thermopylen landete und so die dortige Stellung unhaltbar machte? Warum wollte er das wohl nicht? „Das konnte lange währen, auch war es für seinen Stolz empfindlich, ohne die von den Persern gering geachtete Flotte nichts ausrichten zu können.“ Eins konnte ihm am besten aus der Not helfen, wenn er nämlich wovon Kunde erhalten hätte? „Von dem Gebirgspfad.“

Synthese a. 1. Erzählung des Lehrers. „Und wirklich, wie X. so in größter Verlegenheit war, kam zu ihm ein malischer Mann, Epbialtes mit Namen. Dieser erbot sich, auf einem Fußsteig über die Berge einen Teil des persischen Heeres den Hellenen in den Rücken zu führen. Dieser Plan gefiel dem König wohl, und voll Freuden schickte er den Hydarnes ab mit seinen Kriegsheuten. Die brachen aus dem Lager auf um die Zeit, da man die Lichter ansteckt, und sie zogen die ganze Nacht, zur Rechten das Ötagebirge, zur Linken die Höhen von Trachis (Karte!); und mit dem Frührot standen sie auf des Berges Höhe. Hier hielten die tausend schwerbewaffneten Phoker Wache. Anfangs nun hatten diese nichts vom Herannahen der Feinde gemerkt, denn das Gebirge war mit Eichen bestanden, und das Wetter war windstill. Wie sie aber das Rascheln des Laubes vernahmen, sprangen sie auf und legten die Waffen an. Und im Augenblick waren auch die Barbaren da. Wie die sich waffnende Männer sahen, waren sie verwundert, denn sie hatten gehofft, nirgends Widerstand zu finden. Da fragte Hydarnes, ob das Lacedämonier seien, und als er hörte, dafs es anderes Kriegsvolk sei, stellte er die Perser in Schlachtordnung. Wie die Phoker von einem dichten Hagel von Geschossen getroffen wurden, flohen sie davon auf die Kuppe des Gebirges und bereiteten sich zum Kampfe auf Leben und Tod. Die Perser aber kümmerten sich garnicht weiter um sie, sondern stiegen eilends den Berg hinab.

Die Hellenen in den Thermopylen aber wulsten schon, was ihnen bevorstehe. Zuerst sagte ihnen der Seher Megistias, nachdem er Opferschau gehalten, den Tod vorher. Darauf trafen auch Überläufer ein mit der Kunde von der Umgehung durch die Perser; zu dritt aber meldeten es ihnen die Tagewächter, welche von den Höhen herabgelaufen kamen. Da hielten die

Hellenen Rat, und ihre Meinungen waren geteilt. Die einen wollten bleiben, andere abziehen. Leonidas aber billigte keines von beiden, sondern er befahl den Bundesgenossen abzuziehen, er selbst aber wollte mit seinen Leuten den Platz nicht verlassen, zu dessen Verteidigung er gekommen war. Es blieben aber auch die Thespier und die Thebaner bei ihm zurück; die Thebaner, weil sie Leonidas als Geiseln festhielt, die Thespier aber, weil sie die treuen Bundesgenossen nicht verlassen, sondern mit ihnen ausharren wollten bis zum Tode.

Xerxes aber liefs zum Sonnenaufgang Spenden giefsen, und dann wartete er eine Zeit lang, bis er glaubte, Ephialtes werde bald im Rücken der Griechen erscheinen; dann liefs er angreifen. Die Hellenen aber, die da wufsten, dafs sie zum Tode auszogen, blieben nun nicht mehr in der Nähe des Walles der Feste, sondern rückten weiter vor in den breiteren Teil des Thalschlundes. Und es fielen die Menge Barbaren. Denn die persischen Hauptleute trieben die Ihrigen mit Geißeln in den Händen vorwärts, so dafs viele in die See stürzten, andere aber von ihren Kameraden niedergetreten wurden. Die Hellenen aber kämpften mit aller Kraft, voller Verachtung und Todesmut. Und da den meisten die Lanzen zerbrochen waren, ergriffen sie die Schwerter und lichten mit ihnen die Haufen der Perser. Und in diesem Kampfgetümmel fiel auch Leonidas als der Tapferste von allen. Um seinen Leichnam aber erhob sich ein wildes Gedränge; viermal suchten die Perser ihn zu gewinnen, viermal wurden sie zurückgeschlagen, und viele Perser fanden hier ihren Tod, darunter auch zwei Brüder des Königs Xerxes selbst.

So stand es, bis die mit Ephialtes ankamen. Wie die Hellenen hörten, dafs diese vorrückten, da nahm die Schlacht eine andere Gestalt an. Sie wichen nämlich in die Enge des Weges zurück, gingen hinter die Feste und besetzten dort alle einen einsam stehenden Hügel, ausgenommen die Thebaner. An diesem Platze wehrten sie sich mit Schlachtmessern, wer noch eins hatte, und mit Händen und Zähnen, bis sie alle unter den Geschossen der Barbaren begraben lagen. Denn die einen rannten gegen sie an von hinten, wo sie den Wall der Feste eingerissen hatten, die andern umringten sie von allen Seiten. So starben alle Spartaner.

Sie wurden nachher bestattet an der Stelle, wo sie gefallen waren, und ihnen sowie den früher Gefallenen wurde eine Inschrift gesetzt, die also lautet:

Mit dreihundertmal Zehntausenden haben gefochten

Hier viertausend Mann aus dem Peloponnes.

Einen besonderen Denkstein aber erhielten die Spartiaten, auf dem stand geschrieben, nach Schillers Übersetzung:

Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest

Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl.

Die Thebaner aber, welche blofs gezwungener Weise bei den Hellenen standen, verliessen diese, als sie sahen, dafs der Perser die Oberhand habe. Als die Griechen sich nach dem Hügel zurückzogen, gingen sie den Persern entgegen mit ausgestreckten Händen und riefen, sie seien immer medisch gesinnt gewesen und nur gezwungen mit zu den Thermopylen gekommen, und sie seien unschuldig an dem Verluste, den der König erlitten. So retteten zwar die meisten ihr Leben, aber etliche wurden doch getötet, wie sie den Barbaren in die Hände fielen, die meisten aber wurden mit dem königlichen Malzeichen gebrandmarkt, das sie nun zeitlebens tragen mußten wie Sklaven.

Ephialtes aber wird wohl vom König eine große Belohnung empfangen haben; doch nahm es später ein übles Ende mit ihm. Denn als die Perser das Land verlassen hatten, da wurde von den Griechen ein Preis auf seinen Kopf gesetzt, und er mußte fliehen. Wie er aber zurückkehrte, da wurde er ermordet von einem Trachinier.

2. Das zweite Stück wird von einem Schüler wiedererzählt, nachher wird Ausgelassenes ergänzt, Fehlerhaftes berichtigt. Daran knüpft der Lehrer noch folgende das rein Thatsächliche betreffende Fragen:

3. Wie kam es, dafs die Phoker erst nichts merkten von der Annäherung der Perser? „Der Berg war (und ist auch jetzt noch) bewaldet.“ Wodurch erhielten die Hellenen Kunde von dem ihnen bevorstehenden Lose? Opferten auch die Perser vor Beginn des Kampfes? Wie unterscheidet sich ihr Opfer von dem der Griechen? (Schlachtopfer werden bei den Persern überhaupt selten erwähnt.) Wofür wurden die Thebaner als Geiseln zurückbehalten? „Damit ihr Staat nicht im Rücken der verbündeten Griechen mit den Persern gemeinschaftliche Sache machte.“ Wo wird am dritten Tage gekämpft? Mit welchen Waffen kämpfen die Spartaner der Reihe nach?

Synthese b. Aber trotz aller Tapferkeit unterliegen die Spartaner schliesslich doch. Wer ist die Ursache? „Ephialtes.“ Was hältst du von ihm? „Er ist ein Vaterlandsverräter.“ Liefse sich nichts von seiner Entschuldigung sagen? „Nein, denn er scheint blofs um seines Vorteils willen das Vaterland verraten zu haben.“ Wie Ephialtes nun die Perser den Gebirgspfad führt und sie stoßen auf die Phoker, fragt Hydarnes, ob das Lacedämonier seien; warum wohl? Was hältst du von den Phokern? „Sie waren nicht vorsichtig und achtsam genug gewesen.“ Warum sperren sie den Persern nicht wenigstens nachher den Weg nach unten? „Es fehlt ihnen an Geistesgegenwart.“ Sind sie feig? „Nein, sie sind bereit, in den Tod zu gehen.“ Aber ihre Aufgabe haben sie also schlecht erfüllt, und die Griechen im Passe werden umgangen. Welche Wirkung äufserte es auf diese, als sie Kunde bekamen von dem Anmarsch des Hydarnes? Wie urteilst du über

den Vorschlag derjenigen, welche abziehen wollen? „Sie waren feig.“ Überlege es doch noch einmal, ob sie entschieden feig zu nennen sind. Was konnten sie auch meinen? „Es sei thöricht, sich hinschlachten zu lassen, wenn man die Stellung doch entschieden nicht halten könnte.“ Warum werden die andern doch für Bleiben gestimmt haben? „Aus Ehrgefühl, Todesverachtung.“ Leonidas billigt beide Pläne nicht. Weist du vielleicht einen militärischen Grund, aus dem er sich dafür entschieden haben kann, den Pafs mit einer kleinen Schar noch eine Weile zu halten? Was erreichte er nämlich dadurch für die Abziehenden? „Der Rückzug derselben wird gedeckt.“ Wie so? „Wenn er zugleich mit den andern abgezogen wäre, so konnte die persische Reiterei den vereinzelt Heerhaufen nachsetzen.“ Wie urteilst du also über diese Mafsregel des Leonidas? „Sie war klug.“ Warum blieb er gerade mit seinen Spartanern? „Sie waren wohl die Kampfesmütigsten.“ Findest du nicht in der Inschrift, welche den Dreihundert gesetzt worden ist, einen andern Grund? „Wie das Gesetz es befahl.“ Was heifst das wohl? „Es war den Spartanern verboten, eine Stellung zu räumen, die ihnen vom Volk angewiesen war.“ Für Leonidas kommt noch ein anderer Grund hinzu. Gleich bei Beginn des Krieges hatten nämlich die Spartaner von dem Gott in Delphi ein Orakel erhalten: Entweder werde Lakedaimon vom Feinde verwüstet werden oder ein König fallen. Welche Eigenschaft giebt sich also in dem Beschlufs des Leonidas kund im Passe zu bleiben? „Todesverachtende Vaterlandsliebe.“ Zeigt er neben diesem Heldenmut auch hier wieder Feldherrnklugheit? „Ja, indem er am dritten Tage die Angriffsweise ändert.“ Warum behält er wohl die Thebaner auch jetzt noch zurück? „Er will ihnen eine üble Aufnahme bereiten bei den Persern.“ Wofür würde das als eine Strafe angesehen werden können? „Für ihren Verrat am gemeinsamen Vaterlande.“ Läfst sich etwas zur Entschuldigung ihres Verhaltens sagen? „Sie wollten ihr engeres Vaterland vor Verwüstung schützen, ihre Weiber und Kinder vor Mißhandlung.“

Zusammenfassung der Synthese b. Es gelingt dem Verräter Ephialtes, da die Phoker aus Mangel an Geistesgegenwart ihre Pflicht nicht thun, die Feinde den Griechen in den Rücken zu führen. Leonidas schickt daher, um nicht unnütz Blut zu vergiefsen, die Bundesgenossen weg, bleibt aber selbst als echter Spartaner mit den Seinen auf dem angewiesenen Posten und deckt so ihren Rückzug. Bei ihm bleiben freiwillig die Thespier, gezwungen die Thebaner. Die Spartaner und Thespier erlangen durch ihren heldenmütigen Tod unvergänglichen Ruhm, die treulosen Thebaner und den Verräter Ephialtes trifft die verdiente Strafe.

2. Wiedererzählung des zweiten Stückes durch einen Schüler. (Zweite erweiterte Totalauffassung.) — Je nach Befinden kann

der Lehrer noch einmal das Ganze oder Teile desselben erzählen lassen, bis er sich überzeugt hat, daß der ganze Stoff allen klar eingeprägt ist.

III. Stufe. Assoziation. Mit dieser Stufe beginnt der Abstraktionsprozeß. Einzelne Fälle, welche in der Synthese b ausgehoben und ethisch beurteilt worden sind, werden unter einander in Beziehung gesetzt, indem man Gleichartiges neben einander, Ungleichartiges gegen einander stellt. Zu diesen „Verknüpfungen“ wird aber nicht nur der neu zugeführte Stoff verwendet, sondern ebenso die älteren Vorstellungen. (Bei unserer methodischen Einheit ist das nur in sehr beschränkter Ausdehnung möglich, da noch nicht viele Geschichtskennntnisse vorausgesetzt werden können.) Besonders kommt es darauf an, wertvolle Verknüpfungen vorzunehmen; das sind solche, aus denen sich auf der nächsten Stufe ein allgemeiner Satz ergeben kann. Daher wird der Lehrer, bevor er die „Assoziation“ beginnt, sich klar werden müssen, welche allgemeineren Sätze er gewinnen lassen will. Wir haben der Durchsichtigkeit wegen im folgenden die „Assoziation“ äußerlich in so viele Gruppen zerlegt, als wir nachher systematische Sätze gewinnen lassen wollen. Übrigens ist es dem Lehrer unbenommen, sofort hinter jeder Gruppe der Assoziation den entsprechenden systematischen Satz herausziehen zu lassen.

α. Worauf setzte Xerxes seine Hoffnung auf Sieg? „Auf seine zahllosen Heeresmassen.“ Worauf die Griechen? „Auf ihre Stellung, ihre Erfahrung im Kampfe, ihre Tapferkeit.“ Wer leuchtet unter ihnen vor allen hervor? „Leonidas.“ Stelle alles zusammen, was du zu seinem Lobe sagen kannst. Vergleiche, wie unter seiner Leitung die Griechen kämpfen a) an den zwei ersten Tagen, b) am dritten Tage, und wie c) nach seinem Tode. Nur welcher griechische Heerhaufen zeigt mindere Klugheit? „Die Phoker.“ Vergleiche mit dem Verhalten der Griechen in den Thermopylen das der Perser. „Sie lassen sich, mit Geißeln in den Kampf getrieben, hinschlachten; sie lassen sich durch die scheinbare Flucht der Griechen öfters täuschen.“ „Es soll immer die Masse die Entscheidung bringen.“ Und doch hätten die Perser schon aus einer andern Schlacht wissen können, daß den Griechen gegenüber mit der bloßen Überzahl nichts gethan ist; aus welcher? „Aus der Schlacht bei Marathon.“ Wer siegte dort? „Die Athener.“ Und was verhalf damals den Athenern zum Sieg neben ihrer persönlichen Tapferkeit? „Die Klugheit des Miltiades.“ Mit wem dürfen wir also diesen vergleichen? „Mit Leonidas.“

β. Wofür nehmen dort die Athener, hier die Spartaner den ungleichen Kampf auf? „Fürs Vaterland.“ Welches Volk müssen wir übrigens neben den Spartanern nennen? „Die Thespiër.“ Haben wir schon ein anderes griechisches Volk kennen gelernt, das für die Freiheit des Vaterlandes mit Todesverachtung kämpfte?

„Die Messenier.“ Kennst du aus der sagenumwobenen Urgeschichte Athens einen Mann, der mit Leonidas vergleichbar ist? „Kodros.“ Vielleicht kennst du auch aus neuerer Zeit ein Volk und einen Helden, die gegen eine große Übermacht einen ähnlichen Kampf wagten wie Leonidas und die Spartaner? „Die Schweizer bei Sempach, Arnold Winkelried.“ (Ist bei der Vorbereitung auf die Lektüre von „Wilhelm Tell“ erwähnt worden.)

γ. So ist mancher tapfere Mann für das Vaterland in den Tod gegangen wie dort Leonidas mit seinen Spartanern. Vergleiche mit ihnen die Thebaner. „Um eigenen Vorteils willen gaben sie die Sache des gemeinsamen Vaterlandes preis.“ Vergleiche aber auch das Los der gefallenen Spartaner mit dem der überlebenden Thebaner. „Die einen wurden damals und werden noch jetzt ob ihres Heldenmuts gepriesen, die Thebaner wurden von ihren neuen Freunden mißhandelt.“ Vergleiche ebenso das Los des Leonidas mit dem des Ephialtes. „Um des Leonidas Leiche entbrennt ein gewaltiger Kampf.“ Wie um welchen Helden in der Ilias? Kennst du vielleicht auch aus dem dreißigjährigen Krieg einen Helden, der tapfer kämpfend fiel, und dessen Leichnam erst am folgenden Tage unter einem Haufen von Gefallenen gefunden wurde? Was haben diese Helden alle nach ihrem Tode geerbt? „Unsterblichen Ruhm.“

δ. Vergleiche dagegen das Los des Ephialtes. „Er erntet wohl zunächst Lohn, aber sein Name wird gebrandmarkt, er selbst ermordet.“ Ist er nicht auch unsterblich geworden? „Ja, aber mit Abscheu wird sein Name von allen genannt.“ Kennst du einen andern Mann, der gleichen Abscheu erregt hat, weil er seinen Herrn an dessen Feinde verriet? „Judas Ischariot.“ Warum verdienen gerade die Verräter solchen Abscheu? „Weil gegen den Verrat selbst der Tapferste wehrlos ist.“

IV. Stufe. System. Das Begriffliche, das Allgemeingiltige, das in dem auf der dritten Stufe behandelten Stoffe enthalten ist, wird herausgeschält. Teilweise wird dies, z. B. im Sprachunterricht, bloß ein wissenschaftlicher Satz, eine Regel sein können, wo aber die methodische Einheit ethischen Gehalt hat, ist dieser herauszuziehen und in kurze, leicht einzuprägende Sätze zusammenzufassen. So gewinnt der Schüler allmählich einen sittlichen Kanon, der ihm um so heiliger sein wird, da er ihn selbst aufgestellt hat. Im Geschichtsunterricht, der Gymnasien wenigstens, muß unseres Erachtens auch ein wissenschaftliches System gewonnen werden, der geschichtliche Inhalt der methodischen Einheit muß in möglichst knapper Form zusammengefaßt werden, wie wir es unten thun werden. Wird freilich später unsere methodische Einheit der höheren, den Perserkriegern, eingegliedert, so erscheint sie bloß unter dem Namen „Die Schlacht bei Thermopylä 480“.

a. Ethisches System.

α. Welche Lehre geben uns die zwei ersten Kampftage?

„Der tapf're Arm, mit klugem Sinn gepaart,
Besiegt der rohen Krieger ungezählte Horden.“

β. Am dritten Tage aber gehen die Griechen bereitwillig in den Tod fürs Vaterland, wie es auch viele andere gethan haben. Was folgt daraus? „Das Vaterland ist teurer als das Leben. Der wack're Mann stirbt gern fürs Vaterland.“

γ. Aber wie wir gesehen haben, wird er nach seinem Tode nicht vergessen: „Ein ew'ger Nachruhm folgt dem Heldentod.“

Horaz hat die beiden letzten Gedanken zusammengefaßt in einem Verse, der wörtlich heißt:

Süßs ist es und ehrenvoll, fürs Vaterland zu sterben.

Dulce et decorum est pro patria mori.

δ. Bedenken wir aber, daß diese Helden bloß wegen nichts-würdigen Verrates erliegen mußten, so sagen wir: „Fluchwürdig ist vor allen der Verräter.“

b. Wissenschaftliches System.

Fasse den ganzen Verlauf der Schlacht bei Thermopylä in eine kurze Beschreibung zusammen: „Leonidas verteidigt zwei Tage mit Glück bei Thermopylä den Zugang zu Mittelgriechenland gegen die persische Übermacht; am dritten Tage erliegt er dem Verrate, deckt aber doch durch seinen heldenmütigen Opfertod den Rückzug des Hauptheeres.“

V. Methode (Funktion, Anwendung). Der Schüler soll zeigen, daß er das Neue versteht, beherrscht. Dies ist der Fall, wenn er den Stoff nach anderen Gesichtspunkten ordnen kann, wenn er, wie er bis jetzt vom Einzelnen zum Allgemeinen allmählich emporgestiegen ist, so jetzt imstande ist, wieder hinabzusteigen und das Allgemeine in jedem Einzelnen zu erkennen; wenn er aus seinem Wissen Ähnliches oder Unähnliches an die Seite stellen, andere ihm bekannte Vorgänge nach dem gefundenen ethischen Satze beurteilen kann u. s. w.

a. Ethisches.

Aus Wilhelm Tell weist du vielleicht ein Wort, das uns gleiche Vaterlandsliebe predigt, wie das Verhalten der Spartaner:

Ans Vaterland, ans teure schliefs dich an,

Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.

Ebenso preist Schiller den Ruhm dessen, der in ehrenvollem Kampfe gefallen ist. Es ist im „Siegesfest“, wo Neoptolem des Achill gedenkt:

Von des Lebens Gütern allen

Ist der Ruhm das höchste doch;

Wenn der Leib in Staub zerfallen,

Lebt der gute Name noch.

b. Wissenschaftliches.

Kannst du den Leonidas gegen den Vorwurf rechtfertigen, daß er sich und seine Leute nutzloser Weise dem Tode preisgegeben habe?

Was kannst du zur Charakteristik des Xerxes aus dem behandelten Abschnitte beibringen?

Warum sind die Griechen so lange den Persern überlegen?

Kennst du vielleicht einen Kampf aus dem letzten deutsch-französischen Kriege, wo auch eine Stellung verteidigt werden mußte, die für Deutschland gleiche Bedeutung hatte, wie Thermopylä für Griechenland? (Die Kämpfe bei Belfort.)

Wer kennt aus dem Jahre 1806 Vorgänge ähnlicher und gleich rühmlicher Art wie die Verteidigung der Thermopylen? (Graudenz, Kolberg.) —

Wir sind uns wohl bewußt, daß sich angesichts dieser Präparation die zweifelnde Frage erheben wird: Wenn die Schlacht bei Thermopylä soviel Zeit beansprucht, wie soll dann das große Pensum der Weltgeschichte absolviert werden? Diese Frage erheischt eine so eingehende Überlegung, daß wir auf ihre Beantwortung hier nicht einzugehen gedenken. Wir hatten bloß die Absicht an der Behandlung einer methodischen Einheit zu zeigen, wie der Geschichtsunterricht mehr in den Dienst der Erziehung zur Persönlichkeit gestellt werden kann, als dies geschieht, wenn man bloß die Thatsachen erzählt und wieder erzählen läßt.

Eisenach.

Rudolf Menge.

Bemerkungen zur Lat. Grammatik von Ellendt-Seyffert.

S. 148 A. 2 „*memini* mit dem Acc. einer Person heißt: ich besinne mich noch auf jemanden (der zu meiner Zeit gelebt hat)“. Ist „sich besinnen auf“ wirklich etwas anderes als „sich erinnern an“? Aus der Verschiedenheit der Bedeutung kann daher mit E. die Verschiedenheit der Konstruktion nicht erklärt werden. Nun sagt Cicero Phil. 1, 14: *Utinam, M. Antoni, avum tuum meminisses! de quo tamen audisti multa ex me eaque saepissime*. Der Großvater des Antonius war 87 v. Chr. getötet, der Enkel 83 geboren. Also ist eine persönliche Erinnerung ausgeschlossen, weswegen auch Cicero hinzufügt *de quo audisti multa ex me*. Erwähnenswert wäre bei *meminisse* auch die Konstr. mit *de*, die bei den anderen Verben der Erinnerung hervorgehoben ist.

S. 149 A. 1 ist bei den Verben des Schätzens die Konstr. mit Unrecht in der Weise abgegrenzt, daß man „*nihili facere, habere, pendere, esse*, aber gewöhnlich *pro nihilo putare, ducere* sagt“. Von den 12 Stellen, in denen *nihilum* bei diesen Verben in den Reden Ciceros gefunden wird, kommen auf *habere pro* 3, auf *esse pro* 2, bei *putare* ist 1 mal (p. Sest. 114) mit großer Wahrscheinlichkeit *nihili* zu lesen, die übrigen 6 stehen bei *putare pro* und *ducere pro*.

S. 151 A. 1. Zu *paenitet*, wonach *quod* stehen kann, kommt auch *miseret*; s. Cic. Phil. 2, 90 *me tui miseret, quod tibi invideris*.

S. 154 § 158. „Viele Intransitiva, welche eine Bewegung ausdrücken, wie *ire* (auch *venire*), *vadere*, *gradi* etc. werden, wie oft im Deutschen, durch Zusammensetzung mit Präpositionen Transitive. Regelmäßig ist dies der Fall in der Zusammensetzung mit *circum*, *per*, *praeter*, *trans*.“ Dafs *pervenio* nach dieser Regel Transitivum würde, scheint übersehen zu sein. Doch auch der Gebrauch des Verbum *pervado* als Transitivum, den allein die Grammatik kennt, scheint kein ciceronianischer zu sein, zum mindesten kein dem Cicero geläufiger. In den Reden findet sich *per: omnis partis* Verr. 1, 96; *agros, reliquas fortunas, bona, iura* Verr. 3, 66; *in: Italiam* Verr. 5, 6; *oras* Sulla 53; *quo* Verr. 3, 207; *imp. Pomp.* 44; absolut: *ut quaedam calamitas pervadere videretur* Verr. 1, 44. An einer Stelle findet sich der Accusativ: *quae (opinio) animos gentium barbararum pervaserat* (*imp. Pomp.* 23) und diese Lesart ist sehr zweifelhaft, da sie nur durch den Erfurtensis und den Palatinus gestützt wird, während alle anderen Hss. *per animos* geben. Ebenso wenig gebraucht Cicero *percurro* ausschließlich als Transitivum, wie sich aus Verr. 3, 100 ergibt: *per omnes civitates . . . percurrit oratio mea*.

S. 157 A. 1. „*deceat* und *dedecet* können als Subjekt nur einen Infinitiv oder das Neutrum eines Pronomens oder Adjektivs bei sich haben.“ Bei vielen unpersönlichen Verben des klassischen Lateins findet sich bei den Komikern die persönliche Konstruktion. Wenn aber Cicero de prov. cons. 41 sagt: *ego illa ornamenta, quibus ille me ornabat, decere me . . . non putabam*, so beweist dies, dafs bei dem Verb *decere* die persönliche Konstruktion in der Zeit des goldenen Latein völlig geläufig gewesen sein mufs. Denn einen Archaismus wird man in dieser Stelle nicht sehen können, und andererseits bürgt die späte Rede für die Festigkeit dieser Konstruktion, so dafs wir es hier nicht mit einem im Schwinden begriffenen Gebrauch zu thun haben. Überdies kommt zu Hilfe: Cic. in Clod. et Cur. (Fragm. B XIII, V 1): *quem deceat mullebris ornatus, quem incessus psaltriae*¹⁾.

S. 158 A. 2. „Machen in Verbindung mit Adjektiven wird im Aktiv mit *reddere*, im Passiv mit *feri* übersetzt. Doch merke: *certiorem aliquem facere . . . nicht reddere*.“ Ebenso ist zu merken *missum facere*, *planum facere*, *reliquum facere*, in welchen Ausdrücken man *reddere* schwerlich finden wird. Dann ist wohl richtig, dafs *reddere* nur im Aktivum und nur mit Adjektiven den doppelten Accusativ bei sich haben kann, doch *facere* im Aktivum von dieser Konstr. auszuschliessen, wie es diese Regel thut, ist falsch. Denn während *reddere* nur etwa 20 mal in Ciceros Reden mit prädikativem Zusatz steht, ist *facere* im Aktivum un- gemein häufig in dieser Art konstruiert, wie folgende Adjektiva, die prädikativ gebraucht sind, beweisen mögen: *admirabilem*, *au-*

¹⁾ [Vgl. W. Hirschfelder in dieser Ztschr. 1876 S. 9. D. Red.]
Ztschr. f. d. Gymnasialwesen XXXVIII 7. 8.

guatum, aperta, bonum (2 mal), *compotem, deterius, difficilem, diligentem, disertum, dubium, expertum, firmum, gloriosum, improbum, infamem, infinitum, inritum* (4 mal), *inundum, laetum, locupletem, longum, magnum* (3 mal), *notum, peritum, perspicuum* (2 mal), *popularem, praetorium, privatum, profanum, religiosum, sempiternam, stipendiarios, suspiciosum, suum* (2 mal), *tantum, tardum, timidum, tuum, vectigalem, vitiosum, unum*.

S. 162 A. 3. „*par* und *dispar* werden in der Bedeutung gleich, ungleich, ebenfalls mit dem Genetiv eines Pronomens, sonst stets mit dem Dativ verbunden.“ *Par* sowie *similis* gehören zu den Worten, die bald substantivisch, bald adjektivisch gebraucht werden können, daher der Genetiv und der Dativ etwa wie bei *amicus* (vgl. S. 162 A. 1) sich erklären lassen. Der Unterschied bei *similis* mit dem Genetiv zur Bezeichnung des Abbilds einer Person oder Sache, mit dem Dativ bei bloßer Ähnlichkeit, den die Grammatik macht, ist unhaltbar. Die oben erwähnte Abgrenzung der Konstruktionen bei *par* ist nach ciceronianischem Gebrauch unrichtig; denn mit Ausnahme einer Stelle: *cuius paucos paris haec civitas tulit* Pis. 8, wo *pares* offenbar Substantiv ist, sagt Cicero in den Reden: *isti* Verr. III 23, *eis* Cluent. 107, *illi* Planc. 27, *cui* Scaur. 49, *illi* Phil. IV 15.

S. 166. 1. „Bei *adhibeo* wird die Präposition gewöhnlich wiederholt.“ In der Phrase *vim adhibere* ist der Dativ Regel, er findet sich bei *manus adhibere, medicinam adhibere*. Häufiger als *ad* wird die Präposition *in* gesetzt.

S. 178 A. 2. „Der Ablativ der Substantiva steht (bei *opus est*) regelmäßig in negativen Sätzen.“ Diese Regel hat Madvig zum Urheber, dem man zweifellos beistimmen wird, wenn er die unpersönliche Konstr. bei *opus est* in den negativen Satzformen *nihil opus est* und *quid opus est?* verlangt, da hier *nihil* und *quid* Subjekte sind. Weswegen man aber *libri mihi opus sunt* sagen konnte und *libri mihi non opus sunt* gemieden hat, dafür kann ich keinen Grund finden. Cicero in den Reden zieht bei weitem die unpersönliche Konstr. der persönlichen vor; an einer Stelle ist *non opus est* persönlich gebraucht: *mihi frumentum non opus est*. Verr. 3, 196 (durch die besten Hss. geschützt).

S. 219 4 und 5. „Der Indikativ steht bei den Konjunktionen *sive* — *sive* . . . und bei *paene* (seltener *prope*).“ An dem Beispiel selbst, das die Grammatik giebt, kann leicht die Unrichtigkeit dieser Regel gezeigt werden: *Sive habes aliquam spem de re publica sive desperas, vir constans et fortis esse non desines*. Sollte dieser Satz unreal ausgedrückt werden: Charakterfest bist du nicht geblieben aus irgend einem Grunde, denn: *sive habuisses aliquam spem sive desperasses, vir constans esse non desisses*, so wäre doch der Konjunktiv bei *sive* allein möglich. Zu *paene* und *prope*, von denen übrigens *prope* nicht seltener wie *paene* nach ciceronianischem Gebrauch ist, sondern gerade häufiger, setzt Cicero stehend

den Konjunktiv in: *paene dicam* und *prope dicam*. Auch möchte der Grund dieser häufigen, jedoch keineswegs ausnahmslosen Erscheinung, daß in irrealen Sätzen bei *paene* und *prope* der Indikativ gesetzt ist, darin zu finden sein, was die Grammatik (S. 237 A. 1) lehrt, daß des rhetorischen Nachdrucks halber eine Thatsache durch den Ind. Plusq. als eine wirklich eingetretene bezeichnet wird, die unter einer gewissen Bedingung eingetreten wäre.

S. 222 A. 1. u. 2. „*ita* mit folgendem *ut* hat auch die Bedeutung mit der Bestimmung, unter der Bedingung, nur insofern (soweit), in dem Sinne, daß. Soll die Folge ohne solche Beschränkung ausgedrückt werden, so steht *ut*, so daß, ohne *ita*.“ Von den äußerst zahlreichen Beispielen, in denen *ita ut* ohne jede Beschränkung „so daß, so sehr daß“ heißt (vgl. Merguet II S. 782), begnüge ich mich folgende anzuführen: *ita sum perturbatus, ut omnia timerem* Cluent. 51; *quam (provinciam) iste . . . ita vexavit ac perdidit, ut ea restitui in antiquum statum nullo modo possit* Verr. I 12; *qui aratores ita vexavit, ut illi . . . triticum emere . . . cogerentur* Verr. 3, 101; *ita flagrare coepit amentia . . . ut eam . . . non filiae maeror a cupiditate revocaret* Cluent. 12.

Zu der Anmerkung S. 224, daß „zuweilen auch *impero* den Acc. c. inf. regiere“, ist zu bemerken, daß diese Konstr. in den Reden Ciceros durchaus nicht auffällig oder selten ist; auf 25 Fälle, in denen *ut* nach *impero* steht, kommen 12 mit Acc. c. inf.

Die Regel S. 229 b. „*cum* steht als Zeitpartikel mit dem Konjunktiv nur in der Erzählung“ hätte bei Beachtung der genauen und übersichtlichen Zusammenstellung der durch *cum* eingeleiteten Sätze bei Merguet I S. 370 leicht modifiziert werden können. Denn einerseits wird von Cicero in wirklichen Temporalsätzen trotz vorangeschickter demonstrativer Zeitbestimmung ungemein häufig der Konjunktiv gesetzt (doch erfordert es eine spezielle Untersuchung, in wie weit äußere Einflüsse auf den Modus dieser Sätze eingewirkt haben), andererseits ist es vollkommen sicher, daß Cicero sich fast ebenso häufig den Indikativ in Sätzen der Erzählung erlaubt habe, wie den Konjunktiv, den die Grammatik allein gestattet.

S. 233 A. 2 wird zwischen *accedit quod* und *accedit ut* ein Unterschied gemacht, der unmöglich festgehalten werden kann; *quod* soll stehen, „wenn die Thatsache als neuer Grund hinzugefügt. *ut*, wenn sie als reine Thatsache in der Erzählung angeführt werden soll.“

Ich erkläre mir die Konstr. von *ut* nach *accedit*, wie nach *sequitur*; wenn *quod* steht, verstehe ich „der Umstand daß“, wie in dem Beispiel: „hierzu kommt, daß keiner glücklich ist“ und „der Umstand, daß keiner glücklich ist, kommt hinzu“. Daß dann die Verschiedenheit der Konstr. keine inhaltliche Verschiedenheit andeute, liegt auf der Hand. Dies mögen zwei sehr ähnliche Sätze aus Cicero beweisen. Sex. Rosc. 20 wird ausgeführt,

dafs ohne Sullas Wissen Chrysogonus gegen Sex. Roscius intriguere. Kein Wunder, da Sulla sehr viel im Kopf habe. *Huc accedit, quod, quamvis ille felix sit, sicut est, tamen tanta felicitate nemo potest esse, in magna familia qui neminem . . . improbum habeat.* Daneben Mur. 45: Sulpicius wäre kein *sapiens candidatus*. Er schmiede Anklagen gegen seine Mitbewerber, wodurch er die Teilnahme seiner Freunde verscherze. *Accedit eodem, ut etiam ipse candidatus totum animum atque omnem curam . . . in petitione non possit ponere.*

S. 239 § 276, 1. „*licet* wird ausschliesslich, *quamvis* meist nur in Sätzen der Gegenwart gebraucht.“ Ebenso wie die Regel bei *licet* einleuchtet, erscheint sie bei *quamvis* grundlos. Bei Cicero erscheint diese Konjunktion in demselben Verhältnis in Sätzen der Gegenwart und der Vergangenheit, wie bei *quamquam*. Die Sätze sind folgende: *cum esset lege Roscia decoctoribus certus locus, quamvis quis fortunae vitio, non suo decoxisset* Phil. 2, 44; *quam (constantiam) ego, quamvis ipse probarem (probarim GE), ut proba, tamen non laudarem, nisi a te cognovissem in primis eam virtutem solere laudari* Ligar. 26; *monumentum illa amplitudine . . . quamvis sartum tectum integrumque esset, tamen aliquid se inventurum, in quo moliri praedarique posset, arbitrabatur* Verr. 1, 131; *multa . . . alia vidit, sed illud maxime, quamvis atrociter ipse tulisset, vos tamen fortiter iudicatueros* Mil. 21; *quamvis ingrata et impie necessitudinis nomen repudiaretis, tamen inimicitias hominum more gerere poteratis* Deiot. 30.

S. 252 A. 2. „Ist von einer sinnlichen Wahrnehmung die Rede, so steht *audio* mit dem Acc. cum part., ist von einer geistigen die Rede, so folgt der Acc. c. inf.; daher heisst *audivi te mihi maledicentem* ich hörte (mit eigenen Ohren) dich auf mich schmähen; *audio te mihi maledicere* ich höre (erfahre von andern) dafs . . .“ Dazu S. 277 A. „Statt *audio dicentem aliquem* (ich höre jemanden sagen) sagt man gewöhnlicher *audio aliquem* oder *ex aliquo cum dicat* . . . *Audio aliquem dicentem* ist nur notwendig, um auszudrücken: ich höre jemanden reden, d. h. eine Rede halten.“ Eine rein sinnliche Wahrnehmung in dem Beispiel *audio te mihi maledicentem* zu verstehen vermag ich nicht; die Mitwirkung der geistigen Wahrnehmung gehört doch hier ebenso dazu wie in *te mihi maledicere*, wenn auch in diesem Satze *audio* = erfahren ist. Ebenso wenig kann ich daher die Notwendigkeit, einmal das Participium, das andere Mal den Infinitiv zu setzen, anerkennen. Dafs sich ein Participium wie *maledicentem* bei einem von *audio* abhängigen Accusativ, ebenso wie bei jedem andern Objekt, recht gut denken läfst, ist fraglos. Nichts desto weniger ist der Gebrauch des Part. Praes. bei den Verben *audio, cerno, adspicio, conspicio, animadverto*, die die Grammatik anführt, so beschränkt, dafs in sämtlichen Reden Ciceros folgende drei Sätze sich als einzige Belege für diese Regel finden: *neque P. Sullam supplicem ferre neque*

eosdem Marcellos pro huius periculis lacrimantis adspicere neque huius M. Messallae . . . preces sustinere potui Sulla 20; peto a vobis, ut me pro me dicentem benigne . . . audiatis Phil. 2, 10; audite . . . consulem . . . totos dies atque noctis de re publica cogitantem Mur. 78. In den beiden letzten Sätzen heisst *audio* zuhören, und das Participium steht wohl mit dem Verb nicht in dem Zusammenhang, den die Grammatik in der oben erwähnten Regel beansprucht.

Der ciceronianische Gebrauch nun spricht dafür, bei den Verben *audio*, *animadverto*, *cerno*, *video* in jedem Falle den Acc. c. inf. zu setzen. Aus den zahlreichen Beispielen, die die Zusammenstellungen bei den betreffenden Verben bieten, will ich einige auswählen, die mir sehr ähnlich dem in der Grammatik citierten Satz *audio te mihi maledicentem* (mit eigenen Ohren) zu sein scheinen und doch regelmässig mit dem Acc. c. inf. konstruiert sind: *quorum alterum sedere in accusatorum subselliis video* Sex. Rosc. 17; *faciam, quod te saepe animadverto facere* Quint. 35; *quem ad modum legatos Agyrinenses recitare ex litteris publicis audistis* Verr. 3, 120. Dazu vergleiche man die unter *audio* bei Merguet I S. 354 zusammengestellten Acc. c. inf., in denen *dicere* Prädikat ist, und man wird die Anschauung gewinnen, dass *audio aliquem dicere* ein so gebräuchlicher Ausdruck ist, dass weder die in der Grammatik vorgeschlagene Umschreibung *ex aliquo cum dicat* vorgezogen werden muss, noch überhaupt die subtilen Unterschiede der Konstruktionen Beachtung verdienen.

S. 254 § 293. „Bei den Verben *statuo*, *constituo*, *decerno*, die sonst bei gleichem Subjekt im abhängigen Satze mit dem Infinitiv, seltener mit *ut* oder *ne*, bei einem neuen Subjekt in demselben mit *ut* oder *ne* konstruiert werden, kann als Objekt auch ein Acc. c. inf. gerundivi folgen.“ Die Grundbedeutung von *statuo* ist „hinstellen“; tritt nun ein Infin. als Objekt z. B. *manere* mit einem Subjekt z. B. *legem* hinzu, so erhalten wir den zweifellos richtigen Satz *legem manere statuo* = das Bestehen des Gesetzes hinstellen, worunter sowohl zu verstehen ist: der Meinung sein, dass etc. als auch von der Behörde gesagt: verordnen, dass das Gesetz bestehen solle. Und diese Konstruktion des Acc. c. inf. ist nicht nur dem ciceronianischen Sprachgebrauch geläufig, sondern viel häufiger als die mit *ut*.

S. 262 A. 2. „*quot*? steht adjektivisch wie das entsprechende *tot*. Als Substantivum tritt dafür *quam multi* ein.“ Wenn man dieser Regel, dass das Pronomen *quot* eine Ausnahme von dem allgemeinen Sprachgebrauch macht, nach dem im Pluralis Adjektiva die Stelle von Substantiven vertreten können (ein Sprachgebrauch, der bei Pronomina den größten Umfang hat), Glauben schenken soll, so muss eine überraschend große Anzahl von Beispielen sich finden lassen, die mit Einstimmigkeit die substantive Verwendung dieses Pronomens zurückweisen. Auch in diesem Falle ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass bei diesen Beispielen der

Zufall mitgespielt habe, oder dafs *quot* vielleicht in Schriften sich als Substantiv finden liefse, welche nicht mehr auf uns gekommen sind. Doch von dieser Seite aus diese Regel anzuzweifeln haben wir keinen Grund; denn Cicero gebraucht an folgenden Stellen *quot* substantivisch: *in qua (lege) scriptum erat, ut, quot essent renuntiati, tot in hydriam sortes conicerentur . . . Iste . . . optime, inquit; nempe scriptum ita est: 'quot renuntiati erunt.'* *Quot ergo, inquit, sunt renuntiati?* Verr. 2, 127; *qui ex illo numero reliqui Syracusas classe amissa refugerant, dicebant, quot ex sua quisque nave missos sciret esse* Verr. 5, 101 (wo die Überlieferung der *deteriores codices quos* keine Beachtung verdient). *An non legis primum, quos homines et quales viros mortuos summi sceleris arguas? deinde, quot ex his, qui vivunt, eodem crimine in summum periculum capitis arcessas?* Rabir. 26. — *Quam multi* steht nach meiner Ansicht, wenn der Begriff „viel“ hervorgehoben werden soll.

3. „*qui* statt *quomodo* findet sich hauptsächlich in Verbindung mit *posse* und *feri* (. . .) und in direkter Frage; selten steht es in indirekter Frage.“ Die Beschränkung dieses Frageworts auf *posse* und *feri* ist nach ciceronianischem Gebrauch unrichtig. In seinen Reden wenigstens verbindet er dasselbe ohne eine Spur von Bevorzugung gewisser Verba mit: *comperisti?* Tull. 55; *convenit?* Caecin. 7; Cluent. 128; Rab. Post. 31; Mil. 54; *defendet?* Verr. 2, 177 (Lagomars; die andern *quid?*); *doces?* Flacc. 84; *evenit?* Flacc. 40 (Var. *convenit?*); Phil. 3, 17 (Var. *venit, convenit?*); Phil. 7, 4 (*convenit?*); *defendes?* Verr. 2, 169; *licuit?* Verr. 5, 151; dom. 51; Pis. 49; *licet?* leg. agr. 2, 21; *rebellemus?* Scaur. 19; *scivit?* Sex. Rosc. 97; *venit?* Sex. Rosc. 105; Cluent. 122; Phil. 2, 18. 40. Auch in indirekten Fragesätzen wird man diesem Pronomen eine seltene Verwendung mit Unrecht zuschreiben, da es in den Reden Ciceros 6 mal nach *quaero* gesetzt ist.

4. „*quare?* und *quamobrem?* sind in direkter Frage selten, in indirekter häufig. *Quemadmodum* findet sich fast nur in indirekten Fragesätzen.“ In diesen drei Ausdrücken steckt als selbständiger Bestandteil das Pronomen *qui*, und es giebt meines Wissens keine Stelle, an welcher nicht die Bedeutung bewahrt bliebe, die die Zusammensetzung des Pronomens und des Substantivs ergiebt, dafs wir also in ihnen keine selbständig gewordenen Worte zu sehen haben. Wenn daher für das Pronomen *qui* der oben erwähnte Unterschied für direkte und indirekte Fragen nicht gemacht wird, darf man es ebensowenig für diese Ausdrücke. In den Reden Ciceros kommt *qua re* 18 mal indirekt, 5mal direkt vor, *quam ob rem* 39mal indirekt, 16mal direkt, *quem ad modum* 72mal indirekt und an folgenden (25) Stellen direkt: Quinct. 84 (2mal), 85; Q. Rosc. 52 (2mal), 55; Verr. 2, 11. 104; 3, 66; 4, 68. 84; 5, 68. 73. 99. 123. 159; Rabir. 26; Catil. 2, 23. dom. 71; Sest. 122; Cael. 58; Pis. 53; Phil. 5, 14; 12, 7; Fragm. B. VII 6. Aus diesen Zahlen, die sich auf alle

Reden gleichmäßig erstrecken und so wohl den Gebrauch dieser Worte während der ganzen schriftstellerischen Thätigkeit Ciceros aus den Reden allein charakterisiren können, folgt, daß die Seltenheit der Frageworte in direkter Frage nicht behauptet werden kann. Sie finden sich 3 mal so häufig in indirekter Frage, ohne daß etwa ihre Natur dazu Anlaß gegeben hätte; man müßte denn etwa bei *num* die Regel aufstellen, daß es selten in indirekter Frage ist, da es 3 mal so häufig direkt wie indirekt bei Cicero vorkommt.

5. „*quidni?*“ steht mit dem Konjunktiv in Fragen, auf die keine Antwort erwartet wird, und drückt in Frageform die Versicherung ja gewiß, ei freilich aus. Die Frage mit *cur* dagegen verlangt stets eine Antwort.“ Die Frage mit *cur* verlangt keine Antwort und steht gleich einer durch *quidni* eingeleiteten, wenn der Fragesatz negiert ist und das Verbum in dem sogenannten Coni. dubitativus steht. Und diese Satzform ist bei Cicero nicht selten; denn während *quidni* einmal vorkommt, sind bei Merguet I S. 758 zwölf solcher Beispiele unter *cur* zusammengestellt. So: *cur ego non ignoscam, si anteposuit suam salutem meae?* Pis. 79. Ei freilich verzeihe ich, wenn . . ., und *cur ego non laeter meum consulatum ad salutem populi Romani prope fatalam existisse?* Catil. 4, 2 = ja gewiß freue ich mich . . .

S. 289, 2. „*Et* verbindet zwei Nomina als etwas Verschiedenes ohne jede Nebenbedeutung; *que* solche, die als zusammengehörig einander ergänzen oder vervollständigen, also (integrierende) Teile eines Ganzen, oder das Ganze mit dessen Teilen, wie *Alexandrea Aegyptusque*; *ac* (*atque*) zwei Nomina, von denen das zweite als gleich wichtig bezeichnet oder als das wichtigere hervorgehoben werden soll.“ Zur Zeit Ciceros scheinen *et*, *que* und *ac* nicht verschieden gewesen zu sein; vielmehr scheinen ihn zu der Wahl einer der Konjunktionen lediglich rhetorische Prinzipien veranlaßt zu haben. So z. B. ist folgender Grundsatz leicht zu erkennen, ohne daß auch dieser immer durchgeführt ist, daß, wenn *et* unmittelbar vorausgegangen ist, innerhalb dieses Satzes einzelne Worte durch *ac* verbunden werden, offenbar der Abwechslung wegen. Aber daß Cicero bei Anwendung der verschiedenen Konjunktionen sich von den Regeln, die die Grammatik aufstellt, leiten liefs, halte ich nach Beobachtung seines Gebrauchs, die Merguets Lexikon ermöglicht, für unwahrscheinlich. Ich behaupte, daß, einzelne feststehende Ausdrücke abgerechnet, Cicero *et*, *que* und *ac* einfach als kopulative Konjunktionen angewandt hat und die verschiedenen Nüancen durch den Ton ausdrückte. Denn warum sollte *et* zwei Nomina ohne jede Nebenbedeutung verbinden und nicht das zweite Nomen auch hervorheben wie *atque*, wenn es feststeht, daß *et* in gewissen Verbindungen = *etiam* angewendet wird? (vgl. § 343 A. 7). Oder weswegen sollte bei *atque* das zweite Nomen immer als gleich wichtig bezeichnet oder als das wichtigere hervorgehoben werden,

wenn diese Kopula so überaus häufig zur Verbindung von Synonyma verwandt wird, in deren Gruppierung das Hauptmoment der Rhythmus und keineswegs die Bedeutung der Worte ist? So hätte Cicero mit *atque* nicht verbinden dürfen z. B. *funditus tolli ac deleri, mortem ac sanguinem*; denn *deleri* und *sanguinem* sind weder wichtiger wie *funditus tolli* und *mors*, noch gleich wichtig, sondern *atque* verbindet die Worte ohne Rücksicht zu einem stärkeren Begriff. Am deutlichsten aber scheint mir Folgendes für die Gleichheit dieser drei kopulativen Konjunktionen zu sprechen. Man kann eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Wortverbindungen zusammenstellen, in denen Cicero ganz willkürlich bald die eine, bald die andere Konjunktion setzt, ohne daß der Sinn des Ausdrucks, wie die Grammatik verlangt, sich im mindesten ändert. Indem ich auf das Lexikon hinweise, aus dem man sich das vollständige Material leicht verschaffen kann, will ich mich begnügen, einige wenige Beispiele anzuführen: *per vim ac metum, vi et metu; fide ac religione, fidem et religionem; familiaris ac necessarius, familiaris et necessarius; iterum ac saepius, iterum et saepius; socius atque amicus, socius amicusque, amicus et socius; hospites atque amici, ab hospitibus amicisque.*

Königsberg i. P.

G. v. Kobilinski.

ZWEITE ABTHEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

G. Weck, Rudolf Künstler. Aus dem Leben eines deutschen Schulmanns. Mit Portrait. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1883. 132 S. 3 M.

Wenn es wahr ist, daß es für einen Schulmann nichts Anregenderes und zugleich Trostreicherer gibt als die Betrachtung des Lebens hervorragender Pädagogen, die unter Kämpfen mit den Dornen des Berufs in freudiger Begeisterung ihres mühevollen und erhabenen Amtes gewartet, dann muß die Lehrerwelt es dem Verfasser Dank wissen, daß er das Bild des Lebens Rudolf Künstlers aus dem umhüllenden Schatten, den nun schon sieben Jahre darüber ausgebreitet, hervorgerufen hat. Wir Schulmänner alle, alt und jung, bedürfen von Zeit zu Zeit eines solchen Spiegels, in dem wir uns beschauen können, um wieder und wieder inne zu werden, wie wir doch meist so klein dagegen sind. Das ist es in erster Linie, was dieser geistvollen und lebensvollen Darstellung ihren hohen Wert verleiht und derselben einen hervorragenden Platz in unsrer pädagogischen Litteratur auf die Dauer sichern wird. Wenn wir da lesen, wie ein geistig hochbedeutender Mann, dem es bei seinen glänzenden Gaben ein leichtes wäre, durch litterarische Thätigkeit als Förderer der Wissenschaft Verdienst und Ehre zu erwerben, in selbstloser Weise darauf verzichtet, um ganz seinem Berufe zu leben; — wenn wir an einem lebendigen Beispiele sehen, was die Worte Pflichttreue im großen und im kleinen, unablässige ernste Selbstprüfung und Selbstzucht bedeuten; — wenn wir sehen, wie ein Mann, dem es wie wenigen gegeben ist, im öffentlichen und sozialen Leben durch die Sicherheit und Gewandtheit seines Auftretens im Salon und auf der Tribüne zu glänzen, sich nur in seiner Schule wohl fühlt und auch in den mühseligen und unerquicklichen Arbeiten des Amtes, wie im Korrigieren zahlloser Schülerhefte, den Inhalt seines Lebens findet, indem er die schwerste aller Tugenden, die der Entsagung, freudig übt; — wenn wir eine gewaltige Persönlichkeit kennen lernen, welche mehr als durch ihre imponierenden

Eigenschaften durch die gewinnende, siegreiche Gewalt der Liebe wirkt, — einen Lehrer, der im Verkehr auch mit kleinen Schülern froh und glücklich ist und die zartesten, rührendsten Aufmerksamkeiten für sie weiß, — der in dem großen Schmerze seines Daseins, dem über seine Kinderlosigkeit, sich getröstet und erhoben fühlt durch den Gedanken, daß ihm eigene Kinder versagt seien, damit er sich der Erziehung von 700 ihm anvertrauten Kindern besser widmen könne, — der Übereilungen und Fehlgriffe, wie sie sein rasches Temperament wohl hin und wieder verschuldet, sofort wieder gut zu machen nimmer zu stolz ist, — der seinen Schülern das Lernen und Arbeiten zur Lust und zum Genusse zu machen weiß; — wenn wir diese und so manche andere Züge ähnlicher Art in so lichtvollen Farben vor Augen treten sehen, wie es in dieser Darstellung geschieht, dann wird ein solches Lebensbild zu einer ergreifenden Predigt, die uns Pädagogen das Mahnwort zuruft: Geht hin und thut desgleichen!

Mit hohem Interesse folgen wir der Schilderung von Künstlers Bildungsgeänge und Entwicklung, wie er, — schon als Knabe kämpfend mit den Mühen und der Not des Lebens, früh die Sorge kennen lernend und die schwere Pflicht, aber auch den Segen der Arbeit, aufwachsend unter beschränkten Verhältnissen und Entbehrungen, dabei lange schwächlich und kränklich, ringend mit Zweifeln und Unfertigkeit, aber diese inneren Feinde überwindend, — zum geistig und körperlich kräftigen Manne geworden. Fast mit noch größerem Interesse begleiten wir den gereiften Mann auf seinem weiteren Lebenswege als Lehrer des Domgymnasiums in Magdeburg und des Breslauer Elisabetans, als Prorektor in Hirschberg und Ratibor, bis er den Höhepunkt seines Lebens erreicht als Direktor des Königlichen Gymnasiums in dieser letzten Stadt, — den Höhepunkt seines Lebens, aber auch seiner Arbeit und seiner Berufsbürde. Hat doch ein kompetenter Beurteiler der Verhältnisse das Ratiborer Direktorat unter den damaligen Zuständen (1873) als eine der dornenvollsten Stellen der Schulleitung in Preußen bezeichnet. Wie Künstler auch als Direktor wöchentlich die lateinischen Arbeiten von ca. 40 Oberprimanern korrigierte und außerdem die monatlichen Aufsätze derselben, und zwar nicht nur durch einfaches Anstreichen (ein Verfahren, welches er als eine bequeme Manier verwarf), sondern durch wirkliches Verbessern; — und wie er dabei zu allen Extemporalien und Exercitien die Texte sich selbst auf das sorgfältigste zurechtgelegt und ausgearbeitet hat; — wie er bei seinem Interesse für jeden seiner 700 Schüler die steten störenden Besuche der Angehörigen nicht zurückgewiesen; — wie er bei dem damaligen fortwährenden Lehrerwechsel die sich öfters ungewöhnlich steigernden Anforderungen seines Amtes, wenn auch manchmal nicht ohne Seufzer, erfüllt, indem er u. a. einmal im Juni bereits den achten Stundenplan seit Ostern ausarbeitete; — wie er ein

ihm angebotenes hochwillkommenes Amt, welches ihm persönlich die lockendsten Aussichten bot, dem Wunsche seiner vorgesetzten Staatsbehörden sich fügend, freilich nach schwerem inneren Kampfe, ausschlug, um die Last des bisherigen weiter zu tragen; — wie der ihm von Jugend auf innewohnende und in allen Lebenslagen unerschütterte glückliche Humor ihm schliesslich allmählich abhanden kam unter der aufreibenden Berufsarbeit, in den letzten Jahren auch unter zunehmenden körperlichen Leiden, gegen welche auch seine eiserne Energie zuletzt nicht mehr ausreichte, bis er, noch nicht 40 Jahre alt, erlag, — das alles wird niemand ohne innige Bewunderung und Teilnahme lesen, und der Leser wird dem Verfasser recht geben, wenn er Künstler einen Helden nennt, einen Apostel und Zeugen seines Berufs.

Dem Biographen haben Liebe und Pietät die Hand geführt. Aber neben dem Lichte fehlen auch die Schattenseiten nicht, die namentlich in Künstlers Temperament lagen; und es muß hervorgehoben werden, daß bei aller Wärme der Empfindung, die durch das Ganze weht, bei dem zarten persönlichen Verhältnisse des Verfassers zu dem Freunde, die Darstellung ebenso den Stempel voller Objektivität und historischer Treue trägt, wie den psychologischen Wahrheit, wie das u. a. auch in dem zu Tage tritt, was an verschiedenen Stellen über Künstlers religiöse Entwicklung gesagt wird.

Zeigt uns die Biographie Rudolf Künstler hauptsächlich als Pädagogen, so zeigt ihn uns besonders das achte Kapitel nebst dem Anbange in dem anderen, worin er ebenso vollendeter Meister gewesen. Als geistvoller lateinischer Dichter, der auch die Form mit souveräner Gewandtheit und Sicherheit beherrscht, ist Rudolf Künstler längst in weiteren Kreisen der philologischen Welt bekannt, und der Verfasser hat sich ein zweites bleibendes Verdienst dadurch erworben, daß er sich der nicht geringen Mühe unterzogen, aus den zahlreichen, zum Teil noch ungedruckten poetischen Erzeugnissen des Freundes eine Auswahl zu treffen, und daß er diese edlen Perlen vor dem Vergessenwerden bewahrt hat. Das verdienen diese Dichtungen schon durch die Bedeutung, welche sie in dem Leben ihres Urhebers selbst gehabt. War doch die Poesie der holde Genius, der Künstler durch manche schwere Stunde liebevoll geführt hat. So gewinnen diese Kinder seines Geistes als ein Stück seines Daseins ein hohes Interesse für den Leser der Biographie: ohne diese Mitteilungen würde dem Lebensbilde mancher seiner wesentlichsten Züge fehlen. Im liebevollen Erguß zarter Freundschaftsempfindung wie im flüchtig hingeworfenen Produkt der fröhlichen Stimmung und glücklichen Laune des Augenblicks; im mutwilligen Tone harmlosen, geselligen Scherzes wie im schwungvollen Ausdruck ernster Gedanken — überall tritt uns das reiche und reine Gemüt des Dichters entgegen, wodurch er uns mehr und mehr sympathisch wird. Allein

auch abgesehen von der Persönlichkeit des Urhebers und unserem Interesse an derselben kommt den meisten der mitgeteilten Proben (denn allerdings darf nicht verkannt werden, daß der poetische Wert ein ungleicher ist) ein nicht gewöhnlicher Kunstwert zu, welcher unbestritten den Namen Rudolf Künstler den Namen der genialsten lateinischen Dichter unseres Jahrhunderts einreicht.

Die Vielseitigkeit von Künstlers poetischer Gestaltungskraft möge aus einer Angabe des Inhalts des Anhangs „Aus Künstlers litterarischem Nachlasse“ erhellen. Derselbe enthält zwei bisher ungedruckte Arbeiten in Prosa: „Exercitium und Extemporale“ nebst Proben von Texten zu lateinischen Exercitien, deren einer aus Schillers Wallenstein entnommen ist; und „Aphorismen zur Frage über phraseologische Sammlungen (zunächst für den lateinischen Unterricht)“ nebst einem Schema für derartige Sammlungen. (Die einzige Prosa-Arbeit, die Künstler selbst hat drucken lassen, eine Besprechung der 6. Auflage des Dillenburgerschen Horaz, ist hier nicht wiederholt.) Dann Poetisches; aufser lateinischen Übersetzungen von Hektors Abschied und Schloßs Boncourt eine Epistola (sic) ad collegas data (erschien 1869 im Programm des Breslauer Elisabethans; eine originelle und geistreiche Verteidigung der metrischen Übungen mit Gründen, die freilich nicht als überzeugend bezeichnet werden können); eine Übersetzung von Bonnells Bismarck-Ode; Gedichte an Martin Hertz, Falk, Wiese, Bernhardt, Fickert, Dillenburger, Kambly; Gratulationsoden zu den Jubiläen der Universität Breslau und verschiedener Gymnasien: graue Kloster in Berlin, Hirschberg, Magdeburg (Dom), Glogau (kath.); Elegieen an Freunde bei Familienanlässen, gesellige Lieder. Außerdem sind in den Text der Biographie eingestreut eine Anzahl von Proben, vorzugsweise Humoristisches, auch einzelne Übersetzungen, unter denen besonders die der Lessingschen Fabel „Die Grille und die Nachtigall“ und des Goetheschen Liedes „Anakreons Grab“ in meisterhafter Weise gelungen sind.

So werden die zumal in Schlesien zahlreichen Freunde und Verehrer Rudolf Künstlers das Erscheinen dieser Erinnerungen mit wehmütiger Freude willkommen heißen. Es wird sie wohlthuend berühren, daß dem so früh Dahingeschiedenen noch im Tode das Glück zu teil geworden ist, in dem in mancher Beziehung ihm so kongenialen Freunde den berufensten Biographen gefunden zu haben, der ihm ein so schönes und freundliches Denkmal geschaffen. Möge dasselbe dazu dienen, in weiteren Kreisen der Lehrerwelt dem Andenken eines der besten unter uns die Dauer zu sichern!

Reichenbach in Schlesien.

Feodor Rhode.

Emanuel Hoffmann, Studien auf dem Gebiete der lateinischen Syntax. Wien, Konegen, 1884.

Der auf dem Gebiete der lateinischen Grammatik-Forschungen rühmlichst bekannte Verfasser bespricht in diesen Studien „die Zeitfolge nach dem Praesens historicum im Latein“ S. 1—98 und fügt zwei ältere in Fleckeisens Jahrbüchern 1874 u. 1878 veröffentlichte Ansätze hinzu S. 98—120 „über den angeblich elliptischen Gebrauch des Genetivus gerundii und gerundivi“ und S. 123—134 über „*opus est, usus est — refert, interest*“ mit der Bemerkung: „Vielleicht das nun jene Grammatiker, die diese Aufsätze an ihrer früheren Stelle übersehen haben, von denselben Notiz nehmen“. Er sucht aber darin nachzuweisen, daß die Ansicht Reifferscheids, der (Index scholarum. Breslau, Winter 1877/78) behauptete, daß wie *usus* in *usus est* Genetiv sei, wie Lachmann *necessis* und *necessus* als alte Genetivformen nachgewiesen habe, so auch *opus* in *opus est* für einen alten Genetiv von *ops* gehalten werden müsse und *opus est* mit *usus est* sowohl ganz gleiche Bedeutung als auch syntaktisch gleiche Konstruktion habe, nicht in allen ihren Teilen haltbar sei; denn wenn man auch zugeben könne, daß ein alter Genetiv von *ops* habe *opus* gelautet, so sei doch die Annahme, daß in der Verbindung *opus est* ein solcher Genetiv vorliege, „vom Standpunkt der Bedeutung, wie von dem der Syntax aus als unmöglich“ zurückzuweisen. Und darin muß man ihm beistimmen, daß *opus* ist nur heißen könnte: „es liegt in meiner Macht oder es ist förderlich“, nimmermehr aber: „es ist ein Bedürfnis vorhanden“, und daß die Konstruktionen von *opus est* mit dem Ablativ und ebenso die bei Livius sich findende mit dem Genetiv sich nicht erklären ließen, wenn *opus* selbst ein Genetiv wäre. Daß aber *usus* in *usus est* als Genetiv aufzufassen, dagegen spreche zunächst die Prosodie von *usus est* bei Plautus, dann der syntaktische Gebrauch, in dem *usus* in *usus est* nur als Subjekt erscheine = „das Gebrauchen — der Gebrauchsfall — kommt, findet statt“ und so dann „es braucht, es bedarf“. *Opus* sei der Nominativ zum Genetiv *operis* und bezeichne „das zu schaffende Werk (und eben darum Aufgabe)“, eine Bedeutung, welche die prädikative Verwendung von *opus est* klar mache. Die Konstruktion *opus est aliqua re*, in welcher *opus est* das Subjekt bilde, entstehe aus der aktiven Bedeutung von *opus*, in der es „das Mühen, die Arbeit, die (aktive) Verrichtung, also ein Thun, zustande bringen u. s. w. besage, mithin „das Handeln mittelst einer Sache, das Vorgehen mittelst . . . findet statt“ bedeute. Wie aber diese Bedeutung von *mihi opus est aliqua re ad aliquam rem* „mir ist zu einem gewissen Zwecke mittelst einer Sache vorzugehen“ zu dem Sinne führen mußte: „ich bedarf einer Sache zu einem Zwecke, sie thut mir not u. s. w.“ sei klar, und zu *opus est alicuius rei* lasse sich vergleichen das französische *avoir affaire de quelque chose* (*avoir affaire d'argent* = *avoir besoin d'argent*). So tritt der

Herr Verf. für die alte Auffassung von *opus est* ein, und ich zweifle nicht, daß er Recht hat; ich glaube aber auch, daß die Ansicht Reifferscheids aus dem Index scholarum nicht in die Grammatiken übergegangen ist; sie ist wohl seine Privatansicht geblieben. Warum meint nun der Verf., daß die Grammatiker nicht Notiz von seiner Ansicht genommen, die doch, soweit sie *opus est* als Nominativ betrachtet, die übliche ist? Man liest schon bei Ramshorn Gramm. 1824 S. 264 Anm., daß er *opus est* mit dem griechischen *ἔργον ἐστί* vergleicht und die Stelle aus Gellius 17, 2 citiert, der von Claudius Quadrigarius *nilil sibi, inquit, divitiis opus esse* anführt und sagt: *nos divitiis dicimus . . . nec ratio dici potest, cur rectius sit divitiis opus esse, quam divitiis* (wobei Gellius nicht darauf geachtet hat, daß schon vorher ein Accusativ der näheren Beziehung in *nilil* gesetzt ist); man liest bei Grotendorf Gramm. 1830 S. 305, § 398: *opus* ist nämlich wie *ἔργον* nicht nur das Geschaffene, das Werk, sondern auch dasjenige, was geschaffen werden soll, das Geschäft“, eine Erklärung, die doch wohl sich ganz mit der Hoffmanns deckt. Und gewiß liest man in älteren Grammatiken schon Ähnliches oder Gleiches. Aber Hoffmann hat mit Geschick und Scharfsinn diese Auffassung verteidigt und mit Recht die Ansicht Reifferscheids zurückgewiesen. Die Konstruktion mit dem Genetiv, meint Hoffmann, die bei Livius nur an den beiden Stellen 22, 51, 3 *temporis opus est*, und 23, 21, 5 *quanti argenti opus fuit* sich finde, erkläre sich leicht aus dem mit *opus est* verbundenen Begriff: „es bedarf“, und werde wohl am besten mit dem griechischen *δεῖ μοί τινος* verglichen. Grotendorf vergleicht *ἔργον ἐστί τινος* nach Aristoph. Plut. 1159 *οὐ γὰρ δόλον νῦν ἔργον, ἀλλ' ἀπλῶν τρόπων*, Soph. El. 1373 *οὐκ ἂν μακρῶν ἔθ' ἡμῖν οὐδὲν ἂν λόγων, Πυλάδῃ, τὸδ' εἶη τοῦργον*, Aias 13, wo *ἔργον ἐστί* mit dem Infinitiv *παπταίνειν* *ἔτ' ἔργον ἐστί* konstruiert ist, und Ramshorn führt für den Genetiv noch an Prop. 2, 8, 16 (3, 1, 11) *Pierides, magni nunc erit oris opus*.

Ebenso knüpft Hoffmanns Besprechung von *refert* und *interest* an Reifferscheid an, der es für falsch erklärt, *re* in *refert* etwa wegen *mea, tua . . . refert* als Ablativ zu fassen, und meint, es sei Dativ, und *mea re* seien alte Dative, die aber schon vor der Zeit des Grammatikers Verrius Flaccus für Ablative gehalten worden wären. Denn Festus S. 282 sage: *refert cum dicimus, errare nos ait Verrius; esse enim rectum rei fert dativo scilicet, non ablativo casu, sed esse iam usu possessum*. Und darin stimmt ihm Hoffmann bei und erklärt *mea(i) re(i) fert*. Hierin sind ihm allerdings die Grammatiker nicht gefolgt; denn wie Ramshorn *re* nach Analogie von *e re publica est, e re mea est* für den Ablativ erklärte und auf Plaut. Capt. 2, 2, 4 *haec tu eadem si confiteri vis, tua re feceris* verwies, wie er zu *re* danach *mea tua* etc. als Ablative betrachtete und bei *interest gratia* oder *causa* ergänzte, wie

auch Grotefend 1830, Zumpt seit 1828 (es ist die älteste Ausgabe, die ich vergleichen kann), Ferd. Schultz 1865, Meiring 1869 in *mea, tua* etc. Ablative sahen, so erklären auch noch nach 1878 Grammatiker, wie Putsche-Schottmüller 1880 und Engelmann 1881, *mea tua* etc. bei *interest*, sowie bei *refert* für Ablative, ergänzen dort *causa* und beziehen hier *mea* auf den Ablativ *re* in *refert*.

Wenn aber Hoffmann S. 128 aus Plaut. Truc. 2, 4, 40 *quoi rei id te adsimilare rettulit?* schließt, daß der Dativ in *re* in seinem prägnanten Sinne nicht mehr empfunden worden, aber daß das Gefühl für die Verbindung des *ferre* mit dem Dativ noch lebendig gewesen sei, obwohl hier *quoi rei* nicht mit *rettulit* zu verbinden ist, so wäre es wünschenswert gewesen, daß er auch die Formel Plaut. Capt. *tua re feceris* herangezogen und besprochen hätte. Sanctius (Minerva S. 422) führt aber obige Stelle aus Plaut. Truc. an, um zu schließen: *nugari Verrium, cum refert explicat rei fert, quasi re sit dativus, non ablativus*. Andere Stellen sind Ter. Hec. 5, 3, 12 (citirt von Ramshorn) *tua quod nihil refert, percontari desinas*; Plaut. Stich. 2, 2, 49 (Gramm. Marchica) *tua quod nihil refert, ne cures*; Ter. Adelph. 5, 4, 27 *id mea mōvime refert*. Darum gilt hier wohl das Wort *adhuc sub iudice lis est*.

Nun sagt ferner Reifferscheid, daß die Konstruktion von *refert* durch falsche Analogie auf *interest* übertragen sei, und das hält Hoffmann für „ganz undenkbar“, weil *interest* dann nicht nur jene Possessivformen, sondern auch den Genetiv von *refert* entlehnt haben und, kann man hinzufügen, überhaupt später entstanden sein müßte. Er fragt deshalb (S. 129), ob denn in *mea, tua, sua, nostra, vestra, cuius interest* wirklich Femininformen vorliegen, und hebt zunächst hervor, daß es prosodisch wenigstens nicht zu bestimmen sei, da *interest* mit dieser Konstruktion sich noch bei keinem Dichter gefunden habe. Vielmehr müsse man annehmen, daß wie *re* in *refert* seine Dativ-Natur, so *inter* in *interest* seine volle Bedeutung und Wirkung als Präposition behalten habe, und müsse deshalb *mea, tua* etc. als von *inter* abhängige Accusative des Neutrum plur. auffassen, den Genetiv bei *interest* aber sich in der Weise erklären, als ja die Pronomina possessiva nur Ersatz seien für den possessiven Genetiv des betreffenden Pronomen personale und wieder der Genetiv nur Ersatz eines possessiven Adjektivs sei. Wie sich also *cuius interest* mit *cuius interest* decke, und wie *mei, tui* etc. statt *mea, tua* . . . *interest* stehen könnte, so sei „der Genetiv eines jeden Nomen bei *interest* nur das Äquivalent für ein die Zugehörigkeit zu diesem Nomen besagendes adjektivisches Kollektivum; *patris interest* bedeute sonach „es gehört unter das den Vater Angehende“. Dann widerlegt er die zwei möglichen Einwände, 1) daß, wenn dies so sei, statt *patris* doch auch *patrius* müßte gebraucht werden können, damit, daß Adjektiva nicht den Einzelbegriff verträten, nicht zur Bezeichnung des Besitzverhältnisses verwendet würden, sondern

stets noch qualitative Wirkung hätten; und 2) daß die Verbindung von *inter* mit solchen possessiven Genetiven auffallend sein müsse, damit, daß er auf die Verbindung lokaler Präpositionen mit dem Genetiv eines Nomen proprium verweist, der schlechthin die Zugehörigkeit bezeichne, wie *ad Dianae, post Spei, a Vestae, propter Iovis pueri — ad Marciae, ad Carmentis — per Varronis viam ducere voluisti —* besonders *Cottae, quod negas te nosse ultra Silianam villam est*, und dann in diesen Verbindungen nicht *templum, ara, fundus, praedium* ergänzt, sondern den Genetiven die Kraft eines lokalen Kollektivums, wie *Varronianum*, beimißt und schließt, daß jenes *Cottae* in Stellvertretung des entsprechenden Derivatums (*Cottianum*) Subjekt des Satzes sei, so daß auch *ad Dianae, ad Apollinis* für *ad Dianium, ad Apollinar* stehe. Ebenso sei der Genetiv bei *inter* zu beurteilen, der nur wegen der Natur von *inter* nicht das Neutr. sing., sondern das Neutr. plur. vertrete. So weit Hoffmann.

Was er über *interest* sagt, ist in der Erklärung *inter mea est* ganz feinsinnig, aber in seinem Wesen nicht neu. Zumpt sagt Gramm. ed. 1828, § 449: „Man hielt dies sonst gewöhnlich für Accusativi pluralis gen. neutrius und ergänzte *commoda*, aber nach einigen Versen bei Terenz, namentlich Phorm. 4, 5, 11 (*quid tua, malum, id refert?*) und 5, 8, 47 (*quid id nostra? nihil*) zu urteilen, wird man sie mit Priscian p. 1077 für Ablativi sing. generis feminini halten müssen und demnach etwa *causā* dabei zu ergänzen haben“. Wenn ich nun weiter zurückgehe, so finde ich in der Grammatica Marchica 1751: „Die Grammatici halten dafür, die Pronomina *mea tua sua nostra* etc. seien Ablativi Generis Feminini und werden von dem ausgelassenen Ablativo *caussa* oder *gratia* regiert, die auch droben bei den Genetivis ausgelassen sind, weil Exempla vorhanden, da *gratia* ausgedrückt ist, als: *Mea istuc nihil refert, tua refert gratia* Plaut. Persa. 4, 3, 68 (in ed. Bip. 1788): *mea quidem istuc nihil refert, tua ego refero gratia*. Siehe Vofs, de Construct. c. 29. Andere aber halten dafür, es seien Accusativi Generis Neutrius, und werde darunter *ad* verstanden, *ad mea* sc. *negotia*. Siehe davon viel Exempel beim Sanctio in Minerva 1, 3, c. 5“.

Während nun G. Jo. Vofs Synt. latina 1639: (*interest et refert*) pro genitivis pronominum primitivorum regunt ablativos mea etc. *mea tua* etc. bloß für Ablative erklärt, ohne zu sagen, wie er sie sich erklärt, sagt Sanctius (1523—1601) in der Minerva (4, ed. 1714): ‘tua interest, nostra non refert, dixi esse accusativos plurales. Hoc praeclarum inventum debemus Caelio Calcagnino in epistolis, deinde Julio Cassari Scaligero. At isti, quia meum inventum esse credunt, sibi ducunt palmarium, quum me impugnant; ego tamen, ut meum, defendam’, so daß sich also für die Geschichte der Erklärung ergibt, daß *mea* etc. zuerst für Ablative, dann seit Calcagninus († 1541), Scaliger († 1609) und Sanctius für Accusative Pluralis, seit Bentley (zu Terenz Phorm. 4, 5, 11, ed. 1791)

und Zumpt wieder für Ablative und von Hoffmann wieder für Accus. Plur. gehalten worden sind. Ja schon Donat (um 350) hat zu jener Stelle des Terenz *quid tua, malum, id refert* bemerkt: 'et quaere, quomodo dicatur quid mea, quid tua? an deest ad, ut sit, ad mea, ad tua?' und so diese Formen für Accusative erklärt und jenes *ad* ergänzt. Sanctius aber führt aus p. 421: 'Terent. Adelph. quid ista, Aeschine, nostra? subaudi intersunt, vel referunt. Syntaxis est, Aeschine, quid ista sunt inter nostra negotia?'

Der Unterschied zwischen seiner und Hoffmanns Erklärung ist also der, daß Sanctius in der Konstruktion von *interest* ein Wort wie *negotia* (andere *commoda*) ergänzt, Hoffmann *mea* als selbständiges Neutrum mit der Bedeutung: „das mich angehende“ auffasst, und zweitens, daß Sanctius *interest* und *refert* unter einem, Hoffmann unter verschiedenem Gesichtspunkt betrachtet. Im allgemeinen ist also die Frage, ob Accusativus, ob Ablativus, schon seit Donat erörtert.

Auch Teubers „Einfall“, wie ihn Hoffmann nennt (S. 129 Anm.), *interest* sei aus *in rem est* entstanden, ist nicht neu; Hoffmann meint, er hätte besser gethan, *in re est*, wenn auch als „verballhornte Grundform“ vorauszusetzen, weil er „diesen Einfall wenigstens durch die scheinbare Übereinstimmung der Possessivformen *mea tua* etc.“ hätte „aufputzen können“. Aber Teubers *in rem est* ist lateinisch, *in re est* ist keine lateinische Verbindung. Ich halte deshalb für richtig, was schon Sanctius Min. S. 419 sagt: 'Ablativus re inquit, poscit mea, tua, sua: nam interest mea idem est, quod est in re mea. Sed falluntur cum suo Calepino († 1511): neque enim dicitur latine, hoc est in re mea, sed e re mea aut in rem meam.' In *refert* selbst hält Sanctius *re* nicht für den Ablativ, sieht in ihm überhaupt keinen Kasus, hält es auch nicht für durchweg lang (S. 423). 'Cur igitur dices', sagt er S. 420, 're in compositione esse aliquid cui addas mea, tua, sua, nam in voce Agricola non poteris addere ad *to agri felicis vel fertilis*'.

Wenn Hoffmann nun weiter *inter patris est* und die Konstruktionen *ad Dianae* etc. ohne Ausfall von Substantiven wie *templum, ara, villa* etc. und ohne Ausfall von *res* bei *patris* erklären will, so scheint dies nur möglich, wenn man die aus natürlicher Sprachweise hervorgehenden Konstruktionen nicht anerkennt. Denn wenn Horaz Sat. 1, 6, 120 *obeundus Marsya* sagt und doch die *statua Marsyae* im Sinne hat, so ist diese Sprechweise aus dem Volksmunde hervorgegangen, gerade wie wir sagen „ich gehe nach St. Moritz“, aber die Kirche von St. Moritz meinen. Ebenso konnte Horaz sagen *ad Dianam* für *ad Dianae templum*. Wenn er nun aber doch die Konstruktion *ad Dianae* festhält und danach bildet Sat. 1, 9, 35 *ventum erat ad Vestae*, so ist dies doch ein Zeichen, daß das Bewußtsein der Ergänzung von *templum* etc.

für Cäsar dahin beantwortet hatte, daß „a. wenn der Nebensatz dem Präsens hist. des Hauptsatzes nachfolge, beide Konstruktionen (d. h. die des Coni. praes. und die des Coni. imperf.) promiscue angewendet würden, und b. wenn der Nebensatz dem Praesens hist. des Hauptsatzes vorangehe, in der Regel das Zeitwort ins Imperfektum gesetzt werde, einige wenige Fälle ausgenommen, in welchen schon vorher Hauptsätze ins Praesens hist. gesetzt seien, oder bei kurzen indirekten Fragesätzen, deren Verbum ganz in der Nähe des Verbum finitum stehe“. Ihm gegenüber faßt nun Hoffmann das Resultat seiner Untersuchung (S. 97) dahin zusammen, daß „das Praesens historicum dem Lateiner nur als Präteritum gegolten hat, und daß somit alle um ein Praesens hist. sich gruppierenden Nebensätze in den der Lage zu einem Präteritum entsprechenden relativen Zeiten gegeben werden müssen, — daß jedoch von dieser temporalen Unterordnung solche indikativische oder konjunktivische Nebensätze ausgenommen sind, die entweder nur einen begrifflichen Bestandteil des Hauptsatzes bilden oder die Aussage desselben, sei es als Objekt, sei es als Epexege, vervollständigen, und weiter solche konjunktivische Relativ-, Final- und Fragesätze, die, als im Sinne des Subjekts gehalten, durch die präsentische Zeitform von den in die Erzählung gehörigen, vom Standpunkte des Berichterstatters aus formulierten geschieden werden sollen“. Vergleichen wir beide Resultate, so leuchtet ein, daß Hug sein Resultat in einfacher, falscher Form giebt, Hoffmanns Resultat in logischer Begründung vortrefflich, aber für die Anwendung zur Lehre von der Syntax schwierig oder gar unbrauchbar gefaßt ist. Suchen wir deshalb erst beide Ansichten durch Beispiele zu erläutern. Nach Hug würde man schreiben a. *praemittit qui videant* und *qui viderent* (promiscue); b. *qui viderent* (so in der Regel), *praemittit*, — oder: *persuadet et qui videant praemittit* und (kurze Frage) *quid videant edocet*. Nach Hoffmann würde das Praesens hist. als Präteritum gelten und die Stellung der Nebensätze gar keinen Einfluß auf den Modus des in ihnen stehenden Zeitwortes, ob des Präsens oder Imperfekts, haben, sondern ganz allein das logische Verhältnis der Nebensätze zum Hauptsatze für die Wahl des Tempus des Nebensatzes maßgebend sein. Danach würde man schreiben *qui viderent praemittit* und *praemittit qui viderent*, aber 1) (begrifflicher Bestandteil des Hauptsatzes [S. 42], wie im Indikativ *ei qui imperant* = die Befehlshaber), *quae usui sint imperat* = das Notwendige, *qui forte velint, invitat* und *proponit eis qui occiderint* = den Mördern; 2) a. (Aussage; Konsekutivsätze) *eadem fere . . . coram perspicit, sic ut . . . viderentur*; (Konsekutiv. epexeget.) *fit, ut . . . vincat, facit, ut . . . adliget*; (Konsek. Absicht) *sese confirmant tantum, ut . . . audeant*; (Konsek. quin) *naves . . . invenit instructas neque multum abesse ab eo quin . . . possint* — (von den drei letzten Arten führt er nur Beispiele von Präsens im Haupt- und

Präsens im Nebensatze an) —. b. Finalsätze S. 49], welche einen Objekts-Accusativ bezeichnen, haben die Zeitform des Hauptsatzes; welche dem Dativ des sachlichen Zwecks entsprechen, den Coniunctiv imperfecti. Dies wäre ein interessantes und greifbares Resultat, daß nach einem Praesens hist. der Finalsatz, welcher den Accusativ vertritt, im Coni. Praesentis stehe, und der, welcher den Zweck bezeichnet, also den Dativ vertritt, im Coniunctivus imperfecti. Zu den ersten würden alle Finalsätze gehören, welche eintreten nach den Verbis wollen, wünschen, erwarten, befürchten; bitten, beschwören, fordern etc.; ermahnen; raten, überreden etc.; gestatten, abhalten; befehlen, verbieten; beantragen, beschließen etc.; betreiben, bewirken etc.; zu den andern die Finalsätze nach *ut, ne, quo, quo minus* oder asyndetisch angereihte; die Relativsätze, welche eine im Sinne des faktischen oder logischen Subjekts gegebene finale Bestimmung enthalten; und die Sätze mit finalem *priusquam, dum, donec*. Aber der Verf. sagt selbst S. 66, daß „gleichwohl in zahlreichen Fällen solche Finalsätze“ (welche den Coni. imperfecti haben müßten) „in präsentischer Fassung auftreten, um die Ansicht und Absicht des Subjekts klar hervortreten zu lassen“ und somit das Motiv der Handlung anzugeben, nicht aber die in der Zukunft liegende Wirkung und Folge. Dadurch ist aber für den praktischen Gebrauch jene Regel wieder aufgehoben; und auch in dem ersten Falle, wenn Hoffmann (S. 79) Caes. BC. 1, 26, 3 (*Caninio*) *mandat ut Libonem de concilianda pace hortetur; imprimis ut ipse cum Pompeio colloqueretur postulat* erklärt: Cäsar verlangt, daß Caninius selbst mit Pompeius spreche; es handelt sich aber eben nicht um einen weiteren Auftrag für Caninius, sondern um das, was Cäsar durch die Sendung desselben erreichen will“, so ist dies ganz richtig gesagt, aber der Coni. imperfecti im Objektssatz darum nicht erklärt, da in Sätzen wie (S. 53) Caes. BC. 1, 32, 7 *pro quibus hortatur ac postulat, ut rempublicam suscipiant atque una secum administrent*, Cäsar doch eben auch durch eigene Forderung sein Ziel erreichen will. — Beispiele giebt Hoffmann besonders für den Coniunctivus praesentis, also 1) (Objekts- oder Inhaltssätze) *ut proelium incipiant, circumspectant, und orat ut decedat; mones ut provideant und te ut timeas monet*. 2) (S. 66, zweckentsprechende Finalsätze, eigentlich mit Coni. imperfecti, aber häufig mit Coni. praesentis), also nach *ut, ne, quo, quo minus* oder asyndetische Anfügung: *dantur, ne accedat, tritici modii; communit, quo facilius . . . possit und ne audiat, quatiunt*. b. durchs Relativum: *praemittit, qui videant*; aber warum steht hier nicht z. B. Caes. BG. 1, 7, 3 *mittunt qui dicerent*? c. durch *priusquam, dum, donec*: *dat signum ut parmatis locus detur donec impetu inlati ab suis excludantur*.

Recht bemerkenswert ist auch die Beobachtung (S. 76), daß bei zwei von einem Praesens hist. abhängigen Sätzen mit *ut* derjenige, welcher den Inhalt angiebt, im Konj. des Präsens, der

aber den Zweck angibt, im Coni. imperfecti gesetzt wird, also: (Cic. in Verr. 1, 75) *urget Dolabella, ut quam primum securi feriantur, quo quam minime multi ex illis de istius nefario scelere audire possent* = betreibt die möglichst schnelle Hinrichtung zu dem Zwecke, daß u. s. w., oder *mittunt, qui doceant, ut intellegeret* (in Verr. 2, 124) und *mittit, qui hortentur, ut mitterent* (Liv. 28, 31, 4), — und (S. 78) daß ebenso in aufeinanderfolgenden Sätzen, in denen finale Bestimmungen wechselnd im Präsens- oder Imperfekt-Konjunktiv auftreten, der Wechsel des Tempus ein innerlich begründeter ist, d. h. ein nach jenen Gesichtspunkten des Objekts oder Zweckes sich richtender. So ist bei Cic. pr. Quinct. 66 *ut possent, advocat: testatur se petere ne quid conetur in possent* der Zweck der betreffenden Vorkehrung, in *conetur* das Wesen derselben ausgedrückt. — Sinnig ist auch (S. 81) die Unterscheidung von Caes. BC. 5, 49, 7 *contrahit eo consilio, ut in summam contemptionem hostibus veniat* (als subjektives Motiv) und Caes. BC. 1, 70, 4 *inbet occupare eo consilio, uti . . . Octogessam pervenirat*: (als objektiver, in der Zukunft liegender Zweck).

Was die Stellung der Finalsätze (S. 82) betrifft, so zeigt sich, 1) daß diejenigen, welche dem Hauptsatze gegenüber die Geltung des Objekts haben und gewöhnlich im Präsens stehen, dem Hauptsatze nachfolgen; wenigstens sind die Ausnahmen, bei Cicero 2 von 62 und bei Cäsar 7 von 89, sehr wenige; und daß ebenso auch die finale Objektssätze im Konj. des Imperf. den regierenden Praes. hist. nachfolgen, mit Ausnahme von etwa 14 Stellen, die der Verf. aufzählt, wie Cic. in Verr. 1, 66 *ut clauderent, imperat*. — 2) (S. 84) daß diejenigen Finalsätze, welche in präsentischer Fassung das subjektive Motiv, im Coniunctivus imperfecti dagegen im Sinne und vom Standpunkte des Berichterstatters aus den angestrebten äußeren Zweck besagen, dem im Praesens hist. stehenden Hauptverbum vorangehen.

Unter Nr. III „Nebensätze, deren relative Zeitform von der Zeitlage des Hauptsatzes abhängig ist“, behandelt der Herr Verf. (S. 85) die in ideeller Abhängigkeit stehenden indirekten Fragesätze und meint, daß sie, sofern das Praesens hist. die Natur eines Präteritums habe, im Coniunctivus imperfecti oder plusquamperfecti gegeben werden müßten; sofern sie selbst aber ihrer logischen Natur nach als Objekt des im Praes. hist. stehenden Verbums des Hauptsatzes einen Bestandteil des letzteren bildeten, in die Form des Präsens- oder Perfekt-Konjunktivs zu kleiden seien, so daß sie im ersteren Fall schlechthin als Teile des historischen Berichtes, vom Standpunkte des Berichterstatters gegeben, im andern Falle aber, weil aus der Form der Erzählung herausfallend und der direkten Frage oder Aussage entsprechend, als im Sinne des Subjekts des Hauptsatzes zu fassen seien. Es gebe mithin zwei Hauptarten indirekter Fragen. Das ist gewiß richtig und klar deduciert und erklärt den Gebrauch der verschiedenen

Modi. Wenn ich nun aber umgekehrt frage, wie ich deutsche abhängige Fragen im Lateinischen wiedergebe, so werde ich zwischen beiden Modi die Wahl haben, je nachdem ich den dem deutschen Texte zu Grunde liegenden Gedanken auffasse. Ich führe aus den Beispielen zwei an, Cic. in Verr. I. 23 *eadem illa nocte ad me venit; demonstrat qua iste oratione usus esset*, und Quinct. 24: *ut Romam venit, narrat Naevio, quo in loco viderit Quinctium*. Denn so lange nicht behauptet ist, und das wird es nicht werden können, daß im zweiten Beispiel, wenn ich *iste* einsetze, *viderit* in *vidisset* umgewandelt werden müßte, so lange wird es im Belieben des Schreibenden stehen, welchen Modus er anwenden will. So steht bei Caes. BG. 1, 19, 4 *ostendit, quae separatim quisque de eo apud se dixerit*. Wollte man behaupten, daß wenn *apud se* fehlte, *dixisset* stehen müsse? Gewiß nicht.

Auch ist die Behauptung (S. 87), daß indirekte Fragen, welche einer konjunktivischen (ungewissen, dubitativen) direkten Frage oder Aussage entsprechen, nur im Konjunktiv des Imperfekts oder Plusquamperfekts stehen können, z. B. Liv. 3, 38, 6 (*decemviri citari iubent in curiam patres, haud ignari, quanta invidiae immineret tempestas*) und Tac. Ann. 16, 20 *ambigenti Neroni, quoniam modo nocturnum suarum ingenia notescerent, affertur Silia* etc. — gegenüber der auf S. 93 aufgestellten Bemerkung, wonach indirekte Fragen, die in finale Verhältnis zu der Aussage des Hauptsatzes stehen und zwar als Objekt einer Erwägung, eines Zweifels etc., die Zeitgebung der entsprechenden direkten Satzform behalten, z. B. Verg. An. 5, 94 *hoc magis inceptos genitori instaurat honores, incertus, geniumne loci fumulumne parentis esse putet* (sc. *anguem*), — in dieser Form zwar eine richtige Erklärung für die Auffassung des lateinischen Satzes, aber es scheint mir darauf hinauszulaufen, daß, wenn nach den Verbis und Adjectivis des Ungewissen dasselbe Subjekt bleibt, der Konj. des Präsens, beim Eintreten eines anderen Subjektes aber der Coni. imperfecti gesetzt werden müsse, und demnach *incertus geniumne putes* mit anderm Subjekt heißen müßte *incertus geniumne esset*. Wenigstens paßt dies auf alle von Hoffmann S. 93 angeführten Beispiele. Dann aber giebt er S. 95 Anm. selbst Beispiele, in denen das Imperfektum auch in diesem Fall gesetzt ist. Wie soll man nun unterscheiden Verg. An. 10, 680 *fluctuat an iaciat* und Tac. Ann. 12, 48 *an ulcisceretur, consultat*? In Stellen aber, wie bei Curt. 4, 10, 20 *Dareus multiplici expectatione commotus et quid potissimum timeret incertus . . . inquit*, gebe ich ebenso wie in denen, welche den Infinitiv hist. aufweisen, wie Ter. Phorm. 117 *Noster quid ageret nescire*, dort wegen *commotus* dem Adjektiv *incertus*, hier dem Infinitiv *nescire*, weil er Inf. hist. ist, die Bedeutung des Präteritums und scheidet sie von den Fällen, die zur Zeitfolge des Präsens hist. gehören, aus.

Es ist eine anregende Schrift, die ich hier besprochen habe; sie sucht in den lateinischen Gebilden die Gedanken des Schriftstellers auf und weiß sie gründlich und geschickt darzulegen. Und das ist ihr Zweck. Sie läßt sich weniger darauf ein, aus all den Beispielen eine Regel zu bilden, nach welcher man beim Übersetzen aus dem Deutschen ins Latein verfahren könnte, denn wenn man auch bei jeder Stelle fragen wird, was der deutsche Schriftsteller gewollt hat, so wird doch in vielen Fällen die Auffassung seiner Worte eine verschiedene sein können und dadurch der Anwendung des *Coni. praesentis* oder *imperfecti* ein weiterer Spielraum gegeben sein. Hier zieht die Erklärung Hugs engere Grenzen und bewahrt das festere Gefüge der lateinischen Sprache. Somit möchte ich mich dahin aussprechen, daß für die Erklärung des Sprachgebrauchs der lateinischen Schriftsteller Hoffmanns Theorie maßgebend ist, daß aber Hug aus den sich ihm anbietenden Beispielen die praktische Regel gezogen hat. Zu wünschen wäre, daß nun auch einmal eine so ausführliche und genaue Abhandlung über die Zeitfolge nach dem *Perfectum hist.* erschiene, zu welchen z. B. bereits Göbel (in dieser Zeitschr. 1882 S. 161), Kluge (*Consecutio temporum im Latein*) und Wetzel (N. Jahrb. f. Phil. 1883 S. 141) Vorarbeiten geliefert haben.

Naumburg a. S.

H. S. Anton.

M. A. Seyffert und H. Busch, *Lateinische Elementar-Grammatik* bearbeitet nach der Grammatik von Ellendt-Seyffert. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1884. 79 S. 8. 0,60 M.

Die Beurteilung eines Buches hat die Frage zu beantworten, ob dasselbe seinem Zwecke entspricht; über letzteren pflegt die Vorrede Auskunft zu geben. Das vorliegende Buch erscheint ohne Vorrede; selbstverständlich ist das Ziel, welches die Verf. im Auge gehabt haben, nach des Ref. Ansicht auch nicht; es bleibt also nur übrig, die verschiedenen Möglichkeiten, die es für die Bestimmung des Werkchens giebt, durchzugehen und die wahrscheinlichste aufzusuchen.

Am nächsten liegt die Annahme, daß die „Elementar-Grammatik“ eine didaktische Ergänzung der „Lateinischen Grammatik“ von Ellendt-Seyffert sein und dem lateinischen Unterrichte in den beiden untersten Klassen derjenigen Lehranstalten zu Grunde gelegt werden solle, in denen das grössere Buch eingeführt ist. Ref. muß sich von vornherein gegen die Benutzung beider Bücher an der nämlichen Anstalt erklären. Die lateinische Grammatik ist das wichtigste Lehrbuch auf dem Gymnasium, eine vollständige, genaue Bekanntschaft des Schülers mit ihr unbedingtes Erfordernis. Diese Bekanntschaft muß mit dem Zeitpunkt begonnen werden, wo der Unterricht in der lateinischen Sprache beginnt; nur dann gewinnt sie die erforderliche Sicher-

heit und Stetigkeit. Jeder Wechsel im Lehrbuche beeinträchtigt die sichere Aneignung des Lehrstoffes; ja, Ref. hält es sogar für das Wünschenswerteste, daß der Gymnasiast von VI bis I nicht nur dieselbe Grammatik, sondern auch dieselbe Auflage, womöglich dasselbe Exemplar benutze. Wir wissen, welche wichtige Rolle bei allem, was wir uns gedächtnismäßig anzueignen haben, das Lokale spielt, wie groß die Unterstützung ist, die jenem durch dieses gewährt wird, und wie wir erst allmählich dieser Unterstützung gänzlich entraten können, wenn das, was wir zu lernen haben, von dem Orte, wo wir es gelernt, sich durch längere Übung losgelöst und gleichsam auf eigenen Füßen zu stehen begonnen hat. Soll es nun auch eine Aufgabe des Unterrichts sein, den Schüler in Bezug auf seine grammatischen Kenntnisse soweit zu fördern, daß er dieselben beherrscht, ohne das Ortsgedächtnis in Anspruch nehmen zu müssen, so verlangt doch letzteres, ehe jenes Ziel erreicht wird, und eben zur Erreichung jenes Zieles, eine sorgfältige Schonung und Fernhalten jeder Störung. Eine solche tritt schon ein, wenn der Schüler ein Gesetz, ein Paradigma, das er beispielshalber in seiner Grammatik früher auf der linken Seite fand, nun auf der rechten suchen muß; sie wird aber noch weit schlimmer, wenn mit der Benutzung des neuen Buches sogar ein Umlernen verbunden ist. Dieses Umlernen kann dem Schüler, welcher nach der „Elementar-Grammatik“ die „Lateinische Grammatik“ benutzt, nicht erspart werden. So weichen von der Fassung in der größeren Grammatik ab die Regeln § 5 A. 1; § 7; vieles in § 8; die Ausnahme § 9; § 39, 1 und 2. Betrachten wir die Änderungen. § 5 A. 1 sollen dem Sextaner *lacer* und *adulter* erspart bleiben; ersteres vielleicht mit Recht, wenn es nur auch in der größeren Grammatik fehlte; aber warum letzteres? Etwa der Bedeutung halber? Lernt er nicht auch das sechste Gebot? § 7 sind beim Acc. Sing. *tussis* und *febris* weggelassen, dagegen die Wörter, welche ihn nur auf *im* bilden, von denen nicht getrennt, welche besser *im* als *em* haben; was durch jene Weglassung gewonnen scheint, geht durch die Forderung, die Regel später anders zu lernen, wieder verloren, während gerade die Fassung in der größeren Grammatik dadurch, daß die Wörter der zweiten Gruppe sämtlich auf *ris* endigen, Anhalt zum leichten Behalten gewährt. Ungefähr dasselbe gilt von dem über den Abl. Sing. und den Gen. Plur. Gesagten. In § 8 werden unter 1) 1. *cardo, margo, ligo*, unter 2. *aequor*, unter 5. *compes*, unter 2) 1. *as*, unter 2. *axis, postis, torquis, vermis, fustus*, unter 3. *faex, fornix, calix*, unter 4. *oriens, occidens, torrens, rudens*, unter 3) *vultur, tellus, incus, pecus* erspart, im ganzen 22 Wörter, allerdings die selteneren unter den aufgeführten; aber ist es gerechtfertigt, darum acht Regeln mehr oder minder umzugestalten? Lernt sich nicht gleich leicht: „Neutra sind auf *or*: *Marmor, aequor, cor*“ und „Neutra sind auf *or*: *Marmor so-*

wie *cor*“? Wenn nur die Regeln auf der ganzen Schule unverändert bleiben, so mögen immerhin ein paar seltenere Worte in ihnen enthalten sein; das Umlernen ist entschieden mühevoller. Ähnlich steht es mit der Ausnahme in § 9, die nicht unbedeutend verändert ist, damit *acus* fortbleiben könne, sowie mit den Präpositionsregeln § 39, in denen die Auslassung von *pone* und von *abs* und *tenus* eine Umgestaltung von je drei Zeilen nach sich zieht. Man sieht: fast überall wird der gegenwärtige, nicht bedeutende Vorteil durch zukünftige, unverhältnismäßig große Opfer erkauft.

Aber vielleicht — wenn auch kaum wahrscheinlich — haben die Verf. ihr Buch für solche Gymnasien bestimmt, in denen von IV ab eine andere vollständige Grammatik oder nur eine Syntax eingeführt ist. Ref. müßte sich auch für diese beiden Fälle gegen die Benutzung der „Elementar-Grammatik“ erklären, da in dem ersteren, wie kaum gesagt zu werden braucht, ebenfalls die Schwierigkeit des Umlernens eintritt, in dem letzteren der in dem Buche für die Formenlehre gebotene Stoff bei weitem nicht ausreicht, was ich des weiteren nicht glaube nachweisen zu müssen. Was endlich die Möglichkeit betrifft, die „Elementar-Grammatik“ in Schulen zu benutzen, auf denen das Lateinische in geringerem Umfange, als auf den Gymnasien, gelehrt wird, so gehört eine Besprechung derselben nicht in diese Zeitschrift.

Ref. muß hier auf die erste der angeführten Eventualitäten, Benutzung der „Elementar-Grammatik“ neben der „Lateinischen Grammatik“ auf der nämlichen Anstalt, zurückkommen, weil, wie er aus Erfahrung weiß, seine Ansicht über die Einheitlichkeit des grammatischen Lehrbuches von vielen Kollegen nicht gebilligt wird und er nicht unbescheiden genug ist, derselben absolute Richtigkeit beizumessen. Jüngere Lehrer namentlich pflegen für den Unterricht in VI und V ein kleineres Buch als die „Lateinische Grammatik“ zu wünschen; indem sie nur den Unterricht in ihren Klassen, nicht den auf der ganzen Anstalt, ins Auge fassen, machen sie darauf aufmerksam, daß neun- bis elfjährige Knaben sich nur mit Mühe in dem größeren Buche zurechtfinden, und sprechen sich daher — später wird man den eingeführten Lehrbüchern gegenüber toleranter — gegen den Ellendt-Seyffert als zu umfangreich aus. Daß solche Stimmen nicht vereinzelt sind, beweist der Umstand, daß bereits vor einigen Jahren ein dem Seyffert-Buschschen ähnliches Buch erschienen ist: die „Formenlehre der lateinischen Sprache zum wörtlichen Auswendiglernen für Sexta und Quinta. Nach der Grammatik von Ellendt-Seyffert zusammengestellt von B. Koehler. Schleswig 1880.“ Es bleibt daher dem Ref. noch die Aufgabe übrig, das vorliegende Buch aus dem Sinne derjenigen Kollegen heraus, welche eine der seinen entgegengesetzte Ansicht vertreten und den Vorteil der größeren Handlichkeit, den ein Buch wie die „Elementar-Grammatik“ be-

sitz, für wichtiger erachten als die eben erwähnten, aus der Benutzung beider Bücher entspringenden Schwierigkeiten, zu prüfen und die Frage zu stellen, ob unter dieser Voraussetzung die „Elementar-Grammatik“ nach Darstellung, Anordnung und Umfang des gebotenen Lehrstoffes empfohlen werden kann.

Ref. steht nicht an, diese Frage im allgemeinen zu bejahen. Wer sollte auch geeigneter sein, einen Auszug aus Ellendt-Seyffert zu machen als die Verfasser, welche einerseits als Bearbeiter des älteren Buches seit einer Reihe von Auflagen dasselbe am besten kennen müssen, andererseits als thätige Schulmänner mitten in der Praxis stehen? Wenn ich trotzdem im folgenden eine Reihe von Ausstellungen zu machen habe, so sollen dieselben den Wert der Arbeit nicht herabsetzen, sondern nur dazu dienen, für den Fall einer neuen Auflage die Brauchbarkeit des Buches zu erhöhen; wobei ich den Wunsch nicht unterdrücken kann, daß die Verf. ihnen eine eingehendere Berücksichtigung schenken mögen, als meinen „Bemerkungen zur lateinischen Grammatik von Ellendt-Seyffert“ in dieser Zeitschr. 1882 S. 148 ff. zu teil geworden ist.

Ungern vermissen ich das Wichtigste aus E.-S. § 11 und 12, da schon in VI und V auf richtige Abteilung der Wörter Gewicht zu legen ist. (§ 11 Anm. widerspricht übrigens der Hauptregel, welche die Abteilung *doc-trina* verlangen würde, wie auch Kühner Ausf. Gr. I § 54, 6 will; und warum *doc-tus*, aber *do-ctrina*?) — § 1 der E.-Gr. scheint durch E.-S. § 15 zu ergänzen; die Einteilung in *Nomina*, *Verba* und *Particulae* muß von unten auf eingepreßt werden. — Die Überschriften in § 2, § 12, § 17, § 20, § 21, § 22, § 39 waren gleichmäßig zu gestalten. — In § 3 können zur letzten Regel einige Beispiele schwer entbehrt werden. — § 4 A. 2. „Einige Eigennamen auf *as*?“ Doch wohl: „Die Eigennamen auf *as*“ oder vielmehr: „Die Wörter (oder: Substantiva) auf *as*“. Übrigens würde ich die ganze Anm. streichen und die Deklination von *Aeneas* mit der von *crambe* und *Anchises* in U. III einüben. — Bei allen fünf Deklinationen halte ich, wie es ja auch bei den Konjugationen geschehen ist, die Aufzählung einiger Beispiele zur Übung, in der zweiten und dritten gruppiert nach den Paradigmen, denen sie folgen, für wünschenswert. — § 5 Anm. 1. Die von *fero* und *gero* Abgeleiteten ließen sich leicht in die Reimregel aufnehmen. Für „*dextri* und *dexteri*“ müßte es nach den eben aufgezählten Adjektiven heißen: „*dextra* und *dextera*, *dextrum* und *dexterum*“. Das in der Klammer bei *liber* Stehende könnte zu der falschen Ansicht verleiten, daß *liberi* nur „die Kinder“ heiße. — § 5 Anm. 2 möge „römischen“ durch den Druck hervorgehoben werden. — Von den Genusregeln in diesem § reicht die zweite nicht aus; *humus*, das spätestens in IV wieder vorkommt, und besonders *vulgus* sind nicht seltene

Wörter. Warum nicht gleich die vier Zeilen mehr lernen? In der Anm. ist „Sonst“ nicht recht klar. — In § 6 ist neben *sermo* ein Beispiel auf o Gen. *inis* wünschenswert, da Fehler wie *origo* Gen. *origonis* häufig sind. *Vectigal* steht unter den Parisyllaba, zu denen es doch in dieser Form nicht gehört. Überhaupt ist die Teilung in Parisyllaba und Imparisyllaba hier fruchtlos. Will man die *Paradigmata* klassifizieren, so scheint es, da über *im*, *i*, *ia*, *ium* nachher besondere Regeln gelernt werden, angemessen, die Wörter mit *em*, *e*, *a*, *um* als „regelmäßige“ zu bezeichnen und ihnen *civis*, *nubes*, *mare* und *vectigal* als solche gegenüberzustellen, die in einigen Kasus von den regelmäßigen abweichen. — In § 7 beim Acc. Sing. würde ich unter a) die Worte „einige . . . wie“ tilgen und unter b) *Tiberis* für *Albis* setzen. Beim Abl. Sing. schlage ich unter 2. vor „ar, Gen. *āris*“, wodurch die Länge des *a* mehr hervortritt, als wenn *āris* in Klammern steht; unter 3. b) vermissen einige recht häufige Wörter, wie *princeps*, *particeps*, und bin für Aufnahme der ganzen Ausnahme, wie sie die größere Grammatik hat; unter 4. ist als Repräsentant der vielen substantivisch gebrauchten Adiectiva gentilia etwa *Atheniensis* oder *Carthaginiensis* unter die Beispiele aufzunehmen. Beim Nom., Acc. und Voc. Plur. muß es heißen: „*ia* statt *a* diejenigen Neutra der Subst. und Adject., welche im Abl. Sing. *i* haben, und die Participia“. Beim Gen. Plur. fehlen unter 1. die recht häufigen *memor* und *immemor*; unter 3. kann *vis virium* nicht entbehrt werden, die Bemerkung über *parentes* aber widerspricht dem, was Kühner Ausf. Gramm. I § 77 A. 10 sagt. — § 8, 1) Ausnahme 1. Der Sextaner vermag *legio* und *regio* schwer als Abstracta zu erkennen; wäre es nicht besser, zu der älteren Fassung der Regel, wie sie Zumpt hat, wenn auch mit Weglassungen, zurückzukehren? — § 8, 2) Ausnahme 1 vermissen ich *as*, *assis*; bei Ausnahme 2 fehlt der Gen. zu *collis*, *fascis*, *ensis*, *orbis*, *piscis* und *mensis*; in Ausnahme 4 sind *oriens* und *occidens* schwer zu entbehren. — § 8, 3) in der Ausnahme fehlt *pecus*, *pecudis*. — § 9 Anm. 2 schlage ich vor, gleich *domi* „zu Hause“, *domum* „nach H.“ und *domo* „von H.“ lernen zu lassen. — § 9 bei den Genusregeln fehlt zu *manus* die Bedeutung „Mannschaft“. — § 11 fehlt bei *Juppiter* der Voc., bei *Vesper* der Gen., ferner die Deklination von *bos* und *sus*. Was Singularia tantum und besonders was Pluralia tantum sind, war anzugeben und durch einzelne Beispiele zu erläutern; ebenso das Wichtigste aus E.-S. § 65 Anm. (Vgl. das vorher citierte Buch von Köhler § 24.) — § 12 würde ich die Adiectiva auf *er*, *is*, *e* sämtlich lernen lassen, etwa in Form einer Reimregel. — § 13 fehlt „Singularis“ bei „Genitiv“ und „Dativ“. Der mit „Also“ beginnende, aus der größeren Grammatik herübergenommene Absatz scheint mir jetzt, da nachher die Deklination von *neuter* und *alius* folgt, überflüssig. — In § 14 ist *dexter* unter a) zu tilgen; *aequalis*, *affinis* und *familiaris*, die § 7 mit der Bedeutung von Substantiven

standen, gehören mit demselben Rechte wie *Aprilis* und *December* zu a). — § 15 unter 5. vermisse ich *deterior* und *deterimus*, *potior* und *potissimus* (ebenso § 19 *potius* und *potissimum*). — § 17 fehlen die Adverbia primitiva gänzlich, von denen doch wenigstens einige anzuführen waren, ebenso wie die Doppelbildungen *certe* und *certo*, *vere* und *vero*. — § 18 halte ich *tutissimè* (nur einmal bei Cic.) für entbehrlich. — § 20 kann *duo* als Acc. Masc. nicht geschenkt werden (es steht z. B. Cic. Tusc. I § 111, p. Sest. § 34, § 40). Unter 2) tilge „auch“ vor *ambo*. — § 21 fehlt nach *Iste*. Für *idem* empfiehlt sich als Hauptbedeutung „ebenderselbe“, welches auch beim Plural allein dasteht. Unter den Relativen würde ich in VI oder spätestens in V auch *quicumque* und *quisquis*, bei den Indefiniten neben *aliquis* auch *aliqui* (Cic. Tusc. I 11, 23 und dazu Tischer, off. I § 115) sowie *quisque* lernen lassen. Bei *suis* fehlt die Bedeutung „ihr, ihre, ihr“. — § 22. Eine Erklärung von *verbum deponens* sucht man vergeblich, die des *verbum transitivum* stimmt nicht mit derjenigen, welche die Syntax, z. B. E.-S. § 159, voraussetzt, da nach jener „helfen“ trans., nach dieser intrans. ist. II b ist dem Sextaner unverständlich; besser die Tabelle in E.-S. § 86. — § 23. Bei *sim* und *fuierim* vermisse ich die Umschreibungen mit „mögen“, ebenso in den folgenden Tabellen § 24 beim Konj. Perf. *Fore* möge gleich neben *futurum esse* gelernt werden. — Die im E.-S. hier folgende *Coniugatio periphrastica* fehlt in der E.-Gr. gänzlich, während sie doch in der V eingeübt werden kann und muß. — In den Konjugationstabellen § 24 sind Bindevokal und Endung durch einen Strich getrennt; ich glaube nicht, daß der Lehrer in VI mit dieser Zerlegung viel anfangen kann; eher würde ich den Stamm absondern, also etwa *am-as* drucken lassen, wie noch die 18. Aufl. von E.-S. hat. (Merkwürdig ist in beiden Grammatiken die Teilung *loq-ur*). Beim Gerundivum fehlt überall die Übersetzung mit „zu“, z. B. *amandus* „ein zu liebender“; ich lege auf diese Übersetzung darum besonders Gewicht, weil sie bei Einübung der *Coniugatio periphrastica* großen Vorteil gewährt. — § 25 ist entbehrlich bis auf die „Übersicht“; noch lieber sähe ich an deren Stelle eine Tabelle folgender Art:

Erste Stammform.

	am ^o	delleo	leg ^o	audio
Ind. Pr. P.	or	eor	or	ior
Coni. Pr. A.	em	eam	am	iam
Coni. Pr. P.	er	ear	ar	iar
Ind. Ip̄f. A.	abam	ebam	ebam	iebam
Ind. Ip̄f. P.	abar	ebar	ebar	iebar
Ind. F. I. A.	abo	ebo	am	iam
Ind. F. II. P.	abor	ebor	ar	iar
Pt. Pr. A.	ans	ens	ans	iens
Gerund.	andus	endus	andus	iendus

Zweite Stammform.

	amav	delev	leg	audi	vi
Coni. Pf. A.	„	„	„	„	erim
Ind. Plsq. A.	„	„	„	„	eram
Coni. Plsq. A.	„	„	„	„	issem
Ind. F. II. A.	„	„	„	„	ero
Inf. Pf. A.	„	„	„	„	isse

Dritte Stammform.

	amat	delet	lect	audit	um
Pt. F. A.	„	„	„	„	urus
Pt. Pf. P.	„	„	„	„	us

Vierte Stammform.

	am	arc	del	ere	leg	ere	aud	ire
Coni. Ip. A.	„	arem	„	erem	„	erem	„	irem
Coni. Ip. P.	„	arer	„	erer	„	erer	„	irer
Imp. A.	„	a	„	e	„	e	„	i
Imp. P.	„	are	„	ere	„	ere	„	ire
Inf. Pr. P.	„	ari	„	eri	„	i	„	iri

Was rechts von den Strichen steht, wäre fett zu drucken. — § 26. Die Verba der Dritten auf *so* (resp. *tor*) sind sämtlich zu lernen. Statt des zweiten und dritten Absatzes ist praktischer die Regel bei Fromm, Kleine Schulgrammatik, § 147: Dieses *i* kommt nur im Präsens und in den davon abgeleiteten Formen vor, wird aber ausgestoßen, wenn auf dasselbe ein anderes *i* oder kurz *er* folgt. — § 27 bei *do* ist „Die übrigen Composita“ unrichtig; es muß heißen: „Diejenigen Composita“. Warum diese Composita nach der Dritten nicht gleich beim Simplex aufgezählt sind, ist, ebenso wie bei *cubare* und *parere*, nicht recht einzusehen. — § 28 fehlen *apparere*, *abstinere*, *egere*, *horrere* und *pendere*, die mir unentbehrlich scheinen. — § 29 vor II fehlt leider die schöne Regel, welche E.-S. an dieser Stelle über die Verba auf *do* hat. Bei *metere* ist zu lernen: *meto*, *messum feci*, *messum*, *metere*. Bei *tendere* bleibt der Schüler über das Supinum der nicht aufgeführten Composita im Unklaren. Unter III ist bei *dicere* *indicare*, bei *ducere* *educare* nicht angeführt, welche neben *indicare* und *educare* sehr geeignet zur Einübung der Quantität sind. *Surgere* bei *regere* vermissen ich ungern, desgl. Genaueres über die Composita von *facere* und *legere*, bei welchem letzteren die drei mit *xi* scharf hervorzuheben sind. Unter IV scheint mir *vellere* unwichtig, bei *excellere* aber als Pf. eins der Ersatzverba (s. die größere Gramm.) aufzuführen; bei *ponere* fehlt *componere*, bei *currere* die Reduplikations-Regel. Über *fluere* unter VI bemerke ich, daß das Sup. nicht existiert; s. Kühner Ausf. Gr. I § 207 s. h. v. Unter VII fehlt eine Erklärung des Begriffs Incobativa; einige mehr von

denselben, als dort verzeichnet sind, müssen gelernt werden. — § 31 ist der Zusatz „(regelmäßig)“ zu *adoriri* unklar; außerdem erfährt der Schüler nicht, wie die übrigen Komposita gehen. — Bei *posse* § 32 ist eine kurze Erklärung der Unregelmäßigkeiten (Zusammensetzung von *potis* und *sum*) zweckmäßig, bei *edere* § 33 eine Regel über die mit *es* beginnenden Nebenformen. — Unrichtig ist § 34 die Angabe, *ferrī* sei regelmäßig gebildet; es ist vielmehr die einzige gänzlich unregelmäßige Form des Verbums und müßte eigentlich *feri* heißen. — In § 36 vermisste ich eine Angabe über *ambire*, in § 37 zu *feri* die Bedeutung „gemacht werden“ und die Anführung der Form *faciendus* (*fiendus* ist gewöhnlicher Fehler). — *coepisse* in § 38 ist nicht ohne *incipere* zu lernen. — § 39 scheint eine Bemerkung über den Unterschied von *a* und *ab*, von *ex* und *e* wünschenswert. — Ganz gut ist es, daß die Verf. in § 40 einige syntaktische Regeln hinzugefügt haben, die der Quintaner nicht mehr entbehren kann. Über die Fassung derselben liefse sich in manchen Punkten mit ihnen rechten; so ist beispielsweise der zweite Absatz des über den Acc. c. inf. Gesagten ungenau, da das deutsche Impf. nicht immer in den Inf. Praes. übergeht (ich glaube, daß er schrieb = *credo eum scripsisse*).

Die äußere Ausstattung des Buches ist eine vorzügliche, wie sie sich von der räumlichst bekannten Verlagsbuchhandlung nicht anders erwarten ließe. Der Druck ist außerordentlich korrekt; es wird schwer fallen, einen Druckfehler zu finden. In Bezug auf die Interpunktion sind mir drei Kleinigkeiten aufgestoßen: S. 8 Z. 17 tilge das Komma; S. 15 Z. 22 setze nach *liber* ein Komma st. des Semikolon; und S. 76 in der drittletzten Zeile fehlt ein Komma.

Frankfurt a. d. Oder.

H. Eichler.

P. B. Sepp, *Varia*. Eine Sammlung lateinischer Verse, Sprüche und Redensarten. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Augsburg, Kranzfelder, 1884.

Die dritte Auflage von Sepps Büchlein ist in dieser Ztschr. 1882 S. 762 mit Anerkennung besprochen worden. In der vierten Auflage ist der Stoff vermehrt, das Format des Buches etwas vergrößert, die Quellenangaben sind zumeist in die Noten am Fuße verwiesen. In den Noten macht Sepp von dem Titel „*Varia*“ einen sehr ausgedehnten Gebrauch, wenn er z. B. zu dem Ausdruck „*quinque milia passuum*“ ausführlich das Titiansche Gesetz angiebt und den Leser über die Schnelligkeit des Schalles, des Lichtes und der Elektrizität belehrt, oder wenn er zu dem Ausdruck „*homo non sibi natus sed patriae*“ dem Schüler das Rechenkunststück zeigt, den Wochentag zu finden, an welchem er geboren ist. Die von der Kritik gerügten Fehler der früheren Auflage sind, soweit es anging, in der vierten Auflage verbessert, doch ist die Anordnung des Stoffes dieselbe geblieben, obwohl gerade

gegen diese viele Stimmen laut geworden sind, da sie das Auf-
finden irgend einer Stelle ungemein erschwert. Dafs sich das
Buch im grofsen und ganzen als brauchbar bewährt hat, wird
durch die Schnelligkeit, mit der die vier Auflagen einander ge-
folgt sind, am besten bewiesen.

Berlin.

F. Schlee.

K. Erbe und P. Vernier. Mentor, Vergleichende Wortkunde der latei-
nischen und französischen Sprache. Stuttgart, P. Neff, 1884. IV u.
316 S. Queroktav.

Auf die „Vergleichende Wortkunde der lateinischen und grie-
chischen Sprache“, welche neulich in demselben Verlage als „Her-
mes“ erschien, ist schnell in ebenso gewinnender Ausstattung
unter dem Zeichen der Minerva von Velletri diese vergleichende
Wortkunde der lateinischen und französischen Sprache gefolgt.
Es soll ein Hilfsmittel sein, um die Erlernung des Französischen
zu erleichtern und die Kenntnis des Lateinischen zu befestigen.
Das Buch ist ungefähr nach denselben Grundsätzen gearbeitet wie
der oben erwähnte Hermes. Jedoch zeigt der erste etymologische
und sprachvergleichende Teil hier weit gröfsere Ausführlichkeit
und Gründlichkeit. Umfasst er doch nicht weniger als 83 Seiten.
Überdies finden sich überall am Schlusse der nachfolgenden Ab-
schnitte zahlreiche Ableitungen französischer Wörter. Was den
zweiten Teil, d. h. den eigentlichen Körper des Buches, die Samm-
lung der gebräuchlichsten Redensarten betrifft, so erklären die
Verf. in der Einleitung ausdrücklich, dafs es nicht ihre Absicht
gewesen sei, ein Handbüchlein der französischen Konversation zu
schreiben. Für diesen Zweck lägen schon tüchtige Arbeiten vor;
auch sei die Fertigkeit im Gebrauche der französischen Umgangs-
sprache nicht das höchste Ziel, das eine höhere Lehranstalt zu
erreichen suche. Die Absicht war vielmehr darauf gerichtet, das
zusammenzustellen, was einem Schüler vertraut sein müsse, „wenn
er ein in edlem Stile geschriebenes französisches Werk verstehen
und sich selbst in demselben ausdrücken soll“. Ein dritter Teil
bietet auf einigen Seiten eine Zusammenstellung lateinischer und
französischer Sprichwörter.

Der erste Teil dient der Lehre von der Wortbildung. Nach
einer kurzen Aufzählung der gebräuchlichsten französischen Wörter
keltischen Ursprungs folgt eine vielfach gegliederte und reiche
Sammlung der Wörter lateinischen Ursprungs, an welche sich die
einige Seiten umfassende Aufzählung der aus dem Alt- und Neu-
deutschen stammenden Wörter schliesst. Ausführliche Sammlungen
veranschaulichen sodann die Bildung der französischen Zeitwörter,
Hauptwörter, Eigenschaftswörter u. s. w. mit steter Gegenüber-
stellung des Lateinischen.

Das Buch bezeichnet sich selbst als ein Hilfsmittel für Gym-
nasien und den Selbstunterricht. Was den ersten Teil, die Wör-

tersammlung zur Lehre von der Wortbildung, betrifft, so ist es klar, daß er der heutigen Tendenz, für die Behandlung des Französischen eine wissenschaftliche Grundlage zu gewinnen, entspricht. Er stützt sich auf die Arbeiten von Diez, Littré, Brachet u. s. w. und ist durchaus geeignet, fähigere Schüler zu einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit den neueren Sprachen anzureizen. Ob ein Buch aber, welches in dieser Ausdehnung das Lateinische mit dem Französischen vergleicht, an unsern Gymnasien Aussicht hat Eingang zu finden, das ist eine Frage, welche ich unbedenklich glaube in verneinendem Sinne beantworten zu müssen. Die französische Sprache steht allerdings der Theorie nach heute geachtet da; man betrachtet sie nicht mehr als eine bloße Entartung des Lateinischen. Von ihrer Ableitungsfähigkeit, von ihrer Klarheit, von der Schärfe ihrer Syntax hat man heute so hohe Vorstellungen, daß es wie eine Stimme aus weiter, weiter Ferne klingt, wenn man in der Verordnung vom 24. Oktober 1837 liest, diese Sprache verdanke ihre Erhebung zu einem Gegenstande des öffentlichen Unterrichts nicht sowohl ihrer inneren Vortrefflichkeit und der bildenden Kraft ihres Baues, als der Rücksicht auf ihre Nützlichkeit für das weitere praktische Leben. Man gesteht jetzt vielmehr ein, daß das Französische „die formale Geisteserziehung mit eigentümlicher Wirkung zu unterstützen vermöge“ und strebt darnach, zwischen diesem Gegenstande, sowohl was die Sprache selbst als die erklärten Schriftwerke betrifft, eine innigere Verbindung mit dem allgemeinen Unterrichtsziele und mit den andern Lehrgegenständen herzustellen. Gleichwohl ist das Französische noch neuerdings von einem Manne, der mehr Unterrichtsanstalten gesehen hat als Odysseus Städte, das Aschenbrödel unter den Lehrgegenständen genannt worden (Schrader, Verfassung der höheren Schulen. S. 36). Daß das vorliegende Buch des Reizenden und Anreizenden sehr vieles bietet, ist keine Frage; aber es wird vor allem deshalb sich nicht siegreich behaupten können, weil unter den Lehrenden so wenige sind, welche beider Sprachen kundig sind und sich für beide interessieren. *Quo semel est imbuta recens servabit odorem testa diu.* Noch gar zu viele unter den alten Philologen denken über das Französische wie der Konrektor und Kantor Äpinus bei Fritz Reuter, welcher das Französische für die jämmerlichste, erbärmlichste Sprache erklärt, die auf der Welt existiert und die eigentlich weiter nichts sei als ein verdorbenes Latein. Von Seiten der lateinischen Lehrer läßt sich also wohl nur wenig Bereitwilligkeit für solche vergleichenden Betrachtungen der Tochttersprache erwarten. Aber der Lehrer des Französischen auf dem Gymnasium wird vielleicht in dem Buche ein passendes Hülfsmittel begrüßen, um seine das Französische meist naseweis verachtenden Schüler mit Respekt vor der Gesetzmäßigkeit dieser Sprache zu erfüllen. Es ziemt sich eben auf den Zusammenhang mit dem Lateinischen hinzuweisen. Ist

es auch nicht der Zweck des französischen Unterrichts auf dem Gymnasium, die Schüler dahin zu bringen, daß sie gewissermaßen ein Bewußtsein von der Geschichte jedes normal entwickelten französischen Wortes haben, so heißt es doch auf ein Hauptmittel wissenschaftliches Staunen zu erwecken verzichten, wenn man die so dankbaren Gelegenheiten, den natürlichen Werden- und Umwandlungsprozefs der Sprache am Französischen, vom Lateinischen ausgehend, zu zeigen, alle ungenützt vorübergehen läßt. Ist es nicht jämmerlich, wenn es für einen Primaner als ausreichend erachtet wird, zu wissen, daß das *Présent* von *aller je vais* heißt und das *Futur j'irai*? Heißt es ihm denn die Sache erschweren, heißt es nicht vielmehr das mechanisch Gelernte festankern, wenn man ihm nunmehr sagt, daß diese Formen sich von *vadere* und *ire* herleiten? Wie und woraus der französische Artikel entstanden, wie aus demselben lateinischen Stamm verschiedene Sprossen hervorgewachsen sind, daß namentlich in den Formwörtern, Konjunktionen und Zeitpartikeln eine lateinische Wurzel und zwar in verschiedenen Formen (*or, lors, alors, désormais, dès, dorénavant*) dieselbe enthalten sei, diese und ähnliche Betrachtungen gehören auch nach Schrader recht eigentlich in eine Gymnasialprima (Erziehungs- und Unterrichtslehre. S. 513). Vor allen aber sollten die sich gleichbleibenden Wandelungsgesetze der langsamen und natürlichen Wortentwicklung klar gemacht werden. Das läßt sich ohne Zeitverlust durch einige gutgewählte Beispiele erreichen, so daß dadurch der Lektüre kein großer Abbruch geschieht. In dem vorliegenden Buche findet der wissbegierige Schüler reiches Material, um die empfangenen Anregungen weiter zu verfolgen und die Regel in sich zu befestigen. Ich finde jedoch, daß zu viel geboten wird und daß die großen Hauptsachen nicht weit genug aus der Fülle des Gebotenen hervorragen. In einem Abschnitte, welcher die Umwandlung der lateinischen Wörter behandelt, muß doch mit größtem Nachdruck jenes Hauptgesetz aus der Unzahl besonderer Veränderungen herausgehoben werden, daß der Accent in den natürlich entwickelten Wörtern auf seiner Silbe bleibt (*simulare sembler, mobilis meuble*), daß der kurze Zwischenvokal ausfällt (*sanitas santé, populus peuple*), daß zwischen zwei Vokalen der Mittelkonsonant ausfällt, was dann ein Dumpfwerden des Vokals zur Folge hat (*augustus août, maturus mür*). Auch ein Buch, welches nicht ausführlich erklärt, sondern kurzen Bemerkungen Beispiele anfügt, muß doch zwischen Haupt- und Nebensachen klar zu unterscheiden gestatten. Wenn irgend etwas aber aus dem Kapitel der Wortbildung nicht bloß für das Französische, sondern für das Verständnis der Sprache überhaupt von Bedeutung ist, so ist es dieses, zu erkennen, wie ein durch keine gelehrten Eingriffe in seiner Entwicklung beeinflusstes Wort zusammenschrumpfend sich auf seinen wesentlichen Teil beschränkt und diesen verstärkt.

Ich kann es ferner nicht billigen, daß auch Ableitungen aus dem Althochdeutschen geboten werden. Das heißt denn doch das Unbekannte dem Schüler durch ein Unbekannteres erklären. Ja es finden sich in dem Buche sogar Hinweisungen auf das Arabische. Wer gelehrt genug ist, das zu würdigen, den beleidigt man, wenn man andererseits, wie hier geschieht, die griechischen Wörter mit lateinischen Buchstaben druckt und *changer* von *kamptein* und *calme* von *kauma*, *zèle* von *zelos* ableitet. Auch sollten in einem Buche, welches für Schüler bestimmt ist und also in Sachen der Etymologie nicht vollständig zu sein braucht, alle solche Wortableitungen fehlen, welche dem weiten Gebiete des zufälligen und kuriosen Wissens angehören und denen jede typische Bedeutsamkeit fehlt. Auch derartiges findet sich hier manches, so z. B. die Bemerkung, *la bougie* sei nach der Stadt Bugia in Algier genannt. So gern ich es also auch ausspreche, daß ein gescheiter Schüler das zierliche Buch wegen der reichen Anregungen und Belehrungen, welche es ihm in so freundlicher Form bietet, lieb gewinnen wird, so muß ich doch dem ersten, rein etymologischen Teile den Vorwurf einer verwirrenden, die Hauptsachen verfinsternden Fülle machen.

Es folgt dann auf über zweihundert Seiten eine Sammlung lateinischer und französischer Redensarten mit beigelegter deutscher Übersetzung. Die Redensarten sind nach Rubriken, so gut das möglich ist, geordnet und halten sich in dem Gedankenkreise der lateinischen Schriftsteller. Es wird also nirgends dem Lateinischen Gewalt angethan, um ihm für eine spezifisch moderne französische Wendung einen Ausdruck abzugewinnen, sondern die moderne, d. h. die an Darstellungsmitteln reichere Sprache ist es vielmehr, welche hier überall durchaus mühelos für die originale lateinische Wendung in ihrem Gebiete etwas Entsprechendes findet. In beigelegten Anmerkungen werden dann teils etymologische Ableitungen aus dem Lateinischen, teils phraseologische Bereicherungen des französischen Textes geboten. Die lateinischen Wendungen sind dem engsten Kreise des Mustergültigen entlehnt und halten sich durchaus frei von den Kühnheiten der silbernen Latinität. Der Gedanke, durch solche Gegenüberstellungen den Unterricht in den beiden Sprachen zu verbinden, verdient an sich Anerkennung, wie alles, was darauf hinzielt, das Viele des Unterrichts zu einer Einheit zusammenzufassen; aber an den norddeutschen Gymnasien wenigstens stehen sich das Lateinische und Französische noch viel zu kalt gegenüber, als daß man eine solche Verbindung schon für möglich halten könnte. Losgelöst aber vom Lateinischen verliert die hier gebotene französische Phraseologie ihre rechte Bedeutsamkeit. Der Verf. bezeichnet sie allerdings als eine Zusammenstellung von dem, was man wissen müsse, um ein in edlem Stile geschriebenes französisches Werk zu verstehen. Ich behaupte, daß die Sammlung dazu nicht reichhaltig genug ist und zu sichtlich auf das Schul-

latein hinstrebt. Es will wenig heißen, daß für den größeren unsern Reichtum des modernen Lebens diesem dem Lateinischen vermählten Französisch die Ausdrücke fehlen; bedenkllicher aber ist es, daß aus dieser Zusammenstellung uns auch nicht die feineren Nüancen des inneren modernen Lebens entgegenblicken. Auch solche französische Werke also, welche sich im Kreise der ewig bedeutsamen menschlichen Interessen halten, also z. B. französische Moralisten, wird man mit Hülfe dieser Sammlung nicht verstehen lernen. Vortreffliche Dienste wird das Buch aber demjenigen leisten, welcher das Römertum in ein französisches Gewand zu kleiden sucht und die lateinischen Schriftsteller ins Französische übersetzen soll. In Deutschland ist das nur an einer Stelle Brauch, an unserem Französischen Gymnasium in Berlin. Für die Schüler dieser Anstalt also bietet das Buch ein praktisches Hülfsmittel. Was jenes andere Ziel aber betrifft, zugleich mit dem bekannt zu machen, was dem Schüler für das Verständnis gehaltvoller und edel geschriebener französischer Werke nötig ist, so kann man sich nicht besser klar machen, wie wenig das durch eine sich an das Lateinische anlehrende Phrasensammlung hinsichtlich einer modernen Sprache zu erreichen ist, als wenn man sich vergegenwärtigt, was man zu einer lateinisch-deutschen Phrasensammlung sagen würde, welche den Anspruch erhebt, auch für das Verständnis Lessings, Goethes und Schillers vorzubereiten.

Berlin.

O. Weiffenfels.

A. Herrmann, Griechische Schulgrammatik. Zweite Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1893. VI u. 302 S. gr. 8.

Die griechische Schulgrammatik von Arnold Herrmann, Direktor des Lyceums zu Metz, liegt in zweiter Auflage vor, nachdem die erste Auflage in vier Jahren vergriffen worden ist. Dieser Erfolg ist an sich schon ein Beweis für die Tüchtigkeit des Werkes. Das hohe Lob, welches die Kritik der ersten Auflage gespendet hat, muß der Unterzeichnete nicht nur im vollsten Umfange unterschreiben, sondern es vielmehr ohne Unterschied auf die ganze Partie des Buches von § 208 bis zum Schluß ausdehnen. Dieser schwierigste Teil der griechischen Grammatik ist von dem Herrn Verfasser ebenso knapp wie erschöpfend und klar dargestellt, so daß man von Paragraph zu Paragraph nicht weiß, welcher dieser drei Tugenden man die meiste Anerkennung zollen soll. Hiermit sei nicht gesagt, daß die Kasuslehre in dem Buche hinter der Tempus- und Moduslehre zurückstehe, da auch diese verhältnismäßig minder schwierige Aufgabe so gelöst ist, daß Kürze mit Erschöpfung des Stoffes, Knappheit mit Deutlichkeit wohl vereint sind. In der Formlehre, die durch die Masse der Einzelheiten leicht erdrückend werden kann, zeigt sich diese Geschicklichkeit in der zweckmäßigen Anordnung des Materials, die den Anfänger überall vom Leichterem zum Schwereren zu führen

weißt, so daß derselbe z. B. zuerst die einfachere O-Deklination, dann die kompliziertere A-Deklination zu lernen hat. In Behandlung des Verbums ist außer vielen anderen Punkten lobenswert, daß das Paradigma in einer einzigen Haupttabelle zusammengestellt und nicht zerplücker ist für die verschiedenen Tempora. In den sogenannten anomalen Verben ist die Einrichtung einer Kolumne für Bemerkungen höchst dankenswert. Denn durch die Herbeiziehung von Kasus- und Moduslehre kommt ein erquicklicher Zusatz zu der großen Gedächtnisarbeit, und dem Lehrer werden die sonst nötigen Diktate erspart. Doch wozu Einzelheiten herausgreifen, um sie besonders zu loben, während jeder einzelne Paragraph, jede einzelne grammatische Gruppe und namentlich der ganze Aufbau des Werkes von reicher Erfahrung und pädagogischem Takte unterschiedslos zeugen.

Die Disposition also der vorliegenden Grammatik, sowie die Falschheit der Ausdrucksweise, ist in jeder Hinsicht tadellos, und das ist die Hauptsache. Denn was am ersten Aufbau verfehlt ist, kann in keiner neuen Auflage verbessert werden, und ist ein Buch einmal dunkel geschrieben und schwer zu verstehen, so ist auch diesem Übelstande in den seltensten Fällen leicht beizukommen. Die wesentlichen Vorzüge des Buches reizen den Unterzeichneten, auf leicht zu beseitigende Einzelheiten den Herrn Autor aufmerksam zu machen, wobei ihn einzig und allein der Wunsch leitet, das wackere Schulbuch nach Kräften fördern zu helfen. Wer aus der dem Scheine nach großen Menge der Bemerkungen einen ungünstigen Rückschluß auf das Werk machen will, thue dies nicht zu laut; wer wüßte nicht, wie dürftig im Vergleich zum Latein die Vorarbeiten zur griechischen Grammatik sind, wie ganze Partien noch im Dunkel liegen, wie man noch gar nicht sicher ist z. B. über den Wechsel von $\sigma\tau\iota$, $\acute{\omega}\varsigma$, dem Participium und dem Infinitiv, daß ein Lexikon zu Thukydides und den Rednern noch fehlt, daß mancher Fehler durch hohe Autoritäten gedeckt ist u. s. w. u. s. w. Im Gegenteil, wer Liebe zur Sache hat, wird sich freuen, wenn bei einem einflussreichen Buche nicht haltbare Dinge zur Sprache kommen, damit sie beseitigt werden. In diesem Sinne erlaubt sich der Unterzeichnete, dem Herrn Autor einige Punkte zur Begutachtung zu unterbreiten.

Vortrefflich ist die Beispielsammlung im zweiten Teile des Buches, vortrefflich, daß durch sie der Text der Regeln nicht unterbrochen wird; aber vielleicht erlaubt eine Einschränkung im Druck die Anzahl der Beispiele noch zu mehren, namentlich auch Thukydides und Demosthenes mehr auszubeuten. So ist die Zahl der Beispiele für den Accusativ des Bezugs noch dürftig; Wendungen wie $\tau\omicron\iota\omicron\upsilon\tau\omicron\varsigma\ \tau\eta\eta\ \varphi\acute{\upsilon}\sigma\iota\upsilon$ Isocr. 9, 24, $\pi\alpha\rho\alpha\pi\lambda\eta\sigma\iota\omicron\varsigma\ \tau\omicron\upsilon\eta\ \delta\rho\iota\theta\mu\acute{\omicron}\nu$ Th. 7, 70, $\pi\epsilon\ \tau\omicron\ \pi\lambda\eta\theta\omicron\varsigma$ Xen. hipp. 7, 2 dürfen besonders nicht fehlen. Sonstige hierher gehörige Beispiele bieten Dem. 21, 4, 223. 26, 16, 17. 33, 5. Pl. resp. 539d, 407c, 411c,

423 b, 441 c, 452 b, 453 b, 456 b, 458 a, 473 b, 615 a, Isocr. 15, 245. Xen. Cyn. 2, 3.

Mit Vorliebe begünstigt der Herr Autor Belegstellen aus Dichtern, was im Prinzip nur zu billigen ist. Aber Beispiele, in denen rein poetische Worte vorkommen, sind doch wohl besser durch andere zu ersetzen, ebenso wie Ausdrücke später Gracität auszumerzen sind. So möchte man beseitigen § 250, 2 c *κέρδι-στος*, 264, 1 b *προσεννέπειν*, 259, 4 *ὑπέροχος*, alle Sätze, in denen *ἐσθλός* steht, z. B. 233, 2 b; 229, 2 *ὄλβιος*, 226, 5 β *ἔρδοι*, 216 Anm. 1 *εὐθαλής*, 191 Anm. 3 möchte man für *ἀκρασία* schreiben *ἀκράτεια* und 232, 5 *ἀψεύθεια* für *ἀψευδία*, beseitigen den Satz § 200 Anm. *θὺς ἐν φρενὸς δελτοῖσι* etc., § 196 *καλοκαγαθικός*, § 185 b *εὐθανασία*, § 167, 1 *ἐργώδης*, § 164 *νήπιος*, welches nur einmal Antiphon 3, β 11 hat, und § 163, 2 *παννυχίος*. Aber nicht bloß aus den Beispielen, sondern überhaupt sind aus der Grammatik poetische Worte und Formen auszuscheiden, so das Verbum *θιγγάνω* § 85, 3 α, § 109, 1, § 177 γ § 106 b 24 *κλάζω*, welches nur einmal in Xen. Cyn. vorkommt, sonst nie in der Prosa, § 85, 3 δ und 110, 21 *θρώσκω*, § 176* α *ἔρασθαι*, § 116 b *κορέννυμι*, welches der Herr Autor als „meist poetisch“ bezeichnet, während es die klassische Prosa durchaus nicht, sondern erst Lucian und Plutarch kennen, Schriftsteller, die eine Schulgrammatik grundsätzlich unberücksichtigt lassen muß, weil ihre Berücksichtigung eine Änderung des sonst Gültigen in vielen Beziehungen mit sich bringen, namentlich die Syntax auf den Kopf stellen würde. Ferner empfiehlt sich wegzulassen § 185 b *ἀνδάνω*, § 112, 11 und § 161 Anm. 3 *καθίζομαι* als spät, § 52, 2 b *ἀπλωτέρος*, welches nur ionisch ist, während *ἀπλωτέρως* minder seetüchtig (Th. 7, 60) bedeutet, § 83, 5 *ἀκούσω* als spät und daher auch § 102, 2 mit Recht nicht erwähnt, § 85, 3 α *κατέδαρθον* statt *ἔδαρθον* und § 109 b 5 *καταδαρθάνω* statt *δαρθάνω* zu schreiben, wie § 85, 3 α zweckmäfsig *ἀνέκρηγον* steht, ferner § 85, 3 α *ἀφικόμην* statt *ικόμην*, § 85, 3 α *ἀπώλόμην* statt *ώλόμην*, § 94 *διέφθορα* statt *ἐφθορα*, § 95 *ἀπόλλυμι*, *ἀπόλωλα*, *ἀπολώλεκα* statt der *Simplicia*, § 95 b und 106 b (S. 94) *διαφθείρω* statt *φθείρω* etc., § 102, 4 II *καταδύω* etc. statt *δύω* etc., besonders da von *ἐπαινέω* das Kompositum gegeben ist.

Als Seltenheiten könnten wohl weggelassen werden § 112, 16 *ἐπτάμην*, § 154 Anm. 3 dafs *ἐαυτοῦ* auch für *ἑμαντοῦ*, *σεαντοῦ* steht, § 155, 2 b dafs *ἡμέτερος* und *ὑμέτερος* ohne *αὐτῶν* auch reflexiv gebraucht werden, § 161 A das Wort „gewöhnlich“, damit das für den Schüler allein Gültige „so steht das Verb im Singular“ übrig bleibt, § 163, 2 *δευτεράτος*, wofür *τῆ ὑστεραίᾳ* viel gebräuchlicher ist, § 165 α 7 *ἐνεδρεύειν*, § 171 b *πράττειν*, weil das viel gebräuchlichere Medium ausreicht, § 180* b α *καθαίρειν*, *καθαρεύειν*, *ἐρημοῦν*, *γυμνοῦν*, *ψιλοῦν*, § 185 b* *παραμυθεῖσθαι*, § 158, 2 der Satz *ὢν ἐντυγχάνω μάλιστα ἄγαμαί σε* wegen

der ungewöhnlichen Attraktion, die durch den Genetiv den Dativ verdrängt, § 167, 3b *ψεύδειν*, § 170 *δωρεάν*, welches in den Lexicis und Grammatiken vielfach als adverbialer Accusativ angeführt wird, aber stets ohne Beleg. Die Stellen Isae. 2, 31 und Dem. 29, 44, welche ins Feld geführt werden könnten, haben keine zwingende Beweiskraft. Ferner scheint rätlich zu streichen § 175* a *τιμωρεῖν τινί τινος*, wofür als einziger Beleg herangezogen wird Xen. Cyr. 4, 6, 8, eine Stelle, die man doch auch konstruieren kann: ich verspreche dir zu strafen den Mörder des Knaben, § 175* a *ὕπατιός τινος*, § 176* d *κωριεύειν*, § 179* 5 das herodoteische Wort *προτερεῖν* und das ebendasselbst befindliche *περισσεύειν*, *περισσός τινος* und *ὑπερδικεῖν*, § 222, 3a das Beispiel aus Soph. O. R. 1074 so wie das folgende *φοβοῦμαι μὴ ἀμάρτοις ἂν*, eine Konstruktion, die eine Schulgrammatik nicht erwähnen darf. Dagegen erscheint von *φοβοῦμαι ὅτι* zu sprechen als überflüssig, weil doch eigentlich gar nichts Auffälliges daran ist; oder sollte es eine Ausnahme sein, den Gedanken „er war in Furcht, weil bemerkt werden mußte, daß er eine Burg zu bauen anfang“ mit *ἐφοβεῖτο ὅτι* auszudrücken? § 223 II Anm. 2. Die Regel gehört wohl kaum in eine Schulgrammatik; mindestens ist *ὡς* ohne *ἂν* mit dem Konjunktiv zu verbinden der attischen Prosa fremd. Daß *πρίν* ohne *ἂν* (§ 229 IIa) mit dem Konjunktiv wenn auch nur selten verbunden werde, braucht ein Schüler nicht zu erfahren. § 256 Anm. 1 Das eingeklammerte *μὴ ὅπως* ist ganz hinwegzulassen, da sich dafür kaum mehr als ein Beleg (Xen. Cyr. 1, 3, 10) findet, und *μὴ ὅτι*, *οὐχ ὅτι*, *οὐχ ὅπως* das Gewöhnliche ist und ausreicht.

Die bisherigen Vorschläge bezweckten Auslassungen, die ferneren erstens Ergänzungen, zweitens Veränderungen. Wünschenswert scheinen folgende Ergänzungen zu sein und zwar einzufügen § 11, 2 die Partikeln *πού*, *ποθέν*, *ποιί*, *ποτέ*, *πώς*, wobei der Hinweis auf § 64 stehen bleiben kann, § 12, 2 zu *εἰ ἔστιν* noch *ὡς*, *καί* und *οὐκ ἔστιν* oder den Hinweis auf § 114, wo freilich auch die Regel fehlt, daß *εἰμί* nur als Kopula enklitisch ist. § 21 fehlt in der Tabelle ein Proparoxytonon als Beispiel, denn *γέφυρα* ist wohl ebenso berechtigt einen Platz zu finden wie *μούσα*. Ob § 35 die Genetive *ἀνθέων*, *κερδέων*, *ὄρεων* eine Erwähnung verdienen, darüber läßt sich streiten, aber diese unkontrahierten Formen sind sehr häufig. § 60 Anm. ist *ταυτί* zuzufügen, weil dies der Schüler von selbst nicht findet, sowie die Bemerkung, daß auch *τοσόσδε* und *τηλικόσδε* auf Nabeliegendes hinweisen. § 68 vermißt man *ἔστιν*, welches Xen. Cyr. 4, 6, 10, Pl. resp. 510 b, leg. 759 e steht. Sollte nicht § 101 Anm. 3 *καθεῦδον* und *καθηῦδον* neben *ἐκαθέυδον* zu setzen sich empfehlen, besonders da gleich darauf *καθήμην* zu *ἐκαθήμην* gesetzt ist? Jedenfalls darf § 109, No. 8 die Form *καθεῦδον* nicht fehlen. Eher kann man es sich gefallen lassen, daß § 102, 2 *κλαυσούμαι* nicht zu *κλαύσομαι*

hinzugefügt ist. Aber der Aorist *ἔρρεσα* ist gut belegt, so dafs er § 102, 4, 1 nicht zu verschweigen ist. Auch *κεχάρημαι* ist eine hinlänglich beglaubigte Form, die § 109, 20 nicht fehlen darf. § 110, 10 fehlt *ἠρέσθη* bei *ἄρῃσκω*. In der Liste der unregelmässigen Verba § 108 bis § 113 findet sich die höchst dankenswerte Kolumne mit der Überschrift „Bemerkungen“. Diese Bemerkungen beziehen sich auf den syntaktischen Gebrauch der verba anomala, bevorzugen aber einzelne Verba und behandeln andere dagegen stiefmütterlich. Eine konsequente Anführung des Gebrauchs von Kasus, Infinitiv, Participium und *ὄτι* dürfte kaum auf Widerspruch stossen. Es müfste also angegeben werden bei *ἄχθομαι* § 109, 2 *τινί*, *ἐπί τινι*, bei *μάχομαι* No. 10 *τινί*, *πρός τινα*, *σύν τινι*, *μετά τινος*, bei *πιπράσκω* § 110, 7, *πωλέω* 112, 18, *ἄνέχομαι* § 112, 9 der Genetivus pretii, bei *στέρομαι* § 110, 19 *τινός*, bei *αἰρέτω* § 112, 1 *τινά τινος*, bei *κεράννυμι* § 116 A 1 und *μίγνυμι* § 116 B 4 *τινί*, bei *ἀμαρτάνω* § 108 b 2 der Nom. Part., bei *μεταμέλει μοι* 11 der Dat. Part., bei *εἰρήσκω* § 110, 18 der Acc. Part., bei *αἰρέτω* § 112, 1 der Acc. Part., bei *ἀνέχομαι* § 112, 7 ist nur der Nom. Part. angegeben, und nicht bei Subjektswechsel der Gen. oder Acc. Part., bei *ὄραω* § 112, 12 der Acc. Part. oder *ὄτι*, bei *ἐπιλανθάνομαι* § 108 d 4 *ὄτι* (Part.), Inf., bei *πυνθάνομαι* § 108 d 6 *ὄτι*, Inf., bei *μέλει* § 109 h 11 *ὄπως* und gew. *τοῦ* c. inf., bei *ἐπιμελεῖσθαι* ebd. *ὄπως*, bei *μεταμέλει* ebd. Dat. Part., bei *μένω* Acc. Part. und Inf., bei *διδάσκω* § 110, 20 der Inf., bei *ἀπαγορεύω* und *ἀντιλέγω* § 112, 24 der Inf. mit *μή* bezüglich *μή οὐ*, bei *φημί* § 112, 24 der Inf., bei *λέγω* ebd. *ὄτι* (*ὡς*) bez. der Inf. Bei den in den Bemerkungen angegebenen Substantiven vermisft der Schüler den Artikel und kann z. B. bei *πάθος*, *τύπος*, *βίος* etc. die Geschlechter, bei *δραμα* (vgl. *τόλμα*) sogar die Deklination verwechseln. Aber auch selbst Wörter wie *εὔρεσις* mit dem Artikel zu versehen schadet nichts; wir Lehrer sollen den Fehlern vorbeugen.

In der Wortbildungslehre ist blofs von den Betonungsgesetzen die Rede, also ist dementsprechend entweder die Überschrift dieses Pensums zu ändern oder wirklich das Wichtigste aus der Wortbildung anzuführen, also z. B. des Bindevokals bei Zusammensetzungen zu gedenken und die hauptsächlichsten Endungen der Substantiva, Adjektiva und Verba zu besprechen. Der Adverbia ist § 53 gedacht, dort jedoch die Verschiedenheit der Accentuation von *ἀντάρως* und *θηρωδῶς* u. s. w. nicht erwähnt.

Dafs *ὁ αὐτός* mit *καί* oder dem Dativ verbunden wird, ist § 153, nur mit *τινί* § 185, 1. b. angegeben, während *ὅσπερ* und *ὅσπερ καί* sehr häufig auch bei ihm steht z. B. Dem. 20, 61, Pl. Phaedr. 64 c., Xen. An. 3, 1, 22. 1, 3, 18 und *ὡσπερ* eintritt für das deutsche „wie“, wenn die verglichenen Gegenstände schon im Dativ stehen (Pl. Lys. 209 c) oder nach dem Adverb *ὁμοίως*

Xen. Cyr. 1, 6, 6, Pl. Phaedr. 98 c., Dem. 35, 28, ohne daß *καί* in diesem Falle (Isocr. 1. 24), wohl aber der Dativ ausgeschlossen ist. § 163, 1 fehlt *ἄξιος*, 2 daß die Zeitbestimmungen *τριτατος* bis *δωδεκατατος* mit Ausnahme *ὀγδοατος* (Plut. Polyb.) sich finden. Die Regel, daß, wenn zwei adjektivische Prädikate desselben Subjekts mit einander verglichen werden, beide in den Komparativ treten (vgl. Isokr. 6, 24), muß dem Schüler gelehrt werden. Daß der Vokativ nur im Anruf steht, war § 164 zu sagen. Die Verba *ὑποχωρεῖν τινα* sich vor jem. zurückziehen und *ὑπεκτρέψασθαι*, *ὑπεκτραπέσθαι τινά* aus dem Wege gehn verdienen wohl § 165 eingeschaltet zu werden, desgleichen § 166 die Verba *δακρύειν*, *σιγᾶν*, *σιωπᾶν* und *οἰκεῖν*, § 170 *τι* einigermaßen, *οὐδέν* in keiner Beziehung, *τό κατ' ἐμέ* was mich betrifft, *πολλά* häufig, *τά πάντα* in allen Stücken, *τό λοιπόν* künftighin, *πρότερον* früher, *πρώτον* zuerst, erstens, *τό τελευτατον* und *τέλος* endlich, *τὴν ταχίστην* schleunigst, *μακρὰν* weit, *δίκην τινός* nach Weise, *χάρῳ τινός* aus Gefälligkeit, wegen. Ferner möchte man einfügen § 174 die Artikel, also statt *ἀνδρῶπων πλήθος* lieber *τῶν πολιτῶν τὸ πλήθος* setzen, weil so an den Gebrauch des Artikels bei dem Gen. part. erinnert wird. Desgleichen darf § 174 d. Anm. bei *οὐδέν καινόν* die Mitteilung nicht fehlen, daß der Gen. plur. neutr. gen. mit dem Artikel eintritt, z. B. *οὐδέν τῶν μεγάλων* Pl. resp. 360 c., *οὐδέν τῶν δέοντων* Isokr. 15, 247, *οὐδέν τῶν φρονίμως πραττομένων* 15, 257, *οὐδέν τῶν ἀνηκέστων* 15, 208, *οὐδέν τῶν μετρίων* Lys. 9, 4, *οὐδέν τῶν ἀπορρήτων* 10, 8, *οὐδέν τούτων* Xen. An. 4. 8, 26. Zu *τιμᾶν τινί τινος* § 175* a ist noch die Übersetzung hinzuzufügen und *τιμᾶσθαι τινί τινος* (vom Ankläger) und *τιμᾶσθαι τινος* (vom Angeklagten), z. B. *τιμᾶται μοι ὁ ἀνὴρ θανάτου* Pl. Ap. 36 b, *ἀλλὰ φυγῆς τιμῆσομαι*; *ἴσως γὰρ μοι τούτου τιμῆσαιτε* 37 c. Es fehlt ferner § 175 b Anm. b *οικτεῖρειν τινά τινος*, § 176 ζ *πλούσιός τινος*, welches im Register angeführt ist. § 177 β *ψευσθῆναι*, obgleich es im Register steht, § 177, δ *ὑπακούειν τινί*, welches gewöhnlicher als *τινός* ist, § 185 b *σύμφωρός τινι*, *ἐπιφέρειν τινί τι*, *ὀνειδίξειν τινί τι*, *ἐπιστέλλειν τινί τι*, § 191 *ἀνακοινοῦσθαι τινι περὶ τινος* consulere aliquem de aliqua re, *διαλλάττειν* und *διαλλάττεσθαι* (*διαλλαγῆναι*), obgleich es im Register steht, § 197 *τοσοῦτον* — *ὅσον*, § 204, 2 *ἀποθνήσκειν ὑπὸ τινος*, *εὖ*, *καλῶς*, *κακῶς* *ἀκούειν ὑπὸ τινος*, *εὖ πάσχειν ὑπὸ τινος*, § 202 bei *κατὰ τι* in der Umgegend, in der Zeitperiode, § 206 *ἐπιτιμῶμαι* Isocr. 12, 149, Xen. mem. 1, 2, 29, *ὀλιγωροῦμαι* Isae. 3, 24, *ἀμφισβητοῦμαι* Isae. 8, 44, *προστάσσομαι* Th. 1, 136. 5, 75, *ἐνοχλοῦμαι* Xen. Cyr. 5, 4, 34, § 209 *ἀδικῶ*, § 210 daß die Verba des Gehens und Reisens oft im Imperf. statt im Aor. stehen, § 211 *ἐνόμισα* faßte die Meinung, *ὑπέλαβον* schöpfte Verdacht, § 215 daß bei *μέλλω* der Inf. Praes. steht 1. bei sofortiger Ausführung der

Absicht, 2. in Sentenzen zum Ausdruck der Zeitlosigkeit, dagegen der Inf. Fut., wenn die Ausführung der Absicht in unbestimmter Zukunft liegt. § 221. Man vermifft die Angabe des Unterschieds zwischen Ind. und Opt. in der indirekten Frage, der bekanntlich darin besteht, daß ersterer der Ausdruck der objektiven Wirklichkeit, letzterer der der subjektiven Vorstellung ist, wodurch sich unter anderem die von Classen bemerkte Verbindung verschiedener Modi Th. 3, 113, 3 als Notwendigkeit herausstellt. § 222, 5 fehlt der Inf. als Ausdruck des Zwecks. § 223. Die speziellen Angaben, wann abweichend vom Deutschen *ὥστε* den Inf. regiert, sind äußerst zweckmäfsig, doch läfst sich noch ein sechster und siebenter Fall anfügen für den Inf. nach *ὥστε*, erstens nämlich, wenn *ὥστε* abhängig ist von Charaktereigentümlichkeiten (Xen. Cyr. 1, 2, 1), zweitens wenn nur das Können ohne Rücksicht auf Verwirklichung bezeichnet werden soll (An. 2, 2, 17. 1, 5, 10. 3, 5, 7). Auch verdient es wohl bemerkt zu werden, daß auf das fragende *οὐ* natürlich *ὥστε* c. ind. folgt (Xen. mem. 3, 4, 1) und daß man zur Or. obl. auch den finalen Infinitiv mitrechnet. § 231, 1. Der Paragraph läfst unerwähnt, daß ein dazwischentretendes *χρῆναι* oder *δεῖν* an der Konstruktion nichts ändert: *οἷσι δεῖν διαλέγεσθαι* Pl. Prot. 316 c. § 232, 4 Anm. Es ist zu bemerken, daß der Grieche das Part. Fut. bei den Verbis des Schickens in den Accus. setzt und nicht in dem Nom., es also mit dem Boten und nicht mit dem Absender verbunden sich denkt. § 232, 5 es fehlt *τὸ ἐπὶ σφᾶς εἶναι* Th. 4, 48, *τὸ ἐπ' ἐκεῖνον εἶναι* Lys. 13, 58, *τὸ ἐπ' ἐκείνοισι εἶναι* Xen. Hell. 3, 5, 9. § 221 Anm. 1 ist zu bemerken, daß auch *ὁμολογεῖν* trotz der Verwandtschaft mit *λέγειν* gewöhnlich mit dem Inf. verbunden wird. § 233, 2: wie *εἰπεῖν* wird auch *λέγειν* mit *ὅτι* (*ὡς*) konstruiert, wenn es nicht meinen bedeutet. § 233 Anm. 5 es fehlt bei *μὴ οὐ* die Wendung *τὸ μὴ οὐχί*. § 236, 3. Man vermifft hier die Erwähnung des Gen. abs. in Verbindung mit dem subst. Infinitiv, der sich oft findet (vgl. meinen Aufsatz in den neuen Jahrb. für Phil. und Paed. II. Abt. 1882 Heft 10). 242 c. Die Bemerkung über *οὐκ ἂν φθάνοιμι* muß allgemeiner gefaßt werden, sonst meint der Schüler, die Wendung sei besonders in dringlicher Frage im Gebrauch und komme in den übrigen Personen nicht vor, was nach Dem. 24, 132, Pl. symp. 214 e u. s. w. ein Irrtum wäre. § 246 II. Anm. *φαίνομαι* kommt mit dem Inf. verbunden nur im Praes. und Impf. vor aufser im Pl. Clit. 410 b, dem Plato untergeschobenen Dialoge, wo *ἐφάνη* c. inf. steht. § 247. Es gehört zu *ἀκούω* und *αἰσθάνομαι* auch *πυνθάνομαι*, welches bei gerüchtartiger Kunde sehr oft mit dem Inf. verbunden vorkommt. Auch *μένω* und *τηρέω* mit ihren Kompositis gehören zu den Verben, welche bald mit dem Inf., bald mit dem Part. konstruiert werden, und zwar mit letzterem, wenn *μένω* und *τηρέω* den Nebenbegriff des Vorherwissens oder Vorhersehens haben,

mit ersterem, wenn das Eintreten des Erwarteten nur sich vermuten läßt, z. B. der Eintritt des Windes Th. 4, 26, 7, dagegen das Part. bei dem sicher zu erwartenden Frühstück 8, 108, 4; *οὐ μένω* oder *μένω* im Fragesatze regieren selbstverständlich den Infinitiv Th. 4, 120, Xen. An. 3, 1, 14. § 254, 4. Es würde sich empfehlen *καὶ οὐδέ* et ne — quidem hinzuzufügen. § 165 I β. Es macht den Eindruck, als wäre *ἐπιλείπει με ἐλπίς* die einzige Substantivverbindung, daher erscheint es rätlich noch hinzuzufügen *τὰ ἐπιτήδεια* (Xen. An. 4, 7, 1), *τροφή* (Pl. Pol. 274), *χρήματα* (Xen. Cyr. 2, 4, 11. 5, 2, 4. Hell. 1, 5 3), *ὁ στίος* (Th. 2, 70, 1, Xen. Hell. 2, 2, 11 u. 16), *τὰ ἀρχαῖα ὑποδήματα* (An. 4, 5, 19), *ὁ χρόνος* (Isocr. 1, 11. Lys. 12, 1), *τὸ ὕδωρ* (Isocr. 15, 320), *τὸ λοιπὸν μέρος ἡμέρας* (Isocr. 8, 56), *ἡ μισθοφορὰ* (Lys. 27, 1), *ἡ τόλμα* (Aeschin. 1, 24), *ὁ λόγος* (Pl. Prot. 334 e), *ἡ δαπάνη* (Xen. Cyr. 1, 6, 9); *στίος* und *χρήματα* können mit noch viel mehr Stellen belegt werden, sind also als die häufigsten anzuführen, während die Verbindung mit *ἐλπίς* wohl nur einmal vorkommt. § 171. Wenn *εἰς μέρη* zu *κατανέμειν* u. s. w. hinzuzufügen nötig ist, so haben die Adverbien *διχῆ* und *τριχῆ* wohl auch die Berechtigung genannt zu werden (vgl. Pl. Phaedr. 253. c. Phil. 23 c. Isocr. 6, 13). — § 183. Man könnte vermessen *μισθοῦ στρατεύσθαι* (Xen. Cyr. 3, 2, 7) und *ἀλλάξασθαι, ἀνταλλάξασθαι τινός τι* oder *ἀντί τινός τι* (Dem. 6, 10. 18, 138. 19, 223, Pl. leg. 849 e, Soph. 223 e, leg. 733 b, symp. 218 e). — § 195. Es ist *αἰσχύνεσθαι τι* nicht angeführt. — Zu *ὑπὸ λύπης* § 195 erlaube ich mir noch die Übersetzung „unter dem Drucke der B.“ vorzuschlagen. — § 198, 2. Es könnte wohl das ziemlich häufige *τραγῶδοις* noch Platz finden.

Außer diesen vielleicht wünschenswerten Ergänzungen finden einige Veränderungsvorschläge etwa Zustimmung. § 4 Anm. *Πύρρος* u. s. w. Für das Wort gewöhnlich muß wohl „können“ oder „dürfen“ gesetzt werden. — § 35 Anm. 1, Es empfiehlt sich zu ändern: die sächlichen Substantiva auf *ος*, welche sämtlich barytoniert sind, sonst könnte man meinen, es gäbe auch Oxytona auf *ος*, welche nicht nach *γένος* flektierten. — § 36 Anm. 4 Es ist wohl praktischer vor *τὸ σέλας* „aber“ (jedoch, während) zu setzen, um den Satzanfang kräftiger zu markieren. Wie leicht übersieht Flüchtigkeit den Punkt hinter (senectus). — § 39, 1a. Der Schüler lernt zweckmäßiger sich gleich die Genetive ein *παιδῶν, Τρώων, φάτων, δάδων* und *παιδῶν, Τρώων* u. s. w.; es ist dies eine Ansicht, welche der Herr Autor durch die Fassung anderer Regeln z. B. 40, 2 Anm. 2 *ὦ Ἀπολλῶν* u. s. w. als richtig anerkannt hat. — § 43. Es steht *ταχυτής* vor *δεξιότης*, als wenn die Barytona auf *της* seltner, die Oxytona häufiger wären, während es doch nur noch ein Oxytonon giebt, *βραδυτής*, was vielleicht zu erwähnen wäre. — § 52. Es könnte wohl an die orthographische Schwankung *θαίων* und *ελάτων* erinnert werden, wie dies

auch bei ἡσάν und κρείσσων geschehen ist. — § 54. Man möchte τρεῖς (τρία) καὶ δέκα als das Gewöhnliche bezeichnet sehen und diese Form, nicht aber τρισκαίδεκα voranstellen, τσσαρακαίδεκα dagegen ganz tilgen, da es sich nur bei späteren findet. Desgleichen sind πέμπτος καὶ δέκατος u. s. w. bis ἑνάτος καὶ δέκατος die gewöhnlichen Ausdrucksweisen, während πεντεκαίδεκατος u. s. w. episch, ionisch und spätattisch sind. Deshalb dürfte die vorliegende Grammatik nicht fragen z. B. πεντεκαίδεκατος, oder?, sondern höchstens umgekehrt; besser aber ist es gewiß, man belästigt das Gedächtnis des Knaben gar nicht mit Erlernung dessen, was er noch nicht zu lesen bekommt und niemals schreiben soll. Auch bei εἰκοστός (καὶ) πρῶτος ist die Klammer gewiß zu tilgen. — § 57. Es dürfte rätlich sein, als reflexiv nur τὸν ἡμέτερον αὐτῶν φίλον, τὸν ὑμέτερον αὐτῶν φίλον anzuführen, da im reflexiven Sinne ἡμέτερος und ὑμέτερος ohne αὐτῶν äußerst selten, dagegen ἡμῶν αὐτῶν und ὑμῶν αὐτῶν wohl gar nicht vorkommen. — § 58. Es ist ταῦτον als das Gewöhnlichere wohl vor ταυτό zu setzen. — § 68 Das Fragezeichen hinter ἔστωσαν ist unverständlich, da die Form durch Xen. Cyr. 8, 6, 11, also gut beglaubigt ist. Da ὄντων bei Pl. leg. 879b steht, verdient es kaum in Klammer gesetzt zu werden. Dafs die reichlich belegte Form ἔστων hier fehlt, ist schon oben erwähnt. — § 77, 1. Das Wort „stets“ in dem Satze „ziehen stets in η (statt in α) zusammen“, sowie die Klammer (statt in α) sind sehr entbehrlich. — § 86 ff Anm. 2. Da aufer ἐξεπλήγην nur noch κατεπλήγην existiert, beide Worte aber übertragene Bedeutung haben, so könnte die Anmerkung demgemäfs umgeändert werden. — § 101 Anm. 1. Die Form προῦχων ist unerklärlich, weil in der Anmerkung vom ε als Augment gesprochen wird. — § 101 II. Es erscheint die Fassung „die anderweitig gebildeten“ zu unbestimmt, und deutlicher wäre: die von bereits zusammengesetzten Worten abgeleiteten Verba. Ähnlich ist es mit der unter 1) folgenden Wendung: die Zusammensetzungen mit εὐ zeigen vielfach Schwanken. Die Sache steht ja so, dafs εὐ augmentiert werden kann, also auch die Augmentation unterbleiben darf, wenn ein Konsonant darauf folgt, also dafs ἠὐδαιμόνησα, ἠὐδόκουν, ἠὐλαβούμην, ἠὐφραινόμεν, ἠὐδοκίμουν neben εὐδαιμόνησα, εὐδοκούν, εὐλαβούμην, εὐφραινόμεν, εὐδοκίμουν stehen. Es ist gewiß ein bloßer Zufall, wenn von εὐκαιρεῖν blofs ἠὐκαιρουν, von εὐπορεῖν nur εὐπόρουν und εὐπόρησα und von εὐτρεπίσω nichts als ἠὐτρεπισμένος überliefert sind, sowie dafs von εὐσεβεῖν, εὐτακτεῖν, εὐχαριστεῖν und εὐσχημονεῖν die betreffenden Formen überhaupt fehlen. Wenn aber auf εὐ ein kurzer Vokal folgt, so nimmt dieser das Augment meist an, z. B. εὐηγγελίζομην, εὐηρέστουν, εὐώχουν, εὐηργέτου, daneben εὐεργέτου. Folgt endlich ein langer Vokal wie bei εὐημερεῖν, so unterbleibt die Augmentation. — § 102, 4, 1. Man sieht keinen Grund, warum

ἐράω und τρέσω, τρεστός (zwischen denen ein Kamma fehlt) in Klammern gesetzt sind. — § 86 (S. 71 oben) sind ἐβλάφθην und ἐβλάβην als gleichwertig bezeichnet; § 106 a ist dagegen ἐβλάβην eingeklammert, welches letztere auch der Form ἐτραπήν und sogar den Formen ἐτραφήν, ἐφάνην, πέποιθα und ἐγρήγορα widerfahren ist, dabei fehlt ἐθρέφθην, welches bei Plato Polit. 310 a sich findet. Was die Klammern bedeuten, ist nicht recht ersichtlich, da die in der Prosa gebräuchlichen Formen z. B. ἐβλάβην und ἐτραφήν und die poetischen ἐτραπον und ἐφορα in dieser Hinsicht gleich behandelt sind. — § 108 e. Zu ἀφικνέομαι sind die Komposita mit ἐξ und ἐπί angefügt und die Übersetzungen „komme an, gelange“ so gestellt, daß der Anfänger sie auch für die Bedeutungen der Komposita halten muß, während doch ἐξικνεῖσθαι τινος bis zu einem Ziele hinreichen und ἐφικνεῖσθαι τινος einer Sache beikommen bedeutet. — § 109, 5 Statt ὀλίγου δέω ἔχειν sagt man lieber ὀλίγου δεῖν εἶχον. § 176 ζ* dürfte daher eine Veränderung erfahren müssen; denn ὀλίγου δεῖ erscheint fast nur in Verbindung mit der Negation οὐδέ und es bedeutet dann οὐδ' ὀλίγου δεῖ „keineswegs“. Mit dieser Gelehrsamkeit möchte ich aber den Schüler nicht inkommodieren, sondern einerseits nur die Kenntnis von ὀλίγου δεῖν, andererseits von οὐδέν, οὐδαμῶς von ihm verlangen. — § 109, 11. Es ist das gebräuchlichere ἐπιμύλωμαι hinter das weniger gebräuchliche ἐπιμύλωμαι und außerdem in rätselhafte Klammern gesetzt. — § 110, 19. στρεβίσκω ist eingeklammert, während es doch ebenso gut ist wie ἀποστρέω. — § 114 Bem. 3 lautet es „χρῆν oder gew. ἐχρῆν.“ Abgesehen von dem Druckfehler, da es ἐχρῆν heißen muß, wird die Behauptung, daß ἐχρῆν gewöhnlicher sei als χρῆν, sich nicht aufrecht erhalten lassen, sondern der Gebrauch ist bei den verschiedenen Schriftstellern verschieden: Xenophon z. B. hat zweimal χρῆν und viermal ἐχρῆν, Plato dagegen viermal ἐχρῆν und neunmal χρῆν. Das Richtigere ist jedenfalls χρῆν. — § 117 a. Es ist kein Grund ersichtlich, warum ἀρεξάμην eingeklammert ist. — § 158, 3 (vgl. § 226, 3). Es würde sich empfehlen die Worte „indes ist εἰσὶν οἱ häufiger als ἔστιν οἱ“ dahin zu ändern, daß der Schüler für den Nominativ „einige“ nur εἰσὶν οἱ (und etwa ἦσαν οἱ) zu setzen lernt, da alle Klassiker mit der Ausnahme weniger Stellen (Xen. An. 6, 2, 6. Cyr. 2, 3, 18. Pl. leg. 753 e) für diesen Kasus statt ἔστιν οἱ stets εἰσὶν οἱ sagen. ἔστιν ᾧ läßt die Grammatik aus. — § 162 B. Der Herr Autor hat nur Beispiele mit den Infinitiven εἶναι und γίνεσθαι gebracht. Wenn aber das Prädikatsnomen mit dem Infinitiv eines prägnanten Verbi in Verbindung tritt, so steht es gewöhnlich in dem Accusativ. Ist das Prädikatsnomen ein Substantiv, so kann es bei εἶναι, γίνεσθαι in den Acc., aber auch in den Genetiv, bezüglich in den Dativ treten. Es würde also die Regel etwa folgendermaßen lauten: Tritt zu einem Genetiv oder Dativ der Person ein Prädikatsnomen, so steht dies bei den Infinitiven

εἶναι oder *γίγνεσθαι* in dem Gen. bez. Dat., substantivische Prädikate auch in dem Accusativ, in welchen Kasus die Prädikate gewöhnlich treten bei den Infinitiven prägnanter Verben, namentlich wenn das Prädikat dem Infinitiv näher steht als dem Gen. oder Dat. der Person. Ein Satz wie der § 231 Anm. gebildete *πρέπει σοι εἶναι ἀνδρεῖον* möchte sich schwerlich belegen lassen, er kann nur heißen *πρέπει σοι εἶναι ἀνδρεῖω*, selbstverständlich auch, was aber nicht hierher gehört, *πρέπει σε εἶναι ἀνδρεῖον*, vgl. Xen. An. 1, 3, 5. Hell. 4, 1, 35. Cyr. 7, 2, 23. — § 163, 2. Das seltene *δευτερατος* könnte wohl weggelassen werden, das Gewöhnliche dafür ist *τῆ ὑστεραία*. — § 164, 2. Die Behauptung, daß der Ausruf selten im Nominativ stände, ist unhaltbar, da das Umgekehrte stattfindet, daß nämlich der Vokativ der Kasus des Anrufs, der Nominativ der Kasus des Ausrufs ist, was sich der Schüler gern merkt an dem Verse: *φίλων ἔρημος, ὦ τάλας, ἀπόλλυμαι* Pl. Ep. I. 310. — § 177 *γ. *ἔχεσθαι* wird in der Bedeutung „sich an etwas halten“ in attischer Prosa nur mit Abstrakten verbunden wie *ἐλπίδος*, *συμμαχίας* u. s. w., *ἀντέχεσθαι* mit Gegenständen. — § 177 *δ. Es fehlt bei *ὑπακούειν* der Zusatz „gew. *τινί*“, was der Anmerkung § 185 *b entsprechen würde. Die Parenthese (aber nicht *θορύβου*) wird durch ihre Kürze etwas undeutlich. Die Regel ließe sich etwa folgendermaßen fassen: die Person oder der Gegenstand (*σάλπιγγος*), wovon das Wahrgenommene ausgeht, steht bei *ἀκούειν* im Genetiv, das Wahrgenommene selbst aber in dem Accusativ, wenn es nicht ein Ton ist, der in den Genetiv treten muß. Die Verbindung zweier Genetive meidet der Grieche. Daß sich vereinzelt Stellen finden, die von dieser Norm abweichen, braucht der Schüler nicht zu wissen, daß z. B. bei Dem. 18, 9 *τινός τινος*, Xen. An. 4, 4, 21 *θορύβου* zu lesen steht. — § 179 * 5 *προαιρέσθαι τινός τι* läßt sich kaum mit mehr als einer Stelle Dem. 6, 5 belegen, die gewöhnliche Konstruktion ist *πρό, ἐκ, ἀντί τινος, μάλλον ἢ*. — § 183 *. Es steht zu fürchten, daß die Phrasen *περὶ πολλοῦ, περὶ πλείονος, περὶ πλείστον τιμᾶσθαι* sich in den Klassikern nicht nachweisen lassen. Mit Recht ist daher § 203, 2b nur *ποιεῖσθαι* und *ἡγεῖσθαι* in Verbindung mit *περὶ πολλοῦ* u. s. w. angeführt, während 183 * *ἡγεῖσθαι* fehlt. — § 185b und b*. Für die altattische Form *ὁμοῖος* dürfte in einer Schulgrammatik das sonst allgemeine *ὁμοιος* vorzuziehen sein. Für *φθονεῖν τινί τι* finde ich keinen Beleg. — § 193 Anm. 1. Nicht bloß *διὰ τινος*, sondern auch *διὰ τινος* heißt „durch“, doch mit dem Unterschiede, daß ersteres durch eine beauftragte, letzteres durch eine nicht beauftragte Person bedeutet. — § 192 Anm. 2. *ἀγαπᾶν* regiert so selten den Dativ und so überwiegend häufig den Accusativus, daß die Schüler *ἀγαπᾶν τινί* zu schreiben zu warnen sind. Der Dativ bei *ἀγαπᾶν* findet sich nur Dem. 1, 14 und in der unechten zweiten Rede des Lysias

§ 21 u. § 44, sonst nirgend, denn Dem. 39, 25 ist *τοῦτοισί* die falsche, *οὐτοσί* die richtige Lesart. — § 167, 3 b (S. 166). Es können die Worte: „seltener der Sing. z. B. *ἤδὺ γελᾶν*“ u. s. w. irre führen, als wenn das häufigere *ἡδέα γελᾶν, μεγάλα φρονεῖν, ὀξέα βλέπειν* wäre. Ob der Singular seltener ist oder nicht, darauf kommt es hier nicht an, sondern darauf, daß bei *γελᾶν, φρονεῖν, βλέπειν, ἀκούειν* nur der Singularis steht. *ψεύδειν* würde ich weglassen. — § 175 b. Ich verstehe die in Klammer gesetzten Worte „häufiger als *ἡδονῶν*“ nicht; denn *χαίρειν* wird doch nie mit dem Genetiv konstruiert. — § 176 d*. Der angegebene Unterschied der Bedeutung von *ἐνθυμείσθαι τινος* und *τι* ist doch wohl willkürlich. Es steht dies Verbum meist nur in der Rekapitulation, und da wechseln *ῶν, ᾧ, τούτων, ταῦτα ἐνθυμούμενος (ἐνθυμηθεῖς)* zu Anfang der Sätze ohne merklichen Unterschied; der Genetiv von Substantiven findet sich dabei nur viermal in der attischen Prosa (*τοῦ συμφέροντος* Isocr. 4, 184, *τῆς ὥρας* Xen. ven. 8, 6, *τῶν τρόπων* 9, 4, *τῶν ἄλλων* Mem. 3, 6, 16). Der Accusativus eines Subst. findet sich nie bei *ἐνθυμείσθαι*. Man muß daher sagen: *ἐνθυμείσθαι* regiert als verbum memoriae den Genetiv und bedeutet Rücksicht nehmen, erwägen, sich vergegenwärtigen, sich besinnen, beherrzigen, die Neutra der Pronomina können aber nach der Regel § 167, 3 Anm. auch in dem Accusativ treten. Es sollten überhaupt in jener Anmerkung noch mehr Beispiele stehen wie *τοῦτο ἐψεύσθησαν* Xen. An. 2, 2, 13, *τὰ ἄλλα ἐπεμελεῖτο* Hell. 5, 4, 4, *τοῦτ' ἀγαπᾷ* Aeschin. 3, 147. — § 181 Zum Gen. materiae sollten nicht bloß Beispiele mit passiven Formen von *ποιεῖν* geliefert sein, weil sonst der Irrtum entstehen könnte, als sei das Aktivum dieses Sprachgebrauchs nicht nachweisbar, welches sich doch z. B. Cyr. 6, 1, 29 findet. — § 180*. Man möchte das häufiger vorkommende *ἀποκρίνειν τινός τι* statt des Wortes *ἀποκρίνειν* angeführt sehen, welches erst von Späteren mit dem bloßen Genetiv verbunden wird, während Plato *χωρίς* hinzusetzt. — § 205. Es fehlt bei dem Worte „Verrichtung“ die attributive Bestimmung „gewöhnheitsmäßige“. Im folgenden Satze erscheint es wünschenswert für das unbestimmte „sonst“ bestimmter zu lehren, also etwa: bei einmaligen, nicht regelmäßig wiederkehrenden, nicht gewöhnheitsmäßigen Handlungen steht das Aktiv mit dem Reflexivpronomen, z. B. An. 4, 7, 13, Lys. 7, 40, stets *παρέχειν ἑαυτόν* z. B. *δίκαιον*, vgl. 171 c. — § 216 Anm. 2. Den Worten „Häufig läßt sich indes zwischen den Modi des Präsens und des Aorists kaum ein Unterschied machen“ kann man in dieser Allgemeinheit nicht beipflichten, am wenigsten dem Worte „Häufig“. Allerdings bezeichnen die Modi des Aorists oft genug nicht eine in der Vergangenheit geschehene Handlung, sondern sehr häufig ist z. B. der Inf. und Opt. Aor., um die es sich hier besonders handelt, präsentischer Natur, so jedoch, daß er dann das Momentanp., Einmalige, schnell

Vorübergehende, Ingressive bezeichnet; der Infinitiv Praesentis bezeichnet entweder die wirkliche Gegenwart in Dauer oder die Handlung an sich und ist dann die Form der Zeitlosigkeit. — § 216 b (S. 204) ἐλέγετο ὅτι διαβαίνοι sagt schwerlich ein Grieche, sondern das Passiv ἐλέγετο (man sagt, daß er) wird nur mit dem Infinitiv und nicht wie das Aktivum λέγειν (bestimmte Worte sprechen) mit ὅτι verbunden, weil in ἐλέγετο = „er soll“ der Nebenbegriff des Meinens liegt, der auch bei dem Aktivum λέγειν die Konstruktion des Acc. c. inf. erzwingt. — § 217, 3. Es ist wohl nicht ausreichend, den Optativus den Wunschmodus zu nennen, sondern im Gegensatze zu Nr. 4 muß hervorgehoben werden, daß er der Modus des erfüllbaren Wunsches ist. Der Anmerkung zu 4: „in irrealen Sätzen steht das Imperfekt im Sinne des lat. Imperf. Coni., der Aorist = lat. Plusqpf. Coni., die sich § 224 III wiederholt, kann man nur zum Teil beistimmen, da das griech. Impf. an Stelle des lat. Plusqpf. Coni. auch oft gebraucht wird und zwar dann, wenn die nicht eintretende Handlung als dauernd in der Vergangenheit gedacht wird (Th. 1, 9, 4), und umgekehrt steht der Aor. oft für das lat. -Impf. Coni., wenn nur das Faktum ohne den Nebenbegriff der Dauer oder der Eintritt der Handlung angegeben wird (Pl. Gorg. 453 c). — § 222, 1. Die Worte „doch steht bei letzterem (dem Präterito) in Finalsätzen auch der Optativ“ bedürfen wohl einer kleinen Änderung, da in Finalsätzen der Hauptregel nach auf das Präteritum der Optativ folgt und nur ausnahmsweise der Konjunktiv und zwar besonders dann, wenn die Absicht als eine in der Gegenwart der Rede fortdauernde gedacht wird (Lys. 1, 4), zweitens nach dem gnomischen Aorist, drittens wenn der Modus abhängig ist von einem nächststehenden Inf. oder Part. Praes. — § 222, 4. Zu bemerken ist, daß nur Xenophon und die Dichter μέλει mit ὅπως konstruieren, bei den übrigen Prosaikern ist τοῦ c. inf. die gewöhnliche Konstruktion (vgl. Neue Jahrb. f. Phil. u. Päd. II. Abt. 1882, Heft 10). — § 222, 4. Daß ὄρα μή auch mit dem Optativ verbunden werden könne, ist mir unbekannt und, wenn es vorkommen sollte, dann ist dies so selten, daß es nicht in eine Schulgrammatik gehört. Aber der Optativ ist unmöglich. Denn würde der von ὄρα μή abhängige Satz als indirekte Frage gedacht, was einige Grammatiker thun, so könnte auf das Haupttempus ὄρα nicht der Opt. folgen, faßt man aber den Satz mit dem Herrn Autor als Finalsatz, so kann wiederum auf das Haupttempus ὄρα nicht der Opt., sondern nur der Konj. folgen. — § 223, 3 b. Hier müßte wohl statt auf den zu reichhaltigen § 233, 2 c hinzuweisen, eingefügt werden: „wenn φοβεῖσθαι und δεδιέναι sich scheuen bedeuten, regieren sie den Infinitiv“. — § 223, 2, Anm. 2. Die Bemerkung dürfte mindestens überflüssig sein, weil nach οὕτω, τοιοῦτος und τοσοῦτος nur dann der Inf. folgt, wenn einer der unter a bis e angegebenen Fälle mitwirkt.

§ 223 Anm. 1 e. Die Erlaubnis, den Infinitiv durch *οὐ* zu negieren, halte ich vom pädagogischen Gesichtspunkte aus für gefährlich, außerdem aber auch nicht für korrekt. Denn fast in allen Stellen, die das *οὐ* beim Inf. nach *ὥστε* verteidigen sollen, gehört die Negation zu einem einzelnen Worte, nicht aber zu dem ganzen Satze, so dafs z. B. *ὥστε οὐ μὲνῆσθαι* gleich ist *ὥστε ἐπιλλῆσθαι* Dem. 18, 283, so *οὐ δύνασθαι* = *ἀδυνατεῖν*, *οὐ βούλεσθαι* = sich weigern, *οὐχ ἠγείσθαι* = zweifeln Isocr. 12, 255, *οὐδὲν δεῖν* = überflüssig sein Lys. 21, 18. Es bleiben höchstens drei Stellen zur Verteidigung übrig, Isae. 11, 27. Th. 8, 76, 6. 5, 40, 2, die eine Schulgrammatik besser mit Stillschweigen übergeht, statt mit Hülfe derselben eine allgemein gültige Regel zu erschüttern. — § 225, 3. Für *sin minus* ist besser *si minus* zu schreiben. — § 225, 6. Der Unterschied des Opt. und des Ind. Praet. nach *ὥσπερ ἂν εἶ* ist verschwiegen, er lautet: nach *ὥσπερ ἂν εἶ* steht der Ind. Praet. (III. Fall), wenn eine bestimmte Person Subjekt ist, der Opt. (II. Fall), wenn *τίς* mit oder ohne Beisatz wie *λατρός*, *ναύκληρος* u. s. w. Subjekt ist, so wie in der Or. obl. — § 226 Anm. Die Worte „kann die Partikel *ἂν* stehen oder fehlen“ wage ich nicht zu unterschreiben und würde sie ändern: „fehlt die Partikel *ἂν*“. Der Beispiele, wo *ἂν* steht, sind gewiss wenige, der Schüler darf aber nur das Regelmäßige erfahren. — § 229, 3. *πρὶν ἂν* c. conj. kann ohne weiteres in die Or. obl. übergehen, z. B. Xen. An. 1, 1, 10. 7, 7, 57, gerade so wie *ἔάν*, *ὅταν*, *ὅστις ἂν*, es kann aber für *πρὶν ἂν* c. conj. der direkten Rede *πρὶν* ohne *ἂν* c. opt. in der Or. obl. eintreten sowohl nach Haupttemporibus wie Xen. Hell. 2, 3, 48, als auch besonders nach Nebentemporibus Xen. Cyr. 1, 4, 14. Hell. 2, 4, 18. 5, 6, 19. An. 1, 2, 2. 7, 7, 57, wo beide Konstruktionen vereint sind. Ein Beispiel dafür, dafs bei *πρὶν* der Opt. zum Ausdruck der Wiederholung in der Vergangenheit stehe, existiert leider nicht. Denn das einzige Beispiel, welches angeführt wird, An. 4, 5, 30, basiert auf falscher, jetzt allgemein verworfener Lesart. — § 232, 5 (S. 226). *κατὰ τοῦτο εἶναι* ist wohl ein Druckfehler und dafür zu schreiben *τὸ κατὰ τοῦτον εἶναι*. — § 223, 3 Anm. 1. Es müßte doch wohl *φάναι* und *ὁμολογεῖν* hinzugefügt werden, von denen das erste immer, das zweite mit seltenen Ausnahmen den Inf. bei sich hat. — § 333, 3 Anm. 4 (S. 228). Es giebt nur Belege für die persönliche Struktur in der dritten Person; die Regel muß daher lauten: *λέγεται*, *ἀγγέλλεται* und *κελεύεται* kann persönlich und unpersönlich konstruiert werden. Dasselbe gilt von dem § 234 Anm. 3 angeführten *συμβαίνει*, welches in dieser Person nur Plato persönlich konstruiert, die übrigen Schriftsteller unpersönlich. — Zu *ἔοικα* fehlt ein Beispiel, welches um so mehr vermifst wird, als dieses Verbum auch das Particium regiert. Der Unterschied der beiden Bedeutungen läßt sich am besten durch Beispiele klar machen wie Pl. Apol. 21, d für den Inf. oder Xen.

Cyr. 3, 1, 21. 1, 4, 9. — § 236, 2. Die Regel über den Acc. ist zu eng, sie muß lauten: der Acc. des subst. Inf. steht nach jedem Verbum, welches nicht ausschliesslich mit dem Objekt einer Person oder eines Ortes verbunden wird. Betreffs der Präpositionen muß die Hauptregel lauten: alle Präpositionen werden mit dem subst. Inf. verbunden ausser *ἀνά, κατά τινος, ὑπέρ τι, πρὸς τινος, ἀμφί, περί τι* u. *τινί, ὑπό τι* u. *τινί, παρά τινος* u. *τινί*, weil diese in den angegebenen Kasusverbindungen nur mit dem örtlichen oder persönlichen Objekt verbindbar sind; vgl. Neue Jahrb. für Phil. und Päd. von Fleckeisen u. Masius 1882 Heft 10 u. 11. Aus den daselbst gemachten Mittheilungen geht hervor, daß auch die unter 3a aufgestellte Regel eine Änderung erleiden muß, weil *καιρός, ἐλπίς, κίνδυνος* und *ώρα* mehr oder weniger oft mit *τοῦ* c. inf. konstruiert vorkommen. — § 236, 4 *ἔοικα τῷ* c. inf. wird sich, fürchte ich, nicht belegen lassen, dergleichen nicht das in der Anmerkung gelehrte *αἷτιος τό* c. inf. Mindestens würde beides so selten sein, daß es in eine Schulgrammatik nicht gehört. — § 237, 4 Anm. Die Fassung der Regel ist besonders der Worte „zu Anfang“ wegen nicht recht deutlich, leichter wird der Schüler verstehen: das negierte Participium negiert meistens das nachfolgende Verbum finitum. — § 240γ. Das Wort „seltener“ ist zu streichen, da der hier erwähnte Sprachgebrauch gar häufig ist. — § 240b. Die Phrase *τὸ δὲ νῦν ἔχον*, dem Unterzeichneten unbekannt, ist mindestens so selten, daß sie einer Schulgrammatik fern bleiben muß. — § 242. Es fehlen für *λανθάνω* c. part. aor. und für *φθάνω* c. part. praes. Beispiele, die um so mehr vermifst werden, als die Anm. 2 dahin zu ändern sich empfiehlt, daß, wenn *λανθάνω* im Praes. u. Impf. steht, es das Part. Praes. zu sich nimmt, im Perf. mit Part. Perf. oder Praes. verbunden wird, im Aor. mit dem Part. Praes., wenn die Gleichzeitigkeit obwaltet, dagegen mit dem Part. Aor., wenn die That früher geschah, aber später erst bemerkt wurde, daß der Thäter sie zu verbergen gewußt hatte. Daher übersetzt schon der alte Sturz Xen. Cyr. 4, 2, 5 *ἔλαθον ἡμᾶς ἀποδορᾶντες* sie entliefen uns, ehe wir es merkten. *φθάνω* hat, wenn es im Praes. oder Impf. steht, das Part. Praes. bei sich, wenn es aber im Fut., Aor. oder Praes. hist. steht, das Part. Aor. — Die § 242, 2 Anm. 1 gemachte Bemerkung teilt die Grammatik mit einer Menge anderer Grammatiken; noch keine hat den Unterschied des Sinnes zwischen dem Inf. und Part. bei *ἄρχομαι* ausreichend dargelegt. Das kommt daher, weil man von dem Irrtum ausgeht, *ἄρχομαι* c. part. bilde den Gegensatz zu *παύομαι*, während beide zu dem zwischen ihnen liegenden Fortfahren (*διαγίγνομαι, διατελέω, διάγω, διαμένω*) den Gegensatz bilden. Das Aktivum *ἄρχω, κατάρχω*, welches bekanntlich stets das Part. regiert, heißt: ich thue etwas zuerst und ein anderer fährt darin fort. Dementsprechend wird das Medium *ἄρχομαι* mit dem Par-

ticipium verbunden, wenn es bedeutet, ich thue zuerst das eine und fahre dann mit etwas anderem fort, so Plato Menex. 237 πόθεν ἂν ὀρθῶς ἀρξάμεθα ἄνδρας ἀγαθοῦς ἐπαινοῦντες, das heißt: soll ich zuerst reden von ihrer edlen Abstammung oder von ihrer herrlichen Erziehung, oder von ihren beiden entsprechenden Thaten? Ähnlich ist es mit einer anderen Stelle Cyr. 8, 8, 2 ἀρξομαι διδάσκων ἐκ τῶν θείων, dann geht Xen. § 6 über von der Geldgier, § 7 von dem unkriegerischen Wesen, § 8 von der Weichlichkeit zu sprechen u. s. w. — § 243, 3. Es ist auf § 247 A. 2 verwiesen, aber daselbst nichts auf παύειν bezügliches zu finden.

Schließlich sei noch eine Anzahl Druckfehler erwähnt. § 38 Anm. 1 πρόσβεις ohne Accent. — § 84, 2, 6 χέω ohne Accent. — § 97, 3 Anm. 1 αίσχυνω ohne Spiritus. — § κατά τοῦτο εἶναι statt τὸ κατά τοῦτον εἶναι. — § 142 κατέθεντο ohne Accent. — § 143 προτίμα ohne Accent. — § 155, 1b οὐ τὸν σὸν (τὸν ohne Accent). — § 172 μεμνησόμεθα mit einem angehängten Jota. — § 114 ἐχρῆν falsch accentuiert. — § 206, 2a ἀφηρέθησαν ohne Jota subscr. — § 216 νόος ohne Accent. — § 231 Ἐλπίζε und Ὁμολογῶ ohne Spiritus.

Die gemachten Ausstellungen betreffen durchaus nur Einzelheiten, die sich leicht beseitigen lassen und wesentlich aufgewogen werden durch den Geist, der in dem ganzen Werke waltet und zu der Erwartung berechtigt, daß diese griechische Schulgrammatik von Jahr zu Jahr sich immer mehr Freunde erwerben und in den Schulen sich lange behaupten wird.

Halle a. S.

A. Weiske.

-
- 1) Moritz Seyfferts Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Griechische. Durchgesehen und erweitert von Dr. Albert v. Bamberg. Erster Teil. Beispiele zur attischen Formenlehre. Achte, um ein Wörterverzeichnis vermehrte Auflage. Berlin, Julius Springer, 1884. II u. 132 S. 1,20 M. Zweiter Teil. Beispiele zur Syntax und zusammenhängende Übungsstücke. Achte, um ein Wörterverzeichnis vermehrte Auflage. Berlin, Julius Springer, 1884. VIII u. 231 S. 2 M.

Der erste Teil des Übungsbuches unterscheidet sich, abgesehen von geringen Verbesserungen des Textes und dem Ersatze einiger Verweise durch griechische Phrasen von der siebenten Auflage fast nur dadurch, daß jetzt ein Wörterverzeichnis angefügt ist, und zwar dasselbe, welches auch der zweite syntaktische Teil zum erstenmal erhalten hat. Referent kann sich daher darauf beschränken, auf seine Anzeige von der siebenten Auflage dieses ersten Teils, in welcher zum erstenmal Übungsstücke für das früher nicht berücksichtigte Pensum der Quarta — jetzt Untertertia —: I—XII und XV S. 1—33 und 47—48 herausgegeben

wurden, und auf seine kleinen, jetzt noch nicht berücksichtigten Vorschläge zu verweisen.

Die wesentlichste Änderung auch der vorliegenden achten Auflage des zweiten Teils besteht darin, dafs sie ein Wörterverzeichnis S. 196—231 — und zwar ohne Preiserhöhung — bringt. Dadurch wird der anerkannte Wert des Buches beträchtlich erhöht und einem mehrfach geäußerten Wunsche entsprochen. Schon seit längerer Zeit pflegen derartige Übungsbücher ein angemessenes Wörterverzeichnis zu führen, welches den Schülern den an sich gewifs förderlichen, aber doch immerhin umständlichen und zeitraubenden Gebrauch eines Lexikons erspart.

Die Einführung der neuen Lehrpläne, insbesondere die Beschränkung des griechischen Unterrichts bei einem für die Lektüre unveränderten Endziele fordern gebieterisch eine Entlastung der Schüler von überflüssiger Arbeit. Aus diesem Grunde kann man es auch nur gutheifsen, dafs in dem neuen, sehr übersichtlichen Wörterverzeichnis von Bamberg bei einer Reihe von Verben mit abweichender Kasusrektion diese letztere angefügt ist. Erfahrungsmäfsig würden die Schüler dieselbe doch nicht in der Grammatik, sondern in dem Lexikon suchen, welches ja eben ersetzt werden soll. Dazu kommt, dafs ein solches Verfahren zugleich den besten Weg zu einer empirischen Aneignung der wichtigsten Kasusregeln theils propädeutisch, theils repetitorisch bietet. Die Verbalphrase prägt für Auge und Ohr des Schülers in prägnanter Weise das ein, was ihm der systematische Unterricht in der Syntax begründet und erhellet.

Es würde sich empfehlen, dieses Verfahren allgemein auch schon bei der Einübung der Verba anomala zur Anwendung zu bringen, wie dies bereits von einigen Seiten, z. B. von A. Weiske, geschehen ist. — Das bewährte alphabetische Verzeichnis der Eigennamen ist in der neuen Auflage unverändert geblieben. Im übrigen hat dieselbe unter Berücksichtigung privater und öffentlicher Vorschläge kleine Verbesserungen aufgenommen, welche der Konformität und Nebeneinanderbenutzung der verschiedenen Auflagen keinen Eintrag thun. Der Unterzeichnete kann daher bei dieser Anzeige der neuen Auflage sich ebenfalls darauf beschränken, auf seine Rezension der 7. Auflage des vorliegenden Übungsbuches in dieser Zeitschrift 1882 S. 231 zu verweisen und zu wiederholen, dafs sowohl die einzelnen Beispiele zu der — unerläßlichen — systematischen Einübung der Syntax, Abteilung I, I—VI, S. 1—57, als auch die zusammenhängenden Stücke der Abteilung II, I—LI, S. 58—175, und insbesondere auch die Metaphrasen aus den vier ersten Büchern der Anabasis, S. 176—195, nach Form und Inhalt sehr gut sich bewährt haben. Sie sind nicht zu schwer, und die Hinweise auf die neubearbeiteten Hauptregeln der Syntax v. Bamberg, neben welchen Herr Oberlehrer Matthias in Neuwied von der Verlagshandlung gratis zu beziehende

fortlaufende Verweisungen auf Kochs Grammatik zusammengestellt hat, namentlich aber auch die zahlreichen Verweisungen auf Xenophons Anabasis fördern die Schüler sichtlich; sie werden gern und fleißig benutzt, weil sie eine wirklich des Nachschlagens werthe Erleichterung gewähren, das lexikalische Urteil schärfen und dabei im Sinne der neuen Lehrpläne die Repetition und das Verständnis der Lektüre begünstigen. So hatte M. Seyffert schon in der ersten Auflage 1864 mit pädagogischem Blick für eine frühzeitige Durchdringung von Grammatik und Lektüre gesorgt. Was ich schliesslich dem vortrefflichen Buche noch wünschte, das sind einige zusammenhängende Stücke oder wenigstens vermischte Beispiele zum Gebrauch der Kasus im allgemeinen. Die vorhandenen Stücke üben zwar die Syntax der einzelnen Kasus ad hoc trefflich ein, lassen aber doch für den Schüler zu wenig Raum übrig, selbständig sich über die verschiedenen Kasus-Konstruktionen zu entscheiden. Eine solche Zugabe würde den Wert des trefflichen Buches wesentlich erhöhen.

Zum Schlusse mag darauf hingewiesen werden, daß die in früherer Zeit mit dem Übungsbuch verbundenen, seit 1879 von Bamberg neu bearbeiteten oder vielmehr umgearbeiteten und selbständig herausgegebenen „M. Seyfferts Hauptregeln der griechischen Syntax“ jetzt in 16. durchgesehener Auflage vorliegen. Auf die Vorzüge dieses sehr brauchbaren, weil klaren und übersichtlichen Schulbuchs hat Referent in seinen „Beiträgen zur griechischen Schulgrammatik II (Syntax)“ in dieser Zeitschrift 1882 S. 417 ff. hinzuweisen Gelegenheit gehabt.

- 2) August Gehring, Griechisches Elementarbuch zur Einführung in die Homerlektüre. Für Obertertia (event. auch Untersekunda) bearbeitet. Gera, C. B. Griesbachs Verlag, 1884. VIII u. 88 S.

(In der nachfolgenden Besprechung ist zugleich Rücksicht genommen auf „Die Einführung in die Homerlektüre.“ Vokabular zu Hom. Odys. I von Heraeus. 1876.)

Das vorliegende Buch von Gehring ist zur ersten Einführung in Homers Odyssee bestimmt. Für die preussischen Gymnasien fällt dieselbe nach der höheren Orts angeordneten Abgrenzung der Lehrpensa vom J. 1883 im wesentlichen der Unter-Sekunda zu. Nur für Gymnasien mit ungeteilter Sekunda ist der Versuch, die Homerlektüre am Schlusse des Schuljahres mit 2 Stunden in Obertertia zu beginnen, noch gestattet, aber immerhin nicht ohne Bedenken und Beschränkungen.

Das Elementarbuch Gehrings hat demnach bei Obertertianern nur auf ein geringes Absatzgebiet zu rechnen. Ob es aber rätlich und durchführbar ist, den Sekundanern aufser der Homerquelle noch ein Elementarbuch in die Hände zu geben, ist sehr zweifelhaft. Es war mindestens überflüssig, das 9. Buch der

Odyssee als besonderen Text abgedruckt der Formenlehre voranzuschicken, wenn auch zugegeben werden mufs, dafs aufser dem 1. Buche gerade dieses Buch sich besonders zur Anfangslektüre eignet, inhaltlich, weil die *Κυκλώπεια* als Beginn der sogenannten kleinen Odyssee, d. h. der Irrfahrten des Helden, den Anfänger am leichtesten orientiert, aufserdem viele Seiten des homerischen Lebens berührt und ein abgeschlossenes Ganzes bildet, formell, weil es der seltenen Formen wenige, aber einen grofsen Reichtum an Vokabeln und Formelversen enthält. Gehring hat den Inhalt passend gruppiert 1—38—61—81—104—115—151—169—215—230—255—286—306—335—370—394—414—463—479—542—566. Aber dies alles liefs sich auch ohne besonderen Text in den Erklärungen geltend machen.

Wichtiger ist die Frage, ob solche Erklärungen dem Anfänger in die Hände zu geben sich empfiehlt, und ob die Einführung in Homer nicht lieber dem lebendigen Worte des Lehrers überlassen bleibt. Der Unterzeichnete hält, ohne das Erstere prinzipiell auszuschliessen, doch das Letztere für das Praktischere. Jeder Lehrer mufs am besten wissen, welche Erklärungen und wann sie für seine Schüler zweckmäfsig sind. Eher möchte es sich empfehlen, eine solche Homerformenerklärung für junge Lehrer zu schreiben, welche, wenn sie den Unterricht zum ersten Male erteilen, dabei leicht geneigt sind, der gelehrten Details zu viele gleich von vornherein zu geben. Empfehlenswert für solche Zwecke ist die Schrift von Heraeus: „Zur Einführung in die Homerlektüre. Vokabular zum 1. Buch der Odyssee nebst kurzem Abrifs der homerischen Formenlehre. Gymn.-Programm Hamm 1876. Separatausgabe Berlin, Grote, 1876.“

Ob auch die „Präparation zu Homers Odyssee I 1—87. V 28—493 zur ersten Einführung in die homerische Wortkunde und Formenlehre von Jul. Alb. Ranke, Hannover, Goedel“ obigem Zwecke entsprechen wird, läfst sich aus dem vorliegenden Probedruck, welcher übrigens eine sachkundige Hand verrät, noch nicht genügend beurteilen.

Die Schrift von Heraeus besitzt grofse Vorzüge, welche derjenigen von Gehring abgehen. In kurzen und treffenden Zügen werden dort zunächst metrische und prosodische Vorbegriffe festgestellt, welche bei erster Gelegenheit praktisch zu erweisen sind. Man möchte wünschen, auch die Aphäresis, Apokope nebst Assimilation, die Verdoppelungen der Konsonanten namentlich der Liquiden und des Zungenspiranten σ aus Teil III A Lautlehre, ferner auch die metrische Dehnung von ϵ in $\epsilon\iota$, o in $o\upsilon$ ($\xi\epsilon\iota\nu\omicron\varsigma$, $\pi\omicron\upsilon\lambda\acute{\iota}\varsigma$) mit zu Teil I vorausgenommen zu sehen, da diese Erscheinungen gleich von vornherein als Erzeugnisse der metrischen Not kurz erwähnt zu werden verdienen. Die übrigen Punkte der Formenlehre sind nicht sowohl als Eigentümlichkeiten des epischen als des episch-ionischen Dialekts zu bezeichnen. Im

übrigen sind in den 25 Paragraphen dieses Teils die bedeutendsten Erscheinungen der homerischen Formenlehre übersichtlich und praktisch zusammengestellt, so daß die Schrift von Heraeus neben den „homerischen Formen“ von A. v. Bamberg und ähnlichen sich ebenbürtig behaupten wird.

Der II. Teil von Heraeus' „Vokabular nebst grammatischer Präparation zum 1. Buche der Odyssee“, sowie eine in § 25 gegebene Zusammenstellung der hier vorkommenden Verba anomala, endlich das Schlufswort mit methodischen Fingerzeigen, dürfen als durchweg praktisch und förderlich für Lehrer und Schüler bezeichnet werden.

Der Unterzeichnete hat wiederholt die Obertertianer in Homer einzuführen Gelegenheit gehabt und bemerkt, daß der empirische Weg im Sinne von Heraeus sich vorzüglich bewährte, ohne daß die Schüler die Präparation desselben selbst in den Händen hatten. Die Haupteigentümlichkeiten des epischen Dialekts werden anfangs nur allgemein je bei einer passenden Stelle zur Sprache gebracht, gelegentlich durch neue Beispiele erhärtet und allmählich erweitert.

Einen etwas anderen Weg verfolgt das Elementarbuch von Gehring. Hier finden wir nicht einen die Präparation zum 9. Buche direkt begleitenden Kommentar. Derselbe wird vielmehr durch eine abstrakte, aber keineswegs vollständige Formenlehre, und zwar die Lautlehre § 1—3, Deklination § 4—11, Konjugation § 12—30, und schliesslich im Titel III durch ein Wörterverzeichnis zum 9. Buche der Odyssee ersetzt. Das letztere analysiert schwierigere Formen mit Rücksicht auf die Formenlehre und darf an sich als zweckmäßig und sorgfältig bezeichnet werden, wenn gleich es zu bedauern bleibt, daß dasselbe nur für ein Buch berechnet ist, nach dessen Absolvierung doch noch ein vollständiges und neues Wörterbuch nötig wird. Und die Häufung von Lehrbüchern für ein und dasselbe Fach sucht eine gesunde Pädagogik doch mit Recht zu vermeiden. Nun liesse man sich das gefallen, wenn wenigstens die Formenlehre auf eine gewisse Vollständigkeit Anspruch machen könnte. Zwar hat der Verf. für die wichtigsten Parteeen der Formenlehre auch aus anderen Büchern Homers Beispiele ergänzend zugeführt und in einzelnen Kapiteln auch vollständige Paradigmata gegeben, doch — und mit Recht — nur so, daß nur wirklich im Homer vorkommende Formen angeführt sind. Aber im ganzen genommen ist doch nur die Einführung in Homer auf Grundlage des q. Buches in das Auge gefaßt. Das Buch hat später für die Sekundaner und Primaner wenig Wert mehr; sie werden sich mit dieser für sie lückenhaften Formenlehre nicht begnügen können, sondern sich nach einer vollständigen homerischen Formenlehre, z. B. der trefflichen von Bamberg, umsehen müssen. — Besonderen Wert legt der Verf. auf eine übersichtliche Gruppierung seiner Paradigmata in

der Weise, daß Worterklärungen und Erläuterungen möglichst vermieden werden. Die Beispiele und die Gruppierung sollen das Gesetz veranschaulichen und gleichsam verkörpern; der Schüler soll Gelegenheit haben, die Regeln und die Bildungsgesetze für die wichtigeren Partien der Formenlehre zu abstrahieren und so sich zu eigen zu machen. Im Prinzip kann man das biligen, denn

Quidquid praecipies, esto brevis, ut cito dicta

Percipiant animi dociles teneantque fideles.

Omne supervacuum pleno de pectore manat. (Hor. A. p.)

Aber mit demselben Rechte ruft uns derselbe Dichter zu:

Decipimur specie recti: Brevis esse laboro,

Obscurus fio.

Und diese Klippe hat der Verf., obwohl er selbst schon mehrfach Erläuterungen zu geben gezwungen war, nicht genügend vermieden. Um nur ein Beispiel zu nennen, welche Gesetze vermag wohl ein Obertertianer aus dem Formenwirrsal in § 23, der vom vokalischen Aorist in οὐτάω handelt, sich zu abstrahieren? Vielfach ist der prägnanten Übersicht doch noch ein erläuternder Zusatz not. Ich schlage einige vor: z. B. § 1. Apokope sc. event. mit Assimilation. § 2. Anastrophe sc. in der Postposition. § 3. Konsonanten-Verdoppelung sc. aus metrischen Gründen. § 5. Das α purum ist bei Homer durch η in Deklination und Konjugation ersetzt. — (Die Komparation in § 9, die Zahlwörter in § 10 sind viel zu kurz behandelt.) — § 11. Bei dem Pronomen der 3. Person sind die orthotonierten Formen (οἱ u. s. w.) reflexiv, die enklitischen (οἷ) demonstrativ zu fassen. § 11, 3. Die mit τ beginnenden Formen des Artikels dienen auch als Relativpronomen, natürlich nur im Anfang des Satzes, in der Regel ohne δέ, sonst als Demonstrativa. § 12 sind die Formen μὲν und ἐμὲν hinter μὲναι und ἐμὲναι zu stellen, da sie nur als elidierte Formen dieser letzteren gelten können. Nur so läßt sich ja der Verbalaccent ἀκονέμεν(αι) rechtfertigen. — § 13. Die Verkürzung des Modusvokals im Konjunktiv findet nur da statt, wo auf den Modusvokal noch eine Endsilbe folgt, also im Dual und Plural Activi und im Medium excl. 2. Pers. Sing. § 14, 2. sind κήαντες u. s. w. als Aoristus asigmaticus, πεφύασσι wie ἀκήκωα als Perfectum II zu bezeichnen. § 15. Das Augment kann aus metrischen Gründen fehlen, die Reduplikation nicht. — Der Aoristus reduplicatus verlangt noch andere Beispiele. Vgl. Bamberg. § 17. ἔκελσα und ὄρσα u. a. m. sind als Aoristus sigmaticus der verba liquida zu bezeichnen. Die Formen πέφαται, ἀρηήρατος sind von φένω nach Analogie des Verbums τέγνω-τεν-τα herzuleiten. § 18. Die Zerdehnung der Kontraktionsformen von Verben auf αω ist als Assimilation (des A-lautes z. B. in ἀσχαλίαν und des O-lauts z. B. in ὀρόων) richtig angedeutet. Ob der A- und O-Laut kurz oder lang sind, hängt von der metrischen Not ab,

z. B. *μαινώσα*. — § 21. Zu *γέγονα-γῆραός* liefs sich passend *μέμονα μεμαός* hinzufügen. § 26 und § 27. Der Aoristus syncopatus nach Analogie der Coniugatio syncopata (auf *μι*) für Vokal- und Konsonantstämme war doch genauer zu begründen und durch Hinweis auf *ἔβην* u. s. w. zu erläutern. Dafs Formen wie *δέξο* und *ῥοσο* zum Aoristus mixtus, *δέξο* und *ῥοσο* dagegen zum Aoristus syncopatus gehören, bedarf der Erwähnung. Der Aoristus mixtus, z. B. *βήσεο*, *δύσεο*, *ἴξον*, wird überhaupt hier vermisst. — Druckfehler sind nur wenig bemerkt, z. B. S. 1 *απαμειβόμενος*, S. 41 *αὔταρ*.

Im ganzen läfst sich das Urteil über Gehrings Elementarbuch dahin zusammenfassen, dafs es an sich mit Sachkenntnis, Sorgfalt und namentlich mit Liebe für die Anfänger verfaßt ist. Aber gerade in letzterem Punkte liegt der Keim zu einem seiner Fehler. Das jüngste Kind (unter den Homerlesern die Obertertia) ist einseitig bevorzugt; die älteren Kinder kommen dabei zu kurz weg. Sollen diese — nämlich die Sekundaner und Primaner — auch etwas davon haben, so ist die Formenlehre und das Wörterverzeichnis in der oben angedeuteten Weise zu erweitern. Der Text des 9. Buches kann fortfallen; dafür aber ein fortlaufender Kommentar dazu für Anfänger nach der Methode von Heraeus gegeben werden.

Wittstock.

Richard Grofsler.

Franz Pfalz, Die deutsche Litteraturgeschichte in den Hauptzügen ihrer Entwicklung sowie in ihren Hauptwerken dargestellt und den höheren Lehranstalten Deutschlands gewidmet. II. Teil: Die Litteratur der neueren Zeit. Leipzig, Friedrich Brandstetter, 1883. 306 S.

Der zweite Band des Werkes, auf dessen ersten Teil Ref. in dieser Zeitschrift 1883 S. 741 ff. aufmerksam gemacht hat, liegt jetzt vor. Derselbe will in der dort charakterisierten Weise eine Einführung in die Litteratur der neueren Zeit geben, ein litterar-geschichtliches Lesebuch für dieselbe sein. Dafs dies ungleich schwieriger ist als bei der älteren Litteratur, darauf hat Ref. zum Schluß seiner früheren Besprechung bereits hingewiesen. Bei der immer zunehmenden Mannigfaltigkeit der poetischen Schöpfungen wird es immer weniger möglich, ein auch nur einigermaßen vollständiges Bild zu geben; am ehesten kann das noch für die zweite klassische Periode geschehen, einfach aus dem Grunde, weil die wichtigsten Dichtungen derselben auch sonst in den höheren Schulen vollständig gelesen und eingehend behandelt werden. Ganz anders steht es mit den Übergangsperioden. Das Material ist hier schon ziemlich umfangreich, und da die Werke aus denselben verhältnismäfsig wenig bekannt sind, so scheint eine genauere Darstellung derselben, zumal es dabei oft zugleich auf charakteristische Eigentümlichkeiten ankommt, um so mehr geboten. Man

wende nicht etwa dagegen ein, daß das auf den Schulen zu behandelnde Material aus jenen früheren Epochen im allgemeinen ja ein nur geringes sei; die Summe alles dessen, was man bei der Besprechung derselben an Proben mitteilt, ist ganz respektabel. Neben einer ziemlich ausführlichen litterarhistorischen Behandlung erwartet man nun in einem Buche der Art, wie das vorliegende, welches ja doch nicht allein auf die Schule beschränkt sein, sondern auch weitergehende Bedürfnisse befriedigen soll, so viel aus den Werken selbst, daß alles zusammen ein möglichst vollständiges Bild ergibt. Die genannten Schwierigkeiten sind in der That groß.

Die Litteratur der neueren Zeit wird in vier Perioden vorgeführt, deren erste von 1500—1618 reicht, während die zweite von 1618—1748, die dritte von 1748 bis zu Goethes Tode gerechnet wird, während die vierte die neueste Zeit seit 1832 umfaßt. Verfolgen wir chronologisch den Inhalt des Buches und sehen wir, in welchem Maße dasselbe seiner Aufgabe gerecht wird.

Außer Martin Luther und Hans Sachs nehmen in der ersten der genannten Epochen natürlich die Satiriker das größte Interesse in Anspruch. Da begegnen wir denn zunächst einer Anzahl von Stellen aus Brants Narrenschiff; aber wenn die Zahl derselben auch nicht ganz klein ist, bei der Bedeutung der Dichtung hätte Ref. die Angabe derselben weniger aphoristisch gewünscht; nur einige Abschnitte werden vollständig gegeben, so nicht einmal der bekanntere erste. Nicht viel anders steht es mit den andern satirischen Dichtern; verhältnismäßig gut kommt Rollenhagens „Froschmeuseler“ fort. Wenn man auch nicht gerade etwas Wesentliches ganz vermissen wird, nicht selten wünschte man doch genaueres Eingehen. Das Gesagte gilt selbst für Luther und Hans Sachs, namentlich für den ersteren. Der auf S. 2 abgedruckte Abschnitt aus dem „Sendschreiben vom Dolmetschen“ hätte nach unserem Dafürhalten noch durch eine genauere Darstellung der Bedeutung Luthers für die Entwicklung der Sprache erläutert werden können. Von Hans Sachs ist ja nicht gerade wenig geboten; indessen statt der Inhaltsangabe der Tragödie: „Der Fortunatus mit dem Wunschseckel“ auf S. 44 und 45 und einiger anderer wünschten wir als besonders charakteristisch lieber den Abdruck eines Fastnachtspiels, etwa des „Rofsdiebes von Fünsingen“. Günstiger gestaltet sich das Verhältnis in der zweiten Periode (S. 78—161). Von der Thätigkeit und Bedeutung des „Vaters der neueren deutschen Poesie“, Martin Opitz, erhält man ein ziemlich vollständiges und anschauliches Bild. Ganz besonders ist auch hervorzuheben, daß Grimmelshausens *Simplicissimus* eine ausführliche Behandlung erfährt (S. 115—124), was nicht bloß wegen der litterarischen, sondern auch wegen der kulturhistorischen Bedeutung des Romans höchst wünschenswert ist. Die in der ganzen Epoche von Opitz bis Gottsched inclusive bemerkbaren

Strömungen auf dem Gebiete der Litteratur werden, soweit dies nötig ist, berücksichtigt. Ref. muß die Darstellung dieses Zeitraumes für die gelungenste Partie des ganzen Buches erklären. Wenigstens ist die nun folgende Periode, wenn sie auch selbstverständlich den größten Raum für sich in Anspruch nimmt (S. 161—290), sicherlich nicht eingehend genug dargestellt. Man erwartet hier, wenn natürlich auch nicht einmal die wichtigsten Sachen ganz abgedruckt sein können, eine genauere Besprechung ihrer Bedeutung; und da wird man sich in seiner Erwartung oftmals sehr getäuscht sehen. Man lese z. B. das über Lessings „Laokoon“ Gesagte (S. 199 f.) nach; wie wenig wird darüber geboten! Und wie hier, so wird es dem Leser an noch mancher andern Stelle ergehen, wenn allerdings nicht zu leugnen ist, daß andere litterarische Schöpfungen, wie z. B. Wielands „Oberon“ (S. 174—183), besser fortkommen. Statt der so ausführlichen Darstellung des Inhalts von Klingers „Sturm und Drang“ (S. 218 bis 221) hätten wir lieber anderes, was noch wichtiger ist, genauer behandelt gesehen. Bei einigen wichtigeren Persönlichkeiten tritt das biographische Element, was man doch in einem solchen litterarhistorischen Lesebuche ziemlich ausführlich erwartet, etwas zu sehr in den Hintergrund, so bei Klopstock (S. 161). Beiläufig gesagt, es ist nicht recht ersichtlich, weshalb hier gerade das Datum der Geburt fehlt.

Ganz besonders muß Ref. auch die Behandlung von Schiller und Goethe etwas zu kurz nennen; dieselbe ist vielfach in kleineren Litteraturgeschichten eine vollständigere. Manches vermißt man geradezu; so wäre z. B. bei Goethe eine genauere Angabe der bis zur italienischen Reise entstandenen kleineren Gedichte sehr erwünscht. Aber selbst „Ilmenau“ und „Zueignung“ sind nicht einmal genannt, von anderen schon garnicht zu sprechen, die für die Darstellung Goethes als Dichter von außerordentlich großer Bedeutung sind. Die hervorragendsten Werke sind oft ganz erstaunlich kurz abgemacht. Man lese z. B. das auf S. 234 über „Torquato Tasso“ Gesagte nach. Was von Goethe gilt, ist auch von Schiller zu sagen, sowohl von den Dichtungen wie von den Prosaschriften. Dazu tritt hier wie auch bei Goethe das Biographische, das doch des Interessanten genug bietet und das litterarhistorische Verständnis wesentlich fördert, mehrfach zu sehr zurück. Überdies seien hier zwei Einzelheiten erwähnt: auf S. 261 Z. 17 von oben steht Kassander statt Cassandra, und S. 230 Z. 22 von oben soll es vermutlich heißen: „Er (Knebel) begleitete diesen (den Prinzen Konstantin) und den Erbprinzen Karl August auf einer Reise nach (oder durch?) Frankfurt (statt Frankreich)“, wenigstens erwartet man das nach dem ganzen Zusammenhang der folgenden Zeilen („Da kam Karl August, der nunmehrige Herzog von Weimar, abermals nach Frankfurt“), wenn auch thatsächlich jene Reise nach Paris ging.

Was von dieser ganzen Epoche gesagt wurde, ist auch auf die vierte, die neueste Zeit, zu beziehen. Die Darstellung ist meist sehr kurz, nur bei einigen wenigen Erscheinungen länger verweilend. Was gesagt wird, ist ja im allgemeinen klar und übersichtlich, wenn auch die Sprache hie und da noch etwas Feile vertragen würde. Eine Stelle, das mußt Ref. gestehen, ist ihm ganz unverständlich geblieben; es heißt S. 304 in der kleinen Skizze über Joseph Viktor von Scheffel: „Der Trompeter von Säckingen“, eine frische, poetische Erzählung, die im 17. Jahrhundert spielt, ist reich an gesundem Humor und bietet außerdem eine Anzahl tief empfundener Lieder, wie „Bergpsalmen“, „Gaudeamus“.

Wenn man auch namentlich für die neueste Zeit keine ganz erschöpfende Darstellung erwarten kann, das Wichtigste muß doch wenigstens geboten werden; aber man sehe nur das auf S. 304 über Jordans Nibelungen Gesagte! Das kann doch selbst den bescheidensten Ansprüchen nicht genügen.

Alles in allem: Dieser zweite Teil steht hinter dem ersten erheblich zurück. Wenn man ihn auch für vereinzelte Parteen nicht ohne Nutzen lesen wird, im allgemeinen entspricht er nicht den Erwartungen, die man von ihm hegen mußte. Als Schulbuch würde Ref. ihn noch weniger gern obligatorisch eingeführt sehen als den ersten. In Schülerbibliotheken dürfte er vielleicht einen Platz finden.

Posen.

R. Jonas.

Montesquieu, *Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence*. Für den Schulgebrauch erklärt von B. Lengnick. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1883. 107 S. Preis 1,35 M.

Wie die Verlagshandlung in ihrem Prospekt bemerkt, entspricht der Druck „allen von medizinisch-pädagogischen Vereinen gestellten Anforderungen“, das Papier „ist ein eigens hiezu gefertigter Stoff von gelblicher Färbung, die sehr wohlthuend auf das Auge des Schülers wirkt“; der Einband ist ein „flexibler, dauerhafter Ganzleinwandband, es soll verhindert werden, daß der Schüler nach kaum einigen Wochen ein zerrissenes Buch in Händen hat.“

Was sodann die Thätigkeit des Herausgebers (Dr. B. Lengnick, Oberlehrer am Königstädtischen Gymnasium zu Berlin) anbetrifft, so giebt er als Text die ersten 15 Kapitel der *Considérations*, eine Einleitung von zwei Seiten und — von einigen Fußnoten abgesehen — 20 Seiten Anmerkungen hinter dem Text (S. 85—105). Da ist nun ein eigentümliches Spiel des Zufalls zu konstatieren: Gedankengang und Wortlaut der Einleitung und die Fassung der Anmerkungen des Herrn Lengnick stimmen vielfach in ganz merkwürdiger Weise

überein mit der Ausgabe, welche der Unterzeichnete im Jahre 1880 im Verlage von Velhagen & Klasing hat erscheinen lassen. Wir können es uns nicht versagen, einige Beispiele dieser auffallenden Erscheinung anzuführen.

Zuerst aus der Einleitung.

Ausgabe des Unterzeichneten. 1880.

S. 5. Nach dem Wunsche seiner Angehörigen und den Traditionen seiner Familie widmete er sich . .

S. 6. Allein bereits 1726 zog er sich ins Privatleben zurück, um ganz seinen wissenschaftlichen Neigungen folgen zu können. Nachdem er 1728 zum Mitglied der Académie française gewählt worden war, begab er sich auf Reisen, um durch eigene Anschauung die Einrichtungen fremder Länder kennen zu lernen.

S. 6. . . doch besuchte er auch alljährlich auf einige Zeit Paris, um den Verkehr mit der großen Welt aufrecht zu halten. In Paris starb er auch . .

S. 8. Indem Montesquieu zuerst es unternimmt, . . . den inneren Zusammenhang darzulegen, welcher zwischen dem Genius des römischen Volks und der allmählichen Entwicklung der kleinen Stadtgemeinde zu dem gewaltigen Weltreiche besteht, . . . macht er sich frei von der Manier der früheren Historiker, entweder die geschichtlichen That- sachen aneinander zu reihen und einfach zu berichten, oder . . . alles dem belohnenden oder strafenden Eingreifen der göttlichen Vor- scheidung zuzuschreiben.

S. 9. Dafs manche Momente über- gangen, dafs andere nicht genügend erkannt oder wenigstens nicht ge- bührend gewürdigt sind . . .

S. 10. Trotz dieser Mängel ver- dienen die *Considérations* auch in unsern Tagen — auch nach Nie- buhr, Schwegler, Mommsen, Ihne — noch gelesen und studiert zu werden. Dazu kommt, dafs sie in ihrer Form ein mustergiltiges Abbild des Stils der damaligen Zeit gewähren. Der Satzbau ist durchweg klar und übersichtlich, die sprachliche Dar- stellung von vollendeter Eleganz und bestechender Anmut. So werden

Ausgabe des Herrn Lengnick 1883.

S. VI. Dem Wunsche seines Vaters und der Familientradition folgend, widmete er sich . . .

S. VI. Aber schon 1726 legte er sein Amt nieder, um ungeteilt seinen politischen und historischen Studien nachgehen zu können. 1728 wurde er Mitglied der Académie française. Noch in demselben Jahre unternahm er eine mehrjährige Reise, durch die er seine bisher aus Büchern geschöpfte Kenntniss von den Sitten und Ein- richtungen anderer Völker berichtigen und erweitern wollte.

S. VI. doch vertauschte er diese Abgeschiedenheit jährlich auf längere Zeit mit dem geselligen Leben in der besten Gesellschaft von Paris. Hier starb er auch . .

S. VII. In den *Considérations* unternimmt es Montesquieu, in dem Charakter des römischen Volkes . . die Ursachen nachzuweisen, die einer- seits aus einer kleinen Stadt- gemeinde ein Weltreich geschaffen haben . . . denn bis dahin hatte man unter Geschichte nichts weiter ver- standen, als eine gewissenhafte Auf- zählung der Ereignisse, ohne sich um ihren inneren Zusammenhaug zu kümmern; ein höherer Standpunkt war der, alles Geschehene auf das belohnende oder strafende Ein- greifen der göttlichen Vor- scheidung zurückzuführen.

S. VIII. . . mag er manches nicht gebührend gewürdigt, anderes ganz übergangen haben . . .

S. VIII. . . seine allgemeinen Ge- sichtspunkte und Urteile haben auch nach den Forschungen eines Nie- buhr, Schwegler, Mommsen an Wert und Richtigkeit nichts ver- loren. . . Da die *Considérations* auch in einem klaren und über- sichtlichen Stil verfaßt sind, da ferner ihre Sprache einfach und voll Anmut ist, so ist es erklärlich, dafs in Frankreich wie in Deutschland sie auch heute noch als eine für die

sie auch in formaler Hinsicht stets mit Recht ein wesentlicher Bestandteil des Kanons der französischen Schullektüre bleiben.

reifere Jugend sehr geeignete Schullektüre gelten.

Einige Beispiele aus den Anmerkungen:

Ausgabe des Unterzeichneten. 1890. Ausgabe des Herrn Lengnick. 1888.

S. 73, Anm. 1. Durch Eumenes von Pergamum i. J. 172; doch wurde der Anklage keine weitere Folge gegeben.

Seite 94:
172 durch Eumenes von Pergamum, doch blieb die Anklage ohne Folgen.

S. 78, Anm. 12. Furcht ist diejenige Eigenschaft, die man Jugurtha am wenigsten zum Vorwurf machen kann; auch bei Philipp und Perseus kann man nicht wohl von Furcht sprechen.

dem letzteren (Jugurtha) kann man doch sicherlich nicht Furcht vorwerfen, auch kaum dem Philipp und Perseus.

S. 80, Anm. 6. Tafeln, welche dem Triumphator vorangetragen wurden, und auf denen die Namen der eroberten Länder verzeichnet standen; übrigens verkündeten diese Tafeln, daß der Ertrag der Zölle von 50 auf 85 Millionen Drachmen (à 75 Pfg.) gebracht habe.

Auf Tafeln, die bei seinem Triumph vorangetragen wurden, waren nicht nur die Namen der unterworfenen Länder und Völker verzeichnet, sondern auch die Bemerkung, daß der Ertrag der Zölle durch seine Eroberungen von 50 auf 85 Millionen Drachmen (à 75 Pfg.) gestiegen sei.

S. 81, Anm. 9. Diese Anschauung Montesquieus beruht auf irrthümlicher Anschauung.

Es dürfte schwer werden, den Beweis für diese Behauptung zu liefern.

S. 82, Anm. 6. übrigens ist *délester* offenbar ein zu starker Ausdruck.

Übrigens ist *délester* ein zu starker Ausdruck.

S. 13, Anm. 2. Übrigens ist der Inhalt dieses Absatzes aus geschichtlichen Thatsachen nicht zu begründen.

S. 85. Diese Behauptung läßt sich historisch nicht begründen.

ebda. Anm. 7. Sein Vorgänger hatte seine Thronbesteigung wenigstens nachträglich durch einen Volksbeschluss legitimieren lassen.

ebda. Diese Bestätigung hatte bei seinem Vorgänger wenigstens noch nachträglich stattgefunden.

S. 19, Anm. 3. Etrusker (welche übrigens in ihren hartnäckigen Kämpfen mit Rom keinen Beweis ihrer Verwechlichung geben).

S. 86. Übrigens spricht der von ihnen geleistete Widerstand nicht für ihre Verwechlichung.

S. 38, Anm. 4. Polybius . . . sagt indessen nur, daß die waffenfähige Mannschaft so groß gewesen, nicht aber, daß wirklich ein solches Heer gebildet worden sei.

S. 88. Polybius sagt nur, daß die Zahl der Waffenfähigen so groß gewesen ist, aber nicht, daß diese Zahl auch erhoben wurde.

S. 39, Anm. 1. In keiner der entscheidenden Schlachten gegen Philipp von Macedonien, Antiochus von Syrien, Mithridates von Pontus zählte das römische Heer weniger als 20 000 Mann, ausschließlich der orientalischen Bundesgenossen.

ebda. In den entscheidenden Schlachten gegen Philipp, Antiochus und Mithridates betrug jedoch die Stärke des römischen Heeres nicht unter 20 000 Mann, und dazu kamen noch die Hilfstruppen.

S. 116, Anm. 3. M. Aemilius Lepidus, der spätere Triumvir, stand damals mit seinem Heere vor den Thoren der Stadt, welches er nach Spanien, seiner Provinz, führen wollte.

S. 99. M. Aemilius Lepidus, der spätere Triumvir, stand gerade mit einem Heere, das er in seine Provinz (diesseit. Spanien) abführen wollte, vor Rom.

S. 140, Anm. 2. Die Lazzaroni, S. 103. Übrigens fühlen sie (die die sich übrigens ganz glücklich fühlen Lazzaroni) sich sicherlich ganz glückmochten und deshalb Grund hatten, lich und fürchten deshalb den Ausbruch des Vesuv zu fürchten. bruch des Vesuv.

Weitere Belege für diese auffallende Übereinstimmung sind wohl nicht erforderlich. *Sapienti sat.*

Cottbus.

K. Mayer.

- 1) H. A. Daniel, Leitfaden für den Unterricht in der Geographie. 146. verbesserte Auflage, herausgegeben von L. Volz. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1884. VI u. 180 S. 8.

Diese neueste Auflage des altbekannten Leitfadens ist zugleich die erste, welche aus den Händen ihres neuen Herausgebers hervorgegangen ist, nachdem Kirchhoff die Redaktion niedergelegt hat. Das Buch gehört zu denjenigen, die ein Geographielehrer immer wieder mit Vergnügen zur Hand nehmen wird, sollten auch seine Ansichten über die Behandlungsweise des Stoffes von der vorliegenden abweichen. Es kann noch auf lange hinaus ein sehr brauchbares Hilfsmittel für diejenige Richtung bleiben, welche beim Schulunterricht weniger eine ursächliche Begründung der geographischen Erscheinungen, ein Heranziehen der Biologie, Geologie und ähnlicher Wissenschaften wünscht, sondern den Aufbau des topischen Gerüsts als die erste, wenn nicht einzige Pflicht des Unterrichts betrachtet, im wesentlichen nur die Geschichte in diesem Sinne als Hilfswissenschaft benutzt wissen will und besonders der politischen Geographie eine größere Ausdehnung vindiziert, als es z. B. Kirchhoff in seiner Schulgeographie thut. Die Anordnung des Danielschen Buches ist so bekannt und hat in ihrer Gesamtheit so wenig Veränderungen erfahren, daß es überflüssig ist, hier darauf einzugehen. Die Veränderungen der neuen Auflage beschränken sich auf Umarbeitungen kleinerer Abschnitte, auf noch weniger umfangreiche Zusätze und Änderungen rein redaktioneller Natur, die ihr durchweg zum Vorteil reichen.

Der Abschnitt A. hält immer noch die Mitte zwischen einer Einführung in die ersten Grundbegriffe der Geographie und einer Darstellung der wichtigsten Lehren aus der allgemeinen Erdkunde und wird so keiner von beiden gerecht. Der allgemeinen Erdkunde nähert sich dieser Teil etwas mehr durch Hinzufügung eines Paragraphen (des 17.) über die Bewegung der Luft und ihrer regelmäßigen Strömungen. — Eine dem Stande der Wissenschaft entsprechende Einteilung der Inseln in einem Leitfaden zu geben hat seine Schwierigkeiten, da die einschlägigen Begriffsbestimmungen und Einteilungsgründe sich in schnellem Wechsel ablösen, die vorliegende Einteilung in kontinentale und oceanische Inseln hat den Vorzug der Einfachheit für sich. Der Ausdruck Niedergebirge als dritte Stufe zu den Hoch- und Mittelgebirgen wird

sich wohl nicht einführen lassen. Sich lediglich auf die Blumenbuchsche Einteilung der Menschenrassen zu beschränken, ohne der Buschmänner, Hottentotten und Dranidas auch nur zu gedenken, kann nicht ausreichen.

Der Anfang des zweiten Buches ist durch einen kurzen Exkurs (§ 36) über die allgemeine Erdkunde um etwas vermehrt worden. Die dort verzeichnete Darwinische Theorie, daß die Koralleninseln auf Felsen des sinkenden Meeresbodens von Korallen aufgebaut worden seien, ist in ihrer Allgemeinheit mit so starken Gründen von der Wissenschaft angezweifelt, wenn nicht widerlegt worden, daß sie in einem Leitfaden keinen Platz mehr finden sollte. Am Schlusse desselben Paragraphen findet man: „Die Kammhöhe der Gebirge ist gleich der halben Summe der durchschnittlichen Gipfelhöhe und der durchschnittlichen Pafshöhe“. Wie oft trifft das zu? Es verlohnt sich im übrigen keineswegs bei einem so angesehenen Schulbuche auf die Fehlersuche auszugehen, nur noch ein paar Ausstellungen mögen hier einen Platz finden. Seit mehreren Jahren findet sich in dem Leitfaden die Nachricht, daß Batavia an Bedeutung wesentlich hinter Surabaya zurückstehe. Die Decadence der erstern ist aber nie so bedeutend gewesen, der Unterschied auch, wenn er überhaupt in bemerkenswertem Maße vorhanden war, wieder ausgeglichen. Manche Leitfaden fangen hierin auch bereits an, wieder abzuwiegen, der Danielsche bedarf ebenfalls einer Änderung in dem Punkte. Man wird sich sodann erinnern, daß vor einiger Zeit in einer unserer großen parlamentarischen Körperschaften lebhaft eine Stelle der älteren Auflagen des D. getadelt wurde. In der alten Fassung nämlich wurden die Schweiz, Lichtenstein, Belgien, Niederlande, Luxemburg und Dänemark als „deutsche Aufsenländer“ als „Anhang zu Deutschland“ bezeichnet, „weil sie größtenteils innerhalb der natürlichen Grenzen Deutschlands lägen und mit wenigen Ausnahmen zum alten deutschen Reiche oder zum deutschen Bunde gehört hätten“. Ohne gerade den Ausdruck „Aufsenländer“ verteidigen zu wollen, so würde doch jener Tadel nur gerechtfertigt erscheinen, wenn statt Deutschland etwa das deutsche Reich gesagt wäre. In der neuen Auflage ist Dänemark aus jener Gruppe ausgeschieden und neben Skandinavien eingefügt worden, die Bezeichnung „Mittel-europa“ verändert und jenem Tadel vorsichtig aus dem Wege gegangen durch die Erklärung, daß man jetzt den Namen Deutschland auf den Hauptteil des Ganzen, das deutsche Reich, zu beschränken pflege. Wenn man das auch manchmal thun mag, so scheint es doch keineswegs Sache eines Leitfadens zu sein, solche irrigen Begriffe den Schülern beizubringen und ihnen den Gedanken zu erwecken, als ob so gute deutsche Stämme wie der allmannische in der Schweiz und der Teil des bayrischen, welcher die alten Ostmarken des Reichs, die heutigen deutschen Kronländer

Österreichs, germanisiert hat, nun plötzlich nicht mehr in Deutschland wohnten.

Sollte jedoch der Ref. dem neuen Herausgeber etwa irgend etwas zugeschrieben haben, was sich schon in einer älteren Auflage findet, so muß er sich zu seiner Entschuldigung darauf berufen, daß er nicht in der Lage war, sich die sämtlichen vorhergehenden zahlreichen Auflagen des D. zu beschaffen oder auch nur einzusehen.

- 2) H. Jänicke, Lehrbuch der Geographie. II. Teil, für Tertia, Sekunda und Prima. I. Abteilung: Europa. Mit einem Illustrationsanhang. Breslau, Ferdinand Hirt. 108 S. 8. 1 M.

Das erste Bändchen des zweiten Teiles (drei sind überhaupt in Aussicht genommen) enthält die erweiterte Länderkunde Europas, also nach der bisher üblichen Stoffverteilung das Pensum der Tertia. Etwa die Hälfte der Seitenzahl kommt auf das deutsche Reich und die deutschen Nachbarländer. Der speziellen Länderkunde geht eine kurze Einleitung über die allgemeinen Verhältnisse des Kontinents voraus, in welcher Bodengestaltung, Klima, Flora, Bevölkerung und dergleichen Beziehungen in knappster Form erläutert sind. Ähnliche Einleitungen behandeln vor jedem großen Landkomplexe die bei ihm in Betracht kommenden generellen Gesichtspunkte; sie sind die am besten geschriebenen und manche, z. B. die über die Entstehung der Moore und Marschen, bieten für den beabsichtigten Zweck Mustergültiges. Auch die Kapitel für die einzelnen Länder sind klar und faßlich geschrieben und geben ein anschauliches Bild des Landstriches, dessen hervortretende Züge durchweg richtig erfaßt sind. Nur ganz vorsichtig ist das heikle Kapitel des geologischen Baues herangezogen, ausführlicher die Flora und Fauna, in denen man einem Tertianer immerhin schon etwas mehr zutrauen mag; geschichtliche Winke sind jedenfalls nicht zu reichlich verwertet. Auch daß sich unter dem Texte zahlreiche Tabellen oder gruppenweise Zusammenstellungen in kleinerem Drucke finden, ist überall da zu loben, wo diese Tabellen nicht etwas Hauptsächliches nur so nebenbei behandeln, sondern nur nützliche oder interessante Erläuterungen geben sollen, wie z. B. für die Verteilung des Festen und Flüssigen auf der Erdoberfläche, Volksdichtigkeit, Seengröße, Stromlängen, Isothermen, geologischen Bau, sogar für Entfernungen von Städten untereinander. Zu tadeln aber ist, wenn Unerläßliches oder geradezu zu Memorierendes in diesen Nebenschiebladen, die nicht immer aufgezogen werden, untergebracht ist, so ganz besonders die politische Einteilung, die Angabe für Flächengröße und Einwohnerzahl, die in dem eigentlichen Texte keine Aufnahme gefunden haben. Damit hängt zusammen, daß bei keiner Stadt aufser in der Fußnote die Einwohnerzahl angegeben ist, die doch in abgerundeter Gestalt unerläßlich und nun einmal als ein unverächtliches Schätzungs-

mittel für die Bedeutung eines Ortes gilt. Zittau, Görlitz, Dresden, Altenburg präsentieren sich im Text ganz gleichmäÙig, nur dafÙ das eine vielleicht mit einer Zeile erläuternden Textes mehr ausgestattet ist, ebenso werden Aachen, Verviers, Eupen, Luxemburg, Sedan in einem Atem genannt, ohne dafÙ ihrer Zugehörigkeit zu verschiedenen Staatsgebieten Erwähnung geschieht. Die Hinweisung auf die Fußnoten genügt nicht, diese sind deshalb zur Einprägung der Einwohnerzahl nicht praktisch, da sich hier gleich ganze Zahlengruppen zusammenfinden, die nur zur Vergleichung dienlich sein können. Warum befolgt J. nicht das Beispiel Kirchhoffs, wenn dieser bei wichtigen Städten sagt: der Ort hat die und die Hilfsmittel, dient als Konzentrationspunkt für die und die Interessen und Beziehungen, darum hat er so und so viel Einwohner? Man wende nicht ein, dafÙ im ersten Teile für solche politischen Angaben und Größenzahlen genug geschehen sei, denn bekanntlich sind die Kenntnisse in der Geographie diejenigen, welche von den Schülern am leichtesten vergessen werden, so dafÙ es nötig ist, immer und immer wieder auf schon Durchgenommenes zurückzugreifen. Der wohlberechtigte Kampf gegen die Überhandnahme des Politischen darf nun und nimmermehr dazu führen, dafÙ dieses (was bei J. zwar nicht überall, aber doch meistens geschieht) ganz als Nebensache behandelt wird; denn es ist ebenso gut berechtigt wie das Physikalische, und beides kann auch recht gut neben einander bestehen.

Das eigentliche Memorieren, ohne das es auch in den mittleren Klassen nun einmal nicht geht, wird dem Schüler überhaupt nach J.s Methode nicht ganz leicht werden. In gleichmäÙigem Gange laufen die einzelnen Kapitel ohne genügend markierte Trennung in größere Gruppen, Landschaft an Landschaft sich schließend, fort. Auch dafÙ die zahlreichen Abteilungen alle gleichmäÙig mit fettgedruckten Überschriften versehen sind, erschwert die Übersicht. Da jene Landschaftskapitel in niemals aphoristisch werdenden Sätzen, sondern wohl gegliederten, meist angenehm zu lesenden Perioden geschrieben sind, so können sie überhaupt nicht gelernt werden. Das Lehrbuch tritt hier gewissermaßen an die Stelle des Lehrers, dem außer der Verwendung des Textes beim Skizzenzeichnen und einigen erläuternden Bemerkungen kaum etwas zu thun übrig bleiben wird als Abfragen und gelegentliches Sichten der in einigen Stellen sich bemerkbar machenden Stoffhäufungen, wenn ihm nicht bald die Erkenntnis wird, dafÙ von allem dem Schönen, was in den einzelnen Kapiteln steht, nicht genug haften bleibt, und er darum die Schüler an die Wiedervereinigung der in die einzelnen Landschaften aufgelösten Kategorien, wie Flüsse, Gebirge, Seen u. s. w., gehen läÙt. Diese Bemerkungen beziehen sich besonders auf die dem deutschen Lande und dem Nachbargebiete gewidmeten Teile, weniger auf die anderen,

Zum Schluß ein paar Emendanda. Auf Seite 2 liest man:

Für Südeuropa ist auch ein Grund erhöhter Temperatur die Nähe der Sahara. Diese übt aber sehr wenig Einfluss darauf aus. — Bei den Lofoten ist nicht der Kabliaw im allgemeinen, sondern der Dorsch der Hauptgegenstand des Fischfanges (S. 5). — Unter den ansehnlichen Handelsplätzen der Ostsee (S. 9) wäre auf jeden Fall Rostock mit zu erwähnen gewesen. — Friesisch wird auf den Marschen und Inseln der Nordseeküste (S. 12) aufser in Westfriesland so verschwindend wenig gesprochen, dass man es nicht mehr in einem Leitfaden erwähnen darf. Die Leute reden dort plattdeutsch, friesisch wird zwar noch im Saterlande gesprochen, das ist aber kein Marschland. — Dafs der Inn gegenüber der Donau als Hauptflufs angesehen werden könnte, wenn er nicht bei Passau eine ganz andere Richtung einschläge (S. 23), kann aus diesem Grunde kaum zugegeben werden; vgl. Missouri und Mississippi. — Celle (S. 51) ist niemals „die alte Residenz Hannovers“ gewesen.

Norden.

E. Oehlmann.

Joh. Ernst Heinrichs, Geographischer Leitfaden für die unteren Klassen (Sexta u. Quinta) höherer Lehranstalten. Mit 15 in den Text gedruckten Kartenskizzen. Altenburg, Pierer, 1834. Preis 0,80 M.

Der kleine Leitfaden, der uns hier in erster Auflage entgegentritt, ist aus dem unmittelbaren Bedürfnis der Schule hervorgegangen. Er soll in einfacher, klarer Weise dem Lehrer einen methodischen Gang des elementaren geographischen Unterrichts und dem Schüler die Möglichkeit geben, das im Unterricht Gehörte zu Hause mit Verständnis zu wiederholen. Es wird sich immer darüber streiten lassen, ob diese oder jene Einzelheit hätte weggelassen oder hinzugefügt werden sollen. Dergleichen wird eben dem subjektiven Ermessen des Lehrers überlassen bleiben müssen. Das aber scheint dem Referenten unbestreitbar, dass das Büchlein durch sachgemäße Anordnung und klare Übersichtlichkeit des Stoffes, sowie durch knappe und doch auch selbst dem Sextaner verständliche Ausdrucksweise sich vorteilhaft auszeichnet. Dazu kommt als ein ganz besonderer Vorzug, den dieser Leitfaden wohl nur mit der „von Seydlitzschen Geographie“ teilt, dass die Kosten nicht gescheut sind, durch eingefügte Kartenbilder den Text zu erläutern. Gehen wir auf die Details ein und beginnen mit den Kartenskizzen, so ist bei diesen mit Recht die Bezeichnung der Tiefebene durch Schraffierung unterlassen, da eine solche, wie in dem Seydlitzschen Buche zu sehen ist, dem Auge nur zu sehr die Unterscheidung von Tiefebene und Meer, wo beide aneinanderstoßen, erschwert. Die Skizzen von Asien und Afrika sind hinsichtlich der orographischen Darstellung nicht ganz ohne Mängel, der Herr Verf. hat hier offenbar dem Streben nach Einfachheit und Übersichtlichkeit zu viel geopfert. Dagegen vorzüglich sind die Alpenkarte und die Mehrzahl der Karten einzelner

europäischer Länder. Die textliche Darstellung des Stoffes, die wir im allgemeinen schon oben charakterisiert, hat auch im einzelnen noch manche besonderen Vorzüge und praktischen Neuerungen. So scheint es ein besonders glücklicher Griff, der den erfahrenen Schulmann kennzeichnet, daß die Größe der europäischen Staaten immer mit derjenigen Deutschlands in Vergleich gesetzt wird, wodurch der Schüler mit einer toten Zahl verschont, dagegen um einen lebendigen Begriff bereichert wird. Die Aussprache fremder geographischer Namen ferner wird erleichtert durch nähere Bezeichnung der auszusprechenden Laute in Klammern und durch hinzugefügte Accente über der zu betonenden Silbe, wiewohl das Büchlein hierin offenbar keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben wird. (Kleine Irrtümer, wie S. 18 Célébes statt Celébes, sind nicht ausgeschlossen.) Auch die kurzen Anführungen der hauptsächlichsten Produkte eines Landes sind dankenswert. Sie regen den Lehrer an, hieran anknüpfend auch auf dieser Stufe schon den trockenen Stoff in geeigneter Weise zu beleben, und sind geeignet, dem Schüler bei der häuslichen Wiederholung das Gehörte in Erinnerung zu bringen. Kurz, um das Urteil über diesen Leitfaden zusammenzufassen: Ref. ist der Überzeugung, das Ziel, welches der Verf. sich gesteckt hat, ist erreicht, und die Praxis wird es beweisen, daß dieser Leitfaden ein recht brauchbares und nützlich Buch ist.

Berlin.

Nitzer.

E. Schindler, Die Elemente der Planimetrie in ihrer organischen Entwicklung. Lehrbuch für jede Schule, in 4 Stufen. 1. Stufe: Die wirkliche Größe der Grundgebilde der Planimetrie. XVI u. 71 S. Pr. 1,20 M. — 2. Stufe: Die wirkliche Größe der Umfänge der Figuren. 63 S. Pr. 1 M. — 3. Stufe: Die scheinbare Größe der ebenen Gebilde. Die Fläche der Figuren. 132 S. Pr. 1,80 M. — 4. Stufe: Die meßbaren Beziehungen der Figuren. Die Entwicklung der Analyse. 173 S. Pr. 2,40 M. Berlin, Springer, 1883.

Wenn es ein besonderes Interesse erregen muß, jemand ganz neue eigentümliche Bahnen einschlagen und mit großer Konsequenz und Sicherheit verfolgen zu sehen, so darf die vorstehende Planimetrie des Verfs eines solchen Interesses in hohem Grade gewiß sein. Schon die ausführliche, schön geschriebene Vorrede weist darauf hin, daß er es für notwendig halte, an die Stelle des bisherigen „künstlichen“ Systems, welches „unter der Herrschaft der Analyse“ gestanden habe, ein neues „auf das synthetische Entwicklungsprinzip zu gründendes organisches System“ zu setzen, daß die Notwendigkeit einer vollständigen Umgestaltung aber auch bedingt worden sei durch den in neuerer Zeit (?) von der Psychologie aufgestellten Satz, daß Sinneswahrnehmungen stets das Produkt von Körperwirkungen auf die Sinnesorgane seien, indem es nun nicht mehr erlaubt sei, den Punkt als ohne Aus-

dehnung zu betrachten. Freilich die beiden Erfahrungsthatſachen, welche der Verf. für den erſten Punkt anführen zu können glaubt, möchten nicht ohne Widerſpruch bleiben. Wenn er zuerſt behauptet, daß Künſtlernaturen, wie Goethe, die ſich „vorwiegend der ſynthetiſchen Erkenntnis zuneigen“, ſich durch die euklidische Behandlung der Mathematik abgeſtoßen gefühlt haben, ſo könnte dem doch eine ganze Reihe von Männern entgegengehalten werden, die zugleich auf dem Gebiete der Mathematik und der Kunſt ihre Begabung kundgegeben haben; wir erinnern nur an Leonardo da Vinci, gleich begabt als Maler, Bildhauer und Mathematiker, an William Herſchel, den Muſikmeiſter und Aſtronomen, und aus der neuere Zeit können wir den jüngſt verſtorbenen Helmes anführen, der mit großer Entſchiedenheit ſich gegen die Aufnahme der neuen geneſiſchen Behandlungsweiſe der Mathematik in die Schulen ausſprach und in ſeinem Kreiſe als Kunſtautorität galt. Und die früher allgemein bekannte Thatſache, daß die Mathematik nicht, wie der Verf. meint, erſt auf der oberen Stufe, ſondern überhaupt nur wenigen Naturen zugänglich ſchien, dürfte außer manchen andern Umſtänden gerade darin ihren Grund gehabt haben, daß der Unterricht ein rein dogmatiſcher, allzu ſynthetiſch war, daß der Satz zwar an die Spitze geſtellt war, der Unterricht aber nicht heuriſtiſch erteilt wurde, ſondern den Schüler der Entwicklung des Lehrers willenlos folgen ließ. Und wenn der Verf. ſelbſt zugeben muß, daß die neuere Zeit, nicht etwa erſt die neuere — wir möchten ſie bereits auf 30—40 Jahre ausdehnen und ſchreiben dem ſeiner Zeit weit verbreiteten, methodiſch angelegten Lehrbuche von E. G. Fiſcher einen großen Einfluß darauf zu — darin Wandel geſchaffen, und man die in dieſer Zeit vorzugsweiſe gebrauchten Lehrbücher von Kambly, deren Mängel wir übrigens keineswegs verkennen, oder das von Spieker mit ſeinen zahlreichen Auflagen anſieht, ferner bemerkt, daß heute gerade die Löſung von Aufgaben eine wichtige Stelle neben der Erlernung des Lehrſtoffes eingenommen hat, alſo die analytiſche Behandlung in den Vordergrund getreten iſt, ſo iſt es ſchwer zu glauben, daß eine totale Umgeſtaltung der Behandlungsweiſe der Mathematik im Sinne des Verf.s eine Notwendigkeit und das Heil in der ſtrikten Anwendung der Syntheſe zu ſuchen ſei.

Doch gehen wir auf einige Hauptpunkte ſelbſt ein, zunächſt auf die vom Verf. aufgeſtellte, dem bisherigen mathematiſchen Bewußtſein total widerſprechende Auffaſſung von der Ausdehnung des Punktes. Er behauptet, weil wahrnehmbar, muß der Punkt auch Ausdehnung haben. Man darf entgegnen, der mathematiſche Punkt iſt eine Abſtraktion, und es handelt ſich bei ihm überhaupt nicht um Wahrnehmbarkeit; die wahrnehmbaren Punkte ſind ebensowenig Punkte in mathematiſchem Sinne, als die mit Undurchdringlichkeit behafteten Körper mathematiſche Körper ſind.

Wir kommen später darauf zurück und hören zunächst den Verf. weiter. „Die Punktenfolge einer Linie ist eine solche, daß die Endgrenze des einen Punktes in der Längenausdehnung zugleich die Anfangsgrenze des folgenden ist.“ Wir staunen; diese Endgrenzen sind ja gerade unsere alten Punkte, die der Verf. uns eben beseitigt hat. Sollte es vielleicht nur eine veränderte Nomenklatur sein, daß der Verf. das, was der Mathematiker bisher als Grenze der Linie Punkt genannt hat, Grenze des Punktes, ein Linienelement dagegen Punkt nennt? Aber zwei Seiten weiter lesen wir: „Die Linienelemente aller Linien sind unendlich kleine Gerade“. Sind dies nun die Punkte des Verf.s? Doch wohl nicht; denn wozu dann wieder ein neuer Name? Auch hat dieses Linienelement wieder zwei Endpunkte. Worin besteht aber der Unterschied? Punkt und Linie sind allseitig ausgedehnt, aber der Punkt von unendlich kleiner Ausdehnung, die Linie nur nach der Länge von endlicher Ausdehnung; ist das Linienelement nun auch der Länge nach unendlich klein, so ist ein Unterschied zwischen beiden uns nicht begreiflich. Die Punkte kann man ferner loslösen; dann entstehen, sagt der Verf., andere Endpunkte. Wie ist es nun? Wird die Linie, nachdem wir die Endpunkte losgelöst haben, kleiner oder nicht? Wird sie kleiner, nun dann müssen die Endpunkte doch wohl eine meßbare Ausdehnung gehabt haben; wird sie nicht kleiner, so bleiben wir auf derselben Stelle, oder wie viele Punkte wird man loslösen müssen, um zu einer Linie zu gelangen, die von der ersten verschieden ist? (Wir gestehen, daß wir diese Betrachtungen unmöglich für geeignet halten, Knaben in die Mathematik einzuführen.) Sind die Grenzen der Punkte des Verf.s wahrnehmbar oder eine Abstraktion? und im letzteren Falle, warum will er uns nicht gestatten, eine solche Abstraktion mit der Linie vorzunehmen und ihre Grenze als ausdehnungslosen Punkt anzusehen?

Wir glaubten, bei diesem Punkte uns länger aufhalten zu müssen, weil ja gerade darin eine wesentliche Verschiedenheit zwischen der bisherigen Auffassung und der des Verf.s besteht. Wir heben aber noch einige andere Stellen als charakteristisch für die Behandlung des Verf.s hervor. Um den rechten Winkel einzuführen, sagt er S. 26: „Unter allen konkaven Winkeln ist der Winkel bemerkenswert, welchen die Scheitellinie oder Vertikale mit der Horizontalen bildet. Dieser Winkel erscheint bei dem aufrecht stehenden Menschen u. s. w. als ein natürlicher Richtwinkel, als ein rechter Winkel. Ein Rechter oder Richtwinkel heißt der Winkel, den die Vertikale mit der Horizontalen bildet.“ Dann heißt es auf S. 27: „Auf der Erdoberfläche haben alle Rechten, d. h. alle Winkel, welche die Vertikale mit allen durch ihren Fußpunkt gehenden Horizontalen bildet, die Eigenschaft, daß sie kongruent sind. Alle Rechten sind gleich groß.“ Wird es nun nicht heißen müssen: Auf der Erdoberfläche sind alle

Rechten gleich groß? und giebt es überhaupt noch andere rechte Winkel? Und wie kommt der Verf. dazu, in seiner Figur P A M einen Rechten zu nennen, da, wenn das Buch liegt, weder P A noch M A eine Vertikale ist? Doch dies ist wohl nur ein leicht zu beseitigender Mangel der Form des Ausdrucks, der aber mit einer anderen Eigenheit des Verf.s zusammenhängt. Der Verf. bemüht sich nämlich, die Begriffe aus ihrem Wortlaute zu erklären; freilich geschieht dies, wie hier, bisweilen in einer etwas gesuchten Weise. Nun ist es ja sehr schön, wenn z. B. gezeigt wird, wie man wohl durch den Faden *linum* dazu gekommen ist, das Wort Linie zu bilden u. a. Aber der wissenschaftliche Begriff darf nicht darunter leiden und muß nachträglich genau und klar so festgestellt werden, wie er dann im System verwertet werden soll. Nachdem also die Entstehung des Namens: rechter Winkel, angegeben, wird es nötig sein, unabhängig davon die Erklärung zu geben: ein rechter Winkel ist die Hälfte eines flachen, woraus die Gleichheit aller Rechten von selbst folgt und zwar nicht bloß auf der Erde, sondern auch auf dem Saturnringe, den der Verf. wohl nicht mit Recht heranzieht.

Dafs dem Verf. der Kreis wie jede Linie nur aus unendlich kleinen Geraden gebildet erscheint, ist natürlich. Das hindert nicht, dafs er diese Linienelemente, welche ein Bogen enthält, zählen will; denn auf S. 45 heifst es: da Peripherie-Bogen kongruent sind, wenn sie aus gleich vielen Peripherie-Elementen bestehen, so folgen daraus . . . Wer aber zählt sie? Und ist der Satz denn überhaupt an sich wahr? Zwei gleich lange Bogen verschiedener Kreise enthalten doch wohl gleichviel Linienelemente, und da durch je zwei Punkte eine Gerade, doch wohl auch eine unendlich kleine Gerade bestimmt wird, so müssen diese Linienelemente doch wohl auch kongruent sein, und doch sind die Bogen nicht kongruent. Auf S. 48 spielen wunderbar Schein und Wirklichkeit in einander, so dafs man sich in der That in der bedenklichen Situation befindet, nicht zu wissen, ob man wache oder träume. Es heifst z. B.: „In Wirklichkeit (nämlich im Gegensatze zur Figur) ist nun das Peripherie-Element A B unendlich klein, so dafs CA und CB zusammenzufallen scheinen. Daher ist $\triangle CAM = CBN$.“ Fallen nun CA und CB wirklich zusammen, oder scheint es nur so? und ist CAM wirklich = CBN oder scheint es ebenfalls nur unsern blöden Augen so? und wie kommt der Verf. dazu, auf einen Schein eine apodiktische Behauptung zu gründen? Man denke nicht, dafs es bloß ein leicht verzeihlicher Mangel im Ausdruck sei, sondern die Beweisart des Verf.s bewegt sich, namentlich wo es sich um grundlegende Sätze handelt, vielfach in diesem Wechsel von Schein und Wirklichkeit, und er gründet wiederholt seine Behauptungen auf das, was er selbst nur als Schein bezeichnet hat. Er hält es bei dem heutigen Stande der Psychologie für notwendig, empirisch von der Wirk-

lichkeit auszugehen. Wir können ihm hierin gern zustimmen; haben wir uns darum doch stets für einen propädeutischen Unterricht ausgesprochen, der dem eigentlichen systematischen Unterricht voran- und vom Körper ausgehend an demselben die einfachsten Raumbegriffe anschaulich deutlich mache. Wenn es sich dann aber um diesen systematischen Unterricht handelt, dann kann und muß nach unserer Überzeugung die Abstraktion von der Wirklichkeit verlangt werden, wenn auch die äußere Anschauung dem Verständnis immer zu Hülfe kommen wird. Es sei uns erlaubt, unsere Ansicht an einem Beispiele klar zu machen. Aus der Definition heraus, so einfach sie auch ist, wird kein Knabe die Vorstellung eines Kreises gewonnen haben; er wird lange vorher, ehe er Mathematik zu treiben beginnt, einen Kreis gesehen, auch wohl selbst gezeichnet haben. Wie fein und sorgfältig er aber auch gezeichnet sei, ein wahrer, d. h. ein seinem Wesen vollständig entsprechender Kreis, dessen Punkte vom Mittelpunkte absolut gleiche Entfernung haben, ist der gezeichnete nicht; nichtsdestoweniger wird es keinem Knaben schwer sein, sich durch innere Anschauung einen solchen wahren Kreis vorzustellen, und diese Forderung muß an sein Abstraktionsvermögen gestellt werden. Auch wird ihm dies viel leichter sein, als ihn sich aus lauter geraden Linienelementen gebildet zu denken. Die Mathematik aber muß sich nun mit einem solchen wahren Kreise beschäftigen und aus dessen Wesen die Eigenschaften ableiten. Und in der That wird es viel leichter und klarer sein, z. B. den Beweis für die Gleichheit der Bogen gleicher Kreise bei gleichen Centriwinkeln in der darauf gegründeten bekannten Weise zu führen, als nach dem künstlichen und umständlichen Verfahren des Verf.s. Wenn es sich dann um die Ausmessung handelt, wird man freilich nicht umbin können, das regelmäßige ein- oder umgeschriebene Vieleck zu Hülfe zu nehmen. Nun ist es allerdings recht bequem, den Kreis als ein reguläres Vieleck, wie man sagt, von unendlich vielen Seiten anzusehen. Aber einem tüchtigen Schüler bleibt immer das unbefriedigende Gefühl, daß er sich eine Ungenauigkeit gestattet, daß er doch eigentlich nicht einen wahren Kreis berechnet habe. Wenn man dagegen das Prinzip der Grenze zu Grunde legt, den Kreis als die Grenze ansieht, der sich das Vieleck nach Umfang und Inhalt so sehr nähern kann, als man will, indem man den völlig einleuchtenden archimedischen Grundsatz zu Hülfe nimmt, so wird die Rektifikation und Quadratur des Kreises allerdings etwas umständlicher, und schwieriger, aber auch dafür zu völliger Befriedigung vollzogen werden.

Ein anderer Punkt, auf den der Verf. besonderes Gewicht legt, ist die synthetische Behandlung des Lehrstoffes; diese ist von ihm so durchgeführt, daß der Lehrsatz stets erst am Ende der Entwicklung erscheint. Nun sind wir der Ansicht, daß für den lebendigen Unterricht selbst der Lehrer sich nicht ausschließ-

lich an eine Methode binden soll, daß es vielmehr von der Beschaffenheit des Satzes abhängen wird, ob es ratsam ist, synthetisch oder analytisch, dogmatisch oder heuristisch vorzugehen. Aber im Prinzip glauben wir durchaus der analytischen, der heuristischen Methode den Vorzug geben zu müssen und darum den Lehrsatz an die Spitze stellen zu sollen, dessen Beweis die zu lösende Aufgabe bildet. Das bewußte Suchen hat für die geistige Bildung einen größeren Wert, als das bloße Aufnehmen des Dargebotenen, und das eigene Finden gewährt eine höhere Befriedigung als das Zeigen eines andern. Gerade die frühere rein dogmatische Methode, bei welcher die Hilfslinien gezogen wurden, ohne daß der Schüler zunächst ihren Zweck kannte, und die ganze Entwicklung vom Lehrer gegeben wurde, hat damals die Mathematik in Verruf gebracht als eine Wissenschaft, die nur von wenigen begriffen werden könne. Insofern halten wir die Behandlung des eigentlichen Lehrstoffes seitens des Verf.s, welche den Schüler nötigt, ohne ein bestimmtes Ziel vor Augen zu haben, blind der Leitung des Lehrers zu folgen, nicht für empfehlenswert. Daneben wollen wir nicht verschweigen, daß der Verf. auch der Analyse ihr Recht angedeihen läßt; und gerade die Auseinandersetzung auf S. 79, 80, wie Aufgaben gelöst werden sollen, halten wir für einen der besten Teile des Lehrbuches, wenn auch eine allzupedantische Anwendung des darin Gelehrten nicht zweckmäßig sein würde; und ebenso bietet das lange Schlufskapitel des Buches, die Entwicklung der Analyse, einen nach Inhalt und Form lehrreichen Stoff. Überhaupt ist der Lehrstoff von einer großen Anzahl von Aufgaben begleitet und diese stete Rücksichtnahme auf die passende Verwendung des Gelehrten in der Lösung von Aufgaben giebt dem Buche einen entschiedenen Wert, während wir umgekehrt es als einen ebenso entschiedenen Mangel des Kambly'schen Lehrbuches ansehen, daß dasselbe im Texte selbst auf die Lösung von Aufgaben so wenig Rücksicht nimmt. — Auch das wollen wir hervorheben, daß der Verf. den Stoff in recht übersichtlicher Weise geordnet hat, und wir nehmen keinen Anstoß daran, daß er darin eine organische Entwicklung sieht. Bei dieser Gelegenheit werden freilich, was wir auch sonst in einigen neueren Lehrbüchern gefunden haben, eine Menge leicht aus den allgemeinen Sätzen abzuleitender oder offenbar sich darbietender Eigenschaften der Figuren, die man sonst entweder gar nicht besonders erwähnte oder in die Übungsaufgaben verwies, aufgeführt. Hierdurch häuft sich der Stoff unangenehm. Es ist aber nicht sowohl die Ausdehnung, die dadurch das Buch gewinnt, welche wir bemängeln, als vielmehr der Umstand, daß die fundamentalen Sätze, aus denen sich die andern leicht bei Gelegenheit ergeben, unter den vielen Nebensätzen verschwinden. Gerade ein wesentlicher Vorzug des Euklid und, um auch hier dies allgemein verbreitete Lehrbuch zu nennen, des Kambly ist es, daß in ihnen

der Lehrstoff sich auf die wirklichen scharf in plastischer Form hervortretenden Hauptsätze beschränkt, deren Anzahl nicht so groß ist, daß ihre Kenntnis nicht von den Schülern verlangt werden könnte, und die doch auch hinreichen, um aus ihnen ohne große Umstände andere geometrische Wahrheiten abzuleiten. Wir erlauben uns, gerade aus Kambly ein Beispiel anzuführen, wie störend die Aufnahme solcher speziellen Fälle werden kann. Er hat dem Satze vom Außenwinkel des Dreiecks den Zusatz hinzugefügt, daß der Winkel an der Spitze des gleichschenkligen Dreiecks doppelt so groß ist, als der Basiswinkel. Von diesem Zusatz macht er später sehr oft Gebrauch, und so rechtfertigt sich die Aufnahme desselben vollkommen. Eine recht unangenehme Folge aber ist, daß die Schüler über diesem Zusatz leicht den viel wichtigeren vom Außenwinkel im allgemeinen vergessen.

Zu besserer Übersicht hat der Verf. an der Seite die verschiedenen Definitionen, Erklärungen, Grundsätze, Lehrsätze, Grundaufgaben mit fortlaufenden Nummern bezeichnet und in einer Inhaltsangabe diese in geordneter Zusammenstellung mit kurzer Bezeichnung des behandelten Punktes aufgeführt. Freilich stört es, daß auch hier, wie an vielen andern Orten, der Verf. eine eigentümliche Nomenklatur eingeführt hat. So unterscheidet er Definition und Erklärung. „Definitionen heißen die Sätze, durch welche die Glieder eines Ganzen begrenzt werden.“ „Erklärungen heißen die Sätze, durch welche ein Ganzes aus seinen Gliedern bestimmt wird.“ Daher heißt die 7. Definition: „Linien heißen die Glieder eines Umfangs“; die erste Erklärung dagegen: „Eine Linie ist eine stetige Punktenfolge in der Längenausdehnung“. Wir glauben nicht, daß hierdurch Klarheit der Auffassung gewonnen wird. „Grundsätze heißen Sätze, welche der Synthese zu grunde liegen“, und so wird die aus dem ptolemäischen Lehrsatz abgeleitete Formel für $\sin(\alpha + \beta)$ als 39. Grundsatz aufgeführt. Der allgemeine Beweis dieser Formel ist recht mangelhaft. Überhaupt aber liebt es der Verf., allgemeine Worte anzuwenden, mit denen es recht schwer ist einen klaren, scharfen Begriff zu verbinden. So heißt die 4. Erklärung: „Richtung heißt die räumliche Beziehung zwischen zwei Punkten“. S. 144. „Für zwei ähnliche Gerade ist ihr Quotient das Maß ihrer Ähnlichkeit.“ Je größer also der Quotient, desto größer soll die Ähnlichkeit sein? S. 314. „Nun ist das Wesen einer jeden Bestimmungsgleichung durch die Natur ihrer Wurzeln bestimmt.“ Was sollen die Worte Wesen und Natur hier bedeuten? S. 315. „Beide Normalformen können als die Glieder eines Falles betrachtet werden, wenn man die Beziehung der Wurzelzahlen kennt.“ Was hier der Verf. unter dem letzten Ausdruck gedacht haben möge, muß ebenfalls erraten werden. Man muß dies um so mehr bedauern, als sich gerade die Behandlung der trigonometrischen Auflösung der quadratischen und kubischen Gleichungen durch

Kongruenz, wie es der Verf. nennt, recht empfiehlt. Überhaupt aber dürfen wir recht viele Entwicklungsreihen als dem Verf. eigentümlich bezeichnen, so die ganze Behandlung der Ähnlichkeit, die aus der perspektivischen Lage abgeleitet wird. Die Trennung, je nachdem der Längenquotient ein positiver Bruch, ein echter oder unechter negativer Bruch ist, die auch weiter im Buche durchgeführt ist, giebt der Darstellung eine lästige, auch sonst oft unangenehme Breite, ohne dafs ein wesentlicher Vorteil dadurch erreicht wird.

Einzelne Bemerkungen glauben wir, nachdem unsere Anzeige schon eine ungewöhnliche Ausdehnung erreicht hat, unterdrücken zu sollen. Wir können nicht glauben und auch nicht wünschen, dafs die Auffassung des Verf.s besonderen Anklang und sein Lehrbuch eine nennenswerte Verbreitung in den höheren Lehranstalten finden werde. Dennoch zeugt es in jedem einzelnen Teile von einer so eingehenden Arbeit und von einer so konsequent durchgeführten, durch einen bestimmten Gedanken geleiteten Behandlung und enthält so viele lehrreiche Parteen, dafs wir es der Kenntnissnahme unserer Fachkollegen unter allen Umständen empfehlen zu müssen glauben.

Züllichau.

W. Erlcr.

Erklärung.

In dem diesjährigen Mai-Hefte dieser Ztschr. giebt Wilmanns in der Besprechung meines Buches „Zur Methodik des deutschen Unterrichts“ von dem Anfange einer in demselben enthaltenen Satzanalyse folgende Darstellung:

„Der erste Satz lautet: ‚Eine alte Kirche, welche den Sperlingen unzählige Nester gab, wurde ausgebessert.‘ Die erste Frage, die der Verf. daran knüpft: ‚Wovon ist in dem ersten Satze die Rede?‘ Ich bitte den Leser die Antwort zu versuchen. Von einer alten Kirche? Nein. Von Sperlingen: Nein. Nun, etwa von Nestern? Auch nicht. ‚Von einer Ausbesserung, einem ausgebessert werden‘, verlangt der Verfasser.“

Mein Buch enthält dagegen auf S. 8 von diesem Anfang der Analyse folgende Darstellung:

„Wovon ist in dem ersten Satze die Rede? Von einer Ausbesserung, einem ausgebessert werden. Nicht auch von einer Kirche, von Sperlingen, von Nestern? Gewifs, aber die Ausbesserung ist das Neue, was uns mitgeteilt wird (das, worauf es vor allem ankommt).“

Die Leser werden nach Vergleichung der beiden Darstellungen erkennen, dafs Wilmanns so ziemlich das Gegenteil von dem berichtet hat, was ich geschrieben habe.

Im übrigen halte ich trotz dieser Besprechung und trotz der Bemerkungen in seiner Rezension meiner früher erschienenen Schrift „Die deutsche Satzlehre“ an der Überzeugung von der Richtigkeit meiner grammatischen Darlegungen genau ebenso fest, wie Wilmanns bisher in seiner Ablehnung derselben. Seine Bedenken, die ich alle sorgfältig erwogen habe, hoffe ich in einer kleinen Schrift, welche einen nächstens erscheinenden „Grundrifs der deutschen Satzlehre“ begleiten soll, zu widerlegen. Vielleicht habe ich die Freude, dafs auch Wilmanns, dessen Urteil mir von grossem Werte ist und dem ich für seine eingehenden und (abgesehen von jener seltsamen Über-eilung und einigen weniger bedeutenden Einzelheiten) objektiven Besprechungen aufrichtig dankbar bin, sich dann minder ablehnend gegen meine Reformversuche verhalten wird.

Berlin.

Franz Kern.

DRITTE ABTHEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN.

Verhandlungen der Direktoren-Versammlungen in den Provinzen des Königreichs Preußen. XVI. (Schluss.)

IV. Über die Berücksichtigung der etymologischen und historischen Momente für den französischen Unterricht, besonders der Realgymnasien. Angenommene These: Da es die Hauptaufgabe des französischen Unterrichts in unsern höheren Schulen ist, die Schüler derselben in die Kenntnis der klassischen und der modernen französischen Litteratur — mit Ausschluss des Altfranzösischen und Provenzalischen — einzuführen, so sind etymologische und auf die historische Entwicklung der Sprache bezügliche Momente nur insoweit zu berücksichtigen, als dadurch die wirkliche Kenntnis und Beherrschung der Sprache (für die praktische Anwendung) gefördert wird.

V. Über allgemeine Schulordnungen. Angenommene These: Bei der Aufnahme des Schülers ist ihm und dem Vater oder dessen Stellvertreter je ein Exemplar der Schulordnung auszuhändigen. — Nach Annahme dieser These wurde folgender Entwurf einer allgemeinen Schulordnung festgestellt: § 1. Alle Gebote der Religion und der Sittlichkeit, alle Vorschriften des Anstandes und der guten Sitte haben ebenso wie diejenigen Forderungen, welche sich aus dem Zweck der Schule und der Stellung des Schülers zu der Anstalt und zu seinen Lehrern von selbst ergeben, uneingeschränkte und unbedingte Geltung. (Dieser § ward zwar seinem Inhalte und seiner Stellung nach angenommen, über seine Formulierung aber nicht Beschluss gefasst.) § 2. Die Eltern und deren Stellvertreter verpflichten sich, indem sie ihre Söhne und Pflegebefohlenen der Anstalt übergeben, auch ihrerseits zur Aufrechterhaltung der Schulordnung mitzuwirken. § 3. Bei der Aufnahme ist dem Direktor ein Impf- bzw. Wiederimpfungsattest, ein Tauf- bzw. Geburtschein und, falls der Aufzunehmende bereits eine andere höhere Schule besucht hat, ein Abgangszeugnis derselben vorzulegen. § 4. Die auswärtigen Schüler stehen auch in ihrem häuslichen Leben unter der Aufsicht der Schule. Sie bedürfen für Wahl und Wechsel der Pension der Genehmigung des Direktors. Auf das sittliche Verhalten oder den Fleiß nachteilig einwirkende Pensionen müssen auf Anordnung des Direktors innerhalb einer nach den Umständen zu bemessenden Frist ver-

lassen werden. Bloßen Wohnungswechsel hat jeder Schüler dem Direktor und dem Ordinarius sofort anzuzeigen. § 5. Wird ein Schüler durch Krankheit am Besuche der Schule gehindert, so muß dies dem Ordinarius so bald als möglich, spätestens am Morgen des zweiten Tages, angezeigt und beim Wiederbesuche der Schule eine Bescheinigung des Vaters oder dessen Stellvertreters über die Dauer der Krankheit, falls der Direktor es verlangt, auch ein ärztliches Attest beigebracht werden. Hat ein Schüler eine ansteckende Krankheit überstanden, oder ist jemand in seiner häuslichen Umgebung davon befallen, so hat er eine ärztliche Bescheinigung darüber beizubringen, daß sein Schulbesuch die andere Schüler nicht gefährdet. Erkrankt ein Schüler während der Ferien, so daß er beim Wiederbeginn des Unterrichts die Schule nicht besuchen kann, so ist dies dem Direktor oder Ordinarius gleich am ersten Schultage anzuzeigen. § 6. Zu jeder nicht durch Krankheit veranlaßten Schulversäumnis muß vorher schriftlich oder mündlich beim Direktor Urlaub nachgesucht werden. § 7. Der Austritt aus Unterrichtsstunden, an welchen nicht alle Schüler teilzunehmen verbunden sind, ist nicht vor dem Schlusse des Halbjahres und nur unter Zustimmung des Vaters oder Vormundes nach Anzeige an den Direktor gestattet. Dispensation vom Turnunterricht wird, wo die Begründung nicht augenscheinlich ist, auf Grund eines ärztlichen Attestes vom Direktor und zwar in der Regel nur auf die Dauer eines Halbjahres erteilt. Befreiung vom Gesangsunterricht kann auch auf Vorschlag des Gesanglehrers eintreten. § 8. Kein Schüler darf sich früher als 15 (10) Minuten vor Beginn des Unterrichts vor oder in den Schulräumen einfinden, keiner sie vor dem Schlusse des Unterrichts ohne Erlaubnis verlassen oder nach Schluß anders als auf ausdrückliche Anordnung eines Lehrers in denselben zurückbleiben. Während der großen Pausen haben sich die Schüler, soweit nicht aus Gesundheitsrücksichten eine Ausnahme zu machen ist, auf dem Schulhofe aufzuhalten. § 9. Ein fremdes Klassenzimmer zu betreten ist Schülern nur auf Anordnung eines Lehrers gestattet. § 10. Wer durch Mutwillen oder grobe Fahrlässigkeit Eigentum der Schule beschädigt, hat vollen Ersatz zu leisten. § 11. Ohne ausdrückliche Bewilligung der Eltern oder des Vormundes dürfen Schüler untereinander nichts verkaufen oder vertauschen. In der Schule selbst ist ein solcher Handel oder Tausch unbedingt verboten. § 12. Die Schulzeugnisse (und Sittenhefte) bringt jeder Schüler am nächsten Schultage nach der Aushändigung, von seinem Vater oder dessen Stellvertreter unterschrieben, zurück, ingleichen außerordentliche Mitteilungen an dieselben, sofern Unterschrift ausdrücklich verlangt wird. Etwaige Bemerkungen, zu denen der Inhalt Anlaß giebt, dürfen, falls nicht mündliche Rücksprache vorgezogen wird, nur in verschlossenem Schreiben beigelegt werden. § 13. Schüler, welche Privatstunden geben wollen, haben dazu in jedem einzelnen Falle die Erlaubnis des Direktors einzuholen und die Genehmigung des Vaters oder seines Stellvertreters nachzuweisen. Beabsichtigt ein Schüler Privatstunden irgend welcher Art zu nehmen, so hat er dem Direktor davon Anzeige zu machen. § 14. Soll ein Schüler Tanzunterricht nehmen, so hat der Vater oder dessen Stellvertreter dem Direktor davon Anzeige zu machen. § 15. Öffentliche Bälle oder Bälle geschlossener Gesellschaften in öffentlichen Lokalen dürfen von den auswärtigen Schülern nur mit Genehmigung des Direktors besucht werden. Der Besuch von Theatervorstellungen und Kon-

zerten ist für auswärtige Schüler von der Erlaubnis des Ordinarius abhängig. § 16. Der Besuch von Konditoreien, Wirtshäusern und andern öffentlichen Lokalen ist Schülern nur in Begleitung ihrer Eltern oder solcher Personen gestattet, welche deren Stelle zu vertreten geeignet sind. Unbedingt verboten sind Trinkgelage, auch in den Wohnungen der Schüler, und das Tabakrauchen an öffentlichen Orten. § 17. Jedes Auftreten einzelner Schüler oder ganzer Klassen in der Öffentlichkeit, z. B. bei Festlichkeiten oder durch Anzeigen in öffentlichen Blättern, unterliegt der Genehmigung des Direktors. Die Beteiligung an öffentlichen Vereinen und Versammlungen ist Schülern unbedingt verboten. Vereine und regelmäßige Zusammenkünfte von Schülern unter sich oder mit andern, welchen Zweck dieselben auch haben mögen, bedürfen der Genehmigung des Direktors. § 19. Schüler, welche in einer der vier unteren Klassen zweimal den Kursus absolviert haben, ohne die Reife für die Versetzung zu erlangen, können auf den einstimmigen Beschluss ihrer Lehrer aus der Schule entlassen werden. § 20. Soll ein Schüler die Anstalt verlassen, so muß dies der Vater oder der Vormund dem Direktor mündlich oder schriftlich anzeigen. Wird der Abgang nicht vor Beginn des neuen Schulquartals angezeigt, so ist für dieses das ganze Schulgeld zu zahlen. Ein Abgangszeugnis wird erst dann ausgehändigt, wenn der Nachweis geführt ist, daß alle Verpflichtungen gegen die Anstalt erfüllt sind.

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER.

1. H. Siebeck, *Geschichte der Psychologie. Erster Teil. Erste Abteilung: Die Psychologie vor Aristoteles.* Gotha, Fr. Andr. Perthes, 1880. XVIII u. 284 S. *Zweite Abteilung: Die Psychologie von Aristoteles bis zu Thomas von Aquino.* Ebenda 1884. XI u. 531 S. Zusammen 17 M.

Der Verf. hat sich weder ausschließlich an die Aufeinanderfolge der Autoren und Systeme, noch an die Einteilung des Ganzen nach psychologischen Klassenbegriffen gehalten, sondern beides so zu vereinigen gesucht, daß sich daraus eine Entwicklungsgeschichte der Psychologie ergeben sollte. Das Ganze schließt mit einem Überblick über den historischen Entwicklungsgang der aristotelischen Psychologie und einem Ausblick auf einen neuen Standpunkt. Beigegeben ist ein Register der Autoren und Schulen, ein Sachregister und ein Register der griechischen Bezeichnungen. Möge die Fortsetzung des gründlichen Werkes nicht lange auf sich warten lassen!

2. *Denkschrift des ersten Evangelischen Schulkongresses zu Frankfurt am Main vom 2. bis 4. Oktober 1882.* Herausgegeben von dem Bureau des Kongresses. 2. Auflage. Frankfurt a. M., Schriften-Niederlage des Evangelischen Vereins, 1883. XVI u. 133 S. 2 M.

3. *Denkschrift des zweiten Evangelischen Schulkongresses zu Kassel vom 24. bis 27. September 1883.* Herausgegeben von dem Bureau des Kongresses. Ebenda 1884. VIII u. 216 S. 8. 2 M.

No. 2 enthält u. a. den Vortrag und die Verhandlungen über die Frage: Aus welchen Gründen ist auch für die höheren Schulen der konfessionelle Charakter wünschenswert, und was kann unter den obwaltenden Umständen zu Gunsten desselben geschehen? Aus No. 3 sind hervorzuheben die Themata: „Der naturwissenschaftliche Unterricht an den höheren Schulen mit Rücksicht auf ihren christlichen Charakter; die Bedeutung des Spiels für Jugendleben und Erziehung; Luthers Bedeutung für die deutsche Schule.

4. G. Regel, *Terenz im Verhältnis zu seinen griechischen Originalen.* Programm des Gymnasiums zu Wetzlar 1884. 16 S. 4.

5. M. Schuster, *Quomodo Plautus Attica exemplaria transtulerit.* Dissertation von Greifswald 1884. 73 S.

6. Th. Maurer, *Und noch einmal die Cäsar-Brücke. Zugleich wider Cliquen-Recessententum.* Zweiter Nachtrag zu des Verf.s *crucis philologicae.* Mainz, J. Diemer, 1884.

Der Verf. wendet sich besonders gegen die Rezensionen, welche seine in demselben Verlage erschienenen *Cruces philologicae* in der Berliner Philologischen Wochenschrift und in der Philologischen Rundschau (durch Rudolf Schneider, resp. durch Rudolf Menge) erfahren haben. Die Erörterung könnte sachlicher gehalten sein.

7. *Joannis Stobaei anthologii libri duo priores, qui inscribi solent eclogae physicae et ethicae.* Recensuit Curtius Wachsmuth. Berolini apud Weidmannos MDCCCLXXXIV. Vol. I: XXXX und 502 S.; Vol. II: 302 S.

8. F. Uhlmann, *Italienische Anthologie. Methodisch geordnete Abschnitte aus älteren und neueren italienischen Schriftstellern in Prosa und Poesie. Mit Erläuterungen und Wörterbuch. Für deutsche höhere Lehranstalten und für den Selbstunterricht.* München und Leipzig, R. Oldenbourg, 1884. 380 S.

Ein sehr sorgfältig ausgearbeitetes Buch. Die Auswahl des Stoffes muß eine glückliche genannt werden; als besondere Vorzüge sind anzusehen, daß durchgehends die Aussprache aller Wörter, mit Ausnahme der in einem Lesestücke öfter wiederkehrenden, durch Tonzeichen festgestellt und in den Anmerkungen auf die unregelmäßigen Verba spezielle Rücksicht genommen ist. Ausstattung sehr gut.

9. *Graesers Schulausgaben classischer Werke.* Unter Mitwirkung mehrerer Fachmänner herausgegeben von J. Neubauer. Wien, R. Graeser, 1884. gr. 8.

Jede Lieferung (immer ein abgeschlossenes Werk enthaltend) besteht aus einer kurzen, das Wichtigste und Wesentlichste über Dichtung und Dichter in klarer Form bietenden Einleitung und dem Text, der mit wenigen, aber recht sachgemäßen Anmerkungen begleitet wird. I. Wolfgang von Goethe: *Iphigenie auf Tauris.* Von J. Neubauer. Einleitung (XIII S.): 1. Die Entstehung des Dramas; 2. Stoff und Behandlung desselben; 3. Einige Bemerkungen über die Bedeutung des Dramas in der Entwicklung des Dichters; 4. Ort und Zeit der Handlung. Text und Anmerkungen 69 S. 30 Kr. II. Wolfgang von Goethe: *Hermann und Dorothea.* Von Ad. Lichtenheld. Einleitung (XI S.): Dieselben 4 Punkte wie I. Text und Anm. 62 S. 24 Kr. III. William Shakespeare: *Coriolanus* (nach der Übersetzung von L. Tieck). Von E. Nader. Einleitung (VII S.): Dieselben 4 Punkte wie I, doch geht eine kurze Auseinandersetzung über Shakespeares Leben und Werke voran. Text und Anmerkungen 110 S. 30 Kr. IV. William Shakespeare: *Julius Cäsar* (nach der Übersetzung von A. W. Schlegel). Von J. Resch. Einleitung (XII S.): Dieselben Punkte wie III. Text u. Anm. 74 S. 30 Kr. V. Gotth. Ephr. Lessing: *Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück.* Von J. Neubauer. Einleitung (XIII S.) wie I. Text u. Anm. 87 S. 30 Kr.

10. *Gedichte von Friedrich Rückert. Auswahl des Verfassers. Mit Zugaben.* 21. Auflage. Mit dem Bildnis des Verfassers. Frankfurt am Main, J. D. Sauerländers Verlag, 1884. VIII u. 636 S. 5 M.

Diese neueste Auflage wird als eine auf das sorgfältigste revidierte bezeichnet. Mit Bezug auf die „pädagogische Verwendung“ z. B. als Prämienbuch ist darin die neue Orthographie zur Anwendung gekommen.

11. Unser Wissen von der Erde. 11. bis 15. Lieferung. Leipzig, G. Freytag (resp. Prag, F. Tempsky), 1884.

Vgl. das Maiheft d. Js. IV. Abteilung No. 26.

12. O. Tumlirz, Das Potential und seine Anwendung zu der Erklärung der elektrischen Erscheinungen. Mit 108 Abbildungen. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag, 1884. XVI u. 302 S. 3 M. (Elektro-technische Bibliothek, Band XXIII.)

Der Verf., der weitere Kreise mit den Eigenschaften des Potentials bekannt zu machen beabsichtigt, geht von der physikalischen Bedeutung des Potentials aus und hebt bei der Ableitung seiner Eigenschaften stets die physikalische Seite derselben hervor. Wissenschaftliche Voraussetzungen werden so wenig als möglich gemacht. Das Buch zerfällt in vier Teile: der erste behandelt das Potential der Schwere, der zweite und dritte das elektrische Potential in Anwendung auf statische Elektrizität und galvanische Ströme und der vierte das magnetische, elektromagnetische und elektrodynamische Potential.

13. C. P. Caspari, Kirchenhistorische Anecdota nebst neuen Ausgaben patristischer und kirchlich mittelalterlicher Schriften. I. Lateinische Schriften. Die Texte und die Anmerkungen. Universitätsprogramm zur vierten Säkularfeier der Geburt Luthers. Christiania 1883.

Bekanntmachung.

Mit Höchster Genehmigung wird die 37. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner vom 1. bis 4. Oktober d. J. zu Dessau stattfinden.

Indem wir unter Vorbehalt weiterer Mitteilungen uns beehren, zu derselben hiermit ganz ergebenst einzuladen, bitten wir um baldige vorläufige Anzeige der von einzelnen Teilnehmern beabsichtigten Vorträge.

Dessau und Zerbst, den 1. Mai 1884.

Das Präsidium.

Dr. Krüger. G. Stier.

ERSTE ABTHEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Der parataktische Übergang aus Relativsätzen in Demonstrativ- oder Hauptsätze.

Ein Beitrag zur sprachvergleichenden Syntax.

Wie jede noch lebendig sich fortentwickelnde Sprache hat auch die deutsche eine nicht geringe Zahl von Fällen aufzuweisen, in denen sich der Sprachgebrauch noch nicht frei von unsicherem Schwanken festgesetzt hat. So begegnet bei den Korrekturen deutscher Aufsätze oder sonstiger Ausarbeitungen dem Lehrer nicht selten ein Konstruktionswechsel, der sich nach den Gesetzen der Logik und Sprache nicht rechtfertigen läßt. Insbesondere häufig findet sich diejenige Anakolutie, welche da, wo an einen Relativsatz ein anderer nebensubordinierter anzuknüpfen ist, ein Demonstrativ für das zweite Relativ substituirt oder letzteres ganz wegläßt. Auffällig ist aber, daß diese Unregelmäßigkeit nicht bloß in Schülerarbeiten auftritt, sondern uns fast täglich wiederholt in den verschiedensten Zeitungen und Journalen von den subalternsten Geschäftsanzeigen und Tagesberichten bis zu den schwungvollsten Leitartikeln begegnet. Und hier könnte man den Fehler immer noch mit der Hast des Alltagslebens, mit der rhetorischen Eile der Journalisten im Drange der Tagespolitik entschuldigen. Aber selbst unsere namhaftesten Schriftsteller, Dichter und andere Männer der Wissenschaft, darunter Stilisten ersten Ranges, haben sich jener Unregelmäßigkeit in weit ausgedehnterem Maße bedient, als man gemeinlich annimmt. Dies gilt insbesondere von Wolfgang Goethe, der die Sprache doch, wie kaum ein anderer, bis in ihre feinsten Nüancen beherrschte, „dem kein Ton versagte auf der unendlichen Leiter der Töne, in denen sich das bewegte Menschenherz ausspricht, dem alle zu Gebote standen vom schmeichelnden Hauche bis zum ingrimmigen Titanentrotze“.

Wendungen wie: „Die Unglücklichen, denen man nicht helfen, sie nicht erquicken konnte“, „Eine Kontroverse, die ich wegließe und ein heiteres Naturgedicht dafür einlegte, weswegen

er mich schalt, jedoch später mein Verfahren billigte“ finden sich bei Goethe in ungemessener Zahl. Selbst Schiller ist nicht frei davon, z. B. wenn er sagt: „Seht da die Verse, die er schrieb und seine Glut gesteht“. Schopenhauers vorzüglicher und sachgemäßer Stil ist bekannt. Unter den charakteristischen Aussprüchen, welche Hermann Frommann „Arthur Schopenhauer“, drei Vorlesungen Jena 1872, anführt, findet sich S. 71—72 auch einer über den unglückseligen Scharfsinn, mit welchem kleinliche Naturen in den objektivsten harmlosesten Bemerkungen persönliche Anspielungen wittern; dieser schließt mit den Worten: „so daß sie in ihrer Verletzbarkeit den kleinen Hunden gleichen, denen man, ohne sich dessen zu versehen, so leicht auf die Pfoten tritt und das Gequieke anzuhören hat“. Aber nicht genug; selbst in den wissenschaftlichen Büchern, welche Schulmänner und Gelehrte mit glänzenden Namen wie Seyffert, Halm, Schneidewin, Döderlein, Nägelsbach u. a. ausdrücklich für die Jugend geschrieben haben, sind jene Anacoluthien eingebürgert. So ist es geradezu auffallend, wenn Nägelsbach in seiner „Lateinischen Stilistik für Deutsche“, 4. Aufl., S. 458 ausdrücklich zur Vermeidung schleppender Unterordnung die Koordination von Relativsätzen vorschlägt und demgemäß, zugleich Krebs' Antibarbarus tadelnd, folgende freie Musterübersetzungen giebt:— Cic. Fin. V 76: „Oder soll ein Jüngling Dinge lernen, die er immerhin vortrefflich begriffen haben und deswegen doch nichts wissen kann?“ und Cic. Fam. IV 2: „Ich fürchtete, du möchtest in der Entfernung erfahren, was da jetzt nicht siehst und ebendeswegen in meinen Augen viel besser daran bist als wir, die wir es sehen“. Hier hat entweder ein Fehler des Satzbaues Platz gegriffen, um eine Härte desselben zu vermeiden, ist also ein Übel für das andere genommen, — oder Nägelsbach hat jene Anknüpfung eines Demonstrativs statt eines Relativs stilistisch für berechtigt gehalten. — In der Lutherschen Bibelübersetzung sind solche Konstruktionen nicht selten wie Ps. 103, 5: „Der deinen Mund fröhlich macht und du wieder jung wirst wie ein Adler“ u. a. m.

Wie hat sich der korrigierende Lehrer solchen Anacoluthien gegenüber zu verhalten? Nach der Ansicht des Unterzeichneten hat er sie nicht zu dulden, aber anders zu behandeln als die sonst üblichen wirklichen Stilfehler der Jugend. Indem er die dem logischen Sinn entsprechende grammatische Formulierung bei stilistischer Abrundung finden läßt, wird er doch nicht umhin können, auf den richtigen Kern und den historischen Anlaß zu jener abnormen Parataxis aufmerksam zu machen. Dieser Forderung sollen die nachstehenden Untersuchungen entgegenkommen.

1) Der nächstliegende Anlaß zu jenem Konstruktionswechsel ist stilistischer Natur. Da die Häufung der Relativsätze und namentlich die Wiederholung der Relativa häufig nicht nur einen Mißklang erzeugt, sondern auch die Auffassung des Sinnes etwas

erschwert, so sucht der Stilist instinktiv und halb unbewußt diese Mängel durch die mehr abrundende, aber logisch hier nicht zutreffende Form des zusammengezogenen Satzes zu beseitigen:

2) Sodann ist der Übergang des Relativsatzes in einen koordinierten Demonstrativsatz auch durch jenes Streben nach parataktischer Ausdrucksweise begründet, welches ursprünglich wohl allen — insbesondere aber den indogermanischen — Sprachen eigen ist. Die Sprache der Kindheit sowohl der Völker wie der Individuen ist vorwiegend parataktisch. Die Sprachforscher haben nachgewiesen, daß alle Hypotaxis aus der Parataxis, daß die Relativa aus den Demonstrativen sich mit der fortschreitenden Geisteskultur erst allmählich herausgebildet haben. (Vgl. z. B. Windisch in den Studien zur griechischen und lateinischen Grammatik, herausg. von G. Curtius; Delbrück, Über die Resultate der vergleichenden Syntax u. a. m.) Wo wir z. B. sagen würden: „Ein Jäger schoß den Vogel; welcher auf dem Baume saß, sobald er ihn bemerkte“, sagte der einfache Naturmensch etwa: „Der Jäger kam zum Baume. Auf dem Baume bemerkte er einen Vogel. Der Jäger schoß den Vogel.“ Diese parataktische und einsilbige Art sich auszudrücken tritt auch in unserer kultivierten Zeit immer wieder da hervor, wo der Mensch der ursprünglichen Naturstufe näher steht, also in der Kindheit, in der Krankheit und in der Erregung. Man höre nur, wie Kinder, selbst noch Schüler der Quarta, eine Geschichte nacherzählen. Sie drücken sich meist parataktisch aus mit den Partikeln „und da“. Wie kurz und bündig drückt sich der Erregte, wie einsilbig der Kranke aus. Statt vieler Beispiele, wie sie sich bei Herodot, Thukydides und besonders bei den Rednern, bei Cäsar, Livius und namentlich in Ciceros Reden finden, mögen hier zwei Stellen Platz finden: Lysias XII 14, wo der Redner angstvoll den Darnippos anruft: *Ἐπιτήδειος μὲν μοι τυγχάνεις ὢν, ἤκω δ' εἰς τὴν σὴν οἰκίαν, ἀδικῶ δ' οὐδέν, χρημάτων δ' ἕνεκα ἀπόλλυμαι. Σὺ οὖν . . . μοι πρόθυμον παράσχου . . . εἰς τὴν ἐμὴν σωτηρίαν.* Die deutsche Volkssprache würde sich ähnlich ausdrücken: „Du kommst mir gerade recht, ich flehe dich an, ich bin unschuldig, man verfolgt mich, rette mich.“ Vgl. eine ähnliche Stelle in der oratio obliqua bei Cicero Verr. V 160: *queri coepit, se civem Romanum in vincla esse coniectum, sibi recta iter esse Romam, Verri se praesto advenienti futurum.* Vgl. Verr. IV 27. 52 u. a. m.

Bekannt ist die an parataktischen Verknüpfungen so reiche Natursprache Homers (vgl. Grumme, De parataxis Homericae quodam genere. Gera 1878. Vgl. Progr. 1880. Bursian, Jahresbericht 1881 S. 260—262), ferner die naiv anreihende Darstellung des Herodot, die *λέξεις εἰσομένη*, der die *λέξεις καεστραμμένη* des Thukydides gegenüber steht, die rhetorische Parataxe der Redner (vgl. Rehdantz, Index zu Demosthenes I 1 Parataxis;

Gebauer, de hypotacticis et paratacticis argumenti e contrario formis qu. rep. apud oratores atticos Zwickau 1877 u. a. m.). — Wie weit auch sonst noch die parataktische Satzform für die hypotaktische Gedankenverbindung bei den alten und zum Teil auch den modernen Klassikern herrscht, gedenke ich auf Grund umfassender Stellensammlungen in einer späteren Untersuchung zu beweisen. Es sei schon hier bemerkt, daß alle Arten von subordinierten Sätzen, insbesondere aber die konzessiven, komparativen und relativen Nebensätze, in zahllosen Beispielen durch die protasis hypotactica vertreten sind. So ist die Figur der Hendiadys nichts anderes als attributive Parataxe statt der Hypotaxe; die lateinischen Partikeln *item ac*, *simul ac*, *pariter ac* u. s. w. sind wie das griechische *τὸ αὐτὸ καὶ* u. s. w. in der Form noch parataktisch. Z. B. Hom. B 242 *Ἀντίκ' ἔπειθ' ἄμα μῦθος ἔην τελέεσσιό τε ἔργον*. „Gesagt, gethan.“ Sall. Iug. 97 *Simul cognovit et (atque) ipsi hostes aderant*. Vgl. Tac. Ann. IV 25 u. a. Daß die hypothetischen Vordersätze (Negation *μή*) den Begehrungsätzen angehören, weil in ihnen ursprünglich ein parataktischer Imperativ steckt, habe ich in den „Beiträgen zur griechischen Schulgrammatik“ Zeitschr. f. d. Gymn. 1882 S. 424 nachzuweisen gesucht. Man beachte Sätze wie Sophokl. Antig. 768 *δράτω, φρονεῖτω μείζον, . . . τὰ δ' οὖν κόρα τὰδ' οὐκ ἀπαλλάξει μόρον*. Ebenda v. 1168 *Πλούται τε γὰρ . . . καὶ ζῆ τύραννον στήμ' ἔχων . . . τὰ δ' ἄλλα οὐκ ἂν προκαίμην*. Cic. Verr. II 57 *Attendite, iam intellegitis*. Liv. IX 3, 12 *Servate modo . . . ea est* u. s. m. Wieland, Oberon:

„Du teurer Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand;
Sei immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch zu dir gezogen.“

N. T. „Thue das, so wirst du leben.“

Insbesondere bedeutsam für unsere Untersuchung ist die weitausgedehnte Vertretung koordinierter Hauptsätze statt der Relativsätze. Ganz abgesehen vom griechischen und lateinischen Sprachgebrauch sei hier nur auf wenige deutsche Stellen verwiesen, z. B. Nibelungen 1148, 3: *ergetz si dër leide, un d* (= die) *ir mir habet geidn*. 2086, 1: *ich mane ich dër genäden und ir mir habt gesworn*. 2075, 1, 2: *mit weinunden augen und hëtes vil geidn*. 1293, 1: *al di wile unt Etzel bt Kriemhiltē stuont*. (Schleicher, Deutsche Sprache S. 303.) Schiller:

„Und muß ich so dich wiederfinden
Und (= der ich) hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden?“

„Ein Regenstrom aus Felsenrissen,

Er (= der) kommt mit Donners Ungestüm“ u. s. w.

Ideale: Wie aus des Berges . . . u. s. w.

3) Noch bedeutsamer aber scheint auf die uns zur Betrachtung vorliegende Parataxe von Relativ- und Demonstrativsätzen im Deutschen der Einfluss eingewirkt zu haben, welchen das griechische und römische Sprachidiom als weltherrschende Gelehrtensprachen teils indirekt auf die Entwicklung der deutschen Sprache ausübten, teils direkt noch immer durch die Lektüre der klassischen Autoren auf den höheren Lehranstalten ausübten.

Griechische und lateinische Worte, Redewendungen und Bilder haben sich in weit größerer Zahl, als man gemeinlich glaubt, in der deutschen Sprache festgesetzt. Vgl. u. a. meine Abhandlung: „Die poetische Sprache in der deutschen und antiken Lyrik (Metaphern, Metonymieen und Personifikationen) in Masius' Jahrb. f. Pädag. 1870 S. 361—383. Insbesondere aber sind durch das Medium der Lutherschen Bibelübersetzung, der vielfach das griechische Gepräge noch sichtbar anhaftet, biblische Worte und Wendungen gleichmäßig in alle Schichten der Gesellschaft hinauf- und hinabgedrungen. Dafür bieten zahlreiche Belege: Büchmanns „Gesüßelte Worte“, 1. Abtlg., sowie die Schrift des bekanten Germanisten Robert Boxberger: „Die Sprache der Bibel in Schillers Räubern“, Programm Realsch. Erfurt 1867. Mit den griechischen Redeweisen haben auch griechische Satzformen meist aus der Lutherschen Übersetzung Eingang in die Volkssprache gefunden, z. B. die Abundanz der Negationen in Wendungen: „Saget niemand nichts“. „Ich habe keinen nicht gesehen.“ „Was du nicht willst, dafs dir geschieht, das thu auch keinem andern nicht.“ Im Lateinischen führen nur *neque* und *ne-quisdem* nicht die Aufhebung der ersten Negation herbei; auch das Gotische ist frei von jener dem Griechischen eigenen Abundanz der Negationen, die sich indes schon wieder im Mittelhochdeutschen zeigt, z. B. Iw. 578; Parz. 473, 17; Nib. 176, 4; vgl. Wackernagel, Fundgr. 1, 269—306; Zarncke, mhd. Wörterb. 2, 1, 320; Hahn, mhd. Gramm. 439. Auch sonst finden sich unabhängig von Luther im Deutschen griechische Konstruktionen, wie z. B. der oben erwähnte Imperativus conditionalis und concessivus: „Thue das, so wirst du leben“ u. s. w.; der imperativische bei Homer so gebräuchliche Infinitiv, der offenbar von einem elliptischen $\delta\sigma\tau$, $\chi\epsilon\eta$ abhängt, namentlich bei kurzen Befehlen: Abwarten! Antreten! Stehen bleiben! u. s. w.

Nicht minder einflussreich hat sich die lateinische Sprache für den deutschen Satzbau erwiesen, z. B. im empirischen Perfekt, welches in Verbindung oder mit Hinaudeckung von *saepe*, *plerumque*, „oft“, „manchmal“ u. s. w. eine relativ gültige Erfahrung ausspricht wie der griechische Aorist mit *πολλάκις*. „Vorgethan und nachbedacht, hat manchem schon grofs Leid gebracht“. Überbleibsel von der freien Stellung des Prädikats bei Luther und Späteren werden unten erwähnt werden. Zwar sind die Zeiten vorüber, wo der von römischer Sprachweise durchtränkte Gelehrten-Jargon sich in Schule und Leben und namentlich in der Inter-

pretation der Klassiker breit machte, wo Wendungen nicht selten waren, wie diejenige, welche noch vor drei Jahrzehnten ein berühmter Schulmann vor seinen Schülern gebrauchte: „Welches, daß ihr dasselbige nicht thun sollt, ich euch wie oft schon verboten habe“. Aber immerhin ist der Einfluss der klassischen Sprachen auf unsere Denk- und Redeweise unverkennbar geblieben.

*Quo semel est imbuta, recens servabit odorem
Testa diu!*

Somit glaube ich im allgemeinen die Fundstätten bezeichnet zu haben, wo der unserer Betrachtung vorliegende Gebrauch der parataktischen Relativsätze ursprünglich zu suchen ist. Es wird nun unsere Aufgabe sein, unter den massenhaft in der antiken und deutschen Litteratur kursierenden Beispielen dieser Anakoluthie eine gewisse Ordnung und Stufenfolge festzustellen. Aufser den vom unterzeichneten Verfasser selbst gesammelten Beispielen sind benutzt worden: a. griechische Sätze aus Raphael Kühners ausführlicher Grammatik der griechischen Sprache § 561 ff., sowie aus K. W. Krügers griechischer Sprachlehre § 59, 2 A. 6 und § 60, 6 A. 1—4; b. lateinische Sätze aus Drägers historischer Syntax der lateinischen Sprache II S. 483 ff. und Raphael Kühners ausführlicher Grammatik der lateinischen Sprache § 198, außer denen noch andere Grammatiken verglichen sind; c. Beispiele deutscher Klassiker in Dan. Sanders Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten der deutschen Sprache S. 81—82 unter bezügliche Fürwörter 7, sowie in Engeliens Grammatik der neuhochdeutschen Sprache § 149, 11. Speziell Beispiele aus Goethe enthalten Lehmann, Goethes Sprache § 31, Teipel, Programm Coesfeld 1846 u. a. m. Goethe ist citirt theils nach der Ausgabe Stuttgart 1827, 55 B., theils nach späteren Ausgaben z. B. 1840, 40 B., 1867, 12 B.

Der parataktische Übergang aus dem Relativsatz in einen Demonstrativ- oder Hauptsatz ist, wie wir gesehen haben, in den alten Sprachen wie in der deutschen vorhanden und durch analoge Vorgänge begründet, aber nicht gleichmäfsig in allen zur Herrschaft gelangt. Im Griechischen ist dieser Gebrauch durchaus zur Regel geworden; im Lateinischen und Deutschen dagegen bildet die Parataxe wirklicher Relativa die Regel, jener Sprachgebrauch aber die Anomalie, jedoch mit dem Unterschied, daß wir an den immerhin ziemlich zahlreichen Abweichungen des lateinischen und auch noch des altdeutschen Sprachgebrauches kaum Anstofs nehmen, dagegen durch die ebenso zahlreichen Beispiele des neuhochdeutschen Sprachgebrauchs uns stets befremdet fühlen und bei ihnen den Eindruck des Fehlerhaften nicht verwinden können. Woher kommt das?

Nach meiner Ansicht einfach daher, weil die freiere Stellung und Beweglichkeit der Worte speziell des Prädikats ohne Rücksicht auf Haupt- und Nebensatz, wie in den alten Sprachen,

so noch im Mittelhochdeutschen sich durchgreifend von der strengeren Regel des Neuhochdeutschen unterscheidet. Während dort der Übergang in die Form des Hauptsatzes sich nicht so greifbar markiert, muß es uns im Neuhochdeutschen befremden, wenn an den Relativsatz ein Hauptsatz sich knüpft, dessen Prädikat analog dem Relativ- und Nebensatze am Ende der Periode steht, was sonst bei Hauptsätzen mit mehr als zwei Satzgliedern doch unzulässig ist. Und doch ist diese freiere Bewegung, nämlich die im Griechischen, Lateinischen und Altdutschen übliche resp. zulässige Stellung des Prädikats am Ende des Hauptsatzes auch sonst noch nicht ganz selbst in unserer heutigen Sprache verklungen. Beispiele: Nibel. 503, 4 *dar nach is ranc min hêrre, wol ich dax verendet han* u. a. m. Vgl. dazu die Beispiele oben S. 10. Bei Luther ist der Gegensatz zwischen Haupt- und Nebensatz nicht immer bemerkbar. So sagt er (Erlang. Ausg. II 1, 8): Ob nu leider es zu Rom also stehet, dafs wol besser tuchte, so ist doch die und kein Ursach so grofs noch werden mag, dafs man sich von derselben Kirchen reissen adder scheiden soll; ja je ubeler es do zugeht, je mehr man zulaufen und anhangen soll. — Über die Confessio Augustana schreibt er aus Koburg: sie gefällt mir fast wol und (sc. ich) weifs nichts daran zu bessern noch zu ändern; würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht auftreten kann. Bei seinem Vergleiche mit Melanchthons Charakter sagt er: „darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind“ u. a. m. Im Psalm 139 hat Luther v. 12 übersetzt: „Denn auch Finsternis nicht finster ist bei dir.“ Im Katechismus 3. Hauptstück, 5. Bitte: „denn wir täglich viel sündigen und wohl eitel Strafe verdienen. Beckmann, Beschreibung der Chur- und Mark Brandenburg V 2, 3, § 14 läßt etwa im 16. Jahrh. den Räuber Heino Kleemann aus seiner Höhle „Klemens Kuhle im Hainholz bei Pritzwalk“ in einem Fehdebrief schreiben: „Ihr ehrwürdigen Rathmannen, Bürgermeister und die ganze Gemeinde von Pritzwalk! Ihr wohl wisset, dafs ihr unsern ehrwürdigen Vater mit Unrecht getödtet habt . . ; so sollt ihr auch wissen, Ihr lieben Bürger, dafs ichs rächen werde“ u. s. w. Dieser Gebrauch hat sich nachher noch lange in Sprichwörtern und in der neuhochdeutschen Poesie erhalten, z. B.: „Den Unzufriedenen niemand begehrt.“ „Die taube Ähre stolz zum Himmel steigt, die fruchtbeschwerte still zu Boden neigt.“ Ein Sinnspruch von Goethe: „Was im Leben uns verdriest, man im Rilde gern genießt.“ Bei Uhland: „Doch als er's wog in seiner Hand, das Schwert er viel zu schwer erfand. Der alte Schmied den Bart sich streicht.“ In Wallensteins Lager von Schiller unter anderen: „Wer's nicht nobel und ehrlich treibt, lieber weit von dem Handwerk bleibt.“ Vgl. Toggenburg: „Nach dem Fenster noch das bleiche stille Antlitz sah“ u. a. m.

Wo diese Schlussstellung des Verbuns im Hauptsatze ab-sichtlich beibehalten ist, um den Jargon früherer Zeiten und der darin auftretenden Personen charakteristisch auszuprägen, wie in Kirchenliedern, Sprichwörtern, Sagedichtungen, z. B. von Uhland, in Goethes Faust, in den Balladen und Romanzen sowie in „Wallensteins Lager“ von Schiller u. dgl., da hat sie einen bestimmten, nämlich sprachhistorischen Wert. Man wird aber diese Unregelmäßigkeit in den sonstigen poetischen Erzeugnissen unserer besseren neueren Dichter, wie z. B. bei Schiller, von Platen, vergeblich suchen und auch bei Goethe nur selten finden; und wenn subalternen Dichter der Gegenwart sich noch dieser Freiheit bedienen, so greift man wohl nicht fehl, wenn man sie auf eine Reimnot zurückzuführen sucht, durch welche der Fehler nicht entschuldigt werden darf.

Aus diesem selben Grunde wird man auch im neuhochdeutschen Prosa-stil die parataktische Anknüpfung von Demonstrativ-sätzen, deren Verbum wie im Relativsatze am Ende steht, nicht für legal ansehen dürfen, so zahlreiche Beispiele auch von namhaften Stilisten sich in der Litteratur finden.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß es sich in allen den folgenden Erörterungen und Stellen nur um ko-ordinierte Relativsätze, also nicht um solche handelt, denen ein neuer Relativsatz untergeordnet ist, in welchen Fällen von allen Sprachen selbstverständlich nur das Relativpronomen, im Deutschen „der“ mit „welcher“ wechselnd angewendet wird, z. B. Ἐδοξε τῷ δήμῳ τριάκοντα ἄνδρας ἐλέσθαι, οἱ τοὺς πατέρας νόμους συγγράψουσιν, καθ' οὓς πολιτεύουσιν. Nach Xen. *Legatos ad Caesarem mittunt, quorum Divico princeps fuit, qui bello Cassiano dux Helvetiorum fuerat.* Caes. „Er wohnte neben einem Hause, in welchem eine der stolzesten Courtisanen sich aufhielt, die man jemals in Rom reich und beliebt gesehen hatte“ Goethe.

Wir unterscheiden nun folgende Konstruktionsfälle:

Koordinierte Relativsätze.

1) Sätze, welche bei gleichem Kasus des Relativpronomens das letztere meist nicht wiederholen, sondern regelmäßig zusammengezogen werden.

2) Sätze, welche bei ungleichem Kasus des Relativpronomens das letztere der Regel gemäß besonders ausdrücken resp. wiederholen.

3) Sätze, welche bei ungleichem Kasus des Relativums das letztere nicht wiederholen wie die Sätze s. 1.

4) Sätze, welche bei ungleichem Kasus des Relativums für das letztere einsetzen: a. das Personal- resp. Possessiv-Pronomen der 1. Person, b. das Personal- resp. Possessiv-Pronomen der 2. Person, c. das Personal- resp. Possessiv-Pronomen der 3. Person oder ein Demonstrativum, d. ein Demonstrativ-Adverbium.

5) Sätze, welche an vorausgehende Relativsätze parataktisch angeknüpft werden, ohne doch mit jenen ein gemeinsames Bezugswort zu haben oder überhaupt ihnen logisch koordiniert zu sein.

6) Sätze, welche in freier Anknüpfung an einen Relativsatz anakolutisch die Form eines Hauptsatzes annehmen.

Die Fälle 1—2 entsprechen streng den Regeln der Grammatik und Logik, die Fälle 3—6 weichen mehr oder weniger von den Regeln ab.

1) Zusammengezogene Relativsätze bei gleicher Kasusform.

a. In allen Sprachen pflegt regelmäfsig das zweite Relativ zu fehlen, z. B. Ἀνὴρ ὃς παρ' ἡμῶν ἦν καὶ (ὃς) ὑπὸ πάντων ἐφιλεῖτο· ὃν ἐθαιμάζαμεν καὶ (ὃν) πάντες ἐζήλουν. — *Qui se humanis vitis contemnunt et (qui) se totos libidibus dedissent* Cic. Tusc. I 72. Cäs. BG. I 3, 5. IV 34, 4 u. a. m. — „Was ist der Arbeit Ziel und Preis, der peinlichen, die mir die Jugend stahl, das Herz mir öde liefs und unerquickt den Geist?“ Schiller (1822) 6, 94.

b. Des rhetorischen Nachdrucks (Anaphora) oder der Klarheit wegen kann jedoch auch die gleiche Form des Relativs (meist ohne Bindewort) wiederholt werden, z. B.

ἄς δ' αὐτὸν βίχας εἰρξας, ἄς σὺν ἡρπασας· Eurip. Bacch. 443: οὐκ ἐν ᾧ κείνται μᾶλλον, ἀλλ' ἐν ᾧ ἡ δόξα αὐτῶν . . . καταλείπεται. Thok. II 42, 2. Xen. Anab. I 7, 3 (ἧς καὶ ἧς).

Quis est nostrum liberaliter educatus, cui non educatores, cui non magistri sui atque doctores, cui non locus ipse . . . in mente versatur? Cic. p. Planc. 81. „Es ist der Jüngling, der mit Psychen sich vermählte, der mit im Rat der Götter Sitz und Stimme hat“ Goethe (1827) 9, 110; vgl. 53, 179; der — der — was — was — deren — deren — 20, 78.

c. Endlich findet sich, wiewohl selten, bereits bei gleicher Kasusform der unregelmäfsige Übergang zum persönlichen resp. Demonstrativpronomen wie nachher, s. Nr. 4, z. B.: Ῥοδίου, ὃν τοὺς πολλοὺς φασιν ἐπίστασθαι σφενδονᾶν καὶ τὸ βέλος αὐτῶν καὶ διπλάσιον φέρεσθαι τῶν Περσικῶν σφενδονῶν Xen. Anab. III 1, 16. ἧς ἐγὼ οὐτ' ἂν εἶποιμι μὴδ' αἱ ξυμποραὶ παραπλήσιοι γένοιτο αὐτῆς Aesch. III 128. Vgl. Dem. XL 56. ἧ . . . καὶ ταύτη Hdt. IX 21. Matthiä II § 472, 3. Pflugk ad Eur. Andr. 651. Teipel, Lpz. Archiv f. Phil. u. Pädag. 1842 S. 506 nebst lateinischen Beispielen. *Quibus . . . saluti fuit atque is profuit* Plaut. Capt. 552. — *quem . . . neque illum* Ter. Ad. 306. — *eas leges quibus . . . eisque* Cic. Phil. I 24. — pro Arch. poet. 31, Verr. IV 9. — *quem . . . eumque* Cic. Tusc. V 8, cf. V 17. — „Ich teilte ihm die neuesten Scenen des Faust mit, die er wohl aufzunehmen schien, sie auch, wie ich nachher vernahm, gegen andere Personen mit entschiedenem Beifall beehrt hatte.“ Goethe.

2) Relativsätze, mit Wiederholung des Relativums bei ungleicher Kasusform.

Die besondere Wiederholung des Relativums bei ungleichem Kasus ist im Griechischen selten, im Lateinischen und Deutschen dagegen die Regel. Im Griechischen sind nur wenige Beispiele vorhanden, welche zeigen, daß das zweite Relativ meist nur a. in der Anaphora, oder b. dann besonders ausgedrückt wird, wenn das Demonstrativ nachfolgt; endlich c. da, wo der erste Relativsatz nur eine Nebenbemerkung oder Umschreibung, also einen wesentlichen Bestandteil des Hauptsatzes selbst bildet.

ὄν ἔφρασκεν ὑφ' ἡμῶν ἠνδραποδίσθαι καὶ παρ' οὐ τούτοις ἡμᾶς ἔχειν, τούτων δὲ ξαιρούμενος εἰς ἐλευθερίαν Ps. Isokrates 17, 14. ἐν ᾧ σχήματι μεγίστη ἡ πόλις ἐτύχχανε . . . καὶ ὅπερ ἐδέξατό τις, τοῦτο ξυνδιασώζειν Thuk. VI 89, 5. τὰς πύλας ἣ ἐσῆλθον καὶ αἰπερ ἀνεργόμενα ἦσαν Thuk. II 4, 3. τὸ δὲ χωρίον οὐ νῦν ἡ πόλις ἐστὶ καὶ ὁ πρῶτον ἐτιχίσθη Thuk. VI 4, 3. οἷον αὐτὸ ὑπολαμβάνω καὶ οἷον αὐτοῦ ἐπιθυμῶ ἀκούσαι Plat. Euthydem. 278 e. ἣς κέκτησθε καὶ (ὑπερ) ἣς ὑμᾶς ἐγὼν εὐδαιμονίζω Xen. Anab. I 7, 3.

Quis tam esset ferreus, qui eam vitam ferre posset cuique non auferret fructum voluptatum omnium solitudo? Cic. Lael. 87. *qui — quibusque* Cic. Tusc. I 72. *Nos qui — et quibus* Cic. d. or. III 16. *quibus — quosque* Caes. b. G. I 28, 5. *Aratus eos, quos ipse restituerat, quorum bona alii possederant, egere iniquissimum arbitrabatur* Cic. off. II 23. *qua — quam* Cic. fin. II 5. *quos — qui* Cic. Tusc. V 23 u. a. m. „Gottes Freund und der Pfaffen Feind war der Wahlspruch, den Mansfeld auf seinen Münzen von eingeschmolzenem Kirchensilber führte und dem er durch seine Thaten keine Schande machte“ Schiller 14, 163. — „Natalie hatte verschiedene Blumen von seltsamer Gestalt gebrochen, die Wilhelm völlig unbekannt waren und nach deren Namen er fragte“ Goethe 20, 196. — Vgl. 23, 26. 48, 798. 19, 65. 17, 109. 20, 78 u. a. m.

Da diese Verbindung im Lateinischen und Deutschen die regelmässige ist, so genügen diese wenigen Beispiele statt vieler.

Bei dieser Gelegenheit wird auf die in den fremden Sprachen mehrfach vorkommende grammatische Inkoncinnität hingewiesen, welche sich in der logischen Koordination eines Adjektivums oder Participiums mit einem folgenden Relativsatze zeigt: Z. B. *Τὰ μὲν οὖν κατηγορημένα πολλὰ καὶ περὶ ὧν ἐνίων μεγάλας καὶ τὰς δαχάτας οἱ νόμοι διδῶσι τιμωρίας* Dem. XVIII 12 u. a. m. Im Latein steht dann im Relativsatze der Coniunctivus consecutivus. Z. B. *Xenophon leniore quidem sono usus est (sc. talis) qui illum impetum oratoris non habeat* Cic. de orat. II 58. Vgl. I 25. Brut. 35. Off. III 32. Liv. II 56, 3. VI 34, 11. 35, 5. XXIV 37, 3. XXXIV 1, 1. Suet. Tit. 3. Tac. A. II 88. Hist. I 10. Curt. III 3, 8.

Liv. Frag. 50. Spart. Hadr. 4. Capit. Ant. Pius 1. Ant. Ph. 1. Vgl. Dräger § 480. Kühner § 194, 7. So sehr üblich im Französischen: *et qui*. — Deutsche Beispiele bei Engelen § 149, 13: „Es kommt vieles auf die Beobachter an und was für eine Seite man abzugewinnen weiß“ Goethe. „Er hatte einen guten Grund in den Sprachen und was man sonst zu einer gelehrten Erziehung rechnet, gelegt“ Goethe. „Ein lebhafteres und näher liegendes Interesse ... und welches von bürgerlichen Verhältnissen durchaus unabhängig war, fing an ... zu beseeelen“ Schiller. „Im Jahre 1531 wurde die Börse gebaut, die prächtigste im ganzen damaligen Europa, und die ihre stolze Aufschrift erfüllte“ Schiller. „Ich werde eine fromme Frau an Ihnen haben und die nicht stolz auf ihre Frömmigkeit ist“ Lessing.

3) Relativsätze, welche auch bei ungleichem Kasus das zweite Relativum weglassen und aus dem ersten einfach ergänzen, analog dem Fall 1.

Dieser Fall tritt im Lateinischen in der Regel nur dann ein, wenn das zweite Relativum im Nominativ oder allenfalls Accusativ stehen würde, spezieller wenn diese aus einem vorhergehenden Genetiv, Dativ oder Ablativ ergänzt werden, seltener, wenn der Nominativ aus dem Accusativ oder umgekehrt zu ergänzen ist; übrigens nur in der 3., nicht in der 1. und 2. Person. Im Griechischen ist der Gebrauch freier und nicht streng durch die Kasusformen bedingt; im Deutschen wird er als Härte empfunden. *Ἀσιατός ὃν ἡμεῖς ἐθέλομεν βασιλεῖα καθιστάναι καὶ (ὃ) ἐδώκαμεν καὶ (παρ' οὗ) ἐλάβομεν πιστά, ἡμᾶς κακῶς ποιεῖν πειράται* Xen. Anab. III 2, 5. *Οὗς ἡ μὲν πόλις ἀπῆλασε, σοὶ δ' ἦσαν φίλοι* Dem. 18, 82. *αἱ δοκοῦσι ... καὶ (ὧν) ἐμοὶ πρότεροι ἂν ἐπιμελουμένῳ* Xen. Oec. 4, 1. *Οὗς κεν εὖ γνοίην καὶ (ὧν) τοῦνομα μνηστειῶν* Homer Γ 235. *ὃ ἐπι πόλλ' ἐμύγησα, δόσαν δέ μοι νῆες Ἀχαιῶν* A 162. Vgl. Xen. An. III 1, 17. IV 7, 2. Plat. Civ. 533d. Plat. Conviv. 201b. Plat. Menex. 239c. Isocr. Paneg. 38. Thuc. II 41. Eurip. Suppl. 862. Hom. β 114. ι 110. N 634 u. a. m. Vgl. auch Krüger § 60, 6, 1. Kühner § 561.

Lateinische Beispiele finden sich bei Dräger, Historische Syntax § 481 a—k nach den Kasus geordnet. Z. B.

a) *qui fatetur et (quem) non timeo* Cic. Cat. II 17; vgl. de or. II 43.

b) *quae amisi .. aut .. facta sunt* Sall. Jug. 14, 16. *quos Volux adduxerat neque (qui) affuerant* ebd. 101, 5; vgl. 31, 18. Cic. d. or. I 165. Ter.-Ad. 84.

c) *cuius inclusione contentus non eras (quem) interficere voveras, patria privare cupiebas* Cic. in Vat. 10, 14; vgl. Liv. IX 1, 9.

d) *cui tradiderat iusseratque* Liv. X 29, 3; vgl. Cic. Off. II 21.

- e) *quo utimur et non praebetur* Cic. Verr. IV 9. Fin. II 76.
 f) *de quo audistis et pervagatum est* Cic. Verr. IV 64.
 g) *quibus imperasset neque contulissent* Bell. Alex. 56;
 vgl. Cic. Tusk. I 72; Plaut. Rud. 291; Liv. VII 23, 9; Lact. V 1, 13.
 h) *quem pertulit civitas paratque* Cic. off. II 23; vgl. Plaut. Amph. 425.
 i) *quae delata esset aut . . . privarentur* Capitol. Pert. 7.
 k) *qui conficiatur neque commovetur animus* Ter. Andr. 66.
 Deutsche Beispiele von Goethe:

„Wems Herze schlägt in treuer Brust und ist sich rein, wie ich bewufat“ u. s. w. 1, 190. „Wohin er ihr einmal folgte und sie beten sah“ 18, 172. „Von dem ich Ehre genug davon trug und (bei dem ich) das Glück nicht mehr als billig versuchen wollte“ 34, 95. „Wendungen, die ich hundertmal gehört und als an hohlen Klängen mich geärgert hatte“ 19, 147. „Eine kurze Relation, welche ich hier einschalte und sodann noch einige Partikularitäten hinzufüge“ 25, 228. „Ich erinnerte mich . . . seiner Auktion, der ich von Anfang bis zu Ende bewohnte und . . . manches erstand“ Goethe. „Ein Flügel stand in der Mitte, an den sich sogleich die einzige Tochter des Hauses niedersetzte und . . . spielte“ Goethe. „Gründe, welche der Begleiter bescheiden und geduldig aufnahm, aber (trotz deren er) doch zuletzt bei seiner Meinung beharrte“ Goethe. „Was jeder Handwerksbursch' im Grund des Säckels spart, | zum Andenken aufbewahrt | und (für dessen Erhaltung er) lieber hungert, lieber bettelt“ 11, 126. „Eine Gesellschaft, an die ich nicht gedacht habe und (bezüglich deren) mir auch nicht aufgefallen ist, daß wir Subalternen nicht hinein gehören“ Werthers Leiden. „Celinis guter Humor, den man durchgängig bemerkt und . . . sogleich wieder zum Vorschein kommt“ 29, 172. „Was entschieden viele Nachteile hat und (wodurch) der Einzelne gezwungen wird, ein jedes Gespräch unwillkürlich zu hören“ Bastiano 21. „Seht da die Verse, die er schrieb und (in denen er) seine Glut gesteht“ Schiller 68a. „Jenes Rauchkollegium . . . , welches der erste Friedrich Wilhelm gestiftet und (in welchem er) durch seine Autorität das Tabakrauchen veredelt hat“ Tieck, Ges. Nov. 8, 294. „Indessen hatte der Jesuit der jungen reizenden Komtesse Palfy einen Wink gegeben, den sie sofort verstand und (auf den) sie sich ihm in unauffälliger Weise näherte“ Sacher Masoch, Hofgesch. 1, 148. „Dessen dritte Ausgabe mir vorliegt und (das) später noch öfter aufgelegt wurde“ Grimm, Wörterbuch 1, XX. Düntzer, Erklärung zu Hom. II. 5, 729 sagt: „in den man . . . steckte und dann das Joch umschlang.“ Vgl. auch die Stelle aus Schopenhauer oben Absatz 1.

- 4) Relativsätze, welche bei ungleichem Kasus statt des zweiten Relativums ein persönliches oder demonstratives Fürwort resp. Adverbium setzen.

Wie im Fall 3 ist dieser Übergang im Griechischen regelmäßig, im Lateinischen und Deutschen unregelmäßig, aber trotzdem sehr häufig vorkommend. Im Deutschen wird die Stellung des Verbum finitum am Ende des Satzes als Härte empfunden. Der Übergang erfordert bei der Beziehung auf die 1. und 2. Person notwendig den Ausdruck des betreffenden Pronomens. Beispiele dafür (a—b) sind aber im Griechischen und Latein selten, im Deutschen gar nicht dem Verf. begegnet. Bei der 3. Person ist im Griechischen das Fürwort notwendig nur, wo die Deutlichkeit es erfordert (c—d).

4a—b. Übergang des Relativs in das Pronomen der 1. und 2. Person.

ὅς πᾶσι δόλοισιν ἀνθρώποισι μέλω καὶ μεν κλέος οὐρανῶν ἔκει Homer *v* 20, Ὅστις ἐμφανῶς θεοῖς ἐχθαίρομαι μισεῖ δέ μ' Ἑλλήνων στρατός Soph. Aj. 458. ὄν... μς Eur. Ph. 1596. Ἡμᾶς, οἷς κηδεμῶν οὐδαίς πάρεστιν ἐστρατεύσαμεν δ' ἐπ' ἀνδρῶν Xen. Οἰκία πολὺ μείζων ἢ ὑμετέρα τῆς ἐμῆς, οἳ γε οἰκία μὲν χρησθεῖ, γῆ τε καὶ οὐρανῶ, κλῆται δ' ὑμῖν εἶσιν ὁπόσαι γένοιντ' ἂν εὐναὶ ἐπὶ τῆς γῆς Xen. *Mater, te appello, tu quae curam somno suspensam levas Neque te mei miseret, surge et sepeli natum* Pacuv. bei Cic. Tusc. I 106. *Quid tibi futurum sit, quem et Narbone hoc consilium cum C. Trebonio cepisse notissimum est et ab eius consilii societatem, cum interficeretur Caesar, tum te a Trebonio vidimus sevocari* Cic. Phil. II 34.

4c. Übergang des Relativums in ein Pronomen person. der 3. Person resp. Demonstrativum.

Zahlreiche Beispiele hierfür namentlich bei Homer: Ὅς μέγα πάντων Ἀργείων κρατεῖ καὶ οἱ πείθονται Ἀχαιοὶ Homer *A* 78. οὐ — ἐ *K* 243, *H* 171, *M* 300, *N* 634. ὄον κράτος... Θύωσα δέ μιν τέκε. α 70, β 54, 113. ὅστις λέγει μὲν, τὰ δ' ἔργα αἰσχρὰ ἐστὶν αὐτοῦ, τοῦτον οὐκ αἰνῶ ποτε. Eurip. *Οἷος ἔλαμψε... οὔτε τοιοῦτον ἔλαμψε* Arist. Av. 1712. τὸν εἶμα καὶ οἱ... οὗτος Her. III 34. 120; II 40; VIII 62. εἰςπίπτουσιν εἰς οἴκημα μέγα, ὃ ἦν τοῦ τέλους καὶ αἱ πλησίον θύραι ἀνεφωγμέναι ἐτυχον αὐτοῖ. Thuk. II 4, 5; vgl. dagegen 4, 3. Σῆμα ὃ ἐστὶν — καὶ ἐν αὐτῷ θάπτουσιν Thuk. II 34, 4. ἐπὶ γῆν ἐν ἣ οἱ πατέρες ἡμῶν... Μήδων ἐκράτησαν καὶ παρέσχετε αὐτῇν εὐμενῆ Thuk. II 74. ὅς... καὶ αὐτόν, Xen. Cyr. III 1, 38. VIII 1, 46. ὃ δὴ διαίκει μὲν ἅπασα ψυχὴ καὶ τούτου ἕνεκα πάντα πράττει Plat. Civ. 505 e. 395 d. 533 d.

ἦν — αὐτῆς Plat. Phil. 12b. Gorg. 452d. Hipp. 1, 289d. Meno 90e. Euthyd. 301e. Theaetet. 192a. Menex. 241e. οἱ Θαλάττης μὲν ἦρχον . . . υφίστατο δ' οὐδὲν αὐτούς Dem. IX 47. οἷς οὐκ . . . οὐδ' αὐτούς Dem. III 24. νόμους οὗς . . . αὐτοῖς δὲ Isokr. Ἄ δ' ἑτέρων ἐπράχθη καὶ οὐ χαλεπὸν ἦν περὶ τούτων πυνθῆσθαι . . . Lys. Πράξεις ἅς ἐν ἀρχῇ μὲν ἀπαντες ὑπέλαβον . . . ὕστερον δὲ τὰς αὐτὰς ταύτας ἐγνώσαν Isokr. Vgl. Aschin. in Ctesiph. p. 510, Lys. 153, 13. Ἄριστος, ὃν . . . καὶ οὗτος περᾶται Xen. Anab. u. a. m. Neben dem Relativ steht das Demonstrativ zuweisen sogar in demselben Satze, z. B. ποταμὸν ὃς . . . δεύτερος οὗτος Hdt. IV 44. γυναῖκα ἦν . . . τῆνδε Eurip. Andr. 651. 709. ὃς . . . ἐκείνος Xen. R. Lac. 10, 4. ὧν . . . αὐτῶν Plat. Menex. 239d. Phaed. 99b u. a. m. Dieser Übergang findet sich auch bei gleicher Kasusform. Vgl. oben 1c.

Omnes tum fere, qui nec extra urbem hanc vixerant, nec eos aliqua barbaria domestica infuscaverat, recte loquebantur Cic. Brut. 258. quem Philiuntem ferunt venisse eumque . . . disseruisse Cic. Tusc. V 8. quod suum quaeque retinet nec discedit ab eo ebd. V 38; I 106; III 16. quem . . . fregit . . . ferocitatemque eius repressit Cic. Off. II 40. quae — nec his ebd. II 3, 12. quorum — per eosdemque ebd. II 5, 18. species, quam intuens in ea que defixus Cic. or. 2, 9. Themistocles, ad quem . . . accessisse dicitur eiusque artem memoriae pollicitus esse se traditurum Cic. d. or. II 299; vgl. II 68, 276. quam vim eandemque Cic. Acad. I 29. quo — neque id Cic. Fin. II; V 1. Vgl. d. nat. d. 24; Brut. 78. 258; de leg. III 4. qui Siciliam tenere nullo negotio potuit, et, si tenuisset, omnes boni ad eum se contulissent Cic. Att. X 16, 3. cum quo nec eum Liv. XXIII 8, 3 (übrigens hier bei verschiedener Person). quae — expiantique ea ebd. XXIII 36, 10; vgl. Liv. I 31, 3; III 19, 3; IV 30, 14; IX 1, 9; XXI 46, 10; XXIII 8, 3; XXIII 9; XXIV 11, 7; XXXVI 10, 1. quas . . . adulterosque earum Tac. Ann. III 24. quae veniunt — sed vis eorum Lael. VII 11, 9. Bei der Verbindung durch et — et, nec — nec, aut — aut und bei der Negation des zweiten Satzes ist dieser Übergang sogar notwendig.

Andere Beispiele lateinischer Parataxe in Relativsätzen Teipel, Leipz. Archiv f. Phil. u. Päd. 1842 S. 506. Wopkens, Lect. Tull. I 19 S. 144 ff. Holtze, Synt. pr. scr. L. I S. 389. Gysar, Stil S. 206. Ebhardt, De anacoluthorum usu S. 8. Piderit zu Cic. Brut. 74, 258.

„Da droben ist die Taube, nach der Francesco so lange geschossen und sie niemals getroffen hat“ Goethe 34, 347. „Unglückliche, denen man nicht helfen, sie nicht erquicken konnte“ Goethe 30, 107. „Dieser Bemühung kam durchaus jene freie, gesellige, bewegliche Lebensart zu Hilfe, welche mich immer mehr anzog, an die ich mich gewöhnte, und zuletzt derselben mit voller Freiheit geniefsen lernte“ Goethe 25, 263. „Besonders

aber wollte man ihr Betragen gegen den Fürsten nicht rühmen, an dessen Stelle sie sich gewissermaßen gesetzt und gegen seinen Willen kühnlich Unverantwortliches unternommen“ Goethe 30, 184. „In diesen Augenblicken trat ein ansehnlicher Mann zu ihm, den er zwar als einen sehr aufmerksamen Zuhörer bemerkte und demselben schon nachgefragt hatte“ Goethe 19, 21. „Medaillen, worauf ein jeder Herr ... eine Grille vorstellen liefs und sie an der Mütze trug“ Goethe 28, 64. „Begier, in der du bebstest, von ihr dich zu befreien strebstest“ Goethe 2, 143. „Auf die Rechte des Bettlers trotzte, dem man wohl ein Almosen versagen, ihn aber nicht beleidigen dürfe“ Goethe, Wahlverw. I c. 6. „Eine Höhe, von da man zu einem lustigen Wäldchen gelangte und beim Heraustreten aus demselben sich auf den Felsen dem Schlosse gegenüber befand“ Goethe ebd. c. 7. „Die man berühren, aber sich nicht in dieselbe eindringen darf“ Goethe, Wahrh. u. Dicht. (11, 365). „Die Elemente sind als kolossale Gegner zu betrachten, mit denen wir ewig zu kämpfen haben und sie nur durch die höchste Kraft des Geistes bewältigen“ Goethe. „Scenen des Faust, die ... sie auch“ Goethe. „Familie, von der ich ... viel Sonderbares vernahm und von einigen ihrer Glieder selbst noch manches Wunderbare erlebte“ Goethe. D. Sanders citiert noch Stellen von Goethe 16, 227. 16, 17; 22; 66; 68; 103; 204; 210; 221; 17, 401; 2, 350; 4, 162; 201; 219; 224; 284; 14, 148; 23, 399 u. a. m.

„Der Hut, den sie grade bog und seine Bänder durch die Finger gleiten liefs“ Gutzkow, Ritter 5, 168. „Die Federn, die im Winde verfliegen oder die jungen Vögel sie auffangen und ihre Nester mit ausfüttern“ Auerbach, Deutsche Abende 211. „Von einem Schulrektor, den er aus seiner Jugend her kannte, den er auch ab und zu später noch gesprochen, ihm auch wohl bei Matthea's Vater begegnet war, den er jedoch seit manchen Jahren nicht mehr gesehen hatte“ Roquette, Nov. 360. „Sie führten zwei Pferde herbei, die ... gejagt und dann auch mit Schwertern zerflauen und alle Stücke ihres Fleisches ins Schiff geworfen wurden“ J. Grimm, Kl. Schriften. „Wie ein Meer, das nicht still sein kann und seine Wellen Kot und Unflut auswerfen“ Jesaias 57, 20. „Wie Mücken, die den Sonnenstrahl auffangen, und, indem ihre Flügel beglänzt erscheinen, in ihnen der Wahn erwacht, als glänzten sie durch sich selbst“ Charlotte von Schiller an Knebel 457.

Beispiele aus der Schullitteratur: So sind manche Stellen der homerischen Sprache nachgebildet von Vofs, z. B. „Aber Antiochos sprang, wie der rasche Hund auf des Rehes blutendes Kalb anstürzt, das, weil aus dem Lager es auffuhr, schnell der lauernde Jäger durchschofs und die Glieder ihm löste“ Hom. II. 15, 580. „Bekannt ist, welche geschickte Anwendung von dieser Form Cicero in der Einleitung de imp. Cn. Pomp. gemacht

und ihr den Anstrich des Affektierten zu nehmen gewußt hat“ M. Seyffert, *Scholae lat.* I S. 9. Ähnliche Stellen von Döderlein, Schneidewin, Nägelsbach unter 4 d.

4d. Übergang des Relativums in ein demonstratives Adverbium.

Λάφικοντο εις χωρίον, ὃ πόλιν μὲν οὐκ εἶχεν οὐδ' οἰκίας, συναβλυθότες δ' ἦσαν αὐτόσε ἄνδρες καὶ γυναῖκες Xen. An. IV 7, 2. ἔνθα βασιλεύς τε μέγας διαίταν ποιεῖται καὶ τῶν χρημάτων οἱ θησαυροὶ ἐνθαυτὰ εἰσι Her. IV 44. Bei gleicher Beziehung ἢ καὶ ταύτῃ vgl. Her. IX 21. S. Nr. 1.

Da im Griechischen und Lateinischen demonstrative Adverbia meist mit Kasusformen sich decken, so sind Beispiele dieser Art selten oder unter 4c zu suchen. Der Übergang von *unde, ubi* und *quo* in *inde, ibi* und *eo* dürfte nach dieser Analogie sich wohl konstatieren lassen. Häufiger ist jener Übergang in das Demonstrativ-Adverb in der deutschen Sprache, welche an solchen Formen nicht arm ist.

Deutsche Beispiele.

„Ein einzig mal hatte er eine gewisse leidenschaftliche Kontroverse gegen einen ungerechten Tadler eingeschoben, die ich wegliefs und ein heiteres Naturgedicht dafür einlegte, weswegen er mich schalt und jedoch später, als er abgekühlt war, mein Verfahren billigte“ Goethe 18, 107. „So muß ich dir gestehen, daß ich schon einige Zeit etwas auf dem Herzen habe, was ich dir vertrauen muß und möchte und nicht dazu kommen kann“ G. 17, 5. „Eine Abschrift, die ich dann meinem Vater überreichte und dadurch denn soviel erlangte, daß . . .“ G. 21, 198. „Zugluft abzuwehren, gegen die er eine übertriebene Empfindlichkeit zeigte und deshalb manchmal mit seiner Frau in Widerspruch geriet“ G., *Wahlverw.* I 7, 275. „Ich habe mir von allen diesen Worten und Glossen . . . ein sorgfältiges alphabetisches Verzeichnis verfaßt, das ich gelegentlich . . . bekannt zu machen gedenke, mich also hier nicht dabei aufhalten will“ Grimm, *Kl. Schr.* „Auf welches Land der Herr, dein Gott, Acht hat und die Augen des Herrn, deines Gottes immerdar darauf sehen“ 5. Mos. 11, 12. „Federn, die — sie — mit füttern“ Auerbach. „Seine Zähne zum Gefängnisgitter machen, hinter welchen sie jeder ganz deutlich sieht und dabei lacht“ Börne, *Par.* Br. 6, 202. Aus der Schullitteratur vgl. die oben Absatz 2 citierten Beispiele aus Nägelsbach, *Lat. Stilistik*. Ferner: „Kreon, weil er auf den Gedanken geraten ist, Tiresias sei bestochen, einen Gedanken, den er festhält und seine Wendungen im folgenden danach zuspitzt“ Schneidewin zu *Sophokl. Antig.* 1036. „Die Schilderung der Erbschleicherkunst (*Hor. Sat. II 5*), die man, so scheint es, als den Grundtypus der Horatianischen Satire ansieht, von ihr

gern auf den Geist der übrigen schließt und deshalb in Horaz mit Vorliebe einen epikuräischen Spötter über Moralphilosophie erkennt“ Döderlein zu Hor. Sat., Vorw. S. XIII. „Nach neunjähriger Vorarbeit bietet der Verf. (Pyl) hier die Geschichte jenes Klosters, dessen meisten Grundbesitz Herzog Bogislav XIV. im Jahre 1634 der Greifswalder Hochschule geschenkt und dadurch erst ihre gedeihliche Entwicklung gesichert hat“ Haag in v. Sybels Histor. Zeitschr. B. 50 S. 520.

5) Parataktische Anknüpfung eines logisch untergeordneten Nebensatzes an einen übergeordneten Relativsatz.

Im Griechischen und Lateinischen erscheint ein solcher parataktisch angefügter Satz formell fast wie ein Hauptsatz, während im Deutschen die Endstellung des Verbuns den Charakter des vorausgegangenen Nebensatzes bewahrt. Charakteristisch bleibt für diesen Fall immer die logische Unterordnung.

Beispiele.

ἰχθύων, οὓς οἱ Σύροι θεοὺς ἐνόμιζον καὶ ἀδικεῖν οὐκ εἶων οὐδὲ (d. i. komparativischer Nebensatz = „sowenig wie“) *τὰς περισσεύσας* Xen. An. I 4, 9. *ἡμᾶς, οἷτινες σε οὐχὶ ἐσώσαμεν οὐδὲ σὺ σαυτόν* (wie vorher) Plat. Crit. 46 a. *ἤκει γὰρ ἐπὶ τὴν εἰς Λακεδαίμονα κατοίκισιν αὐτήν, ἣν ὑμεῖς ὀρθῶς ἔφατε κατοικεῖσθαι καὶ* (= ὡς) *Κρήτην ὡς ἀδελφοῦς νόμοις* Plat. Leg. 683 a. *καὶ πρῶτον ἃ τοῦ βασιλέως κατηγοροῦσι καὶ* (etwa = *ἐν ᾧ* temporaler oder lokaler Nebensatz) *διὰ τὴν ἐμὴν σπουδὴν οὐ φασιν ἐθέλειν αὐτὸν ἀπογράφεσθαι τὴν δίκην* Antiph. 6, 41. *τῶν πατέρων, οἳ τὴν Ἑλλάδα ἤλευθέρωσαν, ἡμεῖς δὲ* (= während wir) *οὐδ' ἡμῖν αὐτοῖς βεβαιούμεν αὐτὸ* Thuk. I 122, 3. *ἐπαινέτον, ὅστις ἔπεισι μὲν τὸ αὐτίκα τέρπει, τῶν δ' ἔργων* (während) *τὴν ὑπόνοιαν ἢ ἀλήθεια βλάπτει* Thuk. II 41, 4. *Οὐκ ἤδη ἀνέγκλητος ἂν εἴης ἐν τῇ πατρίδι ἢ σε τιμᾶ καὶ σὺ* (= ὅς) *πράττεις τὰ κράτιστα* Xen. *Ἐγὼ ἤδη σοι λέγω, ὅτι ἦν ἄλλοι τε μακαριωτάτην ἐνόμιζον εἶναι βιοτήν καὶ ἐγὼ συνεγίγνωσκον αὐτοῖς, ταύτην καὶ ἐγὼ νῦν ἔχων διάξω* Xen. *Ἀνόητον ἐπὶ τοιούτους ἵεναι ὧν κρατήσας τε μὴ κατασχῆσαι τις καὶ μὴ κατορθώσας μὴ ἐν τῷ ὁμοίῳ καὶ πρὶν ἐπιχειροῦσαι ἔσται* Thuk. *Δαρεῖον Κύρου μεταπέμπεται ἀπὸ τῆς ἀρχῆς ἧς αὐτὸν σατραπὴν ἐποίησε καὶ στρατηγὸν δὲ ἀπέδειξε πάντων* Xen. An.

Zahlreicher noch sind hierfür Dichterstellen vorhanden; aus Sophokles: *ὕψ' ὧν θάνοι μὲν αὐτός, τὴν δὲ* (= ὥστε) *τίκτουσαν λίποι* Oed. R. 1246. *τῆς μάχης πέρι ἧς νῦν ἔχονται κάπαναίρονται* δόρυ Oed. Col. 424. *ἔφ' ἃς τὸ πρῶτον ἴκου καὶ κατέστειπας πέδον* ebd. 467. *ὄτου πρῶτον μὲν . . . ἐστὶν ἐστία, ἔπειτα δ' ἰκέτης . . . τῖνει* ebd. 634. *ὄν μὴτ' ὄκνετε μῆτ' ἀφήτ' ἔπος κακὸν* ebd. 731. *ἃς τρέμομεν . . . λέγειν*

... τὰ δὲ νῦν τι' ἤκειν λόγος οὐδὲν ἄζονθ' ebd. 129. 133. τοιοῦτον οἶον οὐδὲ φωνῆσαι τινι ἔξεσθ' ἑταίρων οὐδ' ἀποστρέψαι πάλιν ebd. 1403. Σὺ δ' ἦ κατ' οἴκουσ ὡς ἔχιδν' ὑφειμένη λήθουσά μ' ἐξέπινες οὐδ' (= ὅς οὐκ) ἐμάνθανον Antig. 531.

Am gebräuchlichsten ist diese naive Art der parataktischen Anknüpfung bei Homer. Vgl. die Abhandlungen von Grumme, Gera 1878. 1880, z. B. οὐδ' ὅτε περ Σεμέλης οὐδ' Ἀλκυμένης ἐνὶ Θῆβῃ (ἠρασάμην), ἣ ῥ' Ἡρακλῆα κρατερόφρονα γείνατο παῖδα, ἣ δὲ Αἰώνυσον Σεμέλη τέκε Ξ 323. ... καὶ ἄλλων μῦθον ἄκουε, οἳ σέο φέρετοί εἰσι, σὺ δ' ἀπτόλεμος καὶ ἀναλκίς B 201 u. a. m.

In allen diesen Verbindungen zeigt sich dasselbe naturwüchsige Streben nach Parataxe, welches auch in anderen als Relativsätzen uns begegnet, z. B. τίπτε βέβηκας, ἀνυζομένη δὲ εἰοικας O 90. οὐνεκ' Ἀχιλλεύς ἐξεφάνη, θηρόν δὲ μάχης ἐπέπαντο Y 43. ἔγνωσ ὡς θεός εἰμι, σὺ δ' ἄσπερχες μενεαίνεις X 10; vgl. B 463; Y 247; Φ 50. ἡμεῖς δὲ ... οἱ δὲ Thuk. I 86, 2. ἀποφανῶν τῷ χρησμῷ, ὅτι οὐτοσὶ ἐμοῦ σοφώτερός ἐστι, σὺ δ' ἐμὲ ἐφροσθα Plat. Apol. c. 6; vgl. 32; Gorg. 483 c; Phaed. 94 b; Sophist. 226 b.

Seltener sind die Beispiele aus dem Lateinischen. *sacra, quae oblivioni dederant et aut Romana sacra susceperant* Liv. I 31, 3. *prodigiis, quae ... nuntiabantur expiantique ea haud facile litari haruspices respondebant* Liv. XXIII 36, 10. *navfragium exponere, in quo colligendo reficiendaque salute communi omnia reperientur* Cic. p. Sest. 15 (final = *ad reficiendam salutem*) *quem etiam ... impulisti eamque petitionem comparasti, quae moveret* Cic. Phil. II 98. *insuper adlatas a Vespasiano litteras, quas Flaccus pro contione recitavit vinctosque, qui attulerant, ad Vitellium misit* Tac. Hist. IV 24 (= *quo facto*); vgl. Agric. 31, 11. *quam sedem somnia volgo vana tenere ferunt foliisque sub omnibus haerent* (= *haerentes*) Verg. Aen. VI 283. *ferre ... duroque intendere* ebd. V 403; vgl. 507. *neque induit arma* IX 90.

Im Deutschen sind solche Verbindungen nicht eben selten, aber wegen der Wortstellung hart und daher zu verwerfen. Zunächst begegnen sie uns in der Lutherschen Bibelübersetzung. Z. B. „Der deinen Mund fröhlich macht und (= macht, daß) du wieder jung wirst wie ein Adler“ Psalm 103, 5. „Was jeder Handwerksbursch im Grund des Säckels spart, zum Angedenken aufbewahrt und (= indem er) lieber hungert, lieber bettelt“ Goethe 11, 126 (vgl. übrigens oben zu Nr. 3). „Verlassen habe ich Feld und Auen, die eine tiefe Nacht bedeckt mit ahnungsvollem heiligem Grauen in uns die bessere Seele weckt (= indem sie)“ Goethe 11, 50. „Vordertatze, die der Knabe fortsingend anmutig streichelte, aber (wobei er) gar bald bemerkte, daß u. s. w.“ Goethe 19, 141. „Ich entkam mit großer Schnelligkeit diesem

Handel, von dem ich Ehre genug davontrug und (= da ich) das Glück nicht mehr als billig versuchen wollte“ Goethe 34, 95. „Es entfährt ihm ein großer Seufzer, den er zu verbergen sucht und (= indem er) ganz außer sich ist“ Goethe 9, 262. „Sie hat mich, einige Äpfel anzunehmen, das ich that und (= worauf ich) den Ort des traurigen Andenkens verließ“ Goethe, Werthers Leiden. „Das er denn zuließ und (= indem er) dem Bedienten verbot zu kommen“ Goethe ebenda. „Sie that einige Fragen, die er kurz beantwortete und (= worauf er) sich an den Pult stellte zu schreiben“ Goethe ebenda. „Die ich aber lebhaft ablehnte und (= wobei ich) mir vorbehielt u. s. w.“ Goethe, Wahrh. u. Dicht. „Darauf wagte Anton den Hals des Schwarzen zu streicheln, was der Pony wohlwollend aufnahm und (= worauf er) seinerseits dem Fremdling die Rocktaschen beroch“ Freytag, Soll u. Haben I S. 16. „So daß sie den kleinen Hunden gleichen, denen man, ohne sich dessen zu versehen, so leicht auf die Pfoten tritt und (= infolgedessen man) das Gequieke anzuhören hat“ Schopenhauer. Vgl. übrigens auch unter Nr. 3. „Eine Verfügung, die jedoch Pompejus wieder aufhob und (= indem er) der Herrschaft der Seleuciden ein Ende machte“ Halm zu Cic. Verr. IV § 61. „Hier hatte ihn nun der Zufall sogleich mit Mary zusammengeführt, was er als einen Wink des Himmels betrachtete und (= indem er) keinen Augenblick zweifelte, daß dies einfältige Ding leicht von ihm gewonnen werden könnte“ Novellenschatz 13, 49 Mütze. „Veronika rief die Kleine, welche Florian auf den Boden stellte und (= damit er) nach seiner Kammer hinauf sprang“. Schweichel, Bildschnitzer 2, 369. Vgl. Gegenwart 2, 393 a, Paul Lindau. Andere Beispiele unter Nr. 3—4 lassen sich allenfalls auch unter diesem Gesichtspunkte der in Nr. 5 behandelten logischen Unterordnung betrachten.

6) Übergang des Relativsatzes in die Form eines Hauptsatzes.

Zum Schluss mag noch einer Unregelmäßigkeit Erwähnung geschehen, die verhältnismäßig seltener auftritt und in das Gebiet der eigentlichen Anakoluthe zu verweisen ist; ich meine die Vertretung eines beigeordneten zweiten Relativsatzes durch einen Hauptsatz, sowie den Übergang aus dem Nebensatz in den Hauptsatz überhaupt. Im Griechischen und Lateinischen deckt sich dieser Fall meist mit den früheren, namentlich unter 4 und 5 erörterten, da ja die Stellung des Verbuns einen Unterschied zwischen Neben- und Hauptsatz meist nicht erkennen läßt. Allenfalls gehört hierher auch der Übergang aus dem Attributivsatz, also auch dem Participium in das Verbum finitum und umgekehrt. Z. B. τὸν μὲν βαλὼν, τὸν δ' ἔτερον πλῆξ' Hoin. E 145. s. Γ 80; Θ 347; Α 127; Χ 247; Ξ 324. 417. Ο 90; Τ 46; Υ 43; Φ 50. ὅστέα πύθεται ὄμβρω, κέβμενα ἐπ' ἠπί-

ρου ἢ εἰν ἀλλὴ κῦμα κυλίνδει Hom. α 162. βάλλων . . . ἄλλον δὲ . . . καταβαίνει Pind. Pyth. 8, 108; Isthm. 3, 18; Soph. Oed. R. 817. 947—948; Eurip. Herc. f. 653; Hec. 854. ἄλλα τε ἐπιφραζόμενος καὶ . . . ἐπεπόμφει Xen. I 85; III 53. 152; V 37; VI 21. 25; VIII 78. 87. 136; IX 3. ἄλλα τε πρόπῳ περιόσσαντες καὶ μηχανὴν προσηγάγον Thuk. IV 100; vgl. I 52. 57. 67; II 29. 60; VI 18; VII 47. μάρτυρα μὲν παρασχόμενος . . . παρεκλεύετο δέ. Dem. 57, 11; Ol. 3, 24; Xen. Comm. II 1, 30; Cyr. V 4, 29; Hell. II 3, 19; An. I 3, 15; Plat. Sophist. 222; Lykurg. 100. Die Umkehrung, nämlich der Übergang vom Verbum finitum in ein logisch koordiniertes Participium, gehört nicht streng hierher. Beispiele: Pind. Isthm. 2, 61; Her. I 8, 116; IX 56; Xen. Cyr. I 3, 1 ἔρχεται τε . . . καὶ ἔχονσα. Im Lateinischen vgl. Kühner § 588, 2.

Accessum est ad Britanniam meridiano tempore neque (= quo tempore non) in eo loco hostis est visus Cäs. BG. V 8. quales sunt, quae . . . versantur, addat (sc. ad quod genus), si quis volet, etiam laudationes. Im übrigen vgl. unter 4 und 5. Im Deutschen gehören hierher zunächst die Stellen, wo ein Hauptsatz gleich das Relativ überhaupt vertritt. *Ergeset si der Leide und ir ir habet getan* Nibel. 1148, 3; vgl. 2086, 1; 2075, 1, 2; 1293, 1. Vgl. oben. Sodann in der Anknüpfung: „Er war einer von den Personen, die schwer zu befriedigen sind, und, wenn sie zufälliger Weise sich auf etwas werfen, das ihnen gefällt, so malen sie sich nachher so trefflich in ihrem Gehirn aus, daß sie niemals glauben, wieder so etwas Herrliches sehen zu können“ Goethe 35, 31. „Die Frau Markgräfin, in Künsten und mancherlei guten Kenntnissen thätig und bewandert, wollte auch mit anmutigen Reden eine gewisse Teilnahme beweisen, wogegen wir uns zwar dankbar verhielten, konnten aber doch zuhause ihre schlechte Papierfabrikation . . . nicht ungeneckt lassen“ G. „So war ich dem Verdammten zu vergleichen, dem ein holder Engel mild lächelnd hinaufwinkt, aber mit glühenden Krallen fest gepackt hält ihn der Satan und des frommen Engels Liebeslächeln, in dem sich alle Seligkeit des Himmels abspiegelt, wird ihm zur grimmigsten seiner Qualen“ Novellenschatz 1, 287, E. T. A. Hoffmann. Vgl. auch die Übersetzungsprobe bei G. Curtius, Gr. Gr. § 605. Noch freier sind folgende anakoluthische Übergänge, in denen nicht einmal eine logische Koordination stattfindet: „Aber den Menschen, der alles erhält, wenn er tüchtig und gut ist, und der alles zerstreut und zerstört durch falsches Beginnen, diesen nimmt man nur so auf Glück und Zufall ins Haus ein und bereuet zu spät ein übereiltes Entschließen“ G., Herm. u. Dorothea. VII 1—7; I 144 ff.; IX 35—40. „Aber ich weiß auch noch, daßs, was du bittest von Gott, das wird dir Gott geben“ Ev. Joh. 11, 22. „Welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt ers nicht für einen Raub, Gott gleich sein“ Phil. 2, 6.

Mit diesen letzten Erscheinungen sind wir an der äußersten Grenze der überhaupt zulässigen Unregelmäßigkeiten und somit am Ziele unserer Aufgabe überhaupt angelangt. Unsere Untersuchung wird sicher ergeben haben, wie sehr wir Deutschen in unserem Denken und Reden nicht blofs die Erben der Griechen und Römer sind, sondern überhaupt auch unseren indogermanischen Ursprung nicht verleugnen können.

Wittstock.

Richard Grofser.

Warum machen die Schüler Fehler?

Wie mancher Vater, wie mancher Lehrer und wieviel Schüler selbst mögen schon geseufzt haben: „Warum ist diese Arbeit nicht besser, warum die Fehler?“ und sie werden die Frage nicht bis auf den Grund haben beantworten können. Fehler werden immer wieder gemacht, und auch ich bin nicht imstande das Rätsel zu lösen; nur einige Umstände, die dazu mitwirken, und die teils mehr, teils weniger im Bereiche des Lehrers liegen, will ich zusammenstellen und will prüfen, wo gröfsere Milde, wo gröfsere Strenge am Platze ist.

Ich gehe von der Voraussetzung aus, dafs niemand absichtlich einen Fehler macht, sei es um den Lehrer zu ärgern oder den abschreibenden Nachbar zu täuschen: ich halte solche Motive für ausgeschlossen und glaube, dafs jeder Schüler, auch der schlechteste, seine Arbeit fehlerlos zu vollenden wünscht. Freilich ein mir und meinen Mitschülern unvergefslicher Lehrer, der wegen seines Wissens, seiner Arbeitskraft, seiner hohen Gedanken und seiner Aufopferung für die Schüler eine an feurige Begeisterung grenzende Verehrung genofs, schien anders darüber zu denken. Er wufste nämlich unter anderem durch die in kürzesten Zwischenräumen als fällige oder freiwillige Arbeiten gelieferten Aufsätze und Übersetzungen die Leistungsfähigkeit der Schüler in einem Grade zu steigern, dafs gewifs mancher als Student zurückdenkend gestaunt hat, und hatte für gewöhnlich nur drei Prädikate: war die Arbeit, wie meistens, ganz oder fast fehlerlos — „vorzüglich“, war sie nicht völlig gelungen — „vortrefflich“, war sie fehlerhaft oder mißlungen — „warum?“ Dieses dritte Prädikat erregte unsere gröfste Beschämung, unser Lehrer gab keine Erklärung darüber, aber es kann kaum anders gedeutet werden als so, dafs es in der Macht des Schülers gestanden hätte, die Fehler zu vermeiden; und es sich nicht einsehen liefse, warum er sie trotzdem gemacht. Wohl ruht die Lösung unserer Frage in den letzten Gründen menschlicher Schwäche, es ist das alte *‘Posse non peccare’*, welches nie werden kann zu einem *‘Non posse peccare’*; aber sehen wir uns näher nach den Dingen um, welche das *‘Posse non peccare’* zur Voraussetzung hat.

Der Lehrer hat also nach allen Regeln der Theorie die ersten Deklinationsübungen z. B. im Griechischen vorgenommen, hat eine leichte, kurze Schreibübung entworfen und langsam mit Wiederholungen diktiert; er bekommt nun die Hefte und hofft, daß alle alles richtig haben, und siehe da: nur zehn haben ohne Fehler, und ein Schüler, von dem er es nicht einmal erwartete, hat sogar fünfzehn schwere Fehler und sieben leichte. Das nächste Mal haben nur fünf ohne Fehler, jener eine hat sich zusammen genommen und nur zehn Fehler gemacht, ein anderer aber hat diesmal zwanzig. Der Schüler weint, der Lehrer ärgert sich (nämlich über sich) und der Vater nimmt einen Hauslehrer an. Dadurch wird es aber nicht besser; sehen wir uns vielmehr die Fehler an!

Da hat z. B. einer eine Vokabel ausgelassen, ein anderer hat *νόμος* in der Mitte mit zwei μ geschrieben, ein dritter das Wort mit *λόγος* verwechselt, ein vierter hat Buchstaben übersprungen, ein fünfter im Dual $\acute{\omega}$ statt $\tau\acute{\omega}$ geschrieben, ein sechster hat die erste Hälfte ohne Fehler und am Schlusse alles falsch. Das giebt genug zu denken.

Die fehlende Vokabel bedeutet noch nicht, daß der Schüler schlecht gelernt hat; er konnte nur in der Hitze des Gefechts nicht darauf kommen; man denke die Aufregung in den Köpfen der Kleinen, zumal beim ersten Extemporale; dieselbe stört die Ideenassoziation, und da der Schüler das Wort noch nicht im Zusammenhange gelesen hat, so wollte es ihm nicht einfallen.

Der zweite Fehler, die Verdoppelung der Konsonanten nach kurzem Vokal, beweist, daß der Schüler mehr seinem Gehör gefolgt ist. War das Wort auch an die Tafel geschrieben worden? Ja, aber wahrscheinlich nicht oft genug, jedenfalls hat sich das Wortbild nicht dem Auge des Schülers eingeprägt.

Die Verwechslung der beiden Vokabeln *νόμος* und *λόγος* beruht auch auf einer Störung oder mangelhaften Beherrschung der Gedächtnisthätigkeit; auf welcher, das ist schwer zu ergründen. Vielleicht schwebte dem Knaben das Wort 'lex' vor, wie überhaupt nicht selten auch in ein und derselben Sprache Wörter verwechselt werden, die mit demselben Buchstaben anfangen, ein Fehler, der sogar das Symptom einer Gehirnaffektion sein kann.

Der Buchstabenüberspringer sodann kann entweder noch nicht schnell genug schreiben oder er schreibt zu schnell, nämlich schneller als der Lehrer diktiert; vor seinem geistigen Auge steht das Richtige, und er sieht nicht, daß auf dem Papier etwas fehlt. Daß ein Schüler zu schnell schreibt und dann, wie es gewöhnlich ist, vom Heft aufsieht, hätte der Lehrer bemerken und verbieten können.

Der fünfte, welcher $\tau\acute{\omega}$ nicht wufste, hat an $\acute{\omega}$ und $\acute{\omega}\iota$ gedacht und nach dieser Analogie auch den Nom. Dual gebildet. Er hatte also nicht schlecht gedacht, vielleicht hatte auch der Lehrer nicht

oft genug darauf hingewiesen, daß hier eine Abweichung von der Analogie vorliegt.

Der sechste, dessen Fehler im Schlusse der Arbeit stehen, hat nicht die Kraft gehabt bis zu Ende besonnen zu bleiben, für ihn war die Arbeit zu lang.

Diese sechs Ingenia pflegen nun aber, zumal bei der Überfüllung einer Klasse, in mehr als einem Exemplar vertreten zu sein, haben auch wohl noch andere ihres gleichen, und auf sie muß der Lehrer Rücksicht nehmen. Er darf nicht denken, daß der Schüler bei späteren Arbeiten schon ruhiger sein wird, daß falsche Schreibung oder Verwechslungen allmählich aufhören werden, daß die Schüler sich von selbst an ein richtiges Tempo beim Schreiben gewöhnen, daß falsche Analogie kein schlimmer Fehler sei, und daß die Kraft, bis zu Ende besonnen zu bleiben, mit den Jahren kommen wird: er muß dazu helfen, nicht indem er seine Forderungen allzusehr ermäßigt — wir haben ja angenommen, daß er eine leichte, kurze Schreibübung langsam mit Wiederholungen diktirte — sondern durch größere Eindringlichkeit seines Unterrichts. Unsere Voraussetzung war, daß er nach allen Regeln der Theorie unterrichtet, und das ist nicht ausreichend, wenigstens in dem Sinne, wie Theorie gewöhnlich verstanden wird. Die wahre Theorie wird vielmehr die Thatsache berücksichtigen, daß man nicht lauter gleichmäßig gut begabte Schüler voraussetzen hat, sondern den geistigen Mängeln und Schwächen möglichst entgegenarbeiten muß. Bei dem einen ist, wie wir sahen, das Ohr mehr als das Auge ausgebildet, der andere ist zu zerstreut u. s. w., und allen soll ein fester, klarer Unterricht zu geistiger Ausbildung und Stärke verhelfen, es soll nicht nur eine Perception, sondern auch die Apperception eintreten. Nur festes, ruhiges Antworten, vollkommen deutliches Sprechen, genaues Vergleichen stählt den jugendlichen Geist, und diese Macht besitzt das Erlernen der alten Sprachen im höchsten Mafse. Auch hat es wirklich den Anschein, daß der Tertianer sicherer in das Griechische einzudringen vermag, als ehemals der Quartaner.

Nun aber die übrigen, deren Fehler sich scheinbar nicht erklären lassen. Der eine hat gestern Geburtstag gehabt, der andere hat das Theater besucht, ein dritter hat sich mit seinem besten Freunde erzürnt, einem vierten ist der Vater schwer erkrankt, ein fünfter hat Zahnschmerzen gehabt, dem sechsten wollte die Feder nicht schreiben, der siebente hat einen Hauslehrer, der ihm zur Übung und um ihn gleich weiter zu fördern noch ein Dutzend Vokabeln mehr beigebracht hat, wieder einer hat Musikstunde oder französische Konversation gehabt und ein anderer hat sich ein neues Bibliotheksbuch geholt und es am Abend vorher vielleicht noch im Bett zu Ende gelesen. Der Lehrer ahnt oft gar nicht, woran es liegt, wenn die Erfolge mangelhaft sind; die Zerstreungen der Jugend, die Unverständigkeit mancher Eltern

sind unsichtbare gefährliche Feinde, und besonders das Durchjagen von Büchern hat manchen Knaben auf lange Zeit oder auf immer der Fähigkeit beraubt, etwas mit Verstand zu lesen. Möchten doch die Eltern nicht alles von sich abwälzen und von der Schule verlangen, ihre Pflicht ist es ihren Kindern zu leben. Mir sagte einst der Vater eines unaufmerksamen Knaben: „Zwingen Sie ihn doch“. Ja wer einen Knaben, der täglich verträumt und verwirrt im letzten Augenblick zur Schule gelaufen kommt, wirklich aufzumerken zwingt, der kann auch einen Kranken ohne Beseitigung seines Schadens zwingen gesund zu sein. Der Eltern Pflicht ist es auch, in den Kindern das Gefühl der Verantwortlichkeit zu wecken, sie z. B. nicht für Unordnungen zu entschuldigen, wozu freilich die Bedingung ist, daß sie die Unordnung nicht veranlassen. Nur wenig kann die Schule direkt thun, nämlich die Eltern bei Gelegenheit auf das Rechte und auf das Falsche aufmerksam machen, z. B. darauf, daß die Schularbeiten bei Zeiten begonnen und ohne Unterbrechung vollendet werden müssen. Das übrige läßt sich nur durch Einwirkung auf die Schüler selbst erreichen. Man pflanze ihnen solche Liebe zur Sache ein, daß sie wirklich allen Fleiß zu Hause darauf verwenden, sich das im Unterricht Besprochene einzuprägen. Auch hier soll die sittliche Kraft des Arbeitens wirken: es soll vor Zerstreuungen behüten, es soll auch über körperlichen Schmerz und über den Unmut des gedrückten Herzens erheben¹⁾.

Und noch mächtigere Einwirkungen soll das Arbeiten unschädlich machen, welche nicht von einmaligen, vereinzelt oder vorübergehenden Störungen herrühren: die Gleichgiltigkeit, welche nicht selten in der Überfütterung ihre Stütze hat und wie diese auf eine Überschätzung der materiellen Genüsse, auf frivole Verachtung geistiger Erhebung zurückzuführen ist, ferner den Leichtsinns der Schüler, der manchmal durch schlechte Elemente in einer Generation sich verbreitet, in welcher die Guten an Zahl oder Charakter noch zu schwach sind.

Ich komme nun zur zweiten griechischen Arbeit. Die Zahl der Fehlerlosen ist, wie oben gesagt, im Schmelzen; nur wenige haben besser geschrieben als das erste Mal, viele schlechter; mehrere haben die gleiche Fehlerzahl, und das bedeutet unter diesen Umständen schon einen Fortschritt. Diesmal haben aber die Schüler den Spiritus mit auffallender Gleichgiltigkeit behandelt, z. T. erst nach Vollendung des ganzen Wortes gesetzt, auch Kommata weggelassen, die Genetive sind nicht eingeschoben worden, sondern mit Zahlen oder Haken versehen, und mehrere Arbeiten haben am Schlufs keinen Punkt. Waren diese Dinge nicht als

¹⁾ Sollen die gerade in jenem Alter durch die beginnende Pubertät eintretenden Störungen des Blutumschlufs, aus welchen so viele Fehler zu erklären sind, zur Nachsicht verleiten? Sollte nicht die geistige Arbeit das richtige Mittel gegen eine ungesunde Sinnlichkeit sein?

halbe Fehler bezeichnet, zum Teil aber vom Lehrer selbst verbessert worden? Sollte das Einreißen dieser Fehler nicht die Folge davon sein? Und was soll der Lehrer nun machen? Dafs er nicht selbst verbessern darf, sieht er wohl ein; nur eigenes Verbessern bessert, und sollte man die Stelle in der Korrektur auch dreimal und viermal sich vorlegen zu lassen genötigt sein. Aber den andern Punkt betreffend: wenn er sagt „von jetzt ab giebt es keine halben Fehler mehr“, so sehen das die Schüler als eine Härte an und schreiben es zu Hause lediglich dieser Härte zu, wenn aus ihrer nächsten Arbeit noch mehr Fehler herausgezählt werden.

Die Verlegenheit ist also groß; aber dafs die Schüler etwas für hart halten, ist doch gegenüber dem Einreißen der Fehler das kleinere Übel, und sollten auch aus der nächsten Arbeit mehr Fehler herauszuzählen sein, die dann folgende wird sicher besser ausfallen. Die Hauptfrage ist: war sich der Lehrer auch bewußt, mit welchem Rechte er ganze und halbe Fehler unterschied? Ich habe bis jetzt die Grenze nicht finden können, auch noch keine stichhaltige Definition gehört oder gelesen. Soll der Fehler im Spiritus nur ein halber sein und die Verwechslung von ὄρος und ὄρος, von ῆ und ῆ auch? Oder besitzt ein Schüler wirklich die Übersicht in der Wortstellung, wenn er nicht die Worte auch in der richtigen Reihenfolge schreiben kann? Man frage einmal den Lehrer des Französischen. Oder ist die falsche Interpunktion nur in wichtigen Fällen als Fehler zu rechnen? Es giebt für den Lernenden nichts Unwichtiges. Man spricht auch von Flüchtighkeitsfehlern — ja dann sind eben alles Flüchtighkeitsfehler, wenigstens im Auge des Schülers, der es ja nicht glaubt, dafs die Flüchtighkeit der größte Fehler ist.

Ich will durchaus nicht bestreiten, dafs manche Fehler für die Beurteilung schwerer ins Gewicht fallen, andere so unerheblich sind, dafs sie nicht angerechnet zu werden brauchen. Wird nur der Schüler genötigt, in der Korrektur das Bessere hinzuschreiben, so ist für diese letztere Art der Fehler hinreichend gesorgt, und die verschiedene Bedeutung der übrigen läfst sich ja durch die Ausdehnung, Richtung oder Verstärkung der Striche genügend markieren. Hier fühle ich mich schuldig anzugeben, was nun schliesslich überhaupt ein Fehler sei, umso mehr als in der Encyclopädie eine eingehende Erörterung über Fehler und Korrigieren nicht steht. Mir scheint ein Fehler wie überall so auch in den Schülerarbeiten das zu sein, was in seiner Konsequenz die Sache aufheben würde. Wie ein Fehler gegen die Staatsordnung das ist, was in seiner Konsequenz den Staat aufheben würde, so ist ein Sprachfehler eine Redeweise, die den Gesetzen der Sprache widerspricht. Wo also nicht ein Gesetz der Sprache verletzt ist — auch der Brauch ist Gesetz, z. B. die Stellung der Partikel *av* —, wo also nicht ein solches Gesetz verletzt ist, welches der

Schüler erlernen soll, da ist kein Fehler. Würde es ungestraft verletzt, so würde auch das Erlernen illusorisch werden. Nun ist es Sache des Lehrers zu verhüten, daß der Schüler in den Fall kommt etwas zu schreiben, das er noch nicht kennt. Er wird ihn so anleiten, z. B. auch beim lateinischen Aufsatz, daß er nicht aufs Geratewohl probiere — was in jenem Fall z. B. die Folge von der Benutzung eines deutschen Lexikons sein würde —, sondern nur das schreibe, von dessen Richtigkeit er ein Bewußtsein hat¹⁾. Da dann überhaupt der Fehler eigentlich nur ein innerer ist, sei es, daß der Schüler in der Stunde, oder beim Nachlernen, oder beim Schreiben es an sich hat fehlen lassen, so ist die Art, wie er sich äußert, ob in den Accenten oder den Endungen oder den Vokabeln oder der Interpunktion, für das Anrechnen unerheblich. Am wenigsten kann man behaupten, daß verschiedene Fehler zu einander im Verhältnis von zwei zu eins ständen.

Ich wüßte auch nichts, was man zu Gunsten der halben Fehler anführen könnte. Will man sagen, daß durch das gleichmäßige Zählen sämtlicher Fehler die Summen zu groß werden und dieses Anwachsen die Schüler entmutigt: so halte ich dem entgegen, daß das Verdecken der eigentlichen Fehlersumme nicht das rechte Mittel zur Hebung des Mutes sein kann. Es giebt bessere, das Beispiel der Mitschüler und den mündlichen Zuspruch, auch ist die Entmutigung gerade nicht so häufig wie die Gleichgiltigkeit, und den Gleichgiltigen muß man doch durch Entgegenhalten der vollen Wahrheit aufrütteln. Oder will man dem vorbeugen, daß ein Schüler oder ein Vater kommt, die Arbeit mit zwanzig Fehlern dem Lehrer nochmals vorlegt und ihn darauf aufmerksam macht, daß fünf der Fehler auf reiner Flüchtigkeit beruhen, daß mithin die Arbeit ihr tadelndes Prädikat nicht verdiene, ja dann möge der Lehrer, welcher die richtige Aufklärung über diesen Trugschluss wirklich nicht weiß, über sich erschrecken. Ein selten fehlschlagendes Mittel aber für Schüler und Väter will ich nennen: die Platznummer. Diese in Verbindung mit der Fehlerzahl giebt eigentlich erst ein Bild, wie die Schüler den Forderungen des Lehrers entsprochen haben. Entfallen günstige Platznummern noch auf hohe Fehlerzahlen, so hat der Lehrer die richtige Föhlung mit seinen Schülern noch nicht gewonnen, bleibt sich bei einer Anzahl von Schülern die Fehlerzahl und die Platznummer in aufeinander folgenden Arbeiten ganz oder ungefähr gleich, so zeigt dies, daß auch die Höhe der Forderung und Leistungsfähigkeit sich gleich geblieben ist.

Es scheint hieraus zu folgen, daß das Zählen der Fehler nur einen Zweck hat, um die Abstufung der Arbeiten zu bestim-

¹⁾ Weshalb der lateinische wie der deutsche Aufsatz dem Diktat erst folgen kann, aber auch muß.

men. Da es kaum ausführbar wäre, alles Richtige zu zählen, so griff man zu dem Notbehelf, das Verfehlte zu zählen. Und indem man so ein Mittel hat, die Abstufung der Arbeiten wenigstens in einer Hinsicht festzustellen, natürlich immer mit Berücksichtigung des Platzes, den der Schüler zuletzt einnahm, spornt man die Schüler mächtig an und giebt ihnen und ihren Eltern, wenn diese sich die Sache angelegen sein lassen und nicht erst am Ende des Vierteljahres den Lehrer um Auskunft und Rat bitten, eine wichtige Aufklärung; auch wird es so dem Lehrer ermöglicht zu prüfen, ob ein Schüler Fortschritte oder Rückschritte macht — ich setze nämlich voraus, daß der Lehrer sich nicht nur die Platznummern notiert, sondern auch von Zeit zu Zeit einen Blick darauf wirft. Selbst in den höheren Klassen ist dies noch kein überwundener Standpunkt; sondern oft sehr wirksam, um den Eifer anzuregen.

Nach den häuslichen Arbeiten pflegen keine Plätze gegeben zu werden. Es würden die Schüler auch bald die Meinung verbreiten, daß der und jener sich habe helfen lassen. Wenn das auch manchmal nicht wahr sein mag; das ist doch nicht zu leugnen, daß die Schüler nicht alle unter denselben Bedingungen gearbeitet haben, vielmehr jeder nach seiner Bequemlichkeit; die Unterschiede des Könnens treten also überhaupt nicht so scharf hervor. Ich sehe mithin auch nicht ein, warum die Fehler gezählt werden sollten; ich glaube, daß man sehr wohl häusliche Arbeiten von größeren Fehlern frei verlangen und erreichen kann. Bei der Möglichkeit, sich Zeit zu lassen und alles nachzuschlagen, soll der Schüler zeigen, was er durch vollendete Aufmerksamkeit, d. h. ohne in der Reinschrift ändern zu müssen, leisten kann. Macht er gar mehrere Fehler, so ist es schlimm. Man stelle aber nur die Forderung, die Mehrzahl der Schüler wird stolz darauf sein, sie regelmäßig zu erfüllen, es ist viel dabei zu lernen, und das Exercitium hat dann großen Wert auch trotz häuslicher Hilfe. Schliesslich ist es auch für Schüler, die den Unterricht hatten versäumen müssen, der beste Weg, um die Lücken auszufüllen, bis wieder ein Extemporale von ihnen verlangt werden kann.

Es sind also bei der menschlichen Schwäche fehlerfreie Arbeiten nicht von allen zu erwarten. Wieviel Umstände müßten auch zusammenwirken! Außer gutem Unterricht normale Begabung und ungestörte regelmäßige Thätigkeit. Mancher ersetzt die Mängel seiner Thätigkeit durch ein höheres Maß von Geistesgegenwart. Aber es würde doch immer derjenige, dem eine fehlerlose Arbeit gelingt, das höchste anerkennende Prädikat verdienen. Für welche Arbeit sollte es auch sonst gegeben werden? Verdientes Lob darf man nicht vorenthalten, es ist das schönste Mittel zur Förderung. Und wenn der Lehrer einer Arbeit nur das zweite Prädikat erteilt, muß er sich des Grundes bewußt sein, warum er nicht das erste giebt; nennt er die Arbeit nur ausreichend, so muß ein

Grund da sein, um ihr das Lob zu versagen, wie natürlich auch nicht ohne triftigen Grund eine Arbeit verworfen werden darf. Häusliche Arbeiten können im ganzen fehlerfrei verlangt werden, und betreffs der Extemporalien muß man bedenken, daß sowohl die Aufmerksamkeit wie der häusliche Fleiß durch Umstände gestört wird, die der Lehrer nicht immer beherrscht, denen aber die Schule durch strenge Betonung ihrer Forderungen entgegenwirken muß.

Und es giebt gar manche Mittel in der Vorbereitung und Herstellung der Extemporalien, die Willenskraft erfolgreich zu stärken: vor allem die Belehrung über richtiges Lernen. Freilich befindet sich der Lehrer oft genug in der Lage des Arztes, dessen Patient die vorgeschriebene Diät nicht hält. Wie soll man es anfangen, um zu behalten, daß *παιδεύω* heißt „ich erziehe“, *κωλύω* „ich hindere“, *κωλύεις* aber „du hinderst“? Die Vorstellungen *παιδεύω* und „ich erziehe“ müssen so eng verbunden werden, daß die Erinnerung an die eine auch die andere wachruft, daß gleichsam der Phonograph des Gedächtnisses sie immer zusammen wiedergiebt. Sodann muß ebenso *κωλύω κωλύεις* hintereinander gelernt werden, bis man *κωλύεις* hervorbringt ohne sich des Zwischenschrittes über *κωλύω* bewußt zu werden¹⁾. Also erst in der Reihe, dann außer der Reihe, und Strenge im Überhören, damit keiner vor der Zeit denke, er wisse es. Außerdem aber sauberes Schreiben; man darf das Ausstreichen nicht durchgehen lassen, denn es beweist immer, daß der Schüler nicht gleich das Richtige fand, und das soll er doch schließlic. Also Strenge in der Beurteilung der äußeren Haltung der Hefte, einschließlic des Löschblattes.

Allermindestens ist nun zu verlangen, daß drei Viertel der Arbeiten genügen. Dies wäre am einfachsten zu erreichen, wenn man von vierzig Arbeiten die ersten dreißig genügend nennt. Wer diesen Ausweg verlacht, hat noch nie von seinem Vorgesetzten wegen übertriebener Anforderungen Vorwürfe erhalten oder weiß nicht, wohin die Angst den Menschen treibt. Möchte doch auch ein jeder Direktor sich überzeugen, ob nicht seine gutgemeinten Worte bei einem schwachen Gemüte jene unheilvolle Wirkung gehabt haben. Möchte er doch auch angeben, auf welche Weise bessere Arbeiten erzielt werden können, womöglich durch sein eigenes Beispiel. Da wir ja voraussetzen, daß unser Lehrer seine Sache richtig macht, auch nicht mehr ganze und halbe Fehler unterscheidet, so ist hier nur die Frage zu lösen: wann kann

¹⁾ Jeder Fehler hat eine mechanische oder physiologische Notwendigkeit. Wird z. B. gegen die Betonung in *τιμα* gegen die Kontraktion in *τιμῶ* gefehlt, so wirkt das Gesetz der Trägheit; der Ton in *τιμάτων* u. s. w. und die sonstige Ähnlichkeit der 3. mit der 2. P. wie *τιμῆ*, *τιμᾶται* verdrängt die Aufmerksamkeit auf die Entstehung der Form. Aber daß Aufmerksamkeit die Trägheit überwinde, ist der Wert des Unterrichts, und solchen äußerlich abweichenden Formen muß der Lehrer nachspüren.

eine Arbeit noch genügend genannt werden? Kann man nach der Platznummer gehen? Nein; es kann die erste Arbeit schon schlecht sein, es kann die letzte noch genügen. Kann man nach der Fehlerzahl gehen? Das wäre doch wohl nur statthaft, wenn alle Schüler dieselben Fehler machten. Es bleibt also nur der Durchschnitt und die Beschaffenheit der Fehler übrig. Man könnte nämlich die Gesamtsumme der Fehler durch die Schülerzahl dividieren, und wenn 200 Fehler gemacht sind, demjenigen unter 40 „genügend“ geben, der weniger als 6 Fehler hat: das wäre doch einmal objektiv. Leider würde man sich in einem Kreise bewegen, weil man voraussetzt, daß der Durchschnitt genüge, was doch erst festgestellt werden soll. Die Beschaffenheit der Fehler andererseits würde dann für „nicht genügend“ entscheiden, wenn die Mehrzahl der Anwendungen des Wochenpensums verfehlt ist, für „genügend“ aber, mögen sonst die Fehler sein, wie sie wollen, wenn das Wochenpensum und am Schluss das Klassenpensum getroffen ist und z. B. nach Durchnahme der Deklination keine Fehler in den Endungen gemacht sind. Auch der Mathematiker wird einen Zahlenfehler nicht als entscheidend ansehen, wenn das Exempel nach der in der Woche besprochenen Methode gerechnet ist. Also auf das Wochenpensum kommt es an: denn daß der Schüler noch wissen soll, was er vor vier Wochen gelernt hat, ist nur zu verlangen, wenn es in der letzten Woche wiederholt ist. Dann muß es allerdings für acht Wochen ausreichen u. s. w. in geometrischer Progression.

Und doch müßte es ein normales Verhältnis geben zwischen Platznummern, Fehlerzahlen und Prädikaten. Das Prädikat ließe sich dann durch eine Formel ausdrücken, die zusammengesetzt ist aus der festgestellten geistigen Beschaffenheit der Schüler, den Einzelheiten des Pensums und der von Lehrer und Schüler auf diese Einzelheiten verwendeten Arbeit. Eine andere Betrachtungsweise wäre diese, daß man von den Fehlern eines Schülers einen auf geistige Schwäche rechnet, einen auf unvollkommenes häusliches Arbeiten, einen auf Nachwirkung irgend eines äußeren Umstandes; einen Fehler sodann gegen das Wochenpensum könnte man noch hingehen lassen, und einen fünften wird gerade der vortreffliche Lehrer selbst auf sein Conto schreiben. Ist alles andere in der Arbeit richtig, so möge sie genügen; und sind unter 40 Arbeiten 30 von dieser Beschaffenheit oder besser, so können die Väter mehr als zufrieden sein. Der Lehrer aber, gerade weil er vortrefflich ist, sagt sich: „Bei 30 Genügenden darf ich nicht stehen bleiben, mir ist auch das vierte Viertel anvertraut, an dem muß ich doch auch noch etwas erreichen“. Mit anderen Worten: einen objektiven Maßstab giebt es für den Ehrlichen nicht, er muß darnach streben, von Tag zu Tag mehr zu erreichen. Und ist es ihm einmal passiert, daß er schlechter unterrichtet oder schwerer diktiert hat, so wird er es nicht durch ein zu günstiges Urteilen

Die folgenden Arbeiten geraten bei einer Anzahl von Schülern nicht besser, und endlich entschließen sich vernünftiger Väter, welche einsehen, daß ihre Söhne für die Vollendung der Gymnasialbildung nicht veranlagt sind, dieselben mit dem „einjährigen“ Zeugnis ins bürgerliche Leben zu schicken. Eine neue Erleichterung bietet der Übergang nach Prima, auch mit dem Primanerzeugnis ist mancher zufrieden und wird lieber ein ehrenhafter Kaufmann als ein verpfuschter Student. Dazu kommt, daß das Erlernen neuer Regeln und Formen aufhört und die Schüler sich ihres Besitzes nun erst erfreuen. Jetzt werden ihnen größere Arbeiten nicht schwer und die grammatischen Fehler schwinden in dem Maße, in welchem die Übersicht über den Bau der Sprache und die Einsicht in den Zusammenhang ihrer Erscheinungen zunimmt: Nun ist es Zeit das Wissen in Übersetzungen anzuwenden, das Können zu üben, die Einsicht in die Lektüre durch Komposition zu vertiefen. Ob dann schließlic eine Übersetzung in das Deutsche oder eine Übersetzung in das Griechische zweckmäßiger ist, um die Reife zu bekunden, das ist eine Frage, deren Entscheidung nicht von unserer Besprechung abhängt.

Ich habe nur zeigen wollen, daß fehlerfreie Leistungen zwar als Ziel für den Unterricht und die Herstellung schriftlicher Arbeiten anzunehmen sind, nicht aber als Maßstab für deren Beurteilung. Ich habe dabei guten Unterricht vorausgesetzt: wie aber wenn auch hier Fehler gemacht werden? Niemand ist vollkommen, jeder lernt nur allmählich und sammelt täglich neue Erfahrungen. Zur Ehre unseres Standes kann glücklicherweise behauptet werden, daß wir bemüht sind die Fehler zu meiden. Kommen sie wider Wissen und Willen vor, so möge der Misserfolg der Schüler oder die Einsicht des Direktors dem Lehrer die Augen öffnen.

Etwas läßt sich immerhin auch zur Erleichterung thun, wenn man den Zweck der schriftlichen Arbeit bedenkt. Soll in der griechischen Syntax nur eine Einsicht in die Regeln erlangt werden, nicht aber eine solche Fertigkeit, um sie unter schwierigen Umständen anzuwenden und nötigenfalls sich mit Thukydides unterhalten zu können, so befreie man das Übungsbeispiel von allen andern Hindernissen, bringe es zuerst wenigstens nur in einfachen Sätzen an. Kamen in der Lektüre sachliche und sprachliche Seltenheiten und Einzelheiten vor, so mache man nicht diese zum Prüfstein. Verliert doch der Schüler schon leicht genug die Übersicht über den Zusammenhang. Ferner berücksichtige man die Vorkenntnisse. Sind sie mangelhaft, so dauert die Einübung des Neuen länger, als die Befestigung des Unsicheren erheischen würde. Auch unserem Körper ist neue Arbeit nicht gemäß, so lange noch alte Schwächen zu heilen sind. Das Tempo des Unterrichts richtet sich wirklich nach den Schülern, und wenn Geister von schwerfälliger, ungelehriger Beschaffenheit zahlreicher sind, so muß langsamer gegangen werden. Aber das Tempo richtet sich nicht allein

nach den Schülern; es soll doch ihr Wille gestärkt, ihre Schlagfertigkeit durch eigenes Arbeiten gesichert werden: also muß der Lehrer ein schnelleres Tempo zu erreichen suchen. Er darf nicht nachgeben. Die Gesamtleistungsfähigkeit der Schüler darf ihn nicht als Maximum, sondern nur als Minimum gelten, denn sie soll ja erhöht werden.

War es früher besser? Vielleicht, vielleicht auch nicht. Manche Schülergeneration mag mehr Befähigte enthalten haben. Oder der Lehrer mag seine griechischen Schüler schon von anderem Unterrichte her gekannt haben. Oder die Zusammensetzung des Lehrerkollegiums hat sich so geändert, daß die Schüler an manches nicht gewöhnt sind, was früher Brauch war, oder für andere Fächer stärker herangezogen werden. Oder der Lehrer hat bei langjähriger Wiederholung des Pensums verlernt, den Unterricht nach dem jedesmaligen Bedürfnis zu gestalten. Andere Gründe für den schlechteren Ausfall der Schülerarbeiten liegen oder lagen in den Einrichtungen. Als es noch Nebenfächer gab, waren die griechischen Arbeiten besser, aber die französischen schlechter. Als der griechische Lehrer seinen Termin noch nach Belieben ansetzen konnte, gleichviel ob an dem Tage auch ein Aufsatz abzuliefern war und lateinisch geschrieben wurde, da mißrieten alle drei Arbeiten und die Schüler thaten einmal wirklich ihr Möglichstes. Jetzt nach der Erkenntnis solcher Mißstände sind Kollegen, Direktoren, Behörden, die Schüler selbst und das Publikum zu wachsam, als daß dergleichen sich wiederholen könnte. Manchmal mag die Lage der Stunden ungünstig sein, auch die Beschaffenheit des Lehrbuches und die Abgrenzung der Pensa kann Ursache eines Fehlers werden. Wie oft wird nicht ein Druckfehler übersehen! Wie oft ist nicht die Grammatik in ihren Regeln praktisch auf Kosten der Wahrheit¹⁾. Dann fängt der Lehrer an zu diktieren, und es entstehen neue Fehler. Und daß irgend ein Punkt in der Durchnahme des Pensums bei der verschiedenen Zusammensetzung der Schülergenerationen

¹⁾ Ich kann nicht unterlassen aus dem Griechischen, Deutschen und Lateinischen wenigstens einige Beispiele anzuführen. „Der Optativ begleitet die Nebentempora“ lautete früher eine solche „mehr kurze als anwendbare“ Regel. „Der Aorist hat die Bedeutung der Vergangenheit“ heißt es noch, während dieselbe doch dem Konjunktiv und Imperativ gar nicht, dem Optativ und Infinitiv nur aus Sprachnot zufällt. Sagte der Grieche *ἔφη λύσαι*, so mußte er, um das Tempus beizubehalten, auf den Ausdruck der Vergangenheit, welchen in *ἔλυσε* das Augment bildet, verzichten. Sprachnot oder Abusus der passive Gebrauch der Medialformen, nicht aber ist das Medium eine Abart des Passivs. Unpersönliche Ausdrücke regieren angeblich alles Mögliche, z. B. den Infinitiv, während doch 'errare humanum est' keine andere Konstruktion ist als 'error humanus est' wäre — von 'humanum est, (sic) errare' ganz zu schweigen. Wie viele Konjunktionen „regieren“ nicht den Konjunktiv, während doch erst der Konjunktiv selbst es ist, welcher z. B. *cum* durch „als“, „da“ oder „obgleich“ zu übersetzen erlaubt. Vor „und“ steht ein Komma, wenn ein neues Subjekt folgt! Diese „Regel“ findet doch wohl keine Anwendung auf den Satz, zu welchem ich gelangen wollte: Immer ist die Wahrheit das Einfachste und ihre Regeln die brauchbarsten.

zu kurz kommt, wird kaum ausbleiben. Wer darauf einen Vorwurf gründet, der mache einmal einen untadligen Stundenplan, schreibe eine fehlerlose Grammatik und erfinde die normale Teilung der Pensa. Das Auge des Lehrers entdeckt ja jene Mängel alsbald, und guter Wille gleicht sie aus.

Ich habe vorzugsweise vom griechischen Extemporale gesprochen, nicht als ob dem Extemporale oder dem Griechischen die höchste Bedeutung zukäme, sondern weil das Griechische wegen mancher Eigentümlichkeit vorzugsweise als Beispiel dienen kann und das Extemporale in der vorliegenden Frage für alle Beteiligten als Urkunde dienen muß. Die gleichen Ursachen der Fehler oder ähnliche wirken auch in allen anderen Übungen, im mündlichen Übersetzen, in der Geschichte, in der Mathematik u. s. w. Und die Mittel zur Bekämpfung sind die gleichen. Herausfühlen, was das Bedürfnis der Schüler verlangt, und voller Ernst in der Beurteilung der Leistungen sind die beiden Hauptpunkte, in welchen aber alle Lehrer zusammenwirken müssen. Was sollte auch daraus werden, wenn die Interpunktion im deutschen Aufsatz zur Bedingung gemacht, aber im Lateinischen als gleichgiltig angesehen würde? oder ein fehlerhafter Satzbau im Übersetzen nicht gestattet und in der mathematischen Konstruktionserläuterung gestattet würde?

Was mithin von den Fehlern der Schüler auf Rechnung der Schule und der Lehrer kommt, ist wenig, namentlich deshalb, weil wir immer bemüht sind unsere Einrichtungen zu verbessern und zu vereinfachen und von allen unnötigen Schwierigkeiten zu befreien. Eine größere Schuld trifft Schüler und Eltern. Mein Lehrer hatte nicht so Unrecht mit seinem „Warum?“ Rechnen wir ab, daß niemand, geschweige denn ein Knabe, Vollkommenes leistet, daß in der Jugend „der Leichtsinns ein froher Gefährte“ ist und die Selbsttäuschung nicht minder, daß oft die Begabung fehlt, daß ferner ja auch anderes als Schulangelegenheiten dem Knaben bekannt werden muß und häusliche Verhältnisse nicht immer geordnet sein können, so bleibt doch noch viel übrig: die Gleichgiltigkeit, der Mangel an Ehrfurcht, die Vergnügungssucht, das unverständige Leben, die Mißleitung durch Privatlehrer und in gar manchem Hause die Frivolität. Und wir? Wir haben auch hier zu kämpfen nicht um Kleinigkeiten, sondern um die teuersten Güter des Vaterlandes.

Berlin.

H. Draheim.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

Cornelius Nepos. Für den Schulgebrauch mit erklärenden Anmerkungen.
Herausgegeben von Gustav Gemfs. Paderborn, F. Schöningh, 1884.

Dreierlei unterscheidet diese Schulausgabe von anderen desselben Schriftstellers: 1) daß den Anmerkungen fortlaufende Inhaltsangaben beigelegt sind, die dem Schüler einen schnellen Überblick über das vom Schriftsteller in jeder einzelnen Vita Vorgetragene Schritt für Schritt ermöglichen; 2) daß irrtümliche Abweichungen des Schriftstellers von geschichtlich feststehenden Thatsachen durch ein Zeichen — ein kurzes wagerechtes Strichelchen am Rande neben der betreffenden Stelle — sichtbar gemacht sind; 3) daß in einem besondern Anhang eine größere Auswahl von Regeln der *syntaxis ornata* geboten wird, die, für das Verständnis des lateinischen Ausdrucks unentbehrlich, dem Schüler der mittleren Klassen die Gewöhnung an den *color latinus* erleichtern sollen, ehe er in den oberen Klassen systematisch in denselben eingeführt werden kann. — Wir zollen diesen Einrichtungen unsern Beifall. Durch jene Inhaltsangaben wird dem Schüler der vom Schriftsteller verarbeitete Geschichtsstoff veranschaulicht und leichter eingeprägt, was um so wichtiger ist, als ihm über seinem Ringen mit dem sprachlichen Verständnis der klare Einblick in das Sachliche leicht schwindet. Außerdem ist der stetige Hinweis auf die fortschreitende Gedankenentwicklung des Schriftstellers von nicht zu unterschätzendem Werte für die planmäßige Anordnung seines eigenen Denkens. Was die Hervorhebung der geschichtlichen Irrtümer des Nepos betrifft (dem Striche am Rande ist in den Anmerkungen jedesmal eine kurze Erläuterung beigegeben), so verwahrt sich der Hgb. im Vorwort ausdrücklich gegen die Meinung, als ob er dadurch den Schüler habe anleiten wollen Kritik an dem Schriftsteller zu üben. „Daß Irrtümer in einer Geschichtsdarstellung möglich sind“, sagt er, „das wird schon ein Quartaner verstehen; dazu bedarf es nur des Hinweises auf ähnliche Fälle in seinem eigenen Kreise und der Andeutung, daß es zu Nepos' Zeiten für einen Geschichtsschreiber weit schwieriger war, sich über Thatsachen aus der Vergangenheit zu unterrichten, als für uns, die wir beispielsweise über die Thaten der persischen Könige aus den Inschriften Genaueres wissen, als Thukydidēs oder ein anderer gleichzeitig mit ihnen lebender

Schriftsteller. Auch scheint es uns pädagogisch richtiger zu sein, daß der Schüler schon in der Quarta, wo er noch unbefangener ist, erfahre, eine Nachricht in seinem Nepos sei nicht ganz genau, als daß er in der Secunda plötzlich inne werde, das, was er in der Quarta mit Mühe und Not sich eingeprägt, sei falsch.“ — Die syntaxis ornata des Anhangs ist in 52 Regeln enthalten, auf die an den betreffenden Stellen in den Anmerkungen durch „s. R.“ verwiesen wird. Der Hsgeb. hat bei der Zusammenstellung dieser grammatischen und stilistischen Erklärungen die von J. Rothfuchs („Beiträge zur Methodik des altsprachlichen Unterrichts, insbesondere des lateinischen“) aufgestellten Gesichtspunkte berücksichtigt. Der Zweck, den er dabei im Auge hatte, war dem Schüler an der Hand des Textes mit den Feinheiten und Eigentümlichkeiten des lateinischen Ausdrucks bekannt zu machen, ohne ihn auf die Grammatik hinweisen zu müssen. Das Nachschlagen in der Grammatik erscheint ihm mit Recht nicht nur überflüssig auf dieser Stufe, „da die grammatischen Erscheinungen vorher schon bei Stellung der Aufgabe von dem Lehrer erklärt werden“, sondern auch schädlich, „da die Schüler, wenn sie sich dabei selbst überlassen sind, mit dem Nachschlagen übermäßig viel Zeit verbringen und gewöhnlich doch Falsches herauslesen“. In Regel 16: „Wenn von zweien die Rede ist, so bedeutet *alter* einer, *maior* keiner, *uter?* wer? *uterque* jeder, *melior* der beste, *minor* der kleinste“, sind die beiden letzten Bezeichnungen zu streichen; da bei zweien der Superlativus unter allen Umständen unzulässig ist und nur bei nachlässiger Sprechweise angewandt wird.

Die den Text begleitenden Anmerkungen sind sehr reichhaltig, dabei kurz und bestimmt im Ausdruck, ähnlich denen in der von B. Lupus besorgten Nipperdeyschen Ausgabe. Sie sollen dem Schüler die Vorbereitung erleichtern, sollen aber dabei weder das erklärende Wort des Lehrers überflüssig machen, noch den Schüler auf Hilfsmittel hinweisen, die in seinem Besitz gar nicht sein können. Daher ist jeder Hinweis auf einen andern Schriftsteller vermieden.

In Anhang II ist ein Namen- und Sachregister beigegeben, das dem fleißigen Schüler vortrefflich zu statten kommen wird.

Für den Text ist die Halmsche Ausgabe vom Jahre 1891 zu Grunde gelegt worden, wobei die von Pluygers und Cobet gemachten Verbesserungsvorschläge berücksichtigt sind. Abweichungen vom Halmschen Texte sind in Anhang III angegeben.

Berlin.

W. Hinze.

- A. Nicolai, Materialien zum mündlichen und schriftlichen Übersetzen aus dem Deutschen ins Griechische. Nach Regeln geordnet. Für obere Klassen, vorzugsweise für Sekunda. Zweite mit einem Vokabularium versehene Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1898. VI und 151 S. gr. 8.

Die Pflege der anmutigsten unter den klassischen Sprachen ist auf unseren Gymnasien noch nicht im Rückgang begriffen, so

mufs man glauben, wenn man die grofse Zahl der Lehr- und Übungsbücher überblickt, die alljährlich in fast überreicher Fülle der wissensdurstigen Jugend geboten werden. Und das ist hocherfreulich gegenüber einem Zuge unserer auf das Reale, um nicht zu sagen, Materielle gerichteten Zeit, die für die ideale Beschäftigung in weiten Kreisen keine oder doch nur geringe Würdigung zu haben scheint. Freilich mufs, unseres Erachtens, jeder Herausgeber griechischer Lehrbücher auch darauf bedacht sein, in recht knapper, alles Unnötige vermeidender Form den Stoff, der bewältigt werden soll, darbieten: die Stundenzahl für das Griechische ist beschränkt, das Mafs der Anforderungen nicht wesentlich herabgemindert worden. — Sehen wir nun zu, wie der Herausgeber obigen Buches sich mit diesen Bedingungen abgefunden hat.

Nach dem „Vorwort“ ist das Buch „vorzugsweise für Sekunda“ bestimmt und „umfasst also keine Materialien zur Einübung der Formenlehre“, sondern „hält sich auf dem Gebiete der Syntax“. Kurz gesagt, es ist ein Hilfsmittel zum Erlernen des Griechischen in den oberen Klassen. Seine Existenzberechtigung hat das Buch seit dem Erscheinen der zweiten Auflage nicht mehr nachzuweisen; es handelt sich daher bei der Beurteilung desselben für einen Rezensenten um die Frage: entsprechen die „Materialien“ einmal den allgemeinen oben angedeuteten und andererseits den vom Verfasser selbst aufgestellten Forderungen in jeder Beziehung? Sehr verständig hat der Verf. (Vorwort z. 1. Aufl.) „keine Syntax oder Anweisung zum Übersetzen“ hinzugefügt, „damit die Schüler nicht neben der eingeführten Grammatik sich noch in eine zweite hineinarbeiten müfsen“, und ist ferner „streng bei der Aufgabe der obersten Klassen, Einübung der Syntax“, stehen geblieben, hat „nicht etwa stillistischen Zwecken dienen“ wollen, aber den Stoff „nach gröfseren Komplexen von Regeln geordnet, um mechanische Arbeit fern zu halten“, und endlich „eine doppelte Reihe von Beispielen; nämlich neben Aufgaben für schriftliche, andere für mündliche Übungen geboten, letztere so eingerichtet, dafs die Schüler einer Vorbereitung nicht bedürfen“. Diese Einrichtung ist an sich unzweifelhaft zu billigen; denn „die mit A bezeichneten Abschnitte sollen sofort nach Durchnahme des betreffenden syntaktischen Kapitels mündlich übersetzt werden und sind deshalb mit einer genügenden Menge von Vokabeln versehen worden; die mit B bezeichneten enthalten längere Sätze und sind für schriftliche Bearbeitung berechnet“. Im Anhang stehen Stücke zu freierer Bearbeitung: alles im Anschlufs an die Grammatiken von Curtius und Koch, dem Inhalte nach historische Notizen oder ethische Gedanken.

Nach diesen Grundsätzen ist Verf. in der 1872 erschienenen ersten Auflage verfahren; in der zweiten Bearbeitung sind die Beispiele numeriert, die neue Orthographie angewandt und ein Vokabularium hinzugefügt worden, weil schwermlich jeder Schüler im Besitze eines deutsch-griechischen Wörterbuches sei.

Gegen die Prinzipien des Verf.s läfst sich, meines Erachtens,

kaum etwas Stüchhaltiges einwenden; anders aber steht es mit der Form der Ausführung. Da muß denn Ref. kurz bemerken: in einer Beziehung ist das Buch einer gründlichen Parifikation dringend bedürftig, in der Auswahl der so großen Raum einnehmenden Vokabeln unter dem deutschen Text. Was für einen Sekundaner soll man sich konstruieren, wenn man findet, daß zu A, 1 (S. 1) z. B. folgende Wörter resp. Konstruktionen in den Noten stehen: „Nach Plato“ = 1, κατὰ c. acc. 2, Πλάτων, ωνος; „zuverlässig“ = βέβαιος; „Geschichtsschreiber“ = συγγραφεύς; „Mißgunst“ = ὁ φθόνος (sic!); „finden“ = τυγχάνειν τινός; „Grundstoffe“ = τὸ στοιχεῖον u. a. Hier, wie anderwärts, muß es auffallen, daß der Artikel und der Genetiv, auch wo sie selbstverständlich der schlechteste Sekundaner wissen mußte, hinzugefügt werden: wenn man das ὁ bei προκόδειλος des Deutschen wegen allenfalls passieren lassen mag, so will man es doch nicht auch bei φθόνος u. ä. mit in den Kauf nehmen. Zu A, 2 habe ich mir als unnötigen Ballast notiert: 8 τὸ ἔθνος, 12 das τινί bei πρόσθεναι und ἐμμένειν, den Artikel bei 18 ἡ γνώμη, 20 τὸ ἀμάρτημα, 26 ὁ ἄρχων („die Beamten“), 29 ἡ ἀσέβεια („Gottlosigkeit“), 34 ὁ κατήγορος = „der Ankläger“; den Artikel bei ἡ τιμωρία (37), ὁ βοηθός („Helfer“), ἡ φυλακή (47 = „Schutz“), 51 ὁ προστάτης, 52 ὁ ὄρκος, 55 ἡ πολιτεία = „der Staat“, ὁ ἄρχων = „die Behörde“ (57), ὁ ἰδιώτης = „der Privatmann“, 65 τὸ ἐλεγείον, 70 τὸ παράδειγμα, 71 ὁ πρόγονος; ob ferner einem Sekundaner zugemutet werden darf, daß er „bitten“ = δεῖσθαι mit dem Genet. δεῖ Person zu verbinden, „zuverlässig“ durch ἀσφαλής, „vor alters“ durch πάλαι, „der Eid“ durch ὁ ὄρκος zu übersetzen verstehe, darüber mögen alle Kollegen urteilen, die in Tertia die Xenophon-Lektüre haben. Zu B, 1 u. B, 2 habe ich zu bemerken, daß ebenfalls zahlreiche Artikelformen ganz unnötig hinzugefügt worden sind, und daß ich von einem jungen Menschen, der die Anabasis des Xenophon, wenn auch nur zum Teil, gelesen hat, verlange, daß er wisse, ἕως ἄν regiere den Konjunktiv (vgl. zu B, 2 unten Note 4), auch daß „verständlich“ durch σώφρων wiedergegeben werden kann. Die Abschnitte unter B, welche ja schriftlich übersetzt werden sollen, geben seltener zu der Klage Anlaß, wie ich sie soeben bei σώφρων erheben durfte; und doch finden sich auch zu ihnen Noten, die überflüssig erscheinen, zumal wenn man bedenkt, daß das angehängte Vokabularium doch wohl dem Schreibenden zur Disposition steht.

Zu A auf S. 5f. würde ich streichen: das εἰς bei ⁵ προπίπτειν, weil im deutschen Text „stürzten in gänzliches Verderben“ steht; ferner, abgesehen von dem Artikel, ²¹ „Strafe“ = ἡ ζημία, ²⁵ „rasch“ = ταχύς, ²⁷ „kundig“ = ἐμπειρος, ³⁹ ὁ Νεῖλος, ⁴⁶ „rot“ = ἐρυθρός, ⁵³ „Unglücksfall“ = ἡ συμφορά. — Zu A, 1 S. 7f. ist zu bemerken: im 4. Satze lies „Kallikratidas“ st. — es“, streiche ⁸ „plötzlich“ = ἐξαίφνης, ¹³ „das Verderben“

= ὁ ὄλεθρος, ¹⁷ „der Schatten“ = ἡ σκιά, ²⁰ „nehmen“ = αἶρεῖν, ²¹ „vernichten“ = διαφθεῖρειν, ²² „die Flotte“ = τὸ ναυτικόν, ²³ „heransegeln“ = ἐπιπλεῖν; außerdem ist statt „Psammitichos“ im 16. Satze „Psammetichos“ zu schreiben, da Ψαμμήτιχος die gewöhnlichere Form ist: —

Zu A, 2 S. 8 f. streiche ich: ¹ „Richter“ = ὁ δικαστής, ² „Ratgeber“ = ὁ σύμβουλος, ³⁰ „hinreisen“ = πορεύεσθαι, ³¹ „es ziemt sich“ = προσήκει, ³² „tadeln“ = μέμψασθαι, ³³ „raten“ = συμβουλεύειν, ³⁴ „Trauer“ = ἡ λύπη. — Zu A, 3 S. 9 f.: ¹ „schweigen“ = σιωπᾶν, ¹⁶ genügt Αἰθίοψ ohne —στος, ¹⁸ „all“ = πᾶσιν, ¹⁹ „das Licht“ = τὸ φῶς, ⁴¹ „aufstellen“ = ἰστανᾶναι, ⁴² „anführen“ = ἡγεῖσθαι, ⁴⁴ „die Flanke“ = ἡ πλευρά, ⁴⁵ „die Nachhut“ = οἱ ὀπισθοφυλάκες, ⁴⁷ „der kleine Schild“ = ἡ πέλεκυ; ferner würde ich im 16. Satz Z. 17 von oben schreiben: „Denn Athen er selbst“ . . . mit Auslassung des Artikels „die“. — Zu B, 1 S. 12 ist im 4. Satz als Druckfehler zu bessern: 5 statt 6 bei „auf die Seite der Perser getreten“, dagegen bei „über sich“ 6 zu setzen. — In den Noten zu B, 2 S. 12 ist 3 zu schreiben statt 4 bei μέλλειν. — S. 13 f. zu A, 1 würde ich für „Besonnenheit“ die Vokabel der Anmerkungen ἡ σωφροσύνη streichen, ebenso ὁ λατρός (Note 16), anstatt τελευτᾶν für „mit meinem Tode“ würde ich in Note 21 wünschen: „Verbum“. S. 14 zu A, 2 lies in der Note 11 ἡ Πυθώ, οὗς statt ἡ Π., οὐς; auch S. 15 Note 41 lies ἡ st. ἣ, bei Note 46 ὄς ἄν c. conj. ist der Zusatz „c. conj.“ unnötig. — S. 16 zu A, 3 Note 9 „in der Art liegen εἶναι c. gen.“ halte ich „c. gen.“ für überflüssig, zumal da das Latein. ähnlich konstruiert; Note 26 „ἔστιν οἷ“ für „einiges“ ist sonderbar. — Zu B, 1 S. 16 Note 4 lies „αἰ“ st. „αι“, tilge auch Note 8 „ἡ χώρα“ = „Land“. — Zu B, 2 S. 17 Note 1 lies „τίς“ st. „τίς“. — S. 19, A, 2 ist im 10. Satze 24 nach „Disziplin“ „auf“ st. nach zu setzen; Note 11 ist entweder, als unnötig, zu beseitigen oder richtig zu stellen ἡ τόλμα st. ἡ τόλμη; Note 23 für „Eid“ zu streichen. — S. 20 Note 44 muß einem Sekundaner zugetraut werden, daß er weiß, ἑλληνίς habe im Gen. — ἰδος. — S. 20, A, 3 tilge in den Noten: ὁ μισθοφόρος, ἡ φυγή, τὸ φῶς, τὰ Ἰαθῆμα; τὸ στάδιον, ὁ λαγῶς, ὠ, τὸ βέλος, welches in demselben Stück unter Note 31 und Note 39 zu derselben Bedeutung „Geschloß“ gegeben wird, gewiß eine unmotivirte Freigebigkeit gegenüber dem „Sekundaner“! — S. 21 f. in A, 4 tilge Note 1 ἡ φυλακή, statt N. 11 wünschte ich „Plural“, N. 21 tilge διαφθεῖρειν, N. 41 ebenso τίπτειν. — S. 23 in B, 1 verdient das Deutsch in dem 1. Satze z. E. „so hindert nichts, daß der Staat sehr groß dasteht“ eine Korrektur; statt Note 11 „δι' ἑννέα ἑτῶν“ schriebe ich „διὰ c. gen.“ — S. 24 in B, 2 tilge Note 10 ἐκπλήττεσθαι und setze nur ³ st. ¹⁰. — Ebenda schreibe man zu B, 3 Note 6: ἔρημος st. der altattisch accentuirteten Form ἐρήμος, die auch S. 31, A, 1 Note 1 sich findet. Aber inkonsequent wird S. 51, A, 2 Note 13 ἐτοιμος statt des altattischen

ἔτομος, das z. B. Thukydides hat, geschrieben. — S. 25, A, 1 tilge in den Noten 2 ἡ δύναμις, 5 βαθύς, 29 ὁ διδάσκαλος, 33 ἡ λύπη, 41 τυφλός, 3 u. S. 26 Note 56 ὁ πλοῦς, 58 ἔρατος u. statt 60 περιπίπτειν verweise man auf Note 42 in demselben (!) Stück. — S. 26 zu A, 2 tilge Note 6 τὰ πράγματα, 26 τὸ ἱππικόν, schreibe N. 30 Σηπίων st. Σικίλων, lies N. 40 ὁ st. ὁ u. tilge dabei den Gen. — ἄδος neben Ἄρκας. — S. 27, A, 3 schreibe im 5. Satz „Thessalien“ st. „Tess.“, tilge in den Noten: 2 ὁ δῆμος, 6 ἡ συμφορά, 14 ἐντυγχάνειν, 21 ἡ αἰσχύνη, 27 πλεῖν, 29 παλαιός, 25 ἐν δεξιᾷ, 37 ὁ Ἴονιος κόλπος, 39 ἡ πηγὴ, 40 ἄπορος, 41 διάβατος; 47 τὸ στόμα, 53 ἀμαριάνειν, 60 τὸ μῖσος: eine stattliche Reihe in dem einen Stück A, 3! Verf. muß doch noch weit schlechtere Erfahrungen hinsichtlich der Vokabelkenntnis in Sekunda und Prima gemacht haben als der in dieser Beziehung nicht gerade verwöhnte Schreiber dieser Zeilen. Warum aber soll die Ignoranz, die von der Bequemlichkeit der angeblich „überbürdeten“ Sekundaner herkommt, noch durch solche Faulpolster befördert werden? Halte man doch auf Einprägen der Präparation besonders bei der Lektüre der Tertia, und solche Dinge werden bald sich ändern. — S. 31, A, 1 sind unnötig: Note 7 ἡ λύπη, 8 ἡ ἡδονή, 9 ἐνθυμίσθαι, 10 θνητός, 11 ἡ ἀθανασία, 32 μουσικός, 51 ἀνίστημι, 53 τὸ πρᾶγμα. — S. 37 f. A, 1 tilge die Noten: 6 διαφθερεῖν, 7 ἡ ψυχή, 9 φεύγειν, 17 προσβύτερος, 18 ἡ κόρη, 28 ἐμβάλλειν εἰς, 29 ἀναγκαίος, 31 προιέναι, 35 das τινὶ bei συμβάλλειν; zu Note 38 παρὰ τινά = „auf einem“ (ruhe die Macht) möchte ich das Bedenken äußern, ob diese seltene, nur bei Herodot und dann erst wieder bei Plutarch vorkommende Konstruktion Schülern mit so geringem Wissen empfohlen werden dürfe. — In den Noten zu A, 3 auf S. 39 f. würde ich streichen: 2 καταφρονεῖν = „voll Geringschätzung“ und dafür schreiben „Verbum“, 6 ἡ συμφορά, 14 ἀφιστάναι, 16 ἡ ἐπιθυμία, 18 μνημονεύειν, 30 διώκειν, 36 ἄχθεσθαι. — A, 2 S. 51 f. tilge Note 1 διανοεῖσθαι, 3 μισθοῦν, 11 θερμός, 13 ἔτοιμος, 20 ὀπισθῆν, 42 σκοπεῖν, 49 ἀποτέμνειν, 68 ὑποπτεύειν, 74 σπᾶν.

Ich schliesse die Aufzählung der meiner Ansicht nach unnötigen Vokabeln, da es ja nicht Aufgabe eines Rezensenten — obwohl das Etymon des Wortes recensere gegenteilig gedeutet werden könnte — ist, alle Einzelheiten anzuführen, die ihm einer Änderung bedürftig scheinen, und fasse mein Urteil zusammen: die „Materialien“ bieten reichen Stoff zur Übersetzung aus dem Deutschen ins Griechische, verdienen auch Lob wegen der Teilung der Aufgaben in extemporale und häusliche, bedürfen aber einer gründlichen Säuberung von überflüssigen Noten, welche den Schüler nicht anregen und fördern, sondern bequem machen werden.

Stargard i. Pomm.

Reinhold Dorschel.

Gottfried Böhmes Aufgaben zum Übersetzen ins Griechische für die oberen Gymnasialklassen. Achte, teils verkürzte, teils vermehrte Auflage von G. Stier. Leipzig, Teubner, 1883. gr. 8. Pr. 2,70 M.

G. Stier, welcher schon 1880 im Auftrage der Verlagsbuchhandlung die 7. Auflage des griechischen Übungsbuches von G. Böhme in Vertretung des erkrankten Verfassers besorgte, hat nach dem Ableben des letzteren auch die nötig gewordene 8. Auflage herausgegeben. Hatte er in der 7. von eingreifenden Änderungen noch absehen zu müssen geglaubt, so leitete er aus dem definitiven Auftrage der Verlagsbuchhandlung, weitere Auflagen zu bearbeiten, einerseits das Recht zu wesentlichen Umgestaltungen her, andererseits aber auch die Pflicht, an dem alten Bestande nicht ohne Grund zu rütteln und besonders nicht durch die neue Auflage die älteren gewaltsam zu verdrängen. So hat er denn insbesondere die Zahl der Einzelsätze wesentlich vermindert, dagegen außer wenigen neuen Einzelsätzen 23 neue zusammenhängende Stücke in 32 Nummern aufgenommen, davon 15 Nummern sein Eigentum, 17 das seines Bruders H. Stier. Die Verminderung des früheren Bestandes rechtfertigt er damit, daß nach den neupreußischen Lehrplänen „die Einübung der grammatischen Pensa in der obersten Gymnasialklasse jetzt überall zurücktreten müsse“, insofern nicht angemessen, als ja die Einübung der grammatischen Pensa von jeher den früheren Klassen zugefallen ist. Sollten aber wirklich die zahlreichen Streichungen und die noch zahlreicheren Zusätze die Benutzung auch nur der 7. Auflage neben der 8. noch möglich machen? Sollten nicht vielmehr die Zusätze einem Schatze gleichen, der wohl angesehen, aber nicht angerührt werden darf, bis die älteren Auflagen aus den Händen der Schüler verschwunden sind?

Über die neuen Stücke kann Ref. nur Günstiges berichten. Sie bieten syntaktische Schwierigkeiten — wie könnten sie ohne solche praktisch sein? —, häufen diese sogar, setzen aber nirgends Entlegenes voraus, so daß sie meines Erachtens im allgemeinen entschieden dem neuen Lehrplane entsprechen, welcher sagt: „Die Schreibübungen haben nur den Zweck, durch Befestigung der Kenntnisse der Formenlehre und durch Eingewöhnung in die Grundlehren der Syntax die grammatische Gründlichkeit der Lektüre zu sichern.“ Insbesondere gilt dies von denjenigen Übungsstücken, welche im Anschlus an die Platolektüre vorgelegt werden sollen; der Primaner wird Stücke, wie 240, sogar ex tempore im ganzen treffen. Andere, z. B. 230—232, möchte ich nur zu häuslichen Arbeiten empfehlen: die vielen Fälle, in denen Substantiva durch verbale Umschreibung zu geben, Adverbia zu regierenden Verben zu erheben, Participia in Relativsätze aufzulösen, phraseologische Verba zu beseitigen sind, steigern die gleichzeitigen grammatischen Anforderungen in einem Grade, daß nur die Auserwählten schnell zu übertragen imstande sein werden. An manchen Stellen wäre von Seiten des Herausgebers eine größere

Unterstützung des Schülers durch Noten wünschenswert, jedenfalls da, wo zur Erzielung eines flüssigen deutschen Textes die Anknüpfung des neuen Satzes verschleiert ist. So 231: „denn die Athener . . . traten Philipp bei Chäroneia entgegen. Sie unterlagen; dennoch ist Demosthenes lobenswert.“ 232: „So spricht u. a. Euripides: . . . Wir sehen, daß dies den Athenern . . . widerfuhr.“ 50: „Denn das ist der gemeinsame Fehler in großen Demokratien, daß der Neid dem Ruhme (auf dem Fusse) folgt; daß die Menge (alle) zu verkleinern liebt, welche sie vor anderen hervortragen sehen (vielmehr: sieht) und die Ärmern zum Glück der Besitzenden scheinbar sehen.“ Weiter würde ich gern unter dem Texte bemerkt sehen: 46 „(Wasser) in einem Helme gesammelt“, daß *εἷς* anzuwenden sei; 52 Z. 3 „sandte“, daß das Imperf., Z. 14. 15 „die . . . gesandten Bildsäulen“, daß das Part. Präs. zu nehmen sei, weil die Sendung nicht perfekt geworden; 55 „da (warum so altfränkisch für: als?) Lamachos aber die Schiffe am Strande zurückließ und die Felder der Herakleoten verwüstete, erhob sich plötzlich ein Sturm“, daß im Griechischen Wechsel des Tempus nötig sei; 181 „Und der Gott erhörte ihn“, daß das Verbum hinter *καί* stehen müsse; 228 „Während dessen erschien Themistokles nicht vor den Behörden“, daß *προστίναμι πρὸς* zu wählen sei. Größere Deutlichkeit bleibt zu wünschen, wenn unter 50 „als Bundesgenosse des Euagoras hingesandt“ zu „Euagoras“ (*ὡς συμμαχησῶν Εὐαγόρα*) gesagt wird: „zum Verbum bezogen.“ — Unpraktisch und dem jetzigen Lehrplane nicht entsprechend erscheint mir nur das neu aufgenommene lateinische Übungsstück, ein Brief des Seneca an C. Lucilius (I 1). Dem Schüler muß vor allen Dingen völlig klar sein, was er übersetzen soll; ehe er in diesem Falle zu völliger Klarheit geführt wird, ist aber gar manche Auseinandersetzung nötig, durch welche er im Griechischen jedenfalls nicht gefördert wird. Die Übertragung gar muß, wenn sie griechisch ausfallen soll, den lateinischen Text geradezu auf den Kopf stellen, ist also in der Hauptsache eine stilistische Übung, welche weit über die Intentionen des Unterrichtsentwurfes hinausgeht.

Zum Schluß noch wenige Stellen, an denen mir der Text oder die Anmerkung verbesserungsbedürftig scheint. 46 enthält nach Arr. Anab. VI 26 eine Anekdote aus dem Zuge Alexanders durch das Land der Gedrosier. Als Alexander das Wasser verschüttet, soll das Heer von neuem Mute beseelt sein *ὥστε εἰκάζει ἂν τινα πότον γενέσθαι πᾶσιν ἐκείνο τὸ ὕδωρ τὸ πρὸς Ἀλεξάνδρου ἐκχυθέν*, d. h. so daß man (nämlich ein Zuschauer) hätte vermuten können, jenes Wasser sei ein Trunk für alle geworden. St. hat irrtümlich *στρατιῶν* als Subjekt auch des abhängigen Satzes gefaßt und *ἂν* zu *γενέσθαι*, *τινα* zu *πότον* gezogen. — In 50 (nach Corn. Chabr. II gearbeitet) sind die Worte „die Lacedämonier waren Bundesgenossen der Ägypter, denen der Spartanerkönig Agesilaos viele Beute abnahm“ gerade

so unverständlich wie in der Vorlage. — Nicht gut ist die Konstruktion der Worte 181 „(Chryses) sprach den Wunsch aus, jenen möchten die Götter verleihen, daß sie Troja einnahmen und am Leben blieben, aber (dann) seine Tochter ihm freigäben.“ Sollte St. das imperativische *λύσαι-δέχασθαι* in Hom. A 20 wie *ἐπιέρσαι-ἰκέσθαι* von *δοῦναι* abhängen lassen? Oder sollte er Pl. Pol. III 393 *λύσαι δεξαμένους* dem Inf. *δοῦναι* subordinieren? Ebenda ist für „entgelten lassen“ *τίσαι* in der Anmerkung angegeben. In dem lateinischen Stücke ist in der 23. Anmerkung für si ‘quid consumpserit’ ‘si quis consumpserit’ zu lesen.

Man würde die Absicht des Ref. verkennen, wenn man annehmen wollte, diese Ausstellungen sollten das obige günstige Urteil wieder aufheben. Ref. hat vielmehr die Absicht, durch seine Bemerkungen zur Abstellung der Mängel, die naturgemäß der menschlichen Leistung anhaften, nach Kräften beizutragen, und glaubt, daß neben Haackes, Seyffert-v. Bambergers und Retzlaffs Übungsbüchern für die höheren Klassen das von Böhme-Stier noch lange unter den Hilfsmitteln des griechischen Unterrichtes dominieren werde.

Züllichau.

P. Weisensfels.

- 1) Ed. Büttner, Methodisch geordneter Übungsstoff für den Unterricht in der deutschen Rechtschreibung zum Schul- und Privatgebrauch. Nach den neuen preussischen, bayerischen und sächsischen Regeln bearbeitet. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1882. IV. und 200 Seiten. 1,60 M.

Jeder, der mit dem Unterricht in der deutschen Orthographie betraut ist, weiß aus eigener Erfahrung, wie schwer es oft hält, recht passende Stoffe zur Einübung und Befestigung der erlernten Regeln zu finden, namentlich eine methodisch geordnete Reihenfolge in den dazu bestimmten Diktaten inne zu halten. — Das vorliegende Heft bietet nun einen solchen methodisch geordneten Lehrgang in einer reichen Fülle von Stoffen, die teilweise aus einzelnen Wörtern, überwiegend jedoch aus kleinen zusammenhängenden Stücken bestehen, welche (und das ist von großer Wichtigkeit) ihrem Inhalte nach das Interesse des kindlichen Alters zu erreichen und belehrend und die Anschauungen erweiternd zu wirken imstande sind. Der Schluß giebt ein Verzeichnis von häufig vorkommenden Abkürzungen und ein Anhang überdies (auf beiläufig gesagt 18 Seiten) Unterscheidungen gleich oder ähnlich klingender Wörter nach alphabetischer Ordnung in Sätzen, die die betreffenden Unterschiede sinnreich veranschaulichen.

- 2) Orthographisches Übungsheft für Schüler. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1882. 54 S. 8.

Während Nr. 1 für den Lehrer bestimmt ist, soll Nr. 2, wie der Titel sagt, den Bedürfnissen der Schüler dienen. Wenn auch

an Übungsstoffen derart kein Mangel ist, so dürfte sich immerhin das vorliegende wegen der klaren fasslichen Darstellung der Regeln wie wegen der Reichhaltigkeit und praktischen Auswahl der Beispiele für die lernende Jugend recht sehr empfehlen. Auch hier bietet ein Anhang ein kurzes Verzeichnis gleich oder ähnlich klingender Wörter.

Posen.

R. Jonas.

J. Henze, Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Auswahl deutscher Poesie und Prosa mit litterarhistorischen Darstellungen und Übersichten. Erster Teil: Dichtung des Mittelalters. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagsbuchhandlung, 1884. VI u. 207 S. 8. 1,40 M.

In dem neuen preussischen Lehrplan vom 31. März 1882 wird bekanntlich als Lehraufgabe für den deutschen Unterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten die bezeichnet, daß die Schüler „auf Grund einer wohl gewählten Klassen- und Privatlektüre mit den Hauptepochen unserer Litteratur bekannt gemacht und für die Heroen derselben durch das Verständnis der bedeutendsten ihnen zugänglichen Werke mit dankbarer Hochachtung erfüllt werden.“ Dementsprechend ist abweichend von der bisherigen Praxis die Litteraturgeschichte fortan nur insoweit zu behandeln, als sie auf Lektüre gegründet ist. Und wenn bisher auch „die Kenntnis der mittelhochdeutschen Sprache und die Lektüre einiger, namentlich dichterischer, mittelhochdeutscher Werke“ gefordert wurde, so sollen nunmehr „die Schüler aus guten Übersetzungen mittelhochdeutscher Dichtungen einen Eindruck von der Eigentümlichkeit der früheren klassischen Periode unserer Nationallitteratur gewinnen“.

Diese nicht unwesentliche Umgestaltung der Lehraufgabe ist gewiss dankenswert. Durch die beträchtliche Beschränkung des Lehrstoffes, vor allen Dingen durch den Ausfall des Studiums der mittelhochdeutschen Sprache und der zeitraubenden Erklärung einiger in derselben geschriebenen Werke ist die Möglichkeit einer gründlicheren Vertiefung in den Inhalt der zu lesenden litterarischen Denkmäler gewährt worden.

Als ein Hilfsmittel nun für den deutschen Unterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten, wie derselbe auf Grund der bezeichneten Änderungen der Lehraufgabe einzurichten ist, bietet sich das vorstehend genannte auf drei Teile berechnete „deutsche Lesebuch“ an. Und Ref. meint, daß der zunächst vorliegende erste Teil, die „Dichtung des Mittelalters“ enthaltend, diesem Ansprüche, sowohl was die Auswahl als auch was die Art der Behandlung des Lehrstoffes betrifft, in ziemlich hohem Maße gerecht wird. Gerade für das Mittelalter ist ja ein praktisch angelegtes und dabei nicht zu kostspieliges Lesebuch besonders erwünscht. Der Schüler soll aus guten Übersetzungen

mittelhochdeutscher Dichtungen einen Eindruck von der Eigentümlichkeit der früheren klassischen Periode unserer Nationalliteratur gewinnen. Er soll also doch wohl die Volksepen, das Nibelungenlied und die Gudrun, eingehender kennen lernen; daß er mit den Hauptvertretern des höfischen Epos, einem Hartmann von Aue, einem Wolfram von Eschenbach, einem Gottfried von Straßburg, daß er mit den Liedern Walthers von der Vogelweide, mit den Sprüchen Freidanks näher bekannt gemacht werde, erscheint unerlässlich oder mindestens in hohem Grade wünschenswert. Wie soll ihm nun diese Kenntniss vermittelt werden? Daß der Lehrer vorliest, genügt offenbar nicht; vielmehr der Schüler muß die bezeichneten Dichtungen selber lesen können, in der Klasse und mehr noch zu Hause. Dieselben müssen ihm also leicht zugänglich, sie müssen in seinen Händen sein. Aber die Beschaffung aller dieser Texte ist viel zu kostspielig, als daß sie dem Schüler zugemutet werden dürfte. So bleibt denn nur übrig, daß aus den bezeichneten Werken das vorzugsweise Wertvolle in möglichst großem Umfange zusammengestellt und dem Schüler zu einem mäßigen Preise in die Hand gegeben werde. Das Hensesche Lesebuch nun erweist sich als eine solche bequeme und zugleich billige Chrestomathie. Die zum größeren Teile nach Simroek gegebenen Übersetzungen sind, ganz im Sinne des neuen Lehrplans, mit Ausnahme des Hildebrandsliedes ausschließliche aus den Werken der ersten Blüteperiode unserer Litteratur entnommen. Bei dieser Einschränkung war es zugleich möglich; „die Werke der Meister jener klassischen Zeit in möglichst vollständigkeit zu bieten, indem die nicht aufgenommenen, weil inhaltlich für die Schule weniger bedeutungsvollen oder ungeeigneten Teile durch kurze, dem Original im Wortlaut sich möglichst anschließende Inhaltsangaben bekannt gemacht wurden“, so daß der Schüler, in die Lage versetzt, diese Denkmäler in ihrer Totalität zu erfassen, bei der Lektüre derselben mehr Genuß und Freude empfindet und demnach einen tieferen Eindruck von ihnen empfängt. Mit Recht ist namentlich den beiden Volksepen, dem Nibelungenliede und der Gudrun, ein breiter Raum zugewiesen worden (S. 15—114). Als Vertreter des höfischen Epos erscheinen in hergebrachter Weise Hartmann, Wolfram und Gottfried, jedoch, was ebenfalls Billigung finden wird, in beträchtlich kürzeren Ausschnitten (S. 121—154). Mit sicherem pädagogischen Takte ist alles ausgeschieden, was den Schüler ermüden oder ihm Anstoß gewähren könnte. So sind die Mitteilungen aus Hartmanns „Iwein“, aus Wolframs „Parzival“, aus Gottfrieds „Tristan und Isolde“ verhältnismäßig knapp bemessen. Wiederum aber gelangt das, was den Schüler moralisch erheben — wie Hartmanns Dichtung „der arme Heinrich“ — oder litterargeschichtlich orientieren kann — wie Gottfrieds Charakteristik seiner dichtenden Vorgänger und Zeitgenossen in der „Schwertleite“ —, zu verdienter Geltung. Unter den lyrischen Dichtern des Mittelalters aber ist Walther von der

Vogelweide mit vollem Rechte reich bedacht (S. 164—191); durch sorgfältige Auswahl und geschickte Gruppierung seiner poetischen Erzeugnisse wird dem Schüler die Individualität dieses Dichters in ihrer ganzen Breite und Tiefe erschlossen. Die Auswahl aus den Sprüchen Freidanks beschränkt sich in geeigneter Weise auf das ethisch Bedeutsame (S. 193—201).

Die somit näher bezeichneten Auszüge aus Übersetzungen mittelhochdeutscher Dichtungen erscheinen nun aber, so zu sagen, in litterargeschichtlichem Rahmen. In Anlehnung an gangbare Darstellungen der Litteraturgeschichte gliedert der Autor die „Dichtung des Mittelalters“ in vier Perioden (von den ältesten Zeiten bis 800; von 800—1150; von 1150—1300; von 1300—1500). Während er nun rücksichtlich der zwei ersten und der vierten Periode nur „charakterisierende Übersichten“ giebt, bietet er für die dritte, die sogenannte erste Blüteperiode „zum kläreren Verständnis und zur einsichtigeren Hochachtung der Dichtungen und der Dichter eine Darlegung der Gründe der Blüte, eine Erläuterung der einschlägigen Dichtungsarten, eine Einführung in die Hauptwerke und Notizen über die Biographie der Autoren“. „Eine (ästhetische) Würdigung der angerogenen Werke und eine kurze Charakterisierung der in denselben auftretenden Hauptpersonen“ fügt er als „eine dem Schüler hoffentlich nicht unwillkommene Beigabe“ hinzu.

Diese litterarhistorischen Erläuterungen sind recht schätzenswert. Dieselben bieten freilich nichts Neues und dem Verf. Eigentümliches, sondern im wesentlichen nur Bekanntes und Gesichertes, aber dieses in übersichtlicher Anordnung und möglichst knappem Ausdruck, wie es eben dem Standpunkte des Schülers angemessen erscheint. Der Lehrer braucht wenig hinzuzufügen, er hat im Grunde nur nötig, das Dargebotene durch mündliche Reproduktion zu beleben; der Schüler aber wird bald imstande sein, sich in seinem Lesebuch zurechtzufinden, und er wird sich mit demselben, da ihm das Mitgeteilte weder dem Inhalt noch der Form nach sonderliche Schwierigkeiten bereitet, genießend und lernend gern beschäftigen.

Somit glaubt Referent versichern zu dürfen, daß der Schüler, welcher unter Anleitung eines sachkundigen und erfahrenen Lehrers dieses Buch gemäß den Intentionen des Verfs. teils in der Klasse, teils privatim durcharbeitet, nicht nur, soweit es eben bei der vorausgesetzten Unbekanntschaft mit den mittelhochdeutschen Originaltexten möglich ist, einen ziemlich lebhaften Eindruck von der Eigentümlichkeit der ersten klassischen Periode unserer Nationallitteratur gewinnen, sondern auch eine verhältnismäßig umfassende und auf sicherem Verständnis beruhende Kenntnis der mittelalterlichen deutschen Dichtung erwerben wird.

Sachliche und sprachliche Schwierigkeiten werden durch kurze Anmerkungen unter dem Texte erledigt. Die mitgeteilten Proben des Althochdeutschen (Originaltext des Hildebrandsliedes) und des Mittelhochdeutschen, sowie gelegentliche in den Text der litterar-

geschichtlichen Erörterungen eingeflochtene Citate aus mittelhochdeutschen Dichtern bringen dem Schüler die Eigentümlichkeit der früheren Perioden unserer Sprache zu unmittelbarer Anschauung. Dem ganzen Werke endlich ist vorausgeschickt eine in sprachwissenschaftlicher Hinsicht orientierende Einleitung „über die deutsche Sprache in ihrer Verwandtschaft zu (sic!) den übrigen Sprachen des indogermanischen Sprachstammes und ihre Hauptmundarten“, in welcher auch die drei Perioden des Hochdeutschen, das Althochdeutsche, das Mittelhochdeutsche und das Neuhochdeutsche, kurz und treffend charakterisiert werden.

So können wir den vorliegenden ersten Teil des „deutschen Lesebuches“ als ein praktisches Hilfsmittel für den deutschen Unterricht empfehlen. Nach ähnlichen Gesichtspunkten, unter vorwiegender Berücksichtigung der zweiten Blüteperiode unserer Litteratur (jedoch mit Ausschluss unserer klassischen Dramen), soll auch der zweite poetische Teil behandelt werden, während ein dritter prosaischer Teil Musterbeispiele, welche die Hauptarten des deutschen Schüleraufsatzes vertreten, und daneben Abhandlungen litterargeschichtlichen und ästhetischen Inhalts bringen soll. Wie auch das Urteil über den Wert der noch zu erwartenden Teile des Lesebuches ausfallen möge: so viel jedenfalls ist anzuerkennen, daß der Verf. mit dem vorliegenden ersten Teil einem lebhaft empfundenen Bedürfnis des deutschen Unterrichts in dankenswerter Weise entgegenkommt.

Eberswalde.

L. Kluth.

Richard Heger, Leitfaden für den geometrischen Unterricht. Zum Gebrauch an höheren Unterrichtsanstalten. 3. Teil. Stereometrie. Mit 165 eingedruckten Holzschnitten. 150 S. Pr. 1,80 M. — 4. Teil.: Analytische Geometrie der Ebene. Mit 33 eingedruckten Holzschnitten. Breslau, Trewendt, 1883. 91 S. 1 M.

Nachdem wir vor kurzem den 2. die Trigonometrie enthaltenden Teil des geometrischen Leitfadens des Herrn Verf.s angezeigt und die gründliche wissenschaftliche Behandlung desselben gerühmt haben, liegen uns jetzt die beiden letzten Teile vor, die nicht minder das erfolgreiche Bemühen des Herrn Verf.s zeigen, auch diese Partien mit wissenschaftlicher Strenge auf feste Grundlagen zu erbauen. Als Axiome stellt er hin: 1. Wenn eine Gerade mit einer Ebene zwei Punkte gemein hat, so fällt sie ganz in die Ebene. 2. Wenn die Punkte A und B mit der Geraden g auf einer Ebene a und zwar beide auf derselben Seite von g liegen, so hat die Strecke AB mit der Geraden g keinen Punkt gemein. 3. Wenn die Punkte A und B auf derselben Seite einer Ebene a liegen, so hat die Strecke AB mit a keinen Punkt gemein. Auch in der ganzen Anordnung unterscheidet sich die Stereometrie des Verf.s wesentlich von den gewöhnlichen Lehrbüchern; so hat er die Sätze von den Normalen einer Ebene auf die Betrachtung des

Flächenwinkels gegründet, wodurch der Fundamentalsatz von denselben einen wesentlich einfacheren und naturgemäßerem Beweis enthält. Indem der Verf. allerdings schon in den ersten Partien ziemlich umfangreiche allgemeine Betrachtungen anstellt, die recht komplizierte Figuren nötig machen, deren Verständnis einem Anfänger in der Stereometrie gewiss große Schwierigkeiten bereiten müssen, kommt er erst auf S. 68 zu den Polyedern selbst, während er andererseits schon im ersten Paragraphen auf S. 7 von dem geradlinigen Paraboloid und Hyperboloid spricht, auf die er dann später noch mehrfach zurückkommt. Ferner bringt er in § 4, der die Überschrift „Abstände von Punkten und Ebenen“ führt, eine sehr eingehende Behandlung des Tetraeders mit Berücksichtigung der ein- und angeschriebenen Kugeln und eine Reihe von Sätzen über die dreiseitige Ecke und das Tetraeder, die denen des ebenen Dreiecks analog sind. Wir können nun nicht beurteilen, ob der Verf. diese Partien in der Reihenfolge, in der er sie giebt, auch in dem Unterrichte behandelt sehen will, ob er überhaupt die Aufnahme derselben in den Unterricht bei den gewöhnlichen Verhältnissen unsrer höheren Lehranstalten für möglich und wünschenswert hält, oder ob er sie nur aus einem gewissen wissenschaftlichen Interesse hinzugefügt hat, damit sie unter besonders günstigen Verhältnissen, wie sie vielleicht das Wettiner Gymnasium bietet — die sächsischen Lehranstalten scheinen ja überhaupt an ihre Schüler etwas höhere Anforderungen stellen zu können, als es im allgemeinen in Preußen der Fall ist — zur Behandlung kommen oder einzelnen besonders tüchtigen Schülern zur Privatbeschäftigung überlassen werden. Ein Leitfaden sollte allerdings unseres Erachtens eben darauf eingerichtet sein, den Gang des Unterrichtes zu leiten, und diesen Zweck verfolgte ja sichtbar die in der Trigonometrie beobachtete Anordnung. Sollte nun die Stereometrie auch in diesem Sinne ein Leitfaden sein, so würden wir mit der Anordnung nicht gerade einverstanden sein, da wir es für recht bedenklich halten, die einleitenden Kapitel der Stereometrie über das Notwendige auszudehnen, ehe man zu der Behandlung der Körper übergeht. Erst wenn die Schüler in der stereometrischen Anschauung genügend geübt sind, um auch verwickelte und allgemein gehaltene Betrachtungen, denen die unmittelbare Anschauung schwer zu folgen vermag, anstellen zu können, dann mag man, wenn es die Zeit erlaubt, die sehr interessanten Partien, welche der Verf. bietet, den Schülern vorlegen. Wir bemerken ausdrücklich, daß eine derartige Verteilung des Unterrichtsstoffes in dem Buche des Verf.s kein erhebliches Hindernis finden würde, indem, soweit wir es übersehen haben, eine Herausschälung jener schwierigen Partien ohne Störung des Zusammenhanges möglich sein würde. Aber eine Andeutung, was der Verf. für das Notwendige, was er mehr für eine angenehme Beigabe hält, wie sie doch wohl ein Leitfaden geben sollte, ist nirgend zu finden. Auch die Behandlung des sphärischen Dreiecks bietet, wie wir

schon bei unserer Anzeige der Trigonometrie vermuteten, manches, was andere Lehrbücher nicht zu geben pflegen. — In der Kubatur der Körper heben wir die nach der Angabe des Verf.s von Herrn Amthor gegebene einfache Ableitung der Formel für das Prismoid durch Zurückführung auf das Tetraeder hervor. Für die Ausmessung der Kugel benutzte der Verf. den dem Cavallerischen Satze zu Grunde liegenden Gedanken, indem er von demselben einen für seine Zwecke ausreichenden genauen Beweis desselben giebt, wie wir ihn immer gewünscht und vermisst haben. Betreffend die in B hinzugefügte Erweiterung ist nicht klar, welche Ausnahmefälle der Verf. meint, für die der Satz seine Beweiskraft verlieren würde. Vielleicht enthält der Passus: Es wird vorausgesetzt u. s. w. und auf der folgenden Seite die Angabe, daß die projizierte Oberfläche endlich sein soll, die notwendigen Bedingungen, welche der Verf. gemeint hat; aber es ist dies nicht entschieden genug hervorgehoben. Übrigens haben wir nicht finden können, daß der Verf. von diesem Zusatze Gebrauch gemacht habe. Wie bedenklich die unbewiesene Anwendung des Cavallerischen Satzes ist, dafür sei es uns erlaubt, Folgendes anzuführen. Wie man sich berechtigt hält, auf die Gleichheit des körperlichen Inhalts aus der Gleichheit der parallelen Durchschnitte zu schließen, so müßte man eine gleiche Berechtigung dem Schlusse auf die Gleichheit von Flächen aus der Gleichheit ihrer parallelen Durchschnittslinien zugestehen. Nun sind aber alle parallelen Durchschnitte der Kugel kleiner als die des Mantels des umgeschriebenen Cylinders; demnach müßte auch die Oberfläche der Kugel kleiner als der Mantel des Cylinders sein, während sie ihm bekanntlich gleich ist. — In einem Anhange hat der Verf. eine synthetische Behandlung der Kegelschnitte, gegründet auf projektivische Beobachtungen, hinzugefügt. Zu diesem Zwecke schickt er notwendige Betrachtungen über quadratische Punkt- und Strahleninvolutionen voraus. Es empfiehlt sich ja diese Behandlung, weil, nachdem die ersten, allerdings nicht unerheblichen Schwierigkeiten, die in der allgemeinen Betrachtungsweise liegen, beseitigt sind, eine ganze Reihe von Sätzen sich als unmittelbare Folgerung der analogen bekannten planimetrischen Sätze ergibt. Es will uns aber eben nicht ratsam erscheinen, einen Gegenstand, der doch überhaupt mehr als eine sehr wünschenswerte Zugabe erscheint, dadurch zu erschweren, daß man für seinen Zweck neue allgemeine und schwierige Betrachtungen vorausschickt. Insofern habe ich geglaubt, in meinem Büchlein die Hauptsätze aus der Lehre von den Kegelschnitten an die bekanntesten Sätze der elementaren Planimetrie anknüpfen zu sollen. Ein maßgebendes Urteil über die Behandlungsweise des Verf.s glauben wir aber um so weniger abgeben zu dürfen, als wir dieselbe praktisch nicht versucht haben; aber von tüchtigen, allerdings an Realgymnasien wirkenden Lehrern haben wir dieselbe rühmend hören.

In dem 4. Teil behandelt der Verf. die analytische Geometrie,

soweit sie irgend auf Realgymnasien Aufnahme finden kann. Auch hier schlägt er seinen eigenen Weg ein, indem er einen ausgiebigen Gebrauch von der durch Plücker zuerst eingeführten symbolischen Bezeichnung von Funktionen durch einzelne Buchstaben macht und so in bekannter Weise eine große Anzahl der wichtigsten Sätze der Planimetrie mit wenigen Zeilen zu beweisen vermag. So hat er auch, ehe er zu den Kegelschnitten übergeht, Sätze über Strahlenbüschel und Kreisbüschel aufgenommen. Die Kegelschnitte leitet er aus der allgemeinen Beziehung ihrer Punkte zu Leitlinie und Brennpunkt ab und behandelt sie in der Reihenfolge: Parabel, Ellipse, Hyperbel, welche auch uns als die zweckmäßigste für den Unterricht erschienen ist. Nachdem er die hauptsächlichsten Eigenschaften der Kegelschnitte abgeleitet, geht er zur Transformation eines rechtwinkligen Koordinatensystems in ein anderes rechtwinkliges über, um dann die allgemeine Gleichung des zweiten Grades diskutieren zu können. Hieran schließt er in eleganter Entwicklung die fundamentalen Sätze von Pol und Polare der Kegelschnitte. Zum Schluss aber führt er auch noch kurz schiefwinklige Parallelkoordinaten und Polarkoordinaten ein. — Die Ausstattung ist angemessen, der Druck korrekt, die Figuren sind namentlich in der Stereometrie so gezeichnet, daß die richtige Auffassung derselben erleichtert wird.

Züllichau.

W. Erler.

W. Fuhrmann, Analytische Geometrie der Kegelschnitte nach elementarer Methode für höhere Schulen. Mit 27 Figuren im Text und 2 Tafeln. Berlin, Winkelmann u. Söhne, 1884. II u. 144 S. 8.

Der Verf. bestimmt vorliegendes Lehrbuch in erster Linie für die Schüler, damit ihnen „die Ausarbeitung des vorgetragenen Stoffes erspart bleibt“. Wenn auch die Hauptabsicht auf die Darlegung der Methode der analytischen Geometrie gerichtet ist, so wird die Synthese doch keineswegs verschmäht. Vielmehr sollen die Schüler auch eine Anleitung zur synthetischen Verwertung analytisch gewonnener Eigenschaften erhalten.

Zu dem benutzten Apparat gehören auch die Determinanten, über die eine Reihe von Hilfssätzen in dem Anhang entwickelt werden. In der weisen Beschränkung, wie sie hier geübt ist, wird sich gegen die Anwendung dieses algebraischen Hilfsmittels auch kaum etwas sagen lassen. Nur Determinanten zweiter und dritter Ordnung finden Verwendung — einmal allerdings auch eine vierter Ordnung — und dann immer nur als Abkürzung für die entsprechenden längeren Ausdrücke. Von Sätzen über Determinanten werden nur gebraucht: der über das Verschwinden einer Determinante bei Übereinstimmung zweier Reihen, der über ihre Zerlegung, wenn die Glieder einer Reihe Summen enthalten, und der über ihre Unveränderlichkeit infolge der Addition der Glieder einer Reihe zu einer andern. Damit ist also im wesentlichen nur

die Auflösung gewöhnlicher und homogener linearer Gleichungen mit höchstens vier Unbekannten gegeben.

Die notwendigen Begriffe zur Bestimmung eines Punktes auf einer Geraden, die Definition harmonischer Punkte, das rechtwinklige, schiefwinklige und polare Koordinatensystem mit den Transformationen werden im ersten Kapitel erläutert. Das zweite und dritte sind der geraden Linie mit Benutzung der „abgekürzten Bezeichnung“ für Gleichungen gewidmet. Die folgenden vier Kapitel behandeln den Kreis, die Parabel, Ellipse und Hyperbel speziell. Es folgt die Diskussion der allgemeinen Gleichung zweiten Grades und die Entwicklung der gemeinschaftlichen Eigenschaften der Kegelschnitte. Ein Nachtrag stellt im zehnten Kapitel eine Reihe von Sätzen über Krümmungsmittelpunkt und -radius, den Pascal und den Brianchonschen Satz, sowie einiges über die Verbindung mehrerer Kegelschnitte mit einander zusammen.

Die Anordnung des Ganzen bietet nichts besonders Charakteristisches. Der Verf. erwähnt Salmons und Joachimithals Behandlungen der analytischen Geometrie der Ebene als hauptsächlich benutzte Quellen. Vielleicht wäre auf der Schule noch eine eingehendere Behandlung des Kreises besonders betreffs solcher Partien zu empfehlen, die sich fast unverändert bei den andern Kegelschnitten wiederfinden, damit der Zusammenhang dieser Kurven mit einander noch mehr in den Vordergrund tritt. Anschaulich tritt dem Kreise am nächsten die Ellipse, und daher würde Referent dieser den ersten Platz unter den allgemeineren drei Kegelschnitten einräumen. Die Parabel würde dann als Ellipse mit unendlich großen Axen erscheinen und als spezieller Fall auch der Hyperbel beide Kurven mit einander verbinden. Andererseits spricht allerdings für den Anfang mit der Parabel besonders die Einfachheit ihrer Gleichung.

Zu vermissen ist der Nachweis der Berechtigung des Namens „Kegelschnitte“; doch ist darauf nur geringer Wert einem Buche gegenüber zu legen, das speziell für die Schüler eines Lehrers geschrieben, nur einen Teil des Schulpensums umfaßt. Da die Kegelschnitte auch in synthetischer Behandlung im Unterricht vorkommen, so kann das hier Fehlende an anderer Stelle nachgeholt werden.

Betreffs der Darstellung erwähne ich noch, daß weitschweifige Rechnungen meist vermieden sind. Verf. legt einen besondern Wert noch auf seine Winkelbezeichnung: $O(A, B)$ statt der gewöhnlichen $A O B$. Es läßt sich viel dafür, manches dawider sagen. In der Schule mit dieser Neuerung vorzugehen, scheint jetzt verfrüht.

Die Ausstattung ist zu loben. Nur etwas mehr Sorgfalt auf die Korrektur des Druckes wäre erwünscht gewesen. A_1 und A' etc. werden wiederholt verwechselt. Auf der ersten Figurentafel fehlen die Buchstaben: L in Fig. 1, M u. L in Fig. 3, H u. S in Fig. 4; auch in Fig. 25 fehlt B.

Im ganzen giebt das Buch, wenn auch nicht gerade in neuer Aufeinanderfolge der Sätze, eine ansprechende Einführung in die analytische Geometrie.

Berlin.

M. Schlegel.

B. Féaux, Rechenbuch und geometrische Anschauungslehre, zunächst für die drei unteren Gymnasialklassen. 7. verbess. Ausd., besorgt durch A. Luke. Paderborn, Schöningh, 1884. 220 S. 8.

Es ist mir nicht bekannt, ob eine frühere Auflage dieses Buches in dieser Ztschr. schon eine Besprechung erfahren hat: sollte es der Fall sein, so ist das Buch jedenfalls seitdem so vielfach verändert worden, daß eine erneute Besprechung gerechtfertigt erscheint. Die neue Auflage hat durch den Hrn. Herausgeber gegen die früheren darin eine Veränderung erfahren, „daß die Lehre von den Decimalbrüchen sofort der Lehre von den gewöhnlichen Brüchen folgt, daß, außer einigen weiteren Änderungen in der Reihenfolge der Paragraphen, der Resolution und Reduktion unserer neuen Maße und Gewichte ein eigener Paragraph gewidmet ist.“ Das Buch ist für die drei unteren Klassen des Gymnasiums berechnet und auch dementsprechend in drei Kurse derart geteilt, daß der Sexta die vier Species in unbenannten, einfach und mehrfach benannten Zahlen, die Teilbarkeit der Zahlen etc., und die vier Species in Brüchen, der Quinta die vier Species in Decimalbrüchen, einfache und zusammengesetzte Regeldetri und endlich der Quarta die Rechnungen des bürgerlichen Lebens zugewiesen werden. Obwohl ja zugegeben werden muß, daß durch eine solche äußerliche Teilung kein Lehrer gezwungen ist, genau dem Lehrgange des Buches zu folgen, so bietet sie doch insofern eine gewisse Gefahr, als ein wenig erfahrener Lehrer dadurch auf den Gedanken kommen könnte, er müßte durchaus sich in seinem Lehrgange an die Folge und den Umfang der Paragraphen des Buches halten, zumal da in der Vorrede von dem Herrn Herausg. gesagt wird, die von ihm beliebte Reihenfolge entspreche dem neuen Lehrplan. Mir ist ein solcher neuer Lehrplan nicht bekannt geworden, ich würde es auch außerordentlich bedauern, wenn uns ein Lehrplan aufgegeben würde, der da fordert, daß in Sexta die vier Species in gemeinen Brüchen, in Quinta dieselben in Decimalbrüchen und in Quarta nur die Rechnungen des bürgerlichen Lebens gelehrt würden. Ohne an dieser Stelle hierauf weiter einzugehen, hebe ich nur hervor, daß doch immer mehr die Ansicht sich Geltung verschafft, daß die Decimalbrüche im Unterricht besser auf die Rechnung mit einfach und mehrfach benannten Zahlen folgen, als auf die gemeinen Brüche, zumal da die Rechnung mit Decimalbrüchen nicht durch die Rechnung mit gemeinen Brüchen, sondern durch die Rechnung mit mehrfach benannten ganzen Zahlen vorbereitet wird. Andererseits dürfte

in der Gymnasialquarta im Rechenunterricht doch auch auf die Vorbereitung auf die in Tertia eintretende allgemeine Arithmetik Rücksicht zu nehmen sein: in den Rechnungen des bürgerlichen Lebens aber, deren Berechtigung ich durchaus nicht verkenne, wird dieselbe kaum gewonnen werden können. — Was die Behandlung der einzelnen Rechnungsarten anbetrifft, so scheint es mir, als ob zunächst bei den vier Species in ganzen Zahlen zu wenig Beispiele gegeben seien. Im allgemeinen haben meiner langjährigen Erfahrung nach die in die Sexta eintretenden Schüler noch nicht diejenige Fertigkeit in den vier Species erlangt, daß man nach Durchrechnung der wenigen gegebenen Aufgaben von weiterer Übung absehen könnte. Eine Ausnahme machen höchstens die Schüler, die aus der Vorschule des Gymnasiums selbst in die Sexta eintreten. Bei den von mir viele Jahre lang vorgenommenen Aufnahmeprüfungen habe ich mich überzeugt, daß im Rechenunterricht in den drei ersten Schuljahren nicht immer diejenige Fertigkeit in den vier Species erreicht wird, welche durchaus als Grundlage alles weiteren Unterrichtes erreicht werden muß und erreicht werden kann. Auch sonst sind auffallend wenig Aufgaben in unbenannten Zahlen aufgestellt. — Wie schon oben erwähnt, hat der Herr Herausg. einen besonderen Paragraphen der Resolution und Reduktion der neuen Mafse und Gewichte gewidmet. Meiner Ansicht nach ist dies keine Verbesserung des Buches, denn es wird hier mit den Währungszahlen 10, 100, 1000 etc. genau so resolviert und reduciert als mit den alten 12, 15, 16 etc. Da ist die naheliegende Übereinstimmung mit der schon früher eingeübten Resolution und Reduktion bei den verschiedenen Ordnungen der decimalen Zahl nicht für den Unterricht verwendet. Die Folge ist, daß der Sextaner die mehrfach benannten Zahlen nur in der Zusammenstellung von mehreren Zahlen und nicht in einer Zahl kennen und demgemäß auch in der Rechnung verwenden lernt, also z. B. 25 M 75 pf und nicht 25,75 M oder 5 ha 3 a 45 qm und nicht 5,0345 ha. Wie stimmt das mit dem auf S. 7 abgedruckten Satze aus der Zusammenstellung der amtlich vorgeschriebenen Maf- und Gewichtsbezeichnungen, der doch einen deutlichen Fingerzeig enthält, wie mit den decimal getheilten mehrfach benannten Zahlen gerechnet werden soll: „Die Buchstaben werden an das Ende der vollständigen Zahlensdrücke, nicht über das Decimalkomma derselben gesetzt. Also 5,37 m — nicht 5,^m37 — auch nicht 5 m 37 cm“? Daß sich eine solche Schreibung und ein Rechnen mit so geschriebenen Zahlen in Sexta sehr gut und sehr leicht zu vollem Verständnis bringen läßt, kann wohl niemand bezweifeln. — Daß den Rechnungen mit ganzen Zahlen auch alsbald angewandte Aufgaben beigegeben sind, ist durchaus zu billigen, sie tragen ja zur Belebung des Rechenunterrichtes außerordentlich bei; auch ist anzuerkennen, daß diese Aufgaben nicht nur von Kaufen und Verkaufen, sondern auch von andern Verhältnissen handeln; bei

derartigen Aufgaben ist aber immerhin eine gewisse Vorsicht geboten, da man nicht gut Dinge in den Aufgaben vorbringen kann, die außerhalb des Gesichtskreises des Sextaners liegen. So erscheint mir z. B. Aufg. 22, S. 24, die von dem Druck von Wasserdämpfen handelt, Aufg. 24, S. 29, in welcher von dem Gewichtsverlust der Körper unter Wasser die Rede ist, Aufg. 18, S. 28, Aufg. 25. 26, S. 35, wo von den Fallgesetzen und der Deklination der Magnetnadel gesprochen wird, die Grenze zu überschreiten. Da doch der Rechnung eine eingehende Erklärung der Aufgabe vorausgehen muß, wird schließlich für das Rechnen nicht viel Zeit übrig bleiben und so wird die Rechenstunde zur Physikstunde. Auch ist der Ausdruck in den Aufgaben mitunter etwas eigentümlich, wie z. B. in Aufgabe 2 und 6, S. 36: „Dieses Gläschen mit Spiritus wiegt etc.“; ein Gläschen Spiritus pflegt doch nicht in der Rechenstunde zur Stelle zu sein. — Die Decimalbrüche sind als gemeine Brüche erklärt und demgemäß auch behandelt. Ich habe mich über die Behandlung der Decimalbrüche so oft schon an dieser Stelle ausgesprochen, daß es mir überflüssig erscheint, noch einmal mich hier darüber auszulassen. Da man nur gleichnamige gemeine Brüche addieren resp. subtrahieren kann, so müssen nach der Ansicht des Herrn Herausg. auch Decimalbrüche vor der Addition resp. Subtraktion gleichnamig gemacht werden! In der Multiplikation wird das Komma nur durch die Anzahl der Decimalstellen der Faktoren bestimmt, die Division ist aber eigentlich nicht nach den bis dahin befolgten Grundsätzen behandelt, indem von einem Gleichnamigmachen des Dividendus und Divisors abgesehen, vielmehr eine solche Erweiterung durch eine Potenz von 10 vorgenommen wird, daß der Divisor zur ganzen Zahl wird. Die abgekürzten Rechnungsarten sind nur ganz nebenbei behandelt, die abgekürzte Addition und Subtraktion fehlen ganz; bei der Multiplikation ist gar nicht ersichtlich, wie das Komma in dem abgekürzten Produkt bestimmt wird, da doch nun die früher gegebene Regel ihre Anwendung verliert, und bei der Division meint der Herr Herausg., daß erst dann mit der abgekürzten Division begonnen werden darf, wenn sämtliche Ziffern des Dividendus in Rechnung gezogen sind. Die zur Übung gegebenen Beispiele sind so wenig zahlreich, daß man wohl auf den Gedanken kommen kann, die auf $2\frac{1}{2}$ Seite behandelten abgekürzten Rechnungsarten stehen nur da, damit sie nicht fehlen; eine Fertigkeit im abgekürzten Rechnen, die ich nach Einführung der neuen Maße und Gewichte für außerordentlich notwendig halte, kann der Schüler bei dieser Darstellung und Behandlung nicht erwerben. — Daß bei diesem Festhalten an der alten Methode nicht an die österreichische Art zu subtrahieren und zu dividieren gedacht wird, fällt nicht auf.

Die Aufgaben aus der Praxis umfassen diejenigen Gebiete, welche gewöhnlich in dem Rechenunterricht behandelt zu werden pflegen, und sind zweckentsprechend ausgewählt; hervorgehoben

ist, daß der Schlufs auf die Einheit, resp. von der Einheit auf die Mehrheit bei der Lösung angewendet werden soll, doch ist der Proportionssatz nebenbei auch noch behandelt, der mit Recht aus den neueren Rechenbüchern ganz und gar verschwunden ist. — Eine sehr schätzenswerte Beigabe haben die vermischten Aufgaben durch die Darstellung von Zahlen erhalten, denen andere Grundzahlen als 10 als Basis dienen: es ist sehr wertvoll, mit etwas vorgeschrittenen Schülern einmal dieses Gebiet zu betreten, damit ihnen klar wird, daß der Wert unseres Zahlensystems nicht auf der Zahl 10 beruht.

Beigegeben ist dem Buche endlich auch eine geometrische Anschauungslehre, die jedenfalls als Grundlage für das geometrische Zeichnen in der Quinta dienen soll und dort gewiß angemessene Verwendung finden kann.

Berlin.

A. Kallius.

A b w e h r.

Auf den Angriff des Herrn Mayer (Cottbus) im Juli-August-Heft dieser Ztschr. erwidere ich Folgendes:

Bei der versuchten Beweisführung hat Hr. M. sich folgender eigentümlicher Mittel bedient.

Erstens hat es ihm beliebt auch solche Stellen abdrucken zu lassen, die wie 1. 2. 3. 10. 12 (ich nummeriere nach der Reihenfolge, in der sie a. a. O. aufgeführt sind) Dinge enthalten, die A so gut sagen kann wie B und C ebenso sagen muß.

Zweitens hat Hr. M. mehrere Stellen (11. 14. 18. 15) erst be- und verschnitten, damit sie den seinigen etwas ähnlicher sehen mögen, was ja auch sehr überzeugend wirkt für den, der meine Ausgabe nicht kennt. Ich muß diese daher ihrem Wortlaute nach hersetzen.

Mayer.

S. 82, 6. Zwischensatz; *le* bezieht sich auf das erst folgende *détestes*; übrigens ist *détestes* offenbar ein zu starker Ausdruck.

S. 19, 3. Etrusker (welche übrigens in ihren hartnäckigen Kämpfen mit Rom keinen Beweis ihrer Verweichlichung gaben).

Das auch von mir gebrauchte „Verweichlichung“ wird durch das Textwort *amollis* geradezu gebieterisch gefordert. Sollte aber Hr. M. Gewicht legen auf die Konjunktion „übrigens“, die ich oben und noch öfter gebraucht habe, so kann ein Blick in die Kommentare ihn darüber belehren, daß dies Wort mit Vorliebe in der Notensprache angewandt wird. Bei seinem Vorgänger Erzgraaber findet es sich z. B. S. 15. 22. 46. 52 u. s. w.

Mayer.

S. 140, 2. Die Lazzaroni, die sich übrigens ganz glücklich fühlen mochten und deshalb Grund hatten, den Ausbruch des Vesuv zu fürchten.

Lengnick.

S. 94. Hiermit spielt Montesq. auf Venedig an. Übrigens ist *détestes* ein zu starker Ausdruck, denn Montesq. selbst spricht weiter unten von der Ehrfurcht, die das Volk hatte vor dem Ruhm und der Tugend *des principales familles et des grands personnages*.

S. 86. *les Toscans*, so immer bei Montesq. für *Etrusques*. Übrigens spricht der von ihnen geleistete Widerstand nicht für ihre Verweichlichung.

Lengnick.

S. 103. Gemeint sind die Lazzaroni, das Proletariat der Stadt, das ohne sicheren Unterhalt und oft ohne feste Wohnung sich Tag und Nacht auf den Straßen und Plätzen herumtreibt und seine ungemein geringen Bedürfnisse

durch unregelmäßige, nicht anstrengende Arbeit befriedigt. Übrigens fühlen sie sich sicherlich ganz glücklich und fürchten deshalb den Ausbruch des Vesuv.

Den letzten Gedanken muß jeder Kommentator in ganz gleicher oder sehr ähnlicher Fassung aussprechen, da im Text die Worte vorliegen: *les plus malheureux de la terre* und *à la moindre fumée du Vésuve*. — Bei No. 15, die sonst richtig wiedergegeben ist, unterdrückt Hr. M. das Citat II 24. Dasselbe ist aber in der vorliegenden Sache von höchster Wichtigkeit. Da weder Montesq. selbst noch Hr. M. es geben, so mußte schon dieser Umstand letzterem genugsam beweisen, daß ich die Stelle in Polybius aufgesucht habe, die also lautet: *ὥστ' εἶναι . . . τὸ ἀύπαν πλῆθος τῶν δυναμένων ὄπλα βασιάζειν κτλ.* Daß ich die letzten Worte durch „Zahl der wehrfähigen“ zu übersetzen wagte, nachdem vorher mein Rec. „wehrfähige Mannschaft“ übersetzt hatte, daraus wird mir wohl niemand aufser Hr. M. einen Vorwurf machen.

Drittens giebt Hr. M. sogar als eigene Weisheit Stellen aus, für die er nachweislich dieselbe Quelle wie ich benutzt hat, nur wortgetreuer.

Mayer.

Peter, Röm. Gesch.
4. Aufl.

Lengnick.

S. 116, 3. M. Aemilius Lepidus, der spätere Triumphvir, stand damals mit einem Heere vor den Thoren der Stadt, welches er nach Spanien, seiner Provinz, führen wollte.

II 381 . . . stand M. Aemilius Lepidus . . . mit einem Heere vor den Thoren der Stadt, welches er in seine Provinzen, das Spanien und das narbon. Gallien, zu führen im Begriff war.

S. 99. M. Aemilius Lepidus, der spätere Triumphvir, stand gerade mit einem Heere, das er in seine Provinz (diesseits Spanien) abführen wollte, vor Rom.

S. 80, 6. Tafeln, welche dem Triumphator vorangetragen wurden u. s. w.; übrigens verkündeten diese Tafeln, daß er den Ertrag der Zölle von 50 auf 85 Millionen Drachmen (à 75 Pf.) gebracht habe.

II 209. bei welchem (Triumph) vorausgetragene Tafeln verkündeten, daß er . . . die Zölle von 50 auf 85 Millionen Drachmen gebracht habe.

S. 94. Auf Tafeln, die bei seinem Triumph vorangetragen *) wurden, waren . . . sondern auch die Bemerkung, daß der Ertrag der Zölle durch seine Eroberungen von 50 auf 85 Mill. Drachmen (à 75 Pf.) gestiegen sei.

Für den in Klammern gegebenen Wert der Drachme bemerke ich, daß ich überall die Reduktion auf unser heutiges Geld vorgenommen habe; vgl. 5, 33. 51, 13. 52, 5. 74, 14. 81, 2. 81, 21. — Für No. 16 liegt die Sache ebenso wie oben, denn der Inhalt dieser Note ergibt sich aus Peter I 428. 449. II 107. 148. 160. 164. 165 ganz von selbst.

Jetzt zu dem Passus in No. 4:

Mayer.

Lengnick.

alles dem belohnenden oder strafenden Eingreifen der göttl. Vorsehung zuzuschreiben.

alles Geschehene auf das belohnende oder strafende Eingreifen der göttl. Vorsehung zurückzuführen.

Damit will ich Bossuets Stellung zur Geschichte charakterisieren, dessen Auffassung für die Geschichtschreibung bis auf Montesq. maßgebend war. Der Gedanke selbst liegt nicht bloß Bossuets Discours sur l'histoire universelle zu Grunde, er kehrt auch unendlich oft darin wieder. Zu der Fassung, die ich ihm gegeben, vgl. Demogeot S. 622: *malgré son parti pris*

*) Hr. M. hat fälschlich abdrucken lassen: vorangetragen.

de rapporter tous les événements à l'intervention surnaturelle. Nisard 4, 327 in einer Parallele zwischen B. und Mont.: *de récompenser leurs vertus* und Lotheisen, der 3, 337 von dem „Eingreifen der Hand Gottes in die menschlichen Geschicke“ spricht. Zur Sache füge ich hinzu, daß ich mich auf das bestimmteste erinnere, den inkriminierten Passus wörtlich anderswo als bei Hrn. Mayer gelesen zu haben. Da ich mich der Quelle bisher nicht habe erinnern können, und doch eine große Ähnlichkeit im Wortlaut mit der M.schen Stelle vorliegt, so fordere ich Hrn. M. dringend auf, mir seine Quelle anzugeben. Ich für meinen Teil verspreche, nichts unversucht zu lassen derselben auf die Spur zu kommen. — Was den „klaren“ und „übersichtlichen Stil“ sowie die „Sprache voll Anmut“ betrifft, so haben schon vor Hrn. M. Laboulaye die Sprache *rempli d'agrément*, den Stil Aubert und Dezobry *simple* und *limpide* genannt und Nisard redet von dem *agrément* und der *clarté* desselben. — Endlich noch die Wendung in No. 6: „nach den Forschungen eines Niebuhr, Schwegler und Mommsen“. Abgesehen davon, daß in gleicher Weise schon vor Hrn. M. Erzgräber die drei großen Historiker erwähnt (S. VIII: die großen Arbeiten Niebuhrs, Schweglers, Mommsens), so muß eben jeder, der Montesq. als Historiker zu würdigen unternimmt, dessen Stellung wie dem Machiavell und Bossuet, so auch den drei modernen Forschern gegenüber klarlegen. Aus diesem Umstände erklärt sich auch das „eigentümliche Spiel des Zufalls“ in der Übereinstimmung des Gedankenganges der Einleitung. — Die sonstige geringe Übereinstimmung wie in 4: aus einer „kleinen Stadtgemeinde ein Weltreich“ (ein Ausdruck, der mir jetzt übrigens selbst recht abgedroschen vorkommt), in 13: „wenigstens noch nachträglich“ u. a. ist doch wahrlich irrelevant, da, wenn zwei verschiedene Personen über dieselbe Sache zur Erklärung desselben Textes schreiben, sie auch unwillkürlich auf denselben Ausdruck verfallen. Daß ich übrigens Hrn. M.s Buch kenne und gelesen habe, versteht sich von selbst; ja, war es nicht für mich als Herausgeber desselben Autors eine Pflicht, mich damit bekannt zu machen? Wie leicht aber einzelne Worte und Wendungen im Gedächtnisse haften bleiben, dafür mag Hr. M. in eigener Person einen schlagenden Beweis liefern:

Erzgräber 1877.

Mayer 1880.

S. IX. *Esprit des Lois*, die Frucht zwanzigjähriger sorgfältiger Studien.

S. 7. *l'Esprit des lois*, die Frucht mehr als zwanzigjähriger Studien.

133. Die Samaritaner erkannten nur den Pentateuch als heiliges Buch an.

205. Die Samaritaner erkannten nur den Pentateuch als heilige Schrift an.

66. C. Linius Macer, Volkstribun 73.

103. C. Licinius Macer, Volkstribun 73.

69. eine stark latinisierende Wendung = *in rebus desperatis*.

107. Vgl. lateinisch *in rebus desperatis*.

26. in See stechen, und das Engl. *to put to sea*.

44. stach in See (*put to sea*).

109. Hofschranzen.

169. Hofschranzen.

Wen solche Zusammenstellungen interessieren, der kann noch E. 82. 110. 113 mit M. 127. 172. 175 u. s. w. vergleichen. —

Da Hr. M. vergessen hat, auf den großen Unterschied hinzuweisen, der zwischen seiner Ausgabe und der meinigen besteht, so bin ich es mir und dem Leser schuldig, ein paar Worte darüber zu sagen. Während Hr. M. Leser im Auge hat, denen die römische Geschichte eine terra incognita ist (sonst würde er nicht für die einfachsten Thatsachen, z. B. Samniterkriege, Decemviri u. s. w. gewissenhaft die Jahreszahlen geben) und während er an denselben Leser hinsichtlich der Vorbereitung und des Nachdenkens die denkbar geringsten Anforderungen stellt (mehr als $\frac{1}{8}$ seiner Noten bestehen aus Übersetzungen meist der gewöhnlichsten Ausdrücke, dazu kommen selbst bei den einfachsten sprachlichen Erscheinungen die reichlichen Verweisungen auf Baecke, Schulgr.) — setze ich die Bekanntschaft mit der römischen Geschichte

in den allgemeinen Umrissen, wie sie von einem Sekundaner resp. Primaner verlangt wird, voraus; kommentiere hauptsächlich solche Stellen, deren Verständnis mehr Wissen erfordert als das aus den üblichen Leitfäden geschöpfte (Hr. M. geht meist stumm an ihnen vorüber) und gebe sprachliche sowie grammatische Noten nur da, wo die Schullexika im Stich lassen und wo es sich um eine Eigentümlichkeit der Sprache des Autors handelt.

Frage ich mich nun, was Herrn Mayer veranlaßt hat, in dieser Weise meine Ehre und Gewissenhaftigkeit anzutasten, so weiß ich keine Antwort; denn ich kann mir doch nicht denken, daß dies ein Versuch sein sollte, ein Unternehmen zu diskreditieren, das auch bei den Schriftstellern der modernen Sprachen die Höhe zu erreichen strebt, auf der sich die altsprachliche Interpretation schon befindet, und dem bisher eine wohlwollende Aufnahme reichlich zu teil geworden ist.

Berlin.

B. Lengnick.

Erwiderung.

Auf vorstehende „Abwehr“ kann ich kurz Folgendes erwidern.

Ich hatte a. a. O. die „auffallende Erscheinung“ konstatiert, daß „die Fassung der Anmerkungen des Herrn Oberlehrer Dr. Lengnick vielfach in ganz merkwürdiger Weise mit meiner Ausgabe übereinstimmen“. Wenn Herr L. jetzt für einzelne Stellen den Versuch macht, diese Erscheinung zu erklären, so wird dadurch die Thatsache selbst, falls es dessen überhaupt noch bedarf, erst recht konstatiert, und, wenn es sich lohete, ließe sich noch eine ganz erhebliche Zahl von Belegstellen für meine Behauptung anführen. Ferner wird jeder, der sich die Mühe nimmt, die Einleitung des Herrn L. mit der Einleitung meiner Ausgabe zu vergleichen, unsehwer ersehen, in wie weit „Gedankengang und Wortlaut“ sowohl in dem, was sie enthalten, als was sie übergehen, in beiden Ausgaben übereinstimmen. Die Erklärung des Herrn L.: „daß, wenn zwei verschiedene Personen über dieselbe Sache schreiben, sie auch unwillkürlich auf denselben Ausdruck verfallen“, wird vielleicht durch den Reiz der Neuheit dem einen oder dem anderen imponieren; der Sachverhalt wird dadurch nicht berührt.

Ich könnte jetzt abbrechen, wenn Herr L. seine Verteidigung nicht durch einen Angriff zu stützen versucht hätte. Allerdings, seine Selbstkritik kann ich übergehen, und die Art, wie er mir nicht näher zu charakterisierende Motive unterschiebt, verdient eine Beachtung nicht. Wenn er aber für seine Ausgabe eine größere Wissenschaftlichkeit in Anspruch nimmt, so kann ich einfach auf die Grundsätze verweisen, welche bei Abfassung aller Bändchen der *‘Prosateurs’* für sämtliche Mitarbeiter maßgebend waren, und die vor jeder Ausgabe in dem Prospekt abgedruckt sind. Überdies habe ich Zweck und Ziel meiner Ausgabe im Vorwort ausführlich dargelegt, so daß ich nicht nötig habe, mich jetzt darüber auszusprechen. Schließlic ist die Behauptung des Herrn L., daß ich an gewissen Stellen „meist stumm vorübergegangen“ sei, nichts als Phrase und nicht im mindesten durch Thatsachen zu erweisen; vielmehr ist, wie ich schon im Vorwort meiner Ausgabe S. 5 erwähnte, „grundsätzlich keine wirkliche Schwierigkeit des Inhalts oder des Ausdrucks unberücksichtigt geblieben“. Und zur Ergänzung dieses Vorworts kann ich hier noch nachtragen, daß ich bei der sachlichen Erklärung mehrerer schwierigen Stellen mich der bereitwilligen Unterstützung zweier namhaften Professoren der Berliner Universität zu erfreuen gehabt habe.

Cottbus.

K. Mayer.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN.

21. Versammlung des Vereins Rheinischer Schulmänner am 5. April 1884 zu Köln a. Rh.

Die diesjährige Versammlung war sehr zahlreich besucht; es waren ungefähr 110 Lehrer der höheren Schulen der Provinz, sowie die Schulräte Dr. Höpfer, Dr. Vogt und Liunig im Isabellensaale in Köln vereinigt. In Vertretung des durch Krankheit verhinderten Dir. Schmitz (Köln) begrüßte Dir. Jäger (Köln) die Versammlung und eröffnete die Verhandlungen mit einem kurzen Rückblick auf das verfllossene Jahr, das er als ein ruhiges, im gewöhnlichen Geleise des Schullebens verlaufenes charakterisiert; in ihm sei der früher so scharfe Kampf zwischen Gymnasium und Realschule in ein gemäßigteres Stadium getreten; die Überbürdungsfrage, welche alle Welt in Aufregung versetzt, sei durch die ministeriellen Verfügungen vertieft und zu einer Frage nach dem Verhältnis der körperlichen und geistigen Seite der Erziehung, d. h. zu einer Frage des höheren erziehenden Unterrichts überhaupt erweitert worden. Redner schildert den großen Ernst, welcher bei dieser Frage, als ob das Heil der Welt jetzt davon abhinge, namentlich in den Programmen zu Tage trete, und spricht die Hoffnung aus, daß, wenn nach und nach etwas Wasser in den schäumenden Wein gegossen würde, sich mehr und mehr als das letzte Ziel dieser Bewegung das ergeben würde, nicht alle Lehrer zu Meistern des Spiels schaffen zu wollen, sondern den Lehrer beim Spiel wieder entbehrlich zu machen. Darauf wird auf Wunsch Jägers, der später selber in die Debatte eingreifen möchte, Dir. Bardt (Elberfeld) zum Vorsitzenden erwählt, welcher nunmehr zur Tagesordnung übergehend dem Dir. Münch (Barmen) das Wort erteilt zur Begründung folgender über die Überbürdungsklagen und die Methode des Sprachunterrichts aufgestellten Thesen:

- 1) Überbürdung wird vielfach empfunden, wo geistige Ermattung durch Überreizung eingetreten ist.
- 2) Einen nicht unwesentlichen Teil der Schuld an der bei zahlreichen Schülern hervortretenden geistigen Ermattung trägt die von Anfang an zu einseitig und zu schneidig betriebene reflektierende Erlernung der fremden Sprachen, besonders der lateinischen.
- 3) Die gegenwärtig herrschende Methode sollte deshalb einer geschickteren Vermittelung zwischen der natürlichen und der reflektierenden Sprachlernung weichen. (In den Perthosschen Bestrebungen ist nach dieser Seite jedenfalls ein wertvoller Versuch zu sehen.)
- 4) Vor einem vorläufig minder raschen theoretischen Fortschreiten in der Spracherlernung ist dabei nicht zurückzuschrecken.
- 5) Bei jeder weiterhin zu erlernenden Sprache kann zu reflektierender Behandlung rascher geschritten werden.
- 6) Die jetzt bei uns herrschende Aufeinanderfolge der fremden Sprachen ist nicht die ideell am meisten berechtigte.

Redner will aus dem reichen Material des so viel besprochenen Themas nur die wichtige Frage behandeln, wie durch die Methode des Sprachunterrichts der Überbürdung entgegengetreten werden könne. Viele Lehrer zeigten sich gegen die Klagen der Überlastung wenig empfänglich, weil ihnen einerseits viel Sentimentalität mit unterzulaufen scheinete und sie andererseits verlangen zu können glaubten, daß die Schüler sich auch ehrlich plagten, um das Bildungsideal unserer Nation zu erreichen. Man frage sich aber nicht eindringlich genug, ob nicht durch die Art des Unterrichts die Kraft des Schülergeistes ausgesaugt und so stark beansprucht werde, daß eintretende Ermüdung den Unterricht hemmen müsse. Mit dem Palliativmittel des Turnens würde noch immer nicht das Verhältnis von Körper und Geist so klar gelegt, daß man sagen dürfe, der Turnplatz etc. bewirke mit Sicherheit die Gesundheit. Man könne auch Raubbau treiben auf dem geistigen Gebiete und müsse vor allen Dingen sich klar machen, welches Tempo man beim Unterricht anwenden solle, daß nicht auf halbem Wege Umlaut, Hinken und Lahmen eintritt, sondern daß man mit voller Gesundheit und Freudigkeit am Ziel anlangt; also nicht nur das Quantum der Stoffbewältigung, sondern mehr noch die Art der Kopfanstrengung durch zu raschen Wechsel der Reize und Übersteigerung sei gefährlich, und gegen diese schaffe der Turnplatz keine Hilfe. Man vergleiche die früh ins Gewöhnliche zurücksinkenden Wunderkinder und sei eingedenk der Forderung, dem Knaben zu geben, was des Knaben ist. Redner schildert nun, wie jetzt oft zu beobachten sei, daß ein Sextaner, der in der Schule voll Aufmerksamkeit, mit leuchtenden Augen dem Unterricht folge, zu Hause nur von der Schule zu erzählen wisse, der Stolz seiner Eltern, die Zufriedenheit seiner Lehrer sei, anfangs in der Quinta zu schwanken, in Quarta zurückgehe und in Tertia ganz abfalle; der Lehrer sei enttäuscht, die Eltern hoffnungslos, der Knabe habe kein Vertrauen mehr, kurz er gäbe das Bild eines überreizten, abgestumpften Jungen ab. So ringen sich viele nur mit Mühe durch, meist unter Furcht und Zittern; die übergroße Strammheit der Unterrichtsmanier namentlich jüngerer Lehrer, welche die strenge Denkarbeit des Übungsstoffes in Sexta nicht zu Gunsten eines gemüthlichen Verkehrs auf kurze Zeit zu unterbrechen wagten, bringe viele Schüler in große Gefahr. Dagegen verlange man nun als radikales Mittel eine natürliche Spracherlernung, welche diametral derjenigen entgegengesetzt sei, die sich den Sprachstoff durch Reflexion zurechtlege. Beide Extreme seien natürlich nirgendwo realisiert, aber die absolut reflektierende Methode habe doch annähernd das Ziel erreicht. Redner bezieht sich dabei auf Übungsbücher namentlich des Lateinischen von Ostermann etc., in welchem von Nachahmung, Analogie keine Rede sei; das Induktive sei schwach und unbedeutend, das Operieren mit Regeln trete in den Vordergrund, das Material sei zu kompliziert, die Schwierigkeiten würden prinzipiell gehäuft, jedes Wort fast repräsentiere eine Regel; so werde der Geist durch die isoliert ohne Vorstellungszusammenhang gelernten Vokabeln in abstrakte Reflexionen gebaut. Hier findet Redner die Hauptgefahr der Überreizung, der noch der viele Wechsel zur Seite träte, hier sieht er die hervorragende Aufgabe, nicht ein Kompromiß zwischen beiden Extremen einzugehen, sondern für jeden Fall besonders eine Mittellinie zu ziehen. Dem induktiven Verfahren sei dabei vor allem Eingang zu verschaffen, dem Sprachgefühl eine größere Rolle zuzuweisen. Die Anschauung sei das erste, die induktive Erkenntnis das zweite, und das deduktivische Operieren das dritte Erfordernis. Nicht das

Buch, sondern das Wort des Lehrers müsse eine breitere Grundlage gewinnen. Und nun geht Redner auf die Perthes'schen Bestrebungen über, die nicht mit Haut und Haar in allen Einzelheiten aufzunehmen seien, aber in der letzten Zeit doch schon recht an Boden gewonnen hätten, so wie sie denn in Sachsen in der Direktoren-Konferenz sehr günstig beurteilt worden seien. Gesund sei an diesen Bestrebungen, daß sie auf psychologischer Grundlage beruhten. Redner fordert, daß man von früh an eine zusammenhängende, dem Klassenstandpunkt angemessene Lektüre treibe, daß man die Vokabeln aus der Anschauung nähme, nicht sie so isoliert aufstelle, wie z. B. das Pensum der unregelmäßigen Verba der Quinta. Manche Gymnasien beginnen ihre Lehrpläne in diesem Sinne zu gestalten. Redner hält es auch, indem er auf seine Schrift über diesen Gegenstand hinweist, für das Normale, nicht Deutsch, Latein, Französisch etc., sondern Deutsch, Französisch, Latein etc. sich folgen zu lassen, bittet dabei aber, diese Frage für diesmal nicht zur Diskussion zu bringen.

In der sich daran anschließenden Besprechung, welche sich hauptsächlich um die 3. These dreht, wünscht Jäger, daß der Unterschied zwischen natürlicher und reflektierender Spracherlernung genauer festgestellt werde, da er, weil die Natur schon ziemlich früh zur Reflexion hindränge, keinen großen Unterschied zwischen beiden Arten entdecken könne. Was die Folge der Sprachen betreffe, so möchte er doch kurz darauf hinweisen, daß sie historisch und durch den Erfolg sanktioniert sei, und daß bei Französisch und Englisch zuerst wider die Natur dem unreifen Schüler zugemutet werde mit dem irrationalen Moment des andern Schreibens und Sprechens zu operieren. Über die darauf vom Rektor Meyer (Langenberg) ausgesprochene Ansicht, daß nicht die Schule an der Überreizung, sondern oft die häusliche Erziehung, Trinken, Verbindungswesen etc. schuld sei, wünscht Münch nicht zu debattieren, da er bei seiner These nur Sexta bis Quarta im Auge gehabt habe und für diese Klassen doch nicht derartige Beschuldigungen erhoben werden könnten; er bittet vielmehr in These 3 den Ausdruck der geschickteren Vermittelung zu beachten. Nachdem dann Schulrat Höpfner gebeten, daß man doch, da es sich um Überbürdung normaler, nicht schwach angelegter Schüler handle, dergleichen Beobachtungen mehr zur Sprache bringen solle, und Jäger das Nützliche, Anregende der Perthes'schen Bestrebungen anerkannt, aber davor gewarnt hat, daß man nun nicht glauben solle, in 6 Stunden erreichen zu können, wofür man sonst 10 gebraucht habe, und jetzt nur noch 9 gebrauchen dürfe, Dr. Closterhalpen (Duisburg) als Mathematiker gerade im Gegensatz zur Überbürdungsklage den Wunsch der Eltern nach reichlicherer Arbeit kundgegeben hat, schildert nun Oberlehrer Lutsch (Elberfeld) in anziehender Weise, wie er unter Leitung des Dir. Bardt in Elberfeld in Sexta praktisch die Perthes'sche Methode einzuführen versucht hat. Perthes führe in die Sache selbst hinein, erwecke sofort die Aufmerksamkeit und halte die Schüler frisch und lebendig. Der Schüler lernt erst den Satz aus dem Munde des Lehrers und spricht ihn nach, wiederholt ihn zur nächsten Stunde, und fängt dann erst an mit den grammatischen Formen zu operieren. Den Vorwurf, daß die Sicherheit der Formen verloren ginge, weist Redner zurück, weil die Methode ja in keiner Weise das Einüben derselben verbiete, sondern es sogar vorschreibe. Das Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische sei nicht so umfangreich, mache aber, abgeschlossen an das Lateinische und in Übungen von Mund zu

Mund vorgenommen, den Schülern mehr Freude. Die Extemporalien trügen nach Perthes' Methode ganz anderen Charakter; in den ersten vier Monaten werde nur Lateinisch diktirt, das sähe ziemlich leicht aus, sei aber doch verhältnismäßig schwer, dann erst träten Extemporalien nach der alten Methode ein: Perthes' Bücher seien vielfach zu verbessern, da manches für Sexta zu schwer sei, das Meurersche Buch habe seinen Anforderungen am besten entsprochen. Dann wird nach einigen kurzen Bemerkungen die Diskussion über diesen Gegenstand geschlossen und erhält nun Dir. Jüger das Wort zu folgenden Thesen:

- 1) Es ist wünschenswert, daß die Erörterungen der Versammlung neben den allgemeinen Fragen sich künftighin mehr als bisher auf spezielle Punkte des Unterrichtsbetriebes erstrecken.
- 2) Beispielsweise schleppt der Geschichtsunterricht noch vielfach verjährte Irrtümer und notorisch unrichtige Auffassungen historischer Vorgänge mit sich; es möchte praktisch sein, eine Anzahl solcher zu ermitteln, auszuscheiden und damit eine nicht ganz unerhebliche Vereinfachung des ohnehin bis zum Unerträglichen belasteten Geschichtsunterrichts herbeizuführen.

Redner hat die Thesen gestellt, um durch Anregung spezieller Fragen des Unterrichts die Teilnahme an den Versammlungen noch zu steigern, so biete These 2 Stoff genug zu interessanten Erörterungen. Karls XII. Tod z. B., welcher, wie jetzt unzweifelhaft feststeht, nicht durch Meuchelmord, sondern durch eine Kugel von der belagerten Festung her herbeigeführt wurde, die Fahrt des Columbus, die Meuterei seiner Matrosen, die drei Tage Bedenkzeit, namentlich der gedankenlose Sprachgebrauch, mit dem man in der alten Geschichte die Entschlüsse, Thaten eines mächtigen Mannes oder einer Körperschaft dem ganzen Volke zuschreibe, lieferten ein fruchtbares Feld, solch falsche Anschauungen historischer Vorgänge und Zustände allmählich auszumerzen. So werde in den Lehrbüchern den Athenern der Tod des Miltiades zugeschrieben, da doch nur ein Geschworenengericht ihn verurteilt habe, so lasse noch Curtius die Athener über den Tod des Sokrates Thränen vergießen, so spreche man von einer machiavellistischen Politik der Römer und frage nicht nach dem Senat, der sie gemacht, so höre man von ihrer Eroberungslust und bedenke nicht, daß diese Eroberungslust Erhaltungszweck Latiums und Italiens gewesen sei, das seine ganz und gar exponierte Lage durch sichere Besitzungen an den gegenüberliegenden Küsten zu schützen gesucht habe. Ferner erscheine noch immer die plötzliche Umwandlung Alexanders des Gr. nach der Einnahme von Persepolis in einen asiatischen Wüterich; die Scene in Canossa werde als die große Schmach des Königtums dargestellt, während doch der eigentliche im diplomatischen Kampfe Besiegte Gregor war. Dann müsse man erstlich das Lernen der Jahreszahlen der römischen Könige verweisen und seine Aufmerksamkeit darauf richten, daß man Gegenstände, die ein Quartaner oder Tertianer nicht zu fassen vermöge, wie römische Verfassung etc., nicht ausführlich behandle; die Schüler klammerten sich sonst an Nebensachen an, und der Zusammenhang ginge ihnen verloren. — Das Bedenken des Dir. Bardt, der in solcher Reinigung eine Gefahr sieht, daß den Schülern der reiche, herrliche Sagenstoff entrisse, daß von großen Persönlichkeiten das goldglänzende Gewebe der Sage genommen werde und nur die strenge, nackte Wahrheit übrig bleibe, weist Schulrat Vogt mit dem Bemerkung zurück, daß Jüger nur die

netorisch unrichtigen Auffassungen ausscheiden will; die Sage solle bleiben und nicht nur für die Jugend erhalten werden.

Nun erhält Oberlehrer Evers (Düsseldorf) das Wort zu einem Vortrage „über den Humor in der Schule“. Redner geht in seiner von echtem Humor durchhauchten Auseinandersetzung von dem Jägerschen Testament aus, wo in Nr. 296 es heisst: „Das Pathos ihres Berufes haben viele, den Humor ihres Berufes haben wenige. Und doch ist der letztere ein Schatz von wunderbarer Kraft, das unser Leben vor dem Vertrocknen schützt und uns die natürliche, die menschliche Auffassung des Verhältnisses von Lehrer und Schüler bewahrt.“ Er definiert den Begriff des Humors im Anschluss an Carrière, die beiden Fischer und Lazarus und weist dem echten Humor, dem Humor des Herzens und des Gemütes, ein spezifisch ideales, sittliches Interesse zu und findet das Wesen desselben darin, den Kontrast des Realismus und Idealismus in der Schule aufzulösen und zu einer heitern, ästhetischen Harmonie zu erheben. Redner stellt dann die verschiedenen Arten dieses Humors auf, des Humors der Schüler unter einander, der Schüler gegen den Lehrer, des Lehrers gegen die Schüler, der Lehrer unter einander. Der Humor in der Sexta sei ein anderer wie in der Sekunda; auch auf die Erscheinungsformen innerhalb der einzelnen Stufen sei zu achten, ob kindlicher Frohsinn oder schon Neigung zur Satire, ob der Humor als passiver oder aktiver, ob er in Worten oder in Handlungen aufträte etc.; Redner schliesst die Aufzählung der Arten mit dem Humor der Lehrer gegenüber dem Publikum, speziell den Eltern und der Gehaltsverhältnisse. Der Stoff sei also so gewaltig, dass er für diesmal nur den Schulhumor der untersten Stufe untersuchen wolle. Hier trete er noch auf als reine Lebenslust, sei noch naiv, erscheine noch nicht wie in den spätern Jahren als Necken, Witze, Possen. Deshalb dürfe man auf dem Spielplatz auch nicht das frohe, ungebundene Tummeln der Jugend verbieten, sondern der Lehrer solle sich darüber von Herzen freuen, diese Bethätigung der Lebenslust erhalten und fördern. Im Spiel liege oft tiefer Ernst verborgen, auch in dem lauten Lärmen sei ein Zeichen der Natur zu sehen. Wo wie in grossen Städten schon in Tertia die Lust am Spiel abnehme, da sei frische Anregung nötig durch Turafahrten und Ausflüge. Dabei dürfe die Gegenwart des Lehrers nicht als ein Druck auf den Gemütern lasten, Einzelkollisionen auf dem Spielplatz müsse man nicht in Betracht ziehen; selbst wenn der Lehrer einmal überschauen oder gar auf den Fuss getreten werde, solle er nicht gleich ein Klage-lied über die Roheit der Jugend anstimmen, sondern hier seinen Humor walten lassen und die puerilia als puerilia nicht als crimina laesse maiestatis betrachten. Dadurch könne er viel mehr Gutes ausrichten als durch Schimpfen und zoologische Liebeswörter. Redner wendet sich dann zu der Frage, wie weit man der Lachlust im Unterricht selbst entgegenkommen dürfe, da doch der Unterricht im Ernst der strengen Arbeit den Humor eigentlich auszuschliessen schein. Dennoch müsse ein vernünftiger Lehrer auch den Frohsinn im Unterricht walten lassen. Das Lachen komme oft unwillkürlich hervor, wirke ansteckend, sei aber wieder in verschiedenen Generationen verschieden; es gäbe bestimmte Perioden der Lachlust um die Nähe der Ferien, des Karnevals etc. Darin seien deutliche Fingerzeige gegeben, wie weit man die Äusserungen der Lustigkeit mit der Schulzucht vereinigen könne. Redner führt als Beispiel an, wie er in Düsseldorf, wenn das Militär von seinen Übungen mit klingendem Spiele an den Fenstern seiner Klasse

vorüberziehe, Pause mache und sogar die Fenster öffne, dann aber sofort den strammen Unterricht wieder aufnehme. Darf nun auch der Lehrer die Initiative zum Humor ergreifen, darf der Lehrtou auch seine heitere Seite haben? Redner bejaht das durchaus, weist jedoch jede gesuchte Manier als zweckwidrig zurück und fordert, daß solcher Humor aus der Sache und Stimmung hervorgehen solle. Den Witz, der als reine Verstandesform mehr blendet und oft als Verletzung empfunden wird, möchte er aus den unteren Klassen ausgeschlossen wissen, empfiehlt dagegen den gemüthlichen und gemüthsvollen Scherz, wie er z. B. beim Lesen von Gedichten durch mimische Mittel wirkungsvoll gemacht werden kann. All das müsse aber aus frischer Veranlassung kommen, nicht wiederholte Redewendungen sein, bei denen die Schüler schon vorher sich sagten: „jetzt macht er einen Witz“. Der richtige Humor verbindet sich auch nur mit gesunder Zucht, erstem Eifer und Unparteilichkeit des Lehrers und bildet dann einen wichtigen Faktor im pädagogischen Leben. Redner berührt dann das reiche Gebiet der unfreiwilligen Komik sowohl bei den Schülern als besonders auch bei den Lehrern, denen doch manchmal allerlei Menschliches anhängt, und empfiehlt gegen die daraus hervorgehenden Scholmerseien der Jugend, die man nicht gleich für pietätlos halten solle, Jägers Testament Nr. 62—63, eine an die Tafel gemalte lange Nase einfach abwischen zu lassen. Freiheit also im Verkehr der Schule sei als Grundlage des Unterrichts und der Humor als ein unentbehrliches Gut der Schule anzusehen. Reicher Beifall und der durch den Vorsitzenden ausgesprochene Dank der Versammlung lohnte dem Redner seine von Herzen kommenden, zu Herzen gehenden Worte. — Für die aus dem Vorstande statutenmäßig scheidenden Mitglieder Jäger und Schmitz, wurden gewählt Oberlehrer Stein (Köln-Marzellen) und Prof. Gobhard (Elberfeld); als Ort der nächsten Versammlung wurde wieder Köln bestimmt. Ein heiteres Mahl, zu dem mit ungefähr sechzig Teilnehmern auch die drei Schulräte erschienen waren, beendete den an interessanten Momenten so reichen Tag, dessen Bedeutung noch dadurch hervorgehoben wurde, daß gerade an diesem Tage vor 25 Jahren, wie Schulrat Höpfner es in einer begeisterten Tischrede hervorhob, Dir. Jäger, der langjährige und bewährte Genosse, der hünzfige Leiter der Versammlungen, in den preussischen Staatsdienst übergetreten sei.

Köln a. Rh.

Fr. Moldenhauer.

Bekanntmachung.

Mit Höchster Genehmigung wird die 37. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner vom 1. bis 4. Oktober d. J. zu Dessau stattfinden.

Indem wir unter Vorbehalt weiterer Mitteilungen uns beehren, zu derselben hiermit ganz ergebenst einzuladen, bitten wir um baldige vorläufige Anzeige der von einzelnen Teilnehmern beabsichtigten Vorträge.

Dessau und Zerbst, den 1. Mai 1884.

Das Präsidium.

Dr. Krüger. G. Stier.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Über Versetzungen.

In dem Maße als die Zahl der Unterrichtsgegenstände sowie der Unterrichtsstoff für die einzelnen Fächer zugenommen hat, sind die Versetzungen unregelmäßiger geworden. Auch die bewußter und damit subtiler gewordene Methode nicht minder als die bestimmten Formulierungen für die Anforderungen der Schluß-examina haben das Ihrige dazu beigetragen, daß man auch in den unteren und mittleren Klassen schon zögernder geworden ist, die für die Versetzung erforderliche Reife zuzuerkennen. So ist es denn gekommen, daß, was zur Zeit unserer Väter die Regel war, daß nämlich ganze geschlossene Abteilungen bis auf wenige Abfallende sich durch die Klassen vorwärts bewegten, jetzt eine seltene Ausnahme ist. Kaum der Kern einer Abteilung bleibt heute Jahre lang beisammen, und nur wenige glücklich begabte und sehr strebsame Schüler können sich, am Schlusse angelangt, rühmen, alle Klassen in der normalen Zeit durchgemacht zu haben. Auch jetzt nach allgemeiner Durchführung der Jahreskurse sind die Versetzungen noch weit davon entfernt, für regelmäßig gelten zu können. Es sind wohl aller Orten nicht bloß wenige Schüler, welche auch so, nachdem man anstatt „dasselbe Pensum zweimal hastig und ungenügend zu erledigen“ sich entschlossen hat es „einmal gründlich durchzuarbeiten“¹⁾, die Reife zur Versetzung am Schlusse des Jahres nicht erlangen. Kein Wunder, daß die Unzufriedenheit des Publikums zunimmt. So ungenügende Resultate scheinen auf fehlerhafte Einrichtungen oder auf falsche Grundsätze zu deuten. Auch die vorgesetzten Behörden erblicken in dieser mangelnden Gleichmäßigkeit des Vorrückens einen Gegenstand ernstester Besorgnis. Es kann demnach nicht für unzeitgemäß gelten, die Hauptseite der Frage etwas heller, als bisher geschehen ist, zu beleuchten.

¹⁾ Schrader, Erziehungs- und Unterrichtslehre S. 280 und die Verfassung der höheren Schulen S. 38.

Ich muß einige Bemerkungen vorausschicken, um der nachfolgenden Betrachtung feste Grenzen zu ziehen. Es liegt mir z. B. fern zu prüfen, ob wegen der auf allen Gebieten heute so hoch gesteigerten Anforderungen und infolge des Mangels an privilegierten Mittelschulen sich wirklich so viel unzureichend begabte Schüler heute in den heiligen Räumen des Gymnasiums zusammenfinden, so daß die Unregelmäßigkeit der Versetzungen höchst einfach aus der gesunkenen Qualität der Schüler zu erklären wäre. Auch will ich nicht untersuchen, ob man die Ursache des Übels vielleicht in der zerstreuten Gemütsverfassung unserer Schüler zu suchen hat, welche ihrerseits wieder eine Folge von der hinschwindenden Einfachheit des Lebens in den mittleren Ständen wäre. Man könnte drittens an eine innere Fehlerhaftigkeit unserer heute sich sehr stolz gebärdenden Methode denken, welche es glücklich dahin gebracht hat, daß Dinge, welche früher der Hauptsache nach mühelos bewältigt wurden, nunmehr von den verzwicktesten Schwierigkeiten zu strotzen scheinen. Auch nach dieser Seite will ich jetzt nicht die Aufmerksamkeit lenken. Mein einziges Bemühen soll vielmehr sein, den Begriff der Reife für die Versetzung festzustellen und daraus Grundsätze für die Versetzung zu gewinnen.

Daß es sich hierbei um eine Frage von der höchsten Wichtigkeit für das Gedeihen der Schule handelt, kann niemandem zweifelhaft sein. Keiner, der unterrichtet hat, hält das Verstehen klar entwickelter Gedanken für etwas so Selbstverständliches und so mühelos zu Erreichendes, als Nichtpädagogen zu glauben Neigung haben. Wollen wir also unseren Schülern redlichen Gewinn verschaffen und uns selbst das hohe Bewußtsein einer fruchtbringenden Thätigkeit, so müssen wir dafür sorgen, daß die Schüler, welche wir gemeinschaftlich unterrichten, auf ungefähr derselben Stufe geistiger Entwicklung stehen und ungefähr dasselbe Quantum positiven Wissens besitzen. Nur so darf man doch hoffen, daß durch dieselbe Rede, an alle zugleich gerichtet, der Hauptsache nach die beabsichtigte Wirkung hervorgebracht werde.

Freilich nur wer sehr naive Vorstellungen von der menschlichen Natur im allgemeinen und von der Natur der Lehrenden und Lernenden im besondern hat, kann eine reine Lösung des vorliegenden Problems für möglich halten. Tiere lassen sich leicht und nach sicherer Berechnung für das ihrer Natur überhaupt Erreichbare dressieren; der Mensch hingegen, dieses *être ondoyant et divers*, wie Montaigne sagt, scheint aller Normierungen zu spotten und kann jedenfalls nur von solchen mit Erfolg regiert werden, welche trotz der Stränge und bewußten Sicherheit, mit welcher sie an dem Normalen festhalten, geistige Unbefangenheit genug besitzen, um das Recht des Besondern zu erkennen; und mit elastischer Leichtigkeit sich in Zugeständnisse finden, welche

die Autorität des Gesetzes in den Augen keines Klarsehenden gefährden können. Es ist also bei der Vielgestaltigkeit der menschlichen Natur, im Moralischen wie im Intellektuellen, nicht möglich, eine unfehlbare und für alle Bedürfnisse der Praxis ausreichende Formel der Reife aufzustellen. Wenn irgendwo, so muß hier im Sinne des Aristoteles die Billigkeit ausgleichend die Härte des allgemein redenden positiven Rechtes mildern (*επιείκεια επανόρθωμα νόμου, ἢ ἑλλείπει διὰ καθόλου*). Wessen ganze Weisheit und Festigkeit darin besteht, an der Formel, die ihm gegeben ist oder die er sich selbst gebildet hat, mit unverbrüchlicher Treue festzuhalten — in der Sprache des Stagiriten heißt so einer *ἀκριβοδίκαιος* —, der wird seinen Schulwagen in eine unangenehm stoßende Gangart versetzen, welche für die darin Sitzenden nicht minder verdrufsschaffend ist als das Fahren in einem wirklichen Wagen ohne Federn auf holperichten Wegen.

Vor allem ist aber daran festzuhalten, daß von der Empfehlung eines lässig nachsichtigen Versetzungsmodus, von einem bloßen Versetzen *in spem boni eventus* noch viel weniger die Rede sein darf. Eine urteilslose Strenge, welche über keinerlei Unwissenheit in irgend einem einzelnen Fache hinwegzusehen versteht und schon deshalb inhuman genannt zu werden verdient, weil sie von einer ganz falschen Vorstellung von der Leistungsfähigkeit der menschlichen Natur ausgeht, schafft nicht bloß viel Unzufriedenheit bei Eltern und Schülern, worüber man sich im Bewußtsein seines guten Rechts hinwegsetzen mußte, sondern führt auch in allen Klassen Ansammlungen von stumpfen, mit Ekel gegen die gebotene Speise erfüllten und zu alten Schülern herbei, deren Beispiel, selbst wenn alle Lehrer der Klasse fest und geschickt sind, von gefährlich ansteckender Wirkung ist. Fast noch schlimmer aber ist die Wirkung zu nachsichtiger Versetzungen: die bald überall vorhandene große Zahl zu schwacher Schüler zwingt dem gesamten Unterrichte eine herabziehende Tendenz auf, gegen welche sich auch der frischeste und strebsamste Lehrer früher oder später müde arbeitet. In Frankreich rückt man bekanntlich ohne Übergangsprüfung durch das bloße Recht der Zeit in die nächsthöhere Klasse. M. Bréal¹⁾ versichert, daß sich Fremde nicht leicht von der Entfernung, welche den ersten vom letzten in einer französischen Klasse trennt, eine Vorstellung machen können. Unter fünfzig Schülern, sagt er, arbeiten zehn mit Eifer, fünfzehn andere folgen erträglich, die übrigbleibenden fünf und zwanzig aber bilden einen Nachtrab, wie schlecht organisierte Heere ihn nachschleppen. So kommen in den obersten Klassen Schüler unangefochten an, welche einige Klassen tiefer schon nicht mehr an ihrer Stelle sein würden. Je weiter nach

¹⁾ M. Bréal, *Quelques mots sur l'instruction publique en France*. Paris, Hachette. S. 264—268 (*Des examens de passage*).

oben, je mehr schwillt diese Schar an, die nur dem Namen nach noch zur Klasse gehört. M. Bréal bezeichnet sie als *bataillon de marodeurs* und gesteht, daß auch beim besten Willen der Lehrer sich mit so weit Zurückgebliebenen nicht beschäftigen könne.

So verlockend aber einerseits das Bild einer Schule ist, in welcher nur gleichmäßig vorgebildete und für die Bewältigung des neuen Unterrichtsstoffes durchaus reife Schüler sich vor demselben Lehrer zusammenfinden, so betrübend andererseits das Bild einer durch charakterlose Gutmütigkeit beim Versetzen verlotterten Schule ist, wird man doch, sobald man dem Begriffe der Reife tiefer nachgedacht hat, etwas über die Mitte hinaus der Milde zuneigen.

Vor allem ist es klar, daß der Zustand der absoluten Reife eine Utopie ist, welche sich auch durch die größte Strenge in Schülern nicht erzwingen läßt. Auch diejenigen, welche wir ohne Bedenken versetzen und beim Abiturientenexamen für reif erklären, haben doch nur eine relative Reife erlangt. Natürlich verstehe ich darunter nicht eine dem Standpunkte des Alters und der Klasse nur angemessene Reife, sondern auch mit Rücksicht auf dieses bestimmte, der einzelnen Klasse gesetzte Entwicklungsziel ist selbst der beste Schüler immer nur relativ reif. Schon die groben Kriterien der Reife genügen, um das Relative unserer Resultate, selbst wenn sie glücklich zu nennen sind, darzutun. Hinsichtlich des gedächtnismäßig zu Bewältigenden läßt sich allenfalls eine absolute Reife erzielen; wenn wir aber, was die Konsequenzen des Gelernten, die Anwendung und all die möglichen Verbindungen desselben betrifft, uns nicht einen gewissen Grad von Fehlerhaftigkeit und Unkenntnis gefallen lassen, d. h. uns mit einer relativen Reife begnügen wollen, so werden wir kaum je einen über die untersten Klassen hinausbringen.

Von einer absoluten Reife kann man allenfalls auf den untersten Stufen, d. h. in der Vorschule und in den unteren Gymnasialklassen reden. In dem Maße als der Schüler steigt, dehnt sich der Kreis, den er geistig umspannen soll. Wollen wir nun alle so lange zurückhalten in jeder folgenden Klasse, bis sie mit einer Art von nie versagender Aufmerksamkeit das ganze durchlaufene Gebiet überblicken und aller Orten über den Buchstaben des Gelernten wirklich zum Sinn durchgedrungen sind, so werden wir bald keinem mehr die Wohlthat einer höheren Bildung gönnen können. Man könnte nun freilich erwidern, daß der höhere Unterricht dann nach Absolvierung der ersten Elemente dem jugendlichen Geiste fortwährend eine Arbeit zumutet, für deren völlige Bewältigung seine Kraft überhaupt nicht ausreicht. Ich räume auch ein, daß unser Unterricht sich auf allen Gebieten, die Mathematik und den grammatischen Unterricht ausgenommen, zahlreicher Anticipationen schuldig macht, füge aber zur Entschuldigung hinzu, daß die Notwendigkeit dazu eine unabweisbare ist, wenn man die Bildung des Schülers bis etwa zum

nennzehnten Jahre zu einer Art von Abschluss bringen will. Manches könnte besser gemacht werden, wenn sich der schöne Traum von einer individuellen Behandlung der Schüler verwirklichen liefse. So aber bleibt uns der Hauptsache nach nichts übrig, als die Gegenstände des Unterrichts wie die Erklärungsweise der allgemeinen Entwicklungsstufe der vor uns sitzenden Klasse anzubequemen. Zum Troste, ja zur Rechtfertigung kann man sich auch dieses sagen, daß die treibende Kraft eines edlen Unterrichts den Tag des Abgangs von der Schule sogar überdauern soll. Wer nur mit positiven Kenntnissen und sichern Fertigkeiten ausgerüstet in die Wissenschaft oder ins Leben tritt und weiter keine keimenden Samenkörner künftiger Erkenntnis in sich trägt, ist nicht mit vorsichtiger Methode, sondern schlecht und mechanisch unterrichtet worden. Eine solche mit dem neunzehnten Jahre abgeschlossene Reife wäre eine Frühreife und würde bald mit erschreckender Klarheit die Züge plattester Gewöhnlichkeit zeigen.

Doch nicht dieses höhere Problem soll uns jetzt beschäftigen. Ich wiederhole, daß abgesehen von der untersten Stufe kaum je einem Schüler für einen Gegenstand die absolute Reife wird nachgerühmt werden können. Auch der beste und sicherste wird, sobald das Unterrichtsfeld eine gewisse Breite gewonnen hat, vor Ungeschicklichkeiten und Fehlern im Mündlichen wie im Schriftlichen nicht durchaus bewahrt bleiben. Zunächst also fragt sich, ob sich eine bestimmte Formel finden läßt, um den für die Versetzung noch erlaubten Grad der Unreife klar zu bestimmen. Es handelt sich dabei nicht um eine mildherzige Nachsicht, geübt zu dem Zwecke, um einen nicht zu kleinen Bruchteil der Schüler in die nächsthöhere Klasse zu befördern, sondern um eine psychologisch wie pädagogisch vernünftige und notwendige Nachsicht.

Selbst einen Schüler, der wie Rousseaus Emil seinen besonderen erleuchteten und ergebenden Lehrer und Erzieher fände, würde es sich nicht empfehlen so lange erbarmungslos bei jedem Abschnitte zurückzuhalten, bis innerhalb dieser Grenzen jede Möglichkeit des Fehlgreifens ausgeschlossen ist. Man ist oft schon fähig, das Höhere zu empfangen, ehe noch das Niedere in unverlierbaren Besitz genommen ist. Über einen gewissen Punkt hinaus ist überdies keine menschliche Aufmerksamkeit demselben Gegenstände gegenüber einer straffen Spannung fähig. Wer dann noch länger zum Hören zwingt, erzeugt verfinsternden Ekel und bringt seinen Schüler mehr zurück als vorwärts. Auch das verdient beachtet zu werden, daß im Lichte des Nachfolgenden das Vorbergehende oft klarer erscheint.

Dazu gesellen sich beim gemeinsamen Unterrichte noch besondere Gründe.

Wir versetzen nur am Schlusse des Semesters, auch kennen wir keine besondern Versetzungen für die einzelnen Fächer. Zwar

unterscheiden wir zwischen der Gesamtreife und der Reife für die besondern Gegenstände. Das darf uns aber doch nicht darüber täuschen, daß dieses Verfahren ein summarisches ist und zu den unvermeidlichen Übelständen des gemeinschaftlichen Unterrichts gehört. Eine Theorie der Versetzung wird demgemäß stets eine inkommensurable Aufgabe bleiben, so sehr anderseits jeder, welchem das Wohl unserer Jugend am Herzen liegt, bemüht sein muß, über diesen wichtigen Punkt unserer Schulverwaltung sich ein festes Urtheil zu bilden.

Es fehlt zwar nicht an Gründen, um dieses Klassensystem dem Fachsystem gegenüber zu rechtfertigen. Auch für die einzelnen Fächer ja muß eine der gesamten Entwicklung angemessene Behandlungsweise in Anwendung gebracht werden. Auch sollen die einzelnen Lehrer einer Klasse auf einander Rücksicht nehmen und sich bewußt bleiben, daß sie zusammen einem gemeinschaftlichen Ziele zuarbeiten. „Der Unterricht der Klasse wird also als ein in sich zusammenhängendes Ganzes betrachtet, das zugleich absolviert werden müsse, um auf der betreffenden Stufe eine allseitig genügende, in sich harmonische Bildung hervorzu- bringen“¹⁾. So heißt es auch in der preussischen Ministerial- verordnung vom 24. Okt. 1837: „Es muß jeder, welcher auf Versetzung Ansprüche macht, wenn auch nicht in allen Lehr- objekten durchaus gleichmäßig fortgeschritten, doch in den Haupt- lehrgegenständen, an welchen sich seine Gesamtbildung am füg- lichsten prüfen läßt, zu dem für die zunächst höhere Klasse unentbehrlichen Grade der Reife gelangt sein“. Leider befindet sich unter den Lehrfächern eines, welches dieses Konzert einer harmonischen Gesamtreife oft durch seine Disharmonieen stört, die Mathematik. Es sei fern von mir, das Vorurtheil wiederholen zu wollen, daß ohne eine besondere, mit den übrigen Fähigkeiten durch kein Band verbundene Anlage für dieses Fach nichts Er- hebliches geleistet werden könne. Dieser Ansicht wäre es aller- dings nicht bloß gemäß, diesen Gegenstand bei Versetzungen und Abgangsprüfungen nur nebenbei in Betracht kommen zu lassen, sondern ihm ganz aus unseren Lehrplänen zu streichen, als welche auf die allgemeine und durchschnittlich gleiche Organisation des Geistes berechnet sind²⁾. Wenn wir indessen von der eigen- lichen mathematischen Erfindung absehen, so hat es doch auch die Mathematik mit jenen reinen und dem normalen Menschen einge- borenen Denkgesetzen zu thun, an welche auch jeder gründliche Sprachunterricht fortwährend appellieren muß. Man kann also wohl mit Schrader erklären, die Mathematik sei erlernbar für

¹⁾ Wehrmann in der pädagogischen Encyclopädie von Schmid S. 670.

²⁾ Schrader, Erziehungs- und Unterrichtslehre § 140. Herbart, Umriss pädagogischer Vorlesungen § 252: „Daß die Anlage zur Mathematik seltener sei als zu andern Studien, ist bloßer Schein, der vom verspäteten und vernachlässigten Anfangen herrührt“.

jeden, der zum klaren Denken vermocht werden kann. Vor allem läßt sich zu Gunsten dieses Faches das vollkommen Sichere und Klare der Resultate anführen, wodurch in dem Schüler das glückliche Gefühl des Fortschreitens in einem Grade rege wird wie für keinen andern Lehrgegenstand. Gleichwohl bin ich der Meinung, daß die sehr verbreitete Ansicht, es sei für die Mathematik eine besondere und nicht gar häufige Begabung nötig, doch aus einer tieferen Quelle fließt, als Schrader in seiner eifrigen Widerlegung annimmt. Es mag sein, daß die ungenügenden Leistungen in diesem Fache oft aus Fehlern in der Lehrmethode herzuleiten sind, welche hier viel verhängnisvoller wirken als beim sprachlichen Unterrichte, welcher infolge der Vielseitigkeit seine Anregungen selbst bei ungeschickter Behandlung von einer zwar geminderten aber doch unvertilgbaren Wirkungskraft ist. Kein Verständiger wird sich entschließen ohne die zwingendsten Gründe auf eine gründliche Behandlung von Lehrfächern von einer solchen formal bildenden Kraft wie die Mathematik und das Rechnen zu verzichten; aber es verlohnt sich immerhin in Erwägung zu ziehen, daß das Interesse bei diesem Unterrichte ein vorherrschend spekulatives ist, und daß die Denkformen, an welche er sich wendet, zwar zur normalen menschlichen Ausrüstung gehören, daß aber die Fähigkeit zu abstrahieren und von diesen Formen einen reinen, objektlosen Gebrauch zu machen auch bei normal begabten Menschen einen sehr verschiedenen Stärkegrad hat. Bei einem gemeinschaftlichen Unterrichte ergeben sich daraus eigentümliche Schwierigkeiten für diesen Gegenstand. Vor allem rechne ich hierzu das ungleich schnelle Fassen der Schüler. Selbst wenn wir eine Klasse annehmen, in welcher weder hervorragend fähige, noch hervorragend schwerfällige Schüler sitzen, wird ein bei weitem größerer Zwischenraum als in den andern Stunden die Leichtigkeit des Besten von der Schwerfälligkeit des Schwächsten trennen. Auch läßt sich aus guten Leistungen in der Mathematik nicht auf die Gesamtreife schließen, auf welche jeder einsichtige Lehrer sowohl bei Versetzungen als beim Abiturientenexamen doch größeres Gewicht legt als auf die Reife für seinen besonderen Gegenstand. Einen Mathematiker also, der aufser der Mathematik in keinem andern Gegenstande seine Schüler unterrichtet, noch auch sonst in persönlichem Verkehr mit ihnen gestanden hat, sollte man nicht, wie üblich, beim Abiturientenexamen nach seinem Urteil über die Gesamtreife fragen. Bei dem rein formalen Charakter seines Unterrichts (ich sehe von der Anwendung der Mathematik auf die Physik und Geographie ab) hat er für ein solches Urteil kein genügendes Material sammeln können. Man kann sich demnach nicht wundern, wenn er immer wieder darauf zurückkommt, daß der Schüler für seinen Gegenstand nicht reif ist und daß er ihm also auch nicht die Gesamtreife zuerkennen könne.

Die Vertreter der Mathematik gelten im allgemeinen als die unbequemsten Glieder der Lehrerkollegia. So oft werden Beschlüsse, die allen anderen genehm wären, durch ihren Einspruch verhindert; so oft wirft man ihnen vor, daß sie für ihren Gegenstand eine ungebührliche Bevorzugung beanspruchen und ihn nicht bloß als Hauptgegenstand, sondern als ersten Gegenstand angesehen wissen wollen. Kompromissen zeigen sie sich meist abgeneigt. Daher die häufigen Anklagen eigensinniger Rechtshaberei, die gegen sie gerade erhoben werden. Schliesslich gewöhnt man sich sie für *ἰδιογνώμονες* zu halten und vermeidet jede Diskussion mit ihnen, weil es so schwer sei, sie auch nur eines Strohhalms Breite von ihrer ersten Meinung abzubringen. Man thut ihnen ohne Zweifel Unrecht, indem man dabei vergißt, daß die Leichtigkeit, mit welcher die Mathematik erfaßt wird, keinen sichern Mafsstab bietet für die allgemeine Klarheit des Kopfes und daß auf der andern Seite durch die großen Schwierigkeiten, welche diesem und jenem die Mathematik bereitet, noch nicht bewiesen wird, daß er für eine scharfe und wissenschaftliche Auffassung überhaupt unfähig ist. Der Mathematiker beurteilt den Schüler nach der Fähigkeit, sich in die reinen, vor aller Erfahrung sichern und unabhängig von aller Erfahrung erkennbaren Formen unserer Anschauung zu finden. Eine solche, von allem Inhalte sich loslösende Denkarbeit verlangt aber kein anderer Gegenstand von dem Schüler. Wie kann man sich da wundern, daß sich das Urtheil des Mathematikers nicht immer mit dem Urtheile der andern Lehrer über denselben Schüler deckt? Gestalt und Zahl liegen allerdings, wie Herbart sagt, so recht in der Mitte unseres ursprünglichen Gesichtskreises. Die Grundanfänge des Messens und Rechnens sind allerdings die natürlichsten, die ersten, fast nicht auszulassenden Vorübungen, welche auch der schwächste Verstand sich selber schafft; und diesen Grundanfängen schließt sich die fernere, mathematische Bearbeitung aufs engste an und geht von da nur ganz allmählich in ununterbrochener Folge weiter¹⁾. Man kann darauf erwidern, so natürlich dem Verstande der Gebrauch dieser Formen ist, so wenig natürlich ist es ihm, diese notwendigen Formen seines Denkens losgelöst von allen Objekten, die er mit ihrer Hülfe bewältigen könnte, zum Gegenstande seines Nachdenkens zu machen. Im Grunde handelt es sich dabei um nichts Geringeres, als den feinsten Instinkt des Menschen in das Licht des Bewußtseins zu erheben. Daß vielen das sehr schwer wird, ist so wenig verwunderlich, daß man sich vielmehr darüber wundern muß, daß die Klagen über die eigentümlichen Schwierigkeiten dieses Gegenstandes nicht noch häufiger sind. Es kommt mir nicht in den Sinn, die ehrenvolle Stellung, welche der Mathematik in unserm Lehrplane ein-

¹⁾ Herbart's Werke. Ausg. v. Hartenstein XI 69—107.

geräumt ist, anfeinden zu wollen. Mag man sie immerhin mit Herbart eine Priesterin der Deutlichkeit und Klarheit nennen, mag ihr auch das Lob gegönnt werden, daß sie in den Besitz eines festeren Wissens bringt und mehr zur Aufmerksamkeit zwingt als irgend ein anderes Fach, daß sie dem Schüler das stolze Bewußtsein eines sicheren Fortschreitens verschafft wie keine andere Beschäftigung in gleich hohem Grade. Auch das verdient bemerkt zu werden, daß sie recht geeignet erscheint auf einer höheren Entwicklungsstufe mit ihrer kühlen Klarheit eine gewisse maßlose Unendlichkeitssucht des modernen Geistes zu zügeln. Ungefähr in diesem Sinne bezeichnet sie Herbart als das Ergänzungsstück, welches die Erziehung, indem sie den Jüngling durch die Philosophie belebt und befeuert, derselben notwendig anfügen müsse, um ihn nicht über alle Schranken zu spornen. Es handelt sich hier nur darum, auf die Schwierigkeiten hinzuweisen, welche dieser Gegenstand für die Versetzungen bereitet und für den gemeinschaftlichen Unterricht überhaupt. Was manchen Schülern und mitunter solchen, mit welchen es für die andern Stunden recht traurig steht, in den mathematischen Stunden so leicht wird, daß sie nicht begreifen, wie man mit so selbstverständlichen Dingen ganze Stunden hinbringen kann, bereitet andern und oft solchen, welche in den andern Fächern Erfreuliches leisten, die größte Pein. Wer deutsche und lateinische Aufsätze in den obern Klassen korrigiert hat, wird sich manches von dem mathematischen Lehrer höchlichst gelobten Schülers erinnern, an dem er selbst schier verzweifelte. Wenn die Darstellung eines in der Mathematik guten Schülers öde und farblos und der Aufsatz inhaltlos ist, so könnte man sich das allerdings leicht aus der vorwiegenden Tendenz seiner Denkkraft erklären; was soll man aber dazu sagen, wenn er seine wenigen Gedanken nicht einmal mit nüchterner Klarheit und leidlich zusammenhängend vorzutragen versteht? Umgekehrt wird sich jeder Lehrer des Deutschen und Lateinischen solcher Schüler erinnern, die für die Mathematik trotz alles Fleißes kaum das Notdürftigste leisteten, und deren Aufsätze sich nicht bloß durch Gewandtheit der Darstellung und Fülle des Gehaltes, sondern auch durch Klarheit der Gedankenentwicklung auszeichneten. Das ist eine Thatsache, welche die wissenschaftliche Pädagogik in ihrer Bewunderung für die reine Wissenschaftlichkeit der Mathematik nicht hinwegdekretieren kann. Mag es auch verkehrt sein, von einer besonderen Befähigung für die Mathematik in dem Sinne zu reden, als müsse zu der normalen Ausrüstung des menschlichen Geistes noch eine besondere für gewöhnlich darin nicht befindliche oder nur durch ein schwaches Analogon meistens angedeutete Kraft kommen, damit für diesen Gegenstand auch nur den Anforderungen der Schule genügt werden könne, so ist doch dieses unleugbar, daß Klarheit des Kopfes für die übrigen Aufgaben des Denkens verbunden mit

einer großen Ungeschicklichkeit für die Mathematik eine nicht so große Seltenheit ist. Das kommt daher, weil ein Teil unserer Denkkraft für die Mathematik ausreicht, so jedoch, daß dieser Teil, der für eine nicht bloß tiefe, sondern auch scharfe Auffassung des Stoffes der andern Wissenschaften wie des ganzen Lebensgehaltes nicht durchaus gleichgültig, aber von sehr untergeordneter Bedeutung ist, dennoch für die mühelose Bewältigung schon der Elementarmathematik, welche auf dem Gymnasium gelehrt wird, schon eine Stärke haben muß, wie man sie mit Sicherheit selbst in normalen und für die obigen Fächer ausreichend begabten Köpfen nicht erwarten darf. Allerdings also läßt sich die Mathematik von jedem, der als ein vollständiger Mensch gelten darf, bis zu einem gewissen Punkte lernen; aber die Bewältigungskraft für die Mathematik hält nicht gleichen Schritt mit der allgemeinen geistigen Entwicklung. Was auf keinem andern Gebiete möglich wäre, ist für die Mathematik möglich, welche die ganze Fülle der äußern und innern Erfahrung nichts angeht: ein Kind schon kann wirklich Großes leisten in der Mathematik, wie berühmte Beispiele beweisen.

Daß dieser Gegenstand für den Gesamtunterricht und namentlich am Schlusse der Semester, wenn nach der Reife zur Versetzung gefragt wird, viel Unbequemlichkeiten bereitet, ist nicht zu verwundern. An der Methode mag manches geändert werden können, wie auch schon manches daran geändert sein mag im Vergleich zu früher, wo die für die mathematischen Stunden stets sehr große Zahl der schwachen Schüler durch die langatmigen Beweise sehr einfacher Sachen und durch eine Menge willkürlicher Hilfslinien verwirrt gemacht wurden. Heute läßt man es sich wohl mehr angelegen sein, wie auch beim Unterrichte der lateinischen und griechischen Syntax, nicht sowohl möglichst viel Paragraphos wohl einzustudieren, als die beschränkte Zahl der Hauptsachen gründlich zu erklären und die Fülle des Übrigen vom Schüler daraus durch eigenes Nachdenken ableiten zu lassen. Aber auch wenn nach der denkbar vollkommensten Methode unterrichtet wird, werden die Schüler den Anforderungen dieses Faches, gegenüber eine verschiedenere Leistungsfähigkeit zeigen als für irgend welche andere Stunden. Wäre es nun allerdings richtig, was Herbart sagt (a. a. O. S. 39), in jedem Kopfe, der, ohne Arithmetik und Geometrie zu besitzen, sich mit anderen Kenntnissen und Ideen vertraut gemacht habe, die ihrer Natur nach spätere Erzeugnisse des menschlichen Denkens sind (?), finde sich eine Disproportion der menschlichen Ausbildung, so könnte ja von einer Gesamtreife des Schülers nicht die Rede sein, so lange er die Reife für die Mathematik nicht erlangt hat. Dagegen aber spricht, wie oben ausgeführt ist, die Erfahrung. Wir sehen es täglich an unseren Schülern, daß der mathematische Sinn, d. h. die Fähigkeit, die unbewußten Formen unseres Denkens mit Be-

wußtsein zu erfassen, wenig entwickelt sein kann, während das Denken mühelos mit Hülfe eben dieser Formen, sie mit der Sicherheit des Instinktes gebrauchend, die mannigfaltigsten Objekte bewältigt. Welches Gewicht hat man demnach dem Einspruche des Mathematikers gegen die Versetzung eines Schülers beizulegen? Kann man wie beim Abiturientenexamen sagen, daß die nicht genügenden Leistungen in diesem Lehrgegenstande durch die nicht bloß genügenden, sondern guten Leistungen in einem andern obligatorischen Gegenstande als ergänzt erachtet werden können? Ich glaube nicht, daß eine so einfache Lösung dieser brennenden Versetzungsschwierigkeit zu rechtfertigen ist. Bei der Abiturientenprüfung gilt es, die Gesamtreife für gewisse Lebensberufe oder für wissenschaftliche Studien zu konstatieren; bei der Klassenversetzung aber wird die Reife für die nächste Klasse verlangt. Da nun nicht anzunehmen ist, daß den Schüler seine größere Geschicklichkeit für deutsche Aufsätze oder sein etwas reicheres Wissen für das Lateinische über die ganz anders gearteten Schwierigkeiten der Mathematik, für welche er nicht reif ist, hinweghelfen wird, so scheint es nicht gerechtfertigt, hier eine solche Kompensation eintreten zu lassen. Nur dies ließe sich zu Gunsten dieses Verfahrens sagen, daß, wer für die anderen Fächer sich über das bloß Notwendige hinaus entwickelt zeigt, in der folgenden Klasse dem Gegenstande seiner Schwäche einen gewissen Überschuf seiner Kraft und Zeit widmen können. Es leuchtet also ein, daß der Einspruch des Mathematikers die Versetzung sonst völlig reifer Schüler verhindern muß, falls sich nicht ein Mittel ersinnen läßt, das etwa für diesen Gegenstand noch Fehlende, dessenwegen man einen im übrigen befriedigenden Schüler nicht verurteilen möchte auch den Kursus der anderen Fächer noch einmal durchzumachen, nachträglich hinzuzufügen. Keine Gesamtreife des Schülers wird ihn in den höheren Klassen über klaffende Lücken in der Mathematik hinwegheben; nicht bloß daß das Zurückliegende nicht gewußt wird, sagen die Mathematiker, auch das Kommende kann durchaus nur unter Voraussetzung des Früheren verstanden werden. Was also thun? Ihn versetzen mit einer Admonition für Mathematik, die er in der folgenden Klasse einlösen muß. Er wird sie aus eigener Kraft einlösen können, erwidere ich, wenn seine Schwäche eine Folge seiner Faulheit war. Wie aber, wenn, wie dies wohl der häufigere Fall ist, seine Unreife sich aus den eigentümlichen Schwierigkeiten herleitet, welche ihm dieser Gegenstand bereitet? Nun dann muß er für diesen Gegenstand Privatstunden nehmen, diese Lösung der Schwierigkeit scheint die gewöhnliche zu sein. Man versetzt sonst reife Schüler trotz des Einspruchs des Mathematikers und überläßt es ihren eigenen privaten Bemühungen oder der mehr oder weniger geschickten Unterstützung eines Privatlehrers, sie für ein Vorwärtsschreiten auch in der Mathe-

matik fähig zu machen. Diese Lösung ist aber eine schlechte. Die Schule soll stolz an ihrer *αδύαρκεια* festhalten und die Bundesgenossenschaft des Privatlehrertums verschmähen. Wer mit ausreichender Geisteskraft für das allgemeine Ziel der Schule ausgerüstet ist, den müssen wir mit unseren Mitteln dahin zu bringen streben. Soll dennoch durch den durchaus berechtigten Einspruch des Mathematikers nicht ein auf die Lernfreudigkeit der Schüler sehr lähmend einwirkendes Stocken in der Versetzung eintreten, so müssen für die Schüler, welchen man wohl die Gesamtreife, aber nicht die besondere Reife für diesen Gegenstand zugesprochen hat, mathematische Repetitions- und Übungsstunden in der folgenden Klasse eingesetzt werden. Für wen eine solche wöchentliche Stunde, von dem Lehrer der früheren Klasse gegeben, nicht genügen sollte, dem kann die Schule bei der Allgemeinheit ihres Zieles nicht helfen. Wie es ihr auf der einen Seite unmöglich ist, allen exceptionellen Schwierigkeiten Rechnung zu tragen, so muß sie auf der andern Seite bemüht sein, für die regelmäßig wiederkehrenden Schwierigkeiten Abhilfe zu schaffen, deren Vernachlässigung ihren ganzen Organismus ins Stocken bringen muß. Auch die als reif versetzten Schüler haben allerdings Wiederholungen des Gelernten und zurückbezügliche Übungen nötig; aber es besteht doch ein großer Unterschied zwischen einer summarischen Repetition und zwischen dem nachhelfenden Unterricht, welcher das in unbestimmter Dämmerung Daliegende hell erleuchten soll. Jeder Lehrer muß die heiklichen Punkte seines Pensums kennen und die zaudernde Unsicherheit seiner schwachen Schüler an dem rechten Punkte zu stützen verstehen. Höchst selten hingegen wird der Privatlehrer die Schwierigkeiten, welche der behandelte Gegenstand auf dieser Stufe bietet, gleich schnell erkennen und mit gleicher Leichtigkeit das erlösende Wort finden.

Man muß sich in dem Bemühen, einen vernünftigen Versetzungsmodus zu finden, vor einer zu einfachen Betrachtungsweise hüten. Nur wer sich der Kompliziertheit dieses Problems bewußt ist, kann hoffen, in dem besonderen Falle das Richtige zu treffen. Was ist leichter, als alle Schüler, welche bei der Versetzungsprüfung bedenkliche Lücken in den Hauptfächern oder auch nur in einem Hauptfache gezeigt haben, noch für ein Semester zurückzuhalten? Das Mitleiden über den augenblicklichen Schmerz, welchen der Misserfolg einem guten Schüler bereitet, oder der Gedanke an die unangenehmen Auseinandersetzungen mit den enttäuschten Eltern dürfen nicht den Ausschlag geben, wenn der Vorteil der Anstalt oder der Vorteil des Schülers einen längeren Aufenthalt in der Klasse wünschenswert erscheinen lassen. Der Vorteil der Anstalt verlangt, daß nur Schüler von einer noch gleichmäßig zu nennenden Entwicklungsstufe in jeder Klasse beisammen sitzen, wie auch, daß eine gewisse gleichmäßige Spannung des Interesses in den Schülern vorhanden sei, wie sie

von Seiten des Objekts durch den ungefähr gleichen Grad der Neuheit hervorgebracht wird. Die erste Rücksicht mahnt offenbar zur Strenge, die andere zur Milde. Auf der anderen Seite ist es klar, daß der Schüler an das mit völliger Sicherheit Erfasste das Pensum der nächsten Klasse besser wird anknüpfen können; aber auch das ist zweifellos, daß es eine psychologische und pädagogische Plumpheit ist, einen Schüler, welcher nicht bis ganz an die *meta* gelangt ist, mit einem Ruck an den Anfang der Bahn zurückzuschleudern, d. h. ihn zu zwingen, den ganzen Kursus noch einmal durchzumachen. Die erste Rücksicht mahnt wieder zur Strenge, die andere sogar zu einer möglichst weit getriebenen Milde.

Daß zu nachsichtige Versetzungen bald das Niveau der Klassen herabziehen, leuchtet ein; wie viel Schaden durch ein Zurückhalten über die normale Zeit hinaus gestiftet wird, selbst durch ein Zurückhalten bei zweifelloser Unreife für einen oder zwei Hauptgegenstände, scheint weniger allgemein gefühlt zu werden. Selbst wer, wie Ofellus, ein *abnormis sapiens crassaque Minerva*, über die Probleme der Pädagogik nachdenkt und nie etwas davon gehört hat, daß Herbart das „Interesse“ zur Richtschnur des Unterrichts macht, muß es bedenklich finden, die Entwicklung plötzlich zurückzuschrauben. Der Fall, daß der Schüler zu seinem Vorteil das ganze Pensum noch einmal durchmacht, kann, wenn er richtig unterrichtet worden ist und das bescheidenste Maß von Fähigkeiten besitzt, nicht eintreten. Selbst also wenn er mit vollem Rechte durchfällt, zwingt man ihn seine Unkenntnis des kleineren oder größeren Teiles durch eine nochmalige Absolvierung des ganzen Pensums zu heilen. Freilich *repetitio*, sagt man, *mater est studiorum*. Ein anderes aber ist es, das genugsam Erklärte und der Hauptsache nach Vorhandene durch Wiederholungen vor dem Verwehtwerden zu schützen, ein anderes mit breiter und gewissenhafter Umständlichkeit etwas zum Teil doch schon vom Schüler Gefasstes noch einmal wie eine *res integra* zu erklären. Auch bei jenen unvermeidlichen Repetitionen des Zurückliegenden sucht jeder geschickte und kenntnisreiche Lehrer der Sache einen Schein von Neuheit zu geben, ja sie durch wirklich neue Ingredienzen zu verjüngen. Oder wäre es nicht eine Schande, wenn man in Prima die lateinische Syntax und die griechische Formenlehre, wenn Wiederholungen nötig werden, genau nur wieder so behandeln wollte, wie sie früher in Obertertia behandelt worden waren? Ganz abgesehen auch von diesem durchaus nicht frivolen Bedürfnis nach dem Neuen trifft doch die Wiederholung den Schüler jetzt auf einer höheren Stufe der Entwicklung, welcher sie Rechnung tragen muß, wenn sie recht wirken will. Wird nun vollends, ehe noch die letzten Worte dem Schüler aus den Ohren verklungen sind, genau dasselbe mit größter Breite und so, als ob niemals davon die Rede gewesen

wäre, noch einmal vorgetragen und vor einer dem Hauptbestandteile nach neuen Schülergeneration, welche über die nächsten Hindernisse, die ihm, dem zum Zurückbleiben verurteilten Schwachen keine Schwierigkeiten mehr bereiten, fortwährend stolpern, so ist immer die Gefahr vorhanden, daß er in einen Zustand der Gleichgültigkeit gerät, welcher ihn um die Vorliebe eines längeren Aufenthaltes in der Klasse bringt. Wie die Vestalinnen das heilige Feuer hüteten, so sollen wir das Interesse¹⁾ hüten. Es ist die Bedingung jedes wahren geistigen Wachstums. Man kann sich zum Zwecke eines Examens widerwillig manches in den Kopf hineinzwingen; aber nur wo das Objekt den Geist im Zustande eines willigen Entgegenkommens findet, kann es sich ihm in Wahrheit vermählen. Wer seine Schüler für seinem Gegenstand zu gewinnen d. h. zu interessieren versteht, hat sein Ziel schon zur Hälfte erreicht. Durch bloße Strenge läßt sich die geistige Ergebung nicht erzwingen. Mit Recht sagt Platon: *οὐδὲν βίαιον ἐμπέσει ἐν τῇ ψυχῇ.*

Man erwäge ferner, mit wie mächtigem Flügel das Interesse über Schwierigkeiten hinwegträgt. So überwindet mancher Schüler, auch solche, denen man keine glänzenden Fähigkeiten nachrühmen kann, schneller in der neuen Klasse die mangelnde Sicherheit im zurückliegenden Pensum als seine früheren Lehrer für möglich gehalten hatten. Die Versetzung an sich hat etwas Anspornendes und weckt manche Kraft aus ihrem Halbschlummer, wohingegen das Durchfallen an sich, selbst wenn es verdient war, Indolenz erzeugt und über einen großen Teil des kommenden Semesters seine herabziehende Wirkung ausbreitet, wenn auch der glückliche leichte Sinn der Jugend bald den empfindlichen und Eigensinn schaffenden Schmerz über die Zurücksetzung überwindet. Man sieht also, daß es für die Entwicklung des Schülers von höchster Wichtigkeit und nicht bloß ein Zeitgewinn ist, wenn er die Klassen in der normalen Zeit durchmacht. So nur kann sein Bildungsgang jene Stetigkeit der Bewegung haben, welche am sichersten eine Erlahmung des Interesses verhindert.

An gutem Willen, milde zu versetzen, würde es nun zwar gleichfalls nicht fehlen, wenn dazu die Parole erteilt würde. Die Milde kostet eben so wenig als die Strenge. Beides sind relative Begriffe, weil ja auch die höchste Strenge immer noch Milde genannt werden müßte, wenn man für die Versetzung an dem Maßstab der absoluten Reife für die einzelnen Fächer festhält. Die Schwierigkeit besteht darin, das Maß einer vernünftigen und

¹⁾ Ich fasse hier Interesse in dem gewöhnlichen Sinne. Das Lernen bezeichnet man gewöhnlich als den Zweck, das Interesse als das Mittel. Herbart kehrt das Verhältnis um. Das Lernen soll nach ihm dazu dienen, daß Interesse entstehe. „Das Lernen soll vorübergehen, und das Interesse soll während des ganzen Lebens beharren.“

für das Gedeihen der Schule wie der Schüler förderlichen Mitleid zu finden.

Herbart in seinem „pädagogischen Gutachten über Schulklassen u. s. w.“¹⁾ verlangt, daß in dem Unterrichte jeder Klasse eine möglichst stetig fortschreitende Bewegung herrsche. Am Ziele angelangt müsse sie die ganze Summe ihrer Schüler auf einmal in die nächstfolgende Klasse ausschütten und dagegen die sämtlichen Schüler der vorhergehenden Klasse übernehmen. Auf die Frage, wie die Schüler bei verschiedenen Anlagen, verschiedenem Fleiße, verschiedener Unterstützung alle zugleich zur Versetzung reif sein können, antwortet er: „sie können zugleich reif sein wegen eines gleichen Grades von Interesse, bei ungleicher Fertigkeit.“ Als Hauptmittel, um die größten Ungleichheiten von dem gemeinschaftlichen Unterrichte fern zu halten, empfiehlt er, bei der Versetzung nachzusehen, ob auch alle vorhandenen Schüler für diese Schule passen. Kleinere Ungleichheiten unter den für die Schule Tauglichen sollen durch Übungsstunden weggeschafft werden, die man allein für die Schwächeren veranstaltet. Nach drei Jahren etwa aber, meint er, werden selbst unter den für diese Schule tauglich erklärten Schüler manche so bedeutend zurückgelassen sein in den „Übungen und Fertigkeiten“, daß man, um diesem Mißverhältnis zu steuern, sie ein ganzes Jahr lang in einer eingeschalteten Übungsklasse zurückhalten müsse, damit sie dort im Laufe des ersten Halbjahres nachholen, im zweiten sich vorüber können. Außerdem empfiehlt er die Einschaltung von Episoden, „die des Zusammenhangs unbeschadet können übergangen werden und die ausdrücklich dazu bestimmt sind, schneller fortschreitende Schüler zu beschäftigen, während die langsameren nachzukommen bemüht sind“. Ungleichheit der Fertigkeiten aber vertrage sich bis auf einen gewissen Grad mit der Gleichheit des „Interesses“. Nur diese letzte Gleichheit scheint ihm für einen gemeinsamen Unterricht notwendig. Für die beiden obersten Klassen des Gymnasiums rät jedoch auch er, die Schüler „nach der gewohnten Weise, das heißt, nach Maßgabe der gewonnenen Fertigkeiten zu versetzen“.

Ebenso untersucht er in einem Bruchstück „Über die allgemeine Form einer Lehranstalt“²⁾, bei welchem Grade und bei welcher Art der Verschiedenheit unter den Schülern ein gemeinschaftliches Unterrichten noch möglich und ersprießlich ist. Auch hier trifft er die Entscheidung, daß die Absonderung der Schwächeren nötig ist, sobald die Schwäche soweit geht, daß sie gewissen Hauptklassen des Interesses, dessen Erregung und Leitung nach ihm die eigentliche Aufgabe des Unterrichts ist, garnicht erlaubt hervorzutreten. „Kann hingegen der Schwächere

¹⁾ Sämtliche Werke XI 269—318.

²⁾ Herbart, Sämtliche Werke XI 406—410.

sich noch interessieren für das, was der Stärkere mit Leichtigkeit durcharbeitet, so ist es für jenen oft vorteilhaft und für diesen nicht hinderlich, wenn jener aufhören darf, während man sich mit diesem ungestört beschäftigt. Der Schwächere hat es dann bequemer und erfasst am Ende mehr als man denkt; das Interesse wurzelt sicherer, als wenn man ihn unmittelbar bearbeitet, unaufhörlich mit Fragen geplagt und beschämt hätte.

Auch wer sich durch die Prinzipien der Herbart'schen Pädagogik nicht für gebunden erachtet, wird doch aus den mitgeteilten Ansichten die Aufforderung schöpfen, den Zustand der Reife tiefer zu erfassen, als gemeinlich geschieht. Leider ist es ebenso leicht, nach den erlangten Fertigkeiten die Reife eines Schülers zu bestimmen, als es schwer ist, das dahinter Liegende zu erkennen. Ein Schüler kann sich befriedigend entwickelt haben und durchaus fähig sein für die folgende Klasse, trotzdem seine Ungeschicklichkeit in den Extemporalien sehr groß ist und trotzdem ihn seine Langsamkeit und das Bewußtsein seiner Ungeschicklichkeit auch während der Stunden im Mündlichen nicht gerade sehr vorteilhaft erscheinen lassen. Und wie die Reife dieses durch seine Ungeschicklichkeit verdeckt wird, so täuscht die Geschicklichkeit eines andern bisweilen über seine Unreife. Vor allem soll man sich also hüten, an eine alleinbeweisende Kraft der Zahlen und Notizen, welche man sich gemacht hat, zu glauben. Die Einzeleindrücke, welche man von jedem Schüler gewonnen hat, soll man nicht vergessen; aber es ist verkehrt, diese von der Oberfläche der Erscheinung gewonnenen Urteile beim Schlufsurteil über die Reife den Ausschlag geben zu lassen.

Ferner gebe ich zu bedenken, daß es durchaus nicht richtig ist, die Gesamtreife eines Schülers als die Summe seiner Reifezustände für die einzelnen Fächer zu fassen. Das hiefse summarisch verfahren. Nur derjenige Lehrer kann für pädagogisch gebildet gelten, welcher sich von seinem Standpunkte als Lehrer eines besonderen Faches losmachen kann und bei aller Hingebung an die nächsten so zu sagen materiellen Zwecke seiner Stunden doch nicht das einheitliche Ziel alles Unterrichtes aus dem Auge verliert. Jene Reife, welche bei der Entscheidung über die Versetzung in Betracht kommt, ist kein Aggregatzustand, sondern etwas durchaus Einheitliches. Leider kann nun aber der Unterricht nicht so ideal sein, einfach zu Gunsten dieses Innerlichen auf die Reife hinsichtlich der „Fertigkeiten“ zu verzichten, wie ja auch Herbart zugestehet, daß bei einem hohen Grade von Ungleichheit in dieser Hinsicht auch jene unentbehrliche Einheit des „Interesses“ nicht mehr möglich ist. Schwer ist es freilich auch, wenn die Reife „der Fertigkeiten“ entschieden vorhanden ist, wegen der inneren Unreife dem Schüler die Versetzung zu versagen. Und doch ist nur von einer entschiedenen Strenge in dieser Hinsicht eine erfreuliche Zusammensetzung unserer oberen

Klassen zu erwarten. Oder haben wir nicht stets trotz aller Strenge, mit welcher von Obersekunda nach Prima versetzt wird, in dieser Klasse eine Anzahl Schüler, welche gar bald als unreif bezeichnet werden? Dabei besitzen sie meist das wünschenswerte Quantum positiven Wissens und fahren auch fort mit gutem Willen sich äußerlich das in dieser Klasse Hinzukommende anzueignen. Woran aber erkennt man ihre Unreife? Sie verstehen nur herzusagen, wenn abgefragt wird, nicht aber mit leidlicher Sicherheit, wenn auch geleitet, die nunmehr schon recht weit und mannigfaltig gewordenen Kreise des Interesses zu durchlaufen. Daher ihre Unfähigkeit, an einer reproduzierenden Repetition des Gelesenen am Anfange der Lektürestunden teilzunehmen; auf alle Fragen antworten sie nur mit dem Gedächtnis, und wo die eigenen Worte des Schriftstellers durchaus nicht auf die Frage passen, bleiben sie ganz stumm. Daher auch ihre Unfähigkeit, naheliegende Zwischenglieder zu ergänzen, Beziehungen zu finden zwischen dem Gelernten und das Gleiche in etwas verschiedener Umhüllung wiederzuerkennen. Daher vor allem die Armseligkeit ihrer Aufsätze, welche den Lesenden mit tiefer Betrübniß erfüllen müssen, wenn er sich sagt, daß er in diesem niederen Grade von Bewältigungskraft das Resultat eines vieljährigen Unterrichts erblickt. Es ist schwer solche mechanisch arbeitenden Schüler, wenn sie treu gelernt haben und auf die leicht abfragbaren Teile des Pensums ihre Antworten bereit haben, in den mittleren Klassen zurückzubehalten. Hat man sie auch einmal wegen der Schwäche ihrer Gesamtentwicklung durchfallen lassen, so läßt man sie doch am Schlusse des nächsten Semesters steigen, weil sie das im engeren Sinne Lernbare nunmehr wirklich sicher besitzen. Diesem Übelstande würde eben nur abzuhelpen sein, wenn, wie Herbart wollte, die Schule das Recht erhielte, ohne Rücksicht auf den Stand der Eltern schon in den unteren Klassen die ungeeigneten Schüler auszusondern und einer andern, den Bedürfnissen ihrer Individualität entsprechenden Schule zuzuweisen. Auch an Gedickes selbst heute noch sehr lesenswerten Aufsatz „Über die allgemeinen Erfordernisse zur Verbesserung des Schulwesens“ erinnere ich. Nach absolvierter Bürgerschule, will dieser, solle erst in die Gelehrtenschule getreten werden. In die Gelehrtenschule aber solle nur zugelassen werden, wer beim Austritt aus der Bürgerschule ein „Fähigkeitsexamen“ bestanden habe, wohingegen des Schülers beim Austritt aus der Gelehrtenschule ein „Kenntnisexamen“ warten müsse.

Es kann nun freilich bedenklich scheinen, von einem so schwer definierbaren Zustande, wie diese Reife „des Interesses“, die Gesamtreife, die allgemeine Reife, oder wie man sie sonst benennen mag, ist, der Hauptsache nach die Versetzung abhängig zu machen. Der Willkür und launenhaften Bevorzugung scheint damit Thor und Thür geöffnet zu werden. Ein wie viel zuver-

lässigeres Kriterium bieten da die eigentlichen Kenntnisse und Leistungen, zumal die schriftlichen, welche den Lehrer auch in der vollsten Klasse mit dem Grade von Sicherheit, wie es scheint, in der unzweideutigsten Weise bekannt machen, welchen jeder einzelne Schüler erlangt hat! Dazu kommt, daß der Unterricht in der folgenden Klasse den festen Besitz bestimmter positiver Kenntnisse zur Voraussetzung hat. Wie kann von einer geistschärfenden Strenge des Unterrichtens die Rede sein, wenn man Schüler vor sich hat, die wohl alle ein allgemeines Verständnis für die zu behandelnden Fragen besitzen, von denen die Hälfte aber klaffende Lücken in ihrem Wissen hat und ungeschickt ist bei der Verwertung dieses Wissens! Das Lob der allgemeinen Reife, fürchte ich, wird den meisten sehr farblos erscheinen im Vergleich zu der schlagfertigen Sicherheit eines gut eingeschulten Schülers, der in dem ganzen Umkreise seines Pensums um eine Antwort nicht leicht verlegen ist. Die Ausdrücke „allgemeine Reife“ und „Reife des Interesses“, werden sie sagen, sind nur erfunden, um eine falsche Milde hinter einem tönenden Worte zu verbergen. Zur allgemeinen Reife habe es noch lange Zeit; vor der Hand handle es sich überall um eine besondere Reife. Sei diese mit Anstrengung erworben, so werde sich eine Art allgemeiner Reife als Schlußbelohnung ganz von selbst einstellen.

Niemand wird leugnen, daß viel Sinn in diesen Reden ist; aber auch das ist sicher, daß dies die Sache nur von der einen Seite betrachten heißt. Seitdem von Pädagogik ernstlich die Rede ist, haben auch alle, wenn auch in sehr verschiedenen Graden der Deutlichkeit, das Bewußtsein, daß es mit der bloßen, im günstigsten Falle routinierten Mitteilung des Wissensstoffes nicht gethan ist, sondern daß alles besondere Lernen und Lehren nur Mittel zu einem höheren Zweck ist. Worin dieser höhere Zweck zu setzen sei, darauf lauten die Antworten verschieden, und es ist nicht die Aufgabe der vorliegenden Abhandlung, in dieser Hinsicht eine Entscheidung zu treffen. Wie kleinmütig müßte es jeden, der mit Eifer und Lust unterrichtet, stimmen, wenn die Resultate des schriftlichen und mündlichen Abiturientenexamens wirklich ein reines und vollständiges Bild von dem in so langen Jahren angestrengtester Mühen Erreichten darböten! Auch die Erziehung hat ihre Mysterien. Es ist auch ein platter Rationalismus, wenn man nur protokollierbaren und genau abwägbaren Gewinn als Gewinn will gelten lassen. Ich sehe jetzt, um die schon verwickelte Frage nicht noch verwickelter zu machen, ganz von der Notwendigkeit ab, den Unterricht der Erziehung dienstbar zu machen; jedenfalls aber muß doch ein gründlicher Unterricht den Kopf nicht bloß füllen, sondern auch entwickeln und kräftigen wollen. „Jede Stunde eines soliden Unterrichts“, sagt Herbart, „läßt eine Kraft in dem Gemüte des Jünglings zurück.“ Dies ist der unsichtbare Nebengewinn eines richtig geleiteten

Lernens, der aber in den Augen jedes tiefer Blickenden höher steht als der sichtbare und direkte Erfolg des Unterrichts. Reifst doch überdies auch die Zeit die kläglichsten Lücken selbst in das festeste Wissen, wohingegen jene durch ein methodisches Lernen erreichte Potenzierung und Erfüllung der Anlage ein *ἀναπόβλητον αγαθόν* ist, welches sich bei den tausendfältigen Gelegenheiten des kommenden Lebens immer wieder bethätigt und nährt.

Aber der Geist kräftigt sich nicht blofs an einem gegebenen Stoffe, sondern dieser Stoff an sich ist auch mehr als ein an sich gleichgültiges Mittel für einen höheren Zweck. Was wir unseren Schülern bieten, verdient auch an sich gewußt und behalten zu werden. Und wenn es selbst im höheren Sinne gleichgültig wäre, was aus der unendlichen Fülle des Wißbaren und Wissenswerten gewußt wird, so ist es doch höchst wichtig, dafs etwas gewußt werde. Die reine, von aller Erfahrung losgelöste Spekulation würde keine freudige Entwicklung zulassen, wenn sie selbst dem Menschen erträglich wäre. Und sollte auch der Geist des Mannes dabei nicht veröden, so hiefse es doch den Knaben und Jüngling arg schädigen, wollte man seiner erkenntnisschaffenden Neugierde jede Befriedigung verwehren und die Urformen der Anschauung und des Denkens zum einzigen Objekte des Unterrichts machen. Von Stunde zu Stunde mögen also immerhin die gegebenen Aufgaben mit Strenge eingetrieben werden, auch dem Gedächtnisse werde seine nicht zu knapp bemessene Arbeit, möge auch der Schüler glauben, dafs er dieser nächsten Aufgaben wegen, allein um diesen hier vorgetragenen Wissensstoff sich zu eigen zu machen, die Schule besuche — dem Lehrer ziemt es jedenfalls weiter zu sehen und in sich das Bewußtsein rege zu halten, dafs das eigentliche Ziel des Unterrichtens allenfalls auch mit anderem Unterrichtsstoffe erreicht werden könnte. Es giebt eine Strenge der Beschränktheit. Diese hat keine Ahnung von dem Zeitlichen und Zufälligen, das sich aus der unterrichtenden Thätigkeit nicht eliminieren läßt und zwar auch Berücksichtigung verdient, aber doch nicht bei der Entscheidung über die Reife mit dem Gleichbleibenden und Wesentlichen auf eine Linie gestellt werden soll.

Wir mögen noch so streng versetzen, ich wiederhole es, das volle Mafs wird nur von Zeit zu Zeit ein Wunder von Schüler erfüllen. Das Gedächtnis vornehmlich ist von einer unheilbaren Unzuverlässigkeit. Stets zum Aufnehmen bereit, ist es doch nicht minder bereit zum Fallenlassen. Obgleich also kein Reifezustand ohne ein mannigfaltiges gedächtnismäßiges Wissen denkbar ist, so kann man doch nicht das Urteil darüber, ob ein Schüler den gesteigerten Anforderungen der folgenden Klasse wird genügen können, vor allem von etwas dermaßen Flüchtigem abhängig machen. So streng man also auch im Laufe des Semesters darauf dringen mag, dafs auch das Gedächtnis seine Aufgabe voll und ganz bewältige, am Schlusse des Semesters soll man hier

und da eine Lücke, die unter dem steten Andrang des Neuen in dem etwas früher erworbenen Wissen entstanden ist, zu verzeihen wissen. Der feste Ertrag des Unterrichts ist die Steigerung der geistigen Bewältigungskraft. Diese Reife trägt leicht über eine partielle Unreife in jener ersten Hinsicht hinweg, weshalb Jünglinge, welche im vorgerückten Alter erst sich entschließen das Gymnasium zu besuchen, ohne Schaden für ihre Entwicklung mit Rücksicht auf ihre grössere Kraft in eine höhere Klasse gesetzt werden, als ihnen nach ihrem Wissen zukäme. Gleichwohl hat die Schule nicht alle Seiten des geistigen Wachstums bei den Versetzungen ihrer Schüler in Betracht zu ziehen. Sie rechnet wohl auf die Miterziehung der Familie und des Lebens, kann aber doch nur, wenn man etwa von den Anforderungen für den deutschen Aufsatz absieht, die Wirkungen der von ihr selbst gebotenen Anregungen von den Schülern einfordern. Dadurch zieht sich der Begriff der allgemeinen Reife, wie ihn die Schule faßt, ins Engere zusammen und gewinnt zugleich einen besonderen Inhalt. Aus der unbestimmten Vorstellung eines gereiften und zum Verstehen fähigen Kopfes wird nunmehr die bestimmtere einer für die Anforderungen der nächsten Klasse gereiften Intelligenz. Da nun wegen des herrschenden Klassensystems die Anforderungen für sämtliche Fächer mit Rücksicht auf das Alter und auf die durch das Gesamtquantum der schon bewältigten Arbeit erreichte Durchschnittsreife bemessen sind, so hat man auch das Recht, ja die Pflicht, von einer Gesamtreife für die nächste Klasse zu reden. Wo diese aber vorhanden ist, darf einzelnen verfehlten Fragen, einzelnen Lücken des Wissens, einzelnen Fehlern in den Extemporalien kein ausschlaggebendes Gewicht beigemessen werden.

Woran erkennt man aber diese Gesamtreife? Das ist die Hauptschwierigkeit. Gleichwohl verlohnt es sich für den Lehrer mit dieser Schwierigkeit wacker zu ringen. In dem Bestreben, sich in diesem Sinne ein Urteil über seine Schüler zu bilden, wird er dem Unterrichte eine Wendung geben müssen, welche der Idee des Unterrichts entspricht. Wer nur auswendiglernen und auf-sagen läßt, kann natürlich über jene Gesamtreife kein Urteil haben: er kann nur sagen, ob sich seine Schüler das Pensum eingepreßt haben. Wer dagegen während des ganzen Aufenthaltes in einer Klasse die geistigen Kräfte der Schüler in freier Selbstthätigkeit erhält und erst am Schlusse, um die ganze Thätigkeit zu krönen, gestattet, daß ihr Wissen feste, mehr oder weniger konventionelle Formen annimmt, der wird täglich deutliche Beweise nicht bloß von ihrem Wissen, sondern auch von dem Reifegrad ihres Auffassens erhalten. Ist dieser aber den höheren Anforderungen der nächsten Klasse entsprechend, so kann man der nicht lückenlosen Kenntnisse wegen, sowie hinsichtlich der Ungeschicklichkeit der schriftlichen Leistungen aufser Sorge sein.

Hat man ihnen doch, indem man ihren Kopf nicht bloß füllte, sondern klärte und schärfte, das Mittel verliehen, Wissensstoff zu bewältigen. Wer so unterrichtet worden ist, wird auch das früher Erklärte, um die Lücken seines Wissen auszufüllen, ohne Hülfe des Lehrers in der folgenden Klasse wiederholen können.

Es giebt viele mechanisch unterrichtende, d. h. nur Wissen mitteilende Lehrer, welche durch Energie und Ausdauer die große Mehrzahl ihrer Schüler dahin bringen, daß sie in einem Schlufsexamen, welches das Pensum der Klasse durchläuft, glänzend bestehen, d. h. ohne Zögern auf fast alle Fragen gut formulierte Antworten erteilen. Man erlebt dann in der folgenden Klasse oft das seltsame Schauspiel, den Glanz einer so gut geschulten Abtheilung sichtlich erbleichen zu sehen. Nur wenige entsprechen den gehegten Erwartungen, voll Erstaunen fragt sich der nächste Lehrer, wo ihr sicheres Wissen, die Präzision ihrer Antworten geblieben sei. Fester schien doch kein Pensum befestigt werden zu können. Was noch schlimmer ist, sie zeigen sich so wenig geschickt auf die Behandlungsweise der nächsten Klasse einzugehen. Zwar bemüt sich jeder bessere Lehrer seine Schüler über das Befremdende, welches der neue Lehrer stets für die eintretenden Schüler hat, hinwegzuheben; aber diesen Muster-schülern ist so schwer beizukommen. Jene glanzvolle Schlufleistung war das reine Resultat des ganzen Unterrichts gewesen. Jede einzelne Stunde hatte nur einem fest formulierten Ertrage zugestrebt und die Summe dieser Einzelerträge war, durch viele, vorsichtig sich vor allen Abschweifungen hütende Wiederholungen gefestigt, in jenem Schlufsexamen zur Schau gestellt worden. Ein solches Wissen aber treibt keine Wurzeln, und die Folgen würden bald noch viel merklicher sein, wenn nicht der ungeschicktesten Behandlung zum Trotz jeder Wissensstoff zum Glück eine gewisse bildende Kraft ausübte. Eines gerade war in jenem mechanischen Unterrichte nicht geübt worden, das Wissen abzuleiten, Formulierungen immer neu entstehen zu lassen, die tausendfältigen Beziehungen des betrachteten Stoffes zu erkennen. Man hat die edlen Samenkörner nicht in die Tiefe gearbeitet, sondern hübsch an der Oberfläche gruppiert, wo sie bald vertrocknen oder vom Winde verweht werden.

Hier muß ich vor einer Mißdeutung warnen. Das Gesagte hat nicht den Zweck, die mühsam erreichten glatten Unterrichtsergebnisse hämisch zu verkleinern. Doch soll man die Geschicklichkeit des Dressierten und die Leichtigkeit, mit welcher er Auswendiggelerntes hersagt, nicht höher stellen als die besonnene und von Verlegenheiten und Ungeschicklichkeiten sich nie ganz frei haltende Langsamkeit des selbständig Antwortenden. Jedenfalls muß es während des Unterrichts nicht das Hauptziel sein, möglichst alle Schüler in den Besitz einer übrigens meist recht beschränkten Anzahl geläufiger Antworten zu setzen, damit die

Klasse sich nötigenfalls anständig präsentieren könne; was den Schlufs des Semesters betrifft, so begreife ich es durchaus, dafs es auch für einen wirklich unterrichtenden Lehrer eine Art ästhetisches Bedürfnis ist, nach so viel ehrlichen Denkübungen und nachdem der Stoff von allen möglichen fruchtbaren Gesichtspunkten aus betrachtet worden ist, das genugsam Erklärte und Verstandene in präzise und gefällige Formulierungen zusammenzufassen. Damit tritt ein formeller Abschluß ein; das so oft gesuchte Wort, dessen Mitteilung so lange immer hinausgeschoben wurde, wird nunmehr dem Schüler gegeben. Nachdem er so lange lernend gesucht hat, wird ihm nunmehr gestattet, das Gelernte auszusprechen; was so lange gefährlich war, nämlich sein Wissen in Formeln erstarren zu lassen, wird ihm jetzt erlaubt, weil er entwickelt genug ist, um sich durch den Buchstaben nicht mehr unterjochen zu lassen. Antwortet dann auch er beim Schlufsexamen in so zu sagen verabredeten Formen, so verdient das sicherlich anders beurteilt zu werden als jene anstofslosen Antworten zum Hersagen abgerichteter Schüler.

Man hüte sich auch diese Gesamtreife mit der naturalistischen Leichtigkeit befähigter Schüler zu verwechseln. Diese ist eine köstliche Gabe, so grofse Schwierigkeiten sie auch oft dem Lehrer bereitet und so grofse Neigung sie auch hat, sich in die verwandte *παρέμβασις* zu verkehren. Wo aber deshalb ein Pedant, die Macht seiner Methode überschätzend, mit geringschätzigem Mitleid von dieser Leichtigkeit redet, soll man ihm antworten, was Paris antwortet, als man ihm seine verhängnisvolle Schönheit zum Vorwurf macht: *οὐ τοι ἀπόβλητ' ἐστὶ θεῶν ἐρικυδέα δῶρα*. Zwar kann sich der fähige Kopf ungestraft manche Übungen ersparen, welche für die grofse Zahl der gewöhnlichen Menschen durchaus notwendig sind; aber auch an ihm hat die Schule ihre Aufgabe zu erfüllen. Vervollständigt sie nicht seine Individualität? Verhilft sie nicht den schwächeren Seiten seines Wesens zum Durchbruch? Verhindert sie nicht durch die Vielseitigkeit der geweckten und geforderten Interessen, dafs Anlagen, die bis zu einem gewissen Grade doch auch entwickelt sein müssen, damit die Bildung eine harmonische sei, frühzeitig von dem dominierenden Interesse verschlungen werden? Sehr viel bildende und erziehende Kraft liegt außerdem in den besonderen Erfahrungen eines jeden und in den Einwirkungen, welche die Familie und der Staat unaufhörlich auf ihn ausüben. Von so günstiger Vielseitigkeit aber auch diese Einwirkungen in einzelnen Fällen sein mögen, sie hängen von dem Zufall ab und werden kaum je gleichmäfsig alle Kräfte zur Entwicklung treiben; die Schule hingegen sucht die normale Gesamttendenz der menschlichen Natur, wie die ausgedehnte Erfahrung sie kennen gelehrt hat, zur Erfüllung zu bringen. Vielseitig genug wären an sich auch die Einwirkungen des Lebens, aber in dieser Schule des Lebens herrscht keine strenge Disziplin,

indem ja dem Einzelnen überlassen bleibt nach dem Grade seiner Verwandtschaft auf die empfangenen Eindrücke zu reagieren. Die eigentliche Schule hingegen steuert dem Generellen zu, vervollständigt so die Lücken, welche die Erziehung des Lebens stets läßt und bringt jene „gleichschwebende Vielseitigkeit des Interesses“ hervor. Darin liegt auch die höhere Berechtigung des gemeinschaftlichen Unterrichts, der ja immer nur in sehr bescheidenem Mafse seine Zöglinge individuell behandeln kann.

Die schulmäßige Gesamtreife ist also, wenn sie auch, wie oben gesagt worden ist, kein bloßes Aggregat einzelner Reifezustände ist, dennoch nicht mit der Reife zu verwechseln, welche die bildenden Einflüsse einer glücklichen Umgebung hervorbringen, noch weniger aber ist sie mit jener Leichtigkeit der naseweißen Frühreife auf eine Stufe zu stellen, welche der Vorbote der heranziehenden Platitude ist. Die schulmäßige Reife, welche zur Versetzung berechtigt, kann sich sogar mit auffallender Ungeschicklichkeit gepaart zeigen. Gründlichen Menschen fehlt, namentlich in Deutschland, so oft jener gute leichte Sinn, sie finden von dem richtig erfafsten Allgemeinen nur mit Mühe oft den Weg zum Besondern. Gehört nun auch zu einem gründlichen Verständnis die Fähigkeit, das Gefafste in alle Beziehungen zu verfolgen und mit sicherer Schnelligkeit die Gelegenheiten zur Anwendung zu erkennen, so genügt es doch für die Versetzung, wenn an unzweideutigen, von allen raffinierten Schwierigkeiten sich frei haltenden Beispielen die Anwendung richtig gemacht werden kann. Das gilt namentlich von den Extemporalien. Diese bieten einen vortrefflichen Kraftmesser, und ich finde, dafs hier und da heute gar zu geringschätzig von ihnen geredet wird. Aber man soll auch nicht vergessen, eine wie vielseitige Arbeit dem Schüler beim Übersetzen aus dem Deutschen in eine fremde Sprache zugemutet wird. Nicht blofs die schwachen, sondern auch die gründlichen, aber langsamen Schüler geraten oft in dem Gefühle, dafs von allen Seiten Gefahren sie umlauern, in Verwirrung und schreiben dann unberechenbare Verkehrtheiten, welche sie laut der Unwissenheit anzuklagen scheinen. Es ist demnach eine falsche Strenge, wenn man Schüler, die in täglichen Antworten ihre Reife dokumentiert haben, allein wegen der ungenügenden Leistungen in den Extemporalien durchfallen läßt. Freilich *est modus in rebus, sunt certi denique fines*. Ohne eine scharfe Betreibung dieser Übungen ist kein scharfer grammatischer Unterricht möglich. Und wie soll man vollends in Prima lateinische Aufsätze machen lassen, wenn die Lehrer der vorhergehenden Klassen hinsichtlich der lateinischen Extemporalien gar zu bescheidene Anforderungen gestellt haben?

Offenbar haben die einzelnen Fächer verschiedenes Gewicht bei der Reifeerklärung. Die Hegemonie gebührt dem Deutschen, wenn man die Sache *a priori* betrachtet. Der Gewinn aller an-

dern Stunden müßte in diesen Stunden verarbeitet werden. Dabei vor allem müßte es sich zeigen, ob der Schüler nicht bloß Kenntnisse, sondern Wissen erworben hat. Wem das zugestanden werden könnte, der müßte für reif erklärt werden, auch wenn er in den Einzelheiten dieses oder jenes Pensums sich nicht ganz sicher zeigte. Würde er ja doch in der nächsten Klasse ohne Zweifel folgen können. So aber ist in allen Fällen die Frage zu stellen; nicht aber genügt es, um einen Schüler zurückzuhalten, wenn in seinen Kenntnissen sich einige Lücken nachweisen lassen. Sind diese Lücken zahlreich und klaffend, so wird er überdies auch kein Wissen dieser Dinge dokumentieren können. Der deutsche Unterricht ist indessen mit zu wenigen Stunden bedacht, als daß ihm diese umfangreiche Aufgabe, den Ertrag der einzelnen Fächer zusammenzufassen und daraus nach den vorbereiteten Bemühungen der andern Stunden etwas Geläutertes und Feineres zu gewinnen, zugewiesen werden könnte. Es liegt in der Idee dieser Stunden, dem erworbenen Wissen den Schlufstein (*ῥολιθός*, wie es im siebenten Buche der Platonischen Republik von der Philosophie heißt) hinzuzufügen. Um das zu können, müßte der Lehrer ein *συνοπτικός* sein und die königliche Kunst besitzen, welche Sokrates im Euthydem sucht. Lehrer von solcher Vielseitigkeit sind heute selten. Deshalb ist es weniger zu bedauern, daß sich für den deutschen Unterricht nicht mehr Stunden erübrigen lassen. Wäre der deutsche Unterricht das, was er eigentlich sein sollte, so stände bei dem deutschen Lehrer die alleinige Entscheidung über die Versetzung. Auch so aber ist seine Stimme in allen Klassen eine Hauptstimme, falls er nämlich, wenn er auch auf die höhere zusammenfassende Aufgabe dieses Unterrichts verzichtet, mit Eifer dem natürlichen näheren Ziele desselben zustrebt.

Was das Deutsche bei seiner geringen Stundenzahl und bei der großen Seltenheit wahrer Vielseitigkeit unter den Lehrenden aber nicht leisten kann, muß von den einzelnen Fächern als höchstes Ziel mit übernommen werden. Wer bloß fachmännisch unterrichtet und sich über seinen Stoff, nachdem er ihn gründlich durchgearbeitet hat, nicht erhebt, kann über die Reife der Schüler, falls ihn nicht ein gesunder Instinkt leitet, zu keinem richtigen Urteil gelangen. Natürlich soll damit nicht gesagt sein, daß der grammatische Unterricht sich am Ende des Semesters, um die Reife der Schüler ernstlich zu prüfen, zur philosophischen Grammatik steigern müsse. Es genügt vielmehr bis oben hinauf hinsichtlich der Grammatik die Philosophie des gesunden Menschenverstandes. Schon diese hat die Kraft, den Staub zu zerteilen, welchen die bloß fachwissenschaftliche Stoffkrämerei aufgewirbelt hat und dem Schüler, nachdem er Tausenderlei gelernt, zum Schluf auch noch das Wissen dieser Dinge zu verschaffen. Jeder Satz außerdem, der übersetzt wird, stellt doch nebenbei auch

einen Gedanken dar, falls man von den aus ihrem Zusammenhange herausgerissenen historischen Sätzen absieht, deren sich in unsern Grammatiken und Übungsbüchern allerdings sehr viele durchaus wertlose finden. Nicht blofs bei der Lektüre der Schriftsteller, sondern auch beim grammatischen Unterrichte hat man es neben dem Formellen auch mit dem Ideellen zu thun. Da findet man Gelegenheiten genug, die Schüler nicht nur zu erfrischen, sondern ihrer Entwicklung auch mannigfaltige Impulse zu geben und sie gründlich kennen zu lernen. Dabei ist freilich vor einem Mißbrauch der Realien zu warnen. Besser der allertrockenste Grammatikus als diese geschwätzigten Lehrer, welche auf die geringste Veranlassung hin ihre Schüler von der strengen Arbeit des grammatischen Denkens weitweg locken und in der gut gemeinten Absicht, sie für das Leben reifer zu machen, von tausend staatlichen und sozialen Gleichgültigkeiten zu ihnen reden, welche bis auf die oberste Stufe der Schule fern liegen. Nicht wie etwas Fremdartiges und Aufgesetztes sollen sich derartige Erörterungen zur Substanz des Unterrichts verhalten, sondern aus den gegebenen Nötigungen sollen sie herausgewachsen sein und zumal von den bedeutungslosen Zufälligkeiten der Gegenwart sollen sie, damit dem Unterrichte seine ideale Würde bleibe, sich vorsichtig entfernt halten. Man sieht also, wie ein vernünftiger Versetzungsmodus auf die Lehrer heilsam zurückwirkt und ihnen am Ende jedes Semesters immer wieder eine Aufforderung ist, ihre Unterrichtsart im Hinblick auf die höchste Aufgabe des Unterrichts zu läutern und zu verbessern.

Man kann nun einwenden, dafs ein Schüler wohl den höheren geistigen Gewinn aus dem Unterrichte im Lateinischen und Griechischen z. B. gezogen haben und so bedeutende Lücken in seinen sprachlichen Kenntnissen haben könne, dafs er für eine Fortsetzung dieser Studien in der nächsten Klasse nicht reif ist. Darauf erwidere ich, dafs ihn bei einem bescheidenen Grade der Durchschnittsreife solche Einzellücken, namentlich in den unteren Klassen, und wenn deren für mehr als ein Fach nachzuweisen sind, allerdings zurückhalten müssen. Je höher aber der Grad jener Gesamtreife ist, um so mehr kann man ihm hinsichtlich der Einzellücken nachsehen, nicht etwa weil man billigerweise darin eine Kompensation für das noch Fehlende zu erblicken hätte, sondern weil er so ausgerüstet kräftiger mit den Schwierigkeiten der andern Klasse ringen und sich über Hindernisse hinwegheben kann, welche einen im allgemeinen schwächeren Schüler zu Fall gebracht haben würden. Auch verdient bemerkt zu werden, dafs der sprachliche Unterricht sich nicht in gerader Linie vorwärts bewegt, sondern die durchlaufenen Kreise immer wieder durchläuft; nicht als ob des Repetierens kein Ende sein dürfte, sondern weil das Frühere seinen wesentlichen Bestandteilen nach in dem Kursus der nachfolgenden Klassen mitenthalten ist und

auch abgesehen von den direkten Repetitionen, welche für schwierigere Abschnitte immerhin nötig bleiben, deshalb bei der Erläuterung und Einübung des Neuen leise miterklingt. Wenigstens sollte so unterrichtet werden. Wer ohne diese Kunst des auf-frischenden Zurückgreifens zu üben sich immer nur im engsten Kreise seines eigenen Pensums hält, wer sich nicht bemüht, das Neue mit dem Alten möglichst vielfach und fest zu verbinden¹⁾, darf sich nicht wundern, wenn auch vortrefflich vorbereitete Schüler nach einiger Zeit in den Elementen unsicher zu werden anfangen. Überdies ruft jeder gelesene Abschnitt eines lateinischen oder griechischen Autors früher Behandeltes dem Schüler ins Gedächtnis zurück. Anderes wird man ruhig aus dem Vordergrund ihres Bewußtseins zurücktreten lassen dürfen. Wollte man auch die tüchtigsten Primaner wie einen Sextaner über die Grundregeln oder über Genetive auf *um* examinieren, so würde man sie wahrscheinlich sehr unwissend finden. Sie haben sich alles einiger-maßen Wichtige aus diesem Gebiete zum festen Besitz gemacht, haben aber, plötzlich gefragt, große Mühe mit sicherem Gedächtnis und voller Klarheit davon Rechenschaft abzulegen. Wenn sie sonst korrekt schreiben und sprechen, soll niemand sie deshalb der Unsicherheit in den Elementen und den Lehrer, welcher sie vor neun Jahren unterrichtet hat, der Ungeschicklichkeit anklagen. Wer alles, was er jemals gelernt hat, dem Gedächtnis durchaus gegenwärtig erhalten will, muß es dermaßen überladen, daß nur ein sehr kräftiger Geist als Begleiter eines so schwerfälligen Gefährten noch mit einiger Leichtigkeit sich bewegen kann. Ein Schüler von normalen Fähigkeiten, welcher sich jene allgemeine Reife erworben hat, wird demnach unter der Leitung eines geschickten Lehrers nicht bloß das Kommende hinzulernen, sondern auch im Besitze des Zurückliegenden erstarken, ohne daß dieser deshalb nötig hätte, um der Schwächeren willen die stärkeren Schüler mit unaufhörlichen Repetitionen längst verstandener Dinge zu martern und dadurch um ihre naive Lernfreudigkeit zu bringen.

Über die andern Fächer schweige ich. Es ist unmöglich, einen im übrigen reifen Schüler noch ein halbes Jahr zurückzuhalten, weil er für Religion, Geschichte und Geographie nicht die erforderlichen Kenntnisse erworben hat. Die Versetzung soll ja keine Belohnung, das Durchfallen keine Strafe sein. In gewissem Sinne haben freilich auch diese „Nebenfächer“ ihre besondere Reife, wenn man von den zu erwerbenden Kenntnissen selbst absieht; aber immerhin ist dieses Besondere nicht bedeutend genug, um ein für die Mehrzahl der andern Stunden nutzloses und

¹⁾ Kern, Grundriss der Pädagogik § 38 u. „Inwieweit sind die Herbart-Ziller-Stoyschen didaktischen Grundsätze für den Unterricht an den höheren Schulen zu verwerten?“ S. 63.

für die Gesamtentwicklung des Schülers höchst schädliches Zurückhalten zu rechtfertigen. Dazu kommt, daß die Behandlung dieser Fächer in der folgenden Klasse nicht in gleich hohem Grade das früher Behandelte zur Voraussetzung hat, wie dies beim sprachlichen Unterrichte und der Mathematik der Fall ist. Müssen sich also diese Fächer im Interesse des Ganzen bei der Versetzung eine Art von Vernachlässigung gefallen lassen, so soll man doch im Laufe des Semesters mit Strenge ihre Rechte von den Schülern eintreiben.

Es war nicht meine Absicht, eine bestimmte Formel für die Versetzung aufzustellen, weil ich nicht der Meinung bin, daß irgend welche bejahenden Stimmen in ihrer Vereinigung andern verneinenden gegenüber unter allen Umständen gehört werden müssen, noch auch daß umgekehrt der Einspruch eines einzelnen Hauptfaches oder selbst mehrerer die Versetzung notwendig verhindern müsse. Ich wollte vielmehr auf das Komplizierte und schwer Definierbare des Reifezustandes hinweisen. So viel, hoffe ich, ist aus dem Gesagten klar geworden, daß niemandem, so lange er seinen fachwissenschaftlichen Geist nicht überwunden hat, ein Urteil über die Reife zur Versetzung zusteht. Was Lessing in Bezug auf die Kritik von Büchern empfiehlt, von einer nachteiligen Zergliederung des Einzelnen abzusehen, wenn das Ganze untadelhaft ist, diesen Grundsatz kann man auch bei der Beurteilung von Schülern gelten lassen. Es giebt ohne Zweifel Lehrer, welche alle Schüler durchfallen lassen möchten, bei deren Namen sie unter ihren zahlreichen Bemerkungen einige schlechte Noten finden. Eine so beschränkte Strenge ist ebenso verderblich, ja verderblicher als die urteilslose Gutmütigkeit, welche allen den Schmerz des Durchfallens ersparen möchte. Es ehrt allerdings einen Lehrer, wenn er mit Eifer für seine Stunden voll gemessene Leistungen verlangt; aber es ehrt ihn noch mehr, wenn dieser Eifer durch die Erwägung erleuchtet wird, daß die besondern Kenntnisse für seinen einzelnen Gegenstand schnell verweht werden, falls sie nicht in einem triebkräftigen Boden gepflanzt sind, und daß man auf der andern Seite, wo der Boden gut bereitet ist, trotz der hier und da noch lückenhaften besondern Kenntnisse auf eine gedeihliche Weiterentwicklung des Schülers hoffen darf. Es kann leicht so scheinen, als solle mit dem allen eine milde Versetzungspraxis empfohlen werden. Gleichwohl war es mir vielmehr darum zu thun, einer rationellen Versetzungspraxis das Wort zu reden. Allerdings gestehe ich, daß man nach allseitiger Betrachtung jedes besondern Falls etwas mehr zur Milde hinüberneigen wird; wie ja auch thatsächlich Lehrer, die selbst reif sind, in zweifelhaften Fällen sich eher entschließen, einen Schüler noch für reif zu erklären, als jene jungen Heifssporne, die schnell fertig sind mit dem Wort und alles Heil immer von energischen Mafsregeln erwarten. Von sehr wesentlichem Gewinn wäre es, wenn

der Schule schon früher als vor Ablauf des zweiten Jahres das Recht zuerteilt würde, auf Entfernung solcher Schüler zu dringen, welche nach gemeinsamer Beratung ihren Lehrern den Zielen der Schule nicht gewachsen scheinen. Demgemäß müßten für die Zulassung zu den subalternen Karrieren im weitesten Sinne des Worts die Anforderungen herabgestimmt werden. Für die Übrigbleibenden aber, welche man als ausreichend befähigt erkannt hat, müßte das Durchfallen eine seltene und bedauerliche Ausnahme sein. Der Lehrer müßte sich gewöhnen, ein solches Zurückschieben als etwas den Gesetzen einer organischen Entwicklung durchaus Widersprechendes zu betrachten. Er würde dann das ganze Semester hindurch einer solchen leidvollen Notwendigkeit vorzubeugen suchen und auch nachher sich hüten, etwa im Zorn über die Langsamkeit oder über die Halsstarrigkeit eines Schülers oder auch im Bestreben, seinen Gegenstand in den Augen der Schüler zu heben, zu dieser ultima ratio zu greifen. Die Zurückbleibenden aber soll man als die Opfer des gemeinsamen Unterrichts einer besonderen Berücksichtigung würdigen. Ihnen gebühren stündlich auffrischende und in die Tiefe treibende Fragen. Auch soll man sich angelegen lassen, hier und da in ihrem Interesse durch ein schnelles aber ihnen verständliches Wort die Punkte zu bezeichnen, wo später das Neue ansetzen wird. So allein ist es möglich, der stets gefährlichen Wirkung des Durchfallens entgegenzuarbeiten.

Berlin.

O. Weiffenfels.

Zu Livius.

Dafs 23, 11, 7 nicht allein von den *civitates Brutiorum* die Rede sein kann, folgt, dünkt mich, ganz klar aus 21, 61, 11 und Pol. 3, 118, 2. Auch O. Riemann hat dies erkannt; aber der Vorschlag, mit dem er zu helfen sucht, kann nicht als gelungen angesehen werden. Es ist zu schreiben: *in recipiendis civitatibus Brutiorum quaeque <aliae> deficiebant*.

Diese meine Verbesserung hat A. Zingerle in seiner soeben erschienenen Ausgabe der Bücher 21—25 (Leipzig, G. Freytag, 1885) verschmäht. Vielleicht überzeuge ich ihn von der Richtigkeit derselben durch den Hinweis darauf, dafs auch 25, 28, 6 zu lesen ist: *inopiam quaeque <alia> ipsi inter se fremere soliti erant conquesti*. Vgl. 4, 9, 3: *fames morbove quaeque alia in deum iras . . . vertunt*; 6, 6, 14 u. a.

H. J. Müller.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

F. Basedow, *Schulsyntax der mustergültigen lateinischen Prosa.*
Mit Verweisung auf die kleine und große lateinische Sprachlehre von
Ferdinand Schultze. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1884. 144 S. 8.

Da trotz der jetzt bedeutend verminderten Stundenzahl die Leistungen im Latein im ganzen dieselben bleiben sollen, wie bisher, so muß das, was an Zeit genommen ist, durch Methode ersetzt werden. Es hat demnach, wer eine neue lateinische Grammatik schreibt, zunächst darauf zu sehen, daß alles Unwichtige und Seltene beseitigt wird, ferner aber die allgemein gesicherten Resultate der vergleichenden Sprachforschung zu berücksichtigen, um durch Erklärung der Sprachgesetze dem Schüler das Lernen zu erleichtern und das Gelernte besser zu befestigen. Es sind also die Hauptfordernisse für eine heutige Grammatik: Einfachheit und Kürze, Übersichtlichkeit und Erklärung der That-sachen des Sprachgebrauchs. Prüfen wir hiernach die vorliegende Schulsyntax von Basedow, so müssen wir zu unserer Freude bekennen, daß Verf. diesen Punkten gerecht zu werden in geschickter Weise verstanden hat. Was er bei seinen Vorgängern für seinen Zweck Brauchbares fand, benutzte er ohne Bedenken: so berücksichtigt er für die wissenschaftliche Anordnung hauptsächlich die Grammatik von Lattmann und Müller, für Kürze und Knappheit des Ausdrucks die Hauptregeln der lateinischen Syntax von Harre, während seine Darstellung zum großen Teile in der kleinen und großen lateinischen Sprachlehre von Ferd. Schultze wurzelt. Auf diesen Grundlagen führt er nun ein eigenes, in sich wohl gegliedertes Gebäude auf, das jeden Schulmann, der in seine Praxis die Wissenschaftlichkeit aufgenommen hat, mit Freude erfüllen wird. Wie sehr er hierbei bemüht ist, alles, was demselben zum Vorteil gereichen kann, auch aus anderen Gebieten herbeizuholen, zeigt seine Verwertung von F. Kerns „Deutscher Satzlehre“ für den lateinischen Satzbau. Daß Verf. dabei überall seinem eigenen Urteile, oft auch ganz unabhängig von seinen Vorgängern, gefolgt ist, daß er seine eingehende Kenntnis der vergleichenden Sprachwissenschaft in eigener Methode praktisch und selbständig zu verwerten weiß, wird jeder Fachmann, der

sich mit den bisherigen, mehr oder weniger verunglückten Versuchen auf diesem Gebiete bekannt gemacht hat, zweifellos zugestehen.

Gehen wir auf die Einrichtung des Buches näher ein, so ist vor allem zu bemerken, daß die Verweisungen auf die Schultzischen Sprachlehren sich unten auf den Seiten unterhalb des Striches befinden, also durchaus nicht störend auf den Gebrauch unserer Schulsyntax einwirken, die vollkommen unabhängig von jenen Sprachlehren ihre selbständige Form bewahrt. Es sind dann durch das ganze Buch mit römischen Zahlen, die vor den einzelnen Regeln stehen, nach dem Beispiele Harres die verschiedenen Klassenpensen bezeichnet. Wenn auch, wie Verf. in dem Vorwort sagt, hierdurch keine bindende Norm für alle Gymnasien aufgestellt werden soll, so wird man doch durch eine Probe im ganzen die Richtigkeit dieser Abgrenzungen erkennen; bei dem Gymnasium in Charlottenburg wenigstens hat sich diese Einrichtung schon viele Jahre hindurch als sehr praktisch bewährt. Ferner ist die Übersichtlichkeit des Ganzen auch durch die Verschiedenheit des Druckes gefördert. Während zu den wichtigsten Regeln, die meist in IV und III eingepreßt werden müssen, größere Schrift verwendet ist — einzelne besonders beachtenswerte Buchstaben oder Wörter sind fett gedruckt — weisen die Anmerkungen, sowie alle sprachwissenschaftlichen Erklärungen, die ihrer Natur nach mehr für die oberen Klassen geeignet sind, kleinen Druck auf und können somit den Schüler unterer Klassen nicht verwirren. Die Regeln selbst sind kurz und klar gefaßt und durch gehaltreiche Beispiele erläutert; oft auch finden wir, wo andere Grammatiken lange, wortreiche Erklärungen geben, ein einfaches Beispiel, an dem der Schüler sofort durch die Verschiedenheit des Druckes das Bemerkenswerte erkennt. Hierbei sei gleich die vorzügliche Sorgfalt des ganzen Druckes lobend hervorgehoben; es ist dies bei einem Schulbuch nicht hoch genug anzuschlagen. Auf S. 29 und 58 findet sich *Arverno* statt *Averno*, sonst ist dem Ref. kein Druckfehler aufgefallen.

Daß der das Ganze durchziehende Gedanke, die Grammatik nach Möglichkeit auf Grund der allgemein erkannten und gesicherten Resultate der Sprachwissenschaft zu lehren, bisweilen aus praktischen Gründen zurücktritt, wird jeder billigen, der zugeibt, daß wir durch Erkenntnis jener Sprachgesetze den Schülern das Lernen erleichtern und das Gelernte zu sicherem Besitz machen können.

Eine wertvolle Zugabe erhält das Buch durch Tabellen zur Kasus-, wie zur Modussyntax, die dem Schüler einen vortrefflichen Überblick über das betreffende Pensum und einen Einblick in die Sprachgesetze gewähren. Von diesen Tabellen benutze ich beim Unterricht schon seit Jahren die der Kasussyntax, welche Verf. schon früher hat erscheinen lassen, mit gutem Erfolge. Nachdem

die Schüler der Obertertia sich im ganzen mit derselben vertraut gemacht haben, erreiche ich es ohne sonderliche Mühe, dafs sie mir in II. nunmehr nach dieser Tabelle einen klaren Überblick über die Funktionen der einzelnen Kasus geben. Führt man die Schüler so immer mehr und mehr in den scheinbar geheimnisvollen Organismus der Sprache ein, so wird man bald bemerken, dafs sie aufser besserem Verständnis auch erhöhtes Interesse der lateinischen Grammatik entgegenbringen.

Wie sehr Verf. die Bedürfnisse der Schule im Auge hat, zeigt er ferner durch die zahlreichen stilistischen Bemerkungen, die er an passenden Stellen einzureihen weifs. Es ist vielfach gestritten worden, ob überhaupt stilistische Regeln in eine Grammatik gehören: nun, wer noch daran zweifelt, der lese das anregende Büchlein von „Rothfuchs, Beiträge zur Methodik des altsprachlichen Unterrichts, insbesondere des lateinischen“, und er wird sich überzeugen, wie notwendig für die gedeihliche Entwicklung des ganzen Sprachunterrichts es ist, das Wichtigste aus der Stilistik methodisch von den unteren Klassen an im Anschluß an die Grammatik zu lehren. Die stilistischen Winke aber, die Basedow giebt, kommen nicht nur den Übersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische zu gut, sondern sind ebenso brauchbar bei Übertragungen der Schriftsteller. Man sehe z. B. § 16 a nebst den Anmerkungen die verschiedenen Übersetzungsweisen des Acc. c. inf. oder § 55 die des Abl. abs., ferner § 63 Anm. 2 den richtigen Unterschied des Lateinischen vom Deutschen in der Bedeutung der Tempora des Konjunktivs; auch § 90 Anm. 2 über den indirekten Fragesatz, der oft durch deutsche Substantiva gegeben wird u. s. w.

Da hiernach unsere Schulsyntax an syntaktischem Material alles enthält, was die Schüler von IV. bis in die obersten Klassen gebrauchen, so dürfte sich ihre Einführung besonders an den Anstalten rechtfertigen, welche dem Unterricht in den unteren Klassen eine Formenlehre mit Lesebuch, wie das von Otto Richter, zu Grunde legen.

Im folgenden sei es mir gestattet, einige Punkte, in denen ich mit dem Verf. nicht übereinstimme, zur Sprache zu bringen, nicht um zu tadeln, sondern um sie dem Verf., der ja eifrig bemüht ist, das Beste zu bieten, zur geneigten Erwägung zu unterstellen. Fangen wir mit der Satzlehre an, zu der, wie schon oben bemerkt ist, der Verf. das Kernsche Buch benutzt hat, so scheint mir die Erklärung in § 12, „dafs der Vokativ der Kasus der näheren Bestimmung des Subjekts in der zweiten Person ist“, zu beschränkt. Sagt doch Kern selbst S. 61: „dafs der Vokativ aufserdem in indikativischen Sätzen appositionell jeden Kasus bestimmen, dafs er als Bezeichnung des Gegenstandes einer Willensregung des Sprechenden aufserhalb des Satzes stehen kann“. Jedenfalls sind diese und ähnliche Begriffserklärungen für einen

Quartaner, dem sie der Verf. durch die vorgestellte IV. zuweist, nicht recht passend. — § 15 steht unter den Verben, welche eine unangenehme Empfindung bezeichnen, auch *rideo*. Hält der Verf. im Ernst das Lachen für eine unangenehme Empfindung? — Wenn es in § 16 heißt, daß die unabhängigen Fragesätze nur ein Verbum sent. und dic. näher bestimmen können, so ist das entschieden zu eng gefaßt, denn abgesehen vom Verbum „fragen“, wie ist's mit Ausdrücken wie *incertus*? Es wäre also besser das „nur“ zu streichen und „von einem dem entsprechenden Ausdruck“ hinzuzufügen. Eine gleiche Vervollständigung ist dann bei § 90, 1, der von den indirekten Fragen besonders handelt, geboten. — In § 17 wäre bei (scheinbar) unabhängig wohl eine kurze Erklärung am Platze gewesen. Vgl. Haase, Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft II S. 103 u. 104. — In § 21 ist der Accusativ als Kasus der Richtung angegeben, er ist aber vielmehr Kasus des Ziels, das von der Thätigkeit des Prädikats erreicht wird, während zur Bezeichnung der Richtung der Dativ dient. — Bei den Verben des Kaufens § 34 empfiehlt es sich aus praktischen Gründen, ganz besonders hervorzuheben, daß „nur die vergleichenden Gen. *pretii*“ stehen. — § 35 Anm. 1 ist *similis* zu stiefmütterlich behandelt, wenn es von ihm heißt: „es wird häufig auch mit dem Genetiv verbunden“. Auch *similis* mußte hinzugesetzt werden. — § 40 vermißt man *movere* nebst Kompos. bei den Verbis separandi. — In § 52 Nr. 4 hätte erwähnt werden müssen, daß bei *porta Esquilina introire*, sowie bei *flumine frumentum vehere*, denen andere Ausdrücke wie *via Appia proficisci* auch aus § 53, Anm. 1 hinzuzufügen waren, auch eine instrumentale Auffassung möglich ist (vgl. Delbrück, Ablativ u. s. w. S. 57. 58); ein gleiches wäre § 53 bei *fido* nötig (vgl. Delbrück S. 35, der letzteres als durchaus zweifelhaft hinstellt). Der Ablativ bei *potiri* hingegen ist entschieden instrumental (siehe Delbrück S. 65 und Haase II 75). — Zu § 53 Anm. 10 empfiehlt es sich auch zu erwähnen, daß Städtenamen in den Lokativ gesetzt werden. — § 61 heißt es vom Imperfektum, daß es die in der Vergangenheit dauernde Handlung bezeichnet, was unrichtig ist; es bezeichnet vielmehr, wie schon der Name sagt, eine „unvollendete“ Handlung (vgl. Schrader, Erziehungs- und Unterrichtslehre S. 361); auch ebendasselbe Anm. 4 ist besser statt „nicht ausgeführte“ Handlung „nicht vollendete“ zu schreiben. In Anm. 3 endlich war beim Infinitivus descriptivus zu bemerken, daß derselbe nur (mit Nom.) in Hauptsätzen stehen kann. — § 74 findet sich als Beispiel: *non dubito, quin, si quid habuisses, dedisses*; letztere Form möchte ich in einer für Schüler bestimmten Grammatik nicht sehen. Der Verf. selber hat in § 86, wo er von den hypothetischen Sätzen handelt, dieses *dedisset* eingeklammert neben dem klassischen *daturus fuerit*. Besser ist es wohl, man entfernt es ganz und streicht auch in Anm. 1, wo gesagt ist,

dafs diese Umschreibung „fast“ regelmäfsig stattfindet, das „fast“ unter Hinzufügung, dafs nur die Verben mit fehlendem Part. Fut. von dieser Regel ausgenommen sind. — § 92, Anm. 1 hätte erwähnt werden sollen, dafs nach *efficio ne* oder *ut non* steht, je nachdem dieses Verbum einen finalen oder konsekutiven Sinn hat. — § 95 Anm. 1 konnte statt „deutsche Temporalsätze“ ein genauerer Ausdruck gewählt werden, etwa: Sätze, die eine Zeitbestimmung enthalten, dürfen im Lateinischen nicht, wie im Deutschen, mit dem Pron. relat. eingeleitet werden. — Ungern vermifst habe ich eine kurze Andeutung über den beschränkten Gebrauch des Pron. poss. im Lateinischen (s. Rothfuchs S. 36—38); denn wenn es § 5 in der Anmerkung heifst, dafs „mein (eigener) Vater *meus pater*“, aber „mein Vater *pater meus*“ zu übersetzen ist, so werden die Schüler sehr leicht zu der Annahme verführt, dafs sie jedesmal das deutsche Possessivum auch lateinisch ausdrücken müssen, ein schlimmer Germanismus, der einem bekanntlich noch in den oberen Klassen zu schaffen macht. Es wirkt dieses überflüssige *meus* und *tuus* auf ein lateinisches Gemüt, wie auf ein deutsches etwa „der Bruder meiniges und deiniges“. — Wenn ich auch in diesen Punkten anderer Meinung bin als der Verf., so kann das mein Gesamturteil über die Grammatik keineswegs herabstimmen. Bei knapper, klarer Darstellung steht die Basedowsche Schulsyntax durchaus auf der Höhe wissenschaftlicher Forschung und ist geeignet, den Schülern nicht nur das Lernen zu erleichtern, sondern auch erhöhtes Interesse für die Sprache einzuflöfsen.

Charlottenburg.

M. Hübner-Trams.

Hermann Warschauers Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische im Anschluß an die gebräuchlichsten Grammatiken, besonders an die von Ellendt-Seyffert herausgegeben von Conrad G. Dietrich. Dritte, verbesserte Doppelaufgabe. Leipzig, Georg Reichardts Verlag. 8. Erster Teil: Aufgaben zur Einübung der Kasuslehre (1883), XII u. 127 S. 1,20 M. Dazu: Vokabularium im Anschluß an Hermann Warschauers Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische (1883), I u. 48 S. 0,40 M., mit dem Übungsbuch zusammengebunden 2 M. Zweiter Teil: Aufgaben zur Wiederholung der Kasuslehre und zur Einübung der übrigen Syntax (1882), XVI u. 207 S. 1,60 M. Dazu: Vokabularium u. s. w.; zugleich eine Sammlung der gebräuchlichsten Redensarten der klassischen Latinität (1882), IV u. 100 S. 0,40 M., mit dem Übungsbuch zusammengebunden 2,50 M.

Die Warschauerschen Übungsbücher haben sich von vorn herein einer sehr günstigen Aufnahme zu erfreuen gehabt. Und mit Recht; denn sie sind methodisch und sorgfältig gearbeitet und lassen auf jeder Seite erkennen, dafs ihr Verf. eben so sehr ein denkender Schulmann wie ein tüchtiger Philologe war. Jetzt sind

diese Bücher an 70 Anstalten in Gebrauch, ein Erfolg, der bewundernswert ist, und eine Thatsache, welche für die Brauchbarkeit derselben beredteres Zeugnis ablegt, als es die Worte eines Rezensenten vermögen.

Dafs die Schüler aus diesen Büchern etwas recht Tüchtiges lernen können, davon hat sich auch der Unterzeichnete in der Praxis zu überzeugen Gelegenheit gehabt; einzelnes freilich erschien ihm weniger gelungen, manches zu schwer, hier und da wollte sich eine gute lateinische Ausdrucksweise nicht ungezwungen ergeben, einige grammatische Einzelheiten schienen ihm teils zu häufig, teils überhaupt unnötigerweise verwandt, die Anmerkungen und das Vokabularium mancher Ergänzung bedürftig. In allen diesen Beziehungen zeigt die dritte Auflage (die zweite kenne ich nicht) so durchgreifende Verbesserungen, dafs ich erstaunt gewesen bin. Gehen dieselben, wie es der Fall zu sein scheint, in der Mehrzahl auf den jetzigen Bearbeiter zurück, dann ist das Buch in guten Händen; sichtlich hat der neue Herausgeber sich die Mühe nicht verdriessen lassen, bei der Durchsicht die Sätze selbst ins Lateinische zu übertragen. Aber zu thun bleibt auch ferner. Bücher dieser Art müssen oft revidiert werden¹⁾; sie stehen so recht in der Mitte des Unterrichts und müssen daher mit den allgemeineren Prinzipien desselben in stetem Einklang bleiben. Vielleicht wird im Hinblick auf die jetzt viel besprochene und sicher ganz notwendige Konzentration des lateinischen Unterrichts eine Kürzung und Vereinfachung des Gebotenen möglich sein, z. B. VIII d, wo sich Sätze finden wie „Menelaus sagte, er würde lieber gewollt haben arm sein, als seines Bruders und seiner Freunde Tod beklagen“ und Nr. 108, wo folgender Satz in Or. obliqua gegeben werden soll: „Schon hatten wir uns den Ortschaften genähert, ... da wurden wir von neuem auf die hohe See zurückgeworfen“.

H. J. Müller.

Aug. Fick, Die homerische Odyssee in der ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt. Göttingen 1883. Supplementband zu Bezzenbergers Beiträgen.

In dem vorliegenden Buche legt der berühmte Sprachforscher dar, wie er sich die merkwürdige Formenmischung bei Homer entstanden denke und welches seiner Ansicht nach die ursprüngliche Sprache der homerischen Gedichte gewesen sei. Er konstatiert zunächst, dafs es eine doppelte Mischung von Formen gebe, und zwar 1) mit ungriegischen, 2) mit äolischen. Zu der ersteren

¹⁾ So z. B. ist in II Bem. 58 und 69 nichts über die Briefunterschrift „Dein Rudolf“ gesagt, wobei auch „Dein Freund R.“, „Dein treuer R.“ u. a. m. in Betracht zu ziehen wäre.

Gattung gehören die bekannten Erscheinungen falscher Umschrift aus ursprünglichem E und O. Anderes aber, was Fick anführt, dürfte schwerlich zuverlässig sein. So hätten „Onomakritos und Genossen“ γ 145 θαύμαζον ὀρέωντες gesetzt, „weil sie nicht wußten, ob die alte Sprache des Epos ὀρέωντες oder ὀρέοντες erfordere. Später sei dann erst, um ein richtiges Vermaß herzustellen, ὀρέωντες in ὀρόωντες zerdehnt worden. Nun ist diese neueste Hypothese von der Zerdehnung, die auf Wackernagel (Bezenbergers Beiträge IV 299 ff.) zurückgeht, längst widerlegt worden von G. Curtius in den „Leipziger Studien“ III 192 ff; Fick erwähnt indes diese Arbeit mit keinem Wort.

Der zweite, weit bedeutendere Bestandteil ionischer Formen stamme daher, daß die homerischen Gedichte ursprünglich äolisch gedichtet worden seien. Um das Jahr 700, als Smyrna, der Mittelpunkt äolischer Dichtung, ionisch geworden wäre, sei die gens Ὀμηρίδαι nach Chios ausgewandert und dort ionisch geworden. Hier habe dann Kynaihos die alten vier Hauptgedichte der Odyssee zu einem Ganzen verbunden und ionisiert. Ähnlich sei es mit der Ilias gegangen.

Fick legt indes selbst keinen großen Wert auf diese seine Annahme von dem geschichtlichen Vorgang, wir können dieselbe daher füglich unerörtert lassen. Nur die Thatsache der Übertragung aus dem äolischen Dialekt in den ionischen soll uns beschäftigen. Ein solcher Gedanke aber muß an sich schon stutzig machen. Es ist ein Charakteristikum der griechischen Poesie, daß für die einzelnen Dichtungsarten bestimmte Dialekte üblich waren, daß der Dichter nicht in seinem Dialekte dichtete, sondern in dem der betreffenden Gattung. Die Sprache des Dichters ist mehr oder minder eine konventionelle. So dichtete Hesiod in der homerischen Sprache, der Böoter Pindar dorisch u. s. w. Von Übersetzungen dagegen aus einem Dialekt in den andern haben wir bei den Griechen nie etwas gehört. Wozu hätten diese auch dienen sollen? Verstand man nicht den fremden Dichter? Wurden nicht auch die ionischen Kriegsselegien des Tyrtäus von den Spartanern gesungen? Eine Übersetzung oder Umdichtung des größten Teiles der homerischen Gedichte würde also dem, was wir sonst von griechischer Gewohnheit wissen, durchaus widersprechen. Um so zwingender müssen also die Beweise für diese Behauptung sein.

Fick sieht dieselben in dem Inhalt und in der Sprache. Was den ersteren Punkt anlangt, so ist schon öfters darauf hingewiesen worden, daß die Sagen der Ilias wesentlich dem äolischen Stamme angehören, aber wer will ein gleiches für die Odyssee beweisen? Sind da auch die Helden, die Örtlichkeiten äolische?

Den Hauptnachdruck legt indes Fick auf den zweiten Punkt, die Sprache. Wie nun steht es hier mit seinen Beweisen? Bei Homer giebt es bekanntlich eine große Zahl von Altertümlich-

keiten, die man als solche teils der griechischen Sprache überhaupt, teils dem ionischen Dialekt zugewiesen hatte. Fick erklärt dieselben für Äolismen, so zunächst das β . Da dasselbe sich weder bei den ältesten ionischen Dichtern noch auf Inschriften finde, so spricht er es den Ionern völlig ab, „zu den Zeiten Homers (850 vor Chr. nach Herodot)“ habe es denselben schon aller Wahrscheinlichkeit nach gefehlt. Nur ein sicheres inschriftliches Zeugnis für den ionischen Dialekt giebt es: (Roehl 409) $\tau\alpha\beta\upsilon\tau\omicron$, hier sei β „Vokalteiler“. Mag man immerhin diesem $\tau\alpha\beta\upsilon\tau\omicron$ keine Beweiskraft zuschreiben, ohne deshalb den Ausweg, es sei hier „Vokalteiler“, anzuerkennen, so sind doch die Argumente Ficks keineswegs zwingend. Das β ist in der ganzen griechischen Sprache im Verschwinden begriffen, in dem einen Dialekt eher, in dem andern etwas später. Auf den jüngeren äolischen Inschriften findet sich dasselbe nicht mehr, aber man bestreitet sogar, daß es zu den Zeiten des Alkaios und der Sappho noch ein lebendiger Laut gewesen sei (Clemm in Curt. Studien IX 449). Unzweifelhaft nun haben die Ionier das β eher eingebüßt als die Äolier, aber den Zeitpunkt, wann dies geschehen sei, genauer zu fixieren, wie Fick es thut, wird schwerlich möglich sein. Denn die älteren ionischen Inschriften sind so spärlich, daß sich aus ihnen kaum ein Schluß ziehen läßt. Daß aber gar den Ionern, wie Fick behauptet, das β schon vor ihrer Wanderung nach Kleinasien gefehlt habe, weil auch die Attiker dasselbe nicht besäßen, dies wird man wohl nicht als richtig anerkennen können. Bei den Ionern wenigstens lassen sich Nachwirkungen des β erkennen, die bei den Attikern fehlen. Es heißt ion. $\xi\epsilon\tau\nu\omicron\varsigma$ aus $\xi\epsilon\tau\beta\omicron\varsigma$, att. $\xi\epsilon\tau\omicron\varsigma$; ion. $\epsilon\iota\nu\alpha\kappa\omicron\sigma\iota\omicron\iota$, $\epsilon\iota\nu\alpha\kappa\iota\sigma\chi\iota\lambda\iota\omicron\iota$ aus $\epsilon\iota\nu\beta\alpha-$, att. $\epsilon\iota\nu\alpha\kappa\omicron\sigma\iota\omicron\iota$, $\epsilon\iota\nu\alpha\kappa\iota\sigma\chi\iota\lambda\iota\omicron\iota$; ion. $\epsilon\iota\lambda\iota\sigma\omega$, wohl St. $\beta\epsilon\lambda\beta$, att. $\epsilon\lambda\lambda\iota\sigma\omega$; ion. $\epsilon\iota\tau\iota\omicron\nu$, St. $\beta\epsilon\tau\tau\omicron$, att. $\epsilon\tau\iota\omicron\nu$; ion. $\mu\omicron\upsilon\tau\nu\omicron\varsigma$, St. $\mu\omicron\nu\beta\omicron$, att. $\mu\omicron\nu\omicron\varsigma$; ion. $\omicron\upsilon\lambda\alpha\iota$, St. $\beta\omicron\lambda\beta-$, att. $\omicron\lambda\alpha\iota$; ion. $\omicron\upsilon\tau\tau\omicron\varsigma$ aus $\omicron\tau\beta\omicron\varsigma$, att. $\omicron\tau\omicron\varsigma$; ion. $\kappa\omicron\upsilon\tau\tau\eta$, St. $\kappa\omicron\tau\beta\alpha$, att. $\kappa\omicron\tau\tau\eta$ u. s. w. Hier überall Kürzungen für das Attische annehmen zu wollen, wäre doch nur eine Ausrede, würde auch schwer zu erweisen sein. Sind aber die Nachwirkungen des β verschiedene, so sind wir auch berechtigt anzunehmen, daß die Stämme bei ihrer Trennung dasselbe noch besessen haben.

Nun geht freilich Fick weiter und behauptet, im Homer sei das β mit allen Eigentümlichkeiten des äolischen Dialekts gebraucht. Aber hier wie anderwärts stellt Fick Behauptungen auf, ohne sich auf eine eingehende Begründung einzulassen. Unbedingt hätte er hier das wesentliche Material vorlegen müssen, um seine Behauptung auch zu erhärten. Nur einiges wenige führt Fick späterhin an, was damit in Verbindung steht: kurzes α erscheine bei Homer lang in $\acute{\alpha}\alpha\sigma\epsilon$, $\acute{\alpha}\iota\delta\omicron\varsigma$, $\acute{\alpha}\eta\eta$ u. s. w., und es sei dies aus der äolischen Aussprache des β als υ zu erklären, da ursprünglich diese Formen $\alpha\upsilon\alpha\sigma\epsilon$, $\alpha\upsilon\iota\delta\omicron\varsigma$, $\alpha\upsilon\eta\eta$ gelautet hätten. Überliefert sei

die $v = f$ in $\alpha\upsilon\iota\alpha\chi\omicron\iota$, $\epsilon\upsilon\alpha\delta\epsilon$, $\delta\epsilon\upsilon\omicron\mu\alpha\iota$ u. s. w., weil für diese Formen im Ionischen kein metrisches Äquivalent vorhanden gewesen sei. Indes beruhte in $\alpha\alpha\sigma\epsilon$ u. s. w. die Länge des α nur auf der Mitaussprache des v oder f , dann hätten wir ja hier wieder einen prosodischen Fehler der falsch übersetzenden Ionier zu verzeichnen. Sie, die $\alpha\upsilon\iota\alpha\chi\omicron\iota$, $\epsilon\upsilon\alpha\delta\epsilon$, $\delta\epsilon\upsilon\omicron\mu\alpha\iota$ des Metrums halber erhielten, welchen Grund hatten sie, das v in $\alpha\alpha\sigma\epsilon$, $\Lambda\upsilon\iota\delta\omicron\varsigma$ zu streichen? — In $\epsilon\epsilon\delta\nu\alpha$, $\epsilon\epsilon\iota\kappa\omicron\sigma\iota$, $\epsilon\epsilon\lambda\delta\omega\rho$ u. s. w., wenn diese nicht für $\upsilon\epsilon\delta\nu\alpha$, $\upsilon\epsilon\iota\kappa\omicron\sigma\iota$, $\upsilon\epsilon\lambda\delta\omega\rho$ ständen, sei ϵ vorgeschlagen, um das f zu markieren. Aber wie soll man es sich vorstellen, das man statt v einfach ϵ setzte? Unter dem „markieren“ kann ich mir erst recht nichts denken.

Wiederholt betont Fick, das sich bei Homer Spuren eines A-Dialekts fänden entgegen den Eigentümlichkeiten des ionischen Dialekts. Er zählt dazu: $\theta\epsilon\acute{\alpha}$, Ναυσικάα , Ἀτρείδαι , Gen. plur. auf $\acute{\alpha}\omega\upsilon$; Ἑρμείας , Αἰνεΐας , Ἀγχεΐας ; $\mu\acute{\nu}\alpha\omicron\mu\alpha\iota$, $\delta\iota\upsilon\eta\acute{\alpha}\omega\upsilon$, $\pi\epsilon\iota\upsilon\acute{\alpha}\omega\upsilon$; $\delta\pi\acute{\alpha}\omega\upsilon$, Ποσειδάων ; Αιομέδων , Μενέλαος . Ionisch müßte es heißen Ἀτρείδαι , Ἑρμῆς , $\mu\acute{\nu}\epsilon\omicron\mu\alpha\iota$ u. s. w. Während nun aber Fick zur Rekonstruktion seiner altäolischen Sprache Thessalisch, Arkadisch u. a. zu Hülfe ruft, sieht er als Basis für das Ionische nur die Sprache Herodots an. Und doch haben wir, abgesehen davon, das uns überliefert ist, es habe vier ionische Dialekte gegeben, noch einen vollgültigen Zeugen, den wir zur etwaigen Rekonstruktion eines altionischen Dialekts wohl heranziehen dürfen, jedenfalls mit ebensoviel Recht, wie Arkadisch und Nordthessalisch für das Äolische, nämlich das Attische. Im Attischen heißt es bei Dichtern oft genug $\theta\epsilon\acute{\alpha}$, ist dies deshalb äolisch? Ἀθηνᾶ giebt dem Ναυσικάα seine Berechtigung in der älteren Ias. Ist somit der Gedanke zurückzuweisen, als sei dies α nur äolisch, als könne dies nicht auch ionisch gewesen sein, so giebt uns dies auch zugleich das Recht, Ἀτρείδαι , Ἑρμείας u. s. w. für ältere Formen von Ἀτρείδαι , Ἑρμῆς zu halten (* in Ἑρμῆς ist ausgefallen wie in $\epsilon\pi\iota\eta\acute{\iota}\delta\epsilon\omicron\varsigma$, $\epsilon\pi\acute{\epsilon}\tau\epsilon\omicron\varsigma$). Der Gen. plur. auf $-\acute{\alpha}\omega\upsilon$ zumal ist so gut Vorstufe für das ion. $-\acute{\epsilon}\omega\upsilon$ wie für das lesb. $-\acute{\alpha}\nu$. Das $\acute{\alpha}\omega$ nicht in $\eta\omicron$ verwandelt sei, sieht Fick als Beweis an für die späte Umdichtung aus dem Äolischen in das Ionische; $\lambda\eta\acute{\omicron}\nu$ bei Hipponax sei ein Archaismus, was für diesen ganz volkstümlichen Jambiker wenig glaublich ist. Aber auch bei Herodot heißt es $\acute{\omicron}\ \nu\eta\acute{\omicron}\varsigma$, das an 54 Stellen ohne jede Variante der Handschriften überliefert ist, nur an zwei Stellen schwanken die Codices. War also zur Zeit Herodots der Prozeß der quantitativen Metathesis noch nicht vollständig durchgeführt, dann muß auch Ficks Umdichtern noch $\eta\omicron$, die ältere Form, geläufig gewesen sein. Warum man $\delta\pi\acute{\alpha}\omega\upsilon$ unverändert ließ und doch $\pi\alpha\iota\acute{\eta}\omega\upsilon$ setzte, ist für unsere Erörterung gleichgültig.

Fick nimmt ferner Anstoß an $\text{Πηληιάδαι Ἀχιλλῆος}$, es stände für $\text{Πηληιάδα} \text{Ἀχ.}$ Viel einfacher ist es, mit Fest-

haltung der Überlieferung Πηληιάδῃ Ἄχ. zu schreiben. Wie ja auch Fick mit Recht vorschlägt, statt Λειώκριτος Ληόκριτος zu setzen. Den Vokativ νύμφᾶ erklärt Fick für äolisch, weil im Ionischen nichts Ähnliches vorkomme, aber auch im Äolischen ist dieser Vokativ eine Singularität (Meister 159), aus dem Attischen kann man vielmehr als Parallele das ᾶ der Substantiva auf -της anführen. Nicht sicherer steht es mit den Nom. Voc. auf ᾶ: Θυέστα, ἰππότα, denen nur im Böotischen eine analoge und doch viel weitergreifende Erscheinung zur Seite steht (Meister 160).

Hätte Fick mit gleichem Mafse gemessen und das Attische zum Vergleich zugelassen wie Arkadisch und Thessalisch, so würde er nicht behauptet haben, nur die äolische Weise Homers; das π in ὄππως u. s. w. zu verdoppeln, hätte die Ionisierung des Pronominalstammes πο in κο verhindert, da κο der Verdoppelung unfähig sei. Ob κκ so durchaus unmöglich war, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls lehrt uns das Attische, dafs es auch Zweige des ionischen Dialekts gab, die ebenso wie das Äolische den Pronominalstamm πο besafsen. Dem ionischen Dialekt Homers denselben abzusprechen hätten wir gewifs nur dann ein Recht, wenn Attisch und Neu- wie Altionisch sich überall deckten. Auch dafs man nicht die neuionische Psilosis wie in ἀπικέσθαι, κατήσθαι einführte und daneben auch Formen mit äolischer Psilosis ἄλσο, ἦμαρ beibehielt, zeigt, dafs man sich des Unterschiedes vom Neuionischen und Attischen immer gleich bewufst blieb.

Den Genetiv der ο-Deklination auf οιο erklärt Fick für äolisches Eigentum, weil er nur in der lesbischen Lyrik sich finde, die „rein die lebendige Volkssprache“ gebe. Diese letztere Behauptung ist indes mindestens sehr anfechtbar; ferner findet sich -οιο auch bei Pindar, der diese Form doch wahrlich nicht der lesbischen Lyrik entlehnt hat. Die gewöhnliche Form ου geht so gut auf ein älteres οιο zurück, wie die üblichere lesbische Form ω, warum sollte sie also nicht in einem älteren Idiom des ionischen Dialekts ebenfalls erhalten geblieben sein? — Für älteres Sprachgut hielt man Formen wie ἐρεβεννός, ἐραυνός, ἀργεννός, da diejenigen mit ει, wie φαιινός, zurückzuführen sind auf Formen mit νν. Fick erklärt diese letzteren sämtlich für äolisch, weil sie nur in diesem Dialekt sich erhalten haben. Mit Recht thut er dies z. B. in ἐννῆμαρ, denn ἦμαρ ist ein äolisches Wort, ob aber auch bei allen andern?

Die bekannte Erscheinung metrischer Dehnung in ἀθάνατος, ἀκάματος läfst Fick eine verschiedene Metrik für Ionier und Äolier finden: ionisch sei unter dem „Ictus“ der Vokal gedehnt worden (ἡγαθήη); äolisch geschärft. Letzteres will er überall durch Doppelsetzung der Konsonanten bezeichnet wissen; er schreibt daher ἀθθάνατος, ἀκκάματος und darnach auch ἄννερες, ἄρρες, Ἀππόλλωνος u. s. w. Aber derartige Formen widersprechen fast

sämtlich jeder Überlieferung, ihre Unmöglichkeit eingehender darzulegen ist daher wohl überflüssig.

Durch die ionische Vokaldehnung werde $\alpha: \eta, \varepsilon: \epsilon\epsilon, \omicron: \omicron\omicron$, $\eta\epsilon\mu\acute{o}\epsilon\iota\varsigma$, $\epsilon\iota\theta\epsilon\sigma\acute{\iota}\eta$, $\omicron\ddot{\upsilon}\lambda\upsilon\mu\pi\omicron\varsigma$ u. s. w. Alle Worte einzeln aufzuführen und zu besprechen würde zu weit führen, das System zu widerlegen genügen ja auch wenige Beispiele. Sollte nun wirklich in $\eta\epsilon\mu\acute{o}\epsilon\iota\varsigma$ das η metrischer Dehnung seinen Ursprung verdanken? War es dem Dichter möglich, ein η zu gebrauchen, wo es in der Sprache des Volkes α lautete? Ich dünkte, $\acute{\alpha}\nu\acute{\epsilon}\rho\epsilon\varsigma$ blieb unverändert, weil das Wort in der Sprache des Volkes immer mit α gesprochen ward, die Dehnung war nur metrisch; $\eta\epsilon\mu\acute{o}\epsilon\iota\varsigma$ muß aber auch vom Volke so gesprochen worden sein (vgl. $\epsilon\upsilon\eta\epsilon\mu\omicron\varsigma$ u. a.). $\epsilon\iota\theta\epsilon\sigma\acute{\iota}\eta$ ist auch attisch, z. B. Thuk. VII 14, das $\epsilon\iota$ kann also doch unmöglich metrischer Dehnung seinen Ursprung verdanken. $\epsilon\iota\gamma\acute{\alpha}\lambda\iota\omicron\varsigma$ in seiner Zusammensetzung mit der Präposition $\acute{\epsilon}\nu\iota$ ist vergleichbar mit $\acute{\upsilon}\pi\epsilon\iota\theta\omicron\chi\omicron\varsigma$. Dafs wirklich $\omicron\ddot{\upsilon}\lambda\upsilon\mu\alpha$, $\omicron\ddot{\upsilon}\lambda\upsilon\mu\pi\omicron\varsigma$ gesprochen worden ist, hat man längst mit Recht in Zweifel gezogen, vielmehr angenommen, $\omicron\upsilon$ sei falsch umschrieben für \omicron und die Länge sei metrischen Gründen zu danken. Dafs aber die Dichter des Metrums halber die Worte selbst geändert haben sollten, ist doch ein zu ungeheurerlicher Gedanke.

Das Vorkommen von $\acute{\alpha}\nu$ und $\kappa\epsilon$ erklärt Fick daher, dafs die Äolier Kleinasiens ursprünglich $\acute{\alpha}\nu$ und $\kappa\epsilon$ neben einander besessen, dann aber $\acute{\alpha}\nu$ eingebüßt hätten. „Die Arkader haben $\acute{\alpha}\nu$, die Nordthessaler $\kappa\epsilon$; die Äolis Kleinasiens ist durch Verbindung dieser beiden älteren Mundarten entstanden.“ (!) Dem Ionismus spricht Fick $\kappa\epsilon$ ab. Aber wenn die Äolier Kleinasiens $\acute{\alpha}\nu$ eingebüßt haben sollten, so ist dasselbe den Ionern doch in Bezug auf $\kappa\epsilon$ zuzugestehen. Größere Wahrscheinlichkeit hat auch die Behauptung nicht für sich, dafs $\alpha\acute{\iota}$ äolisch, $\epsilon\acute{\iota}$ arkadisch und dadurch die Mischung von $\alpha\acute{\iota}$ und $\epsilon\acute{\iota}$ bei Homer entstanden sei.

Ebensowenig überzeugend ist, was Fick über die Verba auf $-\acute{\alpha}\omega$ sagt: dafs es $\acute{\omicron}\rho\eta\alpha\iota$, nicht $\acute{\omicron}\rho\eta\alpha\iota$ § 343 u. s. w. heißen müsse; was er sagt über den äolischen Ursprung des Inf. $-\mu\epsilon\upsilon\alpha\iota$, $-\mu\epsilon\upsilon$ u. dgl. m.

In einem zweiten Kapitel schildert dann Fick die Eigentümlichkeit der äolischen Sprache Homers, wie er sich dieselbe vorstellt. Aber er kann das nicht, ohne eine Reihe von Altertümlichkeiten seiner Sprache zuzuerkennen, wie man es bis jetzt für das Ionische that. Er operiert also mit demselben Erklärungsprinzip, wie man es bisher that. So spricht er z. B. den Äoliern Kleinasiens für die Zeiten Homers (er setzt die Zeit genau auf 850—600 v. Chr. an) den Dual zu, da er im Homer so zahlreich vorkomme, obwohl die Lesbier denselben nicht besäßen und von den andern äolischen Mundarten sich Spuren desselben nur im Arkadischen fänden. Das Neuionische kennt bekanntlich auch

keinen Dual, dafür aber das Attische. Von besonderem Interesse ist die Frage in Betreff des ν *ἔφελευστικόν*: äolisch ist dasselbe unbekannt, es ist spezifisch ionisch und attisch. Fick will nun dasselbe bei Homer nur da dulden, wo damit ein unerträglicher Hiat beseitigt werde. Aber wenn er dies ionische ν doch gezwungen ist aufzunehmen, dann bleibt es sich gleich, wie oft er dies thut. Nun ist das ν *ἔφελεκ*. kein der griechischen Sprache ursprünglich inhärierender Bestandteil, im Äolischen ist sein Aufkommen und Fortwuchern noch nachweisbar, es fällt also dasselbe gegen die Hypothese Ficks von dem äolischen Ursprung der homerischen Gedichte nicht unwesentlich ins Gewicht.

Den eigentlichen Beweis für diese seine Hypothese sieht nun Fick darin, daß man den älteren Teil der Odyssee ins Äolische übertragen könne, den jüngeren dagegen nicht „wegen fester Ionismen“. In der Einteilung der Odyssee schließt er sich aufs engste an Kirchhoff an und glaubt den Kirchhoffschen Redaktor auch sprachlich erweisen zu können. Da ist es nun zunächst wunderbar, daß nicht nur der ältere *νόστος* und seine spätere Fortsetzung, sondern auch der jüngere *νόστος* und die Telemachie äolisch gedichtet sein sollen, zusammen etwa 9000 Verse, für die Ionier bleibt der Rest, etwa 3000 Verse. Nun lassen sich hunderte von Versen ohne Anstofs ins Äolische übersetzen: aus *πολέμου* wird *πολέμω*, aus *Μοῦσα Μοῖσα*, aus *εἶναι ἔμμεν* u. s. w., aber hier und da giebt es doch Schwierigkeiten. Fick beseitigt dieselben, indem er, nur in diesem Falle von Kirchhoff abweichend, die betreffenden Verse streicht, vielfach nimmt er auch Änderungen vor. Es läßt sich leicht erweisen, daß durch dieselben Mittel auch noch der geringe Rest ins Äolische übersetzt werden kann. Beispielsweise duldet Fick nicht, daß ν *ἔφελεκ*. in der Thesis eine Länge bilde, er ändert daher α 71 *πᾶσιν Κυκλώπεσσι* in *παῖσ' ἐνὶ Κυκλώπεσσι*, an anderer Stelle glückt ihm eine solche Änderung nicht, und es muß daher das ν *ἔφελεκ*. herhalten, um mit als Beweis zu dienen für die Arbeit des ionischen Redaktors α 232. Ferner ist der „Ictus“ ein sehr bequemes Mittel, um das unbequeme ν *ἔφελεκ*. weglassen zu können, so ϵ 116 *ὡς φάτο· δίγησε δὲ*, ϵ 152, 313, 356 u. s. w. Nachdem durch Hartel die metrischen Längen in engste Grenzen gebannt sind, ist es doch mehr als kühn, den „Ictus“ überall als Zauberformel walten zu lassen. Der „Ictus“ dehnt sogar ι in *πόλιος* für das ionische *πόληος* ζ 40, aber an anderer Stelle wird diese Wirkung des „Ictus“ nicht beliebt, da muß *πόληος* als Ionismus Zeugnis ablegen, so α 185 und an vielen andern Stellen. Der „Ictus“ dehnt ν in *τετεύχεται*“ für *τετεύχεται* ξ 138 und anderswo. „Man setzte unrichtig die starke Form, weil man die Wirkung des Ictus nicht begriff.“ η 234 ändert Fick *ἔγνω γὰρ φᾶρός τε χιτώνά τε φείματ' ἰδοῦσα καλὰ, τὰ δ' αὐτῇ τεύξε σὺν ἀμφιπόλοισι γυναιξίν* in *φείματα κάλλη | τοῖα*. Daß das gerade

sehr homerisch gedacht sei, wird man kaum behaupten können. Gegen Kirchhoff streicht Fick ε 54 wegen der ionischen Form *Ἐρηΐς*. Schwerlich aber wird jemand den Vers an dieser Stelle missen wollen. φ 79 und 80 wird aus drei Gründen gestrichen: in *δῶκεν δὲ* wird eine Silbe durch das *ν ἐφελκ.* in der Senkung lang, *χτιλόω* sei ein unhomerisches (das will heißen unäolisches) Wort, *ἦος* bedeute hier „damit“. Letzteres ist aber gewiss im Äolischen nicht „sonderbarer“ wie im Ionischen. *χτιλόω* kommt nur an dieser Stelle vor, weder sonst bei Äoliern noch Ionern, weshalb darf es da nicht äolisch sein? Wer wird sich überhaupt bei Homer über *ἅπαξ εἰρημένα* wundern? Als weiteres Beispiel diene ε 206. Hier wird *εἰ γε μὲν εἰδείης* geändert in *εἰ μὲν εἰδείης*, um den Vers äolisch zu machen; η 196 ist *πρὶν γε τὸν ἦς γαίης* Beweis für ionischen Ursprung, läßt man aber *γε* auch hier weg, so wird der Vers so gut äolisch, wie der erste. In solcher Weise kann man die Zahl „fester Ionismen“, die in ungefähr 300 Versen vorhanden sein sollen, auf ein Minimum reduzieren, und damit fällt der Beweis wie die ganze Hypothese Ficks in sich zusammen.

Sicherlich wird man ein Buch eines so geistreichen Forschers, wie Fick es ist, nicht ohne die mannigfachste Anregung aus der Hand legen. Ist also nach dem Gesagten auch der Zweck des Buches, die ganze Hypothese verfehlt, so ist dasselbe doch nicht ohne Resultat. Dies scheint mir vielmehr darin zu bestehen, daß durch dasselbe der Kreis äolischer Formen bei Homer bedeutend erweitert und damit die Aussicht auf die Lösung manches Rätsels homerischer Wortbildung eröffnet wird; zu bedauern bleibt nur, daß Fick mehr apodiktische Aussprüche als methodische Beweisführung gegeben hat und daß dazu auch manche, kaum begreifliche Fehler, auf die schon Christ im Philologischen Anzeiger aufmerksam gemacht hat, mit untergelaufen sind.

Hamburg.

A. Fritsch.

- 1) Ed. und Fr. Wetzel, Die deutsche Sprache. Eine nach methodischen Grundsätzen bearbeitete Grammatik für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht. 8. Aufl. mit der amtlich angeordneten Rechtschreibung. XVI und 382 Seiten. Dazu als Anhang: Handbuch der Orthographie zum Gebrauch für Lehrer. Nach methodischen Grundsätzen bearbeitet. 8. Aufl. X und 122 Seiten. Berlin, Stabenrauch, 1883. 4 M.

Das vorliegende, im Jahre 1865 zum ersten Male erschienene Buch hat in dem verhältnismäßig kurzen Zeitraum von 18 Jahren 8 Auflagen erlebt, was zweifellos ganz allein schon für seine Brauchbarkeit spricht. Bei genauerem Einblick in dasselbe findet man diese auch vollauf bestätigt. Es kann nun, wo es sich um ein anscheinend ziemlich bekanntes Buch handelt, nicht die Aufgabe des Ref. sein, eine genauere und eingehendere Charakteristik

zu geben. Wir wollen eine solche nur in aller Kürze entwerfen und dann unsere Ansicht über die Verwendbarkeit des Werkes aussprechen.

Wir haben hier eine methodisch in drei Stufen geordnete Grammatik vor uns, welche auch selbst bei genaueren Studien ausreicht. Die drei Stufen bilden aber nicht etwa Abteilungen des Buches, sondern der Lehrstoff für dieselben ist aus jedem der drei Hauptteile der Grammatik und aus dem Anhang zu entnehmen. Diese aus den einzelnen Teilen zu treffende Auswahl des Lehr- resp. Lernstoffes ist nun aber nicht dem Belieben des Lehrers überlassen, sondern sie ist bereits getroffen und durch Bezeichnungen am Rande wie durch den Druck angedeutet. Diese Art der Anordnung hat vieles für sich; wenn sie auch die Freiheit etwas hemmt, im allgemeinen herrscht ja doch wohl Übereinstimmung darüber, welches grammatische Material auf den einzelnen Klassenstufen zu behandeln ist. Schlimmstenfalls liefse sich ja auch wohl von der hier getroffenen Anordnung abweichen.

Der gesamte Stoff zerfällt (abgesehen von dem die Orthographie enthaltenden Anhang), wie bereits bemerkt, in drei Bücher; erstes Buch: Wortlehre oder Etymologie; zweites Buch: Die Satzlehre, Syntax; drittes Buch: Die Interpunktion. Von der Wortbildung ausgehend behandelt das erste Buch in sehr ausführlicher Weise die Redeteile und ihre Flexion. Aus dem zweiten, dessen Gliederung sich ja von selbst nach der Satzbildung ergibt, möchten wir namentlich den ziemlich umfangreichen Abschnitt von den Satzgefügen hervorheben. Die Behandlung ist durchweg eine recht gründliche; sie ermöglicht ein wissenschaftliches Verständnis der sprachlichen Erscheinungen. In den für die oberste Stufe bestimmten Partien wird vielfach auf die Entwicklung aus den früheren ahd. und mhd. Formen eingegangen, was für den vorgeschrittenen Schüler von großem Interesse sein muß. Namentlich wird auch in dem orthographischen Anhang meist sehr genau auf die ursprüngliche Wortbildung zurückgegangen, und hier, möchte man sagen, erscheint das auch am meisten am Platze, weil dadurch viele Eigentümlichkeiten der Schreibungen erklärt und verständlich gemacht werden.

Wir kommen zu der wichtigen Frage, wo und von wem das Buch eigentlich gebraucht werden soll. Für höhere Lehranstalten haben es die Verfasser bestimmt. Soll es für jede Gattung derselben gelten? Für die Gymnasien möchten wir der Einführung eines so umfangreichen Lehrbuches der deutschen Grammatik nicht das Wort reden. Hier scheint uns ein Leitfaden in kürzerer Fassung mehr zweckentsprechend. Recht praktisch und brauchbar mag das Buch besonders für Seminaristen sein, obgleich es auch für sie etwas zu viel Lernstoff zu bieten scheint. Ganz besonders ist es jedem Lehrer des Deutschen zu empfehlen, welcher darin außer einer ebenso klaren und übersichtlichen wie

eingehenden Darstellung der Grammatik eine wahre Fundgrube praktisch und geschickt gewählter Beispiele hat. Sicherlich ist es auch für den Selbstunterricht vortrefflich geeignet. Ganz besonders ist es zur Anschaffung für Lehrer- wie Schülerbibliotheken an höheren Schulen aller Art angelegentlichst zu empfehlen. Hier wird es recht gut dem Zwecke dienstbar gemacht werden können, für den mehrere Beurteilungen es mit Recht als sehr geeignet bezeichnen, nämlich einer eingehenden Fortbildung des mit dem wichtigsten Lehrstoff bereits bekannten Schülers.

- 2) Carl Bindel, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für die Tertia der höheren Lehranstalten. Leipzig, B. G. Teubner, 1894. XVI und 228 S. 2 M.

Die meisten Fachgenossen werden wohl mit dem Verf. des vorliegenden Buches darin einig sein, daß die deutschen Arbeiten der Schüler höherer Lehranstalten sich nicht ausschließlich an das anlehnen sollen, was in dem deutschen Unterricht selbst geboten wird. Wenn man mit ihm von der Voraussetzung ausgeht, daß der deutsche Aufsatz die Aufgabe hat, die Schüler zur Wiedergabe der von ihnen aufgenommenen Gedanken- und Anschauungsstoffe in zweckmäßiger Anordnung und klarer Sprache zu führen, so erweitert man damit das Gebiet der Stoffe, welche zur Bearbeitung gestellt werden, auf alle Unterrichtsgegenstände. So ist besonders auch die fremdsprachliche Lektüre auf den Stufen, auf welcher sie in größerem Umfange eintritt, für den Aufsatz sehr gut zu verwenden. Von diesem Gedanken ist Verf. bei der Herausgabe seines Buches ausgegangen, und zwar ist dasselbe dazu bestimmt, gerade für diejenige Stufe Material zu deutschen Arbeiten zu bieten, die bisher am spärlichsten damit bedacht gewesen ist: für die Stufe der Tertia. Er entnimmt seine Stoffe aus denjenigen fremdsprachlichen Autoren, welche in der Tertia den Lektürestoff zu bilden pflegen und zwar sowohl in den Gymnasien wie in den Realgymnasien. Er hat sich dabei auf Prosaiker beschränkt, wohl deshalb, weil diese erfahrungsmäßig für solche Zwecke am meisten benutzt werden und sich wohl auch am meisten dazu eignen. Alle auf den höheren Schulen getriebenen fremden Sprachen sind vertreten. Bei der Auswahl selbst entschied sich der Verf. im Englischen für W. Scotts: „tales of a grandfather“, die nicht allein deshalb, weil sie in der Tertia der Realgymnasien häufig gelesen werden, sondern auch weil sie eine große Mannigfaltigkeit des Stoffes bieten, sehr dazu geeignet erscheinen müssen. So werden denn die 46 daraus entnommenen Aufgaben dem Lehrer des Deutschen in der Tertia der Realgymnasien recht erwünscht sein. Für das Französische ist Michaud: „Histoire de la première Croisade“ als Grundlage gewählt, und es sind aus ihr 67 Themata entlehnt. Auch dies Buch empfiehlt sich durch seinen Inhalt; indessen man könnte hier zweifelhaft sein, ob nicht ein anderes

vorzuziehen gewesen wäre. Ref. denkt dabei besonders an ein auf den Gymnasien sehr viel gelesenes Buch, an Voltaires Charles XII. Dafs das Französische reichlicher bedacht ist als das Englische, ist durch die bei weitem gröfsere Zahl der bei dem ersteren in Betracht kommenden höheren Lehranstalten durchaus motiviert. Es folgt nun Xenophons Anabasis mit 65 Thematen (entnommen aus allen Büchern) und endlich Cäsars Bellum Gallicum mit 38 Aufgaben (ebenfalls aus allen Büchern). Die letzte Zahl ist gering. Jedenfalls kann die Cäsarlektüre in noch viel ausgiebiger Weise für den Aufsatz verwertet werden.

Die Auswahl der Themata selbst ist praktisch. Zu bedenken wäre nur, ob nicht manche die Überwältigung eines für die Tertianer- (oder auch Untersekundaner-) Stufe schon zu bedeutenden und zu umfangreichen stofflichen Materials verlangen. Ref. ist der Ansicht, dafs der Nutzen einer solchen Verwendung der Lektüre sowohl in Bezug auf die Durchdringung des Stoffes selbst als auch in Bezug auf die Ausbildung in der Muttersprache desto gröfser für den Schüler der mittleren Klassen ist, je kleiner der Umfang des Gedankenkreises. Die Bewältigung aber von 27 Cäsarkapiteln (s. Thema 184: Cäsars Krieg mit den Helvetiern) ist für einen (Ober-)Tertianer keine Kleinigkeit. Auch in den andern Abteilungen des Buches finden sich einige Themata, welche die Zusammenfassung und Darstellung ziemlich umfangreicher Abschnitte verlangen; viele andere beziehen sich allerdings auch auf kleinere Partien. Die Anordnung in den einzelnen Dispositionen ist übersichtlich und klar, die Sprache einfach und für den Standpunkt der mittleren Klassen angemessen.

Man wird ja mit den Aufgaben für die deutschen Aufsätze wechseln; es ist für die Gesamtentwicklung wie speziell für die Ausbildung in dem Gebrauch der Muttersprache durchaus notwendig, auch andere Gedankenkreise zu benutzen, als sie die Lektüre der fremdsprachlichen Autoren bietet. Vor allem liefert die deutsche Lektüre, die Besprechung von Balladen u. s. w. viel Stoff für deutsche Arbeiten. Soviel aber kann wohl gesagt werden, dafs das vorliegende Buch, die genaue Bekanntschaft der Schüler mit den hier benutzten Schriftstellern vorausgesetzt, für den Lehrer (und für den ist es doch wohl nur bestimmt) eine Quelle gut verwendbarer Aufgaben ist, und dafs es ihm überdies leicht Anregung zu einer Verwertung der Lektüre für die Zwecke des deutschen Unterrichts noch nach anderer Richtung bieten wird. Der Verf. hat selbst einige Abschnitte aus den von ihm behandelten Autoren als geeignet zur Übersetzung durch die Schüler bezeichnet. Auch diese Übungen, bisweilen statt eines deutschen Aufsatzes eintretend, sind recht empfehlenswert.

Posen.

R. Jonas.

Friedrich Hofmann, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Drittes Heft, Geschichte des Mittelalters. Berlin, Julius Springer, 1884. VIII und 126 S. 8. 1,40 M.

Die an den beiden ersten Heften von Friedrich Hofmanns Lehrbuch der Geschichte in dieser Zeitschrift (Jahrgang 1882 S. 474 ff.) hervorgehobenen Vorzüge hat auch das dritte Heft. Die wissenschaftlichen Vorbedingungen für die Ausarbeitung eines geschichtlichen Lehrbuches, nämlich gründliche Durcharbeitung des gesamten Stoffes und Kenntnisnahme von den Resultaten neuerer Forschungen, sind erfüllt; der zweite, schwierigere Teil der Aufgabe, nämlich der pädagogische, die Auswahl und Begrenzung des Mitzuteilenden, sowie das Finden der angemessenen Darstellungsform, ist dem Verfasser fast durchweg gelungen. Namentlich können die Abschnitte über innere und Kulturverhältnisse, Lehnswesen, Mönchtum u. a. m. wegen ihrer Klarheit als muster-gültig bezeichnet werden. Nur wenige Bemerkungen mögen hier folgen. Wie man von der alten Geschichte vor allem erst die Überlieferung der Alten kennen lernen muß, auch die sagenhafte, so müßte ein Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters für die oberen Klassen die merkwürdigsten Sagen und sagenhaften Züge mitteilen, sowie solche Berichte, welche zwar nicht sicher beglaubigt, aber doch allgemein bekannt sind. Hofmann giebt nur, was die historische Kritik gelten läßt, und überläßt das übrige dem Vortrage des Lehrers; doch müssen jene Dinge auch gedächtnismäßig eingeprägt werden und im Lehrbuche zu finden sein. Dahin rechnen wir die Rolandsage, den Fußfall in Partenkirchen, die Schweppermannsage, die Treue Friedrichs des Schönen und seine Freundschaft mit seinem Gegner, die Tellsage, die Verpfändung der Mark Brandenburg, die Nepomuksage, vor allem die deutsche Kaisersage. S. 61 heißt es von Friedrich I., daß er unter allen Kaisern des alten deutschen Reiches am meisten vom deutschen Volke verehrt worden sei. Vielmehr ist Friedrich II. seiner Zeit und den folgenden Jahrhunderten als das politische Idealbild erschienen; an ihn knüpft sich die tief in das nationale Bewußtsein der Deutschen eingedrungene Sage, daß er einst wiederkehren werde, um des Reiches Herrlichkeit wieder aufzurichten, an ihn die nationalen und politischen Erwartungen des Volkes; und erst im 16. Jahrhundert findet sich (in dem Volksbüchlein vom Jahre 1519) die erste Spur der Verwechslung mit seinem Großvater Barbarossa, der ihn später allmählich ganz verdrängt hat und Träger der Kaisersage geworden ist. (Vgl. u. a. die neueste Erörterung der Frage von Josef Häußner, Heft 440 der Sammlung Virchow-Holtzendorf, Berlin 1884.)

Nur an wenigen Stellen bedarf die Darstellung noch einer Klärung. Der Überschrift des sechsten Abschnittes („Die Vorboten der neuen Zeit“) entspricht nicht durchweg der Inhalt des § 81

(„Die Entstehung geschlossener Staaten“). Was hier berichtet wird über die politischen Zustände in den drei nordischen Staaten, in Polen, Ungarn, Rußland und Italien am Ende des Mittelalters, gewährt nicht das Bild „geschlossener Staaten“; man sieht nicht, wie das mit den Vorboten der neuen Zeit zusammenhängt. In der politischen Geschichte vielleicht der meisten Staaten, wenigstens so weit sie hier berücksichtigt ist, dürfte kaum etwas zu entdecken sein, was zu dem Herbeiführen einer neuen Ära beigetragen hat. Da berichtet wird (S. 99 ff.), daß die Schweden der Verbindung mit Dänemark widerstrebten und dadurch dessen Kraft lähmten; daß Ungarn wegen Unbotmäßigkeit der Magnaten nicht zu einem rechten Gedeihen gelangte und dazu noch von den Türken am Schlusse des Mittelalters schwer bedrängt wurde; daß Rußland erst mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts europäische Bedeutung gewann; daß das deutsche Reich der Auflösung entgegenging; — wird die Behauptung S. 110, daß überall lebenskräftige, selbständige Staaten entstanden, doch bedeutend abgeschwächt werden müssen. Vielleicht empfiehlt es sich, in der Einrichtung dieses ganzen § 1 des sechsten Abschnittes stärkere Änderungen vorzunehmen. — S. 113: „An die Stelle der schwergepanzerten Ritter traten Söldnerscharen, die in der Führung der neuen Waffen geübt waren, und dies wieder führte zur Bildung stehender Heere . . .“ Hiernach müßte man sich denken, daß aus dem Söldnerwesen naturgemäß sich das System der stehenden Heere entwickelt hätte. — S. 60: „Auch nach der völligen Unterwerfung der Staufer bewahrte Lothar der Kirche seine allzugroße Ergebenheit.“ Diese Worte lassen voraussetzen, daß im Vorhergehenden etwas vom Kampfe Lothars mit den Staufern erzählt worden sei, was aber nicht der Fall ist.

Die von einzelnen Persönlichkeiten gegebenen Charakteristiken sind meist durchaus passend. Das Urteil über Sigismund lautet wohl zu günstig („hatte sich . . . als ein staatskluger, thätiger und tapftrer Mann bewährt, und er war ernstlich gewillt, die Pflichten seines hohen Amtes nach allen Seiten zu erfüllen“). Die Führer des ersten Kreuzzuges sind bei ihrer ersten Erwähnung durch einzelne Epitheta kurz charakterisiert; es nimmt sich seltsam aus, daß im Verlauf der Erzählung zum Teil andere Eigenschaften an ihnen hervortreten. So heißt es zuerst: der verschlagene und habsüchtige Boemund, dann wird seiner unerschütterlichen Energie die Befreiung von Antiochien zugeschrieben; zuerst: der reiche Raimund, dann: der neidische Raimund. Adolf von Nassau wird S. 81 ein armer Graf genannt, den die Fürsten eben deshalb zum Könige wählten; sogleich darauf wird erzählt, daß er Thüringen und Meissen kaufte. Wenn das Geldgeschäft mit Eduard I. von England, wodurch er die Mittel zu diesem Kauf erhielt, nicht erwähnt wird, ist die Sache ganz rätselhaft; darum wird die ausdrückliche Erwähnung seiner Armut fortbleiben müssen.

In den sehr besonnen behandelten kirchengeschichtlichen Parteien könnte es leicht falsch gedeutet werden, wenn (S. 89) von der dem Kirchenoberhaupte schuldigen Ehrfurcht gesprochen wird. Von dem Konstanzer Konzil heißt es (S. 90): „ein Grundsatz von hoher Bedeutung ist durchgefochten worden, der nämlich, dafs ein allgemeines Konzil seine Gewalt unmittelbar von Christus, nicht erst vom Pápste habe, und dafs sich der Papst den Beschlüssen eines solchen Konzils unterwerfen müsse.“ In- dessen kann man diesem Grundsätze keine hohe Bedeutung bei- legen, da derselbe auf keinem Konzil mit einigem Erfolge geltend gemacht worden ist.

In Konsequenz des in der trefflichen, dem zweiten Hefte bei- gegebenen, Vorrede ausgesprochenen Grundsatzes, „dafs der Lern- stoff eines Geschichtslehrbuchs nur dann richtig abgemessen ist, wenn die Schüler, ohne überbürdet zu werden, ihn sich so einprägen können, dafs sie am Schlusse des Schulkursus den gesamten Inhalt des Lehrbuchs in ihrem Geiste gegenwärtig haben“, — hätten alle im Texte vorgekommenen Jahreszahlen auch in die angefügte Zeittafel aufgenommen, oder die in letzterer fehlenden auch in dem erzählenden Texte fortgelassen werden sollen. Jedenfalls mußten Text und Zeittafel genau übereinstimmen, während wir jetzt in jenem 38 Zahlen mehr finden, die infolge dessen am Schlusse des Schulkursus schwerlich dem Geiste der Schüler gegenwärtig sein werden. In die Zeittafel könnten etwa folgende noch aufgenommen werden: 429, 748, 951, 1118, 1190 (Stiftung des deutschen Ritterordens), 1209 und 1216, 1411, 1453 (Auf- hören der Kämpfe zwischen England und Frankreich). Damit aber die Summe der Jahreszahlen in der Tafel, welche 143 be- trägt, nicht noch vermehrt werde, könnten — was ohne Schaden geschehen würde — etwa 20 gestrichen werden (natürlich dann auch im Texte); z. B. 1111, 1115, 1122 (zur Gesch. Heinrichs II.), die Schlachten 1224, 1244, 1356, 1402 und einiges andere. An zwei Stellen weichen die Angaben des Textes und der Tafel von einander ab; von den Hussitenkriegen heißt es, dafs sie 15 Jahre hindurch Böhmen und die umliegenden Länder verwüsteten bis zur Schlacht bei Böhmischem-Brod; ferner, dafs das Baseler Konzil 1431—1443 versammelt war; in der Zeittafel finden wir: 1419—1436 und 1431—1448.

Vermißt wird nur wenig, wie eine Belehrung über die Marken Karls des Großen, über die Inquisition und über das Femgericht.

Wir wünschen dem Hofmannschen Werke einen guten Fort- gang und eine weite Verbreitung,

Reichenbach in Schlesien. Feodor Rhode.

J. Worpitzky, Elemente der Mathematik für gelehrte Schulen und zum Selbststudium. 2. Heft: Algebra, Kettenbrüche, Kombinationsoperationen, nebst Wahrscheinlichkeitsrechnung, Kreisfunktionen nebst Trigonometrie. 2. Aufl. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1883. VI u. 155 S. Pr. 2,60 M.

Bereits elf Jahre sind verflossen, seit wir die erste Auflage des vorstehenden vortrefflichen Lehrbuches des Herrn Verf.s in diesen Blättern (Jahrg. 1873 S. 746 ff.) anzeigten. Unsere Vermutung, daß dasselbe schwerlich eine ausgedehnte Verbreitung in höheren Lehranstalten erlangen würde, scheint sich also bestätigt zu haben. Dagegen wollen wir hoffen und wünschen, daß desto mehr unsere Fachgenossen von demselben Kenntnis genommen haben; denn es verdient dies in hohem Grade. Die neue vielfach im einzelnen veränderte Auflage bezeugt, wie der Verf. unausgesetzt bemüht gewesen ist, sein Werk dem gemäß, was er unterdessen infolge wissenschaftlicher Forschung oder praktischer Erfahrung als verbesserungsfähig erkannt hat, umzugestalten, während in der Hauptsache die Anlage und die Behandlungsweise unverändert geblieben sind. Je ausführlicher wir seiner Zeit auf die Arbeit des Verf.s eingegangen sind, desto kürzer können wir uns jetzt fassen und wollen uns begnügen, die wesentlichsten Veränderungen anzuführen. Die erste in § 102 ist nicht gerade erheblich, giebt uns aber Veranlassung, unsere durchaus entgegengesetzte Meinung auszusprechen. Wir hatten damals bemängelt, daß der Verf. bei der Umwandlung der synthetischen (Bestimmungs-) Gleichungen nichts darüber gesagt habe, wie die Wurzeln zu entfernen sind, da dies gerade den Schülern Schwierigkeit bereitet und Veranlassung zu Fehlern giebt. Auch diesmal übergeht der Verf. diesen Punkt, da er ausdrücklich nur Umwandlungen durch Operationen der ersten und zweiten Rechnungsstufe anführt. Wenn er aber sagt: diese Sätze des § 27 und 28 über die Ableitung gleicher Zahlen aus andern gleichen durch Multiplikation und Division führen stets zu einer Gleichung, welche mit der vorgelegten äquivalent ist (der Herr Verf. läßt die bezeichneten Worte gesperrt drucken), so ist dies offenbar unrichtig. Denn auch der Verf. wird nicht meinen, daß die Gleichungen $x^2 - 1 = a$ ($x - 1$) und $x + 1 = a$ äquivalent seien, obgleich die zweite aus der ersten nach einem der bezeichneten Sätze, nämlich durch Division mit $x - 1$ hervorgegangen ist. Aber wir können auch nicht zugeben, obgleich der Herr Verf. vielleicht dieses Beispiel der Anmerkung gerade gegen unsere frühere Bemerkung angeführt hat, daß $x + \frac{x-1}{x-1} = 4$ äquivalent sei mit $x^2 - 4x + 3 = 0$. Er behauptet nämlich, auch der ersten Gleichung werde durch $x = 1$ genügt; denn, sagt er, es ergibt sich $1 + \frac{0}{0} = 4$. Wir be-

haupten aber, sowie $\frac{x^2 - 1}{x - 1}$ stets $= x + 1$ und daher für $x = 1$ nur den Wert 2 und nicht noch jeden beliebigen andern hat, so ist auch $\frac{x - 1}{x - 1}$ unter allen Umständen nur 1, und es ist nicht erlaubt, für $\frac{0}{0}$ jeden Wert, der uns gerade beliebt, hier also 3 zu

setzen. — Wie schon in der ersten Auflage der Verf. mehrfach geometrische und an einer Stelle auch mechanische Betrachtungen zur Veranschaulichung algebraischer Wahrheiten heranzog, so hat er dies in der neuen Auflage noch an mehreren andern Stellen gethan, ohne den eigentlichen Zusammenhang zu unterbrechen. Wir können solche Seitenblicke auf verwandte Disziplinen und eine frühzeitige Verwendung von Koordinaten nur billigen. — Um Gleichungen des ersten Grades mit mehreren Unbekannten aufzulösen, hat er neben den üblichen Methoden jetzt auch die Determinanten angewendet und zu diesem Zwecke einige der wichtigsten Lehrsätze über dieselben eingefügt. Viel wird freilich nicht damit gewonnen sein, weder für diejenigen, die später Mathematik studieren, noch für die, welche sich andern Studien zuwenden. — Bei der Behandlung der Gleichungen zweiten Grades mit zwei Unbekannten hat der Verf. in der neuen Auflage die Gleichung $x^2 + y^2 = 2a$, $xy = b$ hinzugefügt und die aus der verschiedenartigen Lösung sich ergebenden verschiedenen Formen der Wurzeln besprochen, eine sehr erwünschte Zugabe. Die Behandlung der reziproken Gleichungen, welche der Verf. etwas allgemeiner als gewöhnlich erfafst, indem er sie als solche bezeichnet, deren Wurzeln paarweise durch die Gleichung $xx^1 = \theta$ verbunden sind und denen er schon in der ersten Auflage einen ziemlich ausgedehnten Raum gegönnt, ist in der Form nicht unerheblich verändert und verbessert worden; auch ist die Methode der Auflösung durch passendere, neuhinzugefügte Beispiele erläutert. Daneben hat er, wie schon früher die kubischen Gleichungen, so nun auch die Lösung der biquadratischen Gleichungen auf die einer reziproken Gleichung zurückgeführt, wodurch diese Partie einen einheitlichen Charakter erhalten hat. Kurz fügt er dann noch aus der ersten Auflage die Descartes-Lambertsche Auflösung der biquadratischen Gleichungen hinzu. Die Behandlung der höheren Gleichungen ist wesentlich unverändert geblieben, ebenso die der Kettenbrüche und sich anschließend die der diophantischen Gleichungen, ferner die Kombinationslehre. Den von uns bemängelten Beweis der Formel für die Kombinationen mit Wiederholung hat der Verf. etwas deutlicher zu machen versucht; trotzdem werden die ungewohnten Manipulationen, die gefordert werden, ohne besondere Erläuterung des Lehrers den Schülern schwer verständlich werden, auch tritt die Richtigkeit, daß auf die ange-

gebene Weise wirklich alle verlangten Kombinationen gefunden werden und keine doppelt erscheint, nicht deutlich genug hervor. Ähnliches müssen wir von dem Beweise des polynomischen Lehrsatzes sagen. Die Wahrscheinlichkeitsrechnung ist wenig verändert; das zweite Beispiel in § 152 ist verrechnet und ergibt $\frac{11}{72}$. Die Fassung des Lehrsatzes § 154 ist nicht scharf genug; w müßte als die Wahrscheinlichkeit bezeichnet werden, daß unter elf Handlungen wenigstens eine einen günstigen Erfolg habe, oder auch, daß entweder schon eine der ersten $n - 1$ Handlungen einen günstigen Erfolg habe, oder, wenn dies nicht der Fall gewesen sein sollte, wenigstens bei der n^{ten} Handlung ein solcher eintrete. — Die Trigonometrie, eine Disziplin, in welcher sich die Verfasser von Lehrbüchern gar zu gern gestatten, die Beweise für die Grundformeln auf positive spitze Winkel zu beschränken, sie aber dann als allgemein gültige anzuwenden, ist von dem Verf. mit der ihm eigenen wissenschaftlichen Gründlichkeit und Schärfe ausgearbeitet. Namentlich aber zeichnet sie sich durch die Hervorhebung des Wichtigsten und durch die klare Anleitung zur trigonometrischen Lösung von Dreiecksaufgaben aus. Einige Formeln über die Entfernungen der Mittelpunkte des umgeschriebenen, des eingeschriebenen und der angeschriebenen Kreise sind der neuen Auflage hinzugefügt. Namentlich aber sind die Beispiele, die in der früheren Auflage teilweise ziemlich wertlos waren, durch andere recht zweckmäßige ersetzt, denen auch eine kurze Determination beigegeben ist. Eine völlig veränderte Anordnung hat die sphärische Trigonometrie erfahren, ohne daß dies auf den Inhalt der Paragraphen einen wesentlichen Einfluß gehabt hätte.

Züllichau.

W. Erler.

DRITTE ABTHEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN.

Die 11. Versammlung des Vereins Mecklenburgischer Schulmänner in Waren.

Am 3. Juni fand, wie seiner Zeit auf der Versammlung in Parchim bestimmt war, in Waren die 11. Versammlung des Vereins mecklenburgischer Schulmänner statt. Statutengemäß hätte dieselbe am Tage nach Pfingsten des Vorjahres abgehalten werden sollen, man hatte jedoch damals für zweckmäßig gehalten, sie wegen der allgemeinen Landestrauer ausfallen zu lassen, die durch den am 15. April 1883 erfolgten Tod des hochseligen Großherzogs Friedrich Franz II. veranlaßt war. Die Hoffnung, der man sich hingegeben hatte, die Versammlung werde in diesem Jahre nun desto zahlreicher besucht werden, wurde leider getäuscht. Die Gäste, die bereits im Laufe des 2. Juni angekommen waren, nahmen nachmittags eine Besichtigung des recht sehenswerten v. Maltzanschen naturhistorischen Museums vor, das ausschließlich Mecklenburgica enthält und daher besonders geeignet ist, den Reichtum des Naturreiches unseres Landes vor Augen zu führen. Abends fand eine gesellige Vereinigung beim Glase Bier statt.

Am 3. Juni selbst wurde in der Aula des Gymnasiums zunächst der statutenmäßige Beitrag von zwei Mark erhoben, worauf der Eintrag in die Präsenzliste erfolgte. Dieselbe wies nach ihrem Abschluß 26 Namen auf, deren bei weitem größter Teil allerdings Einwohnern von Waren angehörte. Nachdem dann noch eine Besichtigung der Räumlichkeiten und der Sammlungen des Gymnasiums vorgenommen war, wurde die Versammlung selbst um 9 Uhr morgens eröffnet.

Herr Direktor Dr. Holle aus Waren leitete die Verhandlungen ein mit einer begrüßenden Ansprache, in der er kurz auf die Ereignisse des verflossenen Jahres hinwies, die die Abhaltung der Versammlung gehindert hatten, wobei er nicht unterließe, an die Verdienste des Hochseligen für die Schule und die Jugend überhaupt zu erinnern. Er hieß dann die Anwesenden herzlich willkommen, mit dem Bedauern allerdings, daß die Versammlung, trotzdem sie im Vorjahre ausgefallen, so schwach besucht sei. Auch Direktor Dr. Meyer-Schwerin habe in letzter Stunde noch abgeschrieben, habe aber brieflich zwei Thesen mitgeteilt, die er die Absicht gehabt habe hier zu stellen, und die der Vorsitzende ersucht sei, der Versammlung vorzulegen. Die Thesen lauteten:

- 1) Die Versammlung ist von Pfingsten auf Michaelis zu verlegen.
- 2) Die Versammlung ist aus einer Wanderversammlung in eine stehende umzuwandeln, d. h. alljährlich an demselben Orte abzuhalten.

Der Vorsitzende erklärte, daß er sich allerdings nicht klar darüber sei, ob statutenmäßig über diese in der Tagesordnung nicht intimierten Anträge

verhandelt werden dürfe, denn leider habe er die Statuten nie zu Gesicht bekommen. Exemplare derselben scheinen überhaupt nur in sehr geringer Zahl vorhanden zu sein.

Direktor Dr. Strenge-Parchim erklärt, er habe allerdings im Jahre 1880 ein Statut von Herrn Direktor Dr. Sonnenburg-Ludwigslust bekommen, habe aber dasselbe im Sommer des Jahres 1881 nach Parchim an Herrn Direktor Dr. Meyer geschickt, und dort sei es, wahrscheinlich bei der Übersiedelung des letzteren nach Schwerin, abhanden gekommen.

Direktor Dr. Raspe-Güstrow meint, in Güstrow seien noch zahlreiche Exemplare der Statuten, die mitzuteilen er bereit sei, doch sei er im Inhalte derselben zu wenig bewandert, um die Frage entscheiden zu können, ob eine Debatte über die gestellten Anträge zulässig sei oder nicht.

Direktor Dr. Nölting-Wismar bezweifelt die Zulässigkeit eines Beschlusses über die Anträge, wenn auch zweifellos über dieselben debattiert werden könne. Eine Verlegung der Versammlung auf Michaelis hält er für nützlich und schlägt deshalb vor, zunächst die nächstjährige Versammlung *citra consequentiam* Michaelis abzuhalten.

Oberlehrer Dr. Zillgenz-Waren weist darauf hin, daß um Michaelis, allerdings nur alle zwei Jahre, die allgemeine deutsche Philologen-Versammlung stattfindet, daß also die Konsequenz des Meyerschen Antrages erfordere, auch unsere mecklenburgische Versammlung nur alle zwei Jahre abzuhalten, und zwar abwechselnd mit der allgemeinen, denn der Besuch der großen Versammlung dürfe durch die kleinen nicht gehindert werden.

Schulrat Dr. Hartwig-Schwerin erklärt zunächst ein Eingehen in die Spezialdebatte, wie es bereits stattgefunden habe, für unzulässig. Er hält es für bedenklich zu beschließen, die nächste Versammlung schon Michaelis abzuhalten. Möglich sei nur es als wünschenswert hinzustellen, daß die Frage in der nächsten Versammlung weiter behandelt werde.

Direktor Dr. Nölting-Wismar hält an seinem Vorschlage fest, während Direktor Dr. Strenge-Parchim sich an Herrn Schulrat Dr. Hartwig anschließt. Man wisse noch nicht, ob die allgemeine deutsche Versammlung nur alle zwei Jahre gehalten werden solle, wenn es auch so schein. Ein Beschlusse darüber liege nicht vor, und deshalb schein es auch bedenklich, bei einem Beschlusse hier darauf Rücksicht zu nehmen. Er schlägt vor, die Frage auf nächstes Jahr zu vertagen, und diesem Antrage schließt sich Direktor Dr. Raspe an, indem er den weiteren Vorschlag hinzufügt, die Angelegenheit jetzt gleich für die nächstjährige Tagesordnung zu intimieren. Demgemäß wurde denn auch beschlossen.

Der Vorsitzende teilt nun mit, daß um 11 Uhr eine halbstündige Frühstückspause eintreten soll, während das Diner auf präzise 2 Uhr angesetzt ist, um nachher noch Zeit zu lassen für eine Spazierfahrt auf der Müritze. Er schlägt vor, von den angebotenen Vorträgen zunächst den des Herrn Oberlehrer Dr. Bolle-Wismar zu hören, und da die Versammlung einverstanden ist, erteilt er demselben das Wort zu seinem Vortrage über „die Lektüre zusammenhängender Stücke auf der untersten Stufe des altsprachlichen Unterrichts“.

Herr Oberlehrer Dr. Bolle führt aus, daß ein jeder, der heutzutage eine neue Methode anbahnen wolle, Schwierigkeiten zu überwinden habe, denn gerade auf diesem Gebiete sei so viel zu Tage gefördert, daß die Menge

des Erschienenen entschieden auf eine Überproduktion hinweise. Hervorgehoben sei diese Überproduktion zu einem größeren Teile durch die Verbesserungseligkeit vieler jüngeren Kollegen, die ohne genügende Kenntnisse und Erfahrungen auf pädagogischem Gebiete vielfach an Verbesserungen der Methode treten wollten. Seine eigenen Änderungen machen nun durchaus keinen Anspruch auf Neuheit; er empfiehlt vielmehr eine Methode, die früher bis vor nicht allzu langer Zeit allgemein gangbar gewesen ist. 1877 hat er zuerst in einem Gymnasialprogramm auf diese Methode hinzuweisen unterommen nach achtjähriger Amtsthätigkeit, und seitdem hat er praktisch probiert. Er will nunmehr seine Erfahrungen mitteilen.

Er hat 1869 zunächst den Elementarunterricht im Lateinischen in Sexta übernommen, und zwar nach dem Elementarbucho von Spiefs, das sich seiner ganzen Anlage und Methode nach von den so weit verbreiteten Ostermannschen Büchern nur dem Namen nach unterscheidet. Das Buch hat ja unleugbare Vorzüge, die sich im wesentlichen dahin zusammenfassen lassen, daß an Schulen, in denen nach diesem Buche unterrichtet wird, der Direktor dem neu eintretenden Lehrer absolut keine weitere Instruktion zu erteilen braucht, als die: „Sie fangen auf der und der Seite an und suchen bis Ostern so und so viel Seiten zu absolvieren.“ Dem individuellen Willen des Lehrers lassen derartige Bücher überall keinen Spielraum. Das ist ja sehr bequem, aber immerhin ist dieser Vorzug ein zweifelhafter. Später machen sich andere Fehler und Schattenseiten bemerkbar. Der Lehrer darf sich nicht damit begnügen, die Worterklärung des Gelesenen zu geben, sondern er muß seine Schüler auch für den Inhalt interessieren. Das Spiefsche Buch enthält nun lauter kurze Sätze, die unter sich völlig zusammenhanglos sind. Diese Sätze lassen sich dem Inhalte nach in drei Rubriken subsumieren, deren erste nur völlig triviale Sätze enthält, die zweite giebt allgemeine Wahrheiten, die dritte historische und geographische Notizen. Für die Sätze erster Art — Redner gab überall Belege, indem er entsprechende Sätze aus dem Spiefschen Buche mitteilte — die Schüler zu interessieren ist von vornherein völlig unmöglich, auf die Erklärung der Sätze der zweiten und dritten Rubrik aber muß ganz außerordentlich viel Zeit verwendet werden, wenn dieselben dem Verständnis des Sextaners irgendwie nahe gebracht und klar gemacht werden sollen. Bolle hat deshalb das Erklären des Inhaltes des Gelesenen bald aufgegeben, und die Folge zeigte, daß die Schüler gegen den Inhalt des Gelesenen schnell sehr gleichgültig wurden, das Resultat also, das die Benutzung derartiger Sätze beim Elementarunterricht ergibt, läßt sich dahin zusammenfassen: die Schüler werden erzogen zur Gleichgültigkeit und Gedankenlosigkeit bei der Lektüre. B. hat deshalb gleich seine Bedenken gegen diese Methode ausgesprochen, wurde aber zur Ruhe verwiesen, weil die Methode alt und bewährt sei.

Alt ist nun die Methode entschieden nicht, denn herrschend geworden ist sie erst seit den vierziger Jahren, und noch im Anfang unseres Jahrhunderts hat man den fremdsprachlichen Unterricht mit zusammenhängender Lektüre begonnen, wie das die Lehrbücher von Broeder und Jakobs beweisen, welches letztere erst in der fünfzehnten Auflage die Gestalt unserer modernen jetzt üblichen Übungsbücher erhalten hat. Dieser Übergang ist veranlaßt worden durch das Zusammentreffen zweier Umstände. Die lateinische Sprache hat den realen Halt, den sie bis dahin noch im Leben hatte,

definitiv verloren. Das fing schon an im Beginne des vorigen Jahrhunderts. Im Anfange unseres Jahrhunderts fristete die lateinische Sprache noch kümmerlich nur ihr Dasein in Dissertationen u. s. w.; und das hat nunmehr ganz aufgehört. Dazu kam der Aufschwung der grammatischen Wissenschaft im Anfange dieses Jahrhunderts. Diese beiden Umstände mußten notwendigerweise auch auf das Leben der Schule einwirken, und damit begann diese heute noch nicht abgestorbene grammatistische Methode, nach der die Lektüre nur zur Einübung der Grammatik benutzt wird, eine Methode, gegen welche vergebens wiederholte Verfügungen der Behörden aufgetreten sind. Von vornherein wurde jetzt die Grammatik betont in der Schule, und so kam man allmählich dazu, Übungsbücher anzufertigen, die lediglich aus kleinen Sätzen bestanden. Dem Lateinischen folgte bald das Griechische, wenn auch noch in den fünfziger Jahren dieser Unterricht wenigstens an manchen Schulen mit zusammenhängender Lektüre begonnen wurde. So kommt es, daß die Schüler in Sexta und Quinta, also zwei Jahre hindurch, sich mit völlig zusammenhangloser Lektüre beschäftigen müssen; atmen sie dann endlich in Quarta bei zusammenhängender Lektüre im Lateinischen auf, so treten dem entgegen sofort wieder die kleinen zusammenhanglosen Sätze, wie sie unter anderen das weit verbreitete Übungsbuch von Wesener im Griechischen bietet. Möglich ist das Wachhalten des Interesses dann nur entweder durch sehr große Strenge, oder durch Überreizung des Ehrgefühls, und gegen beides sprechen doch sehr große Bedenken.

Aber auch bewährt ist die Methode nicht. Der Normallehrplan von 1816, als diese Methode noch nicht üblich war, setzt für das Lateinische in Sexta und Quinta je sechs, nachher acht Stunden an. Der folgende Normallehrplan von 1837 setzt in Sexta bis Sekunda je zehn Stunden, für Prima acht Stunden an. In diesem selben Verhältnis von 32 pCt. haben nun aber die Kenntnisse der Abiturienten im Lateinischen nicht zugenommen, und auch das Verständnis und das Interesse an den Schriftstellern ist keineswegs gewachsen. Diese Methode hat sich also nicht bewährt, sie erschläßt vielmehr. Die philologischen Studenten schreiben von Jahr zu Jahr immer schlechteres Latein, und auch das Lateinsprechen ist sogar in den Seminaren auf ein Minimum reduziert.

Deshalb ist wenigstens der Versuch einer Änderung nicht unberechtigt. Wer schnell mit Spiess fertig wurde und dazu kam, am Ende des Jahres die kleinen Fabeln zu lesen, die am Ende des Buches sich finden, der wird gesehen haben, welches reges Interesse die Jungen dieser zusammenhängenden Lektüre entgegenbrachten. B. hat nun mit eben nach Quinta vorsetzten Sextanern die Lektüre des kleinen Herodot von Weller betrieben, wobei die vorkommenden Partizipialkonstruktionen u. s. w. jedes Mal erklärt wurden. Nach längerer Zeit wurden dann die vorgekommenen Erscheinungen zusammengestellt und Regeln darüber aufgestellt. Dabei wurden gute Erfolge gezeitigt, Syntax also läßt sich leicht in Verbindung bringen mit zusammenhängender Lektüre. Beim Griechischen gebrauchte er das Übungsbuch von Ahrens, das leider sehr wenig bekannt ist. Dasselbe beginnt mit homerischer Formelehre, die ohne Übungsbeispiele in etwa acht Wochen einzuüben ist; dann folgt zusammenhängende Lektüre aus dem neunten Buche der Odyssee ohne jede Abänderung. Diese Lektüre trieb B. in drei Stunden, während er in den übrigen drei Stunden Erweiterung der Formelehre gab,

durchaus in notwendigem inneren Zusammenhang mit der Lektüre. Die Erfolge hierbei waren gute, und die Quartaner sind bei dieser Methode stets sehr interessiert, lebhaft und aufmerksam gewesen.

Die Methode hatte aber einen bedenklichen Fehler, den nämlich, daß sie mit dem Homer begann, welcher Fehler in den folgenden Klassen unangenehm zutage trat. Es wurde den Jungen schwierig, sich nachher in das Attische zu finden, so daß in Tertia bald eine Zeit eintrat, wo das Griechisch der Jungen weder homerisch noch attisch war. Aus diesem Grunde ist das Lehrbuch auf höhere Verordnung aus allen preussischen Schulen entfernt. B. schrieb nun 1877 ein Programm, in welchem er die Anwendung dieser selben Methode auf das Lateinische durchzuführen versuchte. Er gab zuerst ein Gerippe der lateinischen Formlehre, dann in einem zweiten Teile das Märchen von Amor und Psyche und endlich im dritten Teile Anweisungen darüber, wo nun die Erweiterung der Formlehre einzusetzen habe. In Wismar hat dann B. zuerst griechischen Elementarunterricht nach Wesener gegeben und hat dabei sein Urteil vollständig bestätigt gefunden, daß das Buch seinem Inhalte nach für Lehrer wie für Schüler eine Qual sei. Er hat dann Lattmanns Apollodor mit zusammenhängender Lektüre eingeführt. Im Anfange des Jahres nimmt er in 7—9 Wochen nach Koch ein Gerippe der griechischen Formlehre durch; dann geht er zum Apollodor über, dessen Lektüre er 2—3 Stunden zuweist, während die übrigen 3—4 Stunden der Grammatik gewidmet werden sollen im engsten Zusammenhang mit der Lektüre. Die Erweiterung der Kenntnisse in der Grammatik schloß sich durchaus nicht an den Gang der Grammatik, sondern an die Lektüre. Daneben gebraucht er ein Vokabular, das grammatisch geordnet war, und an dessen Auswendiglernen sich eine systematische Repetition der bis dahin durchgenommenen Grammatik anknüpft. Die Exerzitien wurden im Anschluß an die Lektüre diktirt mit Besprechung der etwaigen Schwierigkeiten, dann wurde die Kladde in der Klasse gründlich durchgenommen und besprochen und dann erst die Reinschrift angefertigt. Das Verfahren bei den Extemporalien, die natürlich meistens Formenextemporalien waren, war ein ähnliches. Für die Resultate, die bei dieser Methode erzielt wurden, mag der Umstand sprechen, daß drei Herren, die in der ihnen vollständig fremden Klasse Probelektionen hielten, zugestanden haben, daß die Schüler, neben der größeren Fähigkeit im Übersetzen aus dem Griechischen, mindestens dieselbe Sicherheit in der Grammatik aufzuweisen hatten, wie die entsprechenden Schüler anderer Anstalten.

Es ist nun die Frage aufzuwerfen, ob dies wirklich eine Methode für alle Lehrer ist, oder nur für diesen oder jenen einzelnen; aber der erste Teil dieser Frage kann getrost bejaht werden, wie daraus hervorgeht, daß früher alle Probekandidaten mit dem Buche von Ahrens haben auskommen können. Ausführlicher habe der Vortragende hierüber gehandelt in einem Berichte im letzten Jahrbuch von Fleckeisens Jahrbüchern. Bei Lattmann ist das Fortschreiten vom Leichterem zum Schwereren nicht richtig beobachtet; ein anderes ähnliches Buch ist neuerdings aus Arrian zusammengestellt von Destinon in Kiel und von B. besprochen in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen.

Oberlehrer Bolle schloß seinen Vortrag mit folgender These:

„Die jetzt im altsprachlichen Elementarunterrichte allgemein gebräuchlichen zusammenhanglosen Einzelsätze lähmen das Interesse der Schüler am

Inhalte des Gelesenen und sind für die Einübung der lateinischen und griechischen Formen entbehrlich. Es empfiehlt sich vielmehr auf der untersten Stufe die Lektüre zusammenhängender lateinischer resp. griechischer Stücke zum Mittelpunkt des gesamten Unterrichts in der betreffenden Sprache zu machen.“

Nachdem der Herr Vorsitzende die Debatte eröffnet hatte, ergriff zunächst Herr Schulrat Dr. Hartwig das Wort. Derselbe will nicht auf einzelne Punkte der Methode eingehen. Er bedauert nur, daß B. hier nicht in der Ausführlichkeit habe vortragen können, wie in dem genannten Artikel in den Jahrbüchern. Auf näheres Eingehen verzichtet er mit Rücksicht auf die heutige Tagesordnung, schon um dem zweiten zu erwartenden Vortrag nicht vorzugreifen. Er dankt dem Redner angelegentlichst für seinen Vortrag und empfiehlt jedem Sprachlehrer dringend die Lektüre des Artikels in den Jahrbüchern.

Nölting hat mit großem Vergnügen stets dem Unterricht B.s beigewohnt und bestätigt das Interesse und die Tüchtigkeit der Schüler bei dieser Methode; er führt dann das Praktische der Methode weiter aus.

Dr. Huther-Waren fragt an, ob man das Gerippe der Formlehre nicht auch schon an die Lektüre anknüpfen könne, indem man die Formen in Zusammenhang bringe und betrachte.

Bolle: Diese Methode sei ja auch benutzt; doch möchte er davor warnen. Für die ersten Übungen der Deklination müsse man deduktiv verfahren, um möglichst bald zur induktiven Methode kommen zu können. Es ergebe sich sonst derselbe Fehler, auf den Perthes in seinen Übungsbüchern gekommen sei.

Huther hat bei seiner Weise den Erfolg gehabt, daß die Schüler z. B. niemals Passivum und Futurum verwechselten, weil er ihnen nie die abstrakte Form gebe, sondern dieselbe nur im Zusammenhang des Satzes.

Bolle: Um die Form klar zu machen, muß man selbstverständlich vom Satze ausgehen, aber das müssen deutsche Sätze sein, nicht lateinische.

Strenge kennt das Programm von 1877 und ist neuerdings wieder darauf aufmerksam gemacht durch ein Programm Lattmanns von 1882. Er hat die neuesten Übungsbücher nicht praktisch geprüft, sondern nur durchgemustert; er fragt nun, ob es nicht möglich sei, die Jakobsschen Bücher in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder aufleben zu lassen. Im Jakobs sei manches aus Lucian enthalten gewesen, das sich im Gegensatz zu Apollodor gerade vortrefflich eigne.

Bolle weist darauf hin, daß die Jakobsschen Bücher allmählich nach der herrschenden Methode umgewandelt seien. Das geistige Eigentum Jakobs dürfe ein anderer nicht ohne weiteres benutzen. Zwei neue größere Bücher seien erschienen, außer dem von Destinon noch eins von Vollbrecht, aus dem Xenophon zusammengestellt. Dies letztere habe den Nachteil, daß es zu schwierig anfangs, weil V. vorher ein volles halbes Jahr Grammatik treiben lasse. Dieser Schriftsteller sei gewählt, um gleich auch den Vokabelschatz des Xenophon vorzubereiten.

Nölting meint, der Grund für die Abschaffung des Jakobs liege darin, daß man geglaubt habe, möglichst früh mit der Übertragung deutscher Stücke in die fremde Sprache beginnen zu müssen, und dazu habe man den Jakobs nicht gebrauchen können.

Strenge bezweifelt, daß die Jakobsschen Bücher noch an irgend einer Anstalt in Gebrauch seien; es werde sich also doch wohl ermöglichen lassen.

dafs irgend jemand sie nach den früheren Auflagen zeitgemäfs herausgebe und dadurch wieder in die Schule einführe.

Der Vorsitzende schlägt vor die Debatte zu schliessen, da man sonst die Tagesordnung kaum werde innehalten können. Er fordert dann zur Abstimmung über die These auf, welche ergiebt, dafs der gröfsere Teil der Versammlung sein Einverständnis erklärt.

Nach einer Frühstückspause wurden die Verhandlungen um 11 $\frac{1}{4}$ Uhr wieder eröffnet dadurch, dafs der Vorsitzende empfahl, Schwerin als Ort für die nächste Versammlung zu bestimmen, weil gerade das Schweriner Kollegium besonders bei den im Anfange der Verhandlungen für die nächstjährige Versammlung intimierten Anträgen interessiert sei. Es wird demgemäß beschlossen, und nunmehr erhält der Herr Oberlehrer Dr. Zillgenz aus Waren das Wort zu seinem Vortrage über die Grenzen der Herbart-Ziller-Stoyschen Lehrweise im Gymnasialunterricht.

Der Redner weist zunächst auf die innere Bedeutsamkeit der Methode hin; die Verbreitung derselben ist sehr grofs, denn sie beherrscht fast den gesamten Volkunterricht, und die Volksschullehrerseminare sind ebenfalls darauf eingerichtet. Es wird sogar den höheren Schulen bereits zum Vorwurf gemacht, dafs sie mit der Einführung derselben so lange zögern. Besonders sind es die Empfehlungen der sächsischen Direktorenkonferenz vom Jahre 1883, die die Methode in Erinnerung gebracht haben. Diese Empfehlungen sind nunmehr so bekannt geworden, dafs es dem gegenüber angezeigt erscheint, auch einmal die Kehrseite der Einführung hervorzuheben und die Grenzen der Verwendbarkeit auseinanderzusetzen. Das führt nun auf eine Kritik der Methode und den Ursprung derselben; sie gründet sich aber auf die Herbart'sche Philosophie, speziell seine Psychologie und Ethik. Dieser Umstand veranlafst den Redner, auf die philosophische Grundlage der ganzen Methode näher einzugehen. Herbarts Seelenlehre beruht auf seiner Lehre von dem Realen als dem wirklich Seienden und der Grundlage der Erscheinungen; ein solches Reale ist ihm auch die Seele, dieselbe ist daher unerschaffen, unzerstörbar, vorstellungslos und inhaltleer und kommt erst im Körper zu Vorstellungen und Bewufstsein, vermittelt durch die Realen des Körpers und mittelst der fünf Sinne auch durch die Außenwelt. Aus diesen Vorstellungen entstehen dann Begehren und Wollen. Die Verhältnisse der Vorstellungen erzeugen Gefallen oder Mißfallen, von denen das erstere die Grundlage des Ästhetik ist, und von der ist ein Teil die Ethik. Diese beruht nun auf dem Wohlgefallen und baut sich auf in den fünf Stufen: innere Freiheit, Vollkommenheit, Wohlwollen, Recht, Billigkeit. Wenn man diese auf die Menschheit anwendet, so ermöglichen sie die beseelte Gesellschaft, und dieser entgegenzuführen ist die Aufgabe der Pädagogik.

Nach dem Herbart'schen System der Pädagogik sind nun Erzieher und Lehrer vollkommen eins; er tritt an die Stelle der Eltern, schon darum, weil das Elternhaus in der Regel nicht in der Lage ist, die Stelle des Lehrers übernehmen zu können. Aus diesem Grunde und weil aller Unterricht erzieht, tritt die Schule an die Stelle des Hauses. Die ganze Herbart'sche Pädagogik ist nun gerichtet auf Erziehung zur Gesinnungstüchtigkeit, und so bildet den Abschluß der Schule bei ihm die Erreichung von Gesinnung und Charakter, nicht aber von Wissen. Erziehungsmittel ist der dargebotene Stoff; da nun das Ziel der Erziehung die Gesinnung ist, so ist

alles, was nicht Gesinnungen erregt, auch nicht Unterrichtsgegenstand, sondern Fertigkeit. Alle Stoffe ordnen sich um Naturwissenschaften und Geschichte. Der Sprachunterricht muß von Anfang an neben den Formen auch Gehalt bieten, und auch die unterste Stufe darf nicht ausschließlich Fertigkeiten bieten. Beginnen läßt Herbart den Sprachunterricht gleich auf der untersten Stufe mit dem Griechischen, wegen des Homer.

Die Zweige der Erziehung sind Regierung, Unterricht und Zucht. Gerade in Beziehung auf die erstere sind Herbarts Anweisungen vortrefflich; der Unterricht leitet den Zögling zur Selbstzucht durch das „Gedächtnis des Willens“, die Gesichtspunkte, die der Lehrer ins Auge zu fassen hat, sind Hoffnung und Geduld. „Die Zucht sucht einen solchen Gedankenkreis in die jugendliche Seele zu bringen, der das Ungünstige der Umgebung zu überwinden, das Günstige derselben in sich aufzulösen und mit sich zu vereinigen Kraft besitzt.“

Der gesamte Unterricht baut sich nach der Herbart'schen Methode auf in drei Stufen. Entweder nämlich nimmt der Lehrer schon im Zögling vorhandene Anschauungen, die er erläutert, ohne Neues hinzuzufügen, das bildet den erläuternden Unterricht; oder er fügt Neues hinzu, das bildet den darstellenden Unterricht, oder endlich der Lehrer nimmt ganze im Schüler vorhandene Anschauungsgruppen, die er zergliedert und erläutert, und entwickelt so neue Anschauungen: das ist der entwickelnde Unterricht, und diesem letzteren fällt der Löwenanteil zu, während der darstellende nur wenig betont wird. Redner hebt auch die Wichtigkeit der Apperception hervor, d. h. der Aufnahme neuer Vorstellungsmassen durch verwandte, die der Lehrer zu diesem Behufe wachrufen muß. Das Bindeglied zwischen Erkennen und Wollen ist das verschieden definierte Interesse, das unter allen Umständen vom Lehrer erregt werden muß. Sechs verschiedene Arten des Interesses werden hervorgehoben, die alle in einer und derselben Stunde erregt werden müssen, aber dabei immer auf einen Hauptgesinnungspunkt konzentriert werden müssen. Konzentration des Unterrichts wird überhaupt an der Methode aufs allerhöchste betont. Sie muß stattfinden in jeder Stunde, in jedem Fache, ja auch in den verschiedenen Fächern in jeder Klasse. Für achtklassige Volksschulen ist diese Konzentration von Ziller bereits auf ganze Anstalten angewendet, und dasselbe steht auch für die Gymnasien nahe bevor. Die Erregung des Interesses nun, die Konzentration des Unterrichts, die vorausgesetzte Interesselosigkeit des Schülers fordern scharfe Schematisierung der Unterrichtsstunde, und das führt zu den Formalstufen, die allerdings Herbart in seinem Werke wenig beachtet hat, die von der Schule um so schärfer betont werden; von Direktor Frick besonders sind sie allerdings mit Zweifel behandelt, aber in zahlreichen Probelektionen empfohlen.

Redner setzte dann die Vorteile des Systems auseinander. Dasselbe imponiert durch seine innere Geschlossenheit und seinen sittlichen Ernst, indem sein Totaleffekt beruht auf Durchführung der Intelligenz zur Tugend. Für uns Deutsche imponiert es auch schon durch seine Anlehnung an die Philosophie, wenn freilich auf der letzteren auch gerade die Schwäche des ganzen Systems beruht. Es kommt dazu die hohe Verwendbarkeit des Systems, und alle Vorschriften über Interesse, Konzentration, Formalstufen sind, wenn auch nicht im einzelnen durchführbar, doch höchst beachtenswert. Es wird empfohlen endlich auch durch die schonende Behandlung des Schülers, dem es fast nichts zumutet, während es dem Lehrer alles zumutet durch die

strenge Forderung eingehender Vorbereitung auf jede einzelne Stunde. Unberechtigt ist es, dem System Mangel an Originalität vorzuwerfen, denn es ist gerade dadurch schon originell, daß Herbart es seinem philosophischen Systeme eingefügt hat.

Dem gegenüber führt aber die regelrechte Verfolgung eines geschlossenen Systems auch leicht zu Auswüchsen. Die Konzentration fordert, daß alle Lehrer einer Anstalt desselben Sinnes sind; eben sie fordert aber auch Sichtung der Lehrpläne, da die wenigsten Lehrpläne nach dem Systeme aufgebaut sind. So wird gefordert, daß die am leichtesten zu konzentrierenden Gegenstände in einer Hand vereinigt werden. In Sexta und Quinta wird die Geschichte stark bevorzugt auf Kosten des Lateinischen und Französischen. Es wird eine Grammatik ohne Regeln und in konsequenter Durchführung eine Formlehre ohne Formen gefordert. Der Schüler soll nur durch Beispiele lernen, und jeder Satz muß so gefaßt sein, daß ein die Gesinnung fördernder Inhalt darin ist. Der Lehrer soll möglichst viel durch Fragen wirken, um Vorstellungsmassen zu wecken, und dazu gehört allerdings viel Zeit. Das Heranziehen des Interesses geschieht vielfach auf recht gewaltthätige Weise, wofür Redner Beispiele anführt. Bedenklich ist ferner die Vernachlässigung der häuslichen Aufgaben und die Geringschätzung der Extemporalien. Ziller fordert auch die Beseitigung des Abiturientenexamens und unbedingte Trennung des gesamten Gymnasialunterrichts in zwei getrennte Kurse, einen, an dem alle Schüler teilnehmen im Gesinnungsunterricht, und einen, der den Unterricht in Fertigkeiten enthielt, an welchem letzteren nur diejenigen Schüler teilnehmen, die die einzelnen Fertigkeiten dereinst brauchen werden.

Daneben her gehen auch organische Irrtümer. Freilich über das Wesen der Seele darf man mit Herbart nicht streiten, denn dessen Erkenntnis ist der rein menschlichen Spekulation schließlich doch verschlossen; das Kind aber tritt dem Pädagogen jedenfalls mit vielen verschiedenen Anlagen entgegen; es hat Erkenntnis, Gefühl, Begehren, Lust am Lernen, Freude am Gelernten, Achtung vor Befehlen, ein tiefes Gefühl für Sitte und Recht, und weil es diese verschiedenen Anlagen hat, ist es wenigstens überflüssig für den Pädagogen nach einer Grundthätigkeit zu suchen. Auch Interesse bringt der Schüler mit. Die Forderung bloßen Gesinnungsstoffes ist übertrieben, aber auch der Unterricht in Fertigkeiten ist erziehend, da er Gehorsam, Selbstüberwindung, Mäßigung fordert. Jedenfalls kann die Schule unter keinen Umständen dem Hause die Erziehung, wie Herbart fordert, abnehmen, schon aus Mangel an Zeit.

Ferner ist auch der Unterrichtsapparat zu zeitraubend; viele Interessen sind mit der Mathematik z. B. schwer oder gar nicht zu verbinden. Auch darf die Selbstthätigkeit des Schülers nicht unterschätzt werden. Der darstellende Unterricht erfordert mehr Raum in den oberen Klassen, Lektüre und Privatfleiß müssen mehr betont werden. Außerdem kann sich kein religiöses Bekenntnis mit Herbarts religiösem Interesse begnügen, und wenn Ziller der Religion gerecht werden will, so tritt er damit vollständig außerhalb des Systems.

Trotz aller dieser Ausstellungen müssen die vorher betonten vortrefflichen Seiten der Methode voll anerkannt werden, wie das auch in der ersten der drei Theesen geschieht, mit denen Oberlehrer Dr. Zillgenz seinen Vortrag schließt:

- 1) Die Herbart-Ziller-Stoysche Lehrweise enthält so viel Vortreffliches, daß die Bekanntschaft jedes Lehrers mit derselben zu wünschen ist.
- 2) Dieselbe Lehrweise, in ihrer philosophischen Grundlage bestreitbar, setzt zu wenig Entgegenkommen von Seiten des Schülers voraus und würde in ihrer folgerechten Durchführung die Leistungen wenigstens der oberen Klassen des Gymnasiums beeinträchtigen.
- 3) Die von Gott eingesetzte Quelle der Erziehung bleibt auch für die Schüler der höheren Schule das Elternhaus; die Schule darf die ihr zugewiesene Zeit, Machtbefugnis und Mittel nicht auf Kosten des Unterrichtszweckes erziehlich verwenden.

Der Vorsitzende dankte dem Vortragenden für seinen anregenden Vortrag und eröffnete die Debatte über denselben.

Schulrat Dr. Hartwig spricht gegen eine Abstimmung über die Thesen, da in der Versammlung manche sein werden, die sich nicht mit der Methode bekannt gemacht haben. Die Verhältnisse und die Zusammensetzung dieser Versammlung seien eben andere als bei den preussischen Direktorenkonferenzen, wo die einzelnen Verhandlungsgegenstände vorher bei jeder einzelnen Schule eingehend in Erwägung gezogen würden, sodafs jedes Mitglied genau instruiert sei. Am Schlusse des Vortrags vermisse er das versöhnende Wort. Wer den Vortrag gehört habe, ohne in der Sache genügend orientiert zu sein, würde entschieden sich als Gegner der Methode bekennen, die doch so manches Gute habe. Er will sich mit der ersten These einverstanden erklären, möchte aber eine Abstimmung über die beiden letzten Thesen verhindern. Dem Dank für den Vortrag schliesse er sich gern an, möchte es aber dabei bewenden lassen.

Die Abstimmung über die erste These ergab allgemeines Einverständnis mit derselben, die über die beiden letzten wurde abgelehnt.

Zillgenz erklärt, der versöhnende Schlufs seines Vortrages solle eben in der ersten These enthalten sein.

Noch war vom Oberlehrer Dr. Schlegel-Waren die These zur Besprechung gestellt:

Es ist wünschenswert, daß die Zahl der gesamten mathematischen Abiturientenaufgaben auf das in Preussen und Sachsen übliche Maß von vier herabgesetzt werde.

Der Vorsitzende teilte aber mit, im Einverständnis mit dem Antragsteller, daß die Diskussion über diese These fortfallen solle, da so wenige Mathematiker anwesend seien. Damit ist die Tagesordnung erledigt, und die Versammlung wird, nachdem Direktor Dr. Strenge dem Vorsitzenden den Dank für seine Leitung ausgesprochen hat, bald nach 1 Uhr geschlossen.

Um 2 Uhr vereinigte ein Diner, an dem auch Damen teilnahmen, die Mitglieder noch einmal, und eine Reihe teils ernster, teils humoristisch gefärbter Trinksprüche trug wesentlich dazu bei, die Stimmung unter den Anwesenden zu erhöhen. Diejenigen Herren, die noch über freie Zeit verfügen konnten, beteiligten sich dann noch an einer Dampfschiffahrt nach Bellevue um 4½ Uhr, während die meisten Fremden Waren mit dem Abendzuge verließen voll dankbarer Erinnerung an die gebotenen Anregungen wie an die gastfreundliche Aufnahme, die ihnen überall entgegengetreten war.

Parchim.

H. Buschmann.

VIERTE ABTHEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER.

1. Karl Meifsner, Lateinische Phraseologie. Für den Schulgebrauch bearbeitet. Vierte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1884. X und 194 S. 8.

Dafs schon nach zwei Jahren eine neue Auflage notwendig geworden, spricht für die Brauchbarkeit des Buches. Dasselbe hat eine sorgfältige Durchsicht, aber nur geringe Veränderungen erfahren, letztere hauptsächlich auf Grund der Besprechungen von O. Weiffenfels (in dieser Ztschr. 1883 S. 129 ff.) und E. Wilhelm (Jenaer Programm 1882).

2. Aug. Nies, Zur Mineralogie des Plinius. Progr. der Realschule zu Mainz 1884. 27 S.

3. Friedr. Leiffholdt, Etymologische Figuren im Romanischen nebst einem Anhang: Wiederholungen betreffend Steigerung und Erweiterung eines Begriffs. Erlangen, Andreas Deichert, 1884. VII und 96 S. 8. 1,80 M.

Inhalt: I. a. Auftreten der Adnominatio ohne das Vorhandensein von Beziehungen vermittelt Präposition; b. Die Adnominatio wird durch das Vorhandensein von Beziehungen vermittelt Präpositionen erzeugt. II. Etymologische Figuren: a. im einfachen Satz; b) im zusammengesetzten Satz. III. a. Pseudetymologische Figuren; b. Permutationen im engeren Sinne. Anhang: I. Tautologie: a. Wiederholung desselben Wortes oder Wortstammes; b. Tautologische Wiederholung des blofsen Begriffs. II. Pleonasmus. III. Einiges über Begriffszergliederung im Romanischen.

4. Carl Ziwsa, Proben lateinischer Gedichte des XVII. Jahrhunderts über Wiens Befreiung von der zweiten Türkenbelagerung. Separat-Abdruck aus dem 20. Jahresberichte des Leopoldstädter Kommunal-, Real- und Obergymnasiums in Wien. Wien, im Selbstverlage des Verfassers, 1884. 40 S. 8.

5. Des Euripides Medea zum Schulgebrauche mit erklärenden Anmerkungen versehen von Wolfgang Bauer. Zweite Auflage, durchgesehen von N. Wecklein. München, Lindauersche Buchhandlung (Schöppig), 1883. 82 S. 8. 1 M.

Text mit erklärenden Anmerkungen und einer Übersicht über die lyrischen Metra. Eine treffliche Leistung mit wohlgedachtem, das Verständnis in der besten Weise förderndem Kommentar. Die Übersetzungen könnten auf ein geringeres Mafs zurückgeführt werden.

6. Adolf Harpf, Die Ethik des Protagoras und deren zweifache Moralbegründung, kritisch untersucht. Heidelberg, Georg Weifs, 1884. 71 S. 8.

Teil I: Feststellung der ethischen Lehren des Protagoras. 1. Allgemeine Charakteristik der Ethik des Pr. 2. Der ethische Naturalismus des Pr. 3. Der ethische Normalismus des Pr. Teil II: Vergleichende Betrachtungen zur Ethik des Pr. 1. Analogieen der ethischen Lehren des Pr. (Kant). 2. Die kritische Bedeutung der kantischen Parallele. 3. Widerlegungen (irrige Auslegung der platonischen Überlieferung; Ergebnis für die Ethik im allgemeinen).

7. Διάταγμα περί έγγραφῆς καὶ ἐξετάσεως μαθητῶν ἐν τοῖς ἐκπαιδευτηρίοις τῆς μέσης ἐκπαιδεύσεως. Ἐν Ἀθήναις ἐκ τοῦ ἐθνικοῦ τυπογραφείου 1884. 31 S. 8. Dazu Πρόγραμμα τῶν ἐν τοῖς ἑλληνικοῖς σχολείοις καὶ τοῖς γυμνασίοις διδακτῶν μαθημάτων in der Ἐφημερὶς τῆς κυβερνήσεως τοῦ βασιλείου τῆς Ἑλλάδος 1884. Nr. 267 (ἐν Ἀθήναις 27 Ἰουνίου 1884.)

8. Die Staatslehre des Aristoteles. Ein Essay von A. C. Bradley, Professor am university college in Liverpool. Autorisierte Übersetzung von J. Imelmann. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder), 1884. 83 S. 8.

Ein Buch voll klarer Gedanken, zum Teil geistvoll; bietet eine angenehme Lektüre, hauptsächlich wegen der äußerst wohl gelungenen Übersetzung.

9. Des Euripides Iphigenie bei den Tauriern. Zum Schulgebrauche mit erklärenden Anmerkungen versehen von Wolfgang Bauer. Zweite Auflage durchgesehen von N. Wecklein. München, Verlag der J. Lindauerschen Buchhandlung (Schöpping), 1884. 92 S. 8.

Sehr empfehlenswert; der neue Herausgeber hat sich des Büchleins mit sichtbarer Liebe angenommen und im einzelnen mit sicherer Hand, wenn auch behutsam, mancherlei verbessert. Vgl. No. 5.

10. Julius Goebel, Über tragische Schuld und Sühne. Ein Beitrag zur Geschichte der Aesthetik des Dramas. Berlin, Carl Dunckers Verlag (C. Heymons), 1884. VIII und 108 S. kl. 8. Geschichte des Begriffs „Tragische Schuld und Sühne“ 1. in der spekulativen Ästhetik (Solger, Hegel, Vischer, die spätere Ästhetik; Resultat; die Shakespeare-Forschung); 2. bei den Klassikern (Lessing, Sturm und Draug, Herder, Goethe und Schiller). Anhang: Schopenhauer.

11. Graesers Schulausgabe klassischer Werke. Uuter Mitwirkung mehrerer Fachmänner herausgegeben von J. Neubauer. Wien, Karl Graeser, 1884.

VI. G. E. Lessing: Laokoon. In ausgewählten Stücken mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Prof. Karl Jauker. XVI und 68 S. 30 Kr. — VII. Schiller: Die Jungfrau von Orleans. Mit Einleitung und Anmerkungen von Hans Kay. XIV und 112 S. 36 Kr. — VIII. Schiller: Don Carlos, Infant von Spanien. Mit Einleitung und Anmerkungen von Ferd. Khull. XIV und 208 S. 56 Kr.

12. Fr. von Schiller, Maria Stuart. Mit ausführlichen Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium von Heinrich Heskamp. Paderborn, F. Schöningh, 1884. 192 S. 1,35 M. (Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit Kommentar VI.)

13. P. Grofs, Die Tropen und Figuren. Ein Hilfsbuch für den deutschen, lateinischen und griechischen Unterricht an höheren Lehranstalten. Köln, C. Roemke & Cie, 1881. gr. 8. VIII und 282 S. 3,50 M.

Inhalt: I. Ursprung der Tropen und Figuren. II. Die Lehre von den Tropen. III. Die Lehre von den Figuren: 1) Die Wortfiguren: a) Klangfiguren, b) Figuren der Wortwiederholung, c) Figuren der Wortverbindung; 2) die Sinnfiguren: a) Sinnfiguren, welche auf einer Umgestaltung der gewöhnlichen grammatischen Form des Satzes beruhen, b) Sinnfiguren, welche eine weitere Ergänzung oder Verdeutlichung des Gedankens enthalten, c) Sinnfiguren, welche eine Gegenüberstellung von Gedanken enthalten.

Ein wohlgedachtes und klar disponiertes Buch mit einem äußerst reichhaltigen Material, dessen Auswahl ebenso viel Geschmack wie Sachkenntnis verrät. Wer auf diesem Gebiete eingehendere Studien machen will, darf das Buch von Grofs nicht unberücksichtigt lassen; umgekehrt wird für jeden Lehrer Belebung und Vertiefung des Unterrichts die Folge der Lektüre desselben sein.

14. H. Grewe, Select Reading Lessons. Englisches Lesebuch. Nebst einem Wörterbuche mit Bezeichnung der Aussprache. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel), 1884. IV und 260 S. 2 M.

Fergehalten sind 1) solche Lesestücke, die nach Inhalt und Form nur für die ersten Schuljahre passen, 2) wirklich schwierige Stoffe, welche den Schülern erst dann geboten werden dürfen, wenn sie durch längere Übung sich einen bedeutenden Wortschatz erworben haben.

15. K. Graeser, Englische Chrestomathie für den Schul- und Privatunterricht. Mit Bezeichnung der Aussprache, erklärenden Anmerkungen und Wörterbuch. Dritte Auflage. Altenburg, H. A. Pierer, 1884. VIII und 264 S. 2 M.

Die 3. Aufl. ist durch einige Anmerkungen vermehrt worden. Im übrigen hat der Herausgeber Anlaß zu Verbesserungen nicht gefunden.

16. J. Schneider, Englisches Lese- und Übungsbuch für Tertia, wie auch für die entsprechende Stufe der Töchter- und Mittelschule. Altenburg, H. A. Pierer, 1884. XI und 244 S. 1,80 M.

Der Herausgeber geht davon aus, daß so bald wie irgend möglich zum Lesen eines zusammenhängenden inhaltlichen Lesestoffes geschritten werden muß, und schließt sich im wesentlichen der Methode an, welche Perthes und Meurer in ihren lateinischen Übungsbüchern befolgen.

17. Niebuhrs Tales of greec heroes. Für Realschulen aus dem Deutschen übersetzt von Sievers. Zweite, umgearbeitete Auflage. Altenburg, H. A. Pierer, 1884. V und 64 S. 16. 1,60 M.

18. O. Willmann, Lesebuch aus Homer. Eine Vorschule zur griechischen Geschichte und Mythologie. Fünfte Auflage. Nebst einer chromolith. und mit Randzeichnungen versehenen Karte. Leipzig, G. Gräbner, 1884. II und 144 S. Geh. ohne Karte 1,20 M, geh. mit Karte 1,60 M und geb. mit Karte 1,85 M.

Die gegenwärtige Ausgabe stimmt mit der vorangegangenen durchgängig überein. Bezüglich der methodischen Behandlung verweist der Verfasser auf seine Schriften „Die Odyssee im erziehenden Unterricht“ 1868 und „Der elementare Geschichtsunterricht“ 1872. Den Bildungsgehalt der homerischen Dichtungen im allgemeinen hat er in seiner „Didaktik als Bildungs-

lehre“ I. Teil 1882 mehrfach (vgl. bes. S. 152, 309) berührt. Das längst rühmlich anerkannte Buch dürfte sich nicht nur zur Einführung, sondern auch für Schülerbibliotheken und als Prämienbuch empfehlen.

19. Joh. Langs Bilder zur Geschichte. Ein Cyklus der hervorragendsten Bauwerke aller Kulturepochen in Lichtdrucken nach dem Original-Ölbildern. Mit erklärendem Texte. 1. und 2. Lieferung. Wien, E. Hölzel, 1884.

Diese beiden bis jetzt vorliegenden Lieferungen enthalten 6 Bilder aus Ägypten, 3 aus Indien, 1 aus Assyrien und 3 aus Persien. Jedem einzelnen Bilde schließt sich ein Text an. Jede Lieferung kostet 2 M.

20. Carl Fuchs, Geschichte des Kaisers L. Septimius Severus (Untersuchungen aus der alten Geschichte 5. Heft). Wien, Verlag von Carl Konegen, 1884. VIII und 124 S. 8.

I. Herstellung der Reichseinheit. 1. Erhebungen nach dem Tode des Pertinax. 2. Sieg des Severus über seine Mitbewerber. II. Reformversuche im Osten des Reiches. 1. Der parthische Krieg. 2. Organisatorische Thätigkeit des Severus im Osten. 3. Macht des Plautianus. III. Periode der friedlichen Regierung. 1. Mißhelligkeiten in der Familie des Severus. 2. Prinzipien der inneren Regierung. IV. Der britannische Krieg und das Ende des Severus.

21. Unser Wissen von der Erde. 16 bis 23. Leipzig, G. Freytag (resp. Prag, F. Tempsky), 1884. — Vgl. das Maiheft d. J. IV. Abteilung Nr. 26.

22. H. Küstler, Vorschule der Geometrie. Dritte, vermehrte und teilweise umgearbeitete Auflage. Mit 49 in den Text gedruckten Holzschnitten. Halle a. S., E. Nebert, 1884. 24 S.

Über die 2. Aufl. vgl. diese Ztschr. 1883 S. 46. In der 3. Auflage ist, abgesehen von kleinen Verbesserungen, die Einleitung einfacher gestaltet und den Übungen am Ende des Büchleins eine Anzahl von Fragen aus der Formenlehre beigelegt worden.

23. Moritz Schwalb, Kritik der revidierten Lutherbibel. Berlin, Walter und Apolant, 1884. 36 S. 8. Verf. kommt in dieser seiner „Kritik“ zu dem Resultat, daß die neu revidierte Bibel den gerechten Anforderungen nicht entspricht, und daß vielmehr ihre Verbreitung ein Unglück für unser Volk sein würde. Er begründet seine Ansicht durch Aufführung von fünf Hauptfehlern der Probebibel, die er mit Beweisen durch viele Beispiele belegt.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Die Behandlung einer syntaktischen Regel im lateinischen Unterricht auf dem Grunde der Herbartschen Didaktik.

In dem folgenden Versuche, die Behandlung einer syntaktischen Regel nach Herbartschen Grundsätzen darzulegen, soll nicht etwa eine neue Methode des Lateinunterrichts empfohlen werden. Wer wie der Verf. überzeugt ist, daß allgemein herrschende Unterrichtsmethoden wie unsere jetzige nicht aus subjektivem Belieben hervorgehen, sondern eine historische Berechtigung in sich tragen, für den kann es sich nicht darum handeln, vermittelt irgend einer didaktischen Theorie etwas Neues an die Stelle des Alten zu setzen. Wohl aber dürfte es sich verlohnen, die Grundsätze des Lehrens, wie sie H. nach meiner Überzeugung im wesentlichen endgiltig festgestellt hat, mit der heutigen Praxis zu vergleichen, zu zeigen, wie dieselben darin zur Anwendung kommen und inwiefern vielleicht durch ihre konsequente Befolgung manche dem üblichen Verfahren anhaftende Übelstände zu vermeiden sind. Einige theoretische Erörterungen möge man der Notwendigkeit, den eingenommenen Standpunkt zu rechtfertigen, zu gute halten.

Unsere Aufgabe sei also die Behandlung einer syntaktischen Regel. Hier erhebt sich sogleich eine theoretische Frage: Sollen wir, wie man zu sagen pflegt, induktiv oder deduktiv verfahren, sollen die Beispiele oder die Regel vorangehen? Der letztere, als grammatistische Methode bezeichnete Weg erfährt in dem Referate Fricks¹⁾ S. 77 eine ziemlich allseitige Verurteilung. Man wünscht Grammatiken nur in Beispielen nach dem Vorgange Meierottos. Dadurch würden wir etwa auf den Standpunkt des

¹⁾ Inwieweit sind die Herbart-Ziller-Stoyschen didaktischen Grundsätze für den Unterricht an den höheren Schulen zu verwerten? Berlin 1893.

Verf.s der Schrift über nationale Erziehung gelangen: „Hat der Schüler die elementare Formenlehre inne, so lege man alle Grammatik bei Seite und lasse ihn seine Grammatik sich selber machen, d. h. man gebe ihm eine möglichst große Fülle des Konkreten, leite ihn an, das Gleichartige herauszusuchen und sich so allmählich eine reiche Sammlung von Vorstellungen in seinem Innern anzulegen, endlich lasse man ihn den Abstraktionsprozefs selbst ausführen“.

Hier hätten wir schon die drei ersten der vier H.schen Formalstufen: 1) Klarheit des Einzelnen, 2) Association des Gleichartigen und 3) die Anfänge zur Bildung eines Systems durch Abstraktion einer Regel. Allein abgesehen von dem Zurücktreten der beiden letzten Stufen ist die Sache undurchführbar. Man müßte eine grammatisch präparierte Lektüre geben, wollte man einige Garantie der Vollständigkeit haben, und die dürfte manchem Quartaner doch noch weniger zumuten als den vielgeschmähten Cornel¹⁾. Im Privatunterricht mag dies Verfahren bis zu einem gewissen Grade durchführbar sein, mit der in unserm öffentlichen Schulwesen unerläßlichen Forderung gleichmäßiger Leistungen ist es unvereinbar.

Es kommt noch ein anderer Punkt hinzu, der von den Verteidigern der induktiven Methode zu wenig beachtet wird. Eine Regel ist der Ausdruck eines Allgemeinen in doppelter Hinsicht: 1) faßt sie das Allgemeine in den einzelnen Erscheinungen der gesprochenen oder geschriebenen Sprache zusammen, wie sie objektiv dem Forscher vorliegt; 2) ist sie die äußere, in das denkende Bewußtsein erhobene Darstellung der bestimmten Art und Weise, wie die Seele in einer Reihe gleichartiger Fälle in der Sprache funktioniert. Es sei gestattet, diesen einer bestimmten Regel psychisch korrespondierenden Zustand, den man meist als Sprachgefühl bezeichnet, im Gegensatz zu der äußeren Form der Sprache als *innere Sprachform*²⁾ zu bezeichnen und darunter also den einer Regel adäquat bestimmten Trieb der sprachlichen Thätigkeit zu verstehen.

Diese innere Sprachform besitzt der Mensch in seiner Muttersprache. Ein System solcher inneren Sprachformen liegt in seiner Seele für den Gebrauch bereit, und unbewußt, bloß von dem Sprachgefühl geleitet, wendet er sie so richtig an wie Hand und Fuß, Auge und Ohr. In seiner eigentlichen Muttersprache, dem heimischen Dialekt, spricht auch der Ungebildete bekanntlich richtig.

Werden nun durch Anwendung grammatischer Kategorien diese inneren Sprachformen auf Regeln zurückgeführt, so wird der Sprachbesitz ein bewußter. Man kann also die innere Sprachform besitzen ohne das äußere, bewußte Gesetz, wie in der Muttersprache oder der durch bloßen Gebrauch erlernten fremden

¹⁾ Vergl. Schmid's Encykl. Bd. IX: Eckstein, Der lat. Unterricht.

²⁾ Der Ausdruck ist in etwas weiterem Sinne gebraucht als bei Lazarus, *Leben der Seele, Geist und Sprache*. S. 112.

Sprache. Umgekehrt wäre es denkbar, daß sich jemand die Regeln der Sprache, ihre äußeren Gesetze, aneignete, ohne die innere Sprachform zu haben, ohne die Regeln anwenden zu können. Kurz, die eine Sprachform wird nicht durch die andere angeeignet, der Besitz der einen involviert nicht den der andern.

In der Muttersprache ist natürlich weiter nichts nötig, um zu einem bewußten Sprachbesitz zu gelangen, als die bereits erworbenen inneren Sprachformen durch Anwendung von grammatischen Kategorien in Regeln zu fassen. Der analytische Weg, das Verfahren, die Regeln aus konkreten Beispielen abzuleiten, ist hier selbstverständlich und wird mit Recht als der einzig zulässige angesehen. Anders liegt aber die Sache auf dem Gebiete des fremdsprachlichen Unterrichts, und man kann das Verfahren bei dem deutschen Unterricht in den Volksschullehrerseminarien nicht ohne weiteres dafür als Muster hinstellen¹⁾. Hier soll die äußere, in der Regel ausgedrückte Sprachform und außerdem auch die innere angeeignet werden. Allerdings muß die Induktion vorangehen, denn nur an dem Hören und Lesen der fremden Sprache entwickelt sich die innere Sprachform, bildet sich das Sprachgefühl. — Allein — und das ist der Punkt, den die Verteidiger des induktiven Verfahrens aufser Acht zu lassen scheinen — es reicht nicht aus. Denn abgesehen davon, daß die Induktion immer nur eine unvollkommene sein kann, würde selbst eine weitgehende Induktion nicht genügen, um die korrekte Anwendung zu sichern. Das durch Lektüre oder sonst gegebene Beispiele in der fremden Sprache gebildete Sprachgefühl wird stets schwächer bleiben als das der Muttersprache. Bei der Anwendung drängt sich das letztere als das stärkere vor und trägt in dem Falle, daß beide im Gegensatze stehen, den Sieg davon. Wir halten daher das, was Lattmann²⁾ die Kombination der methodischen Prinzipien nennt, für das richtige Verfahren, so daß also eine möglichst reichhaltige Induktion die apperzipierenden Vorstellungen für die Anwendung zu schaffen hat, die Sicherheit aber durch die Übung erzielt wird. Die ältere Methode ersetzte diese Übungen durch den reichlichen mündlichen Gebrauch der Sprache, die Konversation, und erzielte durch diese in Verbindung mit einer umfänglichen Induktion durch Lektüre und Memorieren ohne viel Grammatik eine Sicherheit, auf die man heute mit einigem Neid zurückblickt. Die Übung muß eben dem an sich noch schwachen Sprachgefühl der fremden Sprache die Kraft geben, sich gegen das der Muttersprache zu behaupten. Auf diesem Grunde ruht auch die Berechtigung der Übungsbücher Spiels, Ostermann, Plötz und ähnlicher. Entsprechen sie nicht trotz ihrer namentlich von Anhängern der

¹⁾ Vergl. Frick S. 80 des erw. Referats.

²⁾ Programm Clausthal, Ostern 1882.

H.schen Pädagogik scharf gerügten Mängel¹⁾ einem wirklichen Bedürfnis, so würden sie sich schwerlich der allgemeinen Verbreitung erfreuen.

Wir wünschen daher für die syntaktische Regel eine vorausgehende Induktion zur Herstellung der apperzipierenden Vorstellungen für die Übung, nicht für das Verständnis der Regel als solcher und erkennen die Bestrebungen, die solche Apperzeptionsvorstellungen zu geben und zu verstärken imstande sind, als sehr berechtigt an. Die Art, wie Lattmann in seinem Elementarbucho für Sexta und seinem Lehrbuche für Quinta das Pensum der folgenden Klasse vorbereitet, entspricht durchaus dieser methodischen Forderung. Wie Lattmann mit besonnenem Urteil das Richtige in der Methode von Hamilton und Jacotot zu verwerthen sucht, so hat Fries in dem bekannten Eutiner Programm von 1881 den Versuch gemacht, das Brauchbare in Ruthardts Methode nutzbar zu machen. In einem zweckmäßigen Memorieren müssen wir entschieden eine schätzbare Erweiterung und Kräftigung der Induktion erblicken.

Allerdings muß betont werden, daß das methodische Verfahren, welches man als Induktion bezeichnet, eben nur die Ansätze der inneren Sprachform, die nachher bei den Übungen als apperzipierende Vorstellungen wirken, geben kann, und daß diese Ansätze erst durch methodische Übung zur Sicherheit und Klarheit gebracht werden müssen. In der strengen Wissenschaft hat die Induktion eine andere Bedeutung, sie dient dazu, die Richtigkeit eines Gesetzes zu beweisen. Es scheint aber, als ob man die hervorragende Wertschätzung, die das induktive Verfahren dort mit vollem Recht genießt, stillschweigend auch auf dasjenige didaktische Verfahren überträgt, dem man in einseitiger Berücksichtigung der receptiven Thätigkeit bei Erlernung der Sprache den gleichen Namen giebt. Denn offenbar ist das Aneignen der inneren Sprachform durch Übung, d. h. durch Übersetzen in die fremde Sprache, ebenso richtig Induktion zu nennen. Zudem scheint man öfter auch das analytische Verfahren, die Methode, die Regel nicht dogmatisch zu überliefern, sondern aus einzelnen Beispielen zu abstrahieren, für identisch mit der sogenannten induktiven Methode zu halten. Allerdings muß die Analysis den Abschluß der Induktion bilden, doch ist eine Analysis ohne Induktion recht gut denkbar, es sei denn, daß man in den wenigen zur Analysis verwandten Beispielen schon eine Induktion erblickt. Die Analysis führt zum Verständnis der äußeren Sprachform, der Regel, die Induktion zur Aneignung der inneren Sprachform. Die Analysis bildet die Ergänzung der Induktion, wenn es darauf ankommt, die Regel zu entwickeln; hat man diese Absicht nicht, so fällt die Analysis weg,

¹⁾ Frick a. a. O.; Günther, Jahrb. für wissensch. Pädagogik 1881.

z. B. wenn jemand eine fremde Sprache lediglich um des praktischen Gebrauchs willen durch den Usus lernt. Wenn man eine künstliche Induktion durch zurechtgemachte Beispiele, Satzpräparate, wie Lattmann sie passend nennt, die dem Schüler statt der lebendigen Sprache und eines packenden Inhalts tote Abstraktionen geben, mit vollem Rechte verwirft, so kann die Induktion nie so vollständig sein, daß die innere Sprachform hinreichend erstarkt, sie verlangt Ergänzung durch die Übung.

Von der Quarta an tritt in der Regel die Lektüre eines lateinischen Schriftstellers und damit eine fortgesetzte, naturgemäße Induktion ein, die durch Memorieren von Ausdrücken und geeigneten Stellen sowie durch Lateinsprechen verstärkt werden kann. In diesem Sinne hat das letztere seine methodische Bedeutung; vergl. Eckstein, Der lat. Unterricht, in Schmid's Encykl. und Lattmann, Programm von Clausthal 1882.

Den Hauptschaden unseres lateinischen Unterrichts hebt der Erlaß der preussischen Unterrichtsbehörde vom März 1882 richtig hervor. Er liegt in der Überhäufung des Schülers mit Regeln. Es wird weniger Latein als Regeln über den lateinischen Sprachgebrauch gelernt, die Übungsbücher sind dem Beispiele der Grammatiken meist gefolgt; darin liegt der Grund der Unsicherheit, die man so oft beklagt. Ein zweiter ist der, daß die Übungen, weil nicht durch ausreichende Induktion vorbereitet und dem Stoffe und der Sprache nach dem Schüler oft fernliegend (er muß sich ja erst auf dieselben präparieren), meist zu schwer sind. Durch das Anhören falscher Übersetzungen wird das Sprachgefühl gestört und verwirrt, und der Schüler gewöhnt sich an Fehler. Das Zusammenpacken des heterogensten und das Interesse des Schülers geradezu vernichtenden Stoffes ist ferner oft und mit Recht gerügt worden. Lattmann sucht diese Fehler zu vermeiden, indem er als Inhalt die alte Sage und Geschichte und als Sprachstoff stets die Lektüre der vorhergehenden Klasse benutzt. Wenn diese Übungen einmal nach einem Buche angestellt werden sollen, so ist dies allerdings der einzige Weg. Allein Verf. hält dies mit Schrader und Eckstein¹⁾ für überflüssig und erkennt des letzteren These 4: „Die Übersetzungen aus der Muttersprache sind mehr mündlich zu machen als schriftlich, die dabei bis jetzt gebrauchten Hülfsbücher gehören nicht in die Hände des Schülers“ als berechtigt an. Man hat neuerdings die Einzelsätze vermieden und giebt zusammenhängende Stücke. Für die Lektüre aus dem Lateinischen mit vollem Rechte. Aber für die Übersetzungen aus der Muttersprache genügen zusammenhängende Stücke nicht, da in ihnen ohne unnatürlichen Zwang die Regel nicht genug zur Anwendung kommen kann.

¹⁾ Vergl. auch Verhandl. der sächsischen D.-K. 1843, Ref. über den lat. Unterricht.

So bleibt denn das mündliche Verfahren durch geeignete, vom Lehrer dem Standpunkte der Klasse entsprechend gebildete Sätze. Als Stoff der Übungen dient ein kürzlich gelesener, sprachlich und sachlich durchgearbeiteter Abschnitt der Klassenlektüre. In der Lektüre muß das Interesse der Teilnahme hinreichend geweckt sein, um in den mündlichen Übungen über das Stück, wenn auch nicht lebhaft erregt zu werden, doch immer so weit anzuklingen, um die kühle Temperatur der Grammatik etwas behaglicher zu machen. Der Lehrer muß jede Regel an dem gerade gelesenen Stoffe einüben können. Diese straffe Konzentration kann natürlich ein Übungsbuch nie bieten.

Die Form der Übungssätze ergibt sich leicht, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie wir eine fremde Sprache sprechen lernen. Nicht indem wir in gehaltvollen, gedankenreichen Sätzen und zusammenhängender, wohl stilisierter Darstellung reden, sondern indem wir uns über einen bestimmten Gegenstand in leichter Konversation ergehen. Sehr richtig sagt Lattmann a. a. O.: „Sollte nicht die Unbehilflichkeit und Zaghaftigkeit in dem Gebrauche der lateinischen Sprache zum Teil darauf zurückzuführen sein, daß durch die Masse der inhaltreichen und tief sinnigen Übungssätze von vornherein die Vorstellung erweckt wird, daß mit dem Latein auch immer die Gedanken auf Stelzen einerschreiten müssen, und sollte nicht durch Übersetzung der alltäglichsten Gedanken eher das Bewußtsein entstehen, daß sich in dieser Sprache allenfalls auch denken und sprechen lasse?“ Der Lehrer möge also über einen gelesenen Abschnitt eine solche Konversation führen, die nur den kleinen Umweg durch deutsche Sätze nimmt, oft aber auch eine Antwort auf eine lateinische Frage sein kann. Die Sätze müssen zunächst möglichst kurz und einfach sein, und in jedem muß die zu erlernende Regel zur Anwendung kommen.

Wir haben z. B. die Regel § 159 im Ellendt-Seyffert (*aequo, iuvo, adiuvo* etc.) in den ersten Wochen des neuen Schuljahres zu behandeln. Vorausgesetzt wird, daß in Quinta wenigstens die meisten dieser Verba in den lateinischen Lesestücken vorgekommen sind, ohne daß indes ihre Konstruktion eingeübt oder die Regel entwickelt worden ist. Es seien außerdem die drei ersten Kapitel des Themistokles absolviert. Unsere Aufgabe ist also eine doppelte: 1) die Aneignung der Regel als Teils des grammatischen Systems und 2) die Entwicklung der der Regel entsprechenden inneren Sprachform als Teils des inneren Sprachsystems. Durch die vorausgesetzte Induktion sind für die innere Sprachform die ersten Ansätze geschaffen, die bei den folgenden Übungen als apperzipierende Vorstellungen wirken. Die früheren Beispiele dienen zugleich mit, um daraus die Regel analytisch zu entwickeln. Der Gang dürfte sich etwa folgendermaßen gestalten:

Erste Stunde:

Die Regel sehen wir zunächst an als ein System von Abweichungen vom deutschen Sprachgebrauche, das methodisch Einzelne ist dann die Konstruktion jedes einzelnen Verbums. Gelernt seien vom Accusativ § 155 und 158, außerdem noch keine Kasusregeln.

Analytische Entwicklung der Regel:

Welche Regeln vom Accusativ kennen wir bereits? Was haben wir in der letzten Regel für Verba kennen gelernt? Verba intransitiva, die durch Zusammensetzung mit Präpositionen zu transitiven werden. Beispiele dafür. Wir haben neulich den Satz gelesen: *huius enim classis mille et ducentarum navium longarum fuit, quam duo milia onerariarum sequebantur.* Wird angeschrieben und übersetzt. Welche Abweichung vom Deutschen im Relativsatze? Wer kennt noch Sätze mit *sequor*? Beispiele zu wiederholen event. vom Lehrer mit deutscher Übersetzung durch den Schüler. Welche Abweichung vom Deutschen in allen diesen Sätzen? Wenn *sequor* im Lateinischen den Accusativ regiert, was ist es dann für ein Verbum? Welches deutsche Verbum von ähnlicher Bedeutung verbinden auch wir mit dem Accusativ? Begleiten oder verfolgen. (1. Stufe, Klarheit.) Derselbe Gang auch für die übrigen Verba, bei *deficit me* auf die deutsche Übersetzung „es fehlt mir an“, bei *adiuvo* auch auf das Passivum aufmerksam zu machen. Also die Verba, welche im Deutschen intransitiva, im Lateinischen transitiva waren, sind? Werden an die Tafel geschrieben. (2. Stufe, Association.) Welche Regel haben wir also gefunden? Zunächst mit den Worten des Schülers zu geben. (3. Stufe, System.)

Der Regel zur Seite soll auch die innere Sprachform angeeignet werden, deren Elemente durch die vorausgehende Induktion bereits gegeben und nun wieder aufgefrischt worden sind. Wie sich das receptive Thun, welches die Aneignung der Regel zum Zwecke hat, nach den Formalstufen gliedert, so auch das produktive, dessen Ziel die Stärkung der inneren Sprachform ist. Wir sehen hier die innere Sprachform, d. h. also den durch die Regel zum Ausdruck gebrachten psychischen Trieb als das methodisch Einzelne an. Diese, durch die Induktion schon vorbereitet, wird auf die Stufe der Klarheit gebracht zunächst durch Anwendung der Konstruktion in einfachen Sätzen, d. h. solchen, in denen die übrigen Satzkonstruktionen dem deutschen Sprachgeföhle nicht widersprechen. Wir schliessen also noch aus Accus. c. inf., Ablat. absol., Gerundivum und Konjunktionen, auch Relativsätze. Diese ersten Übungen müssen, damit sie rasch absolviert werden und die Aufmerksamkeit der Klasse gespannter bleibe, nur mündlich stattfinden; sie sollen

ja nur eine Art Gespräch sein. Nachfolgende Beispiele, die auf Mustergiltigkeit übrigens keinen Anspruch erheben, sind absichtlich reichlicher gegeben, als der Bedarf einer Stunde erfordert.

I. Übung: Folge uns. Wir werden dir folgen. Wem werden wir folgen? Ahmet tapferen Männern nach. Mir wird geholfen. Man hat uns geholfen. Man wird den Athenern helfen. Man wird euch helfen. Man hätte ihnen geholfen. Themistokles ahmte tapferen Männern nach. Viele Schiffe folgten dem Themistokles. Wollet nicht denen folgen, welche nach Hause weggehen wollen. Themistokles kam den größten Männern an Ruhm gleich. Laßt uns den Athenern nachahmen, welche es gewagt haben, das Vaterland gegen die Perser zu verteidigen. In dem Kriege gegen die Perser wurde den Athenern von den Lacedämoniern geholfen. Den Athenern fehlte es nicht an Schiffen. Dem Xerxes fehlte es an Klugheit. Die Athener folgten dem Rate der Pythia. Die Athener kamen den Persern nicht gleich in der Zahl der Schiffe. Der Führer der Lacedämonier folgte dem Rate des Themistokles. Es wird uns nicht an Schiffen fehlen. Laßt uns nicht vor den Feinden fliehen, sondern laßt uns tapfer für das Vaterland kämpfen. Fliehet nicht vor Anstrengungen und Gefahren. Die Spartaner pflegten niemals vor einem Feinde zu fliehen. Mögest du, o Xerxes, dem Rate der Griechen nicht folgen. Eine große Zahl von Sklaven folgte dem Xerxes. Eine große Menge von Kriegsschiffen war dem Xerxes gefolgt. Nichts half den Persern die Menge der Schiffe. Die Flotte der Perser folgte den Griechen, welche von Artemisium weggegangen waren. Die Mutter des Themistokles folgte aus Asien ihrem Gatten Neokles nach Griechenland. Themistokles ahmte zuerst schlechten Beispielen nach. Nachher aber kamen ihm wenige an Tüchtigkeit gleich. Themistokles floh als Jüngling die Laster nicht, später folgte er der Tugend. Themistokles, dem Beispiele der berühmtesten Männer folgend, widmete sich ganz dem Staate. Oft half er den Freunden in ihren Privatprozessen. Es fehlte dem Themistokles nicht, wie Thucydides sagt, an Klugheit. Eine Flotte von 1200 Kriegsschiffen folgte dem Xerxes nach Griechenland. Wer wird einer so großen Menge von Schiffen entgehen können? Die Athener, dem Rate der Pythia folgend, schützten sich mit hölzernen Mauern. Ahmet, o Jünglinge, dem Leonidas nach, jenem tapferen Könige der Lacedämonier. Dreihundert Spartaner, dem Beispiele des Leonidas folgend, kamen bei Thermopylae um. Die Spartaner, welche bei Thermopylae kämpften, flohen nicht vor Wunden und Tod. (1. Stufe, Klarheit der inneren Sprachform.)

Hiernach wird die Regel nach einem möglichst präzisen, dem Standpunkte des Schülers angemessenen Wortlaut mit Musterbeispiel für die nächste Stunde zum Lernen aufgegeben. (Synthesis.)

Zweite Stunde.

Die gelernte Regel, die jetzt als das methodisch Einzelne gilt, wird abgefragt mit Musterbeispiel. Worin besteht der Unterschied vom deutschen Sprachgebrauch? Zu welchen Verben gehören also die gelernten? Dagegen sind sie im Deutschen? (1. Stufe, Klarheit der Regel.) Welche andere Regel haben wir gehabt über Verba, die im Lateinischen zu transitiven wurden? (2. Stufe, Association.) Kurze Wiederholung sämtlicher Accusativregeln mit Einschluss der neugelernten. Dadurch erhält diese ihre Stellung im grammatischen System. (3. Stufe.) Das System wird dann später nach verschiedenen Gesichtspunkten durchlaufen, zunächst in der gelernten Reihenfolge, später nach anderen Gruppierungen, z. B. Verba, die abweichend vom Deutschen konstruiert werden, Impersonalia u. s. w., damit, wenn die ursprüngliche Reihe fest geworden ist, jetzt die Vorstellungen aus dieser Verbindung gelöst und durch Verknüpfungen aller Art leicht verwendbar gemacht werden. (4. Stufe, Funktion oder Methode.) Damit ist das Erlernen der Regel abgeschlossen¹⁾.

Wenn wir die der Regel entsprechende innere Sprachform als methodische Einzelheit betrachten, so haben wir in ihrer Aneignung die erste Stufe (Klarheit) erreicht. Die Sprache als subjektives Können müssen wir ansehen als eine unendlich reiche Verflechtung solcher inneren Sprachformen, die wir in ihrer Einheit als System bezeichnen dürfen. Es gilt also jetzt die zur Klarheit gebrachte innere Sprachform mit den dem Geiste bereits eigenen zu associieren. Die dem Schüler ganz geläufigen Formen, Deklinationen, Konjugationen, sowie die einfachsten syntaktischen Verhältnisse sind bei der Entwicklung der ersten Stufe benutzt, damit sich das noch unbekannte Neue gegen das Bekannte scharf abhebt und desto sicherer eingepägt wird. Wir müssen also nun die noch weniger geläufigen Formen, d. h. namentlich solche, bei denen das deutsche Sprachgefühl mit dem fremden in Konflikt kommt, mit der neuen Sprachform associieren. Diese sind für den Quartaner, der eben von Quinta gekommen ist, Accus. c. inf., Ablat. abs., Gerundivum, Relativsätze und Konjunktionen. Die Erfahrung lehrt, dass, wenn die neue Regel in solchen Konstruktionen auftritt, oft desto mehr Fehler gemacht werden, je sicherer man dieselbe eingeübt hat. Denn die neue Vorstellung tritt bei gegebenem Anlaß mit frischer Kraft hervor und hindert die alten, schon etwas verblästen in ihrer apperzipierenden Thätigkeit. Daher kann der Schüler eine Regel richtig wissen und in einfachen Sätzen gebrauchen, wendet sie aber z. B. in Relativsätzen falsch an. Der übliche, aber oberflächliche Vorwurf der Gedankenlosigkeit oder gar eine Strafe tragen jedenfalls dann

¹⁾ Eine weitere Anwendung der Regel als des äußeren Sprachgesetzes ergibt sich später bei der Lektüre und der Korrektur der schriftlichen Arbeiten.

nicht zur Besserung der Sache bei. Es trifft wie öfter den Schüler der Tadel für einen methodischen Fehler des Lehrers. Durch Association gerade dieser schwierigeren Sprachformen mit der neuen werden jene wieder hinreichend gekräftigt, um sich neben der neuen behaupten zu können.

II. Übung: Wem wird es an Mut fehlen, da wir für das Vaterland kämpfen? Es fehlte dem Themistokles nicht an Mut, als die meisten Griechen weggehen wollten. Da Themistokles dem Vater nicht folgen wollte, wurde er von ihm enterbt. Wir haben gelesen, daß eine Flotte von 1200 Schiffen dem Xerxes folgte. Daß Themistokles als Jüngling der Schande nicht entgangen ist, ist bekannt. Themistokles sagte, die Athener würden vor den Gefahren der Schlacht nicht fliehen. Wir haben gelesen, daß die Schiffe der Perser der Flotte der Griechen nachfolgten. Daß Themistokles an Ruhm den angesehensten Männern gleichgekommen ist, ist bekannt. Die Lacedämonier versprachen, den Athenern zu helfen (daß sie u. s. w.). Viele glaubten, daß sie dem Tode nicht entgehen würden. Daß es dem Themistokles nicht an Klugheit gefehlt habe, erzählt Thucydides. Die Athener hofften, von den Lacedämoniern unterstützt zu werden (daß sie u. s. w.). Xerxes hoffte, daß es den Athenern an Schiffen fehlen würde. Man muß uns helfen. Die Lacedämonier mußten den Athenern helfen. Man muß dem Rate des Themistokles folgen. Du mußt mir folgen. Ihr müßt uns nachahmen. Man muß die Laster fliehen. Man muß vor den Gefahren des Kampfes nicht fliehen. Wir müssen die Tugend der Athener nachahmen. Ihr müßt das Beispiel des Leonidas nachahmen. Die Athener sahen ein, daß man dem Rate des Themistokles folgen müsse. Wem müssen wir folgen? Welchen Männern müssen wir nachahmen? Der Rat des Themistokles, dem die Athener folgten, war ihnen sehr nützlich. Die Lacedämonier waren ungewiß, welchem Rate sie folgen sollten. Daß ein Jüngling die Laster fliehen müsse, ist euch bekannt. Die Lacedämonier sahen ein, daß man dem Themistokles folgen müsse. Xerxes, dem eine Flotte von 1200 Kriegsschiffen folgte, bekriegte Europa. Die Beispiele, denen du nachahmst, werden dir die Ursache großer Schande sein. Themistokles bewirkte, daß es den Athenern nicht an Schiffen fehlte. Die Perser hatten die Lacedämonier bei Thermopylae umgangen, so daß niemand dem Tode entgehen konnte. Die Flotte der Perser fuhr über das Ägäische Meer, während viele Lastschiffe folgten. Mit Hilfe der Lacedämonier wagten es die Athener, mit den Schiffssoldaten des Königs zu kämpfen. Themistokles sagte, die Athener müßten dem Rate des Apollo, daß sie sich und das Ihrige auf die Schiffe bringen sollten, folgen, denn das sei die hölzerne Mauer, die von dem Gotte bezeichnet werde (das werde als . . . bezeichnet). Als das Gerücht von der Ankunft des Königs Griechenland durchdrang, brachten die Athener, dem

Rate des Themistokles folgend, alles Bewegliche teils nach Salamis, teils nach Trözen. (2. Stufe, Association der inneren Sprachformen.)

Es ist klar, dafs mit steigender Kraft und nachdem reichlichere Induktion vorausgegangen ist, die Übung I zurücktritt, ja auf den höheren Stufen fast ganz schwinden kann; dafür ist dann desto intensiver die Übung II zu pflegen, die ohnehin mit dem fortschreitenden Pensum mehr Zeit und Kraft verlangt und sich immer reichhaltiger gestaltet. Auf diese Weise wird die neu erworbene innere Sprachform allmählich in das Sprachsystem eingefügt und die mannigfachsten Verwebungen der Formen untereinander hergestellt. (3. Stufe.) Die vierte Stufe, die Anwendung des so erworbenen Systems der inneren Sprachformen, bilden die Exercitia und Extemporalien.

Das Extemporale darf nicht etwa die Art der Übungssätze wiederholen. Der Lehrer verarbeite einen Abschnitt der Lektüre, der dem Schüler zunächst angegeben werden mag, zu einem lateinisch und deutsch möglichst gut stilisierten Extemporale in kurzen, leichten Sätzen, welches ohne besondere Schwierigkeiten zu zwangloser Anwendung der durchgenommenen Regeln Gelegenheit giebt. Doch erstrecke sich dasselbe allmählich fortschreitend auf gröfsere Abschnitte der Grammatik. Es schadet nichts, wenn aus den Übungssätzen oder der Lektüre einzelnes wörtlich darin wiederholt wird. Auch der schwächere Schüler mufs instande sein, ein solches Extemporale genügend zu schreiben. Erst dann wird es, was es sein sollte, eine Freude für den Schüler, weil es ihm Gelegenheit giebt, eine neu erworbene Kraft zu bethätigen.

Das sogenannte Übungsbuch sollte dem Schüler nur den Stoff zu häuslichen Exercitien bieten. Es gebe nur zusammenhängende Stücke und schliesse sich inhaltlich in der Weise an die Lektüre an, dafs es dieselbe ergänzt. So würden wir für den Quartaner etwa den Stoff verarbeitet wünschen, den Lattmann in seinem *Nepos suppletus* gegeben hat, und zwar möglichst im Anschluss an den aus der Lektüre bekannten Wort- und Phrasenschatz. Nur gröfsere Gruppen von Regeln sind in freier Weise zu berücksichtigen, vor allen Dingen aber nicht Stücke über einzelne Regeln zu geben. Auch das für diese Stufe Notwendige aus Stilistik und Synonymik kann hier und in den Extemporalien angebracht werden. Dafs an die Thätigkeit des Lehrers innerhalb wie ausserhalb der Stunde gröfsere Anforderungen gestellt werden, ist klar. Es könnte vielleicht das Bedenken aufsteigen, als ob es nicht thunlich sei, eine grofse Klasse fast eine ganze Stunde lang mit mündlichen Übungen zu beschäftigen. Der Unterzeichnete hat auch in grofsen Klassen, z. B. einer kombinierten Tertia, die entgegengesetzte Erfahrung gemacht. Jedes Sätzchen bietet dem Schüler eine kleine Aufgabe, die meist auch der Schwächste lösen kann, und nach kurzer Gewöhnung folgt die ganze Klasse mit Interesse. Fühlt der Lehrer, dafs Ermüdung eintritt, so geht er

zu anderem über, läßt vielleicht einen Teil der Übung II schriftlich machen.

Es ist übrigens leicht ersichtlich, daß diese ganze Art der Behandlung eine Beschränkung des syntaktischen Stoffes auf das Notwendigste gebieterisch fordert. Ausnahmen und vereinzelte Konstruktionen sind erst nach völlig sicherer Aneignung der Hauptregeln zu geben, wenn sie überhaupt nötig sind.

Auf die angegebene Weise bildet die Lektüre das Centrum, um welches sich der ganze lateinische Unterricht gruppiert. Auch das Vokabellernen schließt sich natürlich aufs engste an dieselbe an. Abgesehen von der festen Konzentration des lateinischen Unterrichts wird vor allem der Geschichtsunterricht der Quarta seinen naturgemäßen Mittelpunkt im Cornel finden, und der deutsche Unterricht wird in gleicher Weise in der lateinischen Lektüre eine ergiebige Fundgrube für die Aufsätze besitzen. Außerdem werden diese beiden Fächer Gelegenheit geben, das Interesse der Teilnahme nach den verschiedensten Richtungen hin zu wecken und um die für den Schüler immerhin trockenen grammatischen Übungen noch als Rahmen ein gemüthliches Interesse zu legen.

Schleiz.

H. Meier.

Über die Vorbildung zum Studium der neueren Sprachen¹⁾.

In dem Federkriege, der von den Realschulmännern zu Gunsten ihrer Schule und — wenn es auch oft nicht eingestanden wird — gegen das humanistische Gymnasium geführt wird, spielt auch das Anführen von Autoritäten eine große Rolle; ja es gehört zu den stereotypen Mitteln, mit denen der Gegner geschlagen werden soll. Diese Autoritätencitate zerfallen in verschiedene Kategorien. Bald werden Aussprüche von berühmten Männern der Vergangenheit angeführt, die einmal irgend etwas gesagt haben, was sich zum Vorteil der realistischen Bildung, zum Nachteil der humanistischen deuten läßt, unbekümmert darum, daß das Urtheil jener Männer vielleicht sehr unbequem gelautet hätte, wenn sie die jetzige Realschulfrage gekannt und Veranlassung gehabt hätten, ihr Votum über diese abzugeben. Bald werden Geistesheroen wie Goethe, Schiller, Shakespeare u. a. genannt, deren griechische Kenntnisse oder deren Bekanntschaft mit dem Alter-

¹⁾ Da wir die Erörterung der sog. „Realschulfrage“ prinzipiell von unserer Zeitschrift ausgeschlossen haben, so bringen wir nachstehenden Artikel, der mehr eine persönliche Abwehr enthält, mit dem ausdrücklichen Bemerkens zum Abdruck, daß wir für die angeführten Thatsachen die Verantwortlichkeit ausschließlich dem Herrn Verfasser zuweisen. D. Red.

tum überhaupt auf schwachen Füßen stand und die dennoch in der Litteraturgeschichte oder anderweitig eine Epoche machende Stellung einnehmen, ohne dafs erwogen wird, ob ihnen der Mangel an antiker Bildung nicht dennoch zum Nachteil gereicht hat und von ihnen selbst bedauert worden ist, sowie dafs geniale Geister an die Fesseln eines normalen Bildungsganges überhaupt nicht gebunden sind, mit dem gewöhnlichen Mafse überhaupt nicht gemessen werden dürfen, und dafs es unstatthaft ist, aus einzelnen Ausnahmefällen Schlüsse auf eine allgemein wünschenswerte höhere Schulbildung zu machen. Wären selbst die genannten Dichterstürsten und andere berühmte Männer frühere Realschüler gewesen, so wäre immer noch die Frage, ob sie durch oder trotz ihrer Realschulbildung sich zu ihrer hohen Stellung emporgearbeitet haben. Die Untersuchung, ob Realgymnasium oder Gymnasium eine bessere oder gleichwertige Vorbildung zum Universitätsstudium gewähre, hat nur mit Durchschnittsmenschen zu rechnen und nur festzustellen, ob für diese die betreffende Vorbildung für die einzelnen Studienarten eine ausreichende und richtige ist oder nicht. Die dritte Gattung von Autoritäten, die mit Vorliebe von den Realschulmännern citiert werden, sind lebende Gelehrte, die sich zu Gunsten des Realgymnasiums geäußert oder doch sich nicht durchaus ablehnend gegen dasselbe verhalten haben. Sind es Professoren, so pflegen dieselben ihren Kollegen als leuchtende Vorbilder vorgehalten, als Männer hingestellt zu werden, die allein das Richtige erkannt haben, allein der Wahrheit die Ehre geben, während die in gleicher Lage befindlichen, aber in ihrer Ansicht divergierenden Kollegen als von Vorurteilen befangen, von blindem Fanatismus ergriffen oder als ungenügend unterrichtet und incompetent dargestellt werden. Um den Gutachten der ersteren noch mehr Gewicht zu verleihen, werden dieselben nicht selten auch als Gelehrte in den Himmel erhoben, während sich die übrigen dann und wann in ihren wissenschaftlichen Leistungen Abzüge gefallen lassen müssen. Es ist selbst nicht mehr ohne Beispiel, dafs nicht die wissenschaftliche Persönlichkeit der Professoren, die Qualität ihrer Vorlesungen, der Grad ihres Entgegenkommens den Studierenden gegenüber für die Wahl der Universität entscheidend sein sollen, sondern ihre Stellung zur Realschulfrage! Da ich zu der Gattung der Verfehmten gehöre, so enthalte ich mich jeder Qualifikation dieses Verfahrens; jedenfalls befinde ich mich mit denen, die gleiches Schicksal mit mir teilen, in der glücklichen Lage, keines Trachtens nach den Eulogien der Realschulmänner verdächtig zu sein. Haben diese Berater der studierenden Jugend aber auch bedacht, dafs sie ihre Freunde unter den Docenten durch ihre Ratschläge in den schlimmsten Verdacht bringen können, als trachten diese nach ihrem Lobe, und dafs sie dieselben dadurch zwingen, rückhaltender mit ihrer Fürsprache für die Realschule zu verfahren?

Unter allen Umständen gehört mehr Überzeugungsfestigkeit dazu, einer geschlossenen feindlichen Phalanx gegenüber für seine Ansicht offen einzutreten, als mit dem Bewußtsein, für die Äußerung seiner Meinung durch emsige Empfehlungen in allen möglichen Zeitschriften, Broschüren und Zeitungsartikeln auf das verschwenderischste belohnt zu werden.

Zu den Autoritäten, die wegen ihrer Äußerungen zur Realschulfrage mit besonderer Vorliebe in den Realschulchriften ihren Fachgenossen als glänzende Musterbeispiele vorgeführt werden, gehören seit einiger Zeit meine Spezial-Kollegen Kissner, Stimming und Stengel, die sich dahin ausgesprochen haben, daß die Realgymnasialbildung für ein erfolgreiches Studium der neueren Philologie genüge. Von dem an erster Stelle genannten ist mir eine derartige gutachtliche gedruckte Äußerung nicht bekannt; ich kann mir darum auch kein Urteil über die Beweggründe seiner Ansicht bilden und bin selbst im Zweifel darüber, ob die Realschulmänner ihn wirklich unbedingt zu den Ihrigen rechnen dürfen. Von Stimming liegt ein an Koll. Stengel gerichteter Brief vor, der im Päd. Arch. XXIV S. 224 abgedruckt ist. Ebd. S. 217 ff. verbreitet sich auch Stengel ziemlich ausführlich über die Gründe seines Votums zu Gunsten des Realgymnasiums. Daß den Ansichten dieser drei Männer die der Koll. Tobler, Zupitza, Körting, Kölbinger, Trautmann gegenüberstehen, kann ich als bekannt voraussetzen; auch die Fachkollegen W. Foerster, Gröber, Konrath, Suchier, Ten Brink und gewiß noch mehr stehen nicht auf Seiten des Realgymnasiums. Die süddeutschen und österr. Kollegen haben keinen Grund und weniger Gelegenheit, sich ein Urteil über den Wert der Realgymnasialvorbildung für ihr Fach zu bilden, da an ihren Universitäten Realgymnasiasten zum Studium desselben nicht zugelassen werden, in Österreich Realgymnasien mit Latein überhaupt nicht existieren. Immerhin steht fest, daß die genannten drei Realschulfreunde unter ihren Fach-Kollegen durchaus in der Minderheit sind, und es läßt sich voraussetzen, daß auch die Mehrheit für ihre entgegenstehende Meinung nicht ohne gute Gründe ist. Von Zupitza (in dieser Ztschr. 1883 S. 1 ff.), Körting, Gedanken und Bemerkungen über das Studium der neueren Sprachen, Heilbronn 1882, S. 9 ff., Trautmann, *Anglia* V 2, Kölbinger, *Englische Studien* VI 268, und dem Schreiber dieses, *Ztschr. f. neufranzös. Spr. u. L.* IV² 9 ff., sind solche Gründe mehr oder minder ausführlich auch litterarisch geltend gemacht worden. An Widerlegungsversuchen gegen sie hat es natürlich nicht gefehlt; deren Verfasser fehlte aber mehr oder minder die nötige Kompetenz zu einer rein sachlichen Diskussion; das Elaborat Dankers, *Die Realgymnasien bezw. Realschulen I. O. und das Studium der neueren Sprachen*, Kassel 1883, verdient nur citiert zu werden als Beweis, wie schwer es manchem früheren Realgymnasiasten wird, sich der Mängel seiner Vorbildung bewußt zu werden und einen

klaren Einblick in die Anforderungen seines Studienfaches zu gewinnen.

Es liegt nicht in meiner Absicht, hier ausführlich zu erörtern, warum für das Studium der neueren Philologie die vorzuziehende Vorbildungsanstalt das Gymnasium und nicht das Realgymnasium ist. Nur Stengels citiertem Artikel im Pädag. Arch. soll hier mit einigen Worten entgegnet werden, weil derselbe in der Realschuldiskussion mehr Staub aufgewirbelt hat, als vielleicht notwendig war, und weil einige darin niedergelegte Äußerungen vielfach als unanfechtbare Wahrheiten ausposaunt werden und Gemeinplätze zu werden drohen.

Stengel beschäftigt sich a. a. O. vorzüglich mit Widerlegung von Zupitzas oben genanntem Aufsatz und, in nicht allzu geschmackvoller Weise, mit dem bekannten Votum der Kieler philosophischen Fakultät gegen die Zulassung von Realschulabiturienten zum Studium der neueren Philologie. Die Abwehr Stengels gegen Zupitzas Ausführungen kann ich keine besonders glückliche nennen. Der ganze Standpunkt, den er der ihm vorliegenden Frage gegenüber einnimmt, scheint mir ungerechtfertigt. Stengel ist schon damit zufriedengestellt, wenn der Studierende allenfalls diejenige Reife in seinen Hauptfächern erwerben kann, die ihn zur Anfertigung einer Promotionsschrift und zu einer erfolgreichen Ablegung des Staatsexamens befähigt. Es ist doch aber gewiß keine zu hohe Anforderung, wenn wir Neuphilologen, wie die Vertreter aller übrigen Fächer, von den Studierenden eine solche Vorbildung verlangen, die ihm zum Verständnis und zur Ausführung jeder in seiner Wissenschaft liegenden Aufgabe befähigt, soweit es sich nicht um ganz abgelegene Gebiete handelt, und wenn wir neben der fachlichen Reife auch eine möglichst weitgehende allgemeine humanistische Bildung verlangen, durch die ihm ein tieferes Verständnis auch seiner Hauptdisziplinen erschlossen wird. St. klingt es paradox, daß viele Realschüler nicht genug Latein verstehen, um die englische Philologie mit der erforderlichen Gründlichkeit zu treiben. Ist es aber vielleicht auch paradox, wenn ich, um in meinem Fache zu bleiben, z. B. von einem Lehrer, der Boileaus Satiren oder Episteln auf der Schule zu erklären hat, wenigstens eine solche Bekanntschaft mit Horaz verlange, wie sie wohl der Gymnasiast, nicht aber der Realgymnasiast besitzt? Und giebt es nicht ähnliche Fälle auch für das Neuenglische? Wird ein Lehrer, der Horaz nicht gelesen hat, den Geist, den Wert der Boileauschen Dichtungen wirklich in derselben Weise erfassen und seinen Schülern zum Bewußtsein bringen können, wie der, welcher sich Jahre lang mit Horaz beschäftigen mußte, in seine Dichtung in der empfänglichen Jugendzeit eingeführt worden ist? Es genügt doch wohl zum Verständnis von Boileau nicht, daß man aus Kommentaren die Entlehnungen anführt, die er seinem lat. Vorbilde entnommen hat. Soll man von den Lehrern nicht verlangen

dürfen, daß sie selbst die Fähigkeit besitzen, aus eignen Kenntnissen ihren Schulschriftsteller nach jeder Richtung zu verstehen und zu kommentieren? Und ist selbst der Realgymnasiast, der gewissenhaft im vorliegenden und in anderen Fällen ad hoc als Lehrer lernt, was der Gymnasiast bereits mitbringt, diesem gleichwertig und nicht in derartigen Fällen zur Flickarbeit verurteilt? Sollen wir solche Lehrer allgemein und gar auf Gymnasien unterrichtend wünschen? Liegen nicht ferner gerade in den neufranzösischen und neuenglischen Schulautoren hunderte von Anspielungen und Nachbildungen von antiken, lateinischen und griechischen, Autoren vor, die der ehemalige Gymnasiast ohne weiteres erkennt und versteht, die der frühere Realgymnasiast aber entweder übersieht oder erst aus einem Kommentar erfährt, den er selbst aus eignen Mitteln zu geben aufgestanden ist? Auch die deutschen Philologen an den Universitäten verlangen von den Studierenden ihres Faches gymnasiale Bildung mit gutem Recht. Ein volles Verständnis unsrer neuhochdeutschen klassischen Litteratur wird niemand gewinnen, der nicht wenigstens so viel Kenntnis der antiken mitbringt, wie der Gymnasiast, der mit ihr zugleich die Anregung und die bessere Befähigung zu intensiverer Beschäftigung mit dem Altertum als Aussteuer besitzt. Gilt nicht aber dasselbe auch für die kl. Litteratur Frankreichs und Englands?

Doch von dem Studium der neueren Litteraturen handelt St. ebenso wenig, wie von der für Neuphilologen wünschenswerten allgemeinen humanistischen Bildung. Sein Interesse ist ausschließlich der mittelalterlichen Philologie zugewandt, für welche Bekanntschaft mit der antiken kl. Litteratur allerdings in geringerem Umfange erforderlich ist, die aber nur einen Teil der neuphilologischen Fachbildung ausmachen soll und, besonders auch mit Rücksicht auf die Schule, durchaus nicht den wichtigsten Teil. Das Alt- und Mittelfranzösische, Alt- und Mittelenglische muß für die künftigen Lehrer, und auch für den Universitätsunterricht, immer nur Mittel zum Zweck bleiben. Aber selbst in der Beschränkung, die St. in seiner Erörterung a. a. O. sich auferlegt, können wir ihm nicht beistimmen. Es mag ja richtig sein, daß die meisten Realschulabiturienten Greins Sprachschatz und Stratmanns Old English Dictionary mit verhältnismäßiger Leichtigkeit benutzen können. Dem Gymnasiasten wird dies aber noch leichter fallen. St. gesteht selbst: „Ein ander Ding ist es schon mit der Ausbeutung der alten lateinisch-englischen Glossen“ und fragt: „Ist denn ein selbständiges Studium dieser Quellen seitens der Mehrzahl der Studierenden eine Notwendigkeit, und wird nicht der für diese Spezialität sich interessierende Realschüler auch imstande sein, sich in dieselben hineinzufinden?“ Zugegeben, daß das Studium dieser Quellen durchaus nicht notwendig ist, so bleibt doch wünschenswert, daß die englischen Fachphilologen wenigstens eine unbezweifelbare Befähigung dazu besitzen, und auch diese

für die Realschüler eingeräumt, so bleibt noch immer die bessere Befähigung des Gymnasiasten übrig. Wenn es sich nun um die Frage handelt, welche Vorbildung ist die vorzüglichere, und wenn diese vorzüglichere auf Seiten der Gymnasiasten liegt, sollen wir sie dann der des Realschülers nicht voranstellen, der für eine gar nicht so geringe Zahl von seinem Fachstudium inneliegenden Fragen und Arbeiten entweder eine geringere oder auch gar keine Vorbereitung entgegenbringt? Interessiert sich der Realschulabiturient übrigens überhaupt für wissenschaftliche Fragen, bei denen gerade für ihn besondere Schwierigkeiten zu überwinden sind? Warum erscheinen keine Dissertationen über spätlateinische Texte oder über Fragen, zu denen griechische Kenntnisse erforderlich sind? Weil die große Mehrzahl unserer neuphilologischen Promovenden Realgymnasiasten sind und diese allen derartigen Untersuchungen aus dem Wege gehen. Es soll ihnen auch kein besonderer Vorwurf daraus gemacht werden: sie haben von ihrer Schule zu viel Sinn für das Praktische mitgebracht, um sich den Zugang zur Erlangung der akademischen Doktorwürde unnützlich zu erschweren. Bringt aber dieses konsequente Ausweichen vor bestimmten wissenschaftlichen Fragen nicht eine gewisse Einseitigkeit im Ausbau unserer Wissenschaft zu Wege, oder haben wir darin etwa eine besonders erfreuliche Erscheinung zu sehen? Was ist ferner damit gewonnen, wenn man feststellt, auch der Realschulabiturient kann bei dem nötigen Fleiß und der nötigen Energie diese und jene schwierige Aufgabe lösen? Ein tüchtiger Mensch braucht nicht einmal das Realgymnasium besucht zu haben, um es zum angesehenen Gelehrten bringen zu können. Stengel hat mehr als einen früheren Elementarschüler unter seinen Zuhörern gehabt, der es schliesslich dahin gebracht hat, eine erträgliche Dissertation zu schreiben. Sollen wir daraus folgern, daß die Elementarlehrerbildung als Vorbildung zu einem erfolgreichen und gründlichen Studium der neueren Philologie genüge, daß Elementarlehrer daher zum Studium dieser Disziplin ganz allgemein zuzulassen seien, und daß, wenn sie dieses und jenes von den Vorlesungen nicht verstehen, der Fehler an dem Dozenten liegt, der seinen Vortrag nicht nach dem Niveau seiner Hörer richtet?

Nach St.s Ansicht fällt weiterhin die Unbekanntschaft der Realschüler mit dem Griechischen „wenig ins Gewicht“. Ich habe den betreffenden Passus in St.s Artikel erst wiederholt lesen müssen, ehe ich mich überzeugen konnte, daß ein Fachkollege wirklich dies habe drucken lassen können. St. steht hierin in diametralem Gegensatz wohl zu allen seinen Fachgenossen; denn ich kann mir nicht denken, daß noch ein zweiter dieses Dictum unterschreiben werde. Leider unterläßt St. eine auch nur einigermaßen acceptable Begründung desselben; was er zur Stütze seiner Behauptung anführt, besteht darin, daß er keine innere Notwendigkeit anzuerkennen vermag, „bei der englischen Grammatik in

umfangreicher Weise auf das Griechische zu exemplifizieren, daß sich die meisten Erscheinungen der englischen und französischen Sprache so erläutern lassen, daß sie für Realschüler und Gymnasiasten leicht verständlich werden.“ Gewiß, man kann französische und englische Grammatik mit einem Grade von Wissenschaftlichkeit auch so vortragen, daß nicht einmal Lateinkenntnis beim Zuhörer vorausgesetzt wird. Kann man aber daraus folgern, daß Lateinkenntnis für den neueren Philologen wenig ins Gewicht fällt? Der Wert des Griechischen für den Neophilologen beruht aber doch nur zum kleinsten Teile in der Möglichkeit, es zur Erläuterung grammatischer Fragen verwenden zu können.

Des weiteren stellt St. seine Erfahrungen in Betreff der allgemeinen geistigen Reife der Realschulabituirenten denen Zupitzas gegenüber und erwähnt die günstigen Ergebnisse der wissenschaftlichen Staats- und der philosophischen Doktorprüfungen in Marburg. Hier steht Erfahrung gegen Erfahrung, und als positives Resultat bleibt nur, daß ein sicheres allgemeines Urteil über die von Gymnasial- und Realschulabituirenten erlangte geistige Gesamtreife sich überhaupt nicht fällen läßt. Man wird am besten thun, sich an die für die Abituirenten bei den Anstalten zur Erlangung von Reifezeugnissen vorgeschriebenen Bestimmungen wie überhaupt an den Lehrplan der beiden Anstalten zu halten: man wird dann immer finden, daß das humanistische Gymnasium besser für humanistische Studien vorbereitet, während das Realgymnasium eine etwas weitergehende Vorbereitung für das Studium der exakten Wissenschaften gewährt, und die Folgerung wird dann immer nur die sein können, daß für ein erfolgreiches philologisches Studium die Vorbildung des Gymnasiums der des Realgymnasiums überlegen ist. An diesen Ergebnissen können alle Statistiken, alle vermeintlichen und wirklichen Einzelerfahrungen nichts ändern.

Seinen Hauptentscheidungsgrund für das Realgymnasium hebt St. bis zuletzt auf, und dieser Grund entspringt dem Nützlichkeitsprinzip. Es ist kein Zufall, wenn St. gerade mit diesem Argument bei den Realschulmännern Eindruck gemacht hat. St. geht von der Behauptung aus: nur wenige befähigte Gymnasiasten widmen sich dem Studium der romanischen und englischen Philologie; das Hauptkontingent der Studierenden dieser Fächer liefern Realschüler, an diese müssen wir uns also halten, wenn wir einen umfangreicheren Betrieb unseres Studiums wünschen. Mir scheint hier eine Verwechslung von Ursache und Wirkung vorzuliegen. Daß vor 10 (12) Jahren das Studium der neueren Philologie nur wenig betrieben wurde, liegt nicht daran, daß damals noch keine Realschüler studieren durften, sondern daran, daß damals an vielen Universitäten noch gar keine Vertreter dieses Faches vorhanden waren, daß in den Staatsprüfungen zu meist keine philologischen Kenntnisse von den „Neusprachlern“

verlangt wurden, die Examinatoren selbst keine romanischen oder englischen Philologen waren. Woher sollte das Interesse für diese Wissenschaft bei den Studierenden erwachen, wenn sie keine Vorlesungen darüber hören konnten, ihnen keine Anregung zu diesen Studien gegeben wurde, keine Prüfung sie verlangte? Die Hebung oder genauer der regere Anbau unseres Faches beginnt mit der Errichtung von neuphilologischen Professuren an der Mehrzahl der Universitäten in Zusammenhang mit dem größeren Bedürfnis nach Lehrern der neueren Sprachen, das durch die Begründung einer Menge von Realschulen I. und II. Ordnung namentlich anfangs der siebenziger Jahre sich stärker als je vorher einstellte. Wäre nicht ziemlich gleichzeitig mit der durch die neuen Professuren ausgesprochenen Courfähigkeit unseres Faches auch die Zulassung der Realschüler eingetreten, so unterliegt es keinem Zweifel, daß, angelockt durch die sichere Aussicht auf baldige gute Anstellung, gereizt durch die Neuheit des Faches und die Fülle von dankbaren Aufgaben, die es bietet, sich eine größere Anzahl auch begabterer Gymnasiasten diesem Studium gewidmet hätte, als thatsächlich infolge der Konkurrenz mit den Realschülern und der von mir Ztschr. f. nfr. Spr. IV² 12 entwickelten Ursachen der Fall ist. Immerhin ist die Zahl der Gymnasiasten, die unser Studium ergreifen, keine so geringe mehr wie vor Jahren; immer seltener werden auch diejenigen, welche, nachdem sie in einem andern Fache Schiffbruch erlitten, sich dem unseren zuwenden, aus dem einfachen Grunde, weil sie bei uns mit ebenso viel Schwierigkeiten zu kämpfen haben, weil von uns ebensoviel Fleiß und Kenntnis erfordert wird wie bei den übrigen historisch-philologischen Disziplinen. So weit ich es übersehen kann, würde die Zahl der jetzt neuere Philologie studierenden Gymnasiasten durchaus dem Bedürfnis nach Lehrern der neueren Sprachen genügen; es wäre also gerade jetzt, wo, wie St. konstatiert, eine „ungesunde Überschwemmung“ unserer Disziplin von Seiten der Realschule vorhanden ist, und wo die Aussicht auf Anstellung für Neuphilologen immer geringer wird, der günstigste Zeitpunkt, die Berechtigung der Realschüler zu unserem Fachstudium zurückzuziehen, die ja doch nur dadurch möglich wurde, daß es vor etwa einem Decennium an vielen Universitäten noch keine neuere Philologie, sondern nur Sprachmeisterei gab. Sollte jetzt von neuem durch die Universitäten votiert werden, jetzt, wo an allen preussischen Universitäten ordentliche Vertreter unseres Faches vorhanden sind und wo man viel besser über die Realschüler und die zu unserem Fache notwendige Vorbildung zu urteilen versteht als früher, so würden die Voten, glaube ich, viel weniger günstig ausfallen als zu einer Zeit, wo unser Fach noch nicht als ein wissenschaftliches galt und nach der Art, wie es betrieben wurde, auch meist nicht gelten konnte. St. schlägt vor, um die Überschwemmung unseres Faches zu

hindern, solle man die Realschüler auch zu den übrigen Studienfächern zulassen; ich schlage vor, man solle sie auch nicht mehr zu dem unseren zulassen oder ihnen wenigstens eine Nachprüfung im Lateinischen und Griechischen auferlegen. Die übrigen humanistischen Fächer werden es gewiß als Grund der Zulassung von Realschülern nicht gelten lassen, daß wir deren zu viel haben; ob eine Beibehaltung der Berechtigung zu den naturwissenschaftlichen Fächern oder eine weitere auch zum Studium der Medizin angezeigt ist, das entzieht sich meiner Beurteilung, aber auch der St.s. Darüber soll nach meinem Dafürhalten eben nur der urteilen, der den Organismus unserer Realgymnasien und das betreffende wissenschaftliche Fach genau kennt, zu dessen Studium eine Berechtigung eintreten soll. So viel ist mir aber unzweifelhaft, wird dem Drängen der Realschulmänner nachgegeben und die volle Gleichberechtigung der Realgymnasiasten dekretiert, so wird dies eine äußerst lebhaftere Reaktion gegen diese Berechtigung zur Folge haben, es wird diese Berechtigung nur von kurzer Dauer sein und durch sie nichts erreicht werden, als daß eine Menge junger Leute in falsches Fahrwasser geraten und zeit- lebens unglücklich werden. Das voraussichtliche Resultat wäre kein anderes als die gänzliche Beseitigung der Realgymnasien. Handelte es sich nicht um das Wohl und Wehe vieler Menschen, so stünde ich — um dieser Überzeugung willen — keinen Augenblick an, für eine volle Gleichberechtigung zu stimmen; die Realschulfrage liefse sich so nach meiner Ansicht binnen einiger Jahre auf das radikalste aus der Welt schaffen.

Noch seien mir zur Anlage St.s, a. a. O. S. 222 ff., worin er sich gegen das Votum der Kieler philosophischen Fakultät wendet, einige Bemerkungen gestattet. Nicht daß, wie St. sich zum Richter, so ich mich zum Anwalt dieser Fakultät machen wollte; aber es ist angesichts des Applauses, den St. mit seiner Interpellation gefunden hat, vielleicht nicht unangemessen, ihn mit einigen Worten auf die Schwäche seiner Position aufmerksam zu machen. Von vorn herein bekenne ich, daß auch ich mit Form und Inhalt des fraglichen Votums nicht einverstanden bin. Und zwar urteile ich so auf Grund meiner Kenntnis der neuphilologischen Studentenschaft, wie ich sie im Sommer 1881 in Kiel vorfand, und die ich trotz meines kurzen Aufenthalts daselbst ziemlich genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Was aber St. gegen die Fakultät vorbringt, beweist einerseits nur, daß er keine richtige Vorstellung von den Kieler lokalen Verhältnissen besitzt, andererseits wiederum die Einseitigkeit seines Standpunktes, die von der bei Neuphilologen zu wünschenden allgemeinen wissenschaftlichen Bildung abstrahiert, über deren Vorhandensein der neuphilologische Professor nicht in erster Linie und jedenfalls nicht allein zu urteilen hat. Zu St.s erster Frage ist zu beachten, daß die Kieler Fakultätsmitglieder nicht nur bei Promotionen, sondern auch bei den

häufigeren Staatsprüfungen Gelegenheit haben, sich über den allgemeinen Wissensstand der neuphilologischen Kandidaten zu orientieren; zu 2., dafs in Kiel mehr als irgendwo anders infolge der geringen Anzahl der Studierenden der einzelne Student zur Geltung kommt, und dafs er dort gewöhnlich nicht nur seinem Fachprofessor, sondern ebenso genau den Vertretern der verwandten oder sog. Nebenfächer bekannt zu werden pflegt, von diesen eben so gut in Betreff des Gesamtbestandes seiner Kenntnis, Begabung und seines Strebens beurteilt werden kann, wie von dem ersteren; zu 4., dafs die Formulierung des Kieler Votums nur durch ihre allgemeine Fassung fehlt, wie überhaupt das Votum zu kategorisch und zu energisch gehalten ist, um nicht dadurch ungerecht zu werden. Dafs eine grofse Menge von Realschulabiturienten, sogar promovierte, „nicht zu einer wissenschaftlichen Auffassung ihres Faches gelangen“, und dafs hierbei ihre mangelhafte Lateinkenntnis sehr in Frage kommt, ist ebenso unbestreitbar, wie dafs viele von ihnen (ad 2) kein besonderes Streben zeigen, die Lücken ihrer Vorbildung zu ergänzen. Nur ist es nicht richtig, dafs allen die wissenschaftliche Auffassung zeitlebens abgehe, und dafs sie nie das Bestreben zeigen, die Lücken ihrer Vorkenntnisse zu ergänzen. 4. entzieht sich meiner Beurteilung, weil hierbei persönliche Verhältnisse in Frage kommen, die nicht in die Öffentlichkeit gehören.

St. spielt noch einen Brief des Fachgenossen Stimming gegen das Votum der Fakultät aus. Stimming behauptet darin, die Praxis habe ihm gezeigt: „dafs die Realschulabiturienten in Eifer, Kenntnissen und idealem Streben keineswegs hinter den Gymnasiasten zurückstehen, dafs sie auch unter den Kommilitonen keineswegs als Studenten 2. Klasse angesehen werden, dafs vielmehr das Präsidium des neuphilologischen Vereins meist in Händen von früheren Realschülern war, endlich dafs beim Staatsexamen die von letzteren erzielten Resultate die der ersteren im ganzen weit übertroffen haben.“ Das schwächste Argument Stimmings ist das von dem Verhältnis der studierenden Gymnasiasten und Realschüler zu einander; es sollte überhaupt nie gebraucht werden, da es eben nur beweisen kann, dafs sich die Studierenden der neueren Philologie wie anständige Menschen zu betragen pflegen; damit, dafs X oder Y in demselben Turn-, Krieger- oder sonstigen Vereine sind wie A, B und C und sich gegenseitig ganz gut vertragen, kann man doch nicht folgern, dafs sie sich einander für gleichartig in Bildung und Kenntnissen erachten! Und dafs das Vereinspräsidium öfter Realschülern zufällt als Gymnasiasten, ist nur die natürliche Folge davon, dafs die ersteren zahlreicher zu sein pflegen als die letzteren. Es stände schlimm mit den neuphilologischen Vereinen, wenn sich innerhalb derselben besondere Gymnasial- und Realschulgruppen bildeten und sich ob ihrer Vorbildung über die Achsel ansehen

und bekämpfen wollten. Solche Vereine müßten mit allen Mitteln unterdrückt werden. Dafs sich ehemalige Realschüler gefunden haben, die einen Vorzug ihrer Vorbildung darin sahen, dafs sie von früheren Gymnasiasten anständig behandelt werden, ist wunderlich genug. Ich will ferner Koll. Stimming gern zugestehen, dafs auch die Realschüler Eifer und ideales Streben besitzen: diese Eigenschaften sind aber weder an die Realschule noch an das Gymnasium gebunden, noch durch sie allein zu erwerben. Für den Kenntnissvorrat von Real- und Gymnasialabiturienten besitzen wir, wie schon gesagt, einen objektiven Gradmesser allein an den für die Maturitätsleistungen bestehenden Reglements Vorschriften, und es wird niemandem der Beweis gelingen, dafs die gymnasiale Konzentration auf sprachliche und humanistische Fächer nicht besser für moderne wissenschaftliche Sprachstudien vorbereite, als das eine zweifache Centralisation des Interesses auf sprachliche und realistische Fächer verlangende Realgymnasium. In Bezug auf die Examenleistungen endlich steht Stimmings Ansicht in schroffem Gegensatze zu der seiner Fakultät, die sich auf dieselben Beobachtungen stützt; ich erkläre mir diesen Gegensatz damit, dafs Stimming mehr die fachliche Ausbildung, seine Fakultätsgenossen mehr die allgemeine wissenschaftliche Bildung der Kandidaten im Auge hatten: die beiderseitigen Voten heben einander auf, um so mehr als Stimmings Beobachtungen auch von denen seiner Kollegen an andern Universitäten differieren.

Mag auch Stengel Recht haben, das Kieler Votum anzufechten, so ist es darum noch lange nicht nötig, den Schritt der Kieler Fakultät zu verdammen und sich in jene pathetische Entrüstung über denselben zu versetzen, der von manchen Realschulmännern Ausdruck gegeben worden ist. Lassen wir auch die Form des Gutachtens und ihre Motivierung zu weit gehend sein; an einer Berechtigung desselben und an einer auf Erfahrung beruhenden Grundlage hat es demselben nicht gefehlt, und es steht unseres Erachtens niemandem zu, der die speziellen Kieler Verhältnisse und die Entschliessungsgründe der Fakultät zu ihrem Schritte nicht kennt, denselben öffentlich zu verurteilen oder zu verlangen, dafs sie sich ihm gegenüber rechtfertige. Auf alle Fälle hoffen wir mit den vorstehenden Zeilen so viel nahegelegt zu haben, dafs auch Stengels Ansichten auf keiner unanfechtbaren Basis beruhen, und dafs zum mindesten die nicht schlechter legitimierten Gegner derselben eben so viel Recht besitzen gehört zu werden als der eine oder andere Fachgenosse, der es verantworten zu können glaubt, seine Stimme einseitig für das Realgymnasium in die Wagschale zu werfen.

Nachschrift.

Ein in Heft 6 des Pädagogischen Archivs von 1884 zum Abdruck gelangter Vortrag Stengels, in welchem auch meiner

wiederholt gedacht wird, veranlaßt mich, den vorstehenden Zeilen einige Bemerkungen zu dieser neuesten Meinungsäußerung meines Spezialkollegen hinzuzufügen. In dem fraglichen Vortrage schildert St. kurz seine Stellung zu der Realschulfrage in ihrer Gesamtheit, erörtert, wie die Regierung dazu gekommen sein mag, die Berechtigung der Realschulabiturienten gerade für die Fächer der neueren Philologie und Naturwissenschaften auszusprechen, lobt diesen Schritt als einen segensreichen und aufklärenden und setzt dann auseinander, wie er durch seine Erfahrungen dazu gekommen sei, sich unter Aufgabe seiner anfänglichen Meinung für die Realschule zu entscheiden. Auf die einzelnen Teile dieser Darlegungen soll hier nicht eingegangen werden; nur sei gesagt, daß die von St. vorgeführten persönlichen Erfahrungen keineswegs seinen Meinungswechsel motivieren. Seine Statistik der Marburger Prüfungsergebnisse läßt sich ebenso wohl zu Gunsten der Gymnasiasten deuten wie zu Gunsten der Realschüler. Der Umstand, daß in Marburg, Münster, Kiel und Berlin Preisaufgaben gerade von Realschülern mit Erfolg gelöst worden sind, hat bei genauerem Zusehen ebenfalls nicht allzu viel zu besagen. Es sind dabei die Zahlverhältnisse der studierenden Realschüler und der studierenden Gymnasiasten im Auge zu behalten, es ist zu beachten, daß die Themata keine umfangreicheren humanistischen Kenntnisse verlangten, sondern Spezialia betrafen, für deren Bearbeitungsweise die Verschiedenheit der Vorbildung nicht sehr in die Wagschale fiel, und daß die preisgekrönten Arbeiten in keinem Falle an Wert bessere Dissertationen übertrafen, wie sie von Gymnasiasten zahlreich genug geliefert worden sind. Es kann aus diesen Erfolgen der Realschüler nur geschlossen werden, was wir keinen Augenblick bestreiten, daß auch Realschüler befähigt sind, wissenschaftliche Aufgaben, zu denen eine weitergehende Kenntnis der klassischen Sprachen nicht erforderlich ist, vielleicht mit größerer Mühe aber schließlich mit demselben Erfolge zu lösen wie frühere Gymnasiasten, vorausgesetzt, daß ihnen natürliche Anlagen nicht fehlen und sie die nötige Anleitung erhalten. Daß sie darum eine im Durchschnitt bessere Befähigung für Lösung wissenschaftlicher neuphilologischer Aufgaben mitgebracht hätten wie die Gymnasiasten, ist mit den angegebenen Preisaufgabenlösungen keineswegs dargethan. Ebenso wenig, daß die Realschulbildung fleißigere Menschen schaffe als die Gymnasialbildung. — In Kiel sind von einer Preisaufgabe drei Lösungen eingegangen, alle drei von Realschülern, und alle drei sind des Preises wert befunden worden. Wie nun, wenn unter den in Kiel befindlichen wenigen Studierenden der neueren Philologie sich keine Gymnasialabiturienten befanden oder doch nur solche, welche in zu niedrigen oder zu hohen Semestern standen, um an der Konkurrenz teilnehmen zu können? Wenn der gleich gute Ausfall der eingereichten Arbeiten dadurch ver-

anlafst ist, daß sich die drei Konkurrenten bei der Ausarbeitung der Aufgabe in regem geistigen Austausch befanden, sich gegenseitig stützend und fördernd zur Seite standen, eine Annahme, die bei dem Familienverhältnis der Studierenden des Faches in Kiel so nahe liegt? Wenn der im vorliegenden Falle von den Realschülern in Kiel dargelegte löbliche Eifer wesentlich dadurch erzeugt wurde, daß die Fakultät vor einiger Zeit sich so abfällig über sie äußern zu müssen glaubte? Wo bleibt dann die von St. nach andern Vorgängern behauptete „Ironie des Schicksals“?

Die Divergenz der Mehrzahl seiner Fachkollegen in ihrer Stellungnahme zur Realschulfrage von der seinigen erklärt sich St. dadurch, daß dieselben von Vorurteilen befangen seien, daß sie sich durch persönliche Antipathien beeinflussen ließen und endlich, daß sie zu wenig Gelegenheit hätten, sich mit dem Organismus des Realgymnasiums bekannt zu machen. Warum sollen aber gerade wir die vorurteilvollen sein? Ist denn bei den Realschulfreunden gar kein Vorurteil möglich? Freilich, wenn man ihre Schriften durchliest, dann stehen die Dinge so. Findet ein früherer Realschüler, der keine Kenntnis von dem Umfange und der Methode des gymnasialen Unterrichts aus eigener Anschauung besitzt, der oft nicht imstande ist, zu entscheiden, wo das Plus der gymnasialen Bildung für sein späteres Fachstudium von Vorteil ist und wo ihm selber dessen Fehlen zum Nachteil gereicht, weil er es eben gar nicht kennt, findet ein solcher Realschüler, daß seine Vorbildung die bessere, vorteilhaftere oder doch mindestens eine der gymnasialen gleichartige für sein Studium ist, so ist das Urteil. Kommt ein früherer Gymnasiast, der wieder den durchschnittlichen Kenntnisgrad des Realschülers nicht aus eigener Anschauung zu beurteilen vermag, zu der Überzeugung, daß seine Vorbildung ihn nur selten im Stich lasse, seltener als er dies bei Realschülern beobachten zu können glaubt, und zieht er deshalb seine auf einem Gymnasium erworbenen Vorkenntnisse denen der Realschüler vor, so ist dies Vorurteil. Findet ein Realschullehrer, der mit den Interessen seiner Anstalt verwachsen ist, und der persönlich an dem Schicksal und der Karriere seiner Schüler teilnimmt, daß seine Realschule die ideale Vorbildungsschule für höhere Studien sei, so ist dies Urteil. Vertritt hingegen ein Gymnasiallehrer, der die gleiche Begeisterung und Liebe für seine Anstalt und seine Schüler besitzt, die Ansicht, daß seine Anstalt die bessere Vorbereitungsanstalt sei, so ist das Vorurteil. Hat Herr Koll. Stengel die Überzeugung gewonnen, daß seine Hörer vom Realgymnasium befähigter und besser oder ebenso gut vorbereitet für das von ihm vertretene Universitätsstudium seien als die vom Gymnasium, so giebt er sein auf Erfahrung beruhendes Urteil ab; finden seine Kollegen das Umgekehrte und zeigt ihnen Theorie und Praxis das Gegenteil, so sind sie von Vorurteilen beeinflusst. In ähnlicher Weise

verhält es sich mit den „persönlichen Antipathieen“, die St. nur auf Seiten seiner Gegner findet. Welcher Art sollen denn diese Antipathieen sein? Hat St. unter seinen Kollegen je einen gefunden, der seinen Zuhörern deshalb persönlich gram war, weil es der Zufall, örtliche Verhältnisse oder andere Umstände gewollt haben, daß ihre Eltern sie gerade auf ein Realgymnasium gebracht haben? Oder verargen wir es diesen vielleicht gar, daß sie unsre Vorlesungen anhören, an unseren Übungen teilnehmen und sich gleich ehemaligen Gymnasiasten, je nach Anlage und Fleiß verschieden, bemühen, sich unter unserer Anleitung für ihren gelehrten Beruf vorzubereiten? Erzeugt nicht auch bei uns, trotz unserer verschiedenen Ansicht über die bessere Vorbildungsweise, das Verhältnis von Lehrer und Schüler vielmehr sympathische Bande? Oder hält St. uns wirklich für so beschränkt, daß wir früheren Realschülern oder Realschullehrern es übel nehmen sollten, wenn sie für ihre Schule mit Wort und Schrift nach ihrer Überzeugung eintreten, wofern ihre Polemik gegen uns eine loyale und sachliche ist? Oder sollen wir unsern Kollegen St., Stimming und Kissner deshalb persönlich zürnen, weil sie, wie gelegentlich in wissenschaftlichen Dingen, so auch in ihrer Ansicht über die Realschulbildung eine andere Ansicht vertreten? Welche persönlichen Antipathieen sind es also, welche St.s Gegner in der Realschulfrage in ihrer Ansicht bestimmen sollen? Die mangelhafte Gelegenheit, die Realschule „wie sie ist“, kennen zu lernen, ist nach St. selbst uns Professoren gemeinsam. Auch er besitzt also nicht das Privileg, sie besser zu kennen als wir, die wir nicht seiner Ansicht sind. Schreiber dieser Zeilen ist selbst ein paar Jahre an Realgymnasien als Lehrer und Prüfungsmitglied zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten thätig gewesen; ist er darum zum Urteil weniger befähigt als St., der die Anstalt nur durch Hospitieren und gleich ihm durch Prüfungsarbeiten kennt?

St. meint ferner, bei diesem und jenem seiner Kollegen könne das Urteil dadurch beeinflusst sein, daß seine, für Gymnasiasten zugeschnittenen Vorlesungen von seinen auf der Realschule vorgebildeten Zuhörern nicht immer recht verstanden würden. Ich weiß nicht, wen St. dabei im Auge hat. So viel mir bekannt ist, nehmen seine Gegner dieselbe Rücksicht auf die Qualität ihrer Hörschaft wie er. Angenehm berührt es freilich nicht, wenn dadurch Zeit verloren werden muß, daß Dinge auseinandergesetzt werden, deren Kenntnis wir gern wie alle übrigen Kollegen bei unsern Zuhörern voraussetzen möchten, und daß auf diesen oder jenen packenden Vergleich, auf diese oder jene treffende Erläuterung verzichtet werden muß, weil zu befürchten ist, daß sie von der Mehrheit der Hörschaft unverstanden bleiben. Die Unbehaglichkeit dieses Gefühls, das merkwürdigerweise St. nicht teilt, wird er uns schon verstaten müssen; es kann uns doch kein Vergnügen machen, wenn wir oft gerade das Beste, was wir

zu geben haben, unter dem Drange der Verhältnisse verschweigen müssen und so nicht für die wissenschaftliche Durchbildung unserer Hörer thun können, was wir gern dafür thun möchten.

Durch den ganzen Vortrag St.s geht das zuversichtliche Bewußtsein, daß er mit seiner Ansicht nur allein recht haben könne; und doch hat er selber nicht immer die gleiche Ansicht vertreten. Hoffen wir, daß er einstmals zu seiner früheren aprioristischen, noch nicht durch scheinbare Gegenerfahrungen getrübteten besseren Überzeugung zurückkehre. Die schlechten Erfahrungen seiner Gegner haben sich ihm als leere Hirngespinnste herausgestellt; anderen erscheint es, daß die von St. und seinen Gesinnungsgenossen an Neuphilologen vom Realgymnasium gemachten guten Erfahrungen zu nicht geringem Teile schillernde Seifenblasen sind, die beim Zugreifen in Nichts zerstieben und weit entfernt sind, die Richtigkeit ihrer These zu beweisen.

Wiederholt tritt St. aus dem Rahmen seines begrenzten Themas heraus und vergißt, daß es sich für ihn nur um die Vorbildungsfrage für sein Fach handeln soll. Daher auch seine allgemeine Klage über die Verstocktheit seiner Gegner, die sich ebenso langsam von der Irrigkeit ihrer Ansicht überzeugen lassen wollen wie St. von der Irrigkeit seiner jetzigen. Von den Fachgenossen St.s hat noch keiner behauptet, daß die neuere Sprachen studierenden Realschüler samt und sonders Banausier seien und niemals über den allerngsten Kreis ihrer Studien hinausgingen. Scheuklappen für das Leben giebt die Realschule ihren Zöglingen ja nicht mit. Auch der zehnmahlige Hinweis, daß, wie St. meint, die Idealität der Gymnasialbildung zumeist auf dem Papiere steht, kann allerdings nichts fruchten, wenn diesem Hinweis die thatsächliche Basis fehlt und er nur auf oberflächliche Beurteilung fundiert ist. Wir stimmen St. darin gern zu, daß die kombinierte Beschäftigung mit den Sprachen und Litteraturen verwandter moderner Kulturvölker das Verständnis unserer eigenen Sprache und Litteratur mehr fördert als das einseitige Studium der Antike; aber bei dem gymnasial vorgebildeten Neuphilologen wird diese Kombination trefflich erreicht. Mit seiner auf dem Gymnasium erworbenen grundlegenden Kenntnis des Altertums verbindet sich sein Universitätsstudium der Neueren zu einer höheren Einheit, und eine bessere Bekanntschaft mit der Antike, von der überhaupt nur die Rede sein kann, wenn auch das Griechentum mit inbegriffen ist, sichert ihm die Überlegenheit über den Realschüler. Griechisch und Lateinisch und neuere Sprachen ergeben eine höhere Summe als Lateinisch und neuere Sprachen ohne Griechisch. Das wird uns St. nicht abstreiten können, auch wenn er die größere befruchtende Wirkung dazu addiert, die nach ihm durch die intensive Beschäftigung mit Mathematik und Naturwissenschaften auf Gemüt und Phantasie des Realschülers ausgeübt wird. Auf seine Frage, was ich zu der Forderung sagen würde,

„dafs man bis jetzt von den Vorfechtern des Gymnasialprivilegs vergeblich den Nachweis erwartet habe, dafs die beste Vorbereitung zu naturwissenschaftlichen Studien und also auch zu dem der Medizin eine möglichst intensive Beschäftigung mit Lateinisch und Griechisch auf der Vorbildungsstufe sei“, antworte ich ihm, dafs ich diese Forderung für durchaus berechtigt halte, und dafs, wenn hier der Bescheid zu Gunsten der Realschule ausfallen sollte, ich mich den sich daraus ergebenden Konsequenzen nicht verschließen werde. Über die Berechtigung der Zulassung von Realschülern zum Studium der Medizin und der Naturwissenschaften mafe ich mir eben kein Urteil an, weil mir diese Fächer fern stehen, und ich meine nur, dafs in diesem Punkte diejenigen Realschulmänner, die sich hier in derselben Lage befinden wie ich, sich auch dieselbe Zurückhaltung auferlegen sollten. St. hält mir weiter vor, der Beweis, es sei leichter, die griechischen Kenntnisse eines Gymnasialabiturienten als die englischen eines Realabiturienten nachzuholen, sei ebenso schwer zu erbringen als der Gegenbeweis. Dem ist aber nicht so. Die auf dem Gymnasium dem Griechischen gewidmete Stundenzahl ist eine weit gröfsere als die auf der Realschule dem Englischen gewidmete; demgemäfs mufs unter normalen Verhältnissen auch die Gesamtsumme des griechischen Lehrstoffes am Gymnasium entsprechend gröfser sein als die des englischen an der Realschule, und folgerichtig mufs die erstere schwerer als die letztere nachzuholen sein. Wenn St. behauptet, dafs der neuere Philologe das Griechische des Gymnasialabiturienten gar nicht gebrauche, „ja strikte genommen überhaupt keine griechischen Kenntnisse nötig hat“, und wenn er „einfach“ „bestreitet“, „dafs die Kenntnis des Griechischen zu einem gründlichen Verständnis z. B. der Renaissance und klassischen Litteratur der modernen Völker notwendig sei und dafs hierfür die Lektüre von Übersetzungen die der Originale nicht ersetzen könne“, so steht hier seine kahle und paradoxe Behauptung der meinigen und der meiner Gesinnungsgenossen unvermittelt gegenüber; gewifs ist damit nicht dargethan, dafs er gerade Recht haben mufs. Der Gegensatz unserer Meinungen läfst sich damit erklären, dafs wir eine verschiedene Auffassung von dem haben, was neuere Philologie ist und wie sie an der Universität zu betreiben ist. Dann fragt sich aber wieder, wer von uns die richtige Auffassung besitzt; sehr hoch können m. E. die Ziele und Ideale meines Kollegen nicht gesteckt sein, wenn er das Griechische für entbehrlich hält. Sein Ausspruch, das Gymnasium biete für das Französische gewöhnlich nicht die nötige Grundlage, was um so bedenklicher sei, als in älteren Jahren eine korrekte Aussprache sich hier sehr schwer nachholen lasse, hört sich fast so an, als halte er es für eine ausgemachte Sache, dafs das Gymnasium den französischen Unterricht spez. das Beibringen einer korrekten Aussprache vernachlässigen müsse. Damit

würde demselben ein ungerechtfertigter Vorwurf gemacht; daß häufig ungenügende Lehrkräfte zur Erteilung eines guten französischen Unterrichts an Gymnasien vorhanden waren und vielleicht noch sind, läßt nicht schließeln, daß das noch so ist und immer so bleiben wird. Eine gute französische Aussprache läßt sich am Gymnasium in demselben Grade erreichen wie am Realgymnasium, vorausgesetzt, daß der Unterricht in den richtigen Händen liegt. Der französische Unterricht am Gymnasium ist ebenso der Hebung fähig wie der am Realgymnasium, und auch die Hoffnung ist nicht ausgeschlossen, daß einmal wenigstens fakultativ an allen Gymnasien das Englische in den Lehrplan aufgenommen werden wird.

Nach dem Vorstehenden kann ich St. nicht zugestehen, daß es ihm in seinem Vortrage gelungen sei, auch nur in einem Punkte meine Ausführungen in der DLZ. vom 8. März a. c. widerlegt zu haben. Zu meiner von ihm und andern prophezeiten Bekehrung werden zwingendere Argumente erforderlich sein. Verwunderlich ist mir, daß auch St. das gute Verhältnis zwischen Real- und Gymnasialabiturienten an den Universitäten für die Vorzüglichkeit der ersteren anführt. Was ich davon halte, habe ich schon oben gesagt. Ich habe selbst s. Z. mit Realschülern gemeinsam studiert (wieder ein Vorteil, den ich vor Koll. Stengel voraus habe); wir (Gymnasiasten und Realschüler) haben oft in Scherz und Ernst über die Vorzüge unserer Vorbildung debattiert und das Resultat war, daß die Mehrzahl unserer Kommilitonen vom Realgymnasium eifrig Griechisch studierten, weil sie dessen Notwendigkeit einsahen. Unsere Debatten haben aber nie unsere Freundschaft gestört und uns gehindert, in demselben Vereine den gemeinsamen Studien in harmonischer Weise obzuliegen. Nichtsdestoweniger haben wir aber auch niemals aufgehört, die uns durch unsere Vorbildungsanstalten mitgegebene verschiedene Superiorität im Griechischen oder Englischen und ihre Vorteile zu erkennen. So ist es von Rechts wegen überall und beweisen läßt sich damit garnichts. Es ist auch merkwürdig, daß Koll. Stengel nur ängstliche Realschüler und selbstbewußte Gymnasiasten im Privatverkehr angetroffen hat; andere Kollegen von ihm haben wieder sehr selbstbewußte Realschüler kennen gelernt, die mit der felsenfesten Zuversicht auf die Universität kamen, daß an ihrer Vorbildung ganz und gar nichts auszusetzen sein könne und daß ihnen unbedingt der Vorzug vor Gymnasiasten eingeräumt werden müsse. Aber was sollen diese Erzählungen? Sie sind ebenso nichtssagend wie die nicht selten begegnenden Berufungen auf die Freunde und Kollegen X Y Z, die ganz derselben Ansicht seien, oder die Heerschau über die große Zahl der Getreuen. Die Masse macht es nicht. Wenn die Realschulmänner ihre Agitation in der bisherigen Weise fortsetzen, dann ist vielleicht die Zeit nicht mehr fern, wo

auch Antirealschulmänner in Vereine zusammentreten und Schulter an Schulter für ihre Sache kämpfen. Die Einsicht dürfte dann unter den Realschulfreunden nicht lange auf sich warten lassen, daß sie sich über ihre Gegner und die Tragweite ihrer Gründe sehr im Irrtum befunden haben.

Greifswald.

E. Koschwitz.

Zu Thukydides.

Thuk. VI 99, 2 *ὑποτειχίζειν δὲ ἄμεινον ἐδόκει εἶναι, ἢ ἐπεινοὶ ἐμελλον ἄξιον τὸ τεῖχος, . . . καὶ ἅμα, καὶ ἐν τούτῳ εἰ ἐπιβοηθοῦεν, μέρος ἀντιπέμπειν αὐτοὺς τῆς στρατιᾶς.* So Classen mit den Hss., während andere Gelehrte das *αὐτοὺς* für einen wenigstens schwerfälligen und, weil durch einen Gegensatz nicht gefordert, überflüssigen Zusatz erklären. Derselben Ansicht ist der Unterzeichnete. Wenn man sich begnügt darauf hinzuweisen, daß *ἀντιπέμπειν αὐτοὺς* von *ἄμεινον ἐδόκει εἶναι* abhängt, so übersieht man, das vorher schon das bloße *ὑποτειχίζειν* davon abhängig war. Aus den gleichen Gründen ist auch der Nominativ *αὐτοὶ* nicht zu empfehlen, zumal da eine Änderung solcher Art paläographisch keine Unterstützung findet. Und *αὐτοῖς*, wie J. Bekker schreibt, ist wohl das Ungeeignetste von allen; denn das eigentliche „Entgegen schicken“ liegt nicht im Zusammenhang. Die Bedeutung des *ἀντι* in dem Kompositum erkennt man vielmehr, wenn wir uns geschrieben denken *καὶ ἅμα, καὶ ἐν τούτῳ εἰ ἐπιβοηθοῦεν, ἀντεπιβοηθεῖν αὐτοῖς*¹⁾. Hier aber würde der Dativ *αὐτοῖς* nicht sowohl durch *ἀντι* als durch *ἐπι* veranlaßt sein, und das giebt, dünkt mich, klar an die Hand, daß unsere Stelle zu schreiben ist: *μέρος ἀντιπέμπειν (ἐπ') αὐτοὺς τῆς στρατιᾶς*²⁾.

H. J. Müller.

1) Vgl. 6, 75, 3. 86, 5; 7, 4, 3. 5, 1. 25, 6. 28, 3. 49, 1 u. a. m.

2) Vgl. 3, 12, 3; 7, 58, 1; Classen zu 3, 43, 3.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

Franz Fügner, *Cäsarsätze zur Einübung der lateinischen Syntax in Tertia*. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1884. 39 S. 8.

Die „Cäsarsätze“ bieten in 22 Abschnitten etwa 700 lateinische Beispiele für die §§ 129—342 der Ellendt-Seyffertschen Grammatik und sollen nach S. VII der etwas weitschweifig und nicht ohne eine gewisse Keckheit geschriebenen Vorrede (vgl. S. III: „Ist doch heutzutage Konzentration des Unterrichts ein beliebtes Schlagwort, eines der Zaubermittelchen, durch das man Überbürdung, revidierten Lehrplan u. ä. Ungeheuer in wesentliche Schattengestalten umwandeln zu können meint.“ — S. IV: „Gebrüder Müller u. s. w. haben mit den Paragraphensätzen und dem bunten Allerlei der Lesebücher mit ihrem herrlichen Übersetzungsdeutsch, ihren Klammer- und Fußnoten, ihren Mausefallen und Fufsangeln allen Ernstes zu brechen gesucht“) bei Wiederholungen syntaktischer *Pensa* und nach voraufgegangener Lektüre eines Buches des *Bellum Gallicum* dem Lehrer des Lateinischen in Tertia ein geeignetes Material von Sätzen an die Hand geben. Verf. hofft „mit einer Sammlung cäsarianischer Beispiele für die Syntax mehrerlei Heilsames auf einmal zu erreichen. Wir konzentrieren unsern Unterricht, beleben ihn durch Erinnerung und Gedankenverknüpfung an und mit der Klassenlektüre, wecken dadurch stärkeres und mehrseitiges Interesse am grammatischen Unterricht, vereinfachen und erleichtern die nötige *Loci-Kenntnis*, fördern und unterstützen mittelbar die Lektüre, sichern uns nachhaltiger vor unnützem Regelkram, stellen methodisch richtig das Beispiel an die Spitze jeder grammatischen Erörterung und gewinnen schließlich ein bequemes Mittel zur treffenden, knappen und übersichtlichen Wiederholung.“ Der Grundgedanke, dem das Buch seine Entstehung verdankt, ist richtig und wohl zu billigen; der Wert der Sammlung in vorliegender Gestalt ist nur ein beschränkter. Sie bietet eben nur „einen Stamm von Beispielen“, die meist dem ersten Buche des *Bell. Gall.* entnommen sind; denn von sämtlichen Stellen gehören etwas mehr als 300 allein dem ersten Buche an, den sechs übrigen insgesamt nur etwa 400. In einzelnen Abschnitten sind sogar die aus dem ersten Buche

ausgewählten Sätze zahlreicher als die den sechs andern entnommenen. So in Abschnitt VI (26 : 21), XIV (4 : 2), XIX (9 : 3), in andern ist das numerische Verhältnis fast gleich, III (14 : 16), VII (19 : 20), VIII (13 : 15), XIII (7 : 9), XX (24 : 26). Auch mit der Versicherung des Verf.s, „er hätte, wo es anging, die Sätze, zumal die über die Kasuslehre, aus den ersten Büchern genommen“, darf man es nicht zu ernst nehmen, denn thatsächlich bietet die Sammlung für das erste Buch 69, für das zweite nur 20, für das dritte gar nur 7 Beispiele (für Dativ und Accusativ kein einziges) für die gesamte Kasuslehre. Ähnlich ist das Verhältnis der Zahlen für die Moduslehre. So bleibt dem Lehrer, der nicht gerade das erste Buch gelesen hat, nichts anderes übrig als zu Beispielen aus vorher nicht gelesenen Stücken seine Zuflucht zu nehmen. Es soll nicht verkannt werden, daß eine ganze Reihe von Sätzen nach Form und Inhalt dazu recht wohl geeignet ist, indes, wie wird dann „der Unterricht konzentriert, durch Erinnerung und Gedankenverknüpfung an und mit der Klassenlektüre belebt“? Ob dann zur Illustration der Regeln der Ädler Dumnorix, Cassivellaunus und Vercingetorix dienen oder die bekannten Persönlichkeiten aus der griechischen und römischen Geschichte nebst einigen Gedanken allgemeinen Inhalts dürfte ziemlich gleichgültig sein; vielleicht neigt sich sogar die Wage auf die Seite letzterer. Daß sich ferner der Tertianer, auch der Sekundaner noch, selten unbeholfener und ungeschickter zeigt als bei improvisiertem Übersetzen aus der fremden Sprache in die eigene (worauf hier der Lehrer z. gr. T. angewiesen ist), wird jeder, der fremdsprachlichen Unterricht erteilt, zugeben müssen. Wie vieler Erörterungen bedarf da z. B. Abschnitt I 14 (BG. 3, 18, 8) *qua re concessa laeti, ut explorata victoria, ad castra pergunt*? Wie einfach dagegen E.—S. § 140 *Socrates venenum laetus hausit*? Hierher gehört auch Abschn. II 3 (BG. 2, 17, 2) *eorum dierum* (b) *consuetudine itineris* (b) *nostri exercitus* (a) *perspecta ad Nervios contenderunt*. (Wozu in einem für Lehrer bestimmten Buche die hier und auch sonst vielfach im Text gegebenen Hinweise auf die Grammatik?) Wie viel Zeit ist erforderlich, bis die richtige Übersetzung von Beispielen wie Abschn. II 18 (BG. 1, 20, 5), VI 17 (BG. 4, 17, 4) gewonnen ist? Welcher Schüler behält die langen Sätze in IX 6 (BG. 2, 8, 3f.), 27 (BG. 1, 31, 12), 55 (BG. 6, 31, 1)? Vgl. auch Abschn. XXI 19 (BG. 2, 21, 5) und 24 (BG. 3, 25, 1) mit der großen Zahl wenig bekannter Vokabeln.

Zu bemerken ist ferner, daß die Auswahl der Beispiele hinsichtlich der Verschiedenartigkeit der in den Regeln enthaltenen Schwierigkeiten keine gleichmäßige ist. „Gewisse Dinge, die eher nach IV gehören, sind trotz zahlreicher Belege bei Cäsar nicht mit aufgenommen“, dagegen sind andere, die dem Quartaner doch auch bekannt sein dürften, durch eine große Anzahl von Beispielen vertreten. Für *sequor* fehlt es an Beispielen, für *utor* und

potior nicht, *invideo* ist belegt, *persuadeo* nur gelegentlich in einem für den Abl. modi gegebenen Beispiele Abschn. V 34 (BG. 1, 6, 3). Im Abschn. XVII finden sich nicht weniger als 15 Beispiele für den Acc. c. inf. nach unpersönl. Ausdrücken, 5 nach *Verbis sent. et decl.*, 6 nach *sperare* u. s. w., 4 nach *iubere* und *vetare*, in XX 18 Belege für den Abl. abs., in XXI je 4 Beispiele für *causa* und *ad* mit dem Gerundivum. Für andere Regeln, deren Einübung viel Zeit erfordert, waren zahlreiche Stellen weit notwendiger, so für die Iterativsätze mit *cum*, für die die „Cäsarsätze“ gerade ein einziges Beispiel Abschn. XII 59 (BG. 5, 19, 2) haben, für den Gebrauch von *quisquam* u. dgl. Ob für die Abschnitte VI (Präpositionen) und VIII (zum Gebrauch der Nomina) in Tertia Zeit ist, scheint Ref. sehr zweifelhaft zu sein.

In Summa also möglichst gleichmäßige Vollständigkeit, so daß jedes Buch des Bell. Gall. für jedes syntaktische Pensum die vorhandenen Belege liefert; dann dürfte es dem Verf. mit seinem Schriftchen eher gelingen, den Lateinunterricht in der Tertia „mehr zu konzentrieren, vielleicht auch zu beleben“.

Nachlässigkeiten und Flüchtigkeiten finden sich in reichlichem Maße. Am Schluß der Vorrede S. VIII heißt es: „Möge die kleine Sammlung ihren Zweck erfüllen, noch mehr als bisher Geschlossenheit in den Lateinunterricht der Tertia zu bringen. Dann ist es nicht vergebens erschienen“. — Abschn. II 4 steht *singularis*. — Abschn. V 32 (BG. 5, 58, 1) muß notwendig *nocte una* gestrichen und *Labienus* als Subjekt hinzugefügt werden. — Die VIII 6 und 7 gegebenen Beispiele gehören zu § 143b A. 2. — IX 6 steht *rediebat*; ebd. 25 *Si sapient* für *Hi sapient*. — XII 11 *domus (suas)* für *domos*. — XII 44 (BG. 1, 14, 5) wird besser in *di immortales consuerunt hominibus, quo gravius commutatione rerum doleant, diuturniorem impunitatem concedere* verkürzt. — XII 111 (BG. 3, 9, 6) ist zu schr. *poterant*, denn Subjekt ist *Veneti*. — XIII 10 (BG. 7, 31, 2) darf das aus dem Vorhergehenden zu ergänzende Objekt *civitates* nicht fehlen. — XVII 15 für *fortuntissimos* der Dativ. — Das Citat XVII 47 steht BG. 6, 4, 1, nicht 2. — XX 9 (BG. 2, 19, 5) muß *Romani* statt *Nervii* gesetzt werden, denn *cum se illi (Nervii) . . recipere ac . . impetum facerent neque nostri longius cedentes insequi audent*. — XX 10 (BG. 1, 12, 3) ist als Beispiel für das Part. coniunct. wenig geeignet. — XXI 20 fehlt *biennium*.

Berlin.

A. Reckzey.

Hermann Reuchlin, Regeln über die Behandlung der dafs-Sätze im Lateinischen mit besonderer Rücksicht auf die Komposition für Schüler der Klassen III—VI des (württembergischen) Gymnasiums zusammengestellt. Gotha, F. A. Perthes, 1884. VIII u. 71 S.

Die oben bezeichnete Schrift ist charakteristisch, ja man möchte sagen, symptomatisch für die Art, in welcher der la-

teinische Unterricht in den mittleren Klassen des Gymnasiums bisher auch in Preussen vielfach betrieben worden ist, unter dem Einfluß der Ministerial-Bestimmungen vom 31. März 1882 hier aber hoffentlich nirgends mehr lange betrieben werden wird. Der Verfasser hofft, seine Zusammenstellung der schwierigen Regeln über die dafs-Sätze werde den Schülern des Mittelgymnasiums (bis Obertertia incl.) „bei Fertigung ihrer Kompositionen noch nützlicher werden als die mit Recht gerühmte und so sehr verbreitete Grammatik von Ellendt-Seyffert“. Nach seiner Ansicht haben unsere Grammatiken den Regeln eine zu gedrängte Fassung gegeben, die nur für das Verständnis der besser begabten Schüler ausreicht, und bei der noch manche Punkte beiseite gelassen sind, auf welche der Schüler doch eben auch aufmerksam gemacht werden muß. Das vorliegende Hilfsbuch will also intensiv und extensiv noch mehr ins Detail gehen, und es bezeichnet einen weiteren Schritt auf dem Wege, der von älteren Schulgrammatiken zu der Seyffertschen führt, und der sich kurz damit kennzeichnen läßt, dafs auf ihm die Anforderungen an den Verstand der Schüler herabgemindert und die an das Gedächtnis um ein Bedeutendes gesteigert werden. Jeder Lehrer, dem die Aufgabe gestellt ist, auch solche Schüler, welche die Regeln der lateinischen Grammatik nicht zu begreifen vermögen, doch dahin zu bringen, dafs sie ein mit grammatischen Schwierigkeiten reichlich ausgestattetes Exercitium oder Extemporale möglichst fehlerfrei ins Lateinische übersetzen, könnte daher das Buch, wenn es leistete, was es verspricht, als eine wertvolle Bereicherung unserer Schulliteratur begrüßen. Dafs freilich diese Aufgabe keinem Lehrer von einer Schule, deren Zweck die geistige Bildung der Schüler ist, gestellt werden sollte, dafür liefert das Reuchlinsche Schriftchen einen neuen Beweis.

Wer die lateinische Sprache nicht blofs lehrt, damit die Schüler die Formen der Worte und Sätze dem Gedächtnis einprägen, sondern damit zugleich durch die Einführung in das Verständnis derselben ihren Geist gebildet werde, der wird schon an dem Titel der Schrift über die Behandlung der dafs-Sätze Anstofs nehmen. Es heifst im voraus sich das Verständnis des Lateinischen verschließen, wenn man bei seiner Betrachtung von der zufälligen deutschen Übersetzung ausgeht und sich nur gewöhnt für diesen deutschen jenen lateinischen Ausdruck zu setzen. Wäre eine solche Methode der Behandlung der lateinischen Sprache möglich und würde sie eingeführt, so würde das Erlernen des Lateinischen noch weniger Bildendes enthalten als das Lernen der modernen Sprachen. Dafs eine solche Behandlung des Lateinischen aber nicht möglich ist, zeigt der Versuch des vorliegenden Buches gleich in dem ersten, von dem Infinitiv handelnden Kapitel.

Hier werden zunächst (§ 1) 58 alphabetisch geordnete Verba (*adorior — volo*) mit davor gesetzter deutscher Übersetzung auf-

gezählt, die im Lateinischen wie im Deutschen den Infinitiv bei sich haben. Dann kommen (§ 3) 17 Verba mit dem Nom. und Acc. c. inf. z. B. *cogo aliquem* und *cogor*. Der § 4 handelt von dem Infinitiv (Acc. c. inf.) nach *est* und einem Substantiv oder Adjektiv und den Verbis impersonalibus. Der § 5 zählt 22 Verba persönliche und unpersönliche Redensarten auf, nach resp. bei denen der Dat. c. inf. steht. Den Schluss des Kapitels bildet folgende Anmerkung: „In allen anderen Fällen ist der Infinitiv mit „zu“ aufzulösen durch einen „dafs-Satz“ und mit *ut*, *ne*, *quominus*, *quin* u. s. w. zu übersetzen.“ Die übrigen den Hauptregeln beigefügten Anmerkungen enthalten allerlei aus den betreffenden Abschnitten bei Seyffert mit herübergenommenen Bemerkungen, z. B. „ich ziehe es vor zu“ *malo* oder *praesopto* (nicht *praefero*). (Wie oft mag sich *praesopto* c. inf. außer Caes. B. G. I 25 wohl in den Schulschriftstellern finden?) Eine andere Anmerkung (§ 2, 2) enthält 8 Adverbia, die durch Verba zu übersetzen sind, z. B. „gewöhnlich“ durch *soleo*, noch eine andere belehrt über das nicht zu übersetzende „ich mufs“, „ich lasse“. Alles dies soll der Tertianer seinem Gedächtnis einprägen. Was gewinnt er aber aus dem Kapitel für das Verständnis des Lateinischen? Begriffe wie Objektsinfinitiv und Subjektsinfinitiv fehlen, sie sind wohl zu schwer verständlich, dafür heifst es: der Infinitiv steht „bei“, „mit“, „nach“ folgenden Verben. Als Beispiel für den letzten Fall steht *parentes diligere prima lex naturae est*, obwohl hier der Infinitiv nicht nach sondern vor *lex est* steht. Auch von einem Prädikatsnomen beim Infinitiv ist nirgends die Rede, sondern es heifst: Hat der von diesen Verben abhängige Infinitiv noch einen Zusatz bei sich, so steht er im Nominativ (§ 2) oder im Accusativ (§ 4); in § 5 heifst es: Bei *licet* steht das Prädikat (!) beim Infinitiv per attractionem regelmäßig im Dativ, sobald eine bestimmte Person bezeichnet ist.

Aber sehen wir einmal von dem Sprachverständnis ab. Wird der Schüler mit Hilfe dieses Kapitels, selbst wenn er die 58 + 17 + 22 Verba aus dem Gedächtnis hersagen kann, die Fehler vermeiden? Durchaus nicht. Wenn er in § 4 findet, der Infinitiv steht nach *est* mit einem Adjektivum im Neutrum oder nach den Verbis impersonalibus, so wird er sicherlich schreiben *reliquum est dicere* oder *restat dicere*, es sei denn, dafs er aus den späteren Paragraphen des Buches die richtige Konstruktion kennt. Die ganzen 7 Seiten des ersten Kapitels bringen den Schüler also nicht weiter, als wenn man ihm unter Verzichtleistung auf das Verständnis der Sprache sagt: Hast du aus der Grammatik keine andere Konstruktion als notwendig gelernt, so übersetze den deutschen Infinitiv auch im Lateinischen mit dem Infinitiv. Bei solchem Verfahren würde wenigstens ein unnötiges Auswendiglernen vermieden. Wie mißlich es ist, bei der Behandlung der grammatischen Eigentümlichkeiten einer fremden Sprache von der

deutschen Übersetzung auszugehen, zeigt sich in diesem Kapitel auch darin recht deutlich, daß der Verfasser hier von *possum*, *nequeo*, *nolo* u. s. w. c. inf. reden muß, obwohl diese Konstruktionen nach dem Titel des Buches ebenso wenig eine Stelle in demselben finden sollten, wie gegen Ende des Buches (§ 56) die Relativsätze nach den *verbis sentiendi et declarandi* (indirekten Fragesätze), bei denen der Verfasser noch ausdrücklich selbst bemerkt, „daß in diesem Falle die deutsche Konjunktion ‚daß‘ nicht ergänzt werden könne“.

Das zweite Kapitel giebt die gewöhnlichen Regeln über die „consecutio temporum“. Daß hier durch die der Methode des Buches entsprechende Erklärung: das eigentliche Perfektum sei das, welches im Deutschen gewöhnlich wieder durch ein Perfektum übersetzt werde, und das Perfectum historicum sei das, welches im Deutschen meist mit dem Imperfekt übersetzt werde, nichts gewonnen wird, liegt auf der Hand.

Dem dritten Kapitel ist eine Vorbemerkung über die „daß-Sätze“ vorausgeschickt, so daß es scheint, als solle die Sache hier eigentlich erst beginnen. In diesen Vorbemerkungen wird unterschieden zwischen dem „daß“ der Folge (*ut*, *ut non*), „daß“ der Absicht (*ut*, *ne*), „daß“ des Grundes (*quod*) und „daß“ der Wahrnehmung, Aussage, Meinung, der Thatsache (Acc. c. inf.). Die letztere Bezeichnung ist gegenüber von Sätzen wie: *parumne est, quod tantum homines sefellisti* Cic. p. Sest. 32 und *magnum est eadem monumenta maiorum habere* Cic. de off. I 35 gewiß unzutreffend und vielmehr bei „daß“ = *quod* anzuwenden. Im weiteren werden ohne Zusammenfassung nach der Bedeutung 22 (§ 8) + 31 (§ 10) + 4 (§ 11) Ausdrücke aufgeführt, nach denen *ut* consecutivum steht, die also wiederum gelernt werden müssen, wenn die Regeln von Nutzen sein sollen. In dem eingeschobenen § 9 über die *consec. temporum* in Folgesätzen hat der Verfasser sein sonstiges Verfahren, die Wahl des lateinischen Ausdrucks nicht von dem Gedanken, sondern von der deutschen Ausdrucksweise abhängig zu machen, aufgeben müssen und auf das Zeitverhältnis zwischen der Handlung des Haupt- und Nebensatzes hingewiesen, und dadurch ist dieser Paragraph vielleicht der beste des ganzen Buches geworden.

Das vierte Kapitel handelt von dem *qui* consecutivum mit dem Konjunktiv, ist in 5 Abteilungen geteilt und enthält 36 verschiedene Ausdrücke, nach denen dieses *qui* zu setzen ist. Über *qui* handeln die §§ 17—19. Sie liefern 36 neue Ausdrücke zum Memorieren. Diese werden durch das sechste Kapitel, welches von dem *ut* finale handelt, um weitere 80 vermehrt. Absondert hiervon in einem neuen Kapitel wird von *ne* und *ut* nach den *Verbis* des Fürchtens, von *quominus*, *ut* epexegeticum, *nedum* gehandelt. Unbegreiflich ist hier, was sich der Schüler bei der Regel in § 28 denken soll: „daß“ heißt *ut*, wenn es so viel ist

als „dafs nämlich“ und ein vorangehendes Demonstrativum erklärt“, besonders wenn er nachher in § 29 liefert: „dafs“ heisst *quod* nach vorausgehendem oder ausgefallenem „das“. Es dürfte wohl kein Schüler imstande sein, mit Hilfe dieser beiden Regeln bei den Beispielen: „das ist ein gemeinsamer Fehler in grossen und kleinen Staaten, dafs der Neid ein beständiger Begleiter des Ruhmes ist“ und „das allein tadele ich von Alexander, dafs er jähzornig war“, zu entscheiden, wo *ut* und wo *quod* zu setzen ist.

Es wird nicht nötig sein, die Regeln über *quod* und den Acc. c. inf. in den folgenden Abschnitten genauer zu besprechen. Die hier vorkommenden Fälle des Acc. c. inf. sind von den in § 4 behandelten nur dadurch verschieden, dafs dort der lateinische Infinitiv im Deutschen auch mit dem Infinitiv, hier dagegen durch einen Satz mit „dafs“ übersetzt ist. Die Zahl der auswendig zu lernenden Ausdrücke erhält in diesen Abschnitten einen so erheblichen Zuwachs, dafs sie für das ganze Buch auf etwa 670 steigt.

Den Schluss des Ganzen bilden der schon oben erwähnte § 56 über die Relativsätze nach *Verbis sentiendi* und *declarandi* und einige Paragraphen über die *oratio obliqua* und die abhängigen irrealen Bedingungssätze.

Im einzelnen ist noch zu bemerken: § 26 liest man: Ein ausgelassenes „dafs“ ist nach diesen Verben (des Fürchtens) im Lateinischen regelmässig zu ergänzen statt „für die Übersetzung ins Lateinische“. Ebenso § 42 S. 49.

In § 38 ist in der Hauptregel gesagt, dafs bei den *Verbis* der Affekte *quod* mit dem Konjunktiv steht zur Bezeichnung eines gedachten Grundes, und in der Anmerkung heisst es: Zum Ausdruck des rein Gedachten steht nach den *Verbis* des Affektes sehr häufig auch der Acc. c. inf. Den Unterschied zwischen dem Gedachten und rein Gedachten werden nicht blofs die „weniger begabten“, sondern auch die begabtesten Tertianer nicht zu fassen vermögen. Die Sache ist bei Seyffert § 294 so klar gemacht wie möglich.

In dem Abschnitt über den Gebrauch der Pronomina *suä*, *sibi*, *se* und *seus* heisst es § 35: Konjunktivische Nebensätze, die etwas Gedachtes enthalten, bilden im Lateinischen ein Ganzes mit dem Hauptsatz u. s. w. Etwas Gedachtes enthalten bekanntlich alle Konjunktivsätze, für den Gebrauch des Reflexivpronomens kommt es darauf an, ob der konjunktivische Nebensatz als ein Gedanke des Subjekts im Hauptsatz bezeichnet werden soll. Nach der Reuchlinschen Regel wird es dem Schüler unbegreiflich bleiben, warum in Folgesätzen nicht das Reflexivum steht, und es wird durch dieselbe auch jede Erklärung von Sätzen wie *Solo, quo tutior eius vita esset, simulavit* Cic. de off. I 108 ausgeschlossen.

Auffallend ist es, daß in § 42 zuerst in ganz unzureichender Weise die Wahl des Tempus des Infinitivs in der Konstruktion des Acc. c. inf. von dem Tempus des deutschen Verbums im *dafs*-Satze abhängig gemacht und dabei das deutsche Imperfektum einmal mit dem Inf. praes. und das andere Mal mit dem Inf. perf. übersetzt wird, und dann in einem neuen Paragraphen (43) die Sache richtig durch den Hinweis auf die Gleichzeitigkeit oder Vorzeitigkeit des Infinitivs im Verhältnis zum Verbum finitum erledigt wird. Der Hinweis darauf, daß das zeitliche Verhältnis des Infinitivs und des Verbum finitum zu einander entscheidend ist für die Wahl zwischen dem Inf. praes. und fut. würde auch im § 42 bei den Verbis sperandi und promittendi die Sache viel klarer gemacht haben als die für *sperare* nicht richtige Behauptung, daß der Inhalt dieser Verben sich erst in der Zukunft (von wo aus gerechnet?) erfülle. In der dritten Anmerkung zu diesem Abschnitt heißt es: Steht bei dem Infinitiv das Hilfsverbum können, so steht der Inf. praes., weil über die Möglichkeit erst die Zukunft entscheiden kann. Wäre dies richtig, so müßte ja gerade der Inf. fut., nicht praes. stehen. Der Inf. praes. *posse* steht vielmehr, weil man sich die Möglichkeit einer zukünftigen Handlung schon zu der Zeit, wo man hofft, vorhanden denkt.

Was soll sich der Schüler bei der Anmerkung zu § 30 denken: Das deutsche „sollen“ wird gerne mit *dici tradi ferri* übersetzt?

Wenn es in § 56 heißt, die Relativsätze nach Verbis sentiendi und declarandi würden als indirekte Fragesätze betrachtet, in denen „wer?“ und „was?“ mit *quis* und *quid* zu übersetzen sei, so wird es durch eine solche Behandlung der Sache, bei der Relativsätze (mit dem Fragepronomen „wer?“ und „was?“!) als Fragesätze betrachtet werden, dem Schüler recht geflissentlich erschwert, ja unmöglich gemacht, die Relativ- und Fragesätze, welche von Verbis sentiendi und declarandi abhängen, von einander zu unterscheiden.

Als letzten Beweis für die jedes Verständnis ausschließende Behandlungsweise der Syntax führe ich die zweite Anmerkung zu § 56 an. Sie lautet: Die § 55 besprochene Attraktion des Relativums unterbleibt in der indirekten Frage, z. B. *Hannibal, qui quam implacabile odium conceperit, nemo ignorat* . . . Dafs hier *qui* Subjekt des Fragesatzes ist und daher im Nominativ stehen muß, während in dem Beispiel zu § 55 *di iis favere solent, quos fidem servare vident* das *quos* als Objekt zu *videre* und Subjekt zu dem Infinitiv *servare* im Accusativ stehen muß, lernt der Schüler nicht. Ihm wird etwas von einer Attraktion gesagt, bei der sich niemand etwas denken kann, und er muß sich merken, daß in dem einen Falle „von welchen“ mit dem Accusativ *quos* und in dem anderen „von welchem“ mit dem Nominativ *qui* zu übersetzen ist.

Fassen wir alles zur Charakterisierung des vorliegenden Buches zusammen, so ergibt sich: Statt der nach seiner Ansicht zu schwer verständlichen Regeln giebt der Verfasser meistens gar keine Regeln, sondern zählt, wo es geht, alle sonst unter Regeln gefassten Fälle einzeln auf oder giebt die Anweisung: sagt man im Deutschen so, dann sagt man im Lateinischen so. Wo Regeln nicht umgangen werden können, giebt er entweder die in den Grammatiken üblichen oder giebt selbst gebildete, die letzteren sind aber meistens unrichtig oder unbrauchbar, weil sie unverständlich sind oder nicht die wesentlichen Merkmale der Fälle enthalten, die sie unter sich fassen sollen.

Nach der Einleitung (S. IV) legt der Herr Verfasser einen besonderen Wert darauf, dafs die in den Regeln (richtiger hiefse es statt der Regeln) vorkommenden, nach ungefährer Schätzung 670 betragenden Wörter und Wendungen, sowie die als Beispiele dienenden Sätze, welche sehr zahlreich sind, memoriert werden. Aber welcher Lehrer würde sich wohl entschließen können, das Buch so auswendig lernen zu lassen? Selbst wenn damit zu erreichen wäre, dafs die Schüler ihre Arbeiten fehlerfrei schreiben könnten, müfste man diese Methode verwerfen, weil sie das Gedächtnis überlastet und den Verstand nicht übt. Es ist aber gezeigt worden, dafs der Schüler trotz der grofsen Gedächtnisarbeit doch vielfach von seinen aus diesem Buche geschöpften Kenntnissen würde im Stiche gelassen werden.

Das Buch hat den Wert zu zeigen, dafs die lateinische Grammatik ohne Verständnis der Sprache blofs mit dem Gedächtnis in der Schule nicht gelernt werden kann, und ist zugleich ein Zeugnis dafür, dafs der lateinische Unterricht auf Abwege geraten ist, von denen ihn zurückzurufen es glücklicher Weise jetzt nicht mehr an Stimmen fehlt. Ich erinnere nur an den in dieser Beziehung so beachtenswerten Aufsatz von H. Schiller im Aprilheft dieser Zeitschrift.

Wozu die Überladung des Gedächtnisses mit dem vielen Detail, in dem die anderen Grammatiken zu überbieten der Herr Professor Reuchlin in der Einleitung sich rühmt, zumal wenn dasselbe ganz losgelöst von der Lektüre aus Tabellen gelernt werden soll? Begnüge man sich doch damit, in den mittleren Klassen die Hauptregeln über die häufig vorkommenden Spracherscheinungen sicher einzuüben und möglichst zum Verständnis zu bringen. Das Detail, welches die Schüler hier als Ausnahmen und Einzelheiten lernen müssen, werden sie bei besserem Verständnis der Sprache in den oberen Klassen als selbstverständlich begreifen (ich erinnere nur an *persuadeo* mit *ut* und mit dem Acc. c. inf., und *spero* mit dem Inf. fut. praes. und perf.) und sie werden es sich bei aufmerksamer Lektüre nach und nach einprägen. Bei diesem Verfahren werden die Schüler in den mittleren Klassen vielleicht nicht so gut Extemporalien voll gesuchter Schwierigkeiten schreiben können, aber in den oberen Klassen nicht so

sinnlose und grobe Fehler machen und, ohne mit so vielem mechanischen Auswendiglernen geplagt zu sein, das Lateinische besser verstehen.

Putbus.

L. Spreer.

H. Hempel, Anleitung zum lateinischen Aufsatz. Salzwedel, G. Klingenstein, 1884. VIII u. 143 S.

Mit Benutzung, doch ohne strenge Anlehnung, von M. Seyfferts *Scholae Latinae* und der übrigen denselben Stoff behandelnden Bücher hat Verf. ein neues geschaffen, das nicht dazu bestimmt ist, den Unterricht des Lehrers überflüssig zu machen, aber doch in vielen Punkten vom Schüler zu Hause selbständig benutzt werden soll. Es behandelt zunächst auf S. 1—90 die Chrie, dann S. 91—143 die Tractatio. Jedenfalls ist das Werkchen im engsten Anschluß an den lateinischen Unterricht in den oberen Klassen entstanden. Auf Schritt und Tritt begegnet man dem erfahrenen Schulmanne. Schon die äußere Einrichtung zeigt dies. Da erhalten wir zuerst die Regel mit einer genügenden Anzahl von Musterbeispielen, dann eine Reihe von Anmerkungen, in denen nicht nur das Richtige fixiert, sondern auch das Falsche, was der Schüler bringen könnte, zurückgewiesen wird. Dabei ist nun öfter dem Schüler wohl eine geringere Kenntnis der Grammatik und Stilistik zugetraut, als unter normalen Verhältnissen angenommen werden muß. Ja, wir finden nicht wenig Regeln, die schon in der Elementar-Grammatik nicht fehlen. Dafs z. B. *cantatum* das Supinum zu *canere* ist, dafs der Gen. und Dat. Plur. von *poema* lautet *poematorum*, *poematis*, dafs *possum proferre* heifst „ich könnte berichten“, dafs *ex his dictis* nicht heifst „aus dem Gesagten“, und „vielleicht“ nach *si*, *nisi*, *ne* nur *forte* lautet (vgl. S. 106 über *sim* und S. 108 *accedit ut* und *quod*), muß doch wohl, ehe der Schüler zum lateinischen Aufsatz kommt, in *succum et sanguinem* übergegangen sein. Dahin gehören viele Regeln, die jede lateinische Grammatik, wenn auch in etwas anderer Form, bringt; vgl. S. 39, 41, 27, 56, 67 u. s. w. Sollten nicht Bemerkungen, wie S. 73 Anm. 2, S. 81 Anm., S. 88 und 96 über den lateinischen Gebrauch des Subst., Adiectiv. und Pronomen, über Germanismen und unpassende Wendungen genügen? Das Streben des Verf.s, dem Schüler alles in reicher Fülle zu bieten (vgl. S. 54, 42 ff.), hat schliesslich manchmal auch dahin geführt, eine Zusammenstellung von Synonymen und Phrasen zu geben, die ein gutes Lexikon gewähren muß; vgl. S. 45, 46, 49 u. s. w. Andererseits ist es sehr anerkennungswert, dafs der lateinischen Periode oder Phrase die beste deutsche Übersetzung beigefügt ist, z. B. S. 43, 48. Ob aber für den gedachten Leser ein Hinweis darauf, dafs der Faden der Erzählung nicht *fitum* heifst oder *audaciae* nicht „Kühnheit“ oder *his gestis* nicht „nach diesen Ereignissen“, notwendig war, müssen wir wiederum bezweifeln. Wir

würden dergleichen um so eher weggelassen wünschen, als das Buch sich auszeichnet durch eine große Anzahl ganz eigener, sehr subtiler Forschungen, die auch dem Lehrer genug des Neuen und Interessanten (auch Bekanntes wird oft in neuer, treffender Weise gegeben) bieten, z. B. S. 111, 114 Anm., 118 ff. Beiläufig könnte die Regel über die Stellung von *inquit* (S. 76) kürzer gefasst werden, denn die Worte „hat das Subjekt einen Zusatz bei sich, so wird nur *inquit* eingeschoben“ u. s. w. sind nur die Folge der einfachen Regel: *inquit* wird stets nach einem oder mehreren Worten der Rede eingeschoben. Der Vollständigkeit zu Liebe mußte Verf. oft den kürzesten Ausdruck wählen. Dies ist ihm durchgehends gelungen, aber der Gebrauch von Fremdwörtern kann einen Schüler doch leicht irre leiten. Wir wollen die Wörter „urban“, „plastisch“, „präzis“, vielleicht auch noch „apagogische Beweisführung“ und „ausgeführte irrealer Hypothese“ gelten lassen; aber „ich coupiere“, „imponierender Gedanke“, „Markierung“, „eclatant“, „pikante Äußerung“ und „traditionelles Faktum“, „Korpyhän“, „das coupierende *nam*“ lassen sich besser durch deutsche Wörter und Wendungen ersetzen. Wiederholungen, die nach der Anlage des Buches sehr nahe lagen, sind bis auf wenige (vgl. S. 42, 44, 52, 74, 79) vermieden. Hinsichtlich der äußeren Ausstattung ist nichts gespart, was für den Zweck des Buches nötig war. Nur bei einigen Aufzählungen (z. B. S. 41, 102) vermissen wir die Kommata, desgleichen den auf S. 47 begonnenen Gebrauch, durch Zahlen auf die Anmerkungen zu verweisen. Wir sind der Ansicht, daß das Buch, welches für Sekunda die Einführung in die Übergänge der historischen Darstellung, für Unterprima die Chrie, für Oberprima die Tractatio — wie gesagt in größter Vollständigkeit und ansprechender, aber doch genauester Fassung und so kurz als möglich, 'quo facilius ab imperitis teneatur' — als Pensum giebt, dem Schüler wie dem Lehrer ein tüchtiges Hilfsmittel gewährt. Für eine neue Auflage empfehlen wir die Zufügung eines deutsch-lateinischen Index, der sich sehr leicht aus den umfassenden Zusammenstellungen z. B. auf S. 44, 46, 49, 68, 75 und besonders 87 ff. herstellen ließe und dem Buche einen größeren Leserkreis sichern würde.

Spandau.

C. Venediger.

H. Uhle, Griechische Schulgrammatik. Der Elementargrammatik dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Fr. W. Granow, 1883.

Uhles griechische Schulgrammatik kann mit gleichem Rechte eine dritte und eine erste Auflage genannt werden: eine dritte, insofern die Formenlehre im großen und ganzen in derselben Fassung bereits in zwei Auflagen vorgelegen hat; eine erste, insofern der syntaktische Anhang der früheren Elementargrammatik jetzt zum ersten Male durch eine vollständige Syntax ersetzt ist. Dieselbe

ist zu einem Teile von Proksch, zu einem andern von Büttner-Wobst, zu einem dritten von Uhle selbst verfasst, so jedoch, dass jeder der Gelehrten auch zu den nicht von ihm verfassten Teilen in etwas beigetragen hat.

Betrachten wir zuerst die Formenlehre, die nach den Ergebnissen der historischen Grammatik gearbeitet ist. U. sieht zunächst von den vielen Lautgesetzen ab, welche andere Grammatiken vorausschicken, und steht nach wenigen Bemerkungen über Einteilung der Laute, Auslaut, Betonung, Enklitika und Atona bereits auf der fünften Seite bei der Deklination. Meines Erachtens ein glücklicher Gedanke; denn die systematische Behandlung der Lautgesetze, wie wir sie sonst lesen, könnte doch erst nach Einprägung der ganzen Formenlehre vorgenommen werden, wirft aber dann keinen praktischen Nutzen ab; bei U. dagegen steht jedes Gesetz da, wo es in praxi am vorteilhaftesten verwendet wird. Die Flexionslehre selbst bringt den ganzen Reichtum der griechischen Formen durch alle nur wünschenswerten Paradigmen zu unmittelbarer sinnlicher Anschauung und erfüllt so eine Anforderung, die von verschiedenen Seiten an eine griechische Schulgrammatik gestellt ist, aber erst in letzter Zeit erfüllt zu werden anfängt. Trotz des geringen Umfangs findet Ref. die Flexionslehre doch vollauf ausreichend, würde sogar gern noch manches vermissen, z. B. *χρήστων, ἐτησίων, φώτων, δάδων, κλειν*, unregelmässige Bildungen, welche der Schüler in seiner Lektüre thatsächlich nie zu Gesicht bekommt. Im Ausdruck befeilsigt sich U. möglichster Kürze. Der schöne Druck auf bestem Papier erscheint öfters gesperrt, um gedankenloses Memorieren zu verhüten; so bedarf es denn in der That unter *εἴνορα* oder *πήχεως, πόλεως, ἡδέος* von den Stämmen *πηχυ, πολι, ἡδν* oder *ταῦτα, τούτων* von *τοῦτο, αὐτη* oder *δέει* keiner Bemerkung; hoffentlich kennzeichnet U. später den unregelmässig betonten Kasus der beiden *τίς* in gleicher Weise. Auch die Sorgfalt im Ausdruck muss anerkannt werden. Denn Regeln wie § 81, 2: „die Präpositionen *ἐν* und *σύν*, welche in der in jeder ?] Zusammensetzung *ν* einem folgenden Konsonanten assimilieren (*σύν* wirft vor *σ* mit folgendem Konsonanten und vor *ζ* das *ν* ab) [welch eine Parenthese!], erhalten vor dem Augment ihre ursprüngliche Gestalt wieder“ sind selten; doch muss man ziemlich oft Wendungen wie § 104: „Neun mit *ε* anlautende Verba haben Augment *εἰ* statt *η*“ als eine der Blüten hinnehmen, die der Grammatikerstil jetzt häufig treibt. Von den gereimten Genusregeln der zweiten Hauptdeklination zu schweigen, die nicht erschöpfend und meines Erachtens ganz überflüssig sind (ebenso im zweiten Teile die gereimten Regeln über den Gebrauch der Präpositionen).

Die auf den einleitenden Seiten nicht gegebenen Lautgesetze holt U. selbstverständlich an passender Stelle nach. Doch ist ihm

§ 32 entgangen, daß er wohl schon eine Regel gegeben hat, welche einen Vokativ *κακότητ* verbietet, aber keine, welche den Übergang des auslautenden *τ* in *ς* fordert. In manchen Fällen hat er die Gesetze mehr angedeutet, als wirklich ausgedrückt, wie § 104 die Ursache der unregelmäßigen Augmentation in *εἰπόμην*, *ἔαξα* u. s. w. durch die Worte: *εἶδον* aus *εἶδον* für *εἶ-μειδον*, in denen der Schüler zum ersten Male das Digamma sieht; in anderen zunächst verschwiegen, um sie da nachzuholen, wo ohne sie nicht auszukommen ist (vg. § 31 *θολίξ*, *τριχός* und § 80, a, *ἠλωρεῖν*, *κεχώρηκα*); in wenigen gänzlich unterdrückt. Hoffen wir, daß der Lehrer selten die Gelegenheit benutzt das Fehlende zu ergänzen. Eine Nötigung zu Exkursen liegt nur zuweilen vor, nämlich § 33, wo der Accent in den obliquen Kasus von *Ἀημίτηρ* aus dem allgemeinen Betonungsgesetz für Komposita erklärt wird, ohne daß die Bestandteile des Wortes genannt sind; in der Zusammenstellung der Kontraktionen zu § 34—40, wo nur gesagt wird: „die Stämme auf *av* und *ov* kontrahieren garnicht“ (warum dann überhaupt unter der Überschrift erwähnt?), während die Frage nach der anderen vorauszusetzenden Genesis der Accusative *γραῦς* und *βοῦς* dem denkenden Schüler sich jedenfalls aufdrängen wird. Der Lehrer hat dann zu wählen zwischen der von Curtius in den Erläuterungen aufgestellten Hypothese, welche der Schüler nicht fassen wird, und der Lüge, daß auch die genannten Formen kontrahiert seien, durch welche Erklärung er den Verfasser der Grammatik kompromittiert. Darum sähe ich lieber auch diese Formen als kontrahiert bezeichnet auf die Gefahr hin, daß die nach derartigen Gesichtspunkten entworfene Grammatik ein System von Lügen genannt wird. Unserem Grammatiker gilt offenbar das Facit mehr als die — hochinteressante, aber für Schulzwecke gleichgültige — Rechnung. So hat denn unter seinen Händen die zweite Hauptdeklinatio eine Gestalt gewonnen, die trotz der Anlehnung an Curtius, dessen Paradigmen noch vervollständigt sind, auch diejenigen befriedigen wird, welche nach Curtius nicht unterrichten mögen.

In der Verbalflexion hat sich U., durch praktische Gründe bestimmt, jetzt entschlossen, die Lehre vom Verhältnis des Präsens- und Verbalstammes dahin zu setzen, wo man sie zuerst braucht, nämlich nach den Verbis puris. Auch dieser Teil empfiehlt sich durch Klarheit und Prägnanz des Ausdruckes. Ausgedehnte Erläuterungen unter dem Texte bemerken die in der Litteratur vorkommenden Formen, welche gleich oder ähnlich lauten, und ziehen Analogieen zwischen den Bildungsgesetzen in der Deklination und denen in der Konjugation. Allerdings scheint mir U. hier in einzelnen Fällen die Grenze überschritten zu haben, hinter welcher die Gründlichkeit zur Umständlichkeit wird. Ungern vermisste ich in den einleitenden Bemerkungen eine Aufzählung der Tempusstämme, da ohne solche § 78 vom Passivstamme, § 98

vom schwachen Perfektum, zu § 96—99 unter *ἄλλεσθαι* vom starken Aoristus noch nicht gut die Rede sein darf; „Passivstamm“ wird ferner § 96, 3 als gleichbedeutend mit „Stamm des Aor. Pass.“ nur dunkel angedeutet. — U. s. Paradigma *λύω* mag nun manchem ungelegen kommen, weniger wegen *υ* in *λέλυκα*, *λέλυμαι*, *ἔλυθην*, das sich doch nur im Tone von *ἔλυσθαι* geltend macht, als wegen seines einsilbigen Stammes, der mehrere Eigentümlichkeiten in der Betonung des Verbums nicht zum Ausdruck kommen läßt. Doch darf man nicht vergessen, daß das kürzere Verbum dem Anfänger übersichtlicher ist und seiner ungeübten Zunge weniger Schwierigkeiten macht. Auch hat U. in allen wegen ihres Accentus in Betracht kommenden Fällen die parallelen Formen von *βουλεύω* angegeben und so die Nachteile des Paradigma *λύω* paralytisiert. In der Anlage des ganzen Abschnittes fällt sehr bald eine wesentliche Abweichung von Curtius auf; dieser behandelt nach einander seine 7 Tempusstämme und unter diesen neben einander Verba pura, muta und liquida; U. umgekehrt nach einander Verba pura, muta und liquida und unter diesen neben einander die Tempusstämme. (Ebenso Gerth in der soeben erschienenen kurzgefaßten griechischen Schulgrammatik.) Welcher praktische Vorteil daraus entspringt, habe ich erst vor kurzem gezeigt. Um so mehr springt nun in die Augen, daß die Einteilung der Verba nach dem Verhältnis des Präsensstammes zum reinen Verbalstamme, so weit sie die regelmäßigen Verba auf *-ω* betrifft, ein überflüssiges Werk ist. Sie ist es aber auch in Betreff der unregelmäßigen. Sehen wir nur die Klassen etwas näher an. Es muß doch jeden Schüler wunderbar berühren, hin und wieder ausdrücklich dasselbe Verbum zwei Klassen zugleich zugewiesen zu sehen (*καθέξασθαι*, *ῥεῖν*); wenn er nun gar durch Nachdenken findet, daß außer diesen noch eine ganze Anzahl von Verben ebenso gut auch unter einer anderen Klasse aufgeführt sein könnte, z. B. *ὀφθαλμίζω* — *ὀφθαλμίζω*, *χαίρω* wie unter V resp. VII, so auch unter IV, *ὀφθαλμίζω* unter V und VI, *εὐρίσχω* unter VI und VII, *γίγνομαι* und *ἔδ* (*ἔδε*) unter VIII und VII, *ἀλλοκομαι* (*ἄλ* und *ἄλω*) unter VI und VIII, so muß er es doch als einen ungerechtfertigten Zwang empfinden, die unregelmäßigen Verba in dieser und keiner andern Reihenfolge memorieren zu sollen. Nun gar die Mischklasse, in der sich nach U. „verschiedene“, nach Curtius „wesentlich von einander verschiedene“ Stämme zu einem Verbum verbinden. Ich ließe mir diese Klasse gefallen, wenn sie nur Defektiva bürge, von denen je zwei sich so ergänzen, daß die Tempora des Verbalbegriffes entweder von dem einen oder von dem andern, ausnahmsweise von beiden Stämmen gebildet werden, wie das bei *αἶρε* und *ἔλ*, *ἔρχ* und *ἔλ(υ)θ*, *ἔδ(ε)* und *φαγ*, *ὄρα* und *ὄπ*, *τρεχ* und *δραμ*, *φασγ* und *ἔνεκ*, *εἶπ* und *ἔρ(ῥε)* der Fall ist, und hätte dann ein völliges Analogon zu der Komparation *ἀγαθός*,

ἀμείνων, *ἄριστος* u. s. w. Aber ich finde unter derselben Rubrik auch *ἔπομαι*, *ἔχω*, *γίγνομαι*, *τιγῶ*, das letztere nicht bloß mit vielen Verben auf *-μι*, sondern auch mit vielen der Inchoativklasse in der Präsensreduplikation übereinstimmend, in anderer Beziehung analog dem Stamme *χα*; *γίγνομαι*, *ἔπομαι* und *ἔχω* auf alle Fälle von demselben Stamme die Tempora bildend, der nur Änderungen unterliegt, wie sie in der sonstigen Flexionslehre häufig genug vorkommen. Ferner *πάσχω*, dessen Stämme *παθ* und *πενθ* sich zu einander verhalten wie *βαθες* und *βενδες*, immerhin also aus derselben Wurzel gewachsen sind — wie auch *νεμ* und *νεμε*. Ich will nicht von *πίπτω* reden. U. nun wird nicht umhin können, um höchst unliebsamen Auseinandersetzungen beim Unterrichte vorzubeugen, in der Nasalklasse die Vorbemerkung dahin zu erweitern, daß die Verstärkung im Präsensstamme oft mit Dehnung verbunden sei, so wie *ελαίνω* und *ἐπισχνέομαι* eine besondere Stellung anzuweisen; ferner nach einigen Erläuterungen unter *ἀλλίσκομαι* und anderen Verben der sechsten Klasse die Bemerkung zu B in der siebenten: „der durch *ε* erweiterte Stamm ist die Grundform für die übrige Tempusbildung“ zu ändern in: „... für die übrigen Tempora oder einen Teil derselben“, um von andern im Vorhergehenden mehr oder weniger deutlich ausgesprochenen Wünschen zu schweigen. Das Erspriesslichste aber dürfte sein, auch diese Klassen fallen zu lassen und statt dessen ein alphabetisches Verzeichnis der unregelmäßigen Verba zu setzen, nachdem an Beispielen die vielen Mittel erläutert worden sind, welche der Grieche in der sogenannten unregelmäßigen Konjugation zur Tempusbildung anwendet, darunter auch die Synkope, welche U. auffallender Weise dem Schüler verschweigen zu müssen glaubt.

Die Syntax bietet in ihrer Anlage wenig von dem Üblichen Abweichendes; obwohl, wie schon gesagt, von verschiedenen Händen gearbeitet, repräsentiert sie sich dank der gewissenhaften Redaktion als ein Ganzes, dessen Teile im allgemeinen jedenfalls in dem richtigen Verhältnis zu einander stehen. Die Lehre vom Artikel scheint mir allerdings an einigen Stellen bedenklich. Wie soll verstanden werden, was § 177 steht: „Durch den Artikel kann jedes Wort (besser: können alle Wörter), einzelne Kasus, Kasus mit Präpositionen, Infinitive und ganze Sätze substantivische oder adjektivische Kraft bekommen“? Mir ist ein Infinitiv oder ganzer Satz, der durch den Artikel adjektivische Kraft erhalten hätte, noch nicht vorgekommen und „einzelne Kasus oder Kasus mit Präpositionen“ mit substantivischer Kraft durch den Artikel ausgerüstet verdienten garnicht erwähnt zu werden, wenn damit nicht etwas gemeint wäre, was in den Worten eben nicht ausgedrückt ist. Verf. wollte von auffallenden Arten des Attributes reden (Adverbium, obliquus Kasus, Präposition mit Kasus), sodann von der Substantivierung einer-

seits der Attribute, andererseits der Infinitive handeln; diese verschiedenen Intentionen sind in unzulässiger Weise verquickt. Ebenda waren auch Verbindungen wie *ἄνδρες δικασταί* zu erwähnen, die fälschlich § 180 unter Apposition in einer Weise untergebracht sind, daß daneben *ἄνδρες οἱ δικασταί* als griechisch aufgefaßt werden könnte. Die prädikative Stellung wird an *τὸ σῶμα ἡμῶν θνητὸν ἐστίν* und *θνητὸν τὸ σῶμα ἡμῶν ἐστίν* erläutert; sie würde dem Schüler klarer werden, wenn ihn nicht im ersten Satze *ἡμῶν* störte und überhaupt ein Beispiel gewählt wäre, in welchem das Adjektivum nicht geradezu mit der Kopula das Prädikat bildete. Was sollen ferner an derselben Stelle die Beispiele *πρῶτος ἔλεγε Ξενοφῶν* und *κακὸς ἐκὼν οὐδείς*, wo nur Beispiele, in denen das Subjekt den Artikel hat, Klarheit schaffen? Die Bemerkungen zum Komparativ und Superlativ, welche den Abschnitt über den Artikel schließens, sollten an anderer Stelle stehen; überdies sollte der Komparativ in *νῦν δὴ κάλλιον ἐστίν* (es ist gut) etwa durch eine Parenthese als elliptische Vergleichung verständlicher gemacht und neben *οὗτος ὁ οἶκος μείζων ἐστίν ἢ ὁ τοῦ πατρὸς* die comparatio compendiaria nicht verschwiegen werden. — Dürftig ist ferner der Abschnitt über die Genera des Verbums, der weder qualitativ noch quantitativ befriedigen kann. Hier heißen *ἴσασθαι*, *ὀρέεσθαι*, *ἐπιέεσθαι*, *στελλέσθαι* (reisen) direkte Media ohne die geringste Einschränkung, was doch nur für einige Tempora von *ἴσασθαι* zutreffend ist, und auf *ὀρέεσθαι* und *στελλέσθαι* nur, wenn die seltenen Aoriste *ὠρεξάμην* und *στειλάμην* als gewöhnlich aufgefaßt werden, auf *ἐπιέεσθαι* garnicht paßt; *συμβουλευόμεαι* wird übertragen „unter einander sich beraten“ und demgemäß ein reciprokes Medium genannt. Andererseits werden die passiven Verba der Bewegung und des Affektes mit keiner Silbe erwähnt. — Sehen wir von diesen beiden Kapiteln ab, so macht auch die Syntax einen recht günstigen Eindruck, namentlich die Kapitel über Tempora, Modi, Infinitiv, Partizipium. Eine „Übersicht der Ausdrucksweisen für das deutsche daß“ muß sich im Unterrichte als eine eingehende Wiederholung unter verändertem Gesichtspunkt bewähren. Die Beispiele, meist Sentenzen in metrischer Form oder Stellen aus Xenophon, sind vortrefflich gewählt; daß zuweilen entlegene Wendungen, die später gelehrt werden (z. B. *ὀλίγου* beinahe § 183), ohne unterstützende Übertragung schon vorausgesetzt werden, wird in praxi kaum als Übelstand empfunden werden. Dagegen möchte ich in der Kasuslehre nur die allerwichtigsten Verben mit ihren Konstruktionen in den Text aufgenommen sehen, um den Schüler, wenn er wirklich den Inhalt auch der Syntax sich möglichst vollständig einprägen soll, nicht durch Einzelheiten zu sehr in Anspruch zu nehmen oder in die Versuchung zu führen, das Pensum nur teilweise zu lernen; gar manche Verba könnten vielmehr unter den Text gesetzt und zur Lektüre empfohlen werden,

durch welche der Schüler in der Sphäre der unter die Regeln fallenden Begriffe heimischer werden würde.

Zum Schluß bezeichne ich noch einige mehr oder weniger verbesserungsbedürftige Stellen. Die Erwähnung von *νιός* in § 36 Anm. unter den Substantiven mit diphthongischen Stämmen ist unverständlich, da ja der homerische Stamm *νι* überhaupt nicht in Betracht gezogen ist. — *εἶμι* „ich gehe oder ich werde gehen“ in § 113 ist bedenklich. — § 102 ist *ι* in *ἐπνίγην* irrthümlich zweimal als lang bezeichnet. Vergl. *τρίβω-τρίβην* und *Batrachom.* 148. — Die Form *ἐθδεῖμαι* verdiente § 110 wenigstens eingeklammert zu werden. — Zu § 199b ist *ἐπαίρωσθαι τι* übertragen: sich einer Sache überheben. — § 203 ist *ἐν ἑβδομήκοντα ἔτσιν* u. ä. als Angabe des Datums, also die Frage wann? beantwortend aufgeführt. — § 205 *τὸν πόλεμον ποιεῖσθαι τι* „bekriegen“. Dies ist vielmehr „seinen (den unternommenen oder zu unternehmenden) Krieg führen“, „bekriegen“ dagegen *πόλεμον ποιεῖσθαι*. Anm. 1 war vor *πολεμεῖν ἐπὶ τινα* vielmehr zu warnen. — § 208 Anm. 1 (*ἢ ἀρίστη τῆς γῆς*). Die Assimilation des *Adi. reg.* findet sich häufig nicht nur bei Superlativen und *πολύς, ἡμισυς*, sondern auch bei Positiven und Komparativen. Unter b. 1 sind *ἀρχεσθαι τινος* und *ἀρχεσθαι ἀπὸ (δὲ) τινος* konfundiert. — § 210c der persönliche Genetiv in *καταγνώσκων τινός τι* entspricht nicht dem lateinischen Genetiv bei Verben der gerichtlichen Handlung. Unter c müßten *φῶ* und *οἶμοι* erwähnt werden. — Ebenso sind § 217 Komposita wie *ἀντιτιθέναι*, § 219 solche wie *καθαρᾶν* anzuführen. — § 231 sind „Verbalstamm“ und „Aoriststamm“ als gleichbedeutend gebraucht. Die Formenlehre unterscheidet beides. Auch die Bemerkung unter dem Texte „Von den Zeitstufen wird die Gegenwart durch kein formales Element (auch das Perf. nicht?) . . . die Vergangenheit einzig (auch der schwache Aor. und das Plusquamperf.?) durch das Augment bezeichnet“ ist nicht stichhaltig. — § 253 wird die Annahme in dem sogen. ersten hypothetischen Falle als eine „bestimmte (objektive)“ von denen in den andern Fällen unterschieden. Vielmehr läßt der Redende in diesem Falle unbestimmt, ob die Bedingung zutrifft oder nicht zutrifft. — § 294 33. Anm. „Für das zweite *οὔτε* (in *οὔτε-οὔτε*) tritt zuweilen steigend *οὐδέ* ein“. Mit Leichtigkeit ist *οὔτε-οὔτε-οὐδέ* zu belegen, wo durch *οὐδέ* das zweite *οὔτε* eine Erweiterung erfährt; in *οὔτε-οὐδέ* würde eine Anakoluthie anzunehmen sein. 41 sind nach *ὡςπερ ἂν εἰ* die erforderlichen Modi (Optativ oder Indikativ historischer Tempora) anzugeben.

Den wesentlichen Anforderungen, welche an ein Schulbuch zu stellen sind, genügt Uhles Grammatik nach meiner Überzeugung in vollem Maße. Die Mängel, die ich aufdecken mußte, sind nicht gerade zahlreich und mit wenigen Federstrichen zu beseitigen; die nicht aufgedeckten fallen noch viel weniger in die Wagschale; es

wäre doch geradezu kleinlich, das im übrigen äußerst sauber gearbeitete Kapitel über die Flexion der Pronomina ernstlich tadeln zu wollen, weil neben *σεαυτοῦ, ἐαυτοῦ, ἄλλα* nicht *σαςροῦ, αὔροῦ, ἄρα* erwähnt sind. Somit unterliegt es für mich keinem Zweifel, dafs Uhles Grammatik eine recht erwünschte Bereicherung unserer Unterrichtsmittel ist und eine Zukunft hat.

Züllichau.

P. Weiffenfels.

Ernst Bachof, Griechisches Elementarbuch. II. Teil. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1884. IV und 92 S. 8.

Der vorliegende II. Teil des Elementarbuches ist für Obertertia berechnet und enthält eine Reihe von zusammenhängenden deutschen Übungsstücken zur Einübung der Verba anomala und zur allgemeinen Wiederholung. Im ganzen ist es nach denselben Grundsätzen bearbeitet wie der I. Teil, welcher vom Unterzeichneten in dieser Zeitschr. 1884 S. 117—118 besprochen ist. Unter Hinweis auf diese Rezension soll hier bemerkt werden, dafs der II. Teil den Vorzug grosser Sorgfalt und praktischer Brauchbarkeit in noch weniger beschränktem Mafse besitzt als der I. Teil. Die Stücke sind zum Teil in unmittelbarem, zum Teil in mittelbarem Anschlufs an das 1. Buch der Anabasis ausgearbeitet und wahren den Grundsatz, nur inhaltlich Zusammenhängendes und dem Ideenkreise der Schüler Nabeliegendes zu bringen. Sorgfältig ist darauf Bedacht genommen, dafs die Verba der jedesmal zu übenden Klasse in einer dem Zweck entsprechenden reichlichen Anzahl vorkommen, ohne die Substituierung und Repetition anderer Verbalformen auszuschliessen. Wenn dem I. Teil hie und da noch einfachere Satzbildungen für die Untertertia zu wünschen waren, so läfst sich doch für den II. Teil bemerken, dafs die Sätze dem Standpunkt des Obertertianers angemessen und für die Anforderungen der Sekunda gut vorzubereiten geeignet sind. Zugleich bilden sie in grammatischer wie lexikalischer Beziehung eine treffliche Ergänzung der Anabasis-Lektüre. Der Nasalklasse I in 3 Abteilungen (A. 1—8, B. 9—24, C. 25—44) sind die Seiten 1—12, der Inchoativklasse II die Seiten 12—20, der E-Klasse III S. 20—28, der Mischklasse IV S. 28—35, der allgemeinen Wiederholung V S. 35—53 gewidmet. Die bezüglichen Anabasisstellen sind am Rande bemerkt, die einzuübenden Verba anomala übersichtlich gruppiert und nebst ihren Bedeutungen, Konstruktionen und Phrasen, der Reihenfolge der Stücke entsprechend, in einem besonderen Vokabular S. 60—72 mit grosser Sorgfalt zusammengestellt. Außerdem ist noch ein alphabetisches Wörterverzeichnis S. 73—92 angehängt, welches dem Schüler alle berechtigten Erleichterungen gewährt, während es für die Verba anomala lediglich auf die 98 Nummern derselben im Vokabular zurückweist. Endlich

ist zwischen den Übungstücken und dem Vokabular ein kurzes Regelverzeichnis zur propädeutischen Einübung der Syntax S. 54 bis 59 eingefügt. Verf. ist dem Rat des Unterzeichneten gefolgt, im II. Teil die Regeln in systematischer Anordnung zu erneuern und sie danach im Texte zu citieren, nicht umgekehrt wie im I. Teil. Die Fassung der Regeln ist klar, präzise und mit geringen Ausnahmen sachgemäß. Für Regel 5 möchte der Unterzeichnete das Medium namentlich zum Zweck der (dem Schüler so wenig geläufigen) Unterscheidung vom Passiv etwas treffender charakterisiert sehen, etwa in der Fassung, die er in seinen Beiträgen zur griechischen Schulgrammatik in dieser Zeitschr. 1881 S. 674 gegeben hat: „das Medium und so auch das Deponens-Medium bezeichnet eine gesteigerte physische oder geistige Thätigkeit (*M. intensivum*) oder ein subjektives Interesse und ist stets nur als ein modifiziertes Aktivum zu betrachten.

2) das Passivum und so auch das Deponens-Passivum bezeichnet stets eine physische oder geistige Bewegung resp. Erleidung und Affekt,“ behält also immer die Bedeutung des Passivums.

In Regel 8 möchte ich für den zweifelhaften Ausdruck (*nomen et omen*) des Coniunctivus dubitativus in der Begehrungsfrage den Ausdruck C. resp. Opt. deliberativus im Gegensatz zum Indicativus oder Optativus der Urteilsfrage sehen. Für Regel 9 verweise ich betreffs der hypothetischen Vorder-, Relativ- und Temporal-Sätze auf meine Auseinandersetzung in dieser Zeitschr. 1882 S. 233 über den „futurischen und iterativen Gebrauch des Konjunktiv“ mit $\tilde{\alpha}\nu$ und des Optativ ohne $\tilde{\alpha}\nu$ in Seyffert—v. Bambergers Übungsbuch. Diese haben Futurbedeutung nicht, wie Bachof sagt, „besonders“, sondern „nur“ nach einem Futur- oder Imperativ-Begriffe im Hauptsatze, dagegen Präsensbedeutung nach einem Präsensbegriff und Präteritumbedeutung nach einem Präteritumbegriff im Hauptsatz: kurz gesagt relative Zeitbedeutung. Diese Auffassung hat bereits anderweitig günstige Aufnahme und Verwertung gefunden.

In Regel 11 konnte $\sigma\upsilon\chi\omicron\upsilon\nu = \tilde{\alpha}\rho' \omicron\iota'$ und $\mu\omega\nu = \mu\eta' \omicron\upsilon\nu = \tilde{\alpha}\rho\alpha \mu\eta'$ erwähnt werden. Für Regel 15 schlägt Ref. die dem Verf. offenbar bekannte genauere Fassung vor, die Ref. in der Jahrb. f. Pädagogik 1883 S. 9 gab:

„Für $\sigma\tau\iota$, $\omega\varsigma$ c. Indic. resp. Optat. or. obliquae kann bei den Verba dicendi und putandi der Infinitiv, bei den Verba cognoscendi und sentiendi (affectuum) das Participium stehen bei den Verba cupiendi und imperandi steht stets nur der Infinitiv.“

In der Anmerkung zu Regel 15 ist der Ausdruck „Nominativus cum infinitivo“ zu verwerfen, da ein etwaiger Nominativ nicht das Subjekt, sondern nur die attrahierte prädikative Apposition bezeichnet.

Dafs dem Elementarbuch für Ober-Tertia griechische Lese-
stücke nicht beigegeben sind, weil sie neben der Anabasis entbehr-
lich erscheinen, ist selbstverständlich. Das Buch ist als ein
brauchbares wohl zu empfehlen.

Wittstock.

Richard Grofser.

G. Wendt, Aufgaben zu deutschen Aufsätzen aus dem Altertum.
Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, 1884. XI u. 161 S. 8.

Eine Umarbeitung und Vermehrung des mit Recht vielge-
rühmten und immer noch gesuchten Hammer Programms vom
Jahre 1863. Im ganzen 90 Aufgaben, mit einlässlicher Hingebung
disponiert und mit den nötigen Quellenangaben versehen. Das
Buch ist für Lehrer bestimmt (S. V), aus der Praxis hervorge-
gangen und durchweg von dem Hauch derselben belebt. Homer
ist mit 37, Herodot und Xenophon (Anabasis) mit je 4, Thuky-
dides mit 5, Platon (Apologie, Euthyphron, Kriton, Protagoras,
Gorgias, Phaedon) mit 13, Demosthenes (über die Symmorien,
Rhodos und Megalopolis, Philippiken) mit 4, Sophokles (alle
Dramen ausser den Trachinierinnen) mit 16, Cäsar (bell. Gall.)
mit 7 Aufgaben bedacht. No. 36 stellt den Wettspielen in der
Iliade die in der Äneide gegenüber. No. 37 vergleicht mit Ly-
kaon in der Iliade Montgomery in Schillers Jungfrau; No. 76
König Oedipus und die Braut von Messina; No. 81 Philoktet mit
Robinson, No. 83 mit Goethes Iphigenie. Sonst planmäßige Be-
schränkung auf altklassische Lektüre.

Das hat seine Nebengedanken, auf die ich eintreten mufs.
In Beziehung auf Anlehnung der Aufsätze an deutsche Litteratur-
werke findet der Verf. in der „Einleitung“ (S. 1—12) „Vorsicht“
geboten (S. 3); und im Zusammenhang damit Raumers Bedenken
gegen Erklärung vaterländischer Dichtungen „nicht ohne eine ge-
wisse Berechtigung“. Es verlohnt sich zunächst, einen Augenblick
bei diesem Punkte stehen zu bleiben. Der Verf. sagt: „Schon
die Art, wie in unteren Klassen oft kleinere Gedichte verarbeitet
werden, ist recht wenig erbaulich“. Ungern reproduziert der
Schüler den Inhalt; „denn er hat das richtige Gefühl, dafs
die Darstellung des Dichters ungleich schöner ist, als alles, was
er bieten kann“; und seine „Zuhörer langweilen sich ohne
Gnade. Wird dann das Lesestück zum Ausgangspunkt gram-
matischer Analysen gemacht oder gar aller mögliche litte-
rarhistorische Kram darangehängt, . . . so tritt an die Stelle
der frischen Anregung, die der deutsche Unterricht vor allem
bieten soll, Mißmut und Widerwillen; man . . . untergräbt alle
Begeisterungsfähigkeit. Das Gleiche kehrt in erhöhtem
Mafse wieder, wenn man in oberen Klassen ein Drama gar zu
gründlich zergliedert und erläutert. . . Von einem wirklichen
Verständnisse“ von Werken wie Goethes Tasso und Faust „kann

wenigstens bei dem Durchschnitt der Primaner schlechthin gar nicht die Rede sein. Auch für Hermann und Dorothea wird eben nur der Primaner reif . . .“

Mir will scheinen, als ob der verehrte Herr Verf. sich in begreiflichem Unwillen über gewisse pädagogische Querköpfigkeiten germanistisch überbildeter Schulamtskandidaten und aesthetisierender Heifssporne sich zu einer unbilligen Verkennung des Nothwendigen, was die Schule für die Anbahnung des „Verständnisses“ der deutschen Klassiker thun muß, habe fortreißen lassen. Er setze, was er doch auch sonst erwartet, „richtigen pädagogischen Takt“ voraus und die nötige didaktische Lebendigkeit, so wird er z. B. keine Veranlassung finden, die natürliche Sprechscheu des Durchschnittsquartaners so tendenziös und sublim zu deuten und die Langeweile der „Zuhörer“ zu beklagen. Auch habe ich mich gewundert, weshalb er die grammatischen Analysen im Deutschen so perhorresciert, da er bei Behandlung der antiken Klassiker selbst bemerkt (S. 8), daß „Kenntnis der Sprache und Einsicht in die Bedeutung grammatischer Gesetze ein sehr wesentlicher Zweck des Gymnasialunterrichts“ sei. Und wenn nun jemand bei der Erläuterung des deutschen Lesestoffs dem Kanon folgte, den er für die Interpretation antiker Schriftsteller aufstellt (ebenda): „Was zum Verständnisse des betreffenden Werkes beiträgt, ist notwendig; was darüber hinausgeht, vom Übel“? Aber ich bin meinerseits vielleicht überhaupt mehr als der Herr Verf. für „Verständnis“ als für die „Begeisterungsfähigkeit“ eingenommen. Letztere kann jedenfalls, so viel ich erfahren habe, ebenso ins Hohle und Leere ausarten, wie die „Abstraktionen“, die er fürchtet. Und was das „Verständnis“ angeht, so kann man bei der Elastizität des Ausdrucks gewifs sogar behaupten, daß auch Primaner für Hermann und Dorothea noch nicht „reif“ seien; aber dafür sind sie vielleicht „reif“, daß ihnen dasselbe für dieses, wie für andere Gedichte, deren einsichtsvolle Auffassung als Ingrediens allgemeiner Bildung gelten soll, auf der Schule taktvoll geweckt werde.

Die neulich von mir besprochene Schrift von Apelt wird herangezogen, um zu beweisen, wie viel Thorheiten bei der Entnahme von Aufsatzthematata aus der deutschen Litteratur begangen werden: „Da schreiben Primaner Abhandlungen . . . über Antonio als Bild eines Realisten; sie entwickeln das Antike und Moderne in der Iphigenie . . . die Grundgedanken in Schillers aesthetischen Briefen . . . u. s. w.“ Wenn über diese Gegenstände ein berufsmäßiger Schriftsteller Lesenswertes beizubringen weiß, was er nicht abgeschrieben oder entlehnt hat (!), „so verdient das die größte Anerkennung. Ein Schüler kann sich darüber nicht selbständig verbreiten . . .“ Aber „selbständig“ wird er es doch wohl auch gar nicht sollen. Und wenn Dinge dieser Art — taktvoll, einsichtig — mit ihm besprochen sind: — unser Verf. sagt ja selbst (S. 9): „Zu einem Rechen-

schaftsberichte über die geistige Aneignung und Verarbeitung eignet sich jedenfalls keine andere Arbeit in dem Maße wie der deutsche Aufsatz.“

Wie Apelt findet sich unser Verf. aufgefordert, überhaupt „die Verstiegtheit im deutschen Unterricht“ zu bekämpfen. Er ist gegen den Gedanken encyklopädischer oder philosophisch-propädeutischer Behandlung des deutschen Unterrichts (S. 1). Mehrfach wird für „Concentration“ plädiert. Die Themata zu Aufsätzen dürfen nicht zu hoch sein. „Worüber die größten Denker sich den Kopf zerbrechen, das sollen unsere Primaner wissen, das Wesen der Bildung, der Freiheit, der Phantasie . . ; sie sollen ein Urteil darüber haben, ob das menschliche Geschlecht fortschreitet. . .“ (S. 6) Die „Aufgaben aus dem Altertume“ sind nach dieser Seite hin prinzipiell empfehlenswerter. Sie entsprechen dem Concentrationsbedürfnis; ja „je mehr wir die Thätigkeit unserer Schüler auf das Altertum concentrieren können, um so besser“ (S. 7); und „die alten Klassiker geben fast nirgends Anlaß, sich in zu hohe Gebiete zu versteigen“ (S. 9).

Pädagogische Etourderieen in Schutz zu nehmen, fühle ich weder Beruf noch Neigung. Aber ich fürchte, daß die Tendenz, welche sich in den Worten und in der Aufgabenbevorzugung des Herrn Verf.s ausspricht, den Weg eröffnet, der uns anstatt zu einigen „Verstiegtheiten“, die verrauchen, zu einer bedenklichen Engbrüstigkeit und Geistesverkümmern zurückführt. Man lasse nur auf den nach Wunsch „concentrierten“ Gymnasialunterricht einen gleicher Weise concentrirten Universitätsbetrieb folgen, worauf die Neigung der Mittelmäßigkeit, das selbstsüchtige Interesse gewisser Fachprofessoren und politische Rückläufigkeiten mannigfachster Art fortdauernd zusammen hinarbeiten, so wird die Erziehung des beschränkten Unterthanenverstandes nichts mehr zu wünschen übrig lassen.

Ich bin für die Verwertung des deutschen Aufsatzunterrichtes im Sinne einer philosophischen Propädeutik und freue mich, daß auch die sorgfältigen und eingehenden Gliederungen, die der Herr Verf., wie man aus seinem Büchlein schliefen darf, in der „Praxis“ den deutschen Aufgaben zu Teil werden läßt, wider die prinzipiell ausgesprochene Abneigung nach derselben Seite wirken. Vielleicht würde es nun aber der Inventions- und Dispositionsarbeit des Schülers nichts schaden, wenn man ihm das Wichtigste über Begriff, Definition, Divisio und Urteil in zusammenhängender Ausführlichkeit entwickelte.

Ich bin auch für encyklopädische Bemühungen im deutschen Unterricht. Je vielgestaltiger unsere Bildungsanforderungen werden und je weniger sich der Lehrplan ins Einzelne verästelt läßt, um so mehr muß der Schüler nebenbei lernen. Kein Unterricht eignet sich zu gelegentlicher Berücksichtigung der für das Leben der leitenden, der „gebildeten“ Berufsklassen Wichtigen

besser als der Deutsche; er eignet sich dazu vermöge seiner zum Teil nur „formalen“ Aufgaben. Geschmackvoller Stil, logisch-korrektes Denken, übersichtliche, angemessene Darstellung lassen sich an jedem Stoffe einüben. Warum nicht — an der Hand eines zweckmäßig eingerichteten Lesebuches — auch diejenigen Stoffe berücksichtigen, welche sonst in dem Schulleben zu kurz kommen und für die der Lehrer sich gut vorbereitet findet? „Eine gesunde Pädagogik wird darauf nicht verzichten können, daß im Deutschen Gegenstände zur Sprache kommen, welche eigentlich anderen Gebieten zufallen“, sagt auch der Herr Verf. Wirkliche Schwierigkeiten können hier nur dem Reglementierungs- und Uniformierungsbedürfnis erwachsen.

Was die bemängelten litterarischen Themata, soweit sie oben herausgehoben sind, anbetrifft, so ist nicht zu begreifen, warum Schüler, welche die aesthetischen Briefe Schillers gelesen haben, nicht sollen über ihre „Grundgedanken“, warum die, welche in das Verständnis von Goethes Tasso eingeführt sind und etwa die Erörterungen Schillers über Idealismus und Realismus (in der Abh. über naive und sent. Dichtung) gelesen oder eigene des Lehrers über diesen Gegensatz angehört haben, nicht sollen über Antonio als Bild eines Realisten, weshalb sie nicht sollen unter gehöriger Vorbereitung über das Antike und Moderne in Goethes Iphigenie schreiben können.

Was die anderweitigen zu „hohen“ Themata angeht: ja so passiert es uns allen ja wohl, je älter wir werden, um so mehr, daß es uns verdriest, jüngere Leute an Reflexionen herantreten zu sehen, mit denen wir uns selbst — oft vergeblich — den Kopf zerbrochen haben. Aber ich habe immer gefunden, daß es gut sei, dergleichen Misstimmungen nicht allzusehr nachzuhängen. Vor allem sollten wir einem Unterricht den Weg nicht verbauen, der es verhüten kann, gewisse Fragen überhaupt nicht aufzuwerfen, und der für andere die hinlängliche dialektische und psychologische Ausrüstung zu bieten vermag. Über „Bildung“ allerdings würde ich Schüler überhaupt nicht reflektieren lassen aus einem ähnlichen Motiv, wie wenn der Herr Verf. fragt: „Welcher gesunde Bursch wird sich so leicht entschließen, die Schule selbst seinem Lehrer gegenüber zu besprechen?“ (S. 6) Aber in Beziehung auf die anderen (oben S. 5) hervorgehobenen Aufgaben würde ich glauben, den Schüler so ausbilden zu können, daß er das sogenannte „Wesen“ überhaupt mit kritisch-bedenklichem Auge betrachtete, in Beziehung auf die Freiheit an erster Stelle Distinktionen, in Beziehung auf den Fortschritt eine grundlegende Inhaltsbestimmung und in Beziehung auf die Phantasie Untersuchungen über die von ihr verwerteten Materialien und die in ihr arbeitenden Gesetze und Normen nötig fände. Dann sehen vielleicht an den vorerst nur *πειραστικῶς* angestellten Erwägungen beide, Schüler und Lehrer, ein, wieviel von den aufge-

worfenen Fragen überhaupt noch nicht und wieviel wenigstens mit Schülerwissen nicht beantwortbar wäre. Aber ohne philosophisch-propädeutische Schulung kommt man so weit nicht und zerbricht sich dann vielleicht über unmethodisch gestellte Fragen noch im Alter den Kopf.

Der Herr Verf. hält die von ihm dargebotenen Themata zwar zum Teil für so gehaltreich, daß sie über mehrere Termine fortlangen, aber für zu hoch offenbar keins. Ich möchte auch darüber mit ihm ein wenig rechten. Die Themata aus Homer, dessen Horizont und Lebensansicht schon Herbart mit Recht der Jugend adäquat fand, sind von dieser Seite im ganzen anstandslos; obwohl auch hier Aufgaben gewagt werden, wie die Äußerungen der Empfindungen (hiesse besser: Gefühle) resp. des Schmerzes in der Odyssee, resp. Ilias (No. 13. 30), Homers Naturanschauung (No. 35). Aber sehr schülerhafte (und einseitige) Arbeiten sind doch wohl nur über Themata zu erwarten, wie folgende: „Das Verhalten der Spartaner gegen die Zehntausend (No. 44). Wie waren die Zustände des Perserreichs nach der Anabasis? (No. 45) Das Verhalten des Nikias im sizilischen Feldzuge (No. 49). Gegen welche Hindernisse hatte Demosthenes in Athen zu kämpfen? (No. 66). Wie urteilt Plato im Gorgias über die großen Staatsmänner Athens und mit welchem Rechte? (No. 59)“. Ich glaube, es kommt zum Teil von der frühzeitigen Beschäftigung unserer Jugend mit hochpolitischen Fragen der Geschichte — hierfür halten wir sie nämlich für „reif“ —, daß wir auch später in Deutschland so viel kindliche und unreife Urteile über geschichtliche und politische Erscheinungen vernehmen, die den Spott der andern Nationen herausfordern. Man denke z. B. an die Bemerkung von G. Cornewall Lewis über unsere Historiker der athenischen Demokratie.

Über keinen Kreis von Themen habe ich mich mehr gewundert als über den platonischen. Es ist doch wohl nur dem Zufall des Unterrichts zu verdanken, daß der kleine Dialog Euthyphron ein so übertriebenes Lob erhält (S. 11). Die hier nicht zu völliger Klarheit herausgearbeitete „Ansicht über das Wesen der Frömmigkeit“ hält derselbe Verf. für ein empfehlenswertes Thema (No. 54), der die Jugend sonst nicht anhalten mag, über Tugenden Betrachtungen anzustellen. No. 53 fordert Reproduktion der platonischen Beweise (!) für „die wesentliche Einheit der Tugenden“ (im Protagoras), ohne die grotesken Sophismen und sachlichen Gewaltsamkeiten zu beleuchten, die sich dieselben erlauben; nur bei der Identifikation von Selbstbeherrschung und Weisheit wird bemerkt, „daß der Beweis nicht völlig stichhaltig ist“ (S. 106); aber ist es etwa stichhaltig, Tapferkeit mit Klugheit zu identifizieren? Eine einsichtsvolle propädeutische Behandlung der Frage nach dem wirklichen einheitlichen und letzten Grunde der Tugenden würde die ethischen Prinzipien des Dialogs in ein

anderes Licht rücken. No. 62 tritt — ich kritisiere hier nicht, wie korrekt und treffend — auf Platons Ideenlehre, No. 63 auf Platons Seelenlehre (beide nach dem Phaedon) ein; aber wer mag aus Platons romantisch-ascetischer Seelenlehre heute noch etwas Gesundes lernen? und sind diese Themata angemessen, wenn Aufgaben über den „Realismus“ des Goetheschen Antonio und über das „Wesen“ der Phantasie zu hoch sind? Vorausgesetzt wird doch wohl hier wie dort, daß „der Lehrer seiner Aufgabe gewachsen ist“ (S. 11).

Des Verf.s Vorliebe für das, was er gewöhnlich „Begeisterung“ heißt, läßt ihn geringschätzig denken über Themata, wie die Beschreibung der Schiffe oder Wagen (bei Homer), oder: wie die homerischen Menschen essen oder sich kleiden; von ihnen sei „irgend welche Vertiefung in die eigentliche Dichtung kaum zu erwarten“ (S. 10f.). Indessen, weshalb in einer Schule, die allgemeine Bildung erstrebt, neben der aesthetischen (und doch wohl auch grammatischen) „Vertiefung“ nicht auch eine kulturhistorische stattfinden soll, zu welcher diese große geschichtliche Quelle geradezu auffordert, ist doch nur unter dem Gesichtspunkt gesteigerter „Concentration“ im Sinne des Hergebrachten zu begreifen. Im übrigen irrt der Herr Verf., wenn es ihm beliebt, selbst zu sehr begeisterungsarmen Stoffen ab. Dazu rechne ich Themata, wie: fremde Sagenkreise bei Homer (No. 32), und die meisten an Cäsars bell. Gall. angelehnten Themata (No. 84 ff.). In den sophokleischen Aufgaben, die im ganzen gut gewählt und durchgeführt sind, erscheint mir doch das reizende Hysteronproteron in No. 74, das nach dem Mafß der Befolgung horazischer Regeln durch Sophokles fragt, und die Gezwungenheit der aesthetischen Rechtfertigung der Götterscheinung im Philoktet (S. 143f.) erwähnenswert. Von Aristoteles' Poetik ist nur ein sehr spärlicher Gebrauch gemacht.

Strafsburg i. E.

E. Laas.

C. Frick und W. Selhausen, Leitfaden für den biographischen Geschichtsunterricht an höheren Lehranstalten Preussens. I. Teil. Pensum f. Sexta von W. Selhausen. II. Teil. Pensum f. Quinta von C. Frick. Leipzig, B. G. Teubner, 1884.

Wie der biographische Geschichtsunterricht in Sexta und Quinta, dem die revidierten Lehrpläne vom 31. März 1882 wöchentlich eine Stunde zuweisen, einzurichten, ob er in freierer Weise zu behandeln, ob er an ein eigenes Lehrbuch anzuschließen sei, darüber läßt sich streiten.

Wer meint, daß in Sexta und Quinta gerade genug erreicht sei, wenn die Schüler Sagen und Geschichten der Griechen und Römer und vor allem unserer deutschen Vorfahren, dazu — vorausgesetzt, daß Zeit bleibt — ein und das andere Lebensbild aus Deutschlands Neuzeit nach der Darstellung des Lehrers erzählen

lernen, der wird verzichten auf die Forderung, daß der Sextaner und Quintaner ein eigenes Geschichtsbuch in der Hand hat. Wenn das deutsche Lesebuch der Klassen seine Aufgabe einigermaßen löst, so muß in ihm sich finden, und zwar in muster-gültiger Form, was etwa zur Stütze der Erzählungen des Lehrers notwendig ist. Die Fachkonferenz wird, wenn erforderlich, Auswahl treffen und Ordnung und Reihenfolge festsetzen.

Wer dagegen glaubt schon auf dieser untersten Stufe unserer höheren Schulen des systematischen Aufbaues nicht entbehren zu können, der wird für ein besonderes Buch eintreten. Solche Bücher wollen die Leitfaden von Frick und Selhausen sein. Sehen wir, wie sie ihre Aufgabe lösen.

Der Leitfaden für Sexta enthält auf 75 Seiten 23 Biographien, von denen 11 bez., d. h. wenn Kyros mit hierher gerechnet wird, 12 griechische, 10 römische Stoffe behandeln; 1 ist aus Deutschlands Sagenzeit genommen. Der Leitfaden für Quinta bietet auf 136 Seiten 27 Biographien, nämlich 10 aus der griechischen, 2 aus der römischen Geschichte, 7 aus der deutschen Geschichte des Mittelalters und ebenso viele aus der neueren deutschen bez. preussischen Geschichte, außerdem das Leben des Columbus.

An Stoff ist also kein Mangel, das wird jeder zugeben. Wenn der Sextaner in den c. 40 Stunden Geschichte, welche er im Jahre hat, sein Buch durchmachen soll, so muß er zu jeder Stunde 2 Seiten lernen, der Quintaner sogar mehr als 3. Ob das dem Schüler zugemutet werden darf, möchte Ref. bezweifeln, gewiß ist ihm, daß es unmöglich ist, in jeder Stunde 2 bez. 3 und mehr Seiten des Leitfadens zu repetieren und ebensoviel neu durchzunehmen. Der Leitfaden bietet also zuviel. Wer ihn zu Grunde legen will, wird damit beginnen müssen, eine Auswahl zu treffen. Ein Lob für einen Leitfaden, dessen Hauptverdienst in der richtigen Auswahl und in dem richtigen Maßhalten liegt, ist das nicht, der Tadel, der darin liegt, wird aber verschärft, wenn dem Buche nachgesagt werden muß, daß es trotzdem zu wenig enthält. Und diesen Vorwurf kann Ref. dem Leitfaden nicht ersparen. Oder wäre es nicht ein Mangel, daß von deutschen Sagen außer der Siegfriedssage gar nichts berücksichtigt ist, daß der Schüler nichts erfährt von Thor und Loki, nichts von Gudrun, nichts von Walter v. Aquitanien, nichts von König Rother, nichts von all den schönen Sagen, die uns Paulus Diakonus aufbewahrt? Diese und andere Geschichten gehören recht eigentlich nach Sexta und Quinta. Der deutsche Knabe, der seinen Odysseus, seinen Achill, der seinen Äneas liebgewinnt, der soll, nein der muß, das sind wir unserm Deutschtum schuldig, auch seine deutschen Helden mit seinem Herzen erfassen. Das wird auch für jeden preussischen Knaben nach des Ref. Ansicht viel heilsamer sein, als daß er schon, was die Verf. des vor-

liegenden Leitfadens als etwas Besonderes hervorheben, „einen vollständigen Überblick über die preussische Geschichte vom großen Kurfürsten bis auf die Jetztzeit“ erhält.

Und wenn sich Ref. mit des Leitfadens Umfang und Auswahl nicht einverstanden erklären kann, noch viel weniger kann er der Art, wie die einzelnen Geschichten behandelt worden sind, zustimmen. Die Geschichten sind, um mit etwas rein Äußerlichem zu beginnen, das aber von jemand, der für Kinder schreiben will, nicht außer Acht gelassen werden dürfte, zum großen Teil zu lang. Eine Biographie von 11 enggedruckten Seiten, wie die des Odysseus im Leitfaden für Sexta, oder auch eine von nur 5 Seiten, wie die des Jason in demselben Bande ist, mag im Lesebuche allenfalls hingehen, im Leitfaden müßte Gliederung in Unterabteilungen, in kleine Geschichten eintreten, denn das Kind will Neues von Stunde zu Stunde. Darum sind nach des Ref. Ansicht die Abschnitte in dem Leitfaden für Quinta, welche die neuere preussische Geschichte behandeln, ganz mißlungen. Für Knaben die Zeiten der schlesischen Kriege in einer Biographie Friedrichs des Großen zu behandeln, das läßt sich vielleicht durchführen, denn Friedrich ist der Mittelpunkt der ganzen Zeit, um ihn dreht sich alles. Verständlicher, anregender für Knaben ist es wohl auch für diese Zeit, wenn an Friedrichs Leben nur das Hauptsächlichste, anderes an die Biographien seiner Generale, eines Seydlitz, eines Ziethen geknüpft wird. Notwendig erscheint dem Ref. ein solches Verfahren bei der Zeit Friedrich Wilhelms III. Diese in eine Biographie des genannten Königs zwingen zu wollen, hält Ref. für ganz verfehlt. Eine lebendige Einheit wird das so Gegebene nie werden, höchstens eine Rahmeneinheit. Wie viel näher wird das Ganze der Knabenseele gebracht werden, wenn die Einzelheiten an die Persönlichkeiten eines Stein, eines Scharnhorst, eines Gneisenau, eines Blücher geknüpft werden!

Und wie die Anlage vieler Biographien, so ist ihre Ausführung — wenig erfreulich. Breit und selbst unbeholfen¹⁾ geht die Erzählung einher, die nebensächlichen Details sind nicht ferngehalten, eine Flut von zum Teil recht unnötigen Namen²⁾ bricht

¹⁾ Vgl. I S. 1. „Von dieser (der Danae) wurde ihm geweissagt, sie würde einen Sohn gebären, der würde ihn, den Akrisios, um Thron und Leben bringen.“

²⁾ Dafs die griechischen Eigennamen in griechischer Form gegeben sind, hält Ref. in einem solchen Leitfaden für sehr bedenklich, selbst in dem Falle, dafs die Bücher blofs für Gymnasien bestimmt wären — was gewifs nicht der Fall ist —, weil uns die Mehrzahl der Namen in der lateinischen Form geläufig ist und bleiben wird (vgl. Medea, Iphigenie, Aristides u. a.), mag immerhin der, welcher der griechischen Sprache kundig ist, die griechischen Formen gebrauchen. Übrigens konsequent sind die Verfasser in ihrem Verfahren auch nicht gewesen, so findet sich Trözen, Delphi, Äneas u. a. Bemerkte sei hier noch, dafs die Art der Verf., neben die griechischen Götternamen die entsprechenden römischen zu setzen, kaum allgemeinen Bei-

über den Leser herein — im ersten Stück „Perseus“ (S. 1—4) sind z. B. überflüssig: Polydektes, Diktys, Stheno, Euryale, Kepheus, Phineus, Teutamias — Zahlen erscheinen im Überflufs, z. B. wieder einmal die gewifs sehr nötigen und sehr beglaubigten Regierungszahlen der römischen Könige, die eingefügten Gedichte sind oft recht schwache Reimereien, hie und da auch für den Standpunkt der Knaben nicht geeignet, und, was die Hauptsache ist, mit der Richtigkeit des Erzählten ist es oft recht mifslich bestellt. Davon hier nur einige Proben: I S. 54 steht: „Tullus Hostilius, der Nachfolger des Numa Pompilius, liebte, wie dieser, den Krieg.“ Nach II S. 50 erscheint die Herrschaft Karls des Grossen über Deutschland als eine Gewaltherrschaft. S. 73 wird Luthers Wohlthäterin in Eisenach Frau Cotta Witwe genannt. S. 93 „Sophie Dorothea, Tochter des Königs von England“ ungenau. S. 94, 95 die Gründe des Zerwürfnisses zwischen Friedrich dem Grossen und seinem Vater sind zum Teil in einer Weise dargestellt, die für den Schüler nicht geeignet erscheint, zum Teil sind die Angaben geradezu irrig. S. 97, 98 ist die Anordnung seltsam über die Mafsen. Erzählt werden zuerst die Niederlagen Friedrichs, dann die Siege. Ganz sonderbar ist S. 98 der Satz: „Ähnlich (wie nach der Niederlage bei Kunersdorf) ging es auch nach den Schlachten von Kollin und Hochkirch“, denn die beiden genannten Schlachten gingen der von Kunersdorf voraus. S. 99. Woher ist die Rede Friedrichs vor der Schlacht bei Rofsbach? S. 105. Friedrich starb nicht nach 47 jähriger Regierung, sondern im 47. Jahre seiner Regierung. S. 108 Z. 1 v. u. „lieferten sie (d. h. die Festungskommandanten) die Schlüssel . . . aus“, doch nur die Mehrzahl! S. 109 Z. 1 v. o. „Im ganzen Lande widerstanden nur Kolberg und Graudenz.“ Unrichtig. S. 109 Z. 4. Schill war 1806/1807 noch nicht Major. S. 109 Z. 1 v. u. „abermals“ mufs hinter Friedland stehen. S. 111 Z. 9 v. o. „So waren endlich bis zum Schluss des Jahres 1808 die Kriegskosten aufgebracht“ u. s. w. Unrichtig. S. 111 Z. 6 v. u. Dafs Preussen nur 42 000 Mann Soldaten halten durfte, stand nicht im Tilsiter Frieden. S. 115, 116. Die Schilderung der Leipziger Schlacht ist ganz verfehlt. S. 118 Z. 22 v. u. „Aber das Schlachtenglück hatte ihn (Napoleon) verlassen.“ So! S. 118 Z. 3 v. u. „Preussen erhielt (1815) alle seine vor dem Tilsiter Frieden besessenen Länder zurück, ausserdem noch die Hälfte des Königreichs Sachsen, das Grossherzogtum Posen und mehrere blühende Gebiete am Rhein.“ !! S. 123. Der österreichische General Gablenz ist nach Z. 11 v. o. 1864 Feldmarschall gewesen, nach S. 125 Z. 22 v. u. war das Moltke 1866 schon. S. 131 sind die Metzter Schlachten sehr eigentümlich, aber gewifs nicht richtig aufgefasst.

fall finden wird, und gewifs niemand wird es billigen, wenn für dieselbe Göttin in derselben Erzählung bald der Name Athene, bald Minerva gebraucht wird (vgl. S. 2 Z. 11 v. u. und S. 4 Z. 12 v. o.).

Von Druckfehlern sind mir aufgefallen: I S. 12, 4 Z. 2 Eurymanthos statt Erym. S. 20 Z. 1 v. o. fehlt im ersten Worte das v. S. 51 fehlt die Seitenzahl. II S. 90 Z. 2 v. u. tönern statt thönern. S. 106 Z. 8 v. o. erweckten statt erweckte. Druckfehler oder Korrekturversehen ist es wohl auch, daß in Wendungen wie „auf das Höchste“ u. s. w., die sehr oft vorkommen, grofse Buchstaben stehen.

Greiz.

F. Junge.

1) O. Lorenz, Der Römerbrief. Übersetzung und erklärende Umschreibung. Breslau, Max Woywod, 1884. 97 S. 8. 1,50 M.

Verf. verbindet mit seinem Buch einen doppelten Zweck. Einmal hofft er durch dasselbe den urteilsfähigen Gemeindemitgliedern einen Einblick in das Wesen und den Charakter eines bedeutenden neutestamentlichen Schriftstückes zu gewähren. Die Bibel Luthers, so vortrefflich für den praktisch frommen Gebrauch, bietet dem auf wissenschaftliche Erkenntnis ausgehenden Laien kein Genüge. Die Einteilung in Kapitel und Verse, die vielfach nicht haltbare Übersetzung lassen ein deutliches Verständnis des Inhaltes nicht aufkommen. Daher ist eine neue Übersetzung nötig und die Einteilung in Kapitel und Verse aufzugeben, der Übersetzung aber eine Paraphrase beizufügen, durch welche über die Schwierigkeiten der oft knappen und dunklen Sprache des Apostels fortgeholfen wird. Zum zweiten will Verf. mit diesem Buche für die von ihm später zu veröffentlichende Darstellung des im Römerbriefe enthaltenen Lehrsystems eine feste Grundlage schaffen, denn von allen Paulinischen Schriften eignet sich der Römerbrief am besten zu solcher Behandlung. Mit der einschlagenden Litteratur der neuern Zeit ist Verf. bekannt. Den kritischen Arbeiten zur Herstellung des Textes und den Untersuchungen über die Geschichte des Briefes ist er in wissenschaftlichem Ernste gefolgt. Ihm gilt der Brief mehr als ein Kollektivschreiben an die gesamte damalige Christenheit, als an die Gemeinde in Rom. Kap. XIV, 24 bis zum Schluf von Kap. XVI löst er vom Briefe als unecht ab; Kap. VII, 15—17 gilt ihm als uralte Randbemerkung, die später in den Text gekommen. Seinen Bemerkungen zur Geschichte und Kritik des Briefes fügt er noch einen kurzen, aber vortrefflichen Abrifs des Lehrsystems im Römerbriefe bei. Da erfahren wir nichts von Erbsünde und Gottheit Christi, nichts von Genugthuung und Rechtfertigung, die dem Sünder so zu sagen angedichtet wird; ohne allen dogmatischen Scholasticismus ist Verf. bestrebt, den Apostel ausschließlic in seinen eigenen Begriffen darzustellen. Auf diesem Wege hofft er auch zum Frieden der in der evangelischen Kirche bestehenden Gegensätze beizutragen.

Das Buch scheidet sich in zwei Teile, in Übersetzung und Umschreibung, die Übersetzung auf der oberen Hälfte der Seite,

die Umschreibung darunter. Verf. zerlegt mit Aufhebung der alten Kapiteileinteilung den Text nach dem Inhalte in grössere Abschnitte. Jeder Abschnitt hat seine Überschrift. Die Übersetzung ist mit aner kennenswerter Akribie angefertigt; ich habe dieselbe genau geprüft und mit Freuden beobachtet, wie Verf. bemüht gewesen, jeder kleinen Partikel, jeder Präposition in den zusammengesetzten Worten ihr Recht zukommen zu lassen, er bemerkt jedes Fehlen des Artikels, er beachtet die Stellung der Worte auf das peinlichste. In diesem Bestreben, dem Urtexte so nahe wie möglich zu kommen, hat er sich freilich von der Lutherschen Übersetzung sehr weit entfernt; dem Laien wird der Brief an vielen Stellen kaum derselbe zu sein scheinen. Aber gerade, weil Verf. mit seinem Originale um die für das Verständnis geeigneten Worte ringt, verdient er alle Anerkennung. Folgende Bemerkungen zur Übersetzung, die ich mir notiert habe, sollen nicht dazu dienen, das Gesamturteil abzuschwächen. I, 14 ist *ὀφειλέτης εἰμί* nicht „habe ich meine Verpflichtung“, sondern „bin ich verpflichtet.“ I 26 sind die Ausdrücke „Mannspersonen, Frauenspersonen“ unschön. II 25 *περιτομή* „was die Beschneidung anlangt“ ist Paraphrase, einfach „Beschneidung“. II 27 *διὰ γράμματος* „durch Gesetzesbesitz“ ist Versehen für „Gesetzschrift“. III 4 *δικαιοσύνης* und *νικήσης* besser „gerecht erkannt würdest und obsiegest“. III 19 *τῷ Θεῷ* besser „Gott oder Gott gegenüber.“ III 24 ist kein Grund *διὰ τῆς ἀπολυτρῶσεως τῆς ἐν Χριστῷ* zu übersetzen „mittelst der Erlösung, welche in Christo gegründet ist“; es muß heißen: „die durch ihn stattfindet oder sich darbietet“. III 31 *διὰ τῆς πίστεως* „mittelst eben des Glaubens“ ist „eben“ Zusatz. IV 14 *οἱ ἐκ νόμου* „die auf dem Gesetz Fussenden“ ist Paraphrase, ebenso v. 16 *ἐκ πίστεως*, und nicht der Präposition *ἐκ* entsprechende Übersetzung, ebenso IX 30 und 32. Es ist kein Grund vorhanden, warum IV 17 *ἐπίστευσεν* übersetzt wird „er verhielt sich glaubend“ ebenso v. 18 und v. 24. V 13 *ἀμαρτία οὐκ ἔλλογεῖται* ist nicht in aktivische Konstruktion umzuwandeln; VI 17 *δοῦλοι τῆς ὑπακοῆς* „Knechte des Gehorsams“, und nicht „Gottesgehorsams“. VII 23 ist *νόμος τῆς ἀμαρτίας* „Gesetz der Sünde“ übersetzt, aber v. 25 „Sündengesetz“. VIII 6 und 7 ist das zu ergänzende Verbum *ἔστι*, daher die Übersetzung „hat zum Gegenstand“ nicht zutreffend. VIII 15 ist *δουλία* „Sklaverei“ übersetzt, danach aber „Knechtschaft“. VIII 18 ist *ὁ νῦν καιρὸς* „die gegenwärtige Weltzeit“, während dasselbe III 26 gegeben wurde „jetzige Periode“. Dafs aber Verf. *ἄχρι τοῦ νῦν* VIII 22 „bis zur Jetztzeit“ giebt, ist doch dem modernen Zeitungsdeutsch zu viel nachgegeben. XI 36 übersetzt Verf., als ob da stände *αὐτοῦ* und nicht *αὐτῷ*. XII 19 *τῇ ὀργῇ* „dem Zorn“ und nicht „dem Gotteszorn“, denn *Θεοῦ* steht nicht da. XIV 6 *ὁ μὴ ἔσθίων* „der nicht essen Wollende“ besser „falls einer nicht ißt“.

Die Paraphrase ist dem Schreiber des Briefes in den Mund gelegt. Damit hat Verf. sich selbst gezwungen, knapp zu sein und alle Bemerkungen zu unterlassen, welche nicht unmittelbar zum Inhalt gehören. So fehlt denn sehr vieles in der Umschreibung, was sonst die Kommentare zu dicken Büchern anschwellen läßt. Das ist ein Vorzug unseres Buches. Wer ist nicht oft genug erlahmt bei der Lektüre der theologischen Kommentare, die alter Gewohnheit gemäß mit tiefstem Ernste von den Kirchenvätern bis zur Neuzeit herab diese oder jene Ansicht, und mag sie auch noch so verkehrt sein, bei Namen aufzuzählen pflegen, unbekümmert um die Zeit und Geduld des Lesers. Der Inhalt der Umschreibung hat meinen Beifall; mit der Auffassung von *ἐξ ἀναστάσεως νεκρῶν* I 4 kann ich mich nicht einverstanden erklären. — Ich wünsche es dem Verf. sehr, daß er zu Lesern seines Buches recht viele gebildete Laien finde und neben der Hebung religiöser Erkenntnis auch jene irenische Wirkung ausüben möchte, die er sich in der Einleitung verspricht. Ich kann aber auch das Buch den Kollegen, welche den Römerbrief in den obern Klassen behandeln, als eine wesentlich fördernde Unterstützung zur Vorbereitung warm empfehlen. Die weitere Darstellung des Paulinischen Lehrsystems von demselben Verfasser bringt uns hoffentlich gleichfalls eine reife Frucht ernster theologischer Arbeit.

- 2) *Biblische Auslegung und Kritik des kleinen Katechismus Lutheri, eine Vorschule für alle, die in der Religion zu unterrichten haben.* — Von einem Veteranen. Königsberg, Hartungsche Verlagsdruckerei, 1884. 304 S. 8.

Das vorliegende Buch verdient nach Inhalt wie Form alle Achtung und Beachtung. Es hat durchaus nichts gemein mit den landläufigen Erklärungen des lutherischen Katechismus. In diesen kommt es bekanntlich nur darauf an, den Inhalt des Textes den Zöglingen verständlich zu machen und denselben durch Bibelstellen zu belegen, eine Methode, welche wohl dem Katechismus eine Stütze gewährt und Ansehen verschafft, aber dem Eindringen und der Vertiefung in die heilige Schrift mehr schadet als nützt. Die Belagstellen, aus allem Zusammenhang gerissen, lassen nur allzu leicht die Meinung aufkommen, als ob die biblischen Bücher weiter nichts als Spruchsammlungen und moralische Erzählungen sind. Daß vielmehr diese Bücher den Stempel ihrer Zeit an sich tragen, daß sie Niederschläge des sich entwickelnden religiösen Geistes im Volke Israel während einer mehr als tausendjährigen Periode sind, daß sie im besondern zusammenhängende Geschichte, aus bestimmten Lebenserfahrungen heraus entstandene Äußerungen menschlichen Denkens und Wollens sind, diese Erkenntnis wird in der üblichen Katechismusbehandlung völlig niedergehalten, gar zerstört. Die Bibel, statt Quelle und Ziel aller christlichen Unter-

weisung zu sein, wird unter Kuratel des Katechismus gestellt; die Zöglinge werden für ihr späteres Leben bibelblind, bibelfurchtsam, bibelsatt. Solche Gedanken leiteten den Verf. bei der Abfassung seines Buches, darum geht er darauf aus, freilich im Anschluss an den Katechismus, der nun einmal Volksbuch ist, die Bibel wieder zum Centrum des Unterrichts zu machen; der Katechismus soll das Mittel werden zu dem höheren Zwecke, die Schüler zu befähigen, die Entwicklung des religiösen Geistes in den heiligen Schriften von dem unvollkommenen Anfange bis zur höchsten Vollendung in dem Gottessohne zu verstehen und in dieser Erkenntnis Beruhigung ihrer Seelen und Läuterung ihres Willens zu finden. Das Buch ist nicht in Form von Frage und Antwort geschrieben, sondern ist eine zusammenhängende Entwicklung der christlichen Sitten- und Glaubenslehre; es ist eine streng wissenschaftliche Arbeit, hält sich aber in dem Bestreben, allgemein verständlich zu sein, frei von dem üblichen kirchlichen Scholasticismus. Ein Veteran spricht zu seinen Lesern, ein Mann, der, wie wir aus den Zeilen lesen, an der eigenen religiösen Bildung ernst und wacker gearbeitet, nicht ohne innere Stürme, auch nicht ohne äußere Kämpfe, er trägt seine Narben mit Ehren, darum noch in hohem Alter die Begeisterung für die Freiheit der Wissenschaft und die Freiheit des frommen Individuums. Das Buch trägt den Stempel der Wahrhaftigkeit; die Unterschlagung der Wahrheit führt nach der Ansicht des Verf.s die Revolutionen herbei; sie erzeugt später Verdacht und Verstimmung und hat den gewaltsamen Bruch mit der vorhandenen Ordnung im Gefolge. Darum sind die Fortschritte im theologischen wie philosophischen Erkennen der letzten hundert Jahre den Zöglingen im Unterricht nicht mehr vorzuenthalten. So nimmt denn Verf. eine Scheidung vor zwischen dem, was in der überlieferten Kirchenlehre dem religiösen Geiste unserer Zeit entspricht, und dem, was mit demselben nicht mehr vereinbar. Aber wo Verf. sich von der Kirchenlehre trennt, unterläßt er es nie, dieselbe in gewissenhaftem Ernste vorzutragen, um sie dann mit allen Waffen wissenschaftlicher Treue zu widerlegen und die bessere Erkenntnis an ihre Stelle zu setzen, doch nie ohne den engsten Anschluss an die Schrift. Verf. besitzt in der That die Kunst, den Blick seiner Leser für die Entwicklung des religiösen Geistes im Volke Israel und für den Zusammenhang der biblischen Bücher zu schärfen; er beweist nie mit einzelnen Stellen, sondern stets mit ganzen aus der Bibel genommenen Gedankenreihen, er haftet nicht an der Übersetzung Luthers, sondern geht stets auf den Urtext zurück und beobachtet auch hier die Wahrhaftigkeit, die in den meisten Katechismuserklärungen vermifft wird. Das Verständnis der heiligen Schrift lehnt sich nach dem Verf. an das Dreigestirn: Moses, Prophetismus, Jesus, symbolisch dargestellt in der Verklärungsscene; die Vertiefung in diese Perioden der Gestaltung des religiösen Bewusstseins eröffnet

den Sinn der Schrift und befähigt den Lehrer zu fruchtbarem Unterricht, bildet den Schüler zu vernünftiger Frömmigkeit.

Verf. gehört offenbar der großen Gemeinschaft der Männer an, die von Schleiermachers Geiste gebildet und getragen im Sinne des Meisters einen Widerspruch zwischen freier Forschung und Frömmigkeit des Herzens nicht zugeben, sondern vielmehr von der Einheit beider je mehr überzeugt werden, je mehr sie an der Vertiefung beider arbeiten; aber er ist nicht bei Schleiermacher stehen geblieben; von den bahnbrechenden theologischen Werken der neuesten Zeit ist ihm kaum eins entgangen; das schon früher von ihm in demselben Verlage veröffentlichte Werk „Bibelglaube und Christenthum, im Zusammenhange des neuen Testaments mit dem alten Testament neu dargestellt“ giebt dafür Zeugnis. — Das Buch geht aus vom Begriff des Glaubens im Anschluß an den ersten Teil des zweiten Artikels und wendet sich dann zur Bestimmung des Wesens Gottes. Der Begriff der Schöpfung wird wissenschaftlich gestaltet im Anschluß an die heilige Schrift. Die Lehre vom Menschen giebt den Übergang zu dem ersten Hauptstück, dessen Inhalt er als Pflichtenlehre zusammenfaßt. Er scheidet die Pflichten in drei Gruppen: 1. Pflichten gegen uns selbst, 2. gegen den Nächsten, 3. gegen Gott. Die ersten finden in Luthers Katechismus keine Stelle. Verf. bekennt auch, daß der Begriff der Pflicht des Menschen gegen sich selbst sein Bedenkliches hat; bestimmt aber denselben biblisch genauer als Pflicht der Weisheit und der Tugend. Dann behandelt er die Nächstenpflicht der Gerechtigkeit, die Grundlage aller menschlichen Vereine, endlich die Pflicht gegen Gott, die Frömmigkeit. Von diesen allgemeinen Pflichten scheidet er die besonderen, welche in bestimmten Lebensverhältnissen, Beschäftigungen u. s. w. zu thun sind. Luther berührt dieselben kaum. Recht eingehend behandelt er an dieser Stelle das vierte Gebot; ein Abschnitt, in welchem er tüchtig durchdachte Lehren vom Wesen des Hauses, der Gesellschaft, des Staates, der Kirche, der Schule vorträgt, jedesmal scharf hervorhebend, wie allen Pflichten des Menschen in diesen Gemeinschaften stets ein Recht des Individuums gegenüber steht, dessen Beobachtung ebenso heilig ist, wie diese.

Auf die Pflichtenlehre folgt die Lehre von der Sünde; sie bildet den Übergang zum zweiten Artikel. Verf. verwirft das kirchliche Dogma vom peccatum originale, und das mit Recht; es ist nicht biblisch zu begründen; aber leider behält er den Begriff Erbsünde bei, freilich unter Änderung des kirchlichen Inhalts. Das scheint doch ein Fehler zu sein. Nach der Überlieferung ist nun einmal Erbsünde gleich peccatum originale, es ist die Sünde Adams, die wir alle insgesamt in ihm als unserm Repräsentanten gethan haben; sie ist die ursprüngliche Sünde, die zugleich jedes einzelnen Sünde ist. Wollte Verf. diesen Begriff der Erbsünde nicht festhalten, so mußte er ihn ganz aufgeben oder wenigstens

darauf aufmerksam machen, wie wir am besten thun, diesen unbiblischen, wenn auch sehr populären Begriff beim Unterricht zu meiden, statt ihn anders zu gestalten, oder gar von Erbsünden zu sprechen.

Mit dem Aufgeben des Begriffs des peccatum originale fällt ganz konsequent die Lehre von der Sündenvergebung durch Genugthuung; eins hat das andere im Gefolge; ich stimme dem Verf. bei. Doch ehe er darauf eingeht, giebt er zur Erläuterung des zweiten Artikels eine feine, historische Darstellung vom Leben und Wirken Jesu, die deutliches Zeugnis ablegt, wie sehr Verf. mit der Litteratur über das Leben Jesu vertraut ist. Mit dem „geboren von der Jungfrau Maria“ ist für den evangelischen Christen ohne Anstofs nichts anzufangen, seine praktische Verwertung ist dem Katholicismus zu überlassen. Die Auferstehung Christi ist nach 1. Kor. 15 eine unbezweifelbare, aber unvorstellbare Thatsache. Die Himmelfahrt ist nach dem Apostel Paulus nicht verschieden von der Auferstehung; erst mit der Versinnlichung dieser vergrößerte sich auch jene Vorstellung. — Den Wert des Lebens und Todes Christi sieht die Kirche seit den Tagen Anselms in der dem Vater geleisteten Genugthuung für die Sünden der Menschheit. Diese Lehre glaubt Verf. unbedingt als unbiblisch verwerfen zu müssen, sie ist zugleich sittlich verderblich; darum verwendet er auf die Widerlegung dieses Dogmas besondern Fleiß und Scharfsinn. Zu dem Behufe giebt er eine treffliche Darstellung der alttestamentlichen Opfertheorie und behandelt in streng wissenschaftlicher Weise alle auf das Dogma bezüglichen Aussprüche des neuen Testaments. Die Lehren vom peccatum originale wie von der satisfactio stehen im engsten Zusammenhange mit der Entwicklung der römischen Hierarchie; mit dem Sturze dieser mußten folgerichtig jene fallen; aber dem Herrschgelüste der Priesterschaft kommt die Faulheit des natürlichen Menschen nur zu sehr entgegen; das sind die noch immer fortdauernden Stützen beider Dogmen im evangelischen Christentum. — In der Lehre vom Geiste betont Verf. recht nachdrücklich, daß das Hauptmoment dieser Lehre auf das Wirken des Geistes in uns zu legen sei, auf das Gestaltgewinnen desselben in den menschlichen Herzen. Ganz besonders aber verdient er den Dank für die Behandlung des Begriffes *δικαιοῦσθαι*. Die Luthersche Auffassung der Rechtfertigung als eines Gnadenaktes Gottes hat nur ihre Wahrheit, solange der Gegensatz von katholisch und evangelisch besteht; hat also nur eine relative Wahrheit durch die Antithese; die Antithese harret der thetischen Erfüllung. Das *δικαιοῦσθαι* ist nicht bloß eine Gerechterklärung, sondern auch Gerechttwerdung. Die Rechtfertigung ist ein sich im Menschen vollziehender Akt sittlicher Erneuerung. Verf. giebt dazu die nötige exegetische Erläuterung. — Die Erklärung des Vaterunsers scheint ihm völlig mißrathen. Die Beweisführung dieser Lehrinstanz ist höchst interessant und zeugt ganz besonders von

dem Ernste und der Treue des Verf.s. Den Schluß bilden die Erläuterungen zu den Sakramenten. Hier überraschen am meisten die Vorschläge zu einer Umgestaltung der heiligen Handlungen. Es scheint am besten die Vornahme der Taufe in Gegenwart der ganzen Gemeinde an bestimmten Taufsonntagen. Zur würdigen Feier des Abendmahls empfiehlt Verf. große Kommunionen, dabei gruppenweise Gliederung der Teilnehmer nach intimeren Beziehungen in der Weise des jüdischen Passahs, wenn ich ihn recht verstehe, an verschiedenen in der Kirche aufgestellten Tafeln; jede Gruppe habe Kelch und Brot für sich; eingeleitet werde die Feier durch das Wort des Geistlichen; in jeder Gruppe gehe Kelch und Brot frei von Hand zu Hand mit Brechung des Brotes; den Schluß mache ein Gebet des Geistlichen, liturgischer Dank und Segen. Gegen diesen letzten Vorschlag habe ich doch Bedenken; warum sollten wir nicht, wenn wir vom jüdischen Passah ausgehen, die Feier des Abendmahls ausschließlich zur Familienfeier machen? Der Hausvater versammele die Seinen um sich, an dem häuslichen Tische gehe Kelch und Brot von Hand zu Hand. Welche Heiligung des Familiensinnes und welche Hebung des frommen Gemütes würde uns daraus erwachsen!

Ich empfehle das in geistiger Frische und Lebendigkeit, in wissenschaftlichem Ernste und auf Grund langjähriger, pädagogischer Erfahrung geschriebene Buch allen Lehrern der Religion recht sehr, nicht nur den Lehrern an den höheren Schulen, sondern auch denen, welche keine Kenntnis der alten Sprachen haben, da Verf. mit Recht alle fremdländischen, technischen Ausdrücke und Wörter vermieden hat. Wer aber das Buch mit Erfolg benutzen will, muß Kopf und Herz auf der rechten Stelle haben.

Stettin.

A. Jonas.

ERSTE ABTHEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Bemerkungen zur lateinischen Grammatik von Ellendt-Seyffert.

Wie viel Unrichtiges entnimmt der Schüler den gedruckten Büchern! Es ist keineswegs nur durch seinen Unverstand veranlaßt, sehr oft auch durch Ungenauigkeit oder auch Fehlerhaftigkeit des Ausdrucks in den Büchern selbst. Gibt es doch viel benutzte Schulbücher, namentlich für untere Klassen, die geradezu Unlateinisches lehren, so daß der Schüler der oberen Klassen genötigt ist, das früher Gelernte umzulernen. Dieses unnütze Erlernen von Unrichtigem, verbunden mit dem Schwanken der Lehrbücher in der Fassung ihrer Regeln (und in der Orthographie) beeinträchtigt die Fortschritte der Schüler im Latein in hohem Maße. Der einzelne Lehrer vermag dagegen nicht viel, und selbst bessere Bücher an die Stelle der bisher gebrauchten zu setzen gelingt nicht immer, da sich gewisse Fehler in Lexicis und Grammatiken wie ein Übel forterben; einer nimmt es vom andern, ohne die Richtigkeit zu prüfen.

So veranlaßte mich einst die Berufung eines Primaners, dem ich *non patitur ut* unterstrichen hatte, auf seine Grammatik zu einer genauen Vergleichung zahlreicher Grammatiken und Lexica, und was fand ich? Alle, die den Gebrauch von *non pati ut* erwähnten, führten dafür (wohl nach dem Vorgange Zumpt's § 613, der sogar für *non pati* mit Acc. c. inf. nur eine Stelle aus Sueton beibringt) eine einzige und dieselbe Belegstelle an Cic. de off. 3, 22: *illud natura non patitur, ut aliorum spoliis nostras facultates augeamus*, auch die damalige Ausgabe der Gr. von Ell.-S. (in den neuesten ist *pati ut* nicht erwähnt). Ebenso sagt Radtke in seinen vortrefflichen „Materialien“ S. 52 St. 7 Anm. 18 bloß: „*non pati* hat auch *ut*“, eine Bemerkung, die nach meiner Ansicht für Schüler überflüssig ist, da sie dadurch veranlaßt werden, eine im allgemeinen ungebrauchliche Struktur anzuwenden. Denn wie steht es mit *non pati ut* und mit jener einzigen Belegstelle der

Grammatiken? Meiner Ansicht nach konnte hier schon das im vorausgehenden, parallel stehenden Satze *nam sibi ut quisque malit quod ad usum vitae pertineat quam alteri acquirere concessum est, non repugnante natura* gebrauchte *concessum est non repugnante natura* bei der gleichen Bedeutung von (*non*) *patitur natura* dieses *ut* veranlassen; zweitens sind Ausdrücke wie *natura cogit, praescribit, fert ut* ganz gewöhnlich, und diesen analog ist *natura non patitur ut* gebraucht. Auch findet sich *non pati ut*, wenigstens nach meinen Beobachtungen, nur in Verbindungen ähnlicher Art d. h. bei Abstrakten; vgl. (Cic.) *Consol.* 184: *natura non patitur, ut, quod e terra est, alibi quam in terra maneat*; *Caes. BG.* 1, 45, 1: *neque suam neque populi Romani consuetudinem pati, uti optime meritis socios desereret*; ebd. 6, 8, 1: *neque suam pati dignitatem, ut tantis copiis tam exiguum manum adoriri non audeant*. Wenn dagegen Personen das Subjekt sind, folgt regelmässig auch nach *non pati* der *Acc. c. inf.*; vgl. *Caes. BG.* 6, 11, 4: *suos enim quisque opprimi et circumveniri non patitur*; *BC.* 1, 13, 1: *neque se neque reliquos municipes pati posse C. Caesarem imperatorem . . oppido moenibusque prohiberi*; 1, 31, 3: *hic . . Tuberonem portu atque oppido prohibet neque affectum valetudine filium exponere in terram patitur*; 1, 81, 2: *Caesar . . eo die tabernacula statui passus non est*; 3, 45, 5: *neque regredi nostros patiebantur*. Eben so bei *Sallust Jug.* 51: *hortari milites, ne deficerent neu paterentur hostes fugientes vincere*; ebd. 14, 6 und 7. Desgleichen *Cic. de off.* 3, 3: *nec eam solitudinem languere patior, quam mihi adfert necessitas, non voluntas*; *ad Attic.* 3, 15: *numquam esses passus me quo tu abundabas egere consilio nec esses passus mihi persuaderi*; *in Catil.* 2, 6: *ne patiantur desiderio sui Catilinam miserum tabescere*; 2, 11: *quae resecanda erunt, non patiar ad perniciem civitatis manere*; *p. Mil.* 37: *haec (sica) intentata nobis est, huic ego vos obici pro me non sum passus*; *p. Lig.* 3: *Ligarius nullo se implicari negotio passus est*; *p. Sest.* 67: *non est passus ille vir . . rempublicam everti scelere paucorum*; *Phil.* 2, 49: *itaque ne loqui quidem sum te passus de gratia*; 2, 24: *alterum (Pompeio suasi contra Caesarem) ne pateretur fieri ut absentis eius ratio haberetur*, wo besonders der Zusatz *fieri* (wenn er Ciceros Ausdruck ist, und nicht die andere Lesart *ferris*) einen sehr interessanten Beleg dafür gäbe, daß Cicero *non pati* von Personen nicht mit *ut* verbindet, denn thäte er das, so würde *fieri* fehlen.

Solche Ungenauigkeiten enthielten die früheren Auflagen der E.-S. Grammatik sehr viele, in den neueren Auflagen, namentlich seit sich Busch an der Herausgabe beteiligt hat, sind dieselben großenteils beseitigt worden; mancherlei wünschte ich mir trotzdem anders gestaltet.

Für die ganze Grammatik erscheint es mir der Übersicht wegen wünschenswert, daß die Paragraphen über den einzelnen Seiten angegeben werden, was wenigstens nur teilweise

geschehen ist; eben so müßte das Wesentliche, allgemein Giltige auch äußerlich noch schärfer geschieden werden. Ferner liesse sich durch grössere Berücksichtigung des Umstandes, daß die Grammatik für Deutsche geschrieben ist, so wie durch bessere Ordnung des Stoffes vieles den Schülern klarer und falslicher machen. — Die nachfolgenden Bemerkungen beziehen sich auf den schwierigsten und wichtigsten Abschnitt der Grammatik, den Gebrauch der Tempora und Modi.

§ 234—241.

Die Überschrift lautet I. Bedeutung der Tempora, worauf dann § 240 folgt II. Gebrauch der Tempora in Nebensätzen. Man könnte aus diesem Gegensatz leicht fälschlich schliessen, daß in dem ersten Abschnitt nur von der Bedeutung der Tempora im Hauptsatz die Rede sei und im zweiten von ihrem Gebrauch in Nebensätzen, während es sich in Wirklichkeit in II A nur um Abweichungen vom deutschen Tempusgebrauch handelt, und auch nicht bloß in Nebensätzen; vgl. § 241 Anm. 1: Öfters ist das Fut. II im Hauptsatz etc.

Zu § 235 u. 236. Das Präsens und Perfekt stimmen im wesentlichen in ihrem Gebrauch überein. Ich würde deshalb schreiben: Perfekt und Präsens stehen

- 1) von der Gegenwart (Unterschied vgl. § 234, 1);
- 2) absolut, d. h. ohne an einen bestimmten Zeitpunkt gebunden zu sein; das Präsens bezeichnet hier überhaupt Geschehendes, das Perfekt überhaupt Geschehenes vgl. zu § 237 a. E. (vgl. 235, 2 u. 236, 2, b, wo aber der Ausdruck „bei vereinzelt oder zusammenfassenden Angaben“ unklar ist; auch 235, 3 gehört wohl hierher: er hat es gesagt und sagt noch immer);
- 3) als historische Tempora.

Anm. Das Perf. hist. wird im Deutschen durch das Imperfekt wiedergegeben, das Perf. abs. sowohl durch das Imperfekt wie durch das Perfekt.

Doch dürfte sich zu No. 3 (§ 235, 4) der Zusatz empfehlen: Doch ist dieser Gebrauch des Präs. hist. in unabhängigen Nebensätzen (über die abhängigen vgl. § 244, 3) höchst selten und auf den Indikativ beschränkt; dieselben stehen vielmehr gewöhnlich in Nebentemporalibus, bei *cum* immer; vgl. § 265 Anm. 2. — Es steht das Präsens allerdings in Sätzen mit *quam* und dem Superlativ, wie in dem Beispiele bei Seyffert und Caes. BG. 1, 7, 1: *quam maximis potest itineribus* und in korrelativen Relativsätzen; vgl. Liv. 22, 4, 1: *Hannibal quod agri est . . pervastat*; 22, 5, 1: *consul . . instruit, ut tempus locusque patitur et quacumque adire audiri que potest adhortatur*; selten in temporalen Sätzen; vgl. Liv. 22, 6, 6: *pars magna, ubi locus fugae deest . . in aquam progressi quoad capitibus humerisque extare possunt sese immergunt*.

§ 237 1 a Absatz 2 würde ich im Interesse der Schüler den Unterschied des Perf. hist. und Impf., weil für beide im Deutschen das Imperfekt eintritt, noch schärfer hervorheben: Das Perf. bezeichnet neu eintretende Begebenheiten als vollendete, das Impf. gleichzeitige Nebenumstände oder Begebenheiten, durch welche die Erzählung nicht weiter geführt wird, als noch nicht vollendet, als relativ dauernd; vgl. (Caes.) BG. 8, 51, 1: *exceptus est Caesaris adventus incredibili honore atque amore. tum primum enim veniebat ab illo universae Galliae bello*; Caes. BC. 1, 16, 2: *eo cum venisset, pontem fluminis interrumpébant* (sie waren gerade damit beschäftigt, als er kam), also auch im Anschluß an eine in Form des Nebensatzes stehende Haupthandlung.

Ebd. 2 b würde ich „vorhanden oder wirksam waren“ durch den Druck hervorheben, denn das Impf. hat die Bedeutung: er war damals der Ansicht, das Perf. dagegen: er kam zu der Ansicht, falste den Entschluß; vgl. Caes. BG. 7, 33, 1: *Caesar etsi a bello atque hoste discedere detrimentosum esse existimabat, tamen . . . ne tanta et tam coniuncta populo Romano civitas . . . ad arma descenderet, . . . huic rei praeventendum existimavit et . . . proficisci statuit*; vgl. auch *ἔβασίλευε* und *ἔβασίλευσε*.

In Anm. 1 hätte anstatt oder neben der seltneren Attraktion des Tempus in relativischen Sätzen lieber von der Notwendigkeit des Perf. in (scheinbaren) Relativsätzen gesprochen werden sollen, da die Schüler in denselben nur zu regelmäsig das Impf. setzen. Das Perf. mufs nämlich stehen, wenn der Relativsatz nur relativisch verknüpfender Hauptsatz ist, der ein neues Faktum erwähnt und nicht wie ein eigentlicher Relativsatz Beziehung auf die Zeit des Hauptsatzes hat; eben so ist auch wohl jene sogenannte Attraktion im eigentlichen Relativsatze aus dem Unterschied zwischen Perf. und Impf. zu erklären: Das Perf. steht, wenn er keine Beziehung auf die Zeit des Hauptsatzes hat, kein hinzugefügtes „damals“ duldet, sondern allgemein gefafst ist und sich durch „überhaupt“ vervollständigen läfst; vgl. das auffällige Beispiel Caes. BG. 7, 17, 2: *de re frumentaria Boios atque Aeduos adhortari non destitit: quorum alteri, quod nullo studio agebant, non multum adiuvabant, alteri non magnis facultatibus celeriter quod habuerunt (überhaupt) consumperunt*. Deshalb mufs es z. B. auch heißen: *quo sapientiozem neminem Roma tulit*, wenn der Satz etwas allgemein Giltiges aussagt, während *feribat* nur relativ wäre; vgl. zu § 236.

An § 238 Anm., wo von einem vom Deutschen abweichenden Gebrauch des Impf. und Plusqpf. die Rede ist, schlossen sich am besten die Regeln über den Gebrauch der Perfektempora an, die sich bei Seyffert teils an verschiedenen Stellen zerstreut, teils nur unvollständig finden. Da nämlich die Tempora des Perfektstammes: Perf., Plusqpf. und Fut. II die Handlung stets als eine vollendete bezeichnen, so dürfen sie in der Regel nur an-

gewendet werden, wenn die durch sie bezeichnete Handlung vor der des entsprechenden Satzes vollendet ist; ist dieses aber der Fall, so müssen sie auch gebraucht werden. Eine der Handlung des entsprechenden Satzes gleichzeitige oder erst später eintretende darf nicht, wie es im Deutschen in Nebensätzen oft geschieht, durch ein Tempus des Perfektstammes bezeichnet werden. (Nur über Futur. II vgl. § 241 c.)

Wann die Perfekttempora abweichend vom Deutschen stehen müssen, findet sich § 240, 3, § 241 b und § 265 Anm. 1, aber unvollständig; z. B. Caes. BG. 4, 1, 5: *reliqui, qui domi manserunt, se atque illos alunt* erklärt sich aus keiner dieser Stellen. Die Regel war daher allgemein zu fassen: Wenn die Handlung des Nebensatzes der des Hauptsatzes vorangeht oder auch nur früher begonnen hat, braucht der Lateiner die Tempora der Vollendung. Vgl. Caes. BG. 6, 28, 2: *qui plurimos ex his interfecerunt* (töten), *magnam ferunt laudem*; Liv. 22, 27, 7: *ut par . . hosti esset, si suam occasionem rei gerendae habuisset*; Cis. Tusc. 5, 19: *philosophia proficitur perfecturam se qui legibus suis paruisse ut esset contra fortunam semper armatus*, und von früher Begonnenem Cic. de off. 1, 84: *Callicratidas, qui cum Lacedaemoniorum dux fuisset Peloponnesiaco bello multaque fecisset egregie, vertit ad extremum* (in demselben Kriege) *omnia*. — Eine Warnung vor dem unrichtigen Gebrauch der Perfekttempora, namentlich des Plusqpf., wozu das Deutsche nur zu häufig verleitet, findet sich § 244 Anm. 2, aber, wie es mir scheint, nicht am rechten Platze; vgl. z. B. *sapientis erat tacere* „es wäre weise gewesen, wenn er (man) geschwiegen hätte“ und nicht vollständig genug. Neben *quasi* war auch wohl *non quo* zu erwähnen, aufser den eigentlich negativen Sätzen war auf die rhetorischen Fragen aufmerksam zu machen (vgl. Cic. de off. 2, 5: *quis est enim, cui non perspicua sint*), und endlich ist von dem falschen Gebrauch des Impf. in solchen Sätzen dort gar nicht die Rede. Übrigens findet diese Verschiedenheit der Tempora nur statt, wenn im Deutschen der Konjunktiv steht; im Indikativ stimmen sie in beiden Sprachen überein, worauf man die Schüler aufmerksam zu machen hat, da sie so auch bei der Verwandlung in den Konjunktiv eher das richtige Tempus treffen werden. Wir sagen also: es giebt niemand, der nicht weifs, es gab niemand, der nicht wufste, es war weise zu schweigen; im Konjunktiv dagegen: es giebt niemand, der nicht wüfste, es gab niemand, der nicht gewufst hätte, es wäre weise gewesen zu schweigen. Eben so setzen wir pleonastisch das Plusqpf. statt des Impf. von Gleichzeitigem bei Nebensätzen zum Acc. c. inf. perf.; vgl. Liv. 22, 34, 7: *consules deinde Fabianis artibus cum debellare possent bellum traxisse* (hätten in die Länge gezogen, obgleich sie gekonnt hätten); über das Impf. für deutsches Plusqpf. in konditionalen Sätzen vgl. 272, 3, Anm. 3. Die Fälle, wo auch im

Latein das Plusqpf. richtig ist, wie Cic. ad fam. 3, 11, 1: *non quo quisquam aliter putasset* (niemand hatte etwas anderes erwartet) sind mit Recht in den neueren Ausgaben der Gramm. weggelassen worden, wenigstens für diejenigen Schüler, welche die Regel in ihrer Allgemeinheit begriffen haben.

§ 240: Die Überschrift des § lautet zwar: „Indikativische Nebensätze“, doch war es aus praktischen Gründen wünschenswert zu erwähnen, daß diese Regeln nur für absolut stehende Sätze Giltigkeit haben, in konjunktivischen Nebensätzen aber, namentlich in der Oratio obliqua, die gewöhnliche Tempusfolge eintritt, da die Schüler sonst glauben, daß *postquam* mit Konj. Plusqpf. unmöglich sei.

§ 240, 1 *dum*. Die Regel wird streng nur befolgt, wenn bei läufig gleichzeitige Begebenheiten erwähnt werden. Sollen dagegen Wechselbeziehungen zwischen den beiden Sätzen hervorgehoben d. h. der Nebensatz als auf den Hauptsatz einwirkend, als ein für denselben bedeutsames Ereignis dargestellt werden, so stehen eben so wie bei dem für diesen Fall gewöhnlicheren *cum explicativum* (vgl. § 266) beide Sätze in gleichem Tempus; vgl. Caes. BG. 5, 44, 12: *dum cupidius instat in locum deiectus inferiorem concidit*; Cic. ad fam. 8, 16, 2: *vide, ne, dum pudet te parum optimatem esse, parum diligenter quid optimum sit eligas*; Cic. div. in Caecil. 53: *dum tuas inimicitias per te persequi conaris, id agis, ut ceterorum quoque iniuriae sint impunitae*. Eben so stehen zwei Perfekte Cic. p. Mur. 55: *qui primum, dum ex honoribus contentio familiae maiorumque suorum unum ascendere gradum dignitatis canatus est, venit in periculum*; de fin. 2, 43: *dum enim in una virtute sic omnia esse voluerunt, ut eam rerum selectione expolierent, . . . virtutem ipsam sustulerunt*; ad Attic. 1, 16, 2: *qui, dum veritus est, ne Fufus ei legi intercederet, . . . non vidit illud*; und zwei Imperfecte p. Sex. Rosc. 91: *dum is in aliis rebus erat occupatus, qui summam rerum administrabat, erant interea, qui suis vulneribus mederentur*.

Zu § 240, 3 war der Vollständigkeit halber hinzuzufügen: Wenn die Handlung des Nebensatzes nicht vorausgeht, so steht das Präs. resp. Impf.; vgl. Caes. BG. 6, 23, 4: *cum bellum civitas aut illatum defendit aut infert, magistratus deliguntur* und (den Satz bei Seyffert vervollständigend) Nep. Alcib. 1: *idem simulac se remiserat, neque causa suberat, quare animi laborem perferret, luxuriosus reperiebatur*.

Daß Iterativsätze mit *cum* auch bei den besten Schriftstellern sich häufig im Konjunktiv finden (vgl. Kraner zu Caes. BG. 1, 25, 3), durfte wohl nicht unerwähnt bleiben.

§ 240, 3 Anm. 1. Es ist nicht die „ausdrückliche Angabe des zwischen zwei Handlungen verfloßenen Zeitraums“ nötig, um *postquam* mit dem Plusqpf. verbinden zu können (vgl. Cic. de off. 3, 113: *qui paulo post quam egressus erat*

e castris redisset), sondern es genügt irgend eine Zeitbestimmung, durch welche das Eintreten der zweiten Handlung zeitlich von der ersten getrennt wird. Das Perfekt steht, abweichend vom Deutschen, gewöhnlich (denn auch hier finden sich Ausnahmen; vgl. Hofmann zu Cic. Epist. ad fam. 16, 11, 2) bei Angabe einer einmaligen Handlung (Gegensatz Seyff. 3), die sich einer anderen unmittelbar anschließt (Gegensatz Seyff. Anm. 1), d. h. wenn *postquam* in seiner Bedeutung mit den übrigen in 2) dabei stehenden Konjunktionen *ubi primum* etc. übereinstimmt. Es werden dann gewissermaßen Hauptsatz und Nebensatz als gleichzeitig eintretend angesehen. Ist die Aufeinanderfolge aber keine unmittelbare, dann wird der Satz mit *quam* als reiner Komparativsatz behandelt (vgl. § 197 Anm. 1), eben so wie bei *ante quam*, und es steht in der Regel das Plusqpf., aber auch das Perf.; vgl. Caes. BG. 4, 28, 1: *post diem quartum quam est in Britanniam ventum*. — In der Bedeutung „seitdem“ hat *postquam* auch das Präsens bei sich; vgl. Cic. ad Attic. 2, 11, 1: *narro tibi, plane relegatus mihi videor, postquam in Formiano sum*; ad Herenn. 4, 25: *hi postquam pauciores sunt*. — Ebenso steht es ziemlich häufig mit dem Impf., um eine noch nicht vollendete Handlung zu bezeichnen, wo wir es am besten mit „als“ übersetzen; vgl. Liv. 21, 28, 4: *Galli postquam utroque vim facere conati pellebantur*; 21, 12, 4: *postquam nihil lacrimae movebant condicionesque tristes ut ab irato victore ferebantur*; 1, 54, 5: *postquam satis virium collectum ad omnes conatus videbat*; Caes. BG. 7, 87, 5: *Labienu postquam neque aggeres neque fossae vim hostium sustinere poterant, . . . Caesarem facit certiozem, quid faciendum existimet*; BC. 3, 58, 5: *sed postquam non modo hordeum pabulumque omnibus locis herbaeque desectae sed etiam fructus ex arboribus deficiebat . . . Pompeius de eruptione existimavit*. Und Perf. (von einer vollendeten) und Impf. (von einer unvollendeten Handlung) verbunden finden sich Caes. BC. 3, 60, 5: *postquam id difficultius visum est* (man erkannte, kam zu der Einsicht) *neque facultas perficiendi dabatur* (sc. während der ganzen Zeit) und Liv. 2, 7, 3: *nam postquam illuxit nec quisquam in hostium conspectu erat*.

An § 241 c schliesse sich gut die Bemerkung an, daß das Futurum in wirklichen Konditionalsätzen wie in Sätzen mit konditionalem Sinn etwas allgemein Giltiges, wie sonst das Präsens, bezeichnet; vgl. Cic. de off. 2, 43: *qui igitur adipisci veram gloriam volet, iustitiae fungatur officii* (dieser Satz schließt sich genau an Seyfferts dortige Regel an). Ebenso de off. 2, 39: *ergo etiam solitario homini atque in agro vitam agentis opinio iustitiae necessaria est; eoque etiam magis, quod eam si non habebunt iniustique habebuntur nullis praesidiis saepti multis afficientur iniuriis* und ebd. 2, 15, 53: *at qui opera, id est virtute et industria benefici et liberales erunt primum quo pluribus profuerint, eo plures ad benigne*

faciendum adiutores habebunt, deinde consuetudine beneficentiae paratiores erunt ad bene . . . promerendum.

§ 242—246.

Dieser Abschnitt enthält wohl die schwierigste Partie der ganzen lateinischen Grammatik; es ist nicht leicht, den Schülern auch nur einige Sicherheit in diesem Gebiete beizubringen, zumal da einerseits das Deutsche hier mehr, als irgend wo sonst, zu Fehlern verleitet und andererseits die Fassung der Regeln in den meisten Grammatiken sehr viel zu wünschen läßt. Ja, es gehen hier die Ansichten hervorragender Gelehrter zuweilen so weit auseinander, daß z. B. F. Schultz die bei Cic. in Cat. 9 von Halm und Richter-Eberhard in den Text aufgenommene Lesart *potuerint* entschieden für falsch erklärt und hinzusetzt 'ferri poterat: *possent vel potuissent*'.

Wie schwierig diese Fragen sind, ergibt sich auch daraus, daß die Herausgeber der Seyffertschen Gramm. in der Fassung der betreffenden Regeln fast bei jeder neuen Auflage geändert d. h. zu bessern gesucht haben. Doch ist nach meiner Ansicht noch immer, obgleich Aufl. 25 einige schlimme Fehler in § 244 beseitigt hat, manches unverständlich geblieben.

Richtig sind in den neueren Auflagen die innerlich abhängigen Sätze, für die allein die Regeln von der *Consecutio temporum* giltig sind, von den anderen konjunktivischen, nicht abhängigen Sätzen geschieden worden. Doch wäre es wünschenswert, auch die einzelnen Arten der abhängigen Sätze speziell zu bezeichnen.

Abhängig sind alle Sätze mit finaler Bedeutung resp. die einen Wunsch ausdrücken, so wie alle rein subjektiven Sätze, mögen sie kausale oder komparative (vgl. § 277) oder relativische Form haben, die abhängigen Fragen (Abweichungen siehe unten) und Nebensätze zu abhängigen Sätzen, worüber zu § 245. Dagegen sind objektive kausale etc. Sätze (vgl. § 244 Anm. 1) und eben so alle rein konsekutiven Sätze unabhängig und deshalb den Regeln von der Tempusfolge nicht unterworfen. Daher paßt auch § 244 die Überschrift: „Abweichungen treten ein“ nicht für No. 1, denn die in 1 genannten Sätze können nach § 242 nicht der Hauptregel folgen, weil sie nicht innerlich abhängig sind; sind sie dies aber, so folgen sie auch der Hauptregel; vgl. *Athenienses Socratem accusaverunt, quod iuventutem corrumperet*. — In § 242 ist zuerst von den abhängigen Sätzen die Rede; dann folgen in der Anm. Beispiele verschiedener Art, auch aus unabhängigen Sätzen, die wenigstens in dieser Reihenfolge schlecht passen. Namentlich paßt *puer de tecto decidit, ut crus frangeret* um so weniger, als ja im Folgesatze von der Vergangenheit sowohl der Konj. Perf. als Impf., wenn schon in verschiedener Bedeutung, gebraucht werden. Auch ist die Anm. selbst wenig klar. Ich würde deshalb vor der Regel

über abhängige Sätze über die Bedeutung der Konjunktive in den konjunktivischen Nebensätzen überhaupt sprechen.

Dafs die Bedeutung der Konjunktive von der der entsprechenden Indikative sich in Hauptsätzen wesentlich unterscheidet, ergibt sich wohl aus § 248 ff. Es mußte daher heißen: In den konjunktivischen Nebensätzen (abhängigen wie unabhängigen) hat der Konjunktiv dieselbe Bedeutung wie in den entsprechenden Indikativsätzen. (Doch vgl. unten Konditionalsätze). Das Präsens bezeichnet (vgl. zu § 235): 1) gegenwärtig Dauerndes, 2a) allgemein Giltiges oder überhaupt Geschehendes, 2b) noch erhaltene Ansichten Verstorbener, 3) vergangene Thatsachen. Eben so wird der Konjunktiv Präs. in abhängigen Sätzen gebraucht: zu 1) vgl. § 243; 2a) z. B. in indirekten Fragen, worüber unten; über 2b und 3 zu S. § 244, 3 und Anm. Dasselbe gilt von unabhängigen Sätzen, nur findet sich in diesen kein Konj. Präs. hist.; vgl. oben zu § 235, 4. — Außerdem ersetzt der Konj. Präs. den Konj. Fut., wenn von Gleichzeitigem die Rede ist; vgl. § 246. — Das Perfektum bezeichnet (vgl. zu § 236): 1) Vollendung in der Gegenwart, 2) von der Vergangenheit überhaupt Geschehenes, 3) einmalige Fakta oder das Eintreten einer Begebenheit in der Vergangenheit. Der Konj. Perf. bezeichnet gleichfalls die Vollendung in der Gegenwart und überhaupt Geschehenes, letzteres namentlich in konsekutiven Sätzen. Für den Konjunktiv des eigentlichen Perf. hist. dagegen tritt der Konj. Impf. ein (meist auch für den des Präs. hist.), weil der konjunktivische Nebensatz der Vergangenheit in der Regel etwas dem regierenden Satze Gleichzeitiges (nicht wie das Perf. hist. eine neu eintretende Begebenheit) bezeichnet, und das Tempus der Gleichzeitigkeit in der Vergangenheit das Imperfectum relativum ist. Ob also der konjunktivische Nebensatz der Vergangenheit im Impf. oder Perf. stehen muß, hängt davon ab, ob er dem entsprechenden Satze als gleichzeitig betrachtet wird oder nicht. In den abhängigen Sätzen wird nun aber der Nebensatz in die Zeit des regierenden Satzes verlegt, demselben als gleichzeitig aufgefaßt; es steht deshalb von der Vergangenheit der Konj. Impf., weil ja von etwas damals Geschehenem (zur Zeit des regierenden Satzes) die Rede ist. Dies gilt auch von finalen Sätzen, obgleich die Ausführung der Absicht doch eigentlich einer späteren Zeit angehört als der regierende Satz, weil der Lateiner nicht an die Ausführung denkt, sondern an das Geschehensollen, das ja dem regierenden Satze gleichzeitig ist; darum setzt er selbst dann das Impf., wenn die Absicht sich in die Gegenwart erstreckt. Auch die Fragesätze bezeichnen gewöhnlich dem regierenden Satze Gleichzeitiges, stehen also gleichfalls im Imperf.: *quaesivit, quid sentirem* (nach meiner damaligen Ansicht), doch können sie auch vom regierenden Satze zeitlich Getrenntes be-

zeichnen und deshalb in anderen Temporibus stehen (vgl. unten: Indirekte Fragesätze).

In § 243 sind unpassend Beispiele von konsekutiven Sätzen angeführt bei I. Präs., Fut I Beispiel 1 und II. Plusqpf., da ja die Tempusfolge in abhängigen Sätzen belegt werden soll.

Zu § 243 mußte der Vollständigkeit wegen neben der Gleichzeitigkeit und Vorzeitigkeit der Handlungen des Nebensatzes auch von ihrer Zukünftigkeit die Rede sein und gesagt werden, daß darüber speziell in § 246 werde gehandelt werden, da man sonst gar nicht recht einsieht, in welchem Zusammenhang § 246 mit dem Vorhergehenden steht.

§ 244 Anm. 1 steht: „Eben so können indirekte Fragesätze, wenn sie von einem Perfekt abhängig sind, in den Konj. Perf. treten“. Diese Regel ist nicht klar genug (können treten: wann?) und mußte wohl mit Anm. 2 verbunden werden. Aber diese Regel ist gleichfalls nicht klar, denn wie kann sich der Konj. Perf. in die Gegenwart des Sprechenden hinein erstrecken. Ein Beispiel giebt die Grammatik nicht, und *quantae salutis fuerit universae Graeciae* (Anm. 1) kann doch wohl bei der Scheidung der zwei Regeln nicht hierher gehören sollen.

§ 245, 2. Die Regel über die Tempora in abhängigen Sätzen, die sich an ein Verbum infinitum anschließen, ist in den verschiedenen Ausgaben sehr häufig geändert worden, nicht immer mit Glück. So ist sie z. B. in Aufl. 20 unklarer, als in viel früheren, wie z. B. der siebenten. Die dort gegebenen Beispiele sind sehr verschiedenartig, sie enthalten nur zum Teil abhängige Sätze im Anschluß an ein Verbum infinitum, zum Teil unabhängige im Anschluß an den Infinitiv. Der Ausdruck „das vom Verbum infinitum vertretene Verbum finitum“ ist unklar; denn in dem dortigen Beispiel vertritt *quidquam utile esse* nach *negabat* nichts anderes als nach *negat*, der eine Satz heißt direkt *Aristides dicit: nihil est utile*, der andere *Ar. dicebat: nihil est utile*. Diese Ungenauigkeit ist von den Herausgebern erkannt und deshalb in Aufl. 25 ein passenderes Beispiel — abhängiger Satz — gewählt worden; eben so ist der unrichtige Gegensatz zwischen 2 und Anm. beseitigt. Aber das Beispiel *Aristides quaesisse dicitur* ist unrichtig bei 2 stehen geblieben, während es zu der Anm. gehörte, und der Ausdruck „das vom Verbum infinitum vertretene Verbum finitum“ ist auch jetzt noch nicht klar.

Abhängige Sätze.

Ziemlich häufig folgt im abhängigen Satze nach einem Nebentempus ein Haupttempus und umgekehrt nach einem eigentlichen Präs. ein Nebentempus, z. B. Sall. Cat. 7: *memorare possem, quibus in locis maximas hostium copias populus Romanus parva manu fuderit, quas curbes natura munitas pugnando ceperit*; ähnlich Cic. ad fam. 13, 6, 4: *quae quantum in provincia valeant, vellem exper-*

tus esses. Warum stehen hier in den abhängigen Sätzen Konjunktive der Haupttempora nach einem Nebentempus des regierenden Satzes? Weil *possem* und *vellem expertus esses* der Bedeutung nach der Gegenwart angehören. Das Tempus des abhängigen Satzes richtet sich nämlich nicht nach dem Tempus d. h. der Zeitform des regierenden Satzes, sondern nach der Zeit, in welche derselbe verlegt wird. Daher steht umgekehrt nach einem reinen Präsens, wenn der Inhalt des Satzes von der Vergangenheit gilt, im abhängigen Satze ein Nebentempus, so Cic. ad fam. 2, 16, 2: *quod est igitur meum triste consilium? Ut discederem fortasse in aliquas solitudines* (est heißt: Der von Dir erwähnte Plan, den ich damals hatte), zu welcher Stelle Hofmann in seiner Ausgabe mehrere ähnliche gesammelt hat. Vgl. auch noch p. Mil. 11: *lex non modo hominem occidi sed esse cum telo hominis occidendi causa vetat, ut . . . qui sui defendendi causa telo esset usus, non hominis occidendi causa telum habuisse iudicaretur*, weil die Absicht des Gesetzgebers, die in die Vergangenheit fällt, bezeichnet werden sollte; Sulla 57: *verisimile non est, ut quem in rebus secundis, quem in otio semper secum habuisset, hunc in adversis et in eo tumultu, quem ipse comparabat, ab se dimitteret*; p. Sest. 32: *etiamne edicere audeas* (wagen dürfen zu befehlen, was du nämlich befohlen hast), *ne maererent homines meam, suam, reipublicae calamitatem?* Tusc. 5, 19: *philosophia proficitur perfecturam se, qui legibus suis paruisset, ut esset contra fortunam semper armatus*, wo sich die Bedeutung von *philosophia proficitur* dem § 244, 3 Anm. 1 erwähnten Falle nähert. Eben dahin gehört auch, daß nach Perf. mit präsentischer Bedeutung, namentlich *memini*, Nebentempora stehen, weil sie sich in Wirklichkeit auf die Vergangenheit beziehen; vgl. Cic. ad. fam. 3, 10: *ad me adire quosdam memini, qui dicerent*.

Aus allen diesen Sätzen ergibt sich, daß sich das Tempus des abhängigen Satzes nicht nach der Zeitform des regierenden Satzes richtet; sondern, wie schon zu § 242 gesagt ist, die abhängigen Sätze werden als in die Zeit des regierenden Satzes fallend betrachtet. Die Regel muß also lauten: Wenn die Handlung des regierenden Satzes in die Gegenwart oder Zukunft verlegt (resp. vom Standpunkt der Gegenwart oder Zukunft betrachtet) wird, so folgen im abhängigen Satze Haupttempora, wenn in die Vergangenheit, Nebentempora.

Suchen wir nun mit Hülfe dieser Regel das bei Seyffert Getadelte klarer zu stellen; wir beginnen teils wegen der besondern Mangelhaftigkeit dieses §, teils um unsere Regel zu vervollständigen, mit § 245.

§ 245, 1 ist eigentlich nach unserer obigen Regel überflüssig; denn ob ein Satz von einem Hauptsatz oder Nebensatze abhängig ist, ist ja gleichgiltig. Auffälliger Weise ist aber gerade der ein-

zige Satz, der für den Deutschen einige Schwierigkeit macht: *nescio quidnam causae fuerit, cur nullas ad me litteras dares* jetzt bei Seyffert fortgelassen. Der erste Satz muß nach *nescio*, das die Gegenwart bezeichnet, im Perf. stehen, in dem zweiten dagegen muß der Konjunktiv des Nebentempus eintreten, weil *quidnam causae fuerit* der Vergangenheit angehört.

In § 245 ist selbst in der 25. Aufl. der Unterschied zwischen abhängigen und unabhängigen Sätzen nicht genügend beachtet, denn in *nescio, quid causae fuerit, cur dares* ist auch der zweite Satz abhängig, eben so in *quaesisse ab eo dicitur, quare id faceret*, nicht aber in *quanta ista pecunia fuerit, quae potuerit* etc. Ist nämlich der Konjunktivsatz kein abhängiger, so tritt auch nicht die *Consecutio temporum* ein, sondern es bleibt das Tempus, das im indikativischen Satze stehen würde. Vgl. Cic. p. Sest. 27: *omitto, quid ille tribunus fecerit, qui esse nobilissimos adolescentes deprecatores salutis meae iusserit eosque operarum gladiis obiecerit* (direkt *qui obiecit*, der oder indem er); Caes. BG. 6, 31, 1: *Ambiorix copias suas iudicio non conduxerit, quod proelio dimicandum non existimavit* (direkt *existimavit*, er glaubte überhaupt nicht) *an equitum adventu prohibitus, cum reliquum exercitum subsequi crederet* (direkt gleichfalls *crederet*, damals) *dubium est*; BC. 3, 86, 3: *persuasi equitibus nostris, ut, cum propius sit accessum* (direkt *est*), *dextrum Caesaris cornu ab latere dextro aggredierentur*.

In § 245, 2 erklärt sich nun alles leicht, und der unklare Ausdruck „das vertretene Verbum finitum“, der übrigens wohl dasselbe bezeichnen soll, was in der oben aufgestellten Regel ausgesprochen ist, kann entbehrt werden, denn *miserunt consultum* gehört der Vergangenheit, *aggredi oportet* der Gegenwart an; eben so ist *quaesisse dicitur* gleich: er fragte, wie man erzählt; vgl. Cic. p. Mil. 47: *liberatur Milo non eo consilio profectus esse, ut insidiaretur in via Clodio* (von dem Verdacht aufgebrochen zu sein in der Absicht).

Die Sätze *negat Aristides quidquam utile esse, quod cum honestate pugnet* etc. sind, weil sie nicht abhängige Sätze enthalten, in Aufl. 25 beseitigt, doch gehören sie sachlich hierher, es waren aber mit diesen Nebensätzen der Acc. c. inf.-Sätze auch die der *Oratio obliqua* zu verbinden und als selbständige Regel zur Vervollständigung der obigen Hauptregel hinzuzufügen: „Unabhängige Nebensätze, die als notwendige Ergänzung oder integrierende Teile eines Acc. c. inf.-Satzes anzusehen sind, treten in der Regel in die Tempusfolge der abhängigen Sätze ein; ihr Tempus richtet sich nach der Zeit, in die der Acc. c. inf. verlegt ist (vgl. oben Hauptregel); eben so werden die Nebensätze der *Oratio obliqua* als abhängig von der Zeit derselben konstruiert.“

Wenn diese Regeln den Schülern zum Verständnis gebracht sind, erledigt sich § 243 Anm. von selbst, denn *dixi, ut ignosceres* etc. muß es heißen, weil die Absicht der Vergangenheit angehört. Ist dies aber nicht der Fall, sondern soll dieselbe, resp. die in einem Perfekt ausgedrückte Forderung als noch in der Gegenwart fortbestehend hingestellt werden, so steht selbst der abhängige Forderungssatz nach einem Perf. im Präsens; vgl. Cic. ad fam. 16, 12, 3: *accepimus condiciones ita ut . . . removeat* „wir haben seine Bedingungen angenommen und billigen sie, unter der Voraussetzung und mit der Forderung, daß auch er entferne.“ Ähnlich p. Mur. 55: *qui dum conatus est venit in periculum, ne amittat* „durch den Versuch geriet er in Gefahr und befindet sich noch darin zu verlieren“, ebd. 20: *tamen ne ab ipso propter periculum nostrum concessam videamur habere licentiam fingendi, publicis lüteris testata sunt omnia* (so will ich doch, damit ihr nicht etwa glaubt, . . . hinzufügen, daß alles bezeugt ist).

Eben so muß nach *nondum constitui* im abhängigen Satze *attulerit* folgen, weil der regierende Satz der Gegenwart angehört. Dasselbe gilt auch von Nebensätzen zum Acc. c. inf. perf., wenn das Perf. die Bedeutung eines Präs. hat; vgl. Caes. BG. 1, 14, 5: *consuisse enim deos immortales, quo gravius homines ex commutatione rerum doleant, quos pro scelere eorum ulcisci velint, his secundiore interdum res concedere*. Hier hätte sich auch gut anfügen lassen, daß nach dem Konj. Perf. als potentialis, prohibitivus und concessivus, da er sich stets auf die Gegenwart bezieht, nur Haupttempora folgen können. — Nicht minder leicht erklärt sich das

Schwanken zwischen Haupt- und Nebentemporibus

in den § 244, 3 und Anm. erwähnten Fällen. Es steht nämlich in beiden Fällen entweder nach der gewöhnlichen Regel die logische Struktur der Nebentempora, da ja in Wirklichkeit sowohl die im Präs. hist. stehende Begebenheit als die Ansichten der Schriftsteller etc. der Vergangenheit angehören, oder aber, als ob das Präsens etwas wirklich der Gegenwart Angehöriges bezeichnete — und die uns erhaltenen Ansichten gehören ja auch der Gegenwart an, während das seinem regierten Satze vorausgehende Präs. hist. wenigstens den Anschein erweckt, als ob es sich um etwas Gegenwärtiges handle —, die Haupttempora. Darum findet sich auch Wechsel beider Strukturen neben einander; vgl. Caes. BG. 1, 7, 3: *legatos ad eum mittunt qui dicerent sibi esse in animo iter per provinciam facere propterea quod aliud iter haberent nullum: rogare, ut eius voluntate id sibi facere liceat*, namentlich BC. 2, 10. Eben so bei Ansichten der Philosophen: Cic. de off. 3, 103: *addunt etiam: quidquid valde utile sit, id fieri honestum, etiamsi antea non videretur* und de nat. deor. 1, 39: *Chryspipus — ipsum mundum deum dicit esse — tum eius ipsius principatum qui in mente et ratione versetur — tum ea quae natura fluere*

atque manerent — universitatemque rerum, qua omnia continentur atque homines etiam eos, qui immortalitatem essent consecuti, und selbst nach scheinbarem Tempus der Vergangenheit: Cis. Tusc. 5, 18: philosophi quaecumque rem habent in manibus in eam, quae conveniat, congerunt omnia. quod ni ita esset, cur Stoicus, si esset quaesitum, satius ad beate vivendum virtus posset, multa diceret? cui satis esset respondere se ante docuisse nihil esse bonum nisi quod honestum esset: hoc probato consequens esse beatam vitam virtute esse contentam: et quomodo hoc sit consequens illi, sic illud huic: ut, si beata vita virtute contenta sit, nisi honestum quod sit nihil aliud sit bonum.

Dasselbe Schwanken darf in jeder Oratio obliqua, die sich an ein Präs. anschließt, stattfinden (vgl. Kraner zu Caes. BC. 3, 12, 4), ja selbst wenn das regierende Verbum ein Präteritum ist (vgl. § 312, 5, Anm. 1), indem man sich gewissermaßen geistig in die Zeit versetzt, in welcher die Rede gehalten worden. Besonders tritt ein solcher Übergang in die Haupttempora ein infolge einer allgemein ausgesprochenen Sentenz, die als solche ja im Präsens stehen müßte. Allgemeine Sentenzen können auch in Abhängigkeit von einem historischen Tempus sowohl im Neben- als Haupttempus stehen, weil sie als auch für die Gegenwart geltend angesehen werden; vgl. Cic. de off. 3, 27: *legibus populorum constitutum est, ut non liceat sui commodi causa nocere alteri* und Cat. mai. 62: *ex quo efficitur id, quod ego magno quondam cum assensu omnium dixi, miseram esse senectutem, quae se oratione defenderet.* — Besonders häufig kommen solche allgemeine Sentenzen vor in

Indirekten Fragen.

In denselben tritt daher dasselbe Schwanken zwischen Haupt- und Nebentemporibus ein 1) bei allgemeinen Sentenzen; vgl. Caes. BG. 6, 35, 2: *hic quantum in bello fortuna possit et quantos afferat casus, cognosci potuit* mit BC. 3, 28, 4: *hic cognosci licuit, quantum esset hominibus praesidii in animi firmitudine.* Ebenso 2) nach Perfektum präsens, namentlich bei Übergängen der Darstellung; vgl. Cic. div. in Caecil. 10: *nunc quoniam quibus rebus adductus ad causam accesserim, demonstravi, dicendum necessario est* etc. Es soll hier keine frühere Zeit hervorgehoben werden, sondern das überhaupt Geschehene, wovon jetzt das Resultat vorliegt, das also der Gegenwart angehört. Eben so Tusc. 5, 106: *quam sit ea contemnenda, paulo ante dictum est* und de off. 1, 60: *atque ab iis rebus quemadmodum ducatur honestum, satis fere diximus* neben 2, 1: *quemadmodum officia ducerentur ab honestate, satis explicatum arbitror libro superiore*, wo schon das zugefügte *libro superiore* die andere Auffassung gegenüber *paulo ante* Tusc. 5, 106 erklärt. Doch auch ohne solchen Zusatz de off. 1, 152: *quemadmodum officia duce-*

rentur, satis expositum videtur, wo das *regens* mit 1, 60 genau übereinstimmt. Aber auch sonst bieten die abhängigen Fragen mehr Abweichungen von der *Consecutio temporum*, als die übrigen direkt abhängigen Sätze. Denn 3) bezeichnet das Präsens im abhängigen Fragesatze nach einem Tempus der Vergangenheit öfter, daß der Inhalt des Fragesatzes speziell von der Gegenwart gilt; vgl. Cic. de imp. Pomp. 42: *iam quantum consilio, quantum dicendi gravitate et copia valeat, vos, Quirites, hoc ipso in loco saepe cognostis*; ad fam. 15, 1, 5: *et quod genus hoc militum sit, indicavit vir fortissimus M. Bibulus in Asia, qui dilectum habere noluerit*. Und

4) wenn der Inhalt des Fragesatzes der Vergangenheit angehört, kann nach einem Präteritum sowohl der Konj. Impf. als Perf. stehen. Der Konj. Impf., der gewöhnlich steht, muß gebraucht werden, wenn der Fragesatz dem regierenden Satze gleichzeitig ist: *interrogavit quid sentirem*, er fragte mich nach meiner (damaligen) Ansicht, also wohl immer bei einer wirklichen Frage, der Konj. Perf. dagegen bezeichnet das überhaupt Geschehene (vgl. zu § 242 und unten „Konsekutivsätze“). Darum heißt es Nepos Them. 2, 2, 4: *id quantae salutis fuerit universae Graeciae, bello cognitum est Persico*; vgl. Ovid Met. 11, 738: *duro dedit oscula rostro. senserit hoc Ceyx, an vultum motibus undae tollere sit visus, populus dubitabat* und Cic. in Verr. 4, 115: *nemo fere nostrum est, quin, quemadmodum captae sint Syracusae, saepe audierit*, wo übrigens noch hinzukommt, daß *nemo est quin audierit* etwas der Gegenwart Angehöriges bezeichnet: jedermann weiß.

Das Tempus der

Konditionalen Sätze

wird, wie § 272, 2 Anm. 3 richtig angeführt ist, von der Zeit, in die der Satz, von dem sie abhängig sind, verlegt wird, oft nicht beeinflusst. Es hat dies seinen Grund wohl darin, daß *si haberem* eben so wie *si habeam* etwas Gegenwärtiges bezeichnet, die Konjunktive dieser Sätze also nicht der Hauptregel über die Konjunktive (vgl. zu § 242) folgen d. h. in der Bedeutung nicht mit dem entsprechenden Indikativ übereinstimmen, sondern daß es bei ihnen zwei der Bedeutung nach verschiedene Konjunktive für die Gegenwart giebt; vgl. auch Sall. Cat. 7: *memorare possem, quibus in locis fuderit*. Die irrealen Sätze wenigstens behalten ihre Form und ziehen die zu ihnen gehörenden Folgersätze, selbst wenn sie von einem Präs. abhängig sind, in dieselbe Struktur hinüber; vgl. Cic. Brut. 126: *quam ille facile, diutius si vixisset, vel paternam esset vel avitam gloriam consecutus. eloquentia enim nescio an habuisset parem neminem*; in Verr. 4, 13: *ego a vobis arbitror spectari oportere, quanti haec venire soleant, quanti haec ipsa, si palam libereque venirent, venire possent*,

denique ipse Verres quanti aestimet. — Dasselbe geschieht auch, wenn der eigentliche Konditionalsatz fehlt; vgl. Cic. ad fam. 8, 1, 1: *nescio cuius otii esset non modo perscribere haec sed omnino animadvertere* (ich weiß nicht, ob jemand dazu Zeit haben würde, selbst wenn er wollte). Recht deutlich wird die Notwendigkeit dieses Tempusgebrauchs aus Cic. in Verr. 4, 11: *verisimile non est, ut ille homo tam locuples, tam honestus religioni suae monumentisque maiorum pecuniam anteponeret* — vorziehen würde, selbst wenn ihm viel Geld geboten würde. Hier würde *anteposuerit* etwas ganz anderes, nämlich einen einzelnen wirklich eingetretenen Fall bezeichnen; vgl. auch ad Att. 16, 14: *id autem quid dubitas, quia etiam in rempublicam praeclare caderet.*

Eben so steht bei irrealen Vergleichungssätzen (§ 277), die sonst der Consecutio temporum folgen, öfter ein Nebentempus im Anschluß an ein Haupttempus, um die Unwirklichkeit hervorzuheben; vgl. Cic. p. Sulla 51: *accusat C. Cornelii filius, idemque valere debet, ac si pater indicaret*; ad Attic. 3, 13: *proinde habebō, ac si scripsisses nihil esse* und ad fam. 2, 14: *eius negotium sic velim suscipias, ut si esset res mea.*

Der Konjunktiv der Haupttempora, um die Möglichkeit des Eintritts der Bedingung zu bezeichnen, bleibt zwar auch öfter unverändert, wo man im Anschlusse an Präterita die Nebentempora erwarten sollte (vgl. Caes. BG. 1, 34, 2: *legationi Ariovistus respondit: si quid ipsi a Caesare opus esset, sese ad eum venturum fuisse, si quid ille se velit, illum ad se venire oportere* und 3, 8, 4: *solicitant, ut mallent*, aber *legationem mittunt, si velit suos recipere, obsides sibi remittat*); doch eben so gewöhnlich oder gewöhnlicher wird er, wie bei den anderen Nebensätzen der Oratio obliqua, in den Konjunktiv der Nebentempora verwandelt; vgl. den Wechsel bei Caes. BG. 1, 44: nach *respondit* zunächst *si velint* zweimal, *si remittatur et subtrahantur*, woran sich andere präsentische Konjunktive anschließen, dann von § 8 an Konjunktive des Impf., auch *si faceret* von etwas Möglichem, § 11 *nisi decedat, quod si eum interfecerit* und § 13 *quod si discessisset.*

Nachdem wir über die regelmäßige Consecutio temporum in abhängigen Sätzen und einzelne scheinbare Abweichungen von derselben gesprochen haben, bleibt uns noch übrig die Besprechung der Konjunktive in

Unabhängigen Sätzen.

Die Hauptregel für die Tempora derselben sind § 242, 1 richtig aufgestellt, doch ist sie zunächst nur auf die konsekutiven Sätze bezogen, während sie für alle gilt, und der Unterschied zwischen Conj. Impf. und Perf. in konsekutiven Sätzen ist nicht deutlich genug gemacht.

In allen nicht innerlich abhängigen Sätzen steht, wenn sie in den Konjunktiv treten, dasselbe Tempus,

welches sie als indikativische Sätze gehabt haben würden; vgl. die Beispiele zu § 245 und Cic. ad Attic. 16, 7: *quamvis non fueris suator et impulsor profectionis meae, approbator certe fuisti*, denn im Indikativ würde es heißen: *quamquam non fuisti* (absolutes Perf., nicht „damals“); ebd. 2, 24, 4: *ea nos, utpote qui nihil contemnere soleamus* (direkt *solemus*), *non pertimescebamus*, neben p. Sex. Rosc. 52: *convivia cum patre non inibat, quippe qui ne in oppidum quidem, nisi perraro, veniret* (direkt *veniebat* zu kommen pflegte); Liv. 21, 19, 3: *quid foedus Hasdrubalis cum Lutatii foedere comparandum erat? cum in Lutatii foedere diserte additum esset* (direkt: *erat enim*) *ita id ratum fore, si populus censuisset, in Hasdrubalis foedere nec exceptum tale quicquam fuerit* (überhaupt nicht) *et tot annorum silentio ita comprobatum sit foedus*; Cic. de off. 3, 79: *itaque factus est ille quidem consul, sed a fide iustitiaeque discessit, qui optimum civem, a quo missus esset* (direkt *erat*), *in invidiam adduxerit*.

Die Regel über die

Konsekutivsätze.

ist bei Seyffert in der Hauptsache richtig angegeben, doch fehlt § 244, 1, der über sie handelt, ein Beispiel für *ut* mit dem Conj. Impf., während ein solches § 242 Anm. 1 unpassend steht! Auf dieses § 244 freilich fehlende Beispiel passen aber die Worte nicht: „Es wird in diesen Sätzen immer nur dasjenige Tempus gebraucht, welches erforderlich wäre, wenn der Satz als Hauptsatz ausgesprochen würde. Denn nach Seyffert selbst (§ 242) würde *ut frangeret* direkt lauten: *fregit*. Seyfferts Satz muß also für die Vergangenheit modifiziert werden. Der Lateiner statuiert nämlich zweierlei der Vergangenheit angehörige Folgen, deren eine durch das Impf., die andere durch das Perf. bezeichnet wird. Dieses will Seyffert wohl in den Worten „als geschlossene Thatsache“ andeuten, spricht es aber nicht klar genug aus.

Dieser Conj. Perf. findet sich bei Klassikern (nicht bloß als Eigentümlichkeit des Nepos, wie frühere Grammatiker behaupteten) sehr oft; es lohnt sich also wohl, auf ihn spezieller einzugehen, zumal da sich hier am deutlichsten der Unterschied zwischen Conj. Perf. und Impf. nachweisen läßt. Der Konjunktiv des Perfekts wird nämlich gebraucht, wenn eine überhaupt einmal in der Vergangenheit eingetretene Folge angeführt werden soll (vgl. Perfektum absolutum zu § 236), der des Imperfekts, wenn sie als gleichzeitig mit der Zeit des zugehörigen (regierenden) Satzes betrachtet wird (vgl. Imperfektum relativum zu § 237, 1a) oder das Impf. bezeichnet die Folge als eine unmittelbare, das Perf. als eine mittelbare, als Resultat überhaupt. Daher kann das Perf. (vgl. zu § 236, 3 Anm.) auch im Deutschen oft durch das Perf. wieder-

gegeben werden; vgl. Cic. p. Mur. 20: *Asiam sic obiit, ut in ea neque avaritiae neque luxuriae vestigium reliquerit.*

Das Perfekt steht daher oft von einer erst allmählich sich entwickelnden, später eintretenden Folge; vgl. Cic. p. Mil. 37: *ita est mulcatus, ut vitam amiserit* (später, infolge der Mißhandlungen), doch ist ein zeitliches Auseinanderfallen von Haupt- und Nebenhandlung keineswegs notwendig; vgl. Caes. BG. 5, 15, 1: *equites acriter cum equitatu nostro conflixerunt, tamen ut nostri omnibus partibus superiores fuerint atque eos in silvas compulerint*, was zeitlich kaum auseinanderfällt; Cäsar will nur das überhaupt eingetretene Resultat angeben; ebd. 2, 21, 5: *temporis tanta fuit exiguitas, ut ad insignia accommodanda tempus defuerit* (überhaupt, wo natürlich auch *deesset* stehen könnte); Cic. p. Mur. 20: *maximo in bello sic est versatus, ut hic multas res et magnas sine imperatore gesserit, nullam sine hoc imperator*; ad Attic. 2, 16, 1: *(nuntius) ita me pupugit, ut somnum mihi ademerit*; ad fam. 3, 3, 1: *tantus consensus senatus fuit, ut mature proficisceremur* (sollten: final), *parendum ut fuerit.*

Ob also der Conj. Perf. oder Impf. steht, richtet sich gewöhnlich nach der Auffassung des Sprechenden, je nachdem er die beiden Handlungen als unmittelbar (gleichzeitig) oder überhaupt auf einander einwirkend darstellen will. Natürlich giebt es aber auch Fälle, wo das eine oder andere der beiden Tempora selbstverständlich zu sein scheint, ja notwendig ist. Das Perfekt steht natürlich, wenn das Überhauptgeschehensein speziell hervorgehoben wird; vgl. Sall. Cat. 34, 1: *ea mansuetudine atque misericordia senatum populumque Romanum semper fuisse, ut nemo unquam ab eo frustra auxilium petiverit*; Liv. 22, 37, 4: *legati nuntiarunt caedem C. Flamini consulis exercitusque adlatam adeo aegre tulisse regem, ut nulla sua propria regnique sui clade moveri magis potuerit*; Cic. in Verr. 4, 104: *id ab uno illo sic spoliatum esse, ut nihil omnino sit relictum*; Tusc. 5, 60: *atque eo facto sic doluit, ut nihil gravius tulerit in vita.* Ebenso steht das Imperfektum naturgemäß, wenn die Gleichzeitigkeit der beiden Sätze speziell hervorgehoben wird; vgl. Cic. p. Mil. 30: *Milo hoc fato natus est, ut ne se quidem servare potuerit* (überhaupt), *quin una rempublicam vosque servaret*, wo schon *una* das Zusammengehören beider Handlungen ausdrückt; ebenso p. Mur. 5: *nam quod legem de ambitu tuli, certe ita tuli, ut eam, quam mihi met ipsi iam pridem tuleram de civium periculis defendendis, non abrogarem*, wo *ita tuli* ut auch eine Forderung an ihn selbst ausdrückt und zugleich bedeutet: so daß ich dadurch nicht abschaffte, also das Zusammenfallen zweier Handlungen bezeichnet.

Notwendig ist daher das Imperfektum, wenn der Folgesatz nicht ein neues Faktum enthält, das als selbständig aus der Zeit des zugehörigen Satzes losgelöst werden kann, wenn überhaupt gar nicht zwei

verschiedene Handlungen neben einander gestellt werden. Dies ist der Fall bei den umschreibenden Ausdrücken des Geschehens (§ 257, 3a). Dieselben bezeichnen nämlich zusammen mit dem Konsekutivsätze in der Regel nicht zwei, sondern nur eine selbständige Handlung, denn *quo factum est, ut interficeretur* heißt nur: infolge davon wurde er getötet. Es handelt sich hier also um den Fall, wo der konsekutive Satz nur die notwendige Ergänzung eines an sich unvollständigen Verbalbegriffs ist, namentlich bei *fit, accidit ut, tantum abest ut, non multum abest quin*; Caes. BC. 2, 35, 2: *paulum afuit quin interficeret* und Liv. 3, 13, 3: *adeo concitati homines sunt, ut haud multum afuerit, quin impetu populi Caeso interiret*; und bei anderen umschreibenden Sätzen mit *quin*; vgl. Caes. BG. 5, 53, 5: *nullum fere totius hiemis tempus intercessit quin Caesar aliquem de consiliis ac motu Gallorum nuntium acciperet*; 5, 55, 1: *Treveri totius hiemis nullum fere tempus intermiserunt quin trans Rhenum legatos mitterent*; 7, 36, 4: *Vercingetorix nullum fere diem mittebat quin equestri proelio, quid in quoque esset animi ac virtutis suorum, perspiceret*; eben so auch bei *feri non potest*. Indessen kann es hier vorkommen, daß der regierende Satz als selbständig betrachtet wird und dann der Konsekutivsatz ins Perf. tritt, z. B. Liv. 21, 15, 4: *quae si ita sunt, fieri non potuit, ut P. Cornelius, Ti. Sempronius consules fuerint, ad quos et principio oppugnationis legati Saguntini missi sint et qui in suo magistratu cum Hannibale pugnauerint*, es war unmöglich — konnte auch heißen „ist“ unmöglich —, daß Cornelius und Sempronius sowohl die Konsuln gewesen sind, an die vor der Belagerung Sagunts Gesandte geschickt wurden, als auch die, welche nach dessen Eroberung mit Hannibal kämpften. Es heißt also nicht „war damals nicht möglich“, sondern überhaupt — *non possunt fuisse, nicht esse non potuerunt* — es war überhaupt nicht möglich, daß sie sowohl 219 als 218 die Konsuln waren, woraus sich schon ergibt, daß *feri non potuit* und die Konsekutivsätze nicht gleicher Zeit angehören können. Ebenso ist bei dem umschreibenden *feci ut* im Konsekutivsätze das Impf. das naturgemäße; vgl. Cic. ad fam. 3, 8: *faciendum mihi putavi, ut tuis litteris breviter responderem*; aber p. Sex. Rosc. 127: *ego haec omnia Chrysogonum fecisse dico, ut* (daß er nämlich) *ementiretur, ut malum civem Roscium fuisse fingeret, ut eum apud adversarios occisum esse diceret, ut hisce de rebus a legatis Amerinorum doceri L. Sullam passus non sit*, wo wohl das *passus non sit* das überhaupt nicht Geschehene bezeichnen soll, während die Imperfecta iterativ zu verstehen sind.

So haben wir also gesehen, daß unter Umständen der Conj. Impf. nach einem Präteritum notwendig, der des Perf. wenigstens naturgemäße ist; in der Regel aber hängt es von der Auffassung des Sprechenden ab, ob die Folge als dem zugehörigen Satze gleichzeitig (Impf.) oder als ein überhaupt der Vergangenheit an-

gehöriges Resultat (Perf.) oder als ein in die Gegenwart sich erstreckendes (Präs.) angesehen werden soll; vgl. Cic. de orat. 1, 231: (Socrates) *ita in iudicio capitis pro se ipse dixit, ut non supplex aut reus, sed magister aut dominus videretur esse iudicum*, näml. während er sprach; Cic. p. Sest. 14: *de quo quidem (tribunatu Sestii) ita dictum est a Q. Hortensio, ut eius oratio non defensionem modo criminum videretur continere*, d. h. nach Ansicht der damaligen Hörer, nach deren Auffassung also ein wiederholtes Besprechen desselben unnötig sei. Cicero aber urteilt darüber anders, darum sagt er nicht *videatur*, auch nach meiner Ansicht; denn er hält sich für verpflichtet zu einer neuen Besprechung; vgl. nachher: *necessario mihi de eisdem rebus esse arbitror disputandum*. Dagegen Liv. 21, 58, 3: *transeuntem Appenninum adeo atrox adorta tempestas est, ut Alpium prope foeditatem superaverit* (überhaupt schlimmer war als); Caes. BG. 5, 54, 4: *ut nulla fere civitas fuerit non suspecta nobis*; Cic. ad Attic. 4, 1, 5: *ut urbem ita veni, ut nemo ullius ordinis homo nomenclatori notus fuerit, qui mihi obviam non venerit*; ad Attic. 1, 16, 5: *iudices ita fortes fuerunt, ut summo proposito periculo vel perire maluerint quam perdere omnia; XXXI fuerunt, quos fames magis quam fama commoverit*.

Dasselbe gilt im allgemeinen auch von den umschreibenden Sätzen *sunt qui, quis est qui* etc. (§ 279), deren Besprechung sich an die zwei letzten Beispiele, in denen sie neben eigentlichen Konsekutivsätzen vorkommen, am besten anschließt. Da sie umschreibender Art sind und genau genommen nur eine selbständige Handlung bezeichnen, so sollte man erwarten, daß sie sich nach den oben besprochenen Umschreibungen *factum est ut, non multum a fuit quin* etc. richten. Das ist indessen doch nicht der Fall, sie werden nicht als zusammen nur eine Handlung enthaltend betrachtet, und nicht mit Unrecht, denn „es gab Leute, die dies oder jenes thaten“ sagt ja wirklich zweierlei aus. Das ersieht man am besten aus einer Vergleichung mit ganz ähnlichen Konsekutivsätzen wie z. B. Cic. de imp. Pomp. 31: *quis enim toto mari locus per hos annos aut tam firmum habuit praesidium, ut tutus esset, aut tam fuit abditus, ut lateret? quis navigavit, qui non se aut mortis aut servitutis periculo committeret, cum aut hieme aut referto praedonum mari navigaret?* Wie bei diesen wird das „damals“ also durch das Imperfekt, das überhaupt eingetretene Resultat durch das Perfekt ausgedrückt. Da aber die beiden Teile dieser umschreibenden Sätze notwendig derselben Zeit angehören, so richtet sich das Tempus des Konsekutivsatzes nach der Zeit, in die sie zusammen verlegt werden, die man hier aus dem Hauptsatze ersieht, nicht, wie sonst, aus dem Konsekutivsätze: bezeichnet derselbe eine bestimmte Zeit, so steht im konsekutiven Satz der Vergangenheit das Impf., hebt er etwas überhaupt (nicht) Geschehenes hervor, so steht der Konsekutivsatz im Perf. Vgl. Cic. ad Attic. 1, 16, 4:

nemo erat qui illum reum ac non milites condemnatum arbitraretur; Caes. BG. 1, 52, 5: reperti sunt complures nostri milites, qui in phalangas insilirent et scuta manibus revellerent; ebd. 6. 34, 1: erat apud hostes manus certa nulla, non oppidum, non praesidium, quod se armis defenderet; ebd. 7, 28, 4: nemo fuit in urbe qui praedae studeret.

Hierher gehört auch Caes. BG. 3, 22, 3; *hominum memoria repertus est nemo, qui eo interfecto, cuius se amicitiae devovisset, mori recusaret*, wo zwar *hominum memoria* etwas überhaupt Geschehenes anzudeuten scheint, in Wirklichkeit aber durch *eo interfecto* auf eine bestimmte Zeit hingewiesen wird.

Eben so steht in der Regel der Conj. Perf., wenn der Hauptsatz allgemein gehalten ist, etwas überhaupt Geschehenes hervorhebt; vgl. oben Cic. ad Attic. 4, 1, 5; Phil. 2, 24: *duo tempora* (überhaupt nur) *inciderunt, quibus aliquid contra Caesarem Pompeio suaserim*; p. Mur. 25: *inventus est scriba quidam, qui cornicum oculos confecerit*; Liv. 22, 20, 11: *sed qui vere dicionis imperique romani facti sint . . . amplius fuerunt centum viginti*; Cic. Phil. 2, 25 61: *quis enim miles fuit, qui Brundisii illam non viderit? quis qui nescierit venisse eam tibi tot dierum viam gratulatum? quis qui non indoluerit tam sero se, quem hominem secutus esset, cognoscere?* p. Deiot. 9: *nemo umquam te placavit inimicus, qui ulla resedissee in te simultatis reliquias senserit?* Catil. 2, 8: *nemo, non modo Romae, sed nec ullo in angulo totius Italiae oppressus aere alieno fuit, quem non ad hoc incredibile sceleris foedus adsciverit*; Caes. BC. 1, 21, 5: *neque vero tam remisso ac languido animo quisquam omnium fuit, qui ea nocte conquieverit*. Auch gehört hierher wohl Cic. Phil. 2, 1: *nemo his viginti annis reipublicae fuit hostis, qui non bellum eodem tempore mihi quoque indixerit*, wo zwar durch *eodem tempore* auf eine bestimmte Zeit hingewiesen, aber durch *his viginti annis* der Fall nicht als ein einmaliger, sondern als überhaupt geschehen dargestellt wird. Auffällig p. Sex. Rosc. 99: *quid erat, quod Capitonem primum scire voluerit*.

Doch zuweilen steht der Conj. Perf. auch von einer bestimmten Zeit, um das Resultat überhaupt zu bezeichnen; vgl. oben Cic. ad Attic. 1, 16, 5; Liv. 22, 6, 6: *fuere quos inconsultus pavor nando capessere fugam impulerit*, und eben so der Conj. Impf., wenn nicht von einer bestimmten Zeit die Rede ist, sondern der Hauptsatz allgemein gehalten ist; vgl. Sall. Jug. 4, 1, 10: *nam ubi primum ex nobilitate reperti sunt, qui veram gloriam iniustae potentiae anteponerent* (was aber auch auf einen einzelnen Zeitpunkt bezogen werden kann) und Cic. ad fam. 15, 4, 15: *si in omnibus saeculis pauciores viri reperti sunt, qui suas cupiditates quam qui hostium copias vincerent* (wo vielleicht jeder einzelne Fall zeitlich für sich gedacht ist); Caes. BC. 2, 19, 2: *quo edicto tota provincia pervulgato nulla fuit civitas, quin ad id tempus partem senatus Cordubam mitteret, non civis Romanus paulo notior quin ad diem conveniret*.

Also auch bei diesen Sätzen wird im allgemeinen der Unterschied in der Bedeutung des Conj. Perf. und Impf. beobachtet. — Natürlich kann der Satz mit *qui*, wenn er etwas in die Gegenwart Hineinreichendes bezeichnet, auch im Präsens stehen; vgl. Cic. de imp. Pomp. 68: *qui inter tot annos unus inventus sit, quem socii in urbes suas cum exercitu venisse gaudeant*.

Öfter finden sich auch in demselben Satze Konjunktiv des Perfekt und Imperfekt neben einander, um verschiedene Folgen auszudrücken; vgl. Caes. BG. 7, 17, 3: *summa difficultate rei frumentariae affecto exercitu . . . usque eo ut complures dies frumento milites caruerint* (überhaupt) *et pecore ex longinquioribus vicis adacto extremam famem sustentarent* (damals), *nulla tamen vox est audita populi Romani maiestate indigna*; Liv. 8, 36: *rem per se popularem ita dexter egit, ut medendis corporibus animi multo prius militum imperatori reconciliarentur, nec quidquam ad salubritatem efficacius fuerit, quam quod grato animo ea cura accepta est*; 24, 40: *inde tantus terror pavorque omnes occupavit, ut non modo alius quisquam arma caperet aut castris pellere hostem conaretur, sed etiam ipse rex . . . ad flumen navesque perfugerit, wo perfugere und conari zeitlich geschieden werden sollen*; 22, 40, 9: *omni undique frumento in urbes munitas convecto, ut vix decem dierum frumentum superesset Hispanorumque ob inopiam transitio parata fuerit, si maturitas temporum expectata foret* (par fuerit = gewesen sein würde). Eben so Liv. 3, 13, 3; p. Mil. 30; p. Sex. Rosc. 127.

Selbstverständlich steht der Conj. Perf., um eine überhaupt oder später eingetretene Folge anzuzeigen, auch nach dem Plusq. des zugehörigen Satzes; vgl. Liv. 1, 3, 4: *tantum tamen opes creverant, ut ne morte quidam Aeneae movere arma ausi sint*; ebenso 21, 61, 10; 23, 24; Cic. ad fam. 5, 4, 1; 11, 14, 1; ad Qu. fr. 3, 2, 1.

Dafs der Conj. Perf. in indirekten Fragen „überhaupt geschenehes“ ausdrücke, ist oben besprochen; aber auch in anderen als konsekutiven und Fragesätzen findet sich diese Bedeutung desselben zuweilen; so steht Liv. 2, 6, 3 in Oratio obliqua zwischen lauter Imperfekten: *quia nemo unus satis dignus regno visus sit*, um das „überhaupt“ hervorzuheben.

Anhang. Selbst bei den Verbis, die eine beabsichtigte Folge bezeichnen, kann der Conj. Perf. gebraucht werden, um das blofse Resultat auszudrücken; vgl. Cic. ad Attic. 1, 19, 7: *adduxi Pompeium, ut non semel sed saepe mihi salutem imperii adiudicaret* und ebenso das Präsens vom gegenwärtigen Resultat; vgl. Phil. 2, 107: *collegam de coelo detraxisti effecistisque non tu quidem etiamnunc, ut sit similis tui, sed certe ut dissimilis esset sui*. Soll der Erfolg aber als beabsichtigt hingestellt werden, und das ist die Regel, so tritt die Tempusfolge der abhängigen Sätze ein, auch bei scheinbar konsekutiven Sätzen; vgl. Cic. p.

Arch. 1: *a quo id accepimus, quo ceteris opitulari et alios servare possemus*. Aus dieser nahen Verwandtschaft zwischen konsekutiven und finalen Sätzen erklärt es sich wohl auch, daß zuweilen wirkliche Konsekutivsätze nach einem Perfekt im Conj. Impf. stehen, wo man ihn nach der gewöhnlichen Regel nicht erwartet; vgl. Cic. Tusc. 1, 7: *in quam exercitationem ita nos studiose dedimus, ut iam etiam scholas Graecorum more habere auderemus* (habe mich mit solchem Eifer hingeegeben, so daß ich bald auch zu halten wagte, temporell verschieden); eben so Caes. BC. 3, 75, 5: (*antesignani*) *tantum profecerunt, ut equestri proelio commisso pellerent omnes compluresque interficerent*, wo sich jedoch *pellerent* durch das zugehörige *proelio commisso* erklärt, ja selbst wenn die Folge nicht speziell der Vergangenheit angehört, sondern allgemein gefaßt ist; vgl. Cic. de nat. deor. 1, 8: *tantum profecisse videmur, ut a Graecis ne verborum quidem copia vinceremur* und Caes. BG. 4, 1, 10: *in eam se consuetudinem adduxerunt ut lavarentur in fluminibus*, wo in beiden Sätzen auch das Präsens stehen könnte; das Impf. des ersten Satzes erklärt sich aus *profecimus* (ohne *tantum*); auffällig bleibt aber, daß das *lavari* als dem Sichgewöhnen gleichzeitig gefaßt ist.

§ 246.

Die hier gegebene Regel ist im allgemeinen richtig, liefse sich aber schärfer wohl so fassen: „Ersetzt wird der Conj. der Futura in solchen Sätzen, bei denen es unzweifelhaft ist, daß sie sich auf die Zukunft beziehen, d. h. wenn auch der entsprechende (regierende) Satz der Zukunft angehört und somit beide als gleichzeitig zu fassen sind (vgl. oben zu § 242 u. 243), umschrieben dagegen, d. h. als seinerseits der Zukunft angehörig bezeichnet, wenn nur der Nebensatz, nicht der entsprechende als zukünftig, beide also nicht als gleichzeitig gefaßt sind.

Deshalb würde ich raten zu II auch noch andere Beispiele zu wählen, weil die Schüler sonst glauben könnten, daß nur in Nebensätzen zum Acc. c. inf. fut. die Umschreibung wegfällt.

Ersetzt wird der Conj. Fut. daher:

1) in solchen Nebensätzen, die sich an einen andern Satz anschließen, der direkt in die Zukunft verlegt wird, also:

a) bei Nebensätzen zum Acc. c. inf. fut.,

b) bei Nebensätzen zu einem selbst im Futurum stehenden Satze, auch wenn der sich anschließende Nebensatz konsekutiv ist, weil er ja etwas der Haupthandlung Gleichzeitiges angeht;

vgl. Cic. in Cat. 3, 29: *ita me tractabo, ut meminerim*; 2, 28: *sic agentur, ut sedetur* und: *sic administrabo, ut sufferat*; in Verr. 5, 73:

ita dicam, ut putet; p. Mur. 10: *quod dandum est amicitiae, large dabitur a me, ut tecum agam* (verfahren werde) *non secus* etc.; Vgl. auch Halm. zu Cic. div. in Caecil. 44. (Also sagt Harre Aufl. 5 § 58 ungenau, daß im Konsekutivsätze regelmäsig die *Coniugatio periphrastica* gebraucht werde.)

2) in Nebensätzen solcher Sätze, die sich ihrer Bedeutung nach immer auf die Zukunft beziehen, d. h. in Sätzen, die eine Erwartung, Absicht, Wunsch, Befehl ausdrücken, incl. der Verba des Fürchtens, weil die Absicht im Lat. immer als dem regierenden Satze gleichzeitig aufgefaßt wird; vgl. oben zu § 242.

Vgl. Caes. BG. 3, 11, 5: *Decimum Brutum, cum primum posset, in Venetos proficisci iubet* (direkt: *poteris*); 1, 8, 2: *castella communit, quo facilius, si se invito transire conarentur, prohibere possit*; Cic. ad fam. 2, 5, 2: *sed mehercule (vereor), ne, cum veneris, non habeas iam, quod cures* (daß du nichts mehr zu heilen finden wirst, wenn du zurückkehrst); Caes. BG. 6, 39, 2: *quid ab his praecipiat, expectant*; 3, 24, 1: *quid hostes consilii caperent* (fassen würden) *expectabant*; BC. 1, 21, 6: *tanta erat summae rerum expectatio, ut alius in aliam partem mente atque animo traheretur, quid ipsi accideret, qui quosque eventus exciperent* (sie gedachten erwartungsvoll der Zukunft, was ihnen da passieren würde) und 2, 34, 1: *hanc uterque si adversariorum copiae transire conarentur* (ob . . würden) *expectabat*. Aus den vier letzten Beispielen ergibt sich also, daß der Conj. Fut. auch in indirekten Fragen ersetzt wird, wenn der regierende Satz sich auf die Zukunft bezieht.

Umschrieben dagegen wird der Conj. Fut. immer, wenn der in die Zukunft verlegte Nebensatz sich an einen Satz anschließt, der nicht der Zukunft angehört und auch seiner Bedeutung nach nicht darauf hinweist; vgl. Cic. p. Marc. 11: *quae (res) tanta est, ut tropaeis monumentisque tuis allatura sit finem aetas*; ebd. 90: *(ad te) pertinet esse te talem, ut tuas laudes obscuratura nulla umquam sit oblivio*; auch ebd. 10: *parietes huius curiae tibi gratias agere gestiunt, quod brevi tempore futura sit illa auctoritas in his maiorum suorum sedibus* (es ist der Grund des Dankes, den sie auszusprechen wünschen, nicht der Wunsch selbst).

Spandau.

Emil Schumann.

(Fortsetzung von Jahrgang 1883 S. 705.)

Der § 141 bedarf einer gänzlichen Umarbeitung. Die Überschrift heißt richtig „Übereinstimmung des Pronomens“. Gleichwohl ist im folgenden nur vom Relativum die Rede. Zunächst aber gilt die Regel nicht bloß von diesem, sondern von allen Pronominibus in gleicher Weise. Ferner muß darauf auf-

merksam gemacht werden, daß dieselbe nicht vom Pronomen als Attribut handelt, sondern von demjenigen, welches in einem anderen Satze steht als sein Beziehungswort. Schliesslich müssen demgemäß auch die Beispiele ausgewählt und Sätze über mehrere Arten der Pronomina gebracht werden. Die gegenwärtige Fassung des § ist aber ebenso einseitig als unklar.

§ 148 lautet fast in jeder Auflage anders und in der neuesten vielleicht am wenigsten befriedigend. Die Verba *moneo* und *com-monefacio*, von Cic. und Cäs. gebraucht, deren Konstruktion man doch dem Schüler nicht vorenthalten darf, fehlen nun ganz. Von *recordari* dagegen ist in der Anm. eine andere Konstruktion angegeben als in der Hauptregel. Noch bemerke ich, daß bei *rem-nisci* die Person mit *de* steht p. Lig. § 35. Man gebe also die richtige Konstruktion aller einschlägigen Verba.

Sehr viel liesse sich über den Abschnitt des Schulbuches sagen, welcher „von den Eigentümlichkeiten im Gebrauch der Nomina“, handelt: ob er überhaupt in die Grammatik gehört — ob er an diese Stelle gehört, ob einzelnes zu ausführlich oder zu dürftig behandelt ist u. s. w. Ich lasse dies vorläufig unerörtert und beschränke mich auf den vielleicht schwierigsten Punkt der lateinischen Stilistik, welcher noch dazu in unserem Buche eine Behandlung findet, die ihn für den Schüler noch unverständlicher macht, als er an sich schon ist, ich meine die in Nr. 3 behandelte Hineinziehung des Relativums in den vom eigentlichen Relativsatz abhängigen Nebensatz.

Schon zu Anfang ist von einer zweigliedrigen Satzformation die Rede. Eine solche besteht aber nach allen Regeln der Stilistik aus Hauptsatz und Nebensatz, während hier nur zwei Nebensätze gemeint sind, die stilistische Satzformation also in allen diesen Fällen mindestens eine dreigliedrige ist. Dann folgt, so viel ich ersehen kann, in allen Auflagen unserer Grammatik sowohl der alten wie der neuen Bearbeitung der sinnstörende Fehler, daß das Relativum zu dem Verbum finitum des superordinierten Nebensatzes konstruiert werde, da doch in Wirklichkeit derjenige Satz, nach welchem das Relativum konstruiert wird, dem eigentlichen Relativsatze untergeordnet ist. Und nun folgt gar als erstes Beispiel ein Satzgefüge, welches, wenn wir den jedesmal nötigen Hauptsatz hinzurechnen, nicht etwa bloß eine dreigliedrige, sondern eine fünfgliedrige Satzformation bietet, also in einer an sich schon schwierigen Gliederung zwei überzählige Glieder, mit welchen für den Schüler nichts anzufangen ist. Deutlicher, weil einfacher, ist das zweite Beispiel: *Thrasybulo corona a populo data est, quam quod amor civium et non vis presserat nullam habuit invidiam*. Hier sieht man ebenso leicht, daß es sich um eine dreigliedrige Satzformation handelt, als daß der Kausalsatz mit *quod* dem Relativsatze *quae nullam habuit invidiam* untergeordnet ist.

Nicht minder anfechtbar ist die zweite Hälfte dieser Regel, welche lautet: „Notwendig aber ist diese Syntax in Relativsätzen mit einem abhängigen Satze, in welchem ein auf das Pron. relat. bezügliches Demonstrativum vorkommt“. Ist hier auch anerkannt, daß der Satz, nach welchem schliesslich das Relativum konstruiert wird, der abhängige ist, so paßt die neue Regel nicht auf die beiden folgenden Beispiele und ist nur die Wiederholung der ersten, was man sofort sieht, wenn man das oben citierte Beispiel in die Worte faßt: *Thrasymbulo corona data est, quae quod eam* u. s. w. Wer sieht nicht sofort den „Relativsatz mit einem abhängigen Satze, in welchem u. s. w.“?

Daß aber der zweite Fall dieser Konstruktion nicht zu dem in der Grammatik Gesagten paßt, sieht man auch an den gewählten Beispielen: *errare malo cum Platone, quem quanti facias scio* und *ea suasi Pompeio, quibus ille si paruisset, Caesar tantas opes non haberet*. Nach der Grammatik müßte der erste Satz aufgelöst heißen: *errare malo cum Platone, quem scio quanti eum facias*. Dies ist aber weder nach Form noch Inhalt denkbar, denn Objekt von *scio* ist nur der indirekte Fragesatz *quanti eum facias*, in keiner Weise aber ein auf Plato zu beziehendes Pronomen. Aufgelöst kann daher diese Satzkonstruktion nur heißen: *errare malo cum Platone et (oder nam) quanti eum facias scio*. — Eine Auflösung wie: *de quo scio quanti eum facias* fällt als Germanismus von selbst weg. — Ebenso verhält es sich mit dem anderen Beispiele. Man versuche einmal in dem regierenden Nebensatz: *Caesar tantas opes non haberet* ein auf das *ea* im Hauptsatze sich beziehendes Pronomen oder gar Relativum hinein zu praktizieren! Auch dieser Satz kann daher aufgelöst nur heißen: *ea suasi Pompeio, neque Caesar tantas opes haberet, si ille eis paruisset*. Man glaube auch nicht, daß sich dies nur mit den von der Grammatik gewählten Beispielen zufällig so verhalte. Ich erwähne zum Belege noch folgende Beispiele: *noli adversus eos me velle ducere, cum quibus ne contra te arma ferrem, Italiam reliqui; — eius rei auctorem habeo Platonem, quo quem meliorem nosti?* — *id solum bonum est, quo qui potiatur necesse est beatus sit*. — Man zerlege diese Sätze und wird finden, daß sich für die regierenden Nebensätze: *Italiam reliqui* — *nostis* — *necesse est beatus sit* kein Pronomen finden läßt, welches sich auf ein Nomen des Hauptsatzes beziehe, während das Pronomen des abhängigen Nebensatzes sich direkt auf das Nomen des Hauptsatzes bezieht.

Es scheint mir erwiesen, daß jene ganze Auseinandersetzung der Grammatik mißlungen ist, insbesondere daß die zweite Regel auf den ersten Fall paßt, für den zweiten Fall demnach überhaupt keine Regel gegeben ist.

Um aber in einer so wichtigen Frage der lateinischen Stilistik nicht bloß niederzureißen, will ich auch angeben, wie ich

mir die Regel richtig gefasst denke, wobei ich zugleich die Zweiteilung derselben schärfer hervorhebe:

„Da im Lateinischen die abhängigen Sätze den regierenden gern vorangesetzt werden, so schiebt sich häufig nach dem Pron. Rel. ein Nebensatz mit einem darauf bezüglichen Demonstrativum ein z. B. *aberat omnis dolor, quem, si (is) adesses, non facile perferret*, oder: *Thrasymbulo corona a populo data est, quae, quod eam amor civium et non vis expresserat, nullam habuit invidiam*. Obgleich diese Konstruktion nicht gerade unrichtig ist, so ist es doch weit geläufiger, das Pronomen des voranstehenden Nebensatzes zum Relativum zu machen und den Relativsatz unverändert folgen zu lassen, also: *aberat omnis dolor, qui si adesses, non facile perferret*, oder *Thrasymbulo corona a populo data est, quam quod amor civium et non vis expresserat, nullam habuit invidiam*.

Dieselbe Konstruktion tritt auch ein, wenn einem nicht relativischen Nebensatze ein abhängiger Nebensatz mit einem auf ein Nomen des Hauptsatzes bezüglichen Demonstrativum vorausgeht. Der Satz: ich will lieber mit Plato irren, denn ich weifs, wie hoch du ihn schätzeest heifst lateinisch: *errare malo cum Platone, quem quanti facias scio*. Eben so sind gebildet: *ea suasi Pompeio, quibus ille si paruisset, Caesar tantas opes non haberet. noli adversus eos me velle ducere, cum quibus ne contra te arma ferrem, Italiam reliqui. num adulescentem ea discere mavis, quae cum didicerit nihil sciat?*“

Waren.

G. Zillgenz.

Zu Livius.

Überblickt man die Stellen, an denen das Verbum *increpare* bei Livius vorkommt, so mufs im Vergleich mit 4, 43, 10; 44, 41, 7 u. a. der Ausdruck *primo statim concursu increpuere arma* (1, 25, 4) in hohem Grade auffallend genannt werden; die Verbindung *increpuere arma* ist eine Singularität. Will man diese nicht auf Rechnung der ersten Dekade setzen, so wird nach dem bestimmt ausgeprägten Sprachgebrauch des Schriftstellers notwendiger Weise *concrepuere arma* zu lesen sein; s. 6, 24, 1: *primo concursu concrepuere arma*; 24, 44, 8: *arma concrepuisse*; 28, 8, 2: *ubi . . arma concrepuissent*; 28, 29, 10: *exercitus gladiis ad scuta concrepuit*; vgl. 25, 6, 21; 38, 17, 5.

H. J. Müller.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

- 1) Anton Schwarz, Lateinisches Lesebuch mit sachlichen Erklärungen und grammatischen Verweisungen versehen. 4. verb. Aufl. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1884. V und 164 S. 8.

Das vorliegende Buch ist nach dem Titel, welchen die erste Auflage trägt, für die Quarta, beziehungsweise Tertia deutscher und österreichischer Gymnasien bestimmt. Der Verf., Gymnasialdirektor in Horn, Nieder-Österreich, ist nämlich der Ansicht, im lateinischen Unterricht sei der Übergang von Quinta zur Quarta, vom Übersetzen kleiner, unzusammenhängender Sätze zur Lektüre eines Schriftstellers zu unvermittelt, da der Schüler die Ausdrücke, Konstruktionen und Satzbildungen desselben bis dahin noch gar nicht kennen gelernt habe. Auch setze diese Lektüre doch die Kenntnis der ganzen Syntax voraus, und diese Vorbedingung sei auf dieser Stufe nicht erfüllt. Deshalb will er einerseits eine Brücke herstellen, indem er Dicta memorabilia und einige Fabeln des Phaedrus vorausschickt, „die nicht bloß als kleine in sich abgeschlossene Ganze das Verständnis erleichtern, sondern auch ihrer Natur nach auf den historischen Stil und die in demselben häufigsten Satzkonstruktionen vorzubereiten geeignet scheinen.“ Dem andern Übelstande sucht er dadurch zu begegnen, daß er fortlaufende Verweisungen auf die betreffenden §§ der Grammatik giebt und zwar zunächst nur auf die kleine lateinische Sprachlehre von F. Schultz, in den späteren Auflagen auch auf die lateinische Schulgrammatik von K. Schmidt. Nun werden ja die Chrestomathieen mit immer wachsender Übereinstimmung verworfen, zumal wenn sie noch bis in die Tertia hineingreifen, um so weniger ist es nötig, hier die Gründe zu wiederholen, welche dagegen sprechen; Eckstein hat mit Kürze und Entschiedenheit das richtige Urteil gefällt. Nur das eine möchte ich bemerken, daß die Vorbereitung auf die Autorlektüre der Quarta in Quinta doch eine eingehendere und wirksamere ist, als der Verf. es darstellt; es wird kaum ein Übungsbuch dieser Stufe geben, das nicht auch zusammenhängenden Übungsstoff in ziemlichem Umfang darböte.

Obwohl ich mich also prinzipiell ablehnend gegen das Buch verhalte, ist es doch notwendig und von Interesse, auf seinen In-

halt und seine Einrichtung näher einzugehen. Wie die vier in einem Zeitraum von dreizehn Jahren erschienenen Auflagen beweisen, hat es in der That Anerkennung gefunden und sich vielleicht auch gerade in österreichischen Gymnasien, für welche es mit bestimmt war, Eingang verschafft; wenigstens sind dort Chrestomathieen noch mehr im Gebrauch. Die neueste Auflage bietet nun — unter Wegfall der früher zugleich verwerteten Fabeln des Phaedrus — zunächst auf dreizehn Seiten *Dicta memorabilia*, dann zehn Lebensbeschreibungen des Nepos, drittens vierundzwanzig Ciceronische Abschnitte, welche zweiundvierzig Seiten füllen, endlich acht Abschnitte aus Curtius. Über die Bestimmung der *Dicta memorabilia* erklärt sich der Verf. zur Abwehr von Angriffen im Vorwort der zweiten Auflage. Danach haben dieselben einen methodischen Zweck, sie sollen gleichsam als „verjüngte Modelle der Satzbildungen des historischen Stiles“ grammatische Regeln veranschaulichen, dabei zugleich leicht verständlich und von fesselndem Inhalt sein. Ihre Lektüre soll nur so lange fortgesetzt werden, bis ihr Zweck, nämlich die Veranschaulichung und Einübung der syntaktischen Regeln, erreicht ist. Nun ist nicht zu leugnen, daß diese knappen, pointierten und in sich abgeschlossenen Erzählungen einen eigentümlichen Reiz haben und zum großen Teil auch schon für den Quartaner interessant und verständlich sind, allein eine mehrere Wochen hindurch andauernde Lektüre derselben dürfte doch gerade um des pointierten Inhaltes willen zumal auf diesem Standpunkt ungesund und bedenklich erscheinen. Formell können sie als syntaktische und stilistische Vorbilder gelten, indessen ragen sie wieder in dieser Beziehung zum guten Teile über die Stufe des Anfängers weit hinaus. Auch befreundet man sich nicht mit dem Gedanken, sie so fast ganz der grammatischen Sektion preisgegeben zu sehen, bei der der Inhalt zurücktritt. Die einzelnen *Dicta* sind unter elf Abschnitten zusammengeordnet, ohne daß ich habe entdecken können, nach welchen Gesichtspunkten dies geschehen ist; eine sachliche Gruppierung wäre wohl am Platze gewesen.

Die dem Nepos entnommenen *vitae* sind folgende: Miltiades, Themistocles, Aristides, Pausanias, Alcibiades, Agesilaus, Epaminondas, Iphicrates, Hamilcar, Hannibal, indessen herrscht in der Auswahl des Stoffes ziemliche Freiheit. So beginnt z. B. der Miltiades gleich mit dem dritten Kapitel, im zweiten Kapitel des Alcibiades sind die anstößigen §§ 2 und 3, in derselben *vita* aber auch das elfte Kapitel noch fortgeblieben; wohl zum Zweck der Erleichterung finden sich auch kürzere Auslassungen, wie im Miltiades Kap. 3 die des Relativsatzes *cui illa custodia crederetur*, freilich eine auch sonst, neuerdings in der Ausgabe von Andresen ausgeschiedene Stelle. Demselben Zweck dienen leichte Änderungen der Lesart, die sich andere Bearbeitungen des Nepos wie die von Lattmann ebenfalls gestatten, z. B. Milt. Kap. 3 *quo* statt *qua* und

die Einführung der gewöhnlichen Genetivform der griechischen Eigennamen auf *es* (*Neoclis, Periclis*).

Ähnlichen Änderungen ist der Text der nun sich anschließenden Ciceronischen Abschnitte unterworfen worden, welche uns Urteile Ciceros über berühmte Männer des griechischen und römischen Altertums vorführen, zum Teil auch allgemeinere Erörterungen aus seinen philosophischen und rhetorischen Schriften herausheben. Ob ihre Lektüre für diese Klassenstufe angemessen sei, möchte ich nicht im einzelnen untersuchen; es wird sich darüber im wesentlichen dasselbe sagen lassen wie über die *Dicta memorabilia*. Der Stoff, der sich natürlich vielfach mit Freunds Cicero *historicus* berührt, ist lehrreich nach Form und Inhalt, kann aber weder nach jener Seite in einer *Quarta* oder *Tertia* vollständig ausgenutzt, noch nach dieser Seite gehörig gewürdigt werden. Zum Verständnis einer solchen reflektierenden Geschichtsbetrachtung ist dieses jugendliche Alter noch nicht reif. An sich ist die Zusammenstellung und Anordnung des Stoffes mit Sorgfalt und Einsicht erfolgt und hat eine gewisse Abgeschlossenheit und Abrundung erreicht.

In gleicher Weise muß anerkannt werden, daß in dem folgenden aus Curtius entnommenen Teile unter Ausscheidung von Episoden der Hauptfaden der Erzählung festgehalten ist; dieselbe wird bis zum Tode des Darius fortgeführt.

Die unter dem Text stehenden Anmerkungen sind zunächst grammatischer Art und zwar teils Verweisungen auf die oben genannten Lehrbücher, teils direkte sprachliche Erklärungen, teils Anleitungen des Schülers zum grammatischen Verständnis der betreffenden Stellen. Daneben finden sich reichhaltige sachliche Erklärungen mit besonderer Hervorhebung der geschichtlichen Momente, deren Verknüpfung und Belebung dem Verf. sehr am Herzen gelegen hat. Endlich geben die Anmerkungen noch Hülfe zur Übersetzung in treffender und gewandter Form. Man sieht hier überall die Arbeit eines erfahrenen und einsichtigen Schulmannes, der wohl weiß, daß es nicht sowohl darauf ankommt, dem Schüler den Wissensstoff bereit und bequem darzubieten, wo er dann gewöhnlich nur für den gegebenen Fall äußerlich aufgerafft, nicht aber innerlich erfaßt und angeeignet wird, als vielmehr darauf, ihn zum eignen Nachdenken und zur Rück Erinnerung anzuregen.

Ein Wörterverzeichnis hat der Verf. selbst nicht hinzugefügt, doch ist ein solches zur letzten Auflage von Dr. F. Hahne (Braunschweig, Gebrüder Häring) herausgegeben. Aus der Zusammenstellung des Lesestoffes erklärt es sich, daß manche seltene Vokabeln vorkommen; aus dem mir nicht zugänglichen Hahnischen Verzeichnis würde sich leicht eine große Zahl sammeln lassen, ich gebe hier nur als Proben: *caruncula vitulina, sores, materiare*.

Die Ausstattung des Buches ist gut, wie wir es ja bei diesem Verleger gewohnt sind, doch sind mir zwei Druckfehler aufgefallen: S. 10 h 7 *susciperat* statt *susciperet* und S. 77, 6, 5 *ille* statt *illi*.

2) Josef Nahrhaft, Lateinisches Übungsbuch zu der Grammatik von Goldbacher. 2. Teil. Wien, Schworella und Heick, 1884. VI und 186 S. 8.

Das vorliegende für die zweite Lateinklasse (Quinta) bestimmte Buch schließt sich in der Verteilung und Anordnung des Stoffes genau dem im vergangenen Jahre erschienenen und in dieser Zeitschrift angezeigten ersten Teile an. Im engsten Anschluss an die Grammatik und unter steter Hinweisung auf die §§ derselben werden die Unregelmäßigkeiten der Deklination und Konjugation vorgeführt, ohne übrigens die Freiheit in der Auswahl und Beschränkung auszuschließen. So bleiben die bei Goldbacher § 128—131 behandelten griechischen Kasusformen der Klasse vorbehalten, welche den griechischen Unterricht beginnt, und über seltene Verba wird hinweggegangen. Man wird mit der Begrenzung des bezüglichen grammatischen Lernstoffes einverstanden sein können, dagegen erweckt die große Fülle der einzuübenden syntaktischen Regeln die ernstesten Bedenken. Für den Verf. ist in dieser Beziehung der österreichische Organisationsentwurf maßgebend gewesen, und dieser sagt allerdings ausdrücklich, es müsse die völlige Trennung der Formenlehre von der Syntax aufgegeben, vielmehr in das Erlernen jener das Verständlichste, zur Satzbildung Unentbehrlichste an den Stellen, wo es in Gebrauch kommt, aufgenommen werden; so sei außer anderem mit dem vollständigen Erlernen des Verbums die Kenntnis der wichtigsten Konjunktionen des Grundes, der Folge, der Absicht, Bedingung und die Konstruktion des Infin. und Acc. c. infin. zu verbinden. Dies ist also in dem für Sexta bestimmten Teile geschehen, in dem vorliegendem Buche werden zunächst diese syntaktischen Kenntnisse vorausgesetzt, dann andere leichtere Konstruktionen, z. B. die des Participium coniunctum, allmählich angereicht. Ferner ist aber eine besondere Abteilung des Buches dazu bestimmt, eine systematische Übersicht, Zusammenfassung und Ergänzung derjenigen Regeln zu bieten, welche für die zusammenhängende Lektüre der folgenden Klasse erforderlich sind; so ergeben sich folgende Abschnitte: Participium coniunctum, Ablativus absolutus, Temporalsätze, Kausalsätze, Konditionalsätze, Konzessivsätze, Komparativsätze, Konsekutivsätze, quin, Finalsätze, ne quo quominus, konjunktivische Relativsätze, Fragesätze, Infin. als Subjekt und Objekt, Acc. c. inf., Nom. c. inf., Gerundium und Gerundivum, Supinum. Dafs der Verf. dabei von der Anordnung der Grammatik abweicht, ist nur zu billigen, auch möchte ich nicht annehmen, dafs er alle diese Regeln nach der Grammatik

lernen lassen will, obwohl er auch hier die betreffenden §§ derselben citiert. Ob die Grenzen nicht doch weiter gezogen sind, als in dem Sinne des österreichischen Organisationsentwurfs liegt, entzieht sich unserem Urteil, aber sehr erheblich geht dieser Umfang syntaktischer Kenntnisse über das Maß hinaus, was nach unseren preussischen Lehrplänen für die Quinta zulässig ist. Schon die Einführung der Konstruktion des Acc. c. inf. in den Kursus für Sexta erscheint uns anstößig, obwohl auch Perthes dieselbe beliebt hat; wir muten diese und andere Regeln, wie die von den Städtenamen, auch dem angehenden Quintaner nicht zu. Gerade wo die Aufmerksamkeit des Schülers für die unregelmäßigen Formen so sehr in Anspruch genommen wird, darf keine neue Schwierigkeit ablenkend hinzutreten.

Zur Einübung dieses grammatischen Stoffes bietet das Buch lateinische und deutsche Übersetzungsstücke, welche sich regelmäßig entsprechen, dazwischen sind kleinere lateinische Erzählungen eingestreut, und am Ende finden sich zusammenhängende Abschnitte aus der Geschichte der römischen Republik in lateinischer Sprache. Der Stoff der Einzelsätze, wie der zusammenhängenden Stücke ist aus den Autoren selbst geschöpft; so sehen wir neben den Historikern Nepos, Caesar, Livius und Sallust auch Cicero verwertet. Dies Prinzip ist durchaus anzuerkennen, doch müssen bei der Ausföhrung zwei Übelstände wohl vermieden werden, was ich dem Verf. zu bedenken geben möchte. Einmal gehen solche Sätze leicht über das Verständnis der Schüler hinaus, und dann ist der Zweck, einen anregenden und bildenden Inhalt zu bieten, verfehlt, weil eben die geistige Kraft, ihn zu erfassen, noch nicht vorhanden ist; dahin würde ich unter anderen rechnen: I 6 *resistendum, Laeli et Scipio, senectuti est eiusque vitia diligentia compensanda sunt*; III 2 *naturae repugnare nihil aliud est nisi gigantum modo cum dis bellare*; III 6 *Pythagoras et Plato animum in duas partes dividunt, alteram rationis participem, alteram expertem: in partice rationis ponunt tranquillitatem, in illa altera iram et cupiditatem*; XI 5 *cum praecipitur, ut nobismet ipsis imperemus, hoc praecipitur, ut ratio coerceat temeritatem*; XI 7 *quicumque fuerint sapientes, pares erunt et aequales*; XXXVIII 4 *causa multus moriendi fuit morbum suum nosse*; L 10 *philosophiae servias oportet, ut tibi contingat vera libertas*; LIV 10 *aliquis vir bonus nobis eligendus est ac semper ante oculos habendus, ut sic tamquam illo spectante vivamus et omnia tamquam illo vidente faciamus*. Zum Teil ist auch die Gedankenverbindung schwierig, wie II 8 *Caesar milites non longiore oratione cohortatus est, quam ut suae pristinae virtutis memoriam retinerent*. Ferner bleibt der geschichtliche Inhalt einzelner Sätze gegenstandslos und ohne alles Interesse, falls er nicht ganz bekannt oder seine Kenntnis wenigstens durch den sachlichen Zusammenhang mit anderen Sätzen vermittelt ist. Ich wähle nur

ein Beispiel aus vielen. Was macht der Schüler mit dem Satze: die Helvetier zogen in das Gebiet der Santonen, welches nicht weit von dem der Tolosaten entfernt war (III 5)? Ein Stoff aus dem gewöhnlichen Leben würde einem solchen noch vorzuziehen sein. Es weist dies sehr nachdrücklich auf die Notwendigkeit hin, nach sachlichem Zusammenhang zu streben, wofern man überhaupt auf den Inhalt Wert legt.

Eine Anzahl von Stücken schließt mit passend ausgewählten Versen ab, die sich großenteils zum Memorieren wohl eignen würden, doch sagt der Verf. nicht, ob er sie dazu bestimmt hat.

Angehängt sind ein lateinisch-deutsches und ein deutsch-lateinisches Wörterverzeichnis; als seltene Vokabeln, die ich dem Quintaner ersparen möchte, habe ich folgende bemerkt: *abacus, bubulcus, cachinnatio, circinus, culleus, ministrator, opsonium, repagula, sudis, triticum, varix, proclivis, protervus*. Ganz zweckmäßig sind in diese Vokabularien auch Phrasen aufgenommen. Quantität und Orthographie sind mit gleicher Sorgfalt wie im ersten Teile behandelt. Der Druck und die ganze Ausstattung sind vortrefflich.

Halle a. S.

W. Fries.

Thucydides erklärt von J. Classen. 7. Band. 7. Buch. 2. Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1884.

Classen setzt die Macaulayschen Worte an die Spitze seines Buches: I do assure you, that there is no prose composition in the world, not even the De Corona, which I place so high as the seventh book of Thucydides. It is the ne plus ultra of human art.

Classen teilt diese von dem englischen Staatsmann und Historiker Macaulay ausgesprochenen Worte, obwohl sie von anderen angegriffen wurden. Das ist nun eine Geschmackssache; wir sind der von Macaulay aufgestellten und von Classen geteilten Ansicht nicht und gewinnen es nicht über uns, das 7. Buch des Thucydides sogar über die Rede des Demosthenes de corona zu stellen; die von Classen angeführten Gründe bestimmen uns dazu nicht im geringsten. Classen hat aber im übrigen in diesem Buche ein Werk geliefert, bei dem wir sagen möchten, es sei dies die einzige Differenz, die uns von ihm trennt; das ganze Werkchen zeigt eine so erstaunliche und so erschöpfende Kenntnis des großen Thucydides nach Inhalt und Form, daß es unsere höchste Bewunderung erregt.

Classen läßt nun mit Recht in dem Kap. 2 Stahl gegenüber, der vor *συνταξομένους καί* streicht, dieses *καί* stehen. Wenn Classen und Stahl im Kap. 2 die Worte *ἐκτὰ μὲν ἢ ὀκτώ σταδίων* streichen, so haben sie vollkommen Recht.

Die Worte *τῶ τῶν Συρακουσίων* in Kap. 4 streicht Stahl ohne allen Grund.

In Kap. 7 liest Classen mit Recht οὓς ἀπέστειλεν anderen Lesarten gegenüber. In Kap. 10 streicht Stahl mit Unrecht die Worte ὁ τῆς πόλεως; in gleicher Weise in Kap. 13 das Wort τῶν hinter τῶν ναυτῶν; Kap. 13 entsteht die Frage: ist ἐπ' αὐτομολίας oder ἐπ' αὐτονομίας zu lesen? Die Lesart bei Classen οἱ μὲν . . . ἀπέρχονται läßt sich nicht halten und nicht so, wie Classen will, verstehen; ἐπὶ προφάσει ist eben nicht „bei einem Anlaß“, sondern causa bezeichnet die causa, gewöhnlich die causa ficta, es kann aber auch die causa vera sein. Dazu kommt, daß hier gar nicht von Überläufern die Rede ist (von diesen ist oben § 2 als αὐτομολοῦσι gesprochen), sondern von Ausreisern, von Leuten, die früher durch den hohen Sold, durch die Überzeugung von der Überlegenheit der athenischen Marine und die Aussicht auf Beute sich zur Aussicht auf freiwilligen Dienst verlocken ließen, nun aber auf ihre αὐτονομία pochend, diesen wieder aufgeben; daß hier von einem ganz bestimmten Verhältnisse die Rede ist, auf das sie sich berufen, und daß man nicht von dem Anlaß, zu den Feinden zu entkommen, sprechen darf, ergibt sich schon aus dem folgenden ganz allgemein gehaltenen Ausdruck οἱ δὲ ὡς ἕκαστοι δύνανται. Aus allen diesen Gründen halten wir hier die von Stahl rezipierte Lesart ἐπ' αὐτονομίας προφάσει für die entsprechendste.

In Kap. 20 ist die richtige Lesart bei Classen ὑπελείπετο; nicht mit Grund hat Stahl dafür geschrieben ὑπελέλειπτο.

Sonst habe ich, weil ich mit Classens Erklärung und Textkritik fast durchweg einverstanden bin, nur sehr wenig zu bemerken, und dies ist von mir bereits in der Rezension der Ausgabe des 7. Buches von Stahl in den Blättern für das bayerische Gymnasialwesen 1883 S. 464 ff. veröffentlicht worden.

Hof.

J. Sörgel.

Christian Ostermann, Griechisches Übungsbuch im Anschluß an ein grammaticalisch geordnetes Vokabularium nebst einem Abriss der griechischen Formenlehre für Anfänger (Tertia). Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage. Mit Berücksichtigung der amtlich festgestellten deutschen Rechtschreibung. Kassel, Theodor Kay, 1884. 199. 87 S. 8.

Die vorliegende fünfte Auflage des griechischen Übungsbuches unterscheidet sich von der vorangehenden wesentlich in folgenden Punkten. In dem vorausgeschickten Vokabularium sind die Adjektiva zweier Endungen auf ος von denen dreier Endungen geschieden worden, ebenso die Verba contracta nach den Ausgängen ᾶω ἔω ὄω; endlich auch die Verba muta nach den Stammcharakteren. — Im Übungsbuche S. 79 ist ein Stück über „abweichende Formation der Verba pura auf ᾶω ἔω ὄω ὕω“, S. 80 sind drei zusammenhängende Stücke über die Verba pura und S. 91

sieben Stücke über die muta hinzugefügt worden. — Das alphabetische Wörterverzeichnis zeichnet sich durch einen größeren Druck vorteilhaft vor den früheren Auflagen aus; die Formenlehre hat keine wesentlichen Änderungen erfahren.

Im einzelnen habe ich folgendes zu bemerken. Das Vokabularium, etwa 1100 recht passend ausgewählte Wörter enthaltend, leidet an einem Fehler der Anordnung, den der Verf. durch die oben angegebenen Änderungen nur zu einem geringen Teile beseitigt hat, der aber die Brauchbarkeit des Buches erheblich in Frage stellt. Die einzelnen Abschnitte sind nämlich viel zu groß und nicht so systematisch gegliedert, wie es das Bedürfnis der Schule nötig macht. So sind gleich anfangs sämtliche Vokabeln der ersten Deklination alphabetisch geordnet aufgeführt, was zur Folge hat, daß der Schüler entweder erst dann an die Erlernung der Vokabeln gehen kann, wenn die für den Anfänger doch immerhin recht schwierigen Paradigmata sämtlich durchgenommen sind, oder daß er die Vokabeln zwar lernt, aber vorderhand nicht verwenden kann; so muß er, um mit den ersten acht Wörtern etwas anfangen zu können, sieben verschiedene Deklinationsweisen kennen gelernt haben, die gerade im Anfange ziemlich viel Mühe machen. — Wäre statt dessen die Sammlung so angelegt, daß erst nur Wörter, die nach *λόγχη* gehen, alphabetisch aufgeführt wären, dann solche nach *κώμη*, dann nach *τιμή* u. s. w., so würde jener Übelstand fortfallen und außerdem noch der unschätzbare Vorteil erreicht werden, daß der Schüler mit Hilfe des topischen Gedächtnisses die oft recht lästigen Quantitäts- und Accentverhältnisse leichter merkt.

Dieselbe Ausstellung erstreckt sich auch auf die anderen Deklinationen und (trotz der Verbesserung) auch auf die Adjektiva auf *ος*, die doch nicht nur nach der Zahl der Endungen, sondern auch nach dem Femininausgange und dann noch nach dem Accente zu ordnen sind. — Auf die Frage, ob nicht der Unterricht und somit auch das Vokabular statt mit der komplizierten A-Deklination mit der so sehr viel einfacheren O-Deklination beginnen müsse, will ich hier nicht weiter eingehen. — Was S. 6 und 10 die Regeln in den Anmerkungen sollen, ist mir nicht recht erfindlich, da beide unvollständig sind und gerade sehr wichtige Wörter vermissen lassen.

Auch mit der Anordnung des Übungsbuches vermag ich mich nicht zu befreunden. Daß man auch hier erst beginnen kann, wenn alle Deklinationsarten der Feminina I eingeübt sind, wird man weniger betonen dürfen, weil es bei einer größeren Beschränkung gar zu schwierig ist, einigermaßen vernünftige Sätze zu bilden; das aber scheint mir durchaus verfehlt zu sein, daß der Verf. bis S. 65 nur Stücke zur Einübung der Nominalflexion (einschließlich der Pronomina und Numeralia) bietet und dann erst das Verbum purum einführt. Nach meiner Meinung muß

die Einübung des Verbums möglichst früh neben den Deklinationsübungen begonnen werden. Denn erstens ist es für die Schüler eine ebenso angenehme, wie förderliche Abwechslung, neben dem Deklinieren auch etwas konjugieren zu können — und die Jugend hat an dem letzteren weit mehr Freude als am Deklinieren —; zweitens beherrschen sie die Formen des Verbums weit besser, wenn sie längere Zeit mit ihnen bekannt sind, und warum soll man einer unnützen Systematik zu Liebe diese beiden Vorteile aus der Hand geben? Eine möglichst frühe Berücksichtigung des Verbums würde dem Buche auch noch in einer anderen Beziehung zu statten gekommen sein, die jetzt, nach der Verlegung des Anfangsunterrichtes in die Tertia, noch mehr ins Auge gefasst werden muß, als früher; es würde nämlich dadurch die Möglichkeit gegeben sein, gleich von Anfang an schönere Sätze zu bieten, als das bei der jetzigen Anordnung geschehen konnte. Denn obschon anzuerkennen ist, daß der Verf. in seinen Stücken das Möglichste geleistet hat, so wird man doch noch mit Leichtigkeit eine große Zahl von Sätzen finden, die einen Tertianer durch Trivialität oder Wunderlichkeit in Form oder Inhalt zum Lächeln bringen: z. B. „Die Gerste ist die Nahrung der Tauben. Die Faustkämpfer haben Stärke. Die Steuermänner waren entweder auf dem Vorderteile oder auf dem Hinterteile des Schiffes. Die Brücke des Flusses war das Ende der schönen Schifffahrt“. — Wenn der Lehrer, um gewisse Vokabeln einzuüben, mündlich Sätze dieser Art vorbringt und übersetzen läßt, so mag das angehen, aber gedruckt möchte ich sie keinem Schüler anbieten.

Bei einer Durchsicht der Formenlehre, die sich durch Kürze und Prägnanz auszeichnet, ist mir Folgendes aufgefallen: S. 14. Warum beginnt Verf. die III. Deklination nicht lieber mit einem einfachen Worte, z. B. *κατήρ*, als mit dem schwierigeren *θήρ*, zumal die Regel von der Betonung einsilbiger Wörter erst S. 25 angegeben wird? S. 21 ff. Die Nebeneinanderstellung der offenen und kontrahierten Formen (*σαφέος σαφοῦς*) kann den Schüler gar zu leicht verwirren und zur Anwendung der offenen Formen verleiten; besser ist es wohl, die Erklärung der Formen dem Lehrer zu überlassen, und dem Schüler nur das, was für ihn gelten soll, gedruckt in die Hand zu geben.

Berlin.

Franz Harder.

Herm. Heller, Griechisches Lesebuch für Untertertia. Im Anschluß an v. Bambergers Schulgrammatik. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. Berlin, Julius Springer, 1893. VIII und 260 Seiten. 8.

Das griechische Lesebuch von H. Heller ist in der zweiten Auflage durch eine tiefgreifende Bearbeitung fast ganz neugestaltet. Dem Umfange nach ist es um den dritten Teil gekürzt, was durch

die Überfülle eines nicht immer geeigneten oder verständlichen Lesestoffs in der ersten Auflage geboten war und durch die notwendig gewordene Beschränkung des Buches für den Kursus von Untertertia erleichtert wurde. Auf die Kürzung komme ich unten zurück. Das Material ist noch ausreichend für zwei Jahre. Die Einteilung desselben ist jetzt folgende: Vorübungen S. 1—3; erste und zweite Deklination S. 3—10; dritte Deklination mit Unterabteilungen für Konsonant- und Vokalstämme, synkopierte Wörter, Kontrakta und Anomala, also mit geringen Abweichungen von Franke-Bamberg S. 11—22; die Adjektiva sind den entsprechenden Deklinationen jedesmal angereicht. Es folgt das *verbum purum non contractum*, von dem der Ind. Praes. Act., um die Satzformen mannichfaltiger zu gestalten, zweckmäfsig vorweggenommen ist, S. 27—35; die Komparation der Adjektiva, das Pronomen S. 41—45. Unter den *verbis contractis* sind S. 53—61 einzelne Abschnitte für die Präsensstämme aufgestellt, die tempora mit gedehntem Stammvokal sind jetzt zu einem Abschnitt zusammengefaßt S. 61—65, über abweichende Kontraktion handeln S. 65—68. *Verba muta* und *tempora secunda* werden S. 82—89 behandelt. Hier liegt der einzige Fall vor, wo ich gegen die Zusammenfassung Einspruch erheben muß. Erfahrungsmäfsig bereitet den Schülern die Unterscheidung der Verbalcharaktere bei den *verbis mutis* bedeutende Schwierigkeit, so dafs es erwünscht ist, die *Verba gutturalia* und die *Verba labialia* streng gesondert durchnehmen zu können. Es schliessen sich an die *Verba liquida* S. 112—120, *Augmente* und *Besonderheiten der Tempora* und *Genera verbi* S. 136 u. flg. Als *Ruhepunkte* sind zahlreiche zusammenhängende Stücke eingeschoben S. 22—27, 46—53, 68—81, 94—111, 120—136; 145 f., 167—182. Die *Dichterstellen*, die in der ersten Auflage zerstreut waren, sind zu gröfseren Gruppen vereinigt, S. 11. 23. 48 f. 68 f. 94—96. 120 f. Der Hauptbestand der zusammenhängenden Stücke ist aus der ersten Auflage bekannt, einige sind fortgelassen, mehrere neu hinzugekommen, z. B. *Vorzüge der Reiterei* S. 169 St. 8; *Sage von einer alten Flut*, St. 9; *Gründung der Stadt Patavium* St. 10. *Noleus gründet Milet* S. 170 St. 12; *Lucia Larentia* St. 14; *Aus dem Schwur der Amphiktyonen* S. 176 St. 17; *Rückkehr des Alkibiades* S. 179 St. 31; *Der Antalkidische Friede* S. 182 St. 34. Warum bei einzelnen Stücken oder Versen die Quelle angegeben ist (einmal sogar *Alcx. fragm. 250*), bei andern nicht, dafür ist kein Prinzip zu erkennen; notwendig sind dergleichen wissenschaftliche Nachweise für ein Schulbuch nicht.

Innerhalb der aus Einzelsätzen bestehenden Lesestücke hat der Verf. eine stoffliche Anordnung durchzuführen versucht. Die mit A bezeichneten Absätze spiegeln die ethischen Anschauungen der Griechen wieder, unter B folgen historische Notizen, unter C Mitteilungen aus der Götter- und Heldensage; oft schliessen

sich unter D noch Beobachtungen über die Natur an. Für eine derartige Ordnung des Stoffes wird jeder, der mit der ersten Auflage des Buches in der Hand den griechischen Unterricht erteilt hat, dem Verf. von vornherein dankbar sein; allein es zeigt sich bald, daß es auch jetzt noch nicht möglich ist, ein ganzes Stück hintereinander übersetzen zu lassen. Man wird zunächst sich nicht dazu verstehen können, in einem Kursus die Stücke unter A, mit einem andern die unter B u. s. w. durchzugehen; wir können nicht immer Ethik, nicht lauter Mythologie lehren. Gerade mit den Sätzen moralischen Inhalts würden wir nicht beginnen; die ethischen Anschauungen sind nicht das erste, was man von einem Volk erfährt, in einem Lehrbuch sind moralische Aussprüche, vereinzelt vorkommend, eine angenehme Zugabe, in langen Stücken zusammengehäuft werden sie eine unerträgliche Last. Ferner ist der Inhalt im einzelnen noch nicht immer verständlich. Wenn auch dem Tertianer mehr zugemutet werden kann als dem Quartaner, der früher bereits anfang Griechisch zu lernen, so sind hiermit doch Sätze, deren Inhalt Schwierigkeiten erregte, in der zweiten Auflage noch nicht gerechtfertigt. Der Anfänger muß z. B. den zweiten Satz, den er liest: *Ἡ δικαιοσύνη πολλὴν παρέχει ἁστυώνη τῇ ψυχῇ* (S. 3) mit Hilfe des Wörterverzeichnisses und der Note *multam* zu *πολλήν* übersetzen: Die Gerechtigkeit gewährt der Seele viele Erleichterung. Was denkt er sich dabei? Der Satz *Ἡ φιλοσοφία θῆρα τῆς ἀληθείας ἐστίν* (S. 5) hat durch Fortlassen des in der ersten Auflage folgenden *καὶ ὄρεξις* nichts an Verständlichkeit gewonnen. Soll durch Sätze wie *Ἀλκιβιάδης ὁ Κλεινίου ἐνόμιζε πολιτείαν εἶναι φαύλην τοξοτῶν τε ἀγαθῶν καὶ ἀλλητῶν, ἐτι δὲ καὶ ἀθλητῶν καὶ τῶν ἄλλων τεχνιτῶν* (S. 5 Satz 5), oder *Ἄρ' οἶε ἐκ θυνός ποθεν ἢ ἐκ πέτρας τὰς πολιτείας γίνεσθαι, ἀλλ' οὐχὶ ἐκ τῶν ἡθῶν τῶν ἐν ταῖς πόλεσιν;* (S. 13 Satz 6, vgl. S. 12 Satz 6) in dem Tertianer das Interesse für die Theorie des griechischen Staates erweckt werden? Unverständlich für den Anfänger sind ebenso Sätze wie: *Ἡ λογοποικὴ τέχνη θεσπεσία τίς ἐστι καὶ ὑψηλὴ καὶ τῆς τῶν ἐπιδῶν ὁμοροσ* (S. 8 Satz 5). *Τὴν τοῦ λογισμοῦ ἀγωγὴν Πλάτων ὀνομάζει χρυσὴν καὶ ἱερὰν, τὰς δὲ ἄλλας σκληράς* (S. 9 Satz 4). Der Satz *Τῶν Λακεδαιμονίων παίδων ἤτιον ἂν φωνὴν ἀκούσειας ἢ τῶν λιθίνων* erweckt außerhalb des Zusammenhanges, in dem er bei Xen. de rep. Lac. 3, 5 steht, eine falsche Vorstellung; die angeführten Beispiele beweisen aber sämtlich, daß die Fehler der ersten Auflage auch in der zweiten nicht vermieden sind. Unsicher ist in der letzteren die Zuteilung der Sätze zu den durch die Buchstaben bezeichneten Gruppen; von den oben erwähnten beiden Sätzen über den Staat steht der erstere unter A, der zweite unter B, Seite 9 findet sich unter den Sätzen moralischen Inhalts sogar: *Οἱ ναῦται ἐκτενοῦσι τοῖς τῶν ἰστίων κάλωσ*. Es bleibt also auch bei der

zweiten Auflage nichts übrig, als dem Schüler eine Auswahl aus allen Abschnitten vorzulegen, und so besteht genau dieselbe Unzuträglichkeit wie früher, der einheitliche Tenor des Lesebuchs muß verlassen werden, zwischen den bekannten Sätzen müssen unbekannte stehen bleiben, der Stoff zerfällt in einzelne Teile und Teilchen, die einer repetierenden Zusammenfassung neue Schwierigkeiten entgegensetzen.

Es ist dringender Wunsch des Ref., es möchte der Verf. sein Buch in folgenden Auflagen stofflich vereinfachen, aber auch der Form nach eine Trennung der grammatischen Pensa konsequent durchführen. Sätze wie *Οἱ Σικελοὶ ἔτι καὶ νῦν τὰ μέσα καὶ τὰ πρὸς βορρᾶν τῆς νήσου ἔχουσιν* oder *Τὸ τάλαντον τὸ Βαβυλώνιον δύο καὶ ἑβδομήκοντα μνᾶς Ἀττικὰς δύνανται* (S. 5 unten) gehören trotz der Wörter *βορρᾶν* und *μνᾶς* erst zur zweiten Deklination; Sätze in denen *ἀνεγρόφετο*, *ἔξευρεν*, *ἤρισεν* (S. 4), *ἀριθμοῦσι*, *ἦλθον*, *ἐποίησαν*, *ἀναπνεῖ* (S. 21. 22) vorkommt, gehören hinter das Verbum purum non contractum; es wäre vorzuziehen, mehr Formen des Präsensstammes von *παιδεύω* vorwegzunehmen, als durch jene Vermischung der verschiedensten Bildungen das Vorschreiten zu erschweren.

Eine neue Zugabe der zweiten Auflage bilden syntaktische Regeln, welche an 23 Stellen einzeln eingefügt sind; es sind jedoch nicht 27, wie der Verf. zählt, sondern nur 26, denn Regel 9 S. 22: „Personennamen stehen meist ohne, Ländernamen mit dem Artikel,“ ist nur eine präzisere Fassung für Regel 3 S. 5: „Ländernamen erhalten gewöhnlich den Artikel, bei Personennamen fehlt er in der Regel.“ Von den Regeln sind die 1., 2., 4., 5., 9. und 12. ohne Anstofs anzunehmen; auch die 6., 13., 16., 23., 24. und 27. kann man gelten lassen, sie finden im Lateinpensum der Untertertia Anknüpfungspunkte. Regel 7 über *μέν* und *δέ* enthält eine lexikalische Bemerkung, ist demnach ins Wörterverzeichnis zu verweisen, der Gebrauch des Acc. c. inf. (Regel 8) ist aus dem Lateinischen hinlänglich bekannt, eine Regel darüber also hier entbehrlich. Regel 11 wäre besser durch die einfache Bemerkung zu ersetzen: „Dem lateinischen Abl. abs. entspricht im Griechischen ein Gen. abs.“ In Regel 14 müfste zum Unterschied vom Lateinischen angegeben werden, daß der Gen. compar. auch statt *ῆ* mit dem Dativ gebraucht wird; die Fassung würde wieder gewinnen, wenn es hiefse: „Dem lateinischen Abl. compar. entspricht im Griechischen ein Gen. compar. (für *ῆ* mit Nom. Dat. Acc).“ In Regel 15 ist der Ausdruck „bei den folgenden Indefiniten“ nicht vollkommen klar; sollte man nicht lieber vom Griechischen ausgehend lernen lassen: „Eine wiederholte Negation verstärkt im Griechischen die vorangehende?“ Alle übrigen Regeln würde ich aus dem für Untertertia bestimmten Lesebuche fortlassen. Es sind dies Nummer 20, 17—22, 25 und 26. Sie führen direkt und zu tief in die Moduslehre

ein und setzen, wenn sie verstanden werden sollen, die ganze Theorie der Modi voraus. Wenn die Regeln wirklich den Schülern zur Vorbereitung nötig sind, so bliebe nur die eine Folgerung, daß die Sätze, welche sie notwendig machen, ausgesondert würden, wodurch sich dann eine weitere Entlastung des Buches ergeben würde. Zudem stehen die Regeln überhaupt nicht in einem innigen Verhältnisse zum Lesestoffe, Regel 16 S. 41 ist z. B. schon angewendet S. 30 Satz 55; von Regel 23 S. 81 ist der dritte Abschnitt schon S. 15 Satz 2, der vierte S. 21 Satz 20 angewendet. Umgekehrt finden sich zur Regel über den Acc. c. inf. nach Impersonalien S. 15 in den 72 darauffolgenden Sätzen nur 5 Beispiele und zwar 3 mit *δεῖ* (Satz 1, 15, 34) 1 mit *αἰσχρόν ἐστίν* (Satz 17) und einmal *ῥαδιόν ἐστίν* (Satz 18). Gegen Regel 4 S. 6 verstößt *θνητὰ δὲ γένη οὐκ ἦσαν* S. 17 Satz 59.

An Einzelheiten finde ich noch Folgendes zu bemerken. Mit Recht sind in der zweiten Auflage *ὁ ἢ οἱ αἱ* auch vor *μέν* und *δέ* als Atona bezeichnet; ist aber die Schreibung *ἀποθνήσκω* schon so sicher, daß sie in ein Schulbuch übergehen darf? S. 2 kann das neben *ἄδε* eingeklammerte *cane* dem Schüler, der noch nicht weiß, ob er in dem griechischen Worte eine Substantiv- oder eine Verbalform suchen soll, zum Verständnis nichts helfen; S. 3 ist oder zwischen *ἄγε* und *νόμιζε* nicht deutlich; im Wörterverzeichnis, welches durch eine Übersicht der Eigennamen und durch größeren Druck gewonnen hat, ist wie in der ersten Auflage stehen geblieben *ἀναδραποδίζω* statt *ἀνδραποδίζω* S. 187, *λανθάνω*, verberge S. 214; *νεοτιά* Rest statt Nest, Hecke S. 218. S. 221 kann ein Tertianer nicht sehen, daß von *οὐδεὶς* das fem. *οὐδεμία* lautet, dasselbe gilt von *μηδεμία* S. 216. — S. 5 steht als letztes Wort *ἀπό*, S. 148 Z. 3 v. o. ist *πίσμα* zu schreiben. Lesezeichen fehlen bei *Τὸ* S. 31 Satz 80; *Ἐγὼ* S. 41 Satz 5, *χειμῶν* S. 42 Satz 15; *τῶν* S. 43 Z. 3 v. o.; *τὰς* S. 129 Z. 3 v. u.; *ὑπὸ* S. 148 Z. 3 v. o.; *Ἄμα* S. 148 St. 54; *ἐάν* S. 155 Z. 5 v. u.; *Ἀλώπηξ* S. 168 St. 7; *τιμωρῆ* S. 171 letzte Zeile; *ὑπὸ* S. 176 Z. 15 v. u.; *Ἐν* S. 177 Stück 28.

Berlin.

Ernst Naumann.

E. Heinrichs, Themata zu deutschen, lateinischen und französischen Aufsätzen für die oberen Klassen höherer Lehranstalten Nebst einem Anhange, enthaltend Aufgaben zu französischen und englischen Exercitien. Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1884. XXXII und 368 S. 8. 4 M.

Der Verfasser dieser Sammlung übergibt hier der Öffentlichkeit ein Werk, das in einem Zeitraum von mehr denn fünfzehn Jahren zum allmählichen Abschluß gelangt ist. Unablässig zweckmäßig gewählte Themata zu deutschen, lateinischen und franzö-

sischen Aufsätzen, wie zu französischen und englischen Exercitien theils aus seiner eigenen Lehrthätigkeit, theils aus Jahresberichten der höheren Lehranstalten deutscher Lande zusammentragend, sichtlich, ordnend hat er eine wahre Fundgrube geschaffen, die, was Reichhaltigkeit anbetrifft, ihres gleichen sucht und gewiss die weitgehendsten Ansprüche befriedigen dürfte. Ihn hat bei seiner Arbeit die durch langjährige Erfahrung bestätigte Überzeugung geleitet, daß es schwer sei „ein angemessenes, zweckmäßiges und brauchbares Thema für den Aufsatz oder auch für das Exercitium den Schülern zu stellen, die Aufgabe für sie so zu fassen, daß ihnen die Möglichkeit, eine gute Arbeit zu liefern, gewährt und dadurch die Lust am eigenen Schaffen, an freier, selbständiger Thätigkeit in ihnen geweckt, gefördert und erhöht werde.“ So soll denn die Sammlung denjenigen Amtsgenossen ein Hilfsmittel darbieten, die in den oberen Klassen höherer Lehranstalten den Unterricht im Deutschen, Lateinischen, Französischen oder Englischen erteilen. Daß sie einem wirklichen Bedürfnis entgegenkommt, geht übrigens, wie der Verfasser im Vorwort richtig bemerkt, daraus hervor, „daß fast alljährlich neue Werke erscheinen, welche Materialien zunächst für die Anfertigung von freien deutschen Aufsätzen enthalten.“ Nun wird niemand im Ernst glauben, dergleichen Werke seien dazu angethan, des Lehrers eigene Thätigkeit für die Aufgabenstellung zu ersetzen; wären sie es, so müßte man sie als ein bedenkliches Zeichen der Zeit beanzusehen, weil sie dann zu den rein mechanischen Hilfsmitteln gehörten, die bei falscher Anwendung jederzeit mehr schaden als nützen. Es braucht nur daran erinnert zu werden, daß sie vielmehr die eigene Thätigkeit anregen sollen, indem sie die Größe des Arbeitsfeldes, die Mannigfaltigkeit der Leistungen, das Maß der Anforderungen aufzeigen, indem sie erkennen lassen, welche Richtung mehr, welche weniger befolgt worden, und somit der Erfindung die Bahnen vorzeichnen, die sie zu wandeln hat, wenn Eigentümliches, wenn Neues geschaffen werden soll.

Die Sammlung enthält 4513 Aufgaben für deutsche, 719 für lateinische und 568 für französische Aufsätze. Unter den Aufgaben für die deutschen Aufsätze befinden sich 647, die für die Abiturientenarbeiten an den verschiedenen höheren Lehranstalten gestellt worden sind; unter denen für die lateinischen Aufsätze sind solcher Aufgaben 189, unter denen für die französischen Aufsätze 144 enthalten, die stets durch ein Sternchen (*) kenntlich gemacht worden sind. Hinzugefügt sind den Aufgaben für deutsche Aufsätze in einem Anhang 95 Aufgaben zu metrischen Übungen und dichterischen Versuchen, denen für lateinische Aufsätze 20 Aufgaben zu Übersetzungen aus dem Lateinischen ins Deutsche, wie sie durch die „Ordnung der Entlassungsprüfungen an den höheren Schulen“ (Berlin 1882) für die Realgymnasien vorgeschrieben sind, — den

Aufgaben für französische Aufsätze 40 zu französischen Exercitien und außerdem 43 zu englischen Exercitien für die Prima höherer Lehranstalten; von den letzteren sind 71 als Aufgaben für die Abiturientenprüfung benutzt worden.

Der Verfasser bemerkt, daß er die Themata in ihrem Wortlaut genau so wiedergegeben habe, wie er sie in den Jahresberichten verzeichnet gefunden, daß er eine Änderung nur da vorgenommen habe, wo die Fassung dem Zwecke der Sammlung nicht entsprochen oder wo ein offenkundiges Versehen vorgelegen habe. Warum er so verfahren, ist nicht recht ersichtlich. Uns dünkt, da die Sammlung doch etwas anderes sein soll als ein bloßes Verzeichnis solcher Aufgaben, die wirklich gestellt und bearbeitet worden, — als „ein Stück Schulgeschichte“, so wäre eine größere Freiheit in dieser Beziehung nicht nur gestattet sondern sogar erwünscht gewesen. Manches Thema hätte vielleicht durch andere Fassung des Wortlautes einen allgemeineren, manches einen bestimmteren Sinn gewonnen, je nachdem es in besonderm Falle gerade not that.

Ähnlich verhält es sich mit solchen Themen, die in verschiedenen Fassungen von völlig gleicher Bedeutung aufgenommen worden sind; z. B. S. 31 3. Die Natur ein Buch. 4. Die Natur ist ein lehrreich Buch. S. 34 88. Nutzen der Steine. 89. Welchen Gebrauch machen wir von den Steinen? S. 37 177. Die Sprache der herbstlichen Natur. 178. Die Sprache des Herbstes. S. 44 186. Warum hält sich der Mensch häufig für besser, als er ist? 187. Warum ist Selbstgefälligkeit so häufig? S. 45 200. Niemand ist frei, als wer sich selbst bezwingt. 201. Nur völlige Selbstbeherrschung führt zur wahren Freiheit. 207. Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, Befreit der Mensch sich, der sich überwindet. S. 46 223. Erläuterung des Begriffes Ehre. 224. Wert und Wesen der Ehre. S. 60 544. Das Leben eine Wanderschaft. 545. Das Leben mit einer Reise verglichen. S. 61 549. Ein Mensch sein heißt ein Kämpfer sein. 550. La vie est un combat; il faut lutter sans cesse. 551. Das Leben ist ein Kampf. Drum rüste dich! S. 62. 588. Wiege und Sarg. 589. Ähnlichkeit und Verschiedenheit von Wiege und Sarg. S. 88 80. Warum lieben wir unsere Heimat? 81. Auf welchen Gründen beruht die Anhänglichkeit des Menschen an seine Heimat? S. 91 21. Die Weltgeschichte als Weltgericht. 22. In welchem Sinne ist der Ausspruch „die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ richtig? S. 92 54. Warum galt im Altertum die Verbannung als eine so harte Strafe? 55. Warum war die Verbannung bei den Alten eine noch schwerere Strafe, als sie jetzt sein würde? S. 97 177. Wie erklärt es sich daß die Athener im peloponnesischen Kriege unterlagen? 178. Welche Ursachen führten die Niederlage der Athener im peloponnesischen Kriege herbei?

Leicht ließen sich mehr Beispiele anführen; sie zeigen sämtlich, daß eine Fassung genügt hätte, da es für den Zweck

der Sammlung gleichgültig sein dürfte zu wissen, ein Thema sei in der einen Klasse in dieser, in der andern in jener Fassung gestellt worden. Jeder Aufgabe ist nämlich die Angabe der Klasse oder der Klassen beigefügt, in denen sie bearbeitet worden sind, bei den Abiturientenaufgaben ist die Anstalt — Gymnasium (G.) oder Realgymnasium (Rg.) oder Ober-Realschule (O.-Rsch.) — genannt: eine Einrichtung, die zu loben ist, da sie ein Bild von dem giebt, was an den höheren Lehranstalten in Bezug auf den deutschen Aufsatz gefordert wird.

Was die Sammlung besonders wertvoll macht, ist die übersichtliche Anordnung derselben: die Aufgaben für die Aufsätze reihen sich nach dem sachlichen und stofflichen Inhalt, die für die französischen und englischen Exercitien nach den Zeitverhältnissen der in ihnen zur Darstellung gebrachten Thatsachen an einander und zwar so, daß die geschichtlichen Inhalts vorausgehen, dann die litterarischen oder allgemein belehrenden Inhalts folgen.

Für die deutschen Aufsätze sind folgende Gesichtspunkte aufgestellt:

I. Gott. Religion (92 Aufgaben). II. Natur (195 Aufgaben). III. Der Mensch (1084 Aufgaben). IV. Staat. Vaterland (117 Aufgaben). V. Geschichte (732 Aufgaben). VI. Geographie (157 Aufgaben). VII. Sprache. Litteratur (1868 Aufgaben). VIII. Kunst (52 Aufgaben). IX. Bildung. Wissenschaft (Schule) (139 Aufgaben). X. Handel. Ackerbau. Gewerbe. Verkehr (Reisen) (77 Aufgaben);

für die lateinischen:

I. Litteratur — 1. griechische, 2. römische, 3. deutsche (230 Aufgaben). II. Geschichte — 1. des Altertums, 2. des Mittelalters (416 Aufgaben). III. Sentenzen (73 Aufgaben);

für die französischen:

I. Geschichte — 1. des Altertums, 2. des Mittelalters, 3. der Neuzeit (414 Aufgaben). II. Litteratur — 1. griechische, 2. römische, 3. deutsche, 4. französische, 5. englische (90 Aufgaben). III. Schilderungen. Sentenzen (64 Aufgaben).

Was nun die Brauchbarkeit der Aufsatzthemen für die Schule betrifft, so ist anzuerkennen, daß sich der Verfasser, wie er im Vorwort hervorhebt, durchaus nach dem von Laas aufgestellten Grundsatz („Der deutsche Aufsatz in den oberen Gymnasialklassen“ 2. Auflage, 1877 S. 30) gerichtet hat: „Das Thema muß seinem ganzen Gehalt und Charakter nach im Gesichtskreis und Machtbereich des Schülers liegen. Seine Behandlung muß ferner den allgemeinen Bildungs- und Unterrichtsaufgaben der Schule und den besonderen der Stufe, auf welcher sich der Schüler befindet, für förderlich erwartet werden dürfen..... Es ist zunächst ein berechtigter Anspruch des Schülers, daß er in die Lage versetzt werde wissen zu können,

was man eigentlich von ihm verlangt.“ Gleichwohl will es uns bedünken, als wäre hie und da, namentlich wo das Thema in einem dichterischen Ausspruch, einer Sentenz besteht, ein Fehlgriff gethan, insofern dem Schüler Dinge zur Bearbeitung vorgehalten werden, die außerhalb seines Gedankenkreises, außerhalb seines Empfindens liegen. Was soll er z. B. mit Themen anfangen wie: S. 64 645. Die Jugend lebt von der Hoffnung, das Alter von der Erinnerung. 646. In den Ocean schiff mit tausend Masten der Jüngling; Still in gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis. S. 65 650. Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle. 651. Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort, Das schwer sich handhabt wie des Messers Schneide. Aus ihrem heißen Kopfe nimmt sie keck Der Dinge Maß, die nur sich selber richten. 652. Woher kommt das voreilige Urtheil der Jugend? 653. Wie hat man das Sprichwort zu verstehen: „Jugend hat keine Tugend“? 662. Das Alter wägt und misst es, Die Jugend spricht: So ist es. 665. Senioribus est gravis inveterati moris mutatio. S. 66 681. Woher kommt es, daß so viele Menschen mit ihrem Berufe unzufrieden sind? 684. Der Einfluß einer bestimmten Berufsarbeit auf den Menschen. 686. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand. S. 68 728. Ist es wahr, was Sallust im Anfange seines *bell. Jugurth.* sagt: „*Falso queritur de natura sua genus humanum, quod imbecilla atque aevi brevis forte potius quam virtute regatur?*“ S. 74 842. Warum pflegen Freundschaften leichter und schneller im Jünglingsalter als im Mannesalter geschlossen zu werden? 843. Über den kurzen Bestand der Jugendfreundschaften.“

Gehört nicht zur Bewältigung solcher Aufgaben ein gut Stück eigener Lebenserfahrung und Weltkenntnis, wie sie nur dem gereiften Mannesalter zu Gebote steht? Der Verfasser bemerkt zwar selber im Vorwort, daß, wenn manche der in die Sammlung aufgenommenen Aufgaben zu schwer erscheinen dürfte, man doch bedenken möge, daß bei der Stellung der Aufgabe, wofern dieselbe nur nicht unzweifelhaft über den geistigen Standpunkt des Schülers, über seine Urteilskraft und seine stilistische Leistungsfähigkeit hinausgehe, die gründliche Anleitung und Anweisung des gewissenhaften Lehrers vorausgesetzt werde. Allein dieses „wofern nur nicht“ ist gerade hier eine aufgehobene Beschränkung: jene Aufgaben gehen in der That über den geistigen Standpunkt und die Urteilskraft eines jugendlichen Schülers hinaus. Und daß auch die gründlichste Anleitung und Anweisung des Lehrers hier nicht zu helfen vermag, sie müßte denn in eine mechanische Abrichtung ausarten, die dem Schüler den ganzen Gedankenvorrat fertig überlieferte, wird der Verfasser selber einräumen. Oder sollte er hinsichtlich jener Aufgaben auf das sich stützen, was dem Schüler durch die Lektüre, sei es die in der Schule, sei es die zu Hause betriebene, nahe gelegt wird, wie er denn den

Grundsatz aufstellt (Vorwort S. X), „sich bei den Aufgaben für die Aufsätze hauptsächlich und vorzugsweise an das zu halten, was in der Schule den Schülern unmittelbar geboten, gelehrt, was mit ihnen gelesen, mit ihnen besprochen und betrieben wird,“ — so gestehen wir, daß wir uns in diesem Punkte im Widerspruch mit ihm befinden. Allerdings „baut sich das geistige Leben des Schülers aus Reception, Verarbeitung des Recipierten und Umbildung desselben zu selbständigerer Produktion auf; diese Vorgänge wechseln fortwährend ab; eins ruft und ergänzt das andere; das Empfangene strebt zu produktiver Verwertung auf; das Producieren kann nur stattfinden, nachdem der Geist sich mit Inhalt gesättigt hat“ (Laas a. a. O. S. 14 ff.), — allerdings „sind darum die Themata für den deutschen Aufsatz am besten aus der deutschen Lektüre zu wählen und zweckmäßig auch an die Privatlektüre anzuschließen, damit diese dem Aufsätze, der doch immer eine der wesentlichsten und hervorragenden Produktionen des Schülers bleibt, dienst- und nutzbar gemacht werde und selber zur rechten Vertiefung und Ausnutzung gelange“ (Vorwort S. X f.); — aber es bleibt immer zu bedenken, daß manches, was dem Schüler bei der Lektüre aufstößt, zunächst nur mit der Verstandesthätigkeit oder der Einbildungskraft erfaßt werden kann, nur als unbegriffene, auf Treu' und Glauben hingenommene Wahrheit haften bleibt, deren Beweis und Bestätigung erst das spätere Leben erbringt. Dergleichen mit dem Schüler besprechen, es ihm erklären, ihn davon überzeugen zu wollen, damit er es für den Aufsatz verwerten könne, wäre vergebene Mühe, — es gehört überhaupt nicht in den Aufsatz.

Was der Verfasser über die als Themata benutzten Dichterworte, die sogenannten „schönen Stellen“ bemerkt (Vorwort S. XIII ff.), widerlegt unsere Behauptung nicht. Wenn er die Anschuldigungen zurückweist, die man gegen diese Art von Themen verschiedentlich vorgebracht hat, als wären sie geradezu unbrauchbar, zweckwidrig, ja schädlich und höchst gefährlich, als würde durch die von den Schülern verlangte Bearbeitung sittlicher Aussprüche und Grundsätze der Geist der Sophistik, der Geist der Lüge abgerichtet und mit dieser sophistischen Schulung der Jugend dem Hochmut und dem subjektiven Belieben Thor und Thür geöffnet (vgl. Hildebrand in den von Werner herausgegebenen pädagogischen Vorträgen I S. 107 und Alexi, Das höhere Schulwesen S. 57), so stimmen wir ihm bei: auch uns erscheint die Abneigung gegen Aufsatzthemen, die dem Gebiet der sittlichen Wahrheit entlehnt sind, unbegründet und die Furcht vor den schädlichen Folgen, die ihre Bearbeitung nach sich ziehen soll, übertrieben. Wir billigen es darum durchaus, daß der Verfasser dergleichen Aufgaben einen Platz in seiner Sammlung, und zwar einen ziemlich umfangreichen, eingeräumt hat. Denn daß dieselben „zur Einschulung gewisser Handgriffe des inventiösen

Teils der Dialektik die beste Unterlage geben“, „Entwicklungen inhaltvoller, das Nachdenken herausfordernder Begriffe, Analysen, Paraphrasen, Begründungen“ ermöglichend, wozu sonst keine Gelegenheit (s. Laas a. a. O. S. 25), — „dafs dasjenige, was der Schüler notwendig von der inventio und dispositio lernen muß, namentlich die Anwendung und Verwertung richtiger Divisionen und Partitionen, ihm an anderen als allgemeinen Themen schlechterdings nicht beigebracht werden kann“ (vgl. Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1869 S. 667), läßt sich nicht bestreiten. Wir verkennen auch die Wahrheit nicht, die in dem vom Verfasser angezogenen Urteil aus Cholevius über die Aufgaben aus der Moral (S. 7) so beredten Ausdruck findet: „Wo nur einige Sinnigkeit, das angestammte Erbe der deutschen Jugend, vorhanden ist, da setzt jeder Zweig des Unterrichts und die Lektüre alter und neuer Schriftsteller eine Menge von Anschauungen ab, ja die Erlebnisse des Jünglings selber, die nur nach den Dimensionen, aber keineswegs nach ihrer Wirkung auf Geist und Herz so unbedeutend sind, geben ihm von der menschlichen Natur, von Gewohnheiten, Neigungen und Leidenschaften, von dem Streite höherer und niederer Interessen eine Kenntnis, die weit umfassender ist, als man glauben sollte. Es kommt nur darauf an, dafs er die aufgenommenen Anschauungen beherrschen und gebrauchen lernt, dafs sich die Eindrücke der Außenwelt in eine Betrachtung derselben verwandeln, und der deutsche Aufsatz soll hauptsächlich den Jüngling fähig machen, sich auf diese Stufe der bewußten Reproduktion zu erheben.“ Trotzdem müssen wir an unserer Überzeugung festhalten, dafs diejenige Gattung von Aufsatzthemen, zu deren Bearbeitung Begriffe und Gedanken erforderlich sind, die nur inmitten des wirklichen Lebens im reiferen Alter des Mannes oder gar erst des Greises erworben werden können, aus der Schule schlechthin zu verbannen ist. Wollte man hier auf die aus der Lektüre gewonnenen Eindrücke und Vorstellungen pochen, die durch selbständige Verarbeitung in geistiges Eigentum des Schülers verwandelt werden müßten, so könnte es kommen, dafs dem Schüler nichts weiter übrig bliebe, als „angepflogene und aufgeschnappte Gedanken aneinanderzureihen mit einiger unpassender Ausfüllung, ähnlich wie einer, der, des Französischen wenig kundig, eine französische Prüfungsarbeit machen soll und sich dazu eine Anzahl Phrasen sammelt, die er dann zusammensetzt“ (vgl. Hildebrand, a. a. O. S. 107).

In einem Anhange zu den Themen für die deutschen Aufsätze sind Aufgaben zu metrischen Übungen und dichterischen Versuchen hinzugefügt, die dem Schüler Gelegenheit bieten sollen, sich die Handhabung der metrischen Formen anzueignen. Geschickt und sorgfältig ausgewählt bilden sie eine willkommene Beigabe der Sammlung; sie umfassen 95 Nummern auf drei Seiten.

Da gemäß der „Ordnung der Entlassungsprüfungen auf den höheren Schulen“ für die schriftliche Prüfung auf den Realgymnasien auch eine Übersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche verlangt wird, so sind in einem Anbange zu den Themen für die lateinischen Aufsätze einige für diese Arbeiten brauchbare Aufgaben gegeben (20 Nummern). Sie sind sämtlich aus Livius und aus Ciceros Reden entnommen. Wir hätten gewünscht, daß diese Auswahl reichlicher ausgefallen und daß sie auf die Secunda der Gymnasien und Realgymnasien ausgedehnt worden wäre, wo eine von Zeit zu Zeit anzufertigende schriftliche Übersetzung aus einem klassischen Schriftsteller des Altertums oder der neuern Zeit, namentlich aus einem Dichter, — nicht metrisch, sondern in guter Prosa — für den deutschen Stil durchaus erspriesslich sein würde.

Die der Sammlung vorausgeschickte Stilistik, das Notwendigste enthaltend, „was die Schüler wissen müssen, wenn sie daran gehen, den Stoff für ihre Ausarbeitungen aufzusuchen, zu ordnen und darzustellen“, ist doch wohl nur in der Absicht geschrieben, daß sie von Schülern, die sich das Buch anschaffen, studiert werde; denn für den Lehrer ist sie überflüssig, gehört auch streng genommen nicht hierher, sondern eher in einen Ergänzungsband zu diesem Werke, den der Verfasser demnächst zu veröffentlichen gedenkt: derselbe soll Dispositionen und Materialien für die Behandlung eines Teils der in dieser Sammlung enthaltenen Thematata liefern. Ob es nun aber geraten wäre, das Buch den Schülern in die Hände zu geben, möchten wir bezweifeln: wozu den Schülern einen Einblick in die geistige Werkstätte des Lehrers verstatten wollen! Der Umstand, daß „das lästige, zeitraubende und zu Irrtümern leicht veranlassende Diktieren“ der in der Sammlung enthaltenen Aufgaben zu französischen und englischen Exercitien dadurch vermieden würde, kann doch kaum geltend gemacht werden.

Desto mehr empfehlen wir die Sammlung den Amtsgenossen und zwar den mit dem Unterricht des Deutschen betrauten vorzugsweise. Die ungemeine Reichhaltigkeit des Stoffes, die höchst sorgfältige und umsichtige Anordnung desselben, unterstützt durch die vorzügliche Ausstattung und den klaren Druck, der gesunde pädagogische Sinn, der sich im ganzen wie im einzelnen zu erkennen giebt, rechtfertigen den Wunsch, daß das Buch in den Fachkreisen die weiteste Verbreitung finden möge.

Berlin.

Wilhelm Hinze.

Robert Prutz, Die Oceaniden.

Unter den kleineren lyrischen Gedichten von Robert Prutz ist eins der bekanntesten und gefeiertsten „Die Oceaniden.“ Die Meeresgötter preisen in gewaltigem Chore ihre unendliche Kraft

und ewige Dauer; vom ersten Schöpfungstage an rauschen ihre Gesänge, und, was seit Ewigkeit geschehen, töne in ihrem Brausen wieder, vom sterblichen Ohre nie belauscht und nie verstanden, aber die Sterne vom Himmel geben ihren Liedern Antwort im Klange der Sphären, der Donner in seinem Brausen, der Wald im Rauschen der Wipfel; Delphine jauchzen ihnen zu und die alte Windsbraut rede auch darein. Wie schwach und kümmerlich dem gegenüber das Lärmen und Rennen der Menschen, ein Spiel! Das muntere Streben immer gehemmt durch nächtlichen Schlaf, das junge Leben ausgelöscht durch den Tod, aber ihr Brausen und Rauschen dauert fort in Ewigkeit. — Der am Schlufs in nur einer Strophe ausgesprochene Gegensatz der Ohnmacht des menschlichen Treibens zu dem rastlosen Brausen der Wogen entläßt den Leser mit dem heiligen Schauer der Erhabenheit. Die Wahrheit des Inhalts hat jeder erfahren, dem es einmal vergönnt gewesen ist, vom sichern Strande aus in die See hinauszuschauen und in dem Anblick der unermesslichen Weite und im Anhören des Tosens zahlloser Wogen sich von dem schmerzlichen Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit und Nichtigkeit loszumachen zu seligem Selbstvergessen. — Aber die Wirkung des Gedichtes ist eine so gewaltige, weil es dem Dichter gelungen ist, den Inhalt in eine wahrhaft vollendete Form zu fügen. Wie lebendig ist der Rhythmus, wie gefallen die Assonanzen, Allitterationen, Wiederholungen von Worten und Satzteilen unserm Ohr; Auge und Ohr genießsen zugleich beim Lesen des Gedichts, wie am Strande des Meeres! Und dafs der Dichter mit dem Schlufs des Gedichtes wieder zum Anfang zurückkehrt, versinnlicht in höchst plastischer Weise die Ewigkeit des Treibens der Wogen; wie der Anfang, so das Ende, wie das Ende, so der Anfang, keine Unterbrechung, Brausen sonder Rast und Ruh. Aber der Dichter spricht nicht unmittelbar zu uns in seinem Liede, er läßt die Wogen sprechen, er personifiziert nach einem Ausdruck der Rhetorik. Und doch würden wir irren, wenn wir mit dieser Auffassung uns begnügen wollten. Prutz will nicht personifizieren; er denkt und fühlt mystisch. Er ist bemüht, das innerste Leben der Meereswogen zu begreifen; ihm ist alles Tönen in der Welt von Bewußtsein begleitet, in allen Tönen kommen Affekte zum Ausdruck; diesen Affekten, diesen geistigen Erregungen der Wogen, die nimmer noch von sterblichem Ohre belauscht, spürt der Dichter nach, und was sich seinem Sehergeist erschlossen, läßt er die Wogen aussprechen in menschlicher Rede. Die Geschichte der Entstehung unseres Liedes, so weit ich sie verfolgen kann, führt darauf. Ich darf bei meinen Lesern Interesse für die nachfolgenden Mitteilungen voraussetzen, der Name von Robert Prutz hat einen guten Klang, und die Oceaniden im besondern sind schon seit Jahren in die Schulbücher übergegangen, werden von dem aufwachsenden Geschlechte wieder und wieder gelesen und

gelernt. Prutz verfasste die Oceaniden am Montag, den 2. September 1833, nicht, wie in der vierten Auflage von 1857 angegeben wird, 1832. Der erste Entwurf liegt vor mir, er ist dem Dichter vortrefflich geglückt, es war nur noch wenig daran zu feilen und zu bessern. Prutz war damals 17 Jahre alt, Schüler der Prima des Stettiner Gymnasiums. Er ragte schon seit mehreren Jahren unter seinen Mitschülern durch seine Leistungen und Kenntnisse hervor, den Lehrern war er lieb durch seine ausgezeichnete wissenschaftliche wie dichterische Begabung. In besonders nahem Verhältnis stand er zu dem Oberlehrer, späteren Professor K. Schmidt, der wie damals so bis zu seinem Tode von den Schülern verehrt und hochgeachtet wurde wegen seiner philologischen wie philosophischen Bildung. Durch Schmidt empfing Prutz ganz bedeutende Anregung in seinem geistigen Streben. Häufig schloß er sich ihm auf einsamen Spaziergängen an und nahm aus der Unterhaltung mit ihm stets fruchtbare Gedanken heim. Das Verhältnis gestaltete sich später zu einem Freundschaftsbunde; die im äußeren Leben getrennten tauschten mit einander vertrauliche Briefe aus, und als Prutz in seinen letzten Jahren die Stettiner durch seine öffentlichen Vorträge über Geschichte und Litteratur begeisterte, gehörte Schmidt zu seinen aufmerksamen Zuhörern. Prutz hatte sich schon in seinem dreizehnten Jahre gewöhnt, ein Tagebuch zu führen, in dem er was ihn äußerlich wie innerlich bewegte, aufzeichnete; in ihm schrieb er auch die ersten Entwürfe seiner Gedichte nieder. Über die Entstehung der Oceaniden finde ich in dem vorliegenden Tagebuche einige wertvolle Notizen, die ich der Öffentlichkeit nicht entzogen wissen möchte, da sie einerseits höchst charakteristisch für die Person des Dichters, andererseits für das Verständnis des Gedichtes von Bedeutung sind. Unmittelbar nachdem er das Gedicht entworfen, fährt Prutz im Tagebuche fort: „Die Idee dieses Gedichtes, dem ich gar gern möglichste Einheit der Gedanken und Vollendung der Form geben möchte, ist nicht ursprünglich meine: ich habe sie aus einem Gespräche mit Schmidt entnommen, mit welchem ich heut auf einem zufälligen Spaziergange eine angenehme Unterhaltung hatte. Wir sprachen zuerst über mancherlei Allotria, über mathematische Studien, Hebräisch — auch über meine Idee, späterhin noch etwas von der Theorie der Musik zu erlernen. Dies brachte uns auf das Verhältnis und die Bedeutung der Töne überhaupt, und da teilte er mir eigentümliche Bemerkungen mit: der Ton scheint durchaus dem Geiste unterthan zu sein; wo eine Gemütsbewegung ist, giebt sie sich zuerst durch den Ton kund; also jeder Affekt hat seinen Ton, mithin auch, analog geschlossen, jeder Ton seinen Affekt, also seine Bedeutung. Mithin werden auch die Laute in der leblosen Natur eine Bedeutung haben, darauf deutet, wenn auch sich selbst unbewußt, Pythagoras mit seiner Musik der

Sphären hin: Und dabei erwähnte Schmidt, wie vor einigen Jahren bei einer Fahrt auf der Ostsee ihn der Gedanke mit besonderer Bangigkeit und Wehmut erfüllt habe, dafs all diese Fülle von Klang und Ton, das majestätische Brausen und Schäumen so ganz einsam und ungehört verklänge; doch — setzten wir hinzu — verklingt es nicht ungenützt, die Wellen selbst erfreuen sich daran. Ich führte diese Idee aus und deutete an, wie mir solche Ansicht sehr tröstend und beruhigend scheine, und wie durch ähnliche Hindeutungen eine Schrift von Schelling von so grossem Einflufs auf mich gewesen sei. Schmidt stimmte bei und tadelte hart die abstrakte Frömmigkeit, die da meint, Gott habe Alles zum Gebrauch für die Menschen erschaffen. Jedes Ding hat seinen Ton, sagt Pythagoras, mithin auch die Gestirne, und zwar werden diese, als die vollkommensten Körper, auch die vollkommensten und herrlichsten Töne haben. Man wende ein, dafs wir davon doch nichts hören; allein ebenso wenig höre auch, wer lange in einer Mühle wohnt, das Klappern der Räder, wohl aber höre er, wenn dasselbe einmal aufhört. Hier erinnerte ich, dafs wir ja eben sowenig die allgemein anerkannte Drehung der Erde wahrnehmen — eine Bemerkung, die unleugbar wahr und entsprechend ist. Aus jener Mitteilung über die Wellen der Ostsee entstand augenblicklich der Gedanke zu obigem Gedichte in mir.“

Stettin.

A. Jonas.

- 1) Sophus Ruge, Kleine Schulgeographie für die untere Lehrstufe in drei Jahreskursen. 2. Aufl. Dresden, G. Schönfeld, 1884. VIII u. 258 S. 2 M.

Ein Blick auf die Seitenzahl wird den Leser unterrichten, dafs der Begriff „klein“ des Titels nur Geltung haben kann mit Bezug auf die danach zu erwartende gröfsere, an sich berechtigt der Umfang und der Inhalt des Buches nicht zu dieser Bezeichnung. Denn in beiden Richtungen bietet es ungefähr so viel, dafs — *cum grano salis* — ein Gymnasial-Abiturient mit Befriedigung auf seine geographischen Studien zurückblicken könnte, wenn er alles das beherrscht, was nach dieser Anleitung bis zum Schluß des Schuljahrs der Quarta zur Erkenntnis und zum grosfen Teile doch auch wohl in das Gedächtnis gebracht werden soll. Von vornherein ist zuzugeben, dafs gegen die Weise und Richtigkeit des Lehrstoffes im einzelnen wenig einzuwenden ist. Dafs Irawaddi und Hekla den weiblichen statt des männlichen Artikels haben sollten, dafs die Provinz Schleswig-Holstein doch auch zum grosfen Teil Hügelland und keineswegs ganz Flachland ist, das sind schliesslich Nebensachen. Ein drolliger Lapsus ist dem Verfasser auf S. 97 in die Feder gelaufen: „Brüssel ist sehr schön gebaut und heifst darum Klein-Paris“.

Sollte den Studiosus Frosch in Auerbachs Keller derselbe Grund zu einer gleichen Bezeichnung von Leipzig bewogen haben? — Leider aber steht ein großer Teil jener lehrreichen und zuverlässigen Ausführungen nicht am richtigen Orte, genauer, nicht in dem richtigen Buche.

Dafür daß das Lehrbuch mit der Quarta einen Abschluss macht, lassen sich mehrere Gründe anführen, besonders der, daß durch den revidierten Lehrplan eine deutlichere Trennungslinie zwischen dieser und den folgenden Klassen gezogen ist; auch noch der Umstand, daß mit Quarta der mehrstündige Unterricht in der Geographie auf dem Gymnasium abschließt, so daß also das, was eigentlich gelernt werden soll, bis dahin erledigt sein muß und den folgenden Klassen neben der Erweiterung und Erhaltung wesentlich die Vertiefung und denkthätige Begründung des Gelernten obliegt. Auch darin hat R. den richtigen Weg eingeschlagen, daß er jedem Jahreskursus einen Überblick über die Lehrsätze der allgemeinen Geographie bez. Erweiterungen derselben vorausschickt, leider hält er nicht das hierin für zulässig zu erachtende Maß inne, namentlich nicht vor den beiden ersten Kursen, wo derartige theoretische Auseinandersetzungen immer noch als ein notwendiges Übel angesehen werden müssen. Zwei Seiten Auseinandersetzungen z. B. über Vulkanismus und Verwerfung der geologischen Schichten; sodann Isothermen, säkulare Hebung und Senkung des Bodens werden schwerlich eine geeignete Kost sein können für einen Quartaner, der nachträglich erst die konkreten Gegenstände kennen lernen soll, an denen diese theoretisch zusammengefaßten Erscheinungen zur Beobachtung gelangen. Nicht minder schwer wird es halten, Knaben dieses Alters auseinanderzusetzen und zwar so, daß sie es behalten, warum aus einem Luftstrom, der vom Äquator nach dem Pole strömt, ein Südwestwind werden muß, und ähnliches, so daß man daraufhin in jenen Klassen von subtropischen und Passatzen nachher nur so frischweg im Text reden könnte, als ob die nun völlig begriffen wären. Referent wünscht keineswegs diese Dinge einem Gymnasiasten vorzuhalten, aber est modus in rebus, und es ist vom Übel bei einem Soldaten, der das Exerzieren lernen muß, mit Generalstabsideen anzufangen. In der That, man muß sich zuweilen fragen: Wie stellt sich der Verfasser einen Sextaner vor? Hat man schon jemals eine Sexta gesehen, die in ihrer großen Masse — von einzelnen Musterknaben abgesehen — irgend etwas mit der Notiz anzufangen wüßte, daß (S. 22) Osnabrück das älteste Bistum in Sachsen, daß Hildesheim seit mehr als 1000 Jahren ein Bistum, daß (S. 25) Braunschweig im 16. Jahrhundert die größte Stadt in Niedersachsen und Dresden wichtig sei wegen seiner wissenschaftlichen Sammlungen? Die Stofffülle ist in den (stets getrennt gehaltenen) politischen wie physikalischen Kapiteln gleich übermäßig, beispielsweise füllt der Rhein im I. Teil mit

seinen Nebenflüssen zwei, die Elbe eine reichliche Seite aus, ebenso das Königreich Bayern zwei Seiten, bei dem Königreich Sachsen sind dort 12, bei Hannover 11 Städte und fast alle mit Einwohnerzahl aufgeführt.

Bei den größeren Städten ist überhaupt Bädeder wieder stark herangezogen. Die eingestreuten Repetitions- oder Ausarbeitungsfragen, deren Einfügung bekanntlich auch der Leitfaden von Daniel huldigt, können als entbehrlich gelten, denn sie haben höchstens für die seltenen geographischen Extemporalia eine Verwendung. Die Schüler benutzen sie freiwillig schwerlich, und der Unterricht wird durch sie mechanisiert; vielmehr ist von dem Lehrer soviel Initiative zu verlangen, dafs er auch ohne sie seine Fragen zu stellen und damit abzuwechseln weifs. Andernfalls wären solche gedruckte Fragen in historischen Lehrbüchern und fremdsprachlichen Grammatiken doch viel angebrachter; aber wer verteidigt sie da zur Zeit noch?

Dafs der Verfasser die Klimatologie ausgiebig heranzieht, ist schon erwähnt, ebenso nutzt er die Tier- und Pflanzengeographie aus, welcher manche gut geschriebene Seite gewidmet ist, während die Handelsbeziehungen verhältnismäfsig zu oft erörtert worden, so dafs das Buch zur Vorbereitung für Handelslehranstalten als ein nicht unebenes Hilfsmittel gelten könnte. Als eine in jeder Beziehung nützliche Zugabe aber sind die Kapitel anzusehen, welche die Beschäftigungsweise des jeweilig behandelten Volkes darstellen.

2) J. Hann, Die Erde als Weltkörper. Sonderabdruck aus: „Hann, v. Hochstetter und Pokorny, Allgemeine Erdkunde“. Prag: F. Tempsky, Leipzig: G. Freitag, 1884. 209 S. 4. 14 Tafeln in Farbendruck und 58 Holzstiche.

Die grossen Vorzüge des erdkundlichen Werkes der drei Österreicher haben bekanntlich die offenste Anerkennung gefunden, wenn es auch wohl noch nicht so allgemein bekannt geworden ist, wie es verdient. Der vorliegende (ohne jede Vorrede erschienene) Sonderabdruck des Hannschen Anteils mufs auch deshalb mit Freuden begrüfst werden, weil es nunmehr dem Leser ermöglicht ist, sich bei Neuauflagen den Teil herauszunehmen, dessen Kenntnis ihm besonders von Nöten ist, vorausgesetzt freilich, dafs auch bei den beiden andern Teilen des von H. gegebene Beispiel befolgt wird. Die Möglichkeit dazu liegt ja offenbar vor, denn das Sammelwerk ist trotz seines innern Zusammenhanges äufserlich ohne Schwierigkeit zerlegbar. Dafs diese Neuanschaffungen notwendig sind und es nicht ratsam ist für den Leser, besonders aber für den Lehrer der Erdkunde, sich mit einer der älteren Auflagen zu begnügen, wird aus folgenden speziell für das H.sche Buch ausgezogenen Zahlen hervorgehen:

Seiten: Holzschnitte: Farbendrucktafeln:

2. Auflage	93	15	4
3. „	195	36	10
4. „ (Sonderabdruck)	201	58	14.

Nicht nur die Seitenzahl ist gewachsen, sondern es sind auch die einzelnen Seiten durch engeren Druck mehr ausgenutzt worden.

Die neue Auflage ist nach Inhalt und Ausstattung eine Leistung, von der es als nicht zuviel gesagt gelten kann, daß sie uneingeschränkter Bewunderung würdig ist. Denn die Vermehrungen an Text und Bildern bedeuten ebensoviele Verbesserungen und Bereicherungen. Unter den neuen Holzschnitten, die zum Teil auch auf einen Zuwachs im Text hinweisen, mögen hervorgehoben werden eine Tafel der Datumgrenze im großen Ozean (S. 10), die Wanderung der Isotherme 0° C. im Frühling über Europa (S. 89), ein Querschnitt S—W durch den Pick von Teneriffa und seine Sommeratmosphäre, der die über einander liegenden Bahnen der großen Luftströmung anschaulich darstellt. Die Hinzufügung der früher unter einzelnen Darstellungen fehlenden Inhaltsbezeichnungen erleichtert ihre Benutzung. Die lithographischen wie die farbigen Tafeln bringen zur Anschauung, welche weiten Gebiete die graphische Darstellung statistischer Verhältnisse seit der Erfindung der Isothermenlinie durch Humboldt in ihren Bereich gezogen hat. Die Vermehrung des auch um ein Weniges vergrößerten Farbentafeln ist besonders der Ozeanographie zu gute gekommen. Eine neue Tafel giebt einen Überblick über die Verteilung des Salzgehaltes im Ozean, ohne jedoch diesem Zwecke bei ihren geringen Dimensionen völlig zu genügen; die Angabe des Salzgehaltes in Prozenten wäre auch den meisten Lesern geläufiger gewesen als die Linien gleichen spezifischen Gewichts des Meerwassers, dazu ist diese Tafel koloristisch die am wenigsten gelungene. Die übrigen übertreffen bei weitem die der vorigen Auflagen und sind zum Teil von vollendeter Schönheit, nicht am wenigsten die vier neuen, welche die vertikale Temperaturverteilung in den verschiedensten Meeren zum Ausdruck bringen.

Es ist zu wünschen, daß die Überzeugung von der Unentbehrlichkeit dieses Buches nicht nur bei den Lehrern der Geographie, sondern auch bei dem Teil des Publikums sich verbreiten möge, welcher der Erdkuude ernstliche Teilnahme zuwendet.

Norden.

E. Oehlmann.

Albert van Kampon, *Orbis terrarum antiquus in scholarum usum descriptus. Insuat tabulae XVI cum XXVII tabellis.* Gothae, Justus Perthes, 1884.

Vorliegender Atlas ist keine Neubearbeitung des seiner Zeit in demselben Verlage erschienenen „*Orbis terrarum antiquus*, nach D'Anville, Mannert, Uckert etc. bearbeitet“, welcher weit über zwanzig Auflagen erlebt hat, sondern nach Anlage und Inhalt ein vollständig neues Werk. Was den Inhalt anbetrifft, so unterscheidet sich dasselbe von ähnlichen seiner Art wenig und nur insofern zeichnet es sich nach dieser Richtung hin aus, als

wir in ihm eine Anzahl Nebenkarten finden, welche wir sonstwo vermissen, so z. B. auf Tab. III „Pyramides Memphiticae“ und „Thebae, Diospolis“, auf Tab. IV die Schlachtfelder von Granicus, Issus und Gaugamela, auf Tab. VIII „Olympia“, auf Tab. IX „Rhodus“ und „Pergamum“ u. s. w. Dagegen vermissen wir in der Reihe der Hauptkarten eine solche von Germanien und Sarmatien: Eine Völkerkarte dieser Länder halten wir gerade bei einem Schulatlas in Hinblick auf die Lektüre der Taciteischen Germania für durchaus notwendig. Was von den genannten Ländern auf Tab. XII „Imperium Romanum“ zu sehen ist, genügt dem Bedürfnisse in keiner Weise, da der Maßstab viel zu klein ist und infolge dessen eine große Anzahl der wichtigsten Völkerschaften nicht verzeichnet werden konnten. Dazu fehlt auf diesem Blatte auch das für die Bestimmung der Wohnsitze so wichtige Terrain. Auf Tab. XVI „Gallia“ sehen wir zwar einen Teil Germaniens, aber nur die südwestlichste Ecke und auch hier fehlen die wichtigsten Namen, wie z. B. die der Chatten, Marser u. a. m. Von Nebenkarten wäre die Zugabe einer herodotischen und einer ptolemäischen Welttafel wichtiger gewesen als manche andere, die wir im Atlas finden. — Hinsichtlich der technischen Ausführung läßt das Werk nichts zu wünschen übrig, die einzelnen Blätter sind durchaus ansprechende Bilder, die dem ästhetischen Gefühle voll genügen, die Schrift ist, zumal nirgends Überladung störend einwirkt, klar und deutlich, und das Terrain tritt markig und plastisch hervor. Dagegen haben wir noch folgende Ausstellungen zu machen.

Auf Blatt 3 sind neben den späteren griechischen teilweise auch die alten ägyptischen Ortsnamen mit angegeben, gewiss eine recht dankenswerte Beigabe, nur wäre nach dem Vorgange Kieperths zu wünschen gewesen, daß griechische und ägyptische Namen durch verschiedene Schriftarten auseinander gehalten wären. — Auf dem Nebenkärtchen zu Blatt 4 „Gaugamela et Arbela“ sehen wir die Stadt Ninus auf dem rechten Tigrisufer angegeben und unter dem Namen Ninus in Parenthese den von Mosul. Das muß doch die falsche Ansicht erwecken, als habe das auf dem linken Tigrisufer gelegene Ninus die Stelle des heutigen Mosul eingenommen. — Auf Blatt 5 mußte das persische Reich bis zum alten Indus reichen, auch bildete die östliche Grenze des makedonischen Reiches Alexanders nicht der Zadadres, sondern der Hyphasis, der früher fast auf seiner ganzen Länge parallel mit dem Zadadres nach Südwesten floß, sich aber nicht wie hier angegeben und wie dies allerdings heutzutage der Fall ist, bereits nach kurzem Oberlaufe in den Zadadres ergoß. Die heutigen Fluß- und Küstenverhältnisse sind überhaupt mehrfach fälschlich auf das Altertum übertragen worden; so z. B. auch auf Blatt 18 an der Küste des Mittelmeeres bei Pisae und an der Mündung des Umbra (sic!), so im Mündungsgebiet des Po und der venetianischen

Küstenflüsse, deren Läufe sich ja seit zweitausend Jahren ganz verändert haben, so dafs beispielsweise Tarvisium (Treviso) am Plavis (Piave) lag und nicht, wie jetzt und wie hier angegeben, meilenweit davon.¹⁾ — Auf Blatt 13 (Roma imperatoria) ist die heutige Porta Nomentana angegeben, nicht die alte, welche etwas östlicher, mehr an das Prätorianerlager heran lag. Auch nimmt sich auf einer Karte mit lateinischer Nomenklatur und erklärendem Text die italienische Bezeichnung „porta chiusa“ südlich der Castra Praetoria eigentümlich aus. — Auf Blatt 14 und 15 vermissen wir die Zeitangabe für die politische Konstellation des Dargestellten. — Schliesslich sei noch verschiedener Unfolgerichtigkeiten gedacht, die sich besonders in der Schreibweise der Namen eingeschlichen haben. So lesen wir auf den verschiedenen Blättern je auf einem und demselben Blatte griechische und lateinische Schreibart durcheinander, wie Chios, Samos, Paphos neben Tyrus, Miletus, Aradus u. s. w. u. s. w. Auch das dürfte zu den Inkonssequenzen gehören, dafs auf Blatt 16 unter einzelne alte Ortsnamen die gegenwärtigen, wie Winterthur, Metz u. s. w. in Parenthese gesetzt sind, bei der Mehrzahl aber nicht, und zwar gerade vielfach bei solchen nicht, wo wie bei Argentoratum der moderne Name vom antiken abweicht, so dafs es also im Interesse des Schülers gerade wünschenswert gewesen wäre, das Prinzip, wenn einmal angenommen, auch durchzuführen. — Schliesslich sei noch bemerkt, dafs wir der Deutlichkeit wegen einer Namenbeschränkung gerne zustimmen, dafs wir aber trotzdem in einem solchen Falle wie hier auf Blatt 14 bei Mauretanien, wo nur eine einzige Stadt des Innern verzeichnet ist, also Platz genug zur Verfügung stand, eine solche wichtige Stadt wie Volubilis vermissen. Im ganzen geht unser Urteil dahin, dafs der van Kampensche Atlas sich den bereits vorhandenen vorzüglichen historischen Schulatlanten in nicht unwürdiger Weise anreihet, ohne dafs wir in ihm gerade einen Fortschritt zu erkennen vermögen.

Leipzig.

Carl Wolf.

Debes, Kirchhoff und Kropatscheck, Schulatlas für die Oberklassen höherer Lehranstalten. Leipzig, II. Wagner und Debes, 1884. Geh. 5 M., geb. 5,80 M.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, wie auf dem Gebiete der Schulgeographie alle Kräfte sich regen, dem verhältnismässig jungen Lehrgegenstande die entsprechenden Lehrmittel zu verschaffen. Fast zahllos sind die Schulatlanten, und jeder neu erscheinende hat ja meist auch irgendeinen Vorzug vor den andern,

¹⁾ Vergl. hierüber die vorzügliche Abhandlung von E. Reyer „Änderungen der venezianischen und toskanischen Alluvialgebiete in historischer Zeit (in der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin“ Bd. 17, Heft 2. Berlin 1882).

nur freilich zu häufig auch neue oder alte Fehler. Waren früher Liechtenstern und Lange, von Sydow und etwa auch Adami-Kiepert die in den höheren Schulen herrschenden, so sind diese in neuerer Zeit fast verdrängt worden, vornehmlich durch die große Zahl der viel billigeren Atlanten. Unter diesen ist nach des Ref. Überzeugung der „Schulatlas für die mittleren Unterrichtsstufen in 31 Karten“ von E. Debes bei weitem der beste. Die Klarheit der meisten Karten und die konsequent durchgeführte Beschränkung des Stoffes machen ihn zu einem vorzüglichen Unterrichtsmittel. Nur wäre eine selbständige gute Alpenkarte und vielleicht ein Blatt zur methodischen Unterweisung im Kartenlesen, wie es einige neuere Atlanten enthalten, erwünscht. Im übrigen ist durch diesen Atlas für die mittlere Unterrichtsstufe gesorgt. Für die obere will dies der vor kurzem erschienene „große Debes“ thun. Bürgen selbstverständlich nun auch schon die Namen der beiden Mitherausgeber, Kirchhoff und Kropatscheck, für die Vortrefflichkeit des Werkes, so möchte Referent es doch nicht unterlassen, seiner Freude über dasselbe auch öffentlich Ausdruck zu geben. Gleich beim ersten Durchblättern desselben schien mir lange Erstrebtes erreicht, und je mehr ich mich in das schöne Werk vertiefte, desto mehr Vorzüge desselben fanden sich. Es ist zweifellos in diesem Atlas etwas geschaffen, das dem geographischen Unterrichte die allerbeste Förderung bringen wird. Wie das Erscheinen der Schulgeographie von Kirchhoff eine That war, die ja freilich nicht den Strom neuer Leitfäden hemmen wird, die aber zu beachten keiner wird umhin können, und die der Maßstab vorläufig bleiben wird, mit dem neue Schulgeographien zu messen sind, so ist sicherlich mit dem Erscheinen dieses vorliegenden Atlas auf dem Gebiete der Schulatlanten ein neuer Abschnitt eingetreten.

Es liegt nahe, diesen „großen Debes“ zu vergleichen mit zwei andern Atlanten, die, wie er, für die höheren Klassen bestimmt und, wie er, auch der Länder- und Völker-Statistik einen großen Raum gewähren. Es sind dies der schon vor einigen Jahren erschienene „Gymnasial- und Realschulatlas“ von Andree-Putzger (Velhagen und Klasing) und der neuerdings von dem Westermannschen Verlage veröffentlichte „Schulatlas über alle Teile der Erde“ von C. Diercke und E. Gaebler. Allen dreien gemeinsam ist die strenge Durchführung des Meridians von Greenwich. Sie entsprechen sonach der fast einstimmig angenommenen These des jüngsten Geographentages. Während der „kleine“ und „mittlere Debes“ noch nach dem Meridian von Ferro zählten, weist der „große“ hierin also einen Fortschritt auf. Gemeinsam ist allen drei Atlanten weiter, wie schon angedeutet, die Rücksicht auf die Statistik der Völker- und Naturverhältnisse. Ohne eine solche Rücksichtnahme ist heute ein fruchtbarer Unterricht in der Geographie auch nicht mehr denkbar. Auf diesem Gebiete

findet dann erst die Berührung mit der Geschichte statt. Und nicht blofs Völker- und Religionskarten, auch Vegetationskarten, die graphische Darstellung der Verbreitung der wichtigsten Tiere, Isothermen- und Regenkarten u. s. w., vor allen auch geologische Übersichten, gehören zu diesen Erfordernissen. Vielleicht hönnte man einige von den aus Supans physischer Erdkunde in den grossen Debes aufgenommenen Karten entbehren, auf Gymnasien wenigstens dürfte man schwerlich die Linien jährlicher Wärmeschwankungen, sowie die Verteilung des Luftdruckes näher berücksichtigen können; da sie aber einmal darin enthalten, so werden sie doch sicherlich jedem Lehrer angenehm sein. Gleichen sich die drei erwähnten Atlanten somit in dem, wie sie ihre Aufgabe erfasst haben, so übertrifft doch Debes die Konkurrenten sowohl an Zahl der Blätter zur physikalischen Statistik, als auch in der Präzision und in der fast durchsichtigen Klarheit der Zeichnung. Man vergleiche Blatt 13 und 14 im Debes mit den entsprechenden Blättern bei Diercke und Gaebler S. 9 und Andree-Putzger S. 8, und man wird dieses Urteil bestätigt finden. Immerhin mag zugegeben werden, dafs Andree-Putzger das Verdienst in Anspruch nehmen darf, der erste Schulatlas gewesen zu sein, der diesen statistischen Stoff für den Unterricht dargeboten, in der That hat ihn der Debessche Atlas jetzt überholt. Dem Westermanschen Atlas wieder ist ein anderes Verdienst eigen. Er bringt nämlich neben seinen 54 Hauptkarten auf 138 Kartons besonders interessante, topographisch oder politisch wichtige Verhältnisse zur Darstellung. Schon um dieser Nebenkärtchen willen, deren erste 18 dem Verständnis der Kartographie gewidmet sind, ist Referent persönlich dieser Atlas ein sehr brauchbarer geworden. Im übrigen aber, also in der Hauptsache, reicht auch dieser Atlas weder in der Zeichnung, noch in der Ausführung an den grossen Debes heran. Schon die durchweg, bei allen Küsten, zur Darstellung gekommene Flachsee ist ein grosser Vorzug desselben. Sodann giebt Debes auch bei seinen politischen Übersichten die Gebirge an, natürlich ohne ihre Namen. Man erlangt dadurch ein viel besseres Bild auch der politischen Gestaltung. Keine einzige Karte enthält dieser Atlas, auf der das Auge nicht gern verweilte. Nirgends finden sich grelle Farben, wie z. B. auf S. 28 und 30 im Andree-Putzger. Und dann hier welche Namenfülle! Fast leere Karten und auf diesen der Druck klar und schön, so präsentiert sich uns überall der grosse Debes. Kein Blatt ist da instruktiver als Norddeutschland im Diercke-Gaebler S. 39 und No. 50 im Debes. Hier ist Ernst gemacht mit der physikalischen Karte, hier ist keine Stadt, keine Kunststrasse verzeichnet, aber das Gesamtbild so klar und bestimmt, dafs es sich dem Gedächtnisse einprägen mufs. Und schliesslich die Alpenkarte. Sie ist das Schönste, was Referent an Schulkarten bisher gesehen. Ihr gegenüber treten die analogen Karten sämtlicher bisheriger Schulatlanten in den Hintergrund. Sie

ist es, die in der That schon allein den Dank aller Geographielehrer verdient. — Zuletzt noch ein Wort über das Äußerlichste, über das Format. Auch hier muß Referent gestehen, daß ein außerordentlich glücklicher Griff der Herausgeber dem „großen Debes“ zu einem Format verholfen, dem man es garnicht ansieht, wie große Blätter es in sich birgt; es ist durchaus praktisch und handlich. Dagegen dürfte schon durch sein völlig verfehltes Format Diercke-Gaebler als eigentlicher Schulatlas undenkbar sein. Überdies ist der Preis der beiden Atlanten (ungebunden 5 M.) der gleiche. Wo man deshalb vor eine Entscheidung zwischen beiden gestellt ist, da wird diese nur zu Gunsten des „großen Debes“ ausfallen können; möchte er in recht vielen Schulen ein wirklicher Schulatlas werden.

Stendal.

Th. Prenzel.

- 1) **Bail, Methodischer Leitfaden für den Unterricht in der Naturgeschichte. Mineralogie nebst einem leicht faßlichen Überblick über die Entstehung und Entwicklung der Erdrinde nach den neuesten Anschauungen.** Mit in den Text gedruckten Holzschnitten und 3 Stein-drucktafeln mit Krystallnetzen. Leipzig, Fues' Verlag (R. Reisland), 1884. 1,10 M.

Während die Schulbuchliteratur an Leitfäden, Grundrissen etc. der Zoologie und Botanik überaus reich ist, so fehlte es bisher an einem guten Lehrbuche der Mineralogie, namentlich für den Unterricht in diesem Fache auf Gymnasien. Der vorliegende Leitfaden füllt diese Lücke in ausgezeichnete Weise aus. Derselbe schließt sich eng an den Gang an, welcher für die höheren Schulen Preussens durch die Lehrpläne vom 31. März 1882 vorgezeichnet ist. Daher beginnt der Verfasser weder mit einer allgemeinen Kennzeichenlehre, noch behandelt er die Mineralien in systematischer Reihenfolge, sondern er geht von dem Nächstliegenden und Einzelnen zu dem Fernen und Allgemeinen über. Das Büchlein (106 Seiten) behandelt die wichtigsten Mineralien, die so gewählt sind, daß sich Schritt für Schritt aus ihrer Betrachtung das Verständnis der allgemeinen Begriffe entwickelt. Da dieser Leitfaden für Schüler bestimmt ist, denen physikalische und chemische Kenntnisse noch abgehen, so hat sich der Verfasser genötigt gesehen, durch einfache Versuche die wichtigsten physikalischen und chemischen Kennzeichen der Mineralien zu erläutern; er versäumt aber auch nicht, dem Schüler einen Einblick in die Entstehungsweise der anorganischen Naturprodukte zu gewähren. Bei der Betrachtung der Metalle können dem Schüler auch die Veränderungen vorgeführt werden, welche diese Körper beim Erhitzen an der Luft erleiden. Durch diese Versuche kann auf den in der Untersekunda beginnenden chemischen Unterricht vorbereitet werden. Die zweite Abteilung des Heftes gibt eine Schilderung der Entstehung und Entwicklung der Erdrinde, also einen Abriss der Geologie. — Ich habe diesen Leitfaden sorgfältig geprüft und kann seine Einführung in Gymnasien nicht warm genug empfehlen.

- 2) **Baumhauer**, Kurzes Lehrbuch der Mineralogie (einschließlich Petrographie) zum Gebrauch an höheren Lehranstalten sowie zum Selbstunterricht. Mit 179 in den Text gedruckten Holzschnitten und einer lithographierten Tafel. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagsbuchhandlung, 1884. 2,20 M.

Dieses Lehrbuch steht etwa auf der Stufe des Hornsteinschen Lehrbuches der Mineralogie. Die Krystallographie hat eine ausführliche und ausgezeichnete Darstellung erfahren. Dasselbe läßt sich auch von den die physikalischen und chemischen Eigenschaften der Mineralien behandelnden Abschnitten sagen. Die Ätzfiguren sind für ein Schulbuch zu ausführlich behandelt. In der speziellen Mineralogie werden nur die wichtigsten Mineralien vorgeführt. Der Verfasser hat sich in der Gruppierung der Mineralien dem von Zirkel in der neuen Bearbeitung der Elemente der Mineralogie von Naumann durchgeführten mineralogischen System angeschlossen. Der Verfasser scheint sich überhaupt die Elemente der Mineralogie von Naumann-Zirkel als Muster vorgehalten zu haben. Daran thut er recht; allein er hätte doch nicht versäumen sollen, einiges von Tschermaks Behandlungsweise der Mineralogie in ein Schulbuch aufzunehmen. Betrachtungen über Lagerungslehre und Entwicklungslehre der Mineralien (s. Tschermak, Lehrbuch der Mineralogie, Wien 1884) sollten auch in keinem Schulbuche fehlen, zumal wenn nicht noch ein besonderes Lehrbuch der Geologie eingeführt ist. Ich bin der Ansicht, daß die Mineralogie nicht nur die Mineralien nach ihren Krystallformen, physikalischen und chemischen Eigenschaften und nach ihrem Vorkommen zu beschreiben hat, sondern daß sie auch die Umwandlungsprozesse im Mineralreiche verfolgen muß. Gerade hierdurch wird das Interesse der Schüler für die Mineralogie geweckt. In dem der Petrographie gewidmeten Kapitel werden nur die wichtigsten Gesteine beschrieben. Über deren Entstehung wird gar nichts und über die Lagerung nur sehr wenig mitgeteilt. Da der mineralogische Unterricht in Gymnasien nur bis zur Obertertia reicht, so dürfte das vorliegende Lehrbuch für diese Schulen zu umfangreich sein. Um so geeigneter ist es aber als Lehrbuch für Realgymnasien und kann sogar Studenten als Leitfaden bei Vorlesungen über Mineralogie dienen.

Leipzig.

F. Traumüller.

Ernst Bardey, Zur Formation quadratischer Gleichungen. Leipzig, Teubner, 1884. VIII u. 390 S. 7,60 M.

Wie auf dem Gebiete der Industrie die Arbeitsteilung immer weiter um sich gegriffen hat und zahlreiche Fabriken sich nur mit der Anfertigung ganz spezieller Gegenstände beschäftigen, wodurch nicht nur eine stark fortschreitende Vervollkommnung der einzelnen Teile, sondern schließlich auch des Ganzen erreicht wird, so findet auch auf dem Gebiete der Wissenschaften heute eine ähnliche Arbeitsteilung statt; wir brauchen nur an die sich immer mehr vergrößernde Anzahl der Spezialärzte zu erinnern.

Und Ähnliches sehen wir auch in der pädagogischen Litteratur. Diese allgemeine Bemerkung drängte sich uns unwillkürlich bei dem vorstehenden Werke des Verf. auf. E. Bardey hat das Fach der algebraischen Gleichungen und namentlich das der quadratischen zu seinem speziellen Studium erwählt, und wie er in seinem gröfseren im Jahre 1868 erschienenen und seitdem bereits in dritter Auflage herausgekommenen Werke, auf welches wir damals unsere Fachkollegen aufmerksam zu machen uns beeilten, die mathematische Lehrerwelt mit den Resultaten dieser Studien erfreut und dadurch einen recht erheblichen Einfluss auf die Handhabung des mathematischen Unterrichtes in diesem Gebiete ausgeübt hat, so bringt er in dem neuen Werke eine Fortsetzung jener Studien unter ganz neuen Gesichtspunkten. Durch einen kleinen Auszug, den er in der Hoffmannschen Zeitschrift hat erscheinen lassen, hat er bereits unsere Fachkollegen darauf vorbereitet und wird sie begierig gemacht haben, dies neue Werk von ihm kennen zu lernen, durch welches er zugleich den Beweis liefert, wie ungerecht diejenigen urteilen, welche aus einer besonderen und sehr natürlichen Vorliebe für die geometrischen Konstruktionsaufgaben mit einer gewissen Geringschätzung auf das arithmetische oder algebraische Pensum der höheren Lehranstalten herabsehen und demselben den Vorwurf einer vorzugsweise mechanischen Beschäftigung machen. Die vielfach neuen Gedanken, die der Verf. in dem Buche entwickelt, die zahlreichen Fragen, die er über den Zusammenhang von Gleichung und Lösung aufwirft und beantwortet, werden Zeugnis davon geben, dafs es auch auf diesem Gebiete nicht an anregenden Betrachtungen sehr allgemeiner Art fehlt, die wohl geeignet sind, die geistige Bildung unserer Jugend zu fördern und sie zu weiteren Studien anzureizen.

Schon die ganze Aufgabe, die sich der Verf. in diesem Buche gestellt hat, ist eigentümlicher Art. Handelt es sich gewöhnlich darum, eine Anleitung zur Lösung von gestellten Aufgaben zu bieten, so ist umgekehrt sein ganzes Buch darauf berechnet, zu lehren, wie man Aufgaben stellt, die zu zierlichen Resultaten führen und selbst durch ihre Form den Sinn für Symmetrie, Gesetzmäfsigkeit und Allgemeinheit anregen, die also weit entfernt, einen tötenden Mechanismus zu fördern, dazu auffordern, auf Grund jener Symmetrie eigen ersonnene Richtwege einzuschlagen und mit Umsicht gewisse Vereinfachungen vorzunehmen, auch aus der Gestalt der Gleichung selbst Schlüsse auf die Form der Lösung zu ziehen. Der Verf. läfst uns also gewissermaßen in seine geistige Werkstatt blicken, aus der die „algebraischen Gleichungen“ hervorgegangen sind. Daher steht dies neue Werk im innigsten Zusammenhange mit seinen algebraischen Gleichungen. Dies giebt sich zunächst dadurch kund, dafs er im Anfange jedes Abschnittes eine Reihe der von ihm in dem früheren Werke gestellten Aufgaben ähnlichen Charakters aufführt, zeigt, dafs sie nicht durch Zufall gefunden sind, sondern dafs und wie sie nach

bestimmten Gesetzen gebildet sind, und lehrt, wie man nach diesen selbigen Prinzipien eine unendliche Menge anderer ähnlicher Gleichungen derselben allgemeinen einfachen Gestalt mit einfachen Lösungen bilden könne. Andererseits setzt er an vielen Stellen die lehrreichen Auseinandersetzungen voraus, welche er in seinen „algebraischen Gleichungen“ bereits an die Lösung der Gleichungen angeknüpft hat.

Das mächtige Hilfsmittel, welches er verwendet, ist das von ihm als symmetrische Addition bezeichnete, auf welches er bereits in seinen algebraischen Gleichungen hingewiesen, und welches seitdem eine so überaus vielfache Anwendung in dem betreffenden Unterrichte gefunden hat, weil es sich in der That als ein äußerst fruchtbares Prinzip erwiesen hat. Die einfachsten Fälle waren ja längst seit Euklid bekannt und fanden hin und her Anwendung; aber in der Allgemeinheit, in welcher es vom Verf. aufgestellt ist, und in der ausgedehnten Benutzung desselben, von der er in seinem neuen Buche überraschende Beispiele giebt, ist ihm wohl niemand vorangegangen. Eine andre Eigentümlichkeit des Verfs., die auch bereits aus seinen algebraischen Gleichungen bekannt ist, besteht darin, dafs er die Lösung der gestellten Gleichungen in bisher ungewöhnlichen Formen giebt, die scheinbar umständlich, aber wegen ihrer Symmetrie und gewisser Eigenschaften zur weiteren Verwendung für bestimmte Zwecke sich ganz besonders geeignet erweisen. Pfliegte man früher der Lösung die Form zu geben, dafs man den Nenner rational machte, und kannte man kaum eine andre Darstellung, so lehrt der Verf., indem er die Lösung der symmetrischen Gleichung des 4. Grades mit 2 Unbekannten mittelst der Hilfs-

größen $u = \frac{x^2 + y^2}{xy}$, und $t = \sqrt{\frac{x+y}{x-y}}$ vollzieht, dieses t auf

unendlich verschiedene Arten darzustellen, und zwar so, dafs jede dieser Darstellungen dem Zwecke einer zweiten aufgestellten Gleichung sich leicht fügt.

Der Gang, den der Verf. im allgemeinen einschlägt, ist nun der, dafs er sowohl die allgemeine Form der gesuchten quadratischen Gleichung als auch ihre Lösung, die gewöhnlich als Quadratwurzel erscheint, also einer reinen quadratischen Gleichung angehört, als gegeben ansieht und nun Gleichungen von der angegebenen Form bilden lehrt, die zu der gegebenen Lösung führen. So erreicht er beides, dafs sowohl die aufgestellte Gleichung als auch die Lösung derselben eine ansprechende einfache oder wenigstens symmetrische Form haben. Den Schlüssel für die Lösung dieser Aufgabe, die er sich gestellt hat, d. h. für die Bildung solcher Gleichungen, hat der Verf. nun in den symmetrischen Gleichungen 4. Grades mit 2 Unbekannten und in den oben erwähnten verschiedenartigen Darstellungen des

Wertes von $t = \sqrt{\frac{x+y}{x-y}}$ gefunden. — Um daher später nicht

durch Besprechung der sich immer wiederholenden Operationen unterbrochen zu werden, hat der Verf. in einer allgemeinen Einleitung in drei Absätzen die Erläuterung dieser Operationen vorausgeschickt, deren feste geschickte Anordnung ihm später die trefflichsten Dienste leistet. Die beiden ersten sind eben die, welche er früher unter dem Namen der symmetrischen Addition zusammenfaßte. Er unterscheidet aber jetzt 1. die symmetrische Addition und Subtraktion, 2. den Korrespondenzsatz, je nachdem er die Glieder desselben Quotienten unter sich oder die gleichstelligen Glieder zweier gleicher miteinander verbindet. Diese letztere Verbindung ist besonders wichtig weil man auf diesem Wege stets gleiche Quotienten erhält, die auch zugleich die Aussonderung eines Quotienten als Faktor gestatten. Man erhält nämlich aus $\frac{a}{b} = \frac{c}{d}$,

auch die ihm gleichwertigen Quotienten $\frac{am + cn}{bm + dn}$ und $\frac{a}{d} \cdot \frac{dp + cq}{bp + aq}$.

Der dritte Abschnitt der Einleitung giebt die allgemeine Lösung der eben erwähnten symmetrischen Gleichungen 4. Grades, und die verschiedenen Darstellungen von t und die Eigentümlichkeit jeder derselben, die teils als Quadratwurzeln, teils als vierte Wurzeln erscheinen. Nach dieser Einleitung geht nun der Verf. zu den verschiedenen Formen der Gleichungen über, die wir hier kurz aufführen wollen: $AC = B^2$, $A^2 + B^2 = C^2$, $A^2 + B^2 = C^2 + D^2$, $\frac{A}{B} = \frac{C}{D}$, $\frac{A}{B} = \frac{a}{b} \cdot \frac{C}{D}$, $\frac{A}{B} = \frac{\mu a + \nu b}{\mu_1 a + \nu_1 b} \cdot \frac{C}{D}$, $\left(\frac{A}{B}\right)^2 = \frac{C}{D}$, $\frac{A}{B} = \left(\frac{\mu a + \nu b}{\mu_1 a + \nu_1 b}\right)^2 \cdot \frac{C}{D}$, $\frac{A}{B} \cdot \frac{C}{D} = \frac{E}{F}$, $\frac{A^2 + B^2}{C^2 + D^2} = \frac{E}{F}$, $\frac{A}{B} + \frac{C}{D} = \frac{E}{F}$, $\sqrt{A} + \sqrt{B} = \sqrt{C}$, $\frac{\sqrt{A} + \sqrt{B}}{\sqrt{A} - \sqrt{B}} = \frac{C}{D}$, oder $= \sqrt{\frac{C}{D}}$, $\frac{\sqrt{A} + \sqrt{B} + \sqrt{C}}{\sqrt{A} + \sqrt{B} - \sqrt{C}} = \sqrt{\frac{D}{E}}$ oder $= \sqrt[4]{\frac{D}{E}}$.

Hierin bedeuten die Symbole A, B, C u. s. w. stets Ausdrücke von der Form $aa + \beta b + \gamma x$, wo α, β, γ bestimmte Zahlenwerte sind. Die Lösungen sind fast stets Quadratwurzeln, so daß die Gleichungen reine quadratische Gleichungen sind. Doch finden sich auch einige Beispiele für gemischte quadratische Gleichungen, deren Wurzeln dann als rational angenommen und zunächst als a und b aufgeführt werden, indem der Verf. mit Recht bemerkt, daß statt a und b beliebige andre zusammengesetzte Werte eingesetzt werden können. Dennoch scheint diese stets ausschließliche Berücksichtigung reiner quadratischer Gleichungen die unmittelbare Verwendung des Buches im Unterricht sehr erheblich einzuschränken, da die reinen quadratischen Gleichungen doch nur eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle spielen. Aber es scheint doch nur so; es wundert uns aber allerdings, daß der

Verf., dem dies gewiß nicht entgangen ist, nicht durch eine einfache Bemerkung darauf aufmerksam gemacht hat, daß aus jeder der von ihm aufgestellten reinen quadratischen Gleichungen sich sofort durch Einführung einer andern Unbekannten eine gemischte Gleichung darstellen läßt, deren Wurzeln denselben irrationalen Teil enthalten. Hat man z. B. $\frac{5a+b+x}{5b+a-x} = \frac{a}{b} \cdot \frac{a-7b+x}{b-7a+x}$ mit der Lösung $x = \sqrt{a^2 + 34ab + b^2}$, so erhält man, indem man $y = a + b + x$ setzt, $\frac{4a+y}{6b+2a-y} = \frac{a}{b} \cdot \frac{y-8b}{y-8a}$, also eine gemischte quadratische Gleichung, deren Wurzeln

$$a + b + \sqrt{a^2 + 34ab + b^2}$$

sind. — In dem letzten Teile von S. 327–90 lehrt dann der Verf. die Bildung kubischer, biquadratischer Gleichungen und zum Schluß auch Gleichungen des 5. Grades, die eine der oben angegebenen oder analoge Formen haben und deren Wurzeln zwei einfache Quadratwurzeln sind, während die übrigen Wurzeln einfache rationale Werte haben.

Besonders interessant und lehrreich sind die Betrachtungen, welche der Verf. an die Ableitung der Gleichungen knüpft, da dieselben den Zusammenhang der verschiedenartigen Gleichungen teils unter sich, teils mit ihren Lösungen darlegen und zu den fruchtbarsten Bemerkungen Veranlassung geben. Wir führen einige der vom Verf. aufgestellten und beantworteten Fragen an: Wie transformiert man eine Gleichung von der Form $AC = B^2$ in eine andre von derselben Form und derselben Lösung? Man erhält durch korrespondierende Addition und den Korrespondenzsatz: $(Am^2 + Bmn + Cn^2)(Ap^2 + 2Bpq + Cq^2) = (Amp + B(np + mq) + Cnq)^2$. — Wie findet man eine symmetrische Gleichung 4. Grades, welche auf eine Gleichung der gegebenen Form mit gegebener Lösung führt? Auch hier lassen sich unendlich viele Gleichungen der verlangten Art finden; man kann aber auch unter ihnen diejenige suchen, welche direkt eine gegebene quadratische Gleichung liefert. — Sind nun die Erörterungen an sich interessant, so lehrt doch der Verf. auch, wie man ohne Hülfe der symmetrischen Gleichungen 4. Grades Gleichungen der verlangten Art und der vorgeschriebenen Lösung unmittelbar und leicht ableiten kann. — Wie kann man aus einer Gleichung $\frac{A}{B} = \frac{C}{D}$ eine Gleichung von der Form $A_1 C_1 = B_1^2$ bilden? Auch hier bietet der Korrespondenzsatz durch Einführung willkürlicher Größen, die man nachträglich bestimmt, das leichte Mittel, der Aufgabe auf unzählige Arten zu genügen. — Wir haben hier einiges angedeutet, was der Verf. behandelt hat und wie er dabei zu Werke gegangen ist. Die allgemeinen Betrachtungen werden durch zahlreiche Beispiele hinreichend erläutert, und das ist für den ersten Grund legenden Abschnitt sehr erwünscht; später aber will es

uns oft bedünken, als ob der Verf. in dieser Beziehung zu viel gethan, durch die Aufführung massenhafter, sich aus den allgemeinen Formeln leicht ergebender Beispiele einen großen Platz in Anspruch genommen, sich auch von unnötigen Wiederholungen in den Auseinandersetzungen nicht frei gehalten hätte, so daß das Buch eine Ausdehnung und demgemäß auch einen unerwünscht hohen Preis erhalten hat, die nicht ganz im Verhältnis zu dem wirklichen Inhalt des Buches stehen. — Die Ausstattung ist die bekannte, vortreffliche der berühmten Firma; der Druck dagegen könnte wohl korrekter sein. So lesen wir auf S. 40 Z. 8. $5a - 3b + r$ st. $5a - 3b - r$, $3a + 5b + r$ st. $3a + 3b + r$, Z. 7 v. u. $x - a + b$ st. $r - a + b$, und Z. 2 v. u. — st. $=$. Das ist freilich eine besonders unglückliche Seite, aber es finden sich auch sonst zahlreiche Druckfehler.

Wir haben in der Anzeige der algebraischen Gleichungen des Verf.s (in dies. Z. 1880 S. 844) unser Urteil über dasselbe dahin ausgesprochen: gerade ein solches Buch scheint uns für die Lehrer an Gymnasien und Realschulen zur eignen Förderung und zur Belebung des Unterrichts geeignet wie wenige. Wir dürfen dieses Urteil über die neue Arbeit wiederholen; es ist durch die mannigfachen neuen Gesichtspunkte, die es bietet, durch die überaus fruchtbaren Prinzipien, auf denen es beruht, für das Gebiet der quadratischen Gleichungen, welches mit Recht einen breiten Platz auf unseren höheren Lehranstalten einnimmt, von außerordentlichem Werte, und wenn bei einer früheren Streitfrage der Herausgeber der mathematischen Zeitschrift den Wunsch ausgesprochen hat, es möge jeder der beiden Streitenden durch Stellung und Lösung von Aufgaben die Vorzüge seiner Methode nachweisen, so hat der Verf. durch dieses sein Buch gezeigt, auf welchem Wege wirklich das Pensum der quadratischen Gleichungen auf den höheren Lehranstalten eine fruchtbare Behandlung und Erweiterung erfahren kann. Denn wenn ein Rezensent gesagt hat: der Verf. besitzt eine wahrhaft staunenswerte Virtuosität in der Aufstellung von Gleichungen, ein Urteil, welches gewiß alle Fachkollegen, die von seinen algebraischen Gleichungen Kenntnis genommen — und wer hätte dies nicht? — als vollkommen gerechtfertigt anerkennen werden, so hat uns in dem gegenwärtigen Werke der H. Verf. das Geheimnis dieser Virtuosität enthüllt und somit jeden einzelnen unter uns in den Stand gesetzt, sich eine ähnliche Virtuosität zu erwerben.

Inzwischen ist die 11. Aufl. der bekannten Aufgabensammlung des Verf.s erschienen, welcher er einen neuen Abschnitt: „Graphische Darstellungen“ als Anhang 5 zugefügt hat, um das Zeichnen von Curven aus Abscissen und Ordinaten nach aufgestellten Gleichungen zu lehren. Es sollte, sagt der Verf. mit Recht, aus den oberen Klassen kein Schüler entlassen werden, der mit den hierher gehörigen Aufgaben nicht leidlich vertraut ist.

Züllichau.

W. Erler.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN.

10. Generalversammlung des Vereins von Lehrern an den höheren Schulen der Provinz Hessen-Nassau und des Fürstentums Waldeck.

Nach dem in Hersfeld auf der 9. Generalversammlung gefassten Beschlusse wurde am 21. Mai d. J. die 10. in Diez an der Lahn abgehalten. Ungefähr 140 Teilnehmer hatten sich gröfseren Teils schon am Abend vorher eingefunden; die Beteiligung war also, da der Verein ungefähr 370 Mitglieder zählt, eine gute. Als Ehrengäste hatten sich auf der Versammlung eingefunden Dr. Lahmeyer, Provinzialschulrat in Kassel, Dr. Höpfner und Dr. Voigt, Provinzialschulräte in Koblenz, Gymnasialdirektor Dr. Schiller aus Gießen und der Kommandeur der nahe bei Diez gelegenen Oraniensteiner Kadettenschule. Nachdem der Vorsitzende, Rektor Chun, die Versammlung begrüßt und eine kurze Übersicht über die Geschichte des Diezer Realprogymnasiums gegeben, erklärte er die Versammlung für eröffnet. Da Direktor Goebel aus Fulda aus Gesundheitsrücksichten seinen Vortrag über die Unentbehrlichkeit des Unterrichts im Mittelhochdeutschen hatte absagen müssen, so eröffnete Professor Dr. Noll aus Frankfurt die Reihe der Vorträge; er spricht über „die Schwerpunkte des naturkundlichen (zoologisch-botanischen) Unterrichts“. Als man den beschreibenden Naturwissenschaften einen Platz unter den Lehrgegenständen der Schule gönnte, da sah man nach Nutzen und Schaden der Organismen und suchte Wunderbares und Unverstandenes, um die Güte und Allmacht des Schöpfers daran zu preisen; Phantasie und Aberglauben schmückten vieles aus; ausserdem lieferte die Naturgeschichte unterhaltenden und belustigenden Stoff; noch vielen wird Ruffs Naturgeschichte in der Erinnerung sein, in der manche Tiere oft selbst ihre höchst merkwürdigen Geschichten erzählen; an diese schließt sich nun die teleologische Auffassung, welche endlich verdrängt wird, nachdem sich die systematische, von Linné begründete Richtung in der Schule Bahn gebrochen. Pflanzen und Tiere werden nach ihren Merkmalen beschrieben und bestimmt, Lüben hat sich mit der Einführung dieser Richtung in die Schulen unzweifelhaft Verdienste erworben. Dieser „beschreibenden Naturwissenschaft“ ist nun der Stoff ein Gegenstand für die Verstandesthätigkeit geworden. Grossteils aber verhalf dieser Richtung zu ihrer Ausbreitung die Art, wie Lüben den Lehrstoff sauber zum bequemen Gebrauch zurechtgelegt hat.

Nachdem Linné sein System aufgebaut, folgte durch Cuvier eine geistvolle Begründung der vergleichenden Anatomie; kein gröfserer Fortschritt in der Erkenntnis vom Bau des tierischen Körpers ist seit Aristoteles ge-

schehen. Die Entwicklungsgeschichte, die E. v. Baer heranzieht, bringt vielfache Bestätigung von Cuviers Anschauungen, erweitert sie und bringt die Dinge in anderen Zusammenhang. Zuletzt lehrt die Physiologie auch den Lebensprozess wenigstens in den großen Zügen verstehen, nicht weniger im Gebiete der Botanik als in dem der Zoologie. Die Schule muß sich nach ihren Kräften die in der Wissenschaft gewonnenen Resultate aneignen und für die Ausbildung des jugendlichen Geistes nutzbringend verwerten. Und ein Fortschritt ist in der Behandlung des Unterrichts eingetreten. Vielfach legt man auf eingehende Beschreibung der äußeren Form von Schnübeln und Füßen der Vögel u. dergl. großen Wert; so gilt Morphologie noch vielfach für die naturgemäße Vorstufe des Unterrichts in der Botanik. Nichts ist der Wertschätzung dieses Unterrichts hinderlicher gewesen als diese tote, in der Betrachtung der äußeren Form sich genügende Formenlehre. Anderseits wird vielfach die Kenntnis einer möglichst großen Anzahl von Tieren und Pflanzen nach Namen und Aussehen verlangt. Übungen im Bestimmen nehmen dabei viel Zeit weg. Vielen ist das System die Hauptsache geworden. Und was ist ein System? Frei hat die Natur gearbeitet, kennt nicht Art und Gattung, nur Individuen. Ein Hilfsmittel zur Orientierung unter der bedrückenden Menge der Formen, ein künstlich aufgebautes Fachwerk, entspricht jedes System dem jedesmaligen Stande der Wissenschaft — das zeigt am leichtesten in der Zoologie der Vergleich etwa des Systems von Aristoteles und des von Claus, und in der Botanik hat heutzutage ungefähr jeder Professor sein System. Der Wert sei den genannten Übungen nun nicht abgesprochen; aber die Morphologie muß nicht der Ausgangspunkt, sondern das Ergebnis des Unterrichts sein, das durch die Betrachtung der Form gewonnen wird; auch Bestimmungsübungen sind notwendig; nur zu meiden ist, was der Dichter geißelt:

Wer will was Lebend'ges erkennen und beschreiben,
Such erst den Geist herauszutreiben; .
Dana hat er die Teile in seiner Hand. —
Fehlt leider nur das geistige Band.

Tiere und Pflanzen sind lebende Wesen. Mathematik, Sprachen und andere Fächer, auf die bei der Ausbildung des Geistes mit Recht großes Gewicht gelegt wird, sind Erzeugnisse des menschlichen Geistes oder betreffen die historische Entwicklung des Menschengeschlechts. An den Erzeugnissen der Natur hat der Mensch zuerst Verstand und Gemüt entwickelt; schon deshalb ist ihre Betrachtung die notwendige Ergänzung zu den übrigen Bildungsmitteln. Das logische Denken entwickelt vor allem die biologische Wissenschaft auf dem Wege der reinen Induktion. Auf Anschauung, Untersuchung, Beschreibung des Objekts folgt der Vergleich mit anderen, daraus die Fähigkeit, Schlussfolgerungen zu ziehen. Welche Mannigfaltigkeit zeigt die Ausbildung gleichnamiger Organe bei nach demselben Typus gebauten Tieren, Vogel und Säugetier! Leben ist Bewegung, äußert sich zum mindesten im Wachstum. Embryonale Entwicklungsgeschichte gehört nicht in die Schule; aber die Veränderungen, die ein Organismus während seines Lebens durchzumachen hat, müssen betrachtet werden, so gut bei den Fröschen und den Medusen wie bei der Blütenknospe, die zur reifen Frucht wird. Zellbildung, Befruchtung der Pflanzen, Verdauung, Atmung und Blutlauf müssen wie viele andere physiologische Vorgänge uns beschäftigen. Ein Griff in die Wechselbeziehungen unter Tieren, unter Pflanzen und der beiden untereinander

— Blumen werden durch Insekten bestäubt — und die geographische Verbreitung der Tiere führt zur Erkenntnis der mannigfaltigen Beziehungen alles Lebens, des Wie und Warum der Dinge. Eine derartige Behandlung des Stoffes gewährt nicht nur praktische Kenntnisse, sie giebt gesunde Anschauungen über das Wesen der Dinge, bildet den ästhetischen Sinn und Liebe zu den Mitgeschöpfen.

Für den Unterricht, der sich solche Ziele steckt, gilt als erstes Erfordernis die eigne Anschauung. Für Modelle und Abbildungen soll man kein Geld verschwenden; sie geben nur geringwertigen Ersatz. Natürliche Präparate dürfen nicht fehlen. Und Haupterfordernis ist, daß der Lehrer zeichnet, auch als Übung für die Schüler ist es empfehlenswert. Die Sammlung umfasst die einheimische Fauna und Skelette; Pflanzen werden lebend, Früchte etc. getrocknet vorgelegt. Die Schüler werden daran gewöhnt, nach bestimmter Disposition einen Gegenstand möglichst selbständig zu beschreiben. Der Sextaner wird aufgefordert sich zu Hause anzusehen, wie der Hund kaut und trinkt, wann und wozu er die Zunge zeigt; wir nehmen dann den Hundeschädel in die Hand, dann das Skelett, lehren, wo der Hund das Handgelenk hat und wo das Knie.

Das Skelett ist von der größten Wichtigkeit. In der Anthropologie beginnen wir mit der eingehenden Betrachtung derselben. Man zeigt, warum das Fußskelett ein Gewölbe darstellt und erklärt, warum diese Form die beste ist; man sieht mit den Schülern die drei Stützpunkte und fragt, warum es gerade drei sind, zeigt, welche Vorteile es mit sich bringt, daß die Punkte sich heben und senken und daß das Gewölbe elastisch ist. Wir finden nun weiter, wie der praktisch gebaute Fuß zugleich auch der schönste ist, wie die Begriffe zweckmäßig und schön sich decken. Schon dem Sextaner sind einzelne Skeletteile vorzulegen, und er ist darüber zu befragen. In Quinta lernt am Vogelskelett innerhalb kurzer Zeit die Mehrzahl jeden losgelösten Knochens bestimmen, welcher der rechte Oberschenkel, welches das linke Schulterblatt sei. Daß solche Anforderungen nicht zu hoch gehn, hat Redner und ein Kollege im Frankfurter akademischen Lehrerverein durch eine Probe dargethan; in ähnlicher Weise werden Vogelfedern bestimmt. Ein Vogel ist am Semesterschluss zu zerlegen und die Lagerung der inneren Teile zu erklären. Gegenüber der Lübenschen Methode muß der Vergleich zwischen ähnlichen Organismen von vornherein angestellt werden; aus dem Vergleich ergeben sich leicht die wesentlichen Merkmale der Familie etc. Vergleichende Morphologie und vergleichende Anatomie werden soweit als möglich gepflegt. Sie weisen die Gesetzmäßigkeit in den einzelnen Bantypen nach und lassen erkennen, daß das scheinbar Fremdartige oft denselben Bildungsgesetzen entspricht. Wer dem Schüler zeigt, wie der Flügel des Vogels und die Brustflosse des Fisches auf den Arm des Menschen zurückführt, der weckt seinen Scharfsinn und hält sein Interesse wach; und erreicht er das Letztere, dann hat er alles gewonnen.

Zu der klaren, anregenden Auseinandersetzung des Referenten sprach der Korreferent Oberlehrer Dr. Hornstein im allgemeinen seine volle Zustimmung aus, zumal vieles was in der kurzen Form der These wohl auf Widerspruch stoßen mochte, in dem Zusammenhang des Vortrags eine andere Beleuchtung erhielt. Das Modell will Redner aber nicht so weit zurückgesetzt wissen, wie Referent es fordert. Mit Recht aber betone Referent die Vergleichung, die dann von selbst schon zur Systematik führt; diese darf dann

aber nicht zu einer trocknen werden. Zwei Umstände aber würden hindern, daß der Unterricht so, wie Professor Noll fordert, betrieben werde; einmal der Mangel an Zeit für die vielerlei Vorbereitungen, die ein in solcher Weise eingerichteter Unterricht von dem Lehrer fordert, sodann das hohe Maß der von einem Schüler verlangten positiven Kenntnisse. Es sei daher einmal eine größere Anzahl von Lehrerstellen für den naturwissenschaftlichen Unterricht nötig; sehr wünschenswert sei ferner, daß die Anzahl der Schulräte eine größere sei, daß auch in der Besetzung der erweiterten Provinzial-Schulkollegien die noch vernachlässigten Fächer ihre Vertreter finden. Sodann aber möge nicht ein so hohes Maß positiver Kenntnisse von dem Schüler gefordert werden.

Provinzialschulrat Dr. Lahmeyer äußert sich beifällig über des Referenten Vortrag und empfiehlt einige der verhandelten Gesichtspunkte den Lehrern der betreffenden Fächer zu eingehender Würdigung und Prüfung. Es sei zunächst zu konstatieren, daß der Unterricht in der Naturgeschichte in vielem besser geworden sei. Nicht zu vergessen sei, daß anstatt der früheren Vernachlässigung eine allseitige Wertschätzung dieser Unterrichtsgegenstände getreten sei; immerhin aber seien sie nur ein Gegenstand unter vielen anderen wichtigen. Die Leistungen der Schulen sind tüchtige geworden, den Schülern werde großes Interesse entgegengebracht. Fortschritte seien auch in diesem Zweige noch zu machen. Dagegen fordere Korreferent doch zu viel, wenn er für jedes Fach einen Vertreter im Provinzial-Schulkollegium haben wolle. Die Instruktionen für den Betrieb des Unterrichts und die Lehrpläne werden im Kultusministerium bearbeitet, in dem jedes einzelne Fach seinen Vertreter hat.

Das Lehrerkollegium des Kasseler Realgymnasiums hat den Antrag gestellt, daß der Verein mehr als bisher die materiellen Interessen der Mitglieder vertreten möge; zu dem Zweck solle ein permanenter Ausschuss gewählt werden und dem jedesmaligen Lokalvorstand sollen die auf die jährliche Generalversammlung sich beziehenden Funktionen übertragen werden. Zur Begründung nimmt Direktor Wittich das Wort; er berichtet über den Erfolg der an das Abgeordnetenhaus gerichteten Petitionen, welche das Reliktengesetz und die Gleichstellung mit den Richtern betreffen. Sein Vorschlag geht dahin, daß ein permanenter Ausschuss gewählt wird, daneben an dem Ort der nächstjährigen Generalversammlung ein Lokalvorstand. Dem permanenten Ausschuss fällt die Aufgabe zu, die betreffenden Eingaben an Minister und Abgeordnetenhaus zu bearbeiten und zu befördern, etwaige aus dem Verein geäußerte Wünsche entgegenzunehmen, die Verbindung zwischen den Provinzialvereinen anzustreben und eine Einigung mit ihnen herbeizuführen. Zur Ausführung seiner Vorschläge schlägt Referent vor 1) über eine derartige Organisation förmlichen Beschlufs zu fassen, 2) Kassel zum Sitz des permanenten Ausschusses zu wählen, 3) die Zahl der Mitglieder des Ausschusses auf drei oder fünf festzusetzen. Aus der Diskussion geht schließlich die Annahme der Anträge des Referenten hervor. Kassel wird zum Sitz des permanenten Ausschusses gewählt; Direktor Wittich vom Realgymnasium, Wagner vom Gymnasium, Ide von der Realschule in Kassel werden zu Ausschussmitgliedern auf drei Jahre gewählt mit dem Recht der Kooptation (durch Kooptation sind später dazutretende Professor Gillhausen in Frankfurt, Gymnasiallehrer Fritze in Wiesbaden, Dr. Hornstein und Dr. Lange in Kassel).

In einer Zuschrift an den Vorsitzenden hat Gymnasiallehrer Dr. Aly in Magdeburg den Anschluß des Vereins an die übrigen Provinzialverbände und die Beschickung der Delegiertenkonferenz in Breslau vorgeschlagen. Die Versammlung beschließt beides und überläßt dem Ausschuss die Wahl des Delegierten (Direktor Wittich ist vom Ausschuss später zum Delegierten gewählt worden).

Nachdem hierauf Bericht über Kassenbestand des Vereins vom Oberlehrer Leyendecker erstattet ist, wird Eschwege zum Ort der nächstjährigen Versammlung gewählt.

Es folgt der Vortrag des Gymnasiallehrers Dr. Lohr aus Wiesbaden über die Bedeutung des Modells für den Unterricht, speziell den Gymnasialunterricht. Dr. Lohr konstatiert im Eingang seines Vortrages, daß die letzten Jahrzehnte infolge der bekannten glücklichen Ausgrabungen eine ganze Reihe von Anschauungsmitteln für die Schule geliefert haben; die Wandtafeln von Luchs oder von der Launitz oder die Hölzelschen Bilder werden wohl überall in den höheren Schulen Eingang und geeignete Verwendung im Unterricht gefunden haben. Guter illustrierter Reallexika, mit Abbildungen ausgestatteter Ausgaben und Spezialwörterbücher zu Xenophon, Cäsar und anderen Schriftstellern ist eine stattliche Reihe vorhanden. Einerseits läuft man nun Gefahr, die Jugend durch ein Zuviel in dieser Richtung zu zerstreuen, andererseits genügen auch solche Abbildungen nicht. Raumverhältnisse, Lage einzelner Teile von Gebäuden werden durch solche Bilder nicht klar genug dargestellt. Das Langsche Bild vom römischen Forum z. B. macht sogar dem, der den Platz kennt, die Orientierung nicht leicht. Durch einen Grundriß wird so wenig wie durch eine Abbildung einem Primaner ein klares Bild des römischen Hauses vor Augen treten; durch ein Modell aber wird ihm Raumverteilung und Lage der einzelnen Zimmer im Augenblick verständlich werden. Deshalb ist die Benutzung von Modellen im Unterricht auf unseren höheren Schulen zu wünschen. Am nötigsten und auch ausreichend erscheinen diese: 1) das römische Haus, 2) ein Legionssoldat, 3) die Akropolis, 4) der Parthenon, 5) das römische Forum, 6) das griechische Theater, 7) die Laokoongruppe. Dazu liefse sich wohl noch eins oder das andere fügen; doch soll man nicht zuviel bieten, denn das würde zerstreuen und schaden. Die Modelle sind oben aufgeführt in der Reihe, wie ihre Benutzung auf die Klassen verteilt werden soll.

In Quarta werden die Vokabeln sachlich geordnet gelernt; mit kurzen Bemerkungen wird die Bedeutung der Wörter erklärt. Eine der wichtigsten Wortgruppen ist das Haus und was dazu gehört. Hat der Junge so ein Häuschen vor Augen, so wird er in kurzer Zeit die eigentümliche Dacheinrichtung sich einprägen, die Raumverhältnisse sich merken; die Freude darf ihm aber nicht durch die Last unnützer Benennungen verdorben werden. Aus Erfahrung weiß der Referent, wie Quartaner ein einfaches Kartenhäuschen anregt und wie sie nachher um so frischer an die Grammatik gehen. Etwa bei b. g. I 25: *milites e loco superiore pilis missis facile hostium phalangem perfregerunt* wird der Legionar, der natürlich zur Cäsarlektüre gehört, vorgeführt; ein *pilum* und ein *gladius* darf man dem Jungen wohl einmal in die Hand geben, damit er von der Brauchbarkeit desselben sich eine Vorstellung machen kann.

Akropolis und Parthenon werden beim Geschichtsunterricht in der Sekunda verwendet. Für die Bauart besitzt wohl ein Primaner Verständnis

genug, daß es sich lohnt, ihm die Besonderheiten des dorischen Stils auseinanderzusetzen; viele technische Ausdrücke soll man ihm nicht zumuten; aber was ein Architrav, eine Metope ist, wie die Säulen vorteilt sind, das darf man ihm schon sagen; ein Bild wird ihm davon keine deutliche Vorstellung geben. Das römische Forum gehört in die Obersekunda, in die Geschichtsstunde und zu der Lektüre des Livius. Die beste Gelegenheit, das Forum gründlich und abschließend zu erklären, bietet der Bericht von Cäsars Tod und der Leichenfeier; am besten kennen wir das Forum in der Gestalt, zu welcher Cäsar den Grund gelegt hat. Bei einem Rückblick auf Cäsars Thätigkeit geht man auf die Umgestaltung des republikanischen Forums ein; eine kurze Erwähnung, wie die Kaiser den Platz mit Ruhmesdenkmälern schmückten, wird der meist kurz abgethanen Kaisergeschichte zu gute kommen. Die Horazlektüre wird in Prima oft zum Forum und dem römischen Haus führen.

Nur ein vollständig vor ihm aufgebautes Theater wird es dem Primaner ermöglichen, sich Orchestra und Bühne in ihrer Größe vorzustellen, sich selbst im Geiste unter die Zuschauer zu versetzen —, dem Lehrer bei der Sophokleslektüre eine große Erleichterung sein. Daß für die Prima ferner die Laokoongruppe aufgestellt werden muß, werden die Lehrer des Deutschen schon oft als ein Bedürfnis empfunden haben. Werden Photographieen herumgereicht, so haben sie stets nur wenige Schüler vor Augen und Wandtafeln können ein plastisches Kunstwerk für viele zugleich nur ungenügend zur Anschauung bringen.

In der besprochenen Weise soll nun der Unterricht zum Verständnis der Kunst beitragen. Mehr als eine Anregung soll dem Schüler nicht gegeben werden. Systematischer Unterricht in der Kunst ist zu verwerfen. Die Wochen nach dem mündlichen Abiturientenexamen aber bieten Gelegenheit ein in kräftigen Zügen zusammengefaßtes Bild der Entwicklung der griechischen und römischen Kunst zu geben und dadurch zu hindern, daß die einzelnen von verschiedenen Lehrern gegebenen Notizen Verwirrung und unklare Vorstellungen in den Köpfen der Schüler erzeugen.

Was nun Beschaffung und Kosten der Modelle anbelangt, so kann zunächst das römische Haus (64 cm l. 43 cm b. 24 cm h.) für 30 Mark beschafft werden; das Modell einer Nachbildung der casa omerica mit Oberstock nach Art des balcone pensile in Pompeji ist in der Werkstatt eines Wiesbadener Architekten hergestellt.

Eine Gipsstatuette der bekannten Mainzer Legionars mit pilum und scutum, 51 cm hoch, kostet 30 Mark; Professor Lindenschmitt will die ganze Figur auch farbig anlegen lassen, was den Preis um wenige Mark erhöhen wird.

Dr. Ludwig Besk auf der Rheinhütte bei Biberich stellt für 20 Mark ein vortreffliches pilum her mit Holz von der Mainzer Römerbrücke; ebensoviel kostet ein gladius. Cäsars Rheinbrücke ist in der Reihe der Modelle nicht aufgeführt, da bereits an einer ganzen Reihe von Anstalten solche unter Leitung eines Lehrers von Schülern angefertigt sind.

Für 64 Mark (10 pCt. Rabatt) liefert Gipsgießer Eichler, Berlin W Behrenstraße, ein von Michaelis und von der Launitz angefertigtes Modell der Akropolis (1,12 m l. 0,72 br. 0,26 h.).

Im Maßstab 1 : 100 hat Dr. Lohr selbst ein Modell vom Parthenon angefertigt und bemalt, das bei der Versammlung vielen Beifall fand. Für 120—130 Mark wird ein Ausguß geliefert werden können; ein geschickter

Modellleur ist mit der genauen Nachbildung der Form noch beschäftigt. Derselbe Modellleur berechnet einen Ausgufs des Forums auf 30 Mark. Im Mafsstab 1:200 (1,30 m l. 0,70 br.) angefertigt, umfaßt es den Platz in seinem jetzigen Zustand von der Tempelreihe am *clivus Capitolinus* an und schließt den *Faustinatempel* noch ein. Eine Rekonstruktion würde zu viel Schwierigkeiten und Kosten verursachen. Von der Einteilung der römischen Gerichtshalle, Länge und Breite der Strafsen und der Bedeutung des Platzes als Mittelpunkt des Verkehrs und öffentlichen Lebens wird das Modell eine deutliche Vorstellung geben; das Strafsenpflaster ist zu dem Zweck auch da nachgebildet, wo es heute nicht mehr sichtbar ist; manches ist den kleinen Verhältnissen zum Opfer gefallen; die Farben (dunkelblau die Pflastersteine, die Ziegelbaute mattrot, die anderen Tempelruinen gelblich oder grau bemalt) sehen nur im Anfang etwas grell aus.

Vom griechischen Theater sind zur Zeit für die Schule brauchbare Ausgüsse nicht vorhanden. Dr. Lohr will den Versuch machen eine Form herzustellen.

Die Laokoongruppe liefern die Gebrüder Micheli in Berlin für 28 Mark (Höhe 0,56 m).

Für 400 Mark ungefähr werden sich diese Modelle samt *pilum* und *gladius* beschaffen lassen. Auf eine Reihe von 6–8 Jahren verteilt wird also die Ausgabe nicht zu groß sein und gute Zinsen tragen. Beschränkung auf wenige Modelle ist nötig. Einige vermischen in der Aufzählung Figuren, an denen man die antike Kleidung anschaulich machen kann, andere *Katapult* und einen Tempel ionischer Ordnung. Am Legionar kann man das Anziehen und Umlegen der antiken Kleidungsstücke überhaupt klar machen. Man kann die *Tertianer*, die man den Legionar öfter hat anschauen lassen, dahin bringen, daß sie sich *χιτών* und *ιμάτιον*, *tunica* und *toga* nicht nur auf dem Bild, sondern an einem menschlichen Körper vorstellen. Sehen sie auf den Abbildungen Körper statt der Flächen, so erkennen sie auch auf solchen von Gewandstatuen das Nötige.

Der Vortragende empfiehlt sodann eindringlich den Besuch des Museums, wo sich Gelegenheit dazu bietet. Der Lehrer des Lateinischen und Griechischen oder der Geschichte übernimmt die Führung einer geringen Anzahl (etwa 10–15) Schüler, erläutert ihnen einige der wichtigeren Objekte und setzt sie zum Unterricht in Beziehung. Ein Besuch der Museen ohne die Führung eines Lehrers ist für die Knaben nutzlos, wenn nicht gar schädlich.

Die letzte These des Referenten fordert, daß bei der Auswahl der Vokabeln und Übungssätze mehr als bisher das Gebiet der Realien zu berücksichtigen ist. Die noch am meisten gebräuchtesten Übungsbücher leiden an zwei großen Fehlern: sie bieten einerseits Sätze, die wegen ihrer Seichtigkeit für Schüler und Lehrer langweilig, wenn nicht zum Ekel werden müssen, andererseits enthalten sie zuviel historischen Stoff. Die Realien aber gewähren gerade neben der Belehrung dem Knaben auch Freude. Warum soll man nicht Sätze vorlegen wie beispielsweise diesen: Die römischen Soldaten pflögten das Schwert auf der rechten Seite zu tragen; da dasselbe kurz war, so konnte es ohne Mühe mit der rechten Hand gezückt werden. Durch Lektüre und lebendiges Wort die Schüler in den Geist des klassischen Altertums einzuführen, ist unsere Hauptaufgabe; durch geeignete Anschauungsmittel geben wir der jugendlichen Phantasie gesunde Nahrung.

Den warm vorgetragenen Ausführungen des Referenten war die Versammlung mit großer Aufmerksamkeit gefolgt und gab ihrem Beifall lebhaften Ausdruck. Der Korreferent, Dr. Vomberg aus Geisenheim, erklärte im wesentlichen mit dem Referenten übereinzustimmen; ausser den genannten Modellen fordert er noch einen Tempel ionischer Ordnung und eine Rekonstruktion des römischen Marktes etwa aus der letzten Zeit der römischen Republik. Die Rheinbrücke will er in die Reihe der aufgezählten Modelle aufgenommen sehen.

Gegen die vom Korreferenten geforderte Rekonstruktion des römischen Marktes etwa aus der letzten Zeit der Republik wendet sich Direktor Matzat, da es unmöglich sei, ein Bild des Forums aus einer bestimmten Epoche zu rekonstruieren. Die weiteren Ausführungen über den eventuell grösseren Wert von Grundriss und Aufriss setzten voraus, dass der Zeichenunterricht in einer Ausdehnung auf dem Gymnasium erteilt wird, wie er bis jetzt nur in Fachschulen erteilt wird.

Der Referent glaubt, dass eine Vorstellung vom ionischen Tempel sich dem leicht durch Wort und Bild geben lässt, der den dorischen im Modell gesehen hat. Überhaupt soll das Modell dem unausgebildeten Vorstellungsvermögen nur zu Hilfe kommen und es erziehen, dass es Abbildungen mit Nutzen zu Rate zieht.

Da gegen die Fassung einzelner Thesen Bedenken geltend gemacht werden, so schlägt zuletzt Direktor Dr. Paehler aus Wiesbaden vor, den Thesen, ohne auf den Wortlaut im einzelnen einzugehen, die Zustimmung zu erteilen; der Vorschlag wird, da Referent erklärt, dass ihm nur darauf ankomme eine Anregung zu geben, die hoffentlich praktische Erfolge haben werde, und diese Anregung von der Versammlung gebilligt zu sehen, einstimmig angenommen.

Wegen vorgerückter Zeit wird ein vierter Vortrag von der Tagesordnung abgesetzt und die 10. Generalversammlung geschlossen.

An die Versammlung schloss sich ein Festessen an, an dem sich auch Diezer Einwohner zahlreich beteiligten. Ein von Provinzialschulrat Dr. Hüpfner ausgebrachter Toast auf den Erfolg der Bestrebungen der Provinzialvereine und die sicher zu erhoffende Hebung der Stellung der Lehrer an den höheren Schulen, wenn nur mit Mafs und Besonnenheit dahin zielende Bestrebungen verfolgt werden, fand begeisterten Widerhall in der Versammlung.

Nach dem Festessen fand ein gemeinsamer Spaziergang nach der Kadettenschule Oranienstein statt, zu deren Besuch der Kommandeur die Versammlung eingeladen hatte. Die Führung hatte er in liebenswürdigster Weise mit einigen der dortigen Lehrer und Offiziere übernommen.

Wiesbaden.

K. Spamer.

JAHRESBERICHTE
DES
PHILOGISCHEN VEREINS
ZU
BERLIN.

ZEHNTER JAHRGANG.

BERLIN.
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG.
1884.

JAHRESBERICHTE DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU
BERLIN.

Zehnter Jahrgang.

1.

Ciceros Briefe.

1878—1881.

I. Ausgaben.

1) *Ausgewählte Briefe von M. Tullius Cicero. Erklärt von Friedrich Hofmann. II. Bändchen, bearbeitet von Georg Andresen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1878. IV und 226 S. 8. 2,25 M.*

In einem kurzen Vorwort giebt Andresen Auskunft über die Entstehung dieses Bändchens; Hofmann hat den Text der ersten 19 Briefe festgestellt und fast vollständig dazu den Kommentar geliefert, A. hat den Text der übrigen 30 Briefe, den Kommentar zu diesen, den Anhang und das Register ausgearbeitet. 22 Briefe bilden das vierte Buch, Cäsars Alleinherrschaft, während das fünfte, der mutinensische Krieg, 27 enthält; der erste Brief ist ad fam. IV 14, der letzte ad fam. X 24. Die Auswahl der Briefe, welche H. getroffen und A. nur an einer Stelle geändert hat, ist zu loben; doch scheinen die Briefe ad Atticum weniger Berücksichtigung gefunden zu haben, als sie wegen ihrer Unbefangenheit verdienen. Ebenso wird man sich im ganzen mit dem Texte einverstanden erklären, dessen Abweichungen von Baiter zugleich mit Rücksicht auf die Lesarten Wesenbergs hier folgen; und zwar geben wir sie in der Reihenfolge, welche die Briefe bei A. einnehmen, damit jeder über die Auswahl urteilen kann.

Ad fam. IV 14 ohne Abweichung. IX 2, 1. B. (Baiter) *Attamen*: W. A. (Wesenberg. Andresen) *Ac tamen*. 3. B. W. *possent*: A. *possunt*. 5. B. W. *gubernare*: A. *tractare*. IX 6, 1. B. W. *adventus Caesaris scilicet in*: A. *adventus in*. 3. B. W. *videremus*: A. *viderimus*. — B. W. *interitum*: A. *interitum*. — B. *otiosissimi*: W. A. *otiosis*. 4. B. *duxerim quod*: W. † *duxerim quod*: A. *duxi, tum, quod*. 6. B. W. *quae tua audiero*: A. *quae tum audiero*. IX 16. B. W. *Pacto*: A. *Papirio Pacto*. 1. B. *animadverti*: W. A. *amavi*. — B. W. *quoquo modo*: A. *quomodo*. 2. B. W. *eis*: A. *his*. 3. B. *sit*: W. A. *est*. 5. B. W. *quod*: A. *quia*. 7. B. *popillium*: W. A. *pompilium*. — B. *denarium*:

W. † *denarium*: A. *thynnum*. — B. W. *quaesticulus*: A. *quaesticulis*. — B. *etiam haec*: W. A. *et tamen haec*. 10. B. W. *sannionum*: A. *sanorum*. VII 3. IV 13, 2. B. *tamen non nihil eis*: W. A. *tamen nihil minus eis*. — B. *ut id*: W. A. *ut*. — B. W. *sed etiam video*: A. *sed etiam id ipsum video*. 3. B. W. *eis*: A. *his*. 4. B. *te consoler*: W. A. *consoler*. — B. W. *eis autem*: A. *his autem*. 5. B. W. *eis ipsis*: A. *his ipsis*. 6. B. *perveniri*: W. A. *pervenire*. IV 7, 1. B. *iudico*: W. A. *iudicem*. 2. B. W. *eis rebus*: A. *his rebus*. 3. B. W. *hique*: A. *hi, qui*. 4. B. *tametsi*: W. A. *tamen, si*. IV 9, 4. B. *stultum nolle*: W. A. *stultum est, nolle*. IV 4, 3. B. W. *coeptum est*: A. *coeptum sit*. — B. W. *hominis*: A. *ominis*. 4. B. *his temporum*: W. A. *eis temporum*. 5. B. *nihil praeter*: W. A. *nihil te praeter*. — B. *te delectare*: W. A. *delectare*. VI 6, 1. B. W. *Vereor*: A. *Non vereor*. 2. B. *putarant*: W. *putarunt*: A. *putabant*. 3. B. W. *quam quum*: A. *nam quum*. — B. W. *monitis*: A. *monumentis*. 4. B. W. *ne se diiungeret*: A. *ne seiungeret*. VI 14. V 16. B. W. T. *Titio*: A. *Titio*. 4. B. *ex qua*: W. A. *in qua*. VI 1, 1. B. *ubi est*: W. A. *ubi sit*. — B. W. *quisquis*: A. *quisque*. — B. W. *coguntur*: A. nach dem Turonensis *cogunt*. 4. B. *rebus*: W. A. *de rebus*. 6. B. *sis is*: W. A. *sis*. VI 3, 3. B. *tale*: W. A. *tum tale*. — B. [vel] *ante*: W. *ante*: A. *vel ante* (doch wird in der Anm. *vel* verworfen und vorgeschlagen *vel simul vel ante*). — B. W. *duxit*: A. *dixit*. VI 18, 5. B. W. *delectabant*: A. *delectant*. ad Att. XII 16. XII 21, 1. B. *cohortatus*: W. A. *quod cohortatus*. — B. † *vario*: W. a *librario*: A. a *Salvio*. 2. B. *si vero etiam a Faberio † recedit*: W. *si vero etiam a Faberio aliquid † recedit*: A. *si Eros etiam a Faberio recepit*. 5. B. W. *scribis, ut Romae sim, neque mihi, ut absim, concedere, aut † quatenus*: A. *scribis, aliquatenus*. ad fam. IV 5, 1. B. [propinquos ac familiares]: W. A. *propinquos ac familiares*. 3. B. W. *An illius*: A. *At illius*. — B. W. *usuri*: A. *usi*. — B. W. *imitari*: A. *imitare*. 6. B. *tranquilliore*: W. A. *tranquilliozem*. IV 6, 2. B. W. *et cogere*: A. nach dem Turonensis *cogere*. — 2. B. *e re. p.*: W. *ad † re p.*: A. *a re. p.*

Die angeführten Abweichungen von B. hat bis auf einige Stellen, an denen A. eine Änderung vorgenommen hat, Hofmann zu vertreten; den Text der folgenden Briefe hat A. festgestellt.

Ad fam. IV 12, 1. B. *dominatur*: W. A. *dominantur*. 2. B. *familiare*: W. A. *familiari*. ad Att. XIII 52, 1. B. W. *militibus*: A. a *militibus*. — B. *ac mihi*: W. A. *at mihi*. — B. *non*: W. A. *vultum non*. 2. B. *accepti*: W. A. *accepit*. ad fam. VII 30, 3. B. *haec [epistula]*: W. A. *haec epistula*. XI 1, 1. B. *his in*: W. † *his in*: A. *illis in*. 2. B. *hanc*: W. A. *hoc*. ad Att. XIV 10, 1. B. *oportere vocari*: W. *vocari oportere*: A. *vocari*. 2. B. *utinam accidissent*: W. A. *numquam accidisset*. XIV 14. ad fam. IX 14. XI 27 6. B. *maxime [maxima]*: W. A. *maxime maxima*. 7. B. *quapropter redeo nunc ad querellam*. *Ego*: W. A. *quapropter — redeo nunc ad querellam — ego*. XI 28. ad Att. XV 11, 4. B. *disolvere*: W. A. *dissolvere*. XVI 4, 2. B. W. *Boream*: A. *Boream*. ad fam. XI 3, 1. B. (vgl. dessen adn. crit.).

b. *Litteras*: W. A. b. e. *Litteras*. XII 2, 2. B. W. *locuti sint*: A. *locuti sunt*. XII 23, 1. B. *dignitas est, eo*: W. A. *dignitas, eo*. ad Att. XVI 8. ad fam. XI 5. XI 6, 1. B. W. *meam [dignitatem]*: A. *meam dignitatem*. XI 8. XII 5, 2. B. *reliquum*: W. A. *reliqui*. — B. *comparat*: W. † *comparat*: A. *comparabat*. X 12, 1. B. *adferat*: W. A. *affert*. 2. B. W. *at ego*: A. *ego*. 5. B. *collecta*: W. A. *collectam*. — B. *complexus tenes*: W. A. *complexus es, tene*. X 30, 3. B. W. * *ultra*: A. *D ultra*. — B. [*quo loco steterat*]: W. A. *quo loco steterat*. 4. B. *fugavitque eodem loco*: W. A. *fugavit eodem die eodemque loco*. XI 9, 2. B. *Regii*: W. A. *Regio*. X 11, 1. B. *amicitia tua*: W. A. *amicitia tua*. X 15, 3. B. *posset*: W. A. *possem*. X 21, 3. B. *et ea quibus*: W. A. *et quibus*. 4. B. *conclamarint*: W. A. *conclamarent*. 5. B. *defuturum*: W. A. *defuturam*. 7. B. *istoc*: W. A. *istuc*. XI 12. X 35. X 23, 3. B. *spatium ad colligendum*: W. A. *et spatium colligendi*. 5. B. *Ego magno*: W. A. *Magno*. 6. B. *huc omne*: W. A. *hoc omne*. XII 10. X 24, 1. B. † *in tua observantia, indulgentia, assiduitate*: W. A. [*in tua observantia, indulgentia, assiduitate*]. 2. B. *scio*: W. A. *scis*.

Aus dieser Zusammenstellung ist ersichtlich, dafs das Urtheil, welches Schmalz in N. Jahrb. für Päd. 1880 S. 48 über den Text des Buches gefällt hat, unrichtig ist, und A. in der Wahl der Lesarten nicht weiter von Hofmann abweicht, als sich bei einem Texte erwarten läfst, der des Unsicheren und Unklaren soviel enthält. Bei einigen Lesarten sind dem Ref. Bedenken aufgestiegen. So ist ad fam. IX 2, 5 *tractare* nicht leichter aus *gravare* herzustellen als *gubernare*. IX 6, 1 ist *adventus* ohne *Caesaris* oder *eius* schwerlich zu halten; die beiden angeführten Stellen enthalten doch wenigstens eine Andeutung der Person, und auch IX 18 1 *obviam miseram* kann nichts beweisen, weil *familiari suo* folgt. IX 16 und V 16 wird die Überschrift nach B. W. herzustellen sein. VI 1, 1 hält Ref. *quisquis* für sehr bedenklich; Madvigs Anm. de fin. V 24 spricht gegen diese Lesart. VI 3, 3 scheint dem Ref. *duxit* für *dixit* notwendig. ad Att. XII 21, 2 ist *si Eros etiam a Faberio recepit* zwar schwerlich richtig, aber doch brauchbar und so lange zu halten, bis etwas Besseres dafür gefunden ist; nicht dasselbe läfst sich von den Worten § 5 sagen: *homines a me postulare scribis, aliquatenus*; hier ist offenbar in M. eine Lücke, welche mit B. und W. ausgefüllt werden mufs. XIV 14, 1 wird mit W. *casu, cum* zu interpungieren sein; zufällig ist, dafs das Schreiben und Empfangen der Briefe fast zusammentrifft. ad fam. IX 14, 4 wird *de re gesta tua* und ad Att. XVI 4, 2 *Baream* nur in der Anm. empfohlen; Ref. hält beides für sicher. ad fam. XI 9, 2 ist *Regii* doch wohl zu halten. Der Text würde für Schüler verständlicher werden, wenn Rede und Gegenrede wie bei W. durch Zeichen unterschieden würden.

Zu den Anmerkungen, welche wegen der Gründlichkeit, mit der sie ausgearbeitet sind, ebenso wie der Text Lob verdienen,

bemerkt Ref. Folgendes. Belegstellen, welche sich in der Sammlung finden, müssen auch nach dieser citirt werden; das ist gesehen in den Anm. S. 64, 121, 148 ff., noch einzuführen S. 4 (ad fam. IX 6, 3), S. 39 (ad fam. IV 4, 2) und öfter. S. 36 verdient *consilio, studio* eine Erläuterung mit Belegstellen. S. 37 ist ad fam. IV 9, 2 *at tibi ipsi* kaum mit Manutius zu erklären „selbst du, obgleich du ein so bedeutender Mann bist“; vielmehr ist der Sinn „zu dem Thun anderer vermagst du zwar zu schweigen; aber vielleicht sollst du selbst etwas Schlechtes thun.“ S. 70 wird dem Schüler *peregrinator*, S. 75 *confieri*, S. 78 *apisci* auffallen. S. 77 war schon zu *dies suum obisset* die Anm. zu setzen, welche S. 84 steht. S. 78 verlangt *tranquilliores animo* wohl einige erklärende Worte, zumal da B. *tranquilliore* hat. S. 108 werden die Worte „mit Ciceros von Antonius erbetener Genehmigung“ nur demjenigen klar sein, der ad Att. XIV 13a kennt. Dafs S. 156 (ad fam. XI 6, 3) in *summo semper studio suscepturum* die Alliteration von Cicero beabsichtigt ist, kann Ref. nicht glauben; ebensowenig scheint ihm das von ähnlichen zahlreichen Stellen wie S. 162 (ad fam. X 12, 3) *senatus continuo convocatus frequensque convenit*, V 8, 1 *cum consulibus et cum multis consularibus tanta contentione*. S. 157 erwartet man etwas Genaueres über *Polla = Paulla*. S. 177 (ad fam. X 25, 4) ist *fratrem mittam, qui sequatur, Italiam a vastatione defendat* gegen W. mit Recht ungeändert geblieben; es könnte aber durch Citate geschützt werden. S. 180 paßt zu *si durius aliquid esset* besser Caes. B. G. I 48, 6. Zuweilen könnte die Anm. ohne Schaden gekürzt werden, so S. 5 zu *malebant nimium timidum*, S. 34 zu *cucurmodi*, S. 139 zu *ὀμοιολογία*, S. 145 zu *nonnihil*, in der Angabe des Gedankenganges auch S. 32, S. 124.

Durch Druckfehler entsteht ist S. 16 *sic enim*, S. 27 *unterscheidet*, S. 38 *fratre*, S. 59 *ad FAM.*, S. 106 *Buthrotia res*, S. 151 steht das Zeichen des § 2 an unrichtiger Stelle, S. 205 ist vor IV 13 einzuschieben *ad fam.* Das Register scheint genau angelegt zu sein. Ref. glaubt, dafs das zweite Bändchen sich dem ersten würdig anreihet und nicht wenig dazu beitragen wird, dafs Ciceros Briefe als Lektüre in Prima Eingang finden.

- 2) M. Tullii Ciceronis epistulae selectae temporum ordine compositae. Für den Schulgebrauch mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen versehen von Karl Friedrich Süpfle. Achte Auflage, umgearbeitet und verbessert von Dr. Ernst Boeckel. Karlsruhe, Theodor Groos, 1880. X und 422 S. 8.

Die Aufgabe, das Werk eines Mannes, welcher mit Recht als einsichtsvoller und besonnener Lehrer geschätzt wird, in verbesserter Gestalt herauszugeben, hat B. glücklich gelöst; wer Ausstellungen macht, möge zusehen, ob er dieselbe Arbeit besser gemacht hätte.

Die Auswahl der Briefe hat nicht geringe Änderungen erfahren; es sind weggefallen ad Qu. fr. I 1, ad fam. V 21, VI 12,

XIII 17, 26, VI 10, V 13, VI 21, 20, XII 18, XII 1, XI 29, IX 24, X 5, 10, 13, 19, 16, XI 25; dagegen sind neu hinzugekommen ad Att. I 16, II 17, 19, 21, 24, ad Qu. fr. II 3, ad Att. IV 6, ad fam. I 9, ad Att. VII 1, XIV 1, 13a, 13b. Umgestellt ist ad fam. XIV 18 vor XVI 12, IV 12 vor V 14, und in neuer Ordnung folgen jetzt auf einander ad fam. IV 14, VI 22, VII 3, IV 13, 8, VI 13, IV 7, 9, 4, VI 6, 14, IV 3, XII 17, VI 1. Dafs ad Qu. fr. I 1 fortgelassen und ad fam. I 9, ein Brief, der doch eine prachtvolle Schilderung der politischen Verhältnisse enthält, aufgenommen ist, wird jeder loben. Die Briefe ad Att. scheinen dem Ref. noch nicht genügend benutzt zu sein, und dafs der letzte Abschnitt einer Erweiterung bedürftig ist, bemerkt B. selbst in der Vorrede S. IV; eine Teilung des Buches in zwei Bändchen wird sich nicht lange aufschieben lassen.

Im Text hat B. durch Einführung von Absätzen das Verständnis erleichtert. In den neu aufgenommenen Briefen weicht er an folgenden Stellen von Baiter ab. ad Att. II 21, 6. *aut cum . . . aut certe sine Baiter: aut certaturos cum . . . aut etiam sine Böckel.* II 24, 3. *eum emisisset: emisisset.* 5. † *tum hoc tempore: tum quod tempore* — ad Qu. fr. II 3, 1, 2 und 3 schliesst sich Böckel in Bezug auf die Angabe der Tage an Wesenberg an, § 4 schreibt er *sed magna*, während Baiter *et magna hat.* ad fam. I 9, 4. *alicui Baiter: aliquo.* 7. *in qua: in quo.* 16. [*est vero probandum*]: *est vero probandum.* 18. [*cumque . . . vidisset*]: *cumque . . . vidisset.* 23. *me iam . . . diiungo: iam . . . diiungo me.* ad Att. VII 1, 2. *atque: itaque.* 9. *merus: mirus.* In den übrigen Briefen sind häufig neue Lesarten zu finden; ad fam. V 2, 4 *perscriptione* 7. Aufl.: *praescriptione* 8. Aufl. ad Att. I 17, 1 *inse-disse: et incedisse.* — *et antea: antea.* 2. *et ad: ad.* 3. *defendo: defendam.* 5. *integritas: ingenuitas.* 8. *rem iudicandam: iudicandum.* 9. *libentissimo: liberalissimo.* 11. *si exspectare: ** exspectare.* II 22, 1. *Profecto: mansisses profecto.* 2. *quum vim: tum vim.* 3. *opera: [opera].* II 23, 2 *posse inveniri nullam puto: possum invenire nullam.* 3. *quod: quodque.* IV 1, 4. *Quinti fratris: Quinti.* 5. [*se inimicos esse*]: *se inimicos esse.* 6. *recitato cum contio more: recitato continuo cum more.* IV 2, 2. *doloris: dolor et rei.* 3. *ut: vi.* 4. *senatum: senatum esse.* — *Quisque horum: Suo quisque tum.* 6. [*prope . . . lucorum*]: *prope . . . lucorum.* ad fam. V 12, 1. *ostendis: ostendisti.* 4. *te scriptore: tuo scripto.* 6. *qui sis: quid sis.* I 7, 11. *summa virtute: summae virtutis.* VII 1, 2. *decessisse: decesse.* — *Quid? ne: qui ne.* — *Clytaemnestra: Clytemestra.* V 8, 3 *inciderunt: interciderunt.* VII 5, 2. *Orfum: Titinium.* 3. *singularis: singulari.* ad Qu. fr. II 12, 3. *per se ipsum: per se.* ad fam. VII 17, 1. *mensium: mensum.* VII 7, 1. *iniectus: iniectus.* VII 10. *M. Cic.: [M.] Cic.* Ebenso ist die Überschrift verbessert ad fam. II 5, III 3, II 7, III 7, 9, IX 1, 16, 18, 17, V 16, XI 27, XII 5, X 31. VII 10, 2. *andabatam: andabata.* II 1, 2. *confor-*

matus: confirmatus. — *nisi: ni.* II 5, 2. *et iam: ac iam.* II 6, 1. *Curio, tanta quantia . . . solent: Curio — tanta quantia . . . solent* —. III 3, 1. *Qu. Fabius: Qu. Fabius Vergilianus.* XIII 1, 2. *intelleges, tua nullam in partem multum: intelleges multum, tua nullam in partem.* ad Att. V 16, 2. [*solvere non posse*]: *solvere non posse.* 3. *reviviscunt iustitia . . . Ciceronis. Itaque: reviviscunt: iustitia . . . Ciceronis [itaque].* ad fam. III 6, 5. *Antonium: D. Antonium.* II 7, 2. *cogita iam: cogita.* XV 4, 3. *Kal.: III. Kal.* 4. *sunt etiam: sunt clam.* 5. *praesentia: praestanti.* 6. *totus deditus eis qui: tot sociis qui.* 12. *in te id: id.* 15. *uni: unus.* III 7, 6. *absum: absim.* III 9, 3. [*in*] *scribendo: [inscribendo].* XIV 5, 2. *valeatis. Athenis a. d. XV.: valeatis. Vale. Athenis a. d. XVII.* XVI 4, 2. *transferret: traferret.* XVI 11, 2. *proconsoles: pro coss.* XVI 12, 4. *nobiscum est: est nobiscum.* ad Att. VIII 3, 1. *cedat: excedat.* 2. *cum maiore: cum aliquo fore.* 4. *cupidi. Dixi: cupidi, dixi.* 6. *non accipere me periculosum est, accipere: non accipere vereor ne periculosum sit, accipere.* 7. *a Fausto: Fausto.* VIII 7, 1. *et ipse: secum ipse.* ad fam. II 16, 2. *nil: nil.* 5. *in memoria: memoriam.* — *quum: qui.* 7. *De Dolabella: De re Dolabellae.* IV 1, 1. *me quum: cum me.* IX 9, 3. *ut ubi: ubi.* ad Att. XI 12, 4. *quoad: quod.* ad fam. IX 3, 2. *medicna: medicinae.* IX 6, 3. *otiosissimi: otiosis.* 6. *quae vera audiero: quae scire interesse tua videro.* IX 16, 6. *consolor: et: consoler et.* — *modo: [modo].* 7. *Popillum, quem Denarium: popillum, quem denarium.* — *me apud eos: me apud illos.* — *quaesticulus: quaesticulis.* 8. *Miniani: miniati.* IX 18, 1. [*sublatis iudiciis*]: *sublatis iudiciis.* 3. *sed quoniam, ut video, aestimationes: sed quo modo, videro. Si aestimationes.* IX 20, 2. *etiam artis: exquisitae artis.* IX 17, 1. *quoque: ego quoque.* IV 14, 1. *Corcyra: Corcyrae.* IV 13, 2. *nonnihil eis: nihilo minus eis.* — *video: id ipsum video.* VI 13, 4. *gratia: [gratia].* IV 7, 3. *tibi nihil: nihil tibi.* 4. *tametsi: tamen, si.* IV 9, 4. *isse: esse.* IV 4, 3. *quum C. Marcellus: C. Marcellus.* 5. *tibi: tibi. Vale.* VI 6, 2. *putarant: putarent.* 3. *Etruscae: mira tuscae.* VI 14, 3. *supplicabo: supplicabo. Vale.* VI 1, 4. *rebus: de rebus.* VI 3, 3. *tale: tum tale.* VI 4, 1. *putabam; sed quid?: putabam, non quo *** sed quod.* ad Att. XII 16. *prius: aptius.* ad fam. IX 11, 1. *nam me: nam.* IV 5, 1. [*propinquos ac familiares*]: *propinquos ac familiares.* 4. *attulerit: attulit.* 6. *adipisci: apisci.* IV 6, 2. *cogeremque: et cogerem.* IV 12, 2. *Maleam: Maleas.* V 15, 2. *coniunctioni: coniunctionis.* 5. *omne: si omne.* ad Att. XIII 52, 1. *vultum: [vultum].* ad fam. VII 30, 3. [*epistola*]: *epistula.* V 16, 6. *ante ferre: anteferre* XI 1, 1. *eis in: his in.* ad Att. XIV 12, 1. *istine: istim.* — *referor: refero.* 2. *negant: negat.* 3. *Quamquam . . . scribam: Quam . . . scribam! — delectem te his: delectem meis.* ad fam. XI 27, 6. *maxime [maxima]: maxime maxima.* 7. *Quapropter redeo . . . querellam: Quapropter — redeo . . . querellam —.* ad Att. XV 11, 1. *ante d.: a. d.* XVI 7, 5. *quod ex eis: quod eis.* ad fam. X 1, 1. *meo:*

medio. X 3, 1. [*praeterea*] *mihi: praeterea mihi*. X 6. *Planco S.: Planco*. 1. *populoque: populo*. 3. *consules: consulares*. — [*ut pacem: pacem*. X 12, 5. *complexus tenes: complexus es, tene*. XI 9, 2. *Regio: Regii*. X 11, 1. *tui memorem: tua memorem*. X 23, 6. *huc omne: hoc omne*. Der Text hat durch die neu eingeführten Lesarten wichtige Verbesserungen erfahren; die 7. Auflage war in Bezug auf die Textkritik zurückgeblieben; übrigens sind oben nicht alle Stellen angeführt, an denen Böckel mit Wesenberg die Interpunction geändert hat.

Dieselbe Einsicht zeigt B. in den Änderungen, welche die Vorrede und die Anmerkungen erfahren haben. So wird S. 6 in Bezug auf die Rede de imperio die politische Lage richtiger geschildert, S. 35 werden die Briefstellen aus Plautus' Bacchides und Curculio angeführt. Die Hofmannsche Ansicht über die Entstehung der Sammlung wird S. 38, die Büchelersche über die Herausgabe S. 39 als wahrscheinlich erwähnt; S. 40 wird nach Viertel über den Anteil Petrarca's an der Wiederauffindung der Briefe gehandelt; die Arbeiten Gurlitts und Voigts konnte B. nicht benutzen. In gleicher Weise sind die Anmerkungen einer Durchsicht unterzogen und durch Änderungen oder Zusätze oft verbessert worden. So wird ad Att. II 21, 2 *recepisse sibi* jetzt richtiger erklärt. ad fam. V 12, 8 wird *impetro* gegen Wesenberg, der *impetraro* hat, verteidigt. ad fam. IX 16, 7—8 sind die Anmerkungen zugleich mit der Verbesserung des Textes umgestaltet worden. ad fam. IV 5 werden die stilistischen Eigentümlichkeiten des Servius hervorgehoben.

Ref. gestattet sich noch folgende Bemerkungen an einzelne Stellen zu knüpfen. S. 40 können diejenigen, welche Ciceros Briefe mißbrauchen, um über seine politische Haltung abzusprechen, widerlegt werden durch die Worte ad Att. VIII 14, 2 *'totiensne igitur sententiam mutas? ego tecum tanquam mecum loquor. quis autem est, tanta quidem de re, quin varie secum ipse disputet?'* ad fam. V 1, 1 verteidigt B. noch *nec absentem* ohne *me* und *abs te*, wie Ref. glaubt, ohne Grund. ad Att. I 16, 3 ist zu den Worten *sic uti nunc ex eventu ab aliis, a me iam ex ipso initio consilium Hortensii reprehendatur* zu bemerken, daß hier *ex initio* für das gewöhnliche *ab initio* steht und das *ex* nur aus dem Streben nach Parallelismus erklärt werden kann; denn *ex initio* heißt doch auch hier „von Anfang an“, nicht etwa „nach dem anfänglichen Verlauf“, da mit der zweiten Bedeutung Cicero sein Urteil in ein bedenkliches Licht setzen würde. Der gerade Gegensatz zu *ex eventu* ist *ex ipso consilio*, was vielleicht dazu beigetragen hat, *ex initio* zu setzen. Vgl. ad fam. I 7, 5. S. 71 ist in der Anm. das erste *multorum* zu streichen. Zu ad Att. III 1 *tuorumque* ist zu vergleichen ad fam. V 1, 2, III 5, 2, III 9, 4, I 7, 8. S. 107 ist die Schreibung *Messala*, S. 118 *Quintilis*, S. 261 *solatio* nicht mehr zu halten. ad Qu. fr. II 2, 2 wird an *omnia maledicta*,

versus denique obscenissimi einem Schüler *denique* an zweiter Stelle auffallen. Vgl. ad fam. XIII 4, 4, ad Qu. fr. I 1, 1, ad Att. IV 6, 2 vermisst Ref. eine Anmerkung zu *quo dolore*; vgl. ad fam. VI 4, 4, ad fam. VII 1, 4 hält Ref. *spectavimus* mit Wesenberg für notwendig. VII 5, 1 ist das asyndetische *beneficiis studiis* mit Parallelstellen zu belegen. VII 16 ist in der Überschrift *M.* zu tilgen. I 9, 19 ist *reponam* zu erklären und dabei auf VII 18, 2 zu verweisen. XIII 1, 5 bezieht sich *dicendum enim aliquando* nicht auf den folgenden Hauptsatz, sondern auf die weit davon entfernten Worte *is* (scil. *Atticus*) *sic a me hoc contendit*. S. 204 steht im Text *caelum*, in der Anm. noch *coelum*. ad fam. XV 5, 1 hat Wesenberg nach Weiske wohl mit Recht hinter *foris* das Komma gestrichen; *domi togati* gehört zu *cognitam*, *armati foris* zu *administrare*. III 9, 1 vgl. zu *facile facies* X 3, 2 *potior possit*. ad Att. VII 1, 1 vermisst Ref. eine Anm. zu *et . . . exposui*; die Worte fallen ganz aus der Konstruktion. Zu *signa tirone et collecticio exercitu* ad fam. VII 3, 2 ist zu vergleichen, was Plancus X 24, 3 und Pompeius ad Att. VIII 12 D. 2 über den Wert von Rekrutenlegionen sagt. ad fam. VI 6, 1 schreibt B. *Vereor*; Ref. hält *Non vereor* des Gegensatzes wegen für wahrscheinlich. XII 17, 1 wird einem Schüler *memoria nostri tua* auffallen; andere Beispiele finden sich III 10, 3; ad Att. XV 8, 1. ad fam. VI 1, 1 ist *cogunt* mit dem *Turonensis* zu schreiben. IV 5, 3 scheint dem Ref. *et illius vicem* notwendig; *an* und *credo* stehen so in Widerspruch mit einander, daß derartiges dem Servius nicht zuzutrauen ist. S. 339 ist oben am Rande *VI 15. Ad Att. XIV 1* überflüssig. ad Att. XIV 13 A, 3 scheinen die Worte *te hoc beneficium rogo* einer Anmerkung zu bedürfen. ad fam. XI 27, 2 gehört *tuis deinde discessus* zusammen = „dein darauf folgender Weggang“; vgl. in Pis. 20 *discessu tuo meo*. X 3, 2 ist *constitutam* wohl ohne Absicht wiederholt. Zu XVI 21, 1 *fructum humanitatis tuae* ist zu bemerken, daß *humanitatis tuae* nicht Gen. obj., sondern def. ist. XII 5, 2 scheint *comparat* dem Ref. unhaltbar. X 31, 2 ist mit *nullius partis* zu vergleichen ad Att. XVI 14, 1. XII 6, 2 ist *sustinet* zu belegen mit X 11, 2; dagegen vgl. X 24, 3 und 8.

Druckfehler: S. 20 ist zu lesen *58* und *10*, S. 48 *ut*, S. 57 *arbitratur*, S. 58 ist das Zeichen des § 8 in der Anm. falsch gesetzt, S. 73 fehlt „§ 3“ neben dem Text, S. 75 fehlt unter in der Anm. „IX“. S. 83 ist zu lesen *ita*, S. 104 *negotia*, S. 124 *ὑπόμνημα*, S. 134 *discedo*, S. 141 *eum*, S. 153 fehlt *non* hinter *plane* im Text. S. 183 ist *εἶ* zu lesen, S. 193 fehlt in der Anm. „§ 3“. S. 245 ist *confecta* zu lesen, S. 256 das Zeichen des § 3 falsch gesetzt, S. 281 ist *scripseris*, S. 303 *condemnati*, S. 305 *ersten*, S. 341 *sic*, S. 354 *interesse*, ebenda in der Anm. *videbatur*, S. 380 *nicht*, S. 394 *est* zu lesen.

Ref. schließt seine Rezension mit dem Wunsche, daß der neuen Auflage die verdiente Anerkennung zu teil werde.

- 3) Ausgewählte Briefe von M. Tullius Cicero. Erklärt von Friedrich Hofmann. Erstes Bändchen. Vierte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1880. IV und 256 S. 8. 2,25 M.

Die vierte Auflage des mustergiltigen Buches hat folgende Änderungen erfahren: in der Einleitung ist S. 14—16 der Abschnitt, welcher von der Wiederauffindung der Briefe handelt, nach Voigt und Viertel umgestaltet worden und danach sind auch die Vorbemerkungen S. 223 und 224 verbessert worden; die Annahme, daß der cod. Med. Plut. XLIX N. IX der Archetypus aller übrigen Hss. sei, ist S. 17 aufgegeben worden. Gurliits Dissertation scheint nicht berücksichtigt zu sein, Büchelers Annahme, daß die Briefe erst um das Jahr 60 n. Chr. veröffentlicht worden seien, wird als unsicher zurückgewiesen.

Unter den jetzt wieder in 2 Kolumnen gedruckten Anmerkungen sind einige neu, z. B. die Erklärung zu ad Att. I 16, 6 *intercessit*, I 19, 4 *magna cum agrariorum gratia*, II 21, 3 *mollitiem animi*, ad fam. VIII 1, 4 *certe factum est* (in der 3. Aufl. steht *fictum* ohne Anm.), ad Att. V 15, 2 *Appii vulnera*, ad fam. VIII 8, 2 *ferenter*, ad Att. VIII 12 C, 1 *secundum mare*. Ausgelassen dagegen ist in der 4. Aufl. u. a. die Erklärung zu ad Att. I 16, 3 *ex eventu* — *ex initio* und ad fam. XV 4, 4 *clam*.

Im Text liest H. jetzt ad fam. V 2, 8 *iudicavit* mit Wesenberg für *iudicaret*, ad Att. I 16, 11 *rem manifestam, illum redemptum* mit Bücheler, I 16, 18 *aliquod* mit W. für *aliquid*, III 1 *consequere* mit W. für *consequare*, IV 1, 5 *ab infimo* mit Lehmann für *ab infima*, ad fam. V 12, 5 *retinetur* nach dem M., VIII 1, 4 *factum* nach dem M. für Stephanus' Konjekture *fictum*, VIII 8, 10 *perscripsi* mit W. für *descripsi*, ad Att. IX 13 A, 2 *proficere posse mihi viderer* mit Madvig für *proficere possem videri*.

Diese Änderungen scheinen dem Ref. alle begründet zu sein; zu folgenden Stellen glaubt er Bemerkungen machen zu dürfen. Zu *vestra sorore Mucia* ad fam. V 2, 6 kann noch ad Att. I 5, 1 *Lucii fratris nostri morte* und die von Boot citirte Stelle de fin. V 1, 1 angeführt werden. ad Att. I 16, 13 ist neben *facteon* noch zu erwähnen *tocullio* II 1, 12, *τόνος* mit lat. Endung. Bei den Worten ad Att. II 21, 1 *ita lenibus uti videbantur venenis, ut posse videremur sine dolore interire; nunc . . . vereor ne exarserint* hat Cic. wohl die Meinung gehabt, das Gift gereizter Schlangen wirke am schmerzhaftesten. Daß ad Att. III 4 *illo cum pervenire non liceret* richtig sei, scheint Boot mit Recht zu bezweifeln; die Worte geben keinen ausreichenden Sinn und weichen von der Überlieferung stark ab. Zu *huic utinam gratiam referre possimus; habebimus quidem semper* ad fam. XIV 4, 2 kann ad fam. X 11, 1, V 1, 1 angeführt werden. ad Att. III 15, 2 wird *dolorem rescindere* für *d. scindere* doch nötig sein; in der Pröp. liegt die hier geforderte Vorstellung, der Schmerz oder die Wunde sei beinahe geheilt gewesen; vgl. ad fam. IV 6, 2 *illa quae consanuisse vide-*

bantur recrudescunt. Mit ad Att. III 15, 4 *perfectum potuit* statt *oportuit* ist zu vergleichen de domo 11 *capere potuit*, eine Stelle, an der jetzt gewöhnlich mit Madvig *oportuit* gelesen wird. Mit *difficilius facio* S. 74 vgl. ad fam. V 12, 1 S. 94, II 18, 1 S. 147. ad Att. IV 1, 4 hält Ref. *tamen ea ipse scribam* für *inscribam*, das in der Hs. steht, für sehr wahrscheinlich. In den Worten ad Att. IV 2, 7 *suburbano non facile careo* kann *non* wohl nur dann gehalten werden, wenn vorher mit Kayser *etsi* geschrieben wird; wer *etsi* nicht aufnimmt, muß entweder, wie Baiter thut, *non* ganz auslassen oder *nunc* dafür setzen. Zu ad fam. VIII 8, 5 S. F. S. kann ad Att. III 23, 3 (S. 76 bei Hofmann) angeführt werden. Dafs ad Att. VII 3, 6 Hofmann *Nunc venio ad privata . . . Ad privata venio* im Texte ungeändert gelassen hat trotz Madvig, Baiter und Wesenberg, ist durchaus zu billigen; auch Ref. glaubte einmal einen Vorschlag zur Heilung der vermeintlich verderbten Worte machen zu sollen, ist aber durch Stellen wie ad Att. I 19, 5 eines bessern belehrt worden. ad Att. VII 9 und in andern Briefen möchte es sich empfehlen, die Worte, welche Cic. einem andern in den Mund legt, von seinen eigenen etwa durch Anführungszeichen zu unterscheiden. ad Att. IX 18, 3 vermißt Ref. eine Anm. zu dem verwünschenden *malum*. ad Att. X 8, 4 wird *quoniam* schwerlich richtig sein; dafs Pomp. nicht nach Spanien ging, ist für ihn nicht der Grund gewesen, eine Flotte zu besorgen. Ebenda ist *classibus* wohl mit Recht von Baiter und Wesenberg getilgt worden. XI 5, 3 wird man *corporis molestiam* nicht durch einen Hinweis auf das Klima Brundisiums erklären können; Cic. war erst eben in Brundisium angekommen.

In Bezug auf die Orthographie fällt auf *retulit* S. 35, 66, 118, 136, *tentatur* S. 37, *foenore* S. 137, *Haeduum* S. 209.

S. 22 ist das Zeichen des § 2 falsch gesetzt, S. 36 fehlt hinter *mali* das Komma, S. 114 ist zu lesen „verlosen“.

4) Ausgewählte Briefe Ciceros. Für den Schulgebrauch erklärt von Josef Frey. Dritte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1881. 8. VIII und 240 S. 2,25 M.

Die neue Ausgabe unterscheidet sich nicht bedeutend von der zweiten. Die Ordnung der Briefe nach den Empfängern ist dieselbe geblieben, so dafs z. B. unter dem Namen der Terentia ad fam. XIV 4, 2, 1, 3, 5, 18, 7, 12, 11, 15, 20, des Appius ad fam. III 2, 5, 6, 9, des Cato XV 4, 5, 6 vereinigt sind; daher findet man aus den Briefen ad Att. nur II 22, 23, III 5, 6, 9, 10, 13, 19, 22, 26, IV 1, 2, IX 6 a, 11 a, 16, X 8 b in der Sammlung, keinen Brief aus den andern Büchern. Die Auswahl der Briefe ist nicht verändert worden, doch steht jetzt ad fam. XI 5 (IV 8 bei Frey) hinter XI 25 (IV 7).

In der Einleitung ist S. 2 eine Änderung nach Voigt und Viertel vorgenommen worden. Der Text hat dadurch eine große Verbesserung erfahren, dafs F. ihn in Abschnitte gliedert und

damit den Zusammenhang für Schüler verständlicher gemacht hat; doch ist ad Qu. fr. I 1, 11 der Absatz kaum berechtigt. Von Änderungen des Textes hat Ref. bemerkt: ad fam. VII 5, 3 *singularis* für *singulari* der 2. Ausgabe. III 2, 2 *quoad* für *quod*. III 6, 3 *levissime* für *lenissime*. XV 4, 10 *Tibarani* für *Tebarani*. VI 6, 7 *involutu* für *volatu*. X 14, 2 ist *reipublicae* eingeklammert, ebenso X 24, 3 *talīs*. VI 7, 4 wird jetzt interpungiert und gelesen 'num offendo?' *Cum porro represso aliquem: 'quid, si non vult? Armati stilum persequitur: victi . . . quid faciet?'*

Mehr Änderungen, besonders Zusätze, finden sich in den Anmerkungen, obgleich F. noch immer sehr sparsam mit ihnen ist. Erweitert ist z. B. die Anm. in Buch I 18, 30 *idem*, I 15, 1 *quorum consuisti*, III 18, 5 *possit*; neu sind die Anm. I 7, 2 *et tamen*, I 18, 35 *facere ut commemores*, II 19, 1 *desiderare*, III 24, 2 *hora decima*, III 35, 3 *in maiorem modum*, IV 9, 3 *aliquanto ante*.

Einige von den folgenden Vorschlägen und Bemerkungen werden vielleicht zur Verbesserung des Buches beitragen. Man erwartet zu *ad aliquam alicuius commodi aliquando* ad fam. XIV 4, 1 eine Anm. mit Hinweisung auf Stellen wie ad Att. III 24, 1, ad fam. VII 11, 2 und VI 21, 2. ad fam. XIV 5, 1 will F. bei den Worten *si tu et Tullia valetis, ego et Cicero valemus* hinter *valetis* ergänzt wissen *bene est*, „was in dieser Verbindung der Kürze wegen häufig fehlt“. Es ist aber unmöglich, hier *bene est* zu ergänzen, und wer Stellen betrachtet, wie ad Qu. fr. I 1, 46 und ad fam. XIV 18, 2, findet, daß die Worte nur bedeuten: „uns geht es ganz wohl, und es würde uns nur dann schlecht gehen, wenn wir wüßten, daß du dich schlecht befindest;“ es ist also in ihnen zugleich die Versicherung des eigenen Wohlbefindens und die Sorge um das Wohl des Adressaten enthalten. ad fam. XIV 7, 1 fehlt eine Anm. zu *spero nos habere*, IV 5, 4 zu *crede mihi*, ebenda zu *diem suum obisset* (vgl. S. 167). ad fam. XVI 21, 5 schreibt F. noch mit Klotz *multum enim*; indessen steht *enim* weder in der Hs., noch wird es durch den Sinn gefordert. *Atellae* S. 66 und *Pindenissum* als Neutrum S. 107 und 117 läßt sich schwerlich verteidigen. Wenn F. ad Att. III 2 *Thurii* und III 9, 3 *Thessalonicae* für richtig hält, so braucht er nicht ad fam. XIV 1, 6 *Dyrrhachio* mit Orelli und Wesenberg gegen den M. zu schreiben. ad Att. IV 1, 5 hält Ref. *se inimicos esse* für echt. ad Att. IV 2, 4 ist doch wohl hinter oder vor *senatum* ein *esse* einzuschieben; ebenda hat F. noch *Quisque horum loco sententiam rogatus*, ein grammatisches Ungeheuer, das nachgerade aus dem Text verjagt werden sollte. ad fam. II 1, 1 hat *amorem* in dem Satze *perspectum mihi quidem, sed tamen dulcem et optatum amorem* eine zwiefache Bedeutung; in Bezug auf *perspectum* ist *amor* das Gefühl, in Bezug auf *dulcem et optatum* der Ausdruck des Gefühls; vgl. *libertas* ad fam. XI 12, 2 und ebenso *amor* ad fam. V 15, 1. ad Att. IX 6 a scheint dem Ref. die Erklärung zu *ad propositum*

revertar „zu der Entschuldigung, daß ich nicht Zeit zu einem längeren Schreiben habe“ falsch; Cäsar hat sich noch nicht entschuldigt und das Futurum wäre auffallend; die Hofmannsche Erklärung ist wohl die richtige. ad fam. IX 16, 1 hält F. mit Recht an *amavi amorem* fest, der Ausdruck wird aber ohne Anm. dem Schüler nicht verständlich sein. IV 13, 5 ist zu *sed possit necesse est* nicht *aliquid* als Gegensatz zu dem vorhergehenden *minimum* zu ergänzen; eine solche Ergänzung ist nicht zu rechtfertigen; vielmehr ist *possit* absolut zu fassen = *potens sit*, wenn man nicht etwa mit Wesenberg eine Lücke annehmen will. ad fam. IV 10, 1 drückt *igitur* den Übergang zu einem in früheren Briefen enthaltenen Gedanken aus. IV 12, 1 hat F. noch S. V. B. E. V. gegen Baiter und Wesenberg; aus der Lesart des M. ist das aber kaum herzustellen. Nach S. 158 hat Cäsar vielleicht, nach S. 188 sicher Piso veranlaßt, über Marcellus im Senate zu reden. S. 32 hat F. in dieser Ausgabe auf Servius' Stil aufmerksam gemacht; wünschenswert wäre das auch bei Plancus' Briefen S. 212 ff.; *effectus consiliorum, deam, novissime* und manches andere weicht von Ciceros Sprachgebrauch ab. ad fam. X 7, 2 könnte auf den Wechsel von *me* und *nos*, 24, 6 auf *acceptum referre*, XII 24, 2 auf *paruisset* aufmerksam gemacht werden; bei *paruisset* ist das Subj. Antonius weder bezeichnet noch kann es aus dem Briefe selbst ergänzt werden. XII 10, 3 schreibt Cic. *si vos habebimus*, trotzdem erst § 4 Brutus erwähnt wird, weil schon in vorhergehenden Briefen derselbe Gedanke enthalten war.

Die Orthographie in den deutschen Wörtern ist geändert worden, sehr viel läßt aber die der lateinischen Wörter zu wünschen übrig. So steht noch S. 33, 35, 41, 83, 101 *solatium*, während *solacium* gebessert ist S. 146, 172, 189; *poenitet* steht S. 42, 81, 177, 188, 200, *coena* und *coeno* S. 43, 75, 141, 144, während *cena* verbessert ist S. 136, 144, 166. *coelo* S. 49, *Messala* S. 91 und *Coelius* S. 169 und 170 muß ebenfalls auffallen.

Druckfehler sind ziemlich häufig, zum Teil noch aus der 2. Auflage; S. 2 fehlt *in* vor *vulgus*. S. 23 ist zu lesen *patre*, S. 25 *ergiebt*, S. 26 *quidem*, S. 28 *Matri*, S. 48 *animi*, S. 58 ist § 28 falsch gesetzt, S. 69 ist zu lesen *Cilicien*, S. 75 *Ärsten*, S. 79 *mehr*, S. 82 *desiderat*, S. 83 *offerrem*, S. 99 *subimpudens*, S. 113 *constituti*, S. 144 *aliud*, S. 154 *benigne*, S. 168 und 170 *LIB. III*, S. 183 zweimal *recipieris*, S. 188 *miserrimus*, S. 210, 212, 214 *LIB. III*, S. 213 *Anhänglichkeit*, S. 223 *satis*, S. 234 *de Bruto*, S. 236 *infimo*.

II. Abhandlungen.

A. Zur Geschichte und zum Wert der Handschriften.

- 1) A. Viertel, Die Wiederauffindung von Ciceros Briefen durch Petrarca. Königsberg i. Pr. 1879. 44 S. 1 M.

- 2) G. Voigt, Über die handschriftliche Überlieferung von Ciceros Briefen. Verhandlungen der Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften. Leipzig 1880. S. 41—65. 2 M.

Ref. behandelt, wie er schon in der Phil. Wochenschr. 1882 Nr. 10 gethan hat, die Schriften Voigts und Viertels zusammen, weil beide mit denselben Gründen zu demselben Resultate kommen. Und zwar ist das sichere Ergebnis ihrer Untersuchung: 1) Petrarca hat zwar die Bücher ad Att. (d. h. auch das Buch ad M. Brutum, die drei Bücher ad Quintum fratrem und die epistula ad Octavianum) in Verona 1345 gefunden, aber die Briefe ad fam. gar nicht gekannt. 2) Die Behauptung des Flavius Blondus, daß Petr. die Briefe ad fam. gefunden habe, ist eine Kombination, die Blondus sich aus unsicheren Nachrichten und unrichtiger Annahme gemacht hat. 3) Der Cod. Med. Plut. XLIX n. VII, welchen nach der geltenden Annahme Petr. aus dem noch vorhandenen Codex n. IX abgeschrieben hat, ist nicht von Petr. geschrieben worden, da dieser die Briefe ad fam. nicht gefunden hat, sondern von einem Schreiber des Pasquino de Capellis, von welchem Coluccio die Briefe ad fam., und zwar wahrscheinlich in eben jenem Cod. n. VII, erhielt. 4) Ebenso wenig ist n. XVIII, der als einzige Quelle für die Briefe ad Att. gilt und von Petr. aus dem in Verona von ihm gefundenen Codex abgeschrieben sein soll, von Petr. geschrieben worden, sondern ebenfalls durch Schreiber Pasquinos, an welchen Coluccio i. J. 1390 schrieb, um sich für die Abschrift der, wie er glaubt, in Vercelli gefundenen Briefe ad fam. zu bedanken und die in Verona gefundenen Briefe zu erbitten; n. XVIII. ist sicher im Besitz Coluccios gewesen, wie seine Unterschrift beweist. 5) Die Annahme, daß n. XVIII und n. VII von Petr. geschrieben worden seien, stammt von Victorius, welcher angeblich Petrarcasche Briefe, die sich im Besitz des Erzbischofs Beccadelli befanden, mit n. XVIII verglich und aus der Ähnlichkeit der Schriftzüge sonderbarerweise schloß, daß sowohl n. VII als n. XVIII von Petr. geschrieben worden seien.

Aus der Schrift Voigts erwähnen wir noch, daß nach S. 49 f. Petr. wohl von Gugl. da Pastrengo auf die Veroneser Hs. aufmerksam gemacht worden ist, daß nach S. 63 der Codex Capras, in dem die Briefe ad Brutum, ad Quintum fr. und sieben Bücher ad Att. standen und auf welchen Niccoli von Bruni aufmerksam gemacht wurde, unabhängig von n. XVIII ist, und daß derjenige Codex, aus welchem der in n. XVIII fehlende Schluß der Briefe ad Att. ergänzt worden ist, eine dritte, unabhängige Quelle für die Briefe ad Att. bildet. An das sichere Resultat der trefflichen Schriften reihen sich

3) mehrere Aufsätze im Rhein. Mus. und in den N. Jahrb. f. Phil., welche einige nicht unwichtige Ergänzungen geben. Viertel in den N. Jahrb. 1880 S. 231—247 zeigt, daß Petr. den Veroneser Codex sicher 1345, nicht 1340, wie in einigen Hss. und Drucken

nach Voigt S. 45 angegeben ist, entdeckt hat, und dafs ein Brief, der ein Citat aus Cicero enthält, zwar vor 1341 geschrieben, aber nachher von Petr., wie es oft geschah, überarbeitet worden ist; er spricht ferner über das Schicksal der Petrarcaschen Abschrift der Atticusbriefe, stellt die Zeit der von Coluccio an Pasquino gerichteten Briefe genauer fest, führt aus, dafs die mit *al.* bezeichneten, bis ins 8. Buch reichenden Korrekturen in n. XVIII wahrscheinlich nicht von Coluccio (vgl. Hofmann, Krit. Apparat zu Ciceros Briefen an Atticus S. 23), sondern von Bruni, welcher nach Coluccio in den Besitz des Mediceus kam, aus dem Pistojeser Codex Capras hinzugefügt worden sind, stellt die Vermutung auf, dafs die Korrekturen zweiter Hand gleichfalls nicht von Coluccio, sondern von Antonio Loschi herrühren, und weist die Vermutung Voigts, das zweite Buch ad Brutum stamme aus dem Codex Capras, zurück; die Briefe sind, wie Victorius ausdrücklich sagt, in Deutschland zuerst aufgetaucht. L. Mendelssohn in den N. Jahrb. 1880 S. 863 bringt die Nachricht, dafs n. VII ebenso sicher wie n. XVIII im Besitz Coluccios gewesen und dessen Unterschrift in n. VII noch zu lesen sei; derselbe erklärt, dafs der cod. Dresdensis 111, in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. geschrieben, von dem Mediceus n. IX ganz abhängig und darum wertlos sei, und dafs nach seiner Ansicht n. IX, welchen Jaffé und Rühl im Rhein. Mus. 1881 S. 25 in das 9. Jahrh. setzen, dem 10. angehört. Fr. Rühl, Rhein. Mus. 1881 S. 11—25, giebt ausführlichen und genauen Bericht über die Briefe, welche früher im Besitz Beccadellis waren und von Victorius mit n. XVIII verglichen wurden (jetzt im Cod. Laurentianus 53, 35); darauf folgt eine ebenso gründliche Beschreibung des Cod. n. XVIII, der nach Rühl die Lohnschreiberarbeit von mindestens 11 Schreibern ist; ebenso ist n. VII von verschiedenen Schreibern Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrh. geschrieben worden; der Cod. n. IX ist nach Rühl, wie oben erwähnt, im 9. Jahrh. geschrieben. Viertel bespricht im Rh. Mus. 1881 S. 150—52 noch einmal die Nachricht des Blondus in Bezug auf die Briefe ad fam. und die Entstehung dieses Irrtums. Ebenda S. 474—7 weist Voigt die Existenz mehrerer Hss. von Ciceros Briefen (ad fam. wahrscheinlich) in Frankreich während des Mittelalters nach und führt mehrere bis jetzt noch nicht beachtete Hss. an.

Von bisher unbekanntem Hss. geben Nachricht

4) Fr. Rühl in den Wissenschaftl. Monatsblättern 1878 S. 85; derselbe hat konstatiert, dafs der Codex des britischen Museums Reg. 8. C. IV nicht, wie Casley angiebt, die Briefe ad Att. enthält, sondern Briefe des Seneca, und dafs der Codex Cantuariensis CXV, der nach Todds Catalogue of the books . . . Canterbury 1802 S. 120 Briefe Ciceros enthält und wahrscheinlich unter Heinrich VIII. aus Frankreich mitgebracht worden ist, die Briefe ad fam. enthält, aber ein wertloser Papiercodex des 15. Jahrh.

ist. Nach R. Heine in den N. Jahrb. 1878 S. 784f. ist die Wolfenbütteler Hs., von welcher Orelli Praef. S. LIII f. spricht, ein chartaceus, dessen Schriftzüge auf die Übergangsperiode vom 15. zum 16. Jahrh. hinweisen; sie enthält außer den 18 Briefen des ersten Buches ad Brutum und außer ad Quintum fr. I 3 noch eine Menge anderer Schriften, besonders Briefe; der Schreiber ist unwissend, die Hs. stammt vom Mediceus, wie aus der Vergleichung der ersten drei Briefe hervorgeht. Wrampelmeyer, Codex Wolfenbuttelanus nr. 205, olim Helmstadtensis nr. 304, primum ad complures Ciceronis orationes collatus. Pars VI. Addita sunt complura de cod. Cic. epist. ad famil. adhuc incognito. Clausthaliae 1881, giebt S. 31—40 die Lesarten eines chartaceus aus dem 15. Jahrh., den Wr. in Hannover gekauft hat und H. nennt. Er enthält aus den Büchern I—VII ad fam. 59 Briefe, aber nicht in geordneter Reihenfolge. Der Text enthält viele Lücken und die bekannten Konjekturen wie II 4, 1 *quae non sentio*, 6, 2 *cumulandoque*, 16, 3 *tam pium vidisti*, 12, 3 *spes triumphi, in qua nisi satis gloriose*, III 1, 1 *verum etiam*, 19, 1 *atque quo*, I 5 b, 1 *cognoscere*, III 1, 1 *verum etiam vir equus et quod vidi*. Nicht allgemein bekannt dürften folgende Lesarten sein II 1, 2 *fiant* (so auch Mart. Lag.), II 7, 1 *cogitato*, V 8, 2 *utunter* (Mart. Lag.), V 12, 3 *gnaviter*, 14, 3 *vel ad*, VII 7, 1 *mihī Quinti fratris*. II 8, 1 ist *πολιτικώτερον* ganz verderbt, aber beigeschrieben *graviorem sapientiorum*. Auch diese Hs. ist also wertlos, und ihre Lesarten brauchten nicht sämtlich von W. angeführt zu werden.

B. Beiträge zu der Frage über die Entstehung der Briefsammlung und die Zeit ihrer Herausgabe.

1) F. Bücheler, Rh. Mus. XXXIV S. 352 ff.

Da Asconius Pedianus S. 76 Kiefsling-Schoell gegen Fennestella behauptet, Cicero habe Catilina im Jahre 65 nicht verteidigt, so schließt Bücheler, Asconius habe ad Att. I 2, 1 nicht gekannt, und da Asconius sonst die besten Quellen benütze und die größte Sorgfalt zeige, so habe Asconius diese Stelle nicht kennen können, weil die Briefe damals noch nicht herausgegeben worden seien; durch das Citat des Seneca ep. 97, 4 werde aber bewiesen, daß die Herausgabe um das Jahr 60 n. Chr. erfolgt sei; wenn dagegen Seneca de brevitate vitae c. 5 (vor dem Jahre 49 geschrieben) aus einem Briefe ad Att. citiere *quid agam hic, quaeris? moror in Tusculano meo semiliber*, so dürfe man nicht ad *Azium* für ad *Atticum* schreiben wollen noch an einen Ausfall des Briefes denken, sondern müsse annehmen, daß Seneca die Briefe selbst nicht in der Hand gehabt habe, vielmehr auf irgend eine Weise den Satz aus ad Att. XIII 31, 3, in welchem *semiliber* vorkommt, gehört und sich das ungewöhnliche Wort gemerkt habe. Da Bücheler einen Schluss ex silentio macht, so scheint dem Ref., daß mit

dieser Annahme erst gerechnet werden darf, wenn sie durch ein zweites Moment bestätigt wird; doch mag er die Möglichkeit einer Bestätigung nicht abweisen.

- 2) Ludw. Gurliitt, *De M. Tulli Ciceronis epistulis earumque pristina collectione*. Diss. inaug. Göttingen, Peppmüller, 1879. 47 S. 8. 1,20 M.

Über die Entstehung der Briefsammlung ad fam. sind früher verschiedene Ansichten aufgestellt worden. Nake meinte, die Briefe ad fam. seien Auszüge aus einer gröfseren Sammlung, Hofmann suchte nach Widerlegung der Nakeschen Ansicht zu beweisen, die Briefe ad fam. seien die älteste Sammlung, und eine spätere, gröfsere Sammlung sei verloren gegangen. Gurliitt führt zunächst die Bedenken an, welche beiden Annahmen entgegenstehen, gegenüber Hofmann zum Beispiel, warum Tiro nicht Briefe an Pansa und Hirtius, von denen es 3 und 9 Bücher gab, und von den Briefen an Cäsar und Pompeius nur 3 und 1 Brief herausgegeben habe, während doch alle diese Briefe ihm zu Gebote gestanden haben müssen; er hält vielmehr S. 4 die Meinung K. Fr. Hermanns für richtig, es habe nur eine Sammlung von Briefen gegeben, welche von demselben Manne, wenn auch in verschiedenen Abteilungen, herausgegeben worden sei; von dieser Sammlung aber seien nur die Briefe ad fam. erhalten. Zum Beweis führt er zwei Umstände an: 1) zwei verschiedene Sammlungen werden im Altertum nicht erwähnt; 2) alle Citate, welche nach dem Namen des Adressaten sich in unserer Sammlung finden müssen, finden sich auch in derselben bis auf drei (Citate aus Briefen an Hirtius u. a. sind natürlich nicht nachzuweisen, da die Briefe nicht in unserer Sammlung vorhanden sind); wenn dagegen unsere Sammlung ein Auszug oder die ältere kleine Sammlung neben einer jüngeren grofsen wäre, so würden mehr Stellen citiert werden, die nach dem Namen des Adressaten in unserer Sammlung sein müfsten, dennoch aber nicht in derselben vorhanden sind. S. 7 ff. sucht G. alles, was dieser Hypothese entgegensteht, als natürlich zu erklären oder aus dem Wege zu räumen.

Nonius citiert aus XV 15 eine Stelle mit den Worten *M. Tullius ad Cassium lib. I*, worin man eine Bestätigung der Ansicht von zwei verschiedenen Sammlungen sah; da aber Nonius noch an zwei Stellen Briefe *ad Cassium* ohne Angabe der Bücher citiert, so will G. an der ersten Stelle *lib. I* streichen. In unserer Sammlung finden sich 3 Briefe an Cäsar und 1 an Pompeius, trotzdem besondere Bücher für Briefe an dieselben vorhanden gewesen sind; von diesen 4 Briefen ist die Stellung von XIII 15 und 16 nicht auffallend, weil das XIII. Buch durch den Inhalt der Empfehlungsbriefe sich vor allen andern abhebt; VII 5 steht mit den Trebatiusbriefen im Zusammenhang oder befindet sich wie V 7 durch Irrtum an seiner Stelle. S. 10 geht G. auf die Art und Weise ein, wie

der Sammler die Briefe geordnet hat. Er hat die Ordnung der Briefe nach dem Adressaten so viel wie möglich durchgeführt; daher fehlen Briefe an diejenigen (abgesehen von den 2 Briefen an Cäsar und Pompeius), deren Briefe zu ganzen Büchern zusammengestellt werden konnten. Da trotzdem Briefe an Sulpicius (IV 1—4, 6 und XIII 17—28 a), M. Claudius Marcellus (IV 7—11 und XV 9) u. a. nicht in demselben Buche vereinigt stehen, so hatte Teuffel und nach ihm Leighon daraus geschlossen, daß zuerst I. I—XII herausgegeben und nachher in den 4 letzten Büchern diejenigen Briefe vereinigt worden seien, welche später gefunden wurden. Diese Ansicht ist aus mehreren Gründen unhaltbar, z. B. weil die Briefe an Terentia (XIV) und an Tiro (XVI) nicht als Nachträge angesehen werden können. G. läßt mit Recht diejenigen Briefe bei Seite, welche, von den Briefen desselben Adressaten getrennt, als Empfehlungsbriefe im XIII. Buche stehen, und hat es darum nur mit den Briefen an Cassius (XII 1—12 und XV 14—19), Marcellus (IV 7—11 und XV 9) und Trebonius (X 28 und XV 20, 21) zu thun. Von diesen Briefen ist XV 9 wohl nur durch Verwechslung des Adressaten mit C. Claudius Marcellus unter dessen Briefe gesetzt worden. Um die Stellung der übrigen Briefe zu erklären, führt G. S. 12 ff. aus, daß die Briefe des X., XI. und XII. Buches mit Ausnahme von XII 17—19 und XI 1 sämtlich nach dem Mai des Jahres 710, die Briefe der andern Bücher zum größten Teile vor dieser Zeit geschrieben seien; er kommt so zu der Hypothese, daß der Sammler (Tiro) im Jahre 710 zuerst Buch I—IX und XIII—XVI geordnet und zur Herausgabe fertig gemacht habe und dann zu derselben Zeit, wo Cicero die Briefe des X.—XII. Buches empfing oder schrieb, dieselben geordnet und mit den schon gesammelten Büchern herausgegeben habe. Das XIII. Buch bringt G. in Verbindung mit der bekannten Stelle ad Att. XVI 5, 5, und *et quaedam sumendae* ebenda bezieht er auf Empfehlungsbriefe an Atticus, welche Atticus ('qui lucri faciendi nullam occasionem praetermittere solebat'), nicht Tiro gegeben habe, weil er selbst dieselben in seine Sammlung aufnehmen wollte; hierher zieht G. auch ad fam. XVI 17, 1, einen Brief, der 709 oder Anfang 710 geschrieben sei. Wenn nun Tiro den ersten Teil der Sammlung (I—IX, XIII—XVI) Mitte 710 abgeschlossen hat, so muß IX 24 wohl mit den beiden folgenden Briefen nachträglich hinzugefügt sein, und ebenso müssen nach Vollendung des zweiten Teiles (X—XII) XII 17—19 gefunden und eingeschoben worden sein. S. 23 ff. führt G. aus, daß die Bücher I—VIII wohl in derselben Gestalt, wie wir sie jetzt besitzen, zuerst von Tiro herausgegeben seien (der Turonensis enthält I—VIII, der zweite Harleianus I—VIII 9, 3, der erste Harleianus IX—XVI, der Mediceus zu Anfang von IX hat *lib. I*); Buch XIII habe Cicero wohl selbst herausgegeben, Buch XV sei aus Resten verloren gegangener Teile des Werkes zusammengesetzt

Ist die Annahme richtig, daß Buch X—XII den zweiten Teil der ganzen Sammlung bilden und nach der Zeit, wie Cicero die Briefe schrieb oder empfing, geordnet sind, so müssen nach G. S. 26 ff. X 34 und 35 erst später in Tiros Hände gekommen und von X 27 getrennt worden sein; XV 20 und 21 sind von X 28 getrennt, weil sie vor Mitte 710 geschrieben sind, während XII 16 erst nach dieser Zeit in Ciceros Hände gekommen ist. Die Briefe des X. und XI. Buches sind aus oder nach Gallien und Spanien geschickt worden, die des XII. aus oder nach Griechenland, Asien oder Afrika. Daß kein Brief aus der Zeit nach den Iden des Juli aufgenommen ist, ist absichtlich geschehen; denn ad Brutum I 17 und 18 hält G. mit Nipperdey und Schmidt für unecht, wie er denn auch I 15 und 16 für untergeschoben erklärt. S. 34 f. geht G. zu den drei Citaten über, die sich in unserer Sammlung wider Erwarten nicht finden; das Citat des Nonius S. 438 aus einem Briefe an Cato hält er für einen Irrtum, das des Johannes Saresberiensis (Orelli Praef. S. VIII) für zweifelhaft, die Stelle bei Diomedes S. 376, 1 sei mit Keil nicht auf Cicero zu beziehen. Die verloren gegangenen Briefe sind zum größten Teil nach dem Adressaten in Abteilungen und nach Bedürfnis in mehrere Bücher geteilt worden, während aus den erhaltenen nicht Briefe genug an dieselbe Person vorhanden waren, daß sie mehr als ein Buch füllen konnten. In Bezug auf die Briefe ad Brutum schließt sich G. an Schmidt an; die Briefe stehen im ganzen in der Reihenfolge, wie sie Cicero schrieb oder empfing. I 1 sei nicht zu datieren *XII. Kal. Maias*, weil Empfehlungsbriefe aus praktischen Gründen überhaupt nicht datiert wurden. I 11 ist vor I 9, I 12 nach I 9 geschrieben. I 10 könne nicht in Bezug auf seine Stellung genau bestimmt werden. Im zweiten Buch wird kein Brief, im ersten werden nach I 2, 1 und I 14, 1 zwei Briefe des Brutus und nach I 2, 1 vielleicht ein Brief Ciceros vermisst. In Bezug auf die verloren gegangenen (mindestens) 7 Bücher an Brutus ist anzunehmen, daß die vor Mitte des Jahres 710 geschriebenen anders geordnet worden sind als die späteren Briefe. S. 41 ff. wird der Umfang der verloren gegangenen Briefe an Pompeius u. a. festgestellt. Die Briefe an Pompeius haben wohl nicht mehr als 4 Bücher gebildet; denn ad Att. VIII 11 D, 705 geschrieben, stand im 4. Buche. Ob die Briefe Cäsars an Cicero und Ciceros an Cäsar, welche verschiedene Bände bildeten, von Tiro selbst herausgegeben worden sind, kann zweifelhaft sein. Die Briefe an Octavian bildeten mindestens 3 Bücher; Briefe Octavians an Cicero werden nicht erwähnt. Die Briefe an Cornel, 2 Bücher wenigstens, sind wohl nach Mitte 710 geschrieben, da Cornel erst ad Att. XVI 5, 4 und XVI 14, 4 erwähnt wird. Die Briefe an Hirtius, Pansa und den jungen Cicero sind teils vor, teils nach Mitte 710 geschrieben und die letzteren ebenso wie ad fam. X—XII und ad Brutum I und II geordnet worden. Der Herausgeber aller dieser Briefe aber

(außer den Atticusbriefen) ist nicht Atticus, sondern Tiro. In Bezug auf Tiros Tod hält G. die Nachricht des Hieronymus vom Jahre 750 vor Chr. *Tiro . . . usque ad centesimum annum con-senescit* mit Beziehung auf ad Att. VI 7, 2 für ungenau; er nimmt 750 als Todesjahr an, glaubt aber, daß Tiro im Jahre 704 ungefähr 35 Jahre alt gewesen sei. Da aber Tiro alle Briefe, welche Octavian beleidigen konnten, unterdrückt hat, Antonius dagegen und Lepidus im X—XII Buche nicht geschont werden, so liegt der Schluß nahe, daß die Briefe erst nach der Schlacht bei Actium herausgegeben worden sind.

Ref. hofft durch diese ausführliche Inhaltsangabe, welche die Wichtigkeit des Gegenstandes verlangte und der Mangel an Übersicht, an dem die durch viele Druckfehler verunstaltete Dissertation leidet, nicht erleichterte, die Bedeutung der Schrift deutlich gemacht zu haben. Manches ist noch zu unsicher und anderes verfehlt; z. B. scheint die Ansicht über das XIII. Buch, seine Verbindung mit der bekannten Stelle im XVI. Buche ad Atticum und die Meinung von Atticus' Habsucht grundlos; S. 6 f. ist die Stelle des Nonius S. 278, 2 kaum mit Recht des *lib. I* beraubt worden, wenn das XV. Buch wirklich Trümmer verloren gegangener Bücher enthält; im ganzen aber wird man den Aufstellungen Gurlitts Beifall zollen und sich des Fortschritts freuen können, welchen die Forschung durch ihn gemacht hat.

3) L. Gurlitt, Der Briefwechsel zwischen Cicero und Decimus Brutus. N. Jahrb. f. Phil. 1890. S. 609—623.

Der Aufsatz bildet eine nicht unwichtige Ergänzung zu der Dissertation desselben Verfs. G. versucht dasselbe in Bezug auf die Briefe an D. Brutus nachzuweisen, was er in der Dissertation, anknüpfend an Schmidts Untersuchung, von den Briefen an M. Brutus zu beweisen unternommen hat, daß nämlich die Briefe an D. Brutus in derselben Reihenfolge von Tiro geordnet und herausgegeben sind, wie Cicero sie schrieb oder empfang. Die Briefe, welche nach Nakes trefflicher Untersuchung (N. Jahrb. Suppl. VIII) gegen diese Annahme verstofsen, nämlich XI 16, 17, 22, 14, 15, 13, werden daher nach ihrer Abfassungszeit geprüft. Von dem 13. Briefe zeigt G., was schon Frey und nach diesem Wesenberg angenommen hatte, daß er bei § 4 zu teilen ist; und zwar verlegt G. den ersten Teil in die Zeit vom 12.—15. Mai, den zweiten Teil des Briefes setzt er mit Nake in die Zeit bald nach dem 21. Juni: er sei das XI 15, 1 und X 22, 1 genannte gemeinsame Schreiben des Plancus und Brutus, welches sogleich nach der Vereinigung abgeschickt worden sei. Die Worte *Parmenses miserimos*, welche im Index stehen, setzt G. in diese Lücke und nimmt mit Recht an, daß sie einem Briefe 13^b angehören, der ebenso wie der Schluß von 13^a und der Anfang von 13^c ausgefallen und zwischen dem 15. und 21. Mai geschrieben sei. Den 16. und 17.

Brief setzt N. in den Monat September 710, G. in die Zeit vom Mai bis Anfang Juli 711. Der 22. Brief ist nach Nake Ende April 711, nach G. zwischen dem 4. und 6. Juni geschrieben. In Bezug auf den 14. und 15. Brief stimmt G. Nake bei, daß der erste um den 29. Mai 711, der zweite ungefähr am 11. Juli geschrieben sei. Danach verstofsen von den Briefen Ciceros nur 15 und 18 gegen die chronologische Ordnung und von den Briefen des Brutus nur der zweite Teil von 13. Da aber durch den Inhalt von 13 und durch den Index offenbar ist, daß eine Textverderbnis stattgefunden hat, so können 13^c, 15 und 18 nicht gegen die Hypothese geltend gemacht werden, daß die Briefe von Tiro in der Ordnung, wie sie Cic. schrieb oder empfing, herausgegeben seien. Nach ihr vermag G. genauer das Datum von 13^b, 16, 17 und 22 zu bestimmen.

C. Von den historischen Abhandlungen, die hierher gezogen werden können, führen wir an

1) W. Wegehaupt, M. Caelius Rufus. Prgr. Breslau 1878. 24 S.

W. giebt ein Leben des bekannten Klienten und Freundes Ciceros; er sucht dabei einige zweifelhafte Punkte aus Cälius' Leben klar zu machen und die Drumannsche Ansicht über ihn auf das richtige Maß zurückzuführen. Von einzelnen Ausführungen erwähnen wir folgende. p. Caelio II 5 will W. nach Widerlegung der früheren Annahmen *Cumani* schreiben; die Gründe aber dafür, daß Cumā die Vaterstadt des Cälius ist, stehen auf schwachen Füßen. Die Angabe des Plinius, C. sei 82 geboren, hält auch W. nicht für richtig, vielmehr nimmt er, da C. 48 Prätor war, das Jahr 88 als Geburtsjahr an. W. hält mit andern den Rufus des Catull c. 77 und 69 für identisch mit dem Klienten Ciceros, aber nicht den Caelius c. 100 und 58. ad fam. II 9 hält W. nicht mit Nake für ein Antwortschreiben auf VIII 2 und 3, sondern läßt den Brief wohl richtiger auf VIII 4 und 5 folgen. Den Grund zu Cälius' Abfall glaubt W. nicht hauptsächlich in Geldnot und getäuschter Hoffnung auf Proskriptionsgüter suchen zu müssen; den mißlungenen Handstreich kann er nicht so unklug finden, wie er von Drumann (und auch von Mommsen) dargestellt wird. Ref. kann ihm hierin nicht beistimmen, um so weniger da W. über den objektiven Wert, der Cälius' Schilderung ad fam. VIII 17 beizumessen ist, kein festes Urteil hat (S. 19 und 21). Im übrigen hat W. die Quellen genau und vollständig geprüft und besitzt ein besonnenes und maßvolles Urteil. Leider ist die Abhandlung durch Druckfehler sehr entstellt.

2) W. Wegehaupt, P. Cornelius Dolabella. Programm M. Gladbach 1880. 19 S.

Die Abhandlung ist ebenso angelegt wie die vorhergehende und verdient gleiche Anerkennung. Wir heben Folgendes hervor.

Es ist wahrscheinlich, daß Dolabella der Sohn des P. Cornelius Dolabella war, der 69 den Prozeß gegen Cäcina leitete: ob der Val. Max. VIII 1 und öfter erwähnte Dolabella mit diesem identisch ist, muß sehr zweifelhaft erscheinen. Da Dolabella 44 Konsul war, sich 50 zum zweiten Mal verheiratete, vor Ciceros Abgang nach Cilicien schon zweimal auf Leben und Tod angeklagt war und 51 Quindecimvir wurde, so ist Appians Angabe, daß D. im Alter von 25 Jahren Konsul geworden sei, irrtümlich. Ref. bemerkt dazu, daß ihn Cälius VIII 13, 1 *vir*, nicht *adulescens* nennt. Die Frage, ob die Ehe Tullias mit Furius Crassipes wirklich geschlossen worden sei, bejaht W. mit Drumann gegen Asconius und Plut. Cic. 41. Da Dolabella an diesen beiden Stellen Lentulus genannt wird, so hat man die Änderung des Namens auf Dolabellas *transitio ad plebem* zurückgeführt, mit der aber eine Namensänderung nicht verbunden war. W. nimmt mit Recht an, daß die beiden Angaben denselben Ursprung haben, für den er Tiros Buch hält, und ferner, daß der Name Lentulus nicht abzuweisen sei; er hält darum den Dolabella für den Sproß einer Seitenlinie der Cornelii Lentuli, ohne doch erklären zu können, warum D. offiziell nie Lentulus genannt wird. Entgegen der Annahme Drumanns, daß dem Tode Tullias ihre Scheidung von Dolabella vorangegangen sei, wobei sich D. auf ad fam. IV 5, 3, VI 18 u. a. stützt, glaubt W., daß Tullia als Gemahlin Dolabellas gestorben sei (vgl. Asconius und Plut. Cic.). Über Dolabellas Einfluß bei Cäsar giebt W. S. 13 gesammelte Stellen an; Ref. vermißt ad Att. IX 16, 3. Bei der Darstellung seines Todes giebt W. gegen Krause (Prgr. Rastenburg 1879) dem Appian vor Cicero Phil. den Vorzug, ebenso auch bei der kurzen Charakteristik, mit welcher die Untersuchung schließt.

3) Th. Mommsen, Porcia. Hermes XV S. 109 ff.

M. sucht zu erweisen, daß die herrschende Annahme, Porcia, des Brutus und vorher des Bibulus Gemahlin, sei die Tochter Catos gewesen, auf einer Geschichtsfälschung beruhe; denn da der eine der Söhne, welche sie mit Bibulus hatte, bei dessen Tode 48 noch nicht erwachsen war (Plut. Brut. 13) und 45 nach Athen zum Studium gehen wollte (Cic. ad Att. XII 32, 2), so sei er um 63 und seine Mutter spätestens um 81 geboren, während doch ihr angeblicher Vater 95 geboren sei, also mit 14 Jahren eine Tochter hätte haben müssen. Ferner sei nach Appian IV 136 die Porcia *Κάτωνος ἀδελφή τοῦ νεωτέρου*, während alle übrigen Quellen sie zu einer Tochter Catos machen. Daraus schließt M., daß die Angabe der meisten Quellen aus einer Geschichtsfälschung herzuleiten sei, deren Grund man nicht einsieht, und daß Appian, der auf Pollio zurückgehe, allein die Wahrheit berichte. Daß Mommsen Unrecht hat, zeigt

4) Fr. Rühl, Porcia. N. Jahrb. f. Phil. 1880 S. 147 ff.

Mit *Κάτων ὁ νεώτερος* meint Appian, wie seine folgenden Worte zeigen, den bei Philippi gefallenen Sohn Catos von Utica, also den Bruder der Porcia. Das Geburtsjahr der Porcia wird von R. richtig auf folgende Weise bestimmt. Wollte Bibulus 45 nach Athen gehen, so braucht er erst 61 geboren zu sein; Porcia dagegen kann bei der Geburt des Sohnes 15 Jahre alt gewesen sein; fällt ihre Geburt in das Jahr 76 oder 75, so war Cato bei ihrer Geburt 19 oder 20 Jahre. Damit würde übereinstimmen, daß Bibulus bei dem Tode des Vaters ein *παιδίον μικρόν* und Porcia bei ihrer zweiten Heirat eine *κόρη* (Plut. Brut. 13) war.

D. Zum Stil der Briefe.

1) Aug. Stinner, De eo quo Cicero in epistulis usus est sermone. Oppeln, Eugen Franck, 1879. 72 S. 8.

Das Heft, zu welchem drei Programme des Gymnasiums zu Oppeln aus den Jahren 1849, 1854 und 1864 vereinigt sind, giebt Sammlungen über Eigentümlichkeiten in den Briefen. Im ersten Teil (de verborum delectu) sind besprochen S. 6—7 die Subst. auf *tor* und *sor*; S. 7—9 die Subst. auf *tio*, *sio*, *tus*, *sus*, *tas*; S. 9—10 Subst. deminutiva; S. 11 Adj. deminutiva; S. 11—12 Adjectiva, welche besonders in den Briefen gebraucht werden; S. 14—15 Adverbia; S. 16—17 Verba; es folgen S. 17—19 Adj., Adv. und Verba, welche mit Präp., besonders mit *sub* und *per*, zusammengesetzt sind, und S. 19—20 dem Briefstil eigentümliche, mit *re*, *ob* und andern Präp. zusammengesetzte Verba. Der zweite Teil (de vocabulorum consecutione) enthält Sammlungen über *esse* mit Adv., und zwar S. 24—27 mit *ita*, *sic* u. s. w., S. 27—30 mit andern Adv. Darauf wird S. 31 der Gebrauch von *nullus*, S. 52 von Adj. mit Verben (*vivo miserimus*), S. 33—34 von Nom. propr. unmittelbar mit Adj. verbunden, S. 35—38 von Nom. propr. verbunden mit Pron. poss. behandelt, S. 39—40 schliessen sich die Formen der Anrede an. Das dritte Programm hat folgenden Inhalt: S. 44 auffallender Gebrauch des Acc. als Objekt (*Catulum mihi narras*); S. 44—45 Neutra von Pron. und Adj. als Objekt; S. 46 Dative wie *solacio laetitiae*; S. 48—50 der in den Briefen sehr häufige Gebrauch des Infinitivs nach Ausdrücken wie *in animo est*, *stat*, *certum est*, *deliberatum est*; S. 50—52 der Infinitiv nach *reliquum est*, *me fugit*, *nihil obest*, *accidit*, *festino*, *cogito* u. s. w.; S. 52—55 folgen die Verben, welche in freierer und übertragener Bedeutung den Verben *dicendi* und *sentiendi* nahe kommen; S. 56—65 wird der Gebrauch des Acc. c. inf. nach Ausdrücken für die Verben des Sagens (*furebat se vexatum*), S. 65—66 nach Ausdrücken des Wollens (*expeto nostram gloriam augeri*), S. 66 bis 67 nach den Verben des Affekts behandelt; S. 67—68 wird der Acc. c. inf. in Ausrufungen, S. 69 der Gebrauch von *de* in Sätzen wie *de Quinto fratre*, *scito eum*, S. 70—72 die Auslassung

von *esse* und von allen denjenigen Verben besprochen, deren Ergänzung der Briefschreiber dem Adressaten zumuten konnte. Ein großer Nachteil der Sammlungen ist, daß sie zu einer Zeit zusammengestellt sind, in welcher der Text noch nicht so weit gefördert war wie jetzt, und daß eine Nachprüfung unterlassen ist. So führt z. B. Stinner noch an S. 5 ad Att. I 19, 1 *absque*, S. 7 VI 3, 7 *obiratio*, S. 18 I 19, 2 *permale*, S. 44 VII 14, 3 *pacem hortari* und ad fam. VII 10, 2 *andabatam*. Außerdem ist dem Ref. noch aufgefallen: *paginula* S. 10 steht ad Att. IV, nicht III, *commodum* S. 14 kommt auch ohne folgendes *cum* vor ad Att. IV 19, 2, ob aber *commode cum* ciceronianisch ist, kann bezweifelt worden, *optato* S. 13 steht ad Att. XIII, nicht ad fam. XIII, *occallesco* S. 20 steht ad Att. II 18, 4, S. 37 ist neben ad fam. IV 4, 5 zu erwähnen ad fam. IX 2, 1, S. 52 muß stehen ad fam. IV statt I, ad Att. XIV 22, 1 ist *ὑπόθεσις* S. 61 nicht 'argumentum orationis', sondern „Vorwand“, S. 62 ist *purgas te te* ad fam. IX 15, 3 wohl nur Druckfehler, S. 67 ist statt ad Att. V 16, 5 zu schreiben XVI 7, 5, und statt ad Att. IV 16, 10 muß jetzt stehen IV 18, 2.

2) Em. Opitz, Quo sermone ei, qui ad Ciceronem litteras dederunt, usi sint. Prgr. Naumburg a. S. 1879. 20 S.

Wie oft Cicero zugeschrieben worden ist, was den Schreibern der fremden Briefe angehört, ist durch Stinner und nach ihm durch Opitz und Schmalz oft hervorgehoben und durch auffallende Beispiele bewiesen worden. Und doch zeigt sich bei der Lektüre der fremden Briefe, ein wie eigenartiges Gepräge Ciceros Stil auch in den Briefen hat, und daß er selbst in den Briefen ad Att., in denen man nicht selten eine behagliche oder übermütige oder selbst vulgäre Ausdrucksweise findet, stets von dem der fremden sich abhebt. Opitz giebt gemäß dem Raume, der ihm zu Gebote steht, eine nackte Aufzählung der stilistischen Eigentümlichkeiten, welche sich in den fremden Briefen finden; er nimmt keine Rücksicht auf die historische Entwicklung der einzelnen stilistischen Ausdrücke, und dadurch, daß die Briefe mehrerer Männer von verschiedener Bildung und Geistesrichtung zusammen behandelt werden, wird seine Arbeit ungenau und unbestimmt; dennoch wird man ihm für seine fleißige Sammlung Dank wissen. Zuerst wird die Formenlehre behandelt, z. B. bei Subst. der Genet. auf *am*, der abl. *nave*, bei Adj. *persuasissimus*, bei den Pron. *meme*; wichtig ist die Zusammenstellung der kontrahierten und unkontrahierten Verbalformen. S. 6 folgt die Syntax; wir erwähnen daraus *dignus* mit dem Genet. ad Att. VIII 15 A, 1, *persuasus est* ad fam. VI 7, 2, *Cumarum tenuis* VIII 1, 1, *te non fugit quin* VIII 14, 3, *doleo quia* V 14, 2; auffallend ist die nicht seltene Verletzung der *Consecutio temporum*, *vereor ne valitura sit* ad fam. XI 28, 8 und der Gebrauch des Infinitivs als Subjekt oder Objekt. Von S. 15

an giebt Opitz diejenigen Wörter und Konstruktionen, welche in dem regelmäßigen Stil sich nicht finden, und zwar geht er dabei kurz auf die Eigentümlichkeiten eines jeden Briefschreibers ein; so schreibt Sulpicius IV 5, 3 *ut vitam gereret*, Caelius VIII 9, 1 *civem bonum ludit*, Plancus X 8, 4 *ad effectum consiliorum pervenire*, Matius XI 28, 5 *aetate praecipitata*. Zu folgenden Stellen macht O. Verbesserungsvorschläge: ad fam. VIII 9, 1 *obiurgat, tantum*; XII 15, 6 *possem für possim*, ad Att. VIII 12 B, 1 *mutares für mutaris*; VIII 12 D, 2 *convenient oder convenient für convenirent*. ad fam. X 35, 1 *fuerim, me nihil . . . iudicare*; doch ist *testor* mit abhängiger Frage nicht auffallender als *testificor* Tusc. V 33, und *quam nihil*, das allerdings gewöhnlich „wie wenig“ heisst, wird durch das vorangehende *qua mente* gefordert und auch erklärt. Zu S. 4 bemerkt Ref., dass die Frage, ob *mi* für *mihi* geschrieben werden darf, auch für Cicero noch nicht sicher beantwortet ist; S. 5 durfte in Dolabellas Worten ad fam. IX 9, 3 *si ullo modo potero* der Gebrauch von *ullus* nicht als auffallend bezeichnet werden; S. 6 konnte, was Plancus X 4, 2 schreibt *carius sunt aestimata*, durch zwei allerdings angezweifelte Stellen belegt werden, ad Br. I 16, 6 und de domo § 115; S. 8 durften die Abl. abs. *hostibus denique omnibus iudicatis* nicht als selten bezeichnet werden; sie sind viel häufiger als gewöhnlich angenommen wird; S. 9 war zu bemerken, dass, wie der junge Cicero XVI 21, 3 *ex me doluisti*, ebenso der alte schreibt Brut. § 332 *ex te duplex nos afficit sollicitudo*; S. 10 konnte ad fam. VIII 7, 1 *cruciabor ne* verglichen werden mit Ciceros Worten ad Att. II 17, 2 *solebat me pungere ne*; S. 16 fehlt aus dem Briefe Cäcinas VI 7, 3 *immolare de aliqua re*; die Konstruktion ist auffallend, Georges schreibt sie irrtümlich Cicero zu; S. 17 fehlt die Bemerkung, dass *velificari* auch Cicero gebraucht, S. 19, dass eine Umstellung wie *Polione Asinio* auch ciceronianisch ist.

- 3) J. H. Schmalz, Über den Sprachgebrauch der nicht ciceronischen Briefsammlungen. Zeitschr. f. d. GW. 1881 S. 87 bis 141.

S. sucht die Arbeit, die Opitz zuerst unternommen hat, zu erweitern und namentlich in Hinsicht auf die Stilgattungen und die historische Entwicklung des Stils zu vertiefen. Er vermeidet es mit Recht, die Briefe aller zusammen zu behandeln, sondern versucht, den Stil eines jeden besonders festzustellen. Er beginnt mit

a) Servius Sulpicius, von dem nur zwei Briefe, IV 5 und 12, vorhanden sind, und entwirft zunächst S. 90—94 ein Bild seiner geistigen Persönlichkeit. Die Neigung zur asianischen Richtung, die Liebe zu den alten Dichtern (Quint. X 5, 4 bezieht S. auf ihn), das Studium der Jurisprudenz, das ihn auf das alte Latein immer zurückführte, kommen in seinem Stil zum Aus-

druck; daß aber Sulpicius sich manche Ausdrücke aus dem Vulgärlatein infolge seiner juristischen Praxis angeeignet habe, S. 93, ist schwer zu glauben. Die Einwirkung des *Asianum genus dicendi* findet Verf. S. 94—95 bei Sulp. in mehreren Ausdrücken wie *perpeti et sufferre*, *prostrata et diruta*, und im Gleichklang *quae res? quae spes?* Das Studium der alten Dichter zeigt sich allgemein in der Allitteration, im besonderen aber in der Formenlehre S. 95—98, der Syntax S. 98—103, in einzelnen Wörtern und Phrasen S. 103—109. Aus der Formenlehre erwähnen wir *acerbissima*, das S. mit Opitz verteidigt, *familiare* als Abl.; *qui* 5, 2 möchte S. als Adverbium auffassen. In der Syntax wird u. a. *minoris existimare*, *ab* bei Städtenamen, *tibi turpe est* mit dem Acc. c. inf., *nisi hoc peius est* behandelt; in dem Gebrauch einzelner Wörter und Phrasen *callere* (Cic. *occallui*), *apisci*, was S. auch bei Cic. ad Att. VIII 14, 3, schwerlich mit Recht, verteidigt, *circumcirca*, *diem suum obire*, Deminutiva, Anklänge an Terenz. In dem folgenden Abschnitt S. 109—117 werden diejenigen Ausdrücke besprochen, welche Sulp. der Sprache des gewöhnlichen Lebens entlehnt zu haben scheint, wie *sanequam*, Kompositum mit *con*, *de* und *ex*, *e vestigio*, *iacturam facere*. Nach einer kurzen Auseinandersetzung über die gemüthliche Breite, welche sich bei Sulp. findet und IV 5, 1 *propinquos ac familiares* erklärlich macht, erörtert Verf. S. 118—128 diejenigen Eigentümlichkeiten des Sulpicius aus der Formenlehre, der Syntax und der Phraseologie, welche sich bei ihm allein finden und auf seine Vorliebe für Altertümliches oder auf seine juristischen Studien zurückzuführen oder sonst interessant sind, z. B. *ac* vor *c*, *hoc nomine* = *hac causa*, *mortem cum vita commutare*, *apud animum proponere*, *se ipsum interficere*, *pro eo ac*, *visum est faciendum* . . . *facere* 12, 1, das S. mit Recht verteidigt; *imitare* 5, 5 hält S. für den Inf. von *imito*, 5, 3 will er *ageret* für *gereret* haben, das zweite wohl ohne Grund.

b) M. Claudius Marcellus' Stil kennen wir nur aus IV 11; S. spricht über seine Eigentümlichkeiten wie *amicorum*, *propinquorum ac necessariorum*, *gratulationem facere* S. 128—131.

c) P. Cornelius Dolabella IX 9 wird behandelt S. 131 bis 137; S. verteidigt *rusus*, *illud te peto*, *reliquum est* mit dem Konj. ohne *ut*.

d) M.' Curius VII 29 S. 137—141; besonders fällt auf *Cicero mi, quod habeamus* (S. hält *quod* mit Recht für die Konjunktion), *de meliore nota commendare*, *duo parietes de eadem fdelia dealbare*.

Auch wer nicht mit allen Ausführungen, welche Schmalz giebt, übereinstimmt und zuweilen den Eindruck hat, daß S. zu viel zu finden und zu beweisen sucht, wird doch seiner fleißigen und gründlichen Arbeit vollen Beifall schenken.

- 4) J. H. Schmalz, Über die Latinität des P. Vatinius in den bei Cicero ad fam. V 9 und 10 erhaltenen Briefen. Progr. Mannheim 1882 S. 27—48. 4.

S. giebt zuerst nach Rühl den Text der drei Briefe 9, 10^a und 10^b nach dem Mediceus, dem Parisinus n. 17 812, einem Harleianus und dem Turonensis; er nimmt zwischen 10^a und 10^b keine Lücke an und schreibt 9, 1 *meme totum* und *subtinendum* vgl. S. 35; 10^a, 1 *mi dura. disperdidit, regiones*; 2 *mi imperas*; 3 *exspectandumst*. Nachdem der Stil des Vatinius (besonders in Bezug auf Wortwitz, Hang zum Altertümlichen und Derbheit des Ausdrucks) charakterisiert ist, geht S. auf das Einzelne ein. Wir führen aus der Formenlehre an *matres familias, simius, meme, dicier = dici*; S. verteidigt *mi = mihi*, und bei *subtinendum* ist es zweifelhaft, ob das Wort dem Schreiber oder Vatinius gehört. Aus der Syntax fällt auf: *Vatinius advenit, qui volt; iustissimi triumphii res*; vgl. IX 26, 4 *multi cibi, multi ioci; semissis homo; non desistam quin; rogo agas; dicitur mihi servus esse*; aus dem Gebrauch einzelner Wörter: *patrocinia* „Schützlinge“, *simius* als Schimpfwort, *disperdo*; aus den phraseologischen Eigentümlichkeiten: *servus anagnostes fugitivus; sedulo facere; neglegere pro*. Zu S. 35 bemerkt Ref., daß Lachmann zum Lucrez S. 152 irrt, wenn er mit Furia dem Mediceus nur *mercules* zuschreibt; vgl. VIII 3, 1; vermisst hat er bei Behandlung der Syntax aus 9, 1 *in honore* und *in periculo* statt kurzer Nebensätze.

- 5) G. Landgraf, Bemerkungen zum sermo cotidianus in den Briefen Ciceros und an Cicero. Bl. f. d. bayer. GW. XVI S. 274—280 und S. 317—331.

S. zeigt durch Beispiele, wie unzureichend und unvollständig die Angaben über den Briefstil, auch die Schrift von Opitz, sind, und giebt dann Berichtigungen und Ergänzungen zu Opitz' Arbeit durch ausführliche und präzise Behandlung von Wörtern wie *circumcirca* ad fam. IV 5, 4, *pessime acceptus* XI 13, 2. Im zweiten Teil der Arbeit macht L. unter Anführung einzelner Beispiele deutlich, wie Cicero je nach der Stimmung oder Stellung des Adressaten mehr oder weniger, also in den Briefen an Atticus am meisten, sich der vulgären Sprache nähert. Darauf behandelt Verf. Teile der Wortbildung (Substantiva auf *-o* wie *combibo, salaco, tocullio*, Deminutiva, Adverbia auf *-iter* oder auf *-im* statt derer auf *-e*, Verba frequentativa und intensiva), Wortzusammensetzung, z. B. mit den Präp. *con, ad, de*, Syntax, Phraseologie (Kosewörter, Scheltwörter, Ausdrücke für Prollen und Foppen), Verbindungen mit *facere* und *habere, cor* und *animus*. Endlich werden Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten zusammengestellt wie *manum de tabula, ventis remis*, auch allitterierende wie *voce et vultu, succum ac sanguinem mittere, sanus et salvus*. Ref. empfiehlt die Arbeit Landgrafs als ein Muster für

diejenigen, welche lernen wollen, in welcher Weise der Briefstil vollständig dargestellt werden muſs.

E. Zum Text und zur Erklärung der Briefe
(auſser den Briefen ad Brutum).

1) C. G. Cobet macht in der Mnemosyne zahlreiche Vorſchläge, von denen nur wenige ſchlagend ſind. Diejenigen, welche ſchon früher bekannt waren, ſind mit einem *, diejenigen, welche Cobet ſelbſt ſchon einmal bekannt gemacht hat, auſserdem mit einem † bezeichnet.

Band VI S. 431 ad fam. XI 23, 1 *et ut quotidie melius [valeamus del.], operam*; vgl. XI 24, 1. Band VII S. 262—297 giebt Cobet Beiträge zu den Brutusbriefen; unter ihnen finden ſich folgende Vermutungen: ad Att. I 17, 11 [*consulatum*]*†, ad Att. IV 15, 8 *omnes leges omnesque iudices** nach ad Quintum fr. II 15^b, 4, wo *potuerit** zu leſen. Ebenda S. 1 ff. und S. 225 ff. ſtellt C. in den *annotationes ad Plutarchi vitam Bruti* p. I und II die Nachrichten über Brutus und Cassius zuſammen, unter denen ſich auch viele Stellen aus den Briefen ad fam. und ad Brutum finden; dabei wird vorgeschlagen: ad Att. XIV 14, 2 ſei *defendendi* verderbt. XIV 9, 2 *cuius [interfecti] morte laetamur, eius*; ſchon Boot wollte *interfecti* tilgen. XII 21, 1 *quid . . . dixerit*. Ebenda S. 113 ff. enthalten Cobets Beiträge zu Ciceros philippischen Reden folgende Bemerkungen: ad Att. X 4, 5 *quo non audeo dicere* werde durch Phil. III 7, 17 erklärt; vgl. ad Att. X 4, 6 und X 7, 3. ad fam. XII 3, 2 *a fratre Lucio* für *a Cannutio*; vgl. Phil. III 9, 23. ad Quintum fr. I 2, 15 [*adiri . . . vel*].

Band VIII S. 182—200 *de locis quibusdam in epistolis Ciceronis ad familiares et ad Atticum*. ad fam I 1, 1 [*de me*]; *res sei salutis meae propugnatio*. I 2, 3 [*video*]; aus dem Vorhergehenden ſei *audio* zu ergänzen. I 9, 20 [*superioribus*]*†. I 9, 21 *quem inceperis; cursum capere* ſei falſch. II 17, 1 [*puerorum*]*. IV 4, 1 [*qua usus es*]*†. IV 7, 3 *sese dederunt*. IV 12, 1 *ut vos certiores facerem**. VIII 5, 2 *visum est te facere*. V 1, 1 *nec abs te me*; vgl. V 2, 1. V 8, 2 *utuntur**. V 10^b *vi pugnando*; vgl. Corte zu Sall. Cat. VII 7. V 16, 6 *ante vertere*. VII 4 [*cura . . . valeas*]. VIII 2, 1 heiſt *singulis sententiis* „mit je einer Stimme Majorität“ von den Senatoren, den Rittern und den Ärartribunen, im ganzen mit 27 Stimmen gegen 24; Cob. ſchlägt für Asconius S. 53 Orelli (S. 48 Kieſling-Schoell) vor *condemnaverunt senatores XI, absolverunt VI . . . Tribuni aerarii condemnaverunt XIV, absolverunt III*. S. 54 (S. 48) *senatores IX . . . ex tribunis aerariis XI absolverunt, VI condemnaverunt*. Von den zwei Messallas, welche Vettern ſind, wird der eine, welcher 53 Konſul war, ad Att. IV 15, 7, IV 16, 6 und 11, ad Qu. fr. III 2, 1, III 9, 2, Dio Cass. 47, 17, der andere, welcher zwar de ambitu freigeſprochen, aber de sodalitiis verurteilt worden iſt und

das Konsulat nicht bekleidet hat, ad fam. VIII 2 und 4, ad Att. V 12, 2, Cic. Brutus 96 und Val. Max. V 9, 2 erwähnt. ad fam. VIII 6, 1 will Cob. *deposuisse**† lesen; Tusc. III 66 wird *dolorem ponere* gebraucht. VIII 10, 1 *quam imparatus**. VIII 10, 2 *praeter os* ('si quis rem sibi praeripi et auferri videt', sei *praeter os* am Platze). VIII 10, 4 habe Klein, ein verstorbener Schüler Cobets, verbessert *afferre et praeparata mutare scio**. IX 25, 2 [*vel ad parendum potius*]; vgl. Sall. lug. c. 62. IX 26, 3 (*utrum*) *unum*. X 31, 2 *nihil* [*non*] *acerbum*; d. h. „alles will ich gleichmütig tragen, wenn er dasselbe leidet“. X 32, 4 *invitare*. XII 10, 4 *Bruto* [*tu*]; Cic. hätte *nostro* gesagt. XII 14, 4 *Asiam obtineat, rogo*; man habe gewöhnlich nur einen Stellvertreter ernannt. XII 18, 1 *eo* [*tempore*]. XII 19, 3 *usque* (*eo*) *curae*. XII 25, 2 [*a. d. XIII K. Jan.*]; aus der Randbemerkung eines Lesers entstanden. XII 25, 3 *quoddam δούλιον ἡμᾶρ* nach Homer. XIII 1, 2 *postea etiam*. XIII 11, 1 [*Arpinatis*]*†. ad Att. I 16, 12 [*in quae . . . ascendere*]*†. I 17, 11 [*consulatum*]*†, in dem VII. Bande der Mnem. zum zweiten, hier zum dritten Male. II 13, 2 [*Divitis*]*. IV 3, 1 *tum ea a me scire* mit M. IV 2, 5 *renascentur*. IV 3, 3 *curare**†, IV 3, 3 [*Milonis domo*]*†. IV 4^b, 1 *σιλλίβους**. IV 15, 8 (*omnes leges omnesque iudices** nach ad Qu. fr. II 15, 4; auch schon Band VII. Anknüpfend an VI 1, 1 will Cob. die alte Ansicht gewahrt wissen, Equus Tuticus (nicht Asculum Appulum) habe Horaz Sermonen I 5 gemeint; vgl. ad Att. V 18, 1. 21, 1. VIII 2, 4 *non sitam in eo**, VIII 7, 2 *quod dixerim**†. VIII 11 D, 3 [*scripseras*]*†. IX 7, 1 *instillarunt*, wie gr. *ἐνέστιαζαν*; Quint. I 2, 28. IX 9, 3 *eo* [*non esse ius*], *quod*. IX 10, 2 *avis illa* beziehe sich auf Plato Ep. VII p. 348*. IX 10, 3 *oblectabat**. IX 10, 7 *dubūabas*, nicht *dubūares*. X 10, 3 *σύνες ὁ τοι λέγω*; Plato Phaedr. p. 236 D. Men. p. 76 D. X 12, 2 *παρ' ὄραν πλευστέον*. X 12, 7 *ἦθος ἀκίβδηλον*. XII 14, 3 *omnique ore enitor*; vgl. XIV 14, 6. XII 23, 1 *poterit* (*ut*) *ne* XIII 31, 2 *κέκρικα* richtig Lambin; vgl. Plin. ep. I 12, 10; Nep. Att. 21. XIV 13, 6 *ex* [*falsis*] *eius*. XV 11, 3 [*νῦν*]; behalte man *νῦν*, so sei *δύναται* und *θεοπρόπε* nicht im tragischen Verse erträglich.

2) *Ἀπομνημονεύματα* Guilielmi Georgii Pluygers ad Ciceronis Epistulas. P. III. Mnem. N. S. Vol IX S. 113—131.

ad fam. I 1, 3 *te reductorem*; vgl. Liv. II 33. I 2, 2 *quamquam aperte ut Volcatio assentirentur multi rogabantur* oder *quamquam aperte Volcatio assentirentur multi, [rogabantur] atque*. I 6, 1 *maxime sustinet* [*consolatur*] *spes*. I 9, 7 [*testis*] *Vatinius . . . dixi me [eam] Bibuli*. I 9, 23 *sed* [*quia*] *verebar . . . infinitum [bene de me meritos] omnes*. II 15, 4 *honore ullus*; so schon M⁹, Lambin. III 4, 1 *ad me suavissime scriptum amantissime misisti*. III 8, 4 [*id est in senatu*]*. III 10, 3 *discessisset*. III 12, 3 *vides desudare* (Cato

m. 38) . . . *quo modo et ea tuear . . . et te*; Cobet außerdem [*laborantem*]. V 2, 7 *qui rem p.* V 8, 5 *neque te [scripsisse]*. V 12, 4 *vel in (expromendis) remediis*. V 12, 5 *evelli**. VI 1, 2 *nec etiam is*. VI 2, 2 *recipieris**. VI 3, 3 *ut tum erit*. VI 13, 2 *virtus et pietas et amor in te singularis [et]*. VII 2, 2 *gloria potius mea quam amici calamitate*. VII 2, 3 *illum ipsum [Clodium]*. VII 2, 4 *crebritate iudiciorum*. VII 13, 1 *omnia (a te) ferre*. VIII 1, 2 *tibi (ipsi) perscribemus*†*. VIII 1, 2 [*Galliarum*]*†. VIII 3, 1 [*auguratum*]*† . . . *dolorem dissimulare oder dolere et discrucari*. VIII 3, 3 *aliquid . . . extare (velim) . . . cuius modi [velim], puto*. VIII 5, 1 *triumpho[que]*. VIII 6, 4 *nimis calfaciunt*. VIII 8, 9 *anno sui*. VIII 8, 10 *potui supersedere*. VIII 9, 1 *causas centumvirales*; vgl. de orat. I 173. VIII 9, 2 *expediatur . . . Galliae[que] . . . ceterae provinciae in eandem condicionem vocantur*. VIII 9, 3 [*et mandandis*]. VIII 10, 2 *alius consules ut paludati exeant; nemo tamen, ut ex senatus consulto privatus . . . praeter os*; die letzte Vermutung hat Cob. Band VIII unter seinem Namen bekannt gemacht. VIII 10, 2 *latent (scil. consules) sub*. VIII 10, 2 *alicui videris*. VIII 10, 5 *discedens**. VIII 13, 1 *pertinax*. VIII 13, 2 *si aut (non ferat aut)*. VIII 14, 2 *illam amo, homines*. VIII 14, 4 *sapienter [id]*. VIII 15, 1 *nam mecum (Caesar cum) expulisset . . . [vocare]*. VIII 16, 2 *valemus, quorum**. VIII 17, 2 *nos polleamus*. X 1, 4 *studii officique*; auf dieselbe Vermutung ist Ref. gekommen. XIII 25 *Hagesistratus*. XIV 1, 3 *esse [in Epiro] quo*. XIV 1, 5 *tu sufficere*. XIV 2, 2 *tene nunc*. XV 4, 4 *clam amici**. XV 21, 4 *maioribus . . . laudibus*. ad Quintum fr. I 1, 20 *maxime contineri*. I 1, 21 *proximus lictor*. I 1, 23 *templi (ornamentum) monumentumque*. I 2, 8 [*quorum . . . audivi*]. I 2, 9 *Sullae nomenclatori dictus es*. I 3, 9 *simulaturum*. III 1, 18 *inferiore*. III 3, 3 *testibus laeditur*. ad Att. I 3, 2 *non(dum) vidimus*†*. I 4, 1 *eam rem**. I 4, 3 *Caietanum*†*. I 5, 4 *non nihil*†*. I 14, 3 *cepisse**. I 14, 3 *ita ut*. I 14, 5 *in Rostra**. I 16, 1 *mirifice*. I 16, 2 *expugnatiue*. I 16, 4 *te ex* (Lücke, Name zu ergänzen) *acclamationes Clodii advocatorum audisse quae[que]*. I 16, 4 [*cum . . . circumferrentur*]. I 16, 8 *ab aliis**. I 16, 10 *iurato*. I 16, 12 *qui domi . . . haberent*. I 17, 2 (*et*) *ad*; Cob. außerdem [*Quinto*] *fratre*. I 17, 5 [*amore*]*. I 18, 1 [*eum*] *quocum . . . [una] communice[m]*. I 19, 4 [*auctore Pompeio*]. I 19, 4 *Sullanorum omnium*. II 1, 3 *Demosthenes**. II 9, 4 *traducta sit*. II 12, 2 [*de cogitatione*]. II 13, 2 [*Formius dico*]. II 14, 1 *proinde cito fac*. II 17, 1 *feremus**. II 18, 2 [*in contione*]. II 18, 3 [*in legationem illam*]*. II 19, 2 *utor (media) via*. II 21, 4 *aut Protogenes, si**. II 21, 4 *ut ea loco . . . transiri nequeant*. II 24, 2 [*hic Brutus*]. III 9, 1 *meas . . . afflicti*. III 9, 2 [*ipse*] *speres*. III 9, 2 [*a Pompeio*]. III 9, 2 [*infirmi sunt*]. III 10, 1 *expectabo*. III 10, 2 *possumne*. III 23, 1 *iam [haec]*. IV 2, 1 [*ut . . . bonae*]*. IV 2, 4 *senatum (esse)**. IV 2, 5 *renascentur*; Cob. schon in Band VIII. IV 3, 2

[coniectis ignibus]. IV 3, 5 *est usus**. IV 5 2 *relabi*. IV 7, 1 *qui [conturbare qu]idem*. IV 14, 1 in *Apuliam* oder ähnl. für *putari*. IV 14, 1 *dixeras**. IV 16, 6 (17, 3) *eius [Domitius]*. IV 16, 10 (18, 2) *ad naturam (meam)*. IV 17, 1 (19, 1) *num Vestorio*. IV 17, 2 (18, 2) [*tabulis*]; *perscriptionibus multorum* sei zu verbinden. V 1, 3 [*de sorore*]*. V 1, 3 *etiam voce et vultu*. V 1, 4 *dissimulavi dolorem*. V 1, 4 *discessurus*. V 10, 3 *et dicuntur et aguntur*. V 13, 1 (*haec*) *hactenus**. V 19, 3 in *Melüte (Melita)**. VI 1, 3 *sed — ilico*; nach *sed* Aposiopese. VI 1, 7 *sed tamen cum ea (cautione) credo*. VI 2, 8 [*erat . . . Appio*]. VI 4, 1 *militum paucitas*. VIII 12 A, 4 *eodem [Brundisium]*. IX 13, 7 *magis prosperitate*; Cob. will außerdem interpungieren *narrat, quid agat*, hat indessen nur die Züricher Ausgabe von 1845. X 8, 5 *contendimus . . . possemus**. XI 16, 1 *ambigue scripta*. XI 16, 5 *quid sentias*. XII 18, 1 *dolorem refricant*. XII 23, 1 *potero, ut ne tu*; so Cob. schon in Band VIII, nur behält er, wenn Ref. nicht irrt, *poterit* bei; außerdem will Cob. vorher *quoquo modo potero* schreiben.

4) Fr. Schmidt, Zur Kritik und Erklärung der Briefe Ciceros an Atticus. Prgr. Nürnberg 1879. 40 S.

S. sucht zunächst die nicht mehr haltbare Ansicht zu begründen, daß M. allein für die Atticusbrieve maßgebend sei, da Lambin den Tornaesianus vielleicht gar nicht gehabt habe, sondern seine Citate dem Bosius verdanke; wenn er aber auch die Hs. selbst in Händen gehabt hätte, so seien doch seine Citate unzuverlässig; bei Cratanders Lesarten dagegen sei es zweifelhaft, ob sie auf handschriftlicher Grundlage oder auf Konjektur beruhten. Ebenso wenig ist die andere Annahme Schmidts zu billigen, die S. 7—13 entwickelt wird, Petrarca müsse, da M. sehr fehlerhaft geschrieben sei, wohl einem Schreiber, den er zur genauesten Wiedergabe seiner Hs. dressiert habe, die Briefe, wenigstens in einzelnen Parteen, diktirt haben.

Von S. 14 an folgen Beiträge zur Kritik und Erklärung einiger Stellen. ad Att. I 4, 3 [*insigne*]; *ornamentum* sei zu ergänzen; so schon Baiter, während Wesenberg *insigne* beibehält. I 13, 1 [*rhethorum pure loquuntur*]; entstanden aus einer Randbemerkung *rhethorum more loquitur*. I 13, 1 *quod mihi non est ut* sei = „daß für mich nicht jeder existiert“, „daß mir nicht mit jedem gedient ist“; Ref. vermifft Parallelstellen zu dieser Erklärung. I 13, 3 *ad augures atque*; vgl. de leg. II 8, 21. ad Att. I 17, 11 *μόλις te rogo*. I 18, 1 *quicum ego εἴνμαι loquar*; vgl. IX 13, 1. I 18, 2 [*voluntas*] . . . *medicina deficit*. II 9, 1 *eversus improbitate*; nicht eine Umwälzung im Staate, sondern ein förmlicher Umsturz desselben habe stattgefunden. II 16, 4 *discedere* heiße abstimmen und der Sinn des Satzes sei: „wenn ich bei meiner Abstimmung auf die andere Seite treten kann unter der Voraussetzung, daß die gerechte Sache der Asiaten und Handelsleute nicht zu Falle

kommt“; Cicero will also für seine Person für die Ritter stimmen, wenn er sieht, daß er eine Majorität gegen sich hat, aber seiner Überzeugung nach steht er auf der Seite der Asiaten. II 24, 4 meint S., die von Wesenberg eingeschobenen Worte *non contemnebamus sed* seien überflüssig, wenn geschrieben werde *contremere solemus*; Ref. hält den Einschub für sicher und kann S. nicht beistimmen, wenn er als Grund gegen ihn anführen zu müssen glaubt, es finde sich für ihn nicht die mindeste handschriftliche Grundlage. III 23, 4 [*sive . . . putabant*]; *sive* sei entstanden aus *scilicet*, und der ganze Satz sei nichts als die Randbemerkung eines Lesers. IV 1, 7 (*non*) *demolientur, uno*. IV 14, 1 *mature profectum*. IV 16, 15 (16, 9) *ut a nobis totiens*. IV 18, 1 (17, 1) *committamus, trepidi, num quo*. V 7 *curasse, quod ante, ait se Pompeius quinque illos . . . vacationis iudiciorum causa; deferre praefectum = petere alicui praefecturam* (V 11, 6); *vacationis . . . causa* = „damit sie frei wären von den Gerichten und gestützt auf ihre amtliche Autorität alles selbst verfügen könnten.“ V 13, 3 *tolle domesticum*. VI 1, 21 *et de pantheris et de vectigalibus*; der Fehler sei durch Diktieren entstanden. VII 3, 12 *facere (cog)erentur*. VII 12, 2 *omnia celerrime*; vgl. VIII 9, 4. VIII 9, 4 *ad summam illam*. VIII 15, 1 *et Alcmaeonis fugam intendis*; beim Diktieren falsch verstanden. VIII 16, 2 *parato. Numquam exspecto? Et quidem; et quidem* ironisch = „ich warte auf die schimpfliche Flucht.“ IX 5, 3 *ego igitur quid (scil. faciam), si*. IX 10, 2 *alienantur (scil. homines amantes) immunde insulsis et indecoris*; „durch solche Fadheiten, welche gemein und unschicklich sind.“ IX 10, 6 *fugamne citam an moram lentam utiliore*. X 1, 3 *est maximum τὸν*. X 4, 11 *invito quae pro illo sint ad suspicandum*; Cic. sucht alles aufzufinden, was für den Neffen sprechen könnte. X 16, 6 *tu quoniam . . . novum morbum removisti, seda etiam*; Att. habe drei Krankheiten gehabt, nämlich Fieber, *novus morbus (δυσουρία)*, und *gravedo*; X 17 erst vollständige Genesung; *sedare* Plin. n. h. 26, 39; 20, 73; 30, 15. XI 23, 3 *enim de Acusilao eodem, generum nostrum potissimum in hoc velle tabulus*. XII 2, 1 *rumores tantum*. XII 5, 4 *exactionumque ἀρχέτυπα*; Nicasiones als Banquiers nicht bekannt; vgl. V 1, 2. XII 31, 1 *illud a quo refugiat*; d. h. *illud* ist nicht das, was er verkaufen möchte, sondern der Teil des Grundstücks, den er sich zurückbehalten will; vgl. XII 35, 1. XII 37 2 *praeterea urbis ne*. XIV 5, 2 *sancti esse*. XV 7, 1 *tum (genus) scribendi; genus* überhört wegen des vorhergehenden *sensus*. XV 8, 2 *id quidem mihi (mentiri) videbatur*. XV 12, 2 *praecipit ignoscere nostris*. XV 13, 4 *eumque, ne qua pompa (scil. esset oder fieret)*. XV 15, 2 *nec* ist auf den ganzen Satz zu beziehen und *vix* überflüssig; nicht *nec tam*, sondern *tam quam* gehöre zusammen; „sie glauben nicht, daß ich ebenso wohl ein Gefühl als auch eine Galle habe.“ XV 20, 1 *ut scribis ἄν ἔγγω*; „wer hätte, wie du selbst schreibst, dies je

geglaubt, daß es nach Cäsars Ermordung um die Republik noch schlimmer stehen würde als vorher?“

4) Rud. Mücke, *De locis aliquot graecis qui insunt in Ciceronis ad Atticum epistulis*. Prgr. Ilfeld 1878. 14 S.

Mücke zeigt, wie durch Vertauschung ähnlicher Buchstaben griechische Wörter in den Briefen ad Atticum korruptiert und ebenso wieder hergestellt worden sind. Seinen Versuch indessen, auf dieselbe leichte Weise einige griechische Wörter zu emendieren, hält Ref. für größtenteils verfehlt, weil die Grundlage der Kritik in den Atticusbriefen nicht von der Art ist, daß eine ängstliche Sorge um Buchstabenähnlichkeit bei der Emendation zum glücklichen Ziele führen könnte; der Beachtung wert aber erscheint der Vorschlag zu XII 40, 2. ad Att. II 3, 3 will M. lesen *κατάρκεσις illa* = „meine bewährte Hilfe“; er erwähnt, daß, wenn auch nicht *κατάρκεσις*, so doch *καταρκεῖν* in demselben Sinne wie *ἀρκεῖν* vorkomme. IV 8, 1 sucht er die Konjekture des Bosius, welche Wesenberg aufgenommen hat, *εἶη μισητός φίλος οἶκος* zu begründen. V 11, 7 will er lesen entweder *illam ἀλλοθμίαν* (scil. tuam) *excusationem ne acceperis* = „meine Entschuldigung, daß du von Rom abwesend sein könntest“; vgl. V 4, 3 *priusquam proficiscaris*. V 5, 2. V 6, 2. V 7; oder *μονὴν Ἀρείαν meam* = „mein Verweilen der Rüstungen wegen“. V 20, 6 billigt M. *πεφυσίωμα* der Bedeutung nach, hält aber *πεφύσημα* für leichter. IX 4, 2 wird *αὐτὸς αἴρηται* als dem Sinne entsprechend anerkannt, aber als leichter zu lesen vorgeschlagen *αὐτὸς θέρηται* = ‘ne ipse calefiat’ (scil. cupiditate damnandi) und zur Begründung Hom. Z 331 angeführt. X 12, 2 *παραλογιστέον*. X 13, 3 *ἔκπλοον* (so mit Baiter) *ἀκώλυτον*. XIII 42, 3 *eatur οἶμος Κόδρον* = ‘eatur semita Codri’. XV 1, 4 hält M. *quid est hoc* für echt, liest *ἐκ τοιούτων* und erklärt ‘nam quod eam collaudavi apud amicos audientibus tribus filiis eius et filia tua, *ἐκ τοιούτων* (i. e. ob tam levem causam istam a te auditam esse) quid est hoc? (i. e. nihil est)’. XIV 19, 1 *Dolabellae ἀργία*. XII 40, 2 *Ἀριστοτέλους et Θεοπόμπου libros πρὸς Ἀλέξανδρον*. II 9, 4 wie Wesenberg *καὶ Κικέρων*. XIII 23, 3 empfiehlt M. Baiters Vorschlag *εὐαγώως* und V 10, 3 Turnebus’ bisher unbeachtete Konjekture *δυσεκλάλητα*. VI 5, 2 setzt M. hinter *Καμίλλω* ein Komma, damit *ἐαυτόντε* enger mit *παρέδωκε* verbunden wird, und liest im folgenden *κληρονομήσαι* und *διευθετησθαι*. X 12, 7 empfiehlt M. den Vorschlag des Bosius *ἀγχίμολον* = propinquum.

5) Mich. Gitlbauer, *Verbesserungsvorschläge zu Ciceros Epp. ad familiares lib. X*. Wiener Studien I. S. 75–97 und S. 246 bis 268.

X 1, 1 will G. lesen *et aufugi proficiscens*. X 3, 1 *et postea mihi non ignotam . . . adiunxit, praeterea . . .* X 3, 2 *statuo habere*

[esse] *communem*. X 4, 4 hält G. mit Baiter *ut sciam* für ein Glossem, während Wesenberg die Worte zu halten sucht; G. sucht durch die Interpunktion *omnium rerum: quid . . . geratur* die Konstruktion und die Veranlassung zum Einschub deutlich zu machen. X 5, 1 schreibt G. *attulit. verum rursus*; M. *attulerunt rursus*. X 5, 3 wird *faveo* verteidigt gegen Müllers Vorschlag *suadeo* unter Hinweis auf X 3, 2 *mirabiliter faveo*. X 6, 3 billigt G. *consulares dicti* und *animo . . . consulari*, schlägt aber *habetur* zu lesen vor statt *habitus est*. X 6, 3 *sin aliter tu* (scil. *ages* oder *senties*) mit M.; die Herausgeber mit Manutius *sin aliter, tum*. X 6, 3 *tu experiendo eam rationem, quae* „indem du — hoffentlich — den Weg einschlägst, der deiner würdig ist“. X 8, 6 will G. *ut* nicht nach *paratus* einschieben, sondern lesen *vel omnem impetum belli ut in me*. X 9, 3 *ille itineri*; M. *in itineri*. X 11, 2 zieht G. es vor *conferat* zu schreiben, während Wesenberg *conferet* hat. X 11, 2 *adducet, etsi decima legio . . . redierit*; concessiv wie vorher *quamvis . . . recipiatur*. X 12, 5 *consecta* (verdeckt durch Ehrenabzeichen). X 13, 1 *ornando; quod positum est* (M.) . . . , *id*. X 14, 2 *Lepidum [re. p.] temporibus . . . e re publica esse*; aus *e re publ.* sei zuerst *et rei publ.* geworden, ein Korrektor, der die richtige La. kannte, habe *re publ.* darüber, und der nächste Abschreiber *re publ.* hinter *Lepidum* in den Text gesetzt. X 15, 3 *persequi atque . . . possemus*, ohne *Antonium* einzuschließen. X 16, 1 *ipsis [essent] et*; der Konj. sei nicht begründet. X 16, 2 *putes. Ipse tibi sis senatus; quocumque . . . ducet, sequare cures, ut*; in der jetzigen Interpunktion sind alle Glieder von *hoc animo debes esse ut* abhängig, trotzdem die ersten beiden negativ sind. X 17, 2 *probabunt . . . sciant* (M.). X 17, 3 *de tribus fratribus se segregando*. X 18, 2 streicht G. *sciebam* und liest *etenim cautius . . . ire; tamen*. X 18, 3 behält G. *habebat* bei und liest *adsit* („was mit keiner Gefahr verbunden war, das wird jetzt, im Falle der bevorstehenden Vereinigung mit dem Heere des Lepidus, bedenklich und verhängnisvoll“). X 18, 4 *quod hanc . . . excitavit*. X 20, 1 *denuuntiabantur; te fama . . . ; de te* sei ein grammatischer Fehler. X 21, 3 *litteras, in quibus desperans . . . destitutum [in quibus] aperte; in quibus* sei als Randglosse zu *in quibus* in den Text gekommen. X 21, 3 *et si quibus; ex* aus *et si* entstanden. X 21, 4 *cum illis pugnatueros, duobus iam consulibus amissis, tot civibus pro patria singularibus occisis*.

In dem zweiten Teile seiner Arbeit macht G. folgende Vorschläge. X 22, 2 *esset — (ut) qui . . . fuissem — . . .*; „der Antragsteller wäre natürlich ich gewesen“. X 22, 2-3 *uti senatus consulto quod . . . sed sive in eo sive . . .* X 23, 3 *ut et spatium colligendi iam se; iam* entspreche dem *interea*. X 23, 5 *legatos de Lepidi fide missos*; vgl. 21, 3. X 23, 5 *missum ab Antonio ad me* sei richtig; den ersten Boten habe Plancius abgewiesen, den zweiten als Kriegsgefangenen behandelt; daher folge *in quo frau-*

datio; vgl. XI 11, 1. X 23, 6 *mittat*; *urbis ipsius magnum*; es folge *pro urbe vero*. X 24, 1 *propinquitates mutuo vincam*; durch *mutuo* sei das Glossem und durch dieses *in tua* für *mutuo* hervorgerufen worden. X 24, 3 *nam adhuc hic*. X 24, 3 *aviditas hominum non sine causa usa alis Victoriae*; „wohl weiß ich, wie schwer es ist, mit der *aviditas* fertig zu werden; trägt sie doch nicht ohne Grund die Flügel der Siegesgöttin“; G. bezieht also *aviditas* auf die Habgier der Soldaten und meint, Plancus habe vielleicht an die Harpyien gedacht, die Servius zur Aen. III 209 mit der *Avaritia* in Verbindung bringe. X 24, 6 *sed — id quod tibi . . . inimice [facio] —*; *facio* sei unmöglich für *scribo*, *quidquid* falsch. X 24, 6 *aut quod consilium*; es folgt der Singular *avocarit*. X 24, 6 *gloria sive re etiam*. X 25, 2 will G. mit Grävius *quid tilgen*, das leichter als *aliquid* interpoliert werden konnte. X 25, 3 *ideo autem Planco consule, etsi . . . expeditas, haberes tamen . . .*; *videbam* mit Wesenberg zu schreiben sei unmöglich, bei der gewöhnlichen Lesung fehle *fore* hinter *splendidiorem*, *video autem* sei falsch angeknüpft. X 26, 1 *hoc tantum non moleste*; *hoc* ist die zweite Äußerung, welche, wie Cic. hinterher ausführt, eines Kandidaten ganz unwürdig ist. X 26, 2 *in caelum iure efferunt*. X 26, 3 *illa tibi est*. X 26, 3 *vince igitur te. vale*. X 28, 2 *defessum — sile, obsecro — ad*; die *parenth.* Wörter seien ausgelassen und später am Rande ergänzt worden. X 29 *in maxima re fundamenta ieci*. X 30, 3 *ultra aciem quae loco steterat*; G. hält also die 35. Legion für das Subj. zu *processerit* und die *acies* für die des Antonius. X 31, 2 *essem, plurima pericula*. X 31, 4 *hortatur me, ut a senatu scribam me et exercitum . . .*; Pollio soll schreiben, daß er zur Senatspartei halten und sein Heer dem Senate zur Verfügung stellen werde. X 31, 5 *num vocabit (scil. Pansa) . . . traditurum?* X 31, 6 *quanti* ohne *id* und *numero* ohne *in* richtig in M. X 32, 3 *gladiatoribus* als Abl. temp. noch ad Att. II 19, 3; *auctorare* zieht G. vor. X 32, 5 *si quod (= aliquid) iniussus feci*. X 33, 1 *et duces partium et veterani*. X 33, 2 *quas et leges* „die du auch zu lesen bekommen wirst“; M. *leges et*. X 34, 4 *diligentiam, si e superioribus temporibus . . . quae Lepido digna sunt perspecta habes*. Ref. erkennt den Scharfsinn, welchen G. bei seinen Vorschlägen anwendet, an, meint aber, daß G. meist in spitzfindiger Weise Stellen angegriffen hat, welche bei einfacher Betrachtung ohne Bedenken sind.

6) F. Rühl, Ciceroniana. Wissenschaftl. Monatsbl. VI S. 25 f.

schlägt vor zu lesen ad fam. I 9, 14 *sicut et Cinnanis (od. Cinnae) temporibus*; der Harleianus und Parisinus haben *cinneis*, der Turo-nensis *cumeis*. ad fam. II 3, 1 haben M¹, Parisinus und Turonensis *equidem sentiam*, M² *equidem quid sentiam*, der Harleianus richtig *equidem sententiam*. ad fam. IV 4, 3 haben Parisinus, Turonensis und Harleianus richtig *armis civilibus*. ad fam. IV 6, 3 hat Thurot

mit Recht die La. des Turonensis, mit dem Par. und Harl. übereinstimmen, *maius mihi solacium afferre ratio nulla potest* empfohlen. ad fam. IV 11 gehört *plurimum* zu dem Folgenden, *salutem plurimum* zu schreiben verbietet die Überlieferung; Turon. und Par. haben *plurimum*, Harl. *salutem dicit. Plurimum.* ad fam. IV 12, 1 ist vielleicht *Maias* richtig nach der La. des Med., Par., Turon. und Harl. ad fam. IV 12, 2 empfiehlt Thurot mit Recht die La. des Turon. *medicos ei mitterem; itaque medicos coegi*; dasselbe findet sich im Harl. und Par., welche auch richtig *uti* statt *utrum* des Turon. haben. Ref. billigt die Vorschläge Rühls zum größten Teil.

7) Th. Schiche, Zu Ciceros Briefen an Atticus. Festschrift zu der zweiten Säkularfeier des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums zu Berlin. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1881. S. 225–248.

ad Att. XIV 9, 1 vermutet S. *nunc quam vobis.* ad Att. XV 3, 1 *accepi (in Arpinati duas; der Tornaesianus hat accepinati.* ad Att. XV 4, 1 ist zu lesen *IX Kal. hora VIII*; der Brief ist an diesem Tage in Arpinum geschrieben. ad Att. XV 26, 1 verbindet S. in *Anagninum* nicht mit *missum*, sondern mit *ad me venit*; Brutus hielt sich in Nesis auf. ad Att. XV 24 ist zu lesen in *Nesidem profectum.* Was Drumann I 140 über Brutus' Aufenthalt in Lanuvium und Anagnia sagt, ist unhaltbar, und ad Att. XV 17, 2 *ab illis* nicht auf Brutus und Cassius, sondern auf Ciceros Sohn und dessen Bekannte in Athen zu beziehen. ad Att. XV 6 ist nicht im Tusculanum, sondern im Arpinum und zwar am 4. Juli geschrieben. ad Att. XV 6, 2 *in tot annos* bezieht S. auf den Provinzentausch des Antonius und die Erlaubnis der längeren Verwaltung des cisalpinischen Galliens. Hirtius ist am 1. Juni nicht im Senate gewesen (vgl. v. Gruber zu ad Att. XV 5 und Drumann III 73). XV 16^b ist nicht in Antium, sondern in Arpinum (*ripulae*) und zwar zwischen dem 19. und 22. Mai geschrieben. — Ein großer Teil der Ausführungen Schiches erscheinen dem Ref. überzeugend und sicher.

8) S. Brandt, Rh. Mus. XXXVI S. 360 f.

ad Att. V 4, 1 billigt Br. Wesenbergs Vorschlag *ac mi ille quidem placet*, will aber dann fortfahren *non omnino sed.* ad Att. VII 3, 2 *quid enim tibi (plura verba oder ähnl.) faciam.* ad Att. VIII 2, 1 *quomodo e nassa (oder ex ea nassa) effugere possim*; vgl. ad Att. XV 20, 2. ad Att. VIII 3, 2 *cum aliquo certe dedecore.* ad Att. XIV 1, 2 (*non*) *magni refert* nach Plut. Brut. 6. ad Att. XVI 11, 1 *sine libello Luciliano.*

9) Kleine Beiträge und Vorschläge zur Textesverbesserung sind an folgenden Stellen zu finden. E. Hoffmann, N. Jahrb. f. Phil. 1878 S. 200 vermutet ad Att. III 19, 1 *interesset e loci natura (scil. me in Epirum conferre).* A. Goldbacher, Zeitschr. f. d. öst. Gymn. XXIX S. 335 will ad Att. III 2 lesen *si in itinere te haberem.* C. A. Lehmann im Hermes XV S. 348 schlägt vor ad Att. IV

1, 5 *ab infimo*, ad Att. VII 3, 6 (*at priusquam*) *ad privata*. ad fam. II 18, 3 *cur (ergo) ego*. ad fam. II 18, 2 *nocere tibi iratum (nunc) neminem (nunc?) posse*. ad fam. III 2, 1 *habes — ea te profecto nunquam fallat —, a te*. Joh. Vahlen, Ind. lect. hib. univers. Berol. 1879/80 S. 11 zeigt, dafs ad Att. I 18, 1 *Metellus 'non homo . . . mera'* zu lesen ist und Cic. den Vers eines tragischen Dichters auf den Consul des Jahres 60 anwendet. Derselbe, Ind. lect. hib. univers. Berol. 1881/82 S. 4 empfiehlt und erklärt ad Quintum fr. II 9, 3 die alte Konjekture (*non*) *multis . . . artis; sed cum veneris*: „bei Lucrez mufs man wenigstens die Kunst bewundern, aber . . .“ Ebenda S. 6 schützt Vahlen ad fam. VIII 1, 4 *vigent* durch Hinweis auf Tusc. I 116, ad fam. VII 33, 1 und Stellen aus Lucrez. O. Schmidt, Rh. Mus. XXXV S. 313, macht folgende Vorschläge: ad Att. XV 3, 1 *de Montano scripsi*; vgl. ad Att. XIV 16, 4, XIV 17, 6, XIV 18, 3, XV 1^a, 5, XV 2, 4; vielleicht sei hierher zu ziehen ad fam. XVI 24, 1 (vgl. ad Att. XV 4, 5), wo möglicherweise *Kal. Jun.* statt *Kal. Jan.* zu setzen sei. ad Att. XV 4, 2 *Saufeium petis celemus*; Atticus las gern die Tusculanen (XV 3, 5), war aber wie Saufeius Epicureer. Ref. ist mit dem ersten Vorschlage Schmidts einverstanden. A. Watson, on the date and integrity of a letter ascribed to D. Brutus (ad fam. XI 13^a), Journal of philology vol. VIII, zeigt, dafs der Brief, wie er jetzt überliefert wird, aus zwei verschiedenen Briefen besteht, und dafs das Ende des ersten und der Anfang des zweiten verstümmelt ist. Der alte Brief reicht bis § 4 *equitibus* oder *consistere* und ist zwischen dem 11. und 25. Mai geschrieben auf dem Marsche von Pollentia nach Eporodia, um die Mißstimmung, welche in Rom über Brutus' Unthätigkeit unmittelbar nach der Schlacht bei Mutina herrschte, zu beschwichtigen; der zweite Brief ist jenseits der Alpen geschrieben (§ 4 *ex Italia*), kurz vor der Vereinigung des Brutus mit Plancus (ad fam. X 23, 3 am 6. Juni geschrieben), und der Schreiber weifs von dem Abfall des Lepidus (§ 5); er mag also diesen Brief nicht vor dem 7. oder 8. Juni geschrieben haben. Vgl. oben S. 19. Bücheler, Rh. Mus. XXXIV S. 352, nimmt ad Att. I 16, 6 *timebatis* in Schutz und führt dabei Plut. Cic. 29 *φοβούμενοι* an, I 16, 11 verbessert B. *rem manifestam, illum redemptum*. Joh. Rathay, Wiener Studien I S. 158, bezieht ad fam. II 7, 4 *nobilissimo* auf *adullescente* und interpungiert ohne Veränderung des Textes *quasi a senatore — nobilissimo tamen adullescente et gratiosissimo — nunc*. A. Goldbacher, Zeitschr. für österr. Gymn. XXX S. 408 f., hält ad Att. III 7, 1 *sed itineris causa* für richtig, da es dem vorhergehenden *quidem* entspreche, und interpungiert *nova. Sed consilium . . . optatum; si liceret . . . consumere — odi possum — esset amara; sed (scil. quamquam consilium mihi optatum est) . . .* Ebenderselbe, Wiener Studien II S. 300, will ad fam. I 2, 2 *quam consules* beibehalten, während Wesenberg nach Krause *con-*

sulares schrieb; denn *discessionem facere* heiße „abstimmen lassen“ und *quod — rettulisset* gebe die Erklärung zu der Forderung, welche Lupus stellte; dieser hatte nämlich unabhängig von den Konsuln referiert und Volcatius den seinem Referate entsprechenden Antrag gestellt; nachdem nun des Bibulus Antrag Teil I angenommen war, behauptete er, daß damit das Referat der Konsuln erledigt sei; „der Antrag des Hortensius bezeichne eine bestimmte Persönlichkeit, gehe daher über die Grenzen des Referats der Konsuln hinaus und greife in sein Referat über, das im Falle der Annahme des Antrags des Hortensius illusorisch würde.“ N. Madvig, Nordisk Tidskrift for Filologi III S. 137 f., schlägt in seinem dänisch geschriebenen Aufsätze vor (daher Irrtum des Ref. nicht ausgeschlossen) *equitum milia sex . . . habebit non Italiae vectigal . . . scribis iudices CCCLX belle bis iam huic significasse sed et isti quia plus . . . non amant*; über die Zahl der Richter vgl. VIII 16, 2 und ad fam. VII 2, 3. Βάσις, Ἀθήνασιν Τόπος © S. 155, schlägt vor ad fam. I 1, 1 *perfecto reditu meo*; er kennt Cobets Vermutung. H. J. Müller, Festschrift zu der zweiten Säcularfeier des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums, Berlin 1881 S. 37, will ad fam. X 8, 6 *ut* nicht einschreiben, sondern vor *omnem* an Stelle des *vel* setzen. K. Schirmer, Philologus XL S. 382, empfiehlt ad Att. I 19, 8 mit dem cod. Pogg. zu lesen *atque ita, tametsi eis — sumus, ut*. Ussing zu Plaut. Menaechmi 349 schlägt vor ad Att. IX 10, 2 zu lesen *immundae vestes et indecorae*. Außerdem ist zu vergleichen oben Opitz S. 24 und Schmalz S. 25 f.

Erst in dem nächsten Bericht (1882—83) kann referiert werden über J. G. Boot, *Observationes criticae ad M. Tullii Ciceronis epistulas*. Amsterdam 1880.

F. Zu den Brutusbriefen.

1) C. G. Cobet, *Ad epistolas Ciceronis et Bruti*. Mnemosyne N. S. vol. VII S. 262 ff.

C. sucht zuerst die Einwände, die Tunstall und Markland gegen die Echtheit der Brutusbriefe durch Anführung von einander widersprechenden Stellen erhoben haben, im Anschluß an Hermann zurückzuweisen und zu zeigen, daß Cicero als Staatsmann oft nichts anderes als Widersprechendes sagen konnte. Von S. 270 an geht er die Briefe der Reihe nach durch und sucht alles Anstößige durch Erklärung oder Emendation fortzuschaffen. Wir führen als wesentlich Folgendes an. ad Br. I 1, 1 will C. mit Junta *inimicos* haben, da man nicht *iniqui mei* sage; doch hat Cic. ad fam. XI 27, 7 *contra iniquos meos*. I 1, 1 will er lesen *eius (rei) indicia*. I 1, 2 *aut [si] coram*, weil Cic. sonst *aut si quis* hätte schreiben müssen; doch scheint dem Ref. die Änderung unnötig, da Cic. mit *quis* (vgl. im folgenden *nescio*

quis) eine bestimmte Person gemeint hat. I 2, 1 *abundat* [ui] *is qui . . . dicebatur*, (ui) *Europam*. I 2, 1 [eo] *quinque*. Bei I 2, 2 und I 4, 1 werden Bedenken gegen die 'eruptio Bruti' erhoben, die sonst nicht bekannt ist; C. verweist auf ad fam. XI 14, 1 und sucht außerdem die Nachricht zu halten mit dem Hinweis auf den Legaten des Brutus, Pontius Aquila, der (Phil. XI 14, ad fam. X 33) im Kampfe vor Mutina gefallen und durch eine Statue geehrt worden sei; sein Verdienst sei nach der Sitte dem Brutus angerechnet worden. I 2, 3 will C. hinter *quam tua* einsetzen *lenitas* oder *clementia*. I 3, 1 *scripsi* (fore) *consules*. I 3, 2 *popularem* [me] *esse*; der Gedanke müsse allgemein sein; indessen bezieht ad fam. XII 7, 1 Cicero dieselben Worte auf sich allein. Den Widerspruch, den Markland findet zwischen I 4, 2 *cives appelles* und I 3, 3 *eos cives qui*, löst C. richtig dadurch, daß er Brutus Bürger *iure et legibus*, Cicero *natura* erwähnen läßt. I 4, 3 *nunc cavendum*. I 4, 4 *prudenter* (agendo) *tueri*. I 4, 3 *mali excidii causa*. I 5, 1 [tibi] *videretur*. I 5, 4 hält Cobet *nunc . . . possunt* noch nicht für richtig erklärt durch Stellen wie Dio 46, 44, de domo c. 14, ad Att. IX 9, 3 u. ä. I 6, 2 ist über das Gerücht, daß Glyco den Pansa getötet habe, zu vergleichen Sueton Aug. 11, Tac. Ann. I 10, Appian III 75. Was Cic. I 10 3 über sein Verhältnis zu Octavian und dessen Bewerbung schreibt, nimmt C. mit Hermann gegen Appian III 82 und 92, Plut. Cic. 45, Dio 46, 42 und gegen Markland u. s. w. in Schutz. I 10, 4 sucht C. den Plural *edictis* zu schützen durch Vell. Pat. II 62. I 12, 1 sei *terra marique* ohne Bedenken, da Lepidus Schiffe gegen Sex. Pompeius gehabt haben müsse. I 15, 1 ist *Messallam habes* ohne Grund durch Zumpt angefochten worden; vgl. ad Att. II 22, 4, III 2, 1, VII 22, 2, VIII 11 B, 1. I 15, 3 darf gegen *Solon sapientissimus* nicht mit Markland de leg. II 11 *Thales sapientissimus* angeführt und daraus ein Moment gegen die Echtheit der Brutusbriefe genommen werden, da Cic. v. d. 7 Weisen nicht viel mehr als wir, dh. nichts, gewußt hat. I 15, 5 *fugere sapientem*. I 15, 8 *quo modo* (homines). I 15, 13 *quam* (in) *te*; so schon Baiter im Text. I 16, 2 *Romae* (me) *videre* mit Barth. I 16, 5 [nulla . . . adhibetur], vorher (eo) *mortuo*; das erste ist zu gewaltsam, das zweite in Briefen überflüssig. I 16, 10 (ab eis) *exigimus . . . ut decepti* (ab eis). II 1, 2 *infideliter* sei als ἀπαξ εἰρημένον ebenso wenig auffallend wie *desideratio* de sen. 47 u. ähnl. Daß II 2, 3 nur Cicero geschrieben haben könne, beweise ad fam. X 12, 2. II 3 *sed quo . . .* bis II 4, 3 *non erit* sei mit Manutius hinter II 5, 5 *Asiam* zu setzen, 3, 1 *quam sic* und *Dyrrhachio* (vesperi) zu schreiben und hinter 5, 5 *doleo* und 4, 2 *erit* eine Lücke anzunehmen; mit 4, 1 beginne die Antwort Ciceros; dieselbe Ordnung hat in der Hauptsache schon Wesenberg.

Derselbe bezieht sich ebenda in den Abhandlungen Adnota-

tiones ad Plutarchi vitam Bruti I S. 1 ff. und II S. 225 ff. und ad Ciceronis Philippicas S. 113 ff. auf zahlreiche Stellen der Brutusbriefe, welche er mit den Nachrichten der anderen Quellen zusammenstellt. Besonders S. 225 ff behandelt er die Citate aus den Brutusbriefen und Plutarchs Verhältnis zu denselben. I 11, 2 schlägt er vor zu lesen *defenderet (sed) negavit id sibi (licere) quoniam*. I 11, 1 sei *occasione occurrere* ohne Bedenken. I 11, 1 sei *ex sua pecunia* nicht *de suo*, sondern *de ea pecunia quam secum habebat ex Syriae tributis*. Das Schreiben I 9 erkläre sich daraus, dafs, abgesehen von anderen Gründen, durch einen Brief, den Brutus nach Tullias Tode an Cicero geschickt habe, eine Entfremdung zwischen beiden Männern eingetreten sei; zu vergleichen sei ad Att. XII 13, 1. XII 17. XIII 6, 3. XII 29, 1. XII 20, 1. XII 38, 3. XII 21, 1. XII 36, 2.

2) P. Meyer, Untersuchung über die Frage der Echtheit des Briefwechsels Cicero ad Brutum. Züricher Dissertation. Stuttgart, Th. Knapp, 1881. 210 S. 8. 2,40 M.

Das Buch, welches einen wichtigen Beitrag zu der bekannten Streitfrage bildet, hat folgenden Inhalt. Auf die Einleitung, in welcher der Stand der Frage mit Bezug auf die frühere Forschung angegeben ist, folgt S. 6—9 das erste Kapitel über die diplomatische Beglaubigung, deren Untersuchung mit dem Resultate schliesst, dafs das zweite Buch mit dem ersten zu verbinden und seine Echtheit aus Rücksicht auf seine Herkunft (durch Kratanders Ausgabe) ebenso wenig anzuzweifeln sei, wie die des ersten Buches, da das Fehlen der Hs. nichts für die Unechtheit beweise; vielmehr sei es durchaus glaublich, dafs sich die Briefe des zweiten Buches in einer deutschen Handschrift erhalten hatten, wofür auch die Blätterversetzung spreche. Dies Resultat wird allgemeine Zustimmung finden und macht die Hoffmannsche Unterscheidung (Vorrede S. 3 f.) unnötig.

Im zweiten Kapitel, S. 9—106, werden die Briefe vom chronologisch-historischen und allgemein sachlichen Gesichtspunkt in der Weise betrachtet, dafs jeder einzelne Brief von II 1 an in dieser zwiefachen Hinsicht geprüft wird und zum Schlufs jedesmal die Bedenken, welche sich aus der Betrachtung ergeben haben, zusammengestellt werden. Das dritte Kapitel, S. 107 bis 163, enthält die Untersuchung über die Sprache der Briefe, und zwar zunächst der Briefe Ciceros, dann der Briefe des Brutus, und giebt über die Ausdrücke oder Konstruktionen, welche von der klassischen Sprache abweichen oder abzuweichen scheinen, Auskunft. Da M. so die Unechtheit bewiesen zu haben glaubt, sucht er im vierten Kapitel, S. 164—199, zu zeigen, dafs der Fälscher ausser den echten Briefen ad Brutum, dem Briefwechsel mit Octavian, Hirtius, Pansa u. a. besonders die Briefe ad Atticum, ad familiares und die Philippischen Reden benutzt habe; er sucht diesen Beweis zu führen durch Parallelstellen aus den genannten

Schriften, die der Fälscher verwendet habe, ohne daß sie in den neuen Zusammenhang recht paßten, oder die er erweitert und übertrieben habe, ohne zugleich Mißverständnisse, Fehler im Gedankengange oder im sprachlichen Ausdruck vermeiden zu können. Das fünfte Kapitel endlich giebt die Antwort auf die Frage, wie und wann die Sammlung entstanden sei; der Fälscher habe etwa unter Tiberius oder Augustus geschrieben, so daß die zwei Bücher sich an die sieben echten Bücher ad Brutum anschließen und dieselben ergänzen sollten; doch sei wohl für I 16, 17, 10, 18 ein besonderer Verfasser anzunehmen, der nach dem ersten Fälscher geschrieben und die Briefe desselben benutzt habe.

In allen diesen Kapiteln zeigt M. meist gesundes Urteil und Besonnenheit, und seine Sammlungen aus den früheren Schriften sind wohl vollständig; nicht minder zu loben ist, daß die Klippe, an der gewöhnlich derartige Untersuchungen scheitern, das Streben, durch Übertreibung zu beweisen, meist glücklich vermieden wird. Am besten erscheint dem Ref. das zweite Kapitel, welches die chronologisch-historischen Bedenken enthält. Wenn trotzdem dem Ref., der weder die Echtheit noch die Unechtheit der Briefe insgesamt vertreten möchte, M. nicht überall das Richtige zu sagen scheint, so ist diese Meinungsverschiedenheit bei einer so schwierigen Untersuchung nicht verwunderlich. So meint z. B. M., II 2, 1 *levitatem et inconstantiam animumque semper inimicum* sei aus ad fam. XII 8, 1 genommen, einem Briefe, der doch nach ad Br. II 2 hätte geschrieben sein müssen, und das beweise die Unechtheit des letzteren; doch ist die Verbindung *levitas et inconstantia* bei Cic. durchaus gewöhnlich und das wichtige *scelus* aus ad fam. XII 8, 1 nicht wiederholt; Lepidus' Geinnung ferner mußte in Rom wohl bekannt sein, da man nicht unterlassen haben wird, von ihm bindende Zusicherungen über sein Verhalten zu verlangen, und daß ad fam. X 27 ebenso wie Phil. XIII höflicher lautet, ist natürlich, da sich Cic. hüten mußte, schwankende Charaktere durch Beleidigungen in das Lager der Feinde zu treiben (ad fam. XII 9, 1. ad Br. II 2, 3). I 2, 1 sucht Ref. den Bedenken zu entgehen durch den Vorschlag *eo (quas oder quae duceres) quinque*; der Einschub ist leicht und der notwendige Sinn damit gewonnen. Am schwächsten ist die Behandlung von I 3; wird § 4 *Consules — Caesar* mit Schmidt ausgeschieden, und das erscheint selbst dann notwendig, wenn die Briefe unecht sind, so sind die Hauptbedenken damit gehoben; denn dann ist das Datum richtig und die Schlachten bei Forum Gallorum und Mutina sind nicht zu einer vermischt. Daß aus § 2 *in Capitolium . . . in rostris* geschlossen werden könnte, die rostra lägen auf dem Capitol, ist nur anzunehmen für einen, der nach dieser Stelle die Lage der rostra bestimmen wollte, nicht für den Adressaten. § 4 konnte Cicero in der ersten Freude wohl schreiben *persequitur et Caesar*, ohne daß die Nachricht bestätigt wurde.

Dafs durch die Betrachtung der Sprache, welche im dritten Kapitel folgt, nicht sichere Beweise für die Echtheit oder Unechtheit gefunden werden können, spricht M. selbst S. 107 aus und ist natürlich; denn Ciceros Briefstil zeigt so grofse Verschiedenheiten je nach der Stellung, die der Adressat zu Cicero einnimmt, und ist auferdem bis jetzt so wenig systematisch behandelt worden, dafs wenig durch sprachliche Bedenken allein bewiesen wird: zumal, wenn bekannt ist, wie oft von den älteren Gelehrten, namentlich den Engländern, ein Ausdruck als unciceronianisch getadelt worden ist, dessen Gebrauch bei Cicero feststeht. Ref. erwähnt zu S. 110, dafs Becher nicht die Zahl der Anreden in den Brutusbriefen mit denen in den Atticusbriefen vergleichen durfte; wer ad fam. XI liest, wird kaum eine Abweichung von den Brutusbriefen finden. II 4, 3 ist *ex eis litteris quas mihi misisti* als Gegensatz zu dem folgenden *compluribus autem scripsisti* ohne Bedenken. I 1, 1 *iudicatum* = „erprobt“ ist wohl aus Cicero nicht zu belegen, doch nicht auffallender, als die in bonam partem beschränkte Bedeutung von *iudicium* ad Att. XI 7, 3 und ad fam. X 1, 4. I 12, 3 wird der Sinn gefordert *tecum enim illum aut etiam ante te*. I 16, 4 meint Ref. einen solchen Nachdruck auf *civitas* legen zu können, dafs der gewünschte Gegensatz zu den Legionen der Staatsfeinde hervortritt. — Von S. 137 ab wird der Stil der Briefe, die Brutus an Cicero gerichtet haben soll, geprüft; M. verkennt die Schwierigkeit nicht, über diese Briefe zu urteilen, da wir über Brutus' Briefstil so gut wie nichts wissen (ad fam. XI 2 und 3 sind von Brutus und Cassius gemeinsam geschrieben); Ref. glaubt nicht, dafs eine noch genauere Untersuchung in dieser Hinsicht ein sicheres Resultat geben wird. I 16, 10 mißverstehet M. *praestare* und meint, dafs es hier zuerst = *superare* mit dem Acc. stehe; doch hat auch hier das Wort nur die gewöhnliche Bedeutung des Verbürgens, die auch bei Cic. häufig genug ist. Das vierte Kapitel, in welchem M. die mutmaßlichen Quellen der gefälschten Briefe aufzusuchen strebt, scheint dem Ref. verfehlt zu sein und unter den übrigen Theilen des Buches zu stehen; Cicero wiederholt sich gerade in den Briefen sehr häufig, und wie oft dadurch die Emendation gefördert worden ist, ist allgemein bekannt. Umsomehr mußte Vorsicht angewendet und nicht jede Stelle der Brutusbriefe wegen Ähnlichkeit des Gedankens oder des Ausdrucks sogleich aus Stellen der andern Schriften abgeleitet werden. Dafs II 1, 1 *celeritatem qua si essent usi* aus Phil. V 53, II 5, 2 *illam mentem* aus Phil. III 3, 18 aus ad fam. XIII 13 und XIV 6, I 12, 3 *libenter ex tuis litteris complexus sum* aus ad Att. II 10, 1 stammt, darf nicht ohne weiteres angenommen werden. Das letzte Kapitel macht noch nicht recht deutlich, wie es kam, dafs die echten Briefe verloren gingen, die unechten anerkannt und erhalten blieben, wenn man nicht etwa den Zufall zu Hilfe rufen will.

Im Prinzip ist Ref. nicht mit M. einverstanden, wenn er S. 32 Anm. bezweifelt, daß durch Gurlitts Untersuchung über die Ordnung der Briefe etwas über die Echtheit der Briefe entschieden werde; Ref. meint vielmehr, daß, wenn Gurlitt für die Brutusbriefe dieselbe Ordnung nachweisen kann, welche in den Briefen ad fam. l. X—XII nachgewiesen ist, die Frage fast entschieden ist, da nicht angenommen werden kann, daß ein Fälscher von der Art des Ordnens, die Tiro angewandt hat, Kenntnis haben konnte.

Im übrigen wird Meyers Buch für lange der Angriffspunkt für die Verteidiger der Echtheit und der Ausgangspunkt für deren Gegner sein.

Berlin.

K. Lehmann.

H e r o d o t.

I. Ausgaben.

- 1) Herodotos erklärt von H. Stein. III. Band, Buch V u. VI. Vierte verbesserte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1882. 230 S. 1,80 Mk.

I. Text. V 18 *ὡς δὲ ἀπὸ δείπνου ἐγένοντο* (dz), früher *ἐγίνοντο*. Die jetzige Schreibweise, wenn sie auch auf unzuverlässigen Hss. basiert, ist wohl notwendig. — 42 *οἶα δὴ βαρέως φέρων*; dazu die Anm.: „*οἶα δὴ* wie I 171 *αἶε δὴ*“. Überliefert ist *δέ*; die Änderung ist wohl richtig, wenn man bedenkt, wie häufig *δὴ* und *δέ* von Schreibern verwechselt werden. — 73 *ἡπιστάτο γὰρ σφίσι [πρὸς] Λακεδαιμονίους τε καὶ Κλεομένηα ἐκπεπολεμῶσθαι*. So schon in der Krit. Ausg. nach Schweighäusers Vorgang; in der 3. Aufl. fehlten die Klammern. — 91 *νόψ λαβόντες ὡς ἐλεύθερον μὲν εὖν τὸ γένος τὸ Ἀττικὸν ἰσόροπον ἂν τῷ ἔωπτῶν γίνοιτο*. In der Krit. Ausg. fehlt *ἂν*, in der 3. Aufl. steht es (nach rz) vor *γίνοιτο*. Wozu jetzt die Umstellung? — 126 *αὐτῷ δὲ Ἀρισταγόρῃ πλείστη ἡ γνώμη ἦν* für *ἡ πλείστη γνώμη*. Schon in der Krit. Ausg. war diese Änderung in den Anm. vorgeschlagen; in der 3. Aufl. ist sie wohl nur aus Versehen nicht aufgeführt, da in den Anm. daselbst die jetzige Wortstellung schon zu lesen ist. — VI 8 *Φωκαῖες δὲ τρεῖς* wie in der Krit. Ausg., in der 3. Aufl. ist *Φωκαῖες* aus Versehen stehen geblieben. Ob indessen die attische Form hier richtig und neben der in Buch I viel häufiger überlieferten Form mit *αι* zu halten ist, bleibt sehr zweifelhaft. — 69. Auch hier ist wohl nur ein Versehen korrigiert. In der Krit. Ausg. steht *Ἀστρὸβάκου* und *Ἀστρόβακος*, wo R beidemal den Namen mit *α* hat und zwar in Übereinstimmung mit Paus III 16. Jetzt ist an beiden Stellen *α* geschrieben, während in der 3. Aufl. an einer Stelle *ο* stehen geblieben war.

II. Kommentar. V 12 war zu den Worten *οὔτε πρὸς τῶν ἐκ τῆς Ἀσίας οὐδαμῶν* bemerkt: „vor *Ἀσίας* scheint *ἄλλης* oder *ἄλλων* hinter *οὐδαμῶν* zu fehlen“. Jetzt ist ein anderer Vorschlag gemacht: „Statt *τῶν* ist wohl *ἄλλων* zu lesen“. Mir scheint beides unnötig, wenn man den Genetiv *τῶν* von *οὐδαμῶν* abhängen läßt: „noch überhaupt nach Art irgend eines asiatischen

Volkes“. — Eine neue, recht ansprechende Erklärung giebt St. zu c. 27. Hier steht die erste Hälfte des Kapitels in keinem Zusammenhang mit der zweiten, darum haben die Hsgb. entweder Lücken angenommen oder Stücke eingeklammert. St. erklärt jetzt: „die ursprüngliche Fassung dieser Stelle erscheint durch eine doppelte Einfügung verdunkelt. Erstens sind die Worte *οἱ μὲν δὴ Ἀθήνιοι* bis Z. 5 *τελευτᾷ* ohne Zweifel echt, aber vom Autor erst nachträglich als Randnote geschrieben, um sie später mit dem Kontext zu verschmelzen (s. die zahlreichen ähnlichen Beispiele solcher Nachträge zu IX 83. 1). Von anderer Hand unpassend eingefügt, trennten sie die Worte *τοὺς μὲν λιποστρατίας — ἀποκομιζόμενον* von dem Schlusse des c. 26, mit dem diese nach Inhalt und Syntax eng verbunden sind (vgl. zu VI 122, 1). Um den hierdurch zerstörten Zusammenhang herzustellen, fügte ein Späterer die Worte *αἰτίη — κατεστρέφετο* ein, die ihre unechte Herkunft durch den verfehlten Inhalt verraten“. — 57 zu den Worten *πολλῶν τεῶν καὶ οὐκ ἀξιαπηγήτων* „nachahmend Pausanias I 9, 3 *Ἀθηναῖοι δ' ὑπ' αὐτοῦ παθόντες εὐ' πολλὰ τε καὶ οὐκ ἄξια ἀπηγήσεως*“. Muß das gerade Nachahmung sein? Überdies erwartete man doch bei Pausanias wenigstens *ἀπηγήσεως*. In Schubarts Text lese ich aber *ἐξηγήσεως*. — 77 In dem Epigramm: „Aristeides II p. 512 ed. Dind. eignet das Epigramm dem kelschen Dichter Simonides zu, der Scholiast zur Stelle (p. 351 Frommel) einem Agron. Ein auf der Akropolis jüngst gefundenes Stück einer Marmorbasis scheint ein Überbleibsel des Denkmals zu sein. Man liest darauf folgende Reste der auf zwei Zeilen verteilt gewesenen Inschrift: *ΕΝΑΙΟΝΕΡΓΜ* und darunter *ΙΠΠΟΣΑΕΙΑ*. Aus der Schriftform schließt Kirchhoff (C. I. A. 334), daß sie der Zeit des Perikles angehören und daß die Weihung erst später (etwa Ol. 83/84, nach der Wiedereroberung Euböas durch Perikles) stattgefunden, was auch deshalb wahrscheinlich ist, weil das Denkmal gleich damals, vor dem Perserkriege, aufgestellt, den Brand und die Zerstörung der Akropolis im J. 480 schwerlich überstanden haben würde“. — 81 zu *ἐσικνέοντο* die Erklärung: „pungebat, kränkten tief. In eigentlicher Bedeutung III 108. 19. Aeschyl. Suppl. 556 *εἰσικνουμένον βέλει βουκόλου*“. Über diese von St. zuerst eingeführte Lesart von A¹ B¹ für *ἐσίνοντο* oder *ἐσινέοντο* hat er ausführlicher gehandelt Krit. Ausg. Praef. LXVII. — 92a zum Namen *Σωκλῆς*: „so die bessere Überlieferung statt der Vulgata *Σωσικλῆς*“. — VI 39 zur Erklärung von *ἐπιτιμέων* ist hier zugefügt: „das Wort scheint in diesem Sinne technisch gewesen zu sein. Aeschyl. Sept. 1021 u. Soph. El. 465 gebrauchen so das Substantiv *τὸ ἐπιτίμιον* (*τὰ ἐπιτίμια*)“. Dafür ist gestrichen „ἐπι — wohl“, „noch einmal“, „aufser der bereits in Athen abgehaltenen Trauer. Vgl. zu I 133. 19 (oder *ἐτι τιμέων*)“ — 58 zum Schlufs des Kapitels über die Vertretung der Könige durch Geronten bei der Abstimmung ist hier zugesetzt: „ungenau aber und mißdeutig bleibt der Ausdruck

auch bei der andern Auffassung (dafs nämlich beide Könige durch einen Geronten vertreten wurden). Denn *μάλιστα προσήκων* konnte ein Geront doch nicht beiden Königen zugleich sein, sondern jeder König hatte ein Mitglied seines Hauses als Vertreter, der dann zwei Stimmen statt einer abgab, beide Vertreter aber vier. — 102 zu *ἐνιππεύσαι* war bemerkt: „in der Schlacht erscheint aber keine Reiterei der Perser, weil der Angriff der Athener keine Zeit liefs sie auszuschiffen“; jetzt ist noch hier zugesetzt: „oder, was noch wahrscheinlicher, weil sie bereits, nach dem Fehlschlagen der Landung an dieser Stelle, wieder eingeschiffet war“. — 121 „*Καλλίης τε* entsprechend c. 123,1 *καὶ οἱ Ἀλκμεωνίδαι*“. — Soweit schon in 3. Aufl.; jetzt ist hier zugefügt: „*τε καὶ, ut — ita*. Dieser Zusammenhang der beiden Satzglieder ist durch die Einschlebung von c. 122 zerrissen“. c. 122 wird allgemein seit Valckenaer für unecht gehalten. — Von grammatischen Bemerkungen hebe ich hervor: V 66 zu *ἄτε ἀστρυγέτονα καὶ σύμμαχον* ist bemerkt: „*ἄτε tanquam*“; früher „*quippe*“. Erstere Bedeutung ist an manchen Stellen, wie I 123, notwendig; hier paßt *quippe* wohl ebenso gut. — V 106 zu *πεποιηκέναι*: „der Infinitiv bei *οἶδα* auch I 20, 2. IV 25, 2. Häufiger bei *ἐπίσταμαι*“. — Ferner ist in demselben Kapitel beim Aorist *ἐκδύσασθαι* nach dem Verbum *ἐπόμνυμι* auf VII 134,14 verwiesen. Andere haben, wohl mit Unrecht, das Futurum gesetzt. Auf unsere Stelle verweist St. dann wieder VI 2, wo *κατεργάσασθαι* nach *ὑποδεξάμενος* steht. Hier würde ich das Futurum, das übrigens P. hat, leichter zulassen. Vgl. hierüber Jahresb. VI 94 ff.

2) Herodotos, erklärt von H. Stein. V. Band, Buch VIII und IX. Namenverzeichnis. Mit zwei Kärtchen von H. Kiepert. Vierte verbesserte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1882. 260 S. 2,25 Mk.

I. Text. VIII 14 *ὡς εὐφρόνη ἐγένετο* (AB) für *ἐγένετο*. — 19 *νόω δὲ λαβῶν ὡς εἰ . . . ἀπορραγεῖη . . . οἱοί τε ἂν εἴησαν*. Die Partikel *ἂν* ist von St. hinzugefügt; Satz und Gedanke sind ganz ähnlich wie V 91 (siehe oben); schon Werfer verlangte es. — 46 *ἔθνος ἐὼν Ἰωνικὸν ἀπὸ Ἀθηνέων* und *Νάξιοι δὲ εἰσὶ Ἴωνες ἀπὸ Ἀθηνέων* und c. 48 *Ἴωνες ἐόντες ἀπ' Ἀθηνέων*. *Ἀθηνέων*, das übrigens P an der ersten Stelle hat (an der letzten bei Eust. *Ἀθηνῶν*), ist notwendig für *Ἀθηναίων*. Alle Hsgh. seit Wesseling haben so geschrieben. Vielleicht ist auch IX 7 *οἱ ἄγγελοι οἱ ἀπ' Ἀθηνέων* nach AB der andern La. *Ἀθηναίων* vorzuziehen. — 73 *οἰκέσι δὲ τὴν Πελοπόννησον ἔθνεα ἑπτά, τούτων δὲ τὰ μὲν δύο . . . κατὰ χώραν ἰδρύται νῦν τε καὶ τὸ πάλαι [οἰκεῖον], Ἀρχάδες τε καὶ Κυνούριοι*. Früher stand *τῇ* für *τε* und *οἰκεον* war nicht eingeklammert; bemerkt war dabei zum Plural: „auffallend ist hier nur der parallele Gebrauch des Singulars.“ Der Plural erklärt sich aber leicht aus der folgenden Apposition; darum also wäre *οἰκεον* nicht zu verdächtigen. Aber *τῇ* ist nur Konjekture von Schäfer und *τε* alleinige Überlieferung. — 77 im Bakisspruch ist

in den Worten *δοκεῖντ' ἀνὰ πάντα πείσθαι* die Überlieferung teilweise wiederhergestellt (*ἀναπάντα* AB, *ἀνὰ πάντα reliqui*), dafür aber statt des überlieferten *πιθέσθαι* (so AB, *πείθεσθαι* B, *τίθεσθαι* Cb, *πυθέσθαι* z) nach Düntzer *πίεσθαι* geschrieben mit der Erklärung: „dünkend er werde alles verschlingen.“ Früher lautete der Text *ἂν ἅπαντα πιθέσθαι* „hoffend, es würde sich alles fügen“. Bei einer so dunkeln Stelle hat es natürlich nicht an Konjekturen gefehlt, die bei Bähr und Dietsch verzeichnet sind. — 119 *ὡς καὶ πρότερόν μοι εἴρηται*; *μοι* ist nach Abd hinzugesetzt. — IX 14 *ὑποστρέψας δὴ τὴν στρατιήν*, wohl richtig für das überlieferte *δέ*. — 34 *νόσου* für *νοσον*, jedenfalls ein Druckfehler. — 83 am Schluss *καὶ πενταπύχσος ἀνδρὸς ὄστέα ἐφάνη ἐπειτε δὲ* ist das Zeichen für eine Lücke eingesetzt. In der 3. Aufl. war erklärt, dass *ἐπειτε δὲ* wohl nur verderbt sei aus *ἐπεὶ γὰρ δὴ* und in Bezug zu dem vorhergehenden *καὶ* — *ἐφάνη* stehe. — 99 *ἐποίηεν δὲ τοῦτο τοῦδε εἵνεκεν* für *τούτου εἵνεκεν*; dazu die Anm.: „die Hss. *τούτου*. Vgl. I 22. 1; 136. 9 II 89. 5. Auch sonst weist H. in zahlreichen Stellen auf die nachfolgende Absicht nur mit *τοῦδε* oder *τῶνδε εἵνεκεν* (oder *εἵνεκα*), ausser in der Verbindung *αὐτοῦ τούτου εἵνεκεν* (I 80. 22 V 91. 24)“. Dasselbe hat schon Krüger vorgeschlagen. — 120 *πρὸς σανίδας προσπασσαλείσαντες ἀνεκρέμασαν*; *πρὸς* fehlt in den Hss., früher war die Überlieferung im Text stehen geblieben, aber mit der Anm.: „man erwartet *σανίσι* oder *πρὸς σανίδας*“. Ähnlich verfahren auch die anderen Herausgeber.

II. Kommentar. Die Textkritik betreffen folgende Stellen: VIII 3 *εἶκον οἱ Ἀθηναῖοι μέγα πεπονημένοι περιεῖναι τὴν Ἑλλάδα καὶ γνόντες*: „H schrieb wohl *μέγα τε ποιούμενοι*“. Sehr ansprechend. — 100 *καὶ περὶ Πέρσας ἦν ταῦτα τὸν πάντα μεταξὺ χρόνον γενόμενον*: „das wegen seiner Stellung auffällige *γενόμενον* ist für den Sinn entbehrlich und vielleicht in *γινόμενα* zu ändern“. Früher lautete der Schluss der Anm.: „und vielleicht unecht“. — IX 21 „*Μεγαρές λέγουσι*. s. von dieser Formel zu III 40. 5“. So weit schon in der 3. Aufl. Jetzt ist hinzugefügt: „nur fehlt hier das sonst übliche und kaum entbehrliche *τάδε* oder *ἄδε*.“ — 35 zu *πάντως συνεχώρεον*: „falls nicht *πάντων* zu lesen ist nach VII 161 *Συρηκοῖσι σὺ συγχαρήσομεν τῆς ἡγεμονίης*. — 55 zu *πρὸς τε τὸν Ἀθηναίων κήρυκα* war früher bemerkt: „*τε* stände richtiger hinter *λέγειν*, und nach *κήρυκα* wird ein Wort wie *τραπόμενος* vermisst“; jetzt heisst es dafür entschiedener: „die Schwierigkeit der Stelle löst sich am einfachsten, wenn man ändert *τραπόμενος πρὸς*“. An sich ist die Konstruktion der Überlieferung zu erklären, wie es Abicht und Bähr thun, indem zu *λέγειν* als Subjektsaccusativ *τῶν ἐωντοῦ τινὰ* zu ergänzen ist. Andererseits ist aber nicht einzusehen, warum Pausanias nicht selbst dem Herold die Sachlage auseinandersetzt, da er beim folgenden *ἐχορίζε* doch als Subjekt

gedacht werden muß. — 82 zu *Παυσανίην ὧν ὀρέοντα τὴν Μαρδονίου κατασκευήν*: „*κατασκευήν* wohl nur verschrieben für *σκηνήν* (wie c. 80, 4)“. Dasselbe vermuten schon Schweighäuser und Krüger. — 98 *συνθήματος Ἡβης*: „Da zu solchen *συνθήματα* in der Regel Namen von Göttern gewählt werden, die zu dem Kampfe und den Kämpfenden in irgend einer näheren lokalen oder persönlichen Beziehung standen und deren Beistand erfleht werden sollte, eine solche Beziehung aber bei der Göttin *Ἡβη* nicht erkennbar ist, so will Roscher (N. Jahrb. f. Phil. 119 S. 349) dafür *Ἥρη* schreiben. Der größte Tempel dieser Göttin war der Ausgangspunkt der Flotte (c. 96, 4) und stand bei der Schlacht in ihrem Rücken“. Über die sehr ansprechende Vermutung Roschers s. auch Jahresb. VII 293. — In demselben Kapitel zu *ὠντός δὲ οὗτος ἐὼν τυγχάνει νόος τοῦ πρήγματος καὶ ὁ Θεμιστοκλῆος ὁ ἐπ' Ἀρτεμισίῳ*: „es ist wohl zu lesen *ὠντός δὲ τοῦτου*“ und gleich darauf: „für *πρήγματος* vermute ich *κηρύγματος* oder *ῥήματος*“. Letzteres hat St. auch schon in der Kritischen Ausg. vorgeschlagen. Krüger findet den ganzen Satz anstößig. — 106 *Ἰθνηναίοισι δὲ οὐκ ἔδοκεε ἀρχὴν Ἰωνίην γενέσθαι ἀνάστατον οὐδὲ Πελοποννησίοισι περὶ τῶν σφετερέων ἀποικιέων βουλευέιν*. Der Dativ war früher erklärt: „s c. *γενέσθαι* verstattet würde“; jetzt: „bei Π. ist wohl das diesen Kasus bedingende Verb (*προσῆκειν*) ausgefallen (andere ändern *Πελοποννησίους*)“. Den Accusativ haben nach Schweighäusers Vorgang Krüger und Abicht gesetzt, und es ist ein solcher Schreibfehler nach dem vorangehenden Dativ *Ἰθνηναίοισι* wohl die am meisten ansprechende Annahme. — IX 32 zu *Φρυγῶν τε καὶ Θρηίκων Μυσῶν τε καὶ Παιόνων*: „in einer Hs. ist zutreffend gebessert *Φρυγῶν τε καὶ Μυσῶν καὶ Θρηίκων τ. κ. Π.*“. Es ist dies R; ebenso haben auch s und Valla; die geographische Reihenfolge ist jedenfalls die richtige.

Von anderen Zusätzen hebe ich hervor: IX 36 zu *διαβᾶσι δὲ τὸν Ἀσωπὸν*: „auch hier zeigt sich (wie c. 19. 10) eine Lücke in dem Berichte. Bisher standen die beiden Heere nur diesseits des Asopos gegeneinander, jetzt steht das persische Fußvolk jenseits des Flusses und beginnt am Tage der Schlacht von dort her den Angriff“. Auf ähnliche Weise hat H. c. 19, wie St. zu dieser Stelle schon in 3. Aufl. ausführt, vergessen zu erzählen, daß die Hellenen den Paß von Eleutherä forciert haben. — Ähnlich ist die Bemerkung zu c. 62: „der persischen Reiterei (c. 57) geschieht seltsamer Weise erst nach der Wendung der Schlacht wieder Erwähnung, aber nur beiläufig (c. 68) und ohne daß sie wie bisher und wie die boiotische (c. 69) dem hellenischen Fußvolk, selbst nicht bei der Verfolgung der Perser, lästig wird“. — 55 *οὐ πως ἐπειθον*; hier war früher bemerkt: „*οὐ πως* wahrscheinlich in *οὐκων* zu ändern“; jetzt: „*οὐ πως* = *οὐδαμῶς* (I 152. 7)“. — 73 *τοῖσι δὲ Δεκελεύσι* — *ἐοῦσα, οὕτω ᾧστε*: „*οὕτω* hat keinen passenden Anschluss an das Vorhergehende. Der Satz *οὕτω* —

ἀπέχεσθαι ist wohl nachträglich eingesetzt, nach Ausbruch des Krieges. Wäre, wie vermutet worden, dieser Abschnitt der Erzählung erst zur Zeit des Krieges geschrieben, so wäre die ganze Aufzählung der Ehrenrechte, die doch nur im Frieden galten, recht seltsam. — Ganz richtig; denn die Verschonung des Dekeleischen Gebietes ist keine Folge der Atelie oder Proedrie. — 106 zu dem Satze *καὶ οὕτω δὴ Σαμίους τε καὶ Χίους καὶ Λεσβίους καὶ τοὺς ἄλλους νησιώτας, οἳ ἔτυχον συστρατευόμενοι τοῖσι Ἕλλησι* ist bemerkt: „die Beziehung des Relativsatzes müßte, soweit hier die bisherige Darstellung Herodots in Betracht kommt, auf *τοὺς ἄλλους νησιώτας* eingeschränkt werden. Es sind dies die VIII 46 aufgezählten. Denn die vorgenannten Chier und Samier waren zwar bei der Flotte vertreten (VIII 132. IX 91 f.) und konnten deshalb allenfalls als *συστρατευόμενοι* gelten, nicht aber die Lesbier. Da aber jene *νησιώται* bereits thatsächlich und gewiß auch in aller Form zum Bunde (VII 145) gehörten, so ist anzunehmen, daß jetzt alle diejenigen Inseln aufgenommen wurden, die erst in der Flotte bei Mykale durch Schiffe oder Mannschaften vertreten waren, und daß H. es unterlassen hat, den Übertritt derselben zur gemeinsamen Sache zu erwähnen, wie er auch c. 114, 8 bei der Belagerung von Sestos die Anwesenheit der Bundesgenossen verschweigt“. Die Stelle hat auch sonst zu Bedenken Anlaß gegeben; vgl. Steup Rh. Mus. 1880 S. 321 u. Jahresb. VII S. 293. — 116 *ἀφύκτως δὲ κως αὐτῷ ἐπέπεσον*. Früher war *κως* erklärt: „wie es scheint“; jetzt: „*κως* ist beim Adverb *ἀφύκτως* als gradsteigernd zu fassen, entsprechend dem *τις* beim Adjektiv (*ἄφυκτός τις* zu V 33, 9). So Plat. Protag. 315b *εὐ πως* (gar schön) *καὶ ἐν κόσμῳ περιεσχίζοντο*, Xen. Anab. VI 1 *ἔπεισε τεχνικῶς πως* (im Kampfspiel als wäre er tot). Auch Hom. *E* 104 *μᾶλα πῶς με καθίκεο θυμὸν ἐνιπῆ ἀργαλήη*.

Von Bemerkungen grammatischen Inhaltes führe ich nur an: IX 11 zu *μαθήσεσθε ὅσοτον ἂν τι — ἐκβαίνη*: „Der Konjunktiv mit *ἂν* in einem idell abhängigen Fragesatze (sog. abhängigen Fragesatze) steht an dieser einen Stelle nach dem im Epos geläufigen Gebrauche statt des Indikativ Futuri *ὅσοτον ἐκβήσεται* (wie I 71 *μάθε ὅκοσα ἀγαθὰ ἀποβαλέεις*). Vgl. Hom. *ψ* 139 *ἐνθα δ' ἔπειτα φράσσομεθ' ὅτι κε κέρδος Ὀλύμπιος ἐγγυαλίξῃ*“. Bähr glaubt hier nach Matthiae eine Vermischung zweier Konstruktionen annehmen zu müssen, — 111 *ὦ δέσποτα, τίνα μοι λόγον λέγεις ἀχρηστον, κελεύων μοι γυναῖκα, ἐκ τῆς μοι — αὐτῆ τέ μοι — ταύτην με κελεύεις μετέντα — γῆμαι*: „der Dativ bei *κελεύειν* nur hier bei H.“. Alle andern Hsgb. haben nach Rsv. *με*, was hier jedenfalls richtig ist; das wiederholte *μοι* im Satze hat wohl in den bessern Hss. den Schreibfehler hervorgerufen.

3) Herodotos, erklärt von Abicht. III. Band, Buch V u. VI. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1883. 224 S. 1,80 M.

Im vorigen Jahrgang dieser Berichte habe ich bei Gelegenheit der Anzeige des vierten und fünften Bandes dieser Ausgabe her-

vorgehoben, daß der Hsgb. das, was er in seiner kritischen Ausgabe festgestellt hat, der kommentierten nicht immer hat zu Gute kommen lassen, vielmehr in vielen Punkten den Text der ersten Auflage unverändert festgehalten hat. Abicht bemerkt hiergegen in einem Vorworte zu dem vorliegenden Bande, meine Bemängelungen betrafen fast nur Kleinigkeiten, wie Elision, Accentuation oder Wortstellung. Angenommen, es wäre dies richtig, so möchte ich doch bemerken, daß es bei einer kritischen Ausgabe, die doch Hsgb. in der Tauchnitziana geliefert haben will, überhaupt keine Kleinigkeiten geben kann. Wer eine solche Ausgabe liefert, muß sich meines Erachtens, und ich glaube damit die Meinung aller auszusprechen, die wirklich wissenschaftlichen Ernst besitzen, auch bei solchen Kleinigkeiten stets überlegen, was zu setzen ist. Hat er aber eine solche Ausgabe geliefert, so scheint es mir ganz selbstverständlich, daß er diesen Text, welchen er von Wort zu Wort geprüft hat, auch in einer Ausgabe mit deutschen Anmerkungen herstellt. Indes, abgesehen von solchen Dingen „wenig erheblicher Art“, finden sich noch genug Stellen, in denen eine erhebliche Verschiedenheit zwischen beiden Ausgaben zu Tage tritt. Ich will dies bei dieser Anzeige von neuem, aber zum letzten Male, zeigen und damit beweisen, daß meine Aufserungen vollauf berechtigt waren.

Komm. Ausg. 1—3.	Krit. Ausg.	Komm. Ausg. 1—3.	Krit. Ausg.
V 2 ἐνετάλτο	ἐνιτάλτο	VI 5 ἐγένετο	ἐγίνετο
15 ἐπιπεσόντες	ἐσπεσόντες	9 ἑωυτοῦ	αὐτῶν
18 μετεπέμψατο	μετεπέμπετο	13 ὁ Αἰάκης	Αἰάκης
19 συνείς	συνειίς	14 ἐγένοντο	ἐγίνοντο
23 ἐς Σάρδις	ἐς τὰς Σάρδις	20 Τίγρης	Τίγρις
24 καὶ σὲ ἐς λόγους σὲ fehlt		23 Ἴνυκον	Ἴνυκα
31 δίκαιον	δικαία	24 Ἴνυκου	Ἴνυκος
35 ἐκπληρῶσαι	ἐκτελέσαι	27 ὀλίγον	ὀλίγω
38 ἐγένετο	ἐγίνετο	39 θυγατέρα	τὴν θυγατέρα
41 δεύτερον	τὸ δεύτερον	56 Ἰρσούνας	Ἰρσούνας
43 ὁ Λωριεύς	Λωριεύς	στρατιῆς	στρατιῆς
62 ἠθελοκάκεον	ἐθελοκάκεον	62 ὁ ἔρωσ	ἔρωσ
83 τοιαῦται	αὐταί	69 ὁ Ἀρίστων	Ἀρίστων
84 δίκαιοι	δίκαιον	73 εἶχον	ἔσχον
86 ναυμαχῆσαι	διαναυμαχῆσαι	85 ἐν τῇ Σπάρτῃ	ἐν Σπάρτῃ
τραπέσθαι	τράπεσθαι	ἐσβάλωσι	ἐμβάλωσι
91 ἂν γίνοιτο	ἂν fehlt	86β βουλομαι δὲ	βούλ. τε
92ε οὐκ ἀμφι- δέξιον	οὐκ nicht zuge- setzt	87 μεμφομένοι	μεμφομί. τε
92ζ συνείς	συνειίς	94 ἀπέστειλε	ἀπέστειλε
106 βαλόμενον	βαλλόμενον	102 ἐς τὴν Ἀττικὴν	ἐς γῆν τὴν Ἀττ.
109 οἱ Ἴωνες	Ἴωνες	109 ἤρτηται	ἀρτηται
112 συνῆλθε	συνῆλθον	τὴν τῶν ἀπο- σπευδόντων	τὴν fehlt
113 ἐποίεε	ἐποίηεν	111 πενταετηρίσει	πεντητηρίσει
117 ἐπ' ἡμέρης	ἐπ' ἡμέρη	118 ἔξ οὗ	ἔξ ὅτε
ἐκάστης	ἐκάστη	124 ὁ λόγος αἰρέει	ὁ fehlt
118 πρὸν ἧ	ἧ	133 [ἀργυροῦ]	ἀργυροῦ
122 Ὑμέης	Ὑμαίης	136 αὐτὸς μὲν παρ- εὼν	μὲν fehlt
124 ἐφαίνετο	ἐφάνη	137 οὐ γὰρ	οὐ γὰρ δὴ
σφι	σφίσει		

Außerdem: *πλέον* V 120, *πλέονες* V 18, *ἀναπαύσο* V 19, *δμῆο* V 115, während die krit. A. überall *εν* hat. — *πόλιας* V 38, VI 31, *ἐνόρχιας* VI 32, krit. — *ις*. — *ἀλληλέων* VI 12, krit. *ἀλλήλων*; *ἐτησίων* VI 140, krit. *ἐτησιέων*. — *ἴστα* VI 61, *κατίστα* VI 43, krit. *ἴστη* u. *κατίστη*. — *μηχανώατο* VI 46, krit. — *οἶατο*. — *ὑπόθηται*, krit. *ὑποθῆται*. — *ἰλεων* VI 91, krit. *ἰλεον*. — *Εὐαλίδη* V 102, krit. — *εα*. — In der Wortstellung weichen die beiden Ausgaben an folgenden Stellen von einander ab: V 22 (zweimal), 94, VI 76, 101, 109, 112, 129, 137. — Endlich *ἀλλά* V 19, 22, *κατά* V 60, VI 108, *παρά* V 35, VI 68, *ἀπό* VI 127, *ὑπό* VI 46, 122, 137, wo die krit. Elision hat; umgekehrt V 82 *κατ'*, krit. *κατά*. — *δὲ* V 12, 36, *οἶός τε* V 19, krit. *δ'*, *τ'*. — *τὰ ἄλλα* VI 6, *τὰ αὐτὰ* VI 52 (zweimal), *τὸ οὔνομα* V 29, in der krit. Krasis; umgekehrt *τῶγαλμα* V 87 und *τῶληθές* VI 69, in der krit. keine Krasis.

An zwei Stellen könnte in der Schulausgabe mit Recht von der kritischen abgewichen sein: V 42 hat Hsgh. in jener Steins Konjektur *παρὰ Κίνυπα ποταμὸν* aufgenommen, und V 85 ist (schon in Aufl. 3) *τριηκοσίους* gesetzt, während in der kritischen die Überlieferung *τούτους* festgehalten ist.

Geändert dagegen ist der Text in der neuen Auflage, soweit ich es aus einer Vergleichung mit der kritischen A. habe ersehen können, an folgenden Stellen: VI 21 *Λᾶον* für *Λάον*. — VI 35 *Ἀθηναίων* für *Ἀθηναίου*. Der Grund dieser Änderung ist mir nicht einleuchtend. — VI 68 *τῶληθές* für *τὸ ἄληθές* nach Rd. — VI 98 ist die zweite Auflage nach der kritischen verbessert; es sind die Worte *καὶ ἐν χρῆσμῳ* — *περ εἰῶσαν*, die in A B¹ C d fehlen, eingeklammert, wie dies schon von Gronov geschehen ist. Hierzu bemerkt Hsgh.: „Die Worte *καὶ ἐν χρῆσμῳ* bis *εἰῶσαν* fehlen in den besseren Hss. Sie sind nach Inhalt wie Sprache verdächtig“. — VI 58 ist in der kritischen Ausgabe, wie aus der adnotatio critica zu schliessen ist, wohl nur aus Versehen *τὰ μέτωπα* stehen geblieben; in der kommentierten ist es getilgt. — Ob VI 48 seit der zweiten Auflage *τὰς* zwischen *τὰς νέας* und *πάσας* nach PRz absichtlich getilgt ist oder nur aus Versehen ausgefallen ist, bleibt zweifelhaft; denn auch sonst finden sich ähnliche Versehen des Druckers, wie VI 57, wo *τὰ* vor *δημόσια* fehlt. Ebenso fehlt VI 125 (seit der zweiten Auflage) *ἐκ* vor *τοῦ ἠσαυροῦ* und VI 75 *ἐς* vor *Ἐλευσίνα*. Umgekehrt scheint in der kritischen Ausgabe VI 91 *ᾄμα* vor *Νικοδήμῳ* und VI 134 *τὸ* vor *μέγαρον* beim Drucke ausgefallen zu sein; auch *ἡ δὲ Πυθίη* VI 139 für *ἡ δὲ Π.* scheint vom Setzer ausgegangen zu sein. Sonst habe ich im Text noch an Druckfehlern bemerkt: V 92 *β.* *Ἡτίων*; VI 41 *ὄτε* für *ὄτι*; VI 75 *κατὰ* für *κατά*; VI 135 *Πάριοισι*. — V 109 *ἐκβαίνειν* (seit der zweiten Auflage) für *ἑσβαίνειν*; die erste Auflage hat *ἐμβαίνειν*.

Der Kommentar scheint im Druck korrekter geworden zu sein. Der Leser wird aus der obigen Zusammenstellung ersehen

können, daß ich mit meiner Behauptung, die beiden Ausgaben hätten den Anschein völlig verschiedener Rezensionen, nicht zuviel gesagt habe. — Der Hsbg. beschwert sich aber auch darüber, daß ich ohne jedes Recht ihm Mangel an Konsequenz vorgeworfen hätte, und knüpft daran die Bemerkung, es würde mir, wenn ich im Herodot tiefere Studien gemacht hätte, nicht entgangen sein, daß gerade er in zwei Hauptfragen, der Handschriften- und Dialektfrage, von allen Hsbg. am wenigsten inkonsequent verfahren sei. Darauf habe ich ihm zu antworten, daß es mir allerdings nicht entgangen ist, wie konsequent der Hsbg. in dialektischer Hinsicht gewisse Formen und Wörter, obgleich sie sich sehr selten, zum Teil gar nicht in der Überlieferung finden, durchgeführt hat, nur weil sie ihm besser ionisch scheinen. Was dagegen die Handschriftenfrage betrifft, so muß ich ihm Konsequenz durchaus absprechen; ich wenigstens kann es nicht für konsequent halten, in Abhandlungen und Einleitungen gewisse Hss. als die besten binzustellen, ihnen aber dann im Texte nur ausnahmsweise zu folgen und den Text eines früheren Hsbg.s im großen und ganzen beizubehalten. Ob übrigens gerade bei Herodot in der Handschriftenfrage eine strenge Konsequenz angebracht ist, bleibt dahingestellt. Über diese Frage, sowie über das Verfahren des Hsbg.s in seiner Tauchnitziana werde ich bald an einem anderen Orte besser meine Meinung aussprechen können.

Drittens endlich behauptet der Hsbg. in seinem Vorworte, es sei ihm mit meiner Bemerkung „Beachtung neuer Forschungen habe ich nirgends gefunden“ großes Unrecht geschehen. Es findet sich diese Bemerkung am Schluß der ganzen Anzeige, d. h. gleich nach der kurzen Besprechung des Kommentars; auf diesen allein sollte sie sich beziehen. Denn ich bin ebenso weit entfernt davon wie der Hsbg., wenn irgendwo, z. B. an den Rheinmündungen, Konjekturen in die Welt geschleudert werden, diese sofort in den Text aufzunehmen. Daß aber für den Kommentar neuere Untersuchungen nutzbar zu machen sind, hat Stein sowohl im dritten wie im fünften Bande bewiesen. Wenn also der Hsbg. mich auffordert, ihm Stellen nachzuweisen, wo dergleichen Berücksichtigung verdient hätte, so verweise ich ihn auf die diesen Zeilen vorangehende Anzeige, und zwar im Speziellen auf die Bemerkungen zu V 77, wo eine jüngst gefundene Inschrift von Stein zur Erklärung verwandt ist, auf die ansprechende Vermutung Roschers zu *σύνθημα Ἡβης* (VIII 98) und auf die Abhandlung von Steup zu IX 106. Hsbg. bemerkt hierbei mit Ironie, daß er in meinen Anzeigen keine einzige selbständige Forschung gefunden hätte. Als ob hier der Ort dafür wäre!

Auch im dritten Bande ist der Kommentar fast unverändert geblieben. Bei einer flüchtigen Vergleichung habe ich außer der schon oben erwähnten Bemerkung zu VI 98 nur einen Zusatz bemerkt: „ἐπιθυμῆσαι ἐντεῖλασθαι — ποιῆσαι drei von ein-

ander abhängige Infinitive wie c. 80“ (zu V 12). Außerdem ist an zwei Stellen eine Anmerkung gestrichen.

Endlich hat sich Hsgeb. über den Ton meiner Anzeige beschwert. Ich habe eben Thatsachen angeführt, aus ihnen meine Schlüsse gezogen und die Dinge mit dem wahren Namen genannt; das mag ja unangenehm wirken. Jedenfalls aber ist der Ton seiner Erwiderung im Vorwort zu diesem Bändchen und in einer Anmerkung zu einer Anzeige der gleich zu besprechenden Dissertation Wehrmanns in der Phil. Rundschau (d. h. an einer Stelle, wo absolut keine Veranlassung dazu vorlag, meine Person in die Debatte zu ziehen) ein derartiger, daß ich keinen parlamentarischen Ausdruck dafür habe. Ohne irgendwie auf Thatsachen zu fuseln, ergeht er sich in Angriffen rein persönlicher Art. Auf diesem Gebiete strecke ich gern die Waffen.

II. Textkritik.

- 1) M. Wehrmann, De Herodotei codicis Romani auctoritate. Dissert. inaug. Hal. 1882. 42 S.

Die Abhandlung zerfällt in vier Abschnitte:

1) Über die Lücken im Codex Romanus. Die Lücken im ersten Buch erklärt Verf. wie Stein aus dem Bestreben, Digressionen, zumal wenn sie obscönen Inhalt hatten, zu beseitigen und damit den Herodot für die Schullektüre brauchbar zu machen. Dies muß aber schon in den ersten Jahrhunderten vor Chr. Geburt geschehen sein, da später Herodot in der Schule wohl nicht mehr gelesen sei. Die Lücken im achten Buche werden auf andere Weise erklärt. Daß endlich solche Kürzungen über das erste Buch hinaus sich nicht finden, erklärt sich Verf. daraus, daß jener Grammatiker, der dieselben vornahm, beim zweiten Buche angelangt, das selbst nur eine Digression im großen Stile ist, dasselbe nicht wegzulassen wagte und so sein Verfahren überhaupt einstellte.

2) Obgleich Stein (Praef. XXVII) erklärt, was R (d. h. Rsv) allein hat, sei verschrieben oder korrigiert, hat er doch eine Anzahl Lesarten dieser Hs. in den Text gesetzt, indem er sie für glückliche Konjekturen jenes Korrektors erklärt. Die von ihm in der Praefatio angeführten Beispiele unterzieht nun Verf. einer sorgfältigen Prüfung, wobei er zu dem Resultate gelangt, daß es einem Schreiber des 12. Jahrhunderts zuviel zutrauen hiesse, dergleichen Konjekturen, die z. T. neuere hervorragende Gelehrte, wie Reiske und Schömann, ohne die Lesarten von R zu kennen, gemacht haben, selbst gefunden zu haben. Verf. vermehrt dann diese Beispiele noch durch andere, in denen R ebenfalls das allein Richtige habe, wobei er jedoch übersieht, was Stein (Praef. XXXII) ausdrücklich zusetzt: *‘ipsius autem P in eo sitam esse utilitatem haud mediocrem, quod, ubi cum R a principio consentiat, communis parentis (Ψ) memoriam referat, ubi item a primo contra eum cum A B C d faciat, correctum illum coarguat aut errore*

depravatum'. Denn auch nach Stein ist es nicht ausgeschlossen, daß PR auf den Archetypus zurückgehen; nur wo R (v s r b d) nicht durch P gestützt erscheint, werden seine Lesarten als wertlos betrachtet. Von den vom Verf. angezogenen Stellen, deren Zahl sich auf 34 beläuft, sind demnach nur 7 hierherzurechnen, und an diesen finden sich in der That in ABC nur leichte Schreibfehler, wie $\acute{\upsilon}\mu\iota\nu$ für $\acute{\eta}\mu\iota\nu$, $\pi\rho\acute{\omega}\tau\eta\sigma\iota$ für $\pi\rho\acute{\omega}\rho\eta\sigma\iota$, die wohl auch ein Schreiber jenes Jahrhunderts korrigieren konnte; an allen übrigen Stellen stehen die Lesarten von R auch im Parisinus.

3) Da Lesarten, die sich nur in R finden, oft bezeugt werden durch Stellen aus älteren Schriftstellern, wie Plutarch, Stobaeus u. a., so meint Stein, jener Korrektor habe den Text nach jenen Schriftstellern korrigiert. Umgekehrt schließt Verf., was ja auch viel näher liegt, hieraus, daß jene Autoren eben eine Hs. benutzt haben, von der R selbst abstammt. Auch hier werden der Reihe nach die von Stein angeführten Stellen aus Stobaeus, Plutarch, Stephanus Byzantius (d. h. Herodian), Photius und Zenobius besprochen, wobei unter anderem auch die Lesart $\Phi\iota\lambda\iota\pi\pi\acute{\iota}\delta\eta\varsigma$ (VI 105) verteidigt wird.

4) Endlich sucht Verf. den Nachweis zu führen, daß sich auch sonst weit vor dem 12. Jahrhundert Spuren der Textrezension, von der R ein Abkömmling ist, finden. Zum Beweise werden eine Reihe von Stellen zusammengestellt, in denen sowohl A wie R bei ihren Abweichungen von einander Zeugen haben; hierbei wären dialektische Fehler besser nicht mit aufgezählt worden, denn dergleichen kann nichts beweisen. Auch sonst betreffen die Diskrepanzen vielfach Kleinigkeiten, und endlich werden auch hier wieder mehrere Lesarten aus R aufgeführt, die sich auch in P finden. Hierauf werden systematisch alle Schriftsteller, in denen Herodot citiert wird, in Rücksicht darauf, ob sie für R Zeugnis ablegen können, durchgenommen. Als erwähnenswert führe ich Folgendes an: 1) aus Dionys: I 9 $\sigma\grave{\epsilon}$ $\acute{\omicron}\psi\epsilon\tau\alpha\iota$ für $\acute{\epsilon}\sigma\acute{\omicron}\psi\epsilon\tau\alpha\iota$ und VII 8 $\theta\rho\acute{\omicron}\nu\omicron\nu$ $\tau\omicron\upsilon\tau\omicron\nu$ für $\theta\rho\acute{\omicron}\nu\omicron\nu$, $\tau\omicron\upsilon\tau\omicron$; außerdem ist von Dionys und in R dreimal in diesem Kapitel an derselben Stelle ein Wort ausgelassen; 2) aus Plutarch: VIII 123 $\acute{\epsilon}\phi\epsilon\rho\omicron\nu$ für $\delta\iota\acute{\epsilon}\nu\epsilon\mu\omicron\nu$ ($\tau\omicron$) und IX 64 $\acute{\Lambda}\rho\iota\mu\eta\eta\sigma\tau\omicron\varsigma$ für $\acute{\Lambda}\epsilon\iota\mu\eta\eta\sigma\tau\omicron\varsigma$; 3) aus Erotian: II 36 $\zeta\epsilon\acute{\iota}\alpha\varsigma$ für $\zeta\epsilon\acute{\alpha}\varsigma$; 4) aus Pollux: Wo derselbe mit dem Mediceus gegen R übereinstimmt, meint Verf., sind es bei R nur Schreibfehler, wie schon daraus hervorgehe, daß sie sich nur in R, nicht aber in den übrigen Hss. dieser Familie finden. Das ist nicht richtig, denn die aufgezählten Lesarten finden sich auch in s v. Das übrige ist nicht erheblich; bemerkt sei nur noch, daß $\Sigma\alpha\rho\delta\omicron\nu\iota\kappa\omicron\nu$ (IV 105) zwar R und Pollux gemeinschaftlich haben, dagegen aber das Wort nicht nur im Mediceus und seinen Verwandten, sondern auch im Sarcroftianus mit ω geschrieben ist; 5) aus Stephanus (Herodianus): Die richtige Namensform $\acute{\Lambda}\gamma\beta\acute{\alpha}\tau\alpha\nu\alpha$ (III 62 u. 64) und IV 154 $\acute{\Lambda}\xi\acute{\omicron}\varsigma$, wo A $\acute{\omicron}\alpha\xi\acute{\omicron}\varsigma$ hat; indes ein Codex des Stephanus hat, wie Verf. selbst anführt, ebenfalls

letztere Form. IX 118 ἐσημήναντο. Die übrigen Hss. haben das Aktivum und mit ihnen, da Schweighäuser und Gaisford dasselbe ohne Angabe von Varianten schreiben, auch der Sanctofoianus, der Verwandte des Romanus; 6) Origenes (Celsus): IV 15 Μεταποντινοισ(ιν) für Μεταποντιτω; übrigens steht gerade an dieser Stelle Origenes viel häufiger auf der Seite von ABC. Bemerkte sei noch einmal ausdrücklich, daß hier nur die Stellen berücksichtigt sind, an denen es sich um Lesarten von R (s v) handelt, die nicht auch von P bezeugt sind.

Zum Schluß bemerkt Verf., daß die Rezension, aus der R stamme, nach seiner Ansicht bis in das erste oder zweite Jahrhundert n. Chr. zurückginge. Man sieht, daß seine Ausführungen in vielen Punkten zu modifizieren sind; beachtenswert aber bleibt seine Polemik gegen Steins Ansicht, daß ein Schreiber des 12. Jahrhunderts durch Konjekturen so oft das Richtige getroffen oder gar Herodots Text nach anderen Schriftstellern korrigiert habe. Noch wichtiger fast und einer größeren Aufklärung bedürftig erscheint mir das Verhältnis von P zu den beiden Handschriftenfamilien; vor allem aber wird noch in vielen Punkten der Sprachgebrauch Herodots zu untersuchen sein, und aus solchen Untersuchungen wird auch an manchen Stellen erst ein sicheres Urteil über die Güte einzelner Lesarten möglich werden.

Denselben Standpunkt in der Handschriftenfrage nehmen auch Cobet und Gomberz ein, von denen ersterer am Schluß des Jahres 1882 seine schon früher (in den V. L. (2) S. 406 ff.) angekündigten Untersuchungen über Herodot zu veröffentlichen angefangen hat.

2) Cobet, Herodotea. Maemos. N. S. X 400—413, XI 69—106, 122—160, 262—302.

Nach Cobets Ansicht ist der kritische Apparat der Übersichtlichkeit wegen möglichst zu vereinfachen, ja er meint sogar, alle Codices mit Ausnahme von ABR seien wert, ins Feuer geworfen zu werden. R, der ihm zugleich als der beste und schlechteste erscheint, geht nach seiner Meinung auf einen sehr guten, alten Codex zurück und hat an vielen Stellen Herodots Text treuer bewahrt, als AB, ist aber durch Nachlässigkeit der Abschreiber sehr verderbt worden. Zunächst folgen Beweise für die nachlässige Überlieferung, deren Fehler z. T. auf Versehen der Schreiber, die nicht verstanden, was sie schrieben, z. T. auf Verwechslung der Buchstaben β, η, κ beruhen, oft auch auf das Überspringen ganzer Zeilen zurückgeführt werden. Hierbei berechnet Cobet die Zeilen des alten Codex, aus dem R stammt, auf 15—18 Buchstaben, wofür ihm die Lücke, die sich III 54 in R findet, als Beweis dient:

οἱ δὲ ἐπι-
σπόμενοι ἔκτεινον
εἰ μὲν νυν οἱ παρσόν-
τες Λακεδαιμονίων.

Indem die dritte Zeile ausfiel, entstand in R das sinnlose *ἄπεινοντες*. Schliesslich vergleicht Cobet AB mit R in folgender Weise: 'duo antiqui libri sunt veluti duo senes, homines frugi et graves, sed rusticani et ingenii obtusioris. Contra Romanus adulescentis instar est qui nobili loco natus et divitiis affluens liberius vivit vino et amori dans ludum, sed idem lapidus, urbanus, elegans, venustus homo. Is si forte temulentus est οὐδὲν ὑγιὲς loquitur, sed ubi se collegit et ad se rediit faceti ingenii est et iucundissimi sermonis. Quem modo audivimus meras nugas deblaterantem, idem permagnum numerum optimarum lectionum solus servat.' Wo Stein bei R nur Konjekturen sieht, und zwar zum Teil so gute, dass er sie in den Text setzt, zum Teil aber nur geschickte, jedoch nicht notwendige, sieht Cobet Herodots eigene Worte. Dies wird nun zunächst „*γενόμετος χάριν*“ an drei Beispielen gezeigt: 1) IV 3 *ἐπεστράφη* für *ἐτράφη*. Das Kompositum ist, wie Cobet beweist, unzweifelhaft richtig; nur eine kleine Ungenauigkeit ist mit untergelaufen: R nämlich wie s haben den Schreibfehler *ἐπεστράφη*, nur v hat das Richtige (vgl. hierüber auch Gomperz, Herod. Stud. I). Hinzufügen möchte ich noch, dass in AB die Präposition nicht willkürlich getilgt, sondern aus Versehen ausgelassen ist. Denselben Fehler begehen Rs ungemein häufig; 2) VI 128 hat R *συνεστοῖ* bewahrt für *συνεστίη* oder *ξυνεστίη*. Mit Recht bemerkt Cobet: 'aequis ad hanc lucem serio credere poterit *συνεστοῖ*, quod nusquam alibi locorum comparat, ex Graeculi correctione esse natum?'; 3) VII 21 *αὐταὶ αἱ πᾶσαι [καὶ] οὐδ' [εἰ] ἔτεραι πρὸς ταύτησι [πρὸς]γενόμεναι στρατηλασίαι μῆς τῆσδε οὐκ ἄξια*. Das Eingeklammerte fehlt in R (s v), aber auch, wie hier zugesetzt werden muss, in P. Danach würde diese Stelle nicht direkt gegen Steins Theorie sprechen. Denselben Sprachgebrauch des *οὐδὲ* für *οὔτε* — *οὔτε* weist Verf. nach in I 215, II 52, IV 28, V 92 β. Wohl richtig. Als Beweis ferner, dass hier in R nicht eine auf Kenntnis des Herodoteischen Sprachgebrauchs beruhende Konjektur vorliegt, führt er an, dass gerade in R in Unkenntnis desselben vor *πᾶσαι* ein *οὐ* zugesetzt sei. Das ist nicht ganz richtig; denn *οὐ* ist nicht hier zugesetzt, sondern steht an Stelle des Artikels *αἱ*, aus dem es offenbar durch einen Schreibfehler entstanden ist. Auch stimmt gerade hierin P nicht mit R überein, ein Beweis, dass dieser Irrtum späteren Ursprungs ist. Endlich tilgt Cobet auch noch *οὐκ* vor *ἄξια*, ebenso wie in IV 28 vor *ἀνέχονται*; denn wie es nicht griechisch sei, bei *οὔτε* — *οὔτε* das Verbum noch einmal zu negieren, so gehe dies auch bei *οὐδὲ* nicht, das jenen Konjunktionen gleich zu achten sei. Darum hält auch Cobet 4) IX 39 die Lesart von R [*οὐ*] *φειδόμενοι οὔτε ὑποζυγίου οὐδένος οὔτε ἀνθρώπου* für die allein richtige.

In den Heften des nächsten Jahrganges geht Cobet Steins Text von Anfang an durch, empfiehlt aber hierbei nicht bloß

Lesarten von R zur Aufnahme, sondern bietet auch sonst eine große Fülle von Vorschlägen, freilich nach gewohnter Weise öfter auch längst Bekanntes. Ich will nun zunächst alles zusammenstellen, was Herodots Dialekt betrifft, wobei auch das berücksichtigt werden soll, was Cobet schon früher vorgebracht hat; dann soll eine kurze Besprechung der von ihm empfohlenen Lesarten des Romanus folgen; den Schluss möge bilden, was der Verf. sonst hier zum ersten Male vorbringt.

1) Dialekt.

I 1 *Ἀλικαρνήσος* verlangt Verf.; es wird dies widerlegt durch die von Newton gefundene Inschrift von Halikarnass, in der der Name der Stadt mit *σσ* geschrieben ist. — I 2 *ἴσος* mit langem *ι*, wie ja auch das *α* in *καλός* lang sei; der Beweis ist nicht erbracht. — I 6. Entsprechend den Formen *τιθεῖ* und *διδού* verlangt er, wohl mit Recht, wie übrigens früher schon Schäfer, *ἰεῖ* für das Präsens. Dabei läßt er inkonsequenter Weise die Form *δίδωσι* für das Simplex unbeanstandet. Sie findet sich ohne Varianten bloß II 154, und zwar hier zweimal, sonst noch II 2 in den meisten Hss. (*διδού* in Rsvdz); *διδού* dagegen ohne Variante ein und zwanzigmal. — I 19 und 86. Für *ἐπειρεσθαι* wird *ἐπειρέσθαι* verlangt, da *εἰρόμην* u. s. w. Formen des Aoristes seien, die wie die des Futurums *εἰρήσομαι* das Verbum *εἰρωτᾶν*, das selbst in diesen beiden Temporibus nicht vorkomme, ergänzen. Das scheint richtig zu sein, nur ist die Beweisführung sehr mangelhaft. Von den von ihm angeführten Beispielen ist nur eins von Bedeutung III 22 *οὐ συλλαβῶν δὲ τὸ ῥηθὲν οὐδ' ἐπανειρόμενος ἕωντόν αἴτιον ἀποφαινέτω*. Hier muß unbedingt *ἐπανειρόμενος* Participium Aoristi sein. Die übrigen von ihm selbst angeführten Beispiele sind bei der Art und Weise, wie Herodot die Tempora gebraucht, nicht entscheidend. Folgende scheinen mir von größerer Wichtigkeit zu sein: IX 11 *οἱ δὲ ὡς οὐκ εἰδότες ἐπειρώτεον τὸ λεγόμενον, ἐπειρόμενοι δὲ ἐξέμαθον πᾶν τὸ ἔόν;* I 173 *εἰρομένου δὲ ἑτέρου τὸν πλησίον τίς εἴη, καταλέξει;* I 197 *σιγῇ δὲ παρελθεῖν τὸν κάμνοντα οὐ σφι ἔξεστι πρὶν ἂν ἐπειρήται ἤτινα νοῦσον ἔχει.* — 66 *εὐθνηεῖν* ist zu schreiben, da *εὐθνηία* und *εὐθνηεῖν* der späteren Gräcität angehören. — 70 *ζῶιδιον* und *ζῶιον* ist herodoteisch; möglich, aber die Hss. sind fast konsequent dagegen. — 71 *ὕδροπωτεῖν* und ebenso VI 84 *ἀκρητοπίτην* ist die richtige Schreibweise in der alten Sprache nach den Zeugnissen der alten Grammatiker. Warum läßt er aber *γαλακτοπόται* I 216, IV 186 stehen? — 73 *ἴλη*, *ἰλαδόν*, nicht mit *ει*. Der Beweis ist nicht erbracht; daß in alten Hss. für *ι* oft *ει* gesetzt sei, reicht nicht aus. — 80 Für *ᾠσφραγτο* ist *ᾠσφραγτο* zu setzen. Dies hat schon Krüger 1855 gethan. — 86 *κατίσε*, nicht *κατίσεε*. Die Hss. schwanken; hier wie IV 79 ziehe ich *κατίσε* vor. Dagegen in *ὕπεισας* III 126, VI 103 ist *ει* beizubeh-

halten, da diese Formen vom Indikativ εἶσα abzuleiten sind. Cobet hat den Indikativ εἶσε III 61 übersehen. Vgl. auch I 66 εἰσάμενος. — 123 ἀνδρείοτατος für ἀνδρεϊότατος. Mit Recht; merkwürdiger Weise ist εἰ bei Stein, der sonst ηἰ eingeführt hat, bis in die 5. Aufl. stehen geblieben. — 159 νεοσσέω, wie schon Portus, dem Krüger zustimmt, für νοσσέω. Dagegen verteidigt van Herwerden in der gleich zu besprechenden Schrift (Comment. crit. in Herod. I et II) νοσσέω durch Stellen aus Aristophanes und durch den Hinweis auf ὄρη. — 163 ἐβίω für ἐβίωσε, welches der späteren Gracität angehört. Wahrscheinlich entfernt er diesen Aorist auch aus Xenophon und Plato, bei denen er ebenfalls sicher überliefert ist. — 168 ἐξελαθεῖς für ἐξελασθεῖς (vitiosa Graeculorum forma). Die Hss. sind mehr für die Form mit σ; es giebt mehrere Verba, die bei Herodot im Aorist σ annehmen, nicht aber im Perfektum. So ἐλάνω, παύω, κληῖω (χρῖω kommt im Aorist nicht vor, das Part. Perf. lautet πεχρισμένος IV 195. 189 [A: σ]). Dazu gehört wohl auch ζώννυμι, dessen Perf. auch nach Cobet (zu II 85) ohne σ zu schreiben ist; die Hss. schwanken. Endlich möchte ich auch VIII 144 ἐμπεπρημένα nach ABC schreiben; das σ der andern Hss. scheint nach Analogie des darauf folgenden συγκεχωσμένα gebildet zu sein. — 198 λούειν behandelt Herodot wie die Attiker. Möglich; indes haben doch alle Hss. λούόμενος III 23, ABR λούονται IV 74, AB λούεσθαι III 124. An den drei übrigen Stellen stehen die attischen Formen. — 205 θέλων γυναῖκα ἦν ἔχειν. Für ἦν setzt Cobet μιν, da jenes Possessivum sonst nicht vorkommt. Gut, wenn nicht, wie Krüger will, der ganze Passus zu streichen ist. 212 'nunquam πίμπλημι et πίμπρημι prius μ amittunt et reponendum ubique est ἐμπίμπλημι, ἐμπίμπρημι et sim.': so dekretiert Cobet, ohne eine Begründung hinzuzufügen. Die Hss. haben ausnahmslos das μ ausgelassen (I 19. 212, IV 72, VII 39, VIII 109. 117). — 212 κορέω für κορέσω: 'Jones et Attici utuntur iisdem futuri formis, sed Attice contractis, solutis Jones' (καλέω, τελέω, γαμέω, ἀπολέω, ἀπολέομαι, κορέω, μαχέομαι). — II 3 Cobet verteidigt Steins Schreibweise Ἑλλίου πόλις neben Ἑλλιοπολίται mit dem Hinweis auf Μεγάλη πόλις und Μεγαλοπολίτης. — 43 οἶδασι und ähnliche Formen werden verworfen. Wohl mit Unrecht; es findet sich einmal οἶδας (III 72), dreimal οἶδαμεν (II 17, IV 46, VII 214), einmal συνοἶδαμεν (IX 60) und einmal οἶδασι (II 43); dagegen allerdings ἴδμεν an 35 Stellen, aber, was wohl zu beachten ist, mit Ausnahme einer einzigen Stelle (II 12) nur in der Wendung τῶν (ὄσον, κατ' ὄσον) ἡμεῖς ἴδμεν. IV 46 stehen beide Formen dicht neben einander in allen Hss. — 66 οἱ δὲ αἰέλουροι διαδύοντες. Cobet verlangt wohl mit Recht διαδίνοντες, da δύνω = δύομαι sei. Übrigens hat Stein in der kommentierten Ausgabe ν angenommen. Ebenso richtig verlangt Cobet III 98 nach R ἐνδύουσι für ἐνδυ-

νούσι; das *ε* der anderen Hss. scheint durch das vorausgehende *φορέουσι* veranlaßt zu sein. — 70 nach R *θηρευτήρ* für *θηρευτής*; wohl schwer zu entscheiden, da analoge Fälle im Herodot fehlen. — 96 *διαβυνέεται* wie IV 71 für *διαβύνεται*: 'veteres dicebant *βυνέω*, *βύσω*, *έβυσα*, ut *κυνέω*, *κύσω*, *έκυσα*.' Wohl richtig. — 106 *έγλυμμένος* u. s. w. für *γελυμμένος*. Der Beweis ist nicht erbracht, da Stellen aus Plato und den Komikern für Herodot doch nichts entscheiden können. — 108 *πώμα* für *πόμα*. Da sich aber III 23 nur *πόμα* findet, II 108 *ω* nur in der einen Handschriftenklasse (ABC) steht, in der andern dagegen *ο* (in R ist *ω* nur übergeschrieben), so ist eher anzunehmen, daß in ABC *ω* nach attischem Gebrauch aus Versehen geschrieben ist. Dichterstellen sind auch hier nicht maßgebend. — 123 *άρχηγετεύω* ist wie VII 8 *δ* *ιδιοβουλεύω* (hier R *ιδιοβουλέειν*) barbarisch. An beiden Stellen verlangt Cobet — *είν*. — 135 *Ξάνθεω* ist in *Ξάνθου* zu ändern; wohl richtig. — 53 *πρώην* ist mit Jota zu schreiben. — 103 *προσωτάτω* für *προσωάτα*; ebenso II 125 *άνωτάτω* für *άνώατα*. Aber sichtlich hat Herodot beide Formationen neben einander gebraucht, wie folgende Stellen beweisen: II 103 *προσωάατα* — *προσωάτρω*, II 125 *άνώαατα* — *κατωάατω*, IV 43 *προσωάατω*, VII 23 *κατώαατα* — *άνωάατω*. Varianten finden sich nirgends. — II 25 *ύετιώατος* (A² Schweiigh.) für *ύετώατος*. Auch Stein hat jene Form in der kommentierten Ausg. angenommen. — III 16 *κεντρούν* nach R für *κεντούν*: 'non est Graecum *κεντούν* für *κεντείν*'. Wohl richtig. — 22 *ειπάντων* (zweimal) und *ειπαν* nach R für *ειπόντων* und *ειπον*. Es ist möglich, daß Herodot im Participium nur die Formen des ersten Aorist gebraucht hat. Giebt man aber die Formen des zweiten Aorist an den Stellen zu, wo sie alle Hss. haben, so werden auch hier die Formen mit *α* zu schreiben sein. Denn dann hat R sicherlich *α* geschrieben, weil *ειπας* vorausgeht (*ειπών* ist nicht nachweisbar, außer I 22 in R² bdzs [v?]). — 24 *δάλου* nach R für *ύέλου*. Ersteres ist die attische Form; warum soll die zweite nicht ionisch sein? — 26 *ούδαμοι* für *ούδένες*. Wohl möglich; ich habe selbst früher den Gedanken gehabt. Hier stehen nämlich *ούδένες* *ούθέν* nebeneinander und IX 58, wo die gewöhnliche Form zum zweiten Male wiederkehrt, *ούδένες* *άρα δόντες*. Indes möchte ich deshalb doch nicht ändern. — 31 *έπισπομένην* nach R für *έσπομένην*; mit Recht. — 74 (vgl. auch zu I 125) 'vehementer mihi suspecta est forma *άγορεύσαι*. Praesens enim et imperfectum *άγορεύω* et *ήγόρευον* in simplici et compositis ubique leguntur, sed in aoristo *ειπον* dicitur et *άπειπον*, *προσειπον*, *άνειπον* cet'. Darum verlangt Cobet I 74. 125 *προηγόρευσ* und III 74 *άγορεύειν*. Ob diese Regel auch für Herodot gilt, scheint mir noch zweifelhaft. Der Indikativ Aoristi findet sich nur an den zwei erwähnten Stellen; an der einen scheint er mir notwendig zu sein, da er einem

Plusquamperfectum gleich ist, an der zweiten steht er nach Schlufs einer direkten Rede (*Κῦρος μὲν ταῦτα προηγόρευσε*), wo allerdings Herodot meist den Aorist gebraucht, zuweilen aber auch das Imperfektum. Ob sich endlich aufser der einen Stelle (III 74) noch andere finden, in denen der Infinitiv Aoristi überliefert ist, weifs ich nicht. — III 129 *Θηρίων* nach R für *Θηρῶν*, 'ferae enim *Θηρία* appellantur' (?). — Im Anschluß hieran will ich einige die Syntax betreffende Punkte besprechen, in denen Cobet z. T. von der mir unrichtig erscheinenden Annahme ausgeht, dafs sich dieselbe bei Herodot mit der attischen im allgemeinen decke. I 141 *ἐκβαίνειν ὀρχεόμενοι*. Hier verlangt er mit Recht *ὀρχησόμενοι*; der Fehler ist aus dem vorangehenden *ὀρχεόμενοι* entstanden. — I 156 *ἔφη οἱ πείθεσθαι*. Auch hier verlangt Cobet das Futurum; aber siehe dagegen Krüger z. St. Ebenso steht es c. 207, wo er *προσαπολλέεις* für *προσαπολλύεις* schreibt. Das Präsens ist notwendig, wie sich aus dem Gegensatz ergibt *ἔσωθεις μὲν προσαπολλύεις — νικῶν δὲ οὐ νικᾷς*. Er müfste dann wenigstens auch *νικήσεις* schreiben. — II 152 *ἔπενόε τίσασθαι τοὺς διώξαντας*: 'Herodotus de more scripsit: *ἔπενόε τίσασθαι*'. Als Beweis führt er dazu an: III 134, I 86, VIII 7. 8, IX 93, III 31, I 10, VII 207. Ebenso ändert er V 65 *ἔπενόεον ποιήσεσθαι* aus *ποιήσασθαι*. In Wahrheit liegt die Sache aber ganz anders. Nach Heilmann (De infinitivi syntaxi Herodotea. Giefsen 1879) und Cavallin (De futuro Herodoteo. Lund 1878), die sich gegenseitig ergänzen, findet sich der Infinitiv Praesentis gebraucht nach *ἐπινοῶ* I 27 (III 122) *διανοόμαι* II 121 δ, IX 54, *ἐνένωτο* I 77, *ἐν νόῳ ἔχειν* I 27, III 64, 143, IV 125, VI 44, 48, IX 11, *ἐπὶ νόον ποιεῖν* I 71 (27), *ἐν νόῳ ἔστι* I 109, *νοῶ* VII 8α, VIII 97, *ἐπέχειν* I 153, VI 96. Der Infinitiv Aoristi steht nach *ἐπινοῶ* II 150. 152, V 24. 65, nach *διανοόμαι* II 126, nach *ἐν νόῳ ἔχειν* VII 157 und nach *ἐν νόῳ ἐγένετο* IX 46. Das ist eine eigentümliche Beleuchtung des Cobetschen 'Herodotus de more scripsit' und mag als Beweis dafür dienen, mit wie ungenügender Kenntnis des Sprachgebrauchs er den Herodot zu emendieren sucht. — III 57 zu der Lesart von A·B·C·d *ἀπολιπεῖν ἔμελλον*: 'summa constantia Herodotum dicentem audies aut *μέλλω ποιήσειν* aut *μέλλω ποιεῖν*'. Dazu führt er 8 Stellen mit dem Infinitiv Futuri an. Diesmal scheint Cobet Recht zu haben, freilich ohne es bewiesen zu haben. Denn nach Heilmann und Cavallin findet sich der Infinitiv Aoristi nur an 4 Stellen (I 34, II 39, V 92 γ, VII 148) gegenüber 33 mit dem Präsens und 73 mit dem Futurum. An jenen 4 Stellen ferner findet sich nur der Infinitiv *γενέσθαι*, der ja häufig genug die ionische Form *γίνεσθαι* verdrängt hat. Übrigens steht V 92 γ die Aoristform nur in dz, und VII 148 liest man in P R *γίνεσθαι*, so dafs nur 2 Stellen übrig bleiben. Stein hat allerdings auch noch IV 146 *ἔμελλον καταχρησάσθαι* und VIII 40 *ἔμελλον ποι-*

ήσασθαι, aber an jener Stelle haben Cz, an dieser PRz das Futurum. — Umgekehrt verteidigt Cobet III 44 die Lesart von ABCd *δεόμενος* für *δησόμενος*: 'constanti usu loquendi dicebant aut *ἐπεμψε λέγων* aut *τὸν ἐροῦντα*'. Doch wie steht es mit I 46, VI 139? — II 121β 'apud Herodotum quoque *ὄκως* et *ὄκως μὴ* cum futuri temporis formis construuntur aut cum aoristi secundi (non primi) coniunctivo'. — Dieser Aberglaube ist längst widerlegt; ich verweise auf das, was ich gerade zur Hand habe: Matth. Gr. § 519, Krüg. Gr. 54, 8, 5, Krüg. zur Anab. (lat. Ausg.) I 3, 14. — Ebenso verlangt Cobet I 199 *οὐ γὰρ μὴ ἀπώσεται* für *ἀπώσεται*, was in allen Hss. steht, und III 62 *ἀναβλαστήσει* (R) für *ἀναβλάστη*. — I 209 *οὐκέτι μηχανή . . . τὸ μὴ οὐ* (dies fehlt in den Hss.) *ἐκείνον ἐπιβουλεύειν*. Der Vorschlag ist übrigens nicht neu. — III 75 *πολλὰ ἐπαρησάμενος, εἰ μὴ ἀνακησάτατο . . . τισαίατο*. Beidemale verlangt er den Optativ Futuri, weil in der direkten Rede der Indikativ Futuri stehen würde. Auch diese Änderung halte ich für unnötig. — An anderen Stellen wird das Participium Aoristi verlangt, während das Präsens überliefert ist: II 69 *ἀποθανόντας θάπτουσι ταριχεύοντες* (PRz *ταριχεύσαντες*), II 73 *κομίζειν τὸν πατέρα ἐμπλάσσοντα*, II 92 *τὰ μὲν ἄνω αὐτῆς ἀποτάμνοντες ἐς ἄλλο τι τράπουσι*, III 36 *ἀπὸ δὲ [ἄλλεσας] Κύρον πειδόμενον σοι*, I 64 *πειθόμενον δὲ τῶν Ἀθηναίων οὕτω δὴ Πεισιστρατος τὸ τρίτον σχὼν Ἀθήνας ἐρρίζωσε τὴν τυραννίδα*, III 111 *καταπετομένης ἀναφορέειν* und *ὄνων τῶν ἀπογινομένων*. An keiner von diesen Stellen halte ich den Aorist für unbedingt notwendig, am wenigsten in den Fällen, in denen dauernde oder sich wiederholende Zustände beschrieben werden. Am leichtesten möchte ich ihm I 71 zustimmen, wo er *ἀπὸ δὲ ταύτης τῆς γνώμης καὶ τὸ κάρτα οὐνομα ἐν Ἀυδοῖσι σχὼν* (für *ἔχων*, CXΩN für EXΩN) verlangt. — Umgekehrt verlangt er mit Recht III 53 *ὑποκρινόμενος* (*ὑποκρινάμενος* die Hss.) *ἔφη*. Nur Participia Präsens können so zu *ἔφη* oder ähnlichen Verbis treten; vgl. die häufig vorkommenden *φάσ*, *φάμενος*, *λέγων*. — III 31 *ὑπεκρίνοντο*: 'quia semel tantum hoc responsum regi datum est, recipiendum erat ex codice R *ὑπεκρίναντο*'. Durchaus nicht; das Imperfektum steht ebenso wie *ἔλεγε*, *ἀμείβετο*. — III 144 *οὔτε τις χεῖρας ἀνταίρεται ὑποσπονδοὶ τε ἔφασαν εἶναι ἔτοιμοι*: 'quod compositio verborum requirit *ἀνταίρετο* latet in corrupta lectione codicis R *ἀνάτ' αἰρίετο*'. Wie häufig Herodot Wechsel im Tempus eintreten läßt, könnte Cobet eigentlich wissen; natürlich sind Schreiber absichtlich oder aus Versehen von der Überlieferung zuweilen abgewichen. Auch III 76 verlangt er *κελεύοντες ὑπερβάλλεσθαι* (*ὑπερβαλέσθαι* in den Hss.), weil die Formen *ἐπιτίθεσθαι* — *ποιεῖν* — *ὑπερβάλλεσθαι* folgen. — I 89 *κάτισον φύλακας, οἱ λεγόντων*. Cobet verlangt *οἱ δὲ λεγόντων*; da der Imperativ unmöglich sei. Siehe jedoch Krüger. — 1212 *ἀμπελίνῳ καρπῷ τε* — *ἀμπιπλά-*

μενοι. Der Genetiv soll notwendig sein; doch findet sich der Dativ auch sonst, wie die Lexika aufweisen. — II 147 [ἐς] *δυνάδεκα μοίρας δασάμενοι*. So auch Krüger. — III 22 *τούτω ἔσσοῦσθαι*: 'quod in ea re boni scriptores usurpant *τούτο* fideliter in R servatum est. Demosth. cor. p. 226'. Mit dieser Bemerkung ist nichts gesagt; Herodot braucht beide Kasus. Man vergleiche *πολλῶ κρατέειν* V 77, *προέχειν* I 32, *ὑπερφέρειν* IV 74, *φθάνειν* IV 136, *δουοῖσι* und *πολλοῖσι προέχειν* I 32; dagegen *πολλὸν ὑπερέχειν* IV 103, *ἔσσοῦσθαι* V 102, IX 23, VI 11, *ὑπερβάλλειν* II 175, *ὑπερβάλλεσθαι* VIII 123, *λείπεσθαι* VII 196, *κρατέειν* V 1, VII 168, VIII 60 β. Ebenso wie III 22 hat R VIII 130, VI 138 *πολλὸν κρατήσειν*, während die anderen Hss. *πολλῶ* haben. Besonders häufig findet sich auch *ὀλίγον* in s für *ὀλίγω*. — III 30 *δεῖσας περὶ ἑωντῶ*, die Hss. *ἑωντοῦ*. Zum Schutz des Genetivs verweise ich auf Krüger z. Thuc. I 60, 1. — III 31 *ἀπ' ἀμφοτέρων ἀδελφῆ*. Cobet verlangt *πρός*, welches VII 166 steht. Dagegen steht *ἀπὸ* genau so VII 97, wie Stein anführt; auch sonst wird doch *ἀπὸ* wahrlich nicht selten von der Abstammung gebraucht. — III 78 *τὰ ἀπὸ Πηγηάστειω γεγόμενα*, c. 138 *δοκέων ἀπὸ τούτων τὴν κάτοδὸν οἱ ἔσσεσθαι*. An beiden Stellen, wie auch I 14, II 54 verlangt Cobet *ὑπό*. Schon die Anzahl der Stellen sollte ihn doch bedenklich machen; dazu kommt noch VI 98, vgl. auch IX 66. Krüger z. Tuc. I 17. — III 41 *ὡς δὲ [ἀπὸ] τῆς νήσου ἐκὰς ἐγένετο*. Aber ebenso steht *ἀπὸ* neben *ἐκὰς* I 134, IX 93. — Über andere Punkte, wie über *καταγελαῖν* mit dem Dativ, *εἰ* mit dem Konjunktiv, Relativsätze mit dem Konjunktiv ohne *ἄν* werde ich im diesjährigen Osterprogramm des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums zu Berlin genauer handeln.

2) Lesarten des Romanus, die Cobet den von Stein aufgenommenen vorzieht; nicht berücksichtigt sind diejenigen, von denen Cobet selbst nur behauptet, sie seien nicht schlechter als die des Mediceus. I 5 *τὰ πολλὰ αὐτῶν σμικρὰ γέγονε* für *τὰ πολλὰ σμικρὰ αὐτῶν γέγονε*. — 7 *παρὰ τούτων δὲ Ἡρακλεῖδαι* (Rbdz); *δὲ* fehlt in den anderen Hss. — 7 *ἄρξαντες [μὲν] ἐπὶ δύο [τε] καὶ εἴκοσι γενεὰς ἀνδρῶν ἕτεα πέντε [τε] καὶ πεντακόσια; μὲν* und das erste *τε* läßt Cobet nach Rbdz fort, das zweite *τε* suo Marte. Das *μὲν* ohne entsprechendes *δὲ* ist genügend erklärt von Stein und Krüger, über *τε καὶ* bei Zahlen siehe Kr. Gr. Dial. 69, 70, 3 u. Bredow S. 280. Daraus ergibt sich, wie ungerechtfertigt Cobets Bemerkung 'ineptum est in numeris huius modi addere *τε*' ist. — 8 *ὁ δὲ μέγα ἀμβώσας* (Rbdz) für *ὁ δ' ἀμβώσας* ohne *μέγα*; mit Recht. — 53 *ὡς δὲ ἀπικόμενοι ἐς τὰ ἐπέμφθησαν* (R), die übrigen *ἀπεπέμφθησαν*; *ἀποπέμπειν* est *dimittere a se de non redituris*'. Es wird dies von van Herwerden (comment. crit. in Her. S. 14) durch eine genügende Anzahl von Beispielen widerlegt. — 86 *ὥστε αὐτῶ πάντα ἀποβεβήκε* nach R d z, die übrigen Hss. haben *ἀποβέβηκέ οἱ*. Stein streicht *οἱ*,

Krüger schreibt nach dem Askevianus ἀποβεθήκοι. Ob aber gerade hier das Plusquamperfectum am Platze ist, scheint mir sehr zweifelhaft. — 87. ὄυσασθαι μιν (Rdz), die andern αὐτόν; mit Recht. — 91. [αὐτόν] καταλύσειν 'optime R omittit'; aber c. 53 an der entsprechenden Stelle haben genau ebenso alle Hss. μιν. — 114 ἀγγελίας ἐσφέρειν nach R dz; die übrigen φέρειν; mit Recht. — 116 μῶνος μωνωθέντα τάδε Stein nach CPz; Cobet: 'vera lectio elici potest ex codice Vaticano, in quo legitur μῶνος μωνοθέντα δέ. Corrigendum est μῶνος μωνόθεν τάδε'. Aber das, was er durch Korrektur erst aus R gewinnen will, steht in AB pr., und so schreibt auch jetzt Stein in der 5. Aufl. — 119 μεγάλα ποιησάμενος. Cobet verlangt μέγα, wie V 24 und VIII 3 stehe und wie auch R richtig IX 111 habe, hingegen stehe III 42 in R fälschlich der Plural. Herodot hat wohl beide Formen gebraucht; Krüger vergleicht noch V 63 πρεσβύτερα ἐποτεύντο. — 120 ἡμῖν σέο τε καὶ τῆς σῆς ἀρχῆς nach Rdz, in den übrigen Hss. fehlt τε; wohl richtig. — 125 φροντίζων δὲ εὐρίσκειται ταῦτα κυριώτατα ἐποίησε δὴ ταῦτα: 'comperire Graece dicitur εὐρίσκειν, non εὐρίσκεσθαι. Itaque εὐρίσκεσθαι scribendum est vel potius ab R qui obtulit accipiendum'. Richtig; Schäfer und Krüger nach dem Askevianus εὐρίσκε τε . . . καὶ ἐποίησε. — 178 βαθέα τε καὶ εὐρέα [καὶ] πλῆθ' ὕδατος: 'vitiose abundat καὶ quod recte in codice R omisum est' (?). — 192 ἣ δὲ ἀρτάβη μέτρον ἐὼν Περσικὸν χωρεῖ μεδίμνου Ἀττικῆς πλεον ἑξήκοντα τρισὶ Ἀττικῆσι. Hier ist von Stein Ἀττικοῦ aus Rdz für das fehlerhafte Ἀττικῆς aufgenommen; offenbar ist dieses aus dem Folgenden entstanden. Weshalb aber μέτρον ἐστὶ . . . χωρεῖον (Rdz) besser als die Lesart des Mediceus sein soll, sehe ich nicht ein. — 192 πολεμιστέων nach Rdz Eust. für πολεμιστηρίων, 'equi πολεμισταὶ appellantur et currus πολεμιστήρια ἄρματα'. Jedes Lexikon beweist die Unrichtigkeit dieser Behauptung. — 198 λούνται [καὶ] ἀμφοτέρω (PRdz). Siehe dagegen die Belegstellen für καὶ ἀμφ. bei Stein I 74. — 205 ἣ δὲ Τόμυρις συνεῖσα (Rdz) ἀπέπειτο, die anderen Hss. συνείσα. Der Aorist ist unnötig; vgl. V 19. 92 η: Περίανδρος δὲ συνείεις (d: συνείεις) τὸ ποιηθέν καὶ νόψ' ἰσχυῶν . . . ἐξέφαινε. — 207 ἣ δὲ ἂν ἐγὼ γνώμην ἔχω nach Rd (in qz fehlt ἐγὼ) für ἣ δὲ ἂν ἔχω γνώμην wegen des Gegensatzes zu ἐμπαλίω ἢ οὔτοι. Wohl richtig. — II 2 ἐπειδὴ δὲ Ψαμμήτιχος: 'ex codice Vaticano ἐπεὶ reponendum' (?). — 2 und 3 παιδίωv nach Rdz für παιδων; mit Recht. — 10 ὥσπερ τά τε περὶ Ἴλιον nach R dz für ὥσπερ γὰρ τά τε ohne τε; Krüger hat beides, vielleicht richtig. — 12 Bekkers κατερορηγμένην (aus R's fehlerhaftem καταρορηγμένην) wird empfohlen für καταρορηγμένην. Indes auch das Präsens läßt sich erklären. — 42 οὔτος μὲν [γυν] πάντες nach PRdz: 'frequens admodum apud Herodotum haec compositio est: ὄσος μὲν — οὔτοι μὲν —, ὄσοι δὲ — οὔτοι δέ, sed in apodosis

neque nun neque δὴ addi potest'. Übrigens findet es auch Stein bedenklich. — 63 ἐκ ξύλων κορύνας nach PR dz; in den übrigen Hss. fehlt ἐκ. Dasselbe will er auch I 59 herstellen, wo es in allen Hss. fehlt. Den Genetiv des Stoffes verteidigt dagegen van Herwerden (comm. crit. in Her. S. 10) in genügender Weise. — 79 ἄωρον (R d Eust.) für ἄνωρον, wie er auch VIII 113 ἄωρίη haben will, da aber hier gerade ἄνωρίη in allen Hss. steht, wird auch wohl ἄνωρος richtig sein. — 91 [μηδαμὰ] μηδαμῶν (R). Welcher Schreiber hätte hier wohl μηδαμὰ zugesetzt? — 96 ἔπι R d für ἔπιπαι: 'sine mendo legitur IV 71 ἔπιπαι'. In Wahrheit aber haben auch dort nur Rdz ἔπιπαι, ἔπιπαι aber ABP corr., ἔπιπαι C, ἔπιπαι A². Stein fügt hinzu 'fortasse ἔπιπαι'. Demnach ist die Sache sehr zweifelhaft. — 100 ἐν τοσαύτησι δὲ γενεῆσι (R d); in den übrigen Hss. fehlt δέ. Stein hat es in der komment. Ausg. zugefügt. — 105 φέρε nun nach BR wohl richtig für φέρε νῦν (Pz: δὴ). — 115 τέλος δὲ [δὴ] nach PRdz (?). — 121 α. ἐλθόντες ἐπὶ τὰ βασιλῆα nach Rd für ἐπελθόντες; wohl richtig. — 121 β. ἐσδύντος τοῦ ἑτέρου αὐτῶν nach Rd für ἐνδύντος; richtig, auch Stein so in der komment. Ausg. — 121 γ. ἀπειλέειν nach Rd für διαπειλέειν: 'requirit loci sententia verbum simplex'. Wenn das Kompositum, wie man gewöhnlich annimmt, „heftig drohen“ bedeutet, so wird an dieser Stelle die leidenschaftliche Erregung der Mutter des Diebes sehr treffend bezeichnet. — 121 ζ. ὡς δὲ ἀνηνείχθη: 'Herodoti consuetudo orationem indirectam postulat ἀνηνείχθαι, idque ipsum in codice R servatum est, sed male spreum'. Der Infinitiv kann richtig sein, kann aber auch aus dem folgenden ἐκπεπλήχθαι verschrieben sein. Aber Herr Cobet, der Infinitiv Perfecti lautet ἀνηνείχθαι! — 123 ἐσδύνει nach Rz Stob. für ἐσδύνει; wohl richtig. — 124 θυσιῶν [τουτέων] nach R; die Erklärung Steins genügt allerdings nicht recht. — 141 αὐτὸς γὰρ οἱ πέμψειν nach Rz für πέμψει. So auch Stein jetzt in der 4. Aufl. — 151 [ἐν] φρεσὶ λαβόντες nach R, der umgekehrt IX 10 fälschlich ἐν zugesetzt habe. — 162 τὸν δὲ αὐτῷ ὑποκρίνασθαι ὡς ταῦτα πάλαι παρασκευάζεται nach R für ὑποκρίνασθαι und παρασκευάζετο. Das erste hat auch Stein jetzt in der 4. Aufl. — 173 nach Rz ist hinzuzufügen ἐπεὶ δὲ χρῆσονται, ἐκλύουσι: 'nata lacuna est repetitis in vicinia litteris — νόουσι in ἐντανύουσι — ἐκλύουσι'. Sehr richtig; Stein mußte von seinem Standpunkte aus den Passus als Emblem auffassen. — 174 πολλὰ δὲ καὶ ἀπέφευγε. R hat hier den vorangehenden Formen κλέπτεισθε und ἀγεσκον entsprechend ὑποφεύγεσθε, was Cobet in ἀποφεύγεσθε ändert; wohl richtig. — 180 αὐτόματος nach R für αὐτομάτως; ebenfalls richtig. — II 142 οὔτε τὰ ἐκ τῆς γῆς οὔτε τὰ ἐκ τοῦ ποταμοῦ. Cobet verlangt ἀπό nach R, weil II 177 genau so stehe. — III 1 καὶ ἄλλους τῶν ἤρχε; dafür nach R ἄλλους τε. — ἐκ βουλῆς (R ἐκ συμβουλῆς): 'συμβουλή consilium

quod quis cui dederit, *συμβουλή* consultatio, deliberatio'. Darum konjiziert er auch in demselben Kapitel nachher noch *συμβουλή*, was übrigens bereits in CPdz geschehen ist. — 4 τὰ πολέμια (R) ἄλκιμος für πολεμικά; nicht notwendig. — 8 ἐπικαλέει τὸν τε Διόνυσον (R P corr. z) für τε τὸν Δ. Siehe jedoch Stein 207 über die verschiedene Stellung von τε bei Herodot. — 12 τῶν Περσέων ἐκέετο τὰ ὀστέα nach R für κέεται wegen des folgenden εἰσί. Sicherlich ist hier das Imperfektum richtig; die Gebeine lagen, als Herodot in Pelusium war, noch so da, wie man sie nach der Schlacht gesondert hatte. — 12 διαρράξιαι (R) 'minime spernendum' für διαρρήξιαι; leicht möglich. — 13 ἕτερα τοιαῦτα ἐποίησαν nach R, wohl mit Recht nach herodoteischem Sprachgebrauch; in den andern Hss. fehlt ἕτερα. — 16 nach Stobaeus νομίζουσι εἶναι τὸ πῦρ (auch Pz so) und τὸ πῦρ θηρίον εἶναι; der Artikel fehlt in den Hss. (?). — 16 οὕτω δὴ οὐδετέροις (R); in den übrigen Hss. fehlt δὴ. — 16 ἄλλος τῶν τις Αἰγυπτίων (R) sicherlich richtig für ἄλλος τις τῶν Α.; im übrigen will Cobet ἄλλος ausmerzen. — 16 μέλλοι ἀποθανόντα (R) für ἀποθανόντα μέλλοντα; auch Stein hat in 3. Aufl. die Lesart von R aufgenommen. — 20 τοῦτον [ἄξιους] βασιλεύειν: 'neque ἄξιους loci sententiae aptum est, neque omnino verbo finito opus'. Letzteres ist vielleicht richtig, doch scheint Herodot mehr Derartiges zu haben; ersteres sehe ich nicht ein. — 20 κάλλιστον ἀνθρώπων πάντων: 'melius (?) R ἀπάντων'. — 22 οὐδὲν ἔφη θωνμάζειν (R) für ἔφη οὐδὲν θ.; 'non est enim Graecum φημι οὐ θ.'. Paßt diese bekannte Regel auch für οὐδὲν? — 23 ἐπὶ κρήνην σφε ἠγήσασθαι; in R τινὰς φησι für σφι, woraus Cobet konjiziert τινὰ σφισι. Wenn umgekehrt τινὰ in ABC stände und in R fehlte, würde Cobet es vielleicht für überflüssig halten. Außerdem ist σφισι für σφι nicht ohne Bedenken. — 25 αὐτοῦ ταύτη τάξας nach R mit Recht; ταύτη fehlt in den übrigen Hss.; diese Verbindung ist aber bei Herodot ziemlich häufig. — 25 πορευόμενοι (R) für στρατευόμενοι; warum ist jenes besser? — 25 ὡς ἤκουσε (R) für ἤκουε. Der Gebrauch der Tempora bei Herodot verlangt dies nicht. — 26 μακάρων νῆσοι (R) für μ. νῆσος. Jenes hat Olympiodor und auch Eust. Od. 1509, dieses Steph. Byz. Dafs aber der Singular mehr Berechtigung hat, zeigt Wehrmann S. 36. — 27 ἀπικομένων δὲ ἐς ὄψιν εἶρετο (R) für ἀπικομένους; wohl richtig. Dergleichen absolute Genetive ohne Subjekt sind oft in den Hss. verändert worden. Dann müßte aber wenigstens noch vor ἀπικ. ein Punkt gesetzt werden. — 27 εἰματάτε ἐφόρεον καί (R); τε fehlt in den übrigen Hss. — 28 ἄγειν (so R; ἐπάγειν sz) ἐκέλευε τὸν Ἄπιν für ἀπάγειν. Stein erklärt letzteres durch den Hinweis auf II 114, VI 119, IX 88. Bekker hat II 114 und VI 119 ἀνάγειν vorgeschlagen. Man könnte wohl ἀπὸ rechtfertigen, indem dem Schriftsteller

das Wegführen von dem früheren Orte mehr vorschwebt als das Heranföhren; z. B. VI 119 *ἐπειτε δὲ εἰδέ (Dareios) σφεας* (die Eretrier) *ἀπαχθέντας παρ' ἐωντιόν*, sc. domo; so auch IX 88. Da an unsrer Stelle sv beweisen, dafs im Archetypus von R eine Präposition gestanden hat, so mufs man entweder ἀπ- oder ἐπ- lesen. Das Simplex wird oft in den Hss., gänz besonders auch in R, für das Kompositum gesetzt. — 29 *ἄξιος μὲν [γε] Αἰγυπτίων οὗτός γε ὁ θεός* nach R; doch siehe dagegen Krüger zur St.; auch I 187 will Cobet ein γε tilgen, weil μέντοι γε nicht zusammen stehen dürfen. — 31 *εἶρετο καλέσας τοὺς βασιλῆους καλενομένου δικαστάς* (R); *καλ.* fehlt sonst. — 31 *ἔσχε καὶ ἄλλην* (R); sonst fehlt *καὶ*. — 31 *τουτέων δὴ τὴν νεωτέραν* (R); die übrigen Hss. *δῆτα*. Es ist unwahrscheinlich, dafs *δῆτα* aus *δὴ* wird, das Gegenteil liegt näher. Ebenso ist *δῆτα* IV 69 in P^mRz in *δὲ* (auch III 31 haben sv *δέ*) und II 114 in C in *δὴ* übergegangen. — 32 *κότερον περιτετιμένη ἢ θριδαξ ἢ δασέα εἶη καλλίων*. R hat noch *ἐοῦσα*, aber mit folgender Wortstellung: *περιτετ. ἢ δασέα ἢ θριδαξ ἐοῦσα*, was Cobet bei seiner Empfehlung der Lesart von R anzuföhren vergift. — 33 *ἐς τοὺς οἰκήιους*; R hat den Superlativ. Wer möchte entscheiden, was hier richtig ist? — 34 *οὐκ ἀρεσκόμενος τῇ κρίσει*; R *τῇ γινομένη κρῖσι*. Sicherlich würde Cobet 'expunge' oder 'dele' sagen, wenn das Participium in ABC stände und in R fehlte. — 35 *εἰ ... τύχοιμι ... Πέρσαι φανένται· ἦν δὲ ἀμάρτω*; Cobet nach R *ἦν τύχω*. Nach meiner Meinung sind beide Lesarten falsch und ist herzustellen *εἰ τύχω*, wie Herodot öfter hat. — 35 für *καὶ με* aus R *καὶ ἐμέ*, woraus Cobet *καῖμέ* herstellt. — 36 für *ἀγαθῶν τε πρόνοον εἶναι* steht in R *ἀγαθόν τι*, wonach Cobet mit Reiske *ἀγαθόν τοι* schreiben will. Übrigens hat Stein in 3. Aufl. *ἀγαθόν τι*. — 37 *ἔστι γὰρ καὶ ταῦτα ὁμοια* nach R; die übrigen Hss. *δέ*, was mir besser scheint. — 45 *τῷ ἐπίκουροι μισθωτοὶ καὶ τοξόται οἰκήιοι ἦσαν πλήθει πολλοί* (R *ἐπίκουροί τε*, P *τε* übergeschrieben). Cobet nimmt *τε* auf, hält aber *μισθωτοί*, wie früher schon Mehler, für ein Emblem; ersteres wohl richtig, letzteres nach meiner Meinung nicht. Der Gegensatz zu *οἰκήιοι* hat wohl Herodot bestimmt, das an sich überflüssige Wort zuzufügen. — 45 *πρὸς δὲ τούτῳ* nach R für *πρὸς δὲ τούτοις* (?). — 53 *οὐκ ἐνώρα* in R, *οὐκ ἐνεώρα* in Pz, *οὐκων ἐώρα* in den übrigen Hss. Stein hat kombiniert *οὐκων ἐνώρα*, Cobet will blofs *οὐκ ἐνώρα* gelten lassen und nach Hirschig noch *νόον* hinzusetzen. — 53 *οὐδὲ ἀνάκρισις*; R *ἀπόκρισις*, wofür Cobet, wie schon Wesseling und Krüger, *ὑπόκρισις* setzen will. Indes findet sich VIII 69 dasselbe Wort (dort in R *κρίσις*). — 57 *ἐν τῷ ἐνιαυτῷ ἐκάστῳ* nach R; in den übrigen Hss. fehlt die Präposition (?). — 60 *ἄχτεουμένων [τῶν] σωλήνων* (R); Stein verteidigt den Artikel. — 62 *οὕτω μοι διέπρηξας* (R), in den übrigen Hss. *διεπρήξασο*. Wohl

richtig. — 63 ἤλασε ἐς Αἴγυπτον: 'accipiendum quod R offert ἐπ'. Beweise für die strenge Unterscheidung der beiden Präpositionen wären sehr erwünscht. — III 63 τὸν ταῦτα ἐπι-
 θέμενον = I 111, wo in R ἐπιέμενον steht. Letzteres verlangt Cobet an beiden Stellen. — 64 ὑπὸ τῆς συμφροῆς τῆς
 τε ἐκ τοῦ Μάγου. Cobet will τε nach R hinter ὑπὸ einfügen. — 65 μὴ ἀνασωσάμενοι δὲ nach R für μὴ δὲ ἀνα-. — 67
 ἀδεῶς ἐβασίλευε (R) für ἐβασίλευσε. Vgl. I 16. — 73 ἄλλοθι
 ἰόντας ἦ: 'vitiosum est ἄλλοθι pro ἄλλοσε'. R hat ἀλλ' ἰόντας.
 'Verba quaedam excidisse videntur'. Stein hat die Stellen mit
 solchen Unregelmäßigkeiten zu II 119 gesammelt. — 74 ὑπισχνέ-
 μενοι . . . ὑποσχομένον: 'potior est Vatic. lectio ὑποδεκομένον,
 ne idem verbum ineleganter repetatur'. Wohl richtig, da in ABC
 das Verbum leicht aus Versehen wiederholt sein kann, aber der
 ästhetische Grund zieht wahrlich nicht. — 78 οὐδὲν χρήσιμα
 ἐγίνετο (P R) für χρηστά. Aber letzteres steht VII 215 in der-
 selben Bedeutung ohne Varianten, und schliesslich ist I 94 (ὄσα
 σφι ἦν χρηστά ἐπίπλοα) dasselbe Wort nicht viel anders ge-
 braucht. — 79 εἶθρον εἶξω nach R; εἶξω fehlt in den übrigen
 Hss., ist aber jedenfalls hinzuzufügen. — 80 καίτοι ἄνδρα [γε]
 . . . ἔχοντά γε. Siehe oben zu III 29. — 99 τὰ κρέα σφίσι δια-
 φθείρειν nach P R z für διαφθείρεσθαι. Aber sicher ist jene
 Lesart die Korrektur eines Schreibers, der die ungewöhnliche
 Konstruktion nicht verstand. Über letztere sind Krüger und Stein
 verschiedener Ansicht, bringen aber beide Belege genug. Gleich
 darauf aber scheint in P R z (ἄπαρνος ἐστι = III 66) die bessere
 Lesart für ἀπαρνεόμενος zu stehen. — 113 τὸ δ' ἕτερον γένος
 . . . φορέουσι: 'non ita solet Herodotus, sed φορέει quod in R
 servatum est'. Mir scheint φορέει Korrektur zu sein. — 115
 ἐνδέχομαι Ἡριδανόν τινα καλέεσθαι (R); τινα fehlt in den
 übrigen Hss. — 115 τοῦτο δὲ οὐδενὸς αὐτόπτεω γενομένου
 [οὐ] δύναμαι ἀκοῦσαι nach P R; wohl richtig. — 119 ἀνὴρ μὲν
 μοι ἂν ἄλλος γένοιτο; nach R ἂν vor γένοιτο. — 127 τοὺς
 ἀνακαλέοντας αὐτὸν καὶ πεμπομένους ὑπ' ἐμεῦ κτείνει. So
 Stein; R hat καὶ τοὺς ἐκπεμπ. — 128 εἰ οἱ (dies nach R) ἐνδε-
 ξοίατο (Hss. alle — αἶατο). Der Aorist scheint mir unbedenk-
 lich, οἱ dagegen wird richtig sein. — 139 οἱ μὲν κατ' ἐμπο-
 ρίην στρατευόμενοι Stein; aber seine Erklärung „κατ' ἐμπ.
 scheint hier die allgemeine Bedeutung 'auf Erwerb' zu haben“
 wird wohl niemanden befriedigen. Darum scheint mir Cobet mit
 Recht οἱ δὲ (R) vor στρατευόμενοι einzuschieben, wenn nicht
 lieber dieses als fälschlich wiederholt aus dem Vorhergehenden
 anzusehen ist. — 155 ὡς ὑπὸ σεῦ τάδε πέπονθα (PR) für
 ἔπαθον. Ersteres ist freilich besser. — 158 nach R τὰς τε
 Κισσίας καὶ τὰς Βηλίδας; das zweite τὰς fehlt sonst. Danach
 setzt er auch c. 155 an der entsprechenden Stelle ein zweites

ταῖς ein, obgleich es keine Hs. hat. Mir scheint dies umgekehrt ein Zeichen, daß der Artikel c. 158 interpoliert ist. — 158 οἱ μὲν εἶδον . . . οὗτοι μὲν ἔφρανον. Das zweite μὲν nimmt Cobet, jedenfalls mit Recht, aus R auf. — 160 ἐδίδον [ταῦτα] τὰ Πέρσῃσι ἐστὶ τιμωτάτα nach R.

3) Von den sonstigen Vorschlägen Cobets mögen noch diejenigen, die er hier zum ersten Male macht und die auch sonst noch nicht von andern gemacht sind, kurz erwähnt werden. a) Ausmerzungen: I 4 [ἀρπασθαισέων]. — 24 [λέγουσι]. — 43 ἐς τὸν Ὀλυμπον [τὸ ὄρος]. — 54 κατ' ἄνδρα . . . [ἕκαστον]. — 61 πολλῶν δὲ μεγάλα παρασχόντων [χρηματα]. — 64 Ἀθηναίων δὲ οἱ μὲν . . . οἱ δὲ [αὐτῶν]. — 75 ἐπεμπε [εἰ στρατεύεται ἐπὶ Πέρσας]. — 78 [ὥσπερ καὶ ἦν]. — 82 τοῖσι δὲ καὶ αὐτοῖσι [τοῖσι Σπαρτιητῆσι]. — 105 καὶ γὰρ τὸ ἐν Κύπρῳ [ῥόν]. — 159 [ναὶ κελεύω]. — 171 μακρῶ [μαλίστα]. — 173 [οἱ Ἀνκιοὶ] Τερμίλαι. — 173 καὶ ἦν μὲν [γε]. — 176 ἀπέθανον πάντες [Ξάνθιοι]. — 177 τὰ δὲ ἀνω [αὐτῆς]. — 179 οὗτος ὢν ὁ [Ἴς] ποιαμός. — 189 τοῦτον δὲ τὸν [Γύνθην] ποταμόν. — 196 ἀλλ' ἐγγυητὰς [χρῆν]. — 207 τῶν προβάτων [ἀφαιδέως]. — 207 τρέφονται [τε] πρὸς αὐτά. — 209 ποίεσε ὅπως, ἐπεὶν . . . ἔλθω ἐκεῖσε (für ἐκεῖ) καταστήσεις μοι (für ὡς μοι καταστήσεις. — 214 καὶ δὴ καὶ αὐτὸς Κύρος [τελευτῆ]. — II 10 οὐδεὶς [αὐτῶν]. — 13 οὐ γὰρ δὴ ἐστὶ [ὑδάτος]. — 43 τὸ οὖνομα Αἰγύπτιοι [τοῦ Ἡρακλέους]. — 43 [τοῦτο οὕτω ἔχειν]. — 45 ἀπείρως ἔχειν [οἱ Ἕλληνες]. — 47 [τῇ αὐτῇ πανσελήνῳ]. — 65 σύντροφα [αὐτοῖσι] τοῖσι ἀνθρώποισι. — 91 ἐν αὐτῷ [ἐν]έστηκε. — 93 μέντοι [γε]; c. 98 stellt er, wie Krüger, damit die beiden Partikeln nicht zusammentreffen, am: οὐ μέντοι Αἰγύπτειόν γε. — 99 προσέεται δέ τι [καὶ] αὐτοῖσι (d. h. = A B C). — 108 [τῶν τὰς χώρας κατεστρέψατο]. — 111 πλὴν [ῆ]. — 115 αὐτὴν οἴχεται [ἔχων] ἐκκλέψας. — 118 ὁ Αἰγύπτιος [βασιλεύς]. — 119 τὸ ἐνθεῦτεν δὲ ὄκου [ἔτι]; für ὄκου außerdem wie Abicht ὄκη. — 121 εἰέναι [αὐτὸν] ἔχοντα αὐτὴν. — 122 ὀρετὴν δὲ ἀνάγειν Αἰγυπτίους [ἔφρασαν] und τοὺς ὀφθαλμοὺς [λέγουσι]. — 125 δεδαπανῆσθαι [ἔστι]. — 134 δούλη δὲ [ῆν]. — 146 Πάν ὁ ἐκ Πηνελόπης [γενόμενος]. — 155 [ῆν] θάυμα μέγιστον παρεχόμενον nach A B. — 163 Ἴωνας ἀνδρας [ἐπικούρους]. — 173 ὡς ὑπ' ἀνδρὸς [μεγάλου] ἀρχονται. — 174 πολλὰ μὲν δὴ [καὶ] ἠλίσκετο. Hier ist übrigens, was Cobet ganz übersehen hat, καὶ selbst nur Konjektur von Valck. — III 11 οἱ ἐπίκουροι [οἱ] τοῦ Αἰγυπτίου. — 11 πάντες [ἐπίκουροι]. Die Hss. haben πάντες οἱ ἐπίκουροι und so auch Stein in 3. Aufl. — 30 πέμπε Πηξίασπεα [ἐς Πέρσας]. — 41 ἔργον δὲ [ῆν]. — 48 ἐς ὃ [οἱ Κορίνθιοι]. — 52 ἐς τὸν [σε] ἥμιστα ἔχειν. — 53 ὃ [τε] Περιάνδρος παρηβήκε und μὴ [τῷ] κακῷ τὸ κακὸν ἰῶ. — 58 φυλάσασθαι τὸν Φύλιον λόχον [κελεύουσα]. — 66 ὡς ἐσφακέλισέ [τε] τὸ ὄστέον [καὶ ὁ μῆρὸς τάχιστα δάπη]. —

nur in PRdz; Stein hat τοῦ ἀνθρώπου nach der anderen Handschriftenklasse aufgenommen. — 121 ζ ἄδειαν nach den Hss. für Steins ἄδειαν. — 52 ἐπεὶ falsch, da bei Herodot ἐπεὶ nur kausal, ἐπέεσσι nur temporal sei (?). — 62 Verf. verteidigt den temporalen Dativ τῆσι θυσίῃσι, wo Stein nach Schweigh. τῆς θυσίης hat. — 86 σπουδαισιτάτην für — οτάτην. — 123 πετηνὰ für πετεινά. — 129 πρὸς (für κατὰ) τοὺς πολιίτας wie VII 145 τοὺς πρὸς (für κατὰ) ἀλλήλους. Auffallend ist κατὰ allerdings, aber die beiden Stellen stützen sich gegenseitig. Die Kommentatoren übergehen es mit Stillschweigen. — 141 τὸν ἐν ἀλογίῃσι ἔχειν παραχρησάμενον τῶν μαχίμων Αἰγυπτίων. Verf. will τὸ μάχιμον: 'fieri potest, ut glossema τῶν μαχίμων adscriptum ad sequens αὐτῶν huic quoque corruptelae ansam dederit'. Dasselbe hat schon Abresch vorgeschlagen; vgl. auch Krüger. — 141 ἐναντίοισι und VII 55 ἀπεναντίον will er in ἀντίοισι und ἀπαντίον geändert haben.

2) Ausmerzungen. I 4 [λέγουσι Πέρσαι]. — 7 τὸν [οἱ] Ἑλλήνες Μυρσίλον ὀνομάζουσι wie III 27. IX 20. — 23 ἐν-ράννεσσι δὲ [ὁ Περίανδρος]. — 26 τοὺς δὲ αὐτῶν καὶ φαῦλα [ἐπιφέρων]. — 38 διεφθαρμένον [τὴν ἀκοήν], wie schon Reiz. — 50 Ἀυδοῖσι δὲ [πᾶσι] προεῖπε. — 75 ταύτη [κατὰ τὴν διώρυχα]; so schon Krüger. — 78 [τῶν δὲ ξηγητέων]. — 87 [ἐπι-καλεύμενον]. — 99 πέριξ ἐκέλευε [τὸ τεῖχος] οἰκέειν. — 144 ἐξεκλήρισαν [τῆς μετοχῆς] zweimal. — 176 ὑπέψαν [τὴν ἀκρό-πολιν]. — 186 ὡς δὲ τὸ θρυχθέν λίμνη πλήρης ἐγεγονε ἀπὸ τοῦ ποταμοῦ . . . τὸν Εὐφροῆτην [ποταμὸν] ἐς τὰ ἀρχαῖα ῥέεθρα ἐκ τῆς λίμνης ἐξήγαγε: 'vide ne aut λίμνη olim ab interprete propter sequentia adscriptum sit, et Her. dederit πλήρης, aut πλήρης sit emblemata', — 188 τοῦ μόνου πίνει βασιλεὺς καὶ ἄλλον οὐδενὸς [ποταμοῦ], τούτου δὲ [τοῦ Χοάσπεω τοῦ ὕδατος]. — 202 ἐσθῆτι δὲ νομίζοντι [χρᾶσθαι] φωκῶν δέμασι. — II 32 [τὰ κατύπαρθε] θηριώδης ἐστί; so schon Krüger und Abicht. — 41 [καὶ θάπτοσσι]. — 42 [τοῦνομα] Ἀμμώνιοι. — 77 ὅτι οὐ μεταλλάσσουσι [αἱ ὄραι]. — 79 ἄεισμα ἐν [ἔστι]. — 101 οὐδεμίαν [ἔργων] ἀπόδεξιν, nach R. — 106 ἐκ τοῦ(τέρου) ὤμου ἐς τὸν ἔερον [ὠμον]. — 122 ἐς τὸν οἱ Ἑλλήνες αἰδὴν ὀνομάζουσι (für νομίζουσι) [εἶναι]. — 127 [τῆς ἐτέρης τωτὸ μέγαθος]. — 52 ὕστερον πολλῶ [ἐπύθοντο]. — 56 ἐς [τὴν Ἑλλάδα]. — 62 [τὰ] λύχνα. — 70 [ὁ θηροκτῆς]. — 86 [καὶ τέχνην ἔχουσι ταύτην]. — 89 καὶ λόγου πλεῖθος [γυναῖκα]. — 90 [ἀρπασθεῖς]. — 93 [εἰσὶ δὲ οἱ κέχρητοι οὐτοὶ ἰχθύες] und [καὶ μὴ καταπινομένων] und ἐγχοιμπτόμενοι [καὶ ψαύοντες]. — 129 [ταύτην δὴ τὴν ἀποθανούσαν θυγατέρα]. 135 μνημήνιον [ἑωντῆς]; ebenso IV 166. — 135 [ἡ δεκάτη].

3) Zusätze: I 69 ξεινίης (τε) πέρι καὶ συμμαχίης; ebenso I 166 τὰ (τε) τέκνα καὶ τὰς γυναῖκας καὶ τὴν ἄλλην κτῆσιν; I 204 τὰ ἐπαίροντά (τε) καὶ ἐποτρύνοντα. Dazu S. 40 die

Regel: 'ab usu τῶν ἰσοδυνάμων et synonymorum minime aversus est Her., sed semper ea iunxit particulis τε καί' und 'idem facit Her. ubi iungit notiones cognatas ut τέκνα τε καί γυν., idem in copulandis notionibus e regione oppositis ut ἀμπωτίς τε καί ῥηχίη.' — I 71 ταῦτα, λέγων (τὸν ἔοντα λόγον.) οὐκ ἐπειθε wegen des folgenden γάρ. Andere haben den folgenden Satz für ein Emblem erklärt. — 73 χρόνου δ' ἐ(γ)γενομένου. — 100 τὰ δὲ δὴ ἄλλα ἐκεκοσμέατο οἱ (ᾧδε). — 185 ἐς τὴν (τρίς) ἀπικνέεται ὁ Εὐφροήτης, oder er will den ganzen Passus ἐς τὴν ... Εὐφροήτης streichen. — 199 πολλοὶ (αἰεὶ) γυναίκες. — 216 τῆς γὰρ (ἄν) ἐπιθυμήσῃ; ebenso IV 46. Auch Cobet so. — 18 ἐπολέμεε (ἐπ') ἕτεα ἔνδεκα. So schon Dobree und Krüger. — 134 für ἀλλήλους φιλέουσι τοῖσι στόμασι entweder τὰ στόματα oder τὰ στόματα τοῖσι στόμασι. — II 32 οὔτε τι τοὺς ἄγοντας (τῆς) τῶν Νασαρωνίων. — 34 οὐδεὶς (οὐδὲν) ἔχει ἀγειν. — 36 τοῖσι (μὲν) ἄλλοισι ἀνθρώποισι und ἄλλοι (μὲν) ζῶουσι. Das erste μὲν haben alle Hss. und alle Ausgaben. — 38 καὶ ὄρθου ἑστεῶτος καὶ ὑπτίου (κειμένου). Gewöhnlich nimmt man ein Zeugma an. — 41 τῶν εἵνεκεν (τῆς θυσίης). — 51 ταῦτα μὲν νυν καὶ ἄλλα πρὸς τούτοις, τὰ ἐγὼ φράσω, Ἕλληνας ἀπ' Αἰγυπτίων (μαθόντες) νενομίκασι, τοῦ δὲ Ἑρμῆος τὰ ἀγάλματα ὀρθὰ ἔχειν τὰ αἰδοῦτα [ποιεῦντες] οὐκ ἀπ' Αἰγυπτίων [μεμαθήκασι], ἀλλ' ἀπὸ Πελαγῶν πρώτοι μὲν Ἕλλήνων ἀπάντων Ἀθηναῖοι παραλαβόντες (= μαθόντες), παρὰ δὲ τούτων ἄλλοι. — 65 τῶν παῖς παρὰ πατρός (καὶ μητρός) ἐνδέκεται. — 97 ἔστι δὲ οὐδ' οὗτος Stein; Herwerden ἔστι δὲ οὐκ (R) οὗτος (καταπλώνοντες). Die Ergänzung, die Stein in der Anm. vorschlägt, ὁ ἑωθός ist viel einfacher. Herwerden meint, um der Strömung auszuweichen, wären die Schiffer mehr rechts gefahren, abwärts aber hätten sie die Strömung benutzt. Viel näher liegt doch wohl, dafs sie, um abzuschneiden, διὰ μέσου τοῦ πεδίου fuhren. — 104 Σύριοι δὲ (καὶ Παφλαγόνες) οἱ περὶ Θερωάδοντα. — 120 ὥστε ... τῇ πόλει κινδυνεύειν (ἄν) ἐβούλετο. — 133 ὡς μέλλοι βῆ ἕτεα μῦνον (ἐπι)βιούς oder βῆ (ἔτι) ... βιούς; ferner δεύτερα ἐλθεῖν (ἕτεα) λέγοντα. — 135 φιλέουσι δὲ κως ἐν τῇ Ναυκρατί ἐπαφροδίτοι γενέσθαι [αἰ] ἐκαίρου und τοῦτο δὲ ὑστερον ταύτης (ἕτερον wie Stein), τῇ οὐνομα ἦν Ἀρχεδίκη, αἰοιδιμος (μὲν); ausserdem ὥστε für ὡς nach κλεινὴ ἐγένετο. — 148 φανείη ἔοντα (α' d. h. ἐνός) τοῦ Λαβυρίνθου. — 178 τοῖσι δὲ μὴ βουλομένοις αὐτῶν (ἐν)οικεῖν, αὐτόσε (für αὐτοῦ) δὲ ναυτιλλομένοις. Übrigens steht ἐν in R.

4) I 23 ὑπὸ (für ἐπὶ) δελφίνος ἔξενειχθέντα ἐπὶ Ταίναρον: 'auti gratius propter sequens ἐπὶ et sententiae accommodatius' (?). — 34 ἀκόντια δὲ καὶ δόρατα (für δοράτια). Sicherlich richtig. — 32 προορρίζουσι ἐξέτριψε (für ἄν-; ebenso VII 120 ἐκτριβῆναι für ἄν-). Aber siehe Krüger und Stein. —

38 ἐπὶ τὰ παραβαλλόμενα nach C² für παραλαμβανόμενα.
 — 59 κατεχόμενον τῆς (für τε και) διεσπασμένον; unnötig.
 — 67 ἐπιτάροθον ἔξει (für -θος ἔσση) nach Pauw; VI 19 ὄρσιιν (für πολλοῖσιν) δεῖπνον. Wie paßt aber das folgende ἀγλαὰ δῶρα zu ὄρσιιν? — VII 140 im Orakel v. 14 ff.: ῥεόμεναι ('pronuntiandum quasi duplicata liquida') für ῥεούμενοι, bezogen auf die ἀθάνατοι; dann ἀκροτάτης κορυφῆσι für ἀκροτάτοις ὄροφοισι. VII 220 Λακεδαιμόνος οὐρον (für οὐρος), wie schon Stein. — I 67 οἱ αἰεὶ πρεσβύτατοι für αἰεὶ οἱ πρ.; ebenso I 86 κατὰ τε τὸ χρηστήριον für κατὰ τὸ χρηστήριόν τε; I 90 ἐπηγορέων τούτο für τούτο ἐπ. — 68 ἐνένυχον σορῶ für ἐπ.; ebenso 66 und 158 ἀνευχιθέντα für ἀπ. — 68 συμβαλλόμενος, wie auch jetzt Stein (5. Aufl.) für συμβαλλόμενος. — 77 ὅσος (für ὅς) ἦν αὐτοῦ ξεινικός. Doch siehe Stein. — 85 ἐπετόμφρε χρησόμενος (für -μένους), ein Sprachgebrauch, den Cobet zu III 44 verwirft. — 90 ἐνετέλλετο [τι]θέντας τὰς πίδακας. — 93 αἱ [ἐν]εργαζόμεναι παιδίσκαι. — 108 γενόμενον für γεννόμενον; letzteres steht, soviel ich sehe, nur bei Abicht; bei Dindorf und Krüger steht γεννώμενον, bei Stein aber γενόμενον. — 116 τὸν μὲν δὴ Ἀρτεμβάρα (ἐκ)πέμπει. — 133 τὰ δ' ἂν νήφοντες προβουλεύσωνται, μεθυσκόμενοι ἐπιδιαινώσκοσι: 'festivi alicuius lectoris bonum Herodotum suaviter ridentis annotatiunculam marginalem, sed valde antiquam'. — 138 πάλιν (für πολλοὶ) ἐξελεύνοσιν ἐκ τῆς χώρας nach Koraes. — 164 οἰκῆμα ἐν κατιρώσαι hält Herw. für falsch, ohne etwas anderes vorzuschlagen. — 165 ἐνεκῆσαντο (für ἀνεκῆσαντο) πόλιν. — 183 ταλάντων ὀκτακοσίων χρυσοῦ (für χρυσίου) πεποιήται. — 187 ἀνοίξας δὲ τὸν τάρον (ἐν)εῦρε. — 192 αἱ δὲ (ἀνα)βαινόμεναι. — 191 τάξας τῆς στρατιῆς ἀποδοσμών für τάξας τὴν στρατιὴν ἅπασαν. — 200 μάζαν μαζάμενος ἐσθίει (für ἔχει). — 48 ἐκαστον (für ἐκαστα) ἀναπτύσσω. — 62 ἐστρατοπεδευμένοισι für das Part. Praes. — II 2 τοὺς Φρύγας προτέρους (für πρεσβυτέρους; R πρώτους) εἶναι; wohl richtig. — 11 συμπεραίνοντας (Stein συντετραίνοντας nach ABC¹) und χωσθῆναι nach Rdz für ἐκχ. — 24 ἀναξηραίνεσθαι für μαραίνεσθαι. — 43 καὶ Ἑλλήνων οὔτοι οἱ θέμενοι: 'absurde hic addit uroῦτοι quod aut delendum (wie schon Krüger) aut mutandum in αὐτοί'. — 45 ἀπερισκέπτως für ἀνεπισκέπτως. — 46 τούτο ἐς ἐπίλεξιν (für ἐπίδεξιν) ἀνδρῶπων ἀπίκετο. Die Bedeutung (= φροντίδα) kann Herw. bloß mit dem Verbum ἐπιλέγεσθαι belegen. — 52 οὐνομα ἐτίθεντο (für ἐποιεῦντο) — 55 καὶ σφάκας, ὑπολαβεῖν (γὰρ) θεῖον εἶναι τὸ ἐπαγγελλόμενον αὐτοῖσι, ἐκ τούτου ποιῆσαι. — 56 ὑπὸ φηγῶ αὐτόθι πεφυκνίη Λιός ἰρόν. — 70 δέλεαρ θῆ für δελεάση. — 73 χρυσοχροεα für χρυσόκομα. — 78 ξύλου (für ξύλινον) πεποιημένον. — 89 ἀλλ' ἐπεὰν ... (ἀπο)γένωνται. — 91 προπύλαια für πρόπυλα. — 109 ἐς τὴν

Ἑλλάδα [ἔπαν]ελθεῖν. — 114 ἀντιπέμπει ... λέγων oder τὸν ἐρέοντα für λέγοντα. — 121 ἐν ἀσφαλλί (für -σίη). — 125 ὅπως τὸν λίθον ἐλκοῖεν für ἐξέλκοιεν; ebenso V 33 διέλκοντας für διελόοντας. — 135 ὄσους (für ὄσον) ἐνεχάρες [ἢ δεκάτη]. — 137 ἡ Βούβαστις πόλις für ἡ ἐν Β. πόλις. — 149 τὸ περιμέτρον [τῆς περιόδου] oder τὸ μέτρον τῆς περιόδου. — 156 Διονύσου καὶ Δήμητρος für Ἴσιος. — 161 ἐς πρόοπτον für ἐς φαινόμενον (= IX 17. Hesych.). — 173 διαπραγείη für ἐκρ. — 181 ἔλθοι παρ' (für πρὸς) αὐτήν.

Mehrmals verteidigt Herwerden, wie schon z. T. oben bemerkt ist, und zwar mit guten Gründen, die Überlieferung gegen Cobet; überhaupt muß ich gestehen, daß Herwerdens Kritik wohlthuender wirkt als die Cobets, weil sie, obgleich von denselben Grundsätzen ausgehend, doch weniger apodiktisch auftritt und zugleich ein genaueres Studium des Sprachgebrauchs zur Basis hat. Auf das Einzelne kann ich auch hier nicht weiter eingehen.

4) Th. Gomperz, Herodoteische Studien. I. Sitzungsbericht der phil.-hist. Klasse der kaiserl. Akad. der Wiss. 1893. S. 141—178, u. separat erschienen bei Gerold.

1) Die Frage nach dem Abschlufs des herodoteischen Geschichtswerkes. Verf. polemisiert gegen die von mehreren Seiten vorgetragene Ansicht, daß das Werk Herodots des rechten Schlusses entbehre; er findet denselben vielmehr in den Worten „und sie zogen es vor, ein kärgliches Land als Herren zu bewohnen, statt im Besitz eines fruchtbaren Saatfeldes andern zu dienen“. Auch weist IX 116 unmittelbar auf I 4, auf den dort ausgesprochenen Gedanken von dem uralten Gegensatz zwischen Morgen- und Abendland zurück.

2) Über das Wertverhältnis der Handschriften, insbesondere des Codex Vindobonensis, des Sancroftianus und des Vaticanus (123). Stein hat, offenbar um das Material nicht allzusehr anschwellen zu lassen, mit R die Lesarten von Rsv (Rom., Sancroft. und Vindob.) bezeichnet; nur wo er in s etwas Bemerkenswertes fand, insbesondere, wo dieser Codex auf Seiten von AB gegen R steht, hat er seine Lesarten erwähnt. Es hätte dies vielleicht noch öfter geschehen können. Hierbei hat er auch oft die Lesarten der übrigen Codices der Lesart des Romanus mit einem cet. gegenübergestellt, d. h. also mit einem Ausdrucke, der eigentlich nicht paßt, da er unter R eben selbst mehrere Codices versteht. Dies macht ihm Gomperz in ziemlich lebhafter Weise zum Vorwurf, indem er zugleich darauf hinweist, daß dieses Verfahren, wie es thatsächlich bei Cobet zu sehen sei, Irrtümer zur Folge haben müsse. Ebenso ist Stein auch von anderer Seite der Vorwurf gemacht worden, daß er ohne alle Ursache die alten Bezeichnungen der Hss. geändert habe, wodurch ebenfalls Verwirrung entstehen müsse. Das mag

ebenfalls richtig sein; aber, wie die Sache einmal liegt, wird man doch stets von Steins Ausgabe ausgehen müssen, und, sollte ich meinen, wer sich überhaupt mit herodoteischer Textkritik beschäftigt, wird sich Steins Präfatio jedenfalls genau durchlesen müssen und so vor Irrtum bewahrt bleiben. In der Handschriftenfrage selbst hält Gomperz an seiner früheren Ansicht (Ztschr. f. d. österr. G. 1859 S. 809 ff.) von dem höheren Werte der durch s v und den Codex Vallas vertretenen Klasse, zu denen seitdem noch R q hinzugekommen sind, fest, verlangt aber eine größere Berücksichtigung des Vindobonensis, der im Vergleich zu R der naivere und unbefangene, mithin der verlässlichere und wertvollere der beiden Zeugen sei, während s, was auch sonst anerkannt ist, der schlechteste sei. Es folgen nun 8 Stellen, in denen sich in R v die erste Stufe der Verderbnis darstellt, in s dagegen die Korruptel „mit unheilvollem Scharfsinn“ fortgebildet ist. Dann folgen noch 2 Stellen, in denen in v der Fehler unverhüllt zu Tage tritt, in R s aber verschleiert ist; beim ersten Falle (III 4 aus *τριήρει εἰς κατ' αὐτόν* ist in v *τριήρεια εἰς ταυτόν*, in R s *τριήρει εἰς ταυτόν* geworden) ist die Sache evident, weniger klar im zweiten (III 117 aus *οἵπερ ἔμπροσθεν* ist in v *οἱ πέρσαι πρόσθεν*, in R *οἵπερ πρόσθεν*, in s *οἱ πρόσθεν* geworden. Mehr Beispiele für die Superiorität des Vind. wären sehr erwünscht.

3) Zur Kritik und Erklärung. 12 *τὸν Κόλχον* (vs pr. m.) Stein früher, das er nach Gomperz' Meinung mit Unrecht in *τὸν Κόλχων βασιλέα* geändert habe. Indes, mag man auch in manchen Punkten mit Stein nicht übereinstimmen, darin hat er unzweifelhaft recht, dafs, abgesehen von dialektischen Fehlern, ABR fast immer Herodot am getreusten wiedergeben. Hier hat aber R *βασιλέα*. — 18 *τά μὲν νυν ἔξ ἕτα τῶν ἑνδεκα Σαδνάτης ὁ Ἀρδυος ἔτι Λυδῶν ἤρχε [ὁ καὶ ἐσβάλλων τρηναῖα εἰς τὴν Μιλησίην τὴν στρατιήν. Σαδνάτης οὗτος γὰρ καὶ ὁ τὸν πόλεμον ἦν συνάψας] τὰ δὲ πέντε τῶν ἐτέων [τὰ ἐπόμενα τοῖσι ἔξ] Ἀλυάτης ὁ Σαδνάττω ἐπολέμει* wegen der unangemessenen Anwendung von *τρηναῖα*, der überdeutlichen Breite, der schwankenden Überlieferung und der unrichtigen Rückbeziehung. — 27 *νησιώτας δὲ τί δοκτεῖς [εὖχσθαι] ἄλλο ἢ . . . λαβεῖν ἀρᾶσθαι Λυδοῦς ἐν θαλάσῃ*. Von den vielen Versuchen zur Heilung der Stelle wohl der beste. „Das Verkennen der Ellipse hat die Einschlebung des Infinitivs *εὖχσθαι* und diese die Einsetzung des nach und neben *εὖχσθαι* unmöglich erscheinenden *ἀρᾶσθαι* durch *ἀρώμενοι* zur Folge gehabt.“ *Ἀρᾶσθαι* ist neben *ἀρώμενοι* in C² P¹ erhalten. — 31 *ὡς δὲ τὰ κατὰ τὸν Τέλλον προετρέψατο ὁ Σόλων τὸν Κροῖσον εἶπαι πολλὰ τε καὶ ὄλβια*: „als nun Krösus notgedrungen das Los des Tellos hoch und glücklich gepriesen hatte“ (?). — 32 *ταῦτα δὲ ἡ εὐτυχία οἱ ἀπερύκει· ἀπηρος [δὲ] ἐστι*. Indem Verf. *ταῦτα* auf

das Folgende bezieht, erklärt er, „einen Schicksalsschlag freilich und eine Begierde zu tragen ist er nicht gleich vermögend, allein vor dem, was ich nunmehr nennen will, bewahrt ihn sein günstiges Geschick; er ist frei von Gebrechen“. Dasselbe fehlerhafte δὲ findet Verf. VIII 137 ἢ [δὲ] γυνή τοῦ βασιλέως . . . ἐπεσσε, wo Stein die Sätze umgestellt hat. — 38 διεφθαρμένον [τὴν ἀπόην]. Die von Reiz vorgeschlagene Tilgung wird von neuem verteidigt. Dasselbe thut, wie wir oben gesehen haben, auch Herwerden. — 60 μηχανόνται δὲ . . . πρῆγμα εὐηθέστατον, ὡς ἐγὼ εὐρίσκω, μακρῶ <θωῦμα γάρ μοι> ἐπέιγε ἀπεκρίθη ἐκ παλαιτέρου τοῦ βαρβάρου [ἔθνεος]. Verf. vermifst einen Ausdruck der Verwunderung des Historikers; von diesem hängt dann der Satz mit εἰ ab; ἔθνεος klammert er ein, weil β. ἔθν. nicht das gesamte barbarische Wesen im Gegensatz zum hellenischen bezeichnen kann. Gut ist dann, was er über die Verbindung von θωυμάζειν εἰ u. s. w. bemerkt. IV 30 verlangt er θωυμάζω δὲ ὅτι für ὅτι; VII 125 ist nach seiner Ansicht durch ein ähnliches Mißverständnis die Interpunktion gestört und eine Interpolation veranlaßt worden. G. liest: θωυμάζω δὲ τὸ αἴτιον ὅτι κοτὲ ἦν, τῶν ἄλλων [τὸ ἀναγκάζον]. III 23 θωῦμα δὲ ποιευμένων τῶν κατασκόπων [παρὶ τῶν ἐτέων]. — I 73 ὥσγε (für ὥστε) ἀνάξια . . . πεπονθότες, wie I 114, da das eigene Empfinden des Handelnden ausgedrückt werden soll. Warum soll aber hier ὥστε nicht gleich αἶτε sein? — 77 In ὡς τῇ ὑστεραίῃ οὐκ ἐπειράτο ἐπιῶν ὁ Κύρος vermifst G. den Begriff „wieder“. So konstruiert er denn aus εἰ μένειν (R s v) ἐπανελθεῖν, ohne zu bedenken, dafs gerade in diesen Hss. (R s v) unmittelbar darauf eine grofse Lücke ist, die, da sie von dem Schreiber der Mutterhandschrift nicht bemerkt ist, zu Veränderungen vorher und nachher Anlaß gegeben hat. — 94 G. geht auf Herold zurück: ἀντὶ δὲ Ἀυδῶν μετονομασθῆναι αὐτοῦς ἐπὶ τοῦ βασιλέως τοῦ παιδός, ὃς σφεας ἀνήγαγε, ἐπὶ τούτου τὴν ἐπωνυμίην ποιευμένους [ὀνομασθῆναι] Τυρσηνοῦς. — 105 ὥστε ἅμα λέγονσι τε οἱ Σκύθαι . . . καὶ ὄραν πάρεσσι τοῖσι ἀπικνησομένοισι für παρὶ ἐωυτοῖσι τοὺς ἀπ. — 122 κατέβαλον φάτιν: nicht „legten den Grund“ (Stein) oder „begründeten“ (Kr.), sondern, wie schon Valla erklärt, „verbreiteten das Gerücht“. G. erklärt die Bedeutung als hergenommen von καταβάλλειν σπέρμα. — 139 τὰ οὐνόματά σφι δόντα ὅμοια τοῖσι σώμασι καὶ τῇ μεγαλοπρεπέῃ: „ihre Namen, deren voller Klang ihrem stattlichen Wuchs und ansehnlichem Wesen entspricht“.

Die Bemerkungen sind meist alle vortrefflich mit Ausnahme derer, in denen der Vindob. eine Rolle spielt.

5) Nitzsch, Kritische Bemerkungen zum Herodot. Progr. Bielefeld, 1882. 12 S.

Die erste Hälfte der Abhandlung enthält eine kurze Rechtfertigung der vom Verf. im Programm vom Jahre 1873 aufge-

stellten Ansicht gegen Stein und Hachez, woraus ich nur hervorheben will, dafs N. es für sehr leicht möglich hält, dafs das VII 213 Versprochene (über Ephialtes' Tod) in der handschriftlich bezeugten Lücke (in B eine Randbemerkung) zwischen VIII 120 und 121, wie auch Stein zugiebt, gestanden hat. Im zweiten Teile schlägt Verf. folgende Textesänderungen vor: IV 10 τὸ δὴ μόνιμον (für μούνον) μηχανήσασθαι τὴν μητέρα Σκύθης: „die Selbsthaftigkeit also habe die Mutter dem Scythes verschafft“. In der Anm. mufs aber Verf. selbst zugeben, dafs das Adjektivum μόνιμος bei Herodot nicht vorzukommen scheine. — IV 103 ἀποταμῶν [ἐκαστος] κεφαλὴν ἀποφέρειται, wie auch IV 65 von Krüger, Stein und Abicht getilgt sei. Stein in 3. Aufl. nicht mehr. — IV 172 im Hinweis auf VI 11 und 112 will Verf. καὶ vor τούτους τῶν τύμβων ἀπτόμενοι ergänzen. — VI 102 für κατέργοντες nach Bekämpfung anderweitig schon gemachter Vorschläge κατεπίγοντες oder κατασπέρχοντες. — IV 11 πρὸς πολλοῦς (A B προπολλοῦ) διαμονήν (für δέομενον) κινδυνεύειν (?). — III 105 οὐκ ὁμοῦ ἀμφοτέρους. Abicht hatte οὐκ gestrichen; dies bekämpft Verf. mit der Behauptung, ὁμοῦ sei nur lokal bei Herodot. Ist aber z. B. II 101 ὁμοῦ nicht zugleich auch temporal? Verf. schlägt ὑπὸ κόπου vor. — V 57 Madvigs Änderung (οὐ) πολλῶν τῶν wird bekämpft als dem Gebrauch der Negation bei Her. nicht entsprechend. Es müfste dann wenigstens οὐδ' folgen. — II 39 κεφαλῇ δὲ κοινῇ (für κείνῃ) πολλὰ καταρησόμενοι; es müfste doch wenigstens, meint Verf., ταύτῃ heifsen. — III 60 Verf. betrachtet das Kapitel als Einschlebsel eines von lebhaftem Lokolpatriotismus beseelten Samiers.

C. Sprachliches und Sachliches.

1) Schaefer, De quibusdam locis Herodoteis. Progr. Trier, 1882. 12 S.

Das Programm enthält nichts wesentlich Neues.

Verf. bekämpft Herodots Glaubwürdigkeit in folgenden Punkten:

1) Die Geschichte von Krösus auf dem Scheiterhaufen ist, wie sie Herodot darstellt, an sich unmöglich. Für das Wahrscheinliche hält er, dafs Krösus sich selbst habe verbrennen wollen. 2) die wunderbare Rettung des Kyros ist persische Sage, Mandane ist aus der medischen dazu gekommen. Als drittes ist die griechische Ausschmückung hinzugetreten (Mahl des Harpagus = Thyestes, Kyros = Oedipus). Der Kern der Geschichte ist: „Kyros, Fürst der Perser, aber Klient der Meder, schlägt dieselben und wird König der Perser und Meder“. 3) Herodots Bericht über Kyros' Tod beruht auf persischen Liedern; auch hier ist Ktesias viel glaubwürdiger. Die Niederlage des Kyros stammt aus medischer, der Traum desselben über Dareios aus persischer Tradition. 4) Die Pelasger und Hellenen sind nicht zwei verschiedene Völker, sondern ihre Namen bezeichnen nur zwei verschiedene Kulturstufen.

- 2) Floigl, *Cyrus und Herodot nach den neugefundenen Keilschriften*. Leipzig, 1881. 197 S.

Das in einem sehr wunderlichen, fast möchte ich sagen, apokalyptischen Stile geschriebene Buch behandelt vorzugsweise die Chronologie aller vorderasiatischen Reiche und Ägyptens. Eine Beurteilung der aufgestellten Hypothesen entzieht sich meinem Vermögen.

- 3) J. Krall, *Das Jahr der Eroberung Ägyptens durch Kambyses*. Wiener Studien II (1880) S. 47—55.

Verf. setzt die Eroberung Ägyptens in das Jahr 528. „Indem Kambyses an Amasis anknüpfend die Regierung des Psammetich sich beilegte, erreichte er zugleich, daß seine Datierungen in Ägypten und Persien sich vollkommen deckten“¹⁾.

- 4) A. Bauer, *Die Kyros-Sage und Verwandtes*. Sitzungsber. der kaiserl. Akad. der Wiss. Wien, 1882. S. 495—578, und separat erschienen bei Gerold.

1) Die Kyros-Sage bei Herodot, Trogus, Ktesias, Xenophon und den späteren Zeugen. 2) Verwandte Sagen (Romulus, germanische Sagen, indische und persische Analogieen, semitische und andere Erzählungen, Entlehnungen, Märchen ähnlichen Inhalts). — Im Gegensatz zu Duncker und Büdinger, die Herodots Erzählung medischen Ursprung zuschreiben, sucht Verf. durch den Hinweis auf Analogieen in den iranisch-persischen Sagen zu beweisen, daß sie auf persischer Tradition beruhe; der einzige nicht persische Zug sei der, daß Kyros von der Mederin Mandane abstamme. Herodot habe aber diese Version bevorzugt, weil dieselbe zu der delphischen Tempeltradition sehr gut passe. Die Sage ist nach Verf.s Ansicht dem Herodot entweder direkt von Persern mitgeteilt worden, oder er fand sie schon bei einem älteren Autor, etwa Xanthus, vor.

- 5) Bafs, *Über das Verhältnis Herodots und Hellanikos*. Wiener Studien I (1879) S. 161—168.

„Hellanikus und Herodot sind ganz unabhängig von einander. Sie stimmen nur in wenigen geographischen Angaben überein, die allgemein bekannt waren, weichen aber in vielen anderen von einander ab. Daß sich Her. hier am wenigsten an andere angelehnt hat, zeigt IV 36. Er bringt ferner viele Nachrichten nicht, die Hellan. hat; wo beide dieselben haben, läßt sich für Her. eine andere Quelle nachweisen, oder es ist sicher, daß er die betreffenden Länder selbst gesehen hat, welches letztere auch von Hellan. gilt. Die Erzählung von Zamolxis gehört nicht dem Hellan. an, sondern ist dem späteren gleichnamigen Orphiker zuzuschreiben.“

¹⁾ Von demselben Verf. „Studien zur Geschichte des alten Ägyptens“. Sitzungsber. der kaiserl. Akad. der Wissensch. 1881 S. 835—912. Es sind chronologische Studien, die den Herodot nicht speziell betreffen.

- 6) K. H. Stein. Kritik der Überlieferung über die spartanische Gesetzgebung des Lykurg. Progr. Glatz, 1882. 20 S.

Verf. zeigt, dafs sich die Lykurg-Legende, z. T. nach Analogien, immer weiter ausgebildet habe. Als Kern bleibt nach ihm übrig: 1) Lykurg war Vormund eines Königs. 2) Er stammt aus königlichem Hause und ist ein Halbbruder des zuletzt vor ihm regierenden Königs. 3) In der Königsliste fehlt sein Name. 4) Das Doppelkönigtum war schon vor ihm. 5) Sein Hauptgehülfe ist Arthmiadas. 6) Die Rhetra. 7) Er stirbt freiwillig in der Verbannung. 8) Mit seinem Sohn stirbt sein Geschlecht aus. 9) Er hat Tempel und Altar wie ein Gott oder Heros. — Lykurg war ἀρχαγέτης des minyischen Staates; die Minyer werden jetzt in den Verband des dorischen Staates aufgenommen, und dafür verzichtet. Lykurg auf die Königswürde. So ist er der Begründer eines zweiten Synoikismos.

- 7) R. Hendess, Untersuchungen über die Echtheit einiger delphischen Orakel. Progr. Guben, 1882. 16 S.

Aus der höchst interessanten Abhandlung betreffen den Herodot folgende Punkte: 1) „Alle diejenigen Teile derselben, in denen ein historisches Faktum mit Bestimmtheit, wemöglich mit Angabe von Einzelheiten, als etwas Zukünftiges vorhergesagt wird, sind erst nach dem Eintritt dieses Ereignisses verfaßt und in diesem Sinne für unecht zu erklären“ (so auch in der Vorrede zu seiner Ausgabe der Orakel. Halle 1877). Gggen die Wahrheit dieses Satzes könnte nur die Thuk. V 26 erwähnte Weissagung über die Dauer des peloponnesischen Krieges sprechen; aber, führt Verf. aus, im Spruch heifst es nicht 27, sondern 3×9 Jahre, d. h. es sind Zahlen angegeben, die auch sonst beim Aberglauben eine Rolle spielten (Thuk. VII 50. Soph. Oed. Col. 483. Ciris 371 u. a.). 2) Her. VII 220. Das Orakel setzt den Kampf des Leonidas voraus; aber die Griechen glaubten später daran, wie Her. VIII 77 beweist. Das Orakel an dieser Stelle setzt den ganzen Zug des Xerxes voraus und ist sichtlich von einem Athener. IX 43 setzt die Schlacht von Plataeae voraus, von deren Lokal sogar die Rede ist. 3) Anders steht es VII 140 und 141. Das erste ist echt; es zeigt die Bestürzung der Pythia über die persischen Rüstungen. Im zweiten dagegen sind v. 11 und 12, in denen Salamis speziell Erwähnung findet, später hinzugefügt. Hieraus folgt aber weiter, dafs die Debatte in Athen über v. 11 bei Herodot ebenfalls erfunden ist. Dasselbe Orakel findet sich beim Scholiasten zu Aristoph. Ritter 1040, aber in mehrfach abweichender Weise. a) v. 9 fehlt; dieser ist aber nur Flickwerk. b) 1—5 fehlen; aber auch diese sind verdächtig, da sie eine ungebührlich lange Einleitung enthalten, in v. 4—5 auf die Eroberung von Attika hinweisen, und weil das Verbum *δίδωμι*, das stehend ist beim delphischen Gotte, aber sonst nur im ersten

oder zweiten, einmal im dritten Verse vorkommt (Schol. Oed. R., Her. I 66. Paus. VI 12, 3. Strab. VI p. 279. Diod. VII 17. Paus. IV 12, 7. Diod. VIII 17. Euseb. pr. ev. VI 7. Athen. p. 614 α. Diod. VIII 29), hier erst v. 6 steht. Das Orakel hatte also nur 4 Verse. Auch Aeschyl. Pers. 347. 348 scheinen auf dieses Orakel hinzuweisen, aber auf die Fassung des Scholiasten. 4) ἀλλὰ oder δὲ am Anfang einer Rede; in den Orakeln folgen dann meist im Nachsatz καὶ τότε δῆ. Nun findet sich καὶ siebenmal am Anfang, davon viermal mit τότε (δῆ) verbunden, woraus Verf. schließt, daß der Vordersatz ausgefallen ist; so Her. VI 19. Von den übrigen zwei Stellen sind zwei (Plut. Num. 4. Athen. XII p. 524 b) sichtlich Fragmente; die dritte endlich (Paus. X 9, 11) hat noch besondere Schwierigkeiten.

8) A. Zander, De imperfecti atque aoristi apud Herodotum usu. Diss. inaug. Halle 1882. 43 S.

Eine recht fleißige Arbeit, an der nur zu tadeln ist, daß sie die Varianten gar nicht berücksichtigt; deshalb ist sie, da gerade im Gebrauch der Tempora die Hss. sehr von einander abweichen, für den Kritiker fast ohne Wert.

9) M. Broschmann, De γάρ particulae usu Herodoteo. Diss. inaug. Leipzig 1882. 89 S.

Eine von unermüdlichem Fleiße zeugende Arbeit. Ich muß mich begnügen, hier nur die Kapitel zu nennen. Nach einer Einleitung über die Ableitung und Grundbedeutung von γάρ behandelt Verf. folgende Punkte: 1) Der ungemein häufige Gebrauch der Partikel bei Herodot hängt mit seiner Redeweise zusammen. 2) γάρ in Bezug auf das Vorhergehende. 3) γάρ in Bezug auf das Folgende. 4) δὲ für γάρ. 5) wo γάρ vermist wird. 6) γάρ in Verbindung mit andern Partikeln. 7) über die Stellung von γάρ. Aus dem Gesagten geht hervor, mit welcher Gründlichkeit Verf. zu Werke gegangen ist.

Die 5. Aufl. von Buch I der Steinschen Ausg. und Herodoteische Studien II von Gomperz sind mir zu spät zugegangen; diese wie auch das sehr umfangreiche Werk von E. Bonnell „Beiträge zur Altertumskunde Rußlands“ B. I, Petersburg 1882, enthaltend „Herodot, seine Vorgänger und einige spätere Schriftsteller“, das ich noch nicht habe bewältigen können, werden erst im nächsten Jahresbericht zur Besprechung kommen.

Berlin.

H. Kallenberg.

L i v i u s¹⁾.

(Unter besonderer Berücksichtigung der Bücher 1—6 und 21—26.)

Von den in meinen früheren Jahresberichten besprochenen Werken haben einige nachträglich auch in anderen Zeitschriften eine Anzeige gefunden.

Über Livius ed. H. J. Müller, Pars V (s. Ztschr. f. d. GW. 1883, Jahresb. S. 329) vgl. A. E. im Lit. Centralbl. 1883 Sp. 1316.

Über Livius ed. A. Zingerle, Pars IV (s. Ztschr. f. d. GW. 1883, Jahresb. S. 331) vgl. F. Luterbacher in Phil. Rundsch. 1883 Sp. 1398 ff.²⁾

Über die Abhandlung von L. Bauer (s. Ztschr. f. d. GW. 1883, Jahresb. S. 352) vgl. C. Vollmer in Phil. Rundsch. 1883 Sp. 1326 ff.

Über die Abhandlung von Bärwinkel (s. Ztschr. f. d. GW. 1883, Jahresb. S. 351) vgl. E. Heydenreich in Phil. Rundsch. 1883 Sp. 1580 ff.

Über die Abhandlung von Stürenburg (s. Ztschr. f. d. GW. 1883, Jahresb. S. 354) vgl. F. Voigt in Phil. Wochenschr. 1883 Sp. 1580 ff.

Über die Abhandlung von Lyth (s. Ztschr. f. d. GW. 1883, Jahresb. S. 357) vgl. A. Frigell in Nordisk revy 1883 Sp. 204 ff.

Folgende Versehen sind in meinem vorjährigen Berichte untergelaufen: S. 340 Z. 15 ist zu lesen <illa quia>, Z. 36 cum

¹⁾ Kurz und treffend ist die Charakteristik des Livius bei H. Nissen, Italische Landeskunde (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1883) S. 21f.

²⁾ Aus dieser Rezension erwähne ich hier Folgendes. Luterbacher verwirft 26, 39, 23 die Konjekturen von J. Kvičala *Romanis* <victoribus terra, victis> mari wegen des folgenden *utrosque* mit Recht. — Ebenso richtig hält er 27, 18, 9 Nováks Vermutung, daß *quid* hinter *id* einzufügen sei, unter Hinweis auf Cic. in Verr. 4, 33; 5, 157 für verfehlt. — Auch 27, 18, 13 und 27, 36, 9 erklärt er sich gegen die von Leo resp. Wesenberg vorgeschlagenen Lesarten; an der zweiten Stelle sei hinter *Servilió* ein Komma zu setzen und der folgende Satz über die *plebei ludi* als Acc. c. inf. von *memorias proditum est* abhängig zu machen, möge man nun *ludos* oder *biduum* als Subjekt nehmen. — 27, 44, 7 sei *iam* statt *nam* (Hachtmann) sehr passend, aber nicht nötig. — 27, 47, 9 spricht er sich für die hdschr. La. aus und citiert Tib. 1, 3, 88, um den Ausdruck *fessique somno* weiter zu begründen, meint dagegen, daß 27, 49, 2 *regentis imperium sprevisent* (M. Müller), 28, 23, 1 <*caedes*> *odebatur* (Zingerle), 29, 27, 2 <*montibus*> *amnibusque* (Landgraf), 29, 30, 5 *auderet ratus* ohne das zwischen diesen Wörtern überlieferte *convenerat* (Wodrig nach Σ^2) keine einleuchtenden Lesarten seien; an der ersten von den letzten vier Stellen (27, 49, 2) sei *ubi regendi spes* festzuhalten und als entsprechendes Verbum dazu etwa *incisa esset* zu nehmen.

(cod. *qua*), S. 341 Z. 29 (*ita*)*que*, S. 342 Z. 17 Caes. BC. 2, 21, 2; 3, 32, 5 angeführt, Z. 35 *utique cum referret*, Z. 36 *comparas enim* (statt *etiam*), Z. 42 *etsi nulla* ohne *in*.

In meiner Anzeige von Livius ed. H. J. Müller, Pars III und Livius erklärt von Weissenborn VII Heft 2 (vgl. Ztschr. f. d. GW. 1883, Jahrb. S. 320 und 337) hätte ich die Druckfehler kenntlich machen sollen, wenigstens folgende zwei erheblichere: 6, 27, 3 ist zu lesen *invidiosius* (vgl. S. VI) und 33, 45, 7 *otio situque* (vgl. S. 193 der Ausg.).

I. Ausgaben.

1) *Titii Livii ab urbe condita liber XXII*. Für den Schulgebrauch erklärt von Franz Luterbacher. Gotha, F. A. Perthes, 1883. 117 S. 8. Dasselbe in zwei Abteilungen: Text 56 S., Kommentar 55 S. (Die beiden Abteilungen sind nur zusammen verkäuflich.)

Über die vorliegende Bearbeitung des 22. Buches ist mein Gesamturteil im allgemeinen das gleiche wie über Luterbachers Ausgabe des 21. Buches (vgl. Ztschr. f. d. GW. 1883, Jahresber. S. 321 ff.); gleichwohl scheint es, als wenn dieses Heft im einzelnen zu etwas mehr Ausstellungen Anlaß böte, namentlich in der Gestaltung des Textes.

1. Text. Wölflin sagt im Vorwort zur 2. Auflage seiner Edition des 22. Buches (vgl. Ztschr. f. d. GW. 1883, Jahresber. S. 326 ff.) Folgendes: „Der Text ist an zahlreichen Stellen abgeändert. Als nämlich die erste Auflage erschien, glaubte der Hsgeb. nicht allzu sehr von der weitverbreiteten Ausgabe Weissenborns sich entfernen zu dürfen, um den Gebrauch beider Ausgaben nebeneinander wenigstens nicht von vornherein unmöglich zu machen. Seitdem nun ber durch H. J. Müller der im engsten Anschlusse an die Handschriften konstituierte Text Weissenborns demjenigen Madvigs fast ganz angepaßt worden ist, wurde auch der Hsgeb. von der Rolle erlöst, den Verteidiger von Lesarten machen zu müssen, die seinem lateinischen Sprachgeföhle widersprachen, und nachdem gleichzeitig O. Riemann in seiner bei Hachette erschienenen Ausgabe des 21. und 22. Buches auf die Seite von Madvig getreten ist, hat sich zwischen den vier neuesten Herausgebern eine Übereinstimmung in allen Hauptsachen erzielen lassen. In minder wichtigen Punkten aber, deren sichere Entscheidung von dem Standpunkte der lateinischen Grammatik nicht möglich ist, zog ich vor, die Eintracht meiner drei Kollegen nicht zu stören, auch wo ich von der Richtigkeit ihres Urteils nicht völlig überzeugt war.“ Das sind schöne, für jeden Hsgeb. beherzigenswerte Worte; Luterbacher vertritt diesen Standpunkt nicht. Er benutzt natürlich Madvig und zieht auch Wölflin zu Rate, aber Riemann bleibt unberücksichtigt und Weissenborn⁷ (1882 erschienen) desgleichen. So nimmt Luterbacher eine Art von isolierter Stellung ein, wenigstens weicht er von den vier neuesten Herausgebern, über

deren Konsensus sich jedermann mit Wölfflin freuen muß, in der erheblichsten Weise ab. Es sei ferne von mir, dies irgendwie zu tadeln, jeder Hsgb. ist ja in erster Linie selbständig zu arbeiten berufen; hier aber ist der Unterschied so in die Augen springend, daß man fragen muß: Sind jene vier in der Kritik allzu stürmisch vorgegangen? Hierüber mögen andere urteilen; ich kann nur sagen, daß sich in dem vorliegenden Hefte zahlreiche Lesarten finden, von denen ich geglaubt hatte, daß sie nicht mehr in Schutz genommen werden würden. Nur einige mögen hier aus der großen Zahl Erwähnung finden. 5, 4 schreiben Madvig⁵, Riemann², Weissenborn⁷, Wölfflin² *gemitus vulneratorum*, Luterbacher *gemitus vulnerum* mit der Erklärung: „*vulnerum* Gen. obiect. = infolge der Wunden.“ Nicht jeder wird es unternehmen, dies einem Schüler klar und plausibel zu machen. — 9, 2 wird *haud minus prospere temptatae* gelesen, und dies soll bedeuten: „welche er unter keineswegs ungünstigen Umständen angegriffen hatte.“ Wie das möglich ist, erkenne ich nicht; ebensowenig, wie das zum vorhergehenden *cum magna caede repulsus* und überhaupt zum Zusammenhange paßt, am wenigsten, was die beiden citierten Stellen 52, 4: *haud minus tutum* und 26, 4: *haud parum callide* beweisen, die doch das bedeuten, was sie immer bedeuten, und keine Ähnlichkeit mit 9, 2 haben. — 22, 18 *per eundem ordinem*, quo findet im Latein schwerlich ein beglaubigendes Analogon. Zur Bezeichnung der Art und Weise dient *per* bei Livius allerdings häufig, aber nicht bei Ausdrücken, welche die Art und Weise selbst bezeichnen oder, wie hier, mit denselben auf gleicher Stufe stehen; daher ist auch der Hinweis auf den Wechsel der Präposition *per* mit dem Abl. 15, 3 ohne Bedeutung. Zumal *P ordinem* hat, wird wohl *per eum eodem ordine* zu schreiben sein oder ähnlich, jedenfalls hätte dem Schüler, „zu dessen Bequemlichkeit“ sonst willkürliche Änderungen vorgenommen werden (wie 18, 8 *agit* statt *agens*), ein unlivianischer Ausdruck, wie der obige, vorzuziehen sein. — 23, 7 steht *ducentos quadraginta septem . . . plures*. Ist *ducentos* korrektes Latein? MRWW schreiben, wie wohl jeder schreiben muß, *ducentis* . . — 30, 4 streichen die genannten vier Hsgb. das *quod* vor *exercitibusque*, weil sich in solchen Formeln anaphorische Wiederholungen nicht zu finden pflegen. Das ist doch unstreitig der Fall. Lib. behält *quod* und streicht das *que* von *exercitibusque*, was meines Erachtens keine Wahrscheinlichkeit hat und durch den Hinweis auf die angeblich beabsichtigte rhetorische Verdoppelung nicht gestützt wird. — 30, 8 *par gloria* wird mit der Anmerkung versehen: „näml. *eius*, *Maximi*“. Allein dieses *eius* zu ergänzen, liegt so wenig nahe, daß ich nicht daran glauben kann, der Schriftsteller habe dies seinen Lesern zugemutet. Die Worte verlangen meiner Ansicht nach den Zusatz von *eius* oder, was auch M. billigt, die Veränderung von *par* in *patri* (RWW). — 49, 15 *tanta*: „unge-

wöhnlicher Ausdruck statt *par*“; gewifs sehr ungewöhnlich; und wie einfach hilft Madvigs ausgezeichnete Konjekturen *tantadem* über die Schwierigkeit hinweg! (So RWW.) — 55, 8 erscheint wieder *egredi urbem*, was sich an einigen Stellen bei Liv. statt *egredi urbe* finden soll. In den Hss. allerdings, aber in den Ausgaben nicht mehr; hier verlangte schon die Rücksicht auf die Schüler den Ablativ. — Wo ferner die Überlieferung augenscheinlich verderbt ist und zur Emendation geschritten werden muß, stellt sich Ltb. gleichfalls nicht selten in Gegensatz zu seinen Vorgängern. Gewifs kann man bei vielen Lesarten verschiedener Meinung sein, zumal da, wo von vorn herein auf eine ganz sichere Ermittlung des ursprünglichen Wortlauts verzichtet werden muß; aber auch hier hat Ltb., wie einige Beispiele zeigen mögen, sich zum Vertreter von Lesarten gemacht, die von den neusten Herausgebern mit Überzeugung aufgegeben worden sind. 13, 1 hat P *ducem*; R und Wfsb.⁷ fügen dahinter *r* (= *Romanum*) ein, was auch Mg. billigt; Ltb. ändert nach einer Vermutung Wfs., welche aber in dessen Ausgabe selbst keine Aufnahme gefunden hat, *ducem in dictatorem*. Was ist leichter oder wahrscheinlicher? — 20, 7 *praetervecta est oram sed*, was nicht gut zum folgenden *transmissum* paßt. P hat *periectas oras sed*, und das entwickelt sich doch naturgemäß, wie MRWW schreiben, zu *praelecta est (praelectast) ora sed*; das *s* von *oras* ist vor *sed* entstanden. — 28, 14 *neque animus ad pugnam neque ad fugam spes* (MRWW). Für das erste *neque* hat P *nequi*; Ltb. zieht es vor, dafür *nec* zu schreiben. — 46, 5 hat P *antetalios*, welches dem Zusammenhange gut entsprechend von Mg. in *ante alios* geändert ist (MRWW); Ltb. hält an der Lesart *sane et alius* fest, zu deren Empfehlung ich nichts anzuführen wüßte. — 53, 11 ist *adfaciat* nicht *adfacias* überliefert, und daher haben die Hsgeb. RWW den Vokativ in den Nominativ geändert (vermutlich war das *optimus maximus* ursprünglich abgekürzt); Ltb. zieht den Vokativ mit *adfacias* vor. — 57, 11 streichen WW *alia* (so P) vor *formam* nach der überzeugenden Darlegung Luchs' (dessen ausgezeichnete Emendationen bei Ltb. nicht den Anklang gefunden zu haben scheinen wie sonst allgemein); Ltb. schreibt *aliam* und begnügt sich anzumerken, daß in den Worten *aliam formam novi dilectus* das *novi* den schon in *aliam* liegenden Begriff bestimmter Ausdrücke, = „auch veranlafste die Not eine andere, neue Aushebungsweise“.

Auf der anderen Seite bietet Ltb. wieder für die überlieferte Lesart eine Erklärung, wo die übrigen Hsgeb. sich zu einer Änderung veranlafst sahen. Z. B.:

21, 4 *tribunus militum cum expeditis auxiliis . . missi* wird erklärt als eine Art Constructio ad intellectum und zum Vergleich angeführt 21, 60, 7: *ipse dux cum aliquot principibus capiuntur*; bei militärischen Ausdrücken liegt die Sache aber wohl anders, hier bezeichnet *cum* recht eigentlich die Begleitung, so daß *tri-*

bunus cum („an der Spitze“) *auxiliis missus* oder *auxilia cum* („unter dem Oberbefehl“) *tribuno missa* gesagt wird. Daher hatte Madvig wohl recht, wenn er den Singularis *tribunus* beanstandete (MRWW). — 23, 4 *vim omnem hostium abstinere iussit* ist ohne jede Bemerkung gelassen; WW schreiben, gewiß richtig, *vim omnem hostilem* (nach Crévier). — 26, 3 *quaestura quoque*; MRWW schreiben *quaesturaque* nach Gronov, weil sie das *quoque* nicht zu erklären wissen; vgl. Wfl.² im Anhang: „*quoque* ist unpassend, da die sogenannten magistratus minores nicht zu den honores gerechnet werden und somit *quaestura* etc. das Vorangehende spezialisierend erläutert, nicht etwas Verschiedenes einführt.“ — 43, 9 *maioris partis sententia*; WW sind von Luchs überzeugt worden, daß *ex* nicht fehlen darf. — 46, 4 ist das von MWW gestrichene *magna ex parte* vor *crederes* beibehalten, während es zum Gedanken schwerlich paßt und doch mindestens eine Bemerkung verlangt hätte. Nach Pol. 3, 114, 1 hatten sämtliche Afrikaner römische Bewaffnung erhalten. — 61, 2 schreiben MRWW *exauriri*, Ltb. *exaurire*, während doch der Übergang zum Passiv *locupletari* auffallen muß. — 61, 5 ist *decem primos* beibehalten, was = *decem nobilissimos* sein soll, worauf es doch hier nicht gerade ankommt; es wird sogar hinzugefügt, daß *decem primi* sonst Bezeichnung des leitenden Komites in dem Gemeinderate größerer Ortschaften sei. Ich bin überzeugt, daß RWW mit *primo* die richtige Lesart in den Text gestellt haben.

Nach dem Gesagten könnte es scheinen, als huldige Ltb. in der Kritik ganz besonders konservativen Grundsätzen und suche die Überlieferung zu schützen, wo irgend möglich; allein das ist nicht der Fall, wie u. a. folgende Stellen zeigen: 11, 4 hat P. *uti* (MRW) völlig ausreichend; Ltb. schreibt mit Wfl. nach Gr. *ut ii*. — 13, 4 ist überliefert *monitos, ut etiam atque etiam promissa rebus adfirmarent*; Ltb. stellt *ut* vor *promissa* (ebenso Mg.) nach einem Vorschlage Wfl.s, der selbst aber es vorzieht *ut* zu streichen (so auch R.). Ltb. sagt hierzu nichts, Wfl. dagegen bemerkt: „*etiam atque etiam* gewöhnlich mit *monere* (29, 24, 3), *considerare*, *curare*, *reputare* u. a. verbunden, kann nicht in den Nebensatz gehören.“ Weshalb dies letztere nicht möglich ist, erkenne ich nicht. Allerdings wollte man *etiam atque etiam* zum Prädikat *adfirmarent* ziehen, so gäbe dies keinen Sinn, aber es steht vor dem Wort, zu dem es gehört: „ermahnt, das wiederholentlich Versprochene (nun endlich) durch die That zu erfüllen“. Daß sich *etiam atque etiam* auch mit andern Verben verbindet, als mit den von Wfl. angegebenen, zeigt 22, 42, 4: *etiam atque etiam dicere*, und daß selbst neben *monere* das *etiam atque etiam* im Nebensatz erscheint, beweist 41, 19, 6: *monerem . . ut etiam atque etiam . .* Kurz, an der besprochenen Lesart war nach meinem Urteil von jeder Änderung abzusehen.

Man kann sogar sagen, daß Ltb. eine Emendationsader hat, in der das Blut mitunter sehr lebhaft pulsiert. Daher finden sich

in den Luterbacherschen Arbeiten regelmäfsig einige eigene Konjekturen und unter diesen regelmäfsig einige vorzügliche. So auch hier. 36, 7 schreibt er <in> *fonte calido*, was schon früher bekannt war und sich nun auch schon bei WW im Text findet, und 54, 7 *ducibus* statt *duobus*, was ich im vorigen Jahresbericht schon aus Wfl.s Ausgabe angeführt habe. Von andern guten Lesarten, die Ltb. aufgenommen hat, sind zu erwähnen 1, 12 *lanaeque* (ed. vet.); vgl. Plin. 2, 147; Obs. 52; Oros. 7, 32. — 31, 11 *creatus erat* in den ergänzten Worten (Ltb.) — 36, 7 *Caeretes* (Gr.) — Bei anderen kann man verschiedener Meinung sein, z. B. 3, 6 streicht er die Worte *Faesusulas petens* (Jordan); billigenswert mit Rücksicht auf den Schüler, sonst wohl ein zu einfaches Verfahren. — 5, 2 *pervenerat* (Ltb.), weil sonst in § 3 nach *ibi* das Subjekt Hannibal hinzugefügt werden müßte. — 12, 6 *novam* (Ltb.) statt *novum* (P), was Beachtung verdient. — 15, 7 *ipsam* in *ipsa* verwandelt (Wfl.); besser wird es wohl in *ipsa eum* geändert. — 16, 4 ist das Kompositum *perhorridas* wieder eingeführt, weil es natürlicher schein, die Wälder mit den Sandflächen und Sümpfen zusammenzunehmen als südliche Grenze des den Puniern offen stehenden Gebietes. Aus diesem Grunde allein möchte ich Wfl.s Ansicht nicht preisgeben, der durch Abtrennung der Präposition (*per horridas silvas*) einen ganz guten Sinn erzielt, indem so die *horridae silvae* selbst Lagerplatz der Punier werden. Ausserdem greift Ltb. wieder zu einem Wort, das, wie er selbst an giebt, im ganzen Latein einzig hier vorkommt; und was er hinzusetzt: „die Verstärkung der Adjektiva durch *per* findet sich bei Liv. lange nicht so häufig, wie bei Cicero“, dient an sich gewiß nicht zur Empfehlung des Wortes. Endlich heisst es: „doch war sie (die Verstärkung durch *per*) gerade bei *horridus* nahe gelegt durch den häufigen Gebrauch von *perhorrescere*“. Das wäre ein Grund, wenn der „häufige Gebrauch“ sich bei Livius konstatieren liesse; allein Livius kennt meines Wissens auch *perhorrescere* gar nicht. — 16, 8 *prima nocte* (Tücking) statt des überlieferten *primis tenebris noctem* (*nocte*). Das *prima nocte* paßt ja gut, aber *primis tenebris* ist doch offenbar entweder hier oder 17, 1 glossematischer Zusatz, so daß 16, 8 entweder dies oder *nocte* zu streichen wäre. MRWW begnügen sich an der letzteren St. mit dem bloßen *nocte*. — 19, 3 *Hamilcari* (Ltb.) statt *Himilconi* nach Pol. 3, 95, 2. Sachlich richtig, wenn wir hier Polybios als Quelle des Livius annehmen, wozu allerdings Veranlassung ist. Aber daß auf diese Weise ein Abschreibebefehl korrigiert wird und nicht ein Versehen des Livius, kann niemand sagen; bei Eigennamen ist Vorsicht und Zurückhaltung geboten. Es genügt wohl, die abweichende Angabe des Polybios in der Anm. zu erwähnen, wenn es die Rücksicht auf den Schüler überhaupt erfordert. — 23, 6 *plures* (H. J. Müller) statt *plus*. — 26, 1 *ut iam* (Ltb.) statt *utrum*; nicht völlig überzeugend trotz der citierten Stellen 3, 50

4; 26, 18, 10. — 29, 1 setzt Ltb. hinter *temeritatem* ein Fragezeichen, was mir richtig zu sein scheint, wenn man nicht eine Lücke annehmen will. — 37, 4 wird *se* vor *omnia* gestrichen (Ltb.), weil man *eum* erwartete; hier geht der Hsgeb. wohl zu weit; erst § 5 und 6 reden die Gesandten von sich. — 37, 14 fügt Ltb. die Zahl *quinquaginta* hinzu nach 21, 51, 6; WW begnügen sich mit dem Hinweis auf jene Stelle und der Angabe, dafs die Zahl ausgefallen sei. — 40, 3 *at si* (Wfsb.) statt *et si*; MRWW schreiben *sed si*. — 41, 4 *gaudere* (Plyugers) statt *credere*. — 54, 6 *certe si* (Mg.) statt *cerneisii*; RWW haben *certe etsi*. — 59, 14 *velut* (Mayerhofer) statt *vos*; MRWW folgen Fabri, der *vos* vor *hospitum* einfach strich, was auch wohl vorzuziehen ist. — 60, 22 *<at si>* *ad* (Ltb.); mir scheint, wie den übrigen neueren Hsgeb., das blofse *<at>* (Wex) zu genügen. — 60, 26 streicht Ltb. *manere*, was mir etwas willkürlich erscheint. — 61, 11 wird *Campani* vor *Atellani* eingefügt (Ltb.), während WW sich in der Ann. dahin aussprechen, dafs man auch die Erwähnung der Campani an dieser Stelle erwarte, zumal Polybios und Plutarch dieselben nennen und Livius selbst sie (z. B. 26, 33, 12) mit jenen zusammen nennt; vgl. Mms. MW. 335. Vielleicht wurde die Erwähnung unterlassen, weil gerade ihr (der Capuaner) Abfall später ausführlich erzählt werden sollte; die gröfsere Wahrscheinlichkeit spricht aber allerdings dafür, dafs Livius oder der Abschreiber das Wort an obiger Stelle vergafs.

2. Anhang. Derselbe enthält einige kritische Notizen, die zur Orientierung des Lehrers nicht ausreichen; bei 17 Kapiteln ist nichts angeführt, bei anderen 17 nur je eine kurze Bemerkung gegeben, und darunter ist die eine oder andere obendrein überflüssig, z. B. 27, 1 „*rebus secundis* Luchs, P *secundis rebus* mit Umstellungszeichen“; d. h. hier ist doch von einer Emendation Luchs' nicht die Rede, sondern dieser Gelehrte hat uns nur Kenntnis gegeben von den bisher unbeachtet gebliebenen Umstellungszeichen. Daher lesen MRWW stillschweigend *rebus secundis* im Text und geben im Anhang nichts. — In gleicher Weise 42, 2 „*tum satis* P nach Luchs, nicht *iam satis*“, was, ebenso wie die Bemerkungen zu 49, 10 und 59, 10, ohne Schaden gestrichen werden kann. An den ersten beiden Stellen las man bisher *secundis rebus* und *iam satis*, weil man dies für die Überlieferung hielt; dafs aber 25, 12 im P *scientiam* überliefert war, wufste man aus Alschefskis Ausgabe; Luchs wies nach, dafs *inscitiam*, nicht *inscientiam*, durch Konjekturen herzustellen sei. Wozu also bei Ltb. die Notiz „P *scientiam* (nicht *inscientiam*)“? Ich glaubte anfangs, aus diesem Zusatz darauf schliessen zu dürfen, dafs Ltb. die Ausgabe von Hertz benutzt habe, weil dieser in der Adn. crit. keine Angabe macht, also in der von ihm benutzten Kollation des P *inscientiam*, wie er im Text liest, verzeichnet gefunden hat. Doch nein, Hertz' Ausgabe hat Ltb. ebenfalls nicht zu Rate gezogen;

denn sonst wäre er vor manchen Irrtümern bewahrt geblieben. So legt sich Ltb. 24, 8 die Streichung der Worte *e castris Hannibalis* bei, während dies schon Gronov vorschlug (freilich unter Änderung des *e* in *a*, um dadurch das gemutmafste Glossem plausibel zu machen) und Hertz die Worte im Text mit Tilgungsklammern umschloß. — Ebenso setzt Ltb. seinen Namen zu der Tilgung der Worte *pars exercitus aberat iam fame* (24, 10), während er bereits in Hertz' Ausgabe die Worte getilgt sehen oder bei Wfsb.⁷, der die Worte gleichfalls streicht, angegeben finden konnte, daß dies ein Vorschlag von Hertz ist. — So nennt Ltb. 24, 12 *mille equites* eine Emendation von sich; allein es ist eine Emendation von Alschefski, steht bereits im Text bei Hertz und hat wenig Wahrscheinlichkeit. — 36, 7 wird gesagt, daß *Caeretes aquas in fonte calido* eine Verbesserung von Ltb. sei. Auch *Caeretes*? So steht bei Hertz im Text und vorn ist angegeben, daß dies eine Lesart sei, die Gronov gefunden.

Bei einer Berücksichtigung des Weissenbornschen Anhangs würden auch andere kleinere Ungenauigkeiten vermieden sein. 1, 2 ist *videre* nicht Vorschlag Wölflins, sondern Alschefskis; 15, 5 ist nicht *prospexit ac* von H. J. Müller hinzugefügt, sondern nur *ac* (*prospexit* von Heraeus); 24, 10 haben die Hss. *fabi*, nicht *fabii*; 30, 4 haben die Hss. nicht *exercitibusque*, sondern P: *exercitusq.*, C: *exercituique*; und was fängt man mit der Bemerkung an zu 60, 17: „*quamquam quid* nach Wfl.s Kommentar, Hss. *quam*, Ausgaben *quamquam*“? Wer ist denn nun der Emendator? Wenn ein Hsbg. mit seinem Anhang orientieren will, dann ist es, dünkt mich, seine Aufgabe, möglichst bestimmte Angaben machen kann. *quam* ist zu *quamquam* vervollständigt worden von Ussing, und *quid* ist hinzugefügt von Wfsb.; statt dessen sagt Ltb.: „nach Wfl.s Kommentar“! Und „Ausgaben *quamquam*“ berührt auch eigentümlich, wenn man sieht, daß MWW, ebenso wie Ltb., *quamquam quid* lesen (R. hat nur *quamquam* oder, wie er schreibt, *quanquam*).

Demgemäß entwirft Ltb. ein nicht zutreffendes Bild vom augenblicklichen Stand der Liviuskritik, wenn er angiebt zu 16, 8 „Wfsb. *per noctem*“ (thatsächlich *nocte*). — Zu 25, 6 „*custodia* Mg., Wfl. nach der Ascens. Ausgabe von 1513, Hss. *custodiam*“, wonach vielleicht (nicht notwendig) geschlossen werden könnte, daß andere Hsbg. den Abl. verschmäht haben, was z. B. bei R. und Wfsb. nicht der Fall ist. Hätte Ltb. die an sich überflüssigen Worte „Mg., Wfl.“ fortgelassen, dann wäre alles in Ordnung; so muß man auch hier bedauern, daß Weissenborns Ausgabe unbeachtet geblieben ist. — Zu 31, 10 „*tertia* zugesetzt nach Lentz und Wölflin.“ *tertia* ist unbestritten ein Zusatz von Lentz; daß aber auch Wölflin die Hinzufügung geraten hat und zwar, wenn die Erwähnung bei Ltb. Bedeutung haben soll, gleichzeitig mit Lentz, davon ist mir nichts bekannt. Vermutlich hat aber der Zusatz

nur die Bedeutung, daß auch Wfl. sich zu dieser Lesart bekennt, und daß dieser Umstand für den Hsbg. zur Aufnahme derselben bestimmend gewesen ist. Daher schliesse man aus 41, 8 „*mediam* Mg., Wfl., P *medium amnem*“ ja nicht, daß R. und Wfsb. anders lesen als jene beiden Gelehrten, oder aus 49, 10 „Ausgaben *hostis victor*“, daß nicht auch MRWW *victor hostis* lesen; so muß ja jeder lesen, der weiß, daß diese Wortfolge im P überliefert ist.

Angefügt ist S. 113 die Periocha, in der jedoch die durch Zangemeisters Nachvergleichen des Nazarianus notwendig gewordenen Textverbesserungen noch nicht ausgeführt sind.

39, 18 ist *si* vor *adversus* kursiv zu drucken.

3. Kommentar. An dem, was der Hsbg. geboten hat, ist wenig oder gar nichts von Bedeutung auszusetzen; daß das Gebotene aber zu einer gründlichen Vorbereitung ausreicht, möchte ich bezweifeln. Es scheinen dem Verf. sehr beengende Schranken gezogen worden zu sein; denn an ihm liegt es gewiß nicht, daß im Vergleich zur Ausgabe des 21. Buches Text und Kommentar des um zwei Kapitel kürzeren, thatsächlich aber etwas längeren 22. Buches volle 32 Druckseiten weniger umfaßt. Die vielen sachlichen und sprachlichen Schwierigkeiten aber, welche die Lektüre des Livius dem jugendlichen Leser bereitet, lassen sich nicht kurz abmachen, wenn derselbe wirkliche Belehrung und Förderung finden soll. War also, wie ich vermute, das Programm der Bibliotheca Gothana für den Verf. eine hemmende Fessel, so mache ich es ihm nicht zum Vorwurf, daß er nicht genug erklärt und seine Erklärungen, wo er sie giebt, meist in zu kurzer Form gegeben hat. Letzteres beides ist aber nach meiner Meinung der Fall.

Nur ungern gehe ich noch auf Einzelheiten ein, da sie durchweg Kleinigkeiten betreffen. 1, 1 „*movit* bei Liv. oft = *profectus est*“ (so später noch einmal) ist eine gar zu nackte Bemerkung, man erwartete etwas über das zu ergänzende Objekt. — 1, 3 möchte ich fragen, ob man sich mittels Perücken stets das Aussehen eines älteren Mannes giebt. — 1, 11 *qua patuerit* „aus der Öffnung“; aber das „aus“ kommt erst durch Hinzunahme des *effulsisse* zustande. — 3, 11 *capitur* „erblindete“. — 6, 11 „Liv. läßt das Subjekt im Accus. beim Inf. häufig weg“ müßte als Regel präzisiert werden und den Zusatz erhalten: „das Pronomen als Subjekt“. — 14, 4 „*nec . . ne . . quidem*“ dafür setzen wir im Deutschen *nec . . tamen*“; das müßte wohl anders ausgedrückt werden; vgl. die ähnlich lautenden Bemerkungen zu 28, 5. 42, 2. 50, 6. — 6, 11 „*praeter quam nuper oram . . vagari*“ *quam* Relativpronomen, nicht Konjunktion“. Kein Schüler wird Gefahr laufen, *quam* anders als Relativpronomen zu nehmen, und als Konjunktion ist es ihm ja gar nicht bekannt; gemeint ist wohl, man solle nicht *praeterquam* zusammennehmen, und dem ist ja durch den Druck hinreichend vorgebeugt. — 14, 11 bei

dem von den Galliern Erzählten vermißt man die Angabe des Jahres, wann jenes geschehen. — 24, 3 „bei der Anwendung zweier Komparative wird das zweite Glied geradezu verneint (38, 8. 47, 3)“ ist sachlich richtig, aber der Wortlaut dieser Regel ist nicht haltbar. — 28, 12 „*inferiore loco*“ „von unten her“, ohne *ex*, Abl. separationis (vgl. zu 25, 7)“. An letzterer Stelle heißt es: „*quo*] Pronomen, nicht Adverb; Abl. des aufgegebenen Ortes (Abl. separationis) bei *concedere*, wie oft bei *cedere*, *decedere*, *excedere*“. Gut; aber auch bei *succedere*? Dabei kann *inferiore loco* doch wohl nur heißen „an dem weiter unten gelegenen Orte“; ich glaube, daß MRWW richtig gehandelt haben, als sie *ex* hinzufügten. — 50, 11 die Regel über den Kasus des Zahlwortes nach *ad* = „ungefähr“ ist in der gegebenen Fassung nicht ohne Bedenken; vgl. Richter S. 4 f. — 51, 9 „*cum*] Subjekt zum folgenden *expirasset* ist *Romanus*“, eine Erklärung, die der Zusammenhang verlangt; allein daß der Schriftsteller die vorhandene Unklarheit verschuldet hat, glaube ich nicht und meine, daß *ille* hinter *cum* einzufügen ist. — 59, 11 „*utor* mit doppeltem Ablativ: an jemand etwas haben“ kann füglich gestrichen werden. — 61, 11 „der Feldstadt Capua“; hier ist dem Schüler der Ausdruck „Feldstadt“ schwerlich klar.

Im Einzelausdruck ist (für den Norddeutschen) auffallend: 1, 18 „Zuschreibung“; 2, 2 „Südfuß“; 5, 8 „vornen oder hinten“ und „(die Flüsse) in neue Betten trieb“; 9, 10 „während mehreren Tagen“; 10, 2 „durch welchen . . ja recht genau der Begriff des *pop. Rom.* festgestellt wird“; 48, 3 „von vornen“.

Daß Verf. im Kommentar zuweilen die Quantität der Vokale angiebt, ist billigenwert; aber bei Ausdrücken wie *utique*, *admodum*, *reduces* u. a. wäre es wohl nicht nötig gewesen.

Wünschenswert scheint es mir, daß die Lemmata alle vollständig ausgeschrieben, auch in den Anmerkungen selbst möglichst wenig Abkürzungen gebraucht werden. Dies hat der Hsbg. im ersten Drittel seiner Arbeit meist beachtet, nachher verabsäumt. Ebenso ist von Kap. 18 an in den Citaten die Kursivschrift aufgegeben und durch Anführungszeichen ersetzt, was besser gleichmäßig gestaltet wäre.

Was endlich die eingestreuten Übersetzungen anbetrifft, so muß ich sagen, daß dieselben viel zu zahlreich sind. Es mag sein, daß das häufige Vorkommen derselben mir bei diesem Kommentar mehr auffällt als bei dem zu Buch 21, weil er überhaupt kürzer gehalten ist; aber es läßt sich doch nicht leugnen, daß z. B. *quos multos* (16, 7) für einen Sekundaner der Übersetzung „deren viele“ nicht bedarf, und daß (*lux*) *opprimit* mit „anbricht“ nicht genau übersetzt wird. Ein ungefähres Bild von dem Umfang der eingestreuten Übersetzungen geben folgende zwei Seiten des Kommentars (die aber, wie ich hervorheben muß, mehr als andere mit Übersetzungen gespickt sind):

S. 6. — und Plusqpf. zur Bezeichnung wiederholter Handlungen (Coniunctivus iterativus). § 8 *aquis*] „die Wassermasse“; der Plural ist motiviert durch *omnia obt.* § 9 *passim*] wie ein Adjekt. zu *acervi* gesetzt: „überall herumliegend.“ § 10 *primum*] „ursprünglich, zunächst“, ohne nachfolgendes *deinde*. Der zweite Grund folgt § 11 in anderer Form. — *ab aqua exstaret*] „über die Wasseroberfläche emporragen“, d. h. von ihr abstehn. Was heißt dagegen *exstaret aquā* § 9? § 11 *caelo*] „Klima, Luft“. — *gravante cap.*] indem sein Augenleiden mit Kopfschmerzen verbunden war. — *capitur*] „erblindete er auf“. § 3, 1 *de paludibus em.*] „aus den Sümpfen herauskam“, gew. *emergere ex.* — *certum*] mit *habes* verbindet Liv. regelmässig *certum* statt *pro certo*: „ich weiß gewiß, bringe in sichere Erfahrung.“ § 2 *consilia*] „Methode der Kriegsführung, Operationsplan“; der Plural bezeichnet die vielfachen in einen Plan zusammenlaufenden Überlegungen. — *copias ad comm. exp.*] „die Hilfsquellen zur Einrichtung der Verproviantierung“. — *in rem erat*] „zur Sache gehörte, zweckdienlich war“. — *inquirendo exs.*] „suchte durch Nachfragen zu ermitteln, untersuchte genau“. § 3 *in primis I. fertilis*] „eine der fruchtbarsten in I.“. — *camp]* die Gegend von Florenz; noch fruchtbarer war Campanien. — *inter*] die Nach—

S. 56. § 7 *per var. fort.*] „unter wechselndem Glück“. § 8 *in rem*] „zweckdienlich, förderlich“ (3, 2). — *extr. ing. esse*] „auf der untersten Geistesstufe stehen“. § 9 *animi ing.*] „geistiger Begehung“. — *sors*] „Stufe, Rang“. — *in an. induc.*] so stets bei Liv., bei Cic. immer *animum inducere* ohne *in* „sich entschließen, sich vornehmen“. § 10 *praetorium*] „das Feldherrnzelt, Hauptquartier“, wo die *signa* aufgestellt wurden. — *parentem*] feierlicher Ausdruck statt *patrem*, ehrenvolle Bezeichnung eines Retters und Wohlthäters. § 11 *grat. animorum*] „der Dankbarkeit“. — *dederit*] schönerer Redeschluss als *dabit*, zugleich Bezeichnung des sicheren Eintreffens. 30, 1 *coll. vasa*] „die Geräte (vorab die Zelte) zusammenpacken“. § 2 *circumfusos*] „die herumstehenden“; davon ist der Gen. *militum* abhängig. § 3 *modo*] soeben. — *quo fando p.*] nämli. *te parentibus meis asquare*, „durch welchen (allein) ich es in der Sprache kann, welchen mir die Sprache hierfür bietet“. § 4 *oneratus . . honor.*] Wortspiel; vgl. Bürde . . Würde. — *antiquo ab* —

- 2) Titi Livii ab urbe condita libri. Ex recensione Andreae Frigellii. Vol. II, fasc. II, librum XXII continens. Gothae 1883. Sumptibus et typis F. A. Perthes. 54 S. 8.

Diese Ausgabe und der Luterbachersche Text gleichen sich äußerlich wie ein Ei dem andern; sie stimmen aber auch an einer nicht kleinen Zahl von Stellen in der Lesart überein: z. B. 5, 4. 7, 4. 11, 4. 14, 4. 15, 10. 16, 4. 8. 19, 12. 21, 4. 22, 18. 23, 4. 26, 1¹). 27, 7. 8. 28, 12. 14. 30, 3. 4. 8. 31, 6. 37, 10. 40, 3.

¹) Beide schreiben hier *ut iam* statt des hdschr. *utrum*, und man möchte

42, 6¹). 43, 9. 11. 47, 9. 53, 11. 54, 8. 11. 57, 11. 61, 5. Hiernach scheint es, daß in dem Text des 22. Buches zwischen diesen beiden in demselben Verlage erschienenen Ausgaben, die obendrein beide für den Schulgebrauch bestimmt sind²), ein größeres Konsensus erzielt sei als in dem 21. Buche; allein bei näherem Hinsehen findet man dies doch nicht bestätigt. Mehr als ein halbes Hundert Stellen zeigen Lesarten, die Luterbacher, wie alle neueren Herausgeber, für nicht empfehlenswert erachtet. Die hauptsächlichsten führe ich an, ohne dieselben einer speziellen Besprechung zu unterziehen: 1, 16 *divis carminibus*; 6, 5 *super alium alti*; 6, 12 *conicit*; 10, 2 *voveamque*; 10, 6 *ac faxitur*; 13, 1 *ducem*; 14, 6 [per] *oram*; 14, 11 *quae*; 15, 7 *pertrahere*; 18, 2 *pervenisset*; 18, 10 *ab continuis cladibus [ac] respirasse*; 19, 2 *navibus*; 21, 4 *omnes occisis quibusdam captisque*; 24, 14 *famam* ohne *vanam*; 25, 12 *inscientiam*; 31, 10 *territa* ohne *tertia*; 31, 10 *decursum est*; 34, 11 *et damnatione*; 35, 3 *et sua*; 36, 7 *aquas fonte calido gelidas*; 37, 13 *navium C classem*; 38, 4 *petendi*; 39, 3 *claudet res publica*; 39, 18 *adversus* ohne *si*; 45, 5 *cui*; 46, 5 *et alius* (aber ohne *sane davor*); 50, 12 *quem*; 55, 3 *et per omnes*; 57, 3 *pontificis*; 59, 17 *si* ohne *sed*; 60, 17 *quam ego*.

Von neuen Lesarten, die hier zum ersten Male im Texte begegnen (eigene Vermutungen des Hsgeb.s), sind anzuführen: 3, 9 *signumque simul itineris pugnaeque pronuntians* 'Quin immo Arretii . . .'; 4, 4 *super caput despectae insidiae*; 20, 10 (*ad*) *Hiberum incolunt*; 25, 13 *magistro* ohne *et oder que*; 31, 4 *et locorum ignari ab gnaris*; 42, 6 *qua vergant*; 49, 15 *equites, e tanta* (*multitudine par*) *prope* . . .; 55, 8 *certe* statt *recte*³); 60, 26 *qui vos redimam*? Unter diesen Änderungen sind drei (20, 10. 31, 4. 42, 6) recht beherzigenswert.

Die Periocha ist dem Heft nicht beigegeben.

schließen, daß beide unabhängig von einander auf dieselbe Konjektur verfallen seien. Merkwürdig jedoch, daß Ltb. die Emendation sich zuschreibt und Fr. dieselbe in seinen Prolegomena garnicht erwähnt. Wirklich zusammengetroffen sind sie 30, 4; hier bezeichnen beide die Lesart *quod exercitibus* als ihre Verbesserungen.

¹) 4, 2 hat P *adinurgunt*, 42, 6 *adinhostem*; die neueren Hsgeb. schreiben *insurgunt* und *in hostem*, Fr. *adsurgunt* und *ad hostem*, Ltb. *insurgunt* und *ad hostem* mit der Anm. zu der ersten St.: *insurgunt*] „steil sich erheben“, dagegen *adsurgere* = allmählich ansteigen.

²) Prol. S. III heißt es: 'Recentissimorum mos est editorum, ut, si quid ex oratione contexta removeandum censeant, id non eiciant, sed suo loco quasi fixum et stabile uncis includant, atque in supplementis vel verborum vel partium verborum aliis utantur litterarum formis: hoc vero in iis praesertim libris, qui potissimum in usum scholarum juvenumque publicanter, non necesse esse videtur, nisi si quando audacius aliquid atque inauditum additum est: tum enim in damnis sarciendis tum in interpolationibus secernendis res in eo vertitur, ut sufficiens ratio reddatur, quod non notulis efficitur'. Hiernach ist 36, 4 die Einklammerung wohl ein Versehen.

³) Ebenso schon Kinderlin; vgl. Ztschr. f. d. GW. 1883, Jahresh. S. 349.

- 3) Titi Livi ab urbe condita liber XXIII. Für den Schulgebrauch erklärt von E. Wölfflin und F. Luterbacher. Leipzig, B. G. Teubner, 1883. I und 99 S. 8.

Persönlich an der Vollendung der Ausgabe des 23. Buches behindert, übertrug Wölfflin die Bearbeitung Luterbacher, einem seiner ältesten Schüler, und übergab ihm zu diesem Zweck sein früher gesammeltes Material, zahlreiche Bemerkungen zu Kap. 1—9, 11—18, 30, 48—49. Diese hat Ltb. teils im Kommentar teils im Anhang verwertet, im übrigen selbständig gearbeitet.

1. Text. In der Gestaltung des Wortlauts weicht Ltb. auch in diesem Hefte von seinen Vorgängern nicht unerheblich ab. So ist an einer großen Zahl von Stellen die hdschr. Lesart beibehalten worden, an denen ich mich anders entscheiden zu müssen geglaubt habe, als ich vor Jahresfrist bei Ausarbeitung von Wfsb.⁷ dieselben einer wiederholten Erwägung unterzog. Da bei den wenigsten derselben von Ltb. Gründe für seine Wahl angegeben sind, so unterlasse ich es, schon aus Raummangel, bei allen meine abweichende Ansicht zu begründen. Nur einige Stellen erwähne ich. 1, 3 *urbem excessissent*; das würde Wfl. schwerlich beibehalten haben, wenigstens hat er in den beiden vorhergehenden Büchern diesen Sprachgebrauch nicht zugelassen. — 4, 8 *et quod cum*; aber wie unbeholfen und unlogisch ist der Ausdruck *id erat in mora ne deficerent, quod maximum vinculum erant equites!* Wenn *quod* nicht einfache Interpolation oder fälschliche Wiederholung ist, dann ist es vielleicht Schreibfehler statt *quom* und *cum* dazu die Korrekturvariante. — 7, 3 *expirarent*; dazu passen aber die vorhergehenden Bestimmungen nicht besonders gut, wohl aber zu *expirarunt*. — 7, 10 *inambulabat*; das Impf. scheint mir nicht passend, da hier nicht eine wiederholte Handlung ausgedrückt wird; an dem Tage, an welchem Hannibals Eintreffen erwartet wurde, *Magius nec obviam egressus est nec privato se tenuit, sed in foro inambulavit*. Der Puteaneus hat mit der in Hss. so gewöhnlichen Schreibung *inambulabit* statt *inambulavit*; daß der Schreiber das C hieraus *inambulabat* machte, ist ihm nicht zu verdenken. — 9, 7 ist *nequivere* eingeschoben; das Perf. ist meiner Ansicht nach nicht nötig, da der Gedanke allgemein genommen werden kann; ja Sil. Ital. 11, 339 spricht direkt für das Präsens; und wie klingt *sustinere nequivere?* — 19, 4 *inde*; daß dies im Gegensatz zu *primum* steht, ist klar, aber damit wird wohl die Stellung nicht verteidigt; es müßte meines Erachtens vor *postquam* oder hinter *videt* stehen. — 19, 16 *remissi*: „näml. *eis, qui aurum persolverant*“; allein der Gegensatz liegt in *vinculis habiti*, und daher scheint mir Luchs das Rechte gesehen zu haben, als er *emissi* vorschlug. — 19, 18 *et tria signa* beibehalten, da die Statue allein kein Beweis für die Erfüllung des Gelübdes sei. Wenn aber schon hier gelesen wird *et tria signa cum titulo lamnae aeneae inscripto*, dann sieht man nicht recht, wozu der Schriftsteller noch das

folgende *idem titulus tribus signis . . . fuit subiectus* hinzufügte. — 30, 7 *vasta*; so viel ich weiß, ist *vastus* a nicht Livianisch, wohl aber *vacuus* a, wie Ltb. selbst durch zahlreiche Beispiele beweist. — 35, 11 *triduum post eum diem (festum esse)* = „die drei Tage nach diesem Tag“; hiernach muß *festum* von *diem*, neben dem es steht und mit dem jeder Leser es verbinden wird, losgelöst und auf *triduum* bezogen werden; Mg. und Wfsb. verbinden *triduo post*. — 43, 4 *se quoque*: „*Cannarum* wird durch die enklitische Nachstellung des *se* hervorgehoben“; ich meine, *se* nimmt durch die Voranstellung vor *quoque* den Hauptaccent für sich in Anspruch und läßt den Hauptbegriff nicht in der erforderlichen Weise hervortreten; *quoque se* scheint mir darum richtiger. — 45, 8 *erepto ex equo*: „*erepto* in vereinzelter Weise verbunden mit *ex equo*, veranlaßt durch die Phrase *ex equo pugnare*; vgl. *eripere ex periculo, ex hostibus*“. Hiernach werden diejenigen, welche glauben, daß *derepto* gelesen werden muß, schwerlich anderer Meinung werden.

Von besonderem Interesse sind die mancherlei neuen kritischen Vorschläge und Bemerkungen. So ist gleich das erste Wort im ersten Kapitel eine Konjekture Ltb.s: *praeda* statt *haec*. Wie es möglich war, *praeda* in *haec* zu verändern, welches letztere keinen Sinn giebt, ersieht man schwer; auch die Verbindung *praeda capta* spricht nicht für diese Konjekture; und *Hannibal* als logisches Subjekt auch zu *direpta* zu nehmen, scheint mir sehr bedenklich. — 5, 5 *desit*; wohl richtig; früher schon von Riemann empfohlen. — 8, 9 *veniam . . . impetremus* (Ltb.); entwickelt sich aber aus dem überlieferten *venia . . . impetraui* nicht eben leicht. — 9, 7 *(ab) aliis* (Meyerhoefer); gefällt mir recht gut. — 12, 2 *cladis id . . . equites* (Ltb.); das *id* scheint mir nicht nötig und findet in der Überlieferung nur schwache Unterstützung. — 13, 5 zu *deferenda* bemerkt Wfl.: „Da man sonst sagt *pacis condiciones ferre* (= *offerre*), so ist vielleicht auch hier zu lesen *de ferenda*. Die Wiederholung der Präposition im dritten Gliede wäre dann unterlassen, um die Rede nicht zu schwerfällig zu machen.“ Besser würde in diesem Falle wohl auch *(de) accipienda* geschrieben. — 13, 8 *missus* (Ltb.) statt *praemissus*; nicht nötig. — 14, 13 *Trebulanumque* (Cluver); vgl. Wfsb.⁷ zu der St. — 15, 3 „vielleicht *pacitos, κατὰ σύνεσιν* auf *eam* (= *Nucerinos*) zu beziehen“ (Wfl.). — 15, 4 *(si) qui* (Ltb.); unnötig, wie Ltb. selbst nachträglich gesehen zu haben scheint, da er hinzufügt: „doch vgl. 21, 45, 6“; er hätte auch noch auf seine eigene Anm. zu 22, 25, 8 verweisen können. — 16, 16 „*tunc* (statt *vincentibus*)? Gegensatz zu *postea*; ähnlich 22, 14, 2 *quieverant* zu *quidam fuerant* erweitert. Gegen *vincentibus* spricht auch, daß diejenigen, welche bei Nola Hannibal standhalten, nicht dieselben sind wie die, welche bei Zama siegten“ (Wfl.). — 18, 5 „*oppositis* läßt sich von belebten Wesen sagen (§ 6), aber nicht wohl von *castra*“ (Wfl.). — 22, 4 ist angeblich

senatorum „zugesetzt nach Weissenborn“, in Wahrheit aber vom Hsbg. nicht in den Text aufgenommen worden, daher auch die Anm. zu der St. unverständlich bleibt. — 22, 4 *eique* (Ltb.) statt *atque*; wenn aber die Hinzufügung von *ei* wünschenswert ist, was auch ich anzunehmen geneigt bin, dann schreibe man mit Mg. *atque* (<*eiatq. ein* war wie geschaffen dazu, in *atque in* verändert zu werden. — 23, 6 *qui* (<*minores*>) *magistratus* (Stroth); recht ansprechend. — 26, 7 streicht Ltb. die Worte *ad depopulandum* mit der Bemerkung: „die ausgelassenen Worte vertragen sich nicht mit dem Zusammenhang und scheinen ein irrthümlicher Zusatz zu sein. Wfl. vermutet, *per agros* sei hier zu tilgen, weil entstanden aus § 8“; beides Vermutungen, die nicht bewiesen sind. — 35, 19 ergänzt Ltb. *quinque milia*, während andere Hsbg. sich begnügen, auf das Fehlen der Zahl hinzuweisen. — 38, 12 *Apustum* (Böttcher) statt *Antistium*; zu billigen. — 40, 1 wird *praetorem* hinter *T. Manlium* gestrichen (Ltb.), weil Manlius unmöglich als Prator bezeichnet werden könne in einem Satze, in welchem der wirkliche Prator ebenfalls genannt wird, ohne dafs angedeutet würde, welcher von beiden diesen Titel von Rechts wegen führt. — 40, 9 *deinde per* (Ltb.); dies auch meine Meinung; nur durch die Schuld meines Korrektors ist *deinde* bei Wfsb.⁷ nicht in den Text gebracht (im Anhang ist wenigstens eine Andeutung dessen, was ich gewollt, zu sehen). — 41, 11 *aestu secundo* (jüng. Hss.). — 43, 12 *propraetor* (Ltb.) nach 22, 39, 8. 42, 10; aber trotzdem vielleicht nicht in den Text zu setzen; vgl. 22, 57, 1. — 44, 2 *eam.* (<*an*>); besser wohl *an* statt *eam.* — 47, 5 *Romanus Campano* (Unger); wohl richtig. — 48, 12 *ac frumentum*: „wegen des auffallenden zweigliedrigen Asyndetons ist *ac* gegen die Hss. zugesetzt; wäre es sicher, dafs der Staat auch die Zahlung des Soldes übernommen (§ 5), so könnte auch *stipendium* vor *vestimenta* eingesetzt werden, da bei drei Gliedern der Mangel der Copula normal wäre“ (Wfl.).

Von diesen Vorschlägen, die zum Nachdenken anregen, hätten einige zunächst nur im Anhang Erwähnung finden sollen.

2. Anhang. Zu 1, 4 begegnet wieder das bei Ltb. beliebte „gewöhnlich“; es bezieht sich auf Wfsb.⁷ nicht. Ebenso wenig 6, 4 der Ausdruck „Ausgaben *plebes*“ und 25, 8 „Weissenborn *ex Juni dictatoris*“; man füge bei Wfsb. doch lieber die Zahl der Ausgabe hinzu, damit keine Irrtümer entstehen. — 18, 9 sollte die hdschr. Lesart ohne Interpunktion und Abkürzung angeführt werden. — 26, 7 ist *equitum* nicht Emendation Ltb.s, sondern Fischers. — 30, 18 ist *mit* schon von Riemann vorgeschlagen; 32, 16 *Tarentum* vor Mg. schon von Duker. — Die Bem. zu 34, 2 gehört entweder in den Kommentar oder ist zu streichen. Letzteres ist anzuraten auch bei den Notizen zu 6, 4. 18, 7. 22, 7.

3. Kommentar. Vergleicht man diese Anmerkungen mit den oben besprochenen Anmerkungen zum 22. Buche, so fällt ein

bedeutender Unterschied zwischen denselben sofort ins Auge: die Teubnersche Ausgabe setzt Schüler voraus, die in ihrem Wissen und in ihrer Auffassung erstarkt sind, so daß ihnen eine kompaktere geistige Nahrung geboten werden kann. In Einzelheiten geht der Hsgb. sogar über diesen Standpunkt hinaus; wenigstens können manche Citate (Neue, Becker-Marquardt, Mommsen StR., Marquardt StVerw., Lange RA., Kühner LG., Draeger HS., dieser 21 mal) nicht auf den Schüler berechnet sein, wogegen wieder Ellendt-Seyffert zu 7, 4 unnötiger Weise angeführt wird. Auch die auf die Quellen bezüglichen Notizen (z. B. 5, 9, 6, 8, 11, 1, 14, 1, 19, 17) werden wohl für den Lehrer und Philologen interessanter sein als für den Gymnasiasten, der mit gar zu viel Schwierigkeiten zu kämpfen hat, als daß er auf solche Fragen mit Lust und Verständnis eingehen könnte; ingleichen dürften bei manchen Personennamen mehr Details angegeben sein, als die Berücksichtigung des Schülerstandpunktes erforderlich zu machen scheint; manche Anmerkungen endlich bestehen aus bloßen Citaten, die der Schüler gar nicht nachsehen kann, wie 19, 13 „*Jora*] Val. Max. 7, 6, 2“; 24, 6 „*nova clades*] vgl. darüber Pol. 3, 118, 6; Zonar. 9, 3; Frontin 1, 6, 4; Cic. Tusc. 1, 89“ (ähnlich 19, 14 *raporum*; 30, 1 *Petelia* u. a.). Auch von den ausgeschriebenen Citaten sind manche ohne Nutzen, z. B. 15, 6 „*urbs . . incensa*] Sil. It. 12, 424 *Nuceriae . . incussit sese atque aequavit moenia terrae*“.

Im einzelnen hebe ich abermals hervor, daß es wünschenswert ist, die Lemmata auszuschreiben, sich überhaupt aller Abkürzungen möglichst zu enthalten. Sodann wünschte ich hier und da Änderungen in der äußeren Form der Angaben. 37, 1 „*in obsidione erat*] = *obsidebatur*“ ist korrekt, nicht aber 30, 1 „*aliquos*] = *undecim*“, statt dessen es heißen sollte „es waren elf“ oder dgl. (ähnlich 34, 3 *Calabriae*, 34, 8 *captivos*, 37, 9 *infecta*). Ebenso werden manche Ausdrücke oder Wendungen besser durch andere ersetzt, z. B. 1, 4 „einen . . Bruder“ durch „seinen . . Bruder“, 1, 5 „auf der See“ durch „zur See“. Dahin gehören 1, 10 „wieso“; 14, 2 „die Besorgung der religiösen Angelegenheiten geht . . voran, wie bei Fabius 22, 11, 1“; 16, 16 und 35, 2 „in Entsprerhung“; 20, 9 „für heute“; 23, 8 „erwarten“ statt „erwarteten“; 25, 4 „Generaladjektiva“, ein Ausdruck, welcher in Norddeutschland wenig bekannt sein wird; 29, 4 die Inversion „und ist es nicht wahrscheinlich“ (vgl. 33, 5); 34, 6 „das Relativum“ statt „den Relativsatz“; 45, 6 „der erste Teil besser“ statt „besser der erste Teil“.

Manches ist für den Schüler nicht klar genug ausgedrückt, z. B. 1, 6 daß *plerique* oft „ohne relative Bedeutung“ sei; 8, 9 daß sich *sed* ohne *etiam* oft bei Liv. nach *non solum* finde, wenn „das erste Glied im zweiten mit enthalten“ sei; 33, 2 „*quod*] ja nicht *quo*, da der Sinn nicht ist „je näher er Italien kam“; 33, 3

„*Romunum*] unklassische Anwendung des kollektiven Singulars, hier nahe gelegt durch *Poenum*, welches sofort an Hannibal erinnert (vgl. § 8)“; 33, 4 „*victoria cum Poenis erat*] rhetorische Wendung st. *a Poenis reportata erat*“ (dies auch = war über die Punier davongetragen); 35, 7 „*cuiquam*] st. *cui* wegen des vorhergehenden *qua*“; 35, 10 „unpersönliche Redensart“ u. a. m.

Überhaupt bedürfen die Anmerkungen im kleinen vielfach der Nachbesserung. 1, 10 ist „als Subjekt“ zu streichen. — 6, 3 die Redensart *renuntiare legationem* findet sich auch 39, 33, 1. — 7, 3 erwartet man statt Caesar ein Livius-Citat (etwa 3, 40, 5). — 7, 3 zu *facinera* ist auch 1, 50, 7: *facinerosus* zu vergleichen. — 9, 5 schreibe *sit nulla fides*. — 9, 12 „*recipe*] entgegennehmen; re hier = entgegen, nicht = zurück“ halte ich nicht für richtig. — 11, 8 Scipio soll bei *Victumulae* verwundet worden sein, was verkehrt ist. — 13, 3 schr. „sich ändern“. — 14, 7 „*cum fide*] nachdrücklicher als ein Adverb“ ist dem Schüler nicht plausibel, namentlich nicht, wenn er hinzugefügt findet, daß das Adv. *fide* überhaupt nicht gebraucht wurde. — 15, 7 besser „von demjenigen, welcher sich etwas ausbedingt oder sich von einem andern ein Versprechen geben läßt“. — 15, 9 schr. „*ob* bezeichnet den inneren Beweggrund“. — 15, 12 fehlt bei den Worten „dagegen sind die *Casus* obl. von *is* häufiger als von *illo*“ ein Zusatz wie „in diesem Falle“. — 16, 4 wird der Unterschied in der Bedeutung von *pro* und *ante* richtig angegeben, aber der Zusatz, daß man bei *ante* den Gegenstand vor sich oder zur Seite hat, wird dem Schüler nicht klar sein; soll er etwa an der vorliegenden Stelle *ante castra sua* mit „zur Seite seines Lagers“ übersetzen? Für sein Verständnis ist es wenig förderlich, wenn zum Vergleich 5 Citate mit *ad portas, ante portas, circa portas, in ipsis portis, pro portis* hinzugefügt werden (das letztere aus Tac. Hist. 5, 11 angeführt; warum wohl nicht aus Livius, z. B. 5, 39, 2?). Ich glaube indessen, daß an unserer St. Livius einfach mit dem Ausdruck gewechselt hat, woraus folgt, daß in *ante* eine bestimmte Richtung nicht immer angegeben ist, daß also der mit *ante* angefügte Gegenstand sowohl hinter dem zu bestimmenden, wie hier, als auch vor demselben sich befinden kann; vgl. 25, 18, 5. — 17, 9 ist die Warnung, nicht „andere Römer“ zu übersetzen, überflüssig, da die Interpunktion daran hindert, durch welche ja hinreichend klar gemacht wird, daß *Romanis sociisque* sowohl Apposition als auch Erklärung zu *aliis* ist. — 18, 12 wird das Citat aus Sidonius den Schüler durch das in ihm vorkommende *Batae* vermutlich irritieren. — 19, 8 ist die Annahme, daß *Casilinum* Adjektiv sei, wohl nicht nötig; ebenso die Vermutung, daß das *nuntium misit* auf einem Kahne und bei Einbruch der Nacht erfolgte, kaum erwähnenswert. — 38, 7 findet sich eine Notiz (über *quinque*), die gar nicht in den Kommentar hineingehört. — 43, 7 wird gelehrt: „die Copula *que* wird an *ab, ad, cum, ex* nicht angehängt“; allein

dies ist, so allgemein gesprochen, eigentlich nur für *ab* und *ad* richtig (vgl. Busch in Ztschr. f. d. GW. 1876 S. 24ff. und Draeger HS. 2³, 35 ff.), und selbst *aque* findet sich (Verg. Georg. 4, 347; Ov. Am. 2, 14, 30; Her. 6, 156). — 44, 4 sieht man nicht, warum *ad muros* bei *successisse* „besser“ wäre als *muris*. — 44, 9 ist „verschieden von . . .“ zu kurz ausgedrückt.

Endlich die leidigen Übersetzungen, die auch in diesem Bändchen in einer allzu großen Fülle geboten werden. Mich dünkt, Hsgb. hätte namentlich in dieser Beziehung sich die beiden von Wölflin bearbeiteten Hefte in strengerer Weise zum Muster nehmen müssen. Wenn z. B. zu 18, 14—15 die Anmerkungen folgendermaßen lauten:

„14. *usquam*] in irgend einer Beziehung. — *tenuit*] erhielt sich; vgl. zu Kap. 12, 2 — 15. *redierunt*] ins Lager bei Casilinum. — *impliciti*] unzertrennbar. — *via*] = *iter*, der Marsch, das Marschieren. — *excepit*] eintrat, hinzukam. — *deficiebant*] ermatteten; 21, 54, 9. — 15. *aestivorum*] scil. *castrorum*, Sommerlager; Gegs. *hiberna*. — *comm.*] Urlaub“

so glaube ich, daß zu diesen drei Paragraphen aus Wölflins Feder ähnlich lautende Anmerkungen nicht geflossen wären.

Dabei sind die Übersetzungen nicht einmal überall genau. 1, 9 wird *inter quos* wiedergegeben durch „unter anderen“ statt durch „unter ihnen (diesen)“. — 9, 9 *mediam* (*conplectitur*) „um die Brust“; dann müßte er ihn wohl von hinten umfaßt haben. — 22, 9 *extinguendam*: „übers. totsichweigen“; allein das wäre die Übersetzung von *silentio extinguere*. — 29, 4 „*firmat*] bildet“; *mediam aciem firmat* ist wohl mehr („er bildet ein starkes Mitteltreffen“). — 35, 8 „*exaequari*] gleich stellen“; die Form ist passiv; ähnlich 45, 5 „*exprobrando*] vorwarf“ u. a. m.

Und wie viel Übersetzungen sind pure überflüssig! 6, 7 wird gesagt: „frz. *maison* Haus“; dagegen 20, 4 „*Petilia* von *πέταλον* ion., = *πέταλον*“, wo die Hinzufügung der Bedeutung am Platze war. — 7, 5 *vero*] steigernd, „nun gar“. — 14, 2 „*Pera*] ein Zuname der Junii, eig. „der Ranzen“. — 26, 10 „*nec aut . . . aut*] und weder . . . noch“. — 38, 6 „*adeo non ut*] so wenig . . . daß.“ — 42, 4 „*non magis . . . quam*] = *cum . . . tum* sowohl . . . als besonders“ u. s. w.

Auch sonst finden sich manche Bemerkungen, die ohne Schaden hätten unterdrückt werden können, wie 5, 11 „*res est mihi cum aliquo* „ich habe mit jemandem zu tun, zu kämpfen, eine auch bei Cicero häufige Redensart.“ — 7, 6 „die Form *veterrimus* findet sich vorwiegend in der ersten Dekade, der Komparativ heißt bekanntlich stets *vetustior*“. — 7, 11 *laetus ac libens*: „bei Liv. nur hier, im älteren Latein asyndetisch *laetus libens*.“ — 8, 5 *Vibellius*: „der Geschlechtsname hat bei Cicero und Val. Max. die Form *libellius*“ (vermutlich ist eins von beiden Schreibfehler). — 12, 1 „*tris*] von Liv. mit Vorliebe gebraucht“.

— 14, 13 „*annus*“ dieser Ablat. ist bei Liv. häufiger als *annus*“, was wohl auf Zufall beruht. — 21, 2 *priores (litterae Otacili recitatae sunt)*: „im deutschen Adverb“ u. a. m.

Im übrigen muß durchaus anerkannt und hervorgehoben werden, daß der Kommentar viele ganz vortreffliche, auf genauer Sachkenntnis beruhende Anmerkungen enthält.

Quantitätsbezeichnung war nicht notwendig bei *admodum* und *etique*.

Die Kursivschrift ist verabsäumt 30, 15 *dare*, 31, 8 *nam cum*, *vultis*; 32, 5 Text *mille*. Druckfehler: 21, 2 Text *milit* statt *militi*. Vgl. A. Eufner, Wochenschr. f. klass. Phil. 1884 Sp. 134 ff.

4) Titi Livi ab urbe condita libri XXIII, XXIV, XXV. Texte latin publié avec une notice sur la vie et les ouvrages de Tite-Live, des notes critiques et explicatives, des remarques sur la langue, un index des noms propres historiques et géographiques et des antiquités, trois cartes et des illustrations, d'après les monuments. Par O. Rieman maître de conférences à l'École normale supérieure et E. Benoist professeur à la Faculté des lettres de Paris. Paris, Hachette et Cie, 1883. XXIV und 522 S. kl. 8.

Über diese in jeder Beziehung vortreffliche Ausgabe kann ich mich kurz fassen, da es genügt auf meine Besprechung der von denselben beiden Gelehrten herausgegebenen Bücher 21—22¹⁾ zu verweisen (Ztschr. f. d. GW. 1882 Jahresb. S. 277 ff.). Plan und Anordnung sind die gleichen wie früher, in der Ausführung zeigt sich dieselbe sichere Beherrschung des Stoffes und die nämliche Akkuratess, die ich schon an der Vorgängerin rühmend hervorzuheben hatte; kurz die Aufgabe ist ganz nach meinem Geschmack und steht auf der Höhe der Wissenschaft.

¹⁾ Im Jahre 1852 erschien von denselben die zweite und dritte Auflage. 'Dix mille exemplaires', sagt Benoist, 'se sont écoulés en deux ans; ce succès nous semble témoigner que notre ouvrage répondait à un besoin réel de nos écoles'. Die Hsgb. haben gerechte Ursache, auf solchen Erfolg stolz zu sein.

²⁾ Rieman hat den Puteanus persönlich eingesehen und giebt für mehrere Stellen die authentischen Lesarten. Einige derselben sind von Luchs früher in derselben Fassung mitgeteilt worden und finden sich daher schon in der größeren Ausgabe Weifsenborns. Nachzutragen, resp. zu berichtigen ist im krit. Anhang Wfsb.s Folgendes: „XXIII 6, 4 *plebs* P¹, *plebis* d'une autre main. — 9, 1 *vidit* *audiuiditque*. — 11, 1 *diui*///*que*; les lettres grattées me semblent avoir été *di*; au-dessus de la ligne une autre lettre grattée, qui me paraît avoir été un *e*. — 22, 7 *nimantius* P¹, *t. manlius* P². — 32, 9 *imperir*; *r* barré de 2^e main (gemeint ist ohne Zweifel das zweite *r*). — 43, 10 *obtege*///*t*; le second *e* est de 2^e main, le *t* suivant est de 1^{re} main; après *obtege* on distingue un trait vertical, qui est de 1^{re} main: il est possible qu'il y ait eu *obtegerit*. — XXIV 21, 2 il ne manque rien; dans la collation publiée par Weifsenborn les mots *militis fuerat* avaient été omis par erreur (d. h. bei Wfsb. muß hinter *apud* der vertikale Strich gesetzt werden). — 25, 9 *publicorum* P¹, *publicorum* P². — 45, 2 *discessit*. — 45, 3 *phyrrie*; sous *te* quelque chose de gratté; au-dessus, *u* de 2^e main. — XXV 1, 3 *et in agro*. — 9, 10 *abest*, über *be* nichts (kein *a*). — 23, 7 *cum cruciati sunt*. — 23, 9 *cutus socii*. — 84, 12 *codisra peruagata*.“

Dem umfangreicheren Texte entsprechend, haben auch die „Remarques sur la langue de Tite-Live“¹⁾ und die „Table des noms propres, historiques et géographiques et des termes relatifs aux institutions, aux usages, aux coutumes de la vie religieuse, civile, politique et militaire qui se rencontrent dans les livres XXIII, XXIV et XXV de Tite-Live“ etwas an Ausdehnung gewonnen. Beides sind sehr wertvolle Zugaben; die Benutzer der Ausgabe können aus denselben ihr grammatisches und antiquarisches Wissen aufs beste bereichern und befestigen. Über die eigenen Textesänderungen des Hsgeb.s, die derselbe schon vorher in der Revue de philologie veröffentlicht und begründet hatte, ist von mir in der vorjährigen Übersicht über die Livius-Litteratur S. 344 ff. Bericht erstattet worden. Hinzuzufügen habe ich nur, daß auf Grund inschriftlicher oder handschriftlicher Beglaubigung 23, 6, 1 u. s. w. *Virius*; 23, 8, 1 *Stenius*; 24, 36, 4 *Panhormus* geschrieben und bei folgenden Namen eine Abkürzung¹ gebraucht wird: *N.* (= *Numerius*), *Pac.* (= *Pacuvius*), *St.* (= *Staius*), *V.* (= *Vibius*).

5) A. Eufsnor referirt über Livius XXII von Luterbacher und XXVIII von Friedersdorff in der Wochenschr. f. klass. Phil. 1884 Sp. 171 ff. und Sp. 238 f. Beherrigenswert sind vorzugsweise die für die Gestaltung des Kommentars gegebenen Winke. — Ebenderselbe berichtet über Livius XXII von Wölfflin (zweite Aufl.) in Bl. f. d. Bayer. GW. 1884 S. 129 und über Livius XXVI—XXX von Zingerle im Lit. Centralbl. 1883 No. 51.

Heinrichs im „Gymnasium“ 1884 Sp. 127 ff. bespricht Liv. XXII von Luterbacher, XXIII von Wölfflin-Luterbacher, XXIII—XXVIII von H. J. Müller, XXVI—XXX von Zingerle, XXVIII von Friedersdorff. Zu erwähnen ist aus dieser mit pädagogischem Takt verfaßten Kollektivbesprechung, daß Verf. 30, 10, 19 die Einfügung von *ibi* zwischen *lacerati* und *quidem* (Zingerle) für unnötig erklärt und 30, 42, 7 die Lesart *neque ipsi mite* (C) der Konjekture Zingerles *ipsi nequaquam mite* vorzieht. Das H. mit diesen beiden Bemerkungen das Rechte trifft, glaube ich nicht. Im ersten Falle bietet die Stellung des *quidem* Schwierigkeiten (meine Ansicht ist, daß *quidem* und *omnes* umgestellt werden

¹⁾ Rem. 49 wird als Analogon zu dem absoluten *ducere* das griechische *ἐλαύνειν* angeführt; hinzuzufügen wäre *ἀγειν*. — Rem. 58 findet sich die Regel über *ad* vor Zahlwörtern (= „angeführt“) in ähnlicher Weise angegeben wie bei Luterbacher zu 22, 50, 11 (vgl. S. 89). Dieser sagt: „geht ein Tausender voran, so tritt der Hunderter in den Nominativ (*ad mille et septingenti*)“; Riemann: „il faut que le nom de nombre qui suit immédiatement la préposition *ad* soit indéclinable: on dit *ad mille trecenti*, on ne dirait pas *ad trecenti*“. Gegen diese Fassung der Regel hat sich früher schon Harant ausgesprochen, und wie steht es mit Ausdrücken wie *ad duo milia et quingenti* (4, 59, 8)? Der Punkt bedarf wohl noch genauerer Untersuchung. Zu Rem. 173, vom iterativen Konjunktive handelnd, vgl. M. Bonnet, Rev. de phil. 1884 S. 75 f.

müssen); an der zweiten Stelle dürfte bei der Lesart des C die Erklärung des *neque* nicht so ganz auf der Hand liegen (vgl. Wfsb.³ zu der St.); immerhin ist es interessant zu erfahren, daß H. in der Beurteilung des Handschriftenverhältnisses auf der Seite Madvigs und Harants steht und dem Puteaneus vor dem Spirensis den Vorzug giebt (Σ hat an der erwähnten Stelle *ipsi ante olvne neque*).

Daß dies das richtige Verfahren sei, bezeichnet jetzt auch O. Riemann als seine Ansicht (Rez. der Madvigschen Ausgabe der Bücher 26—30: Rev. crit. 1883 S. 485 ff.). Er verlangt in erster Linie Konsequenz, an der es bei Luchs wie bei Madvig fehle; 'tant qu'on n'aura pas démontré que le Spirensis valait mieux que le Puteaneus, j'estimerai que c'est ce dernier ms. qu'il faut prendre pour base du texte, en ne recourant au Spirensis que lorsque la leçon du Puteaneus est évidemment fautive'. Hiernach werden zahlreiche Stellen aufgeführt, an denen von der La. des P abzugehen kein Grund sei. Riemanns Schlufsurteil lautet (S. 487): 'je crois donc que, malgré les éditions de Luchs et de Madvig, la question de l'établissement du texte des livres XXVI—XXX n'est point encore résolue; il est vrai qu'elle ne le sera peut-être jamais; il faudrait pour cela qu'on pût fournir des raisons décisives de préférer, dans les cas douteux, soit le texte de P, soit le texte de S.'

Auch A. Siefs in seiner Anzeige von Liv. 26—20 ed. Zingerle (Ztschr. f. d. österr. G. 1884 S. 32 ff.¹) scheint zu dieser Ansicht zu inklinieren, wie ich aus manchen seiner Bemerkungen schliessen zu dürfen glaube; doch will ich nicht mehr gesagt haben als „es scheint so“²). Die zahlreichen Bemängelungen, welche die von Zingerle gewählten Lesarten erfahren, sind in der Form sehr apodiktisch³); man wünschte wohl, daß hier und da etwas mehr zur Begründung der abweichenden Ansicht hinzugefügt wäre. Auch andere Liviusforscher weist Verf. auf begangene Verkehrtheiten hin, z. B. H. J. Müller, dem S. 34 gesagt wird, daß er 27, 45, 3 *eo* mit Unrecht für nicht „deutlich“ erkläre; die Beziehung desselben auf *ad quod bellum* sei „nicht schwer zu erkennen“. Ich acceptiere diese Belehrung dankend, obwohl ich glaube, daß sich Siefs in der Adresse vergriffen hat.⁴)

6) Von auswärtigen, mir nicht bekannt gewordenen Livius-

¹) Vgl. E. Krah, Wochenschr. f. klass. Phil. 1884 Sp. 267.

²) Vgl. unten S. 107 die kritische Behandlung der Stelle im 30. Buche.

³) Z. B. heisst es: „27 26, 9 ist *aperireque* zu schreiben“. So würde Siefs nicht gesprochen haben, wenn er sich rechtzeitig erinnert hätte, daß die Lateiner *que* an ein kurzes *e* anzufügen vermieden.

⁴) Weiffenborn³ sagt: „*eo* ist nicht deutlich; da aber *ad quod bellum* mit Nachdruck an die Spitze gestellt ist, so liegt es am nächsten, es auf *bellum* zu beziehen“. Auch zu 27, 49, 3 und 28, 7, 4 wird mein Name in einer Weise angeführt, die mich vermuten läßt, daß Siefs glaubt, ich hätte die Weiffenbornsche Ausgabe der Bücher 27—30 überarheitet.

bearbeitungen oder auf Livius bezüglichen Schriften habe ich folgende zu erwähnen:

Livius, book I. Edited, with notes and vocabulary for the use of schools, by H. M. Stephenson. London, Macmillan. 160 S.

Livius, livres 23, 24 et 25. Expliqués littéralement par M. Uri, traduits en français par M. Gaucher. Paris, Hachette. 823 S. 12.

Tito Livio di Padova. Liceo ginnasio (R. R.). Padova, Salmin. 126 S. 8.

A. Church, stories from Livy; illustrated from designs by Pinelli. New-York, Dodd & Co. VII und 277 S.

Die Liviusausgabe von C. Fumagalli ist rezensiert worden von G. Lotti in Rivista di filologia XI S. 558—561.

II. Beiträge zur Kritik und Erklärung.

1. Abhandlungen.

7) Andreas Frigell, Prolegomena in T. Livii librum XXII. Gothae MDCCCLXXXIII. Sumptibus et typis Friderici Andreae Perthes. 64 S. 8.

Diese Prolegomena sind in ganz derselben Weise gearbeitet wie die früher erschienenen Epilegomena (s. Ztschr. f. d. GW. 1882 Jahresh. S. 300 ff. und 313 ff.) und enthalten, wie jene, eine Fülle von gelehrten Bemerkungen, deren Studium niemand, welcher sich mit livianischer Kritik und speziell mit der des 22. Buches befaßt, unbeachtet lassen darf. Mit des Verfassers Resultaten bin ich an sehr vielen Stellen nicht einverstanden; trotzdem erkenne ich freudigen Herzens an, daß mir die hier gegebenen Erörterungen nicht nur sehr interessant, sondern auch belehrend gewesen sind und höchst wahrscheinlich an mehr als einer Stelle meine Entscheidung bei der Textesrezension im Sinne Frigells beeinflusst hätten, wenn sie mir früher bekannt gewesen wären. Besonders wertvoll sind die Auseinandersetzungen über den Sprachgebrauch, namentlich wegen des gesammelten Materials, z. B. 4,2 über *insurgere* und *adsurgere*; 5,4 über den Genetivus obiectivus (darunter das Citat Amm. Marc. 29, 5, 12 *interque gemitus mortis et vulnerum*¹⁾ *audiebantur barbarorum ululabiles fletus captorum et caecorum*); 9,10 über die Schreibweise *Erycina*; 13,6 über *Calatia*; 18,10 über das zweigliedrige Asyndeton; 22,21 (S. 63 f.) über *spectare ad* und *spectare aliquid*; 22,13 über *nomen* im Sinne von *fama* und *auctoritas*; 33,12 Wortstellung bei *res rediit ad . . .*; 34,8 Dativ oder *a* mit Abl. bei Passiven wie *contemni*; 40,4 über *dignitates* als Abstraktum; 42,6 *vergere ad* und *in* u. a. m. Ebenso

¹⁾ Die Worte sind, gemäß dem Sprachgebrauch Ammians, = *interque gemitus morientium et vulneratorum*; vgl. ebeand. 19, 7, 8: *ad extremum diei nec mortium truci visu nec vuherum territus tandem tempus exiguum tribui quieti permisit*; 27, 3, 12: *ad usque mortis vulnerumque discrimina adiumentis (= asseclis) utriusque progressis*. Hiernach scheint es möglich, diesen Ausdruck auch bei Livius zuzulassen, aber nicht in der von mir oben S. 82 beanstandeten Bedeutung, sondern so, wie es Wff.² erklärte: „*vulnerum* poetisch für *vulneratorum*“.

ist die Besprechung der handschriftlichen Korruptel an vielen Stellen nicht zu übersehen (z. B. 4,4 und 55,8 über Verwechslungen, wie *suspecti* statt *suscepti*; 9,2 Vertauschung von *nimis*, *minis* und *minus*; 26,3 *quoque* statt *que* u. a.). Manche Bemerkungen dieser Art sind freilich wenig einleuchtend; in dem Bestreben, seine Lesarten auch paläographisch zu begründen, verliert sich Verf. zuweilen in Künstelei und operiert bei der Widerlegung anderer zu viel mit „wahrscheinlich“ und „nicht wahrscheinlich“. Z. B. 6,5 habe ich angenommen, daß *super alios* zu schreiben sei unter der Annahme, daß der Schreibfehler *alius* die Veränderung in *alium* nach sich gezogen habe. Fr. findet dies 'non verisimile' und erklärt *super alium alii* mit 'quotiens unus aliquis prolapsus erat, aliorum ruinam secum trahebat', während der livianische Sprachgebrauch nur die Wahl läßt zwischen *super alium alius* und *super alios alii* (wie auch aus den zahlreichen Citaten bei Fr. hervorgeht). — 60,26 schreiben die Hsbg. ETUOS statt QUOS; „ist nicht wahrscheinlich“ sagt Fr. und emendiert *qui vos* u. s. w. Solche nicht besonders ansprechenden Notizen finden sich 1,1 über die Entstehung von *que* aus *cum*; 3,9 Verschwinden von *pronuntians*; 12,4 Entstehung von *quos*; 16,8 *prima*; 18,10 *ac*; 37,10 'Puteanus . . persaepe litteram s integris vocibus errore adiectum habet'; 51,9 Ausfall von *Romanus* u. a.

An einigen Stellen hat Fr. durch Carl Wahlund aus Upsala den Puteaneus von neuem einsehen lassen. Dieser behauptet, daß 12,5 *flaminio* (statt *flaminis*) eine Verbesserung von erster Hand ist. Verhält sich die Sache so (Riemann behauptet das Gegenteil), dann ist der Dativ festzuhalten. Ebenso würde 28,13 *ut nec animus* zu lesen sein, wenn P so hat, wie Fr. angiebt, näm. *ut nec ut animus* und nicht, wie bei Alsch. verzeichnet steht, *ut necui animus*. 31,5 wird der ingeniose Einfall Rupertis erwähnt, daß *cum iis Sempronio* entstanden sei aus 'CUMTISEMPRONIO; der Vorname *Ti.* wäre hier ganz am Platze.

Von den dem Verf. eigentümlichen Erklärungen seien folgende angeführt: 4, 4 *insidiae despeotae*] 'ut de copiis et paucitate militum despecta interdum mentio fit, sic despectae insidiae dicuntur a Flaminio, cum id tantum hostium, quod ex adverso erat, conspiceret: hos dispexit, reliquos despexit'. — 28, 12 *inferiore loco*] 'levis armatura inferiore loco succedens tumulum pulsa terrorem intulit in equitem succedentum i. e. in equites, qui et ipsi tumulum proxime eos succedebant'. — 30, 8 sei *gloria* Ablativ und *par gloria apud Hannibalem erat* gesagt wie 1, 9, 1 *res Romana cuilibet finitimarum civitatum bello par erat*; vgl. 9, 40, 9; 26, 19, 7, — 34, 5 *pugnari* ohne einen Zusatz wie *prosperere*; denn *pugnari posse* sei so viel als 'posse effici pugnam scil. qualis esse deberet (iustam pugnam); sufficere coniunctas quattuor legiones ad depugnandum cum hostibus'. — 35, 2 *duobus nobilibus iam familiarum plebei*] = 'duo iam nobiles

familiarum plebei, i. q. duo iam nobiles plebei'. — 38, 4 *petendi* (nicht *repetendi*); denn 'quo missa sunt tela, inde humi iacentia petantur: ut mittantur, in manus sumuntur collecta quo loco servabantur'. — 67, 11 *aliam formam novi dilectus*] 'necessitas dedit aliam formam dilectus, formam novi dilectus. Est igitur epexegetis'. — 60, 17 *quam ego ignaviam istorum accuso?*] 'est interrogatio incitator cum indignatione, ubi proprie *quid expectandum* erat, pro quo *attractione quadam* legitur *quam*'; also auch diese Lesart bedeutet: „doch was klage ich diese der Feigheit an“. In solchen Interpretationen kann ich dem Verf. nicht folgen.

Manche von Fr.s Bemerkungen sind nichts als Aufzählungen von Ausgaben, die teils diese, teils jene Lesart haben, z. B. „15, 7 *ipsa eum* Wbn. Tkg, Mog. 3, Rmn, Mir. *ipsum* edd. edd. ante Wbn. *ipsa* Mog 1, 2, Wln. — lb. *pertrahere* PCM probante Gebhardo Bkr, Als., FH, Wbn, Hz, Wln, Tkg, *pertraxere* 1. 3. Al. Mog. Sob. Frob. Gron. Drak. Mog. Rmn. Mir.“ oder 25, 1 „*his* P 1. 3. Asc. Mog. Als. Wbn, Wln. *his* Al. Frob. Gron. Drak. Mog.“¹⁾ Auch sonst scheinen mir manche Bemerkungen überflüssig, z. B. die zu 5, 1 *ac pugnare*.

Bei Anwendung der Kursivschrift in den Citaten würde die Lektüre der Abhandlung leichter und übersichtlicher geworden sein.

8) R. Novák, Textesvorschläge zu verderbenea Stellen des Livius. Listy filologické a paedagogické X (1883) S. 369–389.

1, 58, 5 *velut vaccors libido*; vgl. Cat. 100, 7: *cum vesana mors torreret flamma medullas*; Liv. 2, 12, 13; 3, 48, 1; 9, 23, 15; Vat. Max. 7, 3, 10; 9, 1, 9.

2, 31, 2 wird das von Gronov gestrichene *aciem in actis* verwandelt (*introrsum ordinibus actis*). — 36, 2 *iret ac* (statt *ea*) *consulibus nuntiaret*; vgl. § 4. Beachtenswert. — 36, 3 wird die Lesart *timorque* (H. J. Müller) gebilligt, jedoch die Vermutung hinzugefügt, es möchte *vicit* hinter *abiret* zu stellen sein, da hierdurch die Stelle an Klarheit gewinne. — 41, 4 *vulgatum a civibus se in socios*.

3, 38, 10 *cum et ipsi, quod esset suum invisum* . . Für *quod esset suum* ist überliefert *consensu*.

5, 17, 8 wird vorgeschlagen entweder *maxime enim eam partem Etruriae (incursare) gentem invisitatam; novos accolos* . . . (vgl. 28, 11, 10); oder: *maxime (enim) in eam partem Etruriae gentem invisitatam (intentam); novos accolos* . . . (vgl. 30, 9, 10). — 54, 5 *ratio est expertos ista, alia experiri*. Beachtenswert.

6, 30, 6 *quidquid superfuit fortuna p. R.*; vgl. 2, 40, 13; 7, 34, 6; 9, 24, 13.

¹⁾ Hierunter figurirt auch Wbn¹ (= erste Aufl. der Weidmannschen Ausgabe Weissenborns); diese sollte man vergessen sein lassen.

7, 14, 1 *tamen facturum, quod milites vellent, (pollicitus in praetorium) se recepit.*

8, 34, 9 wird *licentia sola* gebilligt und die Variante *solaua* als *sola una* gedeutet.

10, 2, 10 *in naves, prius (statt parvis) custodibus interemptis;* vgl. 7, 26, 2; 22, 6, 4. 11, 4; 29, 9, 6; 37, 7, 6. — 39, 15 *deos immortales odisse (statt adesso) propter totiens petita foedera, totiens rupta (hos)tem; si qua . . .* Zum Gedanken vgl. 44, 1, 10 f.

21, 33, 4 *rati universi e rupibus iuxta per inuia ac devia . . .* — 59, 7 *magis ulla hac (aut pertinax) aut utriusque . . .*; zum Gedanken vgl. 2, 40, 13.

22, 4, 4 *super caput (haut) detectae insidiae;* vgl. 22, 28, 8. — 12, 4 *victos tandem quos (iactassent) Martios animos Romanis.* — 14, 7 *Hannibalem taciti spectamus.* — 39, 21 *agatur (hortor), sed . . .*

23, 12, 10 *respondeo itaque Himilconi.* — 14, 8 *non posse, se cum ea (stare) simulando;* vgl. 28, 40, 5; ähnliche Korruptel in der Hs. 42, 26, 2.

24, 26, 14 *corruerunt. quam caedem per se miserabilem.* — 27, 8 *ostium portus, (ut) aliquid (su)ae partis hominibus animi accederet;* vgl. 35, 39, 4. — 48, 7 *congregata, sic turbata ac temeraria.*

26, 27, 11 *quoad hostili eos animo esse.* — 31, 3 *sint autem desciverunt a nobis, si legatos . . .*

27, 47, 9 *fessique aliquot somno ab vigiliis;* vgl. 2, 14, 3; 7, 15, 3; 32, 14, 6; 33, 14, 9. — 49, 2 *ubi regentis imperium vicissent;* vgl. 3, 49, 6. — 49, 3 *abnuentisque ex taedio laborem.*

29, 26, 5 *fortuna quadam ingentia ad incrementa gloriae (opportuna) celebratus.*

30, 18, 7 *ut enim (oder etenim ut) permixtus hosti, (cum eminus) cuspide uti . . .* — 25, 6 *celeritate summa praelabentem.* — 29, 4 *maxime spe hostis fiduciaque;* vgl. 10, 25, 4; Curt. 9, 4, 25.

31, 35, 1 *rex non tam (proelium ipsum quam) celerem aleam.*

32, 15, 3 *venia eis (qui)dem petentibus datur.*

35, 47, 7 *quam regi iunctam nuptiis;* vgl. 24, 24, 6.

36, 25, 7 *dimicassent, cuncta solos praemia.*

41, 23, 13 *Dolopas armis subegit nec provocantis . . .* *audivit;* vgl. die hdschr. Verschreibung 41, 27, 5 und 43, 3, 7. Beachtenswert.

42, 3, 8 *videri posset, id eum (in publicis templa deum) immortalium demolientem facere.* — 29, 6 *in Macedonico bello; quod bellum (cum esset decretum oder cum instaret), tamen . . .* — 39, 3 *ierant (oder venerant) (et) cura insita mortalibus, videndi (cupidi) congregentis;* vgl. 2, 27, 1; 21, 22, 7; 42, 46, 9. — 40, 3 *sicut medicus salutis causa tristiora remedia adhibens.* — 40, 10 wird *evitare* vorgeschlagen für das überlieferte *videre* und zur

Konstr. verglichen Vell. Pat. 1, 7, 1; Val. Max. 1, 7, 6; an diesen beiden Stellen findet sich *vitare* und so schreibt an der Liviusstelle Grynaeus, wovon abzugehen doch wohl kein Grund vorhanden ist. — 43, 4 *in Boeotiam conpositam res profecti sunt*. — 47, 3 *distraxisse, ut non coniungi*. — 50, 7 *et quod, quia sit opulentum, sicubi* . . — 52, 13 spricht sich der Verf. für die gewöhnliche Lesart *animum habendum esse, quem aus*.

43, 2, 11 *abiit, ne rei plures*. — 10, 1 *oppidum finium imperii Persei aberat*. — 19, 7 *in ipsos saevitum. exinde ad Oaeneum*; vgl. 24, 42, 1; 28, 10, 8; 31, 6, 2; 42, 9, 8. — 20, 2 *auditi sunt; cum redirent, responsum*.

44, 1, 5 *ad intentam militarem disciplinam*. — 9, 10 *et consul, ut captum Heraclium comperit, castra eo promovit*; vgl. 25, 30, 12. *promovit* schrieb auch Grynaeus.

45, 3, 6 *bene fecisse, quod ante fecit* . . ; nur *quod* statt des überlieferten *quando* wollte schon Cobet. — 10, 2 *ipse alienis navibus*. — 17, 17 *agitata ante sunt*. — 18, 5 *concilium genti si esset, timendum esse, ne quis improbus vulgi*. — 24, 1 *legati offensione aurium poenam ipsius, non perniciem*. — 30, 2 *facilis, quam etiam se ipsa*. — 37, 9 *vigiliae etiam acerbius*. — 38, 1 *quid autem dicitis*. — 39, 15 *quibus ab imperatore Paulo donatus es spretis potius quae Ser. Galba fabuletur audies? sed haec de re me potius quam illum audi*. Zu *quibus* . . *spretis* vgl. 1, 29, 4.

9) R. Novák, Textvorschläge zu verderbten Stellen des Livius. *Listy filologické a paedagogické* XI (1894) S. 8 ff.

1, 17, 1 *nequid ad singulos, . . . populo, illud pervenerat*. — 21, 1 *ius iurandum pro summo legum* . . .

5, 44, 7 *haec omnia Galli fieri*; vgl. 6, 40, 17.

9, 12, 2 *inter quae se medium amplexos victoriae*. — 39, 20 *et ut semel ei dedere terga, etiam ceteri (mit Harant) capessere fugam*.

23, 16, 16 *ab Hannibale tunc nobis difficilium fuit*. — 17, 4 *conatus perlicere, inde, postquam obstinatos videt, obsidere* . . ; vgl. 10, 34, 1; 23, 34, 4; 24, 1, 6; 29, 2, 3; 35, 30, 2; 36, 43, 13; 38, 4, 7 u. a. Höchst wahrscheinlich richtig.

25, 8, 11 *sibilo composito*, „wenn anders in dem überlieferten co etwas enthalten ist“.

30, 11, 9 *stare ac prope torpere turbati*; vgl. 28, 29, 11. Andere Heilungsversuche führt Luchs z. d. St. an, darunter *ac torpere turbati* Wisb.²

42, 5, 10 *compositae et in Perrhaebia res*. — 47, 3 *spatio . . . sumpto in aciem venturum illum nihilo paratiorem*.

44, 22, 2 wird an der früheren La. *consul essem consalutatus aut quo die magistratum inissem* Madvig und Vahlen gegenüber festgehalten und darauf hingewiesen, daß beide Sätze in abhängiger Beziehung zu *animadvertisse* stehen.

- 10) R. Novák, Kritische Bemerkungen zu den Fragmenten und Periochen des Livius. Listy filologické a pedagogické X 1883 S. 390 f.

Per. 48 *maius etiam — nam murum primus transcendit — periculum adiit.*

Per. 76 *auctor eius belli in proelio cecidit.*

Per. 97 *facti, hic et antequam.*

Per. 120 *venerat, captus e Capeno Sequano interfectus est.*

Per. 122 *adversus Thracas perquam prospere.*

Fragm. 39 (lib. CX) *ei denique fuimus in bello milites.*

II. Zerstreute Beiträge.

1, 40, 5 streicht H. Tiedke, Hermes, 1883 S. 619 die Interpunktion hinter *pergunt* und verbindet dieses Verbum mit den folgenden Infinitiven. Sehr ansprechend.

8, 4, 10 vermutet F. Luterbacher (zu 23, 5, 9) *Campanis equitibus . . civitas sine suffragio data.* Vgl. 8, 11, 16.

9, 40, 2 glaubt K. E. Georges (nach brieflicher Mitteilung) das bei Nonius S. 194, 20 überlieferte, in den uns bekannten Hss. nicht erhaltene Fragment *auratae vaginae, aurata baltea illis erant* hinter den Worten *duo exercitus erant* einfügen zu können. Diese Vermutung hat das für sich, daß, wenn nach dem Citat des Nonius in dem 9. Buche eine Stelle für jene Worte zu suchen ist, in diesem schwerlich eine geeignetere gefunden werden kann. Auch ließe es sich wohl denken, daß die beiden Truppenkörper allein nach der verschiedenen Verzierung der Schilde als *aurati* und *argentati milites* (§ 3) bezeichnet wurden.

22, 15, 4 vermutet A. Frigell Proleg. in librum XXII S. 37 *obstare [et in ducendo bello] ac sedulo tempus terere.* Dieser Vorschlag gewinnt namentlich dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß Livius *bellum trahere* (nicht *ducere*) sagt.

23, 9, 12 vermutet M. Kiderlin, Bl. f. d. Bayer. GW. 1884 S. 113 f., daß *hanc arcem hostium subii* zu schreiben sei. Er beweist, daß unter *hanc arcem hostium* nur Hannibal selbst verstanden werden könne; dazu passe aber nicht *inii*, wohl aber *subii*, welches Livius mit Vorliebe von der Annäherung mit feindlicher Absicht gebrauche. — 16, 16 schreibt M. Kiderlin a. a. O. S. 116 *non vinci enim ab Hannibale in praesentibus difficilius fuit . . .* = „unter den vorliegenden Verhältnissen“. — 25, 6 ist nach M. Kiderlin a. a. O. S. 118 *satis firmi* als Prädikat mit *officerentur* zu verbinden, = „man wußte aber keinen Rat, wie man die konsularischen Heere für einen so schweren Krieg stark genug machen sollte“.

26, 33, 14 nimmt F. Luterbacher an dem Asyndeton in der von Luchs vorgeschlagenen Lesart *velitis <iubeatis>* Anstofs wegen des folgenden *volumus iubemusque*; man erwarte überhaupt

einen Gedanken wie *de iis rebus statuendi senatui ius fieri velitis iubeatisque*. Der erste Grund ist nicht Ausschlag gebend, da die Form des Antrags (Frage oder Aufforderung) regelmässig asyndetisch gewesen zu sein scheint; vgl. 1, 46, 1; 21, 17, 4; 22, 10, 2; 36, 1, 5; 38, 54, 3; 45, 21, 4; Cic. de domo: 80; in Pis. 72; Gell. 5, 19, 9; Preufs. De bimembris dissoluti . . usu S. 94.

30, 29, 4 nimmt A. Siess, Ztschr. für d. österr. G. 1884 S. 36 an dem asyndetisch angereihten *maxime . . percussus est* Anstofs und schlägt vor: *audivit, maxime: (VR, maxime si PF) hostis fiducia, quae non de nihilo profecta concepta erat (V; concepta P, concepta est RF, concepta esset (!) Gronov), percussus (percussus VRF, percussus est P)*. — 30, 45, 7 schreibt A. Siess a. a. O. *cognomina familiarum delegerunt*; vgl. Cic. p. Cluent. 72: *hoc enim sibi Staienus cognomen ex imaginibus Acliorum delegerat*.

III. Schriften gemischten Inhalts.

- 11) P. Marian Wenger, Beiträge zum Gebrauch der Participien bei Livius. Progr. Seitenstetten 1882. 41 S. gr. 8.

Eine fleissige Arbeit. Sie giebt eine Stellensammlung aus 4 Büchern (1. 26. 31. 41 nebst Praef.) mit vielen guten Erklärungen, welche den Verf. zu tieferer Erfassung grammatischer Verhältnisse durchaus befähigt erscheinen lassen. Das Part. auf *ndus* ist unberücksichtigt geblieben.

- 12) W. Sieglin, Der Durchzug Hannibals durch die Po-Sümpfe im Jahre 537/217. Rhein. Mus. 1884 S. 162 ff.

Nach Strabo 5, 2, S. 226 ist Hannibal bei seinem Einmarsch in Etrurien die Strafse gezogen, welche von Placentia nach Bononia führt, hier aber nach Süden abbiegt und sich über Faesulas nach Arretium fortsetzt. Ebenderselbe erwähnt (5, 1, S. 217), dass von Placentia nach Osten hin, jedenfalls bis über Parma hinaus, sich früher grosse Sümpfe befunden hätten, die später durch Abzugskanäle von Aemilius Scaurus ausgetrocknet worden wären (i. J. 645/109); diese habe Hannibal auf dem Wege nach Etrurien durchziehen müssen. An der Richtigkeit dieser Mitteilung des Strabo, welcher sich über römische Geschichte fast durchweg gut orientiert zeige, sei nicht zu zweifeln. „Weil die Sümpfe ausgetrocknet waren, wurden sie vergessen und die Leiden der punischen Armee bei ihrem Marsche nunmehr da gedacht, wo man von Sümpfen etwas wusste, im Arnothale (Liv. 22, 2, 2), das Hannibal, nachdem er die Apenninen überschritten, gleichfalls hatte berühren müssen“. Bemerkenswert ist, dass Polybios den Namen Arnus nicht hat und mit den Worten (3, 78, 6) *τὴν διὰ τῶν ἐλῶν εἰς τὴν Τυρρηνίαν φέρουσαν ἐμβολήν* jene Sümpfe aufserhalb Etruriens anzusetzen scheint.

- 13) G. Faltin, Zu den Berichten des Polybios und Livius über die Schlacht am Trasimenischen See. Rhein. Mus. 1884 S. 260 ff. Vgl. Ztschr. f. d. GW. 1883 S. 747.

Verf. beweist, daß sich die Darstellung des Polybios mit den örtlichen Verhältnissen nicht in Einklang bringen läßt; P. habe sich über die Gegend im ganzen (besonders über die Lage des Sees), speziell über das Schlachtfeld eine falsche Vorstellung gebildet (die geographischen Kenntnisse und die Fähigkeit sich zu orientieren seien bei ihm recht gering gewesen). Aber zu der Vorstellung vom Terrain, die P. hatte, passe sowohl die von ihm angegebene Aufstellung der karthagischen Truppen als auch die Schilderung des Kampfes selbst¹⁾.

Dagegen gestatte die ganze Darstellung des Livius bis auf eine Wendung²⁾ eine vollständige Beziehung auf die Lokalität, auch lasse sich aus seinen Angaben die Aufstellung der Truppen und der Gang der Schlacht in einer militärisch durchaus verständlichen Weise kombinieren; auf diese Gründe hin müsse man die Überlieferung, wie sie bei Livius vorliege, als die bessere ansehen³⁾.

Zu einem vollständig verschiedenen Resultat kommt F. Voigt an der oben S. 80 citierten Stelle. Er weist in der Darstellung des Livius mancherlei Unklarheiten nach und behauptet, daß der Bericht des Polybios der bessere sei und als solcher der Schilderung dieser Schlacht zu Grunde gelegt werden müsse. Daraus folge aber mit Notwendigkeit, daß das Schlachtfeld nicht im Norden des Sees bei Tuoro angesetzt werden dürfe, wie im Anschluß an die Livianische Beschreibung gewöhnlich geschehe. „Auf der Strafe (Cortona-Foligno-Spoleto) marschierten beide Heere, wie daraus hervorgeht, daß die Punier nach der Schlacht die Reiterei des Konsuls Servilius schlugen, welche die Vereinigung mit dem Heere des Flaminius suchte und von Ariminum her, also jedenfalls auf der via Flaminia, heranrückte, und alsdann einen Hand-

¹⁾ Um den einheitlichen Zusammenhang in P.'s Vorstellung zu erzielen, bedarf es nach Faltin zweier Korrekturen im Text: 3, 83, 1 ist zu schreiben *κατὰ δὲ τὴν ἀπ' οὐρᾶς (τὴν) λίμνην* u. s. w. und § 2 *παρὰ τὴν λίμνην* hinter *τὸν ἀδῶνα* zu streichen.

²⁾ Eine kleine Ungenauigkeit liege in den Worten (22, 5, 6) *ab lateribus montes ac lacus* . . . , insofern auch die Berge (bei Tuoro) nicht unbezetzt waren. Schlimmer sei der Ausdruck (22, 4, 7) *in frontem lateraque pugnari coeptum*, weil *latera* nur bedeuten könne, daß der Angriff auf beide Flanken geschah, die rechte Flanke aber gedeckt war. Korrekt ausgedrückt müsse es heißen: *in frontem tergumque*.

³⁾ Bei der völligen Verschiedenheit zwischen der Darstellung des P. und der des L. sei die Annahme, daß L. seinen Bericht dem P. entnommen habe, ausgeschlossen. „Es erhebt sich nun die Frage, ob beide Schriftsteller aus derselben Quelle geschöpft haben. Man muß nach Lage der Dinge sich mehr geneigt fühlen, sie zu verneinen als zu bejahen. Aber es ist schwer nachzukommen, inwieweit P. die Vorstellung vom Schlachtfeld aus seiner Vorlage genommen hat. Vieles spricht dafür, daß er in seiner durchgreifenden und selbständigen Art nach eigenem Urteil und freilich oft nur vermeintlich besseren Kenntnis den Bericht seiner Quelle umgestaltet hat.“

streich gegen Spoleto unternahmen; es muß dies doch wohl in der Nähe von Foligno geschehen sein . . . Dort nun, wo die Straße bei Torricella den See verläßt und sich nach SO wendet, indem sie von dessen Ufer nach dem Rücken des Höhenzuges hinaufsteigt, der im Osten vorgelagert ist, findet statt, was Polybios schildert: der Weg hat vor sich die Höhe, hinter sich den See, auf der einen Seite die Abhänge des steilen Monte del Lago, auf der anderen die des Monte Colognola; bis dahin aber, wo die südöstliche Wendung stattfindet, zieht die Straße schmal zwischen dem Wasser und den sanften Abhängen der Berge in nordsüdlicher Richtung“.

14) J. B. Sturm, *Quae ratio inter tertiam T. Livi decadem et L. Coeli Antipatri historiam intercedat.* Diss. von Würzburg 1883. 54 S. 8.

S. 1—5 Zusammenstellung der allmählich stark angewachsenen Litteratur über das Verhältnis des Livius zum Cölius. Inhalt der Arbeit: Nachweis, daß Cölius vom Livius in der dritten Dekade als Quelle nicht benutzt worden ist.

Die Untersuchung und Beweisführung basiert auf einer genauen Vergleichung der uns erhaltenen Reste des Cölianischen Geschichtswerks mit der Erzählung des Livius. S. 6—34 werden diejenigen Fragmente (11) besprochen, welche nach Inhalt und Wortlaut von der Darstellung derselben Ereignisse bei Livius abweichen; S. 35—37 diejenigen (6), welche übereinstimmen, 'vel rectius: quae non aperte pugnant cum Livio'; S. 37—48 diejenigen (37), welche sich bei Livius nicht finden, resp. nur künstlich oder willkürlich und ohne Wahrscheinlichkeit auf die eine oder andere Stelle bei Livius bezogen werden, obwohl sie mit Ausnahme von ganz wenigen (2), aus denen sich Bestimmtes überhaupt nicht folgern läßt, allerdings zur Darstellung des hannibalischen Krieges in Beziehung zu stehen scheinen.

Bemerkenswert sind folgende Stellen der Abhandlung: S. 52 'atque si Titus in libris XXI et XXII Coelium quater, Fabium et L. Cincium Alimentum semel laudavit, sequitur, ut Livius omnium illorum trium scriptorum opera ante oculos habuerit' und S. 53 'in hac enim opinione sumus Livium tertiam decade iam perfecta in opus Coelianum incidisse. quapropter . . . libros tertiae decadis iterum perspicens atque percensens cum opere Coelii comparavit iisque locis, quibus narratio cum Coelio non consenserat, famam Coelianam adnotationibus parvis (quas quidem nos hodie extrema pagina facere solemus) suae addidit'.

Über die Abhandlung von Gortzitza (s. Ztschr. f. d. GW. 1883 Jahrb. S. 351) vgl. H. Hesselbarth, Phil. Rundsch. 1884 Sp. 187 f.

Über die Abhandlung von Heydenreich (s. Ztschr. f. d. GW. 1883 Jahrb. S. 356) vgl. A. Eufner, Phil. Rundsch. 1884 Sp. 215.

Berlin.

H. J. Müller.

Lucian.

1) Lucianus Samosatensis. Franciscus Fritzschi recensuit. Vol. III Pars II. Rostochii MDCCLXXXII.

Die Fortsetzung der Lucianausgabe Fritzsches durch den 2. Teil des 3. Bandes ist ein Ereignis, dessen philologische Bedeutsamkeit zu betonen unnötig und erschöpfend zu besprechen, zumal an dieser Stelle, unmöglich ist. Wie der Abschluss dieses Bandes fast ein Jahrzehnt in Anspruch genommen hat, und der Inhalt die vielseitigste Gelehrsamkeit des emsigen Herausgebers, sowie dankenswerte Beiträge anderer in sich schließt, so wird der wissenschaftliche Gehalt im einzelnen erst durch die ausgedehnteste Spezialforschung ergründet, der in ihm sich bergende Schatz erst allmählich gehoben werden können. Mögen die jüngeren Freunde Lucians die Aufforderung des greisen Lehrmeisters, 'ut in egregiis studiis suis pergant fortissime neque ulla se vel difficultate vel molestia ab Luciano abduci patiantur' (Praef. S. VIII), sich recht zu Herzen gehen lassen, möge es aber auch diesem vergönnt sein, das Werk, an das er in seiner Jugend die erste Hand gelegt, in einem gesegneten Greisenalter zum Abschluss zu bringen.

Den *Νεκρικοὶ Διαλόγοι*, welche im 1. Teile des 3. Bandes bis zum 10. Dialog herausgegeben und in mehreren Rostocker Lektionskatalogen bis zum 27. Gespräch fortgeführt waren, gehen in 5 Kapiteln (CXX Seiten) auf Lucian bezügliche wissenschaftliche Abhandlungen voraus. Kap. I und II handeln eingehend 'de fragmentis Demonactis philosophi' und 'de Luciani Sostrato'. Die Stellung, welche Ref. zur Biographie des Demonax einnimmt, ist von ihm, abgesehen von dem Referat über „Lucians Demonax von A. Schwarz“, ausführlicher dargelegt worden in N. Jahrb. f. Phil. 1881. S. 841—849. Der wertvolle Aufsatz Fritzsches zur Demonaxfrage ist geeignet, das Urteil über den Demonax, dessen Person in der lucianischen Biographie Ref. als ein Ideal bezeichnet hat, vorläufig zum Abschluss zu bringen. Wenn man die Worte Fr. s¹): 'Quodsi Schwarzius dissertationem meam de fragmentis Demonactis oculis vidisset, nihil ex omnibus, quae p. 24—27 de Demonacte commentatio ipse commentus est, sivisset lucem adspicere' liest, möchte man glauben, daß ein Widerspruch gegen den historischen Charakter des Demonax als ein evidenten Irrtum

¹) Index lect. in acad. Rost. s. hib. a. 1879—80 hab. p. 4.

bezeichnet werden muß, den die von Fr. aus anderen Schriftstellern (vornehmlich Stobaeus, Antonius, Joh. Damascenus) gesammelten 24 'fragmenta Demonactis' in das hellste Licht setzen. Allein — um mein aus der Kenntnisaufnahme dieser Fragmente gewonnenes Urteil kurz zu fixieren — die historische Existenz eines Philosophen Demonax können dieselben nicht beweisen. Schwarz hat bereits darauf hingewiesen, daß in der Gesamtmasse der in der lucianischen Biographie befindlichen Dicta des Demonax Echtes mit Unechtem gemischt sei. Liegt es nun außerhalb der Möglichkeit, daß, so wie die Produkte anderer als Demonaktisches Eigentum in den Lucian eingeschmuggelt wurden; der Bestand des Echten in der Biographie selbst im Laufe der Zeit verkümmert worden sei? Aber was sagen denn die 'fragmenta Demonactis'? Sie warnen vor Hochmut (1), empfehlen dem Redner die Leidenschaftslosigkeit (2), eine richtige Benutzung des Augenblicks (5), dem Lobredner der Tugend, an seinen eigenen Mängeln zu arbeiten (13; ähnlich 16), der Pflege des Körpers die der Seele zur Seite gehen zu lassen (14), der Ohren mehr als der Zunge sich zu bedienen (17), Freunden gegenüber vorsichtig zu sein durch tadellose Wahrung des Charakters (18), die Geheimnisse der Freundschaft selbst als Feind zu wahren (19); — sie bezeichnen Selbstkenntnis als den Anfang aller Philosophie (3), Bildung als Bedingung eines festen Charakters (6), die Einsicht als den Schmuck der Seele (7) und als ihre Kraft, welche nicht hinter der des Körpers zurückbleiben soll (9), die Not als den Prüfstein wahrer Freundschaft (8), die Leiden anderer als die besten Lehrmeister (10), Einschränkung der Begierden als einen Fortschritt auf dem Wege der Tugend (12), das Glück als den Prüfstein des Charakters, das Unglück als den der Einsicht (15), schlecht gewonnenen Reichtum als eine sichtbare Unehre (23), den Erwerb von Gütern als ein zweckmäßiges Streben, ungerechtes Gut aber als das allerwerflichste (24); — sie geben der Ethik den Vorrang vor der Naturphilosophie (4), vergleichen die philosophische Einsicht, welche die Schmerzlosigkeit schafft, mit den Schwaben, welche das gute Wetter verkündigen (11), und die Vernunft mit dem guten Bildner, welcher dem Inhalt der Seele eine edle Form giebt (22), sie wollen endlich die Freundschaft, welche den Grundsatz der Gerechtigkeit nie verletzen darf (21), auf unbedingtem Vertrauen gegründet wissen (20).

Allerdings solche Gedanken lassen den Vertreter derselben als einen wahrhaft sittlichen, durch Bildung verschönten Charakter erscheinen, der dem Demonax, wie Lucian ihn uns in den ersten 10 Paragraphen der Biographie schildert, wohl entspricht, für alle weiteren Folgerungen über darf nicht außer Acht gelassen werden, 1) daß die Autorschaft manches Fragments fraglich bleibt, 2) daß das Echte ursprüngliches Eigentum der lucianischen Biographie, deren Zerrüttung und Überarbeitung außer Frage steht, gewesen

sein dürfte, und somit die aus ihr entnommenen philosophischen Dicta, welche in späteren Zeiten in Unkenntnis des historischen Sachverhalts inkorrekt einem Demonax zugewiesen wurden, korrekt als lucianisch bezeichnet werden mußten.

Wie mir die *Fragmenta Demonactis* den von Fritzsche abweichenden Standpunkt hinsichtlich der Person des Demonax innewahalten erlauben, so veranlaßt mich der zweite Aufsatz '*De Luciani Sostrato*', die früher nur als möglich ausgesprochene Abfassung einer Biographie des Sostratos seitens Lucians in Übereinstimmung mit Fritzsche als zweifellos anzusehen. Das Referat hierüber will ich in der Weise vortragen, daß ich ohne Rücksicht auf den Gang der Untersuchung die Ergebnisse derselben zu einem historischen Bilde vereinige:

Lucian hatte seine Sophistenlaufbahn aufgegeben und, von Westen nach Osten wandernd, seine Heimat Samosata wieder aufgesucht, als er im Verfolge des neugewählten Studiums der Philosophie sich nach Athen zu dauerndem Aufenthalt wandte (165 n. Chr.). Es war die Zeit, um welche der hochgebildete, mit irdischen Gütern reich gesegnete Herodes Atticus den Mittelpunkt der höchsten Kreise der Stadt bildete. Dieser machte, wie er selbst schriftlich berichtet hat, die persönliche Bekanntschaft eines jungen riesenhaften Mannes. Auf kräftigem Nacken saß ein von dichtem Haar umschlossener ausdrucksvoller Kopf, dessen Augen zu beiden Seiten der schön geschwungenen Nase von buschigen, beweglichen Brauen überdeckt wurde. Harte Arbeit und einfache Nahrung hatten seine Lebenskraft in ungewöhnlicher Weise entwickelt. Seine Brust war mächtig gewölbt, sein Gang fest und sicher, seine Kleidung aus Wolfsfellen zusammengenäht. Seine Mutter war die kräftige Frau eines Rinderhirten im böotischen Delion, der wohl nach dem Namen des Landesheros der marathonschen Gegend, die der riesenhafte Sohn zunächst zum Schauplatz seiner Thätigkeit wählte, als *Μαγαθών* bezeichnet wurde. Säuberung des Landes von dem damals um sich greifenden Räuberwesen, Sicherung und Förderung der Heerstraßen und Gebirgspfade hatten ihn zum Wohlthäter des Landes ringsumher gemacht und ihm den Namen *Ἀγαθίων* eingetragen. Jahre vergingen, Agathion wuchs zu einem reifen Manne heran, der Schauplatz seiner Wohlthaten wurde umfangreicher, auf den Höhen des Parnassos unter freiem Himmel nahm er sein Lager und fuhr fort, in seiner Weise der Mitwelt nützlich zu sein, die ihm schliesslich den Ehrentitel *Ἡρακλῆς* beilegte. Des Herodes Atticus Lebenstage aber waren nach trüben Erfahrungen dem Ende nahe gekommen, und Schmerz erfüllte ihn, daß ihm nicht vergönnt war, eine mannhafte That als Andenken an seinen Namen der Nachwelt zu überlassen, insbesondere, daß der bereits von Nero geplante Durchstich des Isthmus auch ihm unmöglich erschien. Herodes starb hochbetagt 177 n. Chr., nicht lange nach ihm der

Herakles-Agathion, dessen ehemals ausgesprochener Aussichts auf lange Lebensdauer die Wirklichkeit demnach nicht entsprach. Die Ursache seines verhältnismäßig frühen Todes ist nicht bekannt; allein es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein im Leben so hart geprüfter Mann kein hohes Alter erreichte. Jedenfalls hatte er lange genug gelebt, um eines dankbaren Andenkens bei der Nachwelt sicher zu sein, durch alle Kämpfe und Mühen, denen er sich zum Wohle der Menschheit unterzogen. — Das Andenken an diesen Mann der Nachwelt zu überliefern und an seinem Teile den Tribut der Achtung und Anerkennung des Charakters dem Toten abzutragen, dessen Wollen und Vollbringen die kraftlos gewordene und ohne höhere Ziele dahinlebende Menschheit zu erneuem Wirken anregen sollte, entschloß sich Lucian, der die reifen Mannesjahre seines Helden mit durchlebt hatte und gewiß aufmerksamer Zeuge seiner Leistungen gewesen war. Der Wahrheit Trieb aber führte ihn dazu, den eigentlichen Namen seines Helden festzustellen. Herodes hatte über ihn, als er ein Jüngling war, privatim berichtet und noch an seinem Lebensabend desselben anerkennend gedacht, sich aber hinsichtlich des Namens mit einer mythenhaften Angabe befriedigt gefunden. Lucian wollte die volle Wahrheit. Gewiß hatte auch er des Herodes Bericht von der Zusammenkunft mit Agathion-Herkules, wenn derselbe schon veröffentlicht war, gelesen oder von dem Inhalt desselben durch andere Kunde erhalten, gewiß wird er an richtiger Stelle das historisch Zweifelhafte und Lückenhafte festgestellt und ausgefüllt haben, gewiß wird es ihm gelungen sein, *Σώστρατος* als den wahren Namen seines Helden der Biographie desselben einzuverleiben. Bei der Person des Sostratos wird aber Lucian auch des Herodes gedacht haben, dessen Verdienste um Griechenland ihm bereits früher Worte der Anerkennung diktiert hatten, dessen rednerische Leistungen er auch später im *Demonax* erwähnt. Scheinen doch Lucian und Herodes in ihrem Streben mannigfache Gemeinsamkeit zu haben. Wenn aber Lucian im *Demonax* über seine Bedeutung völlig schweigt und nur den Sostratos als erwähnenswerte Person bezeichnet, so muß man berücksichtigen, daß die letzten Lebensjahre des Herodes mit politischen Parteikämpfen erfüllt waren, welche den durch die Vergangenheit erworbenen Glanz minderten und die Anerkennung Lucians herabdrückten. Wie also Lucian im *Demonax* nur noch wenige Worte für ihn hat, so wird er im Sostratos, wenn des Herodes ausführlich gedacht worden ist, von diesen nur mit geteilten Gefühlen gesprochen haben. Vielleicht, daß Lucian bei aller Hochachtung vor den Leistungen und der Bildung des Mannes für die Leichtgläubigkeit, den Aberglauben und die Leidenschaftlichkeit desselben kein freundliches Wort gehabt hat.

Im 3. Kapitel kritisiert Fr. ausführlich den Stoff, welcher der Jahresberichte X.

Schrift L.s *Μένιππος ἢ νεκρομαντεία* zu Grunde liegt, und stellt als Abfassungszeit derselben unter Zurückweisung aller Gesichtspunkte, unter welchen diese Schrift dem Lucian abzusprechen versucht worden ist, das Jahr 163 n. Chr. auf. In das darauf folgende Jahr falle der *Φιλομευδής*.

Es folgt sodann der Abdruck der im Rostocker Lektionskatalog von 1880 veröffentlichten Abhandlung 'De libris Pseudolucianeis', deren Inhalt ich Jahresh. 1880 S. 392—394 gekennzeichnet habe. Die nächsten 38 Seiten enthalten zwei mit großer Gelehrsamkeit verfasste Abhandlungen über die Rhythmik der griechischen Prosa, welche von A. Weidner im Phil. Anzeiger VII S. 359 ff. eine eingehende Besprechung gefunden haben.

Ich komme nunmehr zur Hauptsache. Von den durch Fr. vor Herausgabe des Vol. III, P. II veröffentlichten „Totengesprächen“ waren für das letzte Referat zu spät in meine Hände gelangt: *Νεκρ. διαλ.* XXII—XXIV, welche unter dem Titel Epiphyllides Lucianaeae in dem Rostocker Lektionskatalog von 1881 (zum ersten Mal) erschienen sind und nunmehr im Zusammenhang mit den lucianischen Dialogen des Vol. III 2, dem Reste der Totengespräche (im Vergleich mit Dindorf), dem *Χάρων* (im Vgl. mit Sommerbrodt) und dem *Κατάπλους* (ebenfalls im Vergleich mit Dindorf) besprochen werden sollen.

Im 22. Totengespräch hat zunächst eine gute Konj. Guyets Aufnahme gefunden: c. 1 *μάτην ὄν ἔσομαι* (st. *ἔση*, was viele Hss. bieten) *πεπλευκώς*. Dafs nur die erste Person am Platze ist, hat auch der Schreiber des Vat. 87 begriffen und darum *εἶην* konjiziert. — Handschriftliche Autorität hat richtige Änderungen ermöglicht: c. 1 *ὑπὲρ ἐμοῦ* (ohne *σοι*) *ἀποδοῖα* (*ΑΦΩΩ*); *σοι* giebt richtigen Sinn, ist aber unnötig und gegenüber dem kurz darauf folgenden *σοι* ein Mißklang. — c. 2 *σὺ δ' οὐκ ἤδεις ὡς κομίζεις δέον* auf Grund der besten Hss. — Ebd. ist *οὐδὲν ταῦτα πρὸς τὸν Πορθμέα* nach Ψ und Hemsterhuys aufgenommen worden. Viele Hss., darunter *ΒΟΦΦ*, bieten nur *πορθμέα*, das ich in einem früheren Referat halten zu müssen gemeint habe. Ich verwerfe es jetzt ebenso wie Fr.s Korrektur und glaube in *ΓΩ* das Richtige überliefert zu finden. Nach Fr. würde Charon auf die Worte des Menippus, er habe Wasser ausschöpfen und rudern helfen und allein von allen Fahrgästen nicht geheult, antworten: Das geht den Fährmann nichts an, du sollst deinen Obolus geben. Korrekter finde ich aber die Antwort des Charon: Das hat nichts mit dem Fährgeld zu thun, den Obolus sollst du mir geben. Die korrespondierenden Begriffe stehen somit neben einander: *οὐδὲν ταῦτα πρὸς τὰ πορθμέα· τὸν ὄβολον ἀποδοῦναί σε δεῖ*. Denselben Sinn haben auch $\mathcal{A}\Omega\mathcal{A}$ durch *πρὸς τὰ πορθμέα* (*πόρθμια*) ausdrücken wollen. — c. 3 billigt Fr. die präsentische (in *ΒΟΓΨΦΑΦ* überlieferte) Form *ἀπαγέ με*. Sollte nicht der (durch $\mathcal{A}\Omega\Omega$ überlieferte) Aorist *ἀπάγαγέ με* das

passendere Tempus bilden und klarer sein als das zugleich als Interjektion verwendete Präsens? Ebd. ist nach guten Hss. geschrieben *χαριεν* (st. *χάριεν*) *λέγεις*. — *εἰ θέλεις* (st. *εἰ ἐθέλεις*) wird vom Scholiasten citirt und entspricht dem üblichen Gebrauch. — Im 23. Gespr. hat c. 1 *Πρωτεσίλωος* handschr. Autorität für sich. Man könnte nun fragen, weshalb am Schlusse des Dialogs *Πρωτεσίλωος* (von welcher Form in c. 1 nur der Gorlicensis abweicht) beibehalten worden ist. Hat das Original im Sinne Fr.s auf die nur scheinbare Differenz des lebenden und toten Protesilaus anspielen wollen? — *καὶ πρῶτος ἀπέθανον* allein nach Vat. 87. — *πλὴν οὐδείς ἂν αὐτῶν τύχοι* ist zwar entsprechend den Hss. und dem Texte Dindorfs aufgenommen worden, im Kommentar aber dem *αὐτῶν* die von Bekker aufgenommene Konj. von Hemsterhuys *αὐτοῦ* gegenüber gestellt. Zumal bei der freieren Bezeichnung des Gedankens durch *τοῦτον τὸν ἔρωτα ἐρᾶν* würde ich geneigt sein, an dem Plural, für dessen Verwendung Lehmann *θεῶν διάλ.* II 2 und Fritzsche *Λούκιος* c. 5 anführt, auch hier keinen Anstoß zu nehmen. — c. 2 *οὐδέν* (st. *οὐδέ*) *σε ἀνελεθεῖν δεήσει* wiederum mit dem Schreiber des Vat. 87. — c. 2 ist Dd.s *γέγονε* (A) mit der Vulg. in *ἐγένετο* verwandelt worden. Die besten Hss. BΦ bieten das Präsens, dazu der Vat. 87 *ποτε* statt *πώποτε*. Nun darf eine für alle Zeiten geltende Aussage wohl präsentisch als ein Faktum der ewig sich erzeugenden Gegenwart ausgedrückt (Kühner, Ausf. Gr. d. gr. Spr. II S. 117) und somit gesagt werden: Das darf nicht geschehen und geschieht niemals. Es bliebe also der Überlieferung der besten Hss. gegenüber nur die Frage übrig, ob den *πώποτε* überhaupt von der Zukunft oder in Verbindung mit einem dem Futurum gleichwertigen Präsens gebraucht werden kann. Wird dieselbe bejaht, so ist die Überlieferung in BΦ (OF) in Zukunft aufzunehmen, wird sie aber verneint, so schlage ich vor, *πώποτε* in *οὔποτε* zu verwandeln, — c. 3 ist *ἐθελήσεις* gegen *θελήσεις* eingetauscht und *ἐκείνη* (vor *νύμφη*) mit Recht eingeklammert worden. Es könnte auch mit Vat. 87 weggelassen werden. — *οὐδέ διαγνώσαι δυναμένη* (BΦ) ist eine richtige Wortstellung. — Die Worte der Persephone läßt Fr. endigen: *νεανίαν αἰδοῖς καλὸν ἀπεργάσασθαι αὐτὸν οἶος ἦν ἐκ τοῦ παστοῦ*. Die Hss. bieten *νεανίαν ἐθδύς*. Nach Fr. und Voigtlaender ist *αἰδοῖς* aufgenommen worden von Bekker (in adnotationibus), und allerdings hat die Korrektur etwas Bestechendes. Allein man prüfe die Überlieferung genau: Persephone fordert ihren widerstrebenden Gatten auf, den Hermes zu veranlassen, den *Πρωτεσίλωος*, sobald er auf der Oberwelt wieder *Πρωτεσίλωος* geworden sei, mit dem Stabe sofort (*ἐθδύς*) in einen schönen Jüngling zu verwandeln, wie er es früher gewesen. Dafs es sofort geschieht, ist wesentlich, da ja Pluto nur an eine ganz geringe Frist, *μῖαν ἡμέραν* (c. 2), denkt und diese ihm schliefslich gewährt. Dafs er

aber wiederum werde, wie er war, ist wegen des Zusatzes: οἶος ἦν ἐκ τ. π. nicht notwendig. — Die Antwort des Pluto beginnt: ἐπεὶ Φερσεφόνη συνδοκεῖ ἀναγ. κτλ. Fr. ist auch hier geneigt, die Überlieferung des Vat. 87: οὕτω ποιεῖ ὃ Ἑρμῆ ἐπεὶ καὶ τῆ Φ. σ. aufzunehmen. Allein ich halte den Gedanken für interpoliert; nur die Worte ἐπεὶ καὶ τῆ Φ. σ. glaube ich dem Original zusprechen zu dürfen, da die Belegstellen Θ. δ. XX 2, Ζεὺς Τραγ. 5 ebenfalls καὶ bieten, das in anderen Beispielen bei Aristophanes (Aves 197), Isorates (4, 31), Plato (Protag. 3406; Phaedo 64, c.) Xenophon (Cyp. 8, 5¹) fehlt. Das Gespräch würde also schliessen: Nun, mein Gatte, so verschaffe auch dem Abhilfe und befehl dem Hermes, ihn, wenn er auf der Oberwelt wieder Protesilaus ist, durch Berührung mit dem Stabe sofort zu einem schönen Jüngling zu machen, wie er es war, unmittelbar nach seiner Hochzeitsfeier. — Da Persephone damit einverstanden ist, führe ihn auf die Oberwelt und mache ihn wiederum zu einem Bräutigam. Du aber (Protesilaus) denke daran, daß du nur einen Tag Frist bekommen hast. — Νεκρ. διαλ. XXIV 1 ist ἐπέβην durch die Konj. Fr.s προσέβην ersetzt worden, welches dem angedeuteten Gedanken allein entspricht. — Die Worte καὶ καλὸς ἦν καὶ μέγας entbehren allerdings der strikten Anknüpfung an den einige Zeilen vorausgehenden Gedanken ἐπὶ τῆ βασιλείᾳ μὲν, allein die Einfügung von ὅτι, für die sich Fr. nach Hemsterhuys erklärt, entsprechend dem folgenden τὸ δὲ μέγιστον ὅτι, welches von οὐ δοκῶ σοι . . . φρονεῖν abhängig gemacht ist und nicht, wie Dd. will, durch einen Punkt von dem mit ἐραδίως endenden Gedanken getrennt werden darf, ist wohl nicht nötig. Vielleicht würde καὶ καλὸς δ' ἦν καὶ μέγας korrektere Anknüpfung sein. — Eine Lücke ist nach Vorgang anderer angenommen worden c. 2 zwischen den Worten Ἀλικαρνασσεῦσι μὲν ἴσως und εἶεν ἐπιδείκνυσθαι. Während aber Bekker und Dindorf sich begnügen, ἄν, das durchaus notwendig ist, einzuschieben, fügt Fr. die dem Sinne der Stelle entsprechenden Worte ἄξιον ἂν hinzu, wodurch die Verderbnis völlig gehoben wird. — c. 3 Μανύσωλος Διογένει ist eine Konj. Cobets (V. L. S. 115), die Fr. gegenüber der Überlieferung Μανύσωλος καὶ Διογένης mit Recht verwirft, da die Adjektiva der Gleichheit und Ähnlichkeit die beiden Fassungen zu Grunde liegende Konstruktion nach sich haben können. — In demselben Kap. ist zunächst richtig αὐτῷ (st. αὐτῷ Ἄ oder ἐαυτοῦ ΒΟΦ) von Fr. konjiziert. Weiteres möchte ich aber an der Stelle nicht geändert haben. ὁ μὲν ist dem ὁ Διογένης δὲ gegenüber gewiß mit Fr. beizubehalten, die von ihm gewünschte Umstellung aber καὶ ὁ μὲν τάφον würde den zweiten Gegensatz, der in den drei Zeilen zum Ausdruck gelangt, abschwächen. καὶ τάφον steht gegenüber dem folgenden λόγον δὲ. Eine Hinzu-

¹) aber καὶ ὁ Κῆρος συμπrouθυμῆτο Xen. Anab. III 1, 9.

fügung aber von $\mu\acute{\epsilon}\nu$ zu $\tau\acute{\alpha}\phi\omicron\nu$ war des danebenstehenden Ausdrucks $\acute{\omicron}$ $\mu\acute{\epsilon}\nu$ wegen nicht möglich und der Gegensatz durch Voranstellung des zu betonenden Begriffs hinreichend markiert. — $\omicron\upsilon\delta\acute{\epsilon}$ $\gamma\acute{\alpha}\rho$ $\acute{\epsilon}\mu\epsilon\lambda\epsilon\nu$ ist Überlieferung und von Lehmann, der die Korrektur $\omicron\upsilon\delta\acute{\epsilon}\nu$ $\gamma.$ $\epsilon.$ gemacht hatte, die Dd. aufgenommen, nachträglich als richtig anerkannt. — Im 25. Gespräch ist eine unwesentliche Abweichung von Dd. in der Überschrift die Weglassung von $\kappa\alpha\iota$ zwischen den beiden ersten Namen. Sodann ist c. 1 nach Hom. *B* 673 und der Überlieferung in *OA*, sowie im Sinne der älteren Drucke der Komparativ $\acute{\epsilon}\nu\mu\omicron\rho\omicron\gamma\acute{\omicron}\tau\epsilon\sigma\tau\epsilon\omicron\nu$ (Dd.) in den Superlativ und c. 2 $\acute{\alpha}\rho\alpha$ $\delta\iota\alpha\kappa\rho\iota\nu\omicron\iota$ (in A fehlt $\acute{\alpha}\rho\alpha$) in das potentiale $\acute{\alpha}\nu$ $\delta\iota\alpha\kappa\rho\iota\nu\omicron\iota$ verwandelt worden. — Gegen den Schluss des Gesprächs hat Fr. eine Lücke angenommen zwischen den Worten $\acute{\epsilon}\gamma\omega$ $\delta\acute{\epsilon}$ und $\acute{\alpha}$ $\beta\lambda\acute{\epsilon}\pi\omega$ $\kappa\alpha\iota$ $\acute{\alpha}$ $\nu\tilde{\nu}\nu$ $\acute{\epsilon}\chi\epsilon\iota\varsigma$, die er durch den Ausdruck $\mu\acute{\omicron}\nu\alpha$ $\sigma\kappa\omicron\pi\acute{\omega}$ ausfüllt. Ich meine, daß die Überlieferung in *ABOΦ* ohne Zwang unter Berücksichtigung der vorausgehenden Worte auf die richtige Fassung führt. Menippus will keinen Unterschied machen zwischen Thersites und Nireus. Nireus beruft sich für seine auf der Oberwelt von allen gepriesene Schönheit auf Homer. $\kappa\alpha\iota$ $\mu\acute{\eta}\nu$ $\acute{\epsilon}\rho\omicron\upsilon$ $\text{O}\mu\eta\rho\nu$ $\kappa\tau\lambda.$; aber Menipp glaubt seinem auf unmittelbarer Anschauung beruhenden Urteil allein trauen zu dürfen: „Träumereien, (sagt er); was ich mit meinen Augen auch jetzt noch an dir wahrnehme, das hast Du, von jenen wissen nur die damals Lebenden etwas.“ Es liegt nahe, was *BOΦ* mit abweichender Interpunktion und *A* (mit Umstellung der Worte $\kappa\alpha\iota$ $\nu\tilde{\nu}\nu$ vor $\beta\lambda\acute{\epsilon}\pi\omega$) bieten: $\acute{\epsilon}\gamma\omega$ $\delta\acute{\epsilon}$ $\acute{\alpha}$ $\beta\lambda\acute{\epsilon}\pi\omega$ $\kappa\alpha\iota$ $\nu\tilde{\nu}\nu$, $\acute{\epsilon}\chi\epsilon\iota\varsigma$, zu acceptieren. Allein korrekter kommt der Gedanke zum Ausdruck, wenn wir den Relativsatz durch ein $\tau\acute{\alpha}\upsilon\tau\alpha$ zusammenfassen, das, wenn man $\kappa\alpha\iota$ $\nu\tilde{\nu}\nu$ auf $\acute{\epsilon}\chi\epsilon\iota\varsigma$ bezog, mit Leichtigkeit als überflüssig ausfallen konnte, und $\acute{\epsilon}\gamma\omega$ $\delta\acute{\epsilon}$ in $\acute{\epsilon}\gamma\omega\gamma\epsilon$ verwandelt. Somit lese ich: $\delta\upsilon\eta\epsilon\rho\alpha\tau\acute{\alpha}$ $\mu\omicron\iota$ $\acute{\lambda}\acute{\epsilon}\gamma\epsilon\iota\varsigma$ $\acute{\epsilon}\gamma\omega\gamma\epsilon$ $\acute{\alpha}$ $\beta\lambda\acute{\epsilon}\pi\omega$ $\kappa\alpha\iota$ $\nu\tilde{\nu}\nu$, $\tau\acute{\alpha}\upsilon\tau\alpha$ $\acute{\epsilon}\chi\epsilon\iota\varsigma$, $\acute{\epsilon}\kappa\epsilon\iota\tau\alpha$ $\delta\acute{\epsilon}$ $\omicron\iota$ $\tau\acute{\omicron}\tau\epsilon$ $\acute{\iota}\sigma\alpha\sigma\iota\nu$. — Ich gehe über zum 28. Dialog. Wer die ersten Zeilen desselben liest, dem dürfte es schwer fallen, in der Überlieferung einen verständigen Sinn und Zusammenhang zu entdecken. Wohl aber wird man sofort erkennen, daß, so zu sagen, die Wände, welche den Gedankenbau tragen, sind: $\acute{\omega}$ $\text{T}\epsilon\iota\rho\epsilon\sigma\acute{\iota}\alpha$, $\acute{\epsilon}\iota$ $\mu\acute{\epsilon}\nu$ $\kappa\alpha\iota$ $\tau\upsilon\phi\lambda\acute{\omicron}\varsigma$ $\acute{\epsilon}\iota$, $\omicron\upsilon\kappa\acute{\epsilon}\tau\iota$ $\delta\iota\alpha\gamma\gamma\acute{\omega}\nu\alpha\iota$ $\acute{\rho}\acute{\alpha}\delta\iota\omicron\nu$. . . $\acute{\omicron}\tau\iota$ $\mu\acute{\epsilon}\nu\tau\omicron\iota$ $\mu\acute{\alpha}\nu\tau\iota\varsigma$ $\acute{\eta}\sigma\theta\alpha$. . . $\acute{\alpha}\kappa\omicron\upsilon\sigma\alpha\varsigma$ $\omicron\iota\delta\alpha$. Dazwischen stehen wunderbare Worte, die Fr., wie mir scheint, vergeblich verständlich zu machen versucht hat. Fallen die Worte $\mu\acute{\omicron}\nu\omicron\nu$ $\acute{\epsilon}\iota\sigma\iota$ $\chi\acute{\omega}\rho\omicron\iota$ $\acute{\alpha}\nu\tau\acute{\omega}\nu$ wegen ihrer asyndetischen gleichsam parenthetischen Stellung auf, so sind die sich anschließenden $\tau\acute{\alpha}$ δ' $\acute{\alpha}\lambda\lambda\alpha$ $\omicron\upsilon\kappa\acute{\epsilon}\tau\iota$ $\kappa\tau\lambda.$ in Bezug auf den Anfang durchaus unverständlich. Hält man nun die beiden oben erwähnten mit $\mu\acute{\epsilon}\nu$. . . $\mu\acute{\epsilon}\nu\tau\omicron\iota$ korrespondierenden Hauptgedanken fest, so lassen sich in der leicht erkennbaren Form einer Parenthese unterbringen die Worte $\acute{\alpha}\pi\alpha\sigma\iota$

γὰρ ἡμῖν ὁμοίως τὰ ὄμματα κενά. Alles übrige aber erkläre ich entschieden für unecht. Der Gedanke *μόναι* (oder *μόνον*) *αἱ χάραι αὐτῶν* ist Glosse zu *κενά*. Die darauf folgenden Worte sind ein Gedanke, der von einem aufmerksamen Leser zur Erinnerung an anderes an den Rand geschrieben worden ist. Man vergleiche nur *Ἐπὲρ τῶν εἰκόνων* c. 20: *καὶ τὸν Φινέα δῆξιτερον δεδορκέναι τοῦ Λυγκέως*. Was nach Ausscheidung der Interpolation bleibt, ist also: O, Tiresias, ob du in Wahrheit blind bist, ist nicht leicht zu erkennen — sind doch unser aller Augen in gleicher Weise hohl —, dafs du jedoch ein Seher warst, und dafs . . . , das weifs ich. Daher sage mir . . . — c. 2 *καὶ ἔτεκες τότε, ὦ Τειρεσία, ὅποτε* ist aus guten Hss. aufgenommen und spitzt den komischen Sinn des Gedankens passend zu. Statt *τότε* gefällt mir mehr die Überlieferung *ποτέ* (BOFM), mit dem dann passend korrespondieren würde *ὅτε* (nach Vat. 87) — c. 3. Statt *ἀπεσπίασθησαν* schr. Fr. dem Sinne nach besser *συνεσπίασθησαν*. Ich glaube der Überlieferung, deren Bedeutung von Fr. mit 'retro cesserunt' präzisiert wird, näher zu stehen mit der La. *ἀνεσπίασθησαν*. Heifst es doch auch bei Eurip. Eum. 617 *ὅταν αἷμα ἀνασπίασῃ κόνις*. Der Präposition *ἀπὸ* würde ich zu ihrem Rechte verhelfen durch die Form *ἀπέφυ* (st. *ἀνέφυ*). Die Hss. können an dieser eigenmächtig geänderten Stelle nicht entscheiden. *ἀπέφυς* aber entspricht dem *ἐξήνεγκες*, und *ἐφάνης* mit dem Vat. 87 zu schreiben, dürfte sich sehr empfehlen. Danach würde die Stelle im Zusammenhang sich so gestalten: *ἡ μήτρα ἠφρανίσθη . . . τὸ μόριον τὸ γυναικεῖον ἀπεσφάγη . . . οἱ μαστοὶ ἀνεσπίασθησαν . . . τὸ ἀνδρεῖον ἀπέφυ . . . πώγωνα ἐξήνεγκες ἡ αὐτίκα ἐκ γυναικὸς ἀνὴρ ἐφάνης*. — c. 3 *σὺ δὴ* (st. *σὺ δὲ*) hat gleichen Sinn mit dem von BOX überlieferten *σὺ οὖν*. — N. δ. XXIX. c. 1 ist *ἡξιός* (st. *ἡξίωσας*) Überlieferung bester Hss. (auch am Schlusse des c. 1 steht *ἡξιόν*), von denen ΦX auch die La. *παρεχωρήσατέ μοι τῶν ἀθλων* rechtfertigen. — Cap. 2 würde ich statt *ἔπειτα καὶ* (*ἐπεὶ καὶ* Dd.), was aus dem Vat. X konjiziert ist, das daselbst überlieferte *εἶπα καὶ* aufnehmen. Der von Dd. aufgenommenen Konj. Cobets *ἐν Τρωσὶ* steht das ursprüngliche und handschriftlich gut belegte *παρὰ Τρωσὶ* gegenüber. — N. δ. XXX c. 3 ist *τούτους τιμήσεις* (st. *τούτους τιμῶν*) gut überliefert und unabweisbar.

Den *Νεκρικοὶ* *διάλογοι* folgt bei Fr. zunächst der Abdruck der von J. Sommerbrodt im Rhein. Mus. XXIV S. 601—606 veröffentlichten Lesarten zu *Νεκρ. διαλ.* XXIII bis XXX, welche den beiden Venetianischen Hss. ΩΨ entnommen sind, und deren eingehende Berücksichtigung Ref. von seinem Bericht ausschließen zu müssen glaubt.

Χάρων. c. 1 schr. Fr. *ὡς ὑποσκάζων γέλωτα παρέχοιμι καὶ αὐτὸς οἰνοχοῶν* nach BΩΩΩ₂ in Übereinstimmung mit Sbd. In dieser Wortfolge erhalten die Participia gleichen Wert.

Auf Grund der Wortfolge des Gorlic. mußte ich Jahrsb. 1879 S. 25 an dem vereinsamt stehenden *οἰνογοῶν* Anstoß nehmen; nunmehr erledigt sich die daran geknüpfte Konjekture von selbst. Die meisten der danach folgenden Textesänderungen Fr.s stützen sich auf den Vindob. *B* und Vat. *℥*, deren Brauchbarkeit im Charon in glänzendster Weise hervortritt. Mit ihnen schr. Fr. c. 1 *σὲ ἢ ἀντλεῖν* (st. *σὲ ἀντλεῖν ΩΩ*) und *καὶ διολισθαίνουσι* (z. *διολισθαίνουσι B*), sowie *μοι εἰς ἀσὶ μνημονευσομένῳ*. — c. 2 ist nach Fr. *ὡς ἀπ' ἐκείνου πάντα ἴδης* durch Vat. *℥* gesichert. Im Modus weichen fast alle anderen Hss. ab, das Simplex bestätigt auch wiederum der Vind. *B*. — c. 5 bietet der Vat. *℥* allein die richtige und von Fr. aufgenommene La. *ἐν τῇ ὑπάρξει* (*ἐν ὑπάρξει* Sbdt), und danach der Vindob. *B* *οἰκοδομητικῆς*. — *ἀσφαλῶς γὰρ* haben alle Hss. aufser *A*, dem Sbt. folgt. — *μίαν ἐκάστος ἀκραν ἐπιλαβόμενοι* (Sbt. *ἐπιλαβόμενος*) sichern wiederum Vindob. *B* und Vat. *℥*, desgl. c. 6 *οὐδὲν ἀκριβὲς ἔγωγε*. Ebd. ist *ἤρου γε* (st. *ἤρου με*) passend nach *℥* aufgenommen. — *οὐκ αἰδ' ὅτι κινήσαντος* ist die von mir früher verteidigte und von Jacobitz und Fr. aufgenommene La. des Vat. *℥*. — c. 7 *κατὰ τὸν Ὅμηρον κἀγὼ ἔρωμαι σε* nach dem Vindob. *B* *ὄρας, ἀναιδιστικὸν τοῦτο ἐς τὴν τέχνην* hat Fr. aufgenommen mit Berufung auf Quaest. Luc. S. 96 und *ΑΩΩ*. Auffallend ist, daß Fr. dem Participium *διαπορθεύων* (*B℥*) die umschreibende La. *ἐπεὶ διεπόρθευον* (viele Hss.) vorgezogen hat. — c. 8. Von der von Fr. aufgenommenen La. *διὰ τοῦ σταδίου μέσον* weicht nur der Gorl. ab, dem Sbdt. gefolgt ist. — c. 10 bieten *B℥* *τὰ πρῶτα ἐκεῖνα*, was Fr. aufgenommen. — c. 11 *πλοῦς μακρὸς* (Sbt. *πλόες μακροί*) ist durch alle Hss. überliefert. — Ebd. *πλεόντων* ohne die Präposition *κατὰ* (Sbdt.) nach *B℥*. — *ἐκ τῆς γῆς* bietet allein richtig *B*. Aus denselben Hs. ist von Fr. konjiziert (st. *ἐνδεῆς ἔσται*) *ἐνδεῆς ἔση*. Sollte man denn aber nicht zu *ἔσται* aus dem voranstehenden *ἐν Ἀνδία* den Nominativ ergänzen können? — Richtig überliefern *B℥* c. 12 *εἰ γε μὴ τοῦτον παρασκευάσαιο* und weiterhin *οὐκοῦν καὶ τῷ θεῷ κελύεις σιδηρᾶς πλίνθους ἀνατιθέναι με*. — *ἐν τε Αἰβύῃ καὶ Αἰθιοπία* ist korrekt und durch *B℥* gesichert. — c. 14 stützt *Ω* das durch *B℥* überlieferte *οἰόμενον* (*ἡγούμενον*) — c. 15 bieten diese beiden Hss. (nebst *T*) die richtige Präposition des Wortes *ἐπιπεπλεγμένον*, dessen Numerus bei ihnen verdorben erscheint. — Endlich c. 24 *ἠνάμην γὰρ τι* (Sbdt. nach den Marcc. ohne *γὰρ*). Diesen Marcc. ist der Vorzug gegeben worden c. 15 mit der Wortfolge *ἐμπλήττει ἐμπέπτων ἐνίοτε*. c. 7 *ἀλλὰ βούλει . . κἀγὼ ἔρωμαι σε κτλ.*; nach dem Vindob. ist dies allen Varianten vorzuziehen. — c. 10 läßt Fr. die mit *ὦ Κροῖσε* beginnenden Worte des Solon schliessen mit *τῆς Ἀργόθεν* (nach guten Hss.); dann spricht Charon: *φησὶν οὗτος . . τὸ ἱερόν*, dann Krösus: *ἔστω κιλ.* — c. 14 *ἀγαμαι Κλωθοῦς, γεννηκίως*

(εὖ γε ᾧ Κλωθοῖ, γ. κ. ἀ. Sbd. nach der Vulg.) rechtfertigt Fr. durch ausführliche Besprechung des interjektionsartig verwendeten ἄγαμαι. — Ebd. scheint ἐν τοσοῦτω δὲ ἐπαιρέσθων; ὡς ἂν . . . καταπεσσομένοι, mit Ausnahme des Vind. B (ἐπαιρέσθωσαν . . καταπ.), gleichmäßige Überlieferung der Hss. zu sein und ist bereits von Jacobitz gebilligt. Befriedigt auch der durch die abweichende La. ausgedrückte Gedanke, so ist doch kaum einzusehen, wie in so viele Hss. die feinere Variation derselben hätte aufgenommen werden können. Was den hohen Herrn bevorsteht, liegt in καταπεσσομένοι, was aber daran „höchstens, möglichenfalls“ sich ändern könnte, ist das Maß der Höhe, von der sie herabstürzen. — c. 15 der La. ἄγνοιαi (ἄνοιαi Sbd. nach guten Hss.) entspricht, was einige Zeilen danach alle Hss. bieten, ἡ ἄγνοια, samt den beiden Stellen c. 21. Die c. 15 durch AC überlieferte La. ist auch ihrer Bedeutung nach am Platze. — c. 16 sind die Dative ἐκείνω und τοῦτω (Sbd. mit AC ἐκείνον, τοῦτον) gut überliefert. Die im weiteren folgende Abweichung von der angefangenen Konstruktion scheint mir als ein dem Ganzen zu Gute kommender sprachlicher Wohlklang. — c. 20 dürfte die La. der Vulg. οὐδ' ἂν ἀπάγοι das Richtige getroffen haben — c. 22 ist ἐπασχον, was alle Hss. überliefern (entgegen der Konj. Lehmanns, die Sbd. aufgenommen) unangreifbar, sowie das vom Vindb. B überlieferte ἀπάγειν. — c. 24 hält sich Fr. an gute Überlieferung, wenn er schreibt: ὦ τῆς ἀνοίας, οἱ γε οὐκ ἴσασιν, ὅτι κἄν ὄλην τὴν Πελοπόννησον ἕκαστος αὐτῶν κτήσωνται, μόγις ἂν ποδίατον λάβοιεν τόπον παρὰ τοῦ Αἰακοῦ.

Ich gehe über zu den Konjekturen: c. 1 ist Ἐρμάριον (Sbd. Ἐρμάδιον mit den Hss.) aus dem griechischen Sprachgebrauch in Übereinstimmung mit dem Etym. Magn. S. 147,4 abgeleitet — c. 2 ist κωλύσω (κωλύσει Sbd. mit allen Hss.) schwerlich zu umgehen, nicht minder die von Fr. aufgenommene Konj. (Jensius) ὡς καὶ τ. π., wodurch die Verbindung der Gedanken korrekt wird. — c. 3 ist mit Recht die Überlieferung (Sbd.) ὑψηλότερος ἢ ἀμφοῖν nach einer Konj. Schneiders durch die Umstellung ἢ ὑψηλότερος ἀμφοῖν ersetzt worden. — c. 5 werden die Worte des Hermes εἰ γε καὶ ἰδεῖν ἐθέλεις zwar passend durch das von Fr. supplierte ὁμως ἀνάβαινε eingeleitet, allein die von Sbd. verteidigte Annahme einer elliptischen Ausdruckweise dürfte das Auffallende der Stelle genügend erklären. — c. 7 heisst es ὄξυδαρκέστατον ἐν βραχεῖ ἀποφανῶ, ohne dafs eine handschr. Abweichung angegeben wird. Sbd. bietet ein eingeschobenes σε, das dem Sinn der Stelle zwar entspricht, dessen Hinzufügung aber nicht einmal nötig sein dürfte, wenn σοι nicht vorausginge. — πολλά θαυματοῦντος παρακούσας ist Q. L. S. 15 konjiziert und wird nunmehr auch durch die Überlieferung der Marciani teils angedeutet, teils bestätigt. — c. 11 ist ἐν τούτῳ μόνον von Fr. nach dem richtigen Vorschlage Lehmanns aufgenommen worden. — c. 13 ist ὑπὸ τοῦ Κύρον vor ἀναχθῆναι

als Glosse erkannt und konnte ganz vom Texte ausgeschieden werden. — c. 15 *καὶ ξυμπολιτεύονται καὶ νῆ Δία τὸ μῖσος* (*γε νῆ Δία καὶ* Sbd.) theils nach den Hss., theils nach früherer Konj. — c. 17 sehe ich zu der von Fr. vorgenommenen Verwandlung des überlieferten (und von Sbd. aufgenommenen *δειπνήσας* in *δειπνήσει* keinen zwingenden Grund. — c. 18 erscheint *ἔξω τοῦ ἀβεβαίου ὡς φῆς καὶ ἄ. τ. τ.* (Sbd. *καὶ ὡς φῆς*) als notwendige Wortfolge. — c. 22 schreibt Fr. *τὰς ἀποθήκας τῶν σωμάτων ἵνα κατορύντουσι, δοὺς* (Konj.) *θεάσασθαι*. Ich bin damit nicht einverstanden. Läßt man das vorausgehende *εἶδέναι* bestehen, so ist kaum zu umgehen, den Inhalt der überlieferten Worte *τὰς ἀποθήκας . . θεάσασθαι* in Frageform gekleidet zu wünschen. Da mit einer solchen Änderung zu sehr von der Überlieferung abgewichen werden müßte, so liegt es nahe, *θεάσασθαι* als Glosse zu *εἶδέναι* aufzufassen, das aus *ἰδεῖν* verdorben ist, einem Begriff, mit dem allein *δείξας* harmoniert (vgl. Jahresb. 1881 S. 386). Die überlieferten Worte sind beide nicht zu gebrauchen, ohne dieselben werden Sinn und Ausdruck sich korrekter feststellen lassen. Ich lese: *ἐν εἰ ἐπόθουν ἰδεῖν καὶ μοι δείξας αὐτὸ ἐντελεῖ ἔση τὴν περιήγησιν πεποιημένος, τὰς ἀποθήκας λέγω τὰ σώματα ἵνα κατορύντουσι*. Für den Gebrauch von *λέγω*, der ja überdies bekannt, führe ich an *Νιγρ.* c. 30, *Καταπλ.* c. 6. Der Ausfall desselben hat *τὰ σώματα*, das zu *κατορύντουσι* nicht zu entbehren ist, dem Acc. *τὰς ἀποθήκας* zu nahe gebracht, um nicht ein Mißverständnis und somit eine Korrektur desselben herbeizuführen. In so abgerissenen, seltsamen Sätzen, wie sie die Überlieferung hier bietet, bewegt sich die lucianische Sprache nicht, sie bietet eher zu viel als zu wenig. Mit der von mir vorgeschlagenen Änderung kommt aber auch nur der notwendige Gedanke heraus: Eins noch möchte ich sehen, Hermes, und wenn du mir das gezeigt hast, wirst du deine Wanderung abgeschlossen haben, die Räume meine ich, in welchen sie ihre Toten begraben. — c. 22 ist *ὡ τῆς ἀνοίας, οἱ μάταιοι οὐκ εἰδότες* (Sbd. *ὡ μάταιοι, τῆς ἀν. σ. εἰδ.*) nach handschriftlichem Fingerzeig konjiziert (vgl. c. 24). — Am Schluß des Dialogs respektiert Fr. die Überlieferung möglichst vollständig und korrigiert nur *βασιλεῖς* in *βασιλέως*. Ich habe mich vergeblich bemüht, in der Überlieferung einen zum Schluß des Dialogs passenden, des Lucian würdigen Gedanken zu entdecken. Auch der Schreiber des Vat. A wird mit seinem *βασιλεύσι* nicht geglaubt haben, das Seltsame der Überlieferung beseitigt zu haben. Die Rhythmik der überlieferten Worte kann eine zufällige sein, so daß ich ohne Bedenken *βασιλεῖς, πλὴνθοι χρυσαὶ ἐκατόμβαι* aufgebe, da ich in ihnen eine Glosse zu *τὰ τῶν κακοδαιμόνων ἀνθρώπων πράγματα* sehe, womit der Inhalt des Dialogs in flüchtiger, mangelhafter Weise kurz notiert wird. Fast bin ich versucht, auch in *πράγματα* ein ursprüngliches *παιδικά* zu suchen, viel-

leicht aber genügt es, dem Sinne nach in Übereinstimmung mit Sbd., den Dialog schliessen zu lassen mit dem Gedanken: Was ist doch das für ein Getriebe der unglücklichen Menschen . . ach, und an den Tod denkt keiner, οἶά ἐστι τὰ τῶν κακοδαιμόνων ἀνθρώπων πράγματα — Χάρωνος δὲ οὐδεὶς λόγος. δὲ findet für mich seine Erklärung nach Kühner Ausf. Gr. S. 805. —

Κατάπλους, c. 1 liest Fr. ὥσπερ καὶ αὐτὸς εἴ τις ἄλλος ἄνω, τὸ τῆς Ἀθήνης ὕδωρ πεπωκώς, während Dd. die auch in $\mathfrak{A}\mathfrak{A}\mathfrak{Q}$ vertretene La. der Vulg. hat. Fr. betont, daß die korrekte Fassung des Gedankens sich an Φ anschliessen müsse, und dem bin ich in dem Bemühen, das Richtige zu finden, zunächst gefolgt. Hermes läßt in der Ausübung seines Amtes als νεκροπομπός auf sich warten. Da darf Charon sagen: H. habe vergessen, sich bei uns einzufinden, als wenn er an seinem Teile oben ein zweites Lethewasser getrunken hätte. Auffallende Rhythmik wird man vielleicht in dem daraus sich ergebenden griechischen Wortlaut nicht vorfinden, wohl aber eine glatte und korrekte Ausdrucksweise, wenn man schreibt: ὥσπερ καὶ αὐτὸς ἄνω [ἄλλο] τι τῆς Ἀθήνης ὕδωρ πεπωκώς. Berücksichtigt man nun, daß Sbd. mit Recht *Ἀλκιεύς* c. 17 εἰ καὶ τις ἄλλος als Glossem auf Grund der besten Hss. gestrichen hat, so liegt es nahe, daß auch ἄλλο gestrichen werden muß, ohne daß der vorhin präzisierter Gedanke in irgend etwas geändert wird. Somit gewinne ich die Korrektur der Stelle in einfacher Weise aus $\mathfrak{A}\mathfrak{A}\mathfrak{Q}$ indem ich τις ἄλλος streiche und το in τι verwandele. — Überzeugend auf den ersten Blick ist die Korrektur c. 2 τις δὲ οἶδεν (τί δὲ; οἶδας Dd.). Annehmbar die Bevorzugung der Hss. $\mathfrak{A}\mathfrak{F}\mathfrak{A}\mathfrak{Q}$ in der La. πέρα τοῦ μέτρου (Dd. μετρίου F). Dem Texte würde ich ohne Bedenken einverleiben, was Fr. in dem Kommentar vorgeschlagen zu c. 3, wo er die durch $\mathfrak{A}\mathfrak{F}\mathfrak{F}$ vertretene La. τεταραγμένω γὰρ ἡμῖν ἔοικας unter Zugrundelegung von A durch τεταραγμένος γὰρ ἡμεῖν ἔοικας zu ersetzen vorschlägt. — Ebd. behält er λειπόνεως (Dd. λιπόνεως) nach allen Hss. (außer dem Mutinensis) bei. — Desgl. ἢ τί βουλόμενος unter Verwerfung der von Dd. aufgenommenen Konj. Cobets καὶ τί βουλόμενος. — c. 4 ersetzt er Ἀπεδίδρασκε, λέγεις; εἰ γὰρ μὴ (Dd.) durch die im Sinn und Ausdruck korrekte La. ἀπεδίδρασκε, λέγω σοι, εἰ δὲ μὴ. — c. 2 möchte er ἐπειδὴν δὲ καιρὸς durch die Verbalform ἣ ἐργάζεσθαι wissen. — Ebd. schr. Fr. ὥστε ἡδίων παρ' ἐκείνοισι βραδύνειν ἔοικε nach $\mathfrak{A}\mathfrak{F}\mathfrak{A}$. Darf aber der ebenfalls gut überlieferte Dativ μοι verworfen werden? — c. 5 ist συντίθει ὦ Ἐρμῆ ($\mathfrak{A}\mathfrak{Q}\mathfrak{A}$) καὶ (Konj) . . ἐμβαλοῦ besser als die Überlieferung. Der Sache aber dürfte noch genauer entsprechen, ohne Einschlebung von καί, mit Rücksicht auf den von den übrigen Imperativen abweichenden Aorist ἐμβαλοῦ und in Erwägung, daß die Fragestellung die Kinder nichts angehen, sondern erst nach der Unterbringung derselben beginnen soll, zu schreiben: συντίθει ὦ

Ἐρμῆ τὰ νεογνά ταυτὶ πρώτα ἐμβαλόμενος. — c. 5 ist mir die Notwendigkeit, in den Worten der Klotho ἤδη zu tilgen, selbst nach vorhergegangener Verwendung seitens des Hermes nicht ersichtlich. — c. 5 ist πρώτον μοι εἶπατε allein korrekt (πρώτοι Dd. nach A). — Μηδία will mir wahrscheinlicher vorkommen als das durch AC überlieferte Μυσία (Dd.). — Das durch ΑΩ überlieferte λέγω δὲ hätte Fr. ohne Bedenken (wie Dd.) im Texte (wo λέγω δὴ nach der Vulg. steht) beibehalten können. — In den darauf folgenden, mangelhaft überlieferten Worten der Klotho hat Fr. eine Rekonstruktion vorgenommen, die für mich wenig Wahrscheinlichkeit hat. ὁμοῦ γὰρ τεθνάσι καὶ τὸν ὁμοιον τρόπον (Fr.), ein Gedanke, der sich auf τοὺς ἀπὸ ναυαγίων γε ἄμα beziehen soll, erscheint mir nichtssagend. καὶ . . . δέ, was ΑΦ überliefern, lasse ich nicht fallen, καὶ aber (vor τὸν ὁμ. τροπ.), dem Schmieder eine andere Stellung gegeben hat, möchte ich an seinem Orte nicht belassen, sondern lesen: (μάλιστα, καὶ τοὺς ἀπὸ ναυαγίων δὲ ἄμα) καὶ οἴγε τεθνάσι τὸν ὁμοιον τρόπον; mit den Schiffbrüchigen will er überhaupt die, welche im Meere ihren Tod gefunden haben, zusammengestellt wissen. — c. 7 ἦν μὴ . . . ἐμβιβασόμεθα (st. εἰ μὴ . . . ἐμβιβασόμεθα Dd.) beruht auf guten Hss. — C. 8 μίαν με ἕασον ἄνω μείναι giebt passenden Sinn, den man in der von Dd. aufgenommenen Überlieferung μ. μ. ἕασον μείναι vermisst. Den Schriftzügen der Überlieferung glaube ich näher zu stehen mit dem der Korrekture Fr.s gleichwertigen ἀπειναι oder ἀπιέναι (vgl. c. 9 ἀποδράναι) — c. 9 Auf καὶ τοὺς δύο δὲ (Fr. nach Vat. Η) weisen auch ΦF hin. Λεώκριτον nach Bekker. — Weshalb Jacobitz die von ihm früher gebilligte und von Fr. für richtig befundene La. μίαν ἡμέραν ταύτη (st. ταῦτα Dd. ταύτην Η) nachträglich verworfen, vermag ich nicht zu erkennen. — c. 11 ist die Überlieferung (in Η) τὴν γυναῖκα σοι von Fr. aufgenommen, der auch das von andern Hss. überlieferte σου für annehmbar hält. Allerdings annehmbar scheint es auch mir; allein dem folgenden ἢ θυγάτηρ δέ σοι gegenüber möchte ich die La. in Η allem Naheliegenden vorziehen. Man vergleiche c. 14 ἐκ διαμέτρου γὰρ ἡμῖν οἱ βίοι, was Fr. selbst 'ut magis Lucianeum' gebilligt hat; c. 20 τῶν νεογνῶν μοι παιδίων, was ebenfalls vielfach überliefert ist. — πειθόμενος (Fr.) st. πιθόμενος (Dd.) scheint handschr. Überlieferung zu sein. — αἱ εἰκόνες (st. εἰκόνες Dd.) schr. Fr. nach früherer Emendation. Der Ausfall von αἱ ist gerade nach ἐγκαταληγήσεται sehr wahrscheinlich. — c. 12 τὴν παλλακίδα μου παραγαγῶν (καὶ πάλαι δὲ οἶμαι ἐκεκοινωνήκει) ἐπισπασάμενος ist die Wortfolge, welche Fr. mit vollem Recht in den Text (nicht nur in den Kommentar) hätte aufnehmen können. — παρέτιλλέ τε με (Dd. ohne τε) ist gut überliefert. — c. 13 scheint Fr. sich zu der durch Flor. Φ überlieferten La. αὐτίκα (ohne μάλα, welches Dd. nach Hss. aufgenommen) hinzuneigen,

da er dasselbe einklammert. — τῶν πενήτων ἕνα schr. Fr. nach allen Hss. aufser A (Dd.) — c. 14 tilgt Fr., gestützt auf Vat. A und Homerstellen den von ΦF überlieferten Ausdruck τὸ ὑπισχνεῖσθαι (Dd.). — με περιμένουσι (nach guten Hss.) ist unabweisbar. — φοβερός ὢν schr. Fr. auf Vorschlag von Th. Fritzsche: eine kaum nöthige Korrektur, für welche die Hss. keinen Anhalt bieten. — c. 15 ἐς τὸ πρόσω ὁρμῶν ist aus der gleichmäßigen Überlieferung ὁρῶν (Dd.) gut konjiziert. — εἰρήνη δὲ πᾶσι ist allein am Platze und durch Vat. A allein überliefert (Dd. nach der Vulgata), dem auch Fr. in der Form ἀνεστραμμένα folgen durfte. — c. 16 ist die durch ΦA überlieferte und von Dd. beibehaltene Wortfolge von Fr. mit Recht beanstandet worden. Zu dem von ihm vorgenommenen Änderungen möchte ich nur vorschlagen, auch καὶ vor πάντων zu streichen, so daß zu lesen wäre: ὥστε τρισόλβιος μοι κατεφαίνετο καὶ μονονοῦχι ὑπεράνθρωπος τις ἀνὴρ, πάντων καλλίων καὶ ὑψηλότερος ὄλω πήχει βασιλικῶ. Geben doch die Worte πάντων . . βασιλικῶ nur eine Erläuterung zu ὑπεράνθρωπος. — c. 17 κατὰ τὸν νόμον entspricht dem ἀγχιστα ἦν und ist gut überliefert (παρὰ τῶν νόμων Dd.). — ὅπως καταπαύσαιμι, was Dd. bereits hat (nach Cobet V. L. S. 105), billigt auch Fr., ohne die Überlieferung καταπαύσω dem Texte zu nehmen ('ut saepe loquuntur seriores auctore Thucydide'). — c. 19 τᾶλλα δὲ ἀντεῖν ἦν ἐθέλεις, ἔτοιμος ist korrekt konjiziert, inkorrekt die Überlieferung (Dd.). In den Anmerkungen schlägt Fr. vor, st. οἶδα καὶ πολλὰ (Dd. nach Hss.) zu schreiben: οἶδα καλὰ καὶ πολλὰ oder οἶδα πολλὰ καὶ καλὰ. Sollte nicht einfach durch die Umstellung von καὶ (affirmierend) als ursprüngliche La. καὶ οἶδα πολλὰ erkannt werden müssen? — c. 20 γεογῶν ist ein Druckfehler. — ὑπὸ τοῦ κρύους συγκροτῶν, was alle Hss. überliefern, hat Fr. zunächst beibehalten, wenn er auch die lexikalische Korrektheit der vorgeschlagenen Konj. Mehlers συγκρούεις nicht in Frage stellt. Für mich liegt bei Berücksichtigung der Parallelstelle Ζεὺς τραγ. c. 45 und des gerade am Schlusse des Satzes wenig gefälligen vielmehr schwerfälligen Wortkomplexes ὑπὸ τοῦ κρύους συγκροτῶν kein Grund vor, die Überlieferung zu ändern. — c. 21 καὶ σὺ δὲ δός (A) ist zweifellos das Richtige. — παρὰ Μικύλλου δῆ (ἦδη Hss.) ist dem von Cobet konjizierten π. Μ. τινὸς durchaus vorzuziehen. — c. 22 behält Fr. τὰ Ἐλευσίνια mit Recht als dem Original zugehörend bei und weist darauf hin, daß ohne dieses Nomen τοῖς ἐκεῖ nicht zu verstehen wäre, das von einigen Hss. aber überlieferte δηλονότι als Randbemerkung später in den Text aufgenommen worden sei. — c. 23 πρόσγε αὐτοὺς Fr. nach AΦ (Dd. τούτους). — οἶον τινα τρόπον ἐβίωσα, von Φ überliefert, von dem A nur in der Stellung abweicht, ist allein richtig (Dd. δ. τ. ἐβίωσα τὸν τρόπον). — c. 34 ἀγαθῶ . . φαρμάκω weist Fr. mit Berufung auf AΦ richtig dem Rhadamanth zu. —

οὗτος (st. οὔτω Dd.) ist dem Vat. A entnommen. Ich halte οὗτος für eine verfehltte Konj. und glaube, daß das auch von W überlieferte οὔτω aus τούτω verdorben sei. „Das ist ein gutes und erfolgreiches Heilmittel, das Du da da benutzt hast.“ — c. 25 πρόβαλλ' belegt Fr. durch mehrere Hss. (Dd. nach der Vulg. und F). — Korrekte Wortstellung nimmt Fr. aus AΦ, wenn er schreibt: γνώση γὰρ αὐτὸν αὐτίκα μάλα ἀπὸ τῶν στιγματίων οἶός ἐστιν. (Dd. ὁ δ. ἀπὸ τ. στιγμ.) — c. 26 γυναικῶν εὐμόρφων ἔνεκα hat Fr. aus Vat. A entnommen. Dd. folgt der mit den übrigen Hss. übereinstimmenden Vulgata γυναικῶν ἔνεκα εὐμόρφων, die nicht verworfen zu werden verdient. — σύνιστε schr. Fr. mit den besten Hss. AΦ (Dd. συνεπίστασθε). — Die Worte des Rhadamanth an die Κλίνη läßt Fr. nach A (nur mit Ergänzung von εἰ) schliessen: προτέρα δὲ σὺ ἢ Κλίνη λέγε, εἰ πάντα ἀληθῆ κατηγορήσε Κυνίσκος und die Κλίνη antworten: ἔγω μὲν ταῦτα (st. τοιαῦτα Hss.) εἶπεῖν . . αἰσχύνομαι. Die Überlieferung, der Dd. folgt, ist nicht zu behalten, aber auch den Schlusssatz des Rhadamanth suche ich vergeblich zu retten. Αἴχνος und Κλίνη können nicht sagen, ob etwa Kyniskos alles der Wahrheit gemäß gesprochen, man müßte dann etwa für die Worte εἰ . . κατηγορήσε ein freiere Anknüpfung durch ein zu ergänzendes ἵνα εἰδῶμεν annehmen. Mir erscheint es nun sehr naheliegend, die Worte εἰ . . Κυνίσκος zu streichen. Ihr Fehlen stört in keiner Weise den Gang der Diskussion, ihr (um nach A zu urteilen) abgerissenes Nachhängen verursacht nur sachliche Schwierigkeiten. So dürfte auch hier der Verf. des Vat. A am korrektesten abgeschrieben haben, indem er hinter λέγε einen Punkt setzte. μὲν ταῦτα (st. μέντοι ταῦτα Dd. nach allen Hss.) ist nicht zu beanstanden.

‘Ut spatium vacuum expleatur’, hat Fr. dem Schlusse des Κατάπλους einige Konjekturen in ausführlicher Begründung angehängt. Zu Φιλοψ. c. 21 erkennt Fr. die von Hartmann und vor diesem von E. Rhode gemachte Korrektur τὴν Θύϊαν (oder τὴν Θυϊαν Fr.) an. — Φιλοψ. c. 34 liest er an einer sehr verdorbenen Stelle: Παγκράτην λέγεις, ἔφη ὁ Ἀργίνωτος, ἔμὸν διδάσκαλον, ἄνδρα ἱερὸν, ἐξυρημένον, αἰὲ λινῆν μόνην φοροῦντα, οὐ καθαρῶς ἐλληνίζοντα. Besseres an der Stelle herauszufinden wird man kaum vermögen oder nötig haben. — Περί τ. Περεγρ. τελ. c. 11 ist bereits für Wieland die Annahme einer Lücke hinter προστάτην ἐπεγράφοντο aufser Zweifel gewesen. Fritzsche, Cobet, Bernays haben sich bemüht, teils dieselbe auszufüllen, teils die auf ἐπεγράφοντο folgenden Worte τὸν μέγαν γοῦν ἐκεῖνον εἶσι σέβουσιν in einer zu dem Supplement passenden Fassung zu korrigieren. Vgl. Jahrsb. 1880 S. 210. Fritzsche ergänzt die Lücke, welche von übereifrigen Mönchen verursacht zu sein scheine, folgendermaßen: καὶ μάλ' εἰκότως· οἱ γὰρ Χριστιανοὶ ὄντες εὐεξαπατήτοιοι περὶ τῶν Θεῶν τοῖς

ἄλογα διεξιούσι καὶ ἀλλόκοτα τερατευόμενοις πιστεύουσιν, ὥστε ἀποὺς ἀτεχνῶς ἀθέους γενέσθαι und fährt fort τὰ μέγιστα γοῦν ἐκείνον ἔτι σέβουσιν, ὄντα ἄνθρωπον. — Eine andere Fassung des Supplements hält er für möglich, den Vorwurf aber der ἀθεότης entsprechend dem Kap. 21 für unumgebar. Die wörtliche Richtigkeit des Ergänzungssatzes lasse auch ich dahingestellt, die Korrektur τὰ μέγιστα scheint mir vor dem von Cobet konjizierten μέγα den Vorzug zu verdienen, aber statt der Fassung ὄντα ἄνθρωπον, τὸν δὲν ἐν τῇ Παλαιστίνῃ ἀνασκολοπισθέντα will mir ἄνθρωπον ὄντα ἐν τῇ Παλαιστίνῃ ἀνασκολοπισθέντα ausdrucksvoller und korrekter erscheinen. — Den Schluss bildet eine von Sbd. zum Κατάπλους verfasste Kollation des später noch zu erwähnenden Mutinensis, der hier, wie anderswo, die vollste Beachtung zu verdienen scheint.

2) Luciani dialogi quattuor (Timon, Philopsendes, Verae historiae, Gallus). In usum scholarum edidit E. Mehler. Lugduni-Batavorum. MDCCLXXXII.

Wenn die Einsicht, dafs die Lektüre Lucians in der Prima unseres Gymnasiums nach den verschiedensten Richtungen des Unterrichts Gutes zu wirken vermag, immer weiteren Kreisen der Berufsgenossen sich aufdrängen sollte, so ist für eine passende Auswahl gerade des Wertvollsten der Litteratur dieses geistreichen Sophisten durch die Schulausgaben von Sommerbrodt bez. Jacobitz hinreichend gesorgt. Auch für das holländische Gymnasium hat nunmehr E. Mehler in richtiger Würdigung Lucians diesen Autor für Schulzwecke nutzbar zu machen versucht und eine Ausgabe von Dialogen veranstaltet, dessen Schriften ihm schon seit Jahren als besonderes Arbeitsfeld nahe gestanden haben. Gewifs eignen sich *Τίμων*, *Φιλοψευδής*, *Ἀλεκτρονίων* durchaus zur Schullektüre, und gerade das Thema des *Τίμων* eröffnet hinsichtlich der Behandlung des Grundgedankens auch auf andere Litteraturen eine weite Perspektive. Aber die von M. aufgenommenen *Ἀληθεὺς ἱστορίαι* dürften ohne eine richtige aus dem ganzen Geistesleben L.s und seiner Zeit abzuleitende Auffassung von dem Zweck der Schrift leicht bedenkliche Wirkungen haben. Hat sich doch der Hsgb. auch genötigt gesehen, einzelne Partien derselben zu unterdrücken.

Fasse ich den philologischen Gewinn, den die Ausgabe bietet, allein ins Auge, so muß ich zunächst konstatieren, dafs sich eine ganze Reihe von Textesänderungen finden, die man als unabweisbare Verbesserungen bisher unangefochtener oder mangelhaft korrigierter Überlieferung dankend hinzunehmen hat. Ist es doch für Mehler durchaus erste und ernste Aufgabe gewesen, philologischen Anforderungen gerecht zu werden. Zu gleichem Zweck sind auch die Arbeiten der Gelehrten seiner Heimat ebenso berücksichtigt wie die der deutschen Philologie, wenn ihm auch manches hierher gehörende Hilfsmittel erst während des Druckes

zugegangen ist. Allein auch die Kehrseite dessen, was ich als nicht zu verkennende Eigenschaft dieser Schulausgabe betont habe, zu besprechen, werde ich Gelegenheit haben, denn ich hoffe, die Überzeugung zu wecken, daß der Text L.s, wie ihn Mehlers Ausgabe bietet, neben wirklichen Verbesserungen eine überwiegend größere Anzahl von Änderungen enthält, die vor einer genaueren Prüfung nicht bestehen. Ich habe mich nicht begnügt, die Praefatio, welche auf 83 Seiten die Ergebnisse seiner Textkritik enthält, zu untersuchen, sondern den ganzen Text mit den Ausgaben von Fritzsche (*Τίμων, Ἀλεκτρούων, Φιλοψευδής*) und Dindorf (*Ἀληθεύς ἰστορίας*) verglichen, die Abweichungen notiert und die Erklärungen derselben abgewogen.

Im *Τίμων* lasse ich eine ganze Reihe der von Mehler gebotenen Laa. als Verbesserungen des Textes gelten: c. 9 ist *ἀγανακτεῖ* (st. *ἠγανακτεῖ*) durch den Zusammenhang geboten. — c. 12 ist *ἠσθησομένους* (st. *αἰσθησομένους*) *τῇ θεωρεῖ* nach Herwerden aufgenommen. — c. 13 liest M. *σιδηρῶ τῷ θαλάμῳ*, worauf nach M. auch Hartmann gekommen war. — c. 9 ist *ὅμοια ἐποιήσαμεν ἂν* (st. *ὁ. ποιήσομεν*) notwendig. — c. 23 streicht M. zweimal den Artikel, der dem *Νιρέως* und *Κόδρον* gegenüber störend ist. — c. 11 ist nach dem Vorschlage Fritzsches aufgenommen die Konjekture Cobets (mit Weglassung des von diesem unbeanstandet gelassenen *μόνοις*): *οὐ τοῖς δικαιολογουμένοις ἀλλὰ καί*. — c. 21 entspricht *φοράδην* (Cobet) dem Vorschlage Fritzsches. — c. 23 ist *εἰ παριῶν ἄλλως μαστίξειε τις* gegen Fr.s Vermutung, wonach *ἄλλως* nur auf eine folgende Variante hinweisen soll, beibehalten worden. Vgl. Jahresh. 1879 S. 36. — c. 31 vermeidet M.s Konj. *πολὸν ἀμείνους τῶν σῶν δορυφόροι* den wenig angenehmen Gleichklang in den Worten der Überlieferung und giebt dem appositionellen Attribut *ἀμείνους* festern Halt. Im Anschluß hieran möchte ich gleich M.s Konj. zu c. 34 zurückweisen. Die Überlieferung *ἔπεμψε δὲ ὁ Ζεὺς ἐπακούσας τῶν εὐχῶν* enthält einen auffallend kurzen Gedanken. M.s La. *τῶν σῶν εὐχῶν* giebt neben richtigem Sinn einen wenig angenehmen Klang. Fritzsches Konj. *ἔ. δ. ὁ. Ζ. ἐπὶ σὲ ἔ. τ. σ. Ζ. ἐπακούσας σου τῶν εὐχῶν*. — c. 28 sind die Worte *τῶν εἰς ἐληλυθόντων κακῶν* eingeklammert, da sie für das Verständnis unnötig und als erklärende Glosse zu *πάντων ἐκείνων* (*τὰ φενατὰ*) anzusehen sind. — c. 30 entspricht *ἐφικώμεθα* (st. *ἀφικώμαι*) dem *ἐπιβαίνομεν*. — c. 37 ist *δικαιολογήσωμαι* (st. des Fut.) von Fr. bereits empfohlen. — c. 38 ist *ὁ* (st. *τό*) *γε τελευταῖον ἔφησθα, ὡς προδεδωκία σε, τοῦναντίον δ' ἂν αὐτὸς ἐγκαλέσαιμι* handschriftlich zwar nirgends begründet, allein sollte man, wenn ein Hauptsatz einem andern gegenüber gestellt wäre, nicht die schärfere Einleitung des zweiten Gedankens mit *ἀλλὰ* erwarten? — c. 25 soll nach

den Corrigenda und der Praef. S. XV *πονηρῶν δὲ [πλείστων] ἐν ταῖς πόλεσι τὸ πᾶν ἐπεχόντων* durch die Korrektur des Ref. *πονηρῶν δὲ πλείστων* (vgl. Jahresh. 1880 S. 217) unter Wegfall der übrigen Worte ersetzt werden. — c. 43 trifft M.s Emen-
 dation *τοῖς θεοῖς θυέτω καὶ εἰχέσθω* mit meinem Jahresh. 1881 S. 385 gemachten Vorschlage zusammen. — c. 52 ist *ἀχθῆ-
 ναι γὰρ δι' αὐτὸν δεῖ τήμερον τὰ Διονύσια* Überlieferung und von M. (und Sbd.) mit Recht beibehalten. Denn wenn man das zweite *τήμερον* als vermeintliche unnötige Wiederholung des ersten angreift, so bleibt dem ersten gegenüber der wunderbare Umstand übrig, das man annehmen muß, diese Episode zwischen Timon und den Boten des Zeus habe gerade an den Dionysien stattgefunden, einem Feste, dem unerklärlicher Weise die Schlemmer des Timon den Rücken gekehrt hätten. — c. 56 *σὴν δ' αὐτοῦ χάριν* ist eine Konj. Cobets und von Fr. als attisch bezeichnet. Ist darum die Überlieferung *σοῦ δ' αὐτοῦ χάριν* zu verwerfen? — c. 57 *ἀποθρεῖς* (st. *ἀνείς*) beseitigt die von Fr. bereits aufgefundene Inkorrektheit. — c. 58 *ὄλον* (st. *ὄλως*) *τὸ σύνταγμα* ist bereits von Sbd. konjiziert. — *ἐπιχαλαζῶ πόρρωθεν αὐτοῖς* (st. *αὐτούς*) ist eine Konj. Cobets und von Fr. unter dem Text gebilligt. Zu c. 56 (Praef. XXIII) giebt M. eine Auseinandersetzung mit Fr. hinsichtlich der, abgesehen vom Dativ, auf *αὐτὸς* folgenden doppelten Komparationsweise (*καὶ* und Relativa). Dafs an das zweite Glied der Vergleichung *τοῖς πολλοῖς τούτοις* sich noch ein komparatives *ὥσπερ οἱ* anschließen, also Form und Nomen des zweiten Vergleichungsgliedes zweimal ausgedrückt werden könne, will mir als kaum glaublich erscheinen. Wie klar ist einer solchen sprachlichen Inkongruenz gegenüber die Fassung des Gedankens nach der von M. in den Text aufgenommenen Korrektur: *Οὐ κατὰ τὰντὰ, ὃ Τίμων, τοῖς πολλοῖς τούτοις ἀπίγμαι, ὅπερ . . τεθρηπότες . . συνδεδραμήκασιν . .*

Dies sind nach meinem Urtheil die Verbesserungen des Textes, von denen eine nicht eben allzumäßige Reihe als nova oder Eigentum M.s von anderen Herausgebern künftig berücksichtigt zu werden verdienen. Wie wenig aber damit die Fülle der Textes-
 änderungen M.s selbst erschöpft ist, werden die folgenden Zeilen ergeben. c. 1 werden in verwerflicher Eigenmächtigkeit die von Timon verwendeten Epitheta des Zeus in ethica (*ἐφέστιε καὶ ὄρκιε*) und physica (*ἄστερ. καὶ νεφελ.*) umgestellt. — c. 3 ist der zu *ῥαγδαῖοι* hinzugefügte synonyme Ausdruck *καὶ βίαιοι* eingeklammert unter Verkennung der lucianischen Sprache, welche die Begriffe unter mehrfachen Formen auszudrücken liebt, zumal wenn eine Entlehnung aus der Dichtersprache die Variation des Gedankens nahe legt. Aus demselben Gesichtspunkt hat auch Fritzsche die Worte *καὶ βίαιοι* als Eigentum L.s verteidigt und für die Dichterstelle, welcher die Gedanken entnommen zu sein scheinen, folgende Fassung konjiziert: *ῥαγδαῖοι δ' ἕστεοι, σταγόνες*

ποταμηδὸν ἐκάστη (vel σταγόνες ποταμοῖσιν ὁμοῖαι). c. 1 giebt ἀεὶ πρόχειρον einen richtigen Sinn, den ich aber in dem überlieferten πρόχειρον nicht minder vorfinde. — c. 3 ist die Streichung der Worte ἐπὶ τοῦ Λευκαλλῆνος unbegründet, da, wenn auch dem Kenner die Zeit, auf welche hingedeutet wird, sich aufdrängt, eine Bezeichnung derselben nicht überflüssig oder gar falsch ist. Ebenso sehe ich keinen zwingenden Grund mit M. c. 5 ἐτέραν vor ἐκτρέποντας einzuklammern. Denn wenn ein Nomen auf die Frage woher? wovon? (τῆς ὁδοῦ) dem Begriff „abweichen“ hinzugefügt werden kann (Ἀληθεὺς ἱστορ. Β 4 ἀποτραπόμενοι τῆς ὁδοῦ), so darf derselbe auch durch ein Richtungsobjekt ἐτέραν (ὁδὸν) vervollständigt werden. Vgl. ζῆτ. διδ. c. 3¹). — c. 6 ist der tadellose Komparativ ἀνισρότερον unnötigerweise in den Superlativ verwandelt. — c. 6 ist ἤδη ποτὲ οὖν . . . ἐπιδείξαισιν Überlieferung und giebt der Stimmung des mit sich und der Welt zerfallenen Timon genügenden Ausdruck. Warum soll man sie in der Form ἐπίδειξαι (Cob. M.) gegen die Überlieferung noch verschärfen? — c. 7 liest M. τὶ παθῶν τοιοῦτός εἶστιν; ἀγμηρός, ἄθλιος κτλ. nach der Überlieferung, jedoch ohne οὖν (hinter παθῶν), das handschriftlich gut verbürgt und nicht ohne weiteres über Bord zu werfen ist. Für die unveränderte Aufnahme der Überlieferung hatte ich gesprochen Jahresb. 1879 S. 35, und noch immer habe ich zur Versetzung oder Änderung der Worte keine Veranlassung gefunden. Θεῶν διαλ. VI 5 ist in *Ψ* überliefert τρόχῳ ὁ ἄθλιος προσδεθείς; *Φ*. διαλ. XVI 2 κατασοφισθεὶς ὁ ἄθλιος ἀπόλωλεν. An beiden Stellen ist aber ὁ ἄθλιος substantivisches Subjekt. Als appositives Subjektnomen wird (καταλέλοιπα κατασοφισθεὶς) ὁ ἄθλιος im Vat. *Α* und Flor. *Φ* überliefert Νεκρ. διαλ. VIII 1 und von Fr. (wie mir scheint, inkonsequenter Weise) ‘quod hic ἀκούσιος antecedit’, anerkannt. *Ἐγὰλ*. διαλ. VI 3 scheint allgemein überliefert zu sein: ἐγὼ δὲ ἀποπνιγέσομαι ἢ ἄθλια καταδύσα (καταδ. ἢ ἄθλ. F). *Ἐγὰλ*. διαλ. XII 1 ὡς ἀπόλοιτο ἢ ἄθλια. An 2 Stellen erscheint also ὁ ἄθλιος, an einer ἢ ἄθλια als subst. Subjekt, an 2 anderen ist ὁ ἄθλιος bez. ἢ ἄθλια subst. Apposition zu dem im Verbum liegenden Subjekt. Den Artikel fallen zu lassen habe ich also in den eben bezeichneten Fällen keinen Grund. Wohl aber nehme ich nach ihnen Veranlassung, gegen jede Überlieferung zunächst *Ἐπὶ* μισθ. συνογι. c. 2 ἄθλιοι (κακῶς ἐπὶ σπῆζαντο) in οἱ ἄθλιοι zu verwandeln. Den immerhin seltsamen Ausfall des οἱ an letzter Stelle würde ich nicht mich unterfangen anzunehmen, wenn ich nicht zur Überzeugung gelangt wäre, daß sowohl in dem letzten Beispiele wie in den oben angeführten der Artikel mit dem Nomen durch die Krasis verbunden gewesen ist und auf die Verkennung derselben die Varianten der Hss. zurück-

¹) Xen. Anab. III 5, 1 ἀποτραπόμενοι ἄλλην ὁδὸν ἔρχοντο.

zuföhren sind. An einer zweiten Stelle aber den Artikel einzuschieben oder vielmehr ἄθλιος in ἄθλιος zu verwandeln ermutigt mich *Ἐναλ. διαλ.* VI 3, welcher Stelle ihrem Wesen und Werte nach genau entspricht *Χάρων* c. 17 *αὐτός δὲ οὐδὲ δειπνήσει ἄθλιος ἐν αὐτῇ*. Desgleichen *Φιλοψ.* c. 20. Demgemäß würde ich an der Stelle *Τίμων* c. 12, von der ich ausgegangen war, von der Überlieferung durch die Form ἄθλιος nur in graphischer Bezeichnung abweichen. Dem bisherigen widerspricht nicht, dafs wir ἄθλιος in attributiver Stellung finden *Χαρ.* c. 14 *ἄθλιος ἐκπασῶν* und *Δις κατηγορ.* c. 21 *ἑώρα γὰρ . . . πεπονθότας δὲ ἄθλιους τὸ τοῦ Ταντάλου*, sowie als Accusativ *Δις κατηγορ.* c. 17 *διέφθειρε τὸν ἄθλιον* (*ΑΨ*, auch in dem von *ΑΦΜ* überlieferten *διέφθειρεν ἄθλιον* scheint der ursprüngliche Artikel sich zu verraten¹⁾). — c. 8 ist die Überlieferung *οὐδὲ τοῦνομα εἰ Τίμων καλοῦτο εἰδότες* tadellos. Die Änderung *Μ. s. ὁ. τ. τί καλοῦτο εἰδέναι εἰκότες* scheint mir gewaltsam und fehlerhaft, gewaltsam hinsichtlich der ersten beiden Worte, fehlerhaft hinsichtlich der letzten. Denn Lucian gebraucht stets das attische *λοικα* und das Participium *λοικῶς*, kennt auch dementsprechend nur das Neutrum *εἰκός* und das Adverb *εἰκότως*. Darum habe ich auch *Jahresb.* 1880 S. 222 die gute Konjektur Hartmanns *εἰκότως ὁ. ὁ. τ. π.* in *λοικότως κτλ.* geändert. — c. 9 liegt kein Grund vor, einen Gedanken, den L. dem Homer entlehnt, wörtlich aufzunehmen, wenn die Überlieferung keinen Anhalt dafür bietet. *πίοτατα καύσαντες* ist zwar von M. im Text unverändert gelassen, aber in der Praef. S. XII als der Verbesserung in *πίονα κατακαύσαντες* bedürftig bezeichnet. — Dafs c. 10 das überlieferte *ἐπακούειν* „hinhören“ bedeute und nach dem Zusammenhang durch *ἐξακούειν* „hören“ ersetzt werden müsse, ist falsch; vgl. c. 34 *ἐπακούσας (σου) τῶν εὐχῶν*, dessen Bedeutung sich aus c. 9 ergibt. — Den von mir früher gemachten Versuch, c. 4 die Überlieferung statt der von M. aufgenommenen Konjektur Cobets *μετ' ὀλίγον Κρόνον σε ἀποφανῶσι* zu retten, bin ich bereit als einen Fehlgriff zu bezeichnen; ein gleiches aber mufs gelten von der durch M. gewünschten Tilgung der Worte *παρωσάμενοι τῆς τιμῆς*. Denn der mit Göttern und Menschen zerfallene Timon sagt, dafs man dem Zeus das Schicksal des Kronos nicht ersparen werde, nachdem man ihm seine göttliche Ehre bereits genommen habe. — c. 14 dürfte *ἀπόλαυσιν* (M. statt *ἀπολαύειν*) *ἔχειν* jedem annehmbar erscheinen, der blofs den Infinitivsatz und nicht den ganzen Anfang des Kapitels ins Auge fafst, aber bei näherer Berücksichtigung des vorausgehenden *ἔξον δὲ ἀπολαύειν*, des danach stehenden *ἰκανὴν ἀπόλαυσιν οἰομένους* wird man die Überzeugung gewinnen, dafs der stilgewandte L. denselben Begriff nicht

¹⁾ vgl. *Xen. Anab.* III 1, 29 *οὐ νῦν ἐκείνοι . . . οὐδὲ ἀποθανεῖν ὀτλήμονες δύνανται*.

durch dasselbe Wort ausgedrückt, sondern ihn mit *ἔχειν* variiert hat. Man streiche also *ἀπολαύειν* und lese *οὐ τὸ αὐτὸς ἔχειν*. — c. 10 ist *καὶ αὐθις μὲν σκέψομαι* die handschr. Überlieferung. M. will *καὶ* gestrichen haben, weil es überflüssig erscheine, — mit Unrecht, wie ich meine. *καὶ* giebt der Aussage eine größere Bestimmtheit und ist im Sinne von *perfecto* zu oft verwendet, als daß es nötig wäre, Belegstellen anzuführen. Auch Fr. hat dieses Wort nicht beanstandet, derselbe giebt aber der Konj. *σκεψόμεθα* vor der Überlieferung den Vorzug. Ich frage, ob denn *μὲν* nach seinem Werte richtig am Platze ist. Ein korrelatives *δέ* vermag ich nirgends zu entdecken. Erachtet man nun *μὲν* als verbesserungsbedürftig, so ist der Dat. ethic., der in dem Konversationsstil L.s so häufig verwendet wird, der naturgemäße Ersatz: „Was jene Schmeichler anlangte und die Undankbarkeit, die sie gegen ihn gezeigt haben, so werde ich mir schon noch ein ander Mal die Sache ansehen.“ Dieser ethische Dativ würde überdies sehr gut zu den Worten *καὶ δίκην δάσσοσι* passen. — Ebd. von den Worten *μηδ' ὅλως εἶναι τινας ἡμᾶς τοὺς θεοὺς* die beiden letzten streichen zu wollen (M.), glaube ich als einen auf der Verkennung des beabsichtigten Gedankens beruhenden Mißgriff (s. Jahrb. 1880 S. 247) nachgewiesen zu haben. — c. 12 ist die Konj. Struves *προέμενοι* (st. *προίεμνοι*) aufgenommen, die Fr. mit der Erklärung verwirft: 'οἱ προίεμενος habet vim substantivi'. Richtiger dürfte man dem abhängigen *δέκα τάλάντους* gegenüber den Verbalcharakter gelten lassen und den Begriff allgemeiner, gewohnheitsmäßiger Verschwendung darin ausgedrückt finden. — c. 15 ist (nach der Erörterung Fr.s z. d. St.) *τούς τε αὐ. κατάκλειστον ἐν θύραις* (Mehler: *θύραις*) tadellos und weiterhin die Tilgung des die Worte *ὅπως . . ὑπέρογκος* regierenden Verbums *ἐπιμελουμένων* unmöglich. Denn die Geizigen schließten die Schätze ein, nicht damit sie sich vermehren, sondern weil sie darauf bedacht sind, sie zu vermehren. — c. 16 wird von M. geschrieben *μήτε ἀπεξομένους τὸ παράπαν μήτε προσησομένους [τὸ] ὅλον*. Das zweite *τὸ*, meint M., sei nach dem ersten fälschlicherweise hinzugefügt. Allein der Artikel vor *ὅλον* kann gar nicht entbehrt werden, wohl aber vor *παράπαν*. Der zweimalige kurz hintereinander folgende Artikel würde nun für mich Anstoß erregen, wenn nicht auch *Ἐρμότ.* c. 13 *διὰ τὸ μὴ ἀποδημηκέται τὸ παράπαν* stände. Auch *Ἐταιρ.* *διάλ.* XV 3 ist durch Vat. F. *τὸ παράπαν* überliefert. Ich wüßte also keinen Grund die Überlieferung, wie sie Fr. gebilligt hat, zu ändern. Nach den Citaten Fr.s zu *Λημώνατος βίος* c. 1 findet das Wort bei Lucian zwar nur eine spärliche Verwendung, allein nur handschriftliche Feststellung der für jede einzelne Stelle vorkommenden Überlieferung kann auf Grund abwägender Gesamtbetrachtung Endgültiges feststellen. Ich halte also *τὸ παράπαν* für einen

temporalen, τὸ ὅλον für einen modalen adverbialen Ausdruck. — c. 17 entbehrt ἀπτοίτο (nach Herwerden, für προσάπτοίτο) des durchschlagenden Grundes. — c. 20 hatte Ref. für ὁμως πορφυροῦ καὶ χρυσόχειρες in der Erwägung, daß πορφυροῦ als nähere Bestimmung die Angabe des Körperteils verlangt, ὁμους πορφυροῦ κ. χ. konjiziert. M. zögert mit der Annahme der Konjekture, zu der er sich unter Berücksichtigung des dieselben grammatischen Elemente enthaltenden χρυσόχειρες leichter entschließen dürfte. — c. 22 greift M. den Ausdruck καταπύγων οἰκίτης ἐκ παιδικῶν τίμιος an mit Rücksicht auf den dem Worte καταπύγων anhaftenden schmutzigen Sinn. Derselbe Gedanke soll doch aber wohl durch ἐκ παιδικῶν τίμιος ausgedrückt werden, und καταπύγων müßte nach M. auch z. B. Πρὸς ἀπαιδευτον c. 23 und nicht minder Ἀλεκτροῶν c. 32 καταπηγοσύνηn getilgt werden. Näher liegt es für mich, ἐκ παιδικῶν τίμιος als Glosse zu καταπύγων zu fassen, so daß ich, da mit den beiden ersten Worten die Sache hinreichend bezeichnet ist, ἐκ παιδικῶν τίμιος in Zukunft zu streichen vorschlage. — c. 24 κρίνειν st. εὐρίσκειν zu schreiben ist gewaltsam und entbehrt des Grundes; nach M.s Erwägung könnte dann das in den vorhergehenden Zeilen gleichen Sinnes mit κρίνειν gebrauchte διαγιγνώσκειν ebenso gut an die Stelle der Überlieferung gesetzt werden. — Ebd. ist es eine Gewaltthat, καὶ in den Worten ἄνω καὶ κάτω oder hinter οὐ den Namen τὸν Ἑρμῆν zu streichen, dessen Anführung zugleich auf die Bezeichnung eines unerwarteten Gewinnes als ἔρμαιον verweisen soll. — c. 27 ist die Kopulierung der Worte χωλὸν, τυφλὸν, ὅσα ἄλλα durch καὶ statt des überlieferten ἢ unnötig. Darf denn Hermes erwarten, daß ein jeder alle Gebrechen des Plutos sehe? — c. 28 ist der Vorschlag M.s (st. τί οὖν ὅτι . . . ἐξαπατῶνται) zu lesen: τί οὖν ἔτι . . . ὅτι ἐξ. unnötig. Am Schlusse ist ὑπομείνειν ἂν ohne ausreichenden Grund eingeklammert. Die einzig mögliche und nötige Korrektur (vgl. zu c. 29), die mir Richtiges zu treffen scheint, ist, das tonlose ἂν am Schlusse des Satzes zu streichen, da es durch die vorhergehende Konstruktion überflüssig ist. Vgl. Xen. Anab. II 1, 10 ὅτι πρόσθεν ἂν ἀποθάνοιεν ἢ τὰ ὄπλα παραδοῖεν. — c. 29 ist Paetzoldts Konj. ὁμως δὲ λείος εἶ aufgenommen statt der Überlieferung ὡς δὲ λείος εἶ. Den Gebrauch von ὡς in Ausdrucksätzen verteidigt Fr. und, da die Antwort des Hermes einen Einwurf enthält, der sich an den von Fr. citierten Stellen Θ. διάλ. XII 2; Ἑρμῆτι c. 59 nicht findet, möchte ich den dem δὲ zu Grunde liegenden Gedanken nicht fallen lassen. Aus dem den Worten ὡς δὲ λείος εἶ vorausgehenden παραδοῖεν ἂν, das ich in παραδοῖεν zu korrigieren vorgeschlagen habe, entnehme ich ein auf nicht näher zu bestimmende Weise zu AN entstelltes AAA, dessen Gedanke, nachdem es zu AN korrumpiert war, durch δὲ ausgedrückt wurde. Ich schlage also vor, die Worte

des Plutos (c. 28) mit *ὑπομείνειν* schliessen, den Einwurf des Hermes mit *ἀλλ' ὡς λετός εἰ* beginnen zu lassen. — c. 32 sind die Klammern um die Worte *τῆ Σοφίας καὶ τῷ Πόνῳ* unbedeutend, die des *αὐτόν* (hinter *παράλαβόν*) nur durch Marc. Q. entschuldigt. — c. 33 stellt M. die Worte der Überlieferung (*τὰ δὲ περιττὰ καὶ πολλὰ*) in *τὰ δὲ πολλὰ καὶ περιττὰ* um. Ich habe bisher mit Fr. und Sbdt. keinen Anstoß an der Überlieferung genommen, und billige auch M.'s Umstellung der Worte nicht; diese selbst aber hat es mir zur Evidenz nahe gelegt, daß die Überlieferung nicht richtig ist. Die Umstellung, welche M. vornimmt, enthält eine richtige Steigerung des Gedankens, steht aber im Gegensatz zur Überlieferung, welche den Begriff *τὰ περιττὰ* zwar auch variiert, aber abschwächt. Der dem Gedanken der übermäßigen Fülle zu Grunde liegende Begriff muß bei der ersten Bezeichnung klar ausgedrückt sein, eine spätere Aufnahme oder Beziehung auf denselben darf den präzisen Gedanken wohl abschwächen. Nun ist *τὰ δὲ περιττὰ* in c. 36 durch *τὰ δὲ πολλὰ ἐκεῖνα* variiert, und es liegt nahe, anzunehmen, daß nach dieser Variante des Gedankens *πολλὰ* an erster Stelle an den Rand gesetzt und später in denselben aufgenommen worden ist. Man lese also c. 23 *τὰ δὲ περιττὰ ταῦτα, ὡσπερ ἐστίν, ἀλλότρια ὑπολαμβάνων*. So erhält man den knappen Gedanken, daß (der vom Schicksal geprüfte) Timon das Übermäßige für überflüssig gehalten habe. — c. 34 *καὶ (st. ἤ) εἰ βουλόμενοι ἤκετε* wäre annehmbar, wenn die Überlieferung eine Änderung verlangte. — c. 34 *μιαροὶ πάντες ὄντες* ist Überlieferung und von M. nach Bekker in *μιαροὶ πάντως ὄντες* korrigiert. Auch Fr. hat die Überlieferung verworfen und *πάντως μιαροὶ ὄντες* konjiziert. Ich verteidige mit Sbdt. die Überlieferung, da es der Erregung und dem Urteil des an der Menschheit — und auch die Boten des Zeus hält Timon für Menschen — irre gewordenen Timon durchaus entspricht, nur sich allein zu trauen, alle anderen aber für Schurken zu halten; vgl. c. 43. — c. 39 ist ohne zureichenden Grund das gut überlieferte, grammatisch tadellose, dem *ὑπάκουσον* und *παράσχες* (c. 40) entsprechende *ὑπάγαγε* in *ὑπαγε* geändert. — c. 41 beruht M.'s Konj. *ὑποδέξαιτο* (für *ὑπεδέξατο*) auf einer Verkennung des Gedankens. Die Wohlthat des Zeus, die ziemlich spät den Timon in seinem Unglück entschädigen soll, erinnert ihn an die alte Vergangenheit, die noch mit Recht von dem allmächtigen, allgeliebten und allliebenden Zeus reden konnte. Die Freude über das gegenwärtige Glück erneuten Reichthums öffnet ihm die Augen für das, was ihm unverständlich gewesen. „Jetzt glaube ich wahrlich, daß auch Zeus einst zu Gold geworden ist. Denn wer hätte einen so verführerischen Liebhaber . . . nicht aufgenommen?“ — c. 48 ist die Notwendigkeit, *οὗτος ἀχάριστος ᾶν* mit M. in *οὕτως ᾶ. ᾶν* zu verwandeln, nicht ersichtlich, da *οὗτος* im Gegensatz zu *ἡμεῖς*

δὲ steht. — c. 50 *νεύκηκε . . ἐν Ὀλυμπίᾳ* (Ὀλύμπια M.) hat hinreichend erklärt Sbdt. in seiner Schulausgabe (z. d. St.), desgl. den Ausdruck *συγγενῆς αὐτοῦ ἀγγιστεύς*, dessen von M. gewünschte Streichung durch die Corrigenda zurückgenommen ist; vgl. Fritzsche z. d. St. — c. 53 ist die Tilgung von *ἡ ἀκρόπολις* unnötig, da der Konversationston manches deutlicher ausdrückt, als für den logischen Zusammenhang notwendig ist. — c. 56 ist *ἀνδρὶ ἀγαθῷ ὄντα* nach guten Hss. unter richtiger Erkennung der Beziehung des Participiums von Fr. beibehalten, von M. und anderen in *ὄντι* verwandelt. — Ich bin am Ende meiner Rezension des *Τίμων* nach dem Texte M.s angelangt. Einige Druckfehler des Textes hat M. selbst in den Corrigenda erledigt. Statt *μετ' αὐτοῦ* (c. 10) muß nach Bekker künstlich *μεθ' αὐτοῦ* aufgenommen werden. c. 24 nimmt M. die Worte des Plutos nach der Vulgata (vgl. Fritzsche). c. 40 muß *πάρσασχε* (sic) *σεαυτὸν* nach Dd. in *παράσχος σεαυτὸν* geändert werden. c. 21 halte ich die Worte *δηλοῖ γούν καὶ τῷ ὀνόματι* für Interpolation. c. 1 ist *τὸ δὲ αἰδιμόν σοι καὶ ἐκηβόλον* von M. (gegen Fr.) in Übereinstimmung mit Sbdt. mit Recht beibehalten. c. 54 ist *βρενθυμένός τι πρὸς ἑαυτὸν* Überlieferung, und von M. angegriffen, aber der letztere bezweifelt, weil ihm kein korrektes Verständnis der Stelle möglich ist, die Integrität der Überlieferung. *βρενθυσθαι* (wie ein Reiher einherstolzieren, *τὸ βρένθυον* ein Wasservogel bei Aristot.), von M. mit *se pavaner* übersetzt, steht metonymisch für „sich brüsten.“ Der intransitive Charakter des Verbums hindert nicht, daß der pronominale Accusativ als Inhaltsobjekt (mit irgend etwas) hinzugefügt wird. Mir genügt die Übersetzung „mit irgend einem Gedanken sich vor sich selbst brüstend“, da der neu ankommende Schlemmer in der Einsamkeit wohl niemanden vermuten kann oder vor Timon wenigstens keine Veranlassung hat, sich in Unkosten zu stürzen. Ich halte jede Ergänzung auch die Herwerdens (*καὶ διαλεγόμενος*) für unnötig.

Ich gehe über zum *Φιλοψευδῆς*. Die Anzahl der von mir als unnötig erachteten Korrekturen des Textes ist etwa doppelt so groß als diejenige anzuerkennender Emendationen. c. 2 wird von M. durch die gewünschte Streichung der Worte *καὶ φιλοψευδεῖς ὄντας* die Deutlichkeit des lucianischen Stiles verkannt; er nimmt dem Texte einen Zusatz, der insofern nicht überflüssig ist, als mit diesem zum ersten Male die in der langen dialogischen Auseinandersetzung angedeuteten Leute mit einem und zwar prägnanten Namen, welcher der Überschrift des Dialogs entspricht, bezeichnet werden. — c. 1 wird *τοὺς ἀνθρώπους ἐπίους* von M. in *τ. ἀ. ἐπίοτε* verwandelt. Abgesehen von der, wie es scheint, gleichmäßigen handschr. Überlieferung *ἐπίους* berufe ich mich auf eine Parallelstelle in *Φιλοψ.* selbst c. 8 *ἠνεμαμένον τοῦ πάγωνος τὰς τρίχας ἐπίας*. Leider kann hier M. die Korrektur *ἐπίοτε* nicht vornehmen, und das vorgeschlagene *ἐντεταμένας* entfernt

sich zu sehr von der Überlieferung. Ähnlich ist die Stelle c. 22 *τὰ δὲ ἄνω Γοργόνι ἐμφερῆς . . . καὶ ἀντὶ τῆς κήμης τοὺς δρακόντας περιέκειτο βοστρυχηθῶν ἐλλοιμένους περὶ τὸν αὐχένα καὶ ἐπὶ τῶν ἄμφων ἐνίους ἐσπειραμένους*. Auch Fr. hat an allen diesen Stellen eine Änderung nicht für nötig erachtet. — c. 5 tilgt M. *οὐδὲ πιστεύσειεν*. Fr. ist in der Tilgung desselben Wortes nicht entschieden, und notwendig dürfte sie nicht sein. — c. 6 *ὁ Εὐμαράτης* mit M. zu streichen, sehe ich keinen zwingenden Grund. — c. 12 ist *δυνάμενος παρακούσας τοῦ προστάγματος* tadellose Überlieferung (*δ. ἦ π. τ. π. M.*), da dem Schlufsgedanken der erste Participialsatz untergeordnet ist. Desgl. c. 13 *πετόμενον ἢ ἐπὶ τοῦ ὕδατος βεβηκότα* (*M. καὶ st. ἦ*). — c. 14 ist *ἔστι καὶ μὴ σκῶπτε* die von M. aufgenommene Überlieferung. Weshalb Fr. *ἔστι; μὴ σκῶπτε* für nötig erachtet hat, ist mir unerfindlich. Ebenso aber entbehrt es eines zureichenden Grundes, wenn M. die Überlieferung *ἢ σ' οὐκ εἰς μακρὰν μέτεισιν ὁ ἀνὴρ* angreift und *ὁ ἀνὴρ* durch *ὁ ἀνδριάς* ersetzt, um sodann dasselbe Wort am Schlusse des nächsten Satzes einzuklammern. Jeder versteht aus dem Zusammenhange, was unter *ὁ ἀνὴρ* zu verstehen ist, und dieser zu Grunde liegende Gedanke ist im nächsten Satze sogleich aufgenommen. — c. 19 ist *εἴ γε καὶ ἀποπέμπειν δυνατόν αὐτῷ*; von M. wie vor ihm von Fr. und Cbt. angegriffen worden. Giebt es keinen Sinn, wenn man übersetzt: „oder glaubst du nicht, dafs es in desselben Mannes Macht stehe, die hitzigen Fieber auch zuzuschicken, dem es doch möglich ist, sie zu vertreiben?“ Ich halte jede Korrektur für unnötig, da *εἴ γε καὶ ἀποπέμπειν δυνατόν αὐτῷ* meiner Übersetzung gegenüber nichts Ungriechisches enthält. — c. 20 ist unnötig die Einklammerung des Wortes *Τυχιάδης*. Dafs M. *καθ' ἐκάστην νύκτα* schreibt, ist unnötig, wenn *κατὰ τὴν νύκτα ἐκάστην* (Fr.) handschr. Überlieferung ist. — Am Schlusse von c. 20 hat M. die Worte nach der Korrektur Fr.s geordnet. Von diesen Korrekturen ist handschriftlich gut begründet *οὐ θεοπρίος τις ὦν ἀλλ' ἀνθρωποποιός*. Weshalb aber hat M. nach Fr. einem so kurz gefassten Gedanken *χαλκὸς μὲν ὁ χαλκός* die nicht überlieferte Kopula einzufügen für gut befunden (vgl. *Ἐνύπνιον* c. 3 *ὥστε δάκρυά μοι τὰ προοίμια τῆς τέχνης*. Jahresh. 1879 S. 37)? Wenn M. an dem Begriff *ἀνθρωποποιός* Anstofs nimmt, so möchte ich daran erinnern, dafs *ἀνθρωπος* in derselben Weise prägnant gebraucht ist wie c. 19 *ὁ ἀνὴρ*, an dem ich ebenso wenig wie an dessen Synonymon *ἀνθρωπος* gerüttelt wissen will, zumal da der unter dem Metonymon verstandene Begriff *ἀνδριάς* sogleich hinterher angewendet wird, wie *ἀνδριάς* hinter *ὁ ἀνὴρ* c. 19. — Am Schlufs des Kap. 22 ist die eingefügte La. *ἑστῶσας* sehr bestechend, zumal der korrekturbedürftigen Überlieferung gegenüber. Der Sinn, welcher der Korrektur zu Grunde liegt, ist richtig, diese selbst kann aber darum doch falsch sein. Dafs die

Überlieferung *πάσιν* falsch sei, wird niemand ohne weiteres behaupten dürfen. Eukrates zeigt allen, wie seine Haare auf dem Ellenbogen vor Furcht sich in die Höhe gerichtet haben. Nehmen wir an dem Grundgedanken dieses Satzes keinen Anstoß, so dürfte nur erwünscht sein, teils im Interesse vollständigen Gedankens, teils wegen der vereinzelt Stellung des *πάσιν* diesem Worte hinzuzufügen *ἡμῖν*, dessen Ausfall bei Gleichheit der Endungen erklärlich wird. Legt man also auf die Gleichartigkeit der Überlieferung Wert, so dürfte sich meine Korrektur mehr empfehlen als das von M. konjizierte und dem *ὄρθας* gegenüber unnötige *ἐστώσας*. — Warum schreibt M. c. 28 (statt *κατὰ . . ἐκάστην*) *καθ' ἐκάστην τὴν ἡμέραν*? — c. 29 sind unnötigerweise die Worte *παρὰ τοῦ Εὐκράτους* eingeklammert, desgl. c. 34 *τὸν Παγκράτην*. — c. 32 hat M. mit Fr. und Bekker die Überlieferung angegriffen. M.s *ἐς κρανία* erscheint mir ebenso wenig nötig wie jede an dieser Stelle vorgenommene Korrektur. *τὰ κρανία* sind nicht bestimmte Schädel, sondern Schädel als Gattungsbegriff, mit ihren charakteristischen Grundformen.

Nunmehr komme ich zu den nach meinem Urteil unverwerflichen durch Konj. gewonnenen Textabweichungen M.s. Es sind im ganzen 13. c. 4 *ἀποφανοῦσι* st. *ἀποφαινουσι*. — c. 5 *τοῖς πλαστοῖς* st. *τ. πλειστοῖς*. — c. 7 ist *καὶ ἀβάτον* als müßiger Zusatz eingeklammert und ebd. *διότι ὦν ὁ ἔλαφος* als Randbemerkung erkannt. — Dafs c. 9 die Worte *καὶ τῶν ἐρπειῶν τὰς καταθέλξεις* und am Schlusse des § *ἐκ τοῦ βουβῶνος* nicht am Platze sind, bezweifle ich nicht. — c. 10 *ἐπιπάττοντες* st. *πάττοντες* habe ich bereits früher als richtig bezeichnet; vgl. Hom. A 218; Jahresh. 1880 S. 219. *Ἐνάλ. διάλ. XV 3 ἀνθη παντοῖα ἐπιπάττουσαν*. — c. 19 *παφλάξει* st. *παίξει*. — c. 21 *τὴν θύταν* (st. *τὴν θύραν*). — c. 23 darf man mit M. *ἡμισιαδαίαν* streichen. — c. 24 wird mit Rücksicht auf die vorausgehende Frage *τί δ' ἔπραττον* M.s Konj. *διετριβον* (st. *διατριβουσι*) Billigung finden. — c. 29 kann *ἠγεῖσθαι* dem *ἔπειθον* gegenüber gestrichen werden. — c. 32 wird es ratsam sein mit M. *περιστάντες αὐτὸν ἐχόρευον* (st. *περιεχόρευον*) zu schreiben. — c. 38 darf mit M. *τὰ μέλλοντα* gestrichen, desgleichen *τῆς σφραγίδος* als Glossem angesehen werden. — An anderen Stellen sind M.s Textesworte durch handschriftliche Überlieferung gesichert oder durch die Konjekturen anderer gerechtfertigt. c. 8 liest er *τὴν ἔνα κορύζης μεστός εἶην* (kor. *τὴν: ἔνα μεστ. εἶην*. Fr. nach Flor. Φ). — c. 11 ist nach richtigem Vorschlage anderer vor *τεθνηκυίας* ein *ἄρι* eingeschoben. — c. 19 *ἄν . . ἐκώλιον* (Paetzoldt). — c. 32 hat M. die Überlieferung *τὸ θανμαστόν ἐκεῖνο* beibehalten (Fr. streicht *ἐκεῖνο*). — c. 34 ist *ἐπειδὴ δ' ἤλθομεν* La. der Vulg., und *δέ*, was Fr. tilgt, möchte ich nicht fallen lassen. — c. 37 steht der Vulg. *ἐνοχλήσει συνόντα* die Lesart des Flor. Φ *συνόντα ἐνοχλήσει* gegenüber. —

c. 40 *καὶ τὰ αὐτὰ κάκεινος φοβέται* ist nach Herwerden eingeklammert. — Während, abgesehen von der Korrektur Paetzoldts zu c. 19, die ich ohne Bedingung oder Zögerung acceptiere, und der Herwerden zu c. 40, die künftig in Erwägung zu ziehen sein wird, die übrigen zuletzt angeführten Varianten untergeordneter Natur sind, giebt es in dem Philopseudes noch eine ganze Reihe von Stellen, deren Mangelhaftigkeit zwar von M. erkannt ist, deren Emendation ihm aber wohl nicht endgültig gelungen sein dürfte.

c. 3 liest er, nachdem bereits Madvig und Fritzsche an dieser Stelle korrigiert haben, *ὅς δ' ἂν οὖν ἐμφορόνως ἐξετάζων ταῦτα καταγέλαστα ὄντα μὴ οἴηται ἀληθῆ εἶναι ἀλλὰ Κοροΐβου τινός ἢ Μαργίτου νομίξῃ τὸ πείθεσθαι ἢ . . . ἢ*. Zu der Umstellung der Worte *ἐμφορόνως ἐξετάζων*, welche von den Hss. hinter *ἀλλὰ* überliefert werden, wird man nicht zu greifen haben, wenn aus der überlieferten Reihenfolge der Worte sich Verständliches schaffen läßt. Dies scheint mir erreicht zu werden, wenn mit Berücksichtigung des aus *ΦΜ* zu entnehmenden (*νομίξοιτο*) Optativs *νομίξοι* und Tilgung der Worte *αὐτὰ* (hinter *ἐξετάζων*) und *τὸ* (vor *πείθεσθαι*), die ich nur für glossematische Notizen halte, gelesen wird: *ὅς δ' ἂν οὖν ταῦτα καταγέλαστα ὄντα μὴ οἴηται ἀληθῆ εἶναι ἀλλ' ἐμφορόνως ἐξετάζων Κοροΐβου τινός ἢ Μαργίτου νομίξοι πείθεσθαι ἢ . . . ἢ*. —

c. 7. Dafs *ἔτι* (*δὲ καὶ*) dem *ἦδη* entsprechend zu dem der Form *προειρηκότες* gegenüberstehenden *διεξιόντες* gehört, liegt auf der Hand. Mit *Μ. ἔτι δὲ* einfach zu streichen, billige ich nicht. Würde es denn nicht der Überlieferung mehr entsprechen und doch die Zugehörigkeit des Temporalbegriffes zu *διεξιόντες* gewahrt sein, wenn man schriebe: *τὰ μὲν ἦδη προειρηκότες, τὰ δὲ καὶ τότε διεξιόντες ἔτι*? Aus falscher Beziehung des *ἔτι καὶ* (*θεραπείας τινὰς ἔ. ὅ.*) konnte leicht ein *ἔτι δὲ καὶ* gemacht worden sein. — c. 9 schreibt *Μ. πάντο γὰρ ἰδιώτης . . . εἰ τὰ τοιαῦτα καὶ οὐκ ἐμέλησέ σοι ἐκμαθεῖν ὁ. τ. ὠφέλει τ. ν. προσφερόμενα*. „Du bist wirklich unerfahren (sagt Deinomachus und fährt fort:) und wie solche Dinge zu den Krankheiten, für die man sie anwendet, eine vernünftige Beziehung haben, das zu erfahren hat dich nie gekümmert.“ Dazu stimmt die von Fr. ohne Not verworfene Überlieferung *καὶ τὰ τοιαῦτα ὁμολογεῖ* (Fr.) ist eine gute Konj. und besser als die von *Μ.* aufgenommene Vulgata *ὠφέλει*. — c. 9 schließt nach der Überlieferung mit den Worten *ἔτι σοι γραῶν μύθοι τὰ λεγόμενά ἐστι* (nach der Überlieferung). Fr. hat *ἴσα σοι γραῶν μύθοις τ. λ. ε.* konjiziert und bezeichnet *ἔτι* als ‘molestum atque mendosum’. Kleodemos hat eben seine Wundergeschichten aufgetischt, Tychiades glaubt sie nicht, Deinomachos wirft ihm Unwissenheit vor, Tychiades verteidigt sich, und seine Verteidigung kann im Anschluss an die Überlieferung doch nur mit dem Gedanken schliessen: (*ἦν γοῦν μὴ πείσης πρότερον κτλ.*), werde

ich die Erzählungen für Altweibergewäsch halten. Ich vermag das Unpassende des Wortes *ἐπι* nicht einzusehen und das überlieferte *σοι* nur dann zu verstehen, wenn man, was sehr gewagt, es von *τὰ λεγόμενα* abhängig machen wollte. Die Korrektur *ΜΟΙ* statt *ΣΟΙ* wird nicht zu umgehen sein. — c. 12 ist die Rede von *ἱερά τινα . . . ὀνόματα ἑπτὰ*. Die Häufung der Participia (es folgen auf *ἐπιπέπων* unter den nächsten 9 Worten *καθαγνίσας* und *περιελθών*) macht eine koordinierende Partikel wünschenswert. Darum leitet M. (dem Sinne nach) mit Recht *θεῶν καὶ δαδῶν καθαγνίσας* mit *ἔπειτα* ein. Nun kann ich aber nicht glauben, daß neben *ἱερά τινα* ein Zahlwort zu *ὀνόματα* sich nicht vertrage (vgl. in demselben Kapitel *ἓνα τινα . . . τὸν νεώτατον*), vielmehr ist es möglich, Überlieferung und Konjekturen zu verbinden und zu schreiben: *ἱερά τινα ἐκ βίβλου παλαιᾶς ὀνόματα ἑπτὰ, εἶτα* (st. *ἔπειτα*). Gerade die fast völlige Gleichheit der Schriftzüge der beiden letzten Worte konnte nicht das erste, wohl aber das zweite als überflüssig erscheinen oder das unaufmerksame Auge zum Schlusse des zweiten hinübergleiten lassen. Steht doch auch c. 33 *ἐν ἑπτασιν ἑπτὰ* und scheint doch die Sieben nach dem häufigen Vorkommen im Lucian (z. B. auch in den *Ἀληθεῖς ἱστορίαι*) eine geheiligte Zahl zu sein. — c. 13 ist *ᾧμην γὰρ οὐδενὶ λόγῳ δυνατὸν γίνεσθαι ἂν αὐτὰ πιστώσαι* die Überlieferung. M. nimmt sie auf, hat aber kein volles Vertrauen zu der Integrität der Stelle und Ref. auch nicht. Fr.s Emendation ist viel gefälliger und schließt sich an die Überlieferung an, nur glaube ich, daß das von Fr. vorgeschlagene *εἶναι* zu entbehren und zu lesen sei: *ᾧμην γὰρ οὐδενὶ λόγῳ δυνατὸν γίνεσθαι αὐτὰ*, — c. 15 nimmt M. nach dem Vorgang Fr.s an *αὐτοῦ τοῦ μάγου* Anstoß. Der Chrysis gegenüber bedurfte es der Anstrengungen des Magiers nicht, und was den Magier anbelangt, so durfte man sich darüber wohl wundern, daß er seine Zauberkünste für einen so billigen Preis feil bot, während er doch für sich die Liebe der Reichsten herbeizaubern konnte. Man lese: *καὶ θαυμάζω τοῦτο τοῦ μάγου*. — c. 24 ist die Überlieferung *χάσμα παμμέγεδες, ἤλικον ταρτάρειον τὸ μέγεθος* von Fr. aufgenommen. Der doppelte Begriff der Größe aber ist unnötig und lästig. M. hat dies gefühlt und streicht *τὸ μέγεθος*. Mir scheint näher zu liegen, daß jemand, um den Ausdruck *ἤλικον ταρτάρειον τὸ μέγεθος* zusammenzufassen, *παμμέγεδες* an den Rand geschrieben habe und das Original gewesen sei: *χάσμα ἤλικον ταρτάρειον τὸ μέγεθος*. — c. 38 ist Überlieferung *ἃ δ' ἐν Ἀμφιλόχῳ γε ἤκουσα*. M. setzt *γε* in Klammern, Fr. schreibt *τε*, entsprechend dem *καὶ*. Die persönliche Erfahrung, die durch die Worte *ἃ εἶδον αὐτός* betont wird, muß mit gleicher Kraft auch beim Hören bezeichnet sein, und die Korrektur *ἃ δ' ἐν Ἀ. ἔγῳγε ἤκουσα* liegt nur zu nahe. — Und nun noch eine kleine Nachlese. c. 1 muß der in der Praef. ausgesprochenen

Absicht M.s entsprechend die runde Klammer in eine eckige verwandelt werden. — c. 4 klammert M. die Worte *οὐπω μάλιστα δέονται πρὸς τοὺς ἀκροατάς* ein nach dem Vorschlage Paetzoldts. — *ὡς δὲ καὶ ἐπώμνυτο* ist nach allgemeiner Überlieferung beibehalten. Es empfiehlt sich, künftig Fr.s Korrektur *ὅς γε καὶ ἐπώμνυτο* aufzunehmen, desgl. c. 8 die von Fr. gebilligte Konj. Lehmanns *ὡς πιστεύσαι*. — c. 10 ist *ἢ δ' ἐγὼ* doch wohl nur Druckfehler. — c. 14 empfiehlt es sich mit Fr. nach Bekker *μετὰ μικρὸν δὲ* zu schreiben. — *φάσματα* (M.) und *φαντάσματα* (Fr.) haben gleichen Wert und gleiche Berechtigung. — c. 15 hätte M. nach dem Zusammenhang der Diskussion mit Berücksichtigung der folgenden Antwort Fr.s Korrektur *οὐκ ἂν εἴη ἠπίστευσι* (st. *ἠπίστησας*) aufnehmen sollen, desgl. *ἐραστρίαν* (st. *ἐραστειήν*). — c. 16 ist von M. die Überlieferung *ἐγὼ γούν καὶ εἶδον* mit Recht nicht in Zweifel gezogen worden. Fr. nimmt unnötigerweise vor *καὶ* eine Lücke an. *καὶ* = *profecto* ist nach meiner Meinung am Platze. Die Notwendigkeit der Stellung *καπνώδη καὶ μέλανα*, die M. bietet, weise ich zurück, desgl. die Streichung des Namens *ὁ Πλάτων*. — c. 20. *ὁ ἄθλιος* wünsche ich durch *ἄθλιος* ersetzt. Ob c. 26 *εἰς ὑπνον τραπέσθαι* mit dem Korrektor des Marc. 434 oder mit den übrigen *εἰ. ὑ. τρέπεσθαι* zu schreiben ist, ist von geringem Belang. — c. 27 bietet Fr. *αὐτοῖς* (st. *αὐτοῖν*) nach guten Hss. — c. 38 möchte ich empfehlen *ἀπολελόγησαι* (Fr.) statt *ἀπολελόγησθε* aufzunehmen.

Die *Ἀληθεῖς ἱστορίαι*, zu denen ich nunmehr übergehe, mußten ein weites Operationsfeld für die Textkritik M.s abgeben. Nach Bekker, dessen Lucianausgabe hinsichtlich der Textkritik nicht eben viel zu besagen hat, sind die *Ἀληθ. ἱστ.* nicht wieder einer Gesamtrevision unterzogen worden. Hier konnte M. gegenüber dem spärlichen Handschriftenmaterial, über das noch die Ausgabe von Jacobitz verfügte, und dessen Ergänzungen abgesehen von den in den Lucianea Sommerbrodts enthaltenen Lesarten endgültig wohl erst in dem noch ausstehenden IV. Bande von Fritzsches Lucianausgabe zu erwarten stehen, der Divination freieren Spielraum lassen und mit demselben Prüfstein die Konjekturen anderer aburteilen. In Bezug auf den positiven Gewinn, den M.s Revision lucianischer Dialoge abgeworfen hat, dürften die *Ἀληθεῖς ἱστορίαι* am besten weggekommen sein. Mißgriffe verschiedenster Art sind damit nicht ausgeschlossen und fallen dann weniger ins Gewicht, wenn die Korruptheit der Überlieferung zwar richtig erkannt ist, die Remedur derselben aber nicht als unanfechtbar oder nur annehmbar erscheint. — c. 3 am Schlusse klammert M. *τοὺς Φαίαιας* mit Recht ein, aber die Begründung 'hos enim fuisse Ulixis auditores, nemo profecto Graecorum nesciebat' lasse ich nicht gelten, vielmehr sind die Phäaken bereits einige Zeilen vorher mit den Worten *τοῖς περὶ τὸν Ἀλκίνοον* bezeichnet. — Daß c. 7 *δύνασθαι* neben *ναυσίπορον εἶναι* bei richtiger Prä-

zisierung des Begriffes *νασιπτορος* unnötig ist, hat M. richtig erkannt. — c. 9 tilgt M., abgesehen von den bereits in Dindorfs Ausgabe aufgenommenen Korrekturen, auch die Worte *ἄνω* und *ἐμπροσθεν τοῖς ἰστίοις*, wodurch ein klarer Gedanke und korrekter Ausdruck geschaffen wird. — c. 11 *φύουσι* st. *φέρουσι* habe ich bereits früher als richtig bezeichnet und finde keine Veranlassung, mein Urteil angesichts der Konjektur Hrws *φοροῦσι* zu ändern. Ebd. sind die Worte *τῆς θεᾶς καὶ* mit Rücksicht auf *θεασάμενος* zu streichen (vgl. Marc. 434). — c. 13 ist *ξένων* neben *συμμάχων* unnötig, wie M. erkannt hat, zumal da die Bundesgenossen auch weiterhin mit *σύμμαχοι* bezeichnet werden. Ebd. möchte ich mit M. *δὲ* zwischen *τούτους* und *ἐγὼ* nicht entbehren. — c. 17 halte ich *ἐκατέρωθεν* st. *ἐκατέρων* für unabweisbar, und *φαίνεται* in demselben cap. dem vorhergehenden *φαίνεσθαι* gegenüber zu streichen, empfiehlt sich sehr. — c. 18 wird man mit M. *ἀτάκτοις* als Glossem zu *τεταραγμένοις* anzusehen haben. — c. 24 erscheint *ὑποδύονται* (st. *ὑποδύεται*) neben *διγῶσι* notwendig. — c. 25 ist *οἱ πλούσιοι* ersichtlichermaßen eine Glosse. — c. 29 kann *εἶπευ* (nach *ὡσπερ*) entbehrt werden und fehlt in Marc. 434. — c. 29 ist *ἀντοὶ* vor *ὀνόματα εἶχον* zu streichen, desgl. c. 30 *θηρία καὶ*, zugleich aber *ἄλλα* in *μεγάλα* zu verwandeln. — c. 33 findet man *χρόνω δ' ὁ προσβύτερος* [*ἔφη*] durch den Marc. 434 bestätigt. — c. 35 ist *ἐπὶ (τὴν) ναῦν* korrekt. — c. 40 ist mit M. *μεγάλους* als Glossem zu dem von guten Autoren im Sinne von „Größe“ selten, jedoch im Spätgriechischen, auch im neuen Testament, öfter verwendeten Worte *ἡλικία* zu erklären. — c. 40 ist st. *οὐδὲ* annehmbar *οὐδὲν* und *ἀπάντων ὧν ἐγὼ εἶδον θεαμάτων παραδοξότατον* in Erwägung zu ziehen. Für *ἐπὶ τριήρων* spricht der Marc. 434. — Die handschr. Überlieferung ist zur Geltung gekommen c. 11, wo Dd. unnötigerweise *συμφησάντων δὲ* durch *ἡμῶν* vervollständigt hat.

Die von M. aufgenommenen Konjekturen anderer sind mir nicht immer überzeugend gewesen. Ich beanstande zwar nicht c. 15 *μετεπέπεμπτο* (Naber, Hartmann), c. 20 *καὶ τῶν ἄλλων* (Hartmann), c. 25 die Streichung von *τὴν γῆν* (Paezoldt), c. 31 *ἡθάδες* st. *ἐθάδες* (Herw. Bk.), *περικέψασθαι* (Bk.), *ὅστις τ' ὦν ὁπῶς δεῦρο εἰς ἡλθες* (Hartmann), c. 34 *μετὰ τοῦ παιδός* (Cobet); — allein ich bin nicht überzeugt worden, dafs nach Bk. *ἦνικται πρὸς τινὰς τῶν παλαιῶν* (st. *πρὸς τ. ἦνικται τ. π.*) zu schreiben sei. — c. 4 schreibt M. nach Madvig (Adv. crit. I 689) *εὐγνωμονέστερος* st. des überlieferten Neutrums. Diese Änderung beruht nach meinem Urteil auf einer Verkenning des Satzes. Nach M. und Mdv. muß *τῶν ἄλλων* als Masc. gefafst werden, allein in dem Satze liegt ein Spiel mit Worten. Der Begriff „wahre Lügen“ ergibt sich aus dem darauf folgenden Satz: *κἄν ἐν . . ψεύσομαι*. Darauf sollen die vorausgehenden Worte vorbereiten. Er habe sich zwar zur Lüge gewandt, aber einer ehr-

litheren als die andern. Somit ist *τῶν ἄλλων* (sc. *μειδῶν*) als Neutrum zu fassen. — c. 7 haben M. und Hartmann an den Worten *ὑστερον μέντοι . . . τῆς οἰνοφαγίας* herumzukorrigieren gesucht, wo mir die Überlieferung verständigen Sinn zu geben scheint. Die Reisenden kommen auf der Wunderfahrt an einen Weinstrom, dessen mit Wein durchtränkte Fische sie berauschen, nehmen bei der Abfahrt aus dem Strom, in welchem ihr Schiff lag, Trinkwasser ein und füllen einige Fässer mit dem Flusswein. Die nunmehr von ihnen mit letzterem und dem Trinkwasser vorgenommene Manipulation erwähnt der Berichterstatter gleich im Anschluss an die neue, mit dem Flusswein gemachte Erfahrung. Die Weinfische, die voll Hefe waren, berauschten sie. „Später jedoch, als wir andere (Wasser)fische fanden, milderten wir durch Beimischung derselben die Strenge der Weinspeise.“ *παρὰμηνύται* ist also das Mittel des *περαινύται*, das Mildern die Folge des Mischens.

Ich gehe über zu M.s unnötigen oder anfechtbaren Korrekturen. Nach der Praefatio möchte M. in den Worten *γραφήσειν σ' ὑπολαμβάνω* das Pronomen streichen. Allein es bezeichnet die Person des Lesers, der auch am Schlusse des Kap. mit *σοι* ausgedrückt ist. — Warum c. 4 *γραίω* in *γραίωσ* geändert worden ist, erledigt M. mit dem einfachen 'metast'. — c. 5 liest M. *πολύ τε πλήθος* st. *π. τε π.* Dafs die Überlieferung unanfechtbar ist, bestätigt z. B. auch *Ἄλ. ιστ. B 33* *πολύ τε πλήθος πεπερίσθαι*. Wie oft müßte nach M. den Nomina in Verbindung mit Pronomina oder Cardinalia das Indefinitum, das je nach dem Zusammenhang Milderung oder Steigerung des durch das Nomen ausgedrückten Begriffs bezeichnet, genommen werden! Vgl. c. 8. *δύο τινές*. — c. 7 schr. M. *ὁμοιον μάλιστα* (st. *ὁμοιωτατον μάλιστα*), als ob die Verstärkung des Superlativs durch *μάλιστα* bei Lucian und der früheren Gräcität nicht üblich wäre. — c. 8 klammert M. *ἀποδεδρομένην* ein, da es die Rhythmik der *laec.* Sprache störe. Diese Rhythmik ist ein sehr dehnbarer Begriff, und über die Störung derselben durch die handschr. Überlieferung zu urteilen überlasse ich anderen. Der Gedanke „so schildert man bei uns die Daphne, wie sie in dem Augenblick, wo Apoll sie ergreift, in einen Baum verwandelt wird“ ist tadellos. — c. 14 ist *δινυφῆναι*, ein nicht singuläres Wort, überliefert. Dafs es nicht häufig vorkommt, liegt wohl an der Sache, die zu erzählen eine Rarität sein dürfte. *ἐξυφῆναι* aber zu schreiben, sehe ich um so weniger Grund, als *ἐξυφῆναι* doch wohl „fertig weben“ heißen dürfte. c. 16 schr. M. *ὡς διπλεθρος*, während das überlieferte *καὶ διπλεθρος* (*καὶ* häufig affirmierend oder steigernd) tadellos ist¹⁾. Wollte man die kleine Variation des Gedankens, welche der La. M.s zu Grunde liegt, nicht aufgeben, so dürfte *κἂν διπλεθρος* grössere Berechtigung haben.

¹⁾ vgl. Xen. Anab. III 3, 16 *καὶ τὸ βέλος αὐτῶν καὶ διπλάσιον φέρεσθαι*.

— c. 17 ist der Zusatz *ἀγώνος* nicht nötig. — c. 19 schr. M. *τῆ ὕστερα* und *προτέρα* mit Verweisung auf Mem. I 409. Ich kenne diese ausführlichen Erörterungen nicht, bezweifle aber der Häufigkeit der Überlieferung gegenüber ihre Richtigkeit, zumal da M. c. 38, c. 39, c. 42 *τῆ ὕστερα* gelten läßt. — c. 29 nimmt M. an *ὀλίγους δὲ τῶν μεγάλων καὶ δυνατῶν πάντων λαμπροῦς* Anstofs, der nicht vorliegt. Natürlich gehört *ὀλίγους* mit *πάντων λαμπροῦς κ. π.* zusammen, *τῶν μεγάλων καὶ δυνατῶν* wird verständlich, wenn man das nicht etwa aufzunehmende *ὄντας* hinzudenkt; vgl. *Σημ. β.* c. 3 *οὐ τῶν ἀφανῶν*. — c. 33 *ξενίων τῶν παρόντων* durch *ἐκ* zu vervollständigen ist unnötig, da die Konstruktion des Verbums *μεταδιδόναι* ist *τενί. τινος*. — Dafs c. 35 *καὶ ὄφρατα* nicht mit M. (Paetzoldt) zu *στρ.* ist, habe ich betont Jahresh. 1881 S. 374. —

Ich komme zu den korrekturbedürftigen Konjekturen. c. 29 schr. M. *ὁ δὲ μοι πάντα διηγήσατο* mit Tilgung des überlieferten *ἐπειτα*, statt dessen er auch für möglich hält *τὰ ἐστ.* Das letztere will mir ganz besonders nicht zusagen. So unglaublich die Schilderungen, welche vorher gehen, sind, so unmöglich sind die Folgerungen, welche sich zuweilen an die Erlebnisse knüpfen. Die Lampe hat nun nicht erzählen können, wohl aber konnte L. sagen, sie erzählte mir, was sie wufste. Ich schlage vor *ὁ δὲ μοι ἀπαντα ἃ ἦδει* (od. *εἶπε*) *διηγήσατο*. — c. 34 sind M. mit Recht die Worte *καὶ ζῶντας ἰχθύς ἀγρεύομεν ἐξιόντες* καλ. aufgefallen, aber einen Ersatz für das seltsame *ζῶντας* vermag er nicht zu finden. Hrws Konj. *εἰςβόντας* scheint ihn nicht zu befriedigen, so dafs die Lösung der Frage für ihn eine offene ist. Man sehe in *ζῶντας* eine Glosse, mit der bezeichnet werden soll, dafs die an den Kiemen des Walfisches gefangenen Fische lebendige, d. h. unmittlbar aus dem Seewasser gefangene sind. Der dem *ζῶντας* zu Grunde liegende Gedanke hat sich aus *ἐξιόντες ἐπὶ τὰ βραγχία* ergeben. Auch c. 38 lassen sich die Tritomendeten *ἐκ τῶν βραγχίων* in das Seewasser hinab. Mit der Streichung von *ζῶντας* ist die Harmonie der Worte *ὄφρατα θηρώμεν* . . *ἰχθύς ἀγρεύομεν* hergestellt. — c. 34 stelle ich der Konj. M.s (*ἀπὸ*) *τῆς καταπόσεως* gegenüber (*ἐκ*) *τῆς καταπόσεως*. — Einen Nachtrag machen zum Teil handschriftliche Lesarten nötig. c. 1 billige ich *λέγουσιν* (Ω), dessen Beziehung zu *γράμματων* passenden Sinn giebt als *στέλιν λέγουσαν*. — c. 2 empfiehlt sich mit dem Gorlicensis *ἐφύγομεν* aufzunehmen, dessen Tempus mit den Aoristen *ἀνήχθημεν*, *καθήκεν*, *ἀπέβημεν* harmoniert (M. *ἐφείγομεν*. — c. 42 *ἔφυγον*). — c. 16 ist die von M. nicht angenommene Fassung *δυσωδίας τινός αὐτίκα τῷ τραύματι ἐγγιγνομένης* Überlieferung güter Hss. Gegenüber dem *οὐδ' ἐπ' ὀλίγον ἀντέχειν* ist *αὐτίκα* zur Erklärung des schnellen Todes ganz am Platze. — Zu c. 7 mache ich auf die Inkongruenz des Ausdrucks *τοῦ ἐπὶ τῷ ἡμετέρῳ εὐωνύμου* mit dem folgenden

τοὺς ἐπὶ τῷ εὐωνύμῳ aufmerksam und schlage vor, an erster Stelle τῶν ἐπὶ τῷ ἡμετέρῳ εὐωνύμῳ zu schreiben. — c. 20 ist οἱ Ἠλιῶται neben Σεληνίτας auffallend: Muß man nicht mit dem Gorl. Ἠλιῶται lesen? — c. 21 dürfte nicht falsch sein, die in F. überlieferte Fassung μέγαντα με (letzteres M.) παρ' αὐτῷ κοιωνεῖν. Weder im Inhalt noch in der Form wüßte ich Bedenkenenerregendes zu finden. Für den Schluß des c. 22, den M. unter dem Gesichtspunkt καὶ τῆς ἀσχρολογίας ἀπακτεῖον τοὺς νιούς in passender Weise von der Schullektüre ausgeschlossen hat, hat M. die Konj. εὐροῦσι st. ὀχεύουσι widerrufen. Ich halte es für eine Inkonsequenz, ein einzelnes Wort, das im nächsten c. 23 (ἀπουροῦσι) kein Bedenken erweckt hat, als dem Geiste L.s widersprechend zu bezeichnen und doch ganze Partien (in c. 22, c. 23), die nur als Schullektüre ausgeschlossen werden, als Eigentum L.s nicht in Zweifel zu ziehen. — c. 24 muß künftig καὶ μοι δοκεῖν (D.) an die Stelle der Überlieferung καὶ μοι δοκεῖ (M.) treten. — Ebd. würde ich die von mir später noch mitzuteilende Fassung ἔντερον δ' οὐδὲν ἐν ἀσπῆ οὐδ' ἦπαρ φαίνεται fortgeführt wissen mit: ἢ ὅτι (miss. quod). — c. 30 entspricht συναράξαν dem Gebrauche der guten Gracität. Aber auch der Infinitiv ist, zumal im Lucian und anderen spätgriechischen Skriptoren, nicht ohne Beispiele. — c. 31 und anderswo halte ich für angebracht, die La. der Vulg. ἢ παρήμετρος aufzunehmen. — c. 31 empfiehlt sich καὶ ἄλλα θηρία πολλὰ (Marc. Ω) aufzunehmen. — c. 33 scheint M. für das von Bk. konjizierte und durch Ω überlieferte τοι (st. σοι) Neigung zu haben. Man verkenne den Dativ nicht.

Ich gehe zu dem 2. Buche der Ἀλ. ἰστ. über und werde mich in meinen Notizen zu denselben sowie zu dem den Schluß bildenden Ἀλεκτροῶν auf das Notwendigste beschränken. c. 3 ist ἀνωκοδόμησε (st. ἀνωκοδόμησε) nicht zu umgehen. — c. 1 hat M. ἀναισθήτως εἶχε τοῦ καύματος angegriffen; und mit Recht, sowohl hinsichtlich der Konstruktion als des Sinnes; aber die bloße Streichung läßt einen unklaren Gedanken zurück. Man lese ἀναισθήτως εἶχε τὸ κῆτος, ohne daran wegen des einige Zeilen voraus stehenden τὸ κῆτος Anstoß zu nehmen. Sinn des Satzes und Überlieferung führen auf dieses Wort, ohne welches ἀδοῦ νοσοῦντος nicht möglich wäre und alle folgenden Verba ἀνέχασκε, ἀναχάνοι, συνέμυεν, ἀπειροτέρωτο, ἦν beziehungslos ständen. — c. 3 st. τ. αὐτῶν πατριδα mußte als mit Dd. τ. αὐτῶν π. heißen. — c. 5. Ein Flächenraum kann nicht nach Stadien berechnet werden, wohl aber die Entfernung, zu der die Worte ἤδη δὲ πλησίον τ' ἦμεν passen; also lese M. st. ἀπέχουσα lieber, was Dd. bietet, ἀπέχουσα. Auf das von M. nach falschem Prinzip angewandte Übermaß der Streichung des Artikels gerade in dieser Schrift hat hinreichend verwiesener Ziegeler, Phil. Rundsch. 1883 Nr. 14. — c. 11 ist ὥστε ἐγγεῖν annehmbare Korrektur

der Überlieferung. — c. 12 darf ἤδη πρὸς ζω mit M. gestrichen werden. — καὶ διαφέρουσι klammert M. nach Herwerden ein. Die Begründung der Streichung kenne ich nicht, billige aber letztere, weil ich darin ein Glossem zu διακοινοῦνται erkenne, das von L. gleich dem Act. transitiv gebraucht wird und von dem Abschreiber durch ein Act. verständlich gemacht wurde. — c. 17 wird μόνος als Glosse zu dem statt καὶ αὐτὸς zu lesenden καθ' αὐτὸν angesehen, was zu billigen ist. — c. 18 bietet das passende ὀρχεῖσθαι. δὲ Dindorf nach vielen Hss. τε liest man bei M. wie hier so c. 30 ταῖς μὲν οὖν ἄλλαις οὐ προσέχομεν ἢ τ' ἐπέβημεν, τοιάδ' ἦν, was zu korrigieren. — c. 19. 20 enthalten richtige Korrekturen. M. konjiziert τὸν Θεσέα, hält πάντων ὁρώντων für Glossem zu ἀναφανδόν, schreibt εἰσι γεγραμμένοι, das ich auch in meinem Handexemplar so korrigiert hatte, und streicht mit Hartmann γραμματικῶν. In demselben Kapitel schreibt M. mit mehreren Hss. προσίων γὰρ τι ἐπανθάνομην, Dindorf π. γ. ἂν ἐπ. Der fortlaufende Wechsel zwischen Frage und Antwort wird am besten durch τε . . . καὶ ausgedrückt, daher verändere man τι in τε. — c. 21 ist δέ τι st. δ' εἶτι annehmbar. — c. 22 ist περὶ τοῦ στεφάνου richtig gestrichen. Von Kränzen ist erst passend am Schluss die Rede. — c. 23 καλὸς τε καὶ μέγας, für das sich auch die Corrigena aussprechen, ist unnötig. — c. 25 liest M. richtig ἐπὶ τοῦ ἔρωτος τῆς ἀμηχανίας. Ebd. ist statt ἐν τῷ συμποσίῳ, das M. einklammert, ἐκ (unmittelbar nach) τοῦ συμποσίου zu lesen. — c. 27 sind richtige Konjekturen von Bekker, Jacobitz, Pätzoldt aufgenommen, und Λουκιανός in Λυκίος korrigiert. — Richtig hat M. nach AΘ aufgenommen χρηστὰς εἶχον τὰς ἐλπίδας. — c. 32 darf neben οὐ auch οὐδὲν empfohlen werden. — Richtig ist Ὑπνου λιμένα (Hartmann), ferner ἢ μὲν κεραινήν, ἢ δὲ καθ' ἣν nach Überlieferung; desgl. c. 34 μακροὶ τ' ἦσαν, wo auch mit M. nach der Praef. S. 54 καὶ καλοὶ zu streichen ist. — c. 36 würde ich lieber mit Jacobitz und Dindorf εἰ σωφρονοίη schreiben. — c. 36 ist richtig ἐπὶ τὴν ναῦν (mit A), wonach aber auch c. 46 der Artikel aufgenommen zu werden verdient. — c. 39 bezweifle ich die Notwendigkeit, οἱ μὲν ἐνθεν, οἱ δὲ ἐνθεν zu tilgen, sehr. — c. 70 ist sehr verlockend ἐνῆν st. ἐπῆν zu schreiben. Man beachte aber die große Fläche des Nestes, das mit einem Floss verglichen wird, wozu ἐπῆν tadellos paßt. — c. 41 ὁ [γὰρ] ἰστός nach Hartmann. — c. 45 habe ich φύουσι st. φέρουσι bereits früher gebilligt. — ἐγνωρίζομεν st. ἐνομίζομεν ist ein leicht ersichtlicher Irrtum. — Statt (ἐνα) ἐκάστη schlage ich das distributive ὡς ἐκάστη vor; vgl. Ἄλ. ἰστ. A. c. 14 ὡς ἕκαστοι. — ἴσοποιούμεθα ist nach F. aufgenommen. τελευτάτα (sic) ein Druckfehler st. τελευτάτα.

Im Ἀλεξανδρινῶν möchte ich zunächst mich gegen die von M. aufgenommene Konjektur (Hirschigs) ἀφ' ἑσπέρας εὐθύς ἦδεν

(st. ἤδη κέκραγεν) aussprechen. Dafs im Plato das Krähen des Hahnes mit ᾄδειν ausgedrückt wird, kann uns nicht berechtigen, eine Überlieferung, welche mit anderen Stellen (c. 1. c. 3 βοᾶν, c. 12 ἀναβοήσας, c. 14 ἐβόας, ἐκόκκυζον, c. 28 ἀναβοήσαντα) harmoniert, aufzugeben und den Sinn wesentlich zu verschlechtern. Ich sehe wenigstens nicht, wie das Impf. gerechtfertigt werden soll. Auch ἐπί trübt den klaren Sinn des Originals. — c. 2 ist ἐλάλησεν als unecht erkannt. c. 4 scheint mir der Praef. S. LXX gegenüber ἄλλο in Texte ausgelassen zu sein. — c. 5 dürfte die Ordnung der unzweifelhaft korrumpierten Worte πότερα μάλλον . . . ἐνύπνιον allgemeine Billigung finden. Ist τὸν μικρὸν ἐμπροσθεν auch verständlich, so wird es durch den Zusatz φανέντα klarer. Dieses Wort ist aus dem nach ἡδίστοις stehenden φανέσι konjiziert. Dafs die 3 Worte τοῖς ἡδίστοις φανέσι korrumpiert sind, hat auch Sbd. gemeint, der ἡδίστοις streicht. Ich stimme aber M. bei, der aus φανέσι das von ihm versetzte φανέντα deduziert hat. — c. 7 ist τυφλὸς ὧν (ohne αὐτὸς) gefällig. — c. 12 scheint mir παρίπτεον st. προῖπτεον eine gute Konjekture zu sein. Man beachte προέθειον . . . παρίπτεον . . . εἶποντο; vgl. Ἐγαλ. διαλ. XV 3. — c. 17 beseitigt ἐνδεῖ das Anstößige der Überlieferung ἔδει. — c. 18 schreibt M. ὄρᾳς; καταγέλας μὲν [καὶ] σὺ ἐν τῷ μέρει. und hält in der Praef. S. LXXVII auch für möglich καταγ. σὺ καμῶν ε. τ. μ. — Alectr. lacht über seinen dummen Streich und sagt, nachdem er den Schuster über den wahren Sachverhalt aufgeklärt hat: „Da hast du es und nun lache über mich auch du an deinem Teile.“ Der La. ὄρᾳς καὶ καταγέλα μὲν καὶ σὺ ἐν τῷ μέρει wird man kaum ausweichen können. — c. 20 soll καίτοι τί (der Accent ist vergessen) μάλιστα mit Sbd. gelesen werden. Gleichen Sinn giebt Fr.s La. ἢ ὅτι μάλιστα. Ich möchte beiden Laa. gegenüberstellen: τοῦτό τι μάλιστα, den ganzen Gedanken also nicht als Frage, sondern als Aussage fassen.

Ich bin am Ende meiner Rezension der Luciandialoge Mehlers angelangt. Vollständiges zu bieten war nicht meine Absicht, wohl aber, durch die Prüfung an meinem Teile der Sache zu dienen. Bei einer neuen Auflage des Buches dürfte der Verfasser reichlich Gelegenheit haben, die bessernde Hand anzulegen, um vielleicht auch noch den Reingewinn zu mehren, den aus seiner Arbeit die Wissenschaft für sich in Anspruch nehmen wird.

3) J. Sommerbrodt, Über eine Lucianhandschrift zu Modena. Rhein. Mus. 1862 S. 299 ff.

Ein einwöchentlicher Aufenthalt zu Modena im Jahre 1880 hat Sommerbrodt über den auf der dortigen Königlichen Bibliothek befindlichen Luciankodex, von dem Näheres bis dahin nicht bekannt geworden war, genauere Kenntniss ermöglicht. Nach der formalen Schreibweise glaubt er denselben dem 12., wenn nicht

dem 11. Jahrh. zuweisen zu müssen. Indem er die vollständige Mitteilung der Resultate seiner Kollation für andere Zeit in Aussicht stellt, liefert er in oben genannter Arbeit für die Schrift *Πρὸς ἀπαιδευτον* im Vergleich mit den in seiner Schulausgabe lucianischer Schriften benutzten Vat. \mathfrak{A} , Marc. Ω und Marc. Ψ Lesarten des erwähnten Mutinensis, welche uns Veranlassung geben dürften, von diesem Kodex für die Textkritik Lucians eine nicht unwesentliche Förderung zu erwarten. c. 2 überliefert er die von Sbd. mit Recht aus Vat. \mathfrak{A} aufgenommene La. *χρησαμένω*. — c. 4 stützt er die in der ed. Teubn. von $\mathfrak{A}\Omega\Psi$ abweichende und von Sbd. bereits aufgenommene La. *περιβαλόμενος*. — c. 7 ist, dem vorausgehenden und folgenden Konjunktiv entsprechend, in Übereinstimmung mit der von Sbd. aus Ω aufgenommenen La. *ἀναγιγνωσκῆς* geschrieben. — c. 8 stützt er die La. Sbd.'s *γυμνικῆς* (st. *γυμνῆς*). — Die von Sbd. gebotene Zusammenstellung mit den oben genannten Hss. scheint mir auch zugleich ein Urteil über den handschriftlichen Wert auszudrücken. Übereinstimmungen im Richtigen oder Falschen bald mit diesen bald mit jenen Codices wechseln ab. Die eigenmächtigen, wenn auch nicht unverständigen Änderungen des Vat. \mathfrak{A} scheint er nicht zu teilen. — Dafs c. 4 auch im Mut. die Form *ἐπικαθεύδης* steht, kann mich an dem von Sbd. aus \mathfrak{A} aufgenommenen *καθεύδης* nicht irre machen. — c. 12 ist die angefangene Konstruktion gewahrt durch die La. *μακάριον*, abweichend vom Vat. \mathfrak{A} und den Marcc., mit denen die Hs. wieder in den nächsten Zeilen die Mängel der Überlieferung in der Form *κληρονομῆσας* teilt. — c. 15 ist im Mut. übereinstimmend mit den 3 genannten Codd. *μάλιστα ἐδστόχος* überliefert, das aufzunehmen (st. *μάλα* Sbd.) ich kein Bedenken trage. — c. 16 trennt Sbd. *τοιαῦτα μὲν φθέγγη* von *μᾶλλον δὲ* durch die Bezeichnung einer Lücke, die im Vat. und Mut. nicht markiert ist. Auch hier, glaube ich, ist der Mut. geeignet, die bisher vereinzelt Überlieferung zu stützen. Der Gedanke ist: „du bist wohl schon sehr gebessert durch den Kauf, wenn du dergleichen zwar herauszustammeln vermagst, im übrigen aber dummer bist als die Fische“. *μᾶλλον* neben dem Komparativ hat an sich nichts Auffallendes, die scharfe Fassung des Gedankens aber verlangt die Korrektur des Wortes in *τάλλα*. — Wünschenswert wäre die Übereinstimmung des Vat. und Mut. in c. 18, hinsichtlich des vom ersteren überlieferten *ἐπαινοίη*. Charakteristische Übereinstimmung zwischen dem Vat. und Mut. bieten auch die Worte *ὡς εἰ ἀλλοθεύεις*.

In einer Nachschrift giebt Sbd. einige Lesarten aus dem früher von mir erwähnten Upsaliensis, von denen einzelne beachtet zu werden verdienen. c. 7 harmoniert die La. *μὴ φέρειν* (Sbd.) mit $\mathfrak{A}\Omega$. — c. 8 überliefert Ups. *ἀδύνατα*, das ich in Übereinstimmung mit dem Vat. und Mut. aufzunehmen unbedenklich finde. Ebd. ist überliefert *ὑπὸ καταράτων ἀνθρώπων* (ohne

των). Dafs der Artikel an der Stelle nicht gebraucht werden kann, lehrt der Zusammenhang. Demnach dürfte *ὑπό τινων καταράτων ἀνθρώπων* zu lesen sein; vgl. *Φιλοψ.* c. 20 (Fritzsche), *ῥήτορ. διδασκ.* c. 24. — Im Upsallensis ist ferner (in Übereinstimmung mit $\mathcal{A}\Omega$ und Mut., mit denen er auch *διεφαινετο* gemeinsam hat) *χρυσῶ* überliefert, welchem, zumal dem folgendem *χρυσοῦ* gegenüber, ich vor der La. *χρυσίῳ* (Ψ) den Vorzug gebe. — c. 10 tritt Ups. für die von anderen guten Hss. weggelassenen, aber von Jacobitz und Sbdt. mit Recht aufgenommenen Worte *καὶ περιετῆν* ein. — c. 12 bietet Ups. *μὲν θηρία* (ohne *καὶ*) in Übereinstimmung mit Ψ , sowie mit \mathcal{A} , mit dem er auch die bereits bei Sbdt. befindliche La. *μετὰ τὴν τοῦ Ὄρφέως συμφορὰν* gemeinsam hat. — c. 12 ist *ὁμοίαν* (ohne *ἑτέραν*) *λύραν* daselbst überliefert. Da man *ἑτέραν* entbehren, die Stellung desselben aber Anstofs erregen kann, würde ich es dem Ups. entsprechend gestrichen wünschen. — Ebd. ist *χρήσασθαι* (st. *χρησθαι*), eine nicht zu verachtende La., überliefert. — Mangelhaftes teilt der Upsallensis mit den bereits früher von Sbdt. kollationierten Hss. Weitere Mitteilungen über denselben sind vorbehalten.

4) J. Sommerbrodt, *Zu Lukianos.* N. Jahrb. für Phil. 1883 S. 128 ff.

Zu Προμηθεὺς εἰ ἐν λόγοις c. 1 schlägt Sbdt. vor, statt *ἄξια τοῦ Καυκάσου* zu lesen: *ἀνάξια τοῦ Καυκάσου*. Die Überlieferung möchte ich verteidigen in folgender Erwägung: Es handelt sich um den Vergleich Lucians mit Prometheus. Nun hat dieser nach dem Vorbild der Götter Menschen und Tiere aus Thon gebildet und sie durch Zeus oder Athene mit der Seele beleben lassen oder selbst mit himmlischem Feuer lebendig gemacht (Preller GM I S. 80). Ein Verbrechen aber hat Prometheus erst dadurch auf sich geladen, dafs er bei der Auslosung der den Göttern zu erweisenden Ehren den Zeus beim Opfer absichtlich betrogen hat. Dafür hat er den Kaukasus als Strafe verdient. Die Grundgedanken des Mythos wendet Lucian auf seine Werke an: „Welches Übermafs von Weisheit und Klugheit steckt denn in meinen Schriften? Genügt es mir doch, wenn sie dir nicht ganz und gar aus einfachem Thon gefertigt (*εἰ μὴ πάνν σοι γήϊνα ἔδοξε*) und in keiner Weise des Kaukasus (als Strafe) würdig erschienen (*μηδὲ καμιδῆ ἄξια τοῦ Καυκάσου*)“. L. glaubt seinen Werken einigen formalen Wert und sittlichen Gehalt zusprechen zu dürfen. — *Περὶ Θυσίων* c. 5 konjiziert Sbdt. (st. *ἰσρώτερα*) *μιαρώτερα*, was durch den Zusammenhang gerechtfertigt wird. — *Θεῶν διάλογοι* c. 2 *οὐ γὰρ ἐκεῖνος ὄψεται σε* (st. *ποῦ γ. ε. ο. σ.*) ist mit Rücksicht auf das Vorhergehende und das folgende abwehrend *μηδαμῶς* geboten. — *Ἐνάλοι διάλογοι* XIII c. 2 ist *παρνοποκρίνασθαι* (st. *καθνοποκρίνασθαι*) gut begründet. — *Θεῶν διάλογοι* VI c. 1 *ποδόν τινα τὸν ἀνθρώπον* (st. *τὸν*

τρόπον) ἡγή hat bei Verweisung auf c. 2 τὸν ἄνθρωπον etwas Bestechendes. Allein die unmittelbare Wiederholung des Begriffs ἄνθρωπος, zumal in der Form einer betonten Voranstellung, dürfte auffallen (während der Gebrauch desselben erst vom Zeus, dann von der Hera auf Grund des ersteren gerechtfertigt ist), τὸν τρόπον aber als Accusativ der Beziehung erscheint mir nicht als verwerflicher Zusatz; vgl. Ἀλεκτροῶν c. 4 οἶός τις ἦν τὸν τρόπον. — VIII c. 1 ist mir die von Sbdt. herangezogene Stelle γλαυκῶπις μὲν, ἀλλὰ κοσμεῖ καὶ τοῦτο ἡ κόρυς aufgefallen, eine Emendation aber habe ich nicht gewinnen können. Die von Sbdt. nunmehr gebotene Änderung τὴν κόρυην (st. ἡ κόρυς) will mich auch nicht völlig befriedigen. Mit voller Rüstung tritt Athene als reife Jungfrau aus dem Haupte des Zeus, springt und tanzt und schwingt Schild und Lanze in begeisterter Lebensfreude, und das Wunderbarste ist, daß sie bereits in so kurzer Zeit so schön und reif geworden ist. Wenn nun die nächsten Worte γλαυκῶπις . . . κόρυς fehlten und fortgefahren würde: ὥστε ὁ Ζεῦ μαιωτρά μοι ἀπόδος ἐγγυήσας ἤδη αὐτήν, dann würde niemand, meine ich, etwas vermissen. Nach seinem vortrefflichen unfreiwilligen Hebeamendienste verlangt Heph. seinen Lohn. Die fraglichen Worte nehme ich nunmehr, da ich sie mit Sbdt. hinsichtlich des strengen Zusammenhangs für korrupt halte, keinen Anstand als Glossem zu streichen. Sie sollen eine erklärende Notiz zu den unmittelbar vorausgehenden Worten bilden und besagen: sie ist zwar γλαυκῶπις, d. h. sie hat zwar das rühmende (nicht, wie Sbdt. meint, in gewisser Hinsicht herabsetzende) Prädikat, allein der Helm macht sie noch schöner. τοῦτο kann natürlich nur auf den Begriff γλαυκῶπις gehen. Die ganze Fassung des Gedankens ist des Lucian nicht würdig. — Ἀποκηρ. c. 7 schlägt Sbdt. καὶ πάσχει μὲν τὸ σύνηδες vor, was bereits bei Dindorf sich findet. — Eine willkommene Änderung bietet Sbdt. zu Φιλοψευδής c. 17, wo auf Grund handschr. Überlieferung und scharfer Präzisierung des Gedankens nach ihm zu lesen ist: καὶ μάλιστ' ἐπ' ἐξουσίας τὰ δοκοῦντά οἱ λέγοντι. — Ζεὺς τραγωδός c. 30 empfiehlt Sbdt. mit Marc. 434 ἐμμετρα st. ἐκμετρα zu lesen und Ἐταιρικοὶ διάλογοι VIII 3 τὸ δὲ vor ἦν ἄρα ζηλοτυπία zu streichen. — IX 2 ist πρὸς γὰρ Παρμένοντα οὐτὴν ἡρξάμην (mit Tilgung des einleitenden ἐπει) eine korrekte Satzverbindung. — Ἰραπέτας c. 19 ist ὡς (st. ᾧ) μεθύσκονται recht gefällig. — c. 28 findet sich die gute Verwandlung des von Fritzsche gestrichenen φησὶν in περι. — Συμπόσιον c. 16 ὅτι (st. ἦτις) ἡ γαρουμένη παῖς ἐκαλεῖτο (sowie Εἰκόνες c. 2 und Ἐνάλοι διάλογοι VI 1) ist für mich, zumal gegenüber mehreren in den Ἀληθεῖς ἱστορίαι angetroffenen Stellen, unabweisbar. — Δημοσθ. ἐγκ. ist mit Sbdt. τῷ (st. τῷ) σχολὴν ἄγοντι zu schreiben. — Κρονιακά c. 2 legt Sbdt. durch Einfügung des in einigen Hss. enthaltenen οὐδὲν an meine Korrektur οὐδ' ἀχαριαῖον (st. οὐδ'

ἀγοραῶν) die letzte Hand. Ich würde das Wort, welches bereits Dindorf hat, unbedenklich aufgenommen haben, wenn ich gewußt hätte, daß es handschriftlich belegt ist. Gegen alle Überlieferung möchte ich im Anschluß hieran eine Stelle korrigieren, an der, wie ich meine, ebenfalls ein οὐδὲν nicht zu entbehren ist: Ἀληθοῦς ἱστορίας A c. 24 ἐντερον δ' (οὐδὲν) ἐν ἀπὲρ οὐδ' ἤπαρ φαίνεται. — c. 6 εἰ μὴ τις Θυέστης ἀσεβεία περιπεσῶν (mit Streichung der Worte ἦν καὶ und ἤσθιεν) schafft korrekten rhythmischen Ausdruck. — Προμηθεὺς ἢ Κανίκασος c. 2 sind mir die ersten Worte des Hermes bei Durchsicht der dieses Schriftchen enthaltenden Schulausgabe von Jacobitz aufgefallen, und ich habe aus Mangel eines stichhaltigen Ersatzes für τὸ κατελεήσατε wegen der grammatischen Unverständlichkeit oder Kühnheit dieser Worte Fritzsche beigestimmt, der sie gestrichen wissen will. Sbd. korrigiert τοῦτο φῆς, ὃ Προμηθεῦ, ἀντὶ τοῦ ἀνασκολοπίσθητε ἄμ' ἀντίκα κτλ. und stellt damit einen passenden Sinn her, scheint mir aber von der Überlieferung mehr als nötig abzuweichen. Fast allgemein wird von den Herausgebern τὸ κατελεήσατε gestrichen, nur Jacobitz behält es bei, was aber in dieser Form schweres Bedenken erregt. Die Überlieferung in ΚΩΦ, welche ἀντὶ τοῦ st. ἀντὶ σοῦ bieten, scheinen zwar einer Korrektur, die sich mir aufgedrängt hat, hinderlich zu sein, indem ich mich aber auf die allgemein aufgenommene Variante ἀντὶ σοῦ stütze, möchte ich geschrieben wissen: τοῦτο φῆς, ὃ Προμηθεῦ, τὸ κατελεήσαντας ἡμᾶς ἀντὶ σοῦ ἀνασκολοπίσθηται ἀντίκα μάλα, παρακούσαντας τοῦ ἐπιτάγματος; (Erbarmt euch doch wenigstens meiner, sagt Prometheus, der ich gegen Verdienst Unglück leide. — Herm. Meinst du damit, daß wir aus Erbarmen uns statt deiner auf der Stelle fesseln lassen sollen wegen Ungehorsams gegen das Gebot?). Die Ergänzung ἡμᾶς ist vielleicht nicht unbedingt notwendig (vgl. Θεῶν διαλ. IV 1), allein wegen des Gegensatzes ἀντὶ σοῦ möchte ich ungern auf das Pronomen verzichten, dessen Ausfall mit der Korrektur des falsch verstandenen κατελεήσαντας in Zusammenhang gestanden haben dürfte.

5) A. Schwarz, Zu Lukian Ὑπὲρ τοῦ ἐν τῇ προσαγορεύσει παιδισματος c. 13. — Wiener Studien II 1, S. 146—148.

Wie weit dem Lucian die lateinische Sprache bekannt gewesen ist, dürfte sich kaum genau feststellen lassen, daß er aber derselben bis zu einem den Bedürfnissen des Verkehrs Genüge leistenden Grade kundig gewesen sei, darf mit Recht behauptet werden. Diese von manchen fälschlicher Weise bestrittene Annahme vor einem aus der oben genannten Schrift L.s auf Grund der Überlieferung etwa abzuleitenden Angriff sicher zu stellen, ist der Zweck der von Schwarz a. a. O. gebotenen Zeilen, welche genauer darauf hinauslaufen, daß die Inkorrektheit der c. 13, l. c.

stehenden Worte: *τῆς ὑγιείας τῆς ὑμετέρας αὐτῶν ἐπιμελεῖσθαι* sich durch die Verwandlung des *αὐτῶν* in *αὐτόν* aufheben und damit der scheinbare Widerspruch mit den darauf folgenden Worten: *εἰ τι καὶ τῆς Ῥωμαίων φωνῆς ἐπαίω* beseitigen läßt.

6) A. Schwarz, Über Lukians Hermotimos. V. Jahresber. des niederöstrerr. Landes-Real- und Obergymnasiums zu Horn 1877. 33 S.

Nach einer auf Form und Inhalt Bezug nehmenden Charakteristik der Schrift Lucians *Ἑρμότιμος* sucht Verf. die Veranlassung zu derselben festzustellen. Es ist bekannt, daß Lucian den Vierzigern nahe von der Sophistik zum Studium der Philosophie übergang, nachdem diese zur lebenslänglichen Begleiterin zu machen sein lang ersehnter Wunsch gewesen war. Eine verhältnismäßig kurze Zeit änderte alles. Der nähere Einblick in die philosophischen Systeme, deren Grundzüge schon dem Sophisten nicht unbekannt gewesen sein dürften, befriedigte ihn nicht nur nicht, sondern veranlafte ihn sogar auf das Ideal seiner Jugend völlig zu verzichten. Dies Ergebnis seiner an äußerer Entsagung und innerer Geistesarbeit reichen Lebenslaufbahn sich und aller Welt klar zu legen und die daran sich knüpfenden unverrückbaren Folgerungen festzustellen, ist nach Schwarz (S. 7) der Zweck des Hermotimos. Den Inhalt desselben disponiert Verf. unter III in zwiefacher Gestalt. Auf den Überblick über den logischen Gedankengang der Disputation läßt er eine nach jenem variierende Charakteristik der dialogisierenden Personen folgen. Auf letztere geht näher ein der Abschnitt IV. Hier wirft Verf. zunächst die Frage auf, ob die den Dialog führenden Personen der Wirklichkeit entnommen sind oder nicht. Daß man im *Λυκίνο*s den Lucian zu erkennen hat, ist wohl nie bezweifelt; verschieden aber sind die Ansichten gewesen darüber, ob mit dem Hermotimos ein wirklicher Zeitgenosse des Lucian geschildert oder eine erdichtete Figur geschaffen sei. Um diese von Ranke entschieden ausgesprochenen Gedanken, daß die im *Ἑρμότιμος* aufgeführten Personen, also auch Hermotimos, für die Zeitgenossen erkennbar waren, zu prüfen, zieht Verf. einige historische Data aus dem Leben Lucians heran, auf Grund deren er die Frage aufwirft, was den Lucian, der als Zwanziger in Athen gewesen ist, sich als *Λυκίνο*s dieses Dialogs einen Vierziger und den stoischen Schüler einen Sechziger nennt, veranlafte haben sollte, die Angaben über Hermotimos zu erdichten. Verf. hält ihn für eine wirkliche Person, ohne damit zu behaupten, daß alle persönlichen Angaben der Wirklichkeit entnommen seien. Auch der Name *Ἑρμότιμος* sei nicht historisch. Daß der Lehrer des Hermot. als Typus aller damaligen stoischen Meister aufgefaßt worden und somit nicht als Individuum anzusehen sei, habe die zweckmäßige zum logischen Ergebnis drängende Anlage des Dialogs verlangt (S. 9—14). Nachdem Verf. sodann die scenische Haltung der Redner, danach ihre

philosophische Stellung gekennzeichnet (S. 14—19), kommt er zu dem wichtigsten Teil der Arbeit, der Frage, welche philosophische Ansicht Lucian in diesem Dialoge vertritt. Ausgang und Ziel-punkt desselben ist das Problem der praktischen Ethik, die Glückseligkeit. Überzeugt, daß, wenn das wahre Heilmittel der menschlichen Sehnsucht überhaupt existiere, dasselbe in dem Rezepte einer der bestehenden Schulen oder Sekten enthalten sein müsse, betont Lucian, daß sich nicht beweisen lasse, ob eine Schule und welche ev. diese Wahrheit lehre. Was man behauptet, sei nur das überzeugungstreue Bekenntnis, daß es uns so scheine. Diese Behauptung wurde allerdings auch von den Skeptikern aufgestellt, aber Lucian begnügt sich mit diesem negativen Resultat nicht. Er giebt vielmehr daraus die positive Folge: Also entsage man den unerreichbaren Zielen der Philosophie und beschäftige sich als thätige Glieder der Gesellschaft mit dem Notwendigen. Dieses aus dem Fundamente der Erkenntnistheorie abgeleitete Ergebnis wird aus anderen Schriften Lucians sowohl ergänzt als bestätigt. Verf. hält es für Lucians geistiges Eigentum, schwerlich aber, wie Fritzsche meint, für eine bloße Verarbeitung einer Satire des Menippus von Gadara *περὶ αἰρέσεων*. — Im VI. (dem letzten) Abschnitt sieht Schwarz in der (*Ερμολ.* c. 13 überlieferten) chronologischen Notiz, daß *Λυκίος* ein Vierziger sei, ein historisches nicht fingiertes Datum, glaubt aber auf Grund des von Lucian in seinen Schriften den Angaben über sein Lebensalter hinzugefügten *σχεδόν* dem Vierziger das genaue Alter von 41 Jahren zuweisen zu müssen. Somit gehöre *Ἑρμότιμος* nicht nur unter die ersten philosophischen Schriften Lucians, sondern sei selbst einer der ersten in dieser Reihe. Vor ihm lägen *Νιγρίτιος* und *Κυνικός*, nach ihm zunächst *Μένιππος* und *Ἰσαρομένιππος*.

Im Vorausgehenden habe ich mich auf ein knappes, objektives Referat der Arbeit beschränkt, um den Inhalt derselben möglichst zusammenhängend mitteilen zu können. Verf. zeigt in ihr eine glückliche Kombinationsgabe, eine lebendige Phantasie, dieselbe Gründlichkeit der Forschung, die ich früher an seinem „Lukians Demonax“ hervorgehoben habe. Durch solche Spezialarbeiten wird es gelingen, dem Lucian nach seinem Charakter sowohl wie seinen Leistungen mehr und mehr Gerechtigkeit, d. h. Anerkennung widerfahren zu lassen. An einzelnen Punkten der Arbeit dürfte die Kritik Einwürfe geltend machen. Z. B. steht für mich der historische Charakter des Hermotimos nicht außer Zweifel. Zwar läßt Schwarz nur einen Teil der persönlichen Attribute desselben als der Wirklichkeit entnommen gelten, aber auch dieses Quantum bleibt für mich der Annahme einer Fiktion ausgesetzt. Wenn nach Schwarz, dem ich hierin beistimme, der philosophische Lehrmeister als Typus aller damaligen stoischen Meister aufgefaßt wurde, warum kann es mit dem Schüler nicht eine ähnliche Bewandnis haben? Kann er nicht der Typus derjenigen sein, die

das Schicksal mit äußeren Gaben ausgestattet hat (daher *Ἐρμότημος*), um der Sorge um die Existenz sich ent schlagen und einen damals hochangesehenen Sport treiben zu können, dessen Wert und Gehalt nicht von ihnen geprüft wird, dessen Pflege ihnen aber eben so notwendig erscheint wie das liebe Brot. Daher keine Förderung in wahrer Erkenntnis, kein Fortschreiten zu einem wirklichen, klar erkannten Ziele, während die Lebensjahre dahineilen, daher der Sechziger noch eben so weit von einem Ziele entfernt, wie der Vierziger. — Eine Anmerkung S. 3 nimmt Beziehung auf den Nigrinus und den gleichnamigen Dialog Lucians. Schwarz vertritt in seinem Urteil über den Zweck des letzteren eine Ansicht, die ich ebenso verwerfen zu müssen meine, wie ich anerkenne, daß hinsichtlich der Abfassungszeit des Dialogs seine Annahme vor der Fritzsches, der im *Νιγρίνος* eine Jugendschrift Lucians sieht, den Vorzug verdient. Auch in der Schrift von A. Polzer, Die Philosophen im 2. Jahrhundert nach Christum (Prgr. des k. k. zweiten Gymnasiums zu Graz 1879/80), die für die Forschung nach meinem Urteil von unwesentlicher Bedeutung ist, wird auf den Philosophen Nigrinus Bezug genommen und hinsichtlich seiner Beurteilung der, wie ich meine, antiquierte Standpunkt, der im Nigrinus eine historische Person dieses Namens findet, vertreten. Fritzsche (Luc. II P. I S. 50. 51) sagt in den Anmerkungen zu dem den Dialog einleitenden Brief: 'Plures tum Romae fuerunt Nigrini et Avidiae gentis et Pontiae et vero Domitianae . . . Quorum ne unus quidem philosophus fuisse dicitur nedum clarus philosophus, id quod Lucianus saepe testatur ut § 2 *Νιγρίνον τὸν Πλατωνικὸν φιλόσοφον*. Et cum Lucianus ne Romam quidem nominatim afferre usquam ausus sit, ecquis credat Nigrinum Romanum virum et nobilem et divitem (c. 26) pati patuisse ut Lucianus Syrus et is iuvenis sub ipsius Nigrini nomine Romam urbem palam irrideret maximeque detestaretur?' Wenn nun Fritzsche keinen Philosophen Nigrinus von einiger Berühmtheit ausfindig zu machen weiß, so kennt er doch einen Platoniker *Ἀλβίνος*, 'vir Luciano aequalis doctorumque iuvenum patronus, ad quem etiam Galenus iuvenis librum dederat'. Liegt es nun nicht in dem Prinzip L.s, zu jeder Zeit die volle Wahrheit zu sagen, in seiner Manier aber, um der Sache zu dienen, beteiligte Personen unter mehr oder weniger verständlichen aber zumeist charakteristischen Bezeichnungen in den Dialog einzuführen? Hätte der Philosoph die Dedikationsschrift sich zur Ehre anrechnen dürfen, wenn man ihn, der in Rom lebte, solche Strafpredigt auf die Hauptstadt der Welt halten liefs? Dieselbe darf man dem Sinne nach wohl dem platonischen Lehrmeister zutrauen, aber nicht annehmen, daß Nigrinus selbst eine für Rom wenig ehrenvolle Rede in alle Welt habe getragen wissen wollen. Würde denn überdies Lucians ingenium es als eine würdige oder notwendige Aufgabe haben betrachten dürfen, die Rede eines

Philosophen, der in Rom wie in Griechenland gewiß allgemein bekannt war, dem Publikum vorzutragen? Lucians Schriften haben vorwiegend einen ethisch-philosophischen Wert, und soll Nigrinus diesen nicht haben? Eine Person konnte er zum Träger einer Idee machen, aber der Person, wenn sie existierte, mußte er eine Maske vorlegen, um den wirklichen Vertreter oder Anhänger der Idee nicht zu kompromittieren, um die Sache wirken zu lassen und Persönlichkeiten von der Diskussion fern zu halten. Die Grundlage, auf welcher der *Νιγρίτινος* L.s beruht, ist die platonische Philosophie, deren Vertreter er in Rom gehört, die er unter dem maskierten Albinus, der L.s eigene Gedanken vorträgt, in einer Strafpredigt auf Rom, einem Lobe Athens zur Anwendung bringt. Dem Vorausgehenden entsprechend nehme ich, um die Abfassungszeit des Dialogs näher zu bestimmen, an, Lucian habe vor der Abreise aus Rom (nach Aufgabe seiner Sophistenlaufbahn) den ihm befreundeten Platoniker *Ἀλβίνος* besucht; die von Lucian eröffnete Absicht, nach Griechenland zu rückzukehren, habe den Albinus zu anerkennenden Worten über Athen veranlaßt, Lucian sei sodann abgefahren, und sein Reiseziel sei seine eigene Heimat gewesen, die er schließlic mit Athen zu dauerndem Aufenthalt vertauschte. Wenn wir daran den Gedanken knüpfen, Lucian habe als Grufs aus der neuen Heimat Athen, in welcher sein Freund Albinus früher selbst lange Zeit gelebt und gewirkt hatte, diesem das Buch dediziert, ihn aber unter dem Namen *Νιγρίτινος* eingeführt, — so scheinen sich mir alle historischen Data des Dialogs in einen korrekten Zusammenhang bringen zu lassen. Der *Νιγρίτινος* ist der erste philosophische Grufs Lucians nach Rom aus seiner neuen Heimat Athen. Danach setze ich, abweichend von Fritzsche und in Übereinstimmung mit Schwarz, die Abfassung des Dialogs etwa in d. J. 165 n. Chr.

7) A. Joost, De Luciano *ΦΙΛΟΜΗΡΩΙ*. Programm des Progymnasiums zu Lötzen 1883.

Schon Jacobitz hat in seinem Index scriptorum zu Lucian (Luc. Opp. Vol. IV S. 345—346) eine Sammlung von Stellen geliefert, an welchen vom Autor die homerische Sprache zum Ausdruck der Gedanken verwendet worden ist. Nach ihm haben Dindorf in seiner Lucianausgabe Leipz. 1858, Vol. III 368, 369 und E. Ziegeler auf den Schlusseiten (45—51) seiner weit angelegten Dissertation 'De Luciano poetarum iudice et imitatore' die Verwertung der homerischen Epen in der lucianischen Litteratur vornehmlich durch eine Tabelle von Parallelstellen beider Schriftsteller veranschaulicht. Ein tieferes, in gewisser Weise erschöpfendes Verständnis der Stellung Lucians zur homerischen Poesie ist dadurch zunächst nur angebahnt worden. O. Buchwald, dessen Beitrag zu Lucian, „Homer in Lucians Schriften“ von vorn herein auf Vollständigkeit verzichtete, äußerte sich nur über die

Stellung Lucians zum griechischen Götter- und Mythenglauben und sah im Lucian bald einen Tadler, bald einen Lobredner der homerischen Muse. Diesen nicht völlig aufgeklärten Widerspruch zu heben und die Verwertung Homers durch Lucian eingehender festzustellen, hat sich Joost in oben genanntem Programm zur Aufgabe gemacht. Es ist eine fleißige, verständige, nicht bloß kompilatorische Arbeit. Verf. zeigt sich im Lucian, im besonderen auch in den Fragen der höheren Kritik bewandert und liefert für diese letztere selbst beachtenswerte Beiträge. Dafs die Arbeit dem, welcher sie zu seiner Information nur lesen will, zuweilen trocken vorkommen dürfte, kann den Gehalt derselben nicht vermindern. Knappheit und Kürze ist bei der Verarbeitung eines so reichen Materials durchaus am Platze. Ob der Verf. mit absoluter Vollständigkeit alles herangezogen hat, was in den Schriften Lucians zum Homer Beziehung hat, mache ich mich nicht anheischig zu entscheiden, wohl aber darf ich mit der Anerkennung nicht zurückhalten, dafs derselbe sein Thema in außerordentlich ergiebiger Weise behandelt hat. Er hat die Thatsache, dafs Lucian die homerische Sprache zum geschmackvollen Ausdruck und zur poetischen Illustration seiner Gedanken benutzt hat, durch eine richtige Definition der Parodie vor jeder herabsetzenden Zweideutigkeit sicher gestellt. 'Homerum *παρωδεῖν* non irridentis est sed admirantis', ist ein Grundsatz, den Verf. mit vollem Recht hoch zu halten bemüht ist. Dafs Lucian auch bei dem mythologischen Stoff, welcher in den homerischen Gedichten verarbeitet ist, gern verweilt, dafs die homerische Götter- und Heroensage mit der Litteratur desselben gleichsam organisch verknüpft ist, auch darauf ausführlich hinzuweisen hat der Verf. nicht unterlassen. Wenn er schliesslich als Resultat seiner Untersuchungen betont, dafs die (geringen) Abweichungen vom altüberlieferten Mythos, die sich Lucian etwa erlaubt, stets ihren klaren, nicht misszuverstehenden Grund haben, dafs ihm ein sachlicher Irrtum vielleicht nur mit einer einzigen Ausnahme (Iup. trag. 10) nicht nachgewiesen werden kann, so dürfte er mit diesem Ergebnis zu einer richtigen Würdigung Lucians an seinem Teile beigetragen haben. Glaubt doch Verf. in diesem Ergebnis zugleich einen Prüfstein gefunden zu haben, der behülflich sein könnte, den unechten Teil der im corpus Lucianicum vereinigten Schriften vom echten zu scheiden. Auf der Verfolgung dieses Gedankens beruht der Schlufsteil der Arbeit (S. 21—28), dessen Ergebnisse durch eine Reihe von Anmerkungen, welche die Arbeit begleiten, vermehrt werden. Wenn Verf. S. 16 sagt: 'Quid sibi velint verba cp. 3 (dialogi mar. 2) *ἐντελλόμενος τῷ κριῶ ὁπόσα ἔχρην πράττειν αὐτὸν ὑπὲρ ἐμοῦ* collata cum i. 447 sqq. non possum equidem coniectura assequi. Homericō enim loco nihil inveni, quod eis verbis respondeat', so erscheint es mir, um das Auffallende der Stelle zu beseitigen, als ein berechtigtes Mittel,

den Satz vollständig zu streichen, da durch ihn überdies eine unnatürliche Häufung von asyndetischen Participialsätzen geschaffen ist, sodann aber *παρεῖς* in *παριεῖς* zu verwandeln, welches allein zu *ἔσθρων* d. h. dem Sachverhalt paßt. Als irrthümliche Randbemerkung eines Abschreibers hat Verf. mit Recht erkannt die Worte: *ὡς οἱ πολλοὶ φασιν* Ver. hist. II 20.

8) J. Sörgel, Lucians Stellung zum Christentum. Programm der Kgl. Studienanstalt zu Kempten 1874/75.

Von diesem 21 S. umfassenden Beitrage zur Würdigung des Lucian wird wohl niemand ohne den wahren Genuß wissenschaftlicher Klärung Kenntnis nehmen. Die Gedanken, welche in demselben vorgetragen werden, sind zwar keine neuen philologischen Entdeckungen, die das Bedürfnis erweckten, von der Kritik in die Feuerprobe genommen zu werden, aber nach ihrem Gehalt und ihrer Verbindung durchaus geeignet, den kundigen Fachgenossen ebenso zu interessieren, wie den Belehrung suchenden Gebildeten. Unserem Jahrhundert ist es vorbehalten gewesen, den Bannfluch, unter welchem Lucian das Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit als Feind des Christentums gestanden hat, aufzuheben und von einem echt christlichen Standpunkt aus diesen in hohem Mafse beachtenswerten Heiden zu beurteilen, um die Freude sich nicht zu schmälern, die durch Form und Inhalt seiner Schriften geweckt wird. Was der Verf. über Lucians geistige Richtung im allgemeinen, sowie über die Beziehungen zwischen Heidentum und Christentum vorträgt, wie er die Stellung L.s zu den religiösen Fragen seiner Zeit präzisiert, das alles deutet darauf hin, dafs auf die Hauptfrage, warum Lucian bei seiner Verurteilung des Heidentums sich doch im Gegensatz zum Christentum befunden habe, eine richtige Antwort gegeben werden wird. Und diese Antwort betont: Lucian urteilt über die Christen *sine ira et studio*, seine Opposition ist die eines über Schwärmer lachenden Philosophen. Seine Intelligenz ist über den Unsterblichkeitsglauben erhaben, und die Todesfreudigkeit der Märtyrer verlangt in seinen Augen Verzeihung und Mitleid, da sie nur die Betrogenen sind, nicht Haß und Strafe, da sie an ein längst vergangenes, nicht mehr kontrollierbares Mysterium glauben. Wenn sich aber aus dem, was im Lucian schriftlich überliefert ist, und dem, was daraus abgeleitet werden kann, ergibt, dafs L.s Kenntnis vom Christentum eine ganz oberflächliche und ungenügende ist, wie darf man über seine Stellung zu demselben das Verdammungsurteil sprechen? Leugnen, dafs er zum Christentum eine vornehm ignorierende Stellung eingenommen habe, wäre eine historische Unrichtigkeit, aber einen Mann verurteilen, der nicht wider besseres Wissen und Gewissen der Christen Feind gewesen ist, wäre eine Ungerechtigkeit. Wo wäre da dem Heidentum und gerade seinen gebildetsten Vertretern gegenüber die Grenze

zwischen Begnadigung und Verurteilung? Wenn aber die Kenntnis L.s vom Christentum auf den oberflächlichsten Notizen beruht, so ist seinem Urteil über dasselbe nur ein geringes Gewicht beizulegen, und man hat es in seinem Interesse nur zu bedauern, daß er weder den Stifter des Christentums gekannt noch dieses selbst besser gewürdigt hat. „Wo ein verkehrtes Urteil nur auf den Mangel besserer Erkenntnis zurückzuführen ist, da darf der Mensch nicht verdammen, weiß er doch nicht, ob er nicht in gleichem Falle ebenso wie der Verdammte behandelt hätte“.

Solche objektive, von christlicher Milde ebenso wie herzlicher Wärme eingegebene Kritik enthält den einzig richtigen Standpunkt, von dem aus man L.s Thun und Lassen zu beurteilen hat. Sie ist durchaus geeignet, den Wunsch, den Ref. in einem früheren Bericht ausgesprochen hat, es möchte Lucian neben den Heroen der griechischen Prosa und Poesie in der griechischen Gymnasiallektüre eine größere Berücksichtigung finden als bisher, zu rechtfertigen und zu unterstützen.

Eberswalde.

O. Wichmann.

Ciceros Reden.

1882—1884.

a) Ausgaben.

- 1) *M. Tullii Ciceronis orationes selectae XIV. Editio vicesima prima emendatio, quam post editiones Ernestii, Seyfferti, Ecksteinii curavit Otto Heine. Halis, sumptibus librariae orphanotropei. MDCCCLXXXIII. 8. VIII u. 396 S. 2,40 M.; vier Hefte zu 60 Pf. (Vgl. G. Landgraf, Phil. Rundschau 1883 Sp. 681—683 u. 1610—1614).*
- Part. I. *Pro S. Roscio Amerino. Pro lege Manilia* (S. 1—66. Vgl. Phil. Anz. XIII S. 552—55; Mosbach, Phil. Wochenschr. 1883 S. p. 1621—23).
- Part. II. *Orationes Catilinae quattuor. Pro A. Licinio Archia poeta. Pro L. Murena* (S. 67—164).
- Part. III. *Pro T. Annio Milone. Pro P. Sestio. Pro Q. Ligario. Pro rege Deiotaro* (S. 165—294).
- Part. IV. *Accusationis in Verrem liber quartus. Oratio Philippica secunda.*

Die letzte, auch schon von Heine besorgte Auflage dieser Textausgabe war vor 15 Jahren erschienen. In der Zwischenzeit sind viele neue Ausgaben und zahlreiche Beiträge zur Textkritik veröffentlicht worden, so daß sich der Herausgeber zu vielen Änderungen veranlaßt sah. Den einzelnen Reden sind lateinische Inhaltsangaben (meistens von Ernesti) vorgesetzt, der Miloniana aber das Argumentum des Q. Asconius Pedianus. Unter dem Texte sind zahlreiche Konjekturen und die Varianten der Hss. erwähnt, jedoch ohne weitere Bemerkungen. Da die Reihenfolge der Reden nicht durch eine Rücksicht auf einen gleichmäßigen Umfang der einzelnen Hefte bestimmt ist (indem sie ungleich groß sind), so läßt sich kein Grund erkennen, warum die chronologische Aufeinanderfolge derselben verlassen wurde. Gegen die Orthographie und die buchhändlerische Ausstattung ist nichts einzuwenden. Der Text ist mit Besonnenheit festgestellt; auf einzelne Stellen kann ich hier nicht eingehen.

- 2) *Ciceros Rede für Sex. Roscius aus Ameria. Mit den Testimonia veterum und dem Scholiasta Gronovianus herausgegeben und erklärt von Dr. Gustav Landgraf. II. Hälfte: Kommentar. Erlangen, Verlag von Andreas Deichert, 1884. gr. 8. S. 119—426. 4 M. (I. Hälfte: Text, 2 M.)*

Über den ersten Teil dieses verdienstlichen Werkes verweise ich auf Jahresber. 1883 S. 16. Landgraf selbst bringt S. 405 f.

einige Nachträge zu demselben; namentlich soll das Schlufswort in § 11 *futurum* heißen, nicht *futuram*; und § 139 wird nun das überlieferte *volunt* als richtig betrachtet.

Die treffliche Einleitung zur zweiten Hälfte (S. 119—127) handelt über den Stilcharakter der Jugendarbeiten Ciceros, der Reden pro Quinctio und pro Sex. Roscio und der Bücher de inventione, und bezeichnet den vorliegenden Kommentar als einen Versuch, „durch genaues Eingehen auf die Unterschiede zwischen älterer und späterer Diktion ein Bild des werdenden, nicht des vollendeten Cicero zu geben“.

Der Kommentar, S. 131—404, umfaßt ein reiches und für den Gelehrten sehr wertvolles Material, dessen Benutzung durch einen 15 Seiten langen Index erleichtert wird. Sowohl die sachliche als die grammatische und stilistische Erklärung ist eine sehr eingehende und bietet manche neue Beobachtungen. Wir erwähnen z. B., daß Cicero *certo scio* in den Reden stets (14 mal) mit dem Acc. c. inf. verbindet (S. 172), daß sich *egens* in seinen Reden 37 mal und *egestas* 32 mal findet neben 3 maligem *pauper* und 1 maligem *paupertas*, ebenso *locuples* 65 mal neben 14 maligem *dives* (S. 177), *hominem occidere* (einen Mord verüben) 30 mal (S. 282), *omni tempore* 8 mal, davon 5 mal in unserer Rede (S. 233), *laetitia* an 31, *laetari* an 38, *gaudium* an 11, *gaudere* an 26 Stellen (S. 377).

Die ungemein zahlreichen Citate aus den alten Autoren und den Arbeiten neuerer und älterer Gelehrten sind ein Beweis enormer Belesenheit und aufopfernden Fleißes. Daß dabei auch einzelne Versehen unterlaufen konnten und daß man über die Erklärung einiger Stellen gleichwohl noch geteilter Meinung sein kann, ist begreiflich. Obwohl ich auf die Prüfung des Buches kaum den hundertsten Teil der Zeit und Mühe verwenden konnte, welche Herr Landgraf es sich hat kosten lassen, darf ich mir doch wohl folgende Bemerkungen erlauben:

Zu den Anfangsworten vgl. auch Liv. 24, 38, 1 *credo ego vos audisse, milites*. — S. 139. Das Citat *vel indignissimum* stimmt mit dem angenommenen Texte nicht überein. — S. 141. Das Citat aus Liv. 21, 44, 5 soll heißen: *circumscribit includitque nos terminis montium fluminumque, quos non excedamus*. — § 8. *ex senatu in hoc consilium delecti estis*. Die einfachste Annahme scheint mir die, daß der Prätor das Album iudicum durch eine Auswahl aus den Senatoren feststellte und aus diesen ausgewählten Richtern die Dekurie und dann wieder das Consilium ausgelost wurde. So waren die Einzelnen eben doch nur durch die Auswahl unter die Richter aus dem Senat in das Consilium gekommen.

S. 157. Die Ableitung des Wortes *hostis* von *hostis* scheint nicht haltbar. — § 31. *succurram* ist vielleicht statt *suscipiam* eingetreten, weil letzteres Wort in anderem Sinne unmittelbar vorausgeht. — S. 218 bedarf die Stelle, aus der Aen, 2, 369 einer

Berichtigung. — § 58. *nihil est* wird doch wohl von Fleckreisen richtig mit *unde . . . in mentem venerit* verbunden, was für die Erklärung Halms spricht. — S. 307 ist mir die zweitletzte Linie unverständlich. Von welcher Abhandlung ist die Rede? — S. 367. Cornificius konnte doch wohl den Lukrez nicht benutzen.

§ 134. *conviciis* gefällt mir nicht. Die Belegstellen enthalten sämtlich den Singular; zugleich verstehe ich nicht, warum diese Leute nicht auch am Tage hätten schimpfen können. Die Worte „bei Tag durch Gesang und Spielen“ sind nicht ganz richtig; es heisst *cotidiano* (Tag für Tag), nicht *diurno*. Dafs von den *convivia* erst im folgenden die Rede sei, leuchtet mir nicht ein. Sie scheinen mir hier zunächst genannt zu werden wegen des Lärmes, mit welchem es dabei zuing, im folgenden Satze aber wegen des Luxus und der Unsittlichkeit, zu denen sie Anlaß gaben. — § 143. Wegen *discedere* vgl. auch Nep. Epam. 8, 5 *a iudicio capitis maxima discessit gloria*.

3) M. Tulli Ciceronis orationes selectae. Scholarum in usum edit Hermannus Nohl. Vol. I. Oratio pro Sex. Roscio Amerino. Lipsiae sumptus fecit G. Freitag. MDCCLXXXIV. 8. VIII u. 40 S. 30 Pf.

Es liegt hier das erste Heft einer neuen; für Schulzwecke bestimmten Textausgabe einzelner Reden vor. Format und Druck entsprechen dem angegebenen Zwecke; das Papier sollte besser sein. In einer kurzen Präfatio handelt der Hsgh. über die Hss. zur Rosciana und über seine Orthographie. Da die Hss. keine Konsequenz in der Orthographie aufweisen, so kann man es nur billigen, dafs Nohl sich im allgemeinen an die jetzt übliche Schulorthographie angeschlossen hat.

Räumt man dem Vatikanischen Palimpsest für den Anfang der Rede den Vorzug vor den übrigen Hss. ein, so darf man füglich auch § 1 *defendere ipsi autem* und § 2 *sim cupidus* (so Heine) aufnehmen. Zur Änderung von § 4 *debeam* (so Heine) liegt kein zwingender Grund vor. In § 8 sollte *qui* nach *consueverant* mit der Minuskel beginnen, da dieser Satz noch von *indignissimum est* abhängt. § 15 ist Halms Konjektur *atque* unnötig und *itaque* (so Heine) wohl haltbar. § 17 haben Heine und Nohl wohl mit Recht *eius modi* beibehalten, da bereits auch im Vorhergehenden eine Erklärung liegt. § 18 verdient das überlieferte *iste autem* (Nohl) in dem zweiten Satz mit *cum* den Vorzug vor *ipse autem* (Heine nach Eberhard); es hat eine Stütze an *T. autem iste Roscius* im vorderen Satz und bezeichnet offenbar dieselbe Persönlichkeit (vgl. Jahresber. 1882 S. 74). § 55 *qua de causa huc inimicus venias* glaubt Nohl, *inimicus* sei zu tilgen.

§ 56 hat Nohl Halms Konjektur *accusatus est* (Hss. *si*) wohl mit Recht verworfen; Heine hat sie angenommen; vgl. Jahresber. 1883 S. 18. § 128 ist Nohl geneigt, mit Pluygers zu schreiben

in publicum st. in tabulas publicas; ich halte eine Änderung nicht für nötig. § 129 liest Nohl: *ad huius casum causamque*; die Hss. haben noch das Wort *vitae* nach *huius*; die Ausgaben bieten sonst *ad huius vitam causamque* nach Richter. § 154 hat Nohl *ademit* durch *adimit* ersetzt, vielleicht richtig.

- 4) Ciceros Rede über das Imperium des Cn. Pompeius. Für den Schul- und Privatgebrauch herausgegeben von Fr. Richter. Dritte umgearbeitete Auflage von Alfred Eberhard. Leipzig, B. G. Teubner, 1883. gr. 8. 76 S. 60 Pf. (Vgl. Mosbach, Phil. Wochenschrift 1883 Sp. 1623—24.)

Die neue Auflage zeigt nur unbedeutende Veränderungen gegenüber der vorhergehenden. Die wichtigste ist die, daß sie um einen kritischen Anhang vermehrt wurde. In der Einleitung scheint bloß Note 21 neu zu sein. In § 9 des Textes ist das überlieferte *postea quam* ersetzt durch [*postea*] *cum*; im Anhang wird dafür vermutet: *profecto cum*, ebenso gleich darauf *ut* (Hss. *et*) *se Bosporanis* etc. § 11 verdient die Wortstellung *vitam ereptam* entschieden den Vorzug. § 15 ist Pluygers' Konjekture *pecuaria relinquitur* aufgenommen worden st. *pecua relinquuntur*. § 46 ist der Druckfehler *existe metis* nicht beseitigt worden. Ist vielleicht auch § 63 *ferendum* ein Druckfehler? — § 18. Wegen meiner Konjekture *nos publicanis afflictis* (Hss. *amissis*) vgl. auch p. Sulla § 49 *adfecto P. Sulla consulatus vobis pariebatur*. Eberhards Lesart *rem publicam ipsam illa* weicht doch gar zu sehr von der Überlieferung ab. Vgl. die Rubrik „zerstreute Beiträge“.

- 5) M. Tulli Ciceronis pro C. Rabirio [perduellionis reo] oratio ad Quirites with notes, introduction and appendices by W. E. Heitland. Cambridge, at the University Press. Leipzig, Brockhaus, 1882. VIII und 130 S. gr. 8. geb. 9 M. (Vgl. Wilkins, Academy N. 563 S. 112—113)

In der Einleitung (S. 1—42) wird zunächst an der Hand von Stellen aus Cicero und Livius der Begriff des Wortes *perduellio* erläutert. Darauf wird die Thätigkeit der Duumvirn, der ordentlichen Magistrate und des Volkes bei den Perduellionsprozessen besprochen und werden die bekannten Fälle des Perduellionsverfahrens aufgezählt. Schliesslich wird der Prozeß gegen Rabirius behandelt. Heitland ist der Ansicht, die vorhandene Rede Ciceros sei gehalten worden in einem Multiprozess, welcher erst nach der durch den Gewaltakt des Metellus Celer vereitelten Perduellionsklage angehoben worden sei.

Mehrere Gegenstände werden anhangsweise erörtert (S. 83 ff.), nämlich: a) *senatus consultum ultimum*, b) *peculatus*, c) *aquae et ignis interdictio*, d) *lex Fabia de plagiaris*, e) *leges Porciae*, f) *lex Sempronia de provocatione*, g) *tribuni aerarii*, h) *infamia*, *ignominia*, i) *vexillum russi coloris*, k) *multae irrogatio* und deren Verschärfung durch Exil und Infamie.

Der Text schließt sich möglichst genau an die Hss. an. Mehrere von Kayser aufgenommene Konjekturen sind von H. verworfen worden, so § 13 *invisitatis* (Halm), 21 *evocavissent* (Budäus), 25 *natus es* (Baiter), 26 *maximi* (Bake), 27 Streichung des *de* vor *ipsorum* (Lambin). Der Kommentar ist ziemlich umfangreich und befaßt sich besonders mit der sachlichen Erklärung. Die Ausstattung ist in jeder Beziehung musterhaft.

- 6) Ciceros Catilinarische Reden für den Schulgebrauch herausgegeben von Fr. Richter. Vierte Auflage, bearbeitet von Alfred Eberhard. Leipzig, B. G. Teubner, 1882. gr. 8. 120 S. 1 M.

Die Einleitung (S. 3—25, bei Halm 18 S.) ist zu umfangreich, sowohl für den Gymnasiasten als für den Philologen. Es wird da von manchen Sachen gesprochen, welche in den vier Reden nicht berührt werden; es werden unsichere Angaben erwähnt, von welchen der Schüler nichts zu wissen braucht und welche der Lehrer sonst genugsam kennt. Namentlich ist es unnütz, die Nachrichten des Sallust in solchem Umfang beizuziehen; der Schüler soll sie aus Sallust selber kennen lernen. Dazu kommt noch ein Exkurs von Fr. Richter über Rede I § 1 (S. 115—117), welcher nach der langen Note 46 füglich hätte wegbleiben sollen, zumal er damit nicht ganz übereinstimmt.

Der Text zeigt zahlreiche Verschiedenheiten von dem Halm-schen und häufigen Gebrauch der Klammern. Im Kommentar finden sich viele Bemerkungen, welche die Textkritik betreffen; dagegen hat der kritische Anhang einen mäßigen Umfang. In der Annahme von Interpolationen geht Eberhard doch wohl etwas zu weit, zumal im Anhang.

- 7) Ciceros Reden gegen L. Sergius Catilina für den Schulgebrauch erklärt von Karl Hachtmann. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1883. 8. 75 S. 1 M. (Vgl. Anton, Phil. Rundschau 1883 Sp. 1301 bis 1303).

In einer Einleitung von 4 S. wird das Leben des Catilina und des Cicero bis zum J. 63 besprochen. Auf zwei weiteren Seiten wird über die Veranlassung zur ersten Rede gehandelt. Dieselbe wird auf den 7. Nov. angesetzt, während man jetzt gewöhnlich den 8. Nov. annimmt. Die über diese Frage vorgebrachten Meinungen sind in einem Anhang, welcher auch Angaben über die Textesgestaltung enthält, für den Lehrer dargelegt; dieser Anhang wird nur auf ausdrückliches Verlangen zur Verfügung gestellt. Zweckmäßig sind die den einzelnen Reden vorgesetzten Übergänge und das Schlußwort über den Ausgang des Handels. Im Text sind die Wörter, welche beim Lesen hervorzuheben sind, gesperrt gedruckt. Der Text und der Kommentar (samt den Einleitungen) sind auch separat gedruckt. Der Text ist allein zu haben (à 40 Pf.), der Kommentar nur mit dem Text

zusammen. Der Kommentar ist knapp gehalten und dem Bedürfnisse der Schüler angepaßt. Die angeführten Parallelstellen könnten noch etwas reduziert werden. Wir können das Büchlein für den Schulgebrauch nur angelegentlich empfehlen.

Hachtmann entscheidet sich dafür, in § 1 der 1. Rede sei *quid proxima* zu tilgen als Erklärung zum nachfolgenden *quid superiore*; die letzte Nacht habe als *superior* (vgl. § 8 *priore nocte*) bezeichnet werden können, weil der Senat erst in später Abendstunde zusammengekommen sei. Gewöhnlich ging der Senat spätestens mit Sonnenuntergang auseinander (Liv. 22, 7, 14); für eine ausnahmsweise Zeit der Sitzung liegt keine Andeutung vor, und es spricht dagegen der Umstand, daß in derselben keine Maßregel beschlossen wurde. Ich bin mit Halm der Meinung, der Senat sei erst am 8. November zusammengekommen; dann ist wenigstens die ganze erste Rede verständlich. Am 7. Nov. hatte Cicero Wichtigeres zu thun; er mußte die in § 1 erwähnte Besatzung des Palatiums (wo auch sein Haus stand) und die Wachen für die folgende Nacht zusammenbringen; er durfte den Senat nicht halten und den Catilina nicht reizen, bis diese Schutzmaßregeln getroffen waren. Eine Verschiebung des Mordversuchs ist mir auch nicht wahrscheinlich. Die Angaben der 2. Rede halte ich für rhetorisch bequem und ungenau. Unter *superior nox* § 6 verstehe ich mit Halm die drittletzte Nacht. In § 12 gehört *hesterno die* eigentlich wohl nur zu *rem omnem ad patres conscriptos detuli* etc., während der Mordversuch und die Einladung zur Senatsitzung einen Tag früher anzusetzen ist; so plötzlich wie § 8 der 3. Rede brauchte der Senat nicht zusammengerufen zu werden. Die Zeitangaben der späteren Schriftsteller können neben Cicero nicht in Betracht kommen; er wußte am besten, wann der Mordversuch gemacht wurde, die Angaben der späteren Autoren (namentlich Sallust und Asconius) können durch seine Ungenauigkeit in der 2. Rede veranlaßt sein. Dagegen O. Wichmann (N. Jahrb. f. Phil. 1884 S. 74) schlägt vor, 1 § 1 zu lesen: *quid proxime, quid superiore nocte egeris*. Da er aber annimmt, die Rede sei am 7. Nov. gehalten, bleibt es mir unverständlich, wie dann die Nacht vom 6. auf den 7. als *superior nox* bezeichnet werden könne.

- 8) Ciceros ausgewählte Reden, erklärt von Karl Halm. VII. Bändchen. Die Reden für L. Murena und für L. Sulla. Vierte, verbesserte Auflage, besorgt von G. Laubmann. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1883. 8. 139 S. 1,20 M.

Die Bearbeitung ausgewählter Reden Ciceros durch den am 5. Okt. 1882 verstorbenen K. Halm hat in weiten Kreisen Beifall gefunden. Deshalb hielt es sein Nachfolger für geboten, in der neuen Auflage dieses Bändchens, des ersten, welches er zu revidieren hatte, nur geringe Änderungen vorzunehmen. Im allge-

meinen muß man dies billigen; doch hätten noch einige unsichere oder wertlose Bemerkungen Halms, welche von der ersten Auflage in die andern übergegangen sind, nun beseitigt werden dürfen. So sind die vielen Verweisungen auf Madvigs Grammatik jetzt nutzlos, indem dieses Buch durch neuere Werke (Drägers Syntax, die Grammatiken von Kühner, Ellendt-Seyffert, Madvig-Tischer) an Bedeutung verloren hat. Ähnlich urteile ich über die Verweisungen auf Nägelsbachs Stilistik. Die übelklingenden Schreibweisen Einzelntanz (S. 16) und Einzelrichter (S. 31) sind weder durch den heutigen Sprachgebrauch noch sprachgeschichtlich besser begründet als die Formen ohne n. Das rhetorische Element dürfte im Kommentar mehr berücksichtigt werden.

Pro Murena § 1 könnte auf das Polyptoton *idem — isdem — eiusdem* aufmerksam gemacht werden. — § 3 würde ich beifügen: *negat fuisse rectum* etc.] Hier werden die drei von Cato gegen die Verteidigung des M. durch C. vorgebrachten Einwände zusammengestellt und dann der Reihe nach besprochen. — Die Bemerkung zu *nexu* („Kaufvertrag“) ist schwer verständlich. — § 7. Die Korrektur *ausus es* (Hss. *sis*) ist unbegründet und die Bemerkung dazu zu entfernen. — § 8. *peteres . . . petas*] Man erwartet nicht bloß eine Verweisung auf § 6 wegen des Konjunktivs, sondern auch eine Andeutung wegen der Dilogie. — *amicitia*] C. fühlt sich zur Verteidigung des M. verpflichtet a) durch ein altes Freundschaftsverhältnis, b) durch die persönliche und amtliche Würde des Angeklagten, c) durch die Redlichkeit und Dankbarkeit gegenüber dem Volke. — § 9. Bakes Konjektur *desinam* ist wegen des Präs. in den Konditionalsätzen sicher falsch und endlich einmal aus dem Kommentar zu entfernen, ebenso *ars st. res* § 29. — § 9. Die Bemerkung zu *causa cadere* ist in ihrem zweiten Teil doch wohl unrichtig. — § 12 *gratulationi*] wieso? Man pries den Vater M. glücklich, weil er einen solchen Sohn habe. — § 15 *neque te dignitate superavit*] Da M. dem Sulpicius wirklich vorgezogen wurde, so ist mir die Annahme, *dignitate* sei Glossem, unbegreiflich. — § 17 *intervallo*] 93—64. — *gratia*] Beachte Ciceros Bescheidenheit, indem er sich dem Galba nur an *gratia*, nicht an *dignitas* gleichstellt. — § 19 *urbanam militiam*] Der Ausdruck ist gewählt, um den Servius, welcher den Kriegsdienst gering schätzte (§ 21), ironischer Weise dem Murena gleichzustellen. Die Ironie wird gemildert durch den Beisatz *nobiscum*. — § 20. Die Bemerkung zu *L. Lucullo* wünsche ich gestrichen; die Feinheit, welche durch Ausmerzung des Namens entstehen soll, leuchtet mir nicht ein. Dagegen finde ich in § 21 feine Wendungen: Cicero verletzt den Servius, indem er ihn dem M. hintansetzt; dies entschuldigt er aber fein damit, daß Servius ihn durch Herabsetzung des Mur. dazu genötigt habe. Fein ist auch *interdum* zugefügt, indem es Raum offen läßt für den nachfolgenden Satz. Die Beziehung des *sed* auf *nihil obfuisse* ist falsch, da

ja bei letzterem *verum* steht, und verträgt sich nicht mit der Interpunktion, welche mir richtig scheint. — § 26. *praesentibus* ist beizubehalten, indem es durch die Stelle des Festus (der ja ebenfalls die Worte *superstitibus praesentibus* gebraucht) geschützt wird und einen passenderen Sinn ergibt („in Gegenwart ihrer Zeugen“ gegenüber „in Gegenwart der Ibrigen“). Servius hat demnach den Cicero ungenau citiert. — § 30 *promulgatis*] Da dieses Wort sonst von Gesetzesvorlagen gebraucht wird, so liegt darin eine Andeutung, daß das Geschäftsleben unterbrochen sei, indem nicht Gesetze, sondern Kämpfe angekündigt werden. — § 34 *Bosporum*] erg. *Cimmerium*. — § 43. *consulatum* scheint mir recht zu sein. Da Servius die Prätur erlangt hatte, so wäre es eine Insolenz, ihm vorzurücken, er habe nicht verstanden, sich um Ämter überhaupt zu bewerben; es kann also hier nur von der Bewerbung um das Konsulat die Rede sein. Ebenso scheint in § 46 zur Änderung der Worte *petitionem consulatus* kein stichhaltiger Grund vorzuliegen. — § 67. *vulgo locus* halte ich für richtig. — § 82 *te sine consule*] Die Annahme, daß Silanus nach der Verurteilung des Murena das Konsulat nicht allein hätte antreten können, scheint mir falsch; vgl. § 85.

S. 78 erscheint Catilina mit dem Vornamen *C. st. L.* Die Ausgabe der Rede pro Sulla von Reid ist von Laubmann nicht benutzt worden. Im Anhang sind die Zahlen zu 49, 52, 55 nicht an richtiger Stelle eingefügt; die Bemerkung zu § 69 war zu streichen. In § 14 scheint mir die Stellung der Worte *nulla suspicio* ebensowenig auffällig als in § 20; *pervenerunt* mußte zu dem Plur. *litterae* gesetzt werden. § 15 ist entweder *concursum* nicht Steigerung zu *tumultu*, oder der *tumultus* ist ebenfalls zur Ausführung gekommen, nicht bloß projiziert worden; vermochte Autronius nicht einen Tumult zu erregen, so mußte er sich mit etwas Geringerem begnügen. — § 30. Die Interpunktion nach *primum ipse* ist unhaltbar; *ipse* kann weder Apposition zu *Torquatus* sein, noch mit dem Prädikat *efferatur* verbunden werden; es gehört jedenfalls mit dem folgenden Ablativ zusammen, mag man denselben als Abl. absol. oder als Abl. qual. auffassen. — Zu § 47 *aculeos excussos* vgl. auch Cic. p. Flacco § 41 und Liv. 23, 42, 5. — § 49. Die Ausstofsung der Worte *pater tuus* gefällt mir nicht; sie tragen zur Deutlichkeit bei, sind aber nicht überflüssig und nicht schlecht gestellt. — § 83. Wieso durch das Wort *consul* der Vater Torquatus getroffen werde, leuchtet mir nicht ein.

9) M. Tulli Ciceronis pro P. Cornelio Sulla oratio ad iudices edited for schools and colleges by James S. Reid. Cambridge, at the University Press. Leipzig, Brockhaus, 1882. kl. 8. 182 S. geb. 4,20 M. (Vgl. Wilkins, Academy N. 563 S. 112.)

Die Einleitung, S. 7—33, handelt über die beiden katilinarischen Verschwörungen und das Leben des P. Sulla, sodann ausführlich

über die Disposition der Rede. Der Herausgeber verfährt durchweg selbständig nach eigener Überlegung. Namentlich bezieht er S. 9 die Worte des Asconius L. *Volcatius Tullus consul consilium publicum habuit* auf eine Senatsitzung und verwirft die allgemeine Ansicht, zum Unterschied vom Senat sei unter *consilium publicum* ein Rat von Vertrauensmännern zu verstehen. Als Zeit der Verhandlung des Prozesses wird der Monat Juli 62 angenommen.

Den Text, welchem ein kritischer und ein orthographischer Anhang beigegeben sind, hat der Herausgeber an folgenden Stellen nach eigener Vermutung konstituiert: § 1 *redomiti atque (re)victi*, 15 *lapidatione atque concursatione* (Hss. *concurso*), 16 *ne mediocriter* *quidem sermone*, 30 *de laqueo* st. *de Lentulo*, 31 *oratoris (est)*, 33 *adstatis* st. *adestis*, 39 *aliquis* (Hss. *aliqui*), 43 *ne quis* (Hss. *ne qui*; vgl. § 34, p. Rosc. Am. § 2, Verr. 4, 9), 45 *tamenne tam amens* (Hss. *tamen amens*), 69 *quia* (Hss. *qui*) *accusatus eram*.

Außerdem erwähne ich folgende auf einem Teil der Hss. beruhende Lesarten: § 5 (*in*) *hoc genere*, 13 *partitio (defensionis)*, 39 *iudicis* (Var. *indicis*), 48 *cogitavit* (Var. *cognovit*), 71 *a nostra suspicione*, 49 *vetere* (weil der Abl. *veteri* nicht ciceronisch sei; vgl. Verr. 3, 16 und 5, 46). § 3 wird Halm's Konjektur *mihine* (st. *mihi*) verworfen und § 7 *non* der Variante *nonne* vorgezogen. § 19 *Marcellis, patri et filio, quorum alter* sind die Worte *patri et filio* mit Recht beibehalten worden; denn einmal waren die Marceller nicht so leicht zu unterscheiden, sodann liegt hierin die Andeutung, dafs es eben zwei sind, welche dem Worte *alter* doch irgendwie vorausgehen mufs. § 42 hat Reid Madvigs Emendation *tota Italia* st. *toti Italiae* angenommen. § 27 vermutet er: *ne explices* (Hss. *replexes*) *annalium memoriam*, ebenso 34: *ut id* (Hss. *idem*) *omnes exaudiant*, § 32 nimmt er die Überlieferung *omnia perire* in Schutz gegen Campes Konjektur *omnia perdere*. § 49 beginnt der zweite Satz mit *erat* (Hss. *aderat*, Halm *atque erat*).

Der Kommentar (S. 69—157) ist sehr umfangreich und mit Sorgfalt ausgearbeitet. Namentlich werden die Erklärungen Halm's fortwährend berücksichtigt; ohne überzeugende Gründe wird seine Bemerkung zu § 25 *sileretur* beanstandet. § 14 ist *rei publicae* Gen. obiect. zu *insidias*, nicht zu *consilio*.

10) Discours de Cicéron pour le poète Archias. Text latin, publié d'après les travaux les plus récents, avec une nouvelle collation du Gemblacensis, un commentaire critique et explicatif, une introduction et un index, par Émile Thomas, Prof. de Littérature latine à la Faculté des Lettres de Douai. Paris, Librairie Hachette, 1883. gr. 8. 63 S. (Vgl. Adler, Phil. Rundsch. 1883 Sp. 1394 ff.; Phil. Wochenschr. 1883 Sp. 1226 ff.; H. J. Müller, DLZ. 1883 Sp. 880 f.)

Diese Ausgabe der besonders in Frankreich viel gelesenen Rede gehört zur Collection d'éditions savantes und ist somit für Philologen bestimmt. Die Einleitung umfaßt 20 Seiten und handelt

ausführlich a) über das Leben, die Dichtungen und den Prozeß des Archias, b) über die Echtheit der vorhandenen Rede für A. und deren besonderen Charakter, c) über die Hss. zu derselben, namentlich den Codex Gemblacensis (5352) in Brüssel, den Text und Kommentar der Ausgabe und die benutzten Hilfsmittel.

Der Text wurde auf Grund des Gemblacensis revidiert. Korrupte Stellen sind unverändert abgedruckt und mit einem Kreuzchen versehen. Mit minutiöser Genauigkeit sind sogar einzelne durch G nicht gesicherte Buchstaben mitten in Wörtern durch den Druck kenntlich gemacht und die Abweichungen des G von dem gebotenen Texte unter diesem verzeichnet. Der Kommentar, auf welchen wir hier des Raumes wegen nicht näher eingehen, ist sehr umfangreich und enthält neben den exegetischen auch einige Bemerkungen zur Textkritik.

Wir machen auf folgende Lesarten aufmerksam: § 8 *ad ea quae videmus* (G, gew. *habemus*), 19 *repudiamus* (G: kaum haltbar), 22 *eiciamus* G, 25 *videbamus* (st. *videmus* G, gew. *vidimus*). Im Kommentar stellt der Hsgeb. folgende Vermutungen auf: § 5 *erat illud solum ingenii ac litterarum, verum hoc etiam naturae . . . prima adfuerat*, 9 *nullam lituram, nomen A. Licinii* (G: *in nomen A. L.*), 16 *ceterae <res>*, 22 *atque eius laudibus*, 28 *pro salute urbis aequae atque imperii* (G: *huius aequae imperii*).

Auf Grund des Cod. G ist in § 1 der volle Name *A. Licinius Archias* (G *archia*) herzustellen, da der Beklagte hier zum erstenmal genannt wird. Sonst ist es unnatürlich, wenn bald der Name *A. Licinius*, bald der Name *Archias* erscheint, ohne daß die Identität derselben irgend angedeutet wurde. Auch durfte *possumus* (§ 1) beibehalten werden; eine *sotte vanité* liegt darin nicht. In § 30 liegt zur Streichung von *animi* vor *mei* ein genügender Grund nicht vor; *pars animi* findet sich auch rep. 2 § 67.

- 11) Ciceros Rede für L. Flaccus. Erklärt von Adolf du Mesnil. Leipzig, B. G. Teubner, 1883. gr. 8. VI u. 235 S. 3,60 M.

Von dieser inhaltsreichen Rede gab es bisher keine Spezialbearbeitung, und in den Gesamtausgaben der ciceronischen Reden ist die Exegese derselben neben der kritischen Behandlung des vielfach unsicheren Textes ziemlich vernachlässigt worden. Der Herausgeber hat nun seinen Text auf Grund des Kayserschen festgestellt (vgl. die Abweichungen S. 222—223) und denselben alleseitig durchdacht und erklärt, um sowohl der Ansprüche der Wissenschaft als den Bedürfnissen der Schule zu genügen.

Die Einleitung umfaßt 54 Seiten. Doch hätte sie wohl erheblich gekürzt werden können. Es war z. B. nicht nötig, die katilinarische Verschwörung so ausführlich zu erzählen (§ 4—5) und den Cicero so hart zu tadeln (§ 8), zumal er durch das Senatusconsultum ultimum ermächtigt worden war, sich über die Verfassung hinwegzusetzen. Ebenso trägt die Darlegung der po-

litischen Umtriebe in den Jahren 62—59 (§ 9—13) und des Verfahrens in Kriminalprozessen (§ 28—35) zum Verständnis der vorliegenden Rede wenig bei. Der sprachliche Ausdruck ist oft inkorrekt und unschön, zuweilen auch schwer verständlich.

In der Behandlung des Textes verfährt du Mesnil mit lobenswerter Besonnenheit. Er macht der Kayserschen Ausgabe willkürliche Textgestaltung zum Vorwurf und entfernt die von Kayser gesetzten Klammern. Er folgt soviel als möglich den Hss. und erwähnt auch notwendig scheinende Emendationen nur im Kommentar. Die Änderungen von Ploygers hat er größtenteils verworfen. § 1 ist nach *deprecatores* eine andere Interpunktion zu setzen, welche andeutet, daß der folgende Satz eine indirekte Rede sei. Am Schlusse von § 19 scheint mir die Annahme einer Lücke weniger nötig als nach dem ersten Satz von § 20. In § 32 ist nach *discriptioni* eine größerere Interpunktion zu setzen. § 34 *datum drachmarum CCVI* (= *ducentarum sex?*) kann doch unmöglich gleichbedeutend sein mit *data drachmarum CCFI*; hier haben die geringeren Hss. jedenfalls die richtige Lesung. § 61 *cum his [se] comparent* halte ich *se* für unentbehrlich. § 82. Die Worte *aut fortasse fecisset* sind unhaltbar; entweder muß nach *aut*, dem *invidisti* entsprechend, eine zweite Person folgen (des Sinnes: *metuisti ne*) oder *aut* muß geändert werden in *et*, so daß dann die Worte *fortasse fecisset* noch mit *quod* zu verbinden sind.

Auf die Orthographie hätte bei der Korrektur größere Sorgfalt verwendet werden können. So finden sich z. B. neben einander *adolescens* und *adulescens* (§ 46), *suspitio* und *suspicio* (§ 6).

Der Kommentar ist mit viel Fleiß und Sorgfalt ausgearbeitet, zeigt aber die nämliche Weitschweifigkeit und Überladung, wie die Einleitung. So tragen z. B. die Angaben über Ephesus (S. 105) und Massilia (S. 155) und die lange Anmerkung über den Prozeß des C. Antonius (§ 5) zum Verständnis der Rede nichts bei; letzterer Gegenstand wäre jedenfalls besser in einem Exkurs behandelt worden. Ebenso würde es der Ausgabe zum Vorteil gereichen, wenn der Hsgbr. durchweg im Kommentar nur die ihm wahrscheinlichen Erklärungen vorgebracht, dagegen die Polemik gegen andere Interpreten und die textkritischen Bemerkungen in einen Anhang verwiesen hätte.

S. 105 sollte die erste Halbzelle des Kommentars die letzte sein. Die Erklärung, welche du Mesnil von den Worten § 25 *sed in qua maxime florere generis sui gloriam viderat, laudem* etc. giebt, ist unhaltbar. Der Relativsatz gehört zu *laudem*. Zu *qua* könnte *virtute* nur dann ergänzt werden, wenn im Vorhergehenden der Plural *virtutibus* stände. — § 30. Die Anmerkung zu *M. Curtio et P. Sextilio quaestoribus* ist unbegründet. Die Weglassung des *et* ist nur bei feierlicher Nennung der Konsuln und der Censoren Regel; bekanntlich wollte Dietsch bei Sallust *et* mehrmals

zwischen den Namen der Konsuln entfernen. — § 33. *ipsum* hat seinen Gegensatz in *tu*. — In § 34 scheinen mir die Worte *procedit unus Asclepiades* nach *coegisti* gesetzt werden zu sollen; du Mesnil läßt *enim* unerklärt. Die Erklärung des *exstant* scheint mir falsch; hätte Asclepiades noch andere Übelthaten begangen, so würde Cicero kaum unterlassen haben, dieselben zu erwähnen. — § 40 *privatim* verstehe ich anders. Der plötzlich verstorbene Dorylenser, welcher persönlich eine Summe bezahlt hatte, heißt *actor iniuriae publicae*, weil er als Zeuge dafür erschienen war, daß auch die Gemeinde eine Zahlung habe leisten müssen. Es scheint mir der gleiche Fall zu sein wie bei Asclepiades. — § 41. Die Ausstofsung des Wortes *testimonium* ist nicht nötig, eine Paronomasie zwischen *avaritiae* und *maleficii* nicht ersichtlich, eine Redensart *adiungere testimonium* nicht vorhanden. — § 45. *ultra* ist hier synonym mit *insuper*, „obendrein“. — § 60. *praetores, legatos* ist rhetorischer Plural; vgl. § 74 *maiorum*, 78 *in liberos*, Verr. 4, 91 *cuius ad statuam Siculi te praetore adligabantur*, was nur dem Sopater widerfahren war, Verr. 4, 41 *reos fieri* nur von Diodorus zu verstehen. — § 65. *ut opinor* erregt ebensowenig den Schein unsicheren Wissens als unser „meine ich“, kommt vielmehr einer Versicherungspartikel gleich. Es kann doch den Richtern nicht anstößig sein, wenn ein römischer Staatsmann die vier Völkerschaften der Provinz Asien auswendig weiß. — § 76. Die Beispiele zu *utinam neque . . . neque* beweisen nichts; ein einziges derselben enthält wirklich *neque . . . neque*, aber kein *utinam*. — § 81 zeigt, daß Decianus jedenfalls nicht schon bei der ersten Actio mit Laelius einen Wortstreit wegen des Hauptvortrags hatte (wie Zumpt annahm). Ich vermag aber auch aus § 82 keinen solchen Wettstreit herauszufinden, wie er S. 43 dargestellt wird. Wieso der Satz *cui sex horas . . . voluisset* eine Widerlegung der Annahme *ut iudicium duceret* sei, hat der Hsgr. nicht erklärt und verstehe ich nicht, und doch muß es dies sein. — § 92 *mulieres negant se scire*] Die Frauen behaupten ja nicht, wie der Hsgr. nach Ötling bemerkt, daß ihnen der Ankläger unbekannt sei, sondern sie wissen nicht, wer ihn über die Briefe in Kenntniß gesetzt hat.

Diese trotz meiner wenigen Ausstellungen treffliche und sehr dankenswerte Ausgabe wird ohne Zweifel den Erfolg haben, daß eine der lehrreichsten und kunstvollsten Reden Ciceros bedeutend mehr gelesen und ausgebeutet wird, als es bisher der Fall war.

- 12) Ciceros Rede für Publius Sestius. Für den Schulgebrauch erklärt von R. Bouterwek. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1883. gr. 8. 154 S. 1,50 M. Doppelausgabe: a) mit untergesetzten Anmerkungen, b) mit besonderem Anmerkungenheft.

Die Einleitung ist kurz (5 S.), jedoch genügend. Am Schlusse würde ich vorziehen: „Hauptzeugen gegen Sestius waren“ etc.

Dem Text ist die letzte Ausgabe von Halm zu Grunde gelegt; an 7 Stellen jedoch war der im Jahresber. von 1883 S. 54 ff. besprochene Aufsatz von Hertz maßgebend. Der Hsgbr. schreibt nämlich abweichend von Halm: § 4 *quam ea quae me inflammat*, 8 *bonis omnibus*, 9 *Menolavum*, 24 *sermonum*, 46 *me unum cuncti*, 88 *ad ferrum faces*, 110 *regulam*. Eigener Konjekturen hat er sich „fast vollständig“ enthalten; ein Anhang fehlt.

Die Bedeutung der Ausgabe liegt also in der für Schulzwecke vorzüglich geeigneten Ausstattung von Seiten des Verlegers und besonders in dem Kommentar, welcher „dem wirklichen Bedürfnisse der Schüler“ (resp. Primaner) entsprechen soll. Dem Kommentar „ist eine fortlaufende Angabe des Inhalts beigegeben, deren fast alle Schüler bedürfen, weil sie meist über dem Einzelnen das Ganze aus den Augen verlieren. Denselben Zwecke dienen die gesperrt gedruckten Stellen, welche die Hauptpunkte der Rede hervorheben“.

Dieser Kommentar ist im ganzen vortrefflich, doch etwas zu umfangreich, indem auch manche überflüssige Sachen in denselben aufgenommen wurden, welche entweder dem Schüler schon bekannt sein müssen oder zum Verständnis der einzelnen Stelle nichts beitragen. Namentlich betrifft dies die „Benutzung sicherer Ergebnisse der Etymologie“. Einem Primaner braucht man doch hoffentlich nicht mehr zu sagen, daß *difficilis* aus *dis* und *facio* (S. 10), *diligere* aus *dis* und *lego* (S. 12), *aliquis* aus *alius* und *quis* (S. 12), *decretum* von *decerno* (S. 75), *interfatio* aus *inter* und *fari* (S. 89), *sicubi* aus *si* und *cubi* herzuleiten sei. Daß aber *repudio* von *pes* abgeleitet (S. 29), *sumo* aus *sub* und *emo* (S. 30) und *debeo* aus *de* und *habeo* (S. 99) zusammengesetzt sei und ähnliches, braucht ein künftiger Theologe, Jurist oder Mediziner nicht zu wissen; das kann dem Philologen aufgespart werden.

Im übrigen habe ich nur einige unbedeutende Ausstellungen über Einzelheiten zu machen: § 1 betrachte ich mit Halm und Eberhard *de unius cuiusque casu* als das Objekt zu *recordari* und ich halte dies für die allein mögliche Erklärung. — S. 36 sind mir die Worte „auf einen zur Frage stehenden vorliegenden Fall“ (sic!) unverständlich. — Ebenso wenig verstehe ich, wie die Worte *qui periculo reipublicae vivebam* § 50 bedeuten können: „mit dessen Leben zugleich auch die Existenz des Staates gefährdet war“; ich bezweifle die Richtigkeit der Überlieferung (vgl. Jahresber. 1882 S. 88) und vermisste eine Negation zu *periculo* (etwa *nullo periculo* als Gegensatz zu *rei publicae fatum*) oder eine Bestimmung zu *vivebam* (etwa *in exsilio*). — § 82. Den Konj. Perf. *cogitarint* erkläre ich anders. Es liegt ein irrealer Konditionalsatz vor, welcher in der Verbindung mit *ut* unabhängig ist von der *Consecutio temporum*. *Cogitare* ist aber hier phraseologisches Verb; der Satz sollte schliessen mit *occidissent* oder mit *occisuri fuerint* (Ellendt-Seyffert § 272, Anm. 2). Statt der letzteren Form

ist nun hier das synonyme *occidere cogitarint* eingetreten. — § 85. Die Bemerkung zu *gladiatores* könnte klarer gefasst werden. Der zweite Teil derselben (koordinierte Sätze statt subordinierter bei adversativem Sinn) gehört eigentlich schon zum vorhergehenden Satz. — § 110. Der Zeuge Gellius war der Stiefsohn des Konsuls L. Marcus Philippus vom J. 91 und der Stiefbruder des gleichnamigen Konsuls von 56 (nicht 91!). — § 118. Dafs Cic. *convicium* von *vox* ableite, ist mir nicht wahrscheinlich. — § 123. Wieso heifst *impedire* eigentlich „schwerer machen“? Hier wäre die Ableitung von *pes* am Platze, während sie bei *repudio* (S. 29; Wurzel *pu* schlagen) besser unterbliebe. — § 126. Vor den Worten *ut solent umbrarum figmenta subrepere* ist die Interpunktion zu ändern und nach denselben die Klammer zu beseitigen. — § 127. *potuisset*] Der Indikativ steht nicht, weil der Satz nicht unabhängig von der Bedingung ausgesagt werden kann. — § 127 *ne qui*] Die Bezeichnung des *qui* als Fragepronomen scheint mir unpassend. — 128. *desideraverunt*] Die etymologische Erklärung dieses Wortes trägt zum Verständnis der Stelle nichts bei; dafs den Schülern ein nicht existierendes Wort *siderare* (vgl. *sideror*, ich leide am Sonnenstich) und das unklassische *dedolare* vorgeführt wird, billige ich nicht. — § 134. *nobilis* scheint mir, wie das Perf. *novi*, direkt aus dem Stamme *no* und dem Suffix *bilis* gebildet zu sein ohne eine Zwischenform *novibilis*. — § 135. Die aus der Rede für Rab. Post. 4, 8 angeführte Stelle über die Lex Julia de pecuniis repetundis ist schwer verständlich und würde besser durch eine Verweisung auf Lange R. A. III² 292 ersetzt. — 144 *rogationis iniustissimae*] Es wird blofs Aufschluß über die Rogation erteilt; man wünscht noch zu wissen, wieso sie als *iniustissima* bezeichnet werden konnte (vgl. Halm).

- 13) Ausgewählte Stücke aus Cicero in biographischer Folge. Mit Anmerkungen für den Schulgebrauch von W. Jordan. Dritte Auflage. Stuttgart, Metzlersche Buchhandlung, 1882. 8. XIV und 209 S. 2 M.

Eine reichhaltige und schön ausgestattete Chrestomathie aus den Werken Ciceros: a) seine persönlichen Erlebnisse, grosenteils aus den Reden genommen, b) Erzählungen aus Staats- und Gerichtsreden, namentlich aus den Verrinen (29 S.), Catilinarinen (14 S.) und Philippiken (16 S.), c) Lehrstücke zur Philosophie, d) Lehrstücke über die Redekunst und berühmte Redner, e) Anhang: 25 Briefe aus d. J. 54—43 nebst chronologischen Tabellen.

Dem Text ist eine mäfsige Anzahl kurzer Bemerkungen beigegeben. Die lateinische Orthographie zeigt einige nicht mehr beliebte Schreibweisen (*j*, *quum*, *adolescens*). Das Buch scheint sehr geeignet, den Schüler mit dem Leben und der Wirksamkeit Ciceros und seinen Schriften vertraut zu machen. Einzelne Reden können daneben immerhin vollständig gelesen werden.

b) Schriften zur Erklärung und Textkritik.

- 14) Moritz Veigt, Über die Geschichte des römischen Executionsrechtes. Berichte der K. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, philologisch-historische Klasse, 1882. S. 76—120.

Es werden besprochen: 1) das älteste, den 12 Tafeln vorausgehende Executionsrecht, 2) das Executionsrecht der 12 Tafeln, 3) die lex Poetelia Papiria von 326 v. Chr., 4) das Edikt des Prätors P. Rutilius Rufus v. 111 v. Chr., 5) die lex Popillia v. 81 und die lex Iulia iudiciorum privatorum v. 17 v. Chr., 6) das Edikt Diokletians v. 294 n. Chr.

Im vierten Abschnitt wird auch der Prozeß des P. Quinctius erwähnt und werden die Voraussetzungen für Erteilung der *missio in bona rei servandae causa* und der *missio in bona rei possidendae vendendaeque causa* behandelt.

- 15) Hermann Kraffert, Beiträge zur Kritik und Erklärung lateinischer Autoren. III. Teil. Aarich, 1893. Programm. gr. 8. S. 105 ff.

S. 105—127 enthalten die Beiträge zu Cicero, und zwar S. 113 bis 121 zu den Reden. Von acht Konjekturen zur Rosciana hat Landgraf (S. 428 seiner Ausgabe) keine überzeugend gefunden. Ebenso gefallen mir von den zahlreichen Änderungen zu den übrigen Reden nur wenige, nämlich: Verr. 2, 100 *hanc damnationem dici* (Hss. *duci*) *non oportere*, 4, 25 *patebat* (Hss. *erat*) *etiam Percenniorum*, p. Caec. § 71 *in iure* (*civili*), Pomp. § 17 *duximus* (nach Hss., st. *duximus*), p. Cluent. 199 *in deterrimas artes* (Hss. *partes*), de lege agr. 2, 15 *possem defendere*, p. Mur. § 3 *tradetur* st. *traditur*, p. Sulla 4 *quia* (Hss. *qui*) *defendo*, p. Arch. 25 *quo* (Hss. *quod*) *epigramma*, p. Flacco § 34 *cita, praeco*, 45 *adiudicatum* (vgl. § 48 extr.), p. Sest. § 80 *non percussit totum*, was schon Eberhard nach eigener Vermutung in den Text gesetzt hatte, p. Planc. 30 *qua nemo non modo crimina, sed ne suspiciones quidem*, p. Balbo 38 *omni sanctiorem iure duxerunt*, 55 *Graecae omnia nominata*, in Pis. 31 *semiviri furorem*, 82 *debet*, Phil. 1, 2 *reperiebat*.

Wer Beiträge zur Kritik und Erklärung eines Autors liefert, sollte mit größter Genauigkeit den Sinn der einzelnen Stellen und ihren Zusammenhang zu erfassen suchen. Dafs dies überall von Kr. geschehen, läßt sich nicht sagen. Z. B. Phil. 11, 9 *nam ceteris quidem vitae partibus quis est, qui possit sine Trebonii maxima contumelia conferre vitam Trebonii cum Dolabellae?* will Kr. *partibus* ersetzen durch *paribus*, und doch sagt ja der Satz eben, der Lebenswandel des Trebonius sei weit besser als der des Dolabella, und diese Ungleichheit wird dann im einzelnen ausgeführt. Ebenso unbegreiflich ist mir, dafs Kr. p. Lig. 1 *impetravissent* ändern will in *imploravisset*, p. Deiot. 29 *patri in parti* (vgl. § 28 *pater miserat*) und Phil. 10, 9 *exercitum* streicht (vgl. § 6 *legiones abductis a Bruto*). Da er seine meisten Änderungen nicht begründet, so begnüge ich mich mit wenigen Gegenbemerkungen.

Divin. § 8 will Cicero den Richtern ohne Zweifel Schlimmeres vorwerfen als *lenitas*, da er gleich nachher von *iudicum culpa atque dedecore, iudiciorum infamia* spricht. — Verr. 4, 24 balte ich das Zeichen der Lücke nach *Verria nata sunt* nicht für richtig und fasse das folgende *quod* mit Eberhard als Konjunktion auf. — Verr. 4, 140 *cum rationem ex lege redderent et quae acceperant tradere deberent* ist richtig; sie legten wirklich Rechenschaft ab, konnten aber die ihnen anvertrauten Sachen nur zum Teil abliefern; also nicht *reddere*! — Verr. 5, 114 ist *servitutis* durch den Gegensatz *libertate* geschützt (Kr. *iuventutis*). — Catil. 2, 12. Das übertreibende und daher ironische *permodestus* scheint mir gegen die Annahme zu sprechen, daß der Satz *homo videlicet timidus aut permodestus vocem consulis ferre non potuit* (ohne enim) eine Einrede der Leute sein solle. — p. Sulla 47. *lenitate nota* empfiehlt sich nicht, weil der Satz *nemo umquam . . . profregerim* die Lesart *nova* begründet. — p. Flacco 68. *An et Iudaeorum et hostium* nehme ich keinen Anstofs; die *hostes* sind eben die *Iudaei*; dagegen würde mich *hostium* nicht befriedigen, wenn das erste *e* fehlte. — p. Caelio 41 *alii voluptatis causa omnia sapientes facere dixerunt neque ab hac orationis turpitudine eruditi homines refugerunt* glaubt Kr. „die Stelle wahrhaft hergestellt zu haben“ durch die Änderung *homines re fugerunt*. Mir mißfällt das Verbum simplex, und ein Gegensatz zwischen *orationis turpitudine* und *re* scheint mir unpassend. — Phil. 2, 88. *sustulit illum diem* erklären Halm und Eberhard vollkommen befriedigend; Kr. hält *diem* für „ein ganz besonders unglückliches Einschleissel“.

- 16) Ortmann, *Scriptorum latinorum, qui in scholis publicis fere leguntur, loci non pauci vel explanantur vel emendantur*. Programm des Gymnasiums zu Schleusingen 1882. 17 S. 4. (Vgl. Kraffert, Phil. Rundschau 1882 Sp. 1548 ff.)

Zunächst sind hier die Emendationen zur *Germania* des Tacitus und zur *Sestiana* des Cicero, welche Ortmann in der Zeitschrift f. d. Gymn. 1878 und 1879 begründet hat, in Kürze zusammengestellt. Darauf folgen neue Emendationsversuche und Interpretationen zu Stellen aus Cicero, Sallust, Livius und Tacitus. So werden mehrere Stellen aus der vierten verrinischen Rede besprochen. Doch wurde dazu, wie es scheint, die Ausgabe von Halm nicht benutzt. Sonst hätte O. doch bemerken müssen, daß Halm § 102 *minime* bereits entfernt hat, und § 87, wo er *aere* vorzieht st. *aëre*, würde er Halms Anmerkung nicht ignoriert haben. Einzelne Vermutungen erwähne ich unter der Rubrik „zerstreute Beiträge“.

- 17) Haenicke, *Zu Ciceros Reden de lege agraria*. Programm des König-Wilhelms-Gymnasiums zu Stettin. 1883. 18 S. 4.

Der Verfasser erörtert erstens die *lex Servilia agraria* nach ihrer formalen Seite und ihrem materiellen Inhalt und bespricht

die Ansichten Zumpt's, Marquardt's und Langes über den eigentlichen Zweck derselben.

Zweitens wirft er die Frage auf: Wer war der Antragsteller? Der nominelle Urheber der Rogation, P. Servilius Rullus, war eine so unbedeutende Persönlichkeit, daß er nicht auch als intellektueller Urheber dieses großartigen Entwurfs gelten kann. Hinter ihm stand Cäsar, auf welchen Cicero in unzweifelhafter Weise hindeutet. Daß die Vorlage von Cäsar ausging, nahmen auch bereits Drumann, Mommsen und Lange an. Es sollte dem Cäsar eine Machtstellung geschaffen, das Volk durch Aussicht auf den Besitz der herrlichsten Gefilde Italiens noch enger an ihn gekettet und eine militärische Basis gewonnen werden, damit er dem Pompeius entgegentreten könne, wenn er als unbeschränkter Herr aus Asien zurückkehre. Und Cicero war klug genug, diese Pläne zu durchschauen, und besaß die Energie, dem kühnen Demagogen die Maske vom Gesicht zu reißen.

Einzelne Stellen dieser Redner behandelt

- 18) Heinrich Schwarz, *Coniectanea critica in Ciceronis orationes*. Programm des Königl. Gymnasiums zu Hirschberg 1883. 10 S. (Vgl. Kraffert, Phil. Rundsch. 1883 Sp. 141 f.)

De lege agr. I § 2 tilgt er die Worte: *agros emi vult qui dividantur, quaerit pecuniam. Videlicet excogitabit aliquid atque afferet*, ebenso § 22 die Worte: *aut in vestra libertate ac dignitate retinenda* als entstanden aus § 17.

De lege agr. II § 4 vermutet er: *non tabellam vindicem tacitam* (Hss. *tacitas*) *libertatis, sed vocem vivam* (Hss. *unam*) *prae vobis indicem vestrarum erga me voluntatum ac studiorum tulistis*. Er verbindet *vivam* mit *indicem*; die Änderungen scheinen mir jedoch nicht nötig; *unam* ist in der Verbindung *non . . . sed* (nicht *non modo . . . sed etiam*) ohne Anstofs. — § 27 empfiehlt Schwarz: *priora illa* (Hss. *prima illa*, nur Erf. *illa prima*) *comitia tenetis, [centuriata et tributa]*. Mir scheinen die bereits von Kayser eingeklammerten Worte unentbehrlich. — § 40 glaubt er emendieren zu sollen: *quoniam* (Hss. *cum*) *idem et disseret et iudicabit* und stützt sich auf die vorhergehenden Worte *cum idem possit iudicare qui dixerit*. Doch scheint mir in *possit* eine Andeutung zu liegen, daß dies nicht notwendig so sein muß; ich halte daher einen Temporalsatz mit *cum* (wann, wenn) für richtiger als einen Kausalsatz. — § 49 *mentes vestras, Quirites, commovere videor, dum patefacio vobis, quas isti penitus abstrusas insidias se posuisse arbitrantur* empfiehlt Schwarz *commoturus* und *arbitrentur*, letzteres (nach Lambin) wohl richtig, ersteres sicherlich mit Unrecht, da die Aufregung bereits mit diesen Worten anhebt; eventuell müßte auch *patefacio* ins Futur umgeändert werden. — § 52 *cum imperator in bello versetur, in locis autem illis etiam nunc belli nomen reliquum si mōchte er in bello* ersetzen durch *in castris*, was ich als eine Verschlechterung ansehe. — § 53 *is enim sic se gerit, ut*

sibi iam decemvir designatus esse videatur setzt Schwarz nach *ut* ein *si* hinzu, worin ich ihm beistimme. — § 54 *ut ulla res parva bello, nondum legibus datis, etiam tum imperatore bellum administrante, non modo venierit, verum etiam locata sit: plus spectant homines* etc. Hier schreibt Schwarz: *non modo veneat, verum locetur, sed plus* etc. Bei dieser Änderung müßte *tum* durch *nunc* ersetzt werden; sie ist jedoch unnötig, da eine Schmach erst vorhanden ist, wenn Kauf und Pacht abgeschlossen sind. — Am Schlufs von § 57 wird *addicentur* durch das Präsens ersetzt, wohl richtig, da *addicere* hier nicht vom Verkaufe gebraucht ist, sondern synonym ist mit *permittere*. — § 71. Statt *in Salpinorum pestilentiae finibus Rullo duce collocari* vermutet Schwarz: *in Salpinorum pestilentia a finitoribus Rullo duce collocari*.

- 19) H. Meusburger, Quatenus Cicero in oratione pro Milone observaverit praecepta rhetorica. Programm des Gymnasiums zu Ried (Österreich) 1882. 20 S.

Dafs Cicero in seinen Reden die Vorschriften der römischen Rhetoren, zumal des Auctor ad Herennium, in Anwendung gebracht habe, läßt sich von vornherein erwarten. Meusburger legt dar, dafs sich in unserer Rede das *genus causae iudiciale*, die *qualitas honesta* und die *constitutio iuridicalis* findet. Sodann behandelt er ausführlich die Disposition der Rede. Das *exordium* macht die Zuhörer aufmerksam, gelehrig und wohlwollend und (§ 6 *propositio*) giebt den Standpunkt der Verteidigung an als *relatio criminis*. An das Exordium schließt sich ausnahmsweise eine Widerlegung von drei irrigen Vorurteilen (§ 7—22) an, auf welche dann (§ 23) der Übergang zur *narratio* folgt. Diese umfaßt § 24—31; sie ist, wie die Rhetoren es verlangen, kurz und, so weit es mit ihrem Zweck vereinbar war, klar und wahrscheinlich und erfüllt den Zweck, Grundlagen für die Beweisführung zu schaffen. Die *tractatio* zerfällt in eine *pars absoluta* und eine *pars adsumptiva*. Erstere umfaßt, den Vorschriften der Rhetoren entsprechend, das *probabile ex causa* (§ 32—35) und *ex vita* (36—43), die *signa* oder Umstände, nämlich Zeit (44—52), Ort (53—54) und Mittel der That (55—58), Kritik des Beweisverfahrens (59—60) und Verhalten des Angeklagten nach der That (61—63), woran geschickt eine Widerlegung der über Milo ausgestreuten Gerüchte und ein Tadel des sie begünstigenden Pompeius angeknüpft wird (64—71). Die *pars adsumptiva* oder *tractatio extra causam* (§ 72—91) macht zur Unterstützung der eigentlichen *Tractatio* noch den *status compensationis* geltend, indem dargethan wird, dafs die Tötung des Clodius dem Staate nützlich und eine Fügung der Götter gewesen sei. Die *conclusio* (§ 92—105) ist meisterhaft.

Meusburgers Schriftchen ist stellenweise mühsam zu lesen, erscheint mir aber durchaus geeignet, neben den Andeutungen in der Ausgabe von Eberhard, bei der Lektüre dieser Rede die prak-

tische Einführung in die rhetorische Technik der Alten zu erleichtern.

- 20) Karl Guttman, *De earum quae vocantur Caesarianae orationum Tullianarum genere dicendi*. Dissertation von Greifswald. 1883. 79 S. (Vgl. Landgraf, Archiv f. latein. Lexicographie I S. 138 f.)

Die vor dem Diktator Cäsar gehaltenen Reden für Ligarius und Deiotarus zeigen einige Abweichungen von der Redeweise Ciceros in andern Reden. Diese Unterschiede sucht G. klarzulegen. Zunächst handelt er *de elegantia*; er glaubt, Cicero gebrauche in diesen zwei Reden weniger vulgäre und familiäre Ausdrücke und Wendungen, weniger Verbalsubstantiva auf *-io* und *-or*, er sei also in der Auswahl der Wörter weniger kühn als sonst. S. 11 wurde übersehen, daß *periniquus* auch Liv. 21, 52, 4 vorkommt, S. 13, daß *tergiversatio* auch ad Att. 10, 7, 1 sich findet; S. 12 war zu erwähnen, daß Cicero mindestens dreimal das Adverb *permolestè* gebraucht (Accus. 4, 131; ad Att. 15, 17; Phil. 1, 36). Darauf folgt der Hauptabschnitt, *de tropis*. Der Verfasser hat sämtliche Tropen in diesen beiden Reden, dazu in den 14 philipp. Reden und den Reden für Milo, *de imp. Pomp.* und *de lege agr.* I gezählt und berechnet, wie viele Tropen auf je 100 §§ entfallen. Die 10. phil. Rede enthält 26 §§ und 42 Tropen, also 161%. Am wenigsten Tropen hat die Rede p. Deiot., nämlich 12 auf 45 §§, also 27%; darauf folgen p. Lig. mit 37%, Pomp. mit 50%. Es werden die wichtigsten Tropen aus den aufgezählten Reden vorgeführt, um darzuthun, daß in den Reden für Lig. und Deiot. fast nur solche Tropen vorkommen, welche in die feinere Umgangssprache eingebürgert waren. Auf ähnliche Weise werden in dem Kapitel *de figuris* (S. 26—116) die einzelnen Redefiguren der Reihe nach durchgenommen, und es ergibt sich, daß dieser Redeschmuck in den vorliegenden zwei Reden in maßvoller Weise verwendet worden ist. Darauf wird auch *de compositione* gesprochen: der Satzbau dieser Reden ist einfach und kunstlos, Rhythmus nicht vorhanden, in den Satzschlüssen oft Nachlässigkeit zu erkennen.

Das Ergebnis der Untersuchung ist: Cicero hat sich in diesen zwei vor Cäsar gehaltenen Reden der sog. attischen Beredsamkeit bedient, deren Anhänger Cäsar war. Die epideiktische Rede für Marcellus dagegen gehört zur asianischen Beredsamkeit, welche Cicero denn auch nach Cäsars Tod in den philippischen Reden wieder aufnahm. Landgraf bemerkt dagegen: „Wenn wir annehmen, Cicero habe in Rücksicht auf die Gegenwart Cäsars sich in den *Caesarianae* in etwas von der strengeren und einfacheren Redeweise des Machthabers beeinflussen lassen, so erklären wir die von G. dargelegten Verschiedenheiten jener Reden natürlicher, als wenn wir Cicero über Nacht zum Anhänger des Atticismus

machen, welchen er in dem in der nämlichen Zeit verfassten Orator und Brutus aufs eifrigste bekämpft“.

- 21) Dietrich Rohde, *Adiectivum quo ordine apud Caesarem et in Ciceronis orationibus coniunctum sit cum substantivo*. Hamburg, 1884. Programm des Johanneums. 18 S. 4.

Verf. hat sich sämtliche Stellen aus Cäsars Werken notiert, wo ein Adjektiv mit einem Substantiv verbunden ist, und damit das Lexikon zu Ciceros Reden von Merguet (bis zum Worte *terpis*) verglichen. Daraus ergibt sich, daß bei Cäsar und Cicero das Adjektiv in der Regel vor dem Subst. steht. Eine Tabelle giebt mit Zahlen Aufschluß über die Stellung von etwa 250 der gebräuchlichsten Adjektiva bei diesen zwei Autoren. So steht z. B. *antiquus* 4 mal bei Cäsar und 27 mal in Ciceros Reden vor dem Substantiv, nur 12 mal bei Cicero nach demselben, *brevis* bei Cäsar 7 mal, in Ciceros Reden 36 mal vor, nur 1 mal bei Cicero nach dem Substantiv, *domesticus* 4 mal bei Cäsar, 75 mal in Ciceros Reden vor, nur 39 mal bei Cicero nach dem Substantiv. Häufiger nachgestellt sind: *amicus, aureus, civilis, copiosus, exercitatus, familiaris, frumentarius, honestus, ignobilis, incognitus, invitus, latus, locuples, maritimus, militaris, nobilis, nonus, notus, octavus, peritus, plenus, publicus, regius, senatorius, solus*. Daraus ergibt sich: diejenigen Adjektiva, welche in der Regel vor dem Substantiv stehen, werden des Nachdrucks wegen nachgestellt, diejenigen aber, welche hinter dem Substantiv zu stehen pflegen, werden mit größerem Nachdruck vorangestellt. R. ist der Ansicht, daß die Verbindung des Adjektivs mit dem Substantiv ursprünglich eine prädikative war und die Nachstellung älter ist. Aus dem Gedanken '*odi vulgus, quod profanum est*' wurde '*odi vulgus profanum*' und dann '*odi profanum vulgus*'. Die Verbindung ist also eine engere bei der Voranstellung des Adjektivs; daher geht es voraus bei den adverbialen Begriffen *indicta causa, infecta re, magno opere, quodam modo, tanto opere*. Die Nachstellung findet namentlich häufig statt bei *homo (acer, acutus, alienus, amplus, honestus, improbus, ipse, liber, miser, nefarius, propinquus, sanctus) und res*, sodann wenn das Adjektiv eine Ergänzung oder Bestimmung bei sich hat, und ferner in alten oder sakralen Formeln: *di boni, di immortales* und Casus obliqui dazu (8 mal bei Cäsar, 282 mal in Ciceros Reden, sonst *immortalis* bei Cicero 10 mal vor, 5 mal nach dem Substantiv), *maiores nostri* (107 mal bei Cicero, 6 mal *nostri maiores*), *pontifex maximus, mater magna, causa publica* etc. Auch wirken Gründe des Wohlklanges vielfach mit, z. B. wenn Cäsar nach *in* das Adjektiv *iniquus* hinter *locus* setzt, während es häufiger voransteht. Eine Tabelle stellt auch die bei Cäsar vorkommenden Adjektiva, welche von Eigennamen abgeleitet sind, nach ihrer Stellung zusammen; auch sie stehen wohl häufiger vor dem Substantiv, als man gewöhnlich annimmt.

c) Zerstreute Beiträge.

Verr. 4 § 41 vermutet E. Grunauer (N. Jahrb. f. Philol. 1883 S. 132): *res clara Sicilia tota, propter caelati argenti cupiditatem reos fieri rerum capitalium, nec solum praesentes (Hss. neque solum reos fieri) sed etiam absentes.* Diese Änderung ist nicht annehmbar, weil *praesentes* durch keine Thatsache gestützt ist.

Ebd. § 90 tilgt Ortmann *isti* und setzt den *Dativ religioni*, also: *eius religioni te devinctum adstrictumque dedamus.*

Ebd. § 128 emendiert Jakob Schlenger (N. Jahrb. f. Philol. 1883 S. 434) *oprimum caput* statt des überlieferten *parvum caput*, da der Eber den chthonischen Gottheiten Ceres und Proserpina als Opfertier geweiht war.

Ebd. § 143 streicht Ortmann *nudata provincia*, ebenso § 146 *a magistratu Siculo*, da der Senat kein Magistrat sei.

De imp. Pomp. § 18 hält Ortmann die Worte *publicanis amissis* für eine in den Text eingedrungene Randglosse und ändert *postea in posse*. Er liest also: *illud parvi refert, nos vectigalia posse victoria recuperare.* — A. Mosbach (N. Jahrb. f. Philol. 1884 S. 55) vermutet: *novis publicanis amissa vectigalia postea victoria recuperare*, was sich mit den nachfolgenden Worten *neque enim isdem redimendi facultas erit* meines Erachtens nicht verträgt. Vgl. auch S. 160.

Pro Murena § 8. Für den in den Hss. verdorbenen Schluss dieses § empfiehlt G. Landgraf (Philologus XLIII S. 201; Philol. Rundschau 1883 Sp. 1612) folgende Lesung: *nam cum praemia mihi tanta pro hac industria sint data, quanta antea nemini, istam, si cu peres, ea cum adeptus sis, deponere, esset hominis et astuti et ingrati.*

Th. Mommsen handelt im Hermes 1883 S. 160 über einen Bogen der Kollektaneen des Mariangelus Accursius, welcher eine in der Juntina 1521 fehlende Stelle der Rede gegen Vatinius und ein in den Ausgaben lediglich auf der Cratandrea beruhendes Stück der Rede für Flaccus (§ 75 *primum ut in oppidum* — § 83 *esse cetera*) enthält.

Pro Sestio § 89 a. E. vermutet G. Landgraf (Philologus XLIII S. 202; Philol. Rundschau 1883 Sp. 1613): *et vinci turpe putavit et deterreri et tegianua. manum emere et parare coepit, ut etc.* Diese Änderung giebt allerdings einen trefflicheren Sinn als die von allen Herausgebern recipierte Lesung Madvigs (*deterreri et latere. perfecit, ut*), entfernt sich aber doch wohl zu weit von der Überlieferung.

Pro Caelio § 55 emendiert H. Schwarz *inreligiose* st. *religiose*, da sonst ein Gegensatz zwischen den beiden Teilen nicht vorhanden sei.

Pro Milone § 11 tilgt Ortmann die Worte *in causa*.

Ebd. § 79 verteidigen Ernst Meyer (N. Jahrb. f. Philol. 1882 S. 861) und J. Holub (Zeitschr. f. d. österr. G. 1883 S. 472) die handschriftliche Lesart *aut quaestionem de morte P. Clodii ferre aut ipsum ab inferis excitare* gegen die Vermutung Uppenkamps *non ferre* (und Eberhards *omittere*). Uppenkamp erwidert darauf N. Jahrb. f. Philol. 1883 S. 483, und ihm stimmt Feodor Rhode bei N. Jahrb. f. Philol. 1883 S. 485. Die Worte *de eius nece lata quaestio est, qui si lege eadem reviviscere posset, lata lex nunquam esset* scheinen für eine Änderung zu sprechen.

Ebd. § 80 *prope ad immortalitatis et religionem et memoriam consecrantur* will Ortmann ändern in: *prope ad immortalitatem religione et memoria cons.* Die Beziehung der *cantus* auf die *religio* ist jedoch nicht richtig; neben *res divinas institutas* sind sie, wie die *carmina*, zunächst eine *memoria*.

§ 102 tilgt Ortmann die Worte *quo deprecante? me.* Sie scheinen jedoch haltbar, wenn die vorhergehende Lücke durch einen passiven Satz ausgefüllt wird: *(at quibus eam probari) non potuisse?*

Phil. I § 32 wundert sich Ortmann, daß in den Worten *proximo, altero, tertio, denique reliquis consecutis diebus* das *altero* von niemand getilgt worden sei. Halm erklärt wohl richtig „am zweitnächsten“, Eberhard hat *proximo* eingeklammert¹⁾.

¹⁾ Nicht zu Gesicht bekommen habe ich die Hallenser Dissertation von Karbaum, *De auctoritate ac fide grammaticorum latinorum in constituenda lectione Ciceronis orationum in Verrem*, und die Abhandlung von Czorny, *De Ciceronis oratione pro Murena habita*, Programm von Pozsony 1883.

Archäologie.

A. Ausgrabungen und Topographie.

- 1) E. Curtius u. J. A. Kaupert, Karten von Attika. Auf Veranlassung des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts und mit Unterstützung des K. Preussischen Ministeriums der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten aufgenommen durch Offiziere und Beamte des K. Preussischen Großen Generalstabes, mit erläuterndem Text herausgegeben. Heft 2, 4 Tafeln. Erläuternder Text von A. Milchhöfer. Berlin, Dietrich Reimer, 1883. 49 S. Fol. und 4. 16 Mk.

Das vortreffliche Werk, dessen erste Lieferung ich schon im Jahresbericht 1882 S. 213 anzeigen konnte, ist wieder um ein wesentliches Stück seiner Vollendung näher geführt worden. Die in dem zweiten Heft enthaltenen Karten lehren uns vier Sektionen der unmittelbaren Umgegend von Athen kennen, nämlich Athen-Peiraeus, Athen-Hymettos, Kephisia und Pyrgos, so daß, um das Projekt, wie es ursprünglich beabsichtigt war, zu Ende zu führen, nur noch die Veröffentlichung der schon fertig aufgenommenen und ausgezeichneten Sektion Tatoi (Dekeleia) nötig wäre. Inzwischen hat sich, durch verschiedene Umstände veranlaßt, die Centraldirektion für verpflichtet gehalten an einzelnen Punkten über das ursprüngliche Programm hinauszugehen; wie das von Kaupert gezeichnete und in der Berliner Philol. Wochenschrift 1884 S. 417 veröffentlichte Kärtchen erkennen läßt, ist die Sektion Pentelikon, Rafina, Perati, Spata, Vari, Markopulo und Porto Rafti nicht allein schon aufgenommen, sondern schon bis zur lithographischen Ausführung gefördert, und ferner Laurion und Kap Kollonnäs (Sunion) fertig aufgenommen und in Auszeichnung der Originalaufnahme begriffen. Die wenigen bis jetzt noch leer gelassenen Felder, vor allen Marathon, werden ja hoffentlich gleichfalls in Arbeit genommen werden, so daß man erwarten kann, in absehbarer Zeit ganz Attika in genauer topographischer Aufnahme vor sich sehen zu können. Wie wichtig eine derartige sichere Grundlage für alle wissenschaftlichen topographischen Forschungen ist, bedarf kaum eines Hinweises; haben sich doch jetzt schon, wo nur Bruchstücke vorliegen, mehrfach Demeu bestimmen

lassen, in Bezug auf welche man bis jetzt nur auf willkürliche Ansetzungen angewiesen war.

Auch zu den neuen Tafeln ist der Text von A. Milchhöfer geschrieben, ausführlicher zu den beiden ersten, kürzer und auf die notwendigsten Angaben sich beschränkend bei den beiden letzteren. Gemäfs den Hauptstraßen, die von Athen ausgehen, behandelt er zuerst Athen-Phaleron, dann Athen-Peiraeus, 3) von Athen zur Fähre von Salamis, 4) den mittleren Korydallos, 5) die Strafse nach Eleusis. Der Text zur Karte des Hymettos gliedert sich in 5 Kapitel: 1) Turkovuni und oberes Iissosgebiet, 2) das Eridanosgebiet, 3) das Gebiet der hymettischen Steinbrüche, 4) die Strafse nach Sunion, 5) die Ostabhänge des Hymettos. Dafs die Besprechung zu den beiden letzten Karten nur kurz gehalten ist, erklärt sich vor allem daraus, dafs der Verfasser des Textes noch nicht in der Lage gewesen ist, mit den Kartenblättern in der Hand eine erneute Rekognoscierung der dargestellten Terrainabschnitte vornehmen zu können, es thut dies aber der Sache auch keinen Abbruch, da es ja für jeden Einsichtigen feststeht, dafs viele topographische Fragen erst ihre endgültige Lösung finden können, wenn die ganze Kartenserie vollendet vorliegt. Wie in dem früheren Heft, sind auch hier noch vorhandene antike Reste durch eingefügte Holzschnitte genauer erläutert worden, als es durch ausführliche Beschreibung hätte geschehen können; vor allem dürfte der grofse marmorne Löwe, einst die Bekrönung eines Grabmals (wie das Polyandron von Chaironeia) in H. Nikolaos auf der Nordostseite des Hymettos die Aufmerksamkeit der Betrachter auf sich ziehen; er ist hier nach einer Zeichnung von Hansen gegeben. Wir empfehlen das schöne, dem deutschen archäologischen Institut zur Ehre gereichende Unternehmen, das nur durch das warme Interesse möglich gewesen ist, mit welchem Generalfeldmarschall Graf Moltke es gefördert hat, der Teilnahme aller, die sich für die geschichtlichen und topographischen Studien in Attika interessieren.

Die Karte Nr. 3 ist von G. v. Alten und Kaupert, Nr. 4 von Hauptmann Steffen und Kaupert, Nr. 5 von G. v. Alten, Nr. 6 von Hauptmann Siemens aufgenommen und gezeichnet, der Druck ist von der geogr. lith. Anstalt von Korbgeweit in Berlin gut und sauber ausgeführt.

2) G. Lösschke, Die Enneakrunesepisode bei Pausanias, ein Beitrag zur Topographie und Geschichte Athens. Universitätsprgr. Dorpat 1883.

Das Schriftchen enthält wertvolle Beiträge zur Topographie von Athen; eine ganze Reihe von Punkten werden anders, als es bisher üblich war, bestimmt, namentlich das Odeion, die Enneakrunos, das Eleusinion, der Tempel der Artemis Eukleia und das sogenannte Theseion. Die Beweisführung hat viel Bestechendes,

namentlich dadurch, daß bei Annahme der Löschkeschen Hypothesen die Stadtbeschreibung des Pausanias, des in letzter Zeit so viel geschmähten Mannes, sich völlig in Ordnung zeigt, doch dürfte man kaum wagen dürfen, so lange nicht sichere Funde, die ja leicht möglich sind, den Ausschlag geben, die vielen Hypothesen, von denen eine die andere stützt, ohne weiteres anzunehmen. Sicherlich aber verdienen die neuen Aufstellungen eine gründliche Prüfung und weitere Beachtung.

Auf Athen bezieht sich auch die mir vorliegende erste Lieferung des folgenden Werkes:

- 3) H. Rheinhard, Album des klassischen Altertums zur Anschauung für Jung und Alt, besonders zum Gebrauch in Gelehrtenschulen. Eine Gallerie von 76 Tafeln in Farbendruck nach der Natur und nach antiken Vorbildern mit beschreibendem Text herausgegeben. Zweite Auflage. Stuttgart, Hoffmannsche Verlagsbuchhandlung (A. Bleil), 1882. Querfolio. 12 Lief. à 1,50 Mk.

Der Gedanke des Verf.s, „daß, wo es immer möglich sei, der philologische Unterricht von unten bis oben durch geeignete Mittel der Anschauung belebt werden müsse“, ist ja sicherlich ein richtiger, und nach dieser Seite hin kann sein Unternehmen, welches sich in der ersten Lieferung (ob die folgenden erschienen sind, weiß ich nicht) auf Vorführung einiger Ansichten von Athen beschränkt (1. allgemeine Ansicht, 2. Akropolis zur Zeit des Perikles, 3. Propyläen, restauriert, 4. Erechtheum, 5. Jupitertempel, 6. Turm der Winde in Athen), als ein durchaus zeitgemäßes bezeichnet werden; wenn man daraus, das eine zweite Auflage nötig geworden ist, Schlüsse ziehen darf, so scheint ja das Buch auch vielfach Anklang gefunden zu haben. Nach der Vorrede ist hierbei „der größte Teil der Blätter der früheren Auflage beibehalten, minder wichtige weggelassen und, wo es neue Forschungen als erforderlich erscheinen ließen, durch andere ersetzt und außerdem vier neue, die schon früher zu Supplementen der ersten Auflage bestimmt waren, hinzugefügt“ worden.

Vielleicht wäre es im Interesse des Buches und auch des Verf.s gewesen, wenn er mit seinen Änderungen noch etwas radikaler zu Werke gegangen wäre; die sechs Tafeln der ersten Lieferung, die mir allein vorliegen, verdienen, vielleicht Nr. I ausgenommen, sämtlich durch andere neue ersetzt zu werden. Wo Herr Rheinhard über den heutigen Zustand der Ruinen unterrichten will, bietet er uns Ansichten, die vor 30—50 Jahren ungefähr richtig gewesen sein mögen (ich verzichte augenblicklich darauf, genau seinen Quellen nachzuforschen); und nicht glücklicher ist er, wo er Restaurationen vorführt. Nr. II, die Akropolis zur Zeit des Perikles, zeigt neben ganz willkürlich angenommenen Stufen und Sitzplätzen schon das vollendete, ausnahmsweise auf 5—6 Stufen errichtete Erechtheion. Taf. III, die Propyläen enthaltend, löst ganz unmotiviert das Mittelgebäude von

den Seitenflügeln los und führt die westliche Begrenzung des Südflügels als geschlossene Mauer bis zum Südrand der Burg; Taf. IV, das Erechtheion, zeigt die Korenhalle mit den Stützmauern, die doch längst schon entfernt sind, Taf. V läßt beim Olympieion einige Türken noch als Staffage dienen; auch Taf. VI, der Turm des Andronikos, tritt hier in einer Umgebung auf, die an die schönsten Zeiten der Türkenherrschaft erinnert. Dafs Athen heutzutage nicht mehr unter der Türkenherrschaft steht, dafs es in vielen Punkten eine ganz moderne, alljährlich von vielen Fremden besuchte Stadt ist, von der sogar Photographieen existieren, das scheint dem Herrn Verf. ganz verborgen geblieben zu sein. Und doch ist es nicht schwer, sich Photographieen sei es von der ganzen Stadt, sei es von einzelnen Teilen derselben, alten und modernen Gebäuden, zu verschaffen, namentlich sollte es nicht schwer sein für einen, der sich berufen fühlt, der Jugend Bilder von Athen vorzuführen. Auch dafs die verschiedenen Gebäude z. B. der Akropolis schon längst und wiederholt zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschungen gemacht worden sind, scheint Herrn Rheinhard unbekannt geblieben zu sein, sonst würde er nicht auf Taf. II und III solche Fehler gemacht haben. Doch vielleicht ist er für die gegebenen Tafeln nicht verantwortlich, vielleicht galt es einmal vorhandene Platten zu benutzen, und er hat wenigstens im Text dafür gesorgt, dafs jeder Leser auf den richtigen Standpunkt gestellt wird. Sehen wir zu.

Der Text hat einen unleugbaren Vorzug, den der Kürze: „was den Text anbelangt, so beschränkte ich mich wie früher auf eine nur eben für das Verständnis der einzelnen Tafeln nötige kurze Erklärung derselben“. Und doch möchte ich dem Herrn Verf. raten, ihn bei einer neuen Auflage noch zu kürzen; er ist um sich selbst zu lang. Man kann aus den wenigen Worten, welche die Tafeln erläutern, viel lernen, wenn auch nicht gerade das Beste. Der Parthenon war von 50 Säulen umschlossen. „In der Mitte der Cella stand auf einem polierten Stück Felsen der Akropolis das Bild der Athene (*Πολιάς*) unter einem von Karyatiden getragenen Baldachin“. „Die Metopen und Giebsfelder waren mit herrlichen Bildwerken geschmückt, welche die Kämpfe der Giganten u. s. w. in 3,5 — 3,6 m hohen Statuen darstellten.“ „Eine Bombe fiel mitten auf das Marmordach des Parthenon, wodurch der Bau in zwei Hälften zerrissen ward“. Ein Hauptmusterstück ist die Abhandlung über die Propyläen. Auf dem Fahrwege zwischen den beiden Treppen „mußte an den Panathenäen der Festwagen mit dem Prachtpeplos der Göttin herauffahren“. Der Niketempel wird mit dem Südflügel der Propyläen für identisch gehalten, der Nordflügel als „ein mit Gemälden von Polygnotos geschmücktes Gebäude“ bezeichnet. „Vom Fusse der Akropolis gingen Kolonnaden bis zu den Propyläen hinauf. Hinter der mit fünf Thoren versehenen Mauer folgt, nach Herrn Rh., nach dem

Innern der Burg zu eine minder tiefe Halle, eine Art Posticum, die sich wie die vordere mit 5 Gitterthoren gegen die Burg zu öffnete. Aus ihr trat man wieder in eine sechssäulige dorische Halle und durch diese auf den innern Burgraum“. Das wird ja wohl genügen. Doch noch eins sei erwähnt: das Goldelfenbeinbild des Zeus Olympios, wohlverstanden des athenischen Zeus Olympios, dessen Tempel erst von Hadrian vollendet ist, war von keinem geringeren als von Phidias. Der Text zur VI. Tafel fehlt im ersten Heft, das ist der einzige, wo kein Fehler gemacht ist. Also, das Buch mag ganz gut sein, aber Text und Tafeln taugen nichts; es ist Fabrikarbeit.

- 4) Steffen, Karten von Mykenai, auf Veranlassung des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts aufgenommen und mit erläuterndem Text herausgegeben. Nebst einem Anhang über die Kontoporeia und das mykenisch-korinthische Bergland, von Dr. H. Lolling. 2 Tafeln in Fol., Text in 4, mit einer Übersichtskarte von Argolis. Berlin, Dietr. Reimer, 1884. 48 S. 12 Mk.

Es ist mit großem Dank anzuerkennen, daß die Central-direktion des Instituts, ebenso wie sie wegen der Funde von Spata u. a. in Attika über das ursprüngliche Projekt hinausgegangen ist, auch einem außerhalb Attikas gelegenen, aber in letzter Zeit wegen der archäologisch wichtigen Ausgrabungen in den Vordergrund gerückten Punkt Aufmerksamkeit zugewandt hat. Gerade bei den Ruinen von Mykenai (und Tiryns, können wir gleich hinzusetzen, dessen Plan auf Blatt II wegen der vielfachen Übereinstimmung mit Mykenai von Hauptmann Steffen mit veröffentlicht ist) hat sich recht deutlich gezeigt, welchen Nutzen die topographische Aufnahme zu stiften vermag; durch sie wird der historische Kern der in dichten Schleier gefüllten Sage bloßgelegt und dadurch über Parteen, die sonst für uns ganz dunkel waren, helles Licht verbreitet. Die Befestigungswerke von Mykenai sind doppelter Art: man findet einmal Mauern, welche in ihrer Struktur völlig mit denen von Tiryns übereinstimmen (rohe gewaltige Steine sind ohne jedes Bindemittel auf einander gehäuft und die Zwischenräume durch kleinere Steine ausgefüllt worden; das sind die eigentlichen kyklopischen Mauern), ja sogar den bislang nur von Tiryns her bekannten Gallerieebau aufweisen, der darin besteht, daß an besonders gefährdeten Stellen die Mauer in doppelter Breite errichtet und der innere von Gallerieen durchzogene Teil derselben zu bedeutenderer Höhe aufgeführt wird als der äußere, so daß die Verteidiger nach Abgabe ihres Schusses sofort wieder in Deckung zurücktreten können; eine zweite Periode wird durch die polygon gestaltete Mauer vertreten, wo genau aufeinander gepafte polygone Steine die Umwallung bilden, und auch sonst mancherlei für die festere Gestaltung der Burg und ihre Ausschmückung gethan ist. Wenn man die Lage der Burg an sich betrachtet (sie liegt ganz versteckt in einem Seitenthale des

Inachos, mehr einem Räuberneste ähnlich als einer über die ganze argivische Ebene gebietenden Stadt) und ferner gewahr wird, daß ihre ganze Befestigung eigentlich nur auf einen Angriff von Südwesten, d. h. von Argos her berechnet ist, während einem von Osten her anrückenden Feind nicht unbedeutende Blößen sich offenbaren würden, wenn man weiter aus der Aufnahme des Hauptmann Steffen und aus seiner Beschreibung erfährt, daß Mykenai mit dem Isthmos und Korinth durch eine Reihe von altertümlichen Hochstraßen in enger Verbindung stand, welche sämtlich dicht bei der Stadt mündeten und von dort aus durch eine große Reihe von geschickt angelegten Befestigungen behauptet werden konnten, dann nimmt das Bild, welches durch die Sage von Mykenai und Tiryns überliefert ist, eine zwar an einigen Punkten abweichende, im ganzen aber sehr klare Gestalt an. Die geborene Hauptstadt der Ebene ist Argos; erst als in Nauplia eine seefahrende Nation festen Fuß gefast hatte und in der Ebene Terrain gewinnen wollte, sind im feindlichen Gegensatz zu Argos die drei Burgen Tiryns, Midea und Mykenai angelegt worden; während Tiryns nun in dieser urprünglichen Verfassung verblieben ist, hat Mykenai, nachdem sich seiner das vom Isthmos her vordrängende Geschlecht bemächtigt hatte, dem die Sage den Namen der Pelopiden gegeben hat, eine ziemlich gründliche Umgestaltung, die hauptsächlich in einer Verschönerung und künstlerischen Ausschmückung bestand, sich gefallen lassen müssen, deren Reste noch heute unsere erstaunten Blicke fesseln; aus dieser Zeit stammen nicht bloß die oben erwähnten aus polygonen oder oblongen Blöcken zusammengesetzten Teile der Mauer, sondern auch der Schmuck des Löwenthores und die Grabanlagen in der Unterstadt, die bekannten bienenkorbähnlichen Kuppelbauten, denen noch Schliemann fälschlicherweise den Namen „Schatzhäuser“ verleiht. Man pflegt gewöhnlich diese Denkmäler als den Anfangspunkt einer neuen Epoche zu bezeichnen; richtiger wäre es, darin vielmehr das Ende einer vielhundertjährigen Entwicklung zu sehen, die mit der in Kleinasien, namentlich in Phrygien beobachteten Kunstweise in engstem Zusammenhang steht. Ist es doch Mr. Ramsay gelungen, selbst für die Ausschmückung des Löwenthores in Phrygien die schlagendsten Analogieen zu finden.

Daß diese geschichtliche Entwicklung, wie sie aus der topographischen Aufnahme sich ergeben hat, richtig ist, wird auch durch die Folgezeit bewiesen; kaum wird durch die dorische Wanderung die rückwärtige Verbindung mit dem Norden gelöst, da ist es mit der politischen Bedeutung von Mykenai vorbei, Argos tritt wieder in die ihm gebührende Stellung, und die Stadt Agamemnons versinkt in das Dunkel. Nur einmal hat sie noch im Verein mit Tiryns wieder von sich reden gemacht, als sie, in Erinnerung an die Vorzeit, sich am Kampfe gegen die Perser

beteiligte, zu ihrem Unglück; denn aufmerksam gemacht auf die gefährliche Lage der Burg, die, ähnlich wie Dekeleia, einem von auswärts, hier von Norden kommenden Feinde leicht als gefährlicher Waffenplatz dienen konnte, zogen die Argiver mit Heeresmacht vor Mykenai und Tiryns, nahmen sie ein und zerstörten sie, soweit wie es das ungeheure zum Bau verwendete Material gestattete.

Innerhalb der Befestigungen zieht besonders die von einer Stützmauer umgebene runde Terrasse den Blick des Betrachters auf sich, wo Schliemann seine merkwürdigen Funde gemacht hat. Bekanntlich glaubte er auf die Leichen des Agamemnon und seiner Begleiter gestossen zu sein; ganz abgesehen davon, daß der angebliche Leichnam des Danaerfürsten, der noch heute in Charvati in Gyps gelegt aufbewahrt wird, nach der Erklärung eines Arztes eher von einer Frau als von einem Manne herrührt, spricht eine vernünftige Deutung der Pausaniasstelle, ebenso wie die Betrachtung der topographischen Verhältnisse gegen diese Behauptung; Agamemnon und seine Gefährten sind ohne Zweifel, nach der Tradition, innerhalb der Stadtmauer, nicht der Burgmauer, und Klytaimnestra außerhalb derselben begraben worden, wo noch heute Kuppelgräber erkennbar sind. Nach Berücksichtigung aller Umstände läßt sich behaupten, daß die unter der Terrasse begrabenen dem früheren, vor den Pelopiden herrschenden Königsgeschlecht angehört haben; und zwar scheinen, nach Milchhöfer, die Gräber für eine lange Reihe von Generationen gedient zu haben, indem bei jedem neuen Todesfall die eine oder andere Gruft wieder geöffnet wurde, denn nur so erklärt sich der Umstand, daß einzelne zum Leichenapparat gehörige Gegenstände in der Erde über den Gräbern gefunden wurden. Die Stützmauer ist nicht gleichzeitig, sondern sicherlich erst später angelegt; wahrscheinlich hat das spätere Geschlecht, das der Pelopiden, wenn man die Namen der Sage beibehalten will, den Begräbnisplatz seiner Vorgänger eingefriedigt und gleichsam zum Heiligtum geweiht.

Die „Karten von Mykenai“ schliessen sich würdig an die Karten von Attika an und verdienen allerseits hohe Beachtung.

- 5) Die Funde von Olympia. Ausgabe in einem Bande, herausgegeben von dem Direktorium der Ausgrabungen zu Olympia. 40 Tafeln. Berlin, E. Wasmuth, 1892. Fol.

Nachdem die 5 Bände der „Ausgrabungen von Olympia 1878—1881“ vollendet waren, hat die Direktion der Ausgrabungen, „einem vielfach geäußerten Wunsche entgegenkommend“, eine Auswahl daraus getroffen und die für alle Kunst- und Altertumsfreunde wichtigsten Gegenstände in einem Bande zusammengestellt. 29 Tafeln sind aus dem genannten Werke entnommen, 2 Tafeln (Nike und Atlasmetope) sind neue Aufnahmen nach

den Abgüssen in der Olympiaausstellung, denn sie bringen die bisher an dem Abguss möglich gewordenen und teilweise sehr wichtigen Ergänzungen zur Anschauung. Dazu kommen eine Reihe von anderen Tafeln, die in dem großen Werke nicht enthalten sind, so daß die vorliegende Sammlung auch einen eigenen Wert für sich in Anspruch nimmt. Unter den neuhinzugekommenen hebe ich vor allem die photographische Ansicht der Ausgrabungen hervor; der Standpunkt ist im Westen genommen, auf der Höhe der zwischen dem Kladeos und dem Ausgrabungsfeld stehen gebliebenen Erdmassen, und umfaßt im Vordergrund die westlich der Altis, zwischen dem großen Gymnasium und der sogenannten byzantinischen Kirche belegenen Baulichkeiten, sodann den größten Teil der Altis selber und im Hintergrund die das Alpheiothal einschließenden bewaldeten Höhen. Wie hoch einst das Terrain überflutet war, und was für eine gewaltige Masse von Erde und Sand entfernt werden mußte, vermag man an dem links stehen gebliebenen Erdabschnitt zu ermessen; er läßt die einzelnen Schichten deutlich erkennen, die sich über der Altis gelagert haben; unten beginnt die lockere, von Baufragmenten, Stein- und Ziegelbrocken durchzogene Schuttschicht, darauf folgen die hellen dichtgelagerten Überschwemmungsmassen, und darüber folgt endlich oben die neugebildete Humuserde. Tafel 3—4 zeigt das Heraion. Tafel 6—7 die Rekonstruktion des Ostgiebels, nach der an kleinen Modellen durchgeführten Restauration des Bildhauers Grüttners; Taf. 8—15 sind dem Westgiebel gewidmet, auch hier sind einige Gruppen nach der Grüttnerschen Restauration gegeben; der Giebel im ganzen war leider bei Erscheinen des Buches noch nicht völlig zu Ende geführt. Die Nike des Paionios, soweit wie damals die Zusammensetzung der einzelnen Fragmente gediehen war, und der Hermes des Praxiteles sieren die folgenden Tafeln. Auch die Photographieen von zwei Metopen des Zeustempels, sowie hervorragender Einzelfunde, namentlich des nicht bloß kunstgeschichtlich, sondern auch sachlich großes Interesse erweckenden Kopfes eines Olympioniken sind hier mit aufgenommen, ebenso eine Reihe der archaischen Gerätefiguren. Eine große Wichtigkeit nimmt Blatt 29—30, den Situationsplan umfassend, für sich in Anspruch, ebenso 31, das Trümmerfeld des Zeustempels darstellend, letzteres besonders wegen der so vielfach ventilirten Frage, in welcher Weise die Figuren der Ostseite angeordnet werden müssen. Es kann, meiner Meinung nach, keine Frage sein, daß die Curtiussche Ansicht, nach welcher der hockende Knabe zwischen dem sinnenden Greise und dem Kladeos angeordnet werden muß, die allein richtige ist; dafür spricht nicht nur die Falllage (die Figur ist, in mehrere Stücke zerbrochen, zwischen den beiden oben erwähnten Statuen dicht vor der Nordostecke des Tempels in großer Tiefe gefunden worden), sondern noch eine Reihe anderer Umstände, auf welche hier ein-

zugehen der beschränkte Raum verbietet. Für die Treusche Ansicht, der den Knaben vor den Pferden des Pelops aufstellen möchte, spricht eigentlich nur eins, die Abarbeitung des Rückens; da aber nicht nachgewiesen werden kann, ob diese scheinbare Abarbeitung nicht von der ursprünglichen Form des Marmorblocks herrührt, so muß diese bei der Betrachtung ganz aus dem Spiele bleiben. — Die weiteren Tafeln 32—40 bringen die Architektur der hauptsächlichsten Gebäude Olympias zur Anschauung; namentlich verdienen die farbigen Terrakotten, vom Heraion und dem Schatzhaus der Gelaer die Aufmerksamkeit des Betrachters; die letzteren haben bekanntlich in Olympia zur Entdeckung geführt, daß Bauglieder von Stein durch Terrakotten inkrustiert wurden, eine Bauweise, die sich später auf Grund der olympischen Funde bei fast allen älteren Tempeln Siciliens und Großgriechenlands hat nachweisen lassen.

Der Text, von E. Curtius, F. Adler, Gräber und R. Borrmann, giebt das zum Verständnis der Tafeln Nötige in gedrängter Form, aber doch völlig ausreichend; es ist zu hoffen, daß das Buch sich recht viele Freunde erwirbt.

6) A. Bötticher, Olympia, das Fest und seine Stätte, nach den Berichten der Alten und den Ergebnissen der deutschen Ausgrabungen. Mit vielen Holzschnitten und 15 Tafeln in Kupferradierung, Lithographie u. s. w. Berlin, Jul. Springer, 1883. 407 S. 8. 20 Mk.

Wenn das vorher besprochene Werk sich mehr an die wissenschaftliche Welt richtet und seine Anschaffung besonders Bibliotheken empfohlen werden kann, erhebt das vorliegende Buch Anspruch darauf, mit den Resultaten der Ausgrabungen in Olympia alle diejenigen vertraut zu machen, welche im Bewußtsein des lebendigen Zusammenhanges, in dem unsere Bildung mit dem Altertum steht, an allem Anteil nehmen, was uns eine bessere Kenntnis von demselben übermittelt. Weil nicht direkt für Gelehrte geschrieben, enthält sich das Buch aller Belegstellen, Anmerkungen u. s. w.; dafür wird aber dem gebildeten Leser durch reichlich eingestreute, künstlerisch ausgeführte Illustrationen das Verständnis des Gesagten erleichtert und der Zweck, über die erreichten Resultate Auskunft zu geben, völlig erreicht.

Der Herr Verf., welcher längere Zeit neben Prof. Hirschfeld die Ausgrabungen in Olympia geleitet hat, war, vermöge der persönlichen Anschauungen, die er von den Ruinen gewonnen, und durch die persönlichen Studien, die er für alle dabei in Betracht kommenden Fragen gemacht hat, in hohem Maße zur Abfassung des Buches berufen. Und auch die Zeit für das Erscheinen des Buches ist, dünkt mich, richtig gewählt. Zwar harren noch eine ganze Reihe von Punkten einer endgiltigen Lösung sowohl in Bezug auf die Festspiele selbst als in Bezug auf die erhaltenen Ruinen, und auch die kunstgeschichtlich wichtigen Fragen nach

der Entstehungszeit der Giebelgruppen u. a. m. sind durchaus noch nicht bis zu dem Punkte geführt, daß man sie als entschieden bezeichnen oder auch nur ihre Lösung für nahe bevorstehend halten könnte. Aber es werden ja sicherlich noch Jahrzehnte vergehen, bevor alle Folgerungen gezogen und alle Streitpunkte erledigt sein werden, so groß ist die Fülle des Materials, welches die deutsche Ausgrabung ans Licht gezogen hat; sollte man so lange warten? Es ist deshalb mit Freuden zu begrüßen, daß nach Abschluß der Ausgrabungen von berufener Seite über das, was erreicht ist, der gebildeten Welt Aufschluß gegeben wird; je allgemeiner die Teilnahme gewesen ist, welche von vornherein das Unternehmen der deutschen Regierung begleitet hat, um so größer wird der Anklang sein, den das Böttchersche Buch überall finden wird.

Nach einer kurzen Einleitung, in welcher besonders die Stellung des Pausanias besprochen wird, in Bezug auf dessen Zuverlässigkeit bekanntlich jetzt ein harter Streit entbraunt ist, wird die geographische und landschaftliche Lage Olympias geschildert. Ein zweites Kapitel behandelt die Ereignisse, durch welche die Altis zerstört und mit einer 5—6 m hohen Erdschicht zugedeckt worden ist. Wir wissen, daß die Spiele zum letzten Male 393 unter Theodosius gefeiert worden sind, und daß wenige Jahre darauf die Horden des Alarich auch Olympia überzogen haben; aber weder dem Verfall der Spiele noch dem Einbruch der Gothen kann die furchtbare Zerstörung schuld gegeben werden, die besonders beim Zeustempel uns entgegentritt. Ohne Zweifel sind es Erdbeben gewesen, welche durch ihre Erschütterungen die gewaltige Steinmasse in Bewegung gesetzt und alle einzelnen Glieder in wilder Verwirrung durch einander geworfen haben, und zwar läßt es sich einigermaßen wahrscheinlich machen, daß die Erdbeben der Jahre 522 und 551 das Ende des Zeustempels herbeigeführt haben. Auf den Ruinen liefs sich eine armselige Bevölkerung nieder, die aus den Trümmern sich ihre Wohnungen erbaute und Befestigungsmauern errichtete; doch muß sie bald durch die Fluten der schon in klassischer Zeit nur mit Mühe und durch beständige Regulierungen im Zaume gehaltenen Ströme verdrängt worden sein. Übrigens ist es nicht, wie man anfänglich annahm, der Alpheios, sondern vielmehr der Kladeos gewesen, welcher verschiedenfach die Altis von Olympia überflutet und die darin befindlichen Gebäudereste und Denkmäler mit seinen Sandmassen und dem von oben weggeschwemmten Erdreich überdeckt hat.

In dem folgenden Kapitel wird die Festfeier von Olympia behandelt, die Reihenfolge, in welcher die Spiele allmählich eingeführt worden sind, festgestellt, und die einzelnen Kampfarten durch Einfügung von Illustrationen nach Vasenbildern u. dergl. erläutert. Die folgenden Kapitel sind der Entwicklung des Festplatzes in den verschiedenen Perioden gewidmet. Bis zu den

Perserkriegen waren verhältnismäßig wenige der in Spuren auf uns gekommenen Gebäude vorhanden, nämlich das Grabmal des Heroen Pelops, sowie die angeblichen Reste vom Wohnhause des Oinomaos, deren Platz wir noch nachweisen können, vor allem gehören aber das Heraion und die Schatzhäuser am Südrhang des Kronoshügels, ebenso wie das Buleuterion, in die Epoche; Reste einer noch früheren Zeit, in welcher Olympia besonders als Kultstätte gefeiert war, sind uns in den Bronzen erhalten, welche aus den untersten Schichten in großer Zahl an das Licht gezogen sind. Der Blütezeit Olympias bis zur makedonischen Herrschaft gehört vor allem der Zeustempel an; nach der Meinung des Verf.s ist der Tempel mit allen seinen Skulpturen in den Jahren 472 bis 457 entstanden, indem er das Zeugnis des Pausanias, Alkamenos und Paionios hätten die Giebelfelder mit Skulpturen ausgeschmückt, als auf einer unbegründeten Tempellegende beruhend einfach verwirft. Dagegen muß man natürlich Einprache erheben. Aus dieser Zeit stammt auch die herrliche Nike des Paionios und ferner der Hermes des Praxiteles, das einzige bisher beglaubigte Meisterwerk, des berühmten athenischen Bildhauers. Zahlreich sind die Baulichkeiten, welche in Olympia unter makedonischer Herrschaft bis zur Eroberung Griechenlands durch die Römer entstanden sind; man scheint damals eine förmliche Umgestaltung der Altis vorgenommen, die Mauer erweitert oder verlegt und eine Anzahl für die Gymnastik dienender Gebäude errichtet zu haben. Aus der Zeit der Römer verdient die Exedra des Herodes Attikus eine Erwähnung, durch welche Olympia zum ersten Male so reichlich mit Wasser versorgt wurde, daß es für die zur Zeit des Festes zusammenströmende Menge genügte.

Die artistischen Beilagen sind mit großer Sorgfalt ausgeführt und wohl geeignet, dem Betrachter zu einer klaren Anschauung von Olympia und den dort gefundenen Schätzen zu verhelfen. Wünschenswert wäre es allerdings gewesen, daß der Herr Verf. außer der von ihm für richtig gehaltenen Treuschen Anordnung des Ostgiebels auch die Curtiussche Aufstellung, die meiner Meinung nach entschieden den Vorzug verdient (s. o.), geboten hätte, er würde dadurch jeden Leser in den Stand gesetzt haben, durch Vergleichung der beiden unter einander sich ein eigenes Urteil zu bilden.

- 7) Ed. v. d. Laenitz, Wandtafeln zur Veranschaulichung antiken Lebens und antiker Kunst, fortgesetzt von A. Trandelenburg. Taf. 23. Olympia. Nebst kurzer Erläuterung. Kassel, Theod. Fischer. 16 Mk.

Die in dem Bötticherschen Buche auf Taf. 15. in kleinem Maßstab gegebene, von R. Bohn 1882 gezeichnete Restauration von Olympia ist vergrößert unter die v. d. Launitz'schen Wand-

tafeln aufgenommen und mit einer kurzen Erläuterung von Trendelenburg (12 S.) begleitet. Der Standpunkt des Beobachters ist wieder westlich von der Altis angenommen worden, so daß von der Palästra und den andern westlich außerhalb der Altis gelegenen Baulichkeiten nur geringe Andeutungen zu sehen sind. Es liefs sich dies aber kaum anders machen, wollte man von der Altis selbst, die ja sicherlich die Hauptsache bleibt, eine befriedigende Ansicht gewinnen und nicht den Blick durch eine allzu grofse Fülle von Einzelheiten verwirren. So, wie das Bild lehrt, mufs die Altis ungefähr um die Mitte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts ausgesehen haben, zu der Zeit als Pausanias Olympia besuchte. Am meisten zieht den Blick der gewaltige Zeustempel rechts auf sich, vor dem die Altismauer mit dem Chor von 35 Knaben und ihrem Lehrer und einem Flötenbläser sichtbar wird, den die Bewohner von Messina nach Olympia zum Andenken an den Knabenchor gestiftet hatten, der einst auf der Überfahrt nach Rhegion durch einen Schiffbruch untergegangen war; in dem mittleren Teile gewahrt man im Vordergrund das Pelopion, im Hintergrunde das Metroon und die Schatzhäuser, ganz links das Philippeion und Heraion und die alles überragende, wohl etwas zu hoch angenommene Exedra des Herodes Atticus. Der Kronoshügel und die arkadischen Berge bilden den Abschluß nach hinten.

Die Wandtafel ist übersichtlich entworfen und wohl geeignet, von Olympia mit seinen Denkmälern eine gute Vorstellung zu erwecken. Je weniger uns die Griechen an Originalen abgetreten haben (bekanntlich sollten wir nach dem Vertrag nur etwaige Dubletten erhalten; diese sind übrigens schon längst hier eingetroffen und im Antiquarium des Berliner Museums ausgestellt; besonders zahlreich sind darunter die kleinen einer höchst altertümlichen Periode angehörenden Bronzen, sehr wichtig auch die bemalten zur Architektur verwandten Terrakotten), um so mehr müssen wir darauf bedacht sein, durch Abgüsse und Abbildungen uns von dem durch das deutsche Reich erlangten Resultate Kenntnis zu verschaffen. Unter den Hilfsmitteln dazu verdient die vorliegende Wandkarte einen Ehrenplatz.

8) A. Conze, Zur Topographie von Pergamon. Sitzungsbericht der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1884, III.

Glücklicher als in Olympia sind wir bekanntlich, was die Erwerbung der aufgefundenen Antiken betrifft, in Pergamon, der attalischen Königsburg, gewesen. Über die Resultate der früheren Ausgrabungen habe ich schon Jahrg. 1882 S. 211 berichten können. Auch in dem vergangenen Jahr sind die Ausgrabungen unter R. Bohns Leitung fortgesetzt worden, nicht ohne wesentliche Ergänzungen für die in das Berliner Museum gelangten Skulpturwerke zu liefern. Nach den Bestimmungen des Ferman können

wir erwarten, daß alle zur Kompletierung der in unserm Besitz befindlichen Skulpturen dienenden Fragmente uns ausgehändigt werden; was sonst gefunden wird, dürfte dieses Mal uns nicht überantwortet werden, da in der Türkei augenblicklich in Bezug auf Ausgrabungen ein böser Wind weht. Man möchte gern in neuerer Zeit das kaiserliche Museum in Konstantinopel füllen, und da die Geldmittel nicht vorhanden sind, um selbständig vorzugehen, so ist es ja sehr erwünscht, wenn die Giaurs auf ihre Kosten Ausgrabungen vornehmen; man braucht ihnen dann nur aufzugeben, die gefundenen Skulpturen an das kaiserliche Museum abzuliefern. Inzwischen haben wir nicht viel von dem neuen Gesetz zu befürchten, da es sich ja in Pergamon hauptsächlich um Auffindung der zu den beiden Relieffriesen gehörigen Fragmente handelt, die uns nicht vorenthalten werden können. Wichtiger noch sind die topographischen Resultate, welche die letzten Ausgrabungen ans Licht gebracht haben; zunächst hat sich herausgestellt, daß der Altar auf dem Marktplatz, der *ἀγορά* von Pergamon, errichtet war, und daß der Altar dem Zeus und der Athena geweiht war; ferner, daß die Stadt der pergamenischen Könige nicht, wie man ursprünglich angenommen hatte, unten im Thale lag, sondern im wesentlichen auf den Gipfel des Berges beschränkt war, auch die Auffindung eines Theaters auf dem Westabhang verdient besondere Beachtung, gerade weil die Anlage eines römischen Theaters im Thale erwarten läßt, daß man das griechische Theater in seiner Ursprünglichkeit belassen, nicht durch Umbauten zu verschönern versucht habe. Natürlich wird durch diese Wahrnehmungen der Plan, den man sich von der Stadt Pergamon unter den Attaliden machen muß, gegen das Bild, was man nach den Ausgrabungen der ersten Jahre sich zu machen geneigt war, wesentlich verändert; anders steht es, wenn man in die römische Zeit sich versetzt, wo die Stadt in das Thal hinab gewandert war; für die letztere Epoche wird durch das Bild von Thiersch ein klarer Überblick gewonnen.

9) F. Thiersch, Die Königsburg von Pergamon, ein Bild aus der griechischen Vorzeit. Mit einem Situationsplane und einer Rekonstruktion in Lichtdruck. Stuttgart, J. Engelhorn, 1883. 14 S. Fol.

Wie R. Bohn für Olympia, hat Fr. Thiersch für Pergamon eine Rekonstruktion versucht, die geeignet ist, in weitem Kreise von der Bedeutung der Burg mit ihren Denkmälern und von dem Aufbau der Terrassen eine deutliche Vorstellung zu geben. Der halbmondförmige Verlauf des Berges mit seinen steil abfallenden Felswänden, sowie die über einander sich erhebenden Terrassen, die untere mit dem Altar, die mittlere mit dem Athenatempel, die obere mit dem Augusteum treten klar hervor; die antiken Spuren sind in trefflicher Weise benutzt, und wenn auch an einigen Stellen die Phantasie des Künstlers über die Wirklichkeit

hinausgegangen sein sollte, so thut dies doch dem Eindruck des Ganzen keinen Abbruch. Zu den Willkürlichkeiten, die kaum durch antike Spuren gerechtfertigt sein dürften, rechne ich vor allem den Treppenaufgang an der Westseite, durch welchen Fr. Thiersch die untere mit der mittleren Terrasse in Verbindung setzt; auch für den Hain in dem dreieckig verlaufenden Stück zwischen Athenatempel und Altar dürfte kaum eine Begründung sich finden lassen. Der Text schildert eine Reise, welche der Verf. im Herbst 1881 nach der Stätte der deutschen Ausgrabungen unternommen hat; mit wenigen frisch geschriebenen Worten wird man über die hauptsächlichsten für die Betrachtung der Burg und die Rekonstruktion der Bauten, die sie ehemals schmückten, in Betracht kommenden Thatsachen belehrt, so dafs man das gut ausgeführte Bild verstehen und würdigen kann.

- 10) O. Puchstein, Bericht über die Reise in Kurdistan. Mit zwei Tafeln. Sitzungsber. d. Königl. Preuss. Ak. d. W. zu Berlin 1888, I.

Dafs die pergamenischen Ausgrabungen in der letzten Campaigne nicht unter der Leitung des Mannes fortgeführt sind, dessen Namen mit der attalischen Königsburg für uns unauflöslich verbunden ist, C. Humanns, hat darin seinen Grund, dafs derselbe während der Zeit mit Dr. Puchstein zusammen nach Kurdistan gesandt war, um ein merkwürdiges, auf dem Nemrud-Dagh in einer Höhe von 2000 Metern errichtetes Denkmal genauer zu untersuchen und durch Abformung der einzelnen Skulpturen uns möglichst zu sichern. So lange die Veröffentlichungen, welche über diese Reise und über das Denkmal selbst zu erwarten sind, noch nicht vorliegen, müssen wir uns an den Bericht Puchsteins über seine erste Reise dorthin, 1882, halten. Bei der Bedeutung, welche diese Erweiterung unserer Kenntnisse für die weitesten Kreise hat, wird es gestattet sein, auch hier ein paar Worte darüber zu sagen.

Auf die Nachricht von der Entdeckung merkwürdiger Skulpturen im Taurus diesseits des Euphrat auf dem Nemrud-Dagh durch den Ingenieur Sester wurde von der Akademie Dr. Puchstein beauftragt, unter der Führung Sesters zur genaueren Prüfung der Thatsachen nach Kurdistan zu reisen. Was sie dort fanden, ist ungefähr Folgendes: Der Nemrud-Dagh bildet die westlichste und zugleich höchste Spitze eines langen, bis zum Euphrat bei Bihol ragenden Felsgrates, der nach Westen hin, d. h. nach dem Kjachta Su und der Ebene in breitem und steilem Rücken abfällt. Ihre natürliche Gestaltung wird heute durch den Tumulus verdrängt, der in großartigster Gestalt die imponierende Bergpyramide abschließt; auf einer Basis von 150 m Breite hat man den Hügel zu einer Höhe von 45 m aufgeschüttet. An dem westlichen und östlichen Ende dieser Pyramide ist eine

Plattform hergestellt, auf der kolossale, sitzende Figuren errichtet sind, in der Mitte Zeus Oromazdes, daneben die Göttin des Landes Kommagene und König Antiochos, dann weiter Artagnes-Herakles-Ares und Apollon-Mithras-Hermes; kolossale Adler und Löwen schliessen die Reihe; seitlich davon waren noch ausserdem Reliefs aufgestellt, die Ahnenreihe des Königs enthaltend, der seinen Stammbaum auf Darius, den Sohn des Hystaspes, einerseits und auf die Seleuciden andererseits zurückführte. Über alle Details giebt eine lange schwülstige Inschrift nähere Auskunft, es ist in dem Tumulus danach das Grabmal des Königs von Kommagene, Antiochos, 69—34 v. Chr., zu sehen; seine Frömmigkeit hat sich nicht begnügt, den Göttern Standbilder zu errichten, sondern er sorgt auch für sie über das Grab hinaus. Er hat Priesterkollegien eingesetzt und Sklaven geweiht, damit an seinem Geburts- und Krönungstage den Göttern an der Stätte seines Begräbnisses feierliche Opfer dargebracht werden; durch besondere Gesetze verpflichtet er die nach ihm kommenden Regenten, für die Aufrechterhaltung der von ihm getroffenen Bestimmungen Sorge zu tragen.

In diesem Jahre ist es nun gelungen, von einigen besonders gut erhaltenen Reliefs Abgüsse zu nehmen, auch sonst ist die Reise höchst fruchtbar gewesen, wie die vor kurzem im Berliner Museum eröffnete Ausstellung beweist. Man wird mit grossem Interesse den weiteren Publikationen entgegensehen.

- 11) O. Beudorf, Vorläufiger Bericht über zwei österreichische archäologische Expeditionen nach Kleinasien. Separatabdruck aus den archäol. epigr. Mittheilungen aus Oesterreich. Jahrg. 6, Heft 2. Wien, C. Gerolds Sohn, 1883. 101 S. 8.

Wie die Skulpturen von Kommagene, sind auch die nach Wien gelangten Reliefs des Heroons von Gjölbashi bis jetzt nur aus einem vorläufigen Bericht bekannt; ein grosser Teil derselben ist jedoch jetzt schon in Abgüssen im Berliner Museum ausgestellt; hoffentlich werden die für die Lektüre Homers äusserst wichtigen Skulpturen recht bald durch Abbildungen den weitesten Kreisen zugänglich gemacht.

Die Ruinen von Gjölbashi sind zuerst von Prof. Schönborn aus Posen, dessen vielfache Reiseergebnisse bis jetzt noch garnicht nach Verdienst gewürdigt sind, auf seinen Reisen in Lykien entdeckt und im Museum of classical antiquities Bd. I kurz erwähnt worden; eine ausführlichere Notiz hat Ritter in seiner „Erdkunde Asiens“ Bd. 9 nach den Tagebüchern des Reisenden gegeben. Mit welcher Begeisterung Schönborn der Anblick der Skulpturen, auf die er so unvermutet gestossen war, erfüllt hat, geht aus seinen Worten deutlich hervor: „Ich würde es vermögen (etwas Näheres über die Reliefs zu sagen), wenn ich mich hätte entschliessen können, Notierungen zu machen, statt mich an der Schönheit derselben und an dem Gegenstand, den sie bieten, zu erfreuen und sie zu bewundern. War es doch der trojanische Krieg, den ich vor mir hatte, Homers Schöpfung in bildlicher

antiker Darstellung, und ich gestehe, daß ich mich daran nicht satt sehen konnte. Wer hätte auch lange zweifeln können, was ihm vor Augen stehe. Das Relief in der Ecke der Westseite zeigt den Achilles sitzend bei den hochgeschnäbelten Schiffen, voll Erbitterung den Kopf mit der Hand unterstützend. Es folgt der Herold, der die Versammlung beruft, und die Krieger kommen, Schlachtszenen reihen sich an, auf die Stadt selbst wirft sich der Kampf, an den Thoren wird gestritten, die Schar der Greise sitzt über dem Thore, und so zieht sich Bild an Bild hin, ein reiches Leben mit griechischer Sicherheit in den Gruppen, in den Bewegungen, in den Proportionen der einzelnen Gestalten entworfen. So sehr auch die Oberfläche des Steins durch die Zeit mitgenommen ist, das Auge mag nicht von demselben lassen. Tritt man nahe an die einzelnen Reliefs heran, so ist die Zerstörung freilich zuweilen so weit vorgeschritten, daß man kaum die Gestalt noch erkennt, aber das Ganze macht einen so erhebenden Eindruck, wie ich ihn auf meiner ganzen Reise nicht wieder gehabt habe“.

Ob nun wirklich der Kampf der Griechen vor Ilios, der Sturm auf Troja u. s. w. dargestellt ist, darüber läßt sich streiten; so viel einerseits dafür spricht, so viel läßt sich andererseits dagegen anführen, aber mag der Bildhauer Troja selbst gemeint haben oder nicht, daß sein Werk als eine äußerst lebendige Illustration zu den homerischen Gesängen dienen kann und deshalb in Abbildungen möglichst weit verbreitet zu werden verdient, das ist schon jetzt über allen Zweifel erhaben. Nicht bloß für die Ilias, auch für die Odyssee vermag man Vorteil daraus zu ziehen, insofern als auch der Freiermord und das Gericht über die Mägde in Gjölbaschi dargestellt ist. Auch die sonstigen Bildwerke, vor allem die kalydonische Jagd und der Raub der Leukippiden durch Kastor und Polydeukes, sind im höchsten Maße interessant und zur Belebung des Unterrichts wie geschaffen. Man darf sich wohl der Hoffnung hingeben, daß die Wiener Archäologen recht bald durch eine vollständige Publikation die Reliefs weiten Kreisen zugänglich machen; inzwischen wird der „vorläufige Bericht“, welchem Abbildungen des Kampfes um die Stadt, des Freiermordes und der kalydonischen Jagd beigegeben sind, sowohl für die Geschichte und den Verlauf der Expedition als auch für das Denkmal selbst, von dem er eine genaue Beschreibung bringt, sich als ein höchst interessantes und nützlich Buch erweisen.

- 12) H. Schliemann, Troja. Ergebnisse meiner neuesten Ausgrabungen auf der Baustelle von Troja, in den Heldengräbern, Bunarbaschi und anderen Orten der Troas im Jahre 1882. Mit Vorrede von Prof. A. H. Sayce. Mit 160 Abbildungen in Holzschnitt und 4 Karten und Plänen in Lithographie. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1884. 462 S. 8.

Mit dem 1881 erschienenen Buche „Ilios, Stadt und Land der Trojaner“ von H. Schliemann (vgl. Jahresber. VII S. 128)

konnte man die troischen Forschungen, soweit sie durch Ausgrabungen an Ort und Stelle betrieben werden mußten, für abgeschlossen halten. Der ursprüngliche Widerspruch, den der um die Ausgrabungen der letzten Jahre so verdiente Mann anfangs gefunden hatte, war allmählich verstummt; es galt allgemein als feststehend, daß von den beiden Hügeln, welche für die Lage der alten Priamosstadt in Anspruch genommen werden konnten, Bunarbaschi und Hisarlik, nur der letztere wegen der von Schliemann entdeckten alten Ansiedlungen noch in Betracht kommen konnte; auch daß von den sieben Städten, deren übereinanderfolgende Spuren Schliemann nachgewiesen haben wollte, wegen der Brandspuren die dritte von unten als die von den Griechen genommene und eingeäscherte Stadt bezeichnet wurde, konnte und mußte man sich gefallen lassen. Die ungeheuren Widersprüche zwischen den durch die Ausgrabungen bloßgelegten tatsächlichen Verhältnissen und den aus der Schilderung des Dichters sich ergebenden Voraussetzungen, der Kleinheit und Dürftigkeit der ganzen Anlage im Gegensatz zu dem Eindruck der Großartigkeit, welchem der Dichter in uns von der Stadt und der Macht des Priamos erweckt, durften um so weniger dagegen angeführt werden, je mehr der unbefangene Leser darüber sich klar war, daß zwischen der Abfassung der Ilias und dem Kampfe um Trojas Mauern ein Zeitraum vieler Jahrhunderte lag, und daß zur Zeit Homers schon der ganze Krieg gegen Ilios mit dem Schleier der Sage umhüllt war.

Um so überraschender kam die Nachricht, daß Schliemann von neuem nach Troja gezogen sei, um durch Hacke und Spaten die Richtigkeit seiner Meinung zu erweisen. Die von ihm gefundenen, in dem oben citierten Buche niedergelegten Resultate erscheinen wichtig genug, um hier einer Besprechung unterzogen zu werden.

Die Ausgrabungen wieder aufzunehmen wurde Schliemann, wie er selbst sagt, durch die Beobachtung bewogen, daß die von ihm ausgegrabene Stadt nur einen so kleinen Raum einnahm und die Verhältnisse derselben im allgemeinen so dürftig erschienen, daß man daran verzweifeln mußte, sie mit den durch Homer von Ilios erweckten Anschauungen in Übereinstimmung zu bringen. Zum Glück hat er dieses Mal den ihm schon oft erteilten Rat befolgt und sich mit tüchtigen technischen Kräften umgeben; die Namen der beiden von ihm hinzugezogenen Architekten Dörpfeld und Höfler bürgen für die Genauigkeit der von ihnen geleiteten Untersuchungen. Leider läßt sich der Anteil beider nicht immer scharf bestimmen; anstatt ihre Beobachtungen, so wie sie gemacht waren, zu geben und die beiden Herren mit ihrem Namen dafür bürgen zu lassen, hat Schliemann ihre Ausführungen in seinen Text verwebt, so daß man nie weiß, wie weit die betreffenden Herren geneigt sind, Schliemanns Behaupt-

tungen zu unterschreiben. Die bösen Folgen davon sind schon jetzt nicht ausgeblieben, wie ich weiter unten auszuführen habe.

Die Hauptresultate sind kurz folgende: 1) Nicht die dritte, wie Schliemann annahm, sondern die zweite Stadt von unten ist die durch Feuer zerstörte Stadt, also das eigentliche Troja; auch die Goldschätze gehören dieser an. 2) „Die Niederlassung auf dem Hügel Hissarlik bildete nur die Akropolis, an die sich östlich, südlich und südwestlich eine untere Stadt anschloß. Die Existenz dieser Unterstadt wird bewiesen erstens durch die in östlicher Richtung ablaufende Mauer, die nicht, wie die Festungsmauern der Akropolis geböschet, sondern ganz senkrecht erbaut ist und aus großen unbearbeiteten Blöcken, die mit kleinen Steinen ausgemauert sind, besteht. Sie läuft von der Akropolis weiter nach Osten, kann also nicht zu dieser selbst gehören. Zweitens spricht für die Existenz dieser Unterstadt die, wie bereits erwähnt, in den untersten Schichten auf dem Plateau unterhalb des Burgberges vorkommende ungeheure Masse prähistorischer Terrakotten, die in Form, Material und Art der Anfertigung mit denen der ersten und zweiten Ansiedlung auf Hissarlik identisch sind.“ Der dritte Grund, daß die Akropolis mehrere Thore hat, die nur mit Rücksicht auf eine Unterstadt angelegt sein könnten, hat sicherlich nichts zu bedeuten. Daß die Unterstadt bis auf so geringe Spuren verschwunden sein soll, ist allerdings auffällig, doch wenn man bedenkt, daß die Mauern meist aus ungebrannten Ziegeln erbaut waren, die in der Erde durch Feuchtigkeit sich auflösten, und daß die zu Fundamenten dienenden Steine, wie es heißt, bei dem Bau von Sigeion verwandt sind, so kann man die Möglichkeit immerhin zugeben.

In der zweiten Ansiedlung von unten sind nun eine Menge von Baulichkeiten, darunter auch zwei, die mit einiger Wahrscheinlichkeit als Tempel bezeichnet werden, gefunden worden; die Mauern sind auf einem steinernen Unterbau aus Lehm erbaut worden, dem dazwischengelegte hölzerne Balken größere Haltbarkeit verleihen sollen; durch eine furchtbare Feuersbrunst sind diese Wände teilweise gebrannt und die Balken verkohlt; daß dies absichtlich geschehen sei, wie Schliemann annimmt (man habe, um den neu errichteten Mauern größere Haltbarkeit zu geben, durch gewaltiges auf beiden Seiten derselben angezündetes Feuer sie nachträglich zu brennen versucht), ist wenig wahrscheinlich; bei der Enge der Verhältnisse und bei der allen Winden ausgesetzten Lage von Ilios hätte ein derartiges Verfahren zur Einschüchterung der Stadt führen müssen.

Unter den sonstigen von Schliemann vorgenommenen Ausgrabungen hat vor allem die des sogenannten Grabhügels des Protesilaos einige Bedeutung wegen der mit der ilischen identischen Töpferware.

Wie gewöhnlich, hat Schliemann einige Exkurse anderer Gelehrten über einzelne Punkte seinem Werke hinzugefügt; so nament-

lich die Abhandlung von Helbig über ἀμφικύπελλον, ohne daß dadurch die Bedeutung des Wortes als doppelhenkliger Becher sicherer wird (ob κύπελλον jemals „Henkel“ bedeutet haben kann, ist sehr unsicher; daß es bei Homer aber nicht „Henkel“, sondern „Becher“ bedeutet, ist unzweifelhaft; es kann demnach auch ἀμφικύπελλον bei Homer nichts anderes sein als ein Gefäß, welches beiderseitig κύπελλον ist; vgl. Jahresber. VII S. 129); ferner von Sayce und Blind, die sich einigermaßen widersprechen, insofern der eine die Troer zu den Hittiten rechnen, der andere sie als Thraker, d. h. Germanen, für unsere Vorfahren in Anspruch nehmen möchte. Derartige Behauptungen wollen ja nicht ernsthaft genommen sein, da sie einer strengen wissenschaftlichen Beweisführung sich gänzlich entziehen.

Die Strafe für die wenig wissenschaftliche Art der Beweisführung, die ich oben an Schliemanns Werk getadelt habe, ist nicht ausgeblieben; im Ausland 1883, No. 51 und 52, versucht Hauptm. Bötticher den Hügel von Hissarlik ähnlich wie die Kurgane der südrussischen Steppen oder die Mounds von Nordamerika als alten Begräbnisplatz aufzufassen. Die ursprüngliche Oberfläche des Berges sei durch niedrige, flüchtig und schlecht erbaute Mauern, zwischen denen stärker gebaute Gänge hinführten, in viereckige Räume geteilt worden, innerhalb deren die Verbrennung der Toten vorgenommen worden sei; und zwar habe man in der Mitte eines solchen Hofes auf einer Steinunterlage einen großen Pithos aufgerichtet und rings umher eine Schicht Lehms festgestampft, sowohl zur besseren Befestigung der Urne als zur Unterlage für den Holzstofs. Darauf sei aus Holzkloben, Stroh u. s. w. rings um die Urne der Holzstofs emporgetürmt worden, dessen Fuß mit Bruchsteinen verkleidet worden sei, während oben eine Schicht feuchten Thons und Lehms den Abschluss gebildet habe. In den Pithos, dessen Mündung vom Holzstofs freigelassen wurde, sei dann der Tote in voller Rüstung gelegt und dann der Scheiterhaufen angezündet worden. Die Asche der Toten sei dann in eine Aschenurne gelegt, etwaige Überschüsse in der Verbrennungsurne belassen worden. Infolge dieses Jahrhundertlang fortgesetzten Verfahrens hätte sich durch die Asche und die Leichenreste der Hügel immer mehr und mehr erhöht, so daß neue Gänge und Mauern über den alten nötig wurden, und „so entstand schließlich jenes Über- und Durcheinander von Mauerwerk, gemischt mit Brandspuren und verglasten Lehmschichten, welches Schliemann den Gedanken an sieben aufeinander folgende Niederlassungen hat fassen lassen.“

Diese Erklärung, welche den mitgeteilten Thatfachen in anderer Weise gerecht zu werden versucht, ist, soweit sich fern von den Ruinen Hissarliks nur auf Grund der vorliegenden Berichte urteilen läßt, entschieden zu verwerfen. Selbst wenn die Existenz einer Unterstadt nicht erwiesen wäre, dann ständen wir

einfach vor der durchaus nicht neuen oder absonderlichen Thatsache, daß zwischen den Gedichten Homers und der Wirklichkeit eine gewaltige Kluft besteht. Das, was über die Stadtmauer und ihre Türme, über den Mauerbau, die beiden Tempel mit den dazwischen gelegten Holzbalken und der Holzverschalung bei den Parastaden berichtet wird, läßt aber garnicht den Gedanken an solche flüchtig gebauten, mehr zufälligen Mauern aufkommen, welche man nach der Bötticherschen Hypothese voraussetzen müßte. Daß die Pithoi aufrecht in einem Zimmer stehen, ist nicht weiter wunderbar, sie gehören dann aber nicht der Stadt an, in deren Mauern sie stehen, sondern einer darüber liegenden; indem man die Pithoi, die offenbar als Vorratskammern dienten, unsern Kellern vergleichbar, in die Erde eingrub, konnte es oft garnicht ausbleiben, daß sie mit ihrer Spitze in die Schicht der darunter liegenden Stadt hineinragten; ebenso wenig darf ihre große Zahl Wunder nehmen. Über die kühnen Deutungen homerischer Verse, die Hauptmann Bötticher vorbringt, ist es besser stillschweigend hinwegzugehen.

Ob von irgendeiner Seite die Ausgrabungen in Troja werden aufgenommen werden? Schliemann selbst scheint, nach S. 316 seines Buches, dazu nicht geneigt, und doch wäre es höchst erwünscht, daß die Arbeit fortgesetzt würde, daß also die noch stehenden gebliebenen Terrainreste bis auf die unterste Schicht entfernt würden; denn je gründlicher vorgegangen wird, um so mehr müssen sich die Ansichten klären, und um so leichter wird es der Wissenschaft werden, das ungeheure von Schliemann gefundene Material zu verarbeiten. Hätte Blind mit seiner Theorie recht, daß die Troer oder Teukrer die Vorfahren der Germanen sind, dann könnte man ja erwarten, daß das Deutsche Reich einspringen würde, des Ruhmes unserer Vorfahren willen; so aber bleibt die Sache leider zweifelhaft.

- 13) H. Lolling, *Das Artemision auf Nordeuboea*. Athen. Mitt. VIII (1883) S. 7. 200.

Die Auffindung von Inschriften an der Nordküste von Euboea, in welchen die Artemis Proseoa erwähnt wird, hat zu planmäßigen Ausgrabungen und dadurch zur bestimmten Auffindung des Artemisions geführt; in dessen Nähe der erste Kampf zwischen Griechen und Persern stattgefunden hat. Es liegt bei weitem westlicher, als man bis jetzt geneigt war anzunehmen, bei einer Kirche des Hagios Georgios.

- 14) J. Overbeck, *Pompeji in seinen Gebäuden, Altertümern und Kunstwerken dargestellt*. Vierte im Verein mit A. Mau durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 30 größeren zum Teil farbigen Ansichten und 320 Holzschnitten im Texte, sowie einem größeren Plane. Leipzig, W. Engelmann, 1884. XVI und 676 S. gr. 8.

Ein Werk, welches wie das vorliegende schon zur vierten Auflage gelangt ist, bedarf einer empfehlenden Einleitung um so weniger

als die Mitarbeiterschaft Maus, der als Kenner Pompejis sich eines ausgezeichneten Rufes erfreut, die Garantie dafür bietet, daß auch auf dem baugeschichtlichen und topographischen Gebiete die neuesten Resultate der Wissenschaft benutzt worden sind. Der erste Teil, sowie die Einleitung erscheinen in fast neuer Gestalt, wie nach den gerade für Pompeji sehr fruchtbaren letzten Jahren (ich erinnere an die einschlägigen Arbeiten Nissens und Maus sowie an die teilweise sehr wichtigen Abhandlungen, die in dem zum Centennarium der Verschüttung erschienenen Sammelwerke enthalten sind) durchaus notwendig war. Weniger verändert ist der letzte Teil des ersten und der ganze zweite, artistische Hauptteil; aber auch hier spürt man überall die bessernde Hand, die frühere Irrtümer korrigiert und auf die neuen Funde Bezug nimmt. Da auch der Verleger durch Ersetzung der veralteten Illustrationen und durch Hinzufügung neuer, sowie durch sonstige Ausstattung bemüht gewesen ist, das Buch auf die Höhe der Zeit zu bringen, so läßt sich unschwer voraussagen, daß das Buch zu den vielen Freunden, die es früher erworben hat, sich viele neue hinzuerwerben wird.

Von den Punkten, die neuerdings anders als früher festgestellt sind, verdienen vor allem folgende hier eine Erwähnung. Durch methodische Untersuchungen Ruggieros, des gegenwärtigen Direktors der Ausgrabungen, hat sich die ursprüngliche Linie des Meeres, wie sie bei dem Ausbruch war, durch den Pompeji verschüttet wurde, einigermaßen feststellen lassen: „Indem man nämlich von der Stadt aus an der Eisenbahn gegen das Meer zu fortschreitet, findet man, daß der obere, der Stadt zunächst liegende Teil der Ebene von den Verschüttungsmassen des Jahres 79 in regelmäßigen Schichten bedeckt ist, während gegen das Meer hin diese Massen fehlen. Diese Erscheinung erklärt sich nur durch die Annahme, daß zur Zeit des verhängnisvollen Ausbruchs das Meer bis dahin reichte, wo die Verschüttungsmassen sich zu finden beginnen; denn da dieselben spezifisch leichter sind als das Wasser, so wurden sie, soweit sie ins Meer fielen, fortgespült, ohne Spuren zu hinterlassen. Danach scheint das Meer bis ungefähr 300 Meter von der Porta marina herangereicht zu haben; mit der oben erwähnten Beobachtung ist ein Mittel an die Hand gegeben, um in zukünftigen Ausgrabungen genau das ursprüngliche Meerufer bestimmen zu können. Aus dem Abschnitt über die Tempel sei hervorgehoben, daß der sogenannte Venustempel am Forum civile durch die Auffindung der Inschrift endgiltig als der des Apollon erkannt worden ist, eine Bezeichnung, die an sich schon wegen des Omphalos in der Cella sehr nahe liegend war. Wie häufig, hat auch hier der einmal aufgenommene Irrtum lange Zeit der Erkenntnis der Wahrheit im Wege gestanden; ferner ist der sogenannte Askulaptempel in der Stabianerstraße nach Maßgabe der in der Cella gefundenen Terrakottafiguren mit Recht als Tempel

des Juppiter, der Juno und der Minerva bezeichnet, auch der sogenannte Merkurtempel dem Genius Augusti zurückgegeben worden. Von den öffentlichen Gebäuden verdient das sogenannte Pantheon eine Erwähnung; es ist kein Zweifel, daß die Bezeichnung als Macellum, d. h. Victualienmarkt, das Richtige trifft. Der Gedanke Nissens, in dem Gebäude der Eumachia eine Fullonica zu sehen, wird mit triftigen Gründen zurückgewiesen, die drei Gebäude am Südeude des Forums auf das Sitzungslokal der Dekurionen, sowie das Amtslokal der Ädilen und Duumvirn bezogen. Auch die Deutung des neben dem Iristempel gelegenen Gebäudes als Palästra ist jetzt über allen Zweifel erhaben. Daß im Amphitheater einzelne Schlufssteine der zum Zuschauerraum führenden Thore mit Reliefs geschmückt sind, verdient gelegentlich mit erwähnt zu werden; die nicht uninteressanten Reliefs scheinen allgemein unbekannt geblieben zu sein. Bei den Thermen haben auch die neu gefundenen, sogenannten Centralthermen eingehende Berücksichtigung gefunden, die zur Zeit der Verschüttung noch im Bau begriffen waren. Weiter sind von Neuhinzuthaten besonders die hochinteressanten Quittungstäfelchen hervorzuheben, die im Hause des L. Cæcilius Iucundus gefunden worden sind, ferner die Statuette des trunkenen Satyrs, sowie das hochinteressante unlängst erst gefundene Bild, welches gewöhnlich auf das Urteil Salomonis bezogen wird. Zu einer besonderen Freude gereicht es mir, daß bei dem Alexandermosaik die Malerin Helena, die schier unsterblich schien, endlich einmal abgesetzt worden ist; beinahe in jedem Jahresbericht hier habe ich hervorheben müssen, wie wenig begründet diese Benennung ist. Leider ist die farbige Tafel, durch welche das Mosaik wiedergegeben werden soll, noch die alte geblieben; vielleicht läßt sich hier bei einer neuen Auflage endlich einmal etwas Besseres bringen.

- 15) M. R. de la Blanchère, Terracine, Essai d'histoire locale. Avec deux eaux-fortes et cinq planches dessinées par l'auteur. Paris, E. Thorin, 1884. 218 S. 8.

Der Verf., welcher seit mehreren Jahren an einem größeren Werke „la Via Appia et les Terres Pontines“ arbeitet, hat, durch einen längeren Aufenthalt in Terracina auf die Geschichte und die Monumente dieser Stadt, der ersten bedeutenderen, in welche man bei einer Reise von Rom auf der Via Appia geführt wird, aufmerksam gemacht, die Geschichte der Stadt zu schreiben unternommen; obgleich dieselbe nicht an den großen Weltereignissen teilgenommen hat, so bietet ihre Geschichte doch, gerade weil in ihrer Umgebung deutlicher als anderswo die Folgen der römischen Politik hervortreten, auch für weitere Kreise großes Interesse.

So lange Anxur-Terracina im Besitz der Volsker war, gab es keine pomptinischen Sümpfe; die Wasserläufe wurden durch

eine thätige zahlreiche Bevölkerung in Ordnung gehalten, und die Ebene lohnte die auf sie verwandte Mühe durch reichen Ertrag, so daß Rom, wenn Mangel an Getreide war, von dort aus sich verproviantieren konnte. Nach der Eroberung durch die Römer, nachdem Anxur römische Kolonie geworden war, gestaltete sich das bald anders; die einheimische Bevölkerung war durch die fortwährenden Kriege äußerst geschwächt, fast vernichtet, und die römischen Kolonisten, welche Land im ager Pomptinus angewiesen erhielten, waren einerseits zu wenig zahlreich, andererseits zu wenig vertraut mit den beständigen Arbeiten, welche das Terrain erforderte, um die alte einheimische Bevölkerung ersetzen zu können. Trotz wiederholter Landanweisungen hat sich die Ebene nicht wieder mit Bewohnern gefüllt, und je mehr der Mensch daraus verschwand, um so mehr überwucherten die Gewässer, so daß schließlich die ganze so fruchtbare Ebene, die Kornkammer Roma, sich in einen Sumpf verwandelte, eine Brutstätte des Fiebers, wie sie kaum schlimmer gedacht werden kann. In verschiedenen Zeiten, unter den Antoninen sowohl wie unter Theoderich, werden Mafsregeln getroffen, um dem Übel zu steuern und Terracina zu heben, aber ohne dauernden Erfolg. Erst unter Pius VI. sind ernstliche Schritte gethan, welche das Vordringen des Sumpfes nicht blofs verhindert, sondern auch ein ziemlich großes Terrain für die Bearbeitung wiedergewonnen haben, doch bleibt auch für die Zukunft noch viel zu thun, will man anders die furchtbare Geißel des Fiebers aus jener Gegend entfernen. Wie rasch in Terracina noch heute die Menschenkräfte verbraucht werden, zeigt der Umstand, daß es kein Geschlecht dort giebt, welches in Terracina über 150 Jahre hinaus verfolgt werden könnte, und daß alle diejenigen, welche durch Thatkraft oder Reichtum sich auszeichnen, Fremde oder Kinder von Fremden sind; über das zweite Glied hinaus pflegt sich Energie dort nicht zu erhalten.

Höchst anregend ist Kapitel I geschrieben, wo das Herbeiströmen fremder Bevölkerung zur Zeit der Ackerarbeiten und ihr allmählicher Aufbruch beim Eintritt des Hochsommers geschildert wird; für die Schule noch wichtiger ist vielleicht Kapitel V, wo die Reise des Lucilius und Horatius über Terracina behandelt ist.

Das Buch läßt das Beste für die große Arbeit des Verfassers über die via Appia und den ager Pomptinus erwarten.

16) M. Albert, *De villis Tiburtinis principe Augusto*. Mit einem Plan. Paris, E. Thorin, 1883. 92 S. 8.

Eine Untersuchung über die Topographie Tiburs und besonders über die vielen um Tibur herumliegenden Villen, deren Reste noch heutzutage teilweise erhalten sind, ist sicherlich eine erwünschte und für den Unternehmmer äußerst dankbare Arbeit. M. Albert hat sie nicht unternommen; er beschränkt

sich auf die zur Zeit des Augustus bestehenden Villen römischer Großen oder litterarisch hervorragender Männer, indem er teilweise die aus dem Altertum dafür überlieferten Zeugnisse zusammenstellt, teilweise auch Inschriften und besonders Lokalbezeichnungen zu Hilfe nimmt. Letzteres Hilfsmittel scheint mir nur mit großer Vorsicht verwandt werden zu dürfen; nur dann, meine ich, verdient es bei philologischen Untersuchungen mit verwandt zu werden, wenn sich nachweisen läßt, daß den Lokalbezeichnungen eine alte Tradition zu Grunde liegt; ohne solche läßt man leicht Gefahr, Bezeichnungen, die der neuesten Zeit entstammen oder höchstens auf das Rinascimento zurückgehen, für Überbleibsel aus dem Altertum zu nehmen und dadurch sich schweren Irrtümern auszusetzen. Dafür liefert auch die vorliegende Arbeit einen Beweis; es wird mehrfach dem einen oder andern eine bestimmte Villa der Umgegend Tiburs zugeteilt, ohne daß genügende Gründe (und zwar erkenne ich als solche nur das Auffinden von bezüglichen Inschriften an) dafür angeführt werden könnten.

Sehr zu bedauern ist, daß der Herr Verf. den mißglückten Versuch Comparettis, die herkulanensische Villa, in welcher die Werke des Philodemos gefunden sind, für Calpurnius Piso in Anspruch zu nehmen und den angeblichen Senecakopf (der mit Sicherheit schon längst auf einen alexandrinischen Dichter, Kallimachos oder Philetas, zurückgeführt ist) als das Porträt des Besitzers Calpurnius Piso zu erklären, herbeizieht, um daraufhin dem Piso auch eine Villa in Tibur zuzuschreiben.

B. Mythologie.

- 1) Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie im Verein mit Th. Birt, O. Crusius, R. Egelmann, E. Fabricius, A. Flasch u. a. unter Mitredaktion von Th. Schreiber herausgegeben von W. H. Roscher. Mit zahlreichen Abbildungen. 1.—3. Lieferung. Leipzig, B. G. Teubner, 1884. à 2 Mk.

Daß ein derartiges Werk einem lebhaft gefühlten Bedürfnis entgegenkommt, wird allgemein empfunden werden. Das Handwörterbuch von Jacobi war längst veraltet, und „seit beinahe dreißig Jahren ist in Deutschland kein größeres, das Gesamtgebiet der klassischen Mythologie umfassendes Werk erschienen, so daß eine neue, den großartigen Fortschritten der Altertumswissenschaft, namentlich der Kunstarchäologie einigermaßen gerecht werdende und das massenhafte Material möglichst zusammenfassende Darstellung entschieden nötig erscheint“. Auch daß ein Lexikon weit eher geeignet ist, den Stoff einigermaßen vollständig zusammenzufassen, als ein systematisches Handbuch, wird man dem Herausgeber W. Roscher ohne weiteres zugeben; die Kräfte eines einzelnen Mannes würden nicht ausreichen, um alle Mythen

systematisch zu behandeln, während bei einem Lexikon eine Arbeitsteilung möglich und wünschenswert ist. Der Herausgeber ist nun bemüht gewesen, eine Reihe tüchtiger Kräfte zur Mitarbeiter-schaft zu gewinnen, deren vollständiges Verzeichnis im Prospekt gegeben ist. Bei der Abfassung der einzelnen Artikel wird vor allem darauf gesehen, „eine möglichst objektive, knappe und doch vollständige, stets auf die Quellen basierte Darstellung der litterarisch überlieferten Mythen unter gehöriger Benutzung der Monumente der bildenden Kunst, sowie der betreffenden Kulte zu geben; die etwaige Deutung der Mythen kommt erst in zweiter Linie, ausführlich soll sie nur da gegeben oder dem Texte zu Grunde gelegt werden, wo sie sicher oder sehr wahrscheinlich ist“. Dafs zugleich gute Abbildungen zahlreich in den Text gesetzt werden, gereicht dem Werke noch mehr zur Empfehlung.

Bis jetzt sind drei Lieferungen erschienen, die das Beste für das ganze Werk hoffen lassen; bei Prüfung der einzelnen Artikel wird man sich überzeugen, was für einen Fortschritt das neue Unternehmen gegen die bisher bestehenden bezeichnet. Natürlich fehlt es nicht an Ungleichheiten, die besonders im Einfügen von Illustrationen hervortreten; nachdem die ersten Hefte erschienen sind und dadurch jedem einzelnen der Mitarbeiter die Möglichkeit geboten ist, sich über das Verfahren der andern zu unterrichten, wird dies immer mehr und mehr verschwinden.

- 2) G. Th. Gerlach, *Der alten Griechen Götterlehre; Mythen und Heldensagen für Freunde des klassischen Altertums zusammengestellt.* Leipzig, Georg Reichardt, 1882. VI und 119 S. 4.

Der Verf. schließt sein Vorwort mit dem Satze: „Möchte der Leser befriedigenden Genufs bei den Studien des Werkes finden, wie es mir Freude gemacht hat, es aus guten Quellen zusammenzustellen“. Es ist erfreulich, dafs wenigstens einer, der Verfasser selbst, daran Freude gehabt hat, ich denke, er wird so ziemlich der einzige geblieben sein; denn das Gefühl, welches einen anderen Menschen bei der Durchsicht des Buches ergreift, kann sicher nicht als reine Freude, kann höchstens als Galgenhumor bezeichnet werden. Die „guten Quellen“, aus denen der Verf. geschöpft hat, sind zum guten Teil Übersetzungen klassischer Schriftsteller, des Hesiod, Apollodor, Homer und Quintus von Smyrna; dazu tritt weiter Hederichs gründliches *Lexicon mythologicum* von 1724, Schwabs schönste Sagen aus dem klassischen Altertum und andere dergleichen wissenschaftliche Werke der allerneuesten Zeit; selbst Schliemanns *Ilios*, was auch als benutzt angeführt wird, gehört, streng genommen, ebenfalls in die Kategorie der oben angeführten Bücher, denn dafs Schliemanns Werke bei allen Verdiensten, die man dem Manne zuschreiben muß, weit davon entfernt sind als streng wissenschaftliche Werke zu gelten, ist ja wohl überall anerkannt.

Dafs ein Buch, welches auf so gründlichen Vorstudien beruht, nicht viel Neues bringen kann, ist klar; es ist dies aber auch nicht die Absicht des Verfassers; er beabsichtigt ja, „dem Leserkreis, welcher Empfänglichkeit, Sinn und Verständnis für die hohe Poesie besitzt, die in der Götterlehre der Griechen sich bekundet und welcher (wer??) an den Mythen und Dichtungen der Alten sich erfreuen kann, eine leichtfaßliche, populär gehaltene Schrift“ zu übergeben. Was kann er dafür, dafs den bösen Rezensenten „Empfänglichkeit, Sinn und Verständnis für die hohe Poesie“ abgeht, und dafs sie infolge einer solchen mangelhaften Beanlagung nicht die Freude an dem vorliegenden Opus empfinden können, die der Verf. seinen Lesern zu bereiten hoffte?

„Aber wenn man auch die Schrift als eine für gröfsere Kreise, die keine gründlichen Vorstudien verlangen, berechnete ansieht, so wird man doch verlangen müssen, dafs der Verf. sein Material beherrscht, und dafs er das, was er giebt, in einer verständlichen Form bietet. Wenn beides der Fall ist, dann liefse sich vielleicht immer noch fragen, ob wir solchen Mangel an derartigen Büchern haben, dafs nun noch ein neues geschrieben werden mufste, und ob der Verf. durch die Auswahl oder die Anordnung seines Materials und durch neue Gesichtspunkte, unter denen er die Mythen zusammenfafst, vielleicht die Berechtigung seines Buches erweist. Zur Erörterung der letzten Frage bietet das vorliegende Werk aber keine Gelegenheit; fast auf jeder Seite zeigt der Verf., dafs er weder das einschlägige Material beherrscht, noch imstande ist, das, was er sagen will, deutlich und klar auszudrücken. Einige Beispiele aus vielen mögen in bunter Reihenfolge genügen.

S. XII. Prometheus schirnte „das zügellose Ross dem Wagen an“. Zeus versöhnt sich dem Prometheus. S. 3. Die Echidna ist ein grausames, unausringbares Scheusal. Phaëton ist regelmäßig für Phaëthon gesetzt. S. 5. Thetis löst den Zeus aus den Banden und führt den hundertarmigen Briareos herbei (er hat offenbar Hom. *A* 401, übers. v. Vofs, mißverstanden, wo es heifst: doch du kamst, o Göttin, und lösetest ihn aus den Banden, rufend u. s. w.). Dafs Rhea dem Kronos an Stelle des neugeborenen Zeus einen Stein zum Verschlucken giebt, wird nicht erwähnt. S. 6. Der Dienst des dodonäischen Zeus ist „aus Ägypten nach dem Hellas übersiedelt worden“. S. 7. Der König von Seriphos heifst wiederholt Polyktedes. Die eifersüchtige Here flöfste der Semele „Verdacht in die Göttlichkeit des jugendlichen Geliebten ein“. „Herkules leistete dem Eurystheus Dienst in den zwölf Herkulesarbeiten“. S. 8. „Zeus nahte sich der Leda nach einem Flußbade als Schwan und bedeckte umarmend ihren Schofs. S. 11/ Hephaistos ruft die Götter herbei, um die Frevelthat der treulosen Gattin zu schauen und zu sehen. Aphrodite erscheint dem Anchises und schlummert ihn ein. Aus dem Myrrhenbaum kommt unter Wehegefühl Adonis hervor. Dieser

verweilt die Hälfte des Jahres im Hades, die andere bei Aphrodite. Eros wird mit einer Binde um die Augen dargestellt. S. 12. Die Schlange des Erichthonios heftet sich an den Schild der Athene fest. S. 13. Jede Stadt hat einen Thalamos, einen Herd der Hestia. S. 14. Apollo Nomios (für Nomios); er spannt dem Admetos einen Löwen und einen Bären in das Joch. Klytemnestra ist regelmäÙig gedruckt, deshalb wohl kaum Druckfehler. Ganz verworren ist S. 16 der Bericht über den Areiopag. S. 17. Demeter, „die Verlorene suchend, verrät ihr Helios den Raub des Aides. Sie vergiftet der Menschen und hatte sich zu Eleusis zurückgezogen. Metaneira „brach unter Wehklagen aus, als sie ihr Kind in den Flammen erblickte“. Von wo, wird nicht gesagt. S. 18. „Pan liebte die arkadische Nymphe Syrinx, die seinen Liebesanträgen floh und von der Erde zum Schutz gegen Pan in ein Schilfrohr verwandelt wurde, aus der sich Pan zum Andenken an die verlorene Liebe die wehmütig klingende Syrinxpfeife schnitt“. Wer sich durch eine solche poesievolle Stelle noch nicht rühren läÙt, muß ein verhärtetes Herz haben. „Eine Dryaden bewacht jeden Baum, und in ihm wohnt die Hamadryade“. S. 19. Die uralte zweithorige Stadt Theben ist auch neu. Dionysos lehrt den Thebanern seine Macht kennen. S. 21. Hyllas wurde von den Nymphen zu sich hinabgezogen. S. 25. Meleager vergiftet, die Artemis einzuladen. S. 29. Die Argonauten „erblickten in der Ferne die Heimat des Peloponneses, als ein Nordsturm sie an die afrikanische Küste verschlagen hatte“. Sie müssen gute Augen gehabt haben, wenn sie von der afrikanischen Küste aus die „Heimat des Peloponneses“ erblicken konnten. S. 30. Medea schickt der Glauke ein Gewand, „welches mit Zauberkraft giftgetränkt war“. S. 37. Hellen benannte „die sonst sogenannten Griechen“ nach sich selbst Hellenen. S. 38. Thetis bekommt von Poseidon ein Kind. S. 41. Oenomanus (sic!) stürzte zu Boden und gab den Geist auf, und Pelops hielt am Ziele. Der Palast des Königs stand in Flammen, und aus den Flammen holte sich Pelops seine Gemalin. S. 42. Die Söhne des Aegyptus „versicherten dem Danaus das Ende der Feindschaft“. S. 51. Kresphontes wird von seinen zwei Söhnen ermordet, darauf heiratet Polyphontes die Merope. „Aber als aus dieser Ehe ein Sohn, Aegyptus, hervorging, so wurde derselbe bei dem Vater der Merope erzogen, kehrte, erwachsen, heimlich zurück, tötete den Polyphontes und übernahm die Herrschaft seines Vaters“. Es wäre demnach die Liste der Vatermörder um einen, den Aegyptus, der übrigens gewöhnlicher Aipyptos heißt, zu vermehren. Eine wahrhaft klassische Stelle findet sich S. 55. Persiphae (l. Pasiphae) „hatte ihrem Gemal ein Arzneimittel beizubringen gewußt, dessen Wirkung darin bestand, daß, sobald er sich mit einer andern zu thun machte, derselben Würmer in den Leib drangen, worauf der Tod erfolgte“. S. 57. Die Argonauten finden Lemnos „männerleer und nur von Weibern bewohnt“.

Die Blumenlese ließe sich in infinitum vermehren; doch ich denke, daß die Stilproben an sich schon genügen, um das oben ausgesprochene Urteil zu rechtfertigen. Schon die Unmasse von Druckfehlern, die in dem Buche sich finden, zeigt, mit welcher Nachlässigkeit das Werk zusammengeschrieben ist. Wunderbar ist, daß derartige Schreibübungen einen Verleger finden konnten.

- 3) E. F. Fritzsche, Leitfaden der Mythologie der Griechen und Römer für höhere Lehranstalten zusammengestellt. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung, 1882. 48 S. 8.

Ich verweise auf meine in der Ztschr. f. d. GW. 1884 S. 46 veröffentlichte Sonderbesprechung, wo ich die verschiedenen Punkte, die meiner Meinung nach eine Änderung verdienen, hervorgehoben habe.

- 4) A. Poelchau, Griechische und römische Sagen für den Geschichtsunterricht in den untersten Klassen, nebst einem Anhang, enthaltend die Geschichte der ältesten Völker. Zweite umgearbeitete Auflage. Riga 1882. 70 S. 8.

Zum ersten Unterricht, um den Schülern der untern Klassen die nötigsten Kenntnisse in der Mythologie und Geschichte beizubringen, scheint mir das Büchlein ganz wohl geeignet; nur die Quantitätsbezeichnungen sind mitunter etwas wunderbar, so z. B. wenn verlangt wird, daß Demeter, Hellenen, Hellespont, Médea, Pirithous, Thyestes gesprochen wird, so vermag man ein Prinzip kaum mehr zu erkennen; hierin dürfte eine Änderung wohl am Platze sein. Auch einige andere Kleinigkeiten könnten bei Gelegenheit einer Neuauflage wohl verändert werden; so S. 14 die Erzählung, wonach Aegeus mit seiner Gattin Aethra bei seinem Schwiegervater Pitheus in Troezen zu Besuch ist. Es ist ja nicht gerade nötig, daß das bekannte Orakel den Schülern wörtlich mitgeteilt wird, aber es läßt sich die Geschichte wohl auch in anderer, der wirklichen Überlieferung entsprechenden Weise erzählen; ohne daß man indecent wird. S. 37 heißt es, Zeus habe nach dem Angriff der Gefährten des Odysseus auf die Rinder des Helios alle Schiffe durch seinen Blitzstrahl zerschmettert, aber bekanntlich war Odysseus den Laistrygonen nur mit einem Schiffe entkommen. S. 58 wird übersehen, daß die Sphinxfiguren der Ägypter männlich sind zum Unterschied von der griechischen Sphinx. S. 14 l. Sinis anstatt Sinnis, S. 17 Eurystheus f. Eurysteus, S. 19 Hippolyte f. Hipolyte, S. 33 Erinyen f. Erinnyen.

- 5) S. Herrlich, Grundriß der Mythologie der Griechen, zunächst für die untern Klassen höherer Lehranstalten. Leipzig, Georg Reichardt, 1884. 32 S. 8. 40 Pf.

Auf wenigen Seiten ist das Wissenswerteste aus der griechischen Mythologie für den Unterricht in den untersten Klassen zu-

sammengedrängt; mir scheint das Büchlein ganz praktisch angeordnet und wohl geeignet, seinen Zweck zu erfüllen. Was mir als nicht ganz richtig aufgefallen ist, teile ich zur Benutzung bei einer neuen Auflage hier mit: S. 7 wird das Standbild des Olympischen Zeus, von Phidias, erwähnt; es wäre vielleicht nicht übel, wenn hinzugefügt würde, daß das Standbild ein Sitzbild war. S. 8. Die Parthenos hat sicherlich nicht mit der linken Hand die Lanze gehalten, sondern die linke Hand stützte sich auf den Schild, während die Lanze gegen die Schulter gelehnt war und dort durch eine Schlange der Aegis, die sich darum gewickelt hatte, festgehalten wurde; vgl. Kieseritzky über die Parthenos in Heft 4 der Mitteil. aus Griechenland 1883. Ich wünsche dem „Grundriß“ besten Erfolg.

6) J. C. Andrä, Griechische Heldensagen für die Jugend bearbeitet. Zweite Auflage mit 21 in den Text gedruckten Holzschnitten und 7 Farbendruckbildern nach antiken Mustern. Kreuznach, R. Voigtländer, 1882. XVIII und 443 S. 8. 4, 25 M.

Die Schnelligkeit, mit welcher nach nur 20 Monaten schon eine neue Auflage nötig geworden ist, beweist, wie viel Anklang und Beifall das Buch gefunden hat. Und zwar verdientermaßen. Der Verfasser hat nicht nur die schönsten Heldensagen auszuwählen gewußt (darin hat er ja viele Vorgänger, so daß die Wahl an sich nicht schwer fällt), sondern er hat es vor allem verstanden, weise Beschränkung zu üben, das heißt, nicht durch eine übermäßige Fülle von Material die Lektüre des Buches zu erschweren und die Mythen, die er behandelt, in so anregender Weise zu erzählen, daß die Jugend, für welche die Auswahl bestimmt ist, sich unwillkürlich gefesselt fühlt. Die neue Auflage zeichnet sich vor der ersten durch den Schmuck von Abbildungen aus, und zwar sind nicht beliebige moderne Kompositionen gewählt, die vielfach Willkürlichkeiten einführen, sondern antike Darstellungen, meist rotfigurigen Vasenbildern entnommen, deren Umrißzeichnung für das Auge der Jugend ganz besonders geeignet scheint. Gemäß dem von J. C. Andrä in der Erzählung auf das strengste befolgtten Grundsatz, insbesondere was die geschlechtlichen Verhältnisse betrifft, die größte Vorsicht zu beobachten, damit auch die fürsorglichsten Eltern und Erzieher ohne jegliches Bedenken nach dieser Seite hin ihren Kindern und Zöglingen die Bearbeitung der Heroensage in die Hand geben können, sind auch in den Abbildungen hier und da kleine Veränderungen vorgenommen, gegen die man sicherlich nichts einwenden kann, in anbetracht, daß das Buch nicht wissenschaftlichen Zwecken, sondern der Belehrung und Erweiterung der Jugend dienen soll. Die Auswahl selbst, von H. Dötschke besorgt, verdient alles Lob, auch die Ausführung ist im ganzen gelungen, wenn man den Zweck, dem die Abbildungen dienen wollen, ins Auge faßt. Ich bin überzeugt, daß auch die zweite Auflage mit ihrem Bilderschmuck sich die Herzen unserer Jugend erobern wird.

- 7) L. Preller, *Römische Mythologie*. Dritte Auflage von H. Jordan. 1. Bd. 1881. 2. Bd. 1883. 8. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 455 und 490 S.

Die Prellersche Mythologie liegt hier in einer ganz neuen Gestalt vor, wenigstens was den Beweisapparat der Anmerkungen betrifft; der Text selbst ist bis auf einige Stellen, wo der neue Herausgeber nicht ohne völlige Umgestaltung auskommen zu können glaubte, möglichst unberührt erhalten. Dafs eine gründliche Umgestaltung der Noten nicht von der Hand zu weisen war, ist jedem klar, der da weifs, was für ungeheures Material an Denkmälern, Inschriften u. s. w. die letzten Jahrzehnte herbeigeschafft haben. Dem reichlich vermehrten Stoff entsprechend (die neue Auflage ist um 125 Seiten stärker als die vorhergehende) ist das Werk in zwei Bände zerlegt worden, so dafs auf den ersten aufer der Einleitung fünf, auf den zweiten sieben Abschnitte fallen; der zweite Abschnitt enthält noch am Anfang Nachträge des Herausgebers, in welchen die während des Druckes ihm bekannt gewordenen neuen Funde u. s. w. Aufnahme gefunden haben. Das Werk bedarf weiter keiner Empfehlung; der Name des rühmlichst bekannten Herausgebers bürgt dafür, dafs nichts Wesentliches übersehen ist. Einzelne Punkte, namentlich das Verhältnis der römischen Staatsreligion zu den verwandten italienischen und der fremden etruskischen, behält der Herausgeber sich vor, anderwärts ausführlicher zu behandeln.

- 8) M. Albert, *Le culte de Castor et Pollux en Italie*. Mit 3 Tafeln. Paris 1883. 172 S. 8.

Es ist eine ganz verdienstliche Arbeit, einzelne Punkte der römischen Sage, die in einer zusammenfassenden römischen Mythologie nur kurz, auf wenigen Seiten abgemacht werden können, in Monographien ausführlicher zu behandeln; bis jetzt ist das verhältnismäfsig wenig geschehen, da die römische Sage im allgemeinen weniger Interesse erweckt als die griechische. Insofern als das Buch von M. Albert darauf hindeutet, dafs jetzt auch der römischen Mythologie eine regere Teilname zugewandt wird, als früher, kann man sich über sein Erscheinen freuen und es als den Vorboten anderweitiger Untersuchungen willkommen heifsen. Leider ist die Behandlung, die hier dem Mythos zu teil geworden, vielfach mangelhaft; es gelingt dem Verfasser nicht zu zeigen, dafs er des Stoffes ganz Herr geworden ist, auch fehlt es ihm offenbar an Kenntnis der einschlägigen archäologischen Forschung; dadurch ist das Material, mit dem er arbeitet, vielfach unvollständig geblieben; vielfach auch durch ungehörige Dinge erweitert. Dafs er von der ausführlichen Darstellung des Leukippidenraubes nichts weifs, die an dem Heroon von Gjölbaschi angebracht ist, darf man ihm wohl nicht vorwerfen, da die Resultate der 1882 stattgehabten österreichischen Ausgrabungen in Lykien erst anfangs 1883 be-

kannt geworden sind. Was soll man aber dazu sagen, wenn z. B. das pompejanische Bild, wo eine jugendliche Frau einem jugendlichen Manne ein Nest mit Kindern hinhält, noch auf Tyndareus und Leda bezogen wird, während doch schon längst (vgl. Helbig, Pomp. Wandgem. No. 821—823) diese Deutung aufgegeben ist, weil man auf neugefundenen Bildern deutlich erkannt hat, daß die im Nest befindlichen Kinder als Eroten gedacht sind? Auch aus der Reihe der auf den Castormythos bezogenen Vasenbilder sind viele auszuscheiden; der Herr Verf. steht vielfach noch auf dem durch Lenormant u. a. vertretenen Standpunkte, über deren Deutungen die archäologische Wissenschaft meist längst zur Tagesordnung übergegangen ist. Die Zusammenstellung der Monumente bedarf einer gründlichen Sichtung und teilweisen Vermehrung.

C. Altertümer.

- 1) Lexikon der klassischen Altertumskunde von Dr. O. Seyffert. Kulturgeschichte der Griechen und Römer. Mythologie und Religion, Litteratur, Kunst und Altertümer des Staats- und Privatlebens. Mit 343 Abbildungen und einem Plan der Ausgrabungen von Olympia. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts, 1882. 732 S. 8.

„Das Lexikon erhebt keinen weiteren Anspruch,“ so heißt es in der Vorrede, „als dem gebildeten Publikum ein bequemes Hilfsmittel zur leichten Orientierung über aufstößende Fragen der klassischen Altertumskunde innerhalb der auf dem Titel angegebenen Grenzen (Kulturgeschichte der Griechen und Römer, Mythologie und Religion, Litteratur, Kunst und Altertümer des Staats- und Privatlebens) durch zusammenfassende und Einzelartikel in gemeinverständlicher Form und zweckmäßiger Ausführlichkeit zu bieten“. Das ist im ganzen sicherlich auch erreicht: man darf mit dem Verf. nicht rechten, ob hier und da ein zuviel oder zuwenig gegeben ist; an sich hängt das Urteil darüber meist vom subjektiven Empfinden ab, auch läßt sich leicht begreifen, daß beim ersten Abfassen einer derartigen Arbeit die zu überwindenden Schwierigkeiten, gerade was die Feststellung des Mafses der einzelnen Artikel betrifft, sehr bedeutende waren. Als wesentliches Hilfsmittel für die Anschauung sind zahlreiche Illustrationen in den Text gefügt, die selbst die Forschungen der neuesten Zeit berücksichtigen (Plan der Ausgrabungen von Olympia, Hermes des Praxiteles, Skulpturen von Pergamon u. s. w.). Einige Kleinigkeiten, die mir gelegentlich aufgefallen sind, mögen hier in bunter Folge erwähnt werden. S. 186 ist die Abbildung des Myronischen Diskoswerfers gegeben; wie die Haltung des Kopfes erweist, kann dies aber nicht die Statue aus dem Vatikan sein, sondern die des Palastes Massimi. S. 216 die Rekonstruktion des Erechtheion ist besonders in Bezug auf die Korenhalle mangelhaft, die westliche Begrenzung derselben liegt mit der westlichen Abschlussmauer

des Tempels in einer geraden Linie, während hier die Korenhalle so weit nach Westen vorgeschoben erscheint, daß ein eigener Eingang von der Westseite des Tempels her ermöglicht ist. S. 247 u. 675 ein Kameo aus Neapel trägt die Unterschrift „Dionysos“. Aber die Figur ist ja deutlich durch den Schwanz als Satyr bezeichnet! S. 262 b., Z. 10 v. u. lies „Durchschnittswurfweite“. Die Abbildung der Hestia Giustiniani, S. 313, wäre besser weggeblieben, da die Deutung auf Hestia mehr als fraglich ist. S. 433. Das Bild der Mühle ist nicht besonders gelungen; wenn in Bezug auf die Konstruktion des mittleren Teils der Hülle auf die Abbildung verwiesen wird, so nützt das nichts, weil die Drehscheibe mit dem Zapfen und ihren Löchern nicht zu erkennen ist; wahrscheinlich ist hier die ursprünglich beabsichtigte Einfügung eines weiteren Bildes unterblieben; auch verläuft die Krümmung des Kerns und der Hülle ganz parallel, während beide sich allmählich nähern müssen; vgl. Overbeck, Pompeji⁴ S. 387. S. 464. Der Ostgiebel des olympischen Zeustempels ist nach Treus Aufstellung gegeben, während es kaum fraglich sein kann, daß nur die Curtiusse Aufstellung die richtige ist. S. 492. Merkwürdiger Weise heißt es vom Parthenon, das vordere Giebfeld stelle den Streit der Athena mit Poseidon, das hintere dagegen die Geburt der Athena dar; da unter „Vorderseite“ doch nur die Ost-, die Eingangsseite verstanden werden kann, so ist selbstverständlich die Sache gerade umgekehrt. S. 501. Auf der hier dargestellten Gruppe des pergamenischen Zeusaltars ist der jugendliche Gigant, der Gegner der Artemis, als Ares bezeichnet. S. 603. Daß bei der Fabrikation des Papyrus die Höhe des Blattes durch die des Stengels gegeben gewesen sei, ist nicht recht verständlich; nicht die Höhe des Stengels, sondern die Höhe des Abschnittes, der zur Fabrikation benutzt wurde, bedingte die Höhe des Blattes. Daß übrigens die Papyrus-Rollen höchstens 8' lang gewesen seien, ist gleichfalls nicht richtig.

Daß bei der großen Masse dessen, was geboten wird, derartige kleine Irrtümer mit untergelaufen sind, kann niemanden Wunder nehmen; sicherlich wird der Brauchbarkeit des Buches dadurch kein Eintrag gethan.

2) Kulturhistorischer Bilderatlas. I. Altertum, bearbeitet von Dr. Theod. Schreiber. 100 Tafeln mit erklärendem Text. Leipzig 1894, Querfol. Verl. von E. A. Seemann. à Lief. 1 Mk. Lief. 1.

Die Seemannsche Verlagshandlung, die sich durch Ausgabe ihrer kunstgeschichtlichen Bilderbogen, wie bekannt, ein großes Verdienst um den kunstgeschichtlichen Unterricht erworben hat, insofern als sie jedem einzelnen ermöglicht hat, für wenig Geld sich sauber ausgeführte Abbildungen der wichtigsten, kunstgeschichtlich interessanten Denkmäler zu verschaffen, hat soeben in dem „kulturgeschichtlichen Bilderatlas“ ein zweites Unternehmen

begonnen, welches eben soviel Anklang finden wird wie das erste. Das neue Werk ist dazu bestimmt, eine entschiedene Lücke für den Unterricht und das Selbststudium aller Freunde des Altertums auszufüllen. An Illustrationen zu den Beschreibungen des Altertums hat es ja auch früher nicht gefehlt, aber meist sind sie wenig zahlreich, vielfach auch beliebigen modernen Kompositionen entnommen, so daß sie nicht das Altertum an sich, sondern höchstens die subjektive Auffassung des einen oder des anderen kennen lehren. Anders ist es in dem neuen Werke beabsichtigt; es wird darauf ausgegangen, „das unverfälschte Bild der Gegenstände selbst oder deren Darstellung in antiken Kunstwerken zu geben“, und zwar in reichlichem Maße nach den besten Verlagen in möglichst zuverlässigen Abbildungen, so daß der Gelehrte sowohl bei wissenschaftlichen Arbeiten sich darauf beziehen, als auch derjenige, welcher nur als Freund des Altertums sich über den einen oder anderen Punkt zu belehren wünscht, die gesuchte Auskunft zu erhalten imstande ist. Namentlich wird das Werk für die Schule sich nützlich erweisen, besonders wenn die Verlagsabhandlung sich bereit finden läßt, so wie bei den Bilderbogen auch einzelne Tafeln in größerer Zahl (10—20 Stück) abzugeben; es würde dadurch die Möglichkeit geschaffen, bei Besprechung von Antiquitäten möglichst jedem Schüler eine zuverlässige Abbildung in die Hand zu geben. Daß aller Wünsche gleich beim ersten Male befriedigt sein sollten, ist nicht zu erwarten; nicht bloß die lückenhafte Überlieferung, in welcher das Altertum auf uns gekommen ist, läßt das als unmöglich erscheinen, sondern noch vielmehr das verschiedene Interesse, welches von dem einzelnen den vielfachen Seiten des Altertums entgegen gebracht wird; es ist natürlich, daß der einzelne das Gebiet, für welches er sich gerade interessiert, für das wichtigste hält und auf Kosten der anderen berücksichtigt sehen möchte. Indessen erklärt die Verlagsabhandlung von vorn herein, daß sie geneigt ist, falls das Werk Anklang findet, durch Ausgabe von Supplementtafeln ausgesprochene billige Wünsche zu berücksichtigen und nötigenfalls den Rahmen des Werkes entsprechend zu erweitern.

Die erste Lieferung läßt in Bezug auf die Auswahl und die Ausführung der Abbildungen das Beste auch für die Zukunft erwarten; schon hier wird eine ziemliche Zahl sachlich höchst interessanter Abbildungen vorgeführt, die man sonst nur mit großer Mühe zusammensuchen konnte. Die ersten sechs Tafeln umfassen das Theaterwesen (Theatergebäude, Masken, scenische Trachten u. s. w.), Tafel 7 ist der Musik und den musikalischen Instrumenten gewidmet. Tafel 8 führt uns in das Atelier der Maler und Bildhauer ein, Tafel 9 und 10 enthält Architektonisches. Der Name des Bearbeiters bürgt dafür, daß das Werk hinter den Hoffnungen nicht zurückbleiben wird, welche die erste Lieferung erweckt.

- 3) Denkmäler des klassischen Altertums zur Erläuterung des Lebens der Griechen und Römer in Religion, Kunst und Sitte. Lexikalisch bearbeitet von B. Arnold, H. Blümner, W. Deecke, K. von Jan, L. Julius, A. Milchhöfer, A. Müller, O. Richter, H. von Rohden, R. Weil, E. Wölfflin und dem Herausgeber A. Baumeister Mit etwa 1400 Abbildungen, Karten und Farbendruckten. München und Leipzig, Druck und Verlag von R. Oldenbourg, 1884. 4.

Besonders die Rücksicht auf die Gymnasiallehrer, welche in Städten wohnen, die weder Museen noch reicher ausgestattete Bibliotheken haben, ferner aber auch der Wunsch, strebsamen Schülern der oberen Klassen und den gebildeten Freunden des Altertums, sowie namentlich den angehenden Künstlern die bis jetzt gehobenen Schätze der Kunstdenkmäler und sonstigen Überreste griechisch-römischer Kultur in guter Auslese vorzuführen und sie in kulturgeschichtlichen Fragen bei der Lektüre der Klassiker über den gegenwärtigen Stand der Forschungen aufzuklären, hat die Verlagshandlung und den Herausgeber zu dem Unternehmen veranlaßt. Die Namen derer, welche als Mitarbeiter genannt werden (B. Arnold für scenische Altertümer, H. Blümner für griechische und römische Privataltertümer, W. Deecke für Alphabet und Etruskisches, K. v. Jan für Musik und Musikinstrumente, L. Julius für Geschichte der Architektur und Plastik, A. Milchhöfer für Topographie von Athen und andern Städten, A. Müller für Kriegswesen und Toga, O. Richter für Topographie von Rom, H. v. Rohden für Malerei, Pompeji, Vasenkunde, R. Weil für Münzkunde und Ikonographie der römischen Kaiser, E. Wölfflin für Paläographie) lassen für die Bearbeitung der einzelnen einschlagenden Artikel das Beste hoffen, und auch für die einzufügenden Abbildungen wird nicht bloß stilgetreue Wiedergabe, sondern eine solche Auswahl versprochen, daß die neue Sammlung sich vorteilhaft von andern bekanntesten Sammelwerken unterscheiden soll. Die politische Geschichte, die Staats- und Rechtsaltertümer, die Litteraturgeschichte und die Geographie sind ganz ausgeschlossen. Man könnte vielleicht meinen, daß das Unternehmen, insofern es sich zum großen Teil mit andern gleicher Art deckt, nicht ganz zeitgemäß erscheint, indes kann man darüber verschiedene Ansicht haben. Da das Werk sich nicht in denselben Grenzen hält, wie die andern (s. S. 202. 210), sich auch nicht genau an dieselben Adressen richtet, so läßt sich ihm eine Berechtigung nicht absprechen: man kann sich denken, daß es bei voller Erfüllung seines Programms wenn auch nicht gerade eine klaffende Lücke ausfüllt, so doch wenigstens sich als recht brauchbar und nützlich erweisen wird, besonders noch dadurch, daß die Abbildungen, die es bietet, in anständiger Größe gegeben werden und dadurch auch Stil und Charakter des Originals erkennen lassen. Leider lassen die beiden bis jetzt erschienenen Lieferungen erkennen, daß man gut thun wird, seine Erwartungen nicht zu hoch

zu spannen; die Monumente, welche zur Erläuterung besonders der kunstmythologischen Artikel ausgewählt wurden, sind nicht immer glücklich gewählt (was nützt z. B. in einem solchen für weitere Kreise bestimmten Buche die getreue Nachbildung stilistisch ungetreuer Abbildungen, wie des Hippolytusbildes auf S. 65 und der Amygone S. 78?) und die gewählten nicht immer glücklich reproduziert; gerade das so gepriesene autotypische Verfahren, mittels dessen die Schraffierung in einer dem Kupferstich gleichartigen Manier zum Vorschein kommt, scheint mir wenig geeignet, „den Eindruck des Originals unverfälscht wiederzugeben“. Ich berufe mich auf die Abbildung des Laokoon S. 25 oder der Venus von Milo S. 43. Vielleicht läßt sich darin für die späteren Lieferungen noch eine Änderung treffen. Was die einzelnen Artikel anbelangt, so liegen darin teilweise recht tüchtige ansprechende Leistungen vor; die mit Bm unterzeichneten lassen jedoch an einzelnen Stellen eine völlige Beherrschung des Gegenstandes vermissen.

- 4) V. Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen. Vierte durchgesehene Auflage. Berlin, Gebr. Bornträger, 1883. 522 S. 8.

Auf ein streng wissenschaftliches Buch, welches in einem Zeitraum von wenig über zehn Jahren schon bis zur vierten Auflage gediehen ist, noch besonders aufmerksam machen zu wollen könnte als unnötige Mühe erscheinen, und doch ist es keine Frage, daß das Werk noch nicht so bekannt ist, als es gekannt zu sein verdient. Je mehr die Zahl der Italien- und Griechenlandfahrer wächst, um so mehr steigt auch die Gefahr, daß Anschauungen, die durch den heutigen Zustand der südlichen Länder veranlaßt werden, ohne weiteres auch unberechtigter Weise ins Altertum übertragen werden. Der Charakter der südlichen Länder scheint im ganzen ein so einheitlicher, so ganz von dem Norden verschiedener, daß man sich kaum enthalten kann, ihn als einen immer vorhandenen uranfänglichen anzusehen. Und doch ist dies ein Irrtum; einige der Pflanzen, die heute dem Lande sein Gepräge geben, sind, trotzdem sie jetzt wild dort wachsen, erst seit wenigen Jahrhunderten eingeführt, wie z. B. die Aloepflanzen und der Opuntienkaktus; andere sind zwar älter, aber doch ebenso wenig in Italien eingeboren wie die Leute, welche heute die Apenninische Halbinsel bewohnen. Daß in der Bevölkerung verschiedene Schichten auf einander gelagert und teilweise untrennbar seit dem Altertum durch einander gemischt sind, das weiß ein jeder aus der Geschichte; können aber Tiere, und vor allem Pflanzen, die so fest an dem Boden zu haften scheinen, gleichfalls sich auf Wanderung begeben und neue Reiche sich so zu eigen machen, daß man geneigt ist, nicht nur ihnen das Bürgerrecht zuzuerteilen, sondern daß man sie

geradezu für die herrschenden, dem Charakter des Landes am besten entsprechenden halten möchte?

Dafs in Wirklichkeit die Fama und Flora eines Landes in verhältnismäfsig kurzer Zeit verändert werden kann, das lehrt uns Amerika in genügender Weise, wo die aus Europa eingeführte Tier- und Pflanzenwelt schon die ursprünglich dort einheimische ganz zurückgedrängt hat; um so glaublicher ist eine solche Einwirkung von vornherein für Italien und Griechenland, auf welche Jahrtausende lang die mannigfachsten vom Orient kommenden Einflüsse wirksam gewesen sind. In Bezug auf eine ganze Reihe von Tieren und Pflanzen sind uns genaue Daten über die Einführung derselben in die sogenannten klassischen Länder erhalten, von andern ist der Ursprung und der Gang ihrer allmählichen Verbreitung schwerer zu erraten, und doch ist es möglich geworden, besonders durch die Hilfsmittel, die uns die Sprachvergleichung an die Hand giebt, auch hier mit ziemlicher Sicherheit das aus der Fremde Mitgebrachte oder Überkommene von dem zu trennen, was die Einwohner im Lande, was sie in Besitz nahmen, schon vorfanden. Derartige Fragen in grosser Zahl und mit grosser Sicherheit gelöst zu haben ist das Verdienst des Hehnschen Buches. Es ist ein streng wissenschaftliches Buch und findet doch wegen des grossen Interesses, das es in jedem Leser erweckt, auch in den weiteren Kreisen der Gebildeten Anklang und Beifall. Es sollte in keiner Lehrerbibliothek fehlen.

- 5) Th. Birt, Das antike Buchwesen in seinem Verhältnis zur Litteratur. Mit Beiträgen zur Textgeschichte des Theokrit, Catell, Propert und anderer Autoren. Berlin, W. Herz (Bessersche Buchhandlung), 1892. 8. 518 S.

Ein tüchtiges Buch, dem man die weiteste Verbreitung wünschen mufs! Die Frage, welches Material die Alten für ihre Bücher gewählt haben, wird in endgiltiger Weise zu Gunsten des Papyrus entschieden; es wird nachgewiesen, dafs das Papyrusbuchwesen bis zum Ende des eigentlichen klassischen Altertums oder bis tief in das dritte christliche Säkulum die alleinige Form für die Edition litterarischer Werke gewesen ist, dafs also die Bücher unserer klassischen Texte durchgängig für die Rollen der antiken Bibliotheken zu nehmen sind. Pergament hat es frühzeitig gegeben, allein abgesehen von dem Gebrauch, den es bei den nichtklassischen Völkern gefunden, ist es nur zu Privat-zwecken, namentlich zum Niederschreiben bei der ersten Abfassung verwendet worden; sobald ein Buch die Schwelle des Autors verläfst, um durch den Buchhandel verbreitet zu werden, ist Papyrus als Material und die Rollenform unerläfslich. Erst dadurch, dafs mit dem Schwinden des Altertums der Buchhandel als solcher allmählich zurücktrat und durch den Handfleifs der

Mönche, der die Bibliotheken der Geistlichen beschaffte, der antike Buchhandel ignoriert und für diese Kreise aufgehoben wurde, trat eine Veränderung in dem Material und der Form ein, der geheftete Kodex aus Membranen, der Billigkeit und Dauer in sich vereinte, verdrängte die teure und wenig haltbare Papyrusrolle. Bei der Betrachtung der antiken Litteratur hat man demnach das Recht, den Kodex als solchen zu vernachlässigen und der Papyrusrolle allein seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. In Bezug auf diese stellt sich nun heraus, daß ihre Größe nicht unbeschränkt war; wenn auch an sich durch Zusammenkleben beliebig vieler Einzelblätter die Rolle beliebig verlängert werden konnte, so empfahl es sich doch aus praktischen Gründen, über eine gewisse Größe nicht hinauszugehen. Die Papierfabriken lieferten den Griechen und Römern nicht nur, wie die unsrigen, lose Blätter oder Bogen, sondern die vollständigen Buchrollen selbst, so daß für den Autor, sobald der Umfang einer Rolle ihm nicht genügte, sich die Notwendigkeit ergab, sein Material zu disponieren, um nicht den Leser mitten in einem Gegenstand unterbrechen zu müssen und ihm den Übergang von einer Rolle zur andern zu erleichtern. Als Maß für den Umfang der Bücher gilt die Zeile, der *στίχος*; die prosaische Normalzeile hat ungefähr 35 Buchstaben und ist einfache Nachahmung der poetischen; der daktylische Hexameter scheint allgemein das Maß angegeben zu haben. Daß die Prosazeilen gezählt wurden, geschah weniger zur Bequemlichkeit der Lesenden als wegen der Berechnung des Schreiberlohnes und damit zugleich wegen der Berechnung des Buchpreises selbst. Neben den Werken, die in der Normalbreite geschrieben waren, existierten auch andere, bei denen schmalere *σελίδες* angewandt waren, die keinen Normalvers tragen konnten; aber auch bei diesen wird der Inhalt nach Normalzeilen berechnet. Die Größe der Bücher ist verschieden; das Gedichtbuch war ungefähr halb so groß als das Prosabuch, jenes war durchschnittlich auf 1000 Hexameter berechnet, dieses auf ungefähr 2000. Doch gelten diese Bestimmungen nur für die alexandrinische und die nachfolgende Zeit, die früheren attischen Autoren haben sich noch eines sehr viel unbeholfeneren Großrollensystems bedient, Buch und Werk Ganzes konnten noch zusammenfallen, man brauchte noch nicht nach Büchern zu disponieren. Erst die Alexandriner haben hierin eine Änderung getroffen und die unförmlichen Rollen der Alten in mehrere Teile aufgelöst, in Bücher eingeteilt. Wie wichtig diese Resultate nicht bloß für das Altertum im allgemeinen, sondern auch für die Kritik der einzelnen Schriftsteller sind, läßt sich ohne weiteres erkennen; auch hat der Verf. in seinen Textbeiträgen zu Theokrit, Catull, Propertius und anderen davon schon deutliche Beweise gegeben.

- 6) É. Pottier, *Quam ob causam Graeci in sepulcris figlina sigilla deposuerint*. Paris, E. Thorin, 1883. 124 S. 8. 1 Tafel.

Der Umstand, daß in griechischen Gräbern mehr oder weniger zahlreiche Terrakottafigürchen aufgefunden werden, hat wiederholt schon Archäologen veranlaßt nach den Gründen zu forschen, welche die Alten zur Mitgabe derartiger Figuren bewogen haben. Der Verf. weist mit Recht die Meinungen derer zurück; welche ein derartiges Vorgehen aus der Mysterienlehre erklären wollen. Vielleicht hätte er dabei kürzer sein können; denn daß die Phantasien eines Biardot u. dergl. keine ernstliche Widerlegung verdienen, steht doch längst fest. In der älteren Zeit, bis zum Beginne des vierten Jahrhunderts, sind fast ausschließlich Götterbilder dem Toten mitgegeben worden, offenbar zum Schutze für den Verstorbenen, später nehmen die Götterbilder in den Gräbern immer mehr ab, und es treten an ihre Stelle Genrefiguren der verschiedensten Art; es scheint, daß diese den Verstorbenen, denen ja in gewisser Weise göttliche Ehren erwiesen wurden (man denke an die Form des Grabcippus, die von dem Altar hergenommen ist, ebenso an die Überschrift *Dis Manibus*), gleichsam als Hausrat von den Verwandten mitgegeben wurden, zugleich als ein Liebeszeichen und Andenken an diejenigen, welche sie dem Verstorbenen darbrachten.

Die Tafel stellt eine Reihe von Terrakottafiguren dar, welche in einem Grabe zu Myrina (dort hat bekanntlich die französische archäologische Schule von Athen Ausgrabungen veranstaltet, die eine Unmasse von teilweise großen, prachtvollen Terrakottastatuetten ergeben haben) gefunden worden sind; sie scheinen fast nach Art eines Giebelfeldes angeordnet, vielleicht zur Ausschmückung des Scheiterhaufens verwandt worden zu sein, ohne daß eine gemeinsame Handlung zu erkennen wäre.

- 7) É. Pottier, *Etude sur les lecythes blancs attiques à représentations funéraires*. Paris, E. Thorin, 1883. 160 S. 8. 4 Tafeln.

Für vieles, was uns in der Bestattung der Alten noch dunkel ist, weil die Schriftquellen wenig reichlich fließen, treten für Athen die speziell für den Gräberkultus gefertigten weißen Lekythen ein, deren systematische Betrachtung wesentliche Ergänzungen zu liefern vermag, da die Bilder, mit denen sie geschmückt sind, zum größten Teil sich auf die Bestattung beziehen. Man unterscheidet folgende Szenen: 1. die Ausstellung der Toten, die *προθήσις*; 2. die Grablegung; 3. das Hinabsteigen in die Unterwelt unter dem Geleite des Hermes Psychopompos und die Empfangnahme durch Charon; 4. die Pflege des Grabes. Im zweiten Teile behandelt Herr Pottier die technische Herstellung der betreffenden Vasen. Die ganze Zusammenstellung ist für die griechischen Altertümer sehr lehrreich; zu bedauern ist nur, daß der Verfasser von den noch nicht publizierten Denkmälern dieser

Gattung nur die Pariser und die Athenischen Exemplare berücksichtigt hat. Über einzelne Punkte, in Betreff deren der Referent nicht ganz mit dem Herrn Verf. übereinstimmt, bietet sich vielleicht anderwärts Gelegenheit zu eingehenderer Besprechung.

8) Rabbadias, Inschriften aus dem Asklepiosheiligtum bei Epidauros. *Ἐφημ. ἀρχ.* 1. Heft 4.

Bei der Beschreibung des Hieron des Asklepios erwähnt Pausanias, daß innerhalb des Peribolos Stelen (zu seiner Zeit noch sechs) mit dem Namen der Geheilten, der Angabe ihrer Krankheit und der Mittel, durch welche sie geheilt worden, aufgestellt seien. In dem vor kurzem ausgegebenen vierten Heft des ersten Jahrganges der *Ephemeris* werden höchst interessante Reste dieser Stelen veröffentlicht, durch welche auf eine Seite des Altertums, den Wunderglauben und Priesterbetrug, das hellste Licht geworfen wird. Wer sich erinnert, wie im *Plutos* des Aristophanes die Heilung des *Plutos* von der Blindheit vor sich geht, wird in den hier veröffentlichten urkundlichen Denkmälern die deutlichste Bestätigung des dort Gesagten finden; das Schlafen im *ἄβαρον*, das Erscheinen des Gottes selbst (resp. der ihn vertretenden Priester), die Heilung der sonderbarsten Krankheiten, alles findet sich hier in gleicher Weise, so daß man erkennt, wie treu Aristophanes schildert.

9) Chr. Hülsen, Fregio dipinto nella casa antica scoperta nel giardino della Farnesina. *Ann. dell' Inst.* 54 (1882) S. 309. *Mon. dell' Inst.* 11 Taf. 45—48.

Die Ausgrabungen, welche gelegentlich der Tiberregulierung in dem Garten der Villa Farnesina stattgefunden haben, sind in ungeahnter Weise durch Bloßlegung einer römischen Villa wichtig geworden, deren wohlerhaltene Wandgemälde einen Blick in das Rechtsleben der hellenistischen Zeit zu thun gestatten. Obgleich es noch nicht gelungen ist, alle Scenen mit Sicherheit zu deuten, so läßt sich doch im allgemeinen der Charakter derselben erkennen; vielleicht hat die jenseits des Tiber gelegene Villa einem Rechtsgelehrten gehört, der, um das *otium cum dignitate* zu genießen, die Wände seiner Zimmer mit Gemälden hat ausschmücken lassen, die ihn an seine frühere Liebblingsthätigkeit erinnerten. Jede Scene ist zwischen zwei Säulen eingeschlossen, die eine schildert die Verübung des Verbrechens, die andere die Untersuchung resp. Verhandlung vor dem Richter. Der letztere, durch das Scepter, was er in der Hand hält, vor allen andern ausgezeichnet, sitzt regelmäÙig auf einem mit einem Kissen belegten Sessel, welcher auf einer aus zwei Stufen bestehenden Erhöhung aufgestellt ist. Hinter und neben ihm stehen ein bis zwei Kriegsknechte, mit Schild und Speer bewehrt und mit einer Pelzmütze, scheint es, auf dem Haupte; rauhe Kriegsgurgeln, die als

Wächter der Gerechtigkeit einen etwas sonderbaren Eindruck machen. Dem Richter gegenüber erblickt man ein Thor, jedenfalls die Begrenzung des Marktes, auf dem er seinen Sitz aufgeschlagen hat.

D. Kunstgeschichte.

- 1) A. Milchhöfer, Die Anfänge der Kunst in Griechenland. Studien. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1883. 247 S. 8.

Es wird hier der erste Versuch gemacht, aus den reichen Funden, welche in neuerer Zeit aus den ältesten Perioden der griechischen Kunst auf uns gekommen sind, besonders durch die Ausgrabungen Schliemanns in Troja und Mykenai, die für die Anfänge der griechischen Kunst sich ergebenden Folgerungen zu ziehen. In dem Goldschatz, der in Mykenai gefunden ist, lassen sich deutlich zwei Klassen unterscheiden, erstens die Schmucksachen, welche bestimmt dem Orient entstammen, und zweitens die, welche der Hauptsache nach nur ornamental sind, Spiralen, ferner Flechtornamente und Webemuster enthaltend. Der Zahl nach sind die letzteren bei weitem überwiegend; sie unterscheiden sich auch in der Technik der Herstellung, denn jene sind gegossen oder geprägt, diese dagegen sind eingedrückt oder getrieben; wegen der Übereinstimmung der letzteren mit phrygischen Ornamenten bringt der Verf. sie mit Recht in Verbindung mit der phrygischen Kunst und unterscheidet demnach von dem orientalischen Guß- oder Prägestil den phrygischen freien Treibe- oder Flachstil. Außer diesen beiden Klassen giebt es aber noch eine dritte, die zwischen beiden schwankt, mit Darstellungen, die den Schöpfungen des Meeres entlehnt sind; die ursprünglich naturalistisch gebildeten Tiere scheinen allmählich immer mehr ins Ornamentale gezogen zu sein; das Schwanken zwischen den beiden Stilarten, der orientalischen und kleinasiatischen, sowie die darauf dargestellten Erzeugnisse des Meeres und schließlich auch der Fundort führen darauf, das Fabrikationscentrum dieser Gegenstände auf den Inseln des ägäischen Meeres zu suchen, die beiden Strömungen gleich ausgesetzt waren. So interessant es sein würde, den Verf. auf seinen weiteren Untersuchungen zu begleiten, so muß ich mich doch wegen des hier verfügbaren Raumes auf das Nötigste beschränken: der Verf. sucht nachzuweisen, daß, wie jene Ornamentformen, auch andere mit figürlichen Darstellungen versehene Denkmäler der ältesten Zeit, namentlich die Inselsteine, arischen Ursprunges sind, daß also die gewöhnliche Ableitung griechischer Kunst aus dem aramäischen Orient irrig ist. Als Ort, wo die Bedingungen für die Hervorbringung solcher gemischte Einflüsse zur Schau tragenden Kunstprodukte gegeben waren, hat Kreta die meiste Wahrscheinlichkeit

für sich; aus der dort geübten Kunst scheint sich die Kunst des heroischen Zeitalters allmählich erst entwickelt zu haben. Mit Kreta ist auch die an den Namen des Dädalus anknüpfende Kunst des Schnitzens, Gravierens und Einlegens auf kaltem Wege auf das engste verbunden, von der Proben nicht blofs in Mykenai gefunden sind, sondern die auch in der homerischen Dichtung (man denke an den Schild des Achilleus) eine grofse Rolle spielt.

Dafs die angeregten Fragen zu einer absolut sichern Lösung in dem Buche geführt wären, läfst sich nicht behaupten, es ist dies aber auch bei einer so schwierigen, zum ersten Male hier unternommenen Untersuchung kaum möglich. Jedenfalls verdient das Buch allseitig hohe Beachtung, für die Schule, abgesehen von anderen, besonders wegen dessen, was über den homerischen Schild gesagt ist, in Bezug auf den immer noch falsche Ansichten im Umlauf sind.

- 2) R. Adamy, Einführung in die antike Kunstgeschichte. Mit 123 Illustrationen. Helwingsche Verlagsbuchhandlung. Hannover 1884. 194 S. 8. Preis 3 Mk.

„Das vorliegende Werkchen, welches mehr eine Anregung zum Kunststudium in weiteren Kreisen, als eine Belehrung bezweckt, verdankt sein Entstehen einem Cyklus von öffentlichen Vorträgen, welche der Verf. im Winter 1883 in Darmstadt hielt.“ In fünf Kapiteln sind, nach der Entwicklung der Kunst im allgemeinen, die Kunst der Ägypter, der Semiten, der Griechen, der hellenistischen und römischen Zeit und die der Perser und Inder abgehandelt. Es leuchtet ohne weiteres ein, dafs bei einer solchen Ausdehnung des Stoffes über das Einzelne nicht sehr eingehend gehandelt werden kann; der Verf. denkt auch nicht daran, selbstständige Forschungen zu geben, sondern will nur, was von andern gefunden ist, in gefälliger Form zusammenstellen, um den Laien in die antike Kunstgeschichte einzuführen; zu diesem Zweck scheint uns das Büchlein wohl geeignet zu sein; der Verf. zeigt sich in den einschlägigen Forschungen aus der neuern Zeit wohl bewandert und weifs in kurzen Worten ein meist treffendes Bild der in Frage stehenden Epoche zu geben. Ein paar Stellen, wo kleinere Versehen mit untergelaufen sind, mögen hier erwähnt werden. S. 69 und 70 ist bei dem Schema des Peripteros die Zahl der Säulen auf der Langseite auf zwölf angenommen worden; nach der bekannten Formel $2 \text{ mal } x + 1$ (x = der Zahl der Frontsäulen) müfsten es aber dreizehn sein. S. 106 wird ein Herakopf des Praxiteles angeführt, es soll des Polyklet heifsen. S. 108 ist im Widerspruch mit dem Text die Gruppe der Eirene mit Plutos als Werk des Skopas, anstatt des Kephisodotos, angegeben. S. 109 der Hermes des Praxiteles hätte eine bessere Publikation verdient. S. 146 der Hauptunterschied zwischen dem griechischen und römischen Theater, dafs die Orchestra bei jenem

über den Halbkreis hinausgeht, ist nicht erwähnt. S. 152 und 153 die alae, die Zimmer neben dem Tablinum, erscheinen hier als alaeae, d. h. Würfel. S. 153. Dafs der Hund und die Inschrift cave canem in Mosaik bei der Thür dargestellt wurde, ist doch kein unbedingtes Erfordernis. Eigentümlich und nicht zu billigen ist S. 157 der Ausdruck „einzelne, sich zerstreut in Venedig u. s. w. befindliche Gestalten.“ S. 158. Dafs der Gallier sich nicht selbst tötet, sondern im Kampfe eine Todeswunde erhalten hat, ist jetzt nach Belger allgemein angenommen.

- 3) A. Hauser, Stil-Lehre der architektonischen Formen des Altertums, im Auftrag des R. K. Ministeriums für Kultus und Unterricht verfaßt. Mit 173 Originalholzschnitten. Zweite Auflage. Wien 1882. 144 S. 8. Preis 2,40 M.

Die Empfehlung, mit welcher ich die Anzeige der ersten Auflage des vorliegenden Werkes in Jahresber. V (1879) S. 12 begleitete, kann ich bei Besprechung der zweiten nur im vollsten Mafse wiederholen; die architektonischen Formen, wie sie bei den verschiedenen Völkern des Altertums aufgetreten sind, werden in grosser Vollständigkeit aufgestellt und durch sorgsam ausgeführte Zeichnungen erläutert. Namentlich verdient das Buch wegen der übersichtlichen Zusammenstellung und Entwicklung der Ornamentformen hervorragende Beachtung; es dürfte nach dieser Seite hin nicht nur für den Kunstunterricht, soweit solcher auf der Schule stattfinden kann, sondern auch für den Zeichenunterricht als ganz besonders brauchbar sich erweisen.

- 4) W. Helbig, *Sopra lo scudo di Achille*. Ann. dell' Inst. 54 (1883) S. 221.

Die Verzierung der Schilde, als Ganzes betrachtet, ist nach W. H. eine Erfindung des Dichters, d. h. es gab zu Homers Zeit kein Denkmal, dessen Ausschmückung ihm hätte zum Vorbild bei seiner Schildbeschreibung dienen können. Dagegen lassen die Beschreibungen der einzelnen Szenen zu Grunde liegende Kunstwerke wenigstens teilweise erkennen, sie waren meist Erzeugnisse der phönizischen Metalltechnik, die von Phöniziern in die ionischen Städte eingeführt wurden, oder genaue Nachbildungen griechischer Künstler nach orientalischen Vorbildern. Seltener scheint der Dichter sich an solche Vorlagen angeschlossen zu haben, die griechischer Erfindung entstammten. In Bezug auf die Anordnung ist es klar, dafs der Dichter für die kosmische Darstellung in der Mitte und für den Okeanos am Rande sich einen bestimmt abgegrenzten Raum denkt, während diese bestimmte räumliche Trennung für die Mittelszenen einigermafsen fraglich bleibt.

- 5) J. Böhlau, Die Ermordung des Hipparchos, attischer Stammos. Arch. Zeit. 1883 S. 215. Taf. 12.

Ein geschichtlicher Vorgang auf einem Vasenbilde des fünften Jahrhunderts? wird mancher verwundert ausrufen, wenn er ver-

nimmt, daß die Figuren eines in Würzburg befindlichen Vasenbildes (ein Mann und ein Jüngling fallen mit ihren Schwertern einen Mann mit Scepter an) auf die Tötung des Hipparchos bezogen werden. Allein, wie der Verf. richtig bemerkt, „der Maler der Würzburger Vase war sich nicht bewußt, daß er den Kreis verließ, aus dem er und seine Kunstgenossen sonst ihre Darstellungen schöpften, nämlich den Kreis der Sage. Ihm waren die Theseus-thaten, mit denen er die Wände seiner Schalen schmücken mochte, sicher ebenso historisch, wie der Tyrannenmord, und er hat auch aus keiner anderen Quelle geschöpft, als alle anderen attischen Maler und er selbst sonst. Eine historische Aufzeichnung gab es zu seiner Zeit noch nicht; einzig und allein das Lied hat sein Bild hervorgerufen“ u. s. w. Wir sind zu leicht geneigt, zwischen Sage und Geschichte zu unterscheiden und diese unsere Unterscheidung auch in das Altertum zu übertragen. Daß das mit Unrecht geschieht, lehrt die Würzburger Vase, deren Deutung sicher richtig ist, ohne Zweifel erkennen.

6) Th. Schreiber, Neue Parthenonstudien. T. II. Arch. Zeit. 1863 S. 193. 277.

G. Kieseritzky, Athena Parthenos der Eremitage. Athen. Mitt. VIII (1863) S. 291.

Die Gestaltung der Parthenos des Phidias, für welche mit der Auffindung der athenischen Statuette eine große Reihe neuer Hilfsmittel erkannt worden ist, wird in den bezeichneten Artikeln zum Gegenstand eifriger Studien gemacht. Für weitere Kreise dürfte besonders der Hinweis wichtig sein, daß in zwei von Kieseritzky veröffentlichten Goldmedaillons der Eremitage, die aus dem südlichen Rußland stammen, über die Anordnung des oberen Teils, also des Kopfes mit dem Helm und der Schulter, genauer Aufschluß gegeben wird; unter anderem lernt man die Stellung der vielfach als zugehörig erwähnten, aber bis jetzt nicht unterzubringenden Eule kennen, sowie, daß der Speer an der linken Schulter lehnte und in seiner Stellung durch eine sich um ihn ringelnde Schlange der Ägis festgehalten wurde.

7) A. Trendelenburg, Die Laokoongruppe und der Gigantenfries des pergamenischen Altars. Ein Vortrag. Mit zwei Lichtdrucktafeln. Berlin, R. Gührtaers Verlag, 1864. 39 S. Pr. 1,20 M.

Daß die Laokoongruppe nicht erst in der Zeit des Titus entstanden ist, wie Lessing und Lachmann behaupteten, ist neuerdings fast allgemein angenommen, besonders seitdem die Auffindung der pergamenischen Skulpturen einen Zusammenhang zwischen dem Fries und der Gruppe hat erkennen lassen. Der eine Gigant nämlich, welcher von Athena niedergedrückt und von ihrer Schlange gefesselt gehalten wird, ist seiner ganzen Anlage nach dem Laokoon so verwandt, daß zwischen beiden allgemein eine enge Beziehung angenommen wird. Es fragt sich nur, ob

der pergamenische Fries das Original und der Laokoon die Kopie ist (Kopie hier im weiteren Sinne verstanden), oder ob umgekehrt die pergamenischen Künstler die schon bestehende Gruppe des Laokoon gekannt und bei ihren Erfindungen benutzt haben. Während die meisten bis jetzt (so Conze, Kekulé, Wagnon u. a.) der ersteren Meinung huldigen, das heißt dem pergamenischen Fries die Priorität zuerkennen, versucht A. Trendelenburg in dem vorliegenden Schriftchen zu beweisen, daß ein Zusammenhang zwischen den beiden Denkmälern nicht absolut notwendig ist, und daß, wenn man ihn annehmen will, der Laokoon jedenfalls das ältere und vorzüglichere Werk sei. Der Beweis ist in recht geschickter Weise geführt und wird sicherlich viele überzeugen; aber selbst wer ihn nicht für völlig geführt erachtet, wird mit Interesse den Ausführungen des Verf.s folgen.

8) A. Furtwängler, Zum Apoll von Belvedere. Arch. Zeit. 1882 S. 247.

G. Kieseritzky der Apollo Stroganoff. Arch. Zeit. 1883 S. 27. Taf. 14.

Die Ergänzung des Apoll von Belvedere mit der Ägis in der linken Hand an Stelle des Bogens beruht bekanntlich auf der in Petersburg befindlichen Bronzestatue. Wie Furtwängler behauptet, mit Unrecht; nach ihm ist der in der Hand erhaltene Rest des Apollo Stroganoff ein Teil der Chlamys, die sich also schräg nach der Hand zu gezogen haben müßte; seine Angaben werden jedoch von Kieseritzky bestritten, so daß man also nach wie vor daran festhalten könnte, daß der Apollo mit der Ägis versehen ist.

9) H. Jordan, De herma Q. Hortensii oratoris. Ann. dell' Inst. 54 (1882) S. 61. Tav. d'agg. L.

Ich hoffe vielen einen Dienst zu erweisen, wenn ich sie darauf aufmerksam mache, daß das Portrait des Hortensius (durch die quer über die Brust geschriebene Inschrift Quintus Hortensius sicher bezeugt) in den Annali 1882 veröffentlicht ist. Die Büste des berühmten Redners entstammt guter Zeit, sie wird in das Zeitalter des Augustus gesetzt, ja vielleicht ist sie noch früher entstanden. Sie befindet sich in der Villa Albani und ist mit der Büste des Isokrates zu einer Doppelherme zusammengesetzt.

Verzeichnis der besprochenen Schriften.

Seite	Seite		
R. Adamy, Einführung in die antike Kunstgeschichte	219	Kabbadias, Inschr. aus Epidauros	217
F. Adler, Olympia	185	J. A. Kaupert, Karten von Attika	179
M. Albert, de villis Tiburtinis	201	G. Kieseritzky, Athena Parthenos	221
„ le culte de Castor et Pollux	208	„ Apollo Stroganoff	222
J. C. André, Heldensagen	207	E. v. d. Launitz, Olympia	189
A. Baummeister, Denkmäler des klass. Altertums	212	H. Lolling, Artemision	198
O. Benndorf, vorläufiger Bericht	193	„ Mykenai	183
Th. Birt, das antike Buchwesen	214	G. Löschke, Eneakronosepisode	180
R. de la Blanchère, Terracine	200	A. Mau, Pompeji	199
J. Böhlau, Ermordung des Hipparchos	220	A. Milchhöfer, Karten von Attika	179
A. Bötticher, Olympia	187	„ d. Anfänge d. Kunst	218
A. Conze, Pergamum	190	J. Overbeck, Pompeji	198
E. Curtius, Karten von Attika	179	A. Poelchau, griech. u. röm. Sagen	206
„ Olympia	185	É. Pottier, de sigillis sigillis	216
E. F. Fritzsche, Leitf. d. Myth.	206	„ sur les lecythes blancs	216
A. Furtwängler, Apoll von Belvedere	222	L. Preller, röm. Myth.	208
G. Th. Gerlach, Götterlehre	203	O. Puchstein, Reise in Kurdistan	192
A. Hauser, Stil-Lehre	220	H. Rheinhard, Album d. klass. Alt.	181
V. Hahn, Kulturpflanzen und Haustiere	213	W. Roscher, ausführl. Lex. d. Myth.	202
W. Helbig, lo scudo di Achille	220	H. Schliemann, Troja	194
S. Herrlich, Grundrifs d. Myth.	206	Th. Schreiber, kulturhist. Bilderatlas	210
Chr. Hülsen, fregio dipinto	217	„ neue Parthenonstudien	221
H. Jordan, Prellers röm. Mythol.	208	O. Seyffert, Lexikon der klass. Altertumskunde	209
„ herma Q. Hortensii	222	Steffen, Mykenai	183
		F. Thiersch, Pergamum	191
		A. Trendelenburg, Olympia	189
		„ Laokoongruppe	221

Berlin.

R. Engelmann.

Horatius.

1882 und 1883.

A. Ausgaben.

- 1) Die Briefe des Horaz. Ins Deutsche übersetzt und mit einer Einleitung, Inhaltsübersichten und sachlichen und sprachlichen Anmerkungen versehen von Dr. Friedrich List, Studien-Inspektor und Professor am kgl. bayr. Kadetten-corps zu München. Erstes Buch. Erlangen, Andreas Deichert, 1883. XXIV und 137 S. 2 M.

Bereits im Jahresber. 1883 S. 155 f. hat Ref. die Übersetzungen der Briefe des zweiten Buches, welche von demselben Verf. 1881 herausgegeben waren, angezeigt. Er unterläßt deshalb eine eingehendere Besprechung des jetzt erschienenen Buches; auch in ihm offenbart sich das schon früher anerkannte Talent, welches jetzt auch mit rühmlicher Sorgfalt in der Ausfeilung des Einzelnen gepaart ist. Der Ton der Vorrede ist etwas herabgestimmt, und Ref. gesteht gern zu, daß L. diesmal das Ziel, das er sich gesteckt, „nicht bloß eine möglichst wort- und sinngetreue, sondern auch eine in möglichst gutem Deutsch auftretende Übersetzung zu bieten“, wirklich erreicht hat.

- 2) Q. Horatii Flacci carmina. Oden und Epoden des Horaz. Mit Anmerkungen von Lucian Müller. Gießen, J. Rickersche Buchhandlung, 1882. XVI und 228 S. Vgl. G. Faltn, Phil. Rundschau 1883 Sp. 104, 390.

Luc. Müller in St. Petersburg hat seinen kritischen Textausgaben des Horaz jetzt eine kommentierte Ausgabe folgen lassen. Er war in derselben bemüht, wie es in der Vorrede heißt, „praktische Brauchbarkeit mit strenger Wissenschaftlichkeit zu verbinden“, und hofft von solcher Vereinigung, daß seine Ausgabe nicht nur für Studenten der Philologie, tüchtige Primaner und nicht zünftige Freunde des Horaz, sondern auch für die Männer der Wissenschaft von Nutzen sein werde. Aus dieser Verbindung so verschiedenartiger Zwecke ist die Hauptschwäche dieser Ausgabe zu erklären, der sehr in die Augen fallende Mangel eines einheitlichen Charakters. Neben den feinsten Bemerkungen über den Sprachgebrauch des Horaz und der lateinischen Dichter über-

haupt finden sich in buntem Wechsel Angaben über Konstruktion und Bedeutung einzelner Wörter, die selbst für einen Primaner von durchschnittlicher Bildung überflüssig sind. Anmerkungen wie „*Thracum est* ist Brauch der Thracier“ — „*Thessalo victore* (abl. absol.) Achill“ — „*ademptus Hector* die Tötung Hectors“ — „*miserarumst* es ist das Los unglücklicher Mädchen“ — „*cui* gehört zu *destinat*“ — „*fies* nach Analogie von *esse* mit dem Genetiv konstruiert: auch du wirst zählen zu den berühmten Quellen“, um nur einige Bemerkungen aus einer großen Fülle von gleicher Art, wie sie mir zufällig begegnen, herauszugreifen, dürften nicht nur für die Männer der Wissenschaft, sondern auch für die erste Gruppe der von M. in der Vorrede charakterisierten Leser nutzlos sein. Dasselbe gilt noch von einer ganzen Reihe von Anmerkungen, die wegen ihres höchst trivialen Inhalts als überflüssig zu bezeichnen sind. Was soll z. B. die Anm. zu II 10, 9 *saeppius ventis agitatur* u. s. w. „niedrige Sträucher verstecken sich leicht und entgehen so dem Sturme“ oder zu II 11, 10 *neque uno luna rubens nitet voltu* „der Mond nimmt bald zu, bald ab“ oder zu III 30, 8 *recens* „weil wahre Dichtungen nicht veralten“ oder zu IV 11, 19 *adfluentes* „weist darauf hin, daß Maecenas schon viel Jahre durchlebt hat“? Ob die vorkommenden Eigennamen selbst in einer nur für die Schule bestimmten Ausgabe durchweg der Erklärung bedürfen, mag hier eine offene Frage bleiben; M. hat sich dahin entschieden, seinen Lesern für die Eigennamen den Gebrauch des Lexikons zu ersparen (daß hier und da, wie II 14, 20 Sisyphus, III 4, 61 Castalia, 29, 17 Andromeda ohne ein Wort der Erklärung geblieben sind, ist wohl gegen den Willen des Hsgb.s geschehen); infolge davon mußte eine ganz erhebliche Zahl von Anmerkungen für den größten Teil der Leser wertlos bleiben; sollte es wirklich unter den Horazlesern auch nur einen einzigen geben, welcher zu II 4, 7 der Belehrung bedürfte „*Atrides* Agamemnon“ oder zu III 5, 13 der langen Erzählung der Schicksale des Regulus? — Wenn sich M. auch durch seine Erklärung der Eigennamen, die fast ausnahmslos trotz ihrer Kürze ausreichend ist, vielleicht den Dank der Schüler, welche seine Ausgabe benutzen, erwerben wird, so verursacht er andererseits allen seinen Lesern dadurch große Unbequemlichkeit, daß er in den Händen eines jeden derselben noch vier andere seiner Werke voraussetzt, auf die durch häufige Citate verwiesen wird, nämlich 1. Q. Hor. Fl. = Quintus Horatius Flaccus, eine litterarhistorische Biographie. Leipzig 1880. 2. Metr. = Metrik der Griechen und Römer. Leipzig 1880. 3. Summ. orth. = Orthographiae et prosodiae latinae summarium. Leipzig und Petersburg 1878. 4. Q. Hor. Flacci carmina iterum rec. L. Müller. Lipsiae 1879. — Daß die M.sche Ausgabe manches der Nauckschen verdankt, ist jedem Kundigen leicht ersichtlich und wird von M. in der Vorrede ausdrücklich anerkannt. Nicht nur von den geschmackvollen Übersetzungen

derselben hat sich M. mehreres angeeignet, sondern auch, wie diese, ein besonderes Augenmerk darauf gerichtet, seine Leser in den Geist der Horazischen Poesie einzuführen und auf die ästhetischen Schönheiten derselben aufmerksam zu machen. Das ist denn auch dem Hsgh., dem bewährten Kenner der lateinischen Dichter, trefflich geglückt; seine Leistungen nach dieser Richtung hin sind um so mehr anzuerkennen, als er sich von dem Erkünstelten und Affektierten, das mitunter den Nauckschen Erklärungen eigen ist, frei gehalten hat; auch der Verzicht auf Überschriften in Nauckscher Manier und auf das Einzwängen der Horazischen Gedanken in das Prokrustesbett der Symmetrie hat des Ref. ungetheilten Beifall. M. hat weiter darauf großen Wert gelegt, geschmackvolle Übersetzungen an die Hand zu geben; sind dieselben auch zum Theile nicht übel, so muß doch Ref. sein bereits im vorigen Jahresber. abgegebenes Urteil wiederholen, daß die Übersetzungskunst nicht gerade zu den hervorragenden Gaben des Hsgh.s gehört. Übersetzungen wie „indem der nahe Mond darüber leuchtet (*imminente luna*)“ — „garstig entstellt (*hispidos*)“ — „wenn du nicht hartnäckig das hohe Meer hältst (*neque altum semper urgendo*)“ — „dem kurzstündigen Besitzer (*brevem dominum*)“ — „krankhafte Sorge (*vãiosa cura*)“ — „Spielraum gewähren (*amori dare ludum*)“ u. s. w. kann Ref. nicht zu den gelungenen zählen. Der Hauptwert der M.schen Ausgabe scheint mir vielmehr, wie schon oben angedeutet, in den feinen und in klarer und durchsichtiger Sprache vorgetragenen Bemerkungen über den poetischen Sprachgebrauch der Römer zu liegen; allen, die hiermit vertraut zu werden wünschen, ist die vorliegende Ausgabe sehr zu empfehlen. Auch ist weiter anzuerkennen, daß sich der reichhaltige Kommentar im ganzen streng an die Sache hält, sich von antiquarischen, geographischen, historischen Exkursen und anderem gelehrten Ballast frei hält und auch in der Zahl der Citate sich weislich zu beschränken weiß. Den Untersuchungen über die Entstehungszeit der einzelnen Gedichte sähe Ref. sogar gern einen größeren Raum bewilligt; M. hält sich, geringfügige Abweichungen abgerechnet, noch immer an Frankes *fasti Horatiani*; überhaupt findet die neuere Litteratur wenig Beachtung. — Die kritischen Grundsätze M.s darf Ref. wohl als bekannt voraussetzen; er begnügt sich auf die Besprechung der Stereotypausgabe desselben Kritikers im Jahresber. 1880 S. 298 ff. und der eleganten Miniaturausgabe im Jahresber. 1876 S. 218 ff. zu verweisen. Mit dem Texte der letzteren Ausgabe stimmt auch der der neuesten Ausgabe bis auf wenige neu aufgenommene Konjekturen überein; M. glaubte sich dieselben gestatten zu dürfen, weil „bei einer kommentierten Ausgabe kein Bedenken obwaltete, die notwendig oder probabel erscheinenden Konjekturen aufzunehmen, um eben den Text lesbar zu gestalten“. Von diesen neuen Lesarten erwähne ich kurz: I 31, 5 *tata* mit Meineke st. *grata*; 35, 22 *peple*,

sed, ersteres mit Meineke, letzteres mit Peerlkamp, st. *panno nec*; II 5, 14 *quod . . . annus* mit Bentley st. *quos . . . annos*; 11, 15 *cincios* mit Lehrs st. *canos*; 13, 38 *laborem* mit guten Hss. st. *laborum*; 18, 14 *unico Sabino* st. *unicis Sabinis*; III 3, 37 *saeviet* st. *saeviat*; 46 *modicus* st. *medius*; 5, 17 *perires* mit Lachmann st. *perirat*; 15, 11 *cogat* st. *cogit*; 26, 7 *secauresque* mit Bentley st. *et arcus*: 27, 5 *rumpat* st. *rumpit*; IV 2, 2 *Ille* mit Peerlkamp st. *Iule*; 10, 2 *poena* mit Withof st. *pluma*; 12, 21 *raperis* mit Senger st. *properas*; Epod. 2, 13 u. 14 mit Fabricius hinter V. 10; 37 *ager* st. *amor*; 6, 3 *verte, si potes, minas . . . pete* st. *si potes, vertis minas . . . petis*; 11, 27 *ardor alius* st. *alius ardor*; 12, 20 *sua* mit Peerlkamp st. *nova*; 15, 15 u. 16 *cedit* und *intravit* st. *cedet* und *intravit*; 17, 18 *relatus* st. *relapsus*; 39 *veraci* st. *mendaci*; außerdem hat M. an 17 Stellen das Zeichen der Korruptel hinzugefügt. Von diesen Änderungen kann ich nur IV 2, 2 *Ille* st. *Iule* aus gewichtigen sachlichen Gründen und Epod. 6, 3 *verte, si potes, minas . . . pete*, weil sie durch V gestützt ist, als berechtigt ansehen; gegen die übrigen muß ich mich, wiewohl ich zugebe, daß sie fast alle den Sinn verbessern würden, von meinem Standpunkte aus ablehnend verhalten. Seine in die Miniaturausgabe aufgenommene Konjektur (III 4, 10) *limina pergulae* hat M. jetzt selbst als unrichtig bezeichnet, „da *pergula* sich im höhern Stil der Poesie sonst nicht findet“. — Die Athetesen der früheren Ausgaben werden aufrecht erhalten; neu hinzukommt die bereits in der Stereotypausgabe S. XLIV angeregte von IV 6, 21—24, „ein abgeschmackter Zusatz von jemand, der V. 13—20 nicht verstand“, und von IV 5, 25—28, weil diese Verse die deutliche Absicht des Dichters, den Augustus durchaus nur als Friedensfürsten zu verherrlichen, „ohne jede Vermittlung unterbrechen und durchaus nicht in den Zusammenhang passen“. Auffällig sind die Bemerkungen zu IV 7, 17 *quis scit an*, daß „an im vorliegenden Fall bei guten Autoren affirmative Bedeutung hat“ und zu III 27, 41 *quam porta fugiens eburna somnium ducit*, „daß solche Träume aus der elfenbeinernen Pforte des Hades kommen“. In der berühmten Stelle bei Hom. τ 562, die der Dichter hier vor Augen hatte, ist vom Hades nicht die Rede, ebensowenig in der Nachbildung bei Vergil Aen. VI 893—96; nach der bekannten Darstellung bei Ovid Met. XI 592 ff. wohnen die Träume ganz wo anders (*prope Cimmerias*); auch ist dem Ref. von *elfenbeinernen* Thoren des Hades überhaupt nichts bekannt. Ebenso ist die Anm. zu *platanus caelebs* (II 15, 4) „weil an den Platanen, um den Eindruck ihrer Schönheit nicht zu mindern, keine Reben gezogen wurden“ verfehlt; die praktischen Römer ließen sich gewiß in ihrem Weinbau nicht durch ästhetische Rücksichten bestimmen, sondern sie verschmähten die Platane für die Rebenkultur, weil ihr dichtes Blätterdach dem Gedeihen des Weins zu viel Sonne entzogen hätte. Ferner bezweifelt Ref. die Klassizität der Ver-

bindungen *manus efferre* (III 23, 1), *inter post genitos* (III 24, 30), *superbiam acquisitum* (III 30, 15), *patria percussa desideris* (IV 5, 15), welche zur Erklärung der vom Dichter gebrauchten Worte von M. in den Anm. gebraucht werden, jedenfalls doch wohl als solche, welche der gewöhnlichen Sprache eigen sind. In der Anm. zu III 28, 5 „*inclinare*, zu ergänzen *se*, die Dichter, zumal Virgil, lassen zuweilen das pronomen reflexivum aus“ sind die Grenzen für den Sprachgebrauch der Prosa doch wohl zu eng gezogen; *inclinare* wenigstens findet sich als Intransitivum selbst bei den besten Schriftstellern der Prosa. Auch darf aus den Worten des Dichters II 18, 11 f. *nihil supra deos lacesso* nicht der Schluss gezogen werden: „Nach Analogie der Verba des Bittens hat *lacesso* hier den doppelten Accus., wie *carm. saec. 49 veneror*“ — eine Anm., der gegenüber man die Frage *cui bono?* nicht unterdrücken kann. — In den Anmerkungen finden sich manche geistreiche Einfälle, von denen jedoch noch manche der näheren Begründung zu bedürfen scheinen; so ist mir M.'s Ansicht über die Archytasode, in der *cohibere* bedeuten soll „im Grabe umschließen“ und *pulvis* „Grabhügel“ nicht klar geworden; ebensowenig ist mir die Berechtigung der Emendation *duellis* st. *puellis* einleuchtend, und auch über die Gründe, weshalb M. III 28 im geraden Gegensatz zu andern Herausgebern annimmt, daß Horaz bei der Lyde zum Besuch weilte, nicht aber umgekehrt Lyde beim Horaz, wäre ein weiterer Aufschluß gewiß erwünscht.

Die Ausgabe beginnt mit einer Vita des Dichters und einer Charakteristik seiner Werke, welche in ihrer gedruckenen Form unbeschränktes Lob verdienen; das Verzeichnis der Metra bietet nur die nackten Schemata mit Hinweis auf die Metrik desselben Verfassers; den Schluss bildet von S. 222—228 ein Anhang über die Interpolationen der Oden, in welchem M. seine genugsam bekannte Ansicht über diesen Gegenstand im Auszuge und mit gewohnter Klarheit vorträgt. — An Druckfehlern im Texte sind mir zwei bemerkbar geworden: I 14, 14 *navida* st. *navita*, IV 7, 4 *praeterunt* st. *praetereunt*.

3) Q: Horacii Flacci carmina. Scholarum in usum ed. Michael Petschenig. Pragae et Lipsiae, Tempsky et Freytag, 1863. XIX und 218 S. 75 Kr. ö. W. = 1,20 M.

Hsgb. hat seine Aufgabe mit Sorgfalt und Geschick gelöst; mit eingehender Verwertung der vorhandenen Hilfsmittel hat er ein einsichtiges Urteil verbunden und einen Text geliefert, der den jetzigen Anforderungen der Kritik durchaus entspricht, wenn Ref. ihm auch nicht an allen Stellen beipflichten kann. Obwohl P. in der Beurteilung des Blandinius vetustissimus mit Ref. nicht ganz einverstanden ist, teilt er doch noch viel weniger den Standpunkt Kellers, zieht vielmehr an den entscheidenden Stellen Sat. I 6, 126 und II 3, 303 die Lesart dieser Hs. der von Keller aufgenommenen vor. Die kritische Vorrede 'de locis quibusdam

aut *difficilioribus aut nondum bene compositis*', die sich durch große Präzision auszeichnet, orientiert über die kritischen Grundsätze des Hsgb.s; dieselben tragen der handschriftlichen Überlieferung die gebührende Rechnung; wo er eine Emendation für geboten erachtet, wählt er mit Urteil und Geschmack. Mit eigenen Vorschlägen ist P. sehr zurückhaltend; der von ihm befürworteten Änderung Sat. I 4, 102 *prorsus si st. prius, ut si* kann Ref. nicht zustimmen. Auch in der Annahme von Interpolationen ist P. sehr vorsichtig; in den Oden will er allein IV 8, 17 *non incendium* u. s. w. streichen; die dann dem Gedichte verbleibende Zahl von 33 Versen erregt ihm kein Bedenken, weil er von der Unhaltbarkeit des sog. Meinekeschen Strophengesetzes überzeugt ist. In den Epoden streicht P. nur 16, 61 u. 62, in den Satiren außer I 10, 1—8 keinen einzigen Vers, auch nicht I 2, 13 *dives agris* u. s. w., noch Ep. I 1, 56 *laevo suspensi* u. s. w., weil P. an wiederholten Versen keinen Anstoß nimmt; um so auffallender ist die Streichung von Ep. I 7, 96—98 als *'male adsutos sensuque claudicantes'*.

Den kritischen Vorbemerkungen folgt eine kurze metrische Übersicht und die Frankesche *tabula chronologica Horatiana*, vermehrt um die herkömmlichen Jahreszahlen für die Entstehung der Briefe des zweiten Buches, bei denen P. auf die von Michaelis, Mommsen und Vahlen geführten Untersuchungen (s. Jahrb. 1880 S. 311 u. 325) keine Rücksicht nimmt. In der Übersicht der *versus compositi* sind Erklärungen wie *'v. Pherecrateus constat e basi spondaica et colo logaedicō'* oder *'v. Alcaicus hendecasyllabus; anacrusim sequuntur monometer trochaicus et colon logaedicum'* u. dergl. als antiquiert anzusehen; im 1. Asclep. syst. ist der *asclepiadeus* nicht *quater* sondern *ter repetitus*; denselben Irrtum begeht P. durchweg in der Angabe der wiederholten Verse der vierzeiligen Strophen. Wer endlich so entschieden wie P. das Meinekesche Strophengesetz ablehnt, der thäte nach meiner Meinung besser, seine Ansicht auch in der Erklärung des metrischen Baus der einzelnen Strophen konsequent durchzuführen.

- 4) Die Oden und Epoden des Q. Horatius Flaccus. Für den Schulgebrauch erklärt von Emil Rosenberg, Königl. Gymnasial-Prorektor in Hirschberg. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1883. IV u. 233 S. 2,25 M. Vgl. Ed. Kraß, Phil. Rundschau 1883 S. 5. W. Gebhardi, N. Jahrb. f. Päd. 1883 S. 619 ff.

Des Verfassers und seiner geistreichen Aufsätze habe ich wiederholt in meinen Jahresberichten Erwähnung gethan; begleitet und ergänzt wird seine Ausgabe durch eine unten näher zu besprechende Schrift „Die Lyrik des Horaz“. — Wiewohl sich diese Ausgabe auf dem Titelblatte ausdrücklich als für den Schulgebrauch bestimmt ankündigt, war R. mit dieser bescheidenen Aufgabe nicht zufrieden; er glaubte, und zwar nicht zum Vorteil seines Buches, „dafs eine Schulausgabe des Horaz doch auch eine

Lebensausgabe sein muß, daß mancher Wink auf eine spätere, erneuerte Lektüre des Dichters berechnet sein muß.“ In dieser Bezeichnung seiner Ausgabe als einer Lebensausgabe offenbart sich der Charakter des Hsgb.s; geistreich unter allen Umständen, auch auf Kosten der Einfachheit und Klarheit, das ist R.s Lösungswort, und davon giebt jede Seite, ja jede Bemerkung Zeugnis. Dieses forciert Geistreiche mag im Geschmack der jetzigen Zeit liegen (wie ja R. an Gebhardi N. Jahrb. f. Paed. 1883 S. 619 ff. einen warmen Lobredner gefunden hat); Ref. zieht die klare und einfache Sprache eines Luc. Müller und Schütz vor. Für die Schule sind jedenfalls die für das Leben, für das Leben die für die Schule bestimmten Anmerkungen unnützer Ballast. Wer weiter wie R. der gewiß ganz richtigen Ansicht ist, „daß keine Leistung beanspruchen darf, auf längere Zeit hinaus als maßgebend betrachtet zu werden“ und daß „eine genauere Kenntnis der Personen, Sachen, Auffassungen, Studien jener Zeit, aus der heraus Horaz dichtete, immer von neuem die bisherigen Ansichten ändern und bessern wird“, wie kann der auch nur wünschen, daß ein und dieselbe Ausgabe den Menschen sein Leben hindurch begleiten soll? — Die äußere Einrichtung der R.schen Ausgabe ist die herkömmliche. Dem Text geht eine Einleitung voran, das Leben, die Charakteristik der Gedichte des Horaz und ein Verzeichnis der Metra enthaltend. Diese ist ausführlicher als die oben besprochene M.sche Ausgabe, sie ist zweckentsprechend und ebenso wie das ganze Buch mit warmer Begeisterung, wenn auch nicht frei vom Phrasenhaften, geschrieben; die Bemerkung, daß die augusteischen Dichter in inhaltlicher Beziehung ein gemeinsames Prinzip hatten, „Regeneration des Staates im Innern durch liebevollen Hinweis auf Roms Heldengestalten vor den Bürgerkriegen“ erscheint Ref. doch gar zu einseitig; eine andere S. 5 „diese Änderungen des bei Cicero gewöhnlichen Sprachgebrauchs sind bewirkt durch das Bestreben, Präpositionen und Konjunktionen möglichst zu meiden, weil sie der Einbildungskraft zu wenig Anregung geben, aber auch durch den Einfluß des Griechischen und durch Erinnerung an freie Konstruktionen des Altlateins veranlaßt“ sieht zwar sehr neu und sehr geistreich aus, ist aber für den schlichten Menschenverstand doch nicht recht faßlich. Bereichert ist die Einleitung durch eine Zusammenstellung der wichtigsten Abweichungen des Horazischen Sprachgebrauchs von dem Ciceronianischen. Der Gedanke an sich ist gewiß nicht übel und vereinfacht den Kommentar erheblich; die Ausführung desselben aber erscheint doch gar zu mager. Es werden nur zehn Punkte kurz aufgeführt, darunter zwei, vom Ablativus loci und vom Accusativus Graecus, welche der Schüler bereits beim Beginn seiner poetischen Lektüre in Untertertia kennen gelernt hat; die Bemerkung „der bloße Ablativ ohne *a* steht bei *editus* und ähnlichen Begriffen, ferner bei allen Begriffen des Sonderns und

Scheidens: *secernit populo*“ ist in ihrem ersten Teile keineswegs auf den dichterischen Sprachgebrauch beschränkt und in ihrem zweiten Teile unrichtig; selbst *secernere* wird von Horaz zweimal mit *a* verbunden, und Beispiele, welche beweisen, daß der Dichter die Begriffe des Trennens und Sonderns auch mit Präpositionen verbunden hat, sind nicht selten. Gleich unvollkommen ist die erste Bemerkung „bei den Verbis des ‘Aufhörens, Vergessens’ kann nach Analogie des Griechischen der Genetiv gesetzt werden“; von den Verben des Vergessens lernt dies der Schüler aus seiner Grammatik, und für die Verba des Aufhörens dürfte es R. schwer werden, aufser dem angeführten Beispiele *desine mollium querelarum* noch ein zweites beizubringen. — Das Verzeichnis der Metra bietet nur das Notdürftigste, die Namen der Strophen deutsch, die der einzelnen Verse resp. ihre kurze Definition, wo ein besonderer Name fehlt, lateinisch; warum zur Erklärung des 4. Verses der alcäischen Strophe zu den Worten tetrap. logaoed. acat. noch hinzugefügt worden ist ‘sine anacr.’ hat Ref. nicht ergründen können. Für die Gestaltung des Kommentars ist R. die Naucksche Ausgabe Vorbild gewesen, der, wie es in der Vorrede heisst, Hsbg. viel zu danken hat. R. sucht in noch höherem Mafse als N. im Leser den Sinn für die poetischen Schönheiten des Dichters zu wecken und bietet deshalb eine Fülle von Übersetzungen, die weit über das rechte Mafs hinausgeht; man möchte anfangs glauben, R. wolle dem Schüler den Gebrauch des Lexikons ganz ersparen. Rufen diese Übersetzungen auch im ganzen den Eindruck einer übertriebenen Feinheit hervor, so machen sie doch der Übersetzungskunst des Hsbg.s alle Ehre; allerdings hat Ref. für Neubildungen wie *Gethue*, *Gethüm*, *Gesorge*, *Geplane*, *schämenswert*, *erstumpft*, *entfürstet* keinen rechten Geschmack. Aufserdem ist R. stets bestrebt, den Gedankeninhalt jedes Gedichts in kurzen und klaren Worten zusammenzufassen; hierauf beschränkt sich der Inhalt seiner Einleitungen; chronologische Untersuchungen und andere gelehrte Fragen hat R. ebenso aus denselben ausgeschlossen, wie er darauf verzichtet, mit Nauck in der Erfindung geistreicher Titel und in der Konstruktion eines möglichst symmetrischen Aufbaues des Gedankeninhalts zu wetteifern. Dafür giebt aber R. den einzelnen Gedichten mit sehr wenigen Ausnahmen einen Epilog, der auch in erster Reihe ästhetischen Zwecken dient, oft aber noch recht leer erscheint. Wie bei Nauck spielen auch in den R.schen Anmerkungen die termini technici der Poetik und Rhetorik, namentlich die Enallage, eine wichtige Rolle, dem Schüler schwerlich zum Nutzen. Überhaupt treten die sachlichen Anmerkungen hinter die ästhetischen zurück. R. beobachtet darin das allerknappste Mafs. Im Gegensatz zu L. M. scheint er die Erklärung der Eigennamen grundsätzlich aus seinem Kommentar ausgeschlossen zu haben, allerdings nicht mit durchgehender Konsequenz; so wird z. B. I 28, 8 *Tithonus* gar nicht berücksichtigt,

Minos und *Panthoides* V 9 u. 10 aber erklärt; solche Eigennamen jedoch, welche entweder allein im Horaz vorkommen oder doch in Schullexiciis nicht zu finden sind, verlangen doch die Berücksichtigung des Hsgb.s. Auch Citate bietet R. nur wenige, und wo sie sich finden, will Ref. die Notwendigkeit derselben oft genug wenig einleuchten; sehr zahlreich sind seltensamer Weise die Citate aus Sallust und aus Ciceros Miloniana. Das Heranziehen allermodernster Dichter und Schriftsteller wie Geibel, Jul. Wolff und Dahn spricht zwar sehr für die Belesenheit des Hsgb.s, wird aber dem Schüler wenig Nutzen bringen. Sehr eingehend, für eine Schulausgabe fast allzu gründlich, geht R. den homerischen Anklängen nach; in diesem Punkte scheint R. auch nicht frei von Übertreibung (s. u.), so z. B. kann Ref. in den Worten III 5, 35 *qui lora restrictis lacertis sensit* keine homerische Situation und in II 7, 12 *turpe solum tetigere mento* keine Nachahmung des homerischen ὀδάξ ἔλον ἄσπετον οὐδας erkennen, und homerische Etymologie, wie sie sich zeigt S. 125 „*tonantem*] *τετρακίερανον* (= *τετρακ.*)“ ist sicherlich für eine Schulausgabe eitel Luxus. Aber noch überflüssiger ist zu *ardentis sagittas* (II 8, 15) die Verweisung auf *πυρίπνοα τόξα*, zumal da diese Worte nicht im Homer, wie jeder Schüler glauben muß, sondern in der Anth. Pal. stehen. Die Anm. zu III 4, 41 „*et dato gaudetis κηρόθεν*“ ist Ref. ganz unverständlich geblieben. Auch an anderen Stellen entwickelt R., wie es dem Ref. scheinen will, mehr störend als fördernd, eine besondere Gelehrsamkeit. Was nützen für das Verständnis des Horaz Bemerkungen wie S. 11 „*maison* wurde aus *mansio*“; S. 19 „*lucis* (altd. lohe)“; S. 49 „Alle diese Nachrichten gehen auf Pytheas von Massalia zurück, dem ältesten Zeugen der keltischen Schiffersage“, S. 117 „Diese Worte des Dichters recitierte Cornelius de Witt 1672 auf der Folter“ u. ä.? Für verfehlt hält Ref. die Erklärungen von *male* I 9, 24, *nobile* 12, 36, *carmina dividet* 15, 15, *super mero* 18, 8, *negata* 22, 22, *tenui* 33, 5, *trahunt* II 18, 8, die Verbindung von *audit* mit *levare* II 18, 40 und die Ansetzung von II 6 für das Jahr 41. Mit der Botanik ist R. nicht sonderlich bekannt, wenn er S. 77 der Pinie zum Unterschied von der Fichte breite, Schatten spendende Blätter giebt und S. 99 behauptet, der Lorbeerbaum habe seiner dünnen Zweige wegen nur wenig Schatten gewährt (heißt *spissa* etwa dünn?). Die Cantabrer sind nicht, wie R. S. 81 behauptet, 29—27, sondern erst 20 unterworfen worden; auch die Bemerkung S. 91 „*Siculum mare*] Das Aegaeische Meer teilt sich in das kretische und sizilische“ ist wohl nur einem Irrtume des Hsgb.s entsprungen; *impotens sperare* (I 37, 10) in der Anm. durch *im. ad sperandum* zu ersetzen, erscheint mehr als kühn. Überhaupt hat der Kommentar auf Ref. den Eindruck gemacht, als ob ihm die letzte Durchsicht fehlt; an zwei Stellen III 4, 46 und III 25, 9 hat R. vergessen, seine Abweichungen vom Vahlenschen Text zu korrigieren; infolge dessen

stimmen Text und Anm. nicht zusammen; ein ähnliches Versehen findet sich I 28, 5, wo R. im Texte *aetherias*, im Lemma der Anm. *aerias* bietet; auch fehlt es nicht an Druckfehlern, von denen ich hier nur die im Texte bemerkten korrigiere: S. 11 lies *immemor* st. *imemor*, S. 126 *trahenti* st. *trahentis*, S. 178 *luctere* st. *lectere*, S. 192 ist aus dem Vahlenschen Texte der einzige Druckfehler desselben *Phaeton* st. *Phaethon* unverändert herübergenommen, S. 201 lies *condito* st. *conditio*, S. 204 lies *quid* st. *quis*. — Die neuere Litteratur ist erfolgreich benutzt, die Ausgabe von L. Müller scheint R. noch nicht gekannt zu haben.

Dafs R. auf das Verdienst, seinen eigenen Text zu konstruieren, verzichtet und den der jüngsten Auflage der Hauptschen Ausgabe zu Grunde gelegt hat, erscheint in dem Auge des Ref. als eine anerkennenswerte Selbstverleugnung. Die Stellen, an denen er abgewichen ist, hat R. in der Vorrede zusammengestellt; die eigenen Konjekturen, welche „durch die Rücksicht darauf, dafs Schülern ein verständlicher Text geboten werden mufs“, Aufnahme gefunden, I 20, 1 *potabo immodicis* statt des hdschrftl. *potabis mod.* (*potabo* st. *potabis* hat schon Schütz² vorgeschlagen), 32, 15 *metrumque* st. *mihi cunque*, III 4, 10 *rusticae* st. *Apuliae* werden von R. selbst nur als Notbehelfe angesehen. Vom Vahlenschen Texte ist R., die Änderungen der Interpunktion eingerechnet, ungefähr an 80 Stellen abgewichen, zum grössten Teile durch ästhetische Gründe veranlafst. R. ist noch konservativer als V.; die einzigen Verse, welche er in eckige Klammern eingeschlossen hat, sind IV 8, 14—17, aber auch diese werden in der Anm. von R., der ebenfalls das sogenannte Meinekesche Strophengesetz aufgegeben hat, verteidigt.

- 5) Q. Horatius Flaccus. Erklärt von Hermann Schütz, Professor und Gymnasialdirektor a. D. Dritter Teil. Epistola. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1883. XII und 370 S. 3 M. Vgl. Phil. Rdsch. 1883 Sp. 378. 1546.

Schütz hat mit diesem Teile seine 1874 begonnene Gesamtausgabe beendet; mit wohlberechtigtem Selbstgefühl darf er auf die diesem Zweck gewidmete Zeit und Mühe zurückblicken, denn seine Ausgabe wird einem jeden, der sich eingehender mit dem Studium des Horaz und seiner Litteratur beschäftigen will, unentbehrlich sein. Mafsvolle Besonnenheit in der Kritik, guter Geschmack und gründliche Gelehrsamkeit sind diejenigen Eigenschaften, welche die Schützsche Ausgabe vor allen anderen auszeichnen; mit jedem späteren Teile scheint Hsgeb. mehr in seine Aufgabe hineingewachsen; seine Ausgabe der Episteln verdient uneingeschränktes Lob. Er hat jetzt jede Rücksicht auf die besonderen Zwecke der Schule fahren lassen und sein Buch „vornehmlich auf die Interessen junger Studierender berechnet“, und diesen Zweck erfüllt es nach des Ref. Ansicht ganz vorzüglich. Die allgemeinen Prinzipien in der Kritik und in der Exegese sind die gleichen geblieben, die Ref. in

der Besprechung der früheren Teile, speziell Jahresb. 1868 S. 150f., näher charakterisiert hat. Im Interesse einer bequemeren Benutzung seiner Ausgabe hat Schütz jetzt vieles von dem, was er früher, weil mehr den Zwecken der Kritik als denen der Erklärung dienend, in den kritischen Anhang zu verweisen pflegte, in den Kommentar aufgenommen; der kritische Anhang umfaßt infolge dessen nur 31 Seiten, noch nicht ein Zehntel des Ganzen, und besteht hauptsächlich nur noch aus kurzen handschriftlichen Notizen. Sch. hat auch das in der Berliner Königl. Bibliothek vorhandene handschriftliche Material sorgfältig benutzt; es scheint aber nicht, als ob der Ertrag die darauf verwandte Mühe auch nur annähernd gelohnt hätte. Durch besondere Gründlichkeit zeichnen sich wieder die Untersuchungen über die Zeit der Entstehung der einzelnen Episteln und über die Adressaten derselben aus. Nach Sch.'s Ansicht ist keiner der Briefe des 1. Buches später als 20 v. Chr. anzusetzen; die Herausgabe des ganzen Buches fällt in die Zeit vom 22. Sept. bis 8. Dezbr. 20. Indessen scheint es Ref. doch geratener, mit Rücksicht auf die Anfangsverse von I, 1, ein etwas späteres Datum anzunehmen, zumal da doch einige der Briefe ebenso gut, wenn nicht besser, in das Jahr 19 resp. 18 verlegt werden können; die Schlufsverse des letzten Briefes lassen doch wohl, so energisch Sch. auch widerspricht, eine andere Deutung zu und sind nicht notwendig als Datum für die Veröffentlichung des ganzen Buches anzusehen. Was die Chronologie der Episteln des 2. Buches angeht, so schließt sich Sch. den Resultaten der Vahlenschen Untersuchungen (s. Jahresb. 1880 S. 325 ff.) an; er setzt den ersten Brief in das Jahr 13, die beiden andern früher an, den zweiten etwa 18, die *ars poetica* etwas später, aber vor 17. — Die von Lehrs, Ribbeck u. a. vorgeschlagenen Umsetzungen und Athesen erfahren im ganzen eine abwehrende Berücksichtigung; nur I 18 redet Sch. folgender Versumstellung das Wort: 36. 72—75. 37. 38. 69—71. 39 ff.; an der herkömmlichen Streichung der *versus repetiti* dagegen, I 1, 56 und 18, 91, hält Sch. fest und hat sich durch Vahlens' Vorgang, dessen Ausgabe ich auffälligerweise nirgends erwähnt gefunden habe, nicht zur Restituierung derselben bestimmen lassen. Die Autorität des Blandinius *vetustissimus* findet überall ihre gebührende Berücksichtigung, so auch I 2, 31 *cessatum ducere somnum*; die viel besprochenen Konjekturen, Herbsts *solibus ustum* st. *s. aptum* (I 20, 24) und Ribbecks *m omen* st. *n omen* (II 3, 252) werden ebenso abgelehnt wie die vielfachen in neuerer Zeit aufgestellten Erklärungen von I 6, 51 *trans pondera*; von den eigenen, nur in sehr geringer Zahl vorgetragenen Konjekturen des Hsgb.'s erscheinen mir am erwähnenswertesten I 18, 102 *ac* st. *an* und II 2, 87 *fautor* st. *frater*. Sehr ausführlich ist der Kommentar zur *Ars poetica*; derselbe umfaßt S. 237—338 und S. 356—369, also beinahe den dritten Teil der ganzen Ausgabe. Hier nämlich geht Sch. auf einige der wichtigsten neueren Versuche, insbesondere auf die von

Lehrs und Ribbeck angestellten, durch Versumstellung eine bessere Disposition zu gewinnen, in sehr gründlicher Weise ein, um durch Widerlegung derselben die überlieferte Ordnung zu rechtfertigen. Hierbei würde ihm der von mir in meinem letzten Jahresberichte erwähnte Versuch Weissenfels' von großem Nutzen gewesen sein; Sch. erwähnt seiner nicht; die Wahrheit seiner S. X im Vorwort aufgestellten Behauptung „die unendliche Zahl von Specialschriften, insbesondere zu der *Ars poet.*, durcharbeiten, möchte freilich die Kräfte oder doch die Geduld eines Menschen übersteigen“ weiß niemand mehr als Ref. selbst zu würdigen und zu verstehen.

B. Abhandlungen.

- 6) Bäker, Die Metaphern zu den Satiren des Horaz, Programm des Realgymnasiums zu Stralsund. 1883. 21 S. 4.

Mit Recht macht B. auf die Wichtigkeit der von einem Dichter gebrauchten Metaphern für die Beurteilung der poetischen Schaffenskraft desselben aufmerksam; er stellt deshalb — und zwar beschränkt er seine Aufgabe auf die beiden Bücher der Satiren — mit großem Fleiße alle Metaphern, deren sich Horaz bedient hat, zusammen. B. beginnt mit denjenigen Bildern, welche dem Dichter das menschliche Leben und Treiben bietet, der Körper und seine Bestandteile, seine Funktionen, die verwandtschaftlichen Verhältnisse, die Rangverhältnisse, das Handwerk, die Heilkunde, der Handel und das Geschäftsleben, das Seeleben, die Fischerei, die Jägerei, die Rennbahn, Kampf und Krieg, das Gerichtswesen, andere Zweige des öffentlichen Lebens, die Bühne, das Gebiet der Gelehrtenwelt, geschichtliche Ereignisse, das Gebiet des täglichen Lebens, die Spiele der Kinder, der Gegensatz von Stadt und Land, fremde Kulturzustände, griechische Sagen, Sitten barbarischer Völker. Dieser Sammlung folgen im zweiten, kürzeren Teile die Bilder, welche dem Reiche der Natur entstammen, dem Leben der Tierwelt und der Pflanzenwelt, dem Gebiete der Naturgewalten, besonders des Feuers, den Himmelskörpern, den Metallen und der Mannigfaltigkeit der Farben. B. verfährt in der Lösung seiner Aufgabe mit systematischer Vollständigkeit, ja er ist vollständiger als es nötig ist, da er diejenigen Metaphern, welche nicht nur dem Dichter eigentümlich sind, sondern sogar der Sprache des alltäglichen Lebens angehören, sehr wohl aus seiner Zusammenstellung hätte ausschließen können. Dem Verf. ergeben sich aus seiner Arbeit folgende Resultate: Am meisten beschäftigen den Dichter die Interessen des Körpers; darunter jedoch, seinen bescheidenen Verhältnissen zur Zeit der Abfassung der Satiren entsprechend, die kulinarischen Genüsse am wenigsten. Den breitesten Platz nehmen in den poetischen Bildern des früheren Kriegstribunen (ist das nicht überhaupt eine Eigentümlichkeit der lateinischen

Sprache?) die Metaphern aus dem Kriegs- und Militärwesen ein, zu denen noch die Reminiscenzen aus der Palästra und Arena hinzukommen. Unter den Künsten des Friedens ist das Handwerk insbesondere durch die Weberei, Schmiede- und Tischlerkunst vertreten; die übrigen Beschäftigungen treten zurück, und nur dem Landleben wird noch eine lebhaftere Teilnahme geschenkt. Auffällig ist der gänzliche Mangel an Beispielen aus der Geschichte, in der Horaz allerdings wenig bewandert war; dafs dagegen dem Familienleben nur eine geringe Beachtung geschenkt wird, kann uns nicht befremden, da der Dichter das volle Glück desselben niemals kennen gelernt hat. Im allgemeinen erheben sich die von Horaz gebrauchten Metaphern nicht über das Niveau des alltäglichen Lebens und bezeugen ebenfalls die auch sonst offenkundigen Schwächen seines poetischen Genius, den Mangel an Wärme des Gefühls und an leidenschaftlicher Glut der Phantasie. — Alle diese Folgerungen erkennt Ref. als berechtigt an; unbewiesen aber und für die lateinischen Dichter auch kaum beweisbar ist die Bemerkung gegen Ende der Abhandlung: „Von Alexandrinern nutzt er (Horaz) den Kallimachus, von den Römern sind es Ennius und vor allen Lucilius, die ihm als Vorbilder bei der Behandlung der Metaphern dienen“.

- 7) L. Bolle, Die Realien in den Oden des Horaz. I. Programm d. Gr. Stadtschule zu Wismar. Wismar 1882. 37 S. 4. Vgl. E. Rosenberg, Phil. Rundsch. 1883 Sp. 378. 1546.

Verf. beansprucht für seine Arbeit nur den Wert einer Probe; aus dem reichen Material, welches unter den von ihm gewählten Titel fällt, greift er nur einen Teil des Mythologischen heraus, nämlich die Erscheinungen des Himmels und der Luft; die einzelnen Teile tragen die Überschriften: die Latoiden, Sol, Aurora, Nox, Luna, Sterne, Winde. Was sich aus den Oden des Dichters über diese Stoffe sammeln liefs, ist von B. gesammelt und unter Benutzung der dafür vorhandenen Hilfsmittel erläutert worden. Das Bestreben B.s, Reichhaltigkeit des Materials und quellenmäfsige Darstellung zu bieten, damit das Bild vollständig und den antiken Anforderungen entsprechend sei, verdient alle Anerkennung.

- 8) K. Fisch, Zu Horaz Carmina II 2. Programm der aargauischen Kantonschule 1883. 15 S. 4.

Es ist die erste Strophe der bekannten Ode „*Nullus argento color est*“ u. s. w., welche dem Verfasser zum Proberstein seines Scharfsinnes und seiner Gelehrsamkeit wird. Die herkömmliche Erklärung ist in seinen Augen mit allerlei Mängeln behaftet, die alle in dem bisher nicht richtig aufgefafsten *temperato usu* ihren Ursprung haben; *temperatus* ist an dieser Stelle nicht im übertragenen Sinne zu fassen = „verständlich“, sondern vielmehr im ursprünglichen und materialsten von der Legierung des Silbers mit Kupfer, die auch im Altertum zur Herstellung von Silberge-

schirr sehr beliebt war; danach würde also die Übersetzung dieser Stelle lauten: „Du Feind des Silberbarrens, wenn er nicht verarbeitet (zu Silbergeschirr) im Gebrauche prächtig glänzt“. Das ausnahmslos von allen Hss. überlieferte *temperato* würde hier aber zu einer unstatthaften Hypallage nötigen; F. ändert daher unbedenklich *temperato* in *temperata*. Ich will F. zugeben, daß *temperare* und *temperatus* die von ihm hier gewünschte Bedeutung haben können; daß dieselbe sich aber mit der allgemein anerkannten Klarheit des horatischen Ausdrucks verträgt, muß ich bestreiten. Wenn F. schliesslich auf die unentbehrliche Einheit der Idee des Gedichtes als auf das entscheidende Kriterium verweist und diese durch die bisherige Erklärung und Lesart als gestört, durch die von ihm selbst vorgetragene dagegen nicht nur als gefördert, sondern überhaupt erst als neu gewonnen bezeichnet, so scheint er die Idee des Gedichtes, das Lob dessen, welcher der Habgier widersteht, ganz zu verkennen; in dem von F. hingestellten Gedankeninhalt kann Ref. keine einheitliche Idee erkennen.

9) Ed. Goebel, Zu Horatius Satiren. N. Jahrb. f. Phil. 1882 S. 53f. u. 272.

S. I 9, 14 f. *misere cupis . . . tibi*. Diese Worte des zudringlichen Dichterlings erscheinen G. nach der herkömmlichen Erklärung zu plump und mit der Antwort des Hor. zu wenig übereinstimmend. Er ergänzt weder als terminus a quo zu *abire* ein *a me*, noch zu *tenebo* als Objekt *te*; beide Verba will er vielmehr absolut fassen und die Verse so erklären: „du hast schreckliche Eile vom Flecke zu kommen; du brauchst auf mich keine Rücksicht zu nehmen, ich werde schon immer voransteuern und dich geleiten“ (*prosequar* zieht G. der Lesart *pers.* vor). Ist die herkömmliche Erklärung auch allerdings von einer gewissen Derbheit nicht frei, so ist die G.sche, abgesehen davon, daß er für diese Bedeutung des *abire* kein adäquates Beispiel beizubringen vermag, Ref. doch gar zu gesucht und gekünstelt, um sie zu billigen. — Dasselbe gilt von der zweiten Stelle S. I 1, 101, die G. mit folgenden Interpunktionen zu lesen vorschlägt: *quid? mi igitur suades, ut vivam Maenius (?) aut sic ut Nomentanus?* „wie? du rätst mir also, daß ich ein Leben führen soll wie M. oder N.?“

10) C. Hartung wendet sich Phil. XLI 718, 731 und 745 gegen einige Nauckeche Erklärungen; er bestreitet die Verbindungen C. I 3, 32 *semotique prius* und IV 2, 21 f. *invenem . . . et vires*, welche N. namentlich mit Rücksicht auf die Cäsur empfahl, mit Recht; auch *auscos* in C. IV 2, 23 wird gewiß richtiger von H. mit „herrlich, berühmt“ (L. Müller noch besser „verklärt“) als von N. mit „der goldenen Zeit“ erklärt. Unmotiviert ist H.s Vorschlag C. I 3, 17 statt *quem* zu schreiben *qui* und seine Erklärung von C. II 16, 38, deren Pointe mir unverständlich geblieben ist;

unerheblich der Hinweis auf die Ähnlichkeit von C. I 7 und C. I 9, von I 9, 13 und II 16, 25 u. ä.; unberechtigt seine Anfechtung einer Nauck'schen Erklärung von C. IV 2, 2, da dieselbe von Nauck längst aufgegeben ist. Wenn man die Erklärungen einer Ausgabe öffentlich angreifen will, sollte man billigerweise vorher von der neuesten Auflage derselben Kenntnis nehmen.

- 11) P. Höhn, *De codice Blandinio antiquissimo*. Diss. inaug. Jenae 1893. 55 S. Vgl. J. Häufner, *Phil. Rundschau* 1884 Sp. 114. 430.

Den Verf. beschäftigen dieselben Fragen, welche Ref. in seinen eigenen, S. 183 f. des vorigen Jahresberichtes besprochenen Arbeiten behandelt hat. Wiewohl H. mit Ref. in der Wertschätzung des codex V und in der Beurteilung des Crq. übereinstimmt, glaubt er doch in der Feststellung der Laa. dieser Hs. etwas andere Wege einschlagen zu müssen. Weil er nur diejenige Laa., welche Crq. als direkt aus 'codex Blandin. antiquissimus' oder aus 'quattuor Blandinii' oder aus 'omnes codices' oder endlich im 4. Buche der Oden (nicht schon von II 13 an, wie Ref. annimmt) aus 'tres Blandinii' entlehnt bezeichnet, in Betracht zieht und auch diejenigen ausschließt, welche Crq. 'in lituris' gefunden haben will, so gewinnt er im ganzen nur 606 Lesarten dieser Hs., von denen er im 2. Teile seiner Abhandlung, wo er die Beschaffenheit und den Wert des codex V erörtert, 413 als echt, 71 als falsch, 122 als zweifelhaft und unter den letzteren wiederum 19 als wahrscheinlich echt bezeichnet. Das Gesamtergebnis deckt sich insofern mit dem des Ref., als auch nach H. ungefähr auf 8 Laa. des V immer eine falsche kommt. Auf den letzten Seiten beschäftigt sich H. noch mit dem Versuch, das Alter dieser Hs. zu bestimmen, das nach H.s Ansicht von Crq. selber überschätzt sei; dieselbe sei nicht vor dem X. aber auch nicht nach dem XI. Jahrhundert geschrieben.

- 12) Fr. Hälsenbeck, *Kritische Studien zu den Oden des Horaz*. Progr. d. Gymn. zu Paderborn 1882. 15 S. 4.

Wenn gerade die Meister in der Philologie es als die schwierigste Aufgabe bezeichnet haben, im Horaz eine gute Emendation zu machen, so haben sie den Verfasser dieser Abhandlung von dieser Wahrheit nicht überzeugt. Mit leichtem Herzen und ohne großen Aufwand von Gelehrsamkeit überschüttet H. die Oden des Dichters mit mehr als einem Dutzend von Konjekturen, die nach der Meinung des Ref. sämtlich abzuweisen sind. Es möge daher genügen, dieselben hier kurz zu registrieren: I 2, 9 ist *summa* . . . *ulmo* verschrieben und dafür *sinum* . . . *imo* herzustellen; V. 11 lies *super facto* statt *superie cto*, V. 19 *rixa* st. *ripa*, V. 21—24 *Audit 'et cives acuisse ferrum, quo graves Persae melius perirent'*, *Audit 'et pugnas vitia o parentum' Rara inventus*, V. 39 *muri* st. *mauri* (nach Vegetius milit. 1, 20 *unde enim apud antiquos murus*



dicebatur pedestris exercitus), V. 44 *Caesar, es ultor st. Caesaris ultor*; I 6, 20 *non praestet solitum st. n. praeter s.*; I 8, 2 *Hoc deos: vere est Sybarin quod properes amando st. Te d. oro, S. cur pr.*; I 17, 7 *cientis st. olentis uxoribus mariti*, V. 9 *hae dubiae st. haediliae* (*hae* ist, wie sonst, emphatisch = *quales sunt capellae*; *dubiae* i. e. *nec metuunt dubiae*); I 22, 11 *ceris expeditis st. curis exp. (exp. i. e. depromptis*; „der sinnende Dichter trägt die Gedanken seiner Minne immer ändernd und glättend in seine Schreibtabel und wandelt so von der Umgebung nichts merkend u. s. w.“), V. 13 *mittit arvis st. militaris*, V. 14 *alium st. alit* V. 15 *genere ex leonum st. general* l.; I 27, 5 *Medus et Inachis st. Medus acinaces* (beide Eigennamen bezeichnen tragische Helden, der erste den einer Tragödie des Pacuvius, der zweite den einer Tragödie des Accius); I 28, 24 *capiti isti inhumato st. cap. inh.*; I 32, 5 *primum ut modulante civi st. pr. modulate c.* (= „wohlan singe lateinisch, o Leier, ein Lied, wie du es zuerst gesungen hast vom Lesbier Alcaeus gespielt“); I 38, 6 *Sedulus: cupae st. sedulus curo.* — Allein durch veränderte Interpunktion glaubt H. folgenden Stellen aufzuhelfen, die ich gleich mit der H.schen Interpunktion aufführe: I 2, 5 *grave ne rediret saeculum Pyrrhas nova monstra questae omne: cum etc.* — I 6, 13 bis 16 *Quis Martem 'tunica tectum adamantina' digne scripserit aut 'pulvere Troico Nigram' Merionen aut 'ope Palladis' Tydiden 'superis parem'?* („Die markierten Bestimmungen sind nicht Attribute, sondern in Form der Apposition angeführte Prädikate, mit genauerem Ausdruck also = *quis Martem scribens tunica tectum adamantina digne scripserit*“ . . .)? — I 14, 3—9 *nonne vides, ut Nudum remigio latus . . . ac sine funibus? Vix . . . Aequor.* („*carinae* ist Genitiv oder Dativ zu *imperiosus*“). — I 32, 15 streicht H. das Komma hinter *cumque* und verbindet „*cumque salve (est)*, indem *salve* gebraucht ist, wie in dem bekannten Grusse: *salve salve?* Das zunächst zu *laborum* gehörende *dulce lenimen* paßt auch zu *cumque salve* nach Goethes Ausspruch: *Nichts ist schwerer zu ertragen u. s. w.*“ H. übersieht, daß hierdurch der ganzen Strophe ihre Pointe abgebrochen wird. Schliesslich ist noch zu bemerken, daß H. unter *Ustica* I 17, 11 nicht einen Berg oder ein Thal, sondern den Weiler versteht, der aus den 5 Bauernhöfen bestand, welche das Sabinum des Horaz bildeten, und IV 4, 14 *ab ubere* zur Vermeidung des Pleonasmus mit *qualem* verbindet = *qualem a nutritu fulvae matris*. („Das pronominale Adjektiv *qualis* ist wie andere Adjektive bei Horaz hier participialisch gebraucht, also *qualem* = *ολον οντα*, *ab* bezeichnet wie sonst bei Adjektiven die Ursache“.)

16) Karl Jörxsen, Anmerkungen zu Horazens Brief an die Pisonen. Progr. d. Paed. zum Kloster unserer lieb. Frauen in Magdeburg 1882. 16 S. 4.

Diese Abhandlung enthält einen Kommentar zu den ersten 72 Versen der *Ars poetica*, ohne etwas Neues oder Interessantes zu bringen.

- 14) Reinhold Köpke, Die lyrischen Versmaße des Horaz. Für Primaner erklärt. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1893. 31 S. 8.

Dieses Büchlein erfüllt seinen Zweck, die Primaner mit den lyrischen Versmaßen des Hor. bekannt zu machen, in vortrefflicher Weise. In klarer und leicht faßlicher Sprache wird Aufklärung über alle Fragen geboten, welche dem strebsamen Schüler, der sich mit den auf das Allernotdürftigste beschränkten metrischen Schemata der meisten Schulausgaben nicht begnügt, für die Kenntnis der horazischen Metra von irgend welchem Interesse sein können. Ein strengeres Maßhalten wäre dem Buche von Vorteil gewesen. Nach der Ansicht des Ref. hätte sich der Stoff besonders in drei Punkten vereinfachen lassen. 1. Der Gebrauch der termini techn., des Pherecrateus I und II für die logaödische Tripodie und des Glyconeus I, II und III für die logaödische Tetrapodie trägt erheblich zur Erleichterung der Erklärung bei. 2. Die Anm. zu § 15 mit ihrem Hinweis auf die Ansicht der Alten von der Silbenfolge $\sim\sim$ und im Anschluß daran auf G. Hermanns Theorie von der Basis kann nur Verwirrung stiften. 3. Das Alkmanische Metrum ist einfach zu streichen und mit Luc. Müller und Schütz als eine Form des Archilochischen hinzustellen. Weiter hätte Ref. gewünscht, daß Verf. den jambischen und trochäischen Monometer, der ja doch im Horaz nicht vorkommt, gänzlich erwähnt, für die katalektischen daktylischen Verse die herkömmliche Bezeichnung *in bisyllabum* anstatt der von ihm gewählten *in duas syllabas* beibehalten und vor allem den Adonis nicht als logaödische Dipodie, sondern als dimeter dactylicus cat. erklärt hätte. Die gewöhnliche Erklärung des Wortes logaödisch, die den ersten Bestandteil ($\lambda\acute{o}\gamma\omicron\varsigma$) auf den Trochaeus, den zweiten ($\acute{\alpha}\omicron\iota\delta\eta$) auf den Daktylus bezieht, scheint mir weiter den Vorzug zu verdienen vor der Erklärung K.s. § 9. „Man nannte solche Reihen logaödische, offenbar weil die Verbindung scheinbar verschiedener Taktarten bei derartigem Gesange ($\acute{\alpha}\omicron\iota\delta\eta$) an die freiere Bewegung der Prosa ($\lambda\acute{o}\gamma\omicron\varsigma$) erinnerte („Lied in Worten)“. Die lex Meinekiana ist nach den vielfachen in letzter Zeit dagegen vorgebrachten Bedenken wohl nicht mehr zu halten; keinesfalls ist die Behauptung § 9, daß dieselbe von Meineke und Lachmann nachgewiesen sei, zu vertreten. In den Vorbemerkungen ist die Behauptung, daß die Dauer einer More musikalisch etwa einer Achtelnote entspreche, ungenau, die, daß der kyklische

Daktylus ungefähr den Wert von  oder  habe, insofern

bedenklich, als das erste den Wert von $\frac{2}{8}$, das zweite den von $\frac{3}{8}$ darstellt. Im übrigen ist die Arbeit korrekt und zuverlässig; auch die griechischen und deutschen Proben, letztere aus Gelbels Übersetzungen entnommen, sind eine dankenswerte Beigabe. Um

so auffälliger ist das Versehen, wodurch § 7 die daktylischen Verse auf fünf Füße beschränkt, § 9 die logaödischen Reihen bis zur Hexapodie ausgedehnt werden. Aufser dem S. 31 berichtigten Druckfehler ist noch S. 20 $\xi\nu$ in $\epsilon\nu$ und S. 24 Ἔμε δέιλαν in Ἔμὲ δέιλαν zu korrigieren.

15) H. Kraffert hat in N. Jahrb. f. Päd. 1883 S. 9—16 eine Reihe von Stellen, mit einer einzigen Ausnahme alle aus den Oden genommen, besprochen und ihnen ohne Änderung der Überlieferung eine neue Erklärung zu geben versucht. Ref. hat an denselben keinen Geschmack finden können, gegen die meisten muß er auf das entschiedenste protestieren. Kr. schafft sich selbst Schwierigkeiten, wo keine vorhanden sind, und indem er diese beseitigt, kümmert er sich nicht um die dadurch neu hervorgerufenen weit schlimmeren Bedenken. Ref. begnügt sich, die bemerkenswertesten Stellen kurz anzudeuten: Sat. II 6, 44 soll *gallina* in Kommata eingeschlossen und als Kosewort gefaßt werden; C. III 26, 11 schreibt K. *regina sublimi flagello, tange Chloen* und übersetzt „rühre die Chloe“; — C. IV 15, 2 soll *lyra*, 9, 37 *vindex* und 39 *consul* Vokativ sein, III 2, 26 *Cereris sacrum arcanum* ein Tischgeheimnis, 10, 15 *Pieria paelex* die Muse und *vir Pieria paelice saucius* den Dichter selbst bezeichnen. C. I 14 soll *navis* nicht als „das Staatsschiff, noch weniger als dasjenige, welches den Dichter nach dem Tage von Philippi in die Heimat zurückführte, sondern als sein Lebensschifflein, das er durch mancherlei Stürme und Fährlichkeiten endlich in den Hafen zu bringen wünschte“, verstanden werden; in der letzten Strophe will Kr. *cycladas* nicht von den Inseln der C. verstehen, sondern als Appellativum = Frauenkleid fassen; er mutet damit dem Dichter eine so plumpe Obscenität zu, daß dieselbe wohl in der ganzen Horazlitteratur unvergleichlich dastehen möchte.

16) Albert Lehnert, Die deutsche Dichtung des 17. und 18. Jahrhunderts in ihren Beziehungen zu Horaz. Progr. des Friedrichs-Kollegiums zu Königsberg in Pr. 1882. 42 S. 4.

Das Interesse, welches diese durch gründliche Sachkenntnis und geistreiche Behandlung ausgezeichnete Arbeit erweckt, liegt auf einem von diesem Jahresbericht abliegenden Gebiete.

17) A. Lowinski bringt Phil. XLI 169 f. zu den vielen Konjekturen, welche jüngst Ep. I 20, 24 heimgesucht haben, eine neue, indem er *solibus* durch *potibus* 'i. e. comotationibus' ersetzen will. Ist dieser Vorschlag auch in eleganter Weise begründet, so ist er doch ebenso zurückzuweisen, wie alle übrigen. Dasselbe gilt von dem weiteren Vorschlage *sol tepidus* V 19 in *sal lepidus* zu verwandeln, der sich im wesentlichen mit O. Müllers und Linkers *sal lepidus* (Jahresb. 1879 S. 112) deckt.

- 18) F. Matthias. *Quaestionum Blandinianarum capita tria. Diss. inaug. Halis S. 1882. 72 S. 8. Vgl. J. Häufsnr, Phil. Rundsch. 1883 Sp. 233. 939.*

Im ersten Kapitel (de codice Blandinio antiquissimo) dieser mit großem Fleiße geschriebenen Abhandlung beschäftigt sich Verf. mit der Frage nach dem Verhältnis der Blandinischen Handschrift des Nannius (s. Gruteri Lampas S. 1259 ff.) zu den Blandinischen Hss. des Cruquius. Durch eine sorgsame Zusammenstellung der vom Nannius wie der von Cruquius gebotenen Notizen über die von ihnen benutzten codices und durch eingehende Berücksichtigung anderer, insbesondere erst in neuester Zeit verglichenen Scholienhandschriften kommt M. zu dem Resultate 'fieri non posse, quin codex Nannii et Cruquii unus habendus sit, cum primum saepius soli inter se consentiant, deinde alter alterum correxerit'. Diesem Resultate kann Ref. ebenso wenig zustimmen, wie Häufsnr es gethan hat, weil die gegen die Identität beider Hss. von Roth, Düntzer, Hirschfelder u. a. vorgebrachten Bedenken von M. nicht erledigt worden sind. — Das zweite Kapitel (de commentatore Cruquiano) versucht eine Wertschätzung der Scholienmasse, welche Cruq. unter dem Titel 'Commentator' bietet. Von der Beschaffenheit der Quellen des Cr. und der Art seiner Benutzung giebt M. eine Probe, indem er den Commentator zur ersten Ode des 4. Buches Satz für Satz auf seine Quellen zurückführt. Das Verfahren des Crq. bezeichnet M. nicht nur als sehr willkürlich, indem er ganz nach Belieben änderte, teils kürzte, teils erweiterte, sondern auch das Resultat als vielfach unzuverlässig, indem Crq. nicht nur alte Scholien, sondern auch zwei Baseler Ausgaben von 1527 und 1555 fleißig benutzt und sogar offenbare Druckfehler und Irrtümer derselben mit in seine Erklärung aufgenommen habe. Trotzdem aber muß auch M. zugeben, daß Crq. manche wertvolle Bemerkung bietet, die sich sonst nirgends findet, und die er jedenfalls den Scholien der Blandinischen Hss. entnommen hat; auch hiervon giebt M. einige Proben. Wenn nun diese Notizen auch auf Quellen des 1., 2. u. 3. Jahrhunderts zurückweisen und von hohem Werte seien, so fehle es andererseits auch nicht an wertlosen Bemerkungen aus ganz später Zeit. Gegen dieses keineswegs neue Gesamtergebnis hat auch Ref. nichts einzuwenden. Im dritten Kapitel (de fide Cruquii) prüft M. die Glaubwürdigkeit des alten Holländers mit Hilfe einer von ihm veranstalteten Kollation des codex Divaei (jetzt cod. Lugdunensis 127 A), der einzigen von den elf Handschriften des Crq., die uns noch zu seiner Kontrolle übrig geblieben ist. Ungefähr gleichzeitig mit M. hat auch Häufsnr in Bruchsal dieselbe Hs. neu verglichen und das Ergebnis seiner Arbeit in der Anzeige der Schrift des Ref. „Über den Wert u. s. w.“ Phil. Rundschau 1883 Sp. 235 ff. veröffentlicht. Über das Resultat dieser nachträglichen Kontrolle ein unbefangenes Urteil abzugeben erscheint schwierig. H. zählte 161 Stellen, an denen ausdrücklich

Laa. dieser Hs. von Crq. angeführt sind, und faßte sein Urteil dahin zusammen, daß ein Drittel zu beanstanden sei, darunter 19 ganz gravierende Fälle, die er besonders bespricht. Weniger vernichtend ist das Ergebnis der Mathiasschen Arbeit; nach ihm giebt es ungefähr 550 Stellen, an denen Crq. entweder ausdrücklich eine La. des cod. Div. angiebt oder doch einen Schlufs auf dieselbe ermöglicht; von diesen 550 Stellen bespricht er 108 und bezeichnet davon nur 104, also nicht einmal ein Fünftel, als unrichtig; von den 19 ganz gravierenden Fällen H.s läßt er 4 ganz aufser Betracht. Berücksichtigt man nun von diesen 104 Stellen nur diejenigen 38, an denen Crq. ausdrücklich die Hs. nennt, und läßt man ferner sowohl diejenigen Laa., die wegen Abbreviatur, Korrektur oder Rasur der Entzifferung Schwierigkeiten boten, als auch die weniger erheblichen Ungenauigkeiten in der Orthographie und in der Interpunktion aufser Acht, so fällt dem Crq. an klar und deutlich geschriebenen Stellen nur einmal (C. III 25, 11) die Verwechslung von *at* mit *ac* und ein anderes (Ep. I 17, 21) die von *poscis* und *pascis* zur Last. Ein solches Resultat, sollte ich meinen, berechtigt nicht dazu, den Crq. als einen ganz unzuverlässigen Menschen zu bezeichnen. In Bezug auf die übrigen von M. und H. dem Crq. vorgerückten Ungenauigkeiten, die Höhn a. a. O. S. 20—24 so weit als möglich zu entschuldigen sich bestrebt, ist erstens in Anschlag zu bringen, daß unter den 104 von M. behandelten Stellen 18 vorhanden sind, an denen die Kollationen beider Gelehrten, zum Teil nicht unerheblich, von einander verschieden sind; und zweitens, daß die Ausgaben des Crq. bekanntlich voller Druckfehler sind. Wenn aber in der M.schen Schrift allein auf S. 55—71 (und Ref. hat auf jeder Seite nur die zweite Kolumne, die stets weniger als die Hälfte einer Seite einnimmt, daraufhin geprüft), sich 24 Druckfehler finden, und H. in der Anzeige derselben außerdem noch glaubt, an einer sehr wichtigen Stelle einen Druckfehler voraussetzen zu müssen, so muß ihm das Recht bestritten werden, gegen Crq. den Vorwurf zu erheben 'eum inaudita quadam et nefaria fuisse negligentia'. Wie schwer es überhaupt ist, in solchen Dingen absolute Zuverlässigkeit zu erreichen, davon giebt auch H. einen deutlichen Beweis, indem er angiebt, Crq. habe zu C. I 12, 4 *divum* als Lesart des cod. Div. vermerkt, während doch deutlich und klar *dium* im Crq. zu lesen ist, wie auch richtig M. bemerkt hat; in der Hs. selbst las H. an der entsprechenden Stelle *dñ*, M. *dñ*.

19) Horati metra descripsit Gerh. Henr. Mueller. Progr. des Gymn. in Wongrowitz 1882. 20 S. 4.

Auch dieses Programm ist wie das Köpkesche in usum puero-
rum geschrieben und giebt auf Grund der durch Westphals und
Christ's Arbeiten gewonnenen Resultate eine sachgemäße Dar-
stellung der horazischen Metra. Daß aber der Primaner, der

sich über diesen Punkt belehren will, gerade nach einer lateinisch geschriebenen Abhandlung Verlangen tragen wird, die noch dazu auch von gelehrtem Ballast nicht ganz frei ist, ist wohl sehr zu bezweifeln, auch kann sie dem Schüler schon wegen einer ganzen Zahl böser Druckfehler nicht empfohlen werden.

20) Joh. Oberdick vermehrt in N. Jahrb. f. Phil. 1882 S. 271 f. die Zahl der vielen überflüssigen Konjekturen für das Epod. 13, 13 allein überlieferte *parvi Scamandri* noch um eine neue, nicht minder überflüssige: *ravi*.

21) Oertner, Horazens Bemerkungen über sich selbst in den Satiren. Progr. von Groß-Strohlitz 1883. 22 S. 4.

Durch einen kurzen Überblick über den Ursprung und die Entwicklung der römischen Satire vor Horaz macht es O. erklärlich, daß die meisten horazischen Satiren in ihrer Gesamtheit sowohl wie im einzelnen sich als ein Redeturnier zwischen dem Dichter und anderen Personen darstellen. Diese Ansicht wird durch ein näheres Eingehen auf den Inhalt der einzelnen Satiren bekräftigt; der dramatische Charakter derselben, wie ihn wahrscheinlich auch die volkstümliche Satire gehabt hat, zeige sich besonders in ihren meisterhaften, humoristisch-satirischen Schlusswendungen, die der Verfasser unter Hervorhebung ihrer Pointen zusammenstellt. Für die Selbstcharakteristik des Dichters ergibt eine sorgsame Erörterung alles Persönlichen in den Satiren folgende Hauptpunkte: „1. Der Dichter hebt seine Unbescholtenheit hervor und begründet damit seine Berechtigung zu Angriffen gegen andere. 2. Er betont seine Lust zu dichten und widerlegt damit die Anklage der Gegner wegen Verleumdung. 3. Er schildert sein Verhältnis zu Mäenas und den anderen Freunden, um seine Neider und Verleumder zu entwaffnen. 4. Er spricht von seiner poetischen Anlage und Ansicht über die Satire. Dabei kritisiert er den Lucilius. 5. Er beschreibt die Widerwärtigkeiten seines Aufenthaltes in Rom und die Annehmlichkeiten des Landlebens.“ Auch die 3. und 7. Satire des zweiten Buches hätten die Tendenz der Selbstcharakteristik, die der Abwechslung wegen das eine Mal dem geschwätzigem Tugendphilosophen, das andere Mal dem frechen Sklaven Davus in den Mund gelegt sei. So sei es dem Dichter gelungen, sein eigenes Bild, „das eines Menschen von kühler Berechnung und kluger Vorsicht, nicht eines Schwärmers und nach unerreichbaren Idealen Trachtenden“ mit unübertroffener Feinheit, Würde und Liebenswürdigkeit zu zeichnen. Auch seine Nachfolger, Persius und Juvenalis, versuchten sich in der Selbstcharakteristik, blieben jedoch, wie O. andeutungsweise zeigt, hinter ihrem Vorbilde in jeder Beziehung zurück. — Ist diese Arbeit auch nicht durch neue Resultate ausgezeichnet, so weiß sie doch das Interesse des Lesers zu gewinnen und bietet ihm manche Anregung.

22) Th. Plüfs hatte in seinen Horazstudien S. 151 f. die Worte C. II 11, 1 ff. *quid . . Scythes cogites Hadria divisus obiecto* erklärt: „der Scythe, nur (oder nur noch) durch das Bollwerk des Adriameeres von uns geschieden“ und bringt jetzt N. Jahrb. f. P. 1882 S. 752 als treffenden Beleg für diese Ergänzung eines „nur“ oder „nur noch“ Sall. Jug. 18, 9 *Medis autem et Armeniis accessere Libyes . . itique mature oppida habuere: nam freto divisi ab Hispania mutare res inter se instituerant.*

23) Emil Rosenberg, Die Lyrik des Horaz. Ästhetisch-kulturhistorische Studien. Gotha, Friedr. Aug. Perthes, 1883. IX und 167 S. 3 M. Vgl. G. Faltin, Phil. Rdsch. 1883 Sp. 263. 1069. Ed. Krah, Phil. Rdsch. 1883 Sp. 192. 742. W. Gebhardi, N. Jahrb. f. Pädag. 1883 S. 619 ff.

Was wir oben zur allgemeinen Charakteristik der Rosenbergschen Ausgabe der Oden und Epoden sagten, trifft im allgemeinen auch auf diese, die Ausgabe ergänzende Monographie; auch sie ist mit warmer Begeisterung und voller Sachkenntnis in einer gedanken- und bilderreichen Sprache, man möchte wohl sagen, im blühendsten Feuilletonstile geschrieben. Umfangreiche Kenntnis der modernen und allermodernsten Poesie nicht nur der deutschen, sondern auch der englischen, französischen und italienischen Literatur, eigne poetische Veranlagung und langjährige, durch eine ganze Reihe von Artikeln in gelehrten Zeitschriften bethätigte Beschäftigung mit Horaz liefsen den Verfasser ganz besonders dazu berufen erscheinen, die Muse dieses Dichters zu verstehen und zu würdigen. Erschien uns in der Besprechung seiner Ausgabe dies bewusste Abweichen vom Gewöhnlichen und Herkömmlichen für eine Schulausgabe nicht gerade der rechte Ton zu sein, so giebt diese Eigenart den ästhetisch-kulturhistorischen Studien in den Augen der meisten Leser wohl gerade eine angenehme Würze und verleiht der Lektüre derselben ein erhöhtes Interesse, besonders wenn wir bedenken, daß R. sich nicht nur an seine gelehrten Fachgenossen, sondern an einen weiteren Leserkreis wendet. Dadurch erhält R.s Buch vor Schriften verwandten Inhalts, wie A. Kiefslings Untersuchungen und Luc. Müllers Lebensbild, einen nicht zu unterschätzenden Vorzug. Der Inhalt desselben ist ein so vielseitiger, er berücksichtigt alle in dieses Gebiet einschlagenden Fragen in dem Umfange, daß es sich mit Recht als ein Handbuch für die Erklärung des Dichters in ästhetischer und kulturhistorischer Beziehung bezeichnen läßt. Das Buch zerfällt in einen allgemeinen Teil (S. 1—76), der eine Charakteristik des Dichters und seiner Gedichte bietet, und einen zweiten Teil, der speziellere Ausführungen enthält. In beiden Teilen bewährt sich der Verfasser als ein trefflicher Kenner der horazischen Odenpoesie von feinem und selbständigem Urteil. Manches Alte erhält eine neue und eigenartige Beleuchtung, auch fehlt es nicht an neuen Gedanken und Resultaten. Allerdings will es Ref. erscheinen, als

ob die Lichter mitunter zu grell aufgetragen sind und die neu aufgestellten Ansichten der gesicherten Begründung noch entbehren. Die allgemeine Charakteristik des Dichters ist etwas einseitig ausgefallen und konnte nicht anders als einseitig werden, weil R. für dieselbe fast ausschließlich nur die Oden und die Epoden berücksichtigt hat; hätte R. auch das in den Satiren und den Episteln gebotene Material verwertet, so wäre das Bild des Dichters wohl etwas lebensfrischer ausgefallen. R. würde es dann schwerlich über sich gewonnen haben, ihn „einen Heinrich Heine an Schmerzen“, „eine tragische, des Mitleids würdige, sympathische Persönlichkeit“, „einen traurigen Glöckner der doch von ihm so geliebten Roma“ zu nennen oder von „seinem traurigen persönlichen und politischen Schicksal“ zu sprechen. Mit dieser Charakteristik lassen sich andere Äußerungen R.s selbst, wie „eine von Haus aus gesunde und kernige Natur“, der Dichter „einer gesunden Freude“, seine ganze Verherrlichung des Horaz als desjenigen Dichters, der sich ebenso die Herzen der Jugend erobert, wie er dem Alter eine Quelle reiner Freude und des Trostes ist, schwer vereinigen. Auch die Bemerkungen S. 10 „Es sind Zolasche Gemälde, die Horaz zu entwerfen weiß“, „schlimmer und realistischer, unverhüllter hat Zola in seinem Pot-Bouille nicht geschildert“ stehen in unlösbarer Widersprüche mit dem Hymnus S. 25 „Und doch . . . wenn sie in strengem Odenrhythmus dahinwallen, wenn sie pathetisch den Marmor der gemessenen Form durchbeben mit feierndem Hochgesang, wenn sie selbst das Gewöhnliche und Gemeine, es adelnd, in eine höhere Sphäre hinaufziehen u. s. w.“ Ohne gesicherte Grundlage und auch ganz unbeweisbar erscheint mir die von R. neu ausgesprochene Vermutung, daß Horaz, nachdem bei Philippi die Sache der Freiheit ein klägliches Ende genommen hatte, sich zunächst nicht dem Octavianus, sondern erst dem Antonius angeschlossen habe, und daß unter den Oden I 7, 9, 11, 18, 26, 32, II 7 u. a. bereits in die Zeit von 41—38 gehören. Auf die allgemeine Charakteristik des Dichters folgt eine ästhetische Würdigung seiner Gedichte, für die sich R. selbst folgende Aufgabe stellt: „anzugeben, worin der Dichter seine Meisterschaft suchte, was er erreichen wollte, wie weit er es erreicht hat, wie weit er es bei dem Charakter seines Volkes, den Zuständen seiner Zeit erreichen konnte, wie weit die Lyrik nach denselben Gesetzen beurteilt werden kann wie Prosa oder epische Poesie, welche Anschauungen wir erwarten und von welchen wir uns lossagen müssen, um den Horaz als Dichter seiner Zeit begreifen und gerecht beurteilen zu können, um endlich daraus zu erkennen, in welchen seiner Eigenschaften sein Recht auf Klassizität beruht. Da R. alle diese Fragen mit großer Sachkenntnis erledigt, so werden wir sein schließliches Resultat, das im allgemeinen mit dem bekannten Teuffelschen Urteil übereinstimmt, als wohlbegründet anerkennen müssen. Nur was R. über den Einfluß Homers auf die

Poesie des Horaz sagt, will uns übertrieben scheinen. Wenn wirklich nach Streichung alles dessen, was Hor. bewußt oder unbewußt dem Homer in Stoff, Wendung oder Situation in den Oden und Epoden nachgeahmt hat, nicht der sechste Teil übrig bliebe, und wenn von dem übrig bleibenden Sechstel noch manches einem Archilochus, Alcäus, Sappho, Anacreon, Pindar, Bacchylides, Nävius, den Kyklikern und vielen uns unbekanntem Mythographen entlehnt ist, was bleibt da dem Dichter als Eigentum? Und wie will es R. vertreten, wenn er gegen Ende seines Buches S. 146 behauptet, „dafs die ganze Nachahmung eine sich auf höchst äußerliche Dinge und auf Kleinigkeiten beziehende genannt werden mufs“? Wie reimt sich ferner, was wir S. 3 lesen, dafs die asklepiadeische Strophe „häufig genug den reizvollen Reim bringt“ und dafs „von diesen Versen 10 Prozent gereimt sind“, mit der Bemerkung S. 148 „dafs Horaz den Reim bis auf wenige und noch dazu wirkungslose Ausnahmen entbehrt“? Solche Widersprüche müssen den Wert des in vieler Beziehung so vortrefflichen Buches erheblich beeinträchtigen. — Die spezielleren Ausführungen des 2. Teiles beschäftigen sich mit den Figuren und Bildern in der Sprache des Dichters, mit dem Stoff und seiner Behandlung (Natur, göttliche und menschliche Dinge, Liebe, Freundschaft und Wein), mit dem Einfluß der Form auf die Beurteilung lyrischer Gedichte, und auch diese bieten eine Fülle feiner und gegiegener Bemerkungen.

24) K. Schwersing in Coesfeld (N. Jahrb. f. Phil. 1883 S. 612) will Ep. II 2, 44 *scilicet ut possem curvo dinoscere rectum* von einem propädeutischen Kursus in der Mathematik verstehen. Fr. Hultsch, um sein Gutachten angegangen, hat sich dahin ausgesprochen, dafs diese Erklärung zwar nicht dem damaligen Thatbestande der mathematischen Wissenschaft zuwiderlaufe, aber trotzdem die Auffassung dieses Verses nicht im mathematischen, sondern im ethischen Sinne vorzuziehen sei. Der Auffassung Schw.s widerspricht weiter vor allen Dingen Ep. I 10, 29 *quam qui non poterit vero distinguere falsum*, Worte, die ihrem Inhalte nach unzweifelhaft mit II 2, 44 identisch sind. Gerade in der Fähigkeit, Recht und Unrecht von einander zu unterscheiden, sieht ja Hor. das Hauptmerkmal philosophischer Bildung.

25) Th. Werther, De Persio Horatii imitatore. Progr. d. lat. Hauptschule zu Halle 1883. 27 S. 8.

Diese fleißige und gründliche Arbeit geht nicht nur über die dem gleichen Gegenstande gewidmete Abhandlung des Casaubonus, sondern auch über die vom Ref. Jahrb. 1880 S. 324 f. besprochene Untersuchung von A. Szelinski 'Quibus in rebus et quatenus Persius ex Horatii exemplo pendeat' (Progr. Hohenstein 1879) weit hinaus. W. begnügt sich nicht damit, dasjenige zusammenzustellen, worin sich eine bewußte Nachbildung des Persius

bekundet, sondern er führt den eingehenden Nachweis, wie sehr Persius, bewußt sowohl wie unbewußt, im Gedankenmaterial wie im Wortschatz, von seinem großen Vorbilde abhängig ist, indem er von der richtigen Voraussetzung ausgeht, daß sich in der unbewußten Nachahmung noch viel mehr als in der beabsichtigten die Abhängigkeit von fremden Mustern verrät. W. legt deshalb zuerst den Inhalt der sechs P'schen Satiren der Reihe nach mit steter Beziehung auf die gleichen Gedanken des Horaz dar (S. 3—19) und sammelt darauf die große Zahl von Reminiscenzen an Horaz, welche sich in dem von P. gebrauchten Ausdruck wiederfinden, zunächst die gleichen, darauf die ähnlichen Wortverbindungen; es folgen die Wörter, 'in quibus ab utroque poeta non eadem aut similia verba inter se coniunguntur, sed in quibus ab iis eadem voci eadem vis tribuitur'. Nach einem kleinen Nachtrag zu dem von Szelinski sehr ausführlich behandelten Kapitel der von P. gebrauchten Eigennamen giebt W. die zahlreichen gleichen Versanfänge, Versschlüsse und Versmitten. Nach diesen Darlegungen werden wir W. gern die Berechtigung seiner schon S. 1 gemachten Behauptung zugeben 'tertiam fere partem Persii versuum redolere studia Horatiana'.

Berlin.

W. Mewes.

H o m e r

(mit Ausschluss der höheren Kritik).

1880—1883.

Wer aus dem langen Zeitraum, der zwischen dem letzten dieser Jahresberichte (1881) und dem hier beginnenden verstrichen ist, den Schluss ziehen wollte, dass er nun eine durch besondere Vollständigkeit und Genauigkeit ausgezeichnete Arbeit finden müsse, der würde in dieser an sich nicht unberechtigten Erwartung einigermaßen getäuscht werden. Äußere Gründe, die in den persönlichen und amtlichen Verhältnissen des Referenten gegeben waren, tragen die Schuld daran. Da sich aber nicht absehen liefs, ob diese Verhältnisse in der nächsten Zeit zu Gunsten der Sache sich ändern würden, während anderseits die Menge des zu rezensierenden Stoffes immer mehr anwuchs, so war es das Geratenste abzuschließen und das, was da war, zu geben. Aber der Bericht ist nun weniger vollständig als die beiden vorigen. Der Wechsel des Wohnortes, der mich eben noch bei der Sammlung des Materials traf, hat nicht nur vorübergehend der Arbeit geschadet; sondern ein großer Teil der Litteratur, besonders der in ausländischen Zeitschriften enthaltene, der diesmal viel bedeutender und anscheinend wertvoller ist als früher, ist mir jetzt überhaupt nicht mehr zugänglich. Ein Bericht dieser Art kann eigentlich nur in einer großen Universitätsstadt, ja vielleicht nur in einer Stadt wie Berlin oder Wien gemacht werden; denn sein Wert ist wenigstens meiner Überzeugung nach zum großen Teil dadurch bedingt, dass der Verfasser alles, was in seinen Kräften steht, thut, um ihn der absoluten Vollständigkeit so nahe als möglich zu bringen. Möge der Leser den weiten Abstand, in dem der vorliegende vom Ziele geblieben ist, entschuldigen. Ich hoffe, dass man wenigstens keine namhafte Erscheinung des deutschen Büchermarktes vermissen wird.

Als Zeitgrenze habe ich, um für den nächsten Bericht einen festen Anfangspunkt zu gewinnen, das Ende des Jahres 1883 angenommen. Nur solche Erscheinungen des laufenden Jahres, die mir durch Vermittelung der Redaktion zugeschickt waren, habe ich noch mit berücksichtigt.

Teils auf die von mir früher besprochene, teils auf die im folgenden zu besprechende Litteratur bezieht sich der in Band XXVI des „Jahresberichtes über die Fortschritte der classischen Altertumswissenschaft“ (1881) erschienene Bericht, in den sich diesmal mehrere Gelehrte geteilt haben. C. Rothe (S. 262—329) hat die höhere Kritik, G. Hinrichs (S. 189—251) Ausgaben und Übersetzungen, Textkritik, Scholien und Exegese, Grammatik, Metrik, Etymologie, Lexikalisches, Hymnen, C. Thiemann (S. 252—261) Syntax und Sprachgebrauch behandelt. Alle drei Berichte beziehen sich auf die Erscheinungen des Jahres 1880. Im einzelnen wird mehrfach Veranlassung sein, besonders auf den von Hinrichs bearbeiteten Abschnitt Bezug zu nehmen.

I. Ausgaben.

1) Homeri carmina. 2 voll. Petropoli apud A. Suvoriam. 1880.

Die vorliegende Ausgabe will, ohne alles wissenschaftliche Beiwerk, weiter nichts bieten als einen für die Schule brauchbaren Text. Zu Grunde gelegt ist derjenige von La Roche; aber aus den sicheren Ergebnissen der grammatischen Forschung unserer Zeit ist manche Verbesserung hinzugefügt und hiervon mehr aufgenommen, als man in deutschen Schulausgaben bisher hat finden können. Ein paar Beispiele mögen das erläutern. Dem Digamma zu Liebe ist geändert α 110: οἱ μὲν οἶνον statt οἱ μὲν ἄρ' οἶνον ; aus demselben Grunde Z 90: πέπλον, ὃ οἱ statt ὃς οἱ , und so in anderen Fällen, in denen die Korrektur geringfügig war und sich irgend ein Anhalt für sie in der Überlieferung darbot. Die große Menge der bei Bekker und Nauck durch das Digamma veranlafsten Textesänderungen sind nicht aufgenommen; vgl. z. B. Ψ 865: $\text{μέγῃτε γάρ οἱ τό γ' Ἀπόλλων}$; β 428: μεγάλ' ἴαχε . Statt $\xi\omega\varsigma$, $\epsilon\iota\omega\varsigma$ findet sich richtig $\eta\omega\varsigma$ geschrieben, wo trochäische oder durch Position spondeische Messung gefordert war, zuweilen auch so, daß die Gestalt der benachbarten Worte durch Einsetzung von $\eta\omega\varsigma$ modifiziert worden ist; so ν 315: $\text{\eta\omega\varsigma ἐνὶ Τροίῃ}$ statt $\text{\epsilon\iota\omega\varsigma ἐν Τροίῃ}$; ρ 358: $\text{\eta\omega\varsigma ἀοιδός}$ statt $\text{\xi\omega\varsigma ὄτ' ἀοιδός}$; π 370: $\text{\tau\eta\omega\varsigma ἀπήγαγε}$ statt $\text{\tauέω\varsigma μὲν ἀπήγαγε}$ (Emendation von La Roche). An anderen Stellen, wo dem Herausgeber eine vorgeschlagene Änderung zu stark schien, hat er $\xi\omega\varsigma$ in einsilbiger Messung beibehalten; z. B. P 727: $\text{\xi\omega\varsigma μὲν γάρ τε}$, κ 348 $\text{\ἀμφίπολοι ὃ' ἄρα τέω\varsigma μὲν ἐνὶ μεγάροισι πένοντο}$. Für \sigmaπέσσι ist \σπέσει eingesetzt α 15 u. d. Die alte Genetivendung $-\omega$ ist hergestellt z. B. α 70 \ὄο κράτος , κ 36 \δῶρα παρ' Αἰόλου ; dagegen sind \ἀδελφειοῦ B 21, \ἀνεψιῦ O 554 beibehalten, obwohl diese Formen mit dem lange geduldeten \Αἰόλου ganz auf einer Linie stehen. — In einigen der angedeuteten Fälle glaubt Referent, daß der Herausgeber hätte weiter gehen können. Auch sonst ist natürlich manches, worüber sich mit ihm streiten ließe.

338 ist *ἔκτοθεν* wohl sicher in *ἔντοθεν* zu korrigieren; *ν 84 πρύμνη* in *πρῶρη* (trotz der Verteidigung des ersteren bei Hentze im Anhang). Im ganzen aber und mit Rücksicht auf den verfolgten Zweck muss die Arbeit als recht gelungen bezeichnet werden. Bei der Produktivität, die gegenwärtig auf diesem Gebiete herrscht, lässt sich kaum vermuten, dass die Ausgabe, welche von einem in Petersburg lebenden deutschen Schulmanne herrührt und für den Gebrauch auf russischen Gymnasien bestimmt ist, auch diessseits der Grenze Verbreitung finden werde. Möchte wenigstens im eigenen Lande der Erfolg des Buches die Mühe des Herausgebers belohnen.

- 2) Homers Ilias. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Karl Friedr. Ameis. Erster Band. Zweites Heft (*A—Z*). Dritte vielfach berichtigte Auflage, besorgt von Dr. C. Hentze, Oberlehrer am Gymnasium zu Göttingen. 1882.
- Erster Band. Drittes Heft (*H—J*). Bearbeitet von Dr. C. Hentze. Zweite berichtigte Aufl. 1880.
- Erster Band. Viertes Heft (*K—M*). Bearbeitet von Dr. C. Hentze. Zweite berichtigte Aufl. 1882.
- Zweiter Band. Zweites Heft (*II—Σ*). Bearbeitet von Dr. C. Hentze. 1880.
- Zweiter Band. Drittes Heft (*T—Φ*). Bearbeitet von Dr. C. Hentze. 1882.

Das zuerst genannte Heft war noch von Ameis herausgegeben, aber schon in zweiter Auflage von Hentze bearbeitet. Mit 13 begann im Jahre 1875 Hentzes Fortsetzung, von der hier wieder zwei Hefte in neuer Auflage vorliegen. Erhebliche Änderungen sind im Text und Kommentar nicht vorgenommen. Hier und da ist im Ausdruck gekürzt. Hinzugekommen sind mehrfach Citate von Parallelstellen, namentlich solchen, die nicht in ganzen Versen, aber in bestimmten Versteilen übereinstimmen. Auch dadurch hat sich der Bestand des Kommentars etwas vermehrt (was sehr dankenswert ist), dass an Stelle der Hinweisung auf eine Anmerkung zur Odyssee öfters eine selbständige Anmerkung, dem Inhalte nach mit jener übereinstimmend, getreten ist, wodurch es dann an anderen Orten wieder möglich geworden ist, auf eine Stelle im Kommentar zur Ilias anstatt in dem zur Odyssee zu verweisen.

Heft 2 und 3 des zweiten Bandes (*II—Φ*) erscheinen hier überhaupt zum ersten Male in Hentzes Ausgabe, von der nun blofs noch das Schlussheft fehlt. Eine erneute kritische Würdigung der tüchtigen Arbeit wäre an dieser Stelle wohl überflüssig; doch ein paar kleine Bemerkungen seien dem Referenten gestattet. — Das allmähliche Erscheinen der einzelnen Hefte und die dazwischen oft nötig werdenden neuen Auflagen der früheren machen es dem Herausgeber schwer, eine durchgreifende Revision der sprachlichen und orthographischen Form seines Textes zu unternehmen. Vielleicht, wenn die Ilias beendet ist, findet sich doch die Möglichkeit,

einiges zu bessern und Schreibungen wie *περιστέωσι* P 95, *εἶδος* künftig dem Schüler zu ersparen. In der Scheu, ausdrückliche Hülfsen für die Übersetzung zu geben, geht Hentze, der hierin bekanntlich gegen Ameis' übergroße Freigebigkeit ankämpfen mußte, doch vielleicht hier und da zu weit. Es giebt Fälle, in denen eine umschreibende Erklärung nur mühsam imstande ist das zu bezeichnen, was ein kurzer Wink für die Übersetzung gleich verständlich macht. Zu P 108 *αὐτὰρ ὁ γ' ἐξοπίσω ἀνεχάζετο, λείπεις δὲ νεκρόν*, sagt Hentze: „λ. δ. ν., chiasmisch gestellt zu *ἀνεχάζετο* als gleichzeitiger Nebenumstand“; warum nicht einfach: „indem er . . .“? Ein ganz ähnlicher Fall ist *Φ 42 πολλὰ δ' ἔδωκεν*. — Jeder weiß, wie wichtig es für den Zweck einer geschmackvollen Homerübersetzung ist, daß den deutschen Ausdrücken für *δέ* eine gesunde Mannigfaltigkeit gegeben werde; oft muß man es durch eine subordinierende Konjunktion übersetzen. Und es ist für die Schüler (schon in Sekunda) vollkommen verständlich und dabei lehrreich und anregend, bei Homer zu sehen, wie sich die griechische Syntax aus der alten Form der parataktischen Gedankenverbindung allmählich entwickelt. Auf eine Spur solches Überganges hätte z. B. auch zu P 17 *μή σε βάλω* hingewiesen werden können. Der Herausgeber hat sonst der syntaktischen Erklärung große Aufmerksamkeit gewidmet. Mit besonderer Sorgfalt sind die Unterschiede im Gebrauche der Tempora behandelt, z. B. P 58. 63 f. 392. *Φ 39. 74*. An der letztgenannten Stelle bin ich nicht ganz einverstanden. Hentze erklärt: „*μ' αἶδεο* scheue mich als einen *ἰκέτης*: Imper. Praes. von der dauernden Stimmung, dagegen *ἔλεησον* fasse Erbarmen.“ Genau dieselbe Erklärung steht zu *χ 312*. Aber sollte nicht *ἔλεησον* hier auf die thatsächliche Aufsehung des Mitleides gehen, wie auch unser „sich eines Menschen erbarmen“? Eine Vergleichung der Parallelstellen scheint mir dafür zu sprechen; wertvoll ist besonders *ξ 279 ὁ δ' ἐρύσατο καὶ μ' ἐλέησεν*, wo Hentze freilich (gegen Bekker, Düntzer, Nauck) die Variante *μ' ἐσάωσεν* vorzieht. — Einen Übelstand an Hentzes Ausgabe, der schon oben erwähnt wurde, bilden die vielen Verweisungen auf andere Stellen des Kommentars. Davon finden sich doch auch hier wieder Beispiele. *Φ 53* lautet: *ὀχθήσας δ' ἄρα εἶπε πρὸς ὃν μεγαλύτερα θυμόν*, Vorhergeht ein Kausalsatz mit *ὥς*, so daß vielleicht mancher Leser hinunter sieht, um über die Anwendung des *δέ* im Nachsatze etwas zu finden. Da steht nun bloß: „Zu A 403“. Man schlägt nach und findet: „Vgl. zu *ε 298*: ein elfmal wiederkehrender Formelvers“. Ist man nun nicht müde und schlägt auch *ε 298* nach, so findet man dort eine Aufzählung der elf Stellen und: „*ὀχθήσας*: zu *δ 30*“. Dort endlich wird das Wort erklärt; aber nun ist wieder ein Hinweis auf *γ 76* beigegeben, dort auf *α 323*, dort auf *α 62*, und da geht es nun zum Glück nicht weiter rückwärts.

- 3) Anhang zu Homers Ilias. Schulausgabe von K. F. Ameis. II. Heft. Erläuterungen zu Gesang IV—VI. Zweite umgearbeitete und mit Einleitungen versehene Auflage, besorgt von Dr. C. Hentze, Oberlehrer am Gymnasium zu Göttingen. Leipzig 1882.
— VI. Heft. Erläuterungen zu Gesang XVI—XVIII. Leipzig 1881.
— VII. Heft. Erläuterungen zu Gesang XIX—XXI. Leipzig 1883.
Beides von Hentze.

Die 2. Auflage des 2. Heftes füllt eine seit längerer Zeit empfundene Lücke aus. Die erste Bearbeitung, 1870 erschienen, entsprach nicht mehr dem später von Hentze beobachteten Verfahren; auch war der Zuwachs an neuer Litteratur allmählich recht bedeutend geworden. Es ist danach nicht zu verwundern, wenn der Umfang des Heftes von 87 Seiten auf 167 gestiegen ist. Die Vermehrung hat zum großen Teil ihren Grund in den hinzugefügten Einleitungen, welche die Fragen der höheren Kritik für jedes einzelne Buch im Zusammenhange behandeln, und auf die dann im Verlaufe der Anmerkungen immer nur kurz hingewiesen wird. Zu E 730 sind mehrere Abbildungen mit Erläuterungen aus Autenrieths Wörterbuch dem Texte eingefügt.

Heft VI und VII sind von Hentze neu gearbeitet. Dem Charakter des Buches, das allmählich aus einem Anhang zu einem selbständigen Werke, einem unentbehrlichen, nun erfreulicher Weise der Vollendung nahen litterarischen Repertorium geworden ist, entspricht es, dass in den Anmerkungen die Meinungen der Gelehrten nur verzeichnet sind, ohne dass eine Kritik ihres Wertes hinzugefügt wird. Dagegen geben die Einleitungen von den Arbeiten über die Komposition der Dichtung nicht bloß eine zusammenfassende Darstellung, sondern auch eine kritische Würdigung.

- 4) Homers Ilias. Für den Schulgebrauch erklärt von J. La Roche, Direktor des K. K. Staatsgymnasiums in Linz. Teil I (A—D). Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig 1883.

Dass diese Auflage eine vermehrte und verbesserte genannt ist, beruht auf einem vielleicht nicht ganz gerechtfertigten Optimismus des Herausgebers. Er selbst sagt im Vorwort: „Mit Ausnahme der Einleitung, welche einer genauen Revision unterzogen wurde, hat die dritte Auflage gegen die vorhergehende nur wenige „Änderungen erfahren“. Demgemäß habe ich die Einleitung in beiden Auflagen verglichen, da ich mich wohl erinnerte (vgl. Jahresber. V [1879] S. 223 f.), dass der Verf. hier für eine genaue Revision einen ziemlich weiten Spielraum gelassen hatte. Was ist nun aber hier geleistet? Von ganz geringfügigen Zusätzen oder Streichungen (einzelner Beispiele u. dgl.) abgesehen, sind zwei Punkte zu erwähnen. Einmal sind aus dem Verzeichnis der ursprünglich digammierten Wörter (§ 24) einige zweifelhafte ausgeschieden und (§ 26) zu den Wörtern gestellt, bei denen sich zwar konsonantischer Anlaut vermuten, aber der Konsonant nicht mit Sicherheit bestimmen lasse. Sodann hat La Roche seiner schon

in der vorigen Auflage hervorgetretenen Neigung, Bemerkungen über den Sprachgebrauch späterer Schriftsteller, besonders Dichter, einzustreuen, weiter die Zügel schiefsen lassen. Auf diese Weise ist namentlich in der ersten Hälfte der Einleitung eine ganze Menge von Citaten hinzugekommen. Wie sich der Herausgeber die Verwendung dieses Materials „für den Schulgebrauch“ denkt, hat er auch diesmal nicht angedeutet. Er würde sich unseres Erachtens mehr Dank verdient haben, wenn er die zum Teil recht anfechtbaren und veralteten Anschauungen, die in seiner Darstellung der homerischen Sprache sich äußern, einer Prüfung unterworfen hätte. Auch was er über die Metrik sagt, ist fern von Vollkommenheit. Ein Gesetz z. B. wie das, welches die weibliche Cäsur im vierten Fusse des Hexameters verbietet, verdiente wohl erwähnt zu werden.

- 5) *Homeri Iliadis epitome Francisci Hoegggeri. Pars I (A—K). In usum scholarum iterum edidit Josephus Zechmeister¹⁾. XXXIV, 158 pp. Vindobonae 1880.*
 —, *Pars II (A—Ω). In usum scholarum iterum ed. August. Scheindler. XXIII, 252 pp. 1892.*

Ein Exemplar der Hoegggerschen Epitome habe ich nicht auftreiben können. Über das Verhältnis der vorliegenden Bearbeitung zur ursprünglichen Gestalt berichtet Zechmeister in der Vorrede. Hoeggger hatte sich bemüht durch Ausscheiden störender Einschübel eine glatt fortlaufende Erzählung in der Ilias herzustellen. Zechmeister meint mit Recht, daß dadurch dem Schüler ein falsches Bild gegeben und vielleicht eingeprägt werde, und hält es für zweckmäßig, die Unvollkommenheit der Komposition, soweit von einer solchen gesprochen werden kann, auch dem Schüler nicht zu verhehlen, ohne daß sich darum der Lehrer auf eine eigentliche Erörterung der kritischen Fragen einzulassen brauchte. In der neuen Auflage ist daher manches wieder aufgenommen, was nur dem Streben nach äußerer Glätte zum Opfer gefallen war; dagegen sind einzelne unechte oder verdächtige oder ganz überflüssige (*loci prorsus superflui*) Verse in größerer Zahl als früher ausgemerzt. Diese Grundsätze hat sich Scheindler, der nach seines Freundes Tode den zweiten Teil des Buches bearbeitet hat, vollständig angeeignet. Ich gebe hier die Zahl der Verse, um die jeder einzelne Gesang gekürzt ist: *A* 40, *B* 453, *Γ* 70, *Δ* 93, *E* 265, *Z* 53, *H* 179, *Θ* 235, *I* 61, *K* 11, *Λ* 181, *M* 75, *N* 95, *Ξ* 229, *O* 134, *Π* 145, *P* 252, *Σ* 49, *T* 100, *Υ* 89, *Φ* 161, *X* 52, *Ψ* 110, *Ω* 66. Uns deutsche Schulmänner überläuft eine Gänsehaut, wenn wir uns eine so zurechtgemachte Ilias denken. Und das Entsetzen wird nicht gemildert, wenn wir nun die Art der Streichungen im

¹⁾ Dieser tüchtige Gelehrte, dessen Name auch in unseren Berichten oft und mit Ehren genannt wurde, ist im Jahre 1881 in noch jugendlichem Alter gestorben.

einzelnen ansehen und finden, daß viele Stellen nicht aus philologischen oder ästhetischen, sondern, wenn der Ausdruck nicht zu gut ist, aus pädagogisch-sittlichen Gründen gestrichen sind. Auf diesen Punkt hat schon Hinrichs, Jahresber. Altertumswiss. XXVI (1881) S. 195 f. gebührend hingewiesen. Alle Episoden sowohl als einzelnen Verse, in denen das geschlechtliche Leben berührt wird, haben die Herausgeber getilgt. Dahin gehört z. B. nicht nur die Erzählung von der *Λιὸς ἀπάτη*, Worte, die trotzdem als Überschrift stehen geblieben sind, sondern auch die Geschichte vom Bellerophontes u. dgl. Ω 129 ff. sagt Thetis zu ihrem Sohne:

— σὴν ἔδσαι κραδίην, μεμνημένος οὔτε τι σίκου
οὔτ' εὐνής; ἀγαθὸν δὲ γυναικί περ ἐν φιλότῃτι
μίσησθαι.

Scheindler hat natürlich 130—132 gestrichen. Die Echtheit der Stelle war schon im Altertum angezweifelt; aber man erinnert sich eines ähnlichen Gedankens aus „Hermann und Dorothea“ (IV 199, der freilich auch manchem Moralpächter anstößig sein mag). Entweder hat Goethe dabei an die homerischen Verse gedacht oder nicht; in beiden Fällen ist das Zusammentreffen interessant genug. Und ein Exemplar, aus dem so Charakteristisches herausgeschnitten ist, soll man einem Primaner in die Hand geben? Schüler, die dergleichen nicht ohne Anstoß hinzunehmen, und Lehrer, die es nicht ohne Verlegenheit zu behandeln vermögen, sind gar nicht wert den Homer mit einander zu lesen.

Einen entschiedenen Vorzug der Zechmeisterschen Ausgabe vor den meisten in Deutschland gebrauchten bildet der sprachwissenschaftliche Standpunkt des Herausgebers, der sich entschlossen hat, eine Menge durch die Wissenschaft geforderter Neuerungen in den Text der Schulausgabe einzuführen. Auch hierüber handelt in ähnlichem Sinne, wie ich es thun würde, Hinrichs a. a. O.

- 6) Homeri Odyssea. Edidit Guilelmus Dindorf. Editio quinta correctior quam curavit C. Hentze. 2 Partes. Lipsiae, 1883. XXII, 204; VI, 194 pp.

Diese Ausgabe erscheint äußerlich als fünfte Auflage der Dindorfschen. Sie selber enthält der Hauptsache nach den Text der Ameis-Hentzeschen Schulausgabe mit Anmerkungen, hier und da sogar mit Festhaltung eines Druckfehlers (μ 369 ἀμφήλυθον). Die wichtigeren Abweichungen von dem nun endlich beseitigten Texte der vierten Dindorfschen Auflage sind in einem Verzeichnis am Anfange jedes der beiden Bändchen zusammengestellt.

- 7) August Fick, Die homerische Odyssee in ihrer ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt. Göttingen 1883.

Von diesem wichtigen Buche, das eigentlich nicht eine Ausgabe der Odyssee zum Lesen, sondern ein kühnes Experiment über die Rekonstruierbarkeit der ältesten Form des Textes enthält, wird die

Zeitschrift für das Gymnasialwesen eine besondere Besprechung bringen. In wie weit der Standpunkt derselben sich mit meinem eigenen deckt, weils ich allerdings nicht. Indessen wird sich weiter unten in dem Abschnitte über Grammatik Veranlassung finden wenigstens die hauptsächlichsten Punkte der Fickschen Theorie zu berühren.

- 8) Homers Odyssee erklärt von J. U. Faesi. Erster Band (α — ζ). Achte Auflage von Gustav Hinrichs. Berlin 1884.

Nachdem der bisherige Herausgeber der Faesischen Odyssee, W. C. Kayser, im Sommer 1883 gestorben ist, hat nun die Verlags-handlung die Besorgung der weiteren Auflagen an Herrn Dr. Hinrichs, ordentlichen Lehrer am Königstädtischen Gymnasium in Berlin, übertragen. Im voraus muß man diesen Entschluß als einen glücklichen bezeichnen. Faesi-Kaysers Odyssee bedurfte gar sehr einer tüchtigen Revision; die letzte Auflage besonders war kaum etwas anderes als eine Wiederholung der vorhergehenden (vgl. Jahresber. VI [1879] S. 226 und VII [1881] S. 22). Etwas gedämpft wird nun freilich die Freude über den neuen Bearbeiter durch die Ankündigung in der Vorrede (vom 10. April 1884), daß er, zur Zeit durch sonstige Arbeiten stark in Anspruch genommen, vorläufig nur einen Teil der an sich wünschenswerten Neuerungen eingeführt habe. Doch zeigt die Zusammenstellung der Textänderungen auf der letzten Seite des Bandes und ein flüchtiger Blick in das Buch selbst, daß auch jetzt schon ein ganz beträchtlicher Schritt vorwärts gethan ist. Die Änderungen und Zusätze im einzelnen zu prüfen war dem Referenten nicht mehr möglich, da er beim Empfang des Buches schon dicht vor dem Abschluß dieses Teiles seines Berichtes stand. Er hofft bald an einer anderen Stelle (Wochenschrift für klassische Philologie) Gelegenheit zu haben, sich eingehender mit Hinrichs' Arbeit zu beschäftigen.

- 9) Homers Odyssee. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Karl Friedrich Ameis.

Erster Band. Zweites Heft (η — μ). Siebente berichtigte Auflage bes. von Dr. C. Hentze. 1882.
Zweiter Band. Erstes Heft (ν — σ). Siebente berichtigte Auflage bes. von Dr. C. Hentze. 1884.
Zweiter Band. Zweites Heft (τ — ω). Sechste berichtigte Auflage bes. von Dr. C. Hentze. 1880.

Die Veränderungen gegen die vorhergehende Auflage (1876. 1877. 1874) sind, soweit eine freilich nur flüchtige Vergleichung ein Urteil darüber gestattet, nicht tiefgreifend, fehlen aber doch auf keiner Seite ganz. Im allgemeinen darf wohl auf die Charakteristik der Thätigkeit des Herausgebers verwiesen werden, welche im vorigen Jahresbericht (VII [1881] S. 23 ff.) für das mit den drei vorliegenden zusammengehörende erste Heft gegeben worden ist. Ein paar Bemerkungen zu einzelnen Stellen, die bei

der Lektüre notiert worden sind, mögen hier Platz finden. — Zu α 167 heisst es: „ἀμφοτέρωθεν zu πλεξάμενος: von beiden „Seiten her, indem er die Ruten in beide Hände nahm und sie „so von den beiden Enden aus zusammendrehte“. Wie soll man sich davon ein Bild machen? Mir gelingt es nicht. Es ist doch viel natürlicher ἐντροφεῖς ἀμφοτέρωθεν zusammenzunehmen: „auf beiden Seiten wohlgedreht“. — α 268 „ἄξεις, natürlich in ihrer frühern Gestalt“. Aber das die Gefährten jetzt eine andere haben, weiss Eurylochos gar nicht; er spricht 259 ganz unbestimmt von ihrem Verschwinden. — λ 285 Πύλον doch wohl lieber von βασιλεύς abhängig zu denken als lokal aufzufassen. — λ 555 τὰ δὲ πῆμα θεοὶ θέσαν Ἀργαίοισιν wird gewiss nicht richtig so erklärt, dass θεοὶ Hauptbegriff sei. Dagegen spricht einmal die Wortstellung, dann aber auch der folgende Satz, der mit γὰρ angeknüpft ist und, wie Hentze selbst zu 556 hervorhebt, den Begriff πῆμα begründet. Mit οὐδέ τις ἄλλος 558 beginnt ein völlig neuer Gedanke in einer dafür ganz üblichen Form. — ν 115 liest Hentze τοῖον γὰρ und erklärt „so gut“; aber nach dem, was er im Anhang zu dieser Stelle sagt, muss man eigentlich glauben, er ziehe die Lesart τοίων vor, worin Referent ihm beistimmen würde. — Zu φ 241 ἐπὶ δεσμὸν ἵηται wird u. a. die Anmerkung zu φ 447 citiert; dasselbe geschieht zu α 23 κατέδει. Aber an der citierten Stelle ist keine Erklärung zu finden, die gemeint sein könnte.

- 10) Anhang zu Homers Odyssee. Schulausgabe von K. F. Ameis. IV. Heft. Erläuterungen zu Gesang XIX—XXIV. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage, besorgt von Dr. C. Hentze, Oberlehrer am Gymnasium zu Göttingen. Mit Abbildungen und zwei Registern. Leipzig 1880. 136 S.

Das vorliegende Heft des Anhangs erscheint zum ersten Male in Hentzes Bearbeitung. Die erste Auflage war vom Jahre 1868. So fehlte es nicht an Stoff zur Vermehrung und Berichtigung; der Umfang des Buches ist um 23 Seiten gewachsen. Die von Autenrieth zusammengestellten Register am Schlusse des Heftes sind wieder abgedruckt, vom Herausgeber nach den neuesten Auflagen der Hefte der Ausgabe und des Anhangs revidiert. An Stelle des früher gegebenen Grundrisses von dem Hause des Odysseus ist der aus Autenrieths Wörterbuch (2. Aufl.), der freilich von diesem selbst inzwischen verändert worden ist, getreten. Hinzugefügt ist auch nach Autenrieth eine perspektivische Zeichnung der hinteren Hälfte des Männersaales im Palaste des Odysseus.

- 11) *Odύσσεια*. Homers Odyssee. Erklärende Schulausgabe von Heinrich Düntzer. II. Heft. II. Lieferung (ν — π). Zweite, neu bearbeitete Auflage. Paderborn 1880.

Die vorhergehende Lieferung ist im vorigen Jahresberichte (VII [1881] S. 26 ff.) besprochen und mit der ersten Auflage ver-

glichen worden. Leider ist es mir an meinem gegenwärtigen Wohnorte nicht möglich gewesen eines Exemplares der ersten Auflage habhaft zu werden. Ich muß mich daher auf wenige Einzelbemerkungen beschränken. — Düntzer geht in der Feststellung des Textes oft seinen eigenen Weg, in Anbetracht der heiligen Kraft, welche sonst für Schulausgaben des Homer die Tradition zu besitzen scheint, ein nicht gering zu schätzender Mut. So lesen wir hier ν 158 richtig *μηδέ σφιν ἕρος πόλεο ἀμφικαλύψαι*, während selbst Nauck das, wie mir scheint, sinnlose *μέγα δέ* stehen läßt. Nun hätte Düntzer aber auch ν 84 *πρύμνη* in *πρώρη* ändern sollen, wie Nauck nach Heller gethan hat. Soll man sich denn denken, daß ein Schiff, welches kräftig vorwärts getrieben durch die Wellen streicht und das hier zum Überflus mit galoppierenden Pferden verglichen wird, mit dem hinteren Ende sich aus dem Wasser hebt? Das müßten ungeschickte Seeleute sein, welche die Ladung so verteilt liefen; und in welchem Lichte erscheinen gar die verglichenen Pferde! — ν 438 *στρόφος*: aus Düntzers Anmerkung wird nicht gethan, daß das Wort ein Substantivum ist. — ξ 257 „*ἐυροίτης*, hier beim Femininum“; aber es ist Epitheton zu *Ἀίγυπτον*, dem Namen des Flusses.

- 12) *Homeri Odysseae epitomé. In usum scholarum edidit Franciscus Pauly. Pars prior (α—μ). Editio quarta correctior. — Pars altera (ν—ω). Editio tertia correctior. — Pragae 1880. Sumptibus Friderici Tempky.*

Äußerlich nach dem Vorbilde der Hoheggerschen Epitome ist hier ein Auszug aus der Odyssee zurechtgemacht. Über die dabei befolgten Grundsätze giebt der Herausgeber in der im ersten Bändchen wieder abgedruckten Vorrede der ersten Auflage Auskunft. Nicht die für unecht gehaltenen Stellen sind ausgeschieden, sondern 'ea, quae minus apta viderentur iuvenili aetati'. Wie weit das Verdienst an diesem sinnreichen Verfahren dem Verfasser, wie weit einer in Österreich etwa herrschenden oder geduldeten Schulpraxis zufällt, weiß ich nicht. Pauly hat sich übrigens seiner Aufgabe mit Diskretion entledigt; die Zahl der gestrichenen Verse ist nicht allzugroß. Es sind in α 25, γ 7, δ 3, ϵ 19, ζ 14, η 14, θ 102, κ 35, λ 26, \omicron 114, ρ 2, σ 3, χ 1, ψ 7. In der Numerierung der Verse ist auf die der unverstümmelten Odyssee keine Rücksicht genommen, so daß die Benutzung des Buches sehr unbequem sein würde. Von der Sittenstrenge, mit der die Ausmerzung anstößiger Stellen betrieben worden ist, nur ein paar Beispiele. In α fehlen die Verse, in denen die Abstammung Telemachs erörtert wird, 207—224, ferner 433 *ἐνῆ δ' οὐ ποτ' ἔμπετο, χόλον δ' ἀλέεινε γυναικός*. In ξ sind u. a. gestrichen 128 f.: *ἐκ πικνιῆς δ' ἔλγξ πτόρθον κλάσσε χειρὶ παχείῃ φύλλων, ὡς ῥύσαιτο περὶ χοροὶ μῆδεα φωτός*, und demnach auch 135 f. In γ

ist natürlich die Beschreibung von dem Bade Telemachs gefallen (464—469), aber auch ein so harmloser Vers wie 403: τῷ δ' ἄλοχος δάσπεινα λέχος πόρσυνε καὶ εὐνήν. — Dafs ein solches Buch in unserer Zeit die dritte, ja vierte Auflage erlebt hat, dürfte für den Kulturhistoriker nicht ohne Interesse sein.

- 13) Augustus C. Merriam, The Phaeacians of Homer. The Phaeacian Episode of the Odyssey as comprised in the sixth, seventh, eighth, eleventh and thirteenth Books, with Introduction, Notes and Appendix. Illustrated. New-York 1883. XXII u. 286 S.

'Since the usual curriculum of the American college requires that some portion of the Iliad shall be read by candidates for admission, the Odyssey comes, in natural sequence, within the first years course after entrance'. Diesem vorbereitenden Kursus der Lektüre zu dienen ist das vorliegende Buch bestimmt. Es enthält an Text (im wesentlichen nach Dindorf) vollständig die Bücher ζ und η, θ mit Auslassung von 267—366, von λ die Verse 328—384, von ν 1—187. Beigegeben sind aufer einer Einleitung, 'An outline of the Homeric question' (kurz und verständig), und einem Anhang, 'The discoveries of Schliemann and Cesnola', ausführliche Anmerkungen, in denen sich der Verfasser mit den wichtigsten Schriften der grammatischen und exegetischen Litteratur bekannt zeigt. Die Erklärungen sind für einen elementaren Standpunkt der Leser berechnet; doch ist auffallend, dafs sie sich wenig mit grammatischen Dingen beschäftigen. Die eigentümlichen und dem Anfänger unverständlichen Formen der homerischen Sprache bleiben oft unerwähnt; in anderen Fällen wird durch eine an den Leser gerichtete Frage auf sie aufmerksam gemacht (z. B. λ 330 'φθῆρ': what peculiarity?) oder auf die Grammatiken von Hadley oder Goodwin verwiesen. Etwas eingehender ist die Syntax berücksichtigt, wie sich z. B. die allmähliche Entwicklung des kurzen Demonstrativpronomens zum Artikel S. 48 gut erörtert findet. Zu ζ 126 *πειρήσομαι ἢ δὲ ἴδωμαι* wird erstere Form für ein Futurum erklärt, und in diesem Sinne ist wohl auch das Citat dieser Anmerkung zu λ 328 *μυθήσομαι οὐδ' ὀνομήνω* zu verstehen, beides gewifs nicht richtig. In der Behandlung der Etymologie ist der Verf. nicht ganz konsequent. Von *νήδιμος* sagt er zu ν 79 nur, es sei in Ableitung und Bedeutung gleich zweifelhaft. Zu *ἐδουχόρω* ζ 4 werden zwei Ableitungen, von *χερός* und von *χῶρος*, mitgeteilt. Zu *ἑρόν μένος* η 167, das mit 'the impetuous ardor' übersetzt wird, ist gar skt. *ishiras* angeführt. — Einen breiteren Raum, als man es bei uns in ähnlichen Büchern gewohnt ist, nehmen ästhetische Betrachtungen ein. Die Zeichnungen sind zum großen Teil Schliemanniana, zum Teil ägyptische Abbildungen, also von sehr ansehnlichem Werte für die Erläuterung des griechischen Alter-

tums. Doch finden sich auch nützlichere Stücke, eine Abbildung des Erechtheions, eine solche der Artemis von Versailles u. dgl., die wir nicht gerade in einem Kommentar zu Homer suchen würden, die aber den Schülern eines amerikanischen College wohl nicht so geläufig sind wie unseren Gymnasiasten.

II. Übersetzungen.

- 1) Homers Odyssee, von Johann Heinrich Vofs, mit einer Einleitung von Jakob Mähly. Stuttgart, Verlag von W. Spemann.
Homers Werke, 2) Ilias, übersetzt von Johann Heinrich Vofs, mit Einleitung von Prof. Jak. Mähly. Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

Die dem lesenden Publikum wohl bekannte „Collection Spemann“ bringt hier unter Nr. 12 und 104 Odyssee und Ilias in sauberem Druck und Einband, jedes Bändchen zum Preise von 1 M. Die Einleitungen (8 und 10 Seiten) enthalten eine Charakteristik der homerischen Poesie; in der zum Schlufs auch die Fragen der höheren Kritik vom gemäfsigt unitarischen Standpunkt aus kurz besprochen werden. Vermifst wird eine Notiz über die Wahl der Übersetzung. Es ist die älteste Form der von Vofs gegebenen Bearbeitungen, die hier wiederholt ist, und zwar wohl unabhängig von der 1881 durch Bernays gegebenen Anregung. Sicher konnte Referent dies nicht feststellen, da die beiden Bändchen ohne Jahreszahl gedruckt sind.

- 2) Homers Odyssee von Johann Heinrich Vofs. Abdruck der ersten Ausgabe vom Jahre 1781 mit einer Einleitung von Michael Bernays. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. CXX u. 468 S. 8 M.

Im Jahre 1781 erschien Vossens deutsche Odyssee. Zur Feier der Erinnerung an dieses Ereignis hat die Cotta'sche Buchhandlung vorliegenden Neudruck veranstaltet, der durch Michael Bernays mit Benutzung der auf der Münchener Bibliothek befindlichen Handschriften des Übersetzers sorgfältig hergestellt ist, so daß Fehler des ersten Druckes auf Grund der Handschriften korrigiert wurden. Nur die ursprüngliche Orthographie ist zum Teil geändert; an Stelle von α und α , wie Vofs 1781 für ϵ und η schrieb, ist y und e eingesetzt worden, was schon durch Vofs selber in den späteren Auflagen geschehen war. Von diesen ist die vierte im Jahre 1814 erschienen. Die Verbesserungen, welche der alternde Dichter in unermüdlicher Arbeit an seinem Werke vornahm, hatten in erster Linie den Zweck, die Genauigkeit in der Wiedergabe des Sinnes des griechischen Textes zu erhöhen; daneben aber verfolgte Vofs auch das Ziel, die Verteilung der Worte und Satzglieder innerhalb der einzelnen Verse und somit die rhythmische Gestalt jedes Verses derjenigen des Originals immer ähnlicher zu machen. Was auf diese Weise die deutsche Odyssee an künst-

licher Vollendung gewann, verlor sie an natürlicher Frische, und es war deshalb ein guter Gedanke, dem Publikum, das von diesem Verhältnis wenig wufste, seine Odyssee wieder in der ursprünglichen Gestalt zu geben, wie sie der Dichter in jugendlichem Alter, in den glücklichsten Jahren seines Lebens geschaffen hat. Um den Unterschied der Bearbeitungen anschaulich zu machen, setze ich hier ein paar Verse zur Vergleichung her, zunächst ε 1 ff.:

1781:

Ihm antwortete drauf der erfindungsreiche Odysseus:
Weit gepriesener Held, Alkinoos, mächtigster König,
Wahrlich es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu horchen,
Wenn ein Sänger, wie dieser, die Töne der Himmlischen nach-
ahmt.

- 5 Denn ich kenne gewifs kein angenehmeres Leben,
Als wenn ein ganzes Volk ein Fest der Freude begehrt,
Und in den Häusern umher die gereiheten Gäste des Sängers
Melodien horchen, und alle Tische bedeckt sind
Mit Gebacknem und Fleisch, und der Schenke den Wein aus
dem Kelche
- 10 Fleißig schöpft, und ringsum die vollen Becher vertheilet.
Siehe das nennt mein Herz die höchste Wonne des Lebens!

1806 (dritte Auflage):

Ihm antwortete drauf der erfindungsreiche Odysseus:
Weit gepriesener Held Alkinoos, mächtigster König,
Wahrlich es ist doch Wonne, mit anzuhören den Sänger,
Solchen, wie jener ist, den Unsterblichen ähnlich an Stimme!

- 5 Denn ich kenne gewifs kein angenehmeres Trachten,
Als wenn festliche Freud' im ganzen Volk sich verbreitet,
Und in den Wohnungen rings die Schmausenden horchen dem
Sänger,
Sitzend in langen Reihen, und voll vor jedem die Tische
Stehn mit Brot und Fleisch, und geschöpften Wein aus dem
Kruge
- 10 Fleißig der Schenk umträgt, und umher eingießt in die Becher.
Solches dünkt mir im Geist die seligste Wonne des Lebens!

Wenn man das Original und die letzte Redaktion der Übersetzung dazu nimmt, so hat man ein deutliches Beispiel von der Entwicklung, die Vossens Arbeit genommen hat. Besonders sind die Verse 3. 4. 6. 8. 11 von der Änderung betroffen worden, die jedesmal in einem engeren Anschluß an Wortlaut und Wortstellung des Originals ihren Grund hat. — Ich gebe noch ein kurzes Stück aus einem anderen Gesange, ε 203 ff.:

1781:

- Also teuscht' er die Gattin mit wahrheitgleicher Erdichtung.
 Aber die horchende Gattin zerfloß in Thränen der Wehmut.
 205 Wie der Schnee, den der West auf hohen Bergen gehäuft hat,
 Vor dem schmelzenden Hauche des Morgenwindes herabfließt;
 Dafs von geschmolzenem Schnee die Ströme den Ufern ent-
 schwellen:
 Also flossen ihr Thränen die schönen Wangen herunter,
 Da sie den nahen Gemahl beweinete. —

1806 (dritte Auflage):

- Also der Teuschungen viel erdichtet' er, ähnlich der Wahrheit.
 Aber der hörenden floß die schmelzende Thrän' auf die
 Wang' hin:
 205 So wie der Schnee hinschmilzt auf hochgeschneitellen Bergen,
 Welchen der Ost hinschmelzte, nachdem der West ihn ge-
 schüttet;
 Dafs von geschmolzener Nässe gedrängt abfließen die Bäche:
 Also schmolz in Thränen der Gattin liebliches Antlitz,
 Welche den nahen Gemahl beweinete.

Auch hier kann es nicht zweifelhaft sein, daß die jüngere Übersetzung genauer, die ältere anmutiger ist, und dieser Unterschied geht mit größerer oder geringerer Deutlichkeit durch das ganze Buch hin. Wenn es sich also darum handelte, diejenige Form festzuhalten, in welcher die Odyssee am geeignetsten wäre, ein „Haus- und Volksbuch“ zu bleiben oder zu werden, so hat man recht gethan zu der Ausgabe von 1781 zurückzukehren. Denn von den Vorwürfen, die Adalbert Schröter (Gesch. d. dtsh. Hom.-Übers. S. 273. 274) gegen dieses Verfahren erhoben hat, scheint keiner recht begründet. Weder „bricht man über ein 30 jähriges Mühen' den Stab“, noch macht man sich einer „gönnnerhaften Bevormundung“ des Publikums schuldig. Dafs ein ehrlicher Arbeiter wie Vofs, nachdem er etwas Tüchtiges geleistet hatte, in sorgfältiger Ausfeilung sich selber nicht genug thun konnte und so schließlic den Gesamteindruck seiner Nachdichtung trübte, ist begreiflic und menschlic. Und wenn Gelehrte nicht das Recht haben sollen, aus dem Gebiete ihrer Studien dem Publikum eine Belehrung anzubieten, wozu sind sie dann da?

Bernays' Einleitung giebt außer dem zur Begründung des Neudruckes Gesagten eine anziehend geschriebene Skizze der Bewegung in der deutschen Litteratur, durch welche Vossens Werk vorbereitet wurde. Unter den Männern, deren Bestreben auf die Gewinnung eines deutschen Homers gerichtet war, werden Bürger und Friedrich Leopold Stolberg in erster Linie gewürdigt. Dieser Teil der Bernays'schen Arbeit wird nun freilich an Ausführlickeit übertroffen von der schon erwähnten Schrift von Adalbert Schröter,

die denselben Gegenstand behandelt und zu deren Besprechung ich jetzt übergehe.

- 3) Adalbert Schröter, Geschichte der deutschen Homer-Übersetzung im XVIII. Jahrhundert. Jena, Hermann Costenoble, 1882. X und 360 S. 7 M.

Eine Tendenzschrift im schärfsten Sinne des Wortes, eingekleidet in die Form einer geschichtlichen Darstellung. Diese ist allerdings zum großen Teile interessant zu lesen. Zwar weicht die Redeweise des Verfassers von dem, was man nach gewöhnlichen Begriffen von Schönheit und Deutlichkeit der Sprache erwarten könnte, stellenweise recht erheblich ab. Aber in reichem Maße teilt er Auszüge aus den besprochenen Schriften mit, die geschickt zusammengestellt sind, und giebt so ein lebendiges, freilich doch wieder recht subjektiv gefärbtes Bild von dem litterarischen Streit, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sich um die Frage bewegte, ob und wie man Homer metrisch ins Deutsche übersetzen solle. Die Anregungen, die von Gottsched und von Bodmer, später von Klopstock ausgingen, der mittelbare Einfluss, den Lessing übte, der edle Wettstreit, der zwischen Bürger und Fritz Stolberg geführt wurde und in den dann zu allgemeiner Überraschung der alte Bodmer mit eintrat, — alles dieses wird in den frischen Äußerungen jener Männer selbst, in Proben aus ihren Übersetzungsversuchen dem Leser vorgeführt. Unerfreulich wird die Sache erst, wo der Verf. auf Vofs zu sprechen kommt; denn das ist nun die Aufgabe, die er sich gestellt hat, zu zeigen, dass die Freude, die wir Deutschen an unserem Vossischen Homer haben, eine unberechtigte sei. Das Buch von Bernays ist erschienen, als Schröters Arbeit in ihren Grundzügen fertig vorlag (s. Vorwort); im einzelnen hat er vielfach polemisierend darauf Bezug genommen.

Zunächst soll nachgewiesen werden (und diesem Zwecke dient die historische Form der Darstellung), dass die Wahl der Hexameter für die metrische Form einer deutschen Homerübersetzung zufällig entstanden sei. Bekanntlich wurde von Gottsched wie von den Schweizern die Frage erörtert, ob es deutsche Verse geben könnte, die anders als durch den Reim gebunden wären. Beide bejahten die Frage; Gottsched mit geringerer Lebhaftigkeit als jene, aber er wollte doch auch Proben reimloser deutscher Verse geben, und bei diesem metrischen Experiment (S. 55) geriet er zufällig (S. 27) auf den Hexameter und durch diesen wieder auf den Homer. Indem er nun den Eingang der Ilias in deutsche Hexameter übertrug, um in seiner „Kritischen Dichtkunst“ eine Probe dieser Versart zu geben, verrichtete er „unwissentlich eine der verhängnisvollsten Thaten im Bereiche deutscher Verskunst“ (S. 25); denn so ist er der Vater des deutschen Hexameters geworden und geliebt (S. 30), „wie sehr er ihn

verleugnete in der Folgezeit“ und wie sehr er sich auch bemühte „das von ihm selber heraufbeschworene Übel mit eigener Hand zu kastrieren“. Letztere sinnige Wendung bezieht sich auf Gottscheds Widerspruch gegen Klopstocks hexametrische Dichtung. Auch diese beruht ihrer Form nach, wie Schröter meint, auf Zufall (S. 56); die „unselige Portenser Versifexerei“ (S. 30) ist an den Hexametern des Messiasdichters schuld. Referent würde als alter Pförtner gegen diese geschmackvolle Schulerinnerung protestieren, wenn er es überhaupt für möglich hielte, daß außer Adalbert Schröter jemand an dem, was hier in Rede steht, zweifle, nämlich daran, daß die Einführung antiker Metra in unsere Poesie, wie sie durch Klopstock zuerst unternommen worden ist, nicht im entferntesten auf Zufall beruht, sondern in engstem Zusammenhange steht mit jener allgemeineren Vertiefung in die alte Litteratur und vorab in das Studium Homers, welche gleichzeitig erfolgte und in der Entwicklung des deutschen Geisteslebens aufs innerlichste begründet war.

Während Bürger mit der Probe einer Ilias-Übersetzung in reimlosen fünffüßigen Jamben reichen Beifall und zum Teil von sehr urteilsfähigen Männern erntete, war Friedrich Leopold Graf zu Stolberg der erste, der mit einer Übersetzung in Hexametern (1776. 1778) einen herzhaften Erfolg erzielte. Schröter führt (S. 197) das sehr anerkennende Urteil von Heyne in Göttingen an, und der beste Beweis für die Wirkung von Stolbergs Ilias ist die Thatsache, daß Bürger seinerseits den Wettkampf aufgab. Ja — man traut seinen Augen kaum — auch Schröter ist des Lobes voll für die Leistung des Grafen trotz der Hexameter, die ja an sich vom Übel sind, trotz der Schreibung *Hära* und *Odüssöus*, trotz der „unleidigen Manier“ (S. 224), als fünften Fuß einen Spondeus zu setzen, trotz der zugestandenen Flüchtigkeit der Arbeit (S. 171. 197. 210). Stolberg sei ein dem Ilias-Dichter kongenialischer Geist gewesen, auch im Alter mit ihm übereinstimmend; „denn die Ilias hat ein Jüngling geschaffen, das ist mir ganz zweifelsohne“ (S. 212). Stolberg (S. 214) frühstückte gut, er trank Wein zum Frühstück, er verkehrte in vornehmer Gesellschaft, besonders auch mit Damen, denen er seine Verse vorlas, er hatte schöne freie Zeit, um „bereits vor dem „„Frühstück““ den Pegasus satteln zu dürfen zu einem Ritt bei Morgenrot“, wohingegen „das arme Otterndorfer Schulmeisterlein“ — — aber ich schäme mich, etwas von den Worten zu wiederholen, in denen Dr. Adalbert Schröter versucht (S. 214: 228; vgl. S. 171), die rührende Treue, mit welcher der ehrliche Vofs die freien Minuten zur Arbeit der Enge seines schlicht bürgerlichen Lebens abgewinnt, vor deutschen Lesern lächerlich zu machen.

Eine andere Frage ist, ob nicht doch sachlich etwas beigebracht worden ist zur Korrektur des bisherigen Urteils über Vossens Homer, ob nicht wirklich durch Stolberg alles Wesentliche zuvor

geleistet worden war, ob nicht also die Vossische Übersetzung sowohl in ihrem Verhältnis zur Stolbergischen als auch an sich vielfach überschätzt worden ist. Manches in Schröters Ausführungen verdient immerhin ernst genommen zu werden.

Da ist zunächst die metrische Korrektheit und Flüssigkeit. Hier gibt der Verf. zu, daß Vofs in seiner Odyssee (Probe 1777, vollständig 1781) einen Fortschritt gegen Stolberg darstelle (S. 186 f.). Er ist nur auf der andern Seite beflissen zu zeigen, daß dies eigentlich ein unwichtiger Punkt sei: Stolbergs „Stoff in seiner höheren Erregtheit“ habe „eine minder geblättere Form weit eher vertragen als eine Episode aus der Odyssee“ (S. 187); die von Vofs entdeckten Gesetze für den Bau des Hexameters seien teils überhaupt nicht in die deutsche Metrik herüberzunehmen (S. 63), teils seien sie schon vor Vofs dagewesen, der sie nur „zuerst einmal peinlicher gehandhabt habe“ (S. 262); sein Streben, Spondeen an Stelle von Trochäen ausfindig zu machen oder zu bilden, sei nichtig gewesen (S. 272); die deutsche Sprache kenne keine Spondeen, „Eislauf“ und „Eisfahrt“ seien Trochäen, die allenfalls durch Betonung zu Jamben werden könnten, aber nie zu Spondeen. — Dies ist nun alles nicht richtig. Ob ich ein Wort wie „Eislauf“ spondeisch messe oder eines wie „meine“, ist ein sehr großer Unterschied. Und darin vor allem beruht, von der Beschränkung der störenden spondeischen Ausgänge abgesehen, der Vorzug der Vossischen Hexameter vor den Stolbergischen, daß er nach Möglichkeit als „lange“ Silben (nach antiker Bezeichnungsweise) nur solche behandelt, die lautlich und begrifflich einiges Gewicht haben. So kommt es, daß „die rhythmische Haltung der Odyssee eine fast gefällige und anmutige ist“, wie selbst Schröter S. 258 anerkennt, wogegen die Stolbergischen Verse zum großem Teile geradezu entsetzlich klingen. Das ist freilich Geschmacksache, und ich verlange nicht, daß hier jemand mein Urteil als solches für wichtig oder gar für richtig halte; wem Stolbergs Hexameter besser gefallen, der mag ihnen den Vorzug geben: aber er soll sich nicht geberden, als ob er mit solchem Geschmacksurteil eine litterarhistorische That thue.

Vossens Versen fehlt der geniale Schwung, der diejenigen des Grafen Stolberg auszeichnet. Zwar hatte er „mit Treue und hoher hermeneutischer Begabung gearbeitet“ (S. 267), aber seine Odyssee war doch „nichts anderes geworden als eine blasse Kreidezeichnung des homerischen Wunderbildes“ (S. 265). Zwar giebt „die Odyssee ein leidliches Bild des Stiles der homerischen“, aber eben „nicht mehr als ein nur leidliches“ (S. 246 f.); es liegt „über dem Ganzen ein einfarbendes, glanzloses Dämmerlicht“ (S. 264). Solche Verdikte Schröters ließen sich noch in Menge anführen; aber hier ist wieder alles dem subjektiven Gefühl anheimgestellt. Wenn wir nun den Stil der „Odyssee“ schön finden, was will der Gegner mit allem Schelten machen? Ein Versuch zum Beweise findet

sich doch. S. 259 sind einige Stellen (o 488 ff. § 165 ff. 518 ff.) ohne Versabteilung gedruckt, und man kann nicht abstreiten, daß sie fast völlig so wie Prosa sich lesen. Das ist gewiß kein Vorzug. Aber hat Schröter auch mit Stolbergs Ilias dieselbe Probe gemacht? Hier sind ein paar Beispiele. Z 325—332: „Ihm „antwortete Alexandros mit göttlicher Bildung: Hektor, du hast mich „mit Fug und nicht mit Unrecht gescholten; darum will ich reden; „du aber höre, mein Bruder. Keinesweges haß' ich das vaterländi- „sche Troia, aber ich saß im Zimmer, und übergab mich dem „Schmerze. Siehe, nun hat mich mein Weib mit weichen Worten „beredet, in die Schlacht zu gehen, und also scheint es mir selber „auch am besten; es wechselt der Sieg bey sterblichen Menschen“. — II 118—124: „Aias erkannte die Werke der Götter, und er- „starrte, als er vernahm, wie Zeus der hochherdonnernde ihm ist „jeden Entschluß vereitelte, Sieg den Troern gewährte; und er „wich. Da warfen die Troer loderndes Feuer in das schnelle Schiff, „unlöslich tobt die Lohe; so umflamte Feuer das Schiff. Der „Päleione ward es gewahr; er schlug die Lenden, und sprach zu „Patroklos“. — Ω 227—232: „Also sprach der Greis, und öffnete „schöne Kasten. Sieh, er nahm heraus zwölf schöne Schimmer- „gewande, zwölf einfache Mäntel, und zwölf Teppiche; ferner zwölf „Leibröcke, eben so viele Obergewande; wog auch zehn Talente „Gold ab zum Geschenke; nahm dazu zweien schimmernde Drey- „füße und vier Kessel“. — Das alles habe ich nicht geschrieben, um Stolbergs Leistung herabzusetzen: er ist Vossens verdienstvoller Vorläufer (vgl. Schröter S. 169); aber was dem einen recht, ist dem andern billig.

Die Übersetzung von Vofs ist nicht überall sinngetreu. Daß sie es im ganzen ist, ja, daß sie „nach dieser Seite — abgesehen von Halbheiten oder nichtigen Halbverständnissen — den klaren und festen Stempel der Klassizität“ trägt, sagt Schröter selber (S. 267). Es könnte also überflüssig scheinen die Versehen in Einzelheiten, die doch untergelaufen sind, und auf die er mit Recht aufmerksam macht, noch einmal zu erwähnen. Aber es verdient gesagt zu werden, daß die Darstellung des Verf.s auch hier durchaus partiisch ist. Während er sonst davon durchdrungen ist, daß eine Homerübersetzung mehr Nachdichtung als wortklaubende Übertragung sein solle, legt er nun (man lese nur seine Beispiele S. 235 ff.) gerade diesen mikrologischen Maßstab an, und wo Vofs einen griechischen Ausdruck nicht ganz wörtlich wiedergegeben hat, da ist bald etwas „verschluckt“, bald „verwischt“, bald „steht nichts davon im Original“. Überall merkt man das Bestreben zu tadeln und zu schelten. So kommt es, daß neben mancher berechtigten Ausstellung („Süßes Böckchen, wie gehts?“ S. 189; „allein“ χ 11, S. 245) auch mancher ganz unberechtigte Vorwurf gemacht wird („im Laufe des Jahres“

λ 248, S. 241; „Aides' Wohnung“ S. 243; „angefeuchtet“ ζ 439, S. 246).

Die früheren Übersetzer, Stolberg eingerechnet, hatten nicht daran gedacht, die Zahl der Verse im Deutschen derjenigen des Originals gleich zu machen. Indem Vofs sich dies zum Gesetz machte (S. 256), beging er, wenn wir Schröters Versicherung glauben, „eine krasse Verirrung“; die „numerische“ Übereinstimmung scheint ihm ein „ungemein nichtiger Gewinn“ zu sein. Darüber ließe sich doch streiten. Gewiss giebt es für eine Übersetzung wichtigere Gesichtspunkte; aber als Antrieb zur Sorgfalt und zu strenger Selbstzucht ist die von Vofs aufgestellte Regel nicht zu verachten. Ja Schröter selbst scheint hiervon etwas zu ahnen, da er in dem Zahlenverhältnis bei Stolberg (482 deutsche Verse in *Y* für 502 griechische) ein Zeugnis für „das Genialunbekümmerte der ganzen Arbeit“ sieht (S. 167). Anders steht es mit dem Versuche, den Vofs in seinen späteren Auflagen immer eifriger gemacht hat, auch Wortstellung und rhythmische Gliederung jedes einzelnen Hexameters dem Originale nachzuformen; das ist in der That eine Spielerei, und Schröter thut recht sie anzugreifen (S. 256 f.). Aber wenn doch die Ausbildung dieses verkehrten Prinzips, das die Übersetzung immer mehr zu einer äußerlichen Nachzeichnung zu machen drohte, den späteren Bearbeitungen der Odyssee zur Last fällt, hatte dann nicht Bernays recht, als er auf den ältesten Druck zurückgriff? Warum wird auch er gescholten?

Der Verfasser nimmt eben Tadelgründe, wo er sie findet. Die metrische Kleinarbeit der späteren Auflagen dient ihm da ebenso gut wie die orthographische Schrulle in der ersten. Stolberg hatte *ü, ä* für *v, η* geschrieben, Vofs war ihm gefolgt und hatte diese Schreibweise, freilich mit wunderlichem Eifer und eher grob als fein, verteidigt; Stolberg behielt sie auch später bei, Vofs änderte sie und gestand (1790) in schlichten Worten sein Unrecht ein. Diese Worte stehen bei Bernays S. IX; Schröter citirt sie, so viel ich gesehen habe, nicht. Aber er wird nicht müde, über das Problem 'to bäh or not to bäh' zu spotten und hält eine „Geschichte der deutschen Homerübersetzung“ für den geeigneten Platz, um jenes litterarische Gezänk in breiterer Breite dem Leser vorzuführen: S. 193—196, 278—300, — wohlgemerkt alles nur, um Vofs lächerlich zu machen wegen einer Ansicht, die von ihm eine Zeit lang vertreten, von Stolberg aufgestellt und festgehalten worden ist! Was Herr Schröter für Anlaß gehabt hat auf den braven Vofs so grimmigen Hafs zu werfen, wer kann es wissen? und wer möchte danach fragen? Aber wenn es einmal nicht anders sein konnte, was hat das Publikum verschuldet, daß es Zeuge dieser Verdrießlichkeit werden mußte?

- 4) Friedrich Heufner, Die Vossische Übersetzung des Homer. Festsrede, gehalten in der Aula des Gymnasiums am hundertjährigen Gedenktage der Ankunft Johann Heinrich Vossens in Eutin. Eutin 1882. 18 S.

Die Rede würdigt in kurzen und herzlichen Worten die Bedeutung des Gedenktages, an dem sie gehalten ist. Wie die Schöpfung des deutschen Homer in der Litteratur vorbereitet, wie Voss zu dieser Arbeit befähigt und ausgerüstet war, wie das Leben in Homer sich mit seinem häuslichen Leben und Treiben verwob (bis zur Bereitung und zum Genuß eines nach homerischem Rezept bereiteten *πυρέων*), endlich welche tiefgehende und umfassende Wirkung von der deutschen Nachdichtung ausgegangen ist, das alles wird in frischen Zügen dem Leser geschildert.

- 5) Homers Ilias. Übersetzt und erklärt von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M. 1881. XIII u. 686 S. 5 M.

Die vorliegende Arbeit beruht auf denselben Grundsätzen, welche im Vorwort zu der 1875 erschienenen Odyssee dargelegt sind, und will nach diesen beurteilt sein. Es kommt daher hier zunächst darauf an, den wesentlichen Inhalt dieser Grundsätze anzugeben.

1) Nicht eine wörtliche Übersetzung war beabsichtigt, sondern eine Nachdichtung. Daraus ergab sich eine größere Freiheit auch in Bezug auf die Stellung der Worte und Satztheile, deren Ordnung nicht selten umgekehrt worden ist, und auf die Verteilung der Worte in die einzelnen Verse. Auch die Zahl der Verse des Originals konnte nicht immer genau bewahrt werden.

2) Alle bisherigen Übersetzer Homers litten unter dem Übelstande, daß sie keine Rhapsoden waren. Es ging ihnen wie dem chinesischen Schneider, der noch nie eine Hose gefertigt hatte, sich aber doch getraute nach einem ihm vorgelegten Muster solche Kleidungsstücke für eine ganze Compagnie englischer Soldaten herzustellen; er machte die Hosen genau richtig, aber alle mit demselben abgezirkelten Flicker auf dem Knie. So vermochten auch die Übersetzer Homers nicht das Zufällige vom Wesentlichen zu sondern und übertrugen mit gleicher Gewissenhaftigkeit beides ins Deutsche.

3) Streben nach Klarheit des Gedankens und Streben nach Wohlklang der Sprache bilden das Parallelogramm der Kräfte, aus dem als Diagonale die Schönheitslinie der Dichtung resultiert. Aber diese Linie erleidet fortwährend kleine Abweichungen von ihrer eigentlichen Richtung wie die Kurvenbahn eines Planeten. Der Übersetzer muß nicht die wirkliche Bahn verfolgen, sondern aus den durch sprachliche und menschliche Individualität verursachten Störungen die ideale Bahn heraus erkennen. Das kann aber nur jemand, der selbst Dichter ist. — Auch Homers Verse sind nicht mühelos aus dem Ärmel geschüttelt. Zu den Mitteln,

durch welche sich der Dichter den Bau derselben erleichtert hat, gehören u. a. die Partikeln: diese muß der Übersetzer nicht alle wiedergeben wollen. Dahin gehören auch die vielen stehenden Beiwörter, ein immer bereites Material zur Füllung des Verses. Obwohl sie für unser Gefühl störend sind, so soll man doch nicht versuchen sie ganz wegzuschleifen. Aber sie gewähren den wertvollsten Spielraum, um durch Auslassung einzelner oder minder genaue Wiedergabe die Übertragung der wichtigeren Teile des Verses zu erleichtern.

4) Die Namen lassen sich nicht alle ohne Härte dem deutschen Verse einfügen. Hier ist mehrfach „deutsche Assimilation“ angewendet, und man wird den Gesamtgewinn an Glätte nicht „unbeträchtlich finden, den die Formen Odysseus, Alkinoos, Antinoos, Nauklypeus erzielen“. (Odysseus S. XXIV f.)

5) Wenn von einer Rede zum Geschehen oder zur Gegenrede übergegangen wird, so verwendet Homer bestimmte Formeln, die sich in wörtlicher Übertragung sehr schwerfällig machen, schon weil dann der Vers fast immer mit „Also“ anfangen muß. Wir müssen diese Formeln durch hergebrachte deutsche Wortverbindungen ersetzen, die im Zusammenhange der Rede einen ähnlichen Dienst leisten, z. B. für „indem er so redete . . .“ sagen: „dabei“, für „so sprach er und sie thaten . . .“ sagen: „seinem Rate gemäß, seinem Befehle gehorsam . . .“ oder kurz: „folgsam thaten sie . . .“.

6) Viele griechische Wörter können proteusartig in verschiedenen Zusammenhänge verschiedene Bedeutung annehmen. Es wäre ungeschickt, dafür immer einen und denselben verwachsenen Mittelbegriff, der sich etwa finden ließe, zu setzen. Man muß jedes einzelne Mal den passenden Begriff im Deutschen suchen. (Als Beispiel wird auf die verschiedenen Übersetzungen für *δαίμωνος* verwiesen.)

7) In der Metrik ist von der Erkenntnis auszugehen, daß es Quantitäten, d. h. feste vokalische Längen und Kürzen im Deutschen nicht giebt. Die Verhältnisse der Betonung und des Taktwortes werden „lediglich bestimmt vom Gedankengewicht der „Silben und ihrer diesem Gewicht entsprechenden Satzstellung“ (Odysseus S. XXXVII). So darf statt des Daktylus ein Trochaeus stehen, es darf aber auch eine Gruppe aus 3 Silben eintreten, deren zweite oder dritte der ersten an Gewicht nicht viel nachsteht, vorausgesetzt nur, daß dann die noch übrige ganz minimal ist; z. B. „Unglück er . . .“ oder „Magdeburg“. —

Prüfen wir nun, in wie weit alle diese Grundsätze an sich berechtigt und durch Jordans Übersetzung tatsächlich bewährt sind! Im voraus sei der letzte Punkt (7) zugegeben, für den sich der Verf. selbst (Ilias S. V) bereits auf den Vorgang eines Goethe beruft. Ob die im allgemeinen zugestandene Freiheit in jedem einzelnen Falle richtig angewendet ist, wäre wesentlich Sache

des Geschmackes zu entscheiden. Die übrigen Punkte gehen wir der Reihe nach durch.

ad 1. Die Zahl der Verse des Originals zu verringern ist doch bedenklich, weil solches Verfahren sehr leicht zu Nachlässigkeit und Oberflächlichkeit der Arbeit führen kann; aber Jordan hat diese Gefahr vermieden, indem er von der einmal genommenen Freiheit einen ganz mätsigen Gebrauch machte. Anders steht es mit der Verschiebung der Satzglieder. Gegen diese läßt sich im allgemeinen kaum etwas einwenden; die werdende Syntax bei Homer deckt sich eben nicht mit unserer ausgebildeten. Aber hier ist der Verf. im einzelnen manchmal zu weit gegangen, d. h. er hat Teile eines Satzes in ihrer Ordnung vertauscht, ohne daß eine Nötigung vorlag, ja zum Schaden des Gedankens. Vgl. z. B. Z 91 f. 251 f. 506 f. (bei Jordan 505 f.). X 60 ff. (wo die Beziehung des *πύματος* in 66 bei Jordan ganz verloren geht).

ad 2. Im Prinzip einverstanden. Referent hat zwar von den achteihnhundert rhapsodischen Vorträgen, die dazu beigetragen haben den Verf. „mit der Technik, den Kompositionsgesetzen, den Stil- und Darstellungsregeln des Epos“ vertraut zu machen (Ilias S. XII), nur zwei angehört. Aber er erkennt gern an, daß ein Mann, der in solcher Weise wie Jordan einen solchen Beruf ausgeübt hat, für die Übersetzung der homerischen Gesänge vor jedem anderen Gelehrten oder Dichter einen eigentümlichen Vorzug hatte, und daß man danach berechtigt war von seiner Arbeit etwas ganz Besonderes zu erwarten. Aber wie steht es nun mit dem wirklichen Erfolge? Wo sind die einzelnen Leistungen, durch die sich Jordan, um in seinem Bilde zu bleiben, jenem chinesischen Schneider überlegen zeigt? Er selber führt, doch wohl nach sorgfältiger Auswahl, 2 Beispiele an (Od. S. XII. XIII): α 96 und η 242. An der ersten Stelle heißt es von Athene: *ὑπὸ ποσσὶν ἐδῆσαντο καλὰ πέδιλα*; die folgenden Verse, in denen die Sandalen beschrieben werden, galten schon im Altertum als eingeschoben, aus der Beschreibung der Schuhe des Hermes entlehnt: Jordan will auch V. 96 streichen¹⁾. An der zweiten Stelle hat Odysseus zur Arete gesagt, es sei schwierig auf ihre Frage genau zu antworten, und fügt nun als Begründung hinzu: *κῆδε' ἐπέε μοι πολλὰ θόσαν θεοὶ Οὐρανίωνες*. Dieser Vers steht auch ι 15; Jordan meint, er sei von dort entnommen und hinter η 241 ganz verkehrter Weise eingeschoben. Er erläutert diese Ansicht ausführlich in einer Anmerkung; das *ἀργαλέον* in η 241 bezieht er nicht auf die Menge der erduldeten Schicksale, sondern auf die diakrote Scheu des Odysseus vor der Erzählung seines Zusammentreffens mit Nausikaa. Referent könnte sich denken, daß jemand in dieser kunstreich ausgespannenen Reflexion einen unerträglichen Kontrast

¹⁾ Die Lücke, welche dadurch in der Erzählung entsteht, ergänzt er (Anm. zur Odyssee) so:

ὡς εἶπουσ' ἀπεβη θεα γλαυκῶπις Ἀθήνη.

zu der Naivetät der homerischen Denkweise fände; aber das soll hier gar nicht geprüft werden. Angenommen, der Verf. hätte wirklich mit der Athetese beider Verse recht: beweist dieselbe eine ganz besonders geartete, jedem Nicht-Rhapsoden unzugängliche Denkweise? Tant de bruit pour une omelette?

ad 3. Der allgemeine Gedanke ist auch hier vortrefflich gefasst; die Anwendung im einzelnen ist nicht durchweg unanfechtbar. Was zunächst die Partikeln betrifft, so wäre es freilich ein thörichtes Beginnen, sie peinlich getreu übersetzen zu wollen; aber darum sind sie doch kein gleichgültiges Füllwerk, das man nach Belieben auch weglassen kann. Vielmehr geben sie für die Färbung des homerischen Stils ein sehr wesentliches Element ab; sie bringen etwas eigentümlich Behagliches, Bedächtiges hinein; durch sie gelingt es der Sprache sich auch in die feinsten Falten des Gedankens hineinzuschmiegen. Der Übersetzer darf sie ja nicht gering schätzen. Wo wörtliche Wiedergabe schwerfällig sein würde, da ist es doch in der Regel möglich, durch die Wahl der benachbarten Ausdrücke oder durch die Stellung der Worte etwas dem ursprünglichen Sinne Ähnliches zu erreichen. Hierin steht Jordan nicht ganz auf der Höhe seiner Aufgabe. Ein paar Beispiele mögen das erläutern. Ἄλλα — γάρ ist genau unser „aber — ja“ und wird so auch von Jordan z. B. *Ψ* 607 übersetzt. Anders *P* 338. Aeneas, dem eben Apollon erschienen ist, sagt: „Es ist schimpflich, dafs wir zurückweichen. Ἄλλ' ἔτι γάρ τις φησὶ θεῶν ἐμοὶ ἄγχι παραστάς, Ζῆν' ἕστατον μῆστον ἄμα μάχης ἐπιτάροθον εἶναι· τῷ δ' ἰθὺς ἀνατῶν ἵομεν.“ Jordan übersetzt: „Aber es trat mir zur Seite“ u. s. w.; die eigentümliche Verschlingung der Gedanken, die in dem ἄλλα — γάρ lag, ist verloren. Und doch liefs sie sich erhalten: „Nein! sagte doch einer der Götter“ u. s. w. (Ich unterlasse es, meine Übersetzungsproben in metrische Form zu bringen.) — Ἥ heifst „fürwahr“ und dient oft dazu eine Folgerung einzuleiten. *X* 41 ff. sagt Priamos über Achilles: αἶθε θεοῖσι φίλος τοσσόνδε γένοιτο, ἕσσον ἐμοί· τάχα κέν εἰ κύνες καὶ γῆπες ἔδοικεν κείμενον· ἢ κέ μοι αἰνὸν ἀπὸ πραπίδων ἄχος ἔλθοι. Das Ganze ist dreifach geliedert; der Satz in der Mitte blickt rückwärts und vorwärts und ist zugleich Folgerung und Voraussetzung. Vofs übersetzt: „bald läg' er, ein Raub den Hunden und Geiern dargestreckt; dann schwände der Gram, der das Herz mir belastet!“ Bei Jordan ist das Verhältnis der Gedanken verwischt: „Bald danä läg' er und gäh' ein Mahl den Geiern und Hunden und der entsetzlichsten Last entlediget wäre mein Herze“. Durch die Gleichstellung des zweiten und dritten Satzes ist die Steigerung verloren gegangen. — Dasselbe ἢ haben wir *X* 49 f: Ἄλλ' εἰ μὲν ζῶουσιν μετὰ στρατῷ, ἢ τ' ἂν ἔπειτα χαλκοῦ τε χρυσοῦ τ' ἀπολυσόμεθα. Dafür Jordan: „Wofern sie Leben im feindlichen Lager, so wär' ich bereit, sie mit Erzgut Loszukaufen und Gold“. Hier ist „bereit“ ein arges

Flickwort. Priamos sagt: „dann fürwahr werden wir sie loskaufen“ und klammert sich einen Augenblick freudig an diese Hoffnung, ehe er ihr den anderen, wahrrscheinlicheren Fall gegenüberstellt. (Beispiele ähnlicher Art wären noch aus derselben Gegend X 103. 169.) — ἦτοι bedeutet „freilich“ und kann meistens gerade so übersetzt werden; wo es nicht angeht, soll man doch irgendwie versuchen den einräumenden Sinn anzudeuten. H 451 ff. spricht Poseidon verdrießlich von der neuen Mauer, welche die Griechen gebaut haben, und vergleicht sie mit der älteren, von ihm und Apollo erbauten: Τοῦ δ' ἦτοι κλέος ἔσται ὅσον τ' ἐπικίδναιαι ἡώς· τοῦ δ' ἐπιλάσσονται, τό τ' ἐγὼ καὶ Φοῖβος Ἀπόλλων — πολίσσαμεν. „Diese freilich (mit Bitterkeit gesagt) wird berühmt sein, soweit die Sonne aufgeht; aber jene wird man vergessen.“ Wie farblos dagegen bei Jordan: „Leuchten so weit wird der Ruhm des Werks, wie die Röte des Morgens, Und in Vergessenheit sinkt die Mauer“ u. s. w. — Noch auffallender ist eine andre Stelle, Θ 459 ff.: ἦτοι Ἀθηναίη ἀκέων ἦν οὐδέ τι εἶπεν, σκυζομένη Λιδὸν πατρὶ, χόλος δέ μιν ἄγριος ἦεν· Ἥρη δ' οὐκ ἔχασεν στῆθος χόλον. Der Gegensatz ist stark hervorgehoben, und diesmal hat das auch Jordan nachzubilden versucht; aber wie! „Lautlos schweigend verhielt sich Athene und sprach kein Wörtchen, Schmollend auf Vater Zeus, ob auch grimmige Wut sie erfüllte. Über jedoch vom Zorn lief Heran die Brust, und so sprach sie“.

Partikeln sind kleine Wörter, aber nicht unwichtige, zumal im Griechischen und vollends bei Homer. Doch sprechen wir nun von größeren! Die stehenden Beiwörter hat Jordan mit bewußter Freiheit behandelt, um den Spielraum für die wesentlichen Teile des Verses zu erweitern. Auch dies ist ein Prinzip, dessen Anwendung große Vorsicht erfordert. Dafs hier und da (oft müßte auch das nicht geschehen) ein Epitheton ornans unterdrückt wird, läßt man sich noch am ersten gefallen; bedenklicher ist es, wenn dasselbe Beiwort an verschiedenen Stellen verschieden übersetzt wird. Das Stereotype in vielen Wendungen ist keine zufällige Eigenschaft der homerischen Redeweise. Es mag uns manchmal eintönig vorkommen, und es würde affektiert sein, wenn ein heutiger Dichter, auch in einem Epos in Hexametern, es in vollem Maße nachahmen wollte; aber aus dem Homer darf man es nicht gewaltsam entfernen. Etwas der Art hat Jordan gethan. Hier ein paar geläufige Epitheta mit einer Statistik ihrer Übersetzungen! Θεὰ λευκώλενος Ἥρη ist „Hera — die Göttin mit leuchtenden Armen“ A 55. 195. 572; „die leuchtendarmige Hera“ A 595; endlich nur „die leuchtende Hera“ A 208. In den späteren Büchern ist „blühen“ für „leuchten“ gesetzt: „Hera — die Göttin mit blühenden Armen“ E 711. 755. 767. 784; Θ 381; Φ 377; „die blühendarmige Hera“ E 775; Ο 350. 484; O 78. 92; T 407; Φ 418. 434; Ω 55; einmal sogar Y 112 „die blühendwangige Hera“. Gans

vereinzelt findet sich in Ξ 277. eine Reminiscenz an \mathcal{A} : „die leuchtendarmige Göttin“. Bald darauf, O 130, ist $\Theta\epsilon\acute{\alpha}$ $\lambda\epsilon\upsilon\kappa\acute{\omega}\lambda\epsilon\nu\omicron\varsigma$ einfach „die erhabene Göttin“, und noch einfacher Φ 512 $\lambda\epsilon\upsilon\kappa\acute{\omega}\lambda\epsilon\nu\omicron\varsigma$ „Hera“ blofs „Hera“. Aber damit sind wir noch nicht fertig; $\lambda\epsilon\upsilon\kappa\acute{\omega}\lambda\epsilon\nu\omicron\varsigma$ ist auch ein Beiwort sterblicher Frauen, und das mufs Jordan unehrerbietig erschienen sein. Helena und Andromache, die Homer weifsarmig nennt, sind ihm nur schön Γ 121; Z 371. 377¹⁾. Eine Ausnahme gestattet er; aber sie ist besonderer Art. Ω 725 f. steht: $\tau\eta\sigma\iota\nu$ δ' Ἀνδρομάχη $\lambda\epsilon\upsilon\kappa\acute{\omega}\lambda\epsilon\nu\omicron\varsigma$ $\eta\rho\alpha\chi\epsilon$ $\gamma\acute{o}\omicron\iota\omicron$, Ἔκτορος $\alpha\acute{\nu}\delta\rho\omicron\phi\omicron\nu\omicron\iota\omicron$ $\kappa\acute{\alpha}\rho\eta$ $\mu\epsilon\tau\acute{\alpha}$ $\chi\rho\epsilon\sigma\iota\nu$ $\epsilon\chi\omicron\upsilon\sigma\alpha$. Dafür Jordan: „So da begann die Klag' um den männervertigenden Hektor Seine Gemahlin, sein Haupt mit den weifsen Armen umfassend“. Also auch hier ist „weifsarmig“ nicht als Epitheton beibehalten, sondern zur folgenden Thätigkeit gezogen, schwerlich zum Vorteil des Bildes. — $Z\epsilon\upsilon\varsigma$ $\alpha\iota\gamma\iota\omicron\chi\omicron\varsigma$ ist 13 mal blofs „Zeus“ oder „der Kronide“: \mathcal{A} 222; B 157. 348. 491. 598; Γ 426; E 714. 742; H 60; Θ 352; M 209; N 825; O 242; in den meisten übrigen Fällen der „Sturmschildschwinger“, nämlich: \mathcal{A} 202; E 115. 693. 815; Z 420; Θ 287. 375. 427; K 278; \mathcal{A} 66; O 379; P 176; Θ 420; X 221; oder der „Schwinger des Sturmschildes“: B 787; E 635; O 175; oder „der den Sturmschild schwingende“: E 733; Θ 384; Ξ 252. Daneben finden sich aber auch andere Ansätze: „Sturmschildhalter“ B 375, „der den Sturmschild führende Gatte“ Ξ 160, „mächtig“ E 396, „der Gewaltige“ K 553. — $N\acute{\epsilon}\epsilon\varsigma$ $\acute{\alpha}\mu\phi\acute{\epsilon}\lambda\iota\sigma\sigma\alpha\iota$ sind „die wölbigen Schiffe“ B 165. 181. O 549; die „doppelbugigen Schiffe“ I 683; nur „die Schiffe“ N 174; P 612; und nur „sie“ Σ 260. — Sehr mannigfaltig ist im Verhältnis zu der geringen Zahl der Stellen, an denen das Wort vorkommt, die Wiedergabe von $\acute{\alpha}\tau\rho\upsilon\gamma\epsilon\tau\omicron\varsigma$: das „wogende“ Meer \mathcal{A} 316. 327; Ω 752; die „Öde des Meeres“ Ξ 204; die „Wüste des Meeres“ O 27; der „rastlose Äther“ P 425. Der Fall, dafs $\acute{\alpha}\tau\rho\upsilon\gamma\epsilon\tau\omicron\varsigma$ gleich Null wird, kommt nicht vor. — Die angeführten Beispiele werden hinreichend deutlich machen, was gemeint ist, wenn ich behaupte, dafs Jordan sich die Behandlung der Epitheta ornantia zu leicht gemacht und in einem sehr wesentlichen Punkte den Ton der epischen Sprache geschädigt, um nicht zu sagen verdorben hat.

¹⁾ An dieser Stelle (377) wird die Abweichung in einer Note begründet: „Hier mufs uns im Original die Manier der Versfüllung als besonders unnatürlich anmuten. Wenn sich der Hausherr bei seinen Mägden nach der Herrin des Hauses erkundigte, bezeichnete er sie schwerlich mit ihrem Namen, gewifs nicht mit dem Beiwort $\lambda\epsilon\upsilon\kappa\acute{\omega}\lambda\epsilon\nu\omicron\varsigma$, sondern wahrscheinlich mit $\delta\epsilon\sigma\pi\omicron\nu\alpha$ “. — Warum Hektor zu den Mägden nicht von „Andromache“ sprechen soll, bleibt dunkel; $\lambda\epsilon\upsilon\kappa\acute{\omega}\lambda\epsilon\nu\omicron\varsigma$ ist hier allerdings formelhaft, und die Erläuterung solcher Anwendung, die Jordan hinzufügt, ist geistreich und verdient a. a. O. nachgelesen zu werden. Aber ist ihm gar nicht der Gedanke gekommen, dafs das Formelhafte zum Körper der altepischen Sprache gehört und nicht ein Stück Gewand ist, das man ihr ausziehen kann? Würde es jemandem einfallen, die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments in Mommsensches Deutsch zu übertragen?

ad 4. Das ist ganz Geschmacksache. Mir für mein Teil klingen Namenformen wie Alkio, Nausika annähernd abscheulich. Aber darüber muß jeder selbst urteilen. Doch noch in einer anderen Weise hat Jordan an den griechischen Eigennamen sich originell gezeigt: er stellt sie nicht selten so in den Vers, wie sie freilich bei Homer stehen konnten, daß die geläufige lateinische Betonung verletzt wird, z. B. Eetión, Eúrybatés, Déiphobós, Iphitós B 518, wo dann auch nach dem Griechischen die Aussprache unrichtig ist. Vers 560 desselben Buches fängt an: „Hérmiomé und Asine“. Ich glaube kaum, daß diese Neuerung Beifall finden wird.

ad 5. Hier kommt wieder die Ansicht in Frage, die man über den Wert des Formelhaften für den Stil Homers hat, und darüber ist oben (ad 3) im Gegensatz zu Jordan gesprochen worden. Aber Wendungen wie ὡς φάτο, ἦ ἕα, ὡς εἰπῶν u. dgl. haben doch, auch abgesehen von ihrer Gleichförmigkeit, eine bestimmte Bedeutung für den Zusammenhang der Erzählung; sie selbst oder ein Ersatz für sie sind unentbehrlich, um aus der Rede einer Person des Gedichtes in die Rede des Dichters wieder einzulenken. Einen Ersatz hat denn auch Jordan zu geben gesucht, manchmal recht geschickt. So Ξ 133 Ὡς ἔφαθ', οἱ δ' ἄρα τοῦ μάλα μὲν κλύον ἠδὲ πύθοντο: „Achtsam hörten sie an, was er riet, und folgten ihm willig“. Ξ 222 Ὡς φάτο, μεῖδυσεν δὲ βοῶπις πότνια Ἥρη: „Lächelnd vernahm das die hohe, gazellenäugige Hera“. Aber in der Regel besteht die Wiedergabe jener griechischen Formeln im Deutschen nicht, wie an den beiden angeführten Stellen, in einem kleinen Satze, sondern in einem kurzen „dabei, darauf, dann“ oder etwas ähnlichem. Und um dieses einzufügen, muß der Übersetzer oft den Anfang des Verses eben so unschön verzerren oder noch unschöner, als es in den „Also sprach“ oder „Sprach's und“ oder „Jener sprach's“, die er tadelt, bei Vofs geschehen ist. Man urteile selber: © 157 „Um auch wandt' er dabei zur Flucht die hufigen Renner“, © 112 „Gern da folgte dem Rat der gerenische Reisige Nestor“, © 167 „Hin und her da sann Diomed, mit sich selber in Zwiespalt“, Ξ 214 „Ab vom Busen hierbei den mit buntem Gebilde gestückten Gürtel nahm sie“; X 77 „Aus mit den Händen dabei die grauen Haare des Hauptes Rifs sich der Greis“. Wer ahnt hier noch, wenn er es nicht sonst weiß, das homerische: Ἥ ἑ' ὁ γέρον, πολιάς δ' ἄρ' ἀνὰ τρίχας ἔλατο χερσίν? Aber der Mißklang und die Vergewaltigung des deutschen Stiles sind noch nicht einmal das Schlimmste. Nicht selten kommt die Beziehung, welche durch „dann“ oder „dabei“ auf die vorhergehende Rede genommen wird, so schwach und undeutlich heraus, daß man sie kaum versteht, und daß man sie ganz überhören oder übersehen würde, wenn nicht der Absatz im Druck daran erinnerte, daß eine Rede zu Ende ist. So N 751—754: „Sammle du hier, o Poulydamas,

die Edelsten alle; Ich will's dort, wo zur Linken die Schlacht entbrannt ist, besorgen; Hab ich es denen bestellt, dann kehr' ich wieder in Eile. Flugs dann stürmt er hinweg, einem Schneegebirge vergleichbar“. Im Anfang von Ξ sitzen Nestor und Machaon im Gespräch. Ersterer schließt seine Rede V. 7 ff.: „Zur Umschau Gehe derweil ich hinaus, um schnell, wie es steht, zu erfahren. Nestor nahm sich dabei Thrasymeds, des reisigen Helden — Schild“. An einer anderen Stelle spricht Poseidon 8 Verse hintereinander (Ξ 139 ff.), an deren letzten dann wieder die Erzählung sich anschließt: „— und mit eigenen Augen erblickst du's, Wie sie zurück in die Stadt entfliehn von den Schiffen und Zelten. Gelenden Schrei dann liefs er erschallen und eilt' auf die Walstatt.“ Das „dann“ reicht eben nicht aus, um das Vorhergehende zusammenzufassen und daran anzuknüpfen, und so fehlt hier die Verknüpfung. Nun aber vollends ein Vers wie Θ 184 $\Omega\varsigma$ *εἰπὼν ἱπποισῶν ἐκέλευε φάργασόν τε!* Nur die eine Zeile steht zwischen zwei Reden derselben Person; aber der Zusammenhang ist nach beiden Seiten hin vollkommen klar gemacht. Ganz anders bei Jordan: „So drauf redet' er an mit ermunterndem Rufe die Rosse“. Man muß sehr genau zusehen, um zu erkennen, daß „So“ auf das folgende hinweist und „drauf“ heißen soll: „nachdem er das Vorhergehende gesprochen“. Da ist denn allerdings deutlicher das Verfahren, das Θ 97 gewählt ist: $\Omega\varsigma$ *ἔφατ' οὐδ' ἑσάκουσε πολύτλας δῖος Ὀδυσσεύς:* „Taub für den Ruf aber sprang der gefahrenerprobte Odysseus“. Aber hier zeigt sich dafür wieder das Abweichen von der Einfachheit der homerischen Sprache, das sich freilich Jordan, so zu sagen, zur Aufgabe gemacht hat.

ad 6. Für die Worte, auf die sich dieser Absatz bezieht, ist die Abwechslung im deutschen Ausdruck eher gerechtfertigt als für die formelhaften Wendungen. Und man muß dem Dichter der Nibelunge zugestehen, daß er die Sprache in der Gewalt hat, und daß ihm da mancher glückliche Wurf gelingt. Ich gebe, seinem eigenen Wunsche entgegenkommend, eine Zusammenstellung der Begriffe, in die er das griechische *δαιμόνιε, δαιμονίη* der Anrede zu fassen gesucht hat. „Du Tropf“ sagt Odysseus *B* 200 zu einem gemeinen Mann aus dem Heere; „Verblendeter“ *I* 40 Diomedes zu Agamemnon; „Wütiger“ *N* 810 Aias zu Hektor; „wie besessen“ *N* 448 Idomeneus zu Deiphobos; „Unglücksmensch“ *Z* 326 Hektor zu Paris; „Falsche“ *I* 399 Helena zu Aphrodite. Besonders beliebt ist der Ausdruck im Verkehr der Eheleute unter einander: „Trauteste“ redet Priamos Ω 194 die Königin an; „Grausamer Mann“ klagt Andromache *Z* 407, und der mörderische Hektor antwortet mit „Närrchen“ *Z* 486. Weniger zärtlich ist die Sprache der himmlischen Gatten; Hera muß sich *A* 561 gefallen lassen als „Quälgeist“ angeredet zu werden, und ein anderes Mal, *A* 31, schilt der Gemahl gar: „Du Launische“.

In dem allen ist wirklich Leben; eine frische, man kann sagen dem Ursprünglichen kongeniale Auffassung der Dichterworte und ihres Zusammenhanges an jeder einzelnen Stelle tritt uns entgegen. Doch bleibt auch hier die Freude nicht ganz rein: *B* 190 sagt derselbe Odysseus, der gleich darauf dem gemeinen Manne einen so bezeichnenden Titel giebt, zu einem Fürsten nur „O Freund“; und *Z* 521, wo wieder Hektor zu Paris spricht, ist das Wort ganz unterdrückt. Da spielt denn doch die Bequemlichkeit des Übersetzers stärker hinein, als ihr hätte gestattet werden sollen.

Sie thut es in viel empfindlicherer Weise an einer anderen Stelle. In der Fügung der Worte, auch im Versbau, besonders aber in der Konstruktion mancher Verba, erlaubt sich Jordan Nachlässigkeiten, die den Leser in Gefahr bringen, ganz zu vergessen, daß er es mit einem begabten, sprachgewandten Dichter zu thun hat. Der Kürze wegen nur ein paar Belege, die sich zu Dutzenden häufen ließen! *A* 22 „Bei da stimmten ihm fromm die Achäer“; *A* 113 „Vor selbst zieh' ich sie ja Klytämnestra“; *A* 195 „Ab von Hera gesandt“; *A* 235 „seit ab man ihn hieb vom Stumpf“; *Z* 471 „Auf da lachten zugleich der Vater sowohl als die Mutter“. Mehrmals ist die Anwendung von „zu“ fehlerhaft: *A* 133 f.: „Doch Ich soll Meine befrein, um mit Nichts nur so sitzen zu bleiben und darben“; *A* 541 f.: „Immer beliebt es dir doch, wann ich entfernt bin, Geheimes Gleich in Erwägung zu ziehn und beschließen“. Ja, was sagt man zu folgenden zwei Versen (*A* 553 f.):

„Hab' ich durchaus doch bisher mich gehütet zu fragen und
spüren,
Dich ganz ungestört was du wollest erwägen gelassen“?

Hier ist der Abfall ins Gewöhnliche nicht mehr weit; er wird an anderen Stellen wirklich gethan: *A* 137 „Deins, oder das des Odysseus komm' ich mir nehmen“; Hephaistos erzählt, er sei auf Lemnos hinabgefallen „nur ein ganz klein bißchen noch lebend“ (*A* 593); nachher (600) sehen ihn die Götter „rund um den Saal als Schenken watscheln“. Und hier ist noch ein komischer Effekt beabsichtigt; aber wie kommt Hektor dazu, seiner Gemahlin gegenüber zu sagen (*Z* 443): „wofern ich hinweg mich drücke vom Schlachtfeld?“ Helden sprechen so nicht.

Noch eine andere Klasse von Worten, die für mein Gefühl wenigstens nicht minder störend sind als die der Vulgärsprache entnommenen, soll zum Schluß erwähnt werden, ich meine die altdeutsch schillernden: „ehnder“ *A* 97, „Unsalprophet“ *A* 106 für *μάντις κακῶν*, „Frechling“ *A* 158 für *ἀνανίδης*, „Niding“ *A* 231. 293 für *οὐτιδανός* u. a. Solche Schnörkel gehören wohl zu den Abweichungen von der Schönheitslinie, wie sie hier durch die persönliche Individualität des Dichters bedingt waren. Zu Jordans halb und halb ausgesprochener Tendenz, den Homer in

modernisiertem Gewande vorzuführen, stehen sie so gut in Widerspruch wie zu dem Geiste der homerischen Poesie selber. Was ist nun aber von jener Tendenz im Ganzen zu urteilen? Ist dem Übersetzer gelungen, was er selbst (Ilias S. XIII) mit dem Selbstbewusstsein eines homerischen Helden versichert: „den deutschen Lesern die Ilias, welche ihnen bisher nur in Versuchen von kindlicher Unbeholfenheit zugänglich war, in einer Nachbildung zu übergeben, die bei gewissenhafter Treue nicht aufgehört hat, deutsch, vom Hören verständlich und zugleich Poesie zu sein“? Es giebt Leute, welche dazu ja sagen; so Renner in der „Deutschen Litteraturzeitung“ 1882 S. 413. Ja, ein Mann, dem man gern in besonderem Maße Geschmack und ästhetisches Urteil zu vertrauen möchte, Heinrich Keck, druckt im „Deutschen Litteraturblatt“ 1881 Nr. 18 die Verse Z 466—486 aus Jordans und aus Vossens Übersetzung neben einander ab, um dem Leser ad oculos zu demonstrieren, dass die erstere vorzuziehen sei. Tam varia sunt hominum palata! Wie der Verf. gegenwärtigen Berichtes über die Frage denkt, kann wohl nicht mehr zweifelhaft sein. Jordans Übersetzung der Ilias ist kein uninteressantes, kein unbedeutendes Buch. Wir wollen die fruchtbaren Gedanken, die es im einzelnen enthält, annehmen und weiter pflegen; aber dass es an Stelle des Vofs trete, dass es für ein Stück klassischer deutscher Litteratur erklärt, dass Jordans Homer „der deutsche“ Homer werde, dagegen wollen wir uns $\pi\upsilon\tilde{\xi}$ καὶ $\lambda\acute{\alpha}\xi$ zur Wehre setzen.

Noch zwei deutsche Homer-Übersetzungen seien hier erwähnt, die mir nicht vorgelegen haben:

- 1) Ilias und Odyssee. Im Versmaße der Urschrift übersetzt von F. W. Ehrenthal. 2 Bde. Leipzig, Bibliogr. Institut, 1881. 472 und 384 S. 7 M.
- 2) Homers Odyssee. Metrisch übersetzt von A. Kähler. Löbau, Skrzeczk, 1882. IV u. 297 S. 3 M.

Dagegen ist mir zur Besprechung zugegangen die Dissertation von

- 6) Maximilianus Regel, Über George Chapmans Homerübersetzung. I. Diss. inaug. Halle 1881. 35 S.

Die Schrift steht nur in entferntem Zusammenhange mit der Aufgabe dieses Jahresberichtes. George Chapman, ein Zeitgenosse Shakespeares, hat Ilias und Odyssee ins Englische übersetzt, erstere in paarweise gereimten siebenfüßigen iambischen Versen, letztere in ebenfalls paarweise gereimten fünffüßigen Iamben. Seine Arbeit ist die erste dieser Art in England, welche Bedeutung gewonnen hat. Sie wird hier nach den in ihr befolgten Grundsätzen charakterisiert und auf ihre Zuverlässigkeit geprüft. Eine Vergleichung mit späteren englischen Übersetzungen (Pope 1712—1725, Cowper 1791) wird in Aussicht gestellt.

III. Wörterbücher.

- 1) *Lexicon Homericum* composuerunt C. Capelle, A. Eberhard, E. Eberhard, B. Gieseke, V. H. Koch, G. Mutzbauer, Fr. Schnorr de Carolsfeld. Editio H. Ebeling. Volumina I fasciculi XV et XVI. Lipsiae 1884. (Quae his fasciculis continentur, composuit E. Eberhard, H. Ebeling recensuit.)

Das große Homer-Wörterbuch, über dessen früher erschienene Lieferungen im vorigen Jahresbericht (VII [1881] S. 47—51) kurz referiert wurde, ist in den seitdem verfloßenen Jahren nur um diese eine Doppellieferung vermehrt worden. Sie beginnt in dem Artikel *κισνάω* und schließt in dem Artikel *κρίνω*. Da der zweite Band, mit *O* beginnend, seit längerer Zeit fertig ist, so fehlen nun noch der Rest von *K* und die Buchstaben *A—H* zur Vollendung des Ganzen.

- 2) Georg Autenrieth, Wörterbuch zu den homerischen Gedichten. Für den Schulgebrauch. Dritte umgearbeitete Auflage. Leipzig 1881. XIV und 353 S. 3 M. Vierte verbesserte Auflage. 1884. XVI und 362 S. 3 M.

Schon im vorigen Jahresberichte (VII [1881] S. 47) wurde auf die dritte Auflage hingewiesen, die einen entschiedenen Fortschritt gegen die vorhergehende bezeichnet. Der Text des eigentlichen Lexikons ist um 11 Seiten vermehrt. Am Schlusse hinzugefügt sind einige Stammbäume und mehrere Tafeln mit Abbildungen, die teils neu entworfen teils aus der Zerstretheit, in der sie sich früher in dem Buche befanden, zusammengefaßt und mit Erläuterungen versehen sind. Der Plan vom Hause des Odysseus ist nach den Arbeiten von Protodikos und Bader umgearbeitet. Das Wörterbuch selbst ist in grammatischer und etymologischer Beziehung sorgfältig revidiert und manches Bedenkliche daraus entfernt worden. (Eine genauere Darstellung der durchgeführten Verbesserungen giebt die ausführliche Rezension von E. Eberhard, Philol. Rdsch. 1881 Sp. 845—852.) — Mit der Einrichtung vieler Artikel, in denen eine einzelne, bei Homer gerade belegte Flexionsform statt des sonst üblichen Lemmas (Nom. Sg. und 1. Sing. Präs.) angegeben oder diesem in fetterem Drucke beigelegt ist, vermag sich Referent auch jetzt noch nicht zu befreunden. Der Schüler, dem hierdurch seine Arbeit erleichtert werden soll, wird eher durch das Ungewohnte und Bunte des Anblicks verwirrt werden.

An mehreren Stellen ist neben der lateinischen Bedeutung die Angabe der deutschen vergessen: *ἀνῆψεν* (γ 274), *ῥῖα*, *ἡμαθόεντος*. Zu *ἀρροπόρους* sind scheinbar 2 verschiedene Erklärungen gegeben. Mit Absicht ist dies geschehen bei *ἦνος*, wo doch für den Schüler eine Entscheidung getroffen werden mußte und „einjährig“ getrost beibehalten werden konnte. Unter *διατίβειν* wird es nicht klar, ob das Verbum β 404 absolut zu

nehmen oder (weniger gut) *ἑταίρους* als Objekt zu ergänzen ist. Bei *ἔσχατιή* kann man denken, es sei nur ξ 104 Substantiv. — Zu *αὐλή* (2) fehlt die Übersetzung „Hofmauer, Gehege“, zu *πρέσβα γ* 452 die Bedeutung „die älteste“. Nicht recht treffend sind die Ausdrücke „sich zuziehen“ für (*πότμον*) *ἐπισπέν* (dagegen „sein Todeslos erfüllen“ unter *πότμος*), „luftfarbig“ für *ἡεροειδής* (besser „dunstfarbig, dämmerig“). *Ἄπρηκτος* heisst μ 223 nicht „zwecklos“. — Von anzuführenden Verbalformen habe ich als fehlend notiert die Imperative *ἄρσον, ἄφουσον; ἔλθθι* ist wohl nicht mit Recht jetzt als Aorist erklärt, vgl. Curtius Verb.² II 47.

Die vierte Auflage ist der dritten schnell gefolgt; sie giebt, ohne wesentliche Änderungen zu enthalten, einen wiederholten Beweis von der Sorgfalt, mit welcher der Verfasser sein Buch weiter pflegt. Manche kleinen Berichtigungen oder Vorschläge zu verändertem Ausdruck, die ich mir notiert hatte, sind nunmehr von selbst erledigt; im Vorhergehenden habe ich nur solche Bemerkungen gegeben, welche auch für die vierte Auflage bestehen bleiben. Die lateinischen Bedeutungsangaben hat der Verf., wie er selbst in der Vorrede sagt, beschränkt *ἔκων ἄσποντί γε θυμῷ*; Referent gehört zu denen, die sich über die Thatsache freuen.

- 3) Heinrich Ebeling, Schulwörterbuch zu Homers Odyssee und Ilias. Vierte verbesserte Auflage. Leipzig, Hahn'sche Verlags-Buchhandlung, 1882. IV u. 216 S. 1,80 M.

Die Veränderungen gegenüber der 1876 erschienenen dritten Auflage sind, obwohl sie sich auf jeder Seite zahlreich finden, doch in ihrer Art kaum so bedeutend, dass man mit dem Verfasser (S. IV) die neue Auflage eine „fast völlig umgearbeitete“ nennen möchte. Das Buch hat im wesentlichen seinen Charakter behalten, der darin besteht, dass es in der knappsten Form das Notwendige bietet und namentlich Citate einzelner erklärter Stellen fast ganz ausschließt. So war es möglich, den Umfang des Werkes auf ein noch geringeres Mafz zu beschränken, als der des Autenrieth'schen Wörterbuches hat. Die vorige Auflage hatte 218, die neue hat 216 Seiten. Gekürzt ist besonders in den etymologischen Erklärungen. Zusätze wie *decat* zu *δοκέω*, *crudelis* zu *δειρόσεις*, 'ούλε, salvo, selig' zu *ὄλβος* sind mit Recht gestrichen. Hier hätte der Verf. vielleicht noch weiter gehen können: *stumpf* bei *τύπτω*, 'τεκεν, tezo' bei *τυγχάνω* vermögen dem Schüler nicht viel zu helfen. Noch entbehrlicher und vielleicht gar schädlich sind die zahlreichen Übersetzungen von Eigennamen: *Ἄβυδος* = *Tiefenan*, *Δμήτωρ* = *Sigfrid*, *Ἀόλων* = *Lisling*, *Ἀολοπίων* = *List* (wogegen *Ἀόλων* ohne Übersetzung), *Ἰήσων* = *Heiland*, *Ἰαπετός* = *Sturz*, *Ἰάσθωνος* = *Netze*. Dergleichen mag im mündlichen Unterrichte als harmlose Spielerei gelegentlich erwähnt werden; gedruckt nimmt es sich doch wichtiger aus, als es gemeint sein kann. Übrigens

hat der Verf. auch von diesen Erklärungen manche getilgt. — Hinzugekommen sind in der neuen Auflage: in vielen Fällen eine Vervollständigung oder Berichtigung in der Aufzählung der Flexionsformen (s. z. B. *βαίνω, δλαύνω, μεγαίρω, σκεδάννυμι, Τρώς*); hier und da eine sachgemäßere Anordnung der Bedeutungen (z. B. *ὄκριάω*, aber gleich davor zu *οἰωνός* noch zu verbessern); vor allem aber an zahlreichen Stellen eine ausführlichere Angabe der Verbindungen, in denen ein Wort vorkommt, wodurch oft die beigefügte Übersetzung erst verständlich wird; so unter *δίπτυχος, δνοπαλλίω, θεμιστεύω, ἰκάνω*. Manchmal ist die Angabe der Bedeutungen doch noch zu kurz, um recht verständlich zu sein; z. B. „*περικήδομαι*, bin sehr besorgt wegen, für *τινός*, um *οἱ βίότου*“. Und besonders tritt dies hervor, wo einem etymologisch zweifelhaften Worte aufer der dafür angeführten Erklärung noch eine zweite als weniger sicher in eckigen Klammern hinzugefügt ist, z. B. bei *τροφάλεια* das eine Wort „steppreifig“. — Ein Vorzug des Ebelingschen Wörterbuches, den übrigens auch die früheren Auflagen schon hatten, ist, daß bei jedem Verbum simplex angegeben ist, mit welchen Präpositionen zusammengesetzt es bei Homer vorkommt.

4) *Verbum Homericum*. Die homerischen Verbalformen zusammengestellt von Eugen Frohwein. Nach dem Tode des Verfassers dem Druck übergeben. Leipzig 1881. IV u. 144 S. 3,60 M.

Der Verfasser, ein Schüler von Georg Curtius, dessen Dissertation ‘*De adverbis Graecis*’ aus dem ersten Bande der Studien in guter Erinnerung ist, war durch eine Äußerung von Delbrück angeregt worden, einen wissenschaftlich geordneten Index Homericus herzustellen. Durch Delbrück ist nun auch der allein vollendete Teil der Arbeit, das Verbum, nach dem plötzlich erfolgten Tode des Verf.s zum Druck gegeben worden. Der Sammlung ist der Text von La Roche zu Grunde gelegt. Die Ordnung ist nicht rein alphabetisch; abgeleitete Formen und Composita sind jedesmal zu demjenigen Verbum gestellt, zu dem sie gehören, und innerhalb dieser Formengruppen sind dann in der hergebrachten Reihenfolge der Tempora die einzelnen Formen mit ihren Belegstellen aufgeführt. Die Anordnung ist für den Gebrauch anfangs nicht ganz bequem, und das Auffinden dessen, was man sucht, hätte wenigstens dadurch erleichtert werden können, daß jeder Formengruppe das darin dargestellte Verbum im Infinitiv oder in der 1. Sing. Ind. Präs. als Lemma vorangedruckt worden wäre. Statt dessen dient diejenige Form als Lemma, die zufällig in der gewählten Reihenfolge die erste bei Homer belegbare ist. Auch hätten ganz seltene und in ihrer Erklärung zweifelhafte Formen an ihrem alphabetischen Platze besonders aufgeführt werden müssen. Wer jetzt z. B. nicht weiß, daß er *ἐάφθη* unter *ἐπομαι* suchen soll, der findet es überhaupt nicht. — Trotz mancher Mängel wird

das Buch sich nützlich erweisen, um so mehr, als die Anzahl der Exemplare, die von Sebers Index vorhanden sind, im Verhältnis zur Zahl der Leser, die ein solches Buch zu benutzen wünschen, täglich kleiner wird.

- 5) Aug. Hagemann, Die Eigennamen bei Homer. Praktisches Handbuch zur Präparation der Ilias und Odyssee. Berlin 1880. VI und 98 S.

Referent hat nicht Gelegenheit gehabt das Buch kennen zu lernen. Eine nicht unfreundliche (das Buch ist nach dem Tode seines Verfassers erschienen) und doch ganz ungünstige Rezension gibt Alois Rzach, Ztschr. f. d. österr. Gymn. 33 (1882) S. 272 f., der es wegen Ungenauigkeit und Unvollständigkeit geradezu für unbrauchbar erklärt.

- 6) Henry Dunbar, A complete Concordance to the Odyssey and Hymns of Homer to which is added a Concordance of the Parallel Passages in the Iliad, Odyssey and Hymns. Oxford 1880. ia 4. 419 S.

Mit Benutzung von Sebers Index und mit Zugrundelegung der Texte von Ameis und Baumeister hat der Verfasser ein alphabetisches Verzeichnis aller Wortformen, die in der Odyssee und den Hymnen vorkommen, zusammengestellt und zu jeder alle Verse, in denen sie enthalten ist, in vollständigem Abdruck hinzugefügt. Nur bei Pronominibus, Partikeln, Präpositionen u. s. w. hat er sich begnügt, je einen Vers als Beispiel anzuführen. S. 393—419 giebt ein alphabetisches Verzeichnis der Parallelstellen bei Homer, so weit sie durch ganze Verse gebildet werden, zweckmäßiger Weise so geordnet, daß jedes wichtigere Wort an seiner Stelle als Stichwort genommen ist, so daß z. B. ein Vers wie *Κάστορα δ' ἰππόδαμον καὶ πῆξ' ἀγαθὸν Πολυδείκεια* an fünf verschiedenen Stellen verzeichnet ist. — Die Zuverlässigkeit und Vollständigkeit der Sammlung hat Referent nicht geprüft. Ein anonymen Rezensent im Philol. Anz. XI (1881) S. 7 hat „zur Controle bei einer Reihe von Artikeln das Lexicon Homericum verglichen und die Zuverlässigkeit der Concordance bestätigt gefunden“.

- 7) C. Eduard Schmidt, Beiträge zum Parallel-Homer (Homerische Iterati in lexikalischer Anordnung). Progr. d. städt. Progymn. zu Lötzen. 1881. 19 S.

In alphabetischer Reihenfolge sind die Versus iterati aus Ilias und Odyssee, die der Verf. mit Hilfe von Sebers Index gesammelt hat, auf S. 1—16 zusammengestellt. Wo die Übereinstimmung zwischen zwei Stellen mitten im Verse beginnt, ist der Anfang des folgenden Verses für die Einordnung in das Verzeichnis maßgebend gewesen. Zu jedem Verse und zu jeder Versgruppe sind sämtliche Stellen notiert, an denen sie vorkommen.

Der zweite Teil enthält die öfter vorkommenden Wortgruppen oder Versteile, bis zur Länge von 6 Moren herab, soweit sie mit dem Buchstaben α anfangen. — Die Anordnung des Verzeichnisses ist nicht durchweg übersichtlich. Absolute Vollständigkeit war natürlich schwer zu erreichen; es fehlt aber z. B. ein Vers wie *αὐτὰρ ἐπεὶ δ' ἐπὶ νῆα κατήλυθον ἧδὲ θάλασσαν*, und ebenso die Verse, die \S 51 ff. darauf folgen.

IV. Scholien-Litteratur.

- 1) Porphyrii Quaestionum Homericarum ad Iliadem pertinentium reliquias collegit disposuit edidit Hermannus Schrader. Fasc. I (XII u. 180 S.) Lipsiae 1880. Fasc. II (S. 181—496) Lipsiae 1882.

Die *Ζητήματα Ὀμηρικὰ* des Porphyrius (3. Jahrh. n. Chr.) gehören derjenigen Klasse von Erläuterungsschriften alter Litteraturwerke an, in denen mit Bezug auf Inhalt und Wortlaut derselben eine Menge von Problemen aufgeworfen und dann durch Entgegensetzung einer oder mehrerer Erklärungen gelöst werden. Mit einem *πῶς* oder *διὰ τί* werden die Fragen gewöhnlich eingeleitet, mit einem *ὅτι* oder *λύεται ἐκ τοῦ . . .* oder *ῥητέων οὖν ὅτι* wird die Antwort gegeben. Frage und Antwort sind oft ganz nüchtern und verständig (z. B. zu \mathcal{A} 138: *διὰ τί μᾶλλον τοῦ θύρακος αὐτῆ βοηθεῖ; ὅτι δυσπαθέστερα τῶν ἀντιτυπούντων τὰ ὑπέκοντα*), oft auch spitzfindig, künstlich, ins Alberne sich verlierend (z. B. zu \mathcal{A} 226: *ἐζητηται πῶς τοὺς ἵππους καὶ τὰ ἄρματα εἶασε· τὸν γὰρ σπεύδοντα οὐκ εἰκὸς τὰ ἄρματα καταλείψαν. λύεται δὲ ἐκ τοῦ καιροῦ. εἶδει γὰρ οὐ μόνον παρελθεῖν ἀλλὰ καὶ πρὸς ἕκαστον διαλεχθῆναι. σοβαρὸν γὰρ ἐφαίνετο τὸ ἀπὸ τοῦ ἄρματος ὀμιλεῖν*). Im ganzen ist das sachliche Interesse, welches dieser Wust philosophierender Gelehrsamkeit bietet, minimal. Nicht gering aber ist das methodische Interesse der Aufgabe, welche durch den eigentümlichen Stand der Überlieferung hier der philologischen Kritik gestellt wird. Schraders Ausgabe ist das Ergebnis einer langjährigen Beschäftigung mit dem Gegenstande. Die Praefatio im ersten Hefte giebt nur das Nötigste zur Orientierung über Anlage und äußere Einrichtung des nachfolgenden Werkes. Ausführlich begründet werden die Ansichten des Herausgebers in den am Schlusse des zweiten Heftes (S. 337—474) abgedruckten „Prolegomena“. Aus dieser Trennung ist ein eigentümlicher Vorteil erwachsen. Das erste Heft war eingehend besprochen und dabei dem Verfahren Schraders in wesentlichen Punkten widersprochen worden von A. Römer, N. Jahrb. f. Philol. 123 (1881) S. 1—16. Die dort erhobenen Einwendungen hat nun Schrader geprüft, ist aber in der Hauptsache bei seiner Überzeugung geblieben und begründet dies Verhalten in den Prolegomenis. So wird durch den Austausch der Meinungen zwischen beiden Gelehrten es dem Leser wesentlich erleichtert, eine eigene Anschauung von dem Stande der Frage sich zu bilden.

Der ursprünglichen Gestalt, in der Porphyrius sein Werk abgefasst hatte, am nächsten stehen die 32 Kapitel *ζητήματα* des codex Vaticanus 305. Diese sind nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet, nicht den einzelnen Versen der Dichtung angeschlossen. Von dem Werte dieses Stückes, den er höher schätzt, als man sonst gethan hat, handelt Schrader im ersten Kapitel der Prolegomena. Auch er glaubt nicht (S. 346), dass in diesen 32 Kapiteln das erste Buch des Porphyrius so erhalten sei, wie er selbst es geschrieben habe; vielmehr sei anzunehmen, dass von den Abschreibern Verkürzungen, redaktionelle Änderungen, ja auch Zusätze an dem ursprünglichen Texte angebracht worden seien (S. 347); aber von der Form und Anlage des ganzen Werkes giebt doch nach Schraders Ansicht dieser Abschnitt am unmittelbarsten eine Vorstellung. So ist er denn (S. 279—327) größtentheils (vgl. unten) für sich im Zusammenhange abgedruckt.

Ein ganz anderes Verfahren war für die übrigen Reste der *Ζητήματα* zu beobachten. Was davon erhalten ist, findet sich zerstreut in den Scholiensammlungen zur Ilias, also auf einzelne Verse der Dichtung verteilt, und der Herausgeber hat es in dieser Verteilung gelassen, da für eine Zusammenfassung in Kapitel, wie das Originalwerk sie gehabt hatte, jeder feste Anhaltspunkt gefehlt haben würde. Der Hauptteil der neuen Ausgabe (S. 1—278) enthält demnach, aus den Scholiensammlungen excerpiert und nach Rhapsodien und Versen geordnet, diejenigen Stücke, welche nach Schraders Überzeugung auf Porphyrius zurückgehen. Zu Grunde gelegt ist der Text des Venetus Marcianus 453 (B); die Abweichungen der übrigen Handschriften sind theils in Klammern dem Texte eingefügt, theils in den Anmerkungen am Fusse jeder einzelnen Seite angegeben. Nur die im Vaticanus 305 vorliegende Redaktion wich stellenweise so stark von der in B ab, dass der Herausgeber der Deutlichkeit wegen es vorgezogen hat, in solchem Falle (z. B. zu Z 252) beide Redaktionen in getrennten Kolonnen neben einander zu stellen (wo dann der Abschnitt aus dem Vaticanus in dem Gesamtabdruck der 32 Kapitel nicht wiederholt, sondern dort nur an gehöriger Stelle auf den bereits vorher mitgetheilten Text zurückverwiesen ist).

Das kritische Interesse der Arbeit ist nun ein doppeltes: einmal fragt es sich, in welchem Verhältnisse die in Betracht kommenden Scholienhandschriften zu einander stehen, sodann, an was für Kriterien eine Bemerkung sich mit Sicherheit als porphyrianisch erkennen lasse. Über den ersten Punkt handelt das vierte Kapitel der Prolegomena; dem Venetus B stehen mit dem Anspruch gleichen oder größeren Wertes der Victorianus und Townleianus gegenüber, beide in neuerer Zeit durch die Arbeiten von A. Römer zu allgemeinerer und höherer Würdigung gelangt (vgl. Jahresber. V [1879] S. 236 f. und VII [1881] S. 30—33). Schrader, der den Victorianus für seinen Zweck selber verglichen

hat, hält in Bezug auf die Excerpte aus Porphyrius an der höheren Schätzung des Venetus B fest; ja er legt dar (S. 452 ff.), wie die Sonderung der Anmerkungen im Victorianus, welche der Venetus B in einen Tenor verarbeitet zeigt, oft nicht das Ursprüngliche sei, sondern auf einer Zerreiſung des Zusammengehörigen beruhe. Mit der noch schwierigeren Frage nach sicheren Merkmalen der dem Porphyrius angehörenden und groſſenteils nicht mit seinem Namen bezeichneten Scholien-Bestandteile beschäftigen sich das zweite und dritte Kapitel der Prolegomena. Römer hatte in seiner Rezension des ersten Heftes (S. 6 ff.) gezeigt, wie manche der dem Porphyrius zugeschriebenen Scholien aus ganz verschiedenen Teilen zusammengesetzt seien, deren einige zu der Art der *ζητήματα* dieses Philosophen gar nicht paſſten, sondern der Wortfassung wie dem Inhalte nach auf Aristonikos, andere wieder auf andre ältere Grammatiker zurückzugehen schienen. Schrader entwickelt und begründet nun ausführlich die Ansicht, daſs alles, was an *ἀπορήματα* und *λύσεις* in unseren Homer-Scholien enthalten sei, durch Vermittelung des Porphyrius hineingekommen sei, und daſs dessen Thätigkeit sich nicht auf solche Probleme, mit welchen an gesuchten Schwierigkeiten ein Spiel des Scharfsinns getrieben wurde, beschränkt habe; vielmehr habe er die Arbeiten der schon vorangegangenen *λυτικοὶ* teils unmittelbar, teils vielleicht in daraus abgeleiteten Sammelwerken (S. 439 f.) benutzt und auf diese Weise sowohl die gegen Einwendungen der Philosophen und Rhetoren als auch die gegen die Kritik der alexandrinischen Grammatiker gerichteten *λύσεις* dem Homer-Kommentar zugeführt.

Referent ist auf dem Gebiete, dem das eben besprochene Werk angehört, zu wenig zu Hause, um sich ein eigenes Urteil über die vorgetragenen Ansichten beimessen zu können. Er hat sich deshalb damit begnügt, durch eine kurze Darlegung der Hauptpunkte auf die damit verbundenen interessanten Kontroversen aufmerksam zu machen, die durch das Zusammentreffen der Studien zweier scharfsinnigen Gelehrten eine so glückliche Förderung finden.

- 2) A. Nauck, Kritische Bemerkungen. VIII. (Fortsetzung und Schluss, 8. April 1880). Bull. de l'Acad. Impér. des Sciences de St. Pétersh. XXVI (1880) S. 190—296.

Mit dem ersten Abschnitt dieses Aufsatzes werden wir weiter unten Anlaſs haben uns zu beschäftigen. S. 219—222 werden „einige Randbemerkungen zu den von Dindorf herausgegebenen Scholia in Iliadem“ gegeben, deren Hauptinhalt ich hier kurz wiederhole. Im Schol. A zu *A* 487 schreibt Nauck *ἐν ἄλλοις ἀποδίδωσι* statt *παραδίδωσι*. — Schol. A zu *H* 402 *ἐγγύς πον ἄπτεται* statt *ἐγγύς οὐ ἄπτεται*. — Schol. A zu *I* 528 *ἐὰν μὲν* statt *ἐὰν δὲ τοῖς ἄνω συνάπτεται*. — Schol. A zu *A* 754

Ἀλεξίων ἀμφότερα ἐγκρίνει statt καὶ ἀμφότερα κρίνει. — Zu einer Anzahl von Versen, die in den Scholien citirt sind, werden S. 220 f. die Dichterstellen nachgewiesen. — Schol. A zu Σ 488 schreibt Nauck πολεῖται statt ἀποτελεῖται καὶ σφραγίζεται. — Schol. A zu Ψ 307 ἱππιος statt des überlieferten ἱππειος; umgekehrt fordert Nauck im Schol. B zu Ψ 556 ἐταιρείας statt ἐταιρίας. — Schol. A zu Ψ 659 ἐπὶ πάντων φυλάττει statt τάττει. — Zum Schol. B zu B 56 macht Nauck darauf aufmerksam, dass in den „heillos entstellten Worten“ δεῖ κρατεῖν ὡς δραπετεύοντος τοῦ ἐνυπνίου der Name Κρατίνος enthalten sei, unter Verweisung auf Meineke Com. II S. 227, 160. — Im Schol. B zu Π 161 schreibt Nauck δασείως oder μετὰ δασείας statt δασεῖαις (so auch im Lex. Homer.) und danach im Texte ἀραιήσιν statt ἀραιήσιν. — Schol. B zu P 578 ἐχθροὶ statt ἐλεύθεροι. — Schol. B zu Ψ 656 ἄμωσιν für ἀνάκησιν. (Ob nicht aber ἀνάκησις δέψωνος so viel heißen könnte wie 'recreatio a siti'?) — Schol. B zu Ω 97 ὑπερμεφῆ statt ὑπερμέφριον.

3) W. Ribbeck, Zu den Ilias-Scholien. Rhein. Mus. 35 (1880) S. 469—471.

Emendationsvorschläge werden vorgetragen zu folgenden Stellen der Ilias-Scholien: A 1, B 12, Γ 148, Δ 2, E 62, Z 506, H 8, I 235, K 1.

4) H. J. Polak, Ad Odysseam eiusque scholiastas curae secundae. Emendationes ad scholia in Homeri Odysseam. Lugduni Batavorum 1881. 1882 VIII u. 542 S.

Anknüpfend an seine 'Observationes ad Scholia in Homeri Odysseam' (1869) giebt Polak mit Zugrundelegung der Dindorfschen Ausgabe eine Fülle scharfsinniger und großenteils evidenter Emendationen zu den Odyssee-Scholien, indem er einen zweiten Teil seiner Arbeit, kritische Untersuchungen über die Zusammensetzung der Scholien, in Aussicht stellt. Den vorliegenden Band will der Verfasser gewissermaßen als einen offenen Brief an Arthur Ludwich angesehen wissen, dem er für den Zweck der von ihm vorbereiteten Ausgabe der Scholien seine Bemerkungen zur Verfügung stellt. Das Buch ist bei aller Trockenheit des Gegenstandes mit einer gewissen Frische und Munterkeit geschrieben; die nach Büchern und Versen geordneten Konjekturen werden mehrfach unterbrochen von Digressionen allgemeineren Charakters. Einen Auszug daraus zu geben kann hier nicht versucht werden; ich beschränke mich auf eine äußerliche Angabe des Inhaltes. Kap. I (S. 12 ff.) Scholien zu α, Kap. II (S. 76 ff.) zu β und γ, Kap. III (S. 165 ff.) Scholien zu δ. Dazwischen (S. 189—228) Zusammenstellung und Erörterung zahlreicher Fälle, in denen Interpolationen in den Text der Scholien eingedrungen sind, für α—ω, und (S. 245—260) Beispiele verschiedener Arten, in denen durch

Verdunkelung der Negation οὐ oder μή der Sinn zerstört ist. Kap. IV (S. 275 ff.) Scholien zu ε und ζ; eingeschoben (S. 313—336) eine zusammenfassende Behandlung von versteckten Lücken im Scholientexte, für η—ω. Kap. V (S. 339 ff.) Scholien zu η—ι, Kap. VI (S. 419 ff.) zu κ—μ; eingeschoben (S. 440—475) eine Reihe von Emendationen zu den Ἀλληγορίας Ὀμηρικαὶ des Herakleitos. Kap. VII (S. 485 ff.) Emendationen zu den Scholien der 12 letzten Bücher.

- 5) Arthur Ludwich, Zu Herakleitos Homerischen Allegorien. Mit einem Anhang zu griechischen Dichtern. Rhein. Mus. 37 (1892) S. 434—447.

Ludwich beschreibt eine von ihm genau verglichene Oxforder Handschrift, die etwas weniger als die Hälfte von den Ἀλληγορίας Ὀμηρικαὶ des Herakleitos¹⁾ enthält, und giebt eine Auswahl von einzelnen Mitteilungen aus ihr. Die Handschrift ist sehr gedankenlos geschrieben, trägt aber doch zur Verbesserung unseres bisherigen Textes nicht Unerhebliches bei.

- 6) Eduardus Schwartz, De scholiis Homericis ad historiam fabularem pertinentibus. N. Jahrb. f. Philol. u. Pädag. XII. Suppl.-Bd. (1881) S. 403—463²⁾.

Die Untersuchung zerfällt in 4 Abschnitte. Der erste (S. 405—410) schließt sich an die von Schrader (Herm. XIV, angezeigt in diesem Jahresber. VII [1881] S. 36) gemachte Beobachtung an, daß ein Teil der auf Porphyrius zurückgehenden Bestandteile unserer Scholien nichts mit dessen *Ζητήματα Ὀμηρικὰ* zu thun hat, sondern einem anderen Werke zuzuweisen ist, als dessen Titel Schwartz, in Ergänzung des von Schrader vorgeschlagenen, vermutet (S. 406): *Κατάλογος τῶν παρὰ τῷ ποιητῇ παραλειμμένων ὀνομάτων*. Er weist fernere Spuren der Benutzung dieses Werkes nach in einer Anzahl mythologischer Bemerkungen, die nur durch Nennung von Namen die Erzählung des Dichters ergänzen. — Abschnitt II ist weniger überzeugend. Die *Ζητήματα*, die hier gesammelt werden, sind eben keine, großenteils nicht einmal der Form nach. Schwartz sagt zwar S. 411: 'Quaeritur ibi ut solet cur Homerus aliquem aliquid agentem vel dicentem fecerit; solutio petitur ex historiae fabularis recondita et ab-

¹⁾ Ich benutze diese Gelegenheit, um einen Irrtum zu korrigieren, den ich Jahresber. V (1879) S. 238 durch Verwechslung der Namen *Heraklides* und *Heraklitus* begangen habe, einen Irrtum, den ich um so mehr bedauern muß, als er mich a. a. O. verleitet hat, das umgekehrte Versehen Dindorf verzuwerfen.

²⁾ Diese Abhandlung ist ja nicht zu verwechseln mit der Breslauer Dissertation von Julius Schwarz, De scholiis in Homeri Iliadem mythologicis, welche in diesen Jahresberichten V (1879) S. 241 f. anerkennend besprochen worden ist. Ed. Schwartz citiert S. 438 jene Dissertation, deren Wert er, wohl kaum mit Recht, sehr gering anschlägt.

sona doctrina'. Aber die Frage ist von Schwartz in den meisten Fällen hinzugedacht. Dafs auch in den übrigen Fällen, in denen die Form der Frage wirklich überliefert ist, die Zurückführung auf ein den *Ζητήματα* äusserlich ähnliches Werk nicht notwendig sei, hat Schrader nachgewiesen, der in seiner Ausgabe S. 466 rechtfertigt, warum er die von Schwartz in diesem Abschnitte zusammengestellten Scholien (gröfstenteils im Victorianus erhalten) nicht berücksichtigt habe. — Der folgende Abschnitt (S. 422—438) beschäftigt sich überwiegend mit einer dritten Klasse mythologischer Anmerkungen. Aristarch hatte vielfach die Vermengung der homerischen Sagen mit den bei späteren Dichtern ausgebildeten bekämpft. Seine dahin gehenden kurzen Urteile haben jüngere Grammatiker (im 1. und 2. Jhd. n. Chr.) benutzt und, indem sie dieselben ausführlich begründeten, einen reichlichen Notizenkram eben aus jenen späteren Sagen in den Homer-Kommentar hineingebracht. — Im letzten (IV) Abschnitt werden diejenigen mythologischen Scholien behandelt, welche in dem Zusatz *ἢ ἱστορεῖα παρὰ τῶ δεινα* eine Quellenangabe zu enthalten scheinen. Ed. Schwartz ist mit Jul. Schwarz der Ansicht, dafs diese Scholien nicht, wie Moriz Schmidt wollte, den Didymus zum Verfasser haben können. Er weist im einzelnen nach, wie die in den Subskriptionen angeführten Schriftstellernamen fast alle ganz wertlos sind. Auf den richtigen Weg zur Auffindung der Quelle leitet nach Schwartz der Umstand, dafs die in Rede stehenden Scholien vielfache Ähnlichkeit mit Apollodors *βιβλιοθήκη* zeigen. Aber nicht diese selbst sei als Quelle anzusehen, sondern irgendwelche ihr ähnliche mythologische Kompendien, eine Art von Schriften übrigens, die (S. 449) schon vor der Zeit des Diodor aufgekomen sei.

7) Ribbach, De Aristarchi Samothracis arte grammatica. Progr. d. Döngymn. Naumburg a. S. 1883. S. 1—48.

'Lubet paullo diligentius deo bene iuvante anquirere reliquias Aristarcheae doctrinae de analogia grammatica', mit diesen Worten wird S. 6 das Thema angegeben. Trotzdem bleibt die Absicht der Schrift dunkel. Sie handelt im ersten Teil 'de orthographia', im zweiten 'de declinationum doctrina Aristarcheae' und giebt nicht etwa eine gedrängte, populäre Darstellung der bekannten Thatsachen auf Grund der ausgezeichneten Arbeiten, die wir darüber besitzen, noch auch eine eigene Nachlese zu diesen Arbeiten, sondern eine breite Wiederholung all des gelehrten Apparates, der zum Teil wenigstens recht unkritisch behandelt ist. S. 8 wird die Frage, ob *ἦμος* oder *ἧμος* zu schreiben sei, nach Lehrs erörtert, der u. a. sagt, Herodian habe die wahre Etymologie des Wortes nicht erkannt; dann heifst es: 'verum etymon neque Aristarchus neque Cratetei sed nostris demum temporibus Goebelius vidit in Lexilogo 1, 46 sqq., ut *ἦμος* sit canorus', und dazu wird in einer Anmerkung citiert: „Anten, Etymol. Erklär. homer. Wörter I p. 77.

Erfurt 1882“. Bei Anton wird Goebels Erklärung neben vielen anderen registriert; was soll also das Citat? Es beweist nur, daß Ribbach die Stelle im Lexilogus selber nicht aufgeschlagen, noch weniger geprüft hat; aber über das ‘verum etymon’ den Aristarch zu belehren, dazu ist er imstande. — S. 9 wird über den Spiritus von *ἄδην* gehandelt und dazu citiert La Roche, Hom. Textkrit. p. 180; aber daß das Wesentliche über diesen Punkt schon bei Lehrs Aristarch² 331 steht, erfährt der Leser nicht. — S. 19 kommen in einem mitgetheilten Scholion die Worte vor: *ὡς φησι Φιλόξενος*. Sofort ist unten eine Anmerkung: „Suidas s. v. *Φιλόξενος*. scholl. A 231, B 269, K 290. Gräfenhan, Gesch. d. klass. Phil. III. 66. 256. Beccard, de scholl. in Hom H Ven. p. 78. La Roche, Hom. Textkrit. p. 111. Osann. Philemonis gram. reliqu. p. 309. M. Schmidt, in Philol. IV 627. VI 660“. Man staunt über die Gelehrsamkeit des Verfassers; aber alle diese Citate (von Gräfenhan an) stehen an der (in der Mitte) angeführten Stelle bei La Roche schon zusammen. Ist der Verdacht ungerecht, daß Ribbach sie nicht alle nachgeschlagen habe? Und wenn er ungerecht wäre, hier ist ein anderes Beispiel! S. 13 wird im Texte die zweite Homer-Ausgabe Aristarchs erwähnt; unten heißt es: ‘De duabus Aristarchi editionibus Wolf, Prolegg. p. 144 sq. ed. nov. Villoison, Prolegg p. XXVI. La Roche, Hom. Textkrit. p. 58’ Was ist auch hier für eine Ordnung! Die Stelle bei Villoison, die ich nicht nachgeschlagen habe, ist von Wolf bereits benutzt und angeführt; Wolf selber zweifelte an der Existenz einer zweiten Ausgabe; diese Zweifel sind gehoben in ausführlicher Darlegung von Lehrs Aristarch² 23, und das war die einzige Stelle, die hier von dem citiert werden konnte, der eine klare Vorstellung von dem Sachverhalt hatte und geben wollte.

8) R. Lehrs, De Aristarchi studiis Homeritis. Editio tertia. Lipsiae 1882. X u. 506 S. 9 M.

Jeder muß die Freude des Herausgebers, Arthur Ludwig, teilen, daß seit dem Erscheinen der zweiten Auflage (1865) nunmehr eine dritte notwendig geworden ist. Über die bei der Revision befolgten Grundsätze giebt die Vorrede Auskunft. Nur unzweifelhafte Druck- oder Schreibfehler sind stillschweigend korrigiert. In allen anderen Fällen sind die ursprünglichen Worte beibehalten und in eckigen Klammern < > die Verbesserung hinzugesetzt worden. Citate, die sich nicht auffinden ließen, sind mit einem Fragezeichen versehen, aber stehen geblieben. Wo in den Lesarten der ausgeschriebenen Stellen nach neueren Ausgaben etwas zu ändern war, ist der frühere Text bewahrt, die Änderung in Klammern beigelegt. Diese Gewissenhaftigkeit ist auch da beobachtet, wo der Unterschied für den Gegenstand der Erörterung ohne Bedeutung war (vgl. z. B. *compinavit* statt *compinavit* S. 15 oben). Vollends sind natürlich thatsächliche Berichtigungen durch

die Klammern kenntlich gemacht. Auch eigentliche Zusätze finden sich in nicht geringer Menge, teils bloße Citatzahlen, teils Hinweisungen auf neuere gelehrte Arbeiten, hier und da auch mit kurz angedeuteter Polemik. Alles das ist äußerst knapp gehalten, so daß trotz der sehr großen Zahl von Stellen, an denen die Thätigkeit des Herausgebers hervortritt, doch der Umfang des Textes mit Einschluss der Epimetra sogar von 479 auf 476 Seiten gesunken ist, wobei freilich eine kleine Änderung in der Verteilung der Zeilen zu Hülfe kam. Erheblich vermehrt ist der Index. Er enthielt früher fast nur die griechischen Wörter; jetzt ist ein lateinisches Namen- und Sachregister und ein Index locorum hinzugekommen.

9) Maximilianus Hecht, Quaestiones Homericæ. Diss. inaug. Regimont. 1862. 29 S.

Die Arbeit bringt Nachträge zu Lehrs' Kapitel 'de Aristarchea vocabulorum Homericorum interpretatione', durch welche der Verfasser mit Erfolg sich bemüht den allgemeinen Satz zu veranschaulichen (S. 29): 'vocabuli cuiusvis vim, quæ uno vel nonnullis locis a consueto usu discedit, non temere licere ab Homero abiudicari'. Im einzelnen werden besprochen: *ἔντα*, nicht bloß Schild und Helm, wie Aristarch zu *K* 75 will, sondern alle Waffen, = *τέχεα*. — *ἔναρα* scheint nach Aristarch zu *K* 528 nur diejenigen Waffen zu bezeichnen, *οἷς ἐνάραρε τὰ σώματα καὶ ἐνήρμοσται*; aber das ist nur eine Etymologie von Aristarch. Das Wort bedeutet überall, wo es bei Homer vorkommt, 'cuncta arma', nur einmal *I* 188 Beute, die nicht bloß in Waffen besteht (der Verf. braucht dafür den ungeeigneten Ausdruck 'spolia'). Die Art des Zusammenhanges, in dem *ἔναρα* mit den Verben *ἐναίρειν*, *ἐναρίζειν* steht, und das Verhältnis der beiden Bedeutungen des letztgenannten Wortes zu einander (*ἐναρίζειν* bei Homer 9 mal „töten“, 3 mal „der Waffen berauben“), bleibt auch nach Hechts Darstellung unklar. — *γνῦα* sind weder Hände noch Füße noch beide zusammen, sondern „Glieder“ überhaupt, wie namentlich hervorgeht aus den Stellen *T* 385 (*ἐντρέχοι ἀγλαὰ γνῦα*) und *σ* 88, verglichen mit 77, wo *γνῦα* und *σώρες* gleichgestellt sind. — *δαίς* bezeichnet zwar ursprünglich das Mahl der Menschen, ist aber *Ω* 43 doch auf den Löwen bezogen; denn die von Lehrs vorgeschlagene Verbindung, *βροτῶν ἵνα δαῖτα λάβησιν*, ist an sich unnatürlich und wird auch durch die Wortstellung ausgeschlossen. (Auffallend bleibt, daß der Verfasser an dieser Stelle sich nicht auf Nauck bezieht und die Frage, ob *A* 5 *οἰωνοῖσι τε δαῖτα* zu lesen sei, gar nicht erwähnt, geschweige denn bejaht.) — *ἔθειρα* sind nicht „Haupthaare“, sondern bei Homer die Haare der Mähne und des Schweifes von Pferden. Bei anderen alten Dichtern bezeichnet das Wort aber auch die Haare anderer Tiere und auch die menschlichen. Es ist deshalb kein

Grund an *ἄθειράδες* bei Odysseus π 176 Anstofs zu nehmen und dafür *γενειάδες* zu schreiben. — Den Schlufs der Dissertation bilden kürzere Bemerkungen über *ἄμως* und *κωφός*.

- 10) Fritz Schöll, Eine Verderbung des Textes und der Topographie der Ilias durch Aristarch (Z 4). Rhein. Mus. 37 (1882) S. 124—130.

Z 4 lautet in unseren Ausgaben:

μεισηγὺς Σιμόεντος ἰδὲ Ξάνθοιο βοάων.

Wenn Aristonikos dazu bemerkt, *ὅτι ἐν τοῖς ἀρχαίοις ἐγγράφω μεισηγὺς ποταμοῦ Σκαμάνθρου καὶ στομαλίμνης, διὸ καὶ ἐν τοῖς ὑπομνήμασι φέρεται κτλ.*, so ist bisher vergebens versucht worden den scheinbaren Fehler in diesem Scholion zu emendieren (vgl. noch Ludwig zu Lehrs' Aristarch³ S. 223). Schöll bezieht *ἐν τοῖς ἀρχαίοις* auf die Ausgaben vor Aristarch und meint, dafs dieser, durch seine topographischen Studien (*περὶ τοῦ ναυστάθμου*) veranlafst, den Simoeis durch Konjekturen in den Text eingeführt habe. Unklar bleibt noch, inwiefern die so gewonnene Lesart zu den sonst bekannten topographischen Ansichten Aristarchs besser gepafst habe als die frühere. Trotz dieser kleinen Lücke in der Beweisführung möchte Referent der Vermutung Schölls zustimmen, die dieser selbst in unbefangenster Würdigung ihres Wertes als einen Eckstein zur Hebung der Klage über Mangel an scharfer Kritik und strenger Methode in den Forschungen über die Topographie des homerischen und des wirklichen Troja bezeichnet. — Weniger überzeugend ist a. O. 129 der Nachweis, dafs Z 243—250 interpoliert seien: *ἑσάγουσα* 252 müsse auf *δόμον* 242 bezogen werden; man habe zwar daran gedacht 243—250 als Parenthese zu fassen, aber das sei unzulässig; warum? — das brauche wohl nicht erst betont zu werden.

V. Textkritik und Exegese.

An den Anfang dieses Abschnittes stelle ich den Bericht über ein hervorragend wichtiges wissenschaftliches Unternehmen, das zwar seiner Begründung nach dem Gebiete der Grammatik angehört, in seiner Ausführung aber das der Textkritik nicht nur berührt, sondern gerade auf diesem eine vollkommene Revolution hervorzubringen beabsichtigt. Ich meine Ficks Hypothese über die Entstehung des homerischen Dialektes.

- 1) A. Fick, Die Entstehung des homerischen Dialektes. Beiträge zur Kunde d. indogerman. Sprach., herg. von Ad. Bezzenger, VII (1883) S. 139—162.
- 2) Die homerische Odyssee in der ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt von August Fick. Göttingen 1883. 330 S.

Dem Aufsätze in Bezzenger's Beiträgen ist die Ausgabe der Odyssee nach nicht viel mehr als einem halben Jahre gefolgt.

Auf letztere ist schon oben (S. 255) kurz hingewiesen worden. Sie dient zu einem großen Teile den Aufgaben der höheren Kritik, indem sie für die von Kirchhoff vertretene Ansicht ein neues, vielleicht endgiltig entscheidendes Argument beibringt. Für uns kommt es nur darauf an, zu der grammatischen Theorie, welche Fick durchgeführt hat, Stellung zu nehmen. Dabei wird es freilich nicht zu vermeiden sein, daß die Frage nach der Komposition des Epos gestreift wird; mehr aber auch nicht. Kirchhoffs Untersuchung ist so allgemein bekannt, daß es überflüssig wäre, genauer auf dieselbe einzugehen, um so mehr, da Referent bekennen muß, daß er in allen wesentlichen Punkten dem von Kirchhoff gewonnenen Resultate zustimmt. Unter der Voraussetzung also, daß dieses richtig sei, soll Ficks sprachgeschichtliche Hypothese geprüft werden. Der oben genannte Aufsatz, in dem sie zuerst auseinandergesetzt und begründet war, ist in der Einleitung der Ausgabe mit geringen Abweichungen wiederholt, aber dort und in den Beigaben am Schluß um reichliche Zusätze vermehrt worden. Ich citiere der Einfachheit wegen in der Regel nach der zweiten Publikation.

Die Äolismen in der Sprache Homers waren sorgfältig behandelt in der oft und mit Recht gerühmten Schrift von G. Hinrichs, *De homericæ elocutionis vestigiis æolicis*, Jena 1875. Nach genauer Untersuchung aller Einzelheiten faßt Hinrichs (S. 167f.) seine Ansicht über den Ursprung der Äolismen etwa in folgende Sätze zusammen: Die Sagen, welche sich an den trojanischen Krieg anschließen, sind entstanden bei den Kolonisten gemischter Nationalität, welche Troas und die Nachbargenden in Besitz nahmen. Die älteren Lokalsagen der Argiver, Achäer, Ionier, Thessaler wurden vermischt und durch die neuen, gemeinsamen Erlebnisse vermehrt. Kleinere poetische Darstellungen entstanden, und zwar in äolischem Dialekte. Diese verbreiteten sich und kamen, vielleicht am bequemsten über Smyrna, zu den Ioniern. Hier wurde die Poesie weiter und in größerem Mafstabe ausgebildet. Es entstanden die homerischen Gesänge, in denen man formelhafte Wendungen und Ausdrücke, besonders wenn sie sich an bestimmten Versstellen befestigt hatten, aus der älteren, äolischen Poesie beibehielt. — Dieser Ansicht, welche seit 1875 so ziemlich als allgemein recipiert gelten konnte, stellt nun Fick eine neue gegenüber, die ich mit seinen eigenen Worten (Odys. S. 5) angebe: „Die echte homerische Dichtung ist von äolischen Dichtern „ursprünglich in rein äolischer Mundart verfaßt. Mittelpunkt dieser „Kunstübung war das äolische Smyrna, Träger derselben ein be- „stimmtes Geschlecht, eine kastenartige Innung, welche vielleicht „schon damals den Namen *Ἰωνοὶ* führte. Als Smyrna um „700 v. Chr. ionisch wurde, wanderte diese gens nach Chios aus; „dort wurde sie ionisch und ionisierte denn auch ganz natürlich „die Gedichte ihres Erbbesitzes, wenn auch nur in ganz äußerlicher

„Weise. Diese äußerlich ionisierte Aeolis, in welcher die Homeriden „von Chios die homerischen Gedichte vortrugen, ist dann die Sprache „des späteren Epos geworden, in dieser Sprache haben sie selbst „ihre Erweiterungen und Fortsetzungen gedichtet“.

Man erschrickt, wenn man das liest; man glaubt, man hofft den Verfasser nicht richtig verstanden zu haben: aber es hilft nichts, er meint seine Behauptung in aller Schärfe und malt sie mit furchtloser Konsequenz ins Einzelne aus. Wort für Wort, ja Silbe für Silbe übersetzten die Homeriden ihre äolischen Gedichte ins Ionische. Die Arbeit war durchaus mechanisch. „Traf man „(S. 13) auf eine äolische Form, für welche die Ias kein metrisches „Äquivalent bot, oder welche im Ionischen überhaupt nicht vorkam, „so liefs man den Äolismus ruhig in der ionischen Umgebung „stehen, wo er sich denn freilich wunderbarlich genug ausnimmt.“ Staunen und Befremden regen sich wohl in jedem, wenn er zuerst solche Worte liest. Aber wir würden dem Verfasser Unrecht thun, wenn wir dieser ersten Empfindung lange Raum geben wollten. Mag der Gedanke, dafs der Text unseres Homer auf so banausische Weise entstanden sein soll, noch so sehr unser Gefühl verletzen, wir dürfen darnach nicht fragen. Ist die neue Ansicht wohlbe-gründet, notwendig, so werden wir uns ihr nicht entziehen.

Die Homeriden wurden Ionier und „ionisierten denn auch ganz natürlich die Gedichte ihres Erbbesitzes“, so sagt Fick. Ganz natürlich? Ich meine, das wäre sehr unnatürlich gewesen. Hier ist nicht ein gedankenloser Abschreiber, nicht ein eigen-sinniger Grammaticus, der die Sprache mißhandelt. Eine kunst-geübte Schule, ein Geschlecht von Sängern soll an seinem eigenen geistigen Erbgut jene barbarische Operation vorgenommen haben. Und unter Griechen sollte das geschehen sein, bei denen sonst mit einer Strenge, die anderen Nationen fremd ist, für eine jede Litteraturgattung der Dialekt, in dem sie zuerst entwickelt war, festgehalten wird? Pindar war ein Boeoter, Simonides ein Ionier, der lange Zeit in Athen lebte; aber keiner von beiden dachte daran, in seinen melischen Dichtungen eine andere Mundart zu gebrauchen, als die für diese Gattung der Poesie kunstmäfsig aus-gebildet war. Tyrtaios sollte spartanische Hoplitzen zum Kampfe begeistern; es fiel ihm nicht ein seine Elegien in lakonischen Dialekt zu übersetzen. Das alles weifs Fick sehr wohl; sein Aus-druck „ganz natürlich“ ist weniger ein Beweisgrund als ein Pos-tulat, das anderswo seinen Ursprung hat. Ilias und Odyssee be-handeln äolische Sagen; um die übrigen Stämme kümmert sich Homer wenig; die Ionier erwähnt er sogar nur einmal N 685 und in äolischer Namensform (S. 5). „Für so alte Zeiten, wie „die der Entstehung der homerischen Gedichte, wo der Stamm „noch Alles und die Nation noch nichts bedeutet, und die Sage „noch nicht wie in späteren Zeiten Gesamtgut der Nation ist, bleibt „es die natürliche Annahme, welche man nur um zwingender

„Gegengründe willen aufgeben wird, daß jeder Stamm seine eigenen „Sagen singe“: so heißt es bei Fick S. 7. Der Verfasser giebt selber zu, daß hierin kein zwingender Beweis liege; er liegt um so weniger darin, als die Existenz älterer Lieder, in denen die äolischen Sagen in äolischer Sprache besungen wurden, auch nach der von Fick bekämpften Ansicht (vgl. oben Hinrichs) vorausgesetzt wird. Doch ich glaube, wir können diese ganze Erörterung über das, was natürlich sei, auf sich beruhen lassen: wenn wir die Bedenken gegen Ficks Hypothese, die sich uns aus inneren Gründen ergaben, so gering als möglich und die allgemeine Wahrscheinlichkeit, welche er für den äolischen Ursprung der alten Epen geltend macht, so hoch als möglich anschlagen, so kommen wir allenfalls dahin, daß die beiden einander entgegenstehenden Momente sich das Gleichgewicht halten. Wir dürfen uns darauf beschränken denjenigen Beweis zu prüfen, den Fick selber als den „eigentlichen“ bezeichnet. Es ist der, welcher in der Sprache liegt.

Wenn die mechanische Übersetzung aus dem Äolischen ins Ionische, die wir oben mit Ficks Worten beschrieben haben, wirklich stattgefunden hat, so ergeben sich daraus zwei notwendige Folgerungen: 1) jede ionische Wortform unseres Homertextes muß sich ohne Schaden für den Vers in die entsprechende äolische zurück übersetzen lassen; 2) unter den äolischen Formen, die der überlieferte Homertext enthält, kann keine sein, die sich ohne Verletzung des Verses ins Ionische übertragen ließe. — Diese beiden Folgerungen dienen als Kriterien für die Richtigkeit der aufgestellten Hypothese. Aber ehe wir zu ihrer Anwendung schreiten, bedarf es noch einer Voruntersuchung: es muß erst festgestellt werden, was wir unter „äolisch“, was unter „ionisch“ zu verstehen haben.

I. Vom ionischen Dialekt wissen wir überhaupt sehr wenig. Die inschriftlichen Quellen (in meinem *Delectus inscriptionum* N. 478—557) sind, besonders für die ältere Zeit, überaus dürftig. Das ganze Material, welches die alten Epen bieten, fällt für die gegenwärtige Betrachtung aus; denn dieses soll ja gerade geprüft werden. Von anderen altionischen Dichtern (Kallinos, Mimnermos, Archilochos, Hipponax) sind einige Fragmente erhalten; aber auch diese sind von geringem Umfange und ihre Überlieferung von sehr zweifelhafter Gewähr, ihre Sprache steht von vorne herein unter dem Einfluß der epischen, vielleicht ist sie auch noch in späterer Zeit darnach überarbeitet. Wie wenig klar das Bild ist, welches wir von dem Dialekte Herodots haben, weiß jeder. Ihm verdanken wir wenigstens die oft citierte Notiz (I 142) von der Mannigfaltigkeit der ionischen Mundarten. Und eben diese sollte dazu beitragen uns vorsichtig zu machen, daß wir nicht mit dem Begriff „ionisch“ wie mit einem allbekannten und feststehenden operieren. Es ist sehr wohl möglich, daß manche Laut- und

Wortformen ionisch sind, die wir als solche gar nicht kennen; und wir haben deshalb kein Recht solche Formen, die sich in ionischen Sprachresten nur in wenigen Beispielen oder nur in einem Teile unserer Quellen finden, dem Dialekte ohne weiteres abzusprechen. — Sehr viel besser steht es mit unserer Kenntnis des Aolischen. Freilich fehlt es auch hier fast ganz an älteren Inschriften, und die lesbische Lyrik, von der einige charakteristische Fragmente erhalten sind, gehört einer Zeit an, die vielleicht erheblich jünger ist als die der altepischen Dichtung (Fick S. 29); aber immerhin besitzen wir hier eine solide Grundlage, auf der sich, mit gehöriger Vorsicht, etwas aufbauen läßt.

Ich behaupte nun, daß Fick den eigentümlichen Verhältnissen, welche für beide Dialekte bestehen, nicht gerecht wird, daß er die Begriffe „äolisch“ und „ionisch“ willkürlich so abgrenzt, wie sie zu seiner Hypothese stimmen. Diese Behauptung muß zunächst bewiesen werden.

1. Daß der Laut \mathfrak{f} dem äolischen Dialekte eigentümlich sei, wurde früher allgemein angenommen; seit Beispiele davon auf Inschriften der verschiedensten Stämme gefunden worden sind, hat man erkannt, daß er den meisten griechischen Mundarten gemeinsam war. Nur für das Ionische steht es mit den Beispielen knapp. Bei den nachhomerischen Dichtern finden sich einige wenige Spuren (Fick S. 8), die auf Einwirkung der epischen Sprache beruhen können und weder für noch wider beweisend sind. Epigraphische Belege sind so gut wie keine vorhanden¹⁾, und das ist bei dem Alter einiger Inschriften immerhin auffallend. Aber daß in frühester Zeit auch der ionisch-attische Dialekt das \mathfrak{f} besessen habe, ist an sich wahrscheinlich. Die ent-

¹⁾ Die chalcidischen Vasen mit $\mathfrak{f}\omega$, $\Gamma\alpha\rho\upsilon\acute{\rho}\omega\eta\varsigma$, $\text{Ὀ}\mathfrak{f}\alpha\tau\eta\varsigma$ (Kirchhoff Alph.² 111) weist Fick (S. 10) mit Recht zurück, weil hier ein Mischdialekt vorliege. Dagegen findet er das Zeichen \mathfrak{f} in einem sicheren Beispiel IGA. 409 in der Genetivform $\acute{\alpha}\nu\tau\omega\upsilon$. Dieses Beispiel zu eliminieren ist ihm nicht gelungen. Zwischen α und υ , die hier einen Diphthong ausmachen, steht \mathfrak{f} ganz unpassend. Man kann daraus schließen, daß zu der Zeit, als der Stein gesetzt wurde, bei Leuten, die ionisch redeten, zwar eine dunkle Erinnerung an die Existenz des Lautes, aber keine deutliche Vorstellung von seiner Geltung vorhanden war. Fick (S. 9) folgert noch etwas ganz anderes: \mathfrak{f} sei hier angewendet, um „die gesonderte Aussprache des α und υ in $\acute{\alpha}\nu\tau\omega\varsigma$ zu bezeichnen“, gewissermaßen als Vorläufer der späteren Schreibweise $\acute{\alpha}\sigma\tau\omega\upsilon$; daraus, daß die Iulier das Zeichen \mathfrak{f} zu der Verwendung als „Vokalteiler“ disponibel gehabt hätten, gehe hervor, daß der Laut selber ihnen fremd gewesen sei. Aber an eine Teilung des Vokals ist hier ja gar nicht zu denken; $\alpha\sigma$, $\epsilon\sigma$ in späterer ionischer Orthographie waren ganz „wirkliche Diphthongen“, wie obendrein Fick selber a. O. hervorhebt, indem er auf die metrischen Beispiele $\text{Ναόλοχον εἶδεν ὄναρ}$ und $\epsilon\mu \varphi\acute{\alpha}\rho\epsilon\iota\varsigma \lambda\epsilon\alpha\kappa\omega\iota\varsigma$ (Kaibel Epigr. 774) hinweist. Dieser Teil der Beweisführung ist also vollkommen hinfällig, und $\mathfrak{f}\mathfrak{Y}\mathfrak{T}\mathfrak{O}$ würde als sicheres Beispiel eines ionischen Digammas stehen bleiben, wenn nicht die Deutung der Zeichen überaus zweifelhaft wäre. Vgl. Kirchhoff Alph.² 72; Del.² 118.

gegenstehenden Thatsachen werden hinreichend erklärt durch die Annahme, daß in diesen Mundarten der Laut besonders früh abgestorben sei. Daß er schon bei Homer im Absterben begriffen und keineswegs intakt erhalten ist, wie Fick (S. 7) will, kann vielleicht am besten das kraftlose Buch von Knös (*De digamma Homericum*, Upsala 1873. 1879), das Fick wunderbarer Weise für seine Behauptung anführt, beweisen¹⁾.

2. Mit mehr Sicherheit als das \mathcal{F} ist die Trennung von $\bar{\alpha}$ und η als unterscheidendes Merkmal für die griechischen Mundarten anzusehen. Und wenn Fick (S. 3) davon ausgeht, daß die Sprache Homers „aus Formen des ionischen und eines A-Dialektes gemischt sei“, so braucht er kaum auf Widerspruch gefaßt zu sein. Trotzdem weisen sichere Spuren darauf hin, daß die Verwandlung von gemeingriechischem $\bar{\alpha}$ in η erst beträchtliche Zeit nach der Loslösung der ionischen Dialekte von der Muttersprache vollendet worden ist. Einmal weist das Attische in der Behandlung des langen A-Lautes einen altertümlicheren Bestand auf als die übrigen ionischen Dialekte²⁾. Dann aber hat Dittenberger (*Herm.* XV S. 225 ff.) scharfsinnig und glücklich erkannt, daß auf ionischen Inschriften die Unterscheidung des gemeingriechischen ϵ (E) und desjenigen, welches einem a der übrigen Dialekte entspricht (H), noch bis tief ins fünfte Jahrhundert hinein sich erhalten hat, und in größerer Allgemeinheit hat nach ihm Blafs (*Ausspr. d. Griech.*³ 23) dargelegt, wie der Unterschied von ionischem H und E anfangs überhaupt ein qualitativer war, erst all-

¹⁾ An sich wertvoller als die negative Argumentation aus dem Fehlen des \mathcal{F} im Ionischen ist ein positiver Beweisgrund, den Fick mit Entschlossenheit verwertet: die Gestalt, in der das infaltende \mathcal{F} in manchen homerischen Formen (*εῦαθε, εῦθε, αὔρουσαν, καλαύρωτος, εὐπηλος*) erscheint, ist eine sonst dem äolischen Dialekte eigentümliche. Über diesen Punkt haben Hinrichs (*Hom. eloc. vest. Aeol.* S. 26—36) und Hartel ausführlich gehandelt; eine Zusammenstellung der Beispiele findet man bei G. Meyer, *Griech. Gramm.* § 240. Aber hier ist nur eine bestimmt begrenzte Gruppe von Formen; daß bei Homer das \mathcal{F} „in allen Eigentümlichkeiten der äolischen Weise folgte“ (S. 7), muß erst bewiesen werden. Was Fick dafür gethan hat, spricht eher dagegen. Nach Analogie von *αυλαχος* postuliert er (S. 7 f.) *υλαχς, υδρωος*, ferner (S. 18) *υεθνα, υελδαω* etc. In der Einleitung a. O. gilt ihm dies zwar noch als offene Frage; aber im Text der Ausgabe ist sie bereits beantwortet: z. B. *υελοοσι* § 530, *υελδαι* § 210, *υεσσα* § 467. Hier war in der That bei Homer eine von der äolischen abweichende Erscheinungsform des \mathcal{F} : $\xi(\mathcal{F})\epsilon$ - aus $\mathcal{F}\epsilon$ entwickelt; sie wird erst nach äolischem Muster durch Emendation umgeformt und dient nun als „Aendeutung eines Äolismus“ ganz brav mit zum Beweise für den äolischen Ursprung der homerischen Sprache.

²⁾ Man hat dies freilich nicht glauben wollen und statt dessen angenommen, daß attisches $\bar{\alpha}$ purum aus gemein-ionischem η nachträglich durch Assimilation an die nicht-ionischen Mundarten entstanden sei. Noch G. Meyer, *Griech. Gramm.* S. XXII, ist in dieser Auffassung befangen. Daß sie aus inneren und äußeren Gründen unhaltbar ist, daß namentlich die epigraphischen Thatsachen ihr widersprechen, ist früher (in *Curtius Studien VIII* S. 244 ff. 435 ff.) von mir nachgewiesen worden.

mächlich in den quantitativen Übergang. Danach ist es sehr wohl möglich, ja wahrscheinlich, daß der Zweig des Ionischen, welchen Homer vertritt, in der Behandlung von $\bar{\alpha}$ und η anders verfuhr als die übrigen Zweige, und es liegt kein Grund mehr vor Formen wie *θεά*, *Ναυσικάα*, *Ἀλκμάων* (Fick S. 13. 16) für äolische Bestandteile der epischen Sprache zu erklären.

3. Am allerwenigsten aber ist dies geboten für solche α -Formen, die im Äolischen selbst nicht unverändert erhalten sind. Der Gen. Plur. 1. Dekl. endigt in den äolischen Sprachdenkmälern, die wir besitzen, immer auf *-αν*, der Gen. Sing. der Masculina auf *-α* (Meister Griech. Dial. I 162f.); z. B. *εὐεργέτα*, *πολίταν*. Freilich ist *αο* für α und *άων* für *αν* als Vorstufe vorzusetzen. Aber bilden nicht auch für *εω*, *ων*, die speziell ionischen Endungen, eben jene *αο* und *ων* die Vorstufe? Wenn nun bei Homer *Ἄρτεδαο*, *ἀλλάων* sich findet, wer verbürgt uns, daß das äolische Formen sind und nicht vielmehr altionische? Hier kommen uns eben jene von Dittenberger a. O. konstatierten Beispiele zu Hilfe. *Λεινοδίκηο*, *ἀλλήων* steht auf der alten naxischen Bustrophedon-Inschrift IGA. 407. Gerade dies sind die Stellen, an denen die Ionier noch lange nach der Einführung des Vokalzeichens *Η* die Erinnerung an den alten A-Laut in Schrift und Aussprache festhielten. Es ist also durchaus gerechtfertigt, wenn wir dem homerischen Ionisch eine Altertümlichkeit zutrauen, die zwar noch etwas größer ist, aber in genau derselben Richtung liegt.

4. Ganz ähnlich steht es nun mit dem Gen. Sing. der O-Deklination. Fick stempelt kurzweg *-οιο* als altäolische Endung, während auf allen erhaltenen Inschriften *-ω* die allein herrschende, zahlreich belegte Form ist. Bei Alkaios findet sich einmal *ἐρχομένοιο*: darin sieht Meister (Gr. Dial. I 162) eine epische Reminiscenz, Fick (S. 14) erklärt solche Annahme für „Willkür“. Bekanntlich sind bei Homer die Endungen *-οιο*, *-οο*, *-οι* neben einander in Gebrauch, eines der deutlichsten Zeichen der fließenden Gestalt, welche der altpischen Sprache eigen ist. Freilich müssen auch für äolisches *-ω* als Vorstufen *-οιο* und *-οο* angesetzt werden. Aber wir verlieren mit unserer Untersuchung allen Boden unter den Füßen, wenn wir solchen Bestand älterer Formen da, wo er sich findet, austreichen und da, wo er sich nicht findet, durch Konjektur einsetzen wollen.

5. Nicht viel rationeller ist Ficks Verfahren in der Behandlung der Psilosis. Sie ist eine Eigentümlichkeit des Äolischen und als solche auch bei Homer in vielen Fällen erhalten (Hinrichs, Hom. eloc. vestig. Aeol. S. 19—24). Aber auch die Ionier werden *ψιλωτικοί* genannt, und die thatsächlichen Belege dafür aus Herodot sind jedem geläufig. Was Fick hier thut, soll mit seinen eigenen Worten gesagt werden, damit ihm nicht Unrecht geschieht (S. 12): „Psilosis ist bei Homer auch überall da einzuführen, wo

„der ionische Dialekt dieselbe hat, wie in ἀπικέσθαι, κατήσθαι, ἄρματα (vgl. ἐπ' ἀρμάτων Hipponax 42); nach Durchführung „dieses Principis bleibt der Asper bei Homer in so wenigen Fällen, „dafs man ihn ganz beseitigen und Homer die äolische Psilose zuschreiben darf“. — Also: dem alten Homer, weil er doch ein Ionier war, wird die neuionische Psilose octroyiert; der Zustand, in dem er nun erscheint, beweist, dafs er ein Äolier war.

6. Zum Schlufs noch ein paar Kleinigkeiten, die Wortbildung betreffend. ἀγρέω (= αἰρέω) wird S. 20 als äolisch aufgeführt; es ist aber Gemeinbesitz der griechischen Sprache, wofür ich mich begnüge auf Hinrichs S. 36 f. und Meister Gr. Dial. I 182 zu verweisen, gegen die Fick auch nicht einen einzigen Einwand vorbringt. Ebenso steht πλέες, πλέας (für πλέονες) S. 19 unter den Äolismen auf Grund der Inschrift Del.² 427. Diese enthält zweimal die Form πλέας; aber auch kretisch findet sich πλιάσι Del.² 121; es ist also nicht nötig hier gerade einen Äolismus bei Homer anzunehmen.

II. Ich denke, die Berechtigung des oben ausgesprochenen Vorwurfes ist erwiesen: Fick hat den Begriffen „ionisch“ und „äolisch“ eine willkürliche, unrichtige Abgrenzung gegeben. Von den Erscheinungen der homerischen Sprache, die er aus dem Äolischen herleitet, kann ein Teil mit Wahrscheinlichkeit, ein Teil mit Sicherheit dem Ionischen zugesprochen werden. Wir müssen diese Einschränkung im Gedächtnis festhalten, wenn wir nun daran gehen die im Voraus aufgestellten Kriterien anzuwenden, d. h. zu fragen: 1) ob sich bei Homer Äolismen finden, welche, Ficks Hypothese als richtig vorausgesetzt, ohne Not stehen geblieben wären, 2) ob sich Ionismen finden, die sich nicht nach dem Fickschen Rezept ins Äolische übersetzen lassen.

1. „Selten ist der Äolismus bewahrt, wenn die las ein metrisches Äquivalent für denselben bot“, heifst es bei Fick S. 20. Die seltenen Fälle, die er aufzählt, sind folgende: „μάν achtmal neben μήν“. Wo die Zahl herkommt, weifs ich nicht; nach Hinrichs a. O. S. 76 findet sich μάν allein oder in der überwiegenden Mehrzahl der Handschriften an 23 Stellen, μήν an 8 Stellen. — ἀγρέω ist oben erledigt. — „πόρδαλις neben παραδάλει“: die Variante mit ο findet sich 4 mal unter 6 Fällen, in denen beide Wörter überhaupt vorkommen; erst Aristarch hat die äolischen Formen ausgemerzt. Hinrichs S. 67. — „ᾠ πόποι neben attischem παπαῖ“: bei Homer kommt nur die Form mit ο vor, die diesmal auch Aristarch unangetastet gelassen hat. Lehrs Arist.³ 119. — „βεβολήμενος, βεβολήγαι neben βεβλημένος“: die Formen mit ο (I 9. x 247. I 3) will Nauck durch die gewöhnlichen ersetzen. Aristarchs Unterscheidung der Bedeutungen (Lehrs³ 64) ist freilich wohl eine Spitzfindigkeit. — „ἀναβρόξις, καταβρόξις, ἀναβροχέν neben βραχέισα“: das klingt so, als käme α neben ο bei Homer vor; die Form

βραχίστα findet sich aber, so viel ich weiß, überhaupt nur in den Anacreontea 31, 26. Sie hat überdem mit *ἀναβροχῶ* „aufschlürfen“ nichts zu thun, sondern kommt von *βρέχω* „benetzen“ her. Diejenigen wirklich oder anscheinend verwandten Formen, für welche an äolischen Ursprung gedacht werden kann, *ὑπόβροχα* ε 319, *ἀναβέβρουχεν* P 54 (vgl. Hinrichs S. 71f.), hat Fick gar nicht erwähnt. — „Eine Anzahl Hss. bietet konstant *-τροφής* z. B. in *διοτροφής* neben *διοτρεφής* der übrigen“: auch mit dieser Notiz kann man so gar nichts anfangen; erst müßte uns doch gezeigt werden, welche Hss. das sind und ob ihnen die Konservierung einer altertümlichen Sprachform zuzutrauen ist. Und wenn das gezeigt wäre, so würde immer noch der Beweis fehlen, daß *διοτροφής* ein Äolismus sei. — „*τετράοροι* findet sich neben *μετήορος*“: ersteres kommt 1 mal, letzteres 2 mal vor. Nach dem, was oben über *ᾶ* und *η* gesagt wurde, ist es nicht nötig hier einen äolischen Vokal anzunehmen. — „*θυμαρής* neben *θυμηρής*“: ersteres 3 mal, letzteres 1 mal. Nauck hat überall *η* durchgeführt. — „*ἔμμεν* hätte überall durch ionisches *ἔναι*, *ἴμμαι* durch *ἰέναι* ersetzt werden können, zuweilen sind trotzdem die äolischen Formen stehen geblieben“: dem Leser bleibt es wieder überlassen, die Angaben zu prüfen. Ich habe es, mit Einschluss der Komposita, für *ἴμμαι* gethan: *ἰέναι* 69, *ἴμμαι* 8, schwankend, meist mit überwiegender handschriftlicher Autorität für *ἴμμαι*, 7 Stellen (*β* 298. *δ* 287. *σ* 341. 428. *φ* 58. *χ* 109. 146). Kann jemand im Ernst glauben, daß die Homeriden, als sie um 700 v. Chr. ihre Dichtungen ins Ionische übersetzten, 15 Stellen aus Versehen übrig ließen? Nein! Was wir vor Augen haben, ist ein Schwanken in der handschriftlichen Überlieferung. Wer der homerischen Sprache einen möglichst einheitlichen Charakter geben will, der muß Naucks Rat folgend annehmen, daß *ἴμμαι* durch die mangelhafte Einsicht von Grammatikern und Abschreibern ausgetrieben worden sei, und es überall für *ἰέναι* wieder einsetzen. Wenn dies aber geschieht, so bietet *ἴμμαι* (und in ähnlicher Weise *ἔμμεν*, *ἔμμαι*) ein so sicheres und umfangreiches Beispiel eines ohne Not stehen gebliebenen Äolismus wie nur irgend eines von den Wörtern, die Fick zusammengestellt hat.

Wie wenig man Ursache hat sich auf diese Zusammenstellung zu verlassen, ist im einzelnen nachgewiesen worden; wir konnten, diesmal zu Gunsten des Gegners, eine Anzahl der angeführten Beispiele als nicht äolisch oder als zweifelhaft ausscheiden. Trotzdem blieben einige beträchtliche stehen: *μᾶν*, *πόρδαλις*, *ὦ πόποι*, *ἔμμεν*, *ἴμμαι*, vielleicht *θυμαρής*. Wie ist über diese zu urteilen? „Wir sehen“, sagt Fick S. 21, „daß die Übersetzung „Homers aus dem Äolischen ins Ionische nicht ganz exakt ausgefallen ist, zuweilen doch die äolische Form alter Überlieferung zu „lieb festgehalten wurde, auch wo sie durch die ionische hätte er-

„setzt werden können.“ Freilich würden wir das sehen, wenn die Thatsache der Übersetzung an sich feststünde; aber die soll ja gerade erst aus den einzelnen Fällen erwiesen werden. Wenn hier keine *Petitio principii* ist, so möchte ich wissen, was man so nennen soll.

Dieser prinzipielle Fehler hat nun aber einen viel weiteren Umfang. Die bei Fick aufgezählten „seltenen“ Beispiele von überschüssigen Äolismen sind nämlich keineswegs die einzigen, sondern es kommen noch einige, zum Teil sehr lehrreiche, dazu. Ich gehe dieselben einzeln durch. — Für *ῥεά* wurde oben (S. 296) vermutet, daß *ᾱ* altonisch sei. Sollte diese Vermutung nicht zutreffen und *ῥεά* für äolisch erklärt werden müssen, so würde es in die Klasse der überschüssigen Äolismen gehören. Wäre wirklich, wie Harder (*De alpha vocali apud Homerum producta*, Diss. Berlin 1876, S. 83 f.) vermutet, schon in ältester Zeit im Ionischen die Form *ῥεός* auch für das Femininum erfordert gewesen, so hätte diese mit ihren Casus beinahe überall für *ῥεά* und die zugehörigen Casus obliqui eingesetzt werden können; bei jener großen Umformung würde nur Gen. Plur. *ῥεάων* stehen geblieben sein. Denn daß die von Fick angenommenen Übersetzer nicht davor zurückscheuten, die Formen eines und desselben Wortstammes von einander zu reißen, das zeigt unter hundert anderen Fällen *Ἄρσιδαο*, das sie, wenn wir ihm glauben, nur da gezwungen stehen ließen, wo sie das ionische *Ἄρσιδεω* des Verses wegen nicht einsetzen konnten. Beispiele solcher gedankenlosen Zerreißung zusammengehöriger Formen als Folge äußerlicher Überarbeitung bieten besonders auch die Korrekturen der späteren Grammatiker, deren Nauck so viele aufgedeckt hat. Daß solche Gedankenlosigkeit hier nicht begangen ist, daraus sehen wir eben, daß eine mechanische Übertragung nicht stattgefunden hat. Wenn *ῥεά* (wie ich nicht glaube) bei Homer ein Äolismus ist, so ist es eben als ein viel gebrauchtes und besonders in festen Verbindungen geläufiges Wort aus der älteren Poesie beibehalten worden, und nur in diesem Sinne hatte auch Harder seine Vermutung gemeint. — Ebenso steht es mit *διδυμάων*, *ὀπάων*, *Ἀλκμάων*, *Μαχάων* u. ä. (Fick S. 16). Allerdings endigen die entsprechenden neunionischen Formen auf *-έων*; aber notwendige Zwischenstufe zwischen *-άων* und *-έων* ist *-ήων*. Daß diese Endung der homerischen Sprache nicht fremd war, zeigt *πανήων*, in dem Fick ein „altes Lehnwort aus der Aeolis“ sieht. Hätte also eine mechanische Übersetzung stattgefunden, so würde man in den angeführten und den zahlreichen ähnlichen Wörtern (überwiegend Eigennamen) überall *-ήων* statt *-άων* hergestellt haben. Daraus, daß dies nicht geschehen ist, sehen wir eben, daß die Übertragung der Namen keine mechanische war, sondern daß die aus der älteren Poesie bekannten Personen der Sage und ein paar nicht sehr häufig angewendete Appellativbegriffe aus Be-

quemlichkeit in ihrer alten Namensform gelassen wurden, — vor-
 ausgesetzt natürlich (was ich nicht für richtig halte), daß in der
 Endung *-άων* wirklich ein Äolismus vorliegt. — „Die äolische
 „Weise Homers, das π in *ὄππως, ὀππότερος κτλ.* zu ver-
 „doppeln, schützte das Pronomen *πο-* vor der Ionisierung zu *κο-*.
 „Das ionische *κο-* ist nämlich dieser Verdoppelung unfähig. — Um
 „nun nicht die Formen desselben Stammes in der Art auseinander
 „zu reifen, daß man *κώς, κότερος* neben *ὄππως, ὀππότερος*
 „gebrauchte, liefs man durchweg das äolische π bestehen“. Gegen
 diese Sätze Ficks (S. 19) ist wieder allerlei einzuwenden. Einmal
 ist π in den hier besprochenen Pronominal-Stämmen nicht blofs
 äolisch, sondern gemeingriechisch, auch attisch, kann daher sehr
 wohl auch altionisch gewesen sein; nur die Geminatio ist äolisch.
 Dann weifs niemand, daß das ionische κ in *κο-* der Geminatio
 unfähig war; Fick schliesst dies nur daraus, daß bei Homer *ὄπ-*
πως nicht in *ὄκκως* übersetzt worden sei, und aus der Thatsache,
 daß wir auch sonst keine Beispiele von $\kappa\kappa$ im Ionischen besitzen.
 Aber *ὄκκο-* als Vorstufe für *ὄκο-* anzusetzen ist ja ohnehin not-
 wendig (s. Meister Griech. Dial. I 136); und obendrein ist *ἴκκος*
 als Nebenform von *ἴππος* ausdrücklich überliefert (Curtius Grdz.⁵
 462): die Umwandlung von *ὄππως* in *ὄκκως* müfste also den
 Fickschen Übersetzern sehr wohl möglich gewesen sein. Da sie
 nicht erfolgt ist, so haben wir wieder einen ohne Not stehen ge-
 bliebenen Äolismus, wenn wir nicht, was ich auch diesmal vor-
 ziehen würde, das π der homerischen Formen dem Zweige der
 Ias, den Homer vertritt, zusprechen wollen. — *ἀργεννός* und
ἔρσειννός sind (nach Fick S. 19) „äolische, den Ionern ur-
 „sprünglich fehlende Wörter“ und haben „daher ihr äolisches $\nu\nu$
 „behauptet, freilich im schreienden Widerspruch mit den ionisch
 „geformten *ἀλεγεινός, φαινός, ἔρσεινός*“. Allerdings schreit
 er, dieser Widerspruch; er lehrt, so laut er kann, daß die Über-
 tragung äolischer Wortformen in die ionische Sprache nicht me-
 chanisch gewesen ist. Denn wäre sie es, so hätte kein Grund
 vorgelegen *ἔρσειννός, ἀργεινός* zu vermeiden. Daß diese Wörter
 als Vokabeln im Ionischen nicht bekannt gewesen seien, nimmt
 Fick an, um seine Hypothese zu retten, indem er auch hier das
 zu Beweisende als bewiesen voraussetzt; aber selbst wenn man
 alles mit ihm annimmt, so bleibt es undenkbar, daß Leute, die
 sich nicht scheuten ganze grofse Epen durch silbenmäfsige Über-
 tragung ihrem Dialekte anzueignen, sich gefürchtet haben sollten
 denselben um ein paar Vokabeln zu bereichern, für die sie ana-
 loge Bildungen in vollem Mafse besaßen. — *λαός* und die da-
 mit zusammengesetzten Eigennamen wie *Λαομέδων, Μενέλαος*
 sollen (S. 17) deshalb beibehalten worden sein, weil das ionische
λεός nicht in den Vers pafste. Hier beruht nun aber die An-
 setzung einer altionischen Zwischenstufe *ληός* nicht blofs, wie
 oben bei *Ἀλκμάων* u. ä., auf einer sprachwissenschaftlichen Fol-

gerung, sondern *Ἀρόκριτος*, *Ἀήϊτος* sind bei Homer selbst erhalten, wie auch Fick a. O. darlegt, indem er ein von ihm richtig erkanntes Beispiel, *Ἀνώδης* (φ 144 u. δ.), hinzufügt; die Form *ληόν* ist außerdem aus Hipponax überliefert (vgl. Fick S. 4). Was folgt daraus? Man höre den Verfasser selbst: „Wenn nun doch, „von diesen Spuren abgesehen, das äolische *λαός* durchweg beibehalten und nicht durch das altertümliche ionische *ληός* ersetzt „wurde, so sehen wir daraus, daß der Prozeß der Ionisierung der „altepischen Aeolis gar nicht sehr hoch anzusetzen ist, jedenfalls „erst stattfand, als *λαός* bereits die herrschende Form geworden „war, *ληός* nur noch als Archaismus vorkam“. Nach S. 279 war die Ionisierung vor 660 v. Chr. vollendet, nach S. 5 geschah sie um 700 v. Chr., nach S. 26 vielleicht noch etwas früher; nach S. 29 (u. δ.) entstanden die homerischen Gedichte um 850 v. Chr.: also: um 850 war *αο* im Ionischen bereits unerhört (denn *Ἀρρείδαο*, *διδυμάωνε* sind äolisch), um 700 war *ηο* bereits so antiquiert, daß es in der Übersetzung nicht verwendet werden konnte (denn man sah sich gezwungen äolisches *λαός* stehen zu lassen). Was heißt denn grammatische Methode, wenn das nicht ihr Gegenteil ist?

Machen wir einen Augenblick Halt! Die Anzahl der „überschüssigen Äolismen“ in der homerischen Sprache ist an sich nicht gering; sie wächst, gegenüber unserer eigenen Annahme, beträchtlich, wenn wir mit Fick Lautformen wie *ῥεά*, *Ναυσιπία*, alle mit *αο* und *αω*, für äolisch halten. Was wir aus diesem Thatbestande schliessen mußten, war immer wieder dasselbe: nicht mechanisch sind äolische Worte ins Ionische übertragen worden; sondern die ionischen Dichter gebrauchten zwanglos ihre eigenen Sprachformen und die aus einer älteren Periode der Poesie überkommenen neben einander. Die Vorliebe für die letzteren haftete besonders an Eigennamen, sie wurde durch das Gewohnheitsmäßige gewisser formelhafter Ausdrücke bestärkt.

2. Wir wenden uns jetzt zu dem zweiten der oben angegebenen Kriterien: giebt es in der Odyssee „festsitzende Ionismen?“ Daß dieselben ganz fehlen, sagt auch Fick nicht; aber er sucht ihre Zahl und ihre Bedeutung als möglichst gering darzustellen. Ehe wir dies Verfahren im einzelnen prüfen, sind einige umfangreiche Beispiele von unvertilgbarem Ionismus zu verzeichnen, die Fick als solche nicht anerkennen will und deshalb in anderem Zusammenhange erörtert oder mit Stillschweigen übergeht. — An erster Stelle muß das inlautende Digamma genannt werden. In der Übersetzungsprobe, welche Fick in Bzb. Btr. VII von A 1—426 gab, liefs er das innere Digamma unbezeichnet, und zwar, wie er S. 151 andeutete, „um allerlei sich hierbei aufdrängenden Fragen aus dem Wege zu gehen“. Inzwischen sind diese Fragen beantwortet worden. Fick erklärt (S. 320 der Odyssee-Ausgabe): „Haben wir Homer als Äoler erkannt, so thun wir wohl, ihm

„inneres Digamma nicht zuzuschreiben, weil der asiatisch-äolische „Dialekt ebenfalls das innere Digamma nicht mehr kennt“. Dies ist durchaus unrichtig. An sich ist es nicht glaublich, daß derselbe Dialekt zu einer und derselben Zeit das β im Anlaut, das auch nach dem Augment und in der Zusammensetzung (*εἰςδε, ἀδέρυσαν*), mit der größten Strenge bewahrt, im Inlaut aber so weit aufgegeben haben sollte, daß zwei Vokale, zwischen denen es früher stand, zu einem Diphthongen hätten verschmelzen können. Priscians Zeugnis für das innere Digamma im Äolischen ist allerdings dadurch verdächtig, daß er seine Beispiele aus anderen Dialekten hergeholt hat. Aber sehr viel besser ist die getrennte Aussprache der Vokale, zwischen denen β geschwunden ist, bezeugt, und sie wird noch durch den Gebrauch der Inschriften des vierten Jahrhunderts v. Chr. bestätigt. Die genauen Angaben hierüber findet man bei Meister Griech. Dial. I 95 ff. 109 ff. Die einzigen entgegenstehenden Beispiele sind ein paar Formen von *παῖς* bei Sappho und Alkaios. Eine so isolierte Ausnahme kann die Regel nicht umstoßen, sondern muß für sich erklärt werden; wahrscheinlich beruht sie auf einer Einwirkung der epischen Sprache. Auch für Homer hat bekanntlich Nauck auf Grund eines ausgefallenen β in vielen Fällen Diärese von Diphthongen gefordert (vgl. über *παῖν* Bull. de l'Acad. de St. Petersburg. XXII [1875] S. 8 ff.): darauf kann hier nicht eingegangen werden. Im äolischen Dialekte des neunten Jahrhunderts sind jedenfalls Formen wie *παῖδα, παῖ, εῶν* (Possessivum) und *κρέα* mit Synizese gesprochen unmöglich und müssen, wo sie sich in Ilias und Odyssee finden, für „festsitzende Ionismen“ erklärt werden. — Nicht ganz so sicher, obwohl auch kaum zweifelhaft, ist der zweite Punkt. Dem äolischen Dialekte, wie wir ihn aus den Fragmenten der melischen Poesie und aus den Inschriften kennen, fehlt der Dual; bei Homer ist er noch ganz unversehrt. Aber „da auch die Äoler Kleinasiens „den Dual einmal besessen haben müssen, so hindert nichts anzunehmen, daß sie ihn erst in der Zeit zwischen 850 und 600 v. Chr. „eingebüßt haben“: so spricht Fick S. 30. Ein Hindernis hat er doch vergessen, nämlich den Umstand, daß nichts zu der Annahme zwingt oder auch nur sie empfiehlt; wie es der Fall sein würde, wenn wir wenigstens ein Stück der angenommenen Entwicklung noch beobachten könnten. Affirmanti incumbit probatio. Im Stillen freilich ist es wieder das Vorkommen bei Homer, aus dem das Vorhandensein des Dualis im älteren äolischen Dialekte gefolgert wird; aber diese Petitio principii wollten wir ja nicht mitmachen. — Noch schlimmer bethätigt sich dieselbe in einem anderen Falle. Die Scheidung im Gebrauch von *ἄν* und *κῆ(ν)* ist eines der bestimmtesten Trennungszeichen der griechischen Mundarten: *ἄν* ist ionisch und arkadisch, *κῆ(ν)* gehört den übrigen Dialekten; Homer hat beides. Bei unbefangener Beurteilung erscheint *ἄν* als „festsitzender Ionismus“; wie urteilt aber Fick? In seinem

Aufsatz in Bzb. Btr. VII S. 149 vermutete er noch, $\tilde{\alpha}\nu$ bei Homer stamme aus dem Ionischen; denn „beide Partikeln neben einander finden sich in keinem ursprünglichen Dialekte“. Jetzt heisst es anders: „Die Aeolis zur Zeit Homers kann sehr wohl noch wie Homer $\kappa\epsilon$ und $\tilde{\alpha}\nu$ neben einander besessen haben“ (S. 30) und: „es müssen also die Äoler Kleinasiens später $\tilde{\alpha}\nu$ eingebüßt haben“ (S. 20). Freilich „müssen“ sie, wenn Ficks Hypothese richtig sein soll; sonst liegt kein Zwang vor. Bleibt man bei der bisherigen Vorstellung, daß ionische Dichter ihre Mundart mit fremden Elementen, die aus einer früher ausgebildeten Dichtersprache hergenommen wurden, versetzt haben, so erklärt sich nicht nur das Vorkommen beider Partikeln an verschiedenen Stellen derselben Dichtung, sondern auch die Verbindung zu einem Ausdruck $\tilde{\alpha}\nu \kappa\epsilon^1$). Dem ionischen Sprachgefühl war die Gleichwertigkeit beider Wörter, des eigenen und des fremden, nicht vollkommen deutlich geworden. — Über eine vierte Gruppe von Formen, die ionisch sind und sich nicht ohne weiteres äolisieren lassen, spricht Fick gar nicht, ich meine die Participia Perf. Act. mit präsentischer Deklination. $\pi\epsilon\phi\epsilon\nu\gamma\acute{o}\tau\epsilon\varsigma$ steht α 12; Fick macht daraus $\pi\epsilon\phi\acute{\upsilon}\gamma\gamma\omicron\tau\epsilon\varsigma$ nach dem Muster von $\pi\epsilon\phi\acute{\upsilon}\gamma\gamma\omega\omega\upsilon$, das in einem Fragment des Alkaios überliefert ist, aber die Endung läßt er stehen. „ $\pi\epsilon\phi\acute{\upsilon}\gamma\gamma\omega\omega\upsilon$, älter $\pi\epsilon\phi\upsilon\gamma\gamma\acute{\omega}\varsigma$ “, das ist alles, was er über das Verhältnis beider Formen sagt. Und dabei schreibt er σ 335 $\kappa\epsilon\acute{\omicron}\pi\omega\upsilon$ statt des überlieferten $\kappa\epsilon\omicron\pi\acute{\omega}\varsigma$, stellt also hier die jüngere Form her, die als alte Variante zu N 60 erhalten ist. Diese Korrektur hat nur dann einen Sinn, wenn man für Homer überhaupt die äolische Deklinationsweise (vgl. Meister, Griech. Dial. I 189) fordert, von der ja auch in $\kappa\epsilon\kappa\lambda\acute{\eta}\gamma\omicron\upsilon\tau\epsilon\varsigma$ II 430 eine Spur erhalten ist. Aber die Formen mit $-o\upsilon\tau-$ lassen sich des Metrums wegen für die mit $-o\upsilon-$ nicht einsetzen. Deshalb muß man eingestehen, daß hier eine beträchtliche Anzahl unäolischer Formen in unserem Homertexte festsetzt.

Alle bisher besprochenen Fälle läßt Fick nicht als Ionismen gelten; wir kommen jetzt zu denen, die auch er anerkennt und durch Korrektur des Textes zu beseitigen sucht. Solche Korrekturen sind, wie er S. 318 ausführt, in den nach Kirchhoffs Theorie älteren

¹⁾ Diese Verbindung ist nach Fick S. 20 gerade das Hindernis, welches verbietet anzunehmen, „ $\tilde{\alpha}\nu$ sei aus dem Ionischen in den Homer eingedrungen“. Aber das Hindernis besteht doch nur dann, wenn man eine mechanische Übertragung voraussetzen will; durch eine solche könnte $\tilde{\alpha}\nu \kappa\epsilon$ in der That nicht entstanden sein. Für gewöhnliche Logik ist dies eben ein Beweisgrund mehr gegen jene Voraussetzung. Fick hat auch hier wieder das, was er beweisen will, als bewiesen angenommen. — Übrigens verdient erwähnt zu werden, daß Nauck (Mélang. Gréco-Rom. III [1867] S. 15f.) die Verbindung $\tilde{\alpha}\nu \kappa\epsilon$ überhaupt für fehlerhaft erklärt und durch Konjekturen ganz zu beseitigen gesucht hat.

Bestandteilen der Odyssee, etwa 9000 Versen, wenig zahlreich und fast immer leicht und einleuchtend, wogegen „die circa 3000 Verse „der jüngeren Parteien — unter denen höchstens 1500 Originalverse sich befinden — nahezu 300 feste Ionismen enthalten, „welche sich in den allermeisten Fällen auch nicht durch Konjekturen „beseitigen lassen.“ Dieses Verhältnis ist es eben, welches einerseits für Kirchhoffs Zerlegung der Odyssee, andererseits, insofern diese durch sich selbst begründet ist, für Ficks Hypothese als Bestätigung dienen soll. Und in der That: die völlige Übereinstimmung zwischen dem, was der eine Gelehrte durch Erwägung innerer Gründe gefunden, und dem, was der andere aus rein äußerlichen Kriterien erkannt hat, würde ein glänzendes Resultat sein. Aber die Übereinstimmung ist eben keine völlige. „Fast immer, leicht, einleuchtend“, sind drei ziemlich dehnbare Begriffe, die wir erst etwas schärfer bestimmen müssen, ehe wir sie zu Schlussfolgerungen verwenden. Wir wollen zu diesem Zwecke den ersten der vier großen Abschnitte, *Νόστος Ὀδυσσεύς* (α 1—87. ε 28—493. ζ 1—327. η 1—297. ι 39—555. λ 25—635. υ 1—184: im ganzen 2112 Verse) in der Weise durchgehen, daß wir alle diejenigen Stellen aufzählen, an denen die Übertragung ins Äolische eine irgendwie erhebliche Änderung des Textes nötig gemacht hat, an denen also die Korrektur unseres Erachtens nicht als „leicht und einleuchtend“ bezeichnet werden kann. Dabei werden natürlich viele Fälle außer Rechnung bleiben, in denen Ficks Herstellung des Digammas mit dem geläufigen Verfahren von Bekker, Nauck u. a. übereinstimmt und etwa durch Streichung eines *ἄρ* oder durch Verwandlung von *φρένας* in *φρένα* oder ähnliches ermöglicht wird. In solchen Fällen erklärt sich die Ursache der angenommenen Textveränderung leicht aus dem Streben den Hiatus zu vermeiden. Dagegen wird keine Korrektur für „einleuchtend“ gelten dürfen, bei der die Frage unbeantwortet bleibt, durch welchen etwaigen Irrtum denn der überlieferte Text habe entstehen können. Vor allem aber ist darauf zu achten, daß Fick eine ganze Anzahl von Versen, die Kirchhoff als echt hat gelten lassen, für interpoliert erklärt, nur um der darin enthaltenen Ionismen willen. Er erwähnt diesen Umstand in der zusammenfassenden Betrachtung S. 318 nicht, so daß in dieser die Sachlage für seine Hypothese günstiger erscheint, als sie wirklich ist. Aber wir haben keinen Grund, uns diesem Schweigen anzuschließen, werden vielmehr jede Athetese eines Verses, wenn sie um einer ionischen Form willen angenommen ist, als Beispiel einer nicht einleuchtenden Korrektur in Rechnung bringen.

ε 54 τῷ ἱκελος πολέσσιν ὀχῆσαι κίρασιν Ἐρμῆς: Fick sagt, der Vers werde „als ionisches Einschiesel erwiesen durch die ionische Form Ἐρμῆς“. Kirchhoff behält den Vers bei. — ε 71 πλησίου ἀλλήλων, dafür Fick: πλάσιαι ἀλλάλασι, an sich freilich möglich, aber ohne Erklärung der Fehlerquelle. — ε 209

ἡμειρόμενός περ ἰδέσθαι σὴν ἄλοχον, dafür Fick: ἡμερρόμενός περ ἴκεσθαι, um des Digammas willen, aber ohne ausreichende Erklärung der Fehlerquelle und mit Trübung des Sinnes; auf die Heimkehr würde Odysseus eben verzichten, obwohl er den Wunsch seine Gattin zu sehen immer im Herzen behielte; vgl. auch ε 114f. — ε 218 am Versende ἀθάνατος καὶ ἀγήραος mit unäolischer Kontraktion, dafür Fick stillweigend ἀγηραος; wenn dies nicht Druckfehler für ἀγήραος ist, so hat er ein neues Wort gebildet, das später vielleicht noch M 323, P 444 eingesetzt werden soll; sonst hat Homer ἀγήραος. — ε 220 νόστιμον ἡμαρ ἰδέσθαι, dafür Fick ἄμαρ ἴκεσθαι, und so immer in dieser Verbindung, auch dies zum Nachteil des Sinnes. da οἶκαδέ τ' ἐλθέμενα unmittelbar vorhergeht. — ζ 34 ἤδη γάρ σε μνώνται ἀριστιῆς κατὰ δῆμον, von Fick gestrichen um der kontrahierten Form μνώνται willen; er selber sagt darüber (S. 306): „die Verse (34f.) sind jedenfalls durchaus überflüssig; μνώνται ist sprachlich sehr bedenklich“. Kirchhoff behält die Verse bei. — ζ 62 ἐνὶ μεγάροις γέγασιν, dafür Fick: ἐνὶ μεγάροισι γέγασιν, um die verkürzte Endung des Dat. Plur. fortzuschaffen; aber γέγασιν ist weder äolisch noch sonst etwas. Vorsichtiger hatte Nauck zu demselben Zwecke ἐνὶ μεγάρῳ vermutet. — ζ 77 ἐν δ' οἶνον ἔχευεν, dafür Fick: ἐνέχευε δὲ φοῖνον; anders Bekker und Nauck. — ζ 79f. δῶκεν δὲ χρυσῆν ἐν ληκύθῳ κτλ. Fick streicht die zwei Verse und damit das Position bildende ν ἐφελκυστικόν¹⁾ in δῶκεν, Kirchhoff behält beide Verse bei, obgleich er (S. 202) den ganzen Abschnitt, in dem sie stehen, anzweifelt. — ζ 83 φέρον δ' ἐσθῆτα καὶ ἀντήν, dafür Fick mit Benutzung einer hesychischen Glosse „versuchsweise“: φέρον δ' ὕεσιν τε καὶ αἰταν. — ζ 157 λευσσόντων τοιόνδε θάλας χρόνον εἰσοιχνεύσαν: Fick streicht den Vers und sagt: „θάλας wie εἰσοιχνεύσαν sind sprachlich höchst bedenklich“. Kirchhoff behält den Vers bei. — ζ 235 κεφαλῇ τε καὶ ὤμοις, dafür Fick: κεφάλαι τε καὶ ὄμμοις; den Dual will auch Nauck herstellen. — ζ 311 ἵνα νόστιμον ἡμαρ ἴδῃαι, dafür Fick: ἵνα νόστιμον ἄμαρ ἴκηαι; vgl. oben zu ε 220. — η 34 νηυσὶ θοῆσιν τοῖ γε πεποιθότες, dafür Fick: ναῦσι δὲ τοῖ γε θόαισι πεποιθότες oder (in der Anmerkung vorgeschlagen) ναῦσι θόαισι δὲ τοῖ γε. Grund der Änderung ist das ν ἐφελκυστικόν, das Fick dem älteren äolischen Dialekt abspricht, weil es auf den uns erhaltenen Prosa-Inschriften nirgends geschrieben ist, und das er bei Homer¹⁾ auf die Fälle

¹⁾ Diesen Punkt, der an sich wichtig ist, habe ich deshalb unerörtert gelassen, weil er nicht zu den von Fick verwerteten Beweismomenten gehört. Dafs Homer das ν ἐφελκυστικόν nicht oder fast nicht gebraucht habe, folgert er vielmehr (S. 32) erst aus der anderwärts gewonnenen Erkenntnis, dafs seine Sprache die äolische gewesen sei. Methodisch klar ist sein Verfahren auch hier nicht. Denn wenn er z. B. den Dichter η 101 geschrieben haben läfst μετὰ χέρσιν ἔχοντες, so ist damit schon die Übereinstimmung mit der

beschränkt wissen will, in denen es „einen unerträglichen Hiatus beseitigt“. — η 233 τοῖσιν δ' Ἀρήτη: Fick hat die Positionsbildung durch ν ἐφελευστικόν nicht fortgeschafft; vgl. Anm. S. 305f. — η 234f. ἔγνω γὰρ φᾶρός τε χιωνά τε εἶμαι ἰδοῦσα καλά, dafür Fick: *φέμματα κάλλα, τοῖα*, ohne dafs auch nur vermutungsweise die Entstehung des angenommenen Fehlers erklärt wird. — η 279 πέτρης πρὸς μεγάλῃσι βάλον, dafür Fick: *πρὸς μεγάλαισι πέτραισι βάλον*, ohne Erklärung der Fehlerquelle. — ι 42 ἀτεμβόμενος κίοι ἴσης: Fick hat die Verletzung des Digammas nicht getilgt; denn dafs ἴσσα „der Anteil“ von *φίσσος* „gleich“ etymologisch zu trennen sei, hat er S. 20 zwar behauptet, aber nicht bewiesen. — ι 64f. streicht Fick wegen des τρις ἑκαστον in 65; charakteristisch ist wieder seine Begründung (S. 307): „die Verse sind jedenfalls durchaus überflüssig; von einer solchen Sitte, wie sie hier angedeutet wird, ist sonst nichts bekannt; τρις ἑκαστον (*φέκαστον*) verrät den Ionier“. Kirchhoff behält die Verse bei. — ι 77 ἀνά θ' ἴστια λεῖν' ἐρύσαντες, dafür Fick: *ἀνά τ' ἴστια ἐρύσαντες*, wegen des in *ἐρύσαντες* verletzten Digammas. — ι 86 θοῆς παρὰ νηυσίν, dafür Fick: *θόαισ' ἐπὶ ναῦσιν*, um die längere Form der Endung des Dat. Plur. herzustellen; Nauck hat die Stelle ungeändert gelassen. — ι 104 πολὴν ἄλα τύπτον ἐρετμοῖς, dafür Fick: *πολίαν ἄλα τύπτον ἐρέτμωι*. Den Singular fordert auch Nauck; man begreift hier aber gar nicht, wie der Fehler entstanden sein sollte. — ι 112 τοῖσιν δ' οὐτ' ἀγοραί: Fick läßt das ν ἐφελευστικόν Position bildend stehen; vgl. Anm. S. 305f. — ι 120f. οὐδέ μιν εἰσοιχνεῦσι κυνηγέται κτλ.: „Nach 119 jedenfalls ganz unnötig: *εἰσοιχνεῦσι* und *κυνηγέται* sind beide unhomerische Wörter“. So Fick zur Begründung seiner Athetese; Kirchhoff behält die Verse bei. — ι 126—129: nach Fick „ganz müßiger Zusatz, als ionisch erwiesen durch *τελίοιεν ἑκαστα* (*φέκαστα*) 127 und *ἰκνεύμεναι* V. 128“. Kirchhoff behält die Verse bei. — ι 138f. ἀλλ' ἐπικέλευσαντας μεῖναι κτλ., dazu Fick: „enthalten nach 136. 137 das reine Geschwätz; der ionische Ursprung wird durch *ναυτέων* (für homerisches *ναυτάων*) verbürgt“. Kirchhoff hat an den Versen keinen Anstoß genommen. — ι 143 νύκτα δι' ὄρραίνην, οὐδὲ προϋγαίνει ἰδέσθαι: Fick streicht den Vers, weil er „ganz müßig“ sei, in Wahrheit wegen des Digammas in *ἰδέσθαι*. Kirchhoff hat den Vers behalten. — ι 180 πολὴν ἄλα τύπτον ἐρετμοῖς: ebenso wie ι 104. — ι 207 ταμίη τε μὲ οἴη, dafür Fick: *ταμία τ' ἴα μόννα*: auch hier bleibt die Ent-

Schreibweise der Inschriften durchbrochen, und es giebt keinen inneren Grund, weshalb Homer diesen ihm nicht fremden Laut nicht auch in anderen Fällen sollte angewendet haben. Wenn Fick selber η 233 τοῖσιν δ' Ἀράτα, ι 112 τοῖσιν δ' οὔτε und anderswo ähnliches hat stehen lassen, so wird dies durch die S. 32 „im Vorbeigehen“ gemachte Bemerkung, das ν in τοῖσιν, κέν u. a. sei kein ν ἐφελευστικόν, vorläufig nicht gerechtfertigt.

stehung des angenommenen Fehlers unerklärt. Hätten die Übersetzer wirklich so gearbeitet, wie Fick es sich denkt, so würden sie hier den Äolismus $\dot{\iota}\alpha$ haben stehen lassen. Das Wort findet sich viermal bei Homer, einmal (Φ 569) sogar nach einem Hiatus. — ι 210 $\chi\epsilon\upsilon$, $\delta\delta\mu\eta$ δ' $\eta\delta\epsilon\iota\alpha$ $\acute{\alpha}\pi\omicron$ $\kappa\eta\eta\tau\eta\rho\omicron\varsigma$ $\delta\delta\acute{\omega}\delta\epsilon\iota$: „der vorübergehende Vers ist auszuwerfen, wodurch der Fehler $\delta\delta\mu\eta$ δ' $\eta\delta\epsilon\iota\alpha$ verschwindet“, sagt Fick und schreibt $\delta\delta\mu\alpha$ $\delta\acute{\epsilon}$ $\mu\acute{\alpha}\delta\epsilon\iota\alpha$; als Grund führt er (S. 308) an, dass die gestrichenen Worte „eine grobe ganz unhomerische Übertreibung enthalten und den Satz zerrütten“. Kirchhoff behält V. 209 bei. — ι 226 $\epsilon\rho\acute{\iota}\phi\omicron\nu\omicron\varsigma$ $\tau\epsilon$ $\kappa\alpha\iota$ $\acute{\alpha}\rho\nu\alpha\varsigma$, dafür Fick: $\mu\acute{\alpha}\rho\nu\alpha\varsigma$ τ' $\epsilon\rho\acute{\iota}\phi\omicron\nu\omicron\varsigma$ $\tau\epsilon$, nach Naucks Vorschlag. Der Ursprung des angenommenen Fehlers bleibt unerklärt. — ι 351 $\sigma\chi\acute{\epsilon}\tau\lambda\iota\epsilon$, $\pi\acute{\omega}\varsigma$ $\kappa\acute{\epsilon}\nu$ $\tau\acute{\iota}\varsigma$ $\sigma\epsilon$: Fick läßt das ν $\delta\phi\epsilon\lambda\kappa\upsilon\sigma\tau\iota\kappa\acute{\omicron}\nu$ stehen; vgl. Anm. S. 305 f. — ι 472 $\mu\omicron\lambda\iota\eta\eta$ $\acute{\alpha}\lambda\alpha$ $\tau\acute{\upsilon}\pi\tau\omicron\nu$ $\epsilon\rho\epsilon\tau\mu\omicron\iota\varsigma$: wie ι 104. — ι 502 $\kappa\acute{\iota}\kappa\lambda\omega\psi$, $\acute{\alpha}\iota$ $\kappa\acute{\epsilon}\nu$ $\tau\acute{\iota}\varsigma$ $\sigma\epsilon$: Fick läßt das ν $\epsilon\rho\epsilon\lambda\kappa\upsilon\sigma\tau\iota\kappa\acute{\omicron}\nu$ stehen; vgl. Anm. S. 305. — ι 549 $\mu\grave{\eta}$ $\tau\acute{\iota}\varsigma$ $\mu\omicron\iota$ $\acute{\alpha}\tau\epsilon\mu\beta\acute{\omicron}\mu\epsilon\mu\omicron\varsigma$ $\kappa\iota\omicron\iota$ $\acute{\iota}\sigma\eta\varsigma$: ebenso wie ι 42. — λ 166 f. $\omicron\delta\acute{\delta}\acute{\epsilon}$ $\pi\omega$ $\acute{\alpha}\mu\eta\varsigma$ $\gamma\grave{\eta}\varsigma$ $\acute{\epsilon}\pi\acute{\epsilon}\beta\eta\nu$, dafür Fick: $\omicron\delta\acute{\delta}\acute{\epsilon}$ $\pi\omega$ $\acute{\alpha}\iota\alpha\varsigma$ $\mu\acute{\alpha}\varsigma$ $\acute{\epsilon}\pi\acute{\epsilon}\beta\alpha\nu$. Bekanntlich war den Griechen in späterer Zeit die Erinnerung an die allgemeinere Bedeutung des Possessivstammes, „eigen“, verloren gegangen. Die Konjekture ist deshalb elegant, obwohl keineswegs zwingend. Beispiele von $\gamma\grave{\eta}\varsigma$ und $\gamma\grave{\eta}\nu$ bleiben noch λ 302, ρ 237, die Fick durch Athetese (S. 309. 312) zu beseitigen sucht. — λ 207 $\acute{\epsilon}\kappa$ $\chi\epsilon\iota\rho\acute{\omega}\nu$ $\sigma\kappa\iota\eta$ $\acute{\epsilon}\iota\kappa\epsilon\lambda\omicron\nu$ η $\kappa\alpha\iota$ $\delta\nu\epsilon\acute{\iota}\rho\omega$, dafür Fick (mit Nauck): $\mu\acute{\iota}\kappa\epsilon\lambda\omicron\nu$ $\sigma\kappa\iota\alpha\iota$ η $\kappa\alpha\iota$ $\delta\nu\epsilon\rho\rho\omega\iota$. So gerinfügig die Änderung erscheint, so steht ihr doch das Bedenken entgegen, dass die Entstehung des angenommenen Fehlers sich nicht erklären läßt. — λ 297 $\theta\acute{\epsilon}\sigma\phi\alpha\tau\alpha$ $\pi\acute{\alpha}\nu\tau'$ $\epsilon\acute{\iota}\pi\acute{\omicron}\nu\tau\alpha$ $\kappa\iota\lambda$: Fick „sieht in $\pi\acute{\alpha}\nu\tau'$ $\epsilon\acute{\iota}\pi\acute{\omicron}\nu\tau\alpha$ ($\mu\epsilon\acute{\iota}\pi\acute{\omicron}\nu\tau\alpha$) einen Ionismus, welcher die spätere Abfassung dieses Verses verbürgt“. Kirchhoff hat den Vers beibehalten. — λ 300—304 hat Kirchhoff beibehalten; Fick streicht die Verse, teils wegen des Anklanges an Γ 237. 243, teils wegen der „unhomerischen Form $\gamma\grave{\eta}\varsigma$ für das homerische $\gamma\acute{\alpha}\iota\alpha\varsigma$ “. — λ 335 $\tau\omicron\iota\sigma\iota\nu$ δ' $\acute{\Lambda}\rho\eta\tau\eta$: ebenso wie η 233. — λ 474 $\tau\acute{\iota}\pi\tau'$ $\acute{\epsilon}\tau\iota$ $\mu\epsilon\acute{\iota}\zeta\omicron\nu$ $\acute{\epsilon}\nu\iota$ $\phi\rho\epsilon\sigma\acute{\iota}$ $\mu\acute{\eta}\sigma\epsilon\alpha\iota$ $\acute{\epsilon}\rho\gamma\omicron\nu$, dafür Fick: $\mu\acute{\eta}\sigma\epsilon\alpha\iota$ $\acute{\alpha}\lambda\lambda\omicron$, nach dem Muster von Hymn. Apoll. 322 $\tau\acute{\iota}$ $\nu\tilde{\nu}\nu$ $\acute{\epsilon}\tau\iota$ $\mu\acute{\eta}\sigma\epsilon\alpha\iota$ $\acute{\alpha}\lambda\lambda\omicron$. Hier wird eine Erklärung der Fehlerquelle versucht: $\acute{\epsilon}\rho\gamma\omicron\nu$ sei, „ursprünglich als Erklärung von $\acute{\alpha}\lambda\lambda\omicron$ beigeschrieben, in den Text geraten“. Aber der Satz wäre mit $\acute{\alpha}\lambda\lambda\omicron$ so leicht verständlich, dass niemand eine Erklärung hätte für nötig halten können. Andererseits ist auch die angezogene Parallelstelle nicht zwingend; der Begriff der Steigerung, den dort $\acute{\alpha}\lambda\lambda\omicron$ enthält, ist hier deutlicher in $\mu\epsilon\acute{\iota}\zeta\omicron\nu$ ausgedrückt. — λ 481 f. $\omicron\delta\acute{\delta}\acute{\epsilon}$ $\pi\omega$ $\acute{\alpha}\mu\eta\varsigma$ $\gamma\grave{\eta}\varsigma$ $\acute{\epsilon}\pi\acute{\epsilon}\beta\eta\nu$: ebenso wie λ 166. — λ 522 $\kappa\epsilon\acute{\iota}\nu\omicron\nu$ $\delta\eta$ $\kappa\acute{\alpha}\lambda\lambda\iota\sigma\tau\omicron\nu$ $\acute{\iota}\delta\omicron\nu$ $\mu\epsilon\tau\acute{\alpha}$ $\acute{\Lambda}\acute{\epsilon}\mu\nu\omicron\nu\alpha$ $\delta\iota\omicron\nu$: der Vers steht bei Kirchhoff unbeanstandet; Fick streicht ihn und erklärt: „Der Vers ist durchaus überflüssig, denn die Schönheit des Mannes erschwerte es nicht, ihn tot zu

schlagen. Späterer Einschub wird bewiesen durch *κάλλιστον ἴδον* (*φίδον*)“. — 1561 *ἀλλ' ἄγε δεῦρο ἀναξ, ἴν' ἔπος καὶ μῦθον ἀκούσης*, dafür Fick: *ἀλλὰ, φάναξ, ἄγε δεῦρο, φέπος καὶ μῦθον ἀκούσης*. — ν 22 *ὅποτε σπερχοῖατ' ἔρεμιοις*, dafür Fick: *ἐρέμιοι*, wie ι 104. — ν 42 *ἀμύμονα δ' οἴκοι ἀκοῖτιν*, dafür Fick: *ἀμύμονα δ' ἔνδον ἀκοῖτιν*, um des Digammas willen, ohne Erklärung der Fehlerquelle. — ν 80 *νήγητος ἡδιστος, θανάτω ἄγχιστα εἰοικώς*: von Kirchhoff nicht angefochten; Fick streicht den Vers, indem er sagt: „Überflüssig, vgl. 74 *νήγητον εἶδοι*, 79 *ἡδυνος ἔπνος. νήγητος ἡδιστος* kann erst von einem Ionier herrühren (*ἄλ. φάδιστος*)“. — ν 171 *τοῖσιν δ' Ἀλκίνοος*: ebenso wie η 233.

Wir sind mit der Durchsicht des Abschnittes, den wir uns beispielshalber vorgenommen hatten, fertig. Wenn uns kein Fall entgangen ist, so befinden sich in den 2112 Versen des *Νόστος Ὀδυσσεύς* an „festen Ionismen“ 48 oder, wenn wir einige Fälle, die Fick selber nicht gelten lassen will (*τοῖσιν η 233. ι 112. λ 335. ν 171; ἴσσης ι 42. 549; κεν ι 351. 502*) abziehen, 40, darunter 14, welche Fick durch Athetese von Kirchhoff abweichend, 26, die er durch Konjekturen zu beseitigen sucht. 40 auf 2112, das bedeutet nicht ganz 2%, und diesen stehen in den von Kirchhoff für unecht erklärten Partien nach Ficks Rechnung 10% gegenüber: anscheinend ein erdrückendes Verhältnis. Aber einmal sind 40 (oder 48) Fälle in 2112 Versen doch schon sehr viel mehr als gar keine; und dann — sehen wir uns einmal die 300 Fälle in den 3000 von Kirchhoff ausgeschiedenen Versen etwas näher an. Fick hat sie nicht einzeln aufgezählt, wie er denn überall die genaue Feststellung seines Beweismaterials den Lesern überlassen hat; aber er giebt S. 302—305 eine Auswahl von nicht ganz 100 Beispielen, doch wohl aus den signifikantesten Fällen zusammengestellt. Für α 88—444, also für 357 Verse, sind es 12, die ich mit kurzen Erläuterungen hier wiederhole.

91 „*ἀπειπέμεν* (*φειπέμεν*)“: aber dem Digamma läßt sich leicht zu seinem Rechte verhelfen, wie u. a. Cobet versucht hat: *πᾶσι μνηστήρεσσ' ἀποφειπέμεν*. — 110 „*οἱ μὲν ἄρ' οἶνον* (*φοῖνον*)“: aber die Streichung von *ἄρ* ist eine ganz leichte Korrektur. — 112 „*κρέα πολλὰ δατεῖντο*“: aber *δατεῖντο* ist nach Meister, Griech. Dial. I 98. 174 eine richtige äolische Form. Allerdings will das Fick, wie aus anderen Stellen hervorgeht, nicht anerkennen; dann hätte er *δαίηντο* mit unzweifelhaftem Äolismus schreiben können. — 183 „*πλέων ἐπὶ οἶνοπα πόντον*, wo *πλέων* einsilbig zu lesen ist“: aber die Synzese ist nicht auffallender als in Wörtern wie *ἔον* (ε 298), *κρέα* (ι 347), die Fick teils ruhig stehen lassen, teils sogar durch Konjekturen eingesetzt hat. — 185 „*νόσφι πόληος*, worin *πόληος* die ältere ionische Form zu *πόλεως* ist“: aber Fick schreibt ja *πόλιος* ζ 40, *πόλιες* τ 174, *πόλιας* ρ 486 mit äolischer „Vokalverschärfung“

durch den Ictus in der vorletzten Silbe, über die er S. 24 f. ausführlich gehandelt hat. (Was ich hier über Ficks Inkonsequenz sage, wird mir hoffentlich niemand glauben; es ist zu unwahrscheinlich. Aber man sehe nur selber nach.) — 225 „τίπτει δέ σε χρεώ“ (wofür man freilich zur Not *χρηή* setzen könnte): ist also durch Fick selber erledigt, um so mehr, da er ε 136 dieses „zur Not“ setzbare *χρηή* stillschweigend wirklich gesetzt hat. — 232 „μέλλεν μὲν ποτε, worin ν ἐφελκ. in der Senkung steht“: aber μέλλ' ἦτοί ποτε wäre keine schwierigere Korrektur als viele der von Fick in den „echten“ Bestandteilen angenommenen; außerdem hat er nicht bewiesen, daß τοῖσιν δ' Ἄργατα ein Fall anderer Art ist (vgl. S. 306 Anm.). — 248 „μνώνται; die Partie stammt aus π 122 f., aber der Ionismus wird in beiden Fällen vom Kynaiθος herrühren“: also: π 125 emendiert Fick den Ionismus und schreibt als äolisch μνάονται, α 248 (und τ 133) dient derselbe Ionismus als Beweis späteren Ursprungs. — 254 „δένει für δένειαι“: aber ζ 297 schreibt Fick φέλπειαι mit Synizese der beiden letzten Silben, μ 101 ὄψε(αι) mit Apostroph; beides liefs sich auch hier anwenden. — 259 „παρ' Ἴλου (φίλου)“: aber warum nicht ἀπό φίλου? — 293 „τε καὶ ἔρξης (φέρξης)“: aber ἰδὲ φέρξης wäre möglich. — 378 „der Ionismus ἐπιβώσσομαι, wie β 143, scheint eine ältere Wendung verdrängt zu haben, K 463 las Aristarch ἐπιδάσσομεθ“: also wieder: was an der einen Stelle (β 143) emendiert wird, dient an der anderen (α 378) als Beweis jüngeren Ursprungs. — 441 „ἐπέρυσσε (φέρυσσε)“: das ist wahrhaftig ein fester Ionismus¹⁾, der erste unter den zu α 88—444 angeführten, aber auch der letzte; denn wir sind mit der Durchsicht der Beispiele zu Ende. Alle 11 vorhergehenden sind von der Art, daß Fick sie unbedenklich eliminiert haben würde, wenn sie in einem von Kirchhoff für echt gehaltenen Stücke vorkämen. Für fast alle liefsen sich ganz analoge Korrekturen aus den „echten“ Partien anführen, manche derselben (wie πόλιος, [ἄρ] οἶνον) waren so einfach, daß auch wir sie zu den „leichten“ und „einleuchtenden“ gerechnet haben würden.

Was soll man dazu sagen? Ich glaube, es ist nicht nötig alle Stücke, welche von dem ionischen Redaktor herrühren sollen, hier im einzelnen durchzugehen. Man kann annehmen, daß die Beispiele für die übrigen 2650 Verse mit demselben Mafse von Gewissenhaftigkeit geprüft und gezählt worden sind wie für α 88—444, und so bleibt von der Summe 300 nicht viel übrig. Und was übrig bleibt, bezieht sich, wenn man nach der von Fick S. 302 ff. gegebenen Auswahl urteilen darf, fast alles auf die Ver-

¹⁾ Natürlich auch dieser nur dann, wenn wir mit Fick annehmen, was keineswegs bewiesen ist (vgl. oben S. 294), daß das Digamma in der homerischen Sprache ein äolischer Bestandteil sei.

letzung des Digammas. Diese ist natürlich ein Zeichen jüngerer Ursprungs, aber nicht des Ursprungs aus einem anderen Dialekt. Denn ob nun das Digamma bei Homer äolisch oder altionisch war, die Erinnerung daran mußte in beiden Fällen bei den nachhomerischen Dichtern allmählich schwächer werden. Aus dem allen ergibt sich: wenn Fick behauptet, daß die von Kirchhoff ausgeschiedenen jüngeren Teile der Odyssee mehr feste Ionismen enthalten als die von Kirchhoff angenommenen älteren Teile, so ist er den Beweis für diese Behauptung ganz und gar schuldig geblieben; ja, er hat es gerade durch sein Verfahren sehr wahrscheinlich¹⁾ gemacht, daß beide Bestandteile sich in der Zahl der Ionismen, die sie enthalten, nicht unterscheiden. Ob nun diese Zahl an und für sich so gering sei, daß sie der Annahme einer Übersetzung der äolisch gedichteten Odyssee ins Ionische nicht widerspreche, das zu beurteilen würde Referent jedem einzelnen Leser überlassen müssen, wenn nicht noch ein weiteres Moment hinzukäme. Es sind oben (S. 301 ff.) mehrere Spracherscheinungen aufgezählt und erörtert worden, welche Fick nicht als Verletzungen des Äolismus gelten lassen will, die aber bisher immer dafür gegolten haben und bei unbefangener Prüfung als solche bestätigt werden: Vernachlässigung des inlautenden Digammas, Gebrauch von *äv*, Deklination des Part. Perf. Act. auf *-óros*, endlich (weniger sicher) Gebrauch der Dualformen. Alle Beispiele dieser vier oder wenigstens der drei ersten Gruppen müssen wir zu denjenigen hinzurechnen, in denen Fick selber den Äolismus verletzt findet und gewaltsam wiederherzustellen sucht, und so erhalten wir eine bedeutend größere Menge als 40 auf 2112 Verse oder als 2%. Ich überlasse es diesmal dem Leser die Fälle zu zählen und eile zum Abschluss: das zweite der von Fick für die Richtigkeit seiner Hypothese aufgestellten Kriterien, daß die echten Teile unserer ionischen Odyssee sich glatt ins Äolische übersetzen lassen, spricht in Wahrheit eben so bestimmt gegen die Richtigkeit wie das erste.

Das ablehnende Ergebnis unserer Untersuchung wird Fick nicht überraschen. Er sagt S. 319: „Auf Widerspruch gegen die „hier dargelegten Ideen bin ich gefasst; ich werde denselben jedoch „so lange unberücksichtigt lassen, bis es gelungen ist, eine andere „plausible Erklärung für die beiden Thatsachen zu finden, daß die „äolische Form im Homer der entsprechenden ionischen metrisch „nicht gleichwertig ist, und daß die von einer vernünftigen Kritik „für jünger erklärten Parteen der Odyssee von festen Ionismen „wimmeln, während dieselben den älteren Teilen fast völlig fehlen „oder sich doch leicht beseitigen lassen.“ Das Verlangen des Ver-

¹⁾ Ich spreche nur von Wahrscheinlichkeit, da ich nicht Alles durchgeprüft habe. Es war nicht möglich die ganze Arbeit, welche Fick in seinem Buche ungethan gelassen hat, bei Gelegenheit einer Recension nachzuholen.

fassers ist ein durchaus berechtigtes; aber ebenso berechtigt ist von der anderen Seite die Forderung, daß jene beiden Thatsachen erst sicher gestellt werden. Das ist nicht nur nicht geschehen, sondern es hat sich auch aus unserer Betrachtung mit Bestimmtheit ergeben, daß beide Thatsachen gar nicht vorhanden sind. Man kann also auch nicht verlangen, daß sie erklärt werden. Fick hat sich eben seine Arbeit sehr leicht gemacht und, eingenommen von einer vielleicht geistreichen Idee, in der Sammlung und Beurteilung des Beweismaterials eine Methode angewandt, nach welcher das, was bewiesen werden sollte, immer schon als richtig vorausgesetzt wurde. Ich möchte nicht mißverstanden sein. Im einzelnen enthält Ficks Buch auch diesmal manches Gute und Anregende; ich glaube, daß es ein fruchtbarer Gedanke ist, der hier zum ersten Male in größerem Umfange durchgeführt wurde, hinter sprachlichen oder metrischen Anstößen alte Aolismen zu suchen, welche die Unkenntnis späterer Herausgeber oder Abschreiber habe entfernen wollen, und es läßt sich erwarten, daß dieser Gedanke, wenn man ihn in einer weniger desultorischen Manier behandelt, noch manches schöne Resultat ergeben, noch auf manche einzelne Frage die Antwort wird finden lassen. Der kühne Versuch, alle diese Fragen mit einem Striche zu lösen, ist mißglückt. Die alte Ansicht, daß die Odyssee trotz mancher äolischen Bestandteile, die sie enthält, doch eine ursprünglich ionische Dichtung sei, erscheint nach Ficks Arbeit gesicherter als vorher.

- 2) A. Nauck, Kritische Bemerkungen. VIII (Fortsetzung und Schluss, 8. April 1880). Bull. de l'Ac. Impér. des Scienc. de St. Pétersb. XXVI (1880) S. 190—296.

Schon oben (S. 284) ist derjenige Teil dieses Aufsatzes excerptiert worden, der sich auf die Scholien zu Homer bezieht. Der vorhergehende Abschnitt steht in engem Zusammenhange mit Naucks Ausgabe, deren Lesarten und Vorschläge er teils begründet teils modifiziert und ergänzt. Ich gebe zunächst diejenigen Konjekturen zum Texte der Gedichte selbst, welche auf Erwägung des Sinnes und Zusammenhanges jeder einzelnen Stelle beruhen. Von den zusammenfassenden grammatischen Erörterungen und den durch sie bedingten Emendationsvorschlägen wird unten (S. 325 f.) die Rede sein.

Ξύνες ὦκα (S. 191) steht B 26. 63 und Ω 133. Nauck hat früher ἦκα statt ὦκα, das keinen rechten Sinn gebe, vermutet; jetzt möchte er lieber ὦδε schreiben, das ζ 289 überliefert ist und zu dem an jener Stelle in Schol. Harl. berichtet wird, Aristarch habe ὦκα geschrieben. — κείνος ὃ γ' ἐν Θαλάμῳ Γ 361 wird (S. 192 f., sicher richtig) in κείμενος ἐν Θαλάμῳ verwandelt. In 392 erscheint εἰμασιν nicht dem Zusammenhange entsprechend; Nauck vermutet dafür ἀλείφατι. — In δ ἢ τότε γ' Ἀτρείδης Ἀγαμέμνων ἐξενάριξεν A 246 erregt

(S. 194) einerseits das überflüssige γε, andererseits das fehlende Objekt Anstofs. Nauck schreibt ϣ(ε) für γ(ε) und vergleicht ähnliche Vorschläge von Immanuel Bekker. — Die Verbindung (S. 194 f.) *πτολέμοιο μεμηλώς* N 297. 469, *πλούτοιο μεμηλώς* E 708, entspricht nicht der sonst bekannten Bedeutung von μέμηλε. Bei späteren Dichtern findet sich *μεμηλώς* c. dat. in der Bedeutung *studens, intentus*; aber die 3 homerischen Beispiele stehen ganz vereinzelt da. Nauck zieht zur Vergleichung heran *μεμανυ' ἔριδος* E 732 und *μεμαότε θούριδος ἀλκῆς* N 197 und vermutet, statt *μεμηλώς* habe *μεμῶως* dagestanden oder noch besser *μεμηώς*, das dann neben den Formen mit kurzem *ᾱ* stehen würde wie *ἔστηώς* neben *ἔστᾱότες*. (Auch diese Vermutung erscheint kaum anfechtbar.) — In der Beschreibung des Schildes findest es Σ 485: *ἐν δὲ τὰ τεύρεα πάντα κτλ.* Nauck (S. 203 f.) fordert zunächst *ἐν δέ τε* (mit einem Teile der Überlieferung). Aber auch das Wort *τεύρεα* selbst sichtet er an: der Name *Τειρεσίας* reiche nicht aus, um zu beweisen, daß es von *τέρας* eine Nebenform mit *ει* gegeben habe, und dann sei die Bedeutung wenig passend; denn *τέρας* bezeichne viel mehr das Widernatürliche und Schreckhafte als das Bewunderung erregende. *Σείρια* sei das Richtige. Als beweisend dafür wird unter und vor anderen Stellen Ibyc. fr. 3 angeführt: *φλεγέθων ἄπερ κατὰ νύκτα μακρὰν σείρια παμφανόωντα*, wo auch das ursprünglich adjektivische Wort substantiviert und gleichbedeutend mit *ἄστρο* steht. — Die Präpositionen *ἀπό* und *ὑπό* wurden (S. 205) „überaus häufig von „den Abschreibern vertauscht, so daß man nicht nach den Hss., „sondern nach Sinn und Zusammenhang für die eine oder die „andere Präposition sich zu entscheiden hat.“ Deshalb wird Φ 56 *ἀναστήσονται ἀπὸ ζόφου* hergestellt statt des überlieferten *ὑπὸ ζόφου*. — Das Verbum *πλάζειν* (S. 205 f.) ist für gewöhnlich gleichbedeutend mit *πλανᾶν*. Aus Notizen alter Grammatiker geht hervor, daß Aristarch auch ein anderes *πλάζειν*, mit *ᾱ*, äolische Nebenform von *πλήσσειν*, angenommen hat. Dieses scheint vorzuliegen Φ 269 *πλάζ' ὤμου* und λ 583 *προσέπλαζε γενεῖω*. Nauck sieht von der etymologischen Schwierigkeit ab, findet aber den Unterschied von *πλάζειν* „verschlagen“ und *πλήσσειν* „schlagen“ im Sprachgebrauch so erheblich, daß er die beiden angeführten Stellen korrigiert: *κλύζ' ὤμου* und *προσέκλυζε*; letzteres ist in einigen alten Citaten der Odyssee-Stelle richtig erhalten. *Πλάζετο ε* 389 ist gleich *ἐπλανᾶτο*. — *Ἡμιόνους ἐντεσιεργούς* steht Ω 277; das Beiwort wird (S. 206 f.) von den Alten nicht genügend erklärt. Der Begriff von *ἐντα* ist viel zu allgemein, als daß man ihn mit Bestimmtheit auf das Geschirr der Zugtiere beziehen könnte; und selbst wenn man das thäte, so wäre *ἐντεσιεργός* der Stellmacher, nicht ein *ἐν τῷ ἄρματι ἐργαζόμενος*. Nauck vermutet *ἠνυσιεργούς*, ein Wort von ganz durchsichtiger und normaler Bildung, das

obendrein, in der Schreibung mit α , bei Theokrit Idyll. 28, 14 überliefert sei. — Statt $\nu\acute{o}\sigma\tau\omicron\upsilon\tau\epsilon\ \lambda\alpha\theta\acute{\epsilon}\sigma\theta\alpha\iota$, 97 will Nauck (S. 208) schreiben $\nu\acute{o}\sigma\tau\omicron\upsilon\tau\epsilon\ \lambda\acute{\alpha}\theta\omicron\upsilon\tau\omicron$, da es nicht die Absicht der Gefährten gewesen sein könne zu vergessen. (So schon Naber Quaest. Hom. S. 93, dem aber van Herwerden Herm. 16 S. 371 widerspricht; man sieht, wie subjektiv in dieser Art von Kritik vieles ist.) — Statt $\acute{\alpha}\lambda\alpha\ \pi\acute{\alpha}\nu\tau\epsilon\varsigma\ \acute{\alpha}\nu\acute{\epsilon}\rho\tau\omicron\upsilon\sigma\alpha\nu$ κ 130 soll $\acute{\alpha}\lambda\alpha\ \pi\eta\delta\acute{\omega}$ geschrieben werden, nach η 328, ν 78. — In $\delta\upsilon\nu\alpha\iota\ \acute{\epsilon}\pi\epsilon\iota\gamma\omicron\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$ ν 30 ist die Konstruktion von $\acute{\epsilon}\pi\epsilon\iota\gamma\omicron\sigma\theta\alpha\iota$ mit dem Acc. c. inf. nicht zu dulden; deshalb wurde schon früher von Nauck $\acute{\epsilon}\pi\epsilon\nu\chi\omicron\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$ vorgeschlagen. Aber auch $\delta\eta\ \gamma\acute{\alpha}\rho\ \mu\epsilon\ \nu\acute{\epsilon}\alpha\iota\nu\epsilon\ \nu\acute{\epsilon}\sigma\theta\alpha\iota$ ist nicht richtig, es muß $\delta\eta\nu\ \gamma\acute{\alpha}\rho$ heißen, „weil Odysseus nicht erst von dem Augenblicke an, wo er nach „der Sonne schaute, sich nach dem Aufbruch zu sehnen begann, „sondern durch den Wunsch aufzubrechen zum Schauen nach der „Sonne veranlaßt wurde“. Ebenso ist (S. 209) mit Zenodot $\delta\eta\nu$ statt $\delta\eta$ zu setzen κ 160 $\delta\eta\ \gamma\acute{\alpha}\rho\ \mu\iota\nu\ \acute{\epsilon}\chi\epsilon\nu\ \mu\acute{\epsilon}\nu\omicron\varsigma\ \eta\acute{\epsilon}\lambda\iota\omicron\iota\omicron$. — $\text{H } \delta\alpha\ \kappa\alpha\iota\ \acute{\alpha}\rho\gamma\mu\alpha\tau\alpha\ \theta\upsilon\sigma\epsilon$ ξ 446 ist vielleicht durch einen unwillkürlichen Schreibfehler entstanden für $\eta\ \kappa\alpha\iota\ \acute{\alpha}\pi\acute{\alpha}\rho\gamma\mu\alpha\tau\alpha$, wie der Sprachgebrauch fordert. — Ψ 71 haben Cobet und nach ihm Nauck die Worte $\theta\acute{\alpha}\pi\tau\epsilon\ \mu\epsilon\ \acute{\omicron}\tau\tau\iota\ \tau\acute{\alpha}\chi\iota\sigma\tau\alpha\ \nu\acute{\upsilon}\lambda\alpha\varsigma\ \acute{\Lambda}\iota\delta\alpha\omicron\ \pi\epsilon\rho\acute{\eta}\sigma\omega$ korrigiert in $\theta\acute{\alpha}\pi\tau\epsilon\ \mu\prime\ \acute{\omicron}\pi\omega\varsigma\ \acute{\omega}\kappa\iota\sigma\tau\alpha$. Um zu zeigen, daß die Änderung nicht allzu gewaltsam sei, führt Nauck jetzt (S. 209) ein Citat aus Theognis (427) an, das sich bei dem Sophisten Procopius findet und dieselbe Änderung erlitten hat, welche von Cobet für Homer behauptet worden ist. (Hier könnte aber doch wohl die Erinnerung an die bekannte Homerstelle mitgewirkt haben, um den Fehler zu veranlassen.) — Statt $\acute{\alpha}\nu\alpha\ \gamma\gamma\omicron\iota\eta\ \tau\omicron\nu\ \acute{\epsilon}\acute{\omicron}\nu\tau\alpha$ λ 144 schlägt Nauck (S. 210) vor $\pi\alpha\rho\acute{\epsilon}\omicron\nu\tau\alpha$. (Matt! $\tau\omicron\nu\ \acute{\epsilon}\acute{\omicron}\nu\tau\alpha$ heißt „daß ich der bin.“) — Mit grammatischen Erwägungen (vgl. unten) im Zusammenhang stehen die Änderungen von $\acute{\epsilon}\theta\acute{\epsilon}\lambda\omicron\nu\tau\acute{\alpha}\ \gamma\epsilon$ \omicron 280 in $\acute{\epsilon}\theta\acute{\epsilon}\lambda\omega\nu\ \gamma\epsilon$ oder $\acute{\epsilon}\kappa\acute{\omega}\nu\ \gamma\epsilon$ (S. 214), von $\mu\epsilon\tau\acute{\alpha}\ \pi\nu\omicron\iota\eta\sigma\prime\ \acute{\alpha}\nu\acute{\epsilon}\mu\omicron\iota\omicron$ β 148 in $\acute{\alpha}\mu\alpha$ (S. 217), von $\theta\acute{\alpha}\nu\alpha\tau\acute{\omicron}\varsigma\ \mu\omicron\iota\ \acute{\alpha}\delta\epsilon\iota\nu$ Γ 173 in $\theta\acute{\alpha}\nu\alpha\tau\acute{\omicron}\varsigma\ \mu\prime\ \acute{\epsilon}\lambda\acute{\epsilon}\mu\epsilon\nu$ oder $\mu\epsilon\ \acute{\epsilon}\lambda\acute{\epsilon}\nu$ (S. 217), von $\nu\alpha\tau\epsilon\nu\ \delta\prime\ \acute{\omicron}\ \gamma\prime\ \acute{\epsilon}\nu\ \epsilon\upsilon\rho\upsilon\chi\acute{\omicron}\rho\omega$ $\Sigma\iota\kappa\nu\acute{\omega}\nu\ \Psi$ 299 in $\nu\alpha\iota\omicron\nu\tau\iota\ \acute{\epsilon}\nu\ \epsilon\upsilon\rho\upsilon\chi\acute{\omicron}\rho\omega$ (die letzte Änderung wenig wahrscheinlich; eine etwas undeutliche Beziehung des $\acute{\omicron}\ \gamma\epsilon$ kann bei Homer nicht auffallen).

3) H. van Herwerden, *Homericæ*¹⁾. Herm. 16 (1881) S. 351—379.

Anknüpfend an seine früher veröffentlichten Konjekturen zu Homer (s. in diesem Jahresbericht V [1879] S. 244 und VII [1881]

¹⁾ Dieser Aufsatz enthält auch manches auf grammatische Fragen Bezügliche, aber nicht in zusammenfassender Darstellung, sondern an einzelne Punkte verstreut. Ich habe keine Sonderung der Bestandteile vorgenommen, um ein deutlicheres Bild von dem Ganzen zu geben.

S. 43) giebt der Verfasser, ermutigt durch die günstige Aufnahme, die er namentlich bei Nauck gefunden hat, eine neue Folge von Emendationsvorschlägen, die ich mit Auslassung einiger Kleinigkeiten hier wiederhole. *A 211 ἀλλ' ἦτοι ἐπεσον μὲν ὀνειδίσον, ὡς ἔσσεται περ:* die letzten Worte seien anstößig, zur vorhergehenden Aufforderung nicht passend; Homer könne etwa geschrieben haben ἀντιβίοισιν oder ὡς γὰρ ἄμεινον. — *A 496 ἀνεθύσσετο κῆμα θαλάσσης:* schon Nauck hat κῆμα als verdächtig bezeichnet; v. H. stimmt ihm bei, denn ἀναδύεσθαι verlange den Genetiv. κῆμα sei zu schreiben oder noch besser αἶψα, weil sich dann die Korruptel durch den für falsch gehaltenen Hiatus in der bukolischen Diärese erklären lasse. — *A 559 τιμήσεις, ὀλέσεις* habe Nauck mit Recht statt des Konjunktivs hergestellt; aber für ὀλέσεις müsse ὀλέεις geschrieben werden. — *B 511* und sonst Ἐρχομενός zu schreiben statt der späteren Form mit *O*. — *Γ 33 παλίνορσος*, das mit ὄρυνμι nichts zu thun habe, sei in Bedeutung und Etymologie gleich mit ἄπορρος, von ὄρρος abgeleitet. Woher komme aber die verschiedene Schreibung beider Wörter? — *E 388 καὶ νύ κεν ἔνθ' ἀπολοῖτο Ἄρης:* sowohl der Hiatus sei anstößig (vgl. dagegen Nauck in dem unten zu besprechenden Artikel) als auch der Optativ bei folgendem εἰ μὴ ἐξήγγειλεν; daher zu schreiben ἀπολώλε(ε). Ebenso sei *P 70 καὶ νύ κε θεῖα φέροι* zu korrigieren in φέρει. (Hinzuzufügen wäre noch *E 311*.) — *E 448* sei statt κύδαινον zu schreiben κήδεον oder vielleicht κήδαινον. — *E 697 ἀμπνύθη*, das er früher statt ἀμπνύνθη gefordert hat, hält v. H. gegen Cobets Widerspruch fest und fordert entsprechend *Π 756 δηριθήτην* und *Γ 78. H 56 ἰδρύνθησαν*. — *E 831*. Statt τυκτόν hat Nauck στυγρόν vermutet; v. H. schlägt στυκτόν vor unter Berufung auf ἔστυξα. — *Z 321 περικαλλέα τεύχε' ἔποντα:* Bekker hat περὶ κάλλιμα vermutet; das benutzt v. H. und schreibt περὶ κάλ' ἐά. — *H 128 πάντων Ἀργείων ἐρέων γενεήν:* der Gedanke sei absurd; nur um die Führer könne es sich handeln, also ἀρχῶν. — *H 291 f.* hält v. H. für interpoliert; die Verse kehren in demselben Buche 377 f. und 396 f. wieder, wo der Plural ἐτέροισι in den Zusammenhang paßt. — *Θ 6 u. δ. ὄφρ' εἶπω* ist von Bekker u. a. in ὡς εἶπω verwandelt; v. H. zieht vor ὄφρα φέπω, wie κάμω neben κεκάμω u. ä. — *Θ 108:* ein fernerer Grund zur Athetese ist die Beziehung von ποτέ auf etwas eben Geschehenes. — *I 394* streicht v. H. wegen des ganz unerhörten Gebrauches von γαμέσσειται und des folgenden Asyndetons. — *A 237 μόλυβος* sei wohl richtiger als μόλιβος. — *A 762 εἴ ποτ' ἔον γε, μετ' ἀνδράων:* so zu interpungieren, nach Vergleichung von *Γ 180* (das Richtige schon bei I. Bekker 1843). — *M 213 δῆμον ἔοντα* zu verwandeln in δήμου oder δήμο' ἔοντα. — *N 134 ὑπὸ χειρῶν* zu verwandeln in ἀπὸ χειρῶν (schwerlich richtig). — *Ξ 258 ζήτει:*

v. H. hat früher *δίξεν* vermutet; er setzt nun dafür *δίξετο*. — O 252 *ἐπεὶ φίλον αἶον ἦτορ*: dafür besser *φίλον ἦτορ αἶσθον*, unter Vergleichung von II 468. Y 403. — O 557 f. Die Verse sind unklar und entziehen sich den Emendationsversuchen; v. H. hält 558 für interpoliert und schreibt 557 *πρὶν γ' ἦέ κατακτάμεν ἦε ἀλώναί*, unter Vergleichung von M 172. — II 404 *ἦνία ἦίχθησαν*: der Hiatus zu tilgen durch die Schreibung *ἦνί' ἀ[π]ίχθησαν*. — II 736 *οὐδέ δὲ ἄν χάξετο φωτός*: 'Verba pessime depravata. — Quid reponendum sit non reperio.' — II 861 *φθῆη ἐμῷ ὑπὸ δουρὶ τυπείς ἀπὸ θυμὸν ὀλέσσαι*: die Verbindung von *φθάνω* mit dem Infinitiv unerträglich, daher hinter *τυπείς* zu interpungieren, so dass der Infin. in konsekutivem Sinne gesetzt erscheint. (Unter v. H.s Händen wird selbst ein Druckfehler zur Konjekture: er schreibt, indem er den Vers anführt, *ἀπὸ θυμὸν ὀλέσσας*, ohne etwas darüber zu sagen. Oder sollte das doch auf Absicht beruhen?) — P 143 *φύξηλιν* entweder in *φυξήλόν* oder in *φυζήλόν* zu korrigieren. — P 330 *καὶ ὑπερδέα δῆμον ἔχοντας*: es wird Beziehung auf das vorbergehende *καὶ ὑπὲρ θεὸν εἰρύσσαισθε* 327 gefordert; also *ὑπέρορα δῆμον ἔχοντας*; letzteres im Sinne von *ἔνομένους*, wie auch Ω 730. (Die Anspielung auf den Namen Hektors, an die v. H. selbst erinnert, macht doch an jener Stelle einen erheblichen Unterschied.) — P 390 *μεθύουσαν* vielleicht zu korrigieren in *πλήθουσαν*. — P 686 und Σ 19 *ἀγγελίης ἢ μὴ ὄφειλε γενέσθαι*: zu verwandeln in *οὐ (HO für HE) μὴ ὄφειλε*. — P 744 *ἐν δέ τε θυμὸς τείρεται*: das Gegenteil werde erfordert; daher *οὐδέ τι θυμός*. — Σ 25 statt *νεκταρέω* fordert v. H. *νηγατέω*, unter Berufung auf B 43. — Σ 410 *ἀνέστη* zu korrigieren in *ἀπέστη* (gewiss unrichtig). — Σ 513 *οὐπω* zu korrigieren in *οὐ πως*. — Σ 590 *ποίκιλλε*: vielleicht richtiger *δαίδαλλε*. — T 85 *τοὔτον μῦθον*: entweder sei der Vers stark verderben oder davor eine Lücke anzunehmen. — T 208 *τεύξεσθαι μέγα δόρπον, ἐπὴν τισαίμεθα λωβήν*: statt des inf. fut. sei nach einem Verbum des Befehls *τεύξασθαι* notwendig; auch *ἐπὴν* c. opt. erzeuge Anstoss, man müsse *τισώμεθα* schreiben. An der ähnlichen Stelle δ 222 *ἐπὴν κρητῆρι μιγείη* zieht v. H. vor, *ἐπεὶ μιγείη* zu setzen. (Hier ist wohl richtiger mit Fick *ἐπὴν μιγῆη* zu schreiben.) — Φ 89 *τῆς δὲ δύω γενόμεσθαι*: der konstante Sprachgebrauch fordert *δύ' ἐκγενομέσθαι*. — T 93 *πίλναται, ἀλλ' ἄρα ἦ γε καὶ ἀνδρῶν κράατα βάλνει*: v. H. wiederholt seine früher veröffentlichte Vermutung *ἄρ' αἰέ γε*, die weder dem Sinne recht genügt, noch auch sonst gerechtfertigt ist, wie in diesem Jahresbericht VII (1881) S. 44 gezeigt worden ist¹⁾. — Ψ 542 *δίκην*, das Nauck als verdächtig bezeichnet hat,

¹⁾ Trotzdem kann ich nicht bestreiten, dass *ἄρα ἦ γε* verderben ist. Die *ἀπαλοὶ πόδες* 92 erinnern an *χεῖρα ἀραιήν* der Aphrodite E 425. Vielleicht ist zu lesen:

ändert v. H. in *ἔπεσσ'*. — *ψ* 595 *ἤματα πάντα ἐκ θυμοῦ πεσέειν* könne so nicht verbunden werden; vielleicht sei *ἐκ θυμοῦ πελέμεν*, gleichbedeutend mit *ἀπὸ θυμοῦ εἶναι*, zu schreiben. — *ψ* 604 *νῦν αὐτε νόον νίκησε νεοίη*: statt der beiden letzten Worte schreibt v. H. *νίκησεν ἀνοίη* (sehr ansprechend). — *Ω* 253 statt *κατηφόνες* vermutet v. H. *μεθήμενες*, unter Berufung auf ζ 25 u. a. — Statt *διδόναι* *Ω* 425 schlägt v. H. vor, *διδῶναι* oder *διδόνναι* zu schreiben und erläutert diesen Gedanken durch ein paar andere Beispiele einer im alten Alphabet nicht bezeichneten und daher später verkannten Positionslänge: *τιθέμεναι, μαχεόμενον*. — *Ω* 586 *καί ἐ κατακτείνεις, Αἰὸς δ' ἀλλίτηται ἐφετμάς*: Naber habe mit Recht den Optativ verlangt; 'sed non tam facile quam ille fero turpem hiatum. Correxerim Αἰὸς δ' ἀλλίτοιτ' ἄρ' ἐφετμάς'. (Ist es nicht eine Ironie des Schicksals, wie hier dieselbe Manier des Korrigierens, die Nauck und seine Kampfgenossen auf der einen Seite auszutreiben bemüht sind, gleich von der anderen wieder hereindringt?) — *Ω* 649 *ἐπικερτομέων*: absurd, dafür *ἐπεὶ ἐπέλεσαν*.

α 225 *τίς δέ [θ'] ὄμιλος* zu schreiben; *Θ* vor *Ο* ausgefallen. — Die Verse *β* 416—434 werden umgestellt in folgende Ordnung: 416—419. 422—426. 430—433. 420. 421. 427—429. 434. — *δ* 94 f. *οἵτινες ἔμμιν | εἰσίν, ἐπεὶ μάλα πόλλ' ἔπαθον*: v. H. interpungiert hinter *ἔμμιν* und schreibt dann *οἰσιν ἐπι* 'propter quae plurima peressus sum' (wenig einleuchtend). — *δ* 143 *ὡς δδ' Ὀδυσσῆος μεγαλήτορος νῆϊ ἔοικεν*: an dieser gegenstandslosen Vergleichung nimmt v. H. mit Recht Anstoss; er streicht 144—146 und schreibt 143 *Ὀδυσσῆϊ μεγαλήτορι πάντα ἔοικεν* (vgl. S. 323 Peppmüller). — *δ* 284 *ἔσχεθεν ἰεμένω περ*: v. H. tilgt das *ν* *ἐφελκυστικόν* sowohl um des *j* von *ἰεμαι* als um des Hiatus in der bukolischen Diärese willen. (Ersteres ist prinzipiell bemerkenswert; mancher andere würde das nicht thun.) — *δ* 566 *οὔτ' ἄρ' χειμῶν πολύς*: das letzte Wort ist wunderlich; v. H. vermutet *πέλει* oder *ποτέ*. — *ε* 32—40 'valde mihi suspecti sunt'. — ζ 185 *μάλιστα δέ τ' ἔκλυον αὐτοί*: unter Vergleichung von N 734 schlägt v. H. vor: *μάλιστα δέ τ' αὐτοὶ ἀνέγνον*. — *η* 196 *πρίν γε τὸν ἦς*: dafür *πρίν γε ἔῃς* oder *πρίν γ' ἔτι φῆς*. — *θ* 34 *νῆα μέλαιναν ἐρύσσομεν*: um dem Digamma aufzuhelfen, vermutet v. H. *νῆα μὲν αἴψα*. — *θ* 136 *μέγα τε σθένος*:

πίνονται, ἀλλὰ ἀραιή ἐπ' ἀνδρῶν κράτα βάλει.

Das Digamma von *ἀραιός* ist freilich nicht unzweifelhaft (S 411. Y 37. E 425); aber der Hiatus in der zweiten trochäischen Cäsur kommt auch sonst vor (τ 185), und gerade er könnte den Anlaß zum Korrigieren gegeben haben. Auf diese Art wären dann das kaum verständliche *γε* und der schon alten Erklärern (Schol. B) aufgefallene Gebrauch von *κατά* statt *ἐπί* in den Text gekommen.

dafür mit vorhergehendem Komma *μέγα δὲ σθένος*. — τ 513 f. *τέρπου' ὀδυρομένη γούωσα | ἔς τ' ἐμὰ ἔργ' ὀρώωσα κτλ.*: irgend ein Fehler steckt hier wohl; v. H. vermutet, eine alte Lücke sei mit Benutzung von δ 800 ungeschickt ausgefüllt worden, und schreibt probeweise: *τέρπου' αἰὶ γούωσά [περ' ἔμπης]*. — Ϝ 578 *Ἀργείων Δαναῶν ἧδ' Ἰλίου οἶκον*: v. H. korrigiert: *Ἀργείων τε δόλον καὶ φίλιον*. — ι 122 *οὔτ' ἄρα ποίμνησιν καταίσχεται οὔτ' ἀρότοισι*: beide Vokabeln kommen bei Homer sonst nicht vor; v. H. fordert, auch mit Rücksicht auf die vorhergehenden Sätze: *οὔτ' ἄρα ποιμέσιν ἢ γε καταίσχεται οὐδ' ἀροτήρσιν*. — ι 325 und κ 167 statt *ὄργυιαν* zu schreiben *ὄργυιαν*, ebenso *ἐννορόγυιοι* λ 312. — S. 371 f. handelt v. H. von dem Hiatus vor *ἰδέ*, den er aus ursprünglich konsonantischem Anlaut des Wortes erklärt. (Eine andere Erklärung derselben Thatsache wird S. 326 in dem Abschnitt über Grammatik aus Naucks Kritischen Bemerkungen mitgeteilt werden.) Der Beobachtung widersprechende Stellen finden sich zwei: Z 4, wo die Lesart überhaupt unsicher sei (vgl. oben S. 290 den Artikel von Fritz Schöll) und χ 341; letzteren Vers hält v. H. mit Nauck für unecht. — ι 222 *ναῶν*: zu verwandeln in *ἔναον*, weil das Wort sonst bei Homer kurze Stammsilbe zeige. — ι 385 f. *ὑποσσείουσιν, τρέχει*: wegen des vorhergehenden *τρυπῶ* zu korrigieren in *ὑποσσείωσιν, τρέχη*. — ι 554 f. hält v. H. für interpoliert. — κ 112 *οἱ δ' ἐπεὶ εἰσῆλθον κλυτὰ δῶματα, τὴν δὲ γυναῖκα εὔρον*: der Artikel sei hier unmöglich, dafür *ἐν δέ* zu schreiben, was die Abschreiber aus Unkenntnis des Hiatus in der bukolischen Diärese änderten. (Der homerische Gebrauch des kurzen Demonstrativpronomens, das später als Artikel verwendet wurde, bedarf gar sehr einer eingehenden und zusammenfassenden Untersuchung.) — κ 415—417 hält v. H. für interpoliert. — λ 10 *ἴθυνεν*: v. H. hält den Plural für notwendig. — ξ 315 *κυλίνδον*: die vorletzte Silbe sei lang, daher *κυλίνδον* zu schreiben. — ξ 338 *δύης ἐπὶ πῆμα γενοίμην*: weder diese noch die Lesart des Aristophanes gebe einen Sinn; v. H. schlägt vor: entweder *δύησιν πημαιοίμην* oder *δύησ' ἔτι πημαιοίμην*. — ο 39 *ὃς τοι ὑῶν ἐπιουρος, ὁμῶς δὲ τοι ἤπια οἶδεν*: das *ὁμῶς* habe hier keine Beziehung wie ν 405; der ganze Vers sei von dort hier eingedrungen. — ο 201 hält v. H. für interpoliert. — ο 324 *ἀγαθοῖσι παραδρώωσι*: besser sei *ἀγαθοῖσιν ὑποδρώωσι*, zu vergleichen 330. 333. — ο 453 *ὄπη περάσητε*: besser *ἐπὴν περάσητε* oder vielleicht *ἐπεὶ περάσητε*; denn die Berechtigung der Formen *ἐπὴν, ἦν* sei bei Homer, der die unkontrahierten *ἐπεάν, ἐάν* nicht kenne, überhaupt anzuzweifeln; er verbinde *εἰ* und *ἐπεὶ* sowohl mit dem bloßen Konjunktiv als auch mit dem Optativ. Der Verf. stellt eine umfassendere Behandlung dieses Punktes in Aussicht. — π 246 *τάχα δ' εἴσειαι ἐνθ' ἄδ' ἀριθμόν*: besser sei *ἐνθεν*, d. h.

'ex iis quae dicturus sum', oder *αὐτόν*. — π 306 ὅπου τις zu korrigieren in ὅτις που, 307 ἀτιμᾶ in ἀτίξει. — ρ 298 ὄφρ' ἄν ἄγοιεν: an dem Optativ mit ἄν haben schon andere Anstofs genommen; v. H. schreibt ὄφρ' ἀπάγοιεν. — ρ 374 δ' ἐπεισιν νείκεσσε συμβώτην: dafür vielleicht δὲ φέπεσσ' ἐνέ-νιπε. — ρ 412 f. ἔμελλεν — γεύσασθαι: v. H. schreibt richtig γεύσεσθαι, wie in einigen Hss. steht, und wundert sich, daß die Herausgeber, unter ihnen Nauck selbst, an dem Inf. Aor. bei μέλλειν keinen Anstofs genommen haben. (Die Sorglosigkeit, mit der v. H. arbeitet und die er S. 351 f. mehr entschuldigt als rechtfertigt, sollte ihm doch wenigstens gestatten, Bekkers zweite Ausgabe jedesmal nachzuschlagen.) — σ 353 ἀθεεῖ: zu korrigieren in ἀθεῖ. — σ 358 f. möchte v. H. umstellen. — σ 383 οὐνεκα πὰρ πάυροισι καὶ οὐκ ἀγαθοῖσιν ὀμιλεῖς: an der Konstruktion nimmt v. H. Anstofs und schreibt οὐνεκ' ἀφανροτέροισι. — τ 73. 74 stellt v. H. um. — τ 495—502 zu streichen und 503 zu schreiben: ὡς ἄρα φωνήσασα διέκ μεγάροιο βεβήκει. — τ 513: s. oben hinter ϑ 136. — υ 121 τίσεσθαι: v. H. fordert mit Recht τείσεσθαι. — φ 108 hält v. H. für interpoliert. — ψ 3 πόδες δ' ὑπερκαταίνοντο: v. H. schlägt als seine Konjekture vor ὑπερηκαταίνοντο oder ὑπερακαταίνοντο, das er durch reichliche Belegstellen stützt; man könne auch an ὑποακαταίνοντο denken. (Auch dies war schon vermutet von Ruhnken, den Bekker von dieser Stelle citiert und auf den wunderbarer Weise auch von Herwerden verweist.) — ψ 30 ἀλλὰ σοφοροσύνησι νοήματα πατρὸς ἔκευθεν: statt dessen möchte v. H. lieber lesen σοφοροσύνη νόστον οὐ πατρὸς. — ψ 109 σήμαθ' ἃ δὴ καὶ νῶϊ κεκρυμμένα ἴδμεν ἀπ' ἄλλων: 'καὶ vitiosum', merkt Nauck an; v. H. schlägt vor: entweder ἃ δὴ κατὰ νῶϊ κτλ., oder ἃ δὴ μόνω κεκρυμμένα ἴδμεν ἀπ' ἄλλων. — Vor ω 19 nimmt v. H. eine Lücke an. — ω 305 Πολυπημονίδαο verwandelt v. H. (sicher richtig) in Πολυπαμονίδαο, von πολυπάμων „reich“, was mit dem vorhergehenden Namen des Sohnes Ἀφείδας in Einklang steht.

4) Paul Cauer, Homerisches (I. Ἐκαστος in der Apposition. II. B 291. III. T 235). N. Jahrb. Philol. 125 (1882) S. 241—246.

Aus der Beobachtung des distributiven Gebrauchs von ἕκαστος wird eine Änderung des überlieferten Textes für mehrere Stellen zu begründen gesucht. Ω 1 Θοῶς ἐπὶ νῆας ἕκαστοι, verglichen mit T 277 ἐὴν ἐπὶ νῆα ἕκαστος, führt auf die Vermutung, daß an beiden Stellen ἐὴν ἐπὶ νῆα ἕκαστοι, mit pluralischer Anwendung des Possessivpronomens, gestanden habe. H 100 und Ψ 55 wird an Stelle von ἕκαστοι der Singular ἕκαστος gefordert. — Für den schlimmen Vers B 291 ἢ μὴν καὶ πόνος ἐστὶν ἀνηθένητα νέεσθαι wird Heilung gesucht durch Einsetzung von πόθος für πόνος. — In T 235 ἦδε γὰρ ὄτρυντις

κακὸν ἔσεται, ὃς κε λίπηται, wird mit Änderung der überlieferten Interpunktion geschrieben *ἦδε γὰρ διτρυντύς· κακὸν ἔσεται, ὃς κε λίπηται*.

5) Jacob Sitzler, Zu Homeros. N. Jahrb. Philol. 123 (1881) S. 380—382.

In der Frage *τίς πόθεν εἰς ἀνδρῶν*; faßt S. *πόθεν* nicht in lokalem Sinne (wodurch es mit dem gewöhnlich nachfolgenden *πόθι τοι πόλις*; gleiche Bedeutung erhalten würde), sondern in genealogischem: „von welchen Männern stammst du ab?“ Die Erklärung hat auf den ersten Blick etwas Ansprechendes; aber ρ 373 und *Α* 58, wo *πόθεν* und *ῥθεν* in ähnlichem Sinne gebraucht sind, steht beidemal *γένος* dabei; und den doppelten Ausdruck einer und derselben Frage vermeidet auch S. nicht, da es gleich weiter heisst: *πόθι τοι πόλις ἦδὲ τοκῆς*;

6) Wilhelm Jordan, Novellen zu Homeros. N. Jahrb. Philol. 121 (1880) S. 369—378 und 123 (1881) S. 81—93.

Im Anschluß an die in früheren Jahrgängen derselben Zeitschrift (1872. 1873. 1875. 1876) veröffentlichten kritischen und exegetischen Bemerkungen giebt der Verf. hier einige neue. Zuerst (Nr. 10) werden Stellen besprochen, an denen, wie *B* 557 l., die Erwähnung des Salaminiers Aias durch die athenische Textrezension verkümmert worden sei. — Unter Nr. 11 wird in dem Vergleiche Hektors mit einem Sterne (*Α* 62—66) *κελεύων* 65 in *κελαίνετο* („er wurde verdunkelt“) korrigiert und *οὔλιος* 62 als „umvliest, umhaart von Strahlen“, also *οὔλιος ἀστῆρ* als „Komet“ erklärt. — Nr. 12 Behandelt das Epitheton *μεγακῆτης*: vom Meere gesagt bedeute es „große Ungeheuer beherbergend“, vom Delphin „ein großes Seetier seiend“, vom Schiffe „mit großem Meertierbilde versehen“ oder „ein großes Ungeheuer vorstellend“. Für das Schiff werde diese Erklärung bestätigt durch eine römische Gemme, auf der das Schiff des Odysseus dargestellt sei. — In Nr. 13 wird für die Verse in *Α*, die von dem Aufenthalte des verwundeten Machaon in Nestors Zelte handeln, späterer Ursprung vermutet. — Nr. 14 rechtfertigt die Verse *O* 668—673; wenn auch vielleicht von dem letzten Redaktor des Textes eingeschoben, seien sie doch ihrer Absicht nach vollkommen verständlich; *νέφος* sei nicht eine physische Wolke, sondern eine psychische Umnebelung.

Gegenstand von Nr. 15 sind die Verse *Σ* 107—110 und der darin ausgeführte Vergleich: der Rauch solle nicht das Aufwallen des Zornes veranschaulichen, sondern sei dem süßen Geschmacke des Honigs entgegengestellt und bezeichne die reizende, ja erstickende Wirkung. — Nr. 16: *κατ' αὐτούς Σ* 605 wird erklärt „für sich“. — Unter Nr. 17 werden die Verse *T* 151—153 für interpoliert erklärt, weil in ihnen nach der ungestümen Äußerung

des Achilleus in den vorhergehenden Versen eine unpassende Abschwächung enthalten sei. — Nr. 18 handelt von den Versen *T* 181—183; ἀπαρέσσασθαι in 183 wird übersetzt „dem Begünstigten ausweichen, es ablehnen, sich begünstigen zu lassen“. — Nr. 19: ἄγγιστα in *Y* 18 eng mit δέδηεν zu verbinden: „ist nahezu ausgebrannt“. — Nr. 20 erörtert das Beiwort der Artemis χρυσηλάκατος. Es wird dem ἀργυρότοξος des Apollon (den Jordan mit Ἥλιος identifiziert) entgegengestellt. „Das Mondlicht ist gegen das weisse, silbrige der Sonne gelb, goldig“, sagt der Verf. S. 86; χρυσηλάκατος heisst „Gold spinnend“. — Nr. 21 handelt ausführlich von der μάχη παραποτάμιος *Φ* 1—328, deren echte Bestandteile Jordan in bessere Ordnung zu bringen und durch versuchsweise dazwischen gedichtete Verse zu dem ursprünglichen Ganzen zu verbinden unternimmt. — Nr. 22 bezieht sich auf die Unverwundbarkeit Achills. Diese sei von Homer allerdings nicht angenommen, aber darum doch kein nachhomerischer, sondern vielmehr ein vorhomerischer Zug der Sage. Homer habe denselben absichtlich aufgegeben und ersetze ihn nur zeitweise durch die von Hephaistos geschmiedete undurchdringliche Rüstung, die einen ähnlichen poetischen Zweck erfülle wie die Tarnkappe im Nibelungenliede und Rustems Stärkekürtel im Schachnameh.

7) W. Christ, Zu Homer. Rhein. Mus. 36 (1881) S. 26—37.

Die meisten hier vorgeschlagenen Korrekturen gründen sich auf grammatische Erwägungen und werden S. 327f. in anderem Zusammenhange angeführt werden. Eigentliche Konjekturen sind die beiden letzten, S. 37: das nicht verständliche ἐξέλυθη *E* 293 wird in ἐξέλυθε(ν), Aorist ohne Augment, verwandelt (obwohl diese Form sonst nicht belegt ist, doch eine sehr ansprechende Änderung), und statt διείπομεν *A* 706, das in der Bedeutung von διέπω nicht in den Zusammenhang passe, wird διείλομεν vermutet.

8) D. B. Monro, Notes on the second book of the Iliad. Journ. of Philol. XI (1882) S. 125—129.

Der Widerspruch zwischen *B* 2 *A*ία δ' οὐκ ἔχε νήδυμος ὕπνος und dem Schluss von *A* wird erklärt und gemildert durch Hinweis auf die ähnliche Stelle *o* 4 ff., wo erst von Telemach und Peisistratos gesagt ist, daß sie schlafen, dann von ersterem hinzugefügt wird, er habe nicht schlafen können. — *B* 190 δειδίσσασθαι „schelten, drohen“, zu vergleichen mit *O* 196. — *B* 194 οὐ πάντες ἀκούσαμεν sei als rhetorische Frage aufzufassen. — *B* 196 διοτρεφέων βασιλῆων, Zenodots Lesart, braucht nicht in den Singular verwandelt zu werden, trotz des folgenden φιλεῖ δέ ἐμπίστα Ζεύς. Ein ähnlicher Übergang vom Plur. zum Sing. findet sich *δ* 691 f. — *B* 250 οὐκ ἄν... ἀγορεύοις, nur eine höfliche Form, in der der

Sprechende sich etwas verbittet. [Aber trotzdem ist, was Monro bestreitet, *ἂν ἀγορεύοις* durch Ergänzung eines Bedingungssatzes zu erklären.] — *B* 291 *πόνος ἐστὶν ἀνιηθέντα νέεσθαι*. Aristarchs Erklärung, „Assuredly we have toil enough to drive a man to return disgusted“, wird als richtig behauptet. Die Beispiele, die für den Ausdruck der Folge durch den Infinitiv angeführt werden, sind doch alle ganz anderer Art: *ὄθι μοι μοῖρ' ἐστὶν ἀλύξαι, ὦρη εὔδειν, ἐπεὶ τοι θυμὸς ἀνάϊτιον αἰτάσθαι*.

9) Paul Stengel, *Homerisches*. Jahrb. Philol. Pädag. 125 (1882) S. 246f.

Πρωτόγονος *A* 120 und *Ψ* 873 erklärt Stengel mit vollem Recht als „neugeboren“, nicht „erstgeboren“, indem er *δίφροι πρωτοπαγεῖς* *E* 194, *ἄμαξαν πρωτοπαγή* *Ω* 267 vergleicht. Die falsche Erklärung sei aus der Annahme entstanden, dafs es bei den Griechen nicht erlaubt gewesen sei, ganz junge noch saugende Tiere zu opfern. Dafs diese Annahme selber falsch ist, weist Stengel aus den Inschriften nach.

10) Henri Weil, *Homère, Iliade* XII 49. *Rev. de Philologie de Littérature et d'Histoire anciennes*. N. S. IV (1880) S. 124.

W. nimmt an den Worten *Οὐδέ οἱ ἵπποι | τόλμων ὠκύποδες* Anstofs, da Hektor seine Waffengenossen nicht zu etwas auffordern könne, was er selbst aufserstande sei zu thun, und schlägt vor zu schreiben: *οὐδέ τῷ ἵπποι κιλ*.

11) Gustav Benseler, *Zu Homers Ilias*. Jahrb. Philol. u. Pädag. 121 (1880) S. 682—685.

N 669 und *β* 192 findet sich das Wort *Φωή*. Benseler führt aus, dafs es an der ersten Stelle so gut wie an der zweiten „Geldbufse“ bedeuten müsse, und zieht zur Erläuterung andere Fälle heran, in denen bei Homer die Verpflichtung der Adligen zum Kriegsdienst deutlich hervortritt. Ein solcher Fall ist der des Polyktor *Ω* 400, der seine Söhne durch das Los entscheiden läfst, wer mitgehen soll, und der des Echebolos *Ψ* 296 f., der sich von Agamemnon durch ein Geschenk frei kauft. An einer dritten Stelle, *ξ* 239, bleibt es unentschieden, ob eigentlicher Zwang den sich weigernden bedroht haben würde.

12) Perceval M. Laurence, *Judges and Litigants*. *Journ. of Philol.* VIII (1879) S. 125—132.

Auf Grund einer von dem verstorbenen Gelehrten Shilleto erhaltenen Mitteilung bespricht der Verf. die Verse *Σ* 506—508. *Δίκην εἰπεῖν* könne nicht heissen „das Urteil sprechen“, sondern nur „seine Sache führen“. Dazu komme, dafs, wenn das Gold dem klügsten Richter gegeben werden sollte, es zweier Urtheilssprüche hinter einander bedurft haben würde. Endlich sei die Summe von 2 Talenten viel zu grofs, um dem Richter als Ehren-

preis gegeben zu werden; in ihr stecke vielmehr das Sühngeld für den Ermordeten. Die 2 Talente sollten derjenigen der beiden streitenden Parteien zufallen, welche ihre Sache am besten führen würde.

Gegen diese Erklärung wendet sich

- 13) William Ridgeway, *The homeric trial-scene*. Journ. of Philol. X (1882) S. 30—33.

R. weist besonders das letzte der von Laurence vorgetragenen Bedenken zurück, indem er aus Stellen wie *Ψ* 269, *Φ* 393, *Θ* 129 den Nachweis führt, daß ein homerisches Talent nur einen geringen Wert darstellt. Er vermutet, daß es vielleicht dem sikilischen oder Gold-Talente der späteren Zeit, das in Groß-Griechenland als Gewicht gebraucht wurde, an Wert (etwa 6 att. Drachm.) gleichgekommen sei. Demnach sei an der von Sir Henry Maine gegebenen Erklärung festzuhalten, wonach die 2 Talente dem Richter, der den besten Spruch fällt, gegeben werden sollen.

- 14) A. Hofmeister, *Die Gerichtsscene im Schild des Achill, Ilias XVIII 497—508*. Zeitschr. f. vergleich. Rechtswissenschaft II (1880) S. 443—453.

Hofmeister berührt auch die Frage, welche Laurence und Ridgeway beschäftigt, und beantwortet sie (S. 451 f.) in demselben Sinne wie der letztere, so daß die 2 Talente Goldes, von den Parteien gestellt, als Ehrensold dienen sollen für den, der am richtigsten, am überzeugendsten sein Urteil abgibt. In der Hauptsache bezieht sich aber H.'s Untersuchung auf eine andere Schwierigkeit, die in der Auffassung des Streitens selber liegt. Ist es eine bloße Schuldklage (*ἀναίβετο μηδὲν ἐλέσθαι* = „er behauptete nichts bekommen zu haben“) oder soll entschieden werden, ob der Kläger das angebotene Sühngeld annehmen soll (*ἀναίβετο μηδὲν ἐλέσθαι* = „er weigerte sich etwas anzunehmen“), die Konstruktion des regierenden Verbums wie *Ψ* 204. Σ 450). Der Verf. entscheidet sich (und ich glaube mit Recht) besonders deshalb für die zweite Erklärung, weil eine einfache Schuldklage in gar keiner notwendigen Beziehung zu der vorausgesetzten Ursache, der Tötung eines Menschen, stehe und auf jede beliebige, harmlosere Weise hätte motiviert werden können. Der ganze Sachverhalt ist nach Hofmeister S. 452 f. folgender: „Eine Bluttat ist begangen worden; der Totschläger wünscht sich den Folgen durch Erlegung eines angemessenen Wehrgeldes zu entziehen, worauf jedoch die Angehörigen des Erschlagenen nicht eingehen wollen. Man vergleicht sich endlich dahin, einen Schiedsrichter zu wählen. Dieser, der *ἴστωρ*, entscheidet aber nicht aus eigenem Gutdünken, sondern ruft erfahrene Männer herbei, die Ältesten des Volkes, denen sonst das Richteramt zukommt. Diesen trägt er den Fall vor und hört ihre Ansicht darüber. Wessen Gutachten er nun zu

dem seinigen macht und als Urteil verkündet, dem spricht er die von den Parteien deponierten zwei Talente als *δικαιοκρασίας ἄθλον* zu“.

15) Carl Nauck, *Homerisches*. Jahrb. Philol. u. Pädag. 127 (1883) S. 526.

Für die getrennte Lesung der Worte *δικάκις τε καὶ εἴκοσι νήριτα* X 349 führt Nauck als Beispiel ähnlicher Zahlverbindung aus „Der getreue Eckart“ von Goethe an: „man trinkt in die Runde schon dreimal und vier“. — *ἔξετέ' ἀδμήτην* Ψ 266 und 655 wird in *ἔξετέα δμητήν* korrigiert.

16) W. C. Kayser, *Annotationes criticae ad Odysseae exordium* v. 51—85. T. Π. Sagan 1879. Progr. d. Gymn.

Auf nicht viel mehr als 3 Quartseiten werden, anscheinend nur beispiehalber, textkritische Anmerkungen zu den Versen α 51—85 gegeben. Der früher erschienene erste Teil der Arbeit ist dem Referenten unbekannt geblieben.

17) Rudolf Peppmüller, *Zu Homeros*. *Philologus* 42. (1884) S. 540—544. 769.

Peppmüller glaubt, dass die Aufforderung *νεμεσσήθητε, αἰδέσθητε, ὑποδείσατε* β 64—66 an die Freier gerichtet sei; von 74 an erfahre man plötzlich, dass Telemach das Volk anredet. Schwierigkeit macht nun *σχέσθε φίλοι* 70, an dessen Heilung sich Lehrs versucht hat. Peppmüller meint, es müsse eine ähnliche Bedeutung haben wie X 416, wo Priamos die Bürger anredet, die ihn hindern wollen zu Achilles zu gehen, könne also auch nur an die Freier gerichtet sein. Er hält danach 74—79 für interpoliert; Anlaß zur Interpolation sei vielleicht gewesen, dass irgend ein Rhapsode an der Bezeichnung der Freier als *φίλοι* Anstoß nahm. Aber dieser Ausdruck sei dem Dichter vielleicht durch Reminiscenz an X 416 unwillkürlich in den Sinn gekommen. — Als Beispiel für eine ähnliche Wirkung der Reminiscenz wird δ 141 f. angeführt; die Verse seien aus τ 380 und ζ 161 herübergenommen und durch diese Reminiscenz sei der schiefe Gedanke δ 141 ff. entstanden. (Für interpoliert, wie oben S. 316 von Herwerden, scheint Peppmüller die Verse 144—146 doch nicht zu halten. Die Schiefheit des Gedankens in δ 141 ff. liegt eigentlich nicht in 141. 142, sondern tritt erst im folgenden Verse hervor.)

18) Paul Cauer, *Zu Homer* β 203. *Rhein. Mus.* 36 (1881) S. 132f.

Statt *οὐδέ ποτ' ἴσα ἔσσειται* wird vorgeschlagen und zu begründen versucht *οὐδ' ἀποτίσαι ἔσσειται*, hauptsächlich unter Hinweis auf die vorhergehenden Worte Telemachs β 70 ff. (Auf eine ähnliche Vermutung ist auch Fick in seiner Ausgabe gekommen.)

- 19) Theodor Maurer, *Cruces philologicae*. Beiträge zur Erklärung der Schulautoren. Progr. Gymn. Mainz, 1882.

Von S. 15 an werden einige Stellen der Odyssee behandelt. β 243—251: die Verse sind in mancher Beziehung bedenklich; Maurer will dadurch helfen, daß er zu *ἐπίσποι* 250 Penelope als Subjekt denkt. Er polemisiert gegen die unvollkommene Erklärung der Stelle in Ameis' Ausgabe, ohne zu beachten, daß diese Unvollkommenheit im Anhang nicht nur zugestanden, sondern ausführlich begründet ist. Dort findet sich auch sonst viel Nützliches über die an den schwierigen Versen bereits gemachten Heilversuche. — ϵ 350 *αὐτὸς δ' ἀπονόσφι τραπέσθαι*: M. erklärt die Vorschrift aus der Rücksicht auf die Schamhaftigkeit. — S. 18 ff. sind mehr ästhetischen Inhalts. Für das Zusammenreffen des Odysseus mit dem Hunde Argos und für die ausführliche Schilderung der Ziegeninsel in ι wird das poetische Motiv gesucht und gefunden.

- 20) Richard Büttner, *Die Verwandlungen der Kirke*. Ein Beitrag zur Erklärung und Kritik von Hom. Od. X 212—445. Gera 1882. Progr.

Nachdem die Ansicht, daß Wölfe und Löwen im Hause der Kirke nicht verwandelte Menschen sondern zahngemachte Tiere seien, zurückgewiesen ist, werden die Schwierigkeiten dargelegt, welche in κ 431—437 enthalten sind. Woher weiß Eurylochos, daß die Gefährten in Schweine verwandelt sind? Was heißt *δῶμα φιλιάσσοιμεν* 434? Worauf bezieht sich der Anfang von 435 *ὡς περ Κύνκλωψ ἔρξ'*? Da keine dieser Fragen befriedigend beantwortet werden kann, so kommt der Verf. (mit Düntzer und Kirchhoff) zu dem Ergebnis, daß eine Interpolation vorliege, und sucht dieselbe bestimmt abzugrenzen. Seine Gedankenentwicklung ist streng geschlossen und gewinnend. Nur dem Schlufs fehlt es an überzeugender Kraft. Büttner streicht 433. 434 und schreibt: *ἦ κεν ἄπαντας ὡς περ Κύνκλωψ ἔρξει, ὃθ' οἱ μέσσαυλον ἴκοντο*. Diese enge Verknüpfung zweier vergleichener Sätze durch das einzige *ὡς περ* ist, so viel ich sehe, ohne Beispiel. Man vermisst die zweite Hälfte des mit *ἦ κεν ἄπαντας* anfangenden Satzes.

- 21) Paul Stengel, *ΛΥΚΑΒΑΣ*. Herm. 18 (1889) S. 304—307.

Das Wort *λυκάβας* kommt in ursprünglichem Gebrauche nur ξ 161 (= τ 306) vor. Stengel sucht nachzuweisen, daß mit dem „Lichtgang“ nur der des Mondes, nicht der der Sonne gemeint sein könne. Den Zusatz *τοῦ μὲν φθίνοντος μηνὸς τοῦ δ' ἰσταμένου* will er (ohne erkennbaren Grund) nicht in dem später gebräuchlichen Sinne auf die zweite und erste Hälfte, sondern, weil der Zeitraum nach der ganzen Situation und Dar-

stellung ein kürzerer sein müsse, nur auf das letzte und erste Viertel des Mondes bezogen wissen.

VI. Grammatik.

(Etymologie. Metrik. Formenlehre. Syntax.)

- 1) A. H. Sayce, Professor an Queen's College in Oxford, Über die Sprache der homerischen Gedichte. Autorisierte Übersetzung von Dr. I. Imelmann, Professor am Joachimsthalschen Gymnasium bei Berlin. Hannover 1881. S. 33—68.

Der Aufsatz ist dem ersten Bande von Mahaffys Werk „A History of Classical Greek Literature“, London 1880, entnommen und zusammen mit einem Kapitel Mahaffys „Über den Ursprung der homerischen Gedichte“ in deutscher Übersetzung von Imelmann herausgegeben. Sayce giebt eine für Laien geschriebene, ansprechende Skizze der in der homerischen Sprache mit einander vermischten Elemente: ionischen, äolischen, attischen Ursprungs, und schließt aus dieser Mischung auf das allmähliche Entstehen der poetischen Werke selber. Die Scheidung zwischen Alt-, Mittel- und Neuionischem, die versucht wird, steht auf schwachen Füßen; ebenso sind viele der im einzelnen angeführten Beispiele unsicher oder gar unrichtig. Genaueres darüber findet man in der Rezension von G. Hinrichs, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 32 (1881) S. 426—428, kürzer auch Dtsch. Liter.-Ztg. 1881 N. 20. Der schlimmste Vorwurf, der hier gegen Sayce erhoben und schlagend begründet wird, ist der, daß er Hinrichs' Dissertation „De Homericæ elocutionis vestigiis Aeolicis“ in dem entsprechenden Abschnitte seines Aufsatzes, ohne die Quelle zu citieren, reichlich und dabei sehr flüchtig benutzt hat. — Eine Zusammenstellung einzelner Berichtigungen zu Sayce hat gegeben Lewis R. Packard, Americ. Journ. of Philol. III (1882) S. 124 f.

- 2) A. Nauck, Kritische Bemerkungen. VIII (Fortsetzung und Schluss, 8. April 1880). Bull. de l'Ac. Impér. des Scienc. de St.-Petersb. XXVI (1880) S. 190—296.

Für zwei Bestandteile dieses Aufsatzes kann auf S. 284 und 311 ff. des gegenwärtigen Berichtes verwiesen werden. Hier werden die Bemerkungen zusammengestellt, welche sich auf Grammatik und Metrik beziehen.

ἰλαός (S. 190 f.) findet sich mit langem *ā* *Α* 583. Thiersch hat dafür *ἰληος* vermutet. Nauck stimmt dem bei und verweist zur Bestätigung auf *ἰληφω* in der bekannten lakedämonischen Weihinschrift, Kaibel Epigr. 743. Wo *ἰλαος* in der ältesten Poesie kurzes *ᾱ* habe (*Ι* 639. *T* 178), sei wohl *ἰλεος* zu schreiben. Dann verhalte sich *ἰληος*, *ἰλεος* zu att. *ἰλεως* wie *νηός*, *νεός* zu att. *νεώς*. — Für *στροφάω*, *τροχάω*, *τροπάω* wird (S. 195—200) nachgewiesen, daß die kontrahierten Formen

mit ω in der Stammsilbe sich fast überall durch unkontrahierte mit o in der Stammsilbe ersetzen lassen; nur N 557 ist in $\sigma\rho\omega\text{-}\varphi\acute{\alpha}\omega$ das ω durch den Iktus geschützt. An dieser Stelle will Nauck $\sigma\rho\omega\varphi\acute{\alpha}\tau(o)$ am Anfang des Verses in $\acute{\epsilon}\sigma\rho\acute{\epsilon}\varphi\epsilon\iota(o)$ korrigieren; an allen übrigen Stellen sei einfach die unkontrahierte Form mit kurzer Stammsilbe herzustellen, z. B. $\sigma\rho\omega\varphi\acute{\alpha}\sigma\theta\alpha\iota$ I 463, $\tau\rho\acute{o}\chi\alpha\omicron\nu$ ζ 318, $\acute{\alpha}\pi\omicron\tau\rho\omicron\pi\acute{o}\omega\mu\epsilon\nu$ Y 119; auch statt des unrichtigen $\acute{\epsilon}\pi\iota\rho\alpha\pi\acute{\epsilon}\omicron\upsilon\sigma\iota$ K 421 erwarte man $\acute{\epsilon}\pi\iota\rho\omicron\pi\acute{o}\omega\sigma\iota$. $\pi\omicron\tau\acute{\alpha}\omicron\mu\alpha\iota$ ist im älteren Epos fast unversehrt geblieben; nur $\pi\omega\tau\acute{\omega}\nu\iota\omicron$ M 287 steht entgegen, das Nauck (mit Grashof) in $\pi\omega\tau\acute{\epsilon}\omicron\nu\tau\omicron$ verwandelt. Das Verbum $\nu\omega\mu\acute{\alpha}\omega$ ist nur in dieser Form, mit langer Stammsilbe, nachweisbar. — $\chi\acute{\eta}\rho\alpha\tau\omicron$ Ξ 270 korrigiert Nauck (S. 201) in $\acute{\eta}\sigma\alpha\tau\omicron$; ersteres sei nur zur Fortschaffung eines vermeintlichen Hiatus gebildet worden. — Der erlaubte Hiatus in der bukolischen Diäresis war den alten Korrektoren unbekannt. Aus dieser Unkenntnis erklärt Nauck (S. 201 f.) die Entstehung der Formen $\pi\epsilon\rho\iota\mu\acute{\eta}\chi\epsilon\tau\omicron\nu$ (Ξ 287. ζ 103) für $\pi\epsilon\rho\iota\mu\acute{\eta}\chi\epsilon\alpha$ und $\acute{\epsilon}\delta\tau\epsilon\acute{\iota}\chi\epsilon\omicron\nu$ (z. B. A 129) für $\acute{\epsilon}\delta\tau\epsilon\acute{\iota}\chi\epsilon\alpha$, sowie die häufige Einschaltung eines unpassenden $\acute{\alpha}\rho\alpha$ (z. B. Z 10. Φ 549). Aus demselben Grunde werden a. a. O. zahlreiche andere Stellen für verderbt erklärt und durch Konjektur verbessert. — Ausführlicher noch bespricht der Verfasser (S. 210—219) den erlaubten Hiatus in der dritten trochäischen Cäsur, über den bereits Ahrens Philol. VI sehr gut gehandelt habe. Von ihm sei gezeigt worden, daß die alten Kritiker und Abschreiber, um solchen Hiatus wegzuschaffen, häufig den Text alteriiert haben. Zu diesem Nachweise liefert Nauck reichliche Nachträge. Die Form $\nu\acute{\iota}\omicron\nu$ stehe 45 mal so, daß sie den dritten Fuß beginne (z. B. E 169. γ 398). Hier sei überall $\nu\acute{\iota}\alpha$ herzustellen. Oft sei der Hiatus durch Substitution des Plurals statt des Duals getilgt worden, daher z. B. $\acute{\iota}\omicron\nu\iota\epsilon$ P 103 (mit Zenodot) herzustellen; umgekehrt sei Γ 279 $\acute{\iota}\nu\nu\sigma\theta\epsilon$ das richtige statt $\acute{\iota}\nu\nu\sigma\theta\omicron\nu$. Sehr häufig seien um des Hiatus willen Partikeln eingeschoben worden, z. B. $\tau\epsilon$ K 362. A 801. ν 100; $\gamma\epsilon$ Γ 442. N 377. ι 215; besonders aber $\acute{\alpha}\rho\alpha$, z. B. B 621. H 188. Y 279. δ 216. μ 411. Wieder ein anderes Mittel zur Bekämpfung des Hiatus habe die Vertauschung von Kasus dargeboten, so $\acute{\delta}\eta\gamma\mu\acute{\iota}\nu\omicron\varsigma$ statt $\acute{\delta}\eta\gamma\mu\acute{\iota}\nu\alpha$ Y 229, $\pi\alpha\rho\acute{\alpha}\tau\acute{\iota}\sigma\sigma\omicron\nu\tau\omicron\varsigma$ statt $\pi\alpha\rho\acute{\alpha}\tau\acute{\iota}\sigma\sigma\omicron\nu\tau\alpha$ Y 414, $\acute{\alpha}\acute{\epsilon}\kappa\omicron\nu\iota\omicron\varsigma$ statt $\acute{\alpha}\acute{\epsilon}\kappa\omicron\nu\iota\alpha$ δ 646, $\acute{\epsilon}\theta\acute{\epsilon}\lambda\omicron\nu\iota\acute{\alpha}$ $\gamma\epsilon$ statt des richtigen $\acute{\epsilon}\theta\acute{\epsilon}\lambda\omega\nu$ $\gamma\epsilon$ oder $\acute{\epsilon}\kappa\acute{\omega}\nu$ $\gamma\epsilon$ \omicron 280, $\tau\omicron\upsilon\delta\prime$ $\acute{\alpha}\nu\tau\omicron\upsilon\delta\prime$ $\lambda\upsilon\kappa\acute{\alpha}\beta\alpha\nu\tau\omicron\varsigma$ statt $\tau\acute{\omega}\delta\prime$ $\acute{\alpha}\nu\tau\acute{\omega}\delta\prime$ $\lambda\upsilon\kappa\acute{\alpha}\beta\alpha\nu\tau\iota$ ξ 161. τ 306. Wo das Wörtchen $\acute{\iota}\delta\acute{\epsilon}$ zwischen dem dritten und vierten Versfuß geteilt sei, finde sich der gesetzmäßige Hiatus zufälligerweise meistens unversehrt erhalten in der Verbindung $\tau\epsilon$ $\acute{\iota}\delta\acute{\epsilon}$; dies sei deshalb auch (mit J. H. Vofs) P 534 statt $\tau\prime$ $\acute{\eta}\delta\acute{\epsilon}$ herzustellen. (In einer Anmerkung wird erinnert, daß I. Bekker $\acute{\iota}\delta\acute{\epsilon}$ mit Unrecht für digammiert gehalten habe). Auch andere Wörter mit vokalischem Auslaut finden

sich vor $\lambda\delta\epsilon$ im dritten Fusse (*B* 697. Ξ 348. *E* 3. γ 10. *A* 382); Nauck folgert daraus die Regel (S. 215), „dass in der Cäsur des dritten Fusses, falls die Wahl ist zwischen Hiatus und Elision, der Hiatus vorgezogen wird.“ Diese Regel finde auch auf die Unterscheidung von $\alpha\upsilon\tau\acute{\alpha}\rho$ und $\acute{\alpha}\tau\acute{\alpha}\rho$ Anwendung, und nach ihr sei fehlerhaftes $\alpha\upsilon\tau\acute{\alpha}\rho$ schon von Bekker *U* 694. ι 83 beseitigt worden. Dieselbe Regel giebt dann für Nauck den Grund zu einer grossen Anzahl neuer Textänderungen: statt $\epsilon\pi\epsilon\iota\eta$ mit vorhergehender Elision sei mehrfach $\epsilon\pi\epsilon\iota$ mit einem Hiatus einzusetzen, z. B. *A* 156. τ 556; statt $\sigma\acute{\iota}\tau\omicron\iota\acute{o}$ τ' $\epsilon\pi\alpha\sigma\sigma\acute{\alpha}\mu\epsilon\theta'$ ι 87. κ 58 sei zu schreiben $\sigma\acute{\iota}\tau\omicron\upsilon$ $\tau\epsilon$ $\epsilon\pi\alpha\sigma\sigma\acute{\alpha}\mu\epsilon\theta'$; statt $\mu\epsilon\iota\acute{\alpha}$ $\pi\upsilon\omicron\iota\eta\sigma'$ $\acute{\alpha}\nu\acute{\epsilon}\mu\omicron\iota\omicron$ β 148 müsse man $\acute{\alpha}\mu\alpha$ herstellen, wie α 98 richtig überliefert sei; $\nu\alpha\lambda\epsilon\upsilon$ δ' δ γ' $\acute{\epsilon}\nu$ $\epsilon\upsilon\rho\upsilon\chi\acute{o}\rho\omega$ $\Sigma\iota\kappa\upsilon\omega\upsilon\upsilon$ *U* 299 sei undeutlich, dafür zu setzen $\nu\alpha\lambda\omicron\upsilon\upsilon\iota$ $\acute{\epsilon}\nu$ $\epsilon\upsilon\rho\upsilon\chi\acute{o}\rho\omega$. Viele andere Konjekturen, die Nauck in demselben Zusammenhange zu begründen sucht, können hier nicht einzeln aufgezählt werden.

3) W. Christ, Zu Homer. Rhein. Mus. 36 (1881) S. 26—37.

(Vgl. oben S. 320.) Der Aufsatz enthält grösstenteils Vorschläge zu Textänderungen, die durch grammatische Erwägungen allgemeinerer Art begründet werden.

I 54 f. $\omicron\upsilon\kappa$ $\acute{\alpha}\nu$ $\tau\omicron\iota$ $\chi\rho\alpha\iota\sigma\mu\eta$ —, $\acute{\omicron}\tau\epsilon$ — $\mu\iota\gamma\epsilon\iota\eta\varsigma$. Die Ungleichheit der Modi fällt auf, und man hat Versuche gemacht sie zu heben. Aber die ganz ähnlichen Worte $\epsilon\iota$ — $\pi\epsilon\iota\rho\eta\theta\epsilon\iota\eta\varsigma$, $\omicron\upsilon\kappa$ $\acute{\alpha}\nu$ $\tau\omicron\iota$ $\chi\rho\alpha\iota\sigma\mu\eta\sigma\iota$ *A* 386 f. dienen zur Stütze, da hier der Konjunktiv durch das Versmass gesichert ist. (Chr. sagt, die eine Stelle sei nach dem Vorbilde der anderen gedichtet, aber nicht, welche nach welcher.) — *E* 338 $\pi\acute{\epsilon}\pi\lambda\omicron\nu$, $\acute{\omicron}\nu$ $\omicron\iota$. Die Vernachlässigung des Digammas unerträglich. „So lange niemandem etwas Besseres einfällt, wird man bei der Vermutung Heynes stehen bleiben müssen“ ($\pi\acute{\epsilon}\pi\lambda\omicron\nu$ neutr., also $\acute{\omicron}\nu$ $\omicron\iota$). — δ 692 $\acute{\alpha}\lambda\lambda\omicron\nu$ κ' $\epsilon\chi\theta\alpha\iota\rho\eta\sigma\iota$ —, $\acute{\alpha}\lambda\lambda\omicron\nu$ $\kappa\epsilon$ $\phi\iota\lambda\omicron\iota\eta$. Die Modi müssen gleich gemacht werden. Christ schreibt $\phi\iota\lambda\epsilon\iota\eta$ als Konjunktiv und begründet dies ausführlicher, indem er auf die Controverse $\theta\epsilon\iota\eta$ oder $\theta\acute{\eta}\eta$ u. ä. (vgl. Curtius Verb. II¹ 57 ff.) eingeht. Er schreibt in diesen Formen $\epsilon\iota$ (wogegen η von den Alexandrinern zur sicheren Unterscheidung vom Optativ eingeführt sei) und sieht in dem ι ein modales Element, dasselbe, das im dorischen Futurum ($\beta\omicron\alpha\theta\eta\sigma\acute{\iota}\omega$) erkennbar sei. Als beweisend erscheint ihm $\mu\epsilon\tau\epsilon\iota\omega$ *U* 47, dessen $\epsilon\iota$ nicht auf unorganischer Dehnung von ϵ beruhen könne, weil der Stamm nicht auf einen Vokal ausgehe (ursprgl. $\delta\sigma$ - $\iota\omega$); und damit $\mu\epsilon\tau\epsilon\iota\omega$ nicht dem späten Verfasser von *U* zugeschoben werde, führt er $\epsilon\acute{\iota}\eta$ an, das *I* 245 und *H* 340 mit aller Sicherheit statt des irrthümlich überlieferten Opt. $\epsilon\acute{\iota}\eta$ hergestellt sei. Die ganze Kombination erscheint dem Referenten doch gar nicht so sicher. Das ι im dorischen Futurum, das Chr. mit skt. j im Potentialis vergleicht, ist selber in seinem Ursprunge

keineswegs mit Bestimmtheit erkannt (vgl. Curtius Verb. II² 321 ff.), und wenn es das wäre, so würde es, bei aller Verwandtschaft der Bedeutungen, für die Konjunktivformen nichts beweisen, die zu allem Überflus auch ihrerseits durchaus nicht sicher bezeugt sind. — ω 343 f. $\xi\alpha\sigma\iota\nu$, $\delta\pi\pi\acute{o}\tau\epsilon$ — $\xi\pi\iota\beta\rho\acute{\iota}\sigma\epsilon\iota\alpha\nu$. In dem temporalen Wiederholungssatze müßte nach voraufgehendem Präsens der Konjunktiv stehen. Chr. bezieht deshalb den Temporalsatz auf das vorhergehende $\delta\iota\alpha\tau\rho\acute{\upsilon}\gamma\iota\omicron\varsigma$ $\delta\grave{\epsilon}$ $\xi\kappa\alpha\sigma\iota\omicron\varsigma$ $\eta\eta\nu$ (342) und faßt die Worte $\acute{\epsilon}\nu\theta\alpha$ δ' $\acute{\alpha}\nu\alpha$ $\sigma\tau\alpha\varphi\upsilon\lambda\alpha\iota$ $\pi\alpha\nu\tau\acute{o}\tau\alpha\iota$ $\xi\alpha\sigma\iota\nu$ als Parenthese. — Σ 418 $\nu\acute{\epsilon}\eta\nu\iota\sigma\iota\nu$ $\epsilon\iota\sigma\iota\kappa\nu\acute{\iota}\alpha\iota$. Letzteres eine Unform, die Chr. beseitigt, indem er $\nu\acute{\epsilon}\eta\nu\iota\sigma\iota\nu$ $\phi\epsilon\rho\iota\kappa\nu\acute{\iota}\alpha\iota$ schreibt (ähnlich Nauck); für $\sigma\sigma$ vergleicht er $\iota\rho\iota\sigma\iota\nu$ A 27. — Ψ 517 $\delta\varsigma$ $\rho\acute{\alpha}$ τ' $\acute{\alpha}\nu\alpha\kappa\tau\alpha$. Um das Digamma herzustellen, sei nicht $\tau\epsilon$ sondern $\rho\acute{\alpha}$ zu streichen, da $\tau\epsilon$ der vergleichenden und generalisierenden Bedeutung des Relativsatzes entspreche. — I 455 $\gamma\omicron\upsilon$ $\nu\alpha\sigma\iota$ $\omicron\acute{\iota}\sigma\iota\nu$. Chr. bezieht die Worte nicht auf den Vater des Phoenix, sondern auf diesen selbst, indem er von der durch Brugman aufgedeckten weiteren Anwendung des Reflexivstammes Gebrauch macht.

- 4) Rudolphus Hecht, De etymologiis apud poetas Graecos obviis. Diss. inaug. Regim. 1882. 96 S.

In der Einleitung wird besprochen und durch Beispiele erläutert die eigentümliche Vorliebe, mit der die griechischen Dichter etymologische Erklärungen von Eigennamen einflechten oder den etymologischen Zusammenhang zu einem Spiele benutzen, indem sie gleichklingende Worte nahe an einander bringen. Ein besonderes Kapitel (S. 32—46) handelt „de etymologiis Homericis“. An einigen Stellen trägt der Dichter ausdrücklich eine etymologische Erklärung vor: $\text{Ὀδυσσεύς } \tau$ 406, $\text{Ἴρος } \sigma$ 6, $\text{Ἀρήτη } \eta$ 54, $\text{Σιμοείσιος } A$ 474, $\text{Ἀσινώναξ } Z$ 402. Von diesem Thatbestande ausgehend prüft nun der Verfasser diejenigen Stellen, an welchen der Dichter mit dem Gleichklang zu spielen scheint, und entscheidet sich dahin, daß dies in folgenden Fällen wirklich mit Bewußtsein geschehen sei: $\text{Πρόθοος } \theta\omicron\omicron\varsigma$ B 756, $\text{Εὐπέθει } \pi\acute{\epsilon}\iota\theta\omicron\nu\tau\omicron$ ω 465, $\text{οὐτιδανός } \pi\acute{o}\rho\epsilon\nu$ $\text{Ὀντίς } \iota$ 460, $\text{Τηλεμάχοιο } \mu\acute{\iota}\lambda\omicron\nu$ $\text{πατέρα } \text{προμάχοισι } \mu\iota\gamma\acute{\epsilon}\nu\tau\alpha$ A 354, $\text{Τύχιος } \kappa\acute{\alpha}\mu\epsilon$ $\text{τεύχων } H$ 219, $\text{Σύλλη } — \text{σύλλακος } \mu$ 85. Andere Stellen bleiben zweifelhaft; an anderen wieder hat der Zufall einen Gleichklang herbeigeführt, wie z. B. in der Verbindung von Αἴας mit αἰεῖ („De Aiakis quoque nomine observavi, id saepenumero cum αἰεῖ coniunctum esse“). Über die Pforten der Träume wird S. 43 f. verständig gehandelt: Elfenbein und Horn wurden angenommen, um beide Thore aus Stoffen von ähnlicher Art, aber von verschiedenem Werte zu bilden; im Anschluß an κέρας und ἐλέφας sind dann

die Verba *κραίνω* und *ἐλεφαίρω* an Stelle anderer, etwa gleichbedeutender, gewählt worden.

- 5) H. S. Anton, *Etymologische Erklärung homerischer Wörter*. Erster Teil. Erfurt 1882. VI, 144 S. 2,40 M. (Vorher in 3 Absätzen als Programm des Gymnasiums in Naumburg a. S. 1879—1881.)

Wie verschieden die Ansichten darüber sind, was dem Schüler zuträglich sei, kann man recht deutlich an dieser Schrift sehen. Mit vielem Fleiße sind darin für eine große Zahl homerischer Wörter, besonders aber für die Namen und Epitheta der Gottheiten, möglichst alle etymologischen Erklärungen alter und neuer Gelehrter, von Plato bis Göbel, zusammengestellt. Die Anordnung ist lexikalisch, halb alphabetisch halb sachlich; ein Index am Schlusse erleichtert die Orientierung. Jeder etymologische Versuch wird in ganz kurzen Worten mitgeteilt, beigegeben ist eine Notiz über Urheber und Fundort. Da finden sich z. B. von *νήδυμος* 5 Erklärungen, von *ἡλίβατος* 6, von *νήπιος* 10, von *Ἀπόλλων* 10 u. s. w. Die Möglichkeit verschiedener Erklärungen scheint der Verf. (S. IV f.) für einen Vorzug der etymologischen Wissenschaft zu halten. Welche Erklärung jedesmal er für die richtige halte, hat er nicht gesagt, da es nur sein Zweck war einen „Überblick über die Resultate, die auf verschiedenen Wegen bis heute gewonnen sind“, zu geben. Und ein solches Buch ist für Schüler geschrieben, zwar nicht als „Memorierstoff“, wie der Verfasser versichert, aber doch für Schüler, um „einen Einblick in die etymologische Erklärung homerischer Wörter zu gewähren und zum Nachdenken über die Komposition derselben anzuregen“. Es „beruht auf der Überzeugung, daß die Beachtung der Etymologie die Wortmenge bei Homer vereinfacht und dadurch die Homerlektüre erleichtert“. Man muß die Thatsache hinnehmen, daß ein erfahrener Schulmann so urteilt. Referent ist der Ansicht, daß es in der Philologie kaum etwas giebt, wovon die Schüler so sorgfältig zu bewahren sind als vor etymologischen Auseinandersetzungen.

- 6) Ferdinand Weck, *Die homerischen Personennamen auf -εὺς*. Progr. Gymn. Saargemünd, 1880. S. 3—43.

Das Suffix, mit dem die Nomina auf *-εὺς* gebildet sind, ist noch unerklärt. Weck geht von der Beobachtung aus, daß die Personennamen auf *-εὺς* bei Homer überwiegend einer älteren Generation von Helden angehören (Atreus neben Agamemnon, Neleus neben Nestor u. a.). An diesen Namen sucht er die Entstehung des Suffixes nachzuweisen. In der fast durchweg langen Pänultima der Namen auf *-εὺς* findet er die Spur eines ursprünglichen *j*, stimmt deshalb der Ansicht anderer Gelehrter bei, die *-εὺς* mit skt. oder lit. *-ju-s* gleich stellen. (Die an dieser Stelle ausgesprochene Polemik gegen G. Curtius ist gegenstandslos, da dessen Ansicht in der 1879 erschienenen 5. Auflage der „Grund-

züge“ bereits geändert war.) Weck selber denkt sich die Entwicklung so: aus *io*, *jo* wurde *jio*; *j* wuchs mit dem Wurzel-
auslaut zusammen (Epenthese, Assimilation, Ersatzdehnung od. dgl.),
io wurde zu *eo*, dann kontrahiert zu *ev*. Erst nachdem Suffix
-*ev* fertig war, trat es durch Formübertragung auch an Nominal-
stämme an: so entstanden die Appellativa auf -*εύς*. — Dies ist
der Hauptinhalt des ersten, allgemeinen Theiles. Von S. 14 an
werden 18 homerische Personennamen auf -*εύς* etymologisch ge-
deutet und mit jener Gesamtauffassung in Einklang gebracht.

Das fröhliche Vertrauen in die eigene Kraft, mit dem der
Verf. sein Werk unternommen hat, die frische, hier und da frei-
lich ins Derbe überschlagende Sprache, die er führt, berühren
wohlthuend, aber nicht überzeugend. Um von allen lautlichen
Schwierigkeiten, die seiner Theorie im einzelnen anhaften, zu
schweigen, so will ich nur zwei durchgehende Einwände hervor-
heben: 1) Wie soll durch die Kontraktion von *eo* in *ev* auch der
Übergang in eine andere Deklinationsweise sich vollzogen haben?
Der Verf. sagt darüber kein Wort und begnügt sich die Nominativ-
formen, wie *Μενέσθιος* und *Μενεσθεύς*, neben einander zu
stellen. 2) Ist es wohl denkbar, daß alle homerischen Appella-
tiva auf -*εύς* (darunter Worte wie *άλιεύς*, *τοκεύς*, *νοµεύς*, *ἐπ-
πέυς*, *ἀμφιφορέυς*, *ἄχεύς*) in ihrer deutlich erkennbaren, gleich-
artigen Bedeutung erst durch Formübertragung nach dem Muster
von Personennamen, deren Suffix gar keine charakteristische Be-
deutung hatte, entstanden seien? Auch dieses Bedenken läßt
Weck S. 6 nicht unerledigt, vielmehr unausgesprochen. — An
sich ist es ein verwegener Gedanke, bei Untersuchung einer aus-
gebreiteten sprachlichen Bildung nicht Worte von falscher Be-
deutung, sondern Eigennamen und nun gar mythologische, zu
Grunde zu legen. Die Erfolge, die der Verf. mit diesem Verfahren
erstürmt hat, sind geeignet, andere vor demselben zu warnen.
Nur wenige Beispiele. In *Ὀδυσσεύς* steckt Wurzel *διφ* „glänzen“,
durch *διφκ*, *δjuκ*, *δνκ* umgewandelt. Der Held ist ein Frühlings-
gott, lange Zeit im Banne der Gottheiten des Sommers (Kirke)
und Winters (Kalypso) festgehalten, endlich durch den Gott der
linden, lauen Lenzlüfte (Hermes) befreit. Oder Wurzel *δνκ* heißt
in abgeleiteter Sinne „Ruhm haben“; dann ist Odysseus „der
geziemend, rühmlich handelnde“. (Beide Erklärungen findet der
Verf. gleich vortrefflich, ohne zu merken, wie er sich damit selber
ins Gesicht schlägt; denn eine von beiden muß doch falsch sein.)
Περσεύς von Wurzel *περσ* ist der „berieselnde“ Frühling, sein
Großvater der Winter (Akrisios), der „die Quelle oder das Grund-
wasser“ (Danae) gefangen hält, bis durch warmen Frühlingsregen
Zeus in den verschlossenen Grund eindringt. *Πηλεεύς*, verwandt
mit makedon. *πέλα* = dtsch. *Fels*, ist ein Berg an der Meeres-
küste, Thetis der aufsteigende Meeresnebel, ihre Hochzeit „das
mythologische Bild des Niederschlages der aus dem Meere aufge-

stiegenen Nebel auf der Berghöhe“, ihr Sohn Ἀχιλλεύς (von Wurzel χσ oder χλ) ein reisendes Gebirgswasser.

[Erst längere Zeit nachdem ich vorstehenden Artikel niederschrieben hatte, fand ich, dass Wecks Arbeit in nicht unähnlichem Sinne, wenn auch vielleicht mit etwas mehr Zurückhaltung besprochen ist von G. Hinrichs, Jahresber. f. Altertumswiss. XXVI (1883) S. 243 ff.]

7) Ferdinand Weck, Βασιλεύς. Ein etymologischer Versuch und Beitrag zu Homer. Philologus 41 (1882) S. 193—206.

Im Anschluss an sein Programm über die homerischen Personennamen auf -εύς führt Weck mit großer Ausführlichkeit den Nachweis, dass eine befriedigende etymologische Erklärung des Wortes βασιλεύς zur Zeit nicht existiert. Am ersten annehmbar erscheint dem Referenten die Ansicht von Ad. Kuhn, der sich auch Curtius Grdz.⁵ 362 nicht abgeneigt zeigt, wonach βασιλεύς der „Steinbetreter“ hiefse. Man hat Spuren der altgermanischen und keltischen Sitte, an welche Kuhn dachte, auf griechischem Boden vermisst: eine wenigstens findet sich vielleicht in einer alten kretischen Inschrift IGA. 476.

8) Ferdinand Weck, Beiträge zur Erklärung homerischer Personennamen. Progr. des Lyceums zu Metz, 1883. S. 3—34.

Die Untersuchung steht in nahem Zusammenhange mit der vorher besprochenen. Sie soll nachweisen, dass die griechischen Personennamen, welche nicht als Komposita erscheinen, nicht, wie mit Fick die meisten annehmen, aus solchen gekürzt, sondern dass vielmehr umgekehrt die scheinbaren Komposita durch Volksetymologie aus ursprünglich einstämmigen Namen umgebildet seien. Wenn Fick („Die griechischen Personennamen“, Göttingen 1874) unrecht that, seine Erklärung der kurzen Namen als Hypokoristika im Prinzip auf sämtliche griechische Personennamen auszudehnen, so versucht der Verf., wie weit man mit dem entgegengesetzten Fehler kommen könne. Seine Annahme, dass die einstämmigen Namen die älteren seien, kann nur als Versuch gelten. Denn die paar genealogischen Zusammenstellungen S. 5 beweisen nichts. Ἄτρεύς ist zwar der Vater des Ἀγαμέμνων, aber sein eigener Vater heisst Πέλοψ; Ὀδυσσεύς ist der Vater des Τηλέμαχος, aber sein Vater heisst Λαέρτης; Ἔκτωρ und Πάρις sind Söhne des Πρίαμος, aber Enkel des Λαομέδων: dass „fast alle Namen für die ältesten Heroen-Generationen der homerischen Welt einfaches Gepräge zeigen“, ist eine unbewiesene Behauptung, die übrigens, auch wenn sie bewiesen wären, die Frage über das Alter der Namenbildungen noch keineswegs im Sinne des Verf.s entscheiden würde. Es bleibt zu prüfen, ob die Ableitungen, die er versucht, im einzelnen durch sich selber Vertrauen erwecken. Er behandelt die Ausgänge -κῆς, -ιππος, -μαχος, -μῆνης, -ανδρος, -λαος und setzt auseinander, dass sie mit den darin

bisher erkannten Nominalstämmen gar nichts zu thun haben, sondern nur lautliche oder volksetymologische Weiterbildungen rein suffixaler Elemente seien. Hier nur 2 Beispiele. — Zu den Namen auf *-κλῆς* giebt es Nebenformen auf *-κλος*, erstere 45, letztere 145 mal bei Homer vorkommend: also sind die Formen vom *κλο*-Stamme die älteren. Das statistische Verhältniß erscheint zunächst ganz anders, wenn man beachtet, daß von den *κλο*-Formen 136, von den anderen 26 auf den einen Namen Patroklos fallen; von den übrigen 12 Namen sind 9 Formen nach *Πάτροκλος*, 19 nach *Πατροκλῆς* gebildet. Aber, davon abgesehen, wie soll nun *-κλῆς* aus *-κλος* entstanden sein? Von *-κλος* fand eine Weiterbildung zu *-κλιος* oder *-κλειος* statt, welches weiterhin zu *-κλειες* abgeschliffen und schließlicly zu *-κλῆς* wurde. In *-κλος* selber aber steckt ein altes Suffix *-κολο-* = lat. *culo-*, das durch lat. *Hercules* neben *Ἡρακλῆς* erwiesen wird; denn wenn die Römer den Namen in jener Form sich aneigneten, so muß er zu der Zeit, als das geschah, **Ἡρακόλης* gelautet haben. (S. 30 wird der Name *Ἀλκμήνη* behandelt, aber *Alcumena* nicht erwähnt. Plaut. Trin. 425 steht *drachumarum*: sagten die Griechen zur Zeit des Plautus **δραχομή?*) — Namen auf *-ιππος* finden sich mehrfach, ohne daß dem Zusammenhange nach an Pferde gedacht werden kann. Von *Κτήσιππος* heißt es v 289: *κτεάτεσσι πεποιθώς πατρός ἐότο*. Das ist eines der bei Homer beliebten etymologischen Wortspiele. Der Name lautete eigentlich **Κτησίπετος*, das sich in *κτεάτεσσι πεποιθώς* noch „spiegelt“; *-πετο-* war ein rein suffixales Element; es wurde zu *-πιτο-*, dann zu *-πιπο-*. (Ob solcher Lautwandel im Griechischen sonst vorkommt, fragt Weck nicht.) Nichts als „Lautspiegelung“ liegt auch vor in dem Versausgange *ἀλλὶ πεποιθώς*, der volksetymologischen Umschreibung eines adjektivischen **ἀλκίπετος*, **ἀλκιπετήεις*. (Woher die zahlreichen ähnlichen Verbindungen von *πεποιθώς* kommen, fragt Weck nicht.)

Es muß an diesen Proben genug sein. Der Verf. hat seine Auseinandersetzungen mit einer Fülle gelehrter Terminologie ausgestattet. Für seine Ansichten ist ominös, was er S. 12 selber in der ihm eigentümlichen Redeweise sagt: es sind Gedanken, wie sie einem gelegentlich durch den Kopf schiefen. Doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß Weck auch Beifall zum Teil von sehr schätzbare Seite gefunden hat: seine Theorie ist in warmen Worten sympathisch begrüßt worden von Hans Draheim, Philol. Wochenschr. 1883 S. 1185 f., ausführlicher von Karl Schirmer, Jahrb. Philol. u. Pädag. 127 (1883) S. 717—720.

9) F. Fröhde, Griechische Wort- und Formerklärungen. Bezzenbergers Beitr. VII. (1883) S. 322—332.

Der Verf. veröffentlicht hier eine neue Folge (vgl. Jahresber. V [1879] S. 261f.) etymologischer Bemerkungen, von denen ich

nur diejenigen mitteile, welche auf die Deutung oder Orthographie der davon betroffenen homerischen Wörter Einfluss haben. Für *μόρφνος* Ω316 wird (S. 331) die Bedeutung „dunkelfarbig, schwarz schimmernd“ durch Zusammenstellung mit lit. *mitgù* „flimmern, blinken, funkeln“, *márgas* „bunt“, griech. *μαρμαίρω* u. a. gestützt. — In *ὠμηστικής* verteidigt Fröhde gegen Wackernagel (Bzb. Btr. IV S. 267) den langen Vokal in der vorletzten Silbe durch Berufung auf altind. *amād-* „rohes essend“. — Für *τρυνάλεια* wird (S. 332) die Erklärung von Fick (s. Jahresber. V [1879] S. 265) gebilligt und in *τρυν-* „eine Modifikation der griechischen Bezeichnung der Vierzahl“ gesehen. Den zweiten Bestandteil des Wortes führt Fröhde nach Analogie von *ῥοιγέμεια*, *Εὐρύκλεια*, *Μήδεα* auf einen Stamm *φαλεσ-* zurück, den er mit skt. *hvāras* „Bügel“ identifiziert.

- 10) Leo Meyer, *Ἐφέλλω* und zugehöriges bei Homer. Beitr. z. Kunde d. idgm. Sprachen herausgeg. von Ad. Bezzenberger. VII (1883) S. 311—321.

Ἐφέλλω „ich fördere, ich mehre“ und *ὀφείλω* „ich bin schuldig“ hat Fick etymologisch von einander getrennt. Leo Meyer stimmt Buttman darin bei, dass die Unterscheidung der Formen *ὀφέλλω* und *ὀφείλω* bei Homer nur ein alter Überlieferungsfehler und richtiger durchweg *ὀφέλλω* zu schreiben sei. Er zeigt dann die Entwicklung der beiden verschiedenen Anwendungen aus einer gemeinsamen Grundbedeutung, die er aus den verwandten nominalen Bildungen (besonders *τὸ ὄφελος* „Nutzen, Förderung“) erkennt; zweifelhaft läßt er (S. 314) die Frage nach der Zugehörigkeit von *ἀποφώλιος*. Der Ausdruck *ὀφέλλω χρεῖτος* bedeutet eigentlich: „ich nähre eine Schuld, ich lasse eine Schuld bestehen, ich habe eine Schuld“. Daran schließt sich dann unmittelbar *ζωάγρι' ὀφέλλεις* 9 462 und *μοιχάγρι' ὀφέλλει* 9 332, wo beidemal ein verdienster, geschuldeter Lohn als Objekt steht. Sonst zeigt sich oder vielmehr entsteht die Bedeutung „schuldig sein“ bei Homer in der optativischen Anwendung des Präteritums *ὄφελον* oder *ὄφελον*, ursprünglich, wie der Verf. fein nachweist, in dem Sinne „ich würde fördern, ich würde Nutzen schaffen“ oder „ich würde gut oder besser thun“. Der optativische Charakter des Ausdruckes wird verstärkt durch die hinzutretenden Partikeln *εἴθε*, *ὥς*.

- 11) R. Pischel, *Δολιχόσκιον ἔγχος*. Bzb. Btr. VII (1882) S. 335.

Aus *σκιο-* = *skiu* wird mit Verweisung auf Ficks Vergl. Wörterb. I² 243 f. die Bedeutung „weitfliegende Lanze“ hergeleitet.

- 12) Heinrich Stöpler, Zur Erklärung des Homer und Horaz. Progr. d. Ludwig-Georgs Gymn. zu Darmstadt. 1881. S. 3—20.

Der Abschnitt über Homer (bis S. 13) behandelt das Wort *ὄναρ* und die verwandten Bildungen. Für *ὄναρ* wird die ominöse Grundbedeutung „Hauch“ deduziert, die dann entweder in die

Bedeutung „Seelenhauch, d. h. leeres Spiel der Phantasie“ oder in diejenige des „dem Munde entströmenden Atems und der dadurch vermittelten Rede“ (ursprünglich des Zeus, S. 7) übergehen konnte. Danach giebt es zwei verschiedene Arten von Träumen (S. 13): solche, die von den Göttern gesendet werden, und andere, welche ihren Ursprung aus dem Innern des Menschen haben und die Eigenschaft der Verworrenheit besitzen.

13) D. B. Monro, Notes. Journ. of Philol. XI. (1882) S. 61—63.

νηγάττος vielleicht „made of spunwork“, von **νήγω*, Nebenform zu *νέω*, nach Analogie von *τμήγω* neben *τέμνω*. — Der Gebrauch von *πρίν* und *πάρως* mit dem Infinitiv stimmt nicht zu der ursprünglichen Dativbedeutung des letzteren; auf Grund einer Parallele aus dem Skt. wird vermutet, daß in diesem Falle der Dativ die Funktion des Accusativs mit übernommen habe. — *πλέες* und *χέρηες* werden durch Hypphaeresis aus **πλέασες*, **χερείασες* (ursprüngliche Nebenformen zu *πλέονες*, *χερείονες*) erklärt. Daß neben *χέρηϊ*, *χέρηες*, *χέρεια* oder *χέρηα* der Genetiv so nicht vorkommt, stimme zu der Thatsache, daß sich auch von Wörtern wie *κλέα*, *νηλέϊ*, *ἵπεροδέα*, *ἀκλέες* Beispiele der Hypphaeresis im Genetiv nicht finden. [Naucks Behandlung der zuletzt angeführten Beispiele wird nicht erwähnt.]

14) Robertus Buchholz, De alliterationis indole atque natura ususque Homericæ lineamenta. Progr. d. städt. Progymn. zu Allenstein. 1879. S. 3—20.

Buchholz unterscheidet zwei Hauptarten von Alliteration, die rhetorische, welche zur Hervorhebung von Wortelementen angewendet werde, die ihrer Bedeutung nach zusammengehören oder sich gegenüberstehen, und die poetische. Erstere gehöre eigentlich der prosaischen Rede an, sei aber auch in der älteren römischen Poesie reich entwickelt. Als Alliteration im strengeren Sinne sei nur die poetische zu bezeichnen. Dieselbe finde sowohl am Anfange von Wörtern als auch in den mittleren und Schlusssilben statt. Doch sei hier ein wesentlicher Unterschied zwischen der griechischen und der altgermanischen Poesie. In letzterer bilde die Alliteration einen Teil der Grundlage des Versbaues; denn der Vers werde erst vollendet durch die Wiederkehr desselben konsonantischen Anlautes in der Arsis. Da nun aber die germanische Verskunst nicht quantitierend sei sondern rhythmisch, d. h. Übereinstimmung von Wort- und Verston fordere, und da nach germanischem Betonungsgesetze die Anfangsilbe jedes Wortes betont sei (S. 11), so ergebe sich von selbst, daß auch die Alliteration an die Anfangsilben der Wörter gebunden sei (S. 12). Anders im Griechischen. Hier sei die Alliteration nur ein accessorisches

Element, ein musikalischer Schmuck des Verses: alliteratio nihil agit, quam ut apparatus versus euphonicum augeat (S. 10); und da der Versbau nicht rhythmisch sei, so ergebe sich, daß die Alliteration mit den Wortanfängen nichts zu thun habe (S. 13), sondern auch an solchen Silben stattfinden könne, die im Innern der Wörter stehen. Dies wird an einer nicht geringen Anzahl von homerischen Versen nachgewiesen (S. 16—19), von denen ich nur wenige hier anführe: *B* 799. *Z* 488. *Σ* 452. *γ* 113. *δ* 510. *ε* 384.

15) Georgius de Kobilinski, De *A, I, Y* vocalium apud Homerum mensura. Caput I. Diss. inaug. Regim. 1882. 33 S.

An die Spitze seiner Abhandlung (S. 7) stellt der Verf. den Satz, daß ein langer Vokal (*α, ι, υ*) nicht um des Metrums willen verkürzt, ein kurzer nicht anders, als wenn er in arsi steht, verlängert werden kann. Die entgegenstehenden Beispiele geht er einzeln durch und sucht sie teils mit Hilfe bereits bekannter Verbesserungsvorschläge teils durch neue der Art bis auf einen geringen Rest zu eliminieren. Zuerst (S. 8—12) wird die Dehnung kurzer Endsilben besprochen (*πολλὰ λισσόμενος, βλοσυρῶπις ἐστεφάνωτο* u. ä.), dann die Verkürzung langer Stammsilben (S. 12—25), endlich (S. 25—33) die Dehnung kurzer Stammsilben. Von den mitgeteilten Konjekturen sind manche, freilich nicht neue, recht bemerkenswert: *ἀμόωεν* für *ἀμῶεν* *ι* 135 (schon von Bekker vorgeschlagen), *νῶιν ἐπίφανσκε* für *νῶιν πίφανσκε* *K* 478 (so auch Grashof, Zur Kritik des homer. Textes, Düsseldorf 1852, S. 12 f.), *πρίν γ'* 9 mal (z. B. *I* 403) für *πρίν* (ebenso La Roche, Hom. Untersuch. 257); die letztgenannte Änderung wird durch eine eingehendere Erörterung des Gebrauches von *πρίν γε*, namentlich nach vorhergehendem *πρίν* oder *πάρος* (wie *A* 98, *E* 219, *II* 840 u. ä.); empfohlen. Andere Vorschläge des Verfassers bewegen sich doch ganz im Gebiete anhaltloser Vermutungen: *πῶλεα λισσόμενος* für *πολλὰ λισσόμενος* *E* 358 u. ö.; *φοινι-κόεις* sei nicht von *φοινίξ* abgeleitet (S. 21), sondern vom Stamme *φοιν-* mit doppeltem Adjektiv-Suffix, *-ιχο* und *-εις*, gebildet. Auch die S. 15 ff. gegen Hartel verteidigte Annahme, das Gesetz „vocalis ante vocalem corripitur“ gelte auch im Inlaut griechischer Wörter, wird durch die paar zweifelhaften Beispiele, die der Verf. anführt, nicht erwiesen.

16) A. Buth, Zur Positionsbildung im Homer. Philol. 39 (1880), S. 551—556.

Der Verf. hat alle Beispiele gesammelt, in denen *ν ἐφελκυστικόν* (einerlei, ob ursprünglich vorhanden oder später hinzugekommen) in der Thesis Position bildet (z. B. *τοῖσιν δέ* *A* 450), und findet, daß dies nur im ersten, zweiten und vierten Versfuß geschieht. Er sieht hierin eine eigentümliche, für die Längung

der Thesis förderliche Kraft der genannten Versstellen. Diese Kraft bleibt freilich undefiniert, erhält aber eine scheinbare Bestätigung durch die Beobachtung, daß auch Muta cum liquida in der Thesis nur an den genannten drei Stellen des Verses Position bildet, abgesehen von zwei Beispielen für den dritten Fuß (*A* 554. *K* 11). Die geheimnisvolle Kraft des ersten, zweiten und vierten Versfußes wird dann dazu benutzt, um die veraltete Schreibung Ἰλλίου προπάραιθε *O* 66, Ἰφίτου μεγαθύμου *B* 518 u. ä. gegen Ahrens und Hartel zu verteidigen. — Der Verf. hat nicht bedacht, daß das Vorherrschen der männlichen Cäsur im dritten Fußes recht wohl die Ursache davon sein kann, daß in der Thesis dieses Fußes positionbildendes *ν* ἐφέλκυστικόν nicht vorkommt; auch für den vierten Fuß ist ja die Zahl der Beispiele sehr gering (*M* 55. *ω* 240), sicher infolge des häufigen Vorkommens der ἐφθημιμερής. Und daß im fünften Fußes sich kein Fall von Positionslänge der Thesis vor *ν* ἐφέλκυστικόν findet, ist bei der verhältnismäßig geringen Zahl der spondeischen Ausgänge ganz natürlich. — [Ausführlicher berichtet über den Inhalt von Buths Abhandlung G. Hinrichs, Jahresber. Altertumsw. 26, S. 228f.]

17) D. B. Monro, A Grammar of the Homeric Dialect. Oxford, at the Clarendon Press, 1882. XXIV, 344 S.

Eigentümlich ist die Anordnung dieses Buches, welche in der Vorrede begründet wird. Während man sonst mit den Elementen der Sprache, den Lauten, beginnt, dann die Flexionslehre folgen läßt und die Syntax an den Schluß stellt, hat der Verf. den Satz in seiner ursprünglich einfachen und allmählich sich erweiternden Gestalt zur Grundlage der ganzen Darstellung gemacht und in dieser wieder sich bemüht Form und Bedeutung jedesmal zusammen zu behandeln. Das notwendigste Element eines Satzes ist das Verbum¹⁾, und so wird dieses zuerst durchgenommen. Nachdem Personalendungen, Tempusstämme, Modi, im 4. Kapitel kurz die wichtigsten Punkte der Accentuation beim Verbum besprochen sind, folgt im 5. Kapitel die Flexion der Nomina und Pronomina, im 6ten die Stammbildung der Nomina mit Einschluss der Komparation der Adjektiva. Hieran schließen sich dann, entsprechend dem im voraus aufgestellten Programm, in Kapitel 7 und 8 der Gebrauch der Casus und Numeri und, als Ergänzung zum ersteren, in Kapitel 9 der Gebrauch der Präpositionen. Den Übergang vom einfachen zum zusammengesetzten Satze vermitteln (Kap. 10) die Verbalnomina, Infinitiv und Participium, in denen ein abhängiger Satz im Keime

¹⁾ Der Verfasser sagt nicht ganz richtig: „The simplest Sentence must express the combination of a Subject — that about which we speak (or think); and a Predicate — that wick we say (or think) about the Subject.“ Bekanntlich giebt es auch Sätze ohne Subjekt; aber auf die Anordnung des Stoffes hat diese kleine Ungenauigkeit keinen Einfluss gehabt.

enthalten ist. Umgekehrt lassen die eigentlichen Nebensätze bei Homer oft noch den Prozess erkennen, durch den sie aus früher selbständigen Sätzen entstanden sind. Dieser Prozess vollzieht sich mit Hilfe von Pronominibus oder Pronominaladverbien, und deshalb handelt das nächste Kapitel (11) vom Gebrauch der Pronomina. Die Modi, nicht nur in abhängigen Sätzen sondern auch in einfachen Sätzen, bilden den Gegenstand des 12. Kapitels, dem dann in 13 die Partikeln folgen, in welchen die gegenseitigen Beziehungen koordinierter Sätze ihren Ausdruck finden. Das letzte Kapitel (14) enthält eine Besprechung des homerischen Metrums „and of some points of ‘phonology’ which (for us at least) are ultimately metrical questions“; in diesem Zusammenhange wird namentlich das Digamma ausführlich behandelt. Beigegeben sind als „Appendix“ nachträgliche Erörterungen einzelner grammatischer Fragen (z. B. Schwanken zwischen η und ϵ , assimilierte Formen der Verba auf $-\acute{\alpha}\omega$) und ein dreifacher Index: 1. griechische Formen, 2. Gegenstände, 3. Stellen bei Homer, auf die im Buche Bezug genommen ist.

Die Anordnung des Ganzen erscheint mir mehr sinnreich als praktisch; aber das genaue Inhaltsverzeichnis am Anfang erleichtert die Orientierung. Die Behandlung des Détails bemüht sich wissenschaftlich zu sein, steht aber nach deutschen Begriffen nicht ganz auf der Höhe der Situation. In der Vorrede S. XI und XII wird eine Übersicht der benutzten Litteratur gegeben, die ziemlich reichhaltig ist. Dafs der Verf. im Zusammenhange der Darstellung nicht überall auf die Arbeiten seiner Vorgänger verweisen konnte, war natürlich; aber er hätte wenigstens da, wo strittige Punkte erörtert werden mußten, über den Stand der Untersuchung unter Hinzufügung von Citaten orientieren sollen. Hier und da ist das geschehen, z. B. ganz ausreichend S. 173 ff., wo die Bedeutung des reflexiven Pronominalstammes eingehend besprochen und dabei auf Miklosich, Brugman und Kammer verwiesen wird. Aber sehr oft erfährt der Leser gar nicht, dafs die Ansicht, welche Monro vorträgt, eine sehr angefochtene ist. So auf S. 6, wo als Endung der 3. Plur. im Präsens und Perfekt $-(\sigma)\alpha\nu\tau\iota$ angenommen wird, dem $-\sigma\alpha\nu$ der historischen Tempora entsprechend. Formen wie $\acute{\iota}\sigma\alpha\sigma\iota$, $\epsilon\acute{\iota}\xi\alpha\sigma\iota$, $\gamma\epsilon\gamma\rho\acute{\alpha}\nu\alpha\tau\alpha\iota$ scheinen diese Annahme zu empfehlen; Curtius (Verb. I² 71) hat sich trotzdem gegen sie entschieden, und die von ihm vorgebrachten Bedenken verdienten doch mindestens erwähnt zu werden. S. 54 wird statt der Endung $-\acute{\epsilon}\epsilon\iota\nu$ im Inf. Aor. (z. B. $\beta\alpha\lambda\acute{\epsilon}\iota\nu$, $\acute{\iota}\delta\acute{\epsilon}\iota\nu$) die Form $-\acute{\epsilon}\epsilon\nu$ eingesetzt und hierfür allerdings auf Renner (Curtius' Stud. I, 2 S. 33 ff.) verwiesen; aber dafs schon früher Leo Meyer (Vergleich. Gramm. d. Griech. u. Latein. II [1863] S. 284) $\beta\alpha\lambda\acute{\epsilon}\mu\epsilon\nu$, $\acute{\iota}\delta\acute{\epsilon}\mu\epsilon\nu$ u. s. w. gefordert hat, wird nicht gesagt. Über den Accent von $\acute{\alpha}\kappa\acute{\alpha}\chi\eta\sigma\theta\alpha\iota$, $\acute{\alpha}\lambda\acute{\alpha}\lambda\eta\sigma\theta\alpha\iota$, $\acute{\alpha}\kappa\alpha\chi\acute{\eta}\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$ heifst es S. 56: „commonly so written (instead of $\acute{\alpha}\kappa\alpha\chi\acute{\eta}\sigma\theta\alpha\iota$, $\acute{\alpha}\lambda\alpha\lambda\eta\sigma\theta\alpha\iota$) and explained as Aeolic forms“.

Aber das ist durchaus nicht sicher. Mir wenigstens scheint Hinrichs (Homer. eloc. vestig. Aeol. S. 15. 131) recht zu haben, wenn er hier nicht äolische Participia Praes., sondern Perfektformen annimmt, in denen die allmählich entwickelte adjektivische Bedeutung eine Zurückziehung des Accentus bewirkt habe. Monros Darstellung ist noch dazu in sich widersprechend; denn da auch er in den angeführten Formen eine Perfektbildung sieht, so hat er gar keine Ursache für ihre Erklärung das Äolische herbeizuziehen. Wie unklar überhaupt seine Gedanken über diesen Dialekt und seine Nachwirkung bei Homer sind, zeigt am besten die Besprechung der Nominative der 1. Deklination auf *-τα* wie *ἰππίατα*, S. 59. Monro hält es für möglich (was man bekanntlich im Altertum annahm), daß hier der Vokativ statt des Nominativ stehe, und glaubt diese Stellvertretung durch Verweisung auf § 145 ff. zu erläutern. Aber er fügt hinzu: „This account is not necessarily at variance with the Aeolic origin of the forms. If the usage began as a piece of ceremonial etiquette, it may well have been due to the influence of great Aeolic families.“ Auf diese Weise kann man allerdings viele Gegensätze ausgleichen oder, richtiger gesagt, verwischen. Auch diesmal konnte Hinrichs (a. O. S. 93 ff.) das Richtige lehren; und daß der Verf. seine Dissertation gekannt hat, zeigt er S. 269, wo er bei Besprechung von *ἄν* und *κέν* auf sie Bezug nimmt.

Dagegen ist es mir bei den noch viel bedeutenderen Arbeiten eines anderen Gelehrten zweifelhaft, ob Monro sie überhaupt gelesen hat. Nauck wird, so viel ich gesehen habe, nirgends citiert. Doch dabei könnte mir irgend eine Stelle entgangen sein. Das Entscheidende ist, daß seine grammatischen Untersuchungen in wichtigen Fälle unbenutzt geblieben sind. 1146 steht *μιάσθην αἰματι μηροί*; Monro bemerkt dazu S. 4. „*μιάσθην* must be a Dual: perhaps for *ἑ-μιά-σθην* (cp. *μιαρός*)“. Aber abgesehen davon, daß der Dual hier gar nicht in den Zusammenhang paßt, so hat Nauck (Bull. de l'Acad. de St.-Pétersb. XXIV [1878] S. 348) die Länge der Endung durch eine kretische Form *διελέγην* (C. I. G. 3048 u. ö.) und eine delphische *ἀπελύσθην* (Wescher et Foucart, Inscr. recueill. à Delphes, n. 254) geschützt, zu denen neuerdings noch ein drittes inschriftlich belegtes Beispiel von der Insel Kos gekommen ist, *ἔσπεφανώσθην* (Del. inscr. Graec. n. 164). Auf der folgenden Seite (5) wird von der 1. Dual. auf *-μεσθον* gesagt, sie begegne nur in *περιδωμέσθον* Ψ 485. Wer eine wissenschaftliche Grammatik schrieb, durfte doch nicht verschweigen, daß schon Elmsley diese Form, die auch an der angeführten Stelle durch den Vers nicht gefordert wird, in die gewöhnliche auf *-μεθα* verwandelt hat und daß diese Korrektur in neuerer Zeit von Nauck (a. O. XXI [1876] S. 156 f.) gegen G. Curtius (Verb. I¹ 97f.) verteidigt, von diesem aber (ebenda² 101) nicht angenommen worden ist. Was S. 63 über die Deklination von *κλέος*, *σπέος* und Ver-

wandtes gesagt wird, sieht fast so aus, als gehe es auf Nauck (Mélang. Gréco-Rom. III [1869] S. 210 ff.) zurück; aber ich bin dessen nicht sicher, weil Nauck an der angeführten Stelle an ältere Untersuchungen von Leo Meyer (KZ. VII) anknüpft, die Monro gekannt haben kann. Jedenfalls ist unmittelbar vorher (S. 62) Naucks erschöpfende Behandlung der Dative Plur. der 1. und 2. Deklination (Bull. de l'Acad. de St.-Pétbg. XXV [1879] S. 409 ff.) nicht genannt und auch nicht verwertet, sondern Monro begnügt sich mit der harmlosen Bemerkung: „It will be found however that in the great majority of instances the loss of *ι* may be regarded as due to elision“. Ich bin, wie meine Leser wissen, weit entfernt davon, alles was Nauck sagt zu unterschreiben; ich bin auch in den soeben angeführten Punkten nicht überall von ihm überzeugt worden: aber dafs, wer ein zusammenfassendes Werk über homerische Grammatik schreiben will, sich mit den Resultaten wie mit den Prinzipien von Naucks Forschung auseinandersetzen mufs, das, denke ich, wird jeder zugeben, der auch nur von den in diesem Jahresbericht (1879. 1881) darüber gemachten Mitteilungen Notiz genommen hat.

Noch ein paar Worte über die syntaktischen Parteen des Buches. Dafs in diesen Monro im ganzen auf einem richtigen Standpunkte steht, zeigt schon der Gedankengang seiner Darstellung, der oben nach der Vorrede kurz wiedergegeben ist. Aber in der Ausführung zeigt sich auch hier oft der Mangel an Konsequenz und Entschiedenheit im Denken. Für *τέ* wird (S. 241 ff.) ein doppelter Gebrauch aus Beispielen entwickelt, ein hinzufügender und ein verallgemeinernder, letzterer speziell homerisch und oft beim Relativpronomen sich zeigend, z. B. δ 207f.:

ῥεῖτα δ' ἀρίγνωτος γόνος ἀνέρος, ᾧ τε Κρονίων
ὄλβον ἐπικλώσῃ γαμέοντί τε γινομένῳ τε.

Monro wirft (S. 243) selber die Frage auf, ob nicht auch in dieser Anwendung *τέ* ursprünglich verbindende Kraft gehabt habe, aber er verneint sie um eines sehr problematischen Unterschiedes willen: *τέ* finde sich überwiegend in solchen Relativsätzen, welche einen vorhergehenden unbestimmten Begriff definieren, nicht in solchen, welche zur Kenntnis eines vorhergehenden bestimmten Begriffes etwas Neues hinzufügen. Das soeben mitgeteilte Beispiel ist freilich von der ersten Art; aber es fehlt auch keineswegs an anderen. Monro selber erwähnt *ι* 84 *Ἄωτοφάγων, οἳ τ' ἄνθινον εἶδαρ ἔδουσιν*. Und was ist für ein innerer Unterschied zwischen *Α* 69f. *Κάλχας — ὃς ἤδη τί τ' ἔόντα κτλ.*, was Monro anführt, und *α* 52f. *Ἄτλαντος θυγάτηρ ὀλοόφρονος, ὃς τε θαλάσσης πάσης βένθεα οἶδεν?* Dafs die Beispiele des verallgemeinernden Gebrauches von *τέ* nach dem Relativum häufiger sind als die anderen, will ich nicht bestreiten, weil ich beide nicht gezählt habe. Aber wenn sie es sind, so haben wir eben hier die beginnende Entwicklung eines besonders gearteten Satzge-

füges vor uns; die ursprüngliche Gleichheit der Bedeutung wird dadurch nicht beeinträchtigt. — S. 252 wird die Partikel *τοί* ziemlich rasch abgethan. Am Schlufs heifst es: „It has sometimes been thought that *τοί* is originally the same as the Dat. of *σύ*, meaning ‘I tell you’ or the like. The orthotone *τοιγάρ* (or *τοί γάρ*, as some MSS. read) is difficult to explain on this view.“ Dann folgen noch zwei andere Etymologien von *τοί* und dann heifst es drei Zeilen weiter: „But these conjectures do not reach a high degree of probability.“ Und das ist alles, was Monro gegen Nägelsbachs trefflichen Exkurs (Anmerkungen zur Ilias, 1834, S. 175—191) vorzubringen für nötig findet; denn dafs er diesen gekannt hat, mufs ich annehmen, da er das Buch S. 246 citiert. — In der kurzen Besprechung des *δέ αποδοτικόν*, für welche dem Verf. die tüchtige Arbeit von Lahmeyer (Kieler Dissertation 1879, vgl. unten) wohl noch zugänglich war, gehen die Gedanken auch ein wenig durcheinander. Ich will nur ein Beispiel anführen, *E* 436 ff. Monro (S. 246) hält es für möglich, dafs der Satz *δεινά δ' ὁμοκλήσας προσέφη* zwar den Nachsatz zum vorhergehenden *ἀλλ' ὅτε δὴ τὸ τέταρτον ἐπέσσυτο* bilde, aber zugleich zu dem diesem wieder vorhergehenden Satze *τρις δέ οἱ ἐστυφέλιξε* einen Gegensatz enthalte. Vgl. zu dieser Stelle *II* 702 ff. — Lehrreich für die Beurteilung von Monros Methode ist auch seine Behandlung des Infinitivs. Wenn er als Grundbedeutung desselben die eines Dativs, nicht Lokativs (letztere sehr gut entwickelt von G. Curtius, Erläuterungen zur griech. Schulgramm.² S. 197), annimmt, so ist das ja eine auch sonst verbreitete Annahme, die sehr namhafte Vertreter hat. Aber nun hätte er bei dieser Grundbedeutung bleiben und aus ihr die einzelnen Gebrauchsweisen erklären sollen. Statt dessen lesen wir S. 154 Folgendes: „From the notion of direction or effect the Infinitive shades off into that of reference, sphere of action, etc. — *ἀριστεύεσκε μάχεσθαι* was best for (i. e. in) fighting,“ und S. 155: „With Verbs of privative meaning, the Infinitive may be used as with the corresponding affirmative words: as *ἔρριγ' ἀντιβολῆσαι* shudders as to (from) meeting.“ Nachdem auf diese Weise lokativische und ablativische Bedeutung von der des Dativs abgezweigt sind, ist alle weitere Erklärung natürlich leicht.

[Der vorstehende Artikel war bereits geschrieben, als ich die Rezension desselben Buches von Gottfried Vogrinz in dem unten noch zu erwähnenden Jahresbericht (XXXIV S. 56—60) las. Dieser Gelehrte urteilt ganz anders als ich; er rühmt u. a., dafs in dem syntaktischen Teile „ein aufserordentlich reichhaltiges Material, lichtvoll und in voller klarer Erkenntnis der Ziele moderner Forschung, zusammengetragen sei.“ Ich habe darauf die Abschnitte, welche Vogrinz besonders rühmt, noch einmal geprüft, aber keinen Grund gefunden etwas an meinem Referate zu ändern.]

- 18) Karl Sittl, Die Äolismen der homerischen Sprache. Philol. XLIII (1883?), S. 1—31.
19) Gustav Hinrichs, Herr Dr. Karl Sittl und die homerischen Äolismen. Berlin 1884. 97 S.

Die in den beiden genannten Schriften enthaltene Polemik reicht über die Zeitgrenze des vorliegenden Berichtes hinaus; aber sie steht in so engem Zusammenhange mit einer Hauptfrage, welche gerade jetzt die Gemüther bewegt und auch in diesen Blättern eingehend besprochen worden ist (S. 290 ff.), dafs es angemessen erscheint, wenigstens in der Kürze über sie zu orientieren.

Sittl bestreitet, dafs überhaupt Äolismen in der homerischen Sprache vorhanden seien. Was man dafür erklärt habe, sei alles der ältesten Periode auch der ionischen Mundart zuzuschreiben bis auf wenige Reste, die man durch Emendation beseitigen müsse. Hinrichs habe zwar durch seine sorgfältige Dissertation einen grossen Theil der alten Vorurteile zerstört, aber er sei nicht weit genug gegangen. Der Begriff einer Dialektmischung müsse überhaupt aufgegeben werden und ebenso die nur aus ihm abgeleitete Vorstellung von einer vorhomerischen epischen Poesie in äolischer Sprache.

Man sieht: die grammatische Frage ist hier so zu sagen verchlungen mit einer litterarhistorischen. Wir müssen versuchen beide zu trennen. Die Geschichte der homerischen Poesie bietet für die Forschung so viele schwierige und in lebhaftem Streite erörterte Probleme, dafs vorsichtige Leute sich hüten aus einer der mannigfaltigen Lösungen, welche für diese Probleme vorgeschlagen worden sind, Folgerungen zu ziehen, die für ein ganz anderes Gebiet der Wissenschaft maassgebend sein sollen. Laut- und Flexionsformen sind doch ein greifbares Material, und die Wissenschaft hat gelernt mit demselben zu arbeiten. Wenn wir die Reste einer alten Sprache, die uns auf Pergament und Stein überliefert sind, sorgfältig geprüft und an ihnen Merkmale der verschiedenen Mundarten und Sprachperioden gewonnen haben, so können wir diese Merkmale mit dazu benutzen, um ein kompliziertes Litteraturprodukt, wie die homerischen Gedichte sind, zu beurteilen und ein Stück seiner Geschichte aus ihm selbst zu rekonstruieren. Aber wir dürfen nicht umgekehrt nach der Ansicht, die wir über die sogenannte homerische Frage haben (und wäre diese Ansicht eine noch so wohl überlegte), unsere sprachgeschichtlichen Kenntnisse korrigiren wollen.

Aus dem allen leite ich das Recht ab, mich hier nur mit Sittls sprachlichen Argumenten zu beschäftigen oder vielmehr: auch mit diesen nicht. Denn eben den Fehler, den ich zu schildern versucht habe, hat Sittl begangen, ja, er hat ihn gewissermassen zum wissenschaftlichen Prinzip erhoben. Indem er von den äolischen Bestandteilen, welche die homerische Sprache enthält, behauptet, sie seien in ältester Zeit auch ionisch gewesen,

und so zwischen Äolisch und Ionisch eine ganz neue Grenze (nämlich gar keine) zieht, hat er mit dem Détail der Beweisführung so gut wie keine Mühe mehr, vielmehr erledigt sich alles auf einmal und in der einfachsten Weise.

Mir wenigstens scheint es erledigt zu sein. Anders urteilte Hinrichs, als er sich der wenig erfreulichen Aufgabe unterzog, Sittls Doktrin in einer ausführlichen Streitschrift zu bekämpfen. Etwas von dem Verdrufs, den er bei dieser Arbeit empfunden hat, teilt sich auch dem Leser der Broschüre mit, nicht ganz so die Überzeugung von der Wichtigkeit der Sache, die verhandelt wird. Wenn Hinrichs eine weniger gut begründete wissenschaftliche Ansicht zu vertreten hätte, so würde man den erregten Ton, in dem er schreibt, eher verstehen. Er nennt seinen Gegner einen „Äolismenmörder“ (S. 28) und verschont ihn auch mit persönlich zugespitzten Angriffen nicht, wie der auf S. 65 ist, vor dem vielleicht ein rechtzeitiger Blick auf S. 54 (unten) hätte warnen können.

Dafs ich in der Gesamtauffassung mit Hinrichs durchaus einverstanden bin, braucht wohl kaum noch einmal gesagt zu werden. Aber auch viele einzelne Sätze haben meine volle Zustimmung, so der auf S. 60: „Ich bezweifle in der That, ob Herrn Sittls Methode bei unbefangenen Lesern, die nicht am Kitzel der Neuerungssucht leiden und an Paradoxen überzeugungslustigen Gefallen haben, nachhaltigen Eindruck hervorruft.“ Der hier ange deutete Zweifel ist sehr begründet; Hinrichs hätte ihm getrost noch etwas weiter nachgeben können.

Vergleicht man die Ansichten von Fick und von Sittl, so findet man leicht das Gemeinsame, das ja in den Extremen liegen soll. Beide können sich nicht vorstellen, wie es möglich gewesen ist, dafs aus der vorhomerischen, äolischen Periode der epischen Kunst sich kein Denkmal unversehrt erhielt, dafs vielmehr alle früheren Dichtungen durch die ionische Nachdichtung verdrängt wurden. In der That liegt hierin für unsere Phantasie eine Schwierigkeit, und eben das ist der Grund, warum die eine der beiden einander entgegenstehenden Hypothesen auf den ersten Blick etwas Blendendes hat. Aber so lange die wissenschaftliche Forschung sich bewußt ist den Weg zu verfolgen, auf dem Schritt für Schritt sichere Resultate gewonnen werden, so lange darf der Gedanke an einen Rest, der vielleicht immer unerklärt bleibt, sie nicht scheu machen oder zu Seitensprüngen verlocken.

20) Albert von Bamberg, Griechische Schulgrammatik. III. Homerische Formen. 3. Aufl. Berlin 1880. 30 S. 0,40 M.

Eine Zusammenstellung der wichtigsten homerischen Formen, zum Auswendiglernen bestimmt. Den reichlich gegebenen Beispielen sind erläuternde Anmerkungen beigefügt. Die wissenschaftliche Zuverlässigkeit der Arbeit bedarf keiner Erörterung (der

Ausdruck „epische Zerdehnung, auch Assimilation genannt“ S. 13 beruht wohl auf einem Versehen). Mit der Anlage des Buches freilich wohl Referent sich wenig haben befreunden zu können. Mit Memorieren homerischer Grammatik möchte er die Schüler lieber ganz verschont wissen, dagegen ihnen eine Darstellung derselben zum Nachschlagen in die Hände geben, die dann aber ganz vollständig sein müßte. Wie mißlich es ist, hier eine Auswahl zu versuchen, zeigt das vorliegende Buch z. B. auf S. 13, wo bei den Verbis auf $-\acute{\epsilon}\omega$ die Contraction in $\epsilon\upsilon$ gar nicht erwähnt ist, oder auf S. 17, wo die Verba auf $-\mu\iota$ behandelt, aber Formen wie $\tau\iota\theta\epsilon\acute{\iota}$, $\delta\delta\omicron\theta$ (zwar nicht häufig, aber durch ihre Mittelstellung wichtig) ganz fortgelassen sind.

- 21) K. Thiemann, Kurzgefaßte Homerische Formenlehre (auf Grund der Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung). Für Gymnasien bearbeitet. Berlin 1883. 20 S.

Referent hat über dieses Buch bereits an anderer Stelle (Wochenschr. f. klass. Philol. 1884 Sp. 259 ff.) ausführlicher berichtet und die Ansicht zu begründen gesucht, daß es doch weder in der Gruppierung des Stoffes so übersichtlich noch in der Auswahl der aufzunehmenden wissenschaftlichen Resultate so glücklich noch in ihrer Durchführung so konsequent ist, wie man wünschen möchte. Prinzipiell unterliegt es demselben Bedenken, das Referent gegen von Bambergs „Homerische Formen“ geltend gemacht hat: es enthält zu wenig zum Nachschlagen, zu viel zum Auswendiglernen.

- 22) Ed. Kammer, Homerische Vers- und Formlehre. Zum Gebrauch in Gymnasien. Gotha 1894. 54 S.

Referent freut sich in einem wichtigen Grundsatz mit Kammer übereinzustimmen, und zwar eben in dem, dessen Anerkennung er in den beiden zuletzt besprochenen Büchern vermifft hat: man soll die Schüler im Homer-Unterricht nicht mit Auswendiglernen grammatischer Regeln plagen, sondern sie unmittelbar in die Lektüre einführen, die ersten 100 Verse mit peinlicher Genauigkeit durchnehmen, neue grammatische Erscheinungen von Fall zu Fall erklären und so allmählich allgemeine Gesichtspunkte sich befestigen lassen; wenn dann die Schüler diese immer im Auge behalten, so können sie sich in der Menge der Einzelheiten, die später dazu kommen, ganz wohl orientieren und bedürfen höchstens einer knappen Zusammenstellung von Regeln und Formen, um Vergessenes auffrischen, ganz Singuläres sich erklären zu können. Als ein solches Nachschlagebuch empfiehlt nun Kammer seine „Vers- und Formlehre“, und in diesem Punkte freilich kann ich ihm nicht mehr beistimmen.

Um etwas Gutes nicht ungesagt zu lassen, so muß ich anerkennen, daß das Buch in einem durchaus einheitlichen Sinne geschrieben ist. Der Verf. will zeigen, wie Homer bestrebt ge-

wesen ist, die zu seiner Zeit noch jugendlich geschmeidige Sprache dem daktylischen Rhythmus des Hexameters anzupassen, und wie dieses Streben in der mannigfaltigsten Weise zwingend und zugleich regelnd auf die Sprache eingewirkt hat, und zwar nicht nur modifizierend auf die Verhältnisse der Quantität, sondern auch umbildend und neuschaffend auf Wortstämme und Flexionsformen. Die Erscheinungen der irrationalen Vokalverlängerung (z. B. *πολλὰ λισσομένη* E 358, *ἄθανατος* oft, *διὰ μὲν ἀσπίδος* A 435), der Synizese, der Apokope, Synkope, Metathesis u. a. werden eingehend erörtert und mit ziemlich vielen Beispielen belegt, und in ähnlicher Weise, obwohl im Verhältnis etwas knapper, wird dann die Flexionslehre behandelt. Der Verf., der seine Methode in langjähriger Erfahrung erprobt hat, versichert, daß durch dieselbe nicht nur die Geläufigkeit des Lesens erhöht, sondern auch den Schülern ein „Einblick in die Werkstatt eines Sprachbildners“ (S. 7) gewährt werde. Gewiß: „Werkstätte“; denn ein Handwerker im härtesten Sinne müßte Homer gewesen sein, wenn er die Sprache so gehandhabt hätte, wie Kammer es sich vorstellt. Der Leser urteile selber. „Unter der Macht des metrischen Gesetzes unterdrückt Homer bei den Präpositionen *κατά, ἀνά, παρά* (sowohl vor andern Wörtern als auch in der Zusammensetzung) und bei der Konjunktion *ἄρα* das auslautende *α* auch vor darauf folgendem Konsonanten, wodurch er eine Positionslänge gewinnt“, so heißt es S. 25. Weiß denn der Verf. nicht, daß *κάτ, ἀν, παρά* in den griechischen Dialekten ganz geläufige Formen sind, und daß außer ihnen auch *πότ* für *ποτί* (sehr häufig) und *πέρ* statt *περί*, die Homer beide in der kurzen Form nicht kennt, vorkommen? Sollen sie auch dort aus metrischer Not entstanden sein? Eine gleiche Frage drängt sich uns auf, wenn wir lesen, was (S. 28) über *κείνος* gesagt wird: „Ein kurzer Vokal fällt bisweilen im Anlaut aus; so sagt Homer *ἔκεινος* und *κείνος*, wo der Vers es verlangt“. Man kann das doch nicht anders verstehen, als daß die Sorge für den Versbau die Ursache der „Aphäresis“ gewesen sein soll, und wie ist das möglich, da *κείνος, κῆνος* im prosaischen Sprachgebrauche vollkommen geläufige Formen sind? Weniger anfechtbar ist die Behandlung der langen Vokale in Wörtern wie *ξείνος, ἔμετο, τείως* (sic), *Οὐλύμπτος, μοῦνος, οὔνομα*. Von diesen sind in § 22 unter der Überschrift „Längung von Kürzen durch vokalische Dehnung“ einfach Beispiele zusammengestellt; eine Erklärung der (auf sehr verschiedenen Wegen entstandenen) Längen wird nicht versucht. Doch läßt das im Vorwort ausgesprochene Programm, Nachweisung der lautlichen Veränderungen, welche der Dichter um des daktylischen Rhythmus willen vorgenommen habe, fürchten, daß dieselbe Auffassung auch der langen Stammsilbe in *ξείνος, μοῦνος* u. a. zugebracht ist. Und wer daran etwa noch zweifelt, der wird durch das belehrt, was gleich in § 23 folgt: „Ver-

kürzung langer Vokale“. Hier steht u. a.: „*εἰδώς* im fem. dat. pl. *ἰδνῆσι* (— — — mit nachfolgender Position)“. Und dem entsprechend heisst es S. 50: „Die reine Stammsilbe tritt aus metrischen Gründen im Femin. des Participiums wieder hervor, z. B. *ἄρ-ηρ-ώς*, aber *ἄρ-ἄρ-νῆαν*“. Dafür hätte es heissen müssen: „der kurze Vokal hat sich im Femininum des Participiums unter dem Schutze des Metrums erhalten“; denn der kurze Vokal ist hier überall der ursprüngliche, nicht nur im Stamme, sondern im starken Perfektum selber in der Mehrzahl seiner Formen. Kammerer weifs das eben nicht oder will es nicht wissen; deshalb erklärt er (S. 29) *ἐπέπιθμεν* B 341 für eine Aoristform, aus „*ἐπεπίθμεν*“ entstanden, und bestreitet (S. 50), dafs Homer Perfektformen vom Stamme *πιθ* gebildet habe.

Man wird mir einwenden, die wissenschaftliche Erklärung der erwähnten Formen sei zum Teil recht kompliziert, zum Teil überhaupt noch zweifelhaft, und gehöre deshalb nicht in die Schule. Das ist gerade auch meine Ansicht. Es fällt mir nicht ein das, was z. B. über die zuletzt berührte Frage bei G. Curtius (*Verbum* II² 205. 212 ff.) oder G. Meyer (*Griech. Gramm.* § 549 f.) sich findet, meinen Schülern vorzutragen. Was ich hier begründen wollte, ist eine ganz anspruchslöse praktische Regel: wo man keine hinreichend einfache wissenschaftliche Erklärung geben kann, da gebe man lieber gar keine Erklärung als eine falsche. Man sage nicht: „aus der Form *a* (die man damit als die ältere hinstellt) macht Homer aus den und den Gründen (die man nach Bedürfnis erfindet) die Form *b* (die nun also die jüngere sein mufs)“; sondern man begnüge sich festzustellen: „Homer hat die Formen *a* und *b* neben einander“. Einfachheit einer Erklärung ist doch nur ein relativer Vorzug: sie mufs auch richtig sein, und wenn sie für ein ganzes System von Formen durchgeführt werden soll, so mufs sie überall angewendet werden können. Auch dieser Anforderung genügt Kammerers Prinzip der metrischen Not nicht. So wird (S. 31) die Form *ἰππότα* daraus erklärt, dafs „*ἰππότης* wegen seiner metrischen Natur für den Hexameter nicht zu gebrauchen“ war; von *αἰχμητιά*, *κvanoχαῖτα*, *ἀκάκητα* wird nur gesagt, dafs sie denselben Ausgang haben; endlich für *νεφεληγερέτα*, *εὐρύοπα*, *μητίετα* (immer vor *Ζεύς*) wird vermutet, dafs bei ihnen „der *ἄ*-Ausgang in Berücksichtigung des Wohlklanges erfolgt“ sei. Also eine dreifach verschiedene Behandlung für eine und dieselbe Gruppe von Formen!

Und doch findet sich gerade hier ein Beispiel dafür, dafs der Verf. das Richtige wenigstens ahnt. „Homer hat bei den genannten Masculinis statt *-της* noch die Endung *-τᾶ* aus metrischen oder euphonischen Gründen“. In dem „noch“ liegt die Hauptsache versteckt, aber so versteckt, dafs der Schüler sie nicht sehen kann; er mufs nach allem Vorhergehenden glauben, *-τα* sei um der Versnot willen aus *-της* gemacht worden. Ein ähnlicher,

aber dort ziemlich unschädlicher Widerspruch findet sich in dem Paragraphen über die Tmesis (17), der sonst seinem Inhalte nach als ein Lichtblick zwischen dunklem Gewölk erscheint. In den ersten beiden Sätzen wird auch hier so etwas wie metrische Verlegenheit des Dichters geschildert; dann aber wird ausführlich und vollkommen richtig auseinandergesetzt, wie die Präposition ursprünglich Adverbium gewesen sei und wie sich von dieser Bedeutung eine Spur in der mit Unrecht so genannten Tmesis erhalten habe. Ich mag auch nicht unerwähnt lassen, dafs Kammer in der zweiten Deklination (S. 32) *-oto*, *-oost* neben *-ov*, *-ois* richtig für die ursprünglichen Endungen erklärt. Aber das sind doch alles nur Einzelheiten: die Grundanschauung bleibt verfehlt, und man staunt immer von neuem über die Unbefangenheit, mit welcher der Verfasser sie vorträgt. Sein Buch bezeichnet nicht nur gegen die Wissenschaft sondern auch gegen den, soweit er sich beurteilen läfst, wenig modernen Zustand der schulmäßigen Homer-Grammatik einen Rückschritt.

- 23) L. Englmann, *Homerische Formenlehre*. Mit einem syntaktischen Anhang für den Schulgebrauch herausgegeben. München 1881. 20 S.

Das Heftchen ist, wie die Vorrede sagt, zunächst für diejenigen Gymnasien bestimmt, welche die Syntax des attischen Dialekts von demselben Verfasser eingeführt haben. Es soll nur das enthalten, „was der Schüler vor Beginn der Lektüre wissen muß, damit ihm die Präparation möglich sei.“ Dabei ist also stillschweigend vorausgesetzt, dafs eine solche überhaupt von Anfang an gefordert wird, was doch keineswegs überall und hoffentlich recht selten geschieht. Das vorliegende Heft enthält die notdürftigsten Regeln der Laut- und Flexionslehre auf 12 ziemlich weit gedruckten Seiten, also gewifs nicht allzu viel. Trotzdem glaubt Referent, dafs den Schülern ein gutes Stück ihrer Lust zur Sache verdorben wird, wenn sie diese zwölf Seiten „vor Beginn der Lektüre“ memorieren sollen. Was den Inhalt betrifft, so hat der Verf. von einer Erklärung der Formen sich in den meisten Fällen zurückgehalten. Die „Zerdehnung“ bei den *Verbis contractis* wird noch in der früher üblichen Weise behandelt, obwohl der Ausdruck vermieden ist.

Nicht zugegangen ist mir

- 24) L. Englmann und E. Kurz, *Homerische Formenlehre*. Anhang zur griechischen Grammatik. 4. Aufl. Bamberg 1880.

Ich kann daher auch nicht sagen, in welchem Verhältnis sie zu der unmittelbar vorher besprochenen steht.

- 25) Joseph Kuhl, *Homerische Untersuchungen*, 2. Teil: Die Bedeutung des Accents im Homer. Progr. d. Progymn. zu Jülich. 1893. 13 S.

Der erste Teil der „Homerischen Untersuchungen“ des Verf.s, 1863 an derselben Stelle erschienen, ist mir nicht bekannt ge-

worden. Die vorliegende Arbeit zeigt, etwas wie Tüchtiges sich auf kleinem Raume ohne viel gelehrten Apparat leisten läßt. Ich referiere kurz über den Inhalt. Als um 200 v. Chr. die Bezeichnung der Accente durch die Schrift eingeführt wurde, dachte man nicht daran, ob auch für die Entwicklungsstufe der Sprache, welcher Homer angehört, die der attischen Mundart entnommenen Betonungsregeln überall passend seien. In der That waren sie es nicht, und so kommt es, daß die von den Alexandrinern aufgestellten Gesetze für die Accentuation bei Homer manches vorschreiben, was dem Sinn geradezu widerspricht. Zwar daß viele die Formen des Artikels *ὁ, ἡ, οἱ, αἱ* auch da, wo sie noch deutlich als Demonstrativpronomia zu erkennen sind, ohne Accent schreiben, fällt (S. 3) nicht den Erfindern der Accentzeichen zur Last, sondern beruht auf einer erst später gezogenen Konsequenz. Aber z. B. in *εἶψ'* ι 279, *εἰμί* ω 304, *φασί* γ 212 (die beiden letzten Worte am Versanfang) setzen wir nach alexandrinischer Regel den Acut und betonen die letzte Silbe, während doch Homer die im Attischen durchgedrungene Verflüchtigung des Accents noch nicht oder noch nicht als vollendet gekannt haben kann; wir müßten richtiger *εἶψ'*, *εἰμι*, *φᾶσι* schreiben. Besonders deutlich ist der Widerspruch zwischen attischer Betonungsweise und homerischem Sprachgebrauch bei den Präpositionen. Sie sind in der Sprache des Epos noch vollkräftige Adverbien, und die jetzt für sie durchgeführte Accentuation stört in vielen Fällen geradezu die Auffassung des Sinnes: *περὶ κῆρι φιλεῖν* ε 36 (*περί* = „sehr“ [so betont von Bäumlein]), ebenso *περὶ σθένει βλεμεαίνει* P 22, *περὶ μὲν νόον ἔστι βροτῶν* α 66, *νήσοισιν ἐπικρατέουσιν* α 245 (statt *νήσοισιν ἐπι*, wie gleich darauf richtig *Ἰθάκην κάτω*), *πτεινον δ' ἐπὶ μηλοβοτήρας* Σ 529, *θῖν' ἐφ' ἄλως πολιῆς* Α 350 (statt *ἐφ'*), *πολύς δ' ἄμφ' ὄστεόφιν θῖς* μ 45 (statt *ἄμφ'* [hier die sinnstörende Wirkung besonders deutlich]). Auch von der Negation *οὐ* gilt nicht selten dasselbe, wenn sie von dem verneinten Worte getrennt, also nicht proklitisch, steht: *οὐδέ νυ σοὶ περ ἐντρέπεται* α 59 (= *σοὶ δὲ οὐκ ἐντρέπεται*), *μή με κάθειξ', Ἑλλήν,* — *οὐδέ με πείσεις* Ζ 360. In diesen und ähnlichen Fällen sind *οὐ* und *δέ* zu trennen und ersteres wohl auch mit Accent zu versehen.

Bis hierher habe ich einfach die Gedanken des Verf.s wiedergegeben, denen ich nirgends widersprechen kann; seine Schlusswendung ist mir etwas zu schnell. Er schließt so: das Accentsystem der Alexandriner paßt nicht zu Homer, ein neues aufzustellen ist heute nicht mehr möglich: also sollten wir bei Homer gar keine Accente schreiben; oder, wie der Verf. mit feiner Pointe sagt: „daß wir noch immer die Accente schreiben, ist eine Unterlassungssünde, deren wir uns nicht länger schuldig machen sollten.“ Das weiß ich doch nicht. Der Vorteil freilich, daß, wer keinen Accent schreibt, auch keinen falschen schreiben kann, wäre uns sicher

Aber wer stände uns dafür, daß nicht jemand einen falschen Accent dächte? Und wie viel die Einsetzung des richtigen Accentos oft zur Andeutung des Zusammenhanges der Worte beiträgt, zeigen gerade einige der vom Verf. ausgewählten Beispiele. Es handelt sich ja hier nur um eine beschränkte Anzahl von Worten und Wortverbindungen, und da ist doch vielleicht der Versuch nicht aussichtslos, durch vorsichtige Erwägungen zu bestimmten Regeln zu kommen. Der Verf. hat das Verdienst, die Schwächen des jetzt geltenden Systems scharfsinnig beobachtet und mit Nachdruck darauf hingewiesen zu haben. Ob er sich entschließen wird in einer Fortsetzung seiner „Homerischen Untersuchungen“, die er in Aussicht stellt, denselben Gegenstand weiter zu behandeln, muß abgewartet werden. Auf alle Fälle aber darf ich wohl im Interesse der Sache den Wunsch aussprechen, daß die Pause zwischen dem zweiten und dritten Teil etwas kürzer ausfallen möge, als die zwischen dem ersten und zweiten gewesen ist.

[Die Recension von Kuhls Arbeit, welche Isidor Hilberg in der Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 34 (1883) S. 589 f. hat drucken lassen, ist durchaus ungerecht; das verdiente Ansehen, das der genannte Gelehrte genießt, verbietet den Gebrauch eines milderen Ausdrucks. Hilberg hat wertvolle Studien über das Wesen der griechischen Betonung veröffentlicht (vgl. in diesem Jahresber. VII [1881] S. 57 ff.). Der Gegenstand dieser Studien wird von Kuhls Abhandlung nicht berührt. Der Rezensent beschäftigt sich auch gar nicht mit dem sachlichen Inhalte derselben, sondern begnügt sich damit, die am Schlufs ausgesprochene Forderung ins Lächerliche zu ziehen.]

26) Pedro Warnecke, De dativo pluralis Graeco. Diss. inaug. Lipsiae 1880. 63 S.

Die Untersuchung wendet sich in ihrem Hauptinhalt gegen die von Brugmann und Osthoff (Curtius' Stud. IX S. 297 und Morphol. Unters. II [1879] S. 1 ff.) aufgestellte Ansicht, die Dativ-Endung $-εσσι$ sei durch falsche Analogie nach den entsprechenden Formen der $-εσ$ -Stämme entstanden; also $ἔπεσσι$ habe das Muster abgegeben für $γύπεσσι$, der als zusammengehörig empfundene Ausgang $-εσσι$ sei dann wieder zurückübertragen worden auf die $-εσ$ -Stämme und so erst sei $ἔπεσσι$ entstanden. Diese Erklärung ist auf den ersten Blick blendend wie fast alle Anwendungen desselben Prinzips, aber, wie viele von ihnen, ohne festen Halt, was nachzuweisen dem Verf. unschwer gelingt. Und zwar erörtert er sowohl die inneren Gründe, welche jener Hypothese entgegenstehen, als auch die statistischen Verhältnisse. In letzterer Beziehung verfährt er in so fern nicht gründlich, als er Naucks kritisches Verfahren, nach welchem an 47 Stellen der Ilias, 44 der Odyssee Formen auf $-εσσι$ in solche auf $-σσι$ oder $-σι$ verwandelt sind (z. B. η 17 $κεροτόμοι τε ἔπεσσι$ statt $\tau' ἔπέεσσι$,

oder *M* 382 *χείρῃσιν ἀμφοτέρῃσ'* statt *χείρῃσσ'*), nur kurz in einer Anmerkung (S. 29f.) erwähnt und die Stellen aufzählt, ohne auf Naucks Begründung (*Melanges Gréc.-Rom.* VI [1869] S. 244ff.) einzugehen oder dieselbe auch nur zu citieren. Wenn nämlich Nauck recht hat — und das dürfte der Fall sein, da seine Korrekturen an diesen Formen fast immer zugleich in einer anderen Beziehung (*ƒ*) die Altertümlichkeit der Sprache erhöhen —, so verschiebt sich das Zahlenverhältnis zu Gunsten der Osthoff'schen Annahme. Warncke zählt z. B. (S. 20) von *-εσ-*Stämmen in der *Ilias*

120 Formen auf *-σσι*, wie *ἔπεσσι*,

113 „ „ *-σι*, wie *ἔπεσι*,

116 „ „ *-εσσι*, wie *ἔπέεσσι*.

Nach Nauck erhalten wir die Zahlen: 162, 118, 69. Aber freilich, diese Vergleichung spricht nur insofern für Osthoff, als die zweite der von ihm und Brugmann angenommenen Formübertragungen (*ἔπέεσσι* nach *γύπεσσι*) dadurch wahrscheinlicher wird; die erste und eigentlich wichtige (*γύπεσσι* nach *ἔπεσσι*) bleibt davon unberührt. Und da's Formen wie *ἔπέεσσι*, *βελέεσσι* nicht uralt sind, möchte ich trotz Warnckes Schlusswort, wonach alle konsonantisch auslautenden Stämme ursprünglich die vollere Endung *-εσσι* (deren Vokal durch Anaptyxis entstanden, S. 57), nicht *-σσι* oder *-σι*, gehabt haben, jetzt annehmen; er selbst schildert (S. 63) die weitere Entwicklung als einen „Kampf ums Dasein“, in dem eine Formengruppe durch die andere beeinträchtigt wurde. In diesem Teile ihrer Ansicht scheinen Brugmann und Osthoff in der That das Richtige getroffen zu haben. [Anders urteilte ich früher, Jahresber. VII (1881) S. 11.]

27) Ferdinand Weck, *Der altgriechische Dativus Pluralis*. Philol. 43 (1893) S. 32—78.

Der Aufsatz unterscheidet sich von Wecks beiden früher (Nr. 6. 8) besprochenen Programmabhandlungen dadurch, daß er in ernstem und sachlichem Tone geschrieben ist. In der Methode zeigt er ein unaufhaltsames Vordringen zu immer wilderem Wagen. Der Verf. versucht eine etymologische Erklärung der Endung des Dativ Pluralis. Er setzt *-σιν* = lat. *-tīm*, z. B. in *locatīm*, *virītīm*, über das er (S. 40) so urteilt: „Das Suffix *-tīm* bedeutet nach meinem Gefühl und Ermessen soviel wie 'für sich, einzeln', ähnlich unserm je“. Dieses Suffix sei an den Nom. Plur. getreten, z. B. *virī-tīm* „Männer für sich, einzeln“, dann „männerweise“. Daraus entwickelte sich die Bedeutung des Dativs, worüber der Verf. sagt (S. 41): „Setze ich den Fall, man habe ein erstes Mal in einem Satze, wie 'Verteile das Brot den Männern' den Dativ durch jene adverbiale Bestimmung ersetzt, so leuchtet ein, wie die Gleichheit des Sinnes nicht nur zu vorübergehender, einmaliger Vertauschung führen konnte, sondern

sogar fähig war, das Gebiet des Kasus vollständig zu erobern“. Dies sei im Griechischen, meint Weck, wirklich geschehen: $\sigma\iota\nu$ trat an den Nom. Plur., und so entstand der Dat. Plur.: $\iota\pi\pi\omicron\iota\sigma\iota\nu$, daneben mit Ausfall des σ der Gen.-Dat. Dual. $\iota\pi\pi\omicron\iota\iota\nu$; ebenso in der konsonantischen Deklination: $\gamma\upsilon\pi\tau\epsilon\sigma\sigma\iota\nu$. Die Formen der A-Deklination und einige der konsonantischen machen auf den ersten Blick Schwierigkeit und werden deshalb genauer erörtert.

Referent hat das alles so hinschreiben müssen und weiß wohl, daß die Leser lachen werden. Aber ist es nicht vielmehr traurig, wenn so viel Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit, wie der Verf. einzusetzen hat, so völlig verloren geht? Ob es ihm noch möglich wäre von seinem Wege einzulenken? Bücher wie Bopps „Vergleichende Grammatik“ und Curtius' „Grundzüge“ hat er studiert, und sie haben ihm nicht geholfen. Möchte er doch in dem weiten Gebiete der philologischen Wissenschaften ein anderes Arbeitsfeld finden, das festeren Boden hat, nicht den weichen, trügerisch nachgebenden der Etymologie, auf dem so mancher, der sonst ganz sicher zu gehen weiß, stürzt und versinkt.

28) Gustav Boldt, Der Genetivus Singularis der O-Deklination bei Homer. Progr. d. Progymn. in Tauberbischofsheim. 1881. 16 S.

Der eine Teil der Abhandlung wendet sich gegen die von Buttman, Ahrens, G. Curtius an einigen Stellen des Homertextes eingesetzte Endung $-oo$. Der Verf. benutzt die von Hartel geltend gemachten Bedenken, nimmt aber auch dessen Lösungsversuch, $-oio$ mit verkürzter erster Silbe zu sprechen (was in der Sache auf dasselbe hinauskommt), nicht an, läßt vielmehr einerseits $\delta\omicron\nu$ (z. B. *B* 325), andererseits *Αἰόλου, Ἰφίτου, ἀνψιοῦ, ὁμοίου* u. a. mit gedehnter vorletzter Silbe stehen. Er sagt darüber S. 4: „Es bleibt also nichts übrig, als in diesen Wörtern eine prosodische Unregelmäßigkeit anzunehmen, die am wenigsten wunderbar ist bei den fünf Eigennamen; denn Eigennamen bieten ja auch sonst prosodische Unregelmäßigkeiten genug“. Das klingt doch wie ein Verzicht auf Erklärung überhaupt. [Vgl. oben Nr. 16.] — Von ersterer Bedeutung ist der andere Teil des Programms, der gegen Leskiens Vergleichung des Gebrauches von $-oio$ und $-ov$ gerichtet ist. Leskien hatte bekanntlich (Jahrb. Philol. Pädag. 95 [1867] S. 1—10) die Beispiele von $-oio$ aus dem Buche *M* gesammelt, zu jedem einzelnen die übrigen Belegstellen aus der *Ilias* und teilweise aus der *Odyssee* hinzugefügt und mit diesem Material den Beweis zu führen gesucht, daß die ältere Endung bei Homer fast nur „in stehenden Epitheta und formelhaft wiederkehrenden Verbindungen“ vorkomme (S. 2), also nicht mehr lebendig sei; die einzelnen Genetive auf $-oio$ seien „eben deshalb stehen geblieben, weil die Verbindungen, in denen sie stehen, unlösbar waren“ (S. 7). Daß dieser Satz von Leskien bewiesen sei, glaubt

Referent selber nicht; aber durch Boldts Behandlung ist die Frage auch nicht erledigt. Er hat den Stoff sehr fleißig gesammelt und nach metrischen Gesichtspunkten geordnet; aber da er nur die Summenzahlen für die verschiedenen Gebrauchsweisen mitteilt, nicht die Beispiele selber, so kann man sich kein richtiges Urteil bilden. An welcher Stelle im Verse eine Flexionsform vorzugsweise oft gesetzt wird, das ist gewiß wichtig; aber von welchem Worte sie gebildet wird, in welche Gedankenverbindungen sie eintritt, das kommt doch eben so sehr in Betracht. Auf diesen Punkt hat Boldt zwar auch geachtet (z. B. ganz sachgemäß S. 12f.), aber lange nicht in genügendem Maße. Dazu kommt noch etwas anderes. Wo die Endung *-ov* vor vokalischem Anlaut steht, kann entweder, wenn sie lang bleibt, apostrophirtes *-o(o)* oder, wenn sie verkürzt wird, apostrophirtes *-o(o)* dafür gesetzt werden. Diese Fälle müßte man besonders zählen, was Boldt nicht gethan hat.

Obwohl ich demnach vermute, daß Boldt recht hat, wenn er (S. 13) sagt, „daß in der Zeit der Entstehung der homerischen Gedichte *oio* und *ov* vollständig gleichberechtigt in ihrer Verwendung neben einander standen“ (wozu nach meiner Ansicht noch *-oo* als dritte Form kommt), so kann ich doch die Untersuchung darüber noch nicht als abgeschlossen betrachten.

29) Jacob Sitzler, Die Deklination der Nomina auf *-is* bei Homer. Jahrb. Philol. Pädag. 121 (1880). S. 513—517.

Der Verfasser stellt zunächst eine willkürliche, übrigens ziemlich umständliche, Regel darüber auf, wie die Menge der Nomina auf *-is* in vokalische und konsonantische Stämme einzuteilen sei, und unternimmt es dann mit Hilfe dieser Regel den bei Homer überlieferten Bestand von Formen zu korrigieren. Nur ein paar Beispiele. *Θέτιδος*, das an 5 Stellen überliefert ist, wird in *Θέτιος* geändert, das sich zweimal bei Pindar findet; statt *ἀχολίτις* x 7 am Ende des Verses wird *ἀχολίτιας* (*ἀχολίτιας*) hergestellt, u. a. dgl. — [Günstiger als ich urteilt über den Wert dieser Abhandlung G. Hinrichs, Jahresber. Altertumsw. 26 S. 227 ff.]

30) H. Osthoff bespricht in der „Philol. Rundschau“ 1881 S. 931—934 die „Homerischen Miscellen“ von G. Curtius (Lpz. Stud. III S. 189—202, excerptiert in diesem Jahresber. VII [1881] S. 75). Bemerkenswert ist, daß Osthoff die von Curtius versuchte Widerlegung der Wackernagelschen Theorie der früher sogenannten zerdehnten Formen (Bzb. Btr. IV; vgl. Jahresber. V [1879] S. 269 ff.) eine „schlagende“ nennt: es müsse bei der Assimilationstheorie bleiben; für die mancherlei Unklarheiten müsse das erlösende Zauberwort von der fortschreitenden Sprachwissenschaft noch gefunden werden.

Indem ich zu den Schriften rein oder doch überwiegend syntaktischen Inhaltes übergehe, muß ich die Thatsache erwähnen, daß diesem Teile der homerischen Litteratur ganz neuerdings eine referierende Bearbeitung zu Teil geworden ist von

Gottfried Vogrinz, Jahresbericht über homerische Syntax und Sprachgebrauch für 1891—1894, in dem Jahresber. über d. Fortschr. d. class. Altertumswiss. XXXIV S. 55—76.

Der Verfasser hat seine Aufgabe mit Eifer angegriffen; als den Gesichtspunkt, der ihn hauptsächlich geleitet habe, bezeichnet er die Frage: wie verhält sich ein Litteraturprodukt zu der Forderung einer historischen Grammatik? Denn alle Arbeiten über die Sprachgestaltung, wie sie bei einem einzelnen Schriftsteller vorliegt, gelten ihm als Vorbereitung zu einer allgemeinen sprachgeschichtlichen Grammatik der beiden klassischen Sprachen. Ein solches Programm verdient gewiß Billigung; über die Art, wie Vogrinz an der Verwirklichung desselben arbeitet, möchte ich kein Urteil abgeben. Im einzelnen habe ich auf seinen Bericht zweimal (zu Nr. 17 und 35) Bezug genommen.

Den Anfang möge machen:

31) Otto Amdohr, Zur Bedeutung des Komparativs bei Homer. Jahrb. Philol. Pädag. 121 (1880), S. 673—681.

Dem Verf. ist aufgefallen, daß im Griechischen wie auch im Lateinischen und Deutschen der Komparativ nicht selten so gebraucht wird, daß an eine Steigerung nicht gedacht werden kann; z. B. in Ausdrücken wie „höhere Schulen, ältere Leute“ liege keine Steigerung, sondern nur ein gegensätzlicher Sinn. Er hat nun unternommen die verschiedenen Arten dieses gegensätzlichen Gebrauches durch Sammlung der bei Homer vorkommenden Beispiele deutlich zu machen. Hier genüge eines derselben, B 201: *οἱ σέο φέρετεροί εἰσι, σὺ δ' ἀπιόλεμος καὶ ἀναλκις*. — Zum Schlufs kommt der Verf. auf den Gedanken, „in aller Bescheidenheit eine Vermittlung der beiden Bedeutungen des Komparativs — zu versuchen“. Als ursprüngliche Bedeutung erscheint ihm „die mit Hinweisung auf ein Zweites, daneben Befindliches hervorhebende Eigenschaftsbestimmung, — die, so weit die beiden ins Auge gefaßten Gegenstände nicht in augenfälligen Gegensatz traten, dann von selbst eine steigernde Bedeutung annahm“. Das ist vollkommen richtig: „Komparation“ heißt eben auch „Vergleichung“, nicht „Steigerung“. Wenn die gewonnene Erkenntnis nicht neu ist, so gereicht das dem Verf. nicht zum Vorwurf: er hat ganz auf eigene Hand einen Gedanken gefunden, der schon von anderen ausgesprochen und sogar in der Anwendung übertrieben worden war. Ich meine in erster Linie die Arbeiten von Corssen, Über Steigerungs- und Vergleichungssuffixe im Lateinischen (in Kuhns Zeitschr. f. vgl. d. Sprachforschung III),

und Weibrich, *De gradibus comparationis linguarum Sanscritae, Graecae, Latinae, Gothicae*. Giefsen 1869.

32) Henricus Schaar, *De comparativi apud Homerum significatione*. Diss. inaug. Halens. 1884. 82 S.

Diese Dissertation, deren Besitz ich der Freundlichkeit des Verfassers verdanke, giebt eine ausgeführte Darstellung der verschiedenen Gebrauchsweisen des Komparativs bei Homer mit Benutzung der einschlägigen Litteratur und unter vollständiger Mitteilung der gesammelten Beispiele. Vorausgeschickt ist eine kurze Besprechung der Formen, unter denen auf S. 6 f. *φέριστος* und *ἐλλάγχιστος* fehlen. Sehr richtig urteilt der Verf., das von den beiden Bildungsweisen auf *-ίων*, *-ιστος* und auf *-τερος*, *-τατος* auch die letztere schon in den ältesten Zeiten der griechischen Sprache, die wir beobachten können, vorhanden und bevorzugt gewesen sei, wenn sie auch in manchen Fällen erst nachträglich die Formen auf *-ίων*, *-ιστος* verdrängt habe. Ungenau ist, das (S. 5) zu diesen Fällen die Vertauschung von *βελτίων* mit *βέλτερος* gerechnet wird; denn hier ist *βέλτερος* das ältere, schon bei Homer bezeugt, der *βελτίων*, *βέλτιστος* nicht kennt, und man hat sogar, wohl mit Recht, vermutet, das *τ* in *βελτίων* aus *βέλτερος* herübergewonnen sei. Für die Bedeutung stellt Schaar drei Kategorien auf: 1. gegensätzlich, 2. steigernd, 3. unbestimmt (z. B. *Π 688 ἀλλ' αἰεὶ τε Λιὸς κρείσσω νόος ἦε περ ἀνδρῶν*). Diese Kategorien bilden jedoch nicht die Haupteinteilung der Abhandlung. In dieser sind vielmehr zunächst Nomina (S. 12—67) und Adverbia (S. 68 ff.) geschieden; die ersteren wieder sind so geordnet, das zuerst die Fälle besprochen sind, in denen eine Person oder Sache nicht mit anderen, sondern mit sich selber, wie sie zu einer andren Zeit war oder sein wird, verglichen ist (z. B. *X 287 f. καὶ κεν ἐλαφρότερος πόλεμος Τρώεσσι γένοιτο σέο καταφθιμένοιο*); darauf folgen (S. 21 ff.) die als Prädikat gebrauchten Neutra von Komparativen (z. B. *H 28 ἀλλ' εἶ μοί τι πίθοιο, τό κεν πολὺ κέρδιον εἶη*), endlich (S. 35 ff.) die übrigen Beispiele. — Im ganzen stellt sich heraus, das der gegensätzliche Gebrauch des Komparativs bei Homer sehr viel häufiger ist als der steigernde. Im einzelnen ist es natürlich, das die Zuweisung eines Beispiels zu der einen oder anderen Gruppe oft zweifelhaft bleibt, da sie von der Auffassung des Zusammenhanges an jeder einzelnen Stelle abhängt. Meiner Ansicht nach hätte der Verfasser in der Annahme des adversativen Gebrauches noch etwas weiter gehen können. Z. B. *ε 170* (S. 58): *οἱ μὲν φέρετοί εἰσι νοῆσαι τε κῆναί τε* will Kalypso sagen das sie im Vergleich zu den Göttern schwach sei. So ist auch, *H 104 f.* (S. 59) der Gedanke nicht der, das Hektor noch stärker sei als Menelaos, sondern vielmehr, das dieser gegen jenen nichts vermöge. S. 54 werden die Worte des Agamemnon *Ξ 107: ὅς*

τῆςδε ἀμέλῃονα μῆτιν ἀνίσκοι als Beispiel des zweifelhaften Gebrauches angeführt; es sei nicht zu entscheiden, ob der Sprechende selber seinen Rat für gut oder schlecht halte. Aber er hat doch unmittelbar vorher ziemlich unzweideutig zu verstehen gegeben, daß er sich desselben schämt; hier möchte ich also auch einen Gegensatz finden. Übrigens kommen auch Stellen vor, an denen ich in entgegengesetzter Richtung von dem Verf. abweiche, also Steigerung erkenne, wo er sie bestreitet. So S. 55 in den Worten *Θ 264: Θεοὶ δέ τε φέρτεροι ἀνδρῶν*, wegen der vorhergehenden *καὶ λαυσηρῶν ἰόντα*; ferner S. 54 in der Vergleichung zwischen Vätern und Söhnen *β 277: παῦροι δέ τε πατρός ἀρτίους*, weil hier der ganze Zusammenhang erkennen läßt, daß nur an tüchtige Väter gedacht ist. Auch *I 601 f. (S. 28): κάκιον δέ κεν εἴη νηυσὶν καιομένωνσιν ἀμυνέμεν* würde ich hierher ziehen („es dürfte noch schlimmer sein die Schiffe, wenn sie schon brennen, zu verteidigen“), wenn nicht *χαλεπὸν* für *κάκιον* die bessere Lesart wäre. — Nicht recht praktisch ist (S. 36 ff.) die Behandlung derjenigen Wörter, welche zwar komparativische Bildung zeigen, aber schon in der homerischen Sprache nicht mehr als Vergleichungsformen empfunden werden: *θλιύτεραι, ἀγρότερος, δεξιτερός* u. a. Sie heben sich von der übrigen Menge nicht deutlich genug ab. Überhaupt wäre eine Zusammenfassung nach Begriffen in manchen Fällen nützlich gewesen, wie das Beispiel von *μᾶλλον* zeigt, für das eine solche S. 68 f. gegeben ist. Sowohl das äußere, numerische als auch das innere Verhältnis zwischen adversativem und steigerndem Gebrauche würde sich besser beurteilen lassen, wenn man vor Augen sähe, wie einige Komparative ihrer Bedeutung nach den Gedanken an eine Steigerung von vorne herein ausschließen, weil ein zugehöriger positiver Begriff gar nicht vorhanden ist (*προγενέστερος, προφερέστερος*), oder doch die Entwicklung des steigernden Sinnes sehr erschweren, weil der zugehörige positive Begriff ein ganz unbestimmter ist (*φέρτερος*), wie dagegen andere vorzugsweise geeignet sind die Vorstellung einer Steigerung zu erwecken (*μᾶλλον, γλυκίων, λευκότερος, κύντερος*).

- 33) K. Burchardi, Über den Gebrauch des Pronomen *οἷος* bei Homer. Progr. d. K. höh. Bürgerschule zu Duderstadt. 1881. S. 3—16.

Der „relative“ und der „exclamative“ Gebrauch von *οἷος* in den verschiedenen Beziehungen, in die es eintreten kann, ist in der Art geschildert, daß in beiden Gebrauchsweisen die ursprünglich demonstrative Bedeutung des Pronomens nachgewiesen wird. Die Unterscheidung und Vermittelung zwischen den verschiedenen Stufen der Sprachentwicklung, welche der Verf. giebt, erweckt hier und da Widerspruch. Er erklärt Stellen wie *δ 611 (αἰματός εἰς ἀγαθοῖο, φίλον τέκος, οἶ' ἀγαρούεις)*, d. h. Fälle,

in denen der Satz mit *οἷος* eine Begründung enthält, nicht aus der relativen, sondern aus der exclamativen Anwendung, also rein parataktisch, so daß *οἷος* hier noch als demonstratives Pronomen gefühlt worden wäre. Es lag näher hier ähnliche Wendungen aus dem Lateinischen und Deutschen heranzuziehen, in denen wir doch deutlich das Relativum empfinden; z. B. Cic. Att. VI, 9, 1: *spero, quae tua prudentia et temperantia est, . . . te iam ut volumus valere*. Deutsch können wir z. B. β 239 f. *νῦν δ' ἄλλω δήμῳ νεμεσίσομαι, οἷον ἅπαντες ἦσθ' ἄνεψ*, fast wörtlich wiedergeben: „dem übrigen Volke zürne ich, wie ihr da alle sitzt“. Wenn es hier wunderlich ist einen „selbständigen Ausruf, der den Charakter eines unabhängigen Hauptsatzes vollständig behauptet hat“ (S. 11), anzunehmen, so noch mehr in den Fällen, wo *οἷος* einen indirekten Fragesatz einleitet. Die Stelle τ 219, wo ein Satz mit *ὀπποῖος* vorhergeht, muß hier als beweisend gelten, während B. sich vergebens bemüht (S. 15 f.) auch an dieser Stelle einen Ausrufsatz als erträglich erscheinen zu lassen. Umgekehrt nimmt er (S. 7 f.) für *οἷός τε* mit dem Infinitiv die ganz abgeleitete Bedeutung eines Adjektivs in Anspruch, sogar φ 173, wo *τοῖον* vorhergeht und also die Entstehung dieser Redeweise aus *τοιούτος ὥστε* oder einer ähnlichen Verbindung besonders deutlich ist.

Die beiden folgenden Schriften:

- 34) Ph. Braun, Der Gebrauch von *οὔτος* in der Ilias. Ein Beitrag zur historischen Grammatik der griechischen Sprache, Marburg 1883, — und
 35) Adrien Wagnon, Le pronom d'identité et la formule du réfléchi dans Homère, dans les poètes tragique et chez les Doriens. Genève 1890. 113 S.

sind mir nicht zugänglich gewesen. Rezensionen der letztgenannten habe ich zwei gelesen: Em. Baudat (Rev. critique 1881, I S. 181 f.) erklärt die Arbeit für oberflächlich und unmethodisch, Vogrinz (Jahresber. Fortschr. Altertumsw. XXXIV S. 61 f.) rühmt im Gegenteil die darin durchgeführte übersichtliche, methodische Darstellung.

- 36) Johann Teutsch, Der absolute Genetiv bei Homer. Progr. des k. k. Ober-Gymn. in Rudolfswert. 1882. 13 S.

Das allmähliche Entstehen eines absoluten Genetivs aus dem an einen Genetiv angeschlossenen Participium conjunctum wird durch Sammlung und sachgemäße Gruppierung der Beispiele aus Homer nachgewiesen. Ähnliche Gedanken enthält die ältere Abhandlung von Jan Brandt, De genitivi absoluti in Homeri Odyssea usu (Brzcany 1877), angezeigt in diesem Jahresber. V 1879 S. 277 f. Teutsch scheint aber die Arbeit seines Vorgängers nicht gekannt zu haben.

- 37) Wilhelm Goecke, Zur Construction der Verba dicendi et sentiendi bei Homer und Herodot. Progr. d. Progymn. zu Malmedy. 1880. S. 1—18.

Auf Homer bezieht sich der erste Abschnitt, S. 1—9. Der Verf. giebt eine Sammlung der Stellen, an denen Verba dicendi und sentiendi mit einem abhängigen Gedanken verbunden vorkommen. Folgerungen aus dem zusammengebrachten Material werden nicht versucht, auch da nicht, wo sie sich dem Beobachter fast aufdrängen, wie z. B. in der Unterscheidung von ἀκούω mit dem Accusativ des Participiums H 129 von der sonst gewöhnlichen Konstruktion mit dem Genetiv.

- 38) S. J. Cavallin, Aoristi infinitivus Homericus ad verba dicendi et sentiendi relatus num futurum tempus significare possit. Lunds Univ. Aarskrift. XVII (1881 oder 1882?).

Die Schrift ist auf der hiesigen Universitätsbibliothek nicht vorhanden. Eine Rezension derselben findet sich im Philol. Anzeiger XII S. 615 und eine andere von C. Thiemann im Jahresber. Altertumsw. 26 S. 255 f.

- 39) H. van Herwerden, De futuro iuncto cum particula condicionali apud Homerum. Rev. de Philologie, N. S. VI (1882) S. 22—27.

Der Verf. prüft alle Fälle bei Homer, in denen eine Form des Futurums mit ἄν oder κέ verbunden erscheint. Oft macht es keine Schwierigkeit, statt des Ind. Fut. den Coni. Aor. anzunehmen; z. B. sicher μνθῆσομαι neben ὀνομήνω B 488 u. δ., kaum zweifelhaft ἀπόσομεν neben ἔλθωμεν χ 76 f. Hierher rechnet H. auch ἐπιόψομαι I 167, ἐσόψομαι E 212, und überhaupt alle Formen, die als Coni. Aor. ohne Verlängerung des Binde vokals erklärt werden können. Von anderen Fällen lassen sich einige mit Hülfe der handschriftlichen Überlieferung emendieren; z. B. γε statt κε vor κεκλήση Γ 138 (freilich richtiger als Konjektur zu zählen, da die Variante γε sich nur in einer jüngeren Hs. findet), καὶ τὸς ὀνήσαι statt κ' αὐτὸς (mit Nauck) Z 260, ἀτιμάσσει' statt ἀτιμήσει (mit Nauck) I 62, σωῶση für σωῶσει δ 753. Manche Verse sind als unecht zu betrachten, wie Α 139, ρ 547. Von Emendationen, die ohne handschriftlichen Anhalt zu machen wären, sind einige nicht mehr als orthographische Änderungen; z. B. τιμήσωσι statt τιμήσουσι Α 175, τεύξῃ statt τεύξει Ξ 240 u. ä. Andere ergeben sich wenigstens leicht aus dem Zusammenhange: γε für κε Α 523, μέν für κεν Ο 213 (mit Thiersch, wenn nicht, wie H. lieber annimmt, 212—217 unecht sind), δῶω für δῶσω Ξ 268, ἐρύωσιν, κελώνται für ἐρύουσιν, κείσονται X 67. 71.

Zwei Stellen bleiben übrig: Θ 404 f. κεν . . ἀπαλάθησσοθον, und Α 176 καὶ κέ τις ὦδ' ἐρέει. Die beiden Verse Θ 404 f.

hält H. schon ihres Inhaltes wegen für anstößig und vermutet für sie späteren Ursprung; in Λ 176 vermifft er Übereinstimmung mit der sonst üblichen Formel und schlägt vor *καὶ ποτέ τις εἶπῃ* oder *ὡς δὲ τις ἐρέσει*. Jedenfalls, meint er, sei diese eine Stelle nicht geeignet die Ansicht zu stützen, dass Homer den Ind. Fut. mit *κέν* verbunden gebraucht habe; man müsse vielmehr annehmen, dass die dem Fut. gleichen Formen des Aoristes früh missverstanden seien und dann sowohl den Abschreibern als auch den Interpolatoren Anlass zur Einführung der falschen Verbindung von *κέν* mit dem Ind. Fut. gegeben haben. — Diesem Resultate dürfte sich kaum widersprechen lassen.

- 40) Wilhelm Goecke, Der Gebrauch des Konjunktiv und Optativ bei Homer. Progr. d. Progymn. zu Malmedy. 1881. S. I—XXIV.

Die Beispiele für den Gebrauch der beiden Modi sind gesammelt und großenteils ausgeschrieben. Der erste Abschnitt (S. I—XI) behandelt den Konjunktiv und Optativ in unabhängigen, der zweite in abhängigen Sätzen. Die Unterabteilungen werden im ersten Abschnitte durch die Setzung oder Weglassung von *ἄν* und *κέν*, im zweiten durch die verschiedene Beziehung der abhängigen Sätze zum regierenden gebildet. An eigentlicher Verarbeitung des Materials fehlt es fast ganz; sie ist nur in den ins Einzelne durchgeführten Kategorien angedeutet, und bei der Einordnung in dieselben hat der Verf. wohl nicht immer das Richtige getroffen. Durch Versehen ist S. III Ω 655 den Beispielen des Konj. ohne *κέν* beigezählt; auch B 488 auf S. I gehört richtiger in die andere Abteilung. Ω 139: *τῆδ' εἶη. ὅς ἄποινα φέροι, καὶ νεκρὸν ἄγοιτο* ist gewiss kein Fall von „concessivem“ Gebrauche des Optativs (S. VI). Sätze wie δ 698 f.: *ἀργαλιώτερον ἄλλο μνηστήρες φράζονται, ὃ μὴ τελέσειε Κρονίων* werden S. XV ganz mit Unrecht dem Gebrauche des Modus in Nebensätzen zugerechnet, wogegen Φ 103: *νῦν δ' οὐκ εἶσθ'*, δ ς τις *θάνατον φύγῃ* S. III als Beispiel eines Konjunktivs im unabhängigen Satze angeführt wird. — An Druckfehlern ist die Abhandlung ziemlich reich.

- 41) C. Thiemann, Grundzüge der homerischen Modus-Syntax sowie Lehre vom Gebrauch und Unterschied der Partikeln *ἄν* und *κέν*. Berlin 1881. 55 S.

Der zweite Teil des Titels bezeichnet treffender als der erste den Gegenstand der vorliegenden Schrift: Thiemann hat den Versuch gemacht, einen Unterschied zwischen *ἄν* und *κέν* aus der Beobachtung des homerischen Sprachgebrauches nachzuweisen. Der Etymologie beider Wörter legt er für diesen Nachweis keine große Bedeutung bei; sie wird S. 50 f. nur kurz berührt. Vielmehr hat er durch Sammlung und sorgfältige Interpretation der

einzelnen Beispiele seine Ansicht gebildet und sucht diese nun durch Darlegung des Thatbestandes zu empfehlen. Wenn ich bei solcher Auffassung von Thiemanns Arbeit das ungünstige Urtheil über seine Methode, welches Hinriehs (Deutsch. Liter.-Zeit. 1881 Sp. 1575—1577) gefällt hat, nicht unterschreiben kann, so glaube ich doch auch, daß das gewünschte Resultat nicht erreicht ist. Die Interpretation der einzelnen Stellen ist keine natürliche; Sätze, deren grammatischer und logischer Zusammenhang ganz gleich ist, werden verschieden verstanden, nur damit ein Unterschied zwischen $\alpha\upsilon$ und $\chi\epsilon\upsilon$ oder zwischen dem Konjunktiv und Optativ mit einer dieser Partikeln auf der einen Seite und dem reinen Modus auf der andern Seite erkennbar werde. Als wesentlich für $\chi\epsilon\upsilon$ erscheint dem Verf. die Beziehung auf die Gedanken des redenden Subjekts. Der bloße Konjunktiv bezeichnet, daß etwas geschehen soll den Umständen, der Situation, der Bestimmung des Sohicksals nach; der Konjunktiv mit $\chi\epsilon\upsilon$ bezeichnet, daß etwas geschehen soll der Erwartung oder Forderung des redenden Subjektes gemäß; der Konjunktiv mit $\alpha\upsilon$ stellt „das Eintreten der Handlung als von besonderen Umständen abhängig, außerhalb der Berechnung des Subjektes liegend, also als zweifelhaft“ hin¹⁾. So steht auch „der reine Optativ des Wunsches in solchen Sätzen, wo der Wunsch durch die Umstände unmittelbar hervorgerufen wird und durch die ganze Situation seine sofortige Erklärung findet“ (S. 18); der Optativ mit $\chi\epsilon\upsilon$ deutet an, daß der Wunsch „noch von der Reflexion des Subjekts abhängig erscheinen soll“ (S. 19); der Optativ mit $\alpha\upsilon$ endlich findet statt, wenn der Redende eine Behauptung „durch Hinweis auf bestimmte Umstände begründen will“ (S. 46). In ähnlichem Sinne werden die Gebrauchweisen des Indikativs unterschieden. Hier heißt es sogar (S. 49), daß die Partikel $\alpha\upsilon$ dazu diene, „die im Indikativ ausgesprochene bestimmte Behauptung durch Hinweisung auf besondere Umstände noch besonders zu stützen“. Dies letztere erscheint mir ganz undenkbar; die Hinweisung auf besondere Umstände, von denen eine Handlung abhängig ist, kann doch nur dazu dienen, die Aussage von dieser Handlung einzuschränken. Aber auch sonst sind die Unterscheidungen, die der Verf. vornimmt, mehr kunstvoll als natürlich und deshalb nicht überzeugend, was im einzelnen hier nicht nachgewiesen werden kann. Über zwei spezielle Punkte, die Verbindung von $\chi\epsilon\upsilon$ mit dem Indic. Futur. und das Zusammentreffen von $\alpha\upsilon$ mit $\chi\epsilon\upsilon$, dessen Berücksichtigung Hinriehs a. a. O. besonders vermifst, kann auf das verwiesen werden, was an anderen Stellen in diesem Jahresberichte (S. 356 und 303) gesagt worden ist.

¹⁾ So Thiemann S. 38. Ganz anders derselbe unmittelbar vorher S. 37. Dies scheint aber nur auf einem Versehen zu beruhen, da die S. 38 gegebene Deutung in den folgenden Abschnitten festgehalten wird.

- 42) Carl Neumann, De primariis optandi, iubendi, vetandi enuntiatis apud Homerum comparato usu Hesiodico. Progr. Realprog. zu Varel a. d. J. 1883. S. 3—14.

Die vorliegende Arbeit enthält nur das erste Kapitel des in der Überschrift angegebenen Thomas, nämlich den Gebrauch des Infinitivs in imperativischem Sinne. Der Verf. lehnt es mit Recht ab, diesen Gebrauch durch Ellipse eines regierenden Verbums im Imperativ (*ἔθελε, μέμνησο, κέλευσον*) zu erklären; nur für Sätze im Acc. c. inf., die einen Wunsch ausdrücken, läßt er die Erklärung durch ein ergänztes *ός* als möglich zu, z. B. *H 179 Ζεῦ πάτερ, ἢ Αἴαντα λαχέην ἢ Τυδῆος υἷόν*. Er meint, es komme nicht viel darauf an, ob man hier in Gedanken *ός* hinzufüge oder nicht. Das trifft doch nicht immer zu; z. B. in dem Satze *λ 443 ἀλλὰ τὸ μὲν φάσθαι, τὸ δὲ καὶ κεκρομένον εἶναι* ist die Annahme einer Ellipse gar nicht möglich. Es wäre daher richtiger, sie ganz fallen zu lassen. — Neumann erklärt den imperativischen Gebrauch des Infinitivs gewiß richtig so, daß der Sprechende die Thätigkeit, die er verlangt, nur mit Namen bezeichnet und den Gedanken einer Aufforderung durch den Zusammenhang der Rede oder durch Ton und Geberde andeutet. Zur Erläuterung führt er andere Wörter an, die an sich nichts Imperativisches enthalten, aber in bestimmter Anwendung eine Aufforderung ausdrücken können: *θεῦρο, ἄνα*, ähneln im Deutschen: „Hülfe! Ins Feld!“ u. a. Dafs in diesem Sinne auch *αἰδώς* an Stellen wie *E 787 αἰδώς, ἄργστοι, καὶ ἐλέγχεα, εἶδος ἀργτοί*, aufgefaßt wird, scheint mir nicht richtig; geradezu „Schande“, wie Fäsi zu *O 502* übersetzt, heifst *αἰδώς* freilich nicht, aber „Grund sich zu schämen“, besonders deutlich *γ 24 αἰδώς δ' αὖ νέον ἄνδρα γρηαίτερον ἐξέρεσθαι*.

- 43) Ludovicus Lahmeyer, De apodotico qui dicitur particulae *AE* in carminibus Homericis usu. Diss. inaug. Kiliens. Lipsiae 1879. 46 S.

In einer etwas breit angelegten aber sorgfältig durchgeführten Untersuchung wird der Nachweis versucht und, wie Referent glaubt, auch erbracht, daß der anscheinend unregelmäßige Gebrauch von *δέ* im Nachsatze bei Homer einen durchaus natürlichen Ursprung hat und ein Rest der älteren Sprachperiode ist, in welcher aus der (parataktischen) Aneinanderreihung der Gedanken noch keine (hypotaktische) Ineinanderfügung der Gedanken sich entwickelt hatte. Diese Erkenntnis, bereits von Thiersch und Buttmann in aller Deutlichkeit ausgesprochen, war dann doch wieder verloren gegangen, und der Verf. giebt (S. 12—22) eine Zusammenstellung der verschiedenen verfehlten Erklärungsversuche, durch deren Widerlegung eben die Theorie der beiden genannten Gelehrten (S. 23 ff.) begründet wird. Die gewonnene Anschauung wird durch zahlreiche Beispiele erläutert;

am Schluss ist eine statistische Übersicht über den Gebrauch des *δέ ἀποδοτικόν* in zwei Tabellen gegeben. — In der ganzen Arbeit spricht sich eine gesunde Auffassung von dem Leben der Sprache aus, und man erkennt unschwer den bedeutenden Einfluss, welchen Ludwig Lange, dessen Zuhörer der Verfasser in Leipzig gewesen ist, auf ihn ausgeübt hat. Möchten nur recht viele andere diesem Beispiele folgen. Mehrere Jahre, nachdem die epochemachenden Arbeiten von Windisch, „über den Ursprung des Relativpronomens in den indogermanischen Sprachen“ (Curtius' Studien II, 1869), und von Lange, über „den homerischen Gebrauch der Partikel *εἰ*“ (Abhandl. d. K. Sächs. Gesellsch. d. Wissensch. philol.-histor. Kl. VI, 1872. 1873), erschienen waren, musste das Resultat einer Untersuchung wie der vorliegenden von Lahmeyer eigentlich als etwas Selbstverständliches mit unbedingter Zustimmung wenigstens von Sachkundigen aufgenommen werden. Das ist doch nicht geschehen. Ich begnüge mich auf die eingehende Rezension von A. Grumme (Philol. Rundsch. 1881 Sp. 1069—1074) zu verweisen, der meint bei der Erklärung bleiben zu müssen, welche Classen für die hier behandelte syntaktische Erscheinung gegeben hat: „die Kraft des realen Inhaltes des Gedankens bricht durch die formale Regel der Periode hindurch“.

Dafs eine solche Regel der Periode eben bei Homer noch gar nicht da ist, sondern allmählich sich bildet, hat Lahmeyer treffend nachgewiesen. Besonders wertvoll sind dafür diejenigen Stellen, an denen ein Vordersatz mit *μέν* dem Nachsatze mit *δέ* vorhergeht, also das ursprünglich parataktische Verhältnis noch rein erhalten ist (vgl. Lahmeyer S. 5. 13. 14). Z. B. *ψ* 558f.:

*Ἀντίλοχ', εἰ μὲν δὴ με κελεύεις οἴκοθεν ἄλλο
Εὐμήλω ἐπιδοῦναι ἐγὼ δέ κε καὶ τὸ τελέσω.*

Die übrigen Beispiele dieser Art sind: *I* 300. *δ* 831. *λ* 385. Zweifelhafte ist die Lesart *Y* 41 (Lahmeyer S. 4f. ungenau, stimmt auch nicht zu S. 17) und *ψ* 319. Auf einem Versehen beruht wohl (S. 9) die Anführung von *φ* 253; denn hier steht *εἰ δὴ*, nicht *εἰ μὲν*. Auch eine Anzahl anderer Beispiele verwertet Lahmeyer (S. 13) mit Unrecht in diesem Zusammenhange¹⁾; sie enthalten zwar *μέν* nach der Konjunktion des Vordersatzes, aber diesem entspricht nicht das *δέ* im Nachsatze, sondern ein weiter unten folgendes „aber“. Solche Fälle sind: *I* 550 ὄφρα μὲν (— 553 ἀλλ' ὅτε δὴ), *M* 10 ὄφρα μὲν (— 13 αὐτὰρ ἐπεὶ), *Σ* 257 ὄφρα μὲν (— 261 νῦν δέ), *Y* 41 ἦος μὲν (— 47 αὐτὰρ ἐπεὶ, wenn dieses Beispiel nicht überhaupt zu streichen ist; vgl. oben), *ι* 56 ὄφρα μὲν (— 58 ἦμος δέ). An all diesen Stellen ist das Verhältnis kein anderes als in den

¹⁾ Auf diesen Fehler hat auch Nieberding in der sogleich zu besprechenden Programmabhandlung hingewiesen.

Versen I 508 ff., über welche Lahmeyer S. 17 vollkommen richtig urteilt. — Die soeben besprochenen Beispiele gehören einer Rede-weise an, die altertümlicher ist als die bei Homer herrschende; es giebt andere, die sich nach der entgegengesetzten Seite auszeichnen. Denn nachdem das Gefühl für die Zusammengehörigkeit von Vorder- und Nachsatz sich befestigt hatte, konnte es später vorkommen, daß mit Rücksicht auf diese Zusammengehörigkeit die Form des Vordersatzes gebildet und aus Nachlässigkeit der Nachsatz so ausgesprochen wurde, als ob kein Vordersatz vorbergehe. Auf Fälle dieser Art beschränkt Lahmeyer mit Recht die Annahme einer Anakoluthie. Sie findet dann statt, wenn in einem durch eine temporale Konjunktion oder durch ein Relativpronomen eingeleiteten Vordersatze der Konjunktiv mit *ἄν* oder der Optativ steht und der Nachsatz mit *δέ* eingeleitet wird. Beispiele sind: *χ* 216 f., *Ο* 743 ff. u. a. (bei Lahmeyer S. 27. 39).

44) R. Nieberding, Über die parataktische Anknüpfung des Nachsatzes in hypotaktischen Satzgefügen, insbesondere bei Homer. Progr. d. Kgl. Kathol. Gymn. zu Grotz-Glogau. 1882. S. 1—37.

Der Verfasser knüpft an Lahmeyers Arbeit an und berichtigt zunächst das von demselben verwertete Beweismaterial, indem er, ebenso wie es im vorstehenden Berichte geschehen ist, von den Stellen, in denen der Vordersatz ein *μέν* enthält, alle diejenigen ausscheidet, in denen dieses *μέν* nicht dem *δέ* des Nachsatzes, sondern einer später folgenden Adversativpartikel entspricht. Auch die 4, die übrig bleiben (*ψ* 558, *I* 300, *κ* 385 und auch *δ* 831) sucht Nieberding (S. 6f.) zu entkräften, aber ohne Erfolg. Dies hängt mit seiner Grundanschauung und, wie ich glaube, seinem Grundirrtum zusammen, der darin besteht, daß er den Sprachgebrauch Homers mit dem späterer Schriftsteller auf eine Stufe stellt. Verdienstlich ist (S. 24—28) die reichhaltige Sammlung von Beispielen für den Gebrauch des *δέ ἀποδοτικόν* bei Herodot, Thucydides, Xenophon, Plato u. a. Aber diese Beispiele beweisen noch nicht, daß Lahmeyers Erklärung aus älterer Parataxis falsch ist; eine Verteidigung derselben, die hier natürlich nur in ihren Grundzügen angedeutet werden kann, würde etwa folgende Gedanken zu verwerten haben. Einmal stammt die Mehrzahl der von Nieberding angeführten Stellen aus Herodot, dessen Syntax zwar entwickelter ist als die Homers, aber ihr doch näher steht als die ausgebildete Kunst der Attiker; was bei diesen, ganz überwiegend bei Historikern, sich findet, kann sehr wohl auf Herodots Einfluß zurückgehen (vgl. Krüger zu Thucyd. II 65, 3). Dies ist ein äußeres Argument. Sehen wir uns nun die innere Beschaffenheit der einzelnen Beispiele an, so finden wir (vgl. Nieberding S. 29 Nr. 4), daß sie mit geringen Ausnahmen einander sehr ähnlich sind: *δέ* steht fast immer hinter einem Pronomen oder Pronominaladverbium, wie z. B. in der zur Einleitung des

Nachsatzes geläufigen Formel *οὕτω δὲ καὶ*. Wir haben es hier nicht mit der lebendigen Anwendung eines in seiner vollen Bedeutung aufgefaßten Wortes zu thun, sondern mit der gewohnheitsmäßigen Wiederholung einer in früherer Zeit fertig gewordenen Wortverbindung. Wie diese Verbindung zu Stande gekommen ist, das kann eben nur durch eine Analyse des noch werdenden Sprachgebrauches bei Homer erkannt werden. Der Verf. sucht ihn als einen fertigen zu erklären und ist darin so wenig glücklich, wie andere vor ihm es gewesen sind. Zwar den von Classen (Beobachtungen über den homer. Sprachgebrauch, 1867, S. 32) aufgestellten und von Grumme (vgl. oben S. 360) angenommenen Satz, daß in dem *δέ ἀποδοτικόν* „die Kraft des realen Inhaltes des Gedankens durch die formale Regel der Periode hindurchbricht“, weist er (S. 21.) richtig damit zurück, daß sich der in Rede stehende Gebrauch oft gerade in Sätzen findet, in denen von besonders kräftiger Gegenüberstellung der Gedanken keine Spur zu erkennen ist. Aber die von ihm selbst (S. 31 ff.) entwickelte Ansicht ist im Grunde ein Verzicht auf Erklärung überhaupt. Er nimmt mit Hartung (Lehre von den Partikeln der griech. Sprache. 1832) ein doppeltes *δέ* an, ein konjunktives (als Satzverknüpfende Konjunktion) und ein korrespondives (als Adverbium in der Bedeutung „andererseits“, auch im Nachsatze verwendbar). Das ist gewiß richtig; aber hiermit ist nur das Vorhandensein eines doppelten Gebrauches bei Homer konstatiert. Wie dieser doppelte Gebrauch eines und desselben Wortes entstanden sei, das war die Frage und bleibt die Frage für den, der Niedersatz folgt. Nach der Ansicht des Referenten ist sie von Lahmeyer durchaus zutreffend beantwortet worden.

45) Johannes Renner, Kritische und grammatische Bemerkungen zu Homer. Progr. d. Gymn. zu Zittau. 1882. 28 S.

Eine Anzahl von solchen Stellen der Ilias wird besprochen, an denen in auffallender Weise ein Gedanke parenthetisch in ein Satzgefüge eingeschoben ist oder wo zwischen den Gliedern eines Gedankens ein bemerkenswerter Parallelismus stattfindet. In der Mehrzahl der Fälle sucht der Verfasser der Auffassung eines scheinbar den Zusammenhang störenden Gedankens als einer Parenthese erst Geltung zu verschaffen und auf diese Weise Verse, welche von anderen für unecht gehalten worden sind, zu rechtfertigen, z. B. E 873 f. durch parenthetische Erklärung der in 875 folgenden Worte *σοὶ πάντας μαχόμεσθα*. An anderen Stellen erklärt er seine Zustimmung zu der schon von anderen vertretenen Annahme einer Parenthese, z. B. T 181 f., wo er sich an Autenrieth anschließt. Wieder in anderen Fällen ergiebt die Erörterung der Parenthese eine von der gewöhnlichen abweichende Interpretation, z. B. Y 421 *καρὶ δ' αἰὲς ὄφθαλμῶν κέχνη' ἀχλύς*; Renner sieht in den Worten eine erneute Mit-

teilung von dem Tode des Polydoros. Aber der Zusammenhang, der durch solche Auffassung vollständig zerrissen werden würde, spricht dagegen, und die Bedeutung von ἀχλύς spricht nicht dafür; es steht in ganz demselben Sinne Y 282, wo freilich ἄχος überliefert ist, aber Düntzer und Nauck mit Recht ἀχλύς nach Bentleys Vorschlag eingesetzt haben. Nur an einer Stelle bekämpft Renner die Annahme der Parenthese, T 43 καὶ ἔχον οἴηια τηῶν, indem er den ganzen Vers für interpoliert erklärt.

46) von Christ, Der Gebrauch der griechischen Partikel ΤΕ mit besonderer Bezugnahme auf Homer. Sitz.-Ber. d. philol.-philol. u. histor. Cl. d. k. b. Akad. d. Wissensch. zu München. 1880. S. 25—76.

Gegenstand der Untersuchung sind natürlich vorzugsweise diejenigen Gebrauchsweisen von τε, die von denen der späteren Gracität abweichen und zu der gewöhnlich angenommenen Bedeutung „und“ oder korrespondierend „sowohl . . . als auch“ nicht passen. Dies gilt namentlich von τε in Relativsätzen und von dem an ein Pronomen indefinitum angehängten τε (z. B. M 150 εἰς ὃ κέ τις τε βαλὼν ἐκ θυμὸν ἔληται). Christs Grundanschauung über die Entwicklung der Syntax ist die richtige, und ihr entspricht auch sein Bestreben, die verschiedenen syntaktischen Beziehungen, die wir bereits bei Homer vorfinden, auf noch einfachere, gemeinsame Elemente zurückzuführen. So weit es sich dabei um Vereinigung des kopulativen τε (auch in Relativsätzen) mit dem indefiniten (nach τίς u. ä.) handelt, ist ein Zurückgreifen in die vorgriechische Zeit der Sprachgeschichte notwendig (S. 70 ff.), auf das hier nicht eingegangen zu werden braucht. Dagegen ist die ursprüngliche Identität des kopulativen τε und des in Relativsätzen angewandten noch bei Homer erkennbar und wird von Christ mit Recht nachdrücklich hervorgehoben. „Die Relativsätze nehmen eine Mittelstellung zwischen parataktischem und hypotaktischem Satzgefüge ein“, heißt es S. 50, und nach einer Darlegung der Beispiele aus solchen Sätzen wird geschlossen: „Jedenfalls weist das τε nach dem Relativpronomen auf eine Epoche der Sprachentwicklung hin, wo das Pronomen ὃς ἢ ὃ noch nicht in ausgesprochener Weise der relativen Satzverbindung diente, sondern noch die ehemalige demonstrative Geltung durchblicken liefs.“ Um den Übergang aus der einen Bedeutung in die andere anschaulich zu machen, führt der Verf. (S. 50f.) Beispiele aus Sanskrit und Gotisch an; näher lag es im Grunde und versprach mehr Wirkung, an unser relatives „der, die, das, da, dessen“ zu erinnern.

Im einzelnen bin ich mit Christ nicht überall einverstanden. In α 60 οὐ νύ τ' Ὀδυσσεὺς κτλ. das τ' als τε zu erklären, wie S. 39 geschieht, ist kaum möglich, da der Dativ in diesem Zusammenhang nicht wohl entbehrt werden kann. — Korrespondierendes τε . . . τε in hypothetischen Perioden sucht der Verf.

S. 45f. wegzuschaffen; in Sätzen wie *A* 81f. *εἰ περ γάρ τε χόλον γε καὶ αὐτῆμαρ καταπέψῃ, ἀλλὰ τε καὶ μετοπίσθεν ἔχει κότον, ὄφρα τελέσῃ*, sei *τέ* mit *γάρ* und *ἀλλὰ* zu verbinden und als „begräftigende Partikel“ zu fassen. Diese Kategorie sollte lieber ganz gestrichen werden; von einer Partikel sagen, sie stehe zur Verstärkung, heißt im Grunde nicht viel mehr als erklären, man wisse nicht, weshalb sie dastehe. — In Nachsätzen wie *A* 405 (*ἔπει . . πᾶσαντο μίστυλλον τ' ἄρα τᾶλλα καὶ ἀμφ' ὀβελόσιν ἐπειρον*), entspricht *τέ* ganz sicher dem nachfolgenden *καί*, während Christ (S. 48) nur zugiebt, dafs sich solche Annahme „nicht unbedingt abweisen lasse“. — In *ὡς τε* nimmt er indefinites *τέ* an; diese Verbindung ist aber von der mit dem Relativpronomen gar nicht verschieden, wie die von Christ angeführten Beispiele selber zeigen, am deutlichsten (S. 64) die Stelle *P* 434f.: *ὡς τε στήλη μένει ἔμπειδον*, wo gerade in diesem Satze der Indikativ steht (vgl. S. 55). — Verunglückt ist die Berufung auf *ὡς τε* als ionische Übersetzung von äolischem *ὡς κε* in der Inschrift von Erythrae (Delect. inscr. Gr. 431). Dort steht nur an einer Stelle (Z. 7) *ὡς τε ξενίσθειεν*, was aber Führer mit Recht in *ὡς [x]ε ξενίσθειεν* korrigiert hat; das andere Beispiel, das Christ in derselben Inschrift gefunden hat, [*ὡς τε γένηται* Z. 45, beruht nur auf einer falschen Ergänzung des ersten Herausgebers.

- 47) Thiemann, Über den Gebrauch der Partikel *δή* und ihre Bedeutung bei Homer. Zeitschr. f. d. Gymn.-Wesen. XXXV (1881) S. 530—534.

Wie sich so viele verschiedene Anwendungen und Bedeutungen von *δή* bei Homer (sicherlich, wirklich, doch, ja, nun, endlich u. a.) aus der demonstrativen Grundbedeutung entwickelt haben, wird an einer Anzahl einzelner Beispiele nachgewiesen.

- 48) B. Ansems, Bedeutung und Gebrauch von *διά* bei Homer. München 1883.

Diese Schrift ist mir nicht zugänglich gewesen.

- 49) Maximilianus Lechner, De pleonasmis Homericis. I. II. Progr. d. Gymn. in Ansbach. 1882. 1883. 31, 42 S.

Die Beispiele pleonastischer Ausdrucksweise bei Homer sind gesammelt und in Gruppen geordnet. Der erste Teil enthält solche Fälle, in denen einem Begriff ein anderer, der in ihm schon enthalten ist, hinzugefügt wird, sei es als Apposition (*ἀνδρωπος ὀδίτης*) oder als adverbelle Bestimmung (*μέγας μεγαλωστί*) oder als abhängiger Kasus (*ὀφθαλμοῖσι ἰδεῖν*) oder in irgend einer anderen grammatischen Beziehung. Der zweite Teil behandelt den Parallelismus im Ausdruck, der sich besonders häufig in Reden findet (*κάρτεϊ τε σθένει τε, ἔπος φάτο φώνησέν τε* u. ä.). Die Arbeit beschränkt sich in beiden Teilen im wesentlichen auf eine Darlegung des Materials.

- 51) J. Draheim, De Homeri verborum collocatione. Festschrift d. K. Wilh.-Gymn. in Berlin 1883 (auch im Progr. derselben Anstalt 1884). S. V—X.

Eine Studie, die jedenfalls dem Fleisse des Verfassers volle Anerkennung sichert. Ob die darin sich äussernde Auffassung der homerischen Sprach- und Verskunst, mit welcher der Verf. freilich nicht allein steht, eine berechnete sei, erscheint eher zweifelhaft. Draheim hat die Reihenfolge beobachtet, in der folgende Satztheile zu einander zu stehen pflegen: Subjekt und Prädikatsverbum, Substantiv und adjektivisches oder Genetiv-Attribut, Verbum und davon abhängiger Infinitiv. Das Beobachtungsmaterial wird für α vollständig mitgeteilt, für die übrigen 47 Bücher nur ein Verzeichnis der von der Regel abweichenden Fälle. Als Regel aber wird Folgendes angenommen: Das Subjekt geht dem Verbum, das Attribut dem Nomen voran; der Infinitiv steht hinter dem regierenden Verbum. Abweichende Fälle sind nicht ganz wenige, grossenteils von der Art, dass auf das ungewöhnlich gestellte Wort der Versschluss oder eine Cäsur (der Verf. begreift die bukolische Diärese mit unter diesen Namen) folgt. Inwiefern darin eine „Ursache“ der abweichenden Wortstellung zu finden sei, hat Draheim nicht erklärt. Bedenken gegen seine Methode erregt der Umstand, dass er zwar vor der Einseitigkeit warnt, in Fragen über Wortstellung blofs grammatische oder blofs metrische Gesichtspunkte zu verfolgen, aber seinerseits einen dritten, der durch die Rücksicht auf den Sinn jedes einzelnen Satzes gegeben ist, nicht erwähnt. Es macht doch, um nur die landläufigsten Kategorien zu erwähnen, einen Unterschied, ob ein Genetiv als subjectivus, objectivus oder partitivus aufzufassen ist; Verbindungen wie *ἀμα προΐησ' ἀνέμοιο* α 98, *τίσις ἔσεται Ἀτρεΐδαο* α 40, *ὅστις ἐν ἀμφιάλω Ἰθάκῃ βασιλεύσει Ἀχαιῶν* α 401, dürfen nicht zusammengeworfen werden, was Draheim durchweg gethan hat. — In manchen Fällen scheint die von ihm als regelmässig bezeichnete Reihenfolge der Wörter viel eher durch die unwillkürliche Hervorhebung des Wichtigen als durch den Gedanken an eine grammatisch-metrische Regel verursacht zu sein; z. B. α 55 *τοῦ θυγάτηρ δύστηνον δδυρόμενον κατερύκει*, oder α 217 f. *ὡς δὴ ἐγὼ γ' ὄφραλον μάκαρός νύ τευ ἔμμεναι νιός ἀντρος*, wo beidemale der Genetiv dem Substantivum vorangeht, zu dem er gehört. — In besonderem Zusammenhange werden S. VII Beispiele angeführt, welche eine Probe für die Richtigkeit einer vorher aufgestellten Regel dadurch ergeben sollen, dass die ungewöhnlich gestellten Worte ihrer Gestalt nach nicht an den Versschluss und auch nicht vor eine Cäsur passen; aber hier sind die trochäische Cäsur und die bukolische Diärese nicht mitgerechnet. Sonst würde die Probe nicht stimmen. — Referent bescheidet sich gern abzuwarten, ob andere in den von Draheim gemachten Mittheilungen ein bestimmtes Resultat erkennen werden.

51) Benedict Pichler, Über syntaktische Beziehungen Herodots zu Homer. Progr. d. k. k. Ober-Gymn. in Biolitz. 1882. S. 3—16.

Der Verf. hat die richtige Beobachtung gemacht, daß die Satzbildung bei Herodot in vielen Punkten noch der homerischen Einfachheit nahe steht, und giebt Beispiele dieser Erscheinung hauptsächlich für folgende Fälle: Parataxis statt der Hypotaxis, Konstruktion καὶ ὅλον καὶ κατὰ μέρος, Setzung von Konjunktionen zur Einleitung des Nachsatzes, Anwendung von γὰρ ohne Vorhergehen eines zu begründenden Satzes u. ä. Zuweilen scheint es so, als habe der Verf. von der allmählichen Entwicklung der Sprache eine richtige Vorstellung, z. B. gleich im Anfang (S. 3), wo er sagt, daß die Sprache bei Herodot die Eigentümlichkeiten des homerischen Zeitalters noch nicht völlig abgestreift habe. Dazwischen kommen aber auch ganz andere Anschauungen vor, besonders S. 11, wo von dem δὲ ἀποδοτικὸν gesagt wird, daß es den Charakter der hypotaktisch gebildeten Periode alteriere „und somit, indem das Ganze der Periode auf dem Gesetze der Subordination beruhe, die äußere Form der Koordination darstelle“, und nicht minder auffallend S. 12, wo die Setzung von γὰρ im Anfang der Rede (z. B. x 383) damit erklärt wird, daß in der Lebhaftigkeit des Sprechens der begründende Satz dem zu begründenden vorangestellt sei. Im ersteren Falle erkennen wir vielmehr eine Spur des noch werden- den Satzgefüges, im zweiten ist eine Ellipse anzunehmen und die Begründung mit γὰρ auf Ton, Miene, Geberde des Sprechenden zu beziehen; γὰρ läßt sich deutsch sehr gut wiedergeben durch das enklitische „ja“ (vgl. oben S. 271 in der Besprechung von Jordans Ilias-Übersetzung). Daß der Verfasser zu einer klaren historischen Ansicht vom Wesen der Sprache noch nicht durchgedrungen ist, zeigt auch der Schluß, wo er (S. 15) von dem „stilistischen Einflusse“ spricht, den Homer auf Herodot ausgeübt habe.

VII. Realien. Topographie und Geographie. Mythologie.

Der hier folgende Abschnitt meines Berichtes war größtenteils schon geschrieben, als erschien

A. Gemoll, Jahresbericht über die homerischen Realien für die Jahre 1879—83, im Jahresber. über d. Fortschr. d. class. Altertumsw. XXXIV. S. 140—168.

Der Verf. nimmt den Begriff „Realien“ im weiteren Sinne und bespricht z. B. auch eine Schrift über „Goethe und Homer“. Sein Bericht enthält mehrere Stücke, die mir nicht zugänglich gewesen sind; das Genauere darüber wird im einzelnen Falle angegeben werden. Auch sonst wird hier und da Veranlassung sein, Gemolls Arbeit zu citieren.

An die Spitze stellt sich der Bedeutung seines Themas nach:

- 1) E. Buchholz, Die homerischen Realien. Zweiter Band: Öffentliches und privates Leben. Zwei Abteilungen. Leipzig 1881. 1883. XX, 436 und XII, 332 S.

Dem ersten Bande des Werkes (Welt und Natur: 1. Homerische Kosmographie und Geographie. 2. Die drei Naturreiche) ist die Fortsetzung nach einer Pause von fast 10 Jahren gefolgt, während welcher der Verfasser fern gehalten wurde. Man versteht und teilt gern die Freude, mit der er sich der einmal übernommenen Aufgabe wieder zugewendet hat, und man spürt diese Empfindung durch das ganze Buch in dem liebevollen Fleiße, mit dem der Stoff zusammengetragen, in dem warmen Interesse, mit dem die Fragen, zu denen er Anlaß gab, behandelt sind. Die Kritik hat das Buch im ganzen nicht eben freundlich aufgenommen; der Verf. selbst klagt über die Ungerechtigkeit, die ihm von Seiten der Rezensenten zu Teil geworden sei, und spricht sich fast bitter darüber aus in der an den Minister Gladstone gerichteten ausführlichen Widmung. Es sei so leicht, meint er, auf ein Buch zu schelten, bei dessen Abfassung es galt „eine ungeheure Masse von Stoff und Quellenliteratur zu bewältigen, Tausende von Einzelheiten unter einen höheren Gesichtspunkt zu vereinigen und schließlic durch klare und unbefangene Erwägung zu wenigstens annähernd richtigen Resultaten zu gelangen. Zu fordern, daß ein solches Buch vollkommen und von allen Irrtümern und Mißgriffen frei sei, würde die härteste Unbilligkeit, wenn nicht etwas Schlimmeres, vertragen.“ Das ist gewiß richtig. Wer eine so schwierige und umfassende Arbeit, wie eine Darstellung der Homerischen Realien, in Angriff nimmt, der verdient, sollte man meinen, eher Aufmunterung für seine Mühe als Einschüchterung. Aber so gern man alles vermeiden möchte, was der letzteren nahe kommt, so bleibt doch die Thatsache bestehen, daß das vorliegende Buch nicht nur an vielen einzelnen Irrtümern leidet, sondern daß es in seiner ganzen Ausführung manches Bedenkliche hat, weniger was die Sammlung des Stoffes als was die Art seiner Verwertung betrifft. Dies wird nachher zu begründen sein. Ich gebe erst eine kurze Uebersicht der Disposition des Werkes.

Die erste Abteilung ist der Darstellung des öffentlichen Lebens gewidmet; davon erstes Buch: „Der Staat im Frieden.“ Der erste Abschnitt in diesem Buche handelt von der Organisation des Staates; Klassen der Bevölkerung; König, Rat und Volk; Rechtspflege. Der zweite Abschnitt ist überschrieben „Besitz und Erwerb“; in ihm werden Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fischfang, Handwerk u. s. w., auch Kunstfertigkeiten, Gesang, Musik, Tanz und Gymnastik besprochen. Zweites Buch: „Der Staat im Kriege“. Der erste Abschnitt enthält: Motive und Art der Kriegführung, Heer- und Lagerwesen; der zweite: Bewaffnung und Bekleidung des homerischen Kämpfers. In der zweiten Abteilung

des Bandes kommt das Privatleben zur Darstellung. Ich gebe hier nur die Ueberschriften der 5 gröfseren Unterabteilungen: 1. Familie und häusliches Leben; 2. Wohnung und häusliche Einrichtung; 3. Körper- und Gesundheitspflege, homerische Medicin; 4. Kleidung und Kosmetik; 5. Tod und Totenbestattung.

Auf das beigebrachte Beweis-Material kann man sich nicht immer verlassen. Von dem Gehöfte des Eumaios heifst es I 144, es habe in „weitumschauender Gegend“ gelegen. Dafs die Worte *προσκέπτω ἐνὶ χώρῳ* ξ 6 von manchen ähnlich erklärt werden, ist ja bekannt. Aber mindestens erwähnt mußte doch werden, dafs auch eine andere Übersetzung für sie vorgeschlagen worden ist: „an einem ringsum gedeckten Platze“, zumal an den zwei anderen Stellen, an denen dieselben Worte sich finden, α 426, κ 211, diese zweite Erklärung kaum abzuweisen ist. Namentlich von dem Palaste der Kirke, den die Gefährten des Odysseus ἐν βήσσησι τετυγμένα finden, kann doch nicht gesagt werden, er sei in „weitumschauender Gegend“ gelegen gewesen. — I 238 steht folgender Satz: „Sollten die Pferde Halt machen, so zog der ἡνίοχος die Zügel straff an (ἐξ ἄντυγος ἤνία τείνειν).“ Das ist zwar an sich selbstverständlich; aber an der angeführten Stelle E 262 bedeuten die Worte: „am Wagenrande die Zügel anbinden.“ Aus Buchholz' Anmerkung, in welcher er die richtige Übersetzung aus Ameis citiert, geht nicht einmal hervor, ob er sich des Unterschiedes derselben von seiner eigenen bewußt geworden ist. — *Τηλεκλειτός* übersetzt man „weit berühmt“. Will man (mit Wolf) E 491, Z 111, M 108 *τηλεκλήτοὶ ἐπίκουροι* schreiben und „fernher gerufene Helfer“ erklären, so läßt sich darüber ja streiten. Wer aber, wie Buchholz I 306, das eine Wort griechisch anführt und dazu von dem andren die deutsche Übersetzung giebt, der läßt befürchten, dafs er beides nicht genau verstanden habe. — *Κρειῶν πίνακας* α 141 erklärt Buchholz II 205 (mit Ameis) als „kleine Stücke oder Scheiben“ von Fleisch. Dafs andere unter *πίνακες* „Teller, Schüsseln“ verstehen, durfte in einem umfassenden Lehrbuch der homerischen Realien nicht verschwiegen werden.

Die Deutung der angeführten Stellen ist nicht selten willkürlich, manchmal in ganz gegenstandslosen Vermutungen sich ergehend. Wenn Odysseus ϑ 84 f. die Enden seines Mantels über den Kopf zieht, um das Gesicht damit zu bedecken, so erkennt Buchholz I 379 darin eine besondere Einrichtung dieses Kleidungsstückes, vermöge deren es „wie eine Art Kappe oder Kapuze“ habe über den Kopf gezogen werden können. — Der Ausdruck *ἀγροῦ ἐπ' ἄσχατιῆς*, der sich in der Odyssee mehrmals findet, wird I 141 dahin gedeutet, dafs „man die Viehställe, um sie vor den Angriffen der vom Meere her die Küstenstriche bedrohenden Räuber sicher zu stellen, in der Regel tiefer im Binnenlande (*ἀγροῦ ἐπ' ἄσχατιῆς*)“ angelegt habe. Aber an keiner der angeführten Stellen (ε 489. ξ 104. σ 358. ω 150) liegt irgend etwas

vor, wodurch man auch nur versucht sein könnte ἐπ' ἐσχατιῆς auf die Entfernung vom Meere zu beziehen. — Von Schiffen werden I 245 Kriegsschiffe und Lastschiffe unterschieden. Dazu heisst es: „Bei Lastschiffen kamen, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, vorzugsweise Segel zur Anwendung; indefs gab es auch beruderte Kauffahrteischiffe, wie denn ausdrücklich ein solches mit zwanzig Rudern erwähnt wird“. In Wirklichkeit wird ein Lastschiff (φορτίς) überhaupt nur an den beiden von Buchholz citierten Stellen (ε 249. ι 322) erwähnt; und wenn an einer von diesen die zwanzig Ruder ausdrücklich genannt werden, so fragt man erstaunt, was denn die Bemerkung von der überwiegenden Anwendung der Segel in einer Darstellung der homerischen Realien wolle. — Wie leicht der Verf. bereit ist, das Material von Notizen, die wir aus Homer gewinnen können, mit Hilfe der eigenen Phantasie zu vermehren, zeigt auch folgende Bemerkung (II 9): „Für die Schließung einer zweiten Ehe von Seiten des Mannes nach dem Tode der Frau findet sich bei Homer kein Beispiel; ohne Zweifel kam sie höchst selten vor, da derselbe Anstand nahm, den schon vorhandenen Kindern ihr Vermögen zu schmälern.“ — Übrigens finden sich gelegentlich auch Stellen, wo Buchholz mit übertriebener Bescheidenheit von Vermutungen spricht, während sich Bestimmtes wissen liefs. I 378 ist von der Benutzung des Mantels (χλαῖνα) die Rede: „Mitunter gebrauchte man sie auch wohl, um sich bei Nacht damit zuzudecken, wie z. B. Eurynome über den schlafenden Odysseus eine Chlaina wirft“; dazu werden citiert: ν 4. 95. γ 349 f. λ 189 f. Bekanntlich ist χλαῖνα der stehende Ausdruck für die Decken, in die man sich beim Schlaf einhüllt, und zum Überflufs ist das auch vom Verfasser selbst in der anderen Abteilung des Buches (II 159 f.) ausführlich auseinandergesetzt.

Die reflektierende Beurteilung der homerischen Kulturzustände könnte mit Stillschweigen übergangen werden, wenn sie nicht in dem Buche einen sehr breiten Raum einnahm. Was Buchholz in dieser Beziehung bietet, grenzt an das Unglaubliche. Ich begnüge mich mit ein paar Beispielen. I 310 heisst es in einer Schilderung der Art der Kriegführung: „Am meisten befremdend ist für uns bei unsern Begriffen von der Noblesse eines Heros, dafs er es nicht verschmäht, sich in den Hinterhalt (λόχος) zu legen und den arglos einherziehenden Feind hinterrücks zu überfallen und erbarmungslos niederzumachen“. Nach einer längeren Betrachtung über das Tadelnswürdige eines solchen Verfahrens wird dann doch gefunden, dafs diese Art der Kriegführung bei einem Naturvolke ganz erklärlich sei und „mit der Völkerpsychologie im Einklang stehe“. Glaubt der Verf. wirklich, dafs man es heutzutage anders macht? — Wenn K. Fr. Hermann an einer Stelle der „Staatsaltertümer“ die Bemerkung macht, die ersten Spuren des Überganges der Monarchie in Aristokratie fänden sich

schon bei Homer, so gründet Buchholz I 70 darauf die Behauptung: „Überhaupt versetzt uns das homerische Epos in eine Periode revolutionärer Gährung, der selbst die Centralgewalt der heroischen Welt, das Königtum, sich nicht zu entziehen vermag“. Und eine Bestätigung dafür, wie wenig man z. B. das Herrscherhaus des Kephallenerfürsten achtete, findet er in der Thatsache, „dafs man es ruhig ansehen konnte, wie Laërtes, der Vater des Odysseus, in nichts weniger als fürstlichem Glanze, ja äufserst ärmlich lebte und, mit schmutzigem, grobem und vielfach geflicktem Leibrock bekleidet, sogar mit eigener Hand sein Land bestellte“. Was hier als eine Spur der revolutionären Gährung, in die uns das homerische Epos versetze, betrachtet wird, dient anderwärts (I 9, freilich richtiger) zum Beweise für die naiven Sitten des heroischen Zeitalters. Von dieser Naivetät hat Buchholz überhaupt seine eigenen Vorstellungen und zeigt sie vielleicht nirgends schonungsloser als in den Abschnitten, welche von der Ehe und dem Verkehr der Geschlechter handeln; aber ich muß mir versagen, etwas davon hier wiederzugeben. Wer die genannten Abschnitte (besonders II S. 2 f. 14 f.) nachlesen will, wird zwar wenig Freude davon haben, aber wenigstens einen theoretischen Gewinn: er wird über den Wert des hier besprochenen Buches nicht mehr im Zweifel sein.

- 2) Otto Retzlaff, Vorschule zu Homer. Erster Teil: Homerische Antiquitäten in Form eines Vokabulariums. Zweiter Teil: Abrifs der Homerischen Mythologie und Geographie nebst einer Übersicht der Litteratur zu den homerischen Realien. Zweite, vielfach berichtigte und erweiterte Auflage. Berlin 1881. XIII, 114 und VI, 136 S.

Das Erscheinen der zweiten Auflage beweist, dafs das nützliche Werkchen, das zuerst 1868 herausgegeben wurde, wenn auch vielleicht nicht in unmittelbarer Benutzung als Schulbuch, doch Anerkennung und Verbreitung gefunden hat. Die Form des Vokabulariums war für die Darstellung der homerischen Antiquitäten schon in der ersten Auflage gewählt worden, und der Verfasser spricht sich in dem Vorwort zur zweiten Auflage von neuem darüber aus, wie er sich die Verwendung dieses Vokabulariums denkt: er möchte durch ein systematisches Erlernen von Vokabeln, das der Lektüre voranzugehen und sie zu begleiten hätte, den Schülern die Mühe der Präparation erleichtern. Von der Richtigkeit eines solchen Verfahrens, zu dem Referent wenigstens sich niemals entschliessen könnte, ist glücklicherweise die Brauchbarkeit von Retzlaffs Buch nicht abhängig. Es zwingt nicht zu einer bestimmten Art von Benutzung, sondern giebt einen wohlgeordneten und mannigfaltigen Stoff, mit dem nun jeder machen kann, was er will. — Der erste Teil ist von 83 auf 108 Seiten angewachsen. Hinzugekommen ist in Kap. I ein ausführlicher Abschnitt über „die homerischen Farben“; sonst sind mehrfach einzelne Artikel eingefügt, wie in Kap. I *ὄψος* „der Fahrwind“ mit seinen

Epithetis, in VI eine Anmerkung über die sprichwörtliche Verwendung von Tiernamen, in XVII genauere Mitteilungen über Augurien und Prodigien. Die Angaben über ἀπαξ εἰρημένα sind revidiert, indem der Stern, der sie bezeichnet, gestrichen oder neu gesetzt wurde. Hinzuzufügen wäre der Stern noch bei ἰονθάς S. 19. Dafs sich über manche der beibehaltenen Wort- und Sacherklärungen streiten läfst, ist natürlich, und der Verf. verdient nur Zustimmung, wenn er fast überall sich für eine bestimmte Erklärung entschieden und die Zusammenstellung verschiedener Ansichten von einem Schulbuche fern gehalten hat. Ein paar geringfügige Ungenauigkeiten sei es gestattet zu notieren. S. 21 ist zu μαλλός bemerkt: „nur in πηγεσίμαλλος mit dickem Vlies“, während ein paar Zeilen weiter oben δασύμαλλος angegeben ist. S. 49 wird zur Erläuterung von δέμνια auf ψ 195—204 verwiesen, während dort der Ausdruck δέμνια gar nicht vorkommt. S. 57 steht σταμίνες mit langem ι, trotz σταμίνεσσιν ε 252. S. 59 könnte die Verbindung ἰσιόν ἐνίθεσθαι hinzugefügt worden. — Der zweite Teil war früher von dem ersten nicht getrennt. Der darin voranstehende Abschnitt über die Mythologie umfaßt 63 Seiten gegen 42 der ersten Auflage; hinzugekommen ist aufer manchen Einzelheiten (z. B. Vermehrung der aus Ilias und Odyssee angeführten Personen in Kap. I) namentlich ein längerer „Exkurs über die Wohnungen, Versammlungen, Erscheinungen, die Kräfte und das Leben der Götter“ (S. 33—40). Neu aufgenommen sind auch S. 23 die Hexameter über die zwölf Arbeiten des Herakles, welche auswendig zu lernen, wie es früher nach Jacobs' Lesebuch geschah, auch jetzt nicht schaden kann. Der „Abriss der homerischen Erdkunde“ ist etwas gekürzt (früher 23, jetzt 22 Seiten), neu darin S. 84 eine Anmerkung über trojanische Topographie, in der bemerkenswerter Weise die Auseinandersetzungen von E. Brentano erwähnt und die darin vorgebrachten „plausibeln Gründe“ gerühmt, auch manche anderen Schriften citirt werden; für die Ansicht, dafs „die Lokalitäten der Ilias nur in den allgemeinsten Umrissen feststehen, also unmöglich auf einzelne bestimmte Örtlichkeiten gedeutet werden können“, wird nicht auf Hercher, sondern auf Gemoll verwiesen. — Im Anhang ist die Stammtafel der Melampodiden gestrichen, dagegen das nützliche Verzeichnis der Homonyma (d. h. bei gleicher oder ähnlicher Form verschiedenes bedeutenden Wörter) erheblich vermehrt worden. — Die beiden Tafeln Abbildungen, welche die erste Auflage hatte, sind dem ersten Heft wieder beigegeben. Hinzugefügt sind am Schluß des zweiten Heftes 3 Karten: Karte von Troja, Karte des Kephalenen-Reiches, Homerische Welttafel. Zur erstgenannten ist bemerkt: „nach Schliemann, Autenrieth, Brentano u. a.“ Man muß daraus wohl schliessen, dafs die Aufnahme von Spratt, auf welche doch alle anderen Darstellungen zurückgehen, nicht verglichen worden ist. Die hier gegebene Karte ist denn auch weniger kor-

rekt und sauber als die in kleinerem Mafsstabe ausgeführte im ersten Heft von Fäsi-Frankes Ilias.

3) Max Schneidewin, *Homerisches Vocabularium*, sachlich geordnet. Paderborn 1883. VIII und 111 S.

Dafs Schneidewins Vocabularium kein unbedeutendes Buch sei, geht vielleicht schon daraus hervor, dafs es von zwei kundigen und namhaften Rezensenten ganz verschieden beurteilt worden ist: sehr lobend von H. Draheim in der „Wochenschrift für klassische Philologie“, sehr tadelnd von C. Thiemann in der „Berliner philologischen Wochenschrift“. Der Verf. hat aufser dem zunächst gegebenen Zwecke der Erleichterung der Lektüre noch den besonderen verfolgt, die Schüler dazu anzuleiten, „dafs sie aus den beiden einzigen konkreten Denkmälern des homerischen Zeitalters als die einfache Grundlage immer reicherer Kulturentwickelungen ein umfassendes Bild jugendlich-elementarer, edelnatürlicher Menschlichkeit herauslösen“. Die Rubriken, unter denen die Vokabeln (nur Begriffs-, nicht auch Beziehungswörter) zusammengestellt sind, sind nicht numeriert, sondern schliessen sich in zwangloser Folge an einander an. Ihrer Art nach sind sie natürlich den von Retzlaff benutzten ähnlich. Die ersten 5 Seiten sind der Mythologie gewidmet, aus der auf so engem Raume freilich nur ein Auszug gegeben werden konnte. Aber man erkennt kein rechtes Prinzip, nach welchem das eine weggelassen, das andere aufgenommen ist. S. 3 sind unter den Titanen Kronos und Hyperion nicht genannt, S. 4 unter „Meeresgottheiten“ nur Amphitrite und Thetis, nicht Proteus, die Nereiden u. a. Den Vokabeln ist in der Regel eine kurze Notiz über den Umfang ihres Gebrauches beigefügt, entweder ll., Od. oder die Bezeichnung der einzelnen Bücher, auf welche sie beschränkt sind, oder endlich genaue Angabe der Stellen, an denen sie vorkommen. Diese Citate sind nicht immer ganz zuverlässig. Z. B. S. 20 findet sich in dem Abschnitt „der menschliche Körper, seine Teile, Funktionen und Zustände“ zu *δημός* Folgendes: „*ἀργής* (in *ἀργέτι* A 810, *ἀργέτα* Φ 129) das weisse, *δίπλακι* Ψ 243;“ hier ist 810 verdruckt für 818, 129 für 127, und Ψ 243 ist gar nicht von dem Fett im menschlichen Körper die Rede. Die gegebene Übersetzung ist manchmal recht treffend und eigentümlich, z. B. S. 9 „*εἰ ποτ' ἔην γε* = lang, lang ist's her;“ manchmal doch auch ungeschickt, wie S. 52 „*ἐξ ἔρον ἐντο* (sie schickten aus sich heraus:) stillten ihr Verlangen“. In nicht wenigen Fällen fehlt sie ganz, was doch in einem für Schüler bestimmten Buche bedenklich ist. So stehen in dem schon angeführten Abschnitt S. 20 unter „*αἷμα* das Blut“ folgende Worte ohne Übersetzung: *αἵματι φοινός*, *θερμόν*, *λιαρόν*, *παχύ*; ein paar Zeilen weiter unter „*σμῶδιξ* die Blutstrieme“ folgende Worte unübersetzt: *αἵματι φοινικόσσαι*, *ἔξυπανέστη*, *ἀνέδραμον*;

S. 54 unübersetzt *Θρήνων ἑξάρχου* u. s. w. Für die Leser, an die Schneidewin gedacht hat, sind dergleichen Dinge nicht von selbst verständlich. Eher liefse sich eine Übersetzung wie die S. 6 gegebene entbehren: „*Ἥλιος** *ὑπερίων* Helios Hyperion“. Der Stern bezeichnet hier wie in anderen Fällen, daß die Bedeutung des Wortes eine streitige ist. Daß der Verf. auf Kontroversen nicht eingegangen ist, kann man gewiß nur billigen. Mehr als anfechtbar ist aber, was er S. VII über seine Art der Textbenutzung sagt. — Der Druck des Buches ist nicht recht übersichtlich, was um so störender wirkt, als der Verf. schon durch eine sehr abgekürzte Ausdruckweise manchmal das Verständnis erschwert hat. Welcher Schüler möchte z. B. Folgendes (S. 54) auf den ersten Blick verstehen: „*φορμίζειν* Σ 605; mit der Kitharis Od.“?

4) Leo Hepp, Politisches und Sociales aus der Ilias und Odyssee in vergleichender Darstellung. Progr. d. K. Gymn. in Rottweil. 1893. S. 1—72.

Die Arbeit schildert ausführlich die politischen und socialen Zustände, wie wir sie aus den homerischen Gesängen kennen lernen. Die neuere wissenschaftliche Litteratur ist in den Anmerkungen in reichlichem Maße angegeben; doch hat sich der Verf. mit Recht auf eigentlich gelehrte Auseinandersetzungen nicht eingelassen, sondern sich damit begnügt, das Material, das ihm aus der Dichtung selbst zu Gebote stand und das er vollständig beherrscht, unmittelbar sprechen zu lassen. In jedem einzelnen Kapitel ist zwischen Ilias und Odyssee ein Vergleich gezogen und so der Beweis geliefert, daß die Kulturzustände, welche beiden Werken zu Grunde liegen, erheblich von einander verschieden sind. Der Verf. folgert daraus (S. 71), daß auch die Gedichte selbst in einem Zwischenraume entstanden sein müssen, der über die Zeit eines Menschenalters hinausgehe. — Hier und da ist wohl ein einzelner Zug zu schnell verallgemeinert oder sonst zu einer minder sicheren Schlussfolgerung benutzt. T 302 heißt es von den Frauen, welche um den Tod des Patroklos klagten: sie beweinten *Πάτροκλον πρόφασιν, σφῶν δ' αὐτῶν κήδε' ἑκάστη*. Hepp sieht darin (S. 46) einen Beweis für die gedrückte Lage dieser Frauen und danach der gefangenen Frauen in der Ilias überhaupt. Wenn man aber bedenkt, wie sehr die Bemerkung des Dichters einer Beobachtung entspricht, die auch in gesichertster bürgerlicher Existenz noch heute täglich gemacht werden kann, so wird man in dem citierten Verse lieber eines jener Beispiele von feinem psychologischem Verständnis finden, durch welche Homer immer wieder von neuem den Leser überrascht. — [Einwendungen gegen eine Reihe einzelner Punkte in Hepps Arbeit macht Gemoll, Jahrbuch. Fortschr. Altert. 34 S. 161f. Der Artikel ist einer der ausführlichsten in Gemolls Bericht.]

5) Adolf Fanta, *Der Staat in der Ilias und Odyssee*. Ein Beitrag zur Beurteilung der homerischen Verfassung. Innsbruck 1852. 97 S.

In vier Abschnitten ist der Stoff behandelt: 1) „die Stände“ (Erklärung der Begriffe *δήμος*, *ἥρωες*, *βασιλῆες*, *ἄναξ*, Sklave u. a.), 2) „das Königtum“, 3) „der regierende Adel“, 4) „Volk und Heer in Versammlungen“. Das Bestreben des Verfassers ist überall, Unterschiede in den älteren und jüngeren Bestandteilen der homerischen Gedichte nachzuweisen und aus ihnen eine allmähliche Entwicklung der politischen Verhältnisse erkennen zu lassen. Dieses Bestreben ist gewiß berechtigt, und im allgemeinen wird auch kaum jemand bestreiten, daß die Odyssee wie in anderen Dingen so auch im Staatsleben einen mehr vorgeschrittenen Zustand zeigt, der sich besonders in dem stärkeren Hervortreten des Volkes äußert. Aber im einzelnen hat der Verf. wohl oft zu schnelle Folgerungen gezogen aus Verschiedenheiten des Sprachgebrauches, die nicht einer genauen Scheidung der Begriffe zu entsprechen brauchen, sondern viel einfacher und natürlicher erklärt werden können. Im Zeitalter der epischen Poesie waren eben die Begriffe selbst noch nicht fest geworden, und demgemäß war auch der Gebrauch der Namen ein schwankender. — So scheint mir die Entwicklung der Bedeutung von *ἥρωες*, die Fanta (S. 16 ff.) annimmt, nicht wirklich vorhanden zu sein: in der Ilias ein Titel vornehmer Männer, aber auch Bezeichnung des Heeres in seiner Gesamtheit (z. B. *B* 110. *M* 165), in den jüngeren Teilen der Odyssee nur Bezeichnung des Adels (z. B. ξ 97). Der Verf. muß selber hinzufügen, daß schon in der Ilias „die Bezeichnung *ἥρωες* trotz ihrer weiteren Bedeutung eine ehrende“ sei, „da das Wort als Epitheton zu einzelnen Namen und als ein selbst Königen zukommender Titel erscheine“. Ja, in der Ilias selbst wird nie ein einzelner Mann aus dem Volke als *ἥρωες* bezeichnet, während dies in der Odyssee, die doch gerade den verengten Gebrauch haben soll, zweimal vorkommt, bei Demodokos und Mulos (\S 438. σ 423). Wenn der Verf. sich mit dieser Thatsache dadurch abfindet, daß er sagt, das erste „könne gewiß nicht als absichtlich betrachtet werden“, das zweite sei daraus zu erklären, „daß der Dichter die beiden ihm sympathischen Personen durch ein Epitheton auszeichnen will, das ihnen eigentlich nicht zukommt“, so beweist dieser Notbehelf eben, zu wie bedenklichen Konsequenzen der Versuch einer strengen Abgrenzung auf diesem Gebiete führt. — Auch die Behandlung des Begriffes *βασιλεύς* scheint mir keine glückliche zu sein. Daß die Bedeutung, welche Fanta als die ältere annimmt: „König“, und die, welche er für jünger erklärt: „Mitglied des hohen Adels“, sich zeitlich nicht auszuschließen brauchen, geht eben aus Telemachs Worten α 392. 394 hervor, die S. 20 citiert sind. — Über die Erbhlichkeit der Königswürde wird S. 47 ff. gehandelt. Aus der dringenden Mahnung des Poseidon an die übrigen Götter,

das Geschlecht des Dardanos nicht aussterben zu lassen (Y 305 ff.), schließt Fantá, es sei „nach den Vorstellungen des Dichters unmöglich, daß ein nicht zum Geschlechte des Dardanos gehöriger Vornehmer die Troer beherrsche“. Und dieser in kühnem Sprunge gewonnene Gedanke wird obendrein (S. 48) in Gegensatz gestellt zu der Anschauung der Odyssee, nach welcher zwar „der Sohn das beste Recht auf die Thronfolge“ hat (*ὁ τοι γενεῆ πατριῶν ἔστιν α* 387), aber „doch ein Zweifel eintreten kann, welches Geschlecht βασιλεύτερον sei“ (Theoklymenos zu Telemach: *ὑμετέρου δ' οὐκ ἔστι γένεος βασιλεύτερον ἄλλο ἐν δήμῳ Ἰθάκης, ἀλλ' ἕμεῖς καρτεροὶ αἰεὶ*). — Eine künstliche und durch Homers Sprachgebrauch nicht gerechtfertigte Unterscheidung ist auch (S. 75 f.) die von βουλῆ in einem älteren und einem jüngeren Sinne, worauf genauer einzugehen mir der Raum nicht gestattet. Noch mag erwähnt werden, daß für die Beurteilung des Begriffes δῆμος die Benutzung von Mangolds Aufsatz darüber (in Curtius' Stud. VI 403 ff.) nützlich gewesen sein würde.

- 6) E. C. Ferrini, Quid conferat ad iuris criminalis historiam homericorum hesiodeorumque poematum studium. Berolini 1881. 48 S.

Diese Abhandlung hat mir nicht vorgelegen.

Albert Gemoll, Jahresber. Fortschr. Altert. 34 S. 150, sagt, sie sei in schlechtem Latein geschrieben, aber nicht ohne selbstständiges Urteil.

- 7) Heinrich Löwner, Die Herolde in den homerischen Gesängen. Progr. d. k. k. Staats-Ober-Gymn. zu Eger. 1881. S. II—XXV.

Nach einer Einleitung etymologischen Inhaltes (der Verf. leitet *κῆρυξ* mit Döderlein von *γῆρυς* „Stimme“ ab) werden in vier Abschnitten erst die öffentlichen Dienste der Herolde (woran eine zusammenfassende Schilderung ihrer „Stellung im heroischen Zeitalter“ geknüpft ist), dann ihre Privatgeschäfte (besonders bei der Mahlzeit) besprochen, dann die in der Ilias und Odyssee mit Namen genannten Herolde aufgezählt und berichtet, was von ihnen bekannt ist, endlich die Epitheta der Herolde bei Homer angegeben und erklärt.

- 8) P. Gislar Egerer, Die homerische Gastfreundschaft. Progr. des Collegium Borromäum zu Salzburg. 1881. S. 1—27.

Die Beispiele sind gesammelt, aus denen wir die Sitte der Gastfreundschaft im homerischen Zeitalter, die religiöse Anschauung, die ihr zu Grunde lag, die Gebräuche, welche bei der Begrüßung, Bewirtung, Entsendung der Gastfreunde galten, kennen lernen. Der Stoff ist, nicht glücklich, in 3 Teile gegliedert: 1) *ἰκέτης*, 2) eigentlicher *ξείνος*, 3) *πτωχός*. Nicht nur ist die dritte Gruppe von der ersten schwer zu sondern, sondern auch

in die zweite gehen beide leicht über. Der Verf. hat denn auch die Aufnahme des verkleideten Odysseus bei Eumaios in allen drei Teilen besprochen, während sie wenigstens vom zweiten ausgeschlossen werden konnte. Auch Theoklymenos (S. 10) gehört eher in den ersten Teil als in den zweiten. Das Flehen des Phemios (χ 344 ff., S. 6) hat mit der Gastfreundschaft überhaupt nichts zu thun.

- 9) Friedrich Decker, Über die Stellung der hellenischen Frauen bei Homer. Progr. d. Pädag. z. Kloster Unser Lieben Frauen in Magdeburg. 1883. 38 S.

Die Arbeit verwertet in ausführlicher Darstellung die Notizen, welche sich über Lebensweise, Beruf und Ansehen der Frauen aus Homer gewinnen lassen. Die darin ausgesprochenen Sätze haben großenteils zwar nicht den Vorzug der Neuheit, aber den der Unumstößlichkeit. Unrichtig wird S. 10 angegeben, daß die Dienerinnen der Nausikaa das Ansichren des Wagens selbst, ohne männliche Hülfe, besorgen (ζ 71 ff.). Bemerkenswert ist der Gedanke, die Bücher der Ilias und der Odyssee nicht, wie sonst allgemein geschieht, mit großen und kleinen griechischen Buchstaben, sondern mit römischen und arabischen Ziffern zu bezeichnen.

- 10) Percy Gardner, The palaces of Homer. Journ. of Hellen. Studies III (1882). S. 264—282.

Ohne auf die einschlägige Litteratur Rücksicht zu nehmen, bespricht der Verf. die Einrichtung des Palastes auf Ithaka; seine Arbeit ist „almost entirely based on personal study of the Homeric poems“ (S. 265). In dem θ όλος vermutet er (S. 267) einen Beerdigungsplatz der Familie. Innerhalb der Eingangsthür zum μέγαρον ist eine Schwelle aus Eschenholz, gegenüber vor der Thür, die in den δ άλαιμος führt, eine Schwelle aus Stein (S. 269). Beide denkt sich G., nach seiner Zeichnung zu schliessen, umfangreich, etwa wie ein Podium oder eine kleine Bühne. Odysseus sitzt anfangs auf der hölzernen Schwelle, erhält dann aber durch Telemach einen ehrenvolleren Platz auf der steinernen am anderen Ende des Saales (ν 258). Die Erklärung von μ εσόδμαι läßt der Verf. (S. 270) unentschieden, ebenso die von ρ ώγες (S. 277). Die \omicron ρσοθύρη (S. 276) legt er in die Seitenwand des μέγαρον, rechts vom Eintretenden, ziemlich weit nach vorn. — Dem Aufsätze beigefügt ist ein Grundriß vom Hause des Odysseus. Eine Bereicherung unserer Kenntnis davon vermag Referent in der ganzen Arbeit nicht zu finden. Ganz verfehlt erscheint die Unterscheidung der beiden Schwellen (vgl. die Herausgeber zu ρ 30. 339), aus welcher sich für Gardner eine wunderbar gezwungene Darstellung von der Eröffnung des Kampfes ergibt.

- 11) Charles Lucas, architecte, Le Palais d'Ulysse à Ithaque. Extrait des annales de la société centrale des architectes. Paris 1881. 76 S.

Eine populär geschriebene Darstellung, in der die wichtigsten einschlagenden Arbeiten der neueren Zeit nicht benutzt sind.

Herchers Untersuchung (Hermes II) würde freilich, auch wenn sie der Verfasser gekannt hätte, ihn vielleicht nicht gehindert haben, in Mauerresten, welche von gelehrten Reisenden auf Ithaka gefunden sind, die Spuren von dem Palaste des Odysseus zu erkennen und unter den Rekonstruktionsversuchen des Grundrisses, welche am Schlusse der Abhandlung mitgeteilt sind, denjenigen von Lechevalier, der sich an jene Mauerreste anschliesst, für wahrscheinlicher zu erklären als den von Rumpf (Giesen 1858). Das Heft ist glänzend ausgestattet und mit mancherlei bildlichen Beigaben geschmückt.

12) Franz Bader, Die Baukunst in der Odyssee. Progr. des Gymn. in Eutin. 1880. 29 S.

Der Aufsatz beginnt mit einer sehr gerechtfertigten Mahnung zur Skepsis gegenüber den Schlussfolgerungen, welche man aus der Erzählung der Odyssee über Details der Örtlichkeiten im Palaste des Odysseus gezogen hat. Der Verf. sagt u. a. S. 2: „Die Anschaulichkeit homerischer Situationen beruht gar nicht auf der eingehenden Beschreibung eines komplizierten Lokals, — die Anschaulichkeit erreicht der Dichter dadurch, dass er alle Vorgänge in einem möglichst einfachen Lokale sich abspielen lässt“. Bemerkenswert ist ferner (S. 3 ff.) der Hinweis darauf, dass es in der Odyssee eigentlich nur eine profane Baukunst giebt: das Heiligtum der Athene auf Scheria ζ 291 ist ein Hain, der Apollo-Priester in Ismaros ι 200 wohnt *ἐν ἄλσει δεινδορῆντι*, auf Ithaka versammeln sich die Achäer υ 276 in dem schattigen Hain des Apollo, um eine Hekatombe darzubringen; auch an anderen Stellen, an denen die Erwähnung eines Tempels nahe lag, geschieht sie nicht (z. B. ϑ 362 f.). Dass unter *Ἐρεχθῆος πυκνὸς δόμος η 81* kein Tempel zu verstehen sei, wird auch sonst angenommen; so bleiben nur ϑ 80 f. *Πυθῶν ἐν ἡγαθέῃ, ὃν ὑπέρβη λάϊνον οὐδὸν χρησόμενος*, und das Gelübde des Eurylochos μ 345 ff. als Spuren von Tempelbau in der Odyssee übrig. — Von S. 6 an beschäftigt sich Bader mit dem Bau der Wohnhäuser und speziell mit dem des Odysseus; die tüchtige Arbeit von Protodikos, *Περὶ τῆς κατ' Ὀμηρον οἰκίας*, Leipzig 1877 (vgl. Jahresber. V [1879] S. 282 f.) scheint er leider nicht gekannt zu haben. Unter den Erörterungen über einzelne Gegenstände verdient die über *πίων* (S. 16 ff.) hervorgehoben zu werden; der Verf. erklärt *πίωνες* als „hölzerne Stützen, Ständer“, nicht „Säulen“. In manchem anderen lässt er es an der Vorsicht, zu der er sich im Prinzip bekannt hat, doch auch fehlen. Dass bei der Anlage eines Wohnhauses, wie das des Odysseus war, der fortifikatorische Gesichtspunkt (S. 7) in erster Linie maßgebend gewesen sei, ist zwar nicht undenkbar, aber andererseits durch nichts bewiesen. Was über *μεσόδμη* (S. 20) gesagt wird, ist inzwischen durch Fabricius (Hermes XVII) berichtigt worden. Die Konjektur über die Bedeutung der *λαύρη* (S. 23) entbehrt wohl alles festen Haltes.

- 3) Albert Gemoll, *ΜΕΣΟΛΙΜΗ*. Jahrb. Philol. Pädag. 127 (1883). S. 767.

Im Anschluß an E. Fabricius, der im *Hermes* XVII die Erklärung der homerischen *μεσόδημη* (τ 37. v 354) aus dem attischen *μεσόμνη*, das in dem kürzlich aufgefundenen Baukontrakte über ein Zeughaus der attischen Marine vorkommt, gefunden hat, meint auch Gemoll, daß das Wort bei Homer die Querbalken bezeichnet, welche von Säule zu Säule oder von Mauer zu Mauer reichen und den Dachstuhl tragen. Die Erklärung stimmt ungefähr mit der alten von Doederlein überein.

- 14) Albert Gemoll, *Einiges von homerischen Zahlen*. Jahrb. Philol. Pädag. 127 (1883). S. 250—253.

Gemoll bestreitet nicht, daß manchen Zahlen bei Homer nur poetische Bedeutung beizulegen sei, aber er sucht für eine Anzahl von Fällen nachzuweisen, daß wir es in ihnen nicht mit poetischen, sondern mit bestimmten, sachlich begründeten Zahlen zu thun haben: 1. Die Zahlen 20 und 50 für die Ruderer eines Schiffes seien nicht beliebig gewählt, sondern entsprächen den tatsächlichen Verhältnissen im homerischen Zeitalter. 2. Die Zahl von 9 Tagen bei der Totenklage (Ω 664) und bei der Schleifung des Leichnams von Hektor (Ω 107. 413) sei die Spur eines uralten Brauches im griechischen Volke; mehrfach, wo eine Verstärkung des Eindruckes beabsichtigt werde, finde sich verdoppelt $17 + 1$ ω 63. ϵ 279. ϑ 110 ff.) oder gar verdreifacht 3×9 (π 785). 3. Die Zahl der in ϵ 159 f. erbeuteten Ziegen sei gleich der Zahl der Freier mit ihren Dienern π 247 ff.; wahrscheinlich beruhe die letztere auf einer symbolischen Deutung und Nachbildung der ersteren. Dieser dritte Punkt ist von dem Verf. nur anhangsweise hinzugefügt; in ihm liegt in der That eine „willkürlich gewählte“ Zahl vor.

- 15) Heribert Bouvier, *Beitrag zur vergleichenden Erklärung der Schild-episoden in Homers Ilias und Vergils Aeneis*. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums u. d. gewerbl. Fortbildungsschule in Oberhollabrunn. 1881. S. 1—24.

Der Verf. beschreibt zuerst den Schild des Achilles, dann den des Aeneas und vergleicht danach (S. 13 ff.) die Darstellungen der beiden Dichter mit Rücksicht auf ihren ästhetischen Wert. Im ersten Abschnitt ist bemerkenswert, daß Y 269—272 (nach Aristarch) für unecht erklärt, die 5 Lagen des Schildes (Σ 481) nicht wörtlich genommen, sondern nur als ein sinnliches Mittel zum Ausdruck der Festigkeit aufgefaßt werden. In Σ 483—489 sieht B. nicht eine besondere Darstellung des Weltalls, etwa in der Mitte des Ganzen, sondern nur eine zusammenfassende Beschreibung von dem Inhalte des ganzen Schildes (was zu dem Wortlaute der angeführten Verse doch nicht recht stimmt). In

der Mitte der konzentrisch geordneten Bilder denkt er sich die Schilderungen aus den beiden Städten (wobei die Annahme von 2 belagernden Heeren 509 gewifs verfehlt ist), im ganzen 4 Bilder, die dann von 6 aus dem Landleben genommenen umgeben seien. — Ansprechender erscheint der letzte Abschnitt sowohl in dem, was er zur Rechtfertigung Vergils enthält, als auch (S. 14) in dem Hinweis darauf, dafs Homer die Vorstellung, dafs der Schild nicht fertig ist, sondern erst entsteht, eine Vorstellung, die über der Betrachtung des bunten Inhaltes der Bilder leicht verloren gehen könnte, rege erhält dadurch, dafs 2 Bilder unausgeführt bleiben und nur als Teile der Arbeit des Künstlers erwähnt werden: das des Weideplatzes und der Viehställe (587—589) und das des Okeanos (607 f.).

16) W. Helbig, *Sopra lo scudo d'Achille*. *Annali dell' istituto di corrisp. archeol.* 1882. S. 228—244.

Eine kurze Mitteilung von dem Inhalte dieses Aufsatzes macht Albert Gemoll, *Jahresber. Fortschr. Altertumsw.* 34 S. 157. Das neuerdings erschienene umfassende Werk des Verf.s: „Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert“, Leipzig 1884, gehört nicht mehr in das Gebiet dieses Jahresberichtes.

17) W. Leaf, *Some questions concerning the armour of homeric heroes*. *Journ. of Hellen. studies* IV (1883). S. 73—85.
— —, *Notes on homeric armour*. *Ebenda* IV S. 281 ff.

Beide Aufsätze bespricht Gemoll, *Jahresber. Fortschr. Altertumsw.* 34 S. 163—165; über ihren Wert urteilt er ungünstig.

18) H. Frölich, *Die Militärmedizin Homers*. Stuttgart 1879. 65 S.

Der Verf. (Kgl. Sächs. Ober-Stabsarzt) behandelt die Kämpfe vor Troja vom militärmedizinischen Standpunkte aus, mit Genauigkeit und vielem Behagen. S. 15—30 steht ein Abschnitt über „Heeresergänzung“, in dem zwei berühmte Fälle von Simulation erörtert werden: Achilles, für den seine Mutter Weiblichkeit simulierte, und Odysseus, der selber durch eine „Geisteskrankheits-Vorspiegelung“ der Teilnahme am Kampfe zu entgehen suchte. Übrigens vergisst der Verf. nicht zu erwähnen, dafs beide Erzählungen nicht bei Homer überliefert sind. Beköstigung, Unterkunft, Bekleidung bilden den Gegenstand der folgenden Abschnitte. S. 56—60 wird eine „Krankheits-Statistik“ gegeben, die dadurch in der That interessant ist, dafs sie zeigt, wie sich in der Heroenzeit ziemlich im umgekehrten Verhältnis gegen heute die Menge der Verwundungen auf die oberen und unteren Teile des Körpers verteilte. Einen sehr kleinen Raum (S. 61—63) nimmt die Kriegschirurgie ein. Zum Schlufs wird die Annahme entwickelt, „dafs (S. 65) der Verfasser der Ilias, in welchem vorzugsweise das militärische und medicinische Wissen sich vereinigt haben mufs, Militärarzt war im Sinne seiner Zeit.“

Die vorliegende Schrift ist nicht die erste Arbeit des Verf. auf diesem Gebiete. Er selbst verweist auf die früheren, von denen ein Aufsatz in Virchows „Archiv für pathol. Anatomie und Physiologie und für klin. Medicin“ 71 (1877) S. 509—514 Betrachtungen über „Baracken im trojanischen Kriege“, ein anderer, ebenda 73 (1878) S. 625—628, „Sanitäre Gedanken über den Chiton der Homerischen Helden“ enthält. Wie weit diese Gedanken für die medicinische Wissenschaft von Wert sind, kann Referent natürlich nicht beurteilen.

19) Otto Koerner, Die homerische Tierwelt. Ein Beitrag zur Geschichte der Zoologie. Berlin 1880. 90 S. 1,50 M.

Die bei Homer erwähnten Tiere sind einzeln aufgeführt und bei jedem sowohl die Epitheta, die der Dichter anwendet, als auch die Beschreibungen, die er in gelegentlichen Zügen und besonders in der Ausführung von Gleichnissen giebt, hinzugefügt und, wo es nötig schien, erläutert. Mitteilungen aus neueren naturgeschichtlichen Werken und aus Reisebeschreibungen werden mehrfach zur Vergleichung herangezogen. Einen Beitrag zur Geschichte der Zoologie nennt der Verf. seine Arbeit insofern, als die aufmerksame und verständnisvolle Beobachtung des Tierlebens, wie sie Homers Schilderungen zu Grunde liegt, einer wissenschaftlichen Behandlung desselben Gegenstandes vorhergehen mußte. — Zu N 198 zweifelt Koerner (S. 15), ob es naturhistorisch gerechtfertigt sei, daß zwei Löwen gemeinsam die Beute wegschleppen; Düntzer hat wohl recht, daß der Vergleichungspunkt bloß im Hochhalten liege und die Zweifelt nebensächlich sei. Die Stelle E 136 ff. ist (S. 15 f.) gewiß mißverstanden; daß der Löwe, dessen Wut eben aufs höchste gestiegen ist, wieder aus der Hürde springt, ohne weiteren Schaden zu thun, kann man nicht glauben, während andererseits nichts hindert, V. 141 ἀγχιστῖναι ἐπ' ἀλλήλοισι κέχυνται auf die gemordeten Schafe zu beziehen. Die Beimischung von Wein zum Pferdefutter wird (S. 29) auf Grund von © 188 angeführt, ohne daß die schon im Altertum geäußerten Zweifel an der Echtheit dieses Verses erwähnt werden. Von den Beiwörtern der Rinder erklärt der Verf. (S. 36) ἐλιξ mit „krummgehört“ und εἰλίπους mit „die Füße schleppend“, indem er letzteres durch eine eingehende Beschreibung und sogar durch eine Zeichnung erläutert; auf diese paßt übrigens die etymologische Erklärung „die Füße zusammendrängend“ eben so gut. Für αἰγυπιός wird (S. 57) vermutet, daß γυπ die Stammsylbe und αἰ nur vorgesetzt sei. Ersteres ist auch die Ansicht anderer, z. B. die von G. Curtius Grdz.⁴ 393, der aber in αἰ mit Gustav Meyer den Stamm von οἰς findet. Ein bloß prothetisches αἰ ist wohl nicht denkbar.

- 20) A. Brand, Über die Ausdrücke der Zeit bei Homer. Progr. d. Gymn. zu Dramburg. 1882. S. 1—15.

Der Verf. bespricht die Ausdrücke, durch welche Homer die verschiedenen Tageszeiten bezeichnet, am ausführlichsten ἡώς mit seinen Epitheta und mit verwandten Wörtern. Mehrfach wird gegen Krichenbauer polemisiert, in dessen System bekanntlich ἡώς, δειλη, μέσον ἡμαρ nicht Tages-, sondern Jahreszeiten bedeuten müssen.

- 21) Schirlitz, Über die Darstellung der Nacht bei Homer. Verhandl. d. 35. Versamml. deutsch. Philol. u. Schulm. (Stettin 1890). Leipzig 1891. S. 62—79.

Der Verf. sucht aus den Beiwörtern, welche Homer dem Worte νύξ giebt, die wesentlichen Merkmale zu erkennen, die für den Dichter den Begriff der Nacht ausmachen, und findet als solche die, denen die Epitheta ἀμβροσίη, μέλαινα, ἄοχέ entsprechen: unablässig wiederkehrend, dunkel, schnell sich verbreitend. Das letzte will der Verf. nicht von zeitlicher, sondern von räumlicher Schnelligkeit verstanden wissen, worüber das Genauere S. 67 gesagt ist.

- 22) Homerische Aufsätze von Rudolf Hercher. Mit dem Bildnis Herchers. Berlin 1881. 96 S. 4 M.

Eine sehr willkommene Sammlung von 5 Aufsätzen des Verstorbenen, die früher zerstreut zum Teil an wenig zugänglichen Stellen aufgesucht werden mußten. Nr. IV und V, auf die Erklärung von ρ 302 bezüglich, waren zuerst im Hermes (XII, 1877) veröffentlicht und sind in diesem Jahresberichte V (1879) S. 249 kurz besprochen worden. Von viel größerer Bedeutung sind die drei ersten Stücke: „Homer und das Ithaka der Wirklichkeit“ (Herm. II), „Über die homerische Ebene von Troja“ (Abhandl. d. philos.-histor. Kl. d. Acad. d. Wiss. zu Berlin 1875), „Vier homerische Flüsse“ (Commentat. philol. in honor. Th. Mommseni scr., 1877). Der letzte dieser Aufsätze ist in dem bereits angeführten Jahrgange dieser Berichte S. 285 angezeigt. Alle drei vereinigt enthalten die überaus klaren, scheinbar selbstverständlichen und doch von allen vorher und von so manchen auch nachher verkannten Gedanken, durch welche Hercher eine nüchterne Auffassung der homerischen Topographie begründet hat. Dafs man dem Dichter am allermeisten Unrecht thut, wenn man seine Schilderung wie die Angaben eines Reisehandbuches auf Grund eigener Terrainstudien kontrollieren will, das war hier zum ersten Male nachgewiesen. Die Macht der Gewohnheit und des Irrtums ist ja grofs, und so hat es auch Herchers Wahrheit nicht an Ungläubigen gefehlt. Möge denn der neue Abdruck seiner Aufsätze, für den wir nur im Interesse seiner Verbreitung einen billigeren Preis gewünscht hätten, recht viele zum verständigen Denken bekehren!

- 23) Heinrich Schliemann, *Ilios. Stadt und Land der Trojaner. Forschungen und Entdeckungen in der Troas und besonders auf der Baustelle von Troja.* — Mit circa 1800 Abbildungen, Karten und Plänen in Holzschnitt und Lithographie. Leipzig 1881. XXIV und 880 S. 42 M.
- 24) Derselbe, *Troja. Ergebnisse meiner neuesten Ausgrabungen auf der Baustelle von Troja, in den Heldengrübem, Bunarbaschi und andern Orten der Troas im Jahre 1882.* — Mit 150 Abbildungen in Holzschnitt und 4 Karten und Plänen in Lithographie. Leipzig 1884. XLV und 462 S. 30 M.

Beide Werke gehören der Zeit ihres Erscheinens wie ihrem Gegenstande nach in den Bereich dieses Jahresberichtes. Da aber der Umfang desselben ohnehin gröfser geworden ist, als mit Rücksicht auf das Interesse der Leser erwünscht gewesen wäre, so darf ich von einer Besprechung derselben um so eher Abstand nehmen, als eine solche bereits von Engelmann in seinem Berichte über *Archaeologie* (VII [1881] S. 128—130 und X [1884] S. 194—198) geliefert worden ist. Hier genügt es daran zu erinnern, dafs die weiteren Forschungen bestätigt haben, was an dieser Stelle schon früher (V [1879] S. 84) als gesichertes Resultat von Schliemanns Ausgrabungen anerkannt wurde: „dafs auf dem Berge Hissarlik unter den Trümmern des im Mittelalter zerstörten Ilium die Reste der Stadt begraben liegen, welche die äolischen Einwanderer bei der Kolonisierung der kleinasiatischen Küste eroberten“.

- 25) E. Brentano, *Zur Lösung der trojanischen Frage.* Heilbronn 1881.

Ein Rezensions-Exemplar ist mir nicht zugegangen, und auf der Königl. Universitätsbibliothek in Kiel ist das Buch nicht vorhanden. Ich mufs daher auf eine Besprechung desselben verzichten. Eine frühere Schrift desselben Verfassers, „*Alt-Ilium im Dumbrekthal*“, Frankfurt a. M. 1877, ist von mir *Jahresber. V* (1879) S. 285—288 angezeigt worden.

- 26) *Ἰλιάδος στρατηγική διασκευὴ καὶ τοπογραφία μετὰ δὲ στρατηγικῶν πινάκων ὑπὸ Γεωργίου Νικολαΐδου. ἐν Ἀθήναις 1883.* (Kommissions-Verlag: Librairie internationale, Charles Beck, Athènes.)

Das sehr splendide ausgestattete Buch enthält zunächst eine Einleitung (S. 1—100), in der erst einige Betrachtungen über Alter und Art der homerischen Dichtung gegeben, dann die Kulturverhältnisse des heroischen Zeitalters geschildert werden. Von der Methode des Verfassers giebt ein Beispiel der Schluß, den er (S. 36 ff.) aus *Ψ* 750, 885 zieht: der Kessel steht in der Reihenfolge der Preise hinter dem grossen und fetten Stier; wenn also der Kessel *βοὸς ἄξιος* genannt wird, so kann damit kein wirklicher Stier gemeint sein, sondern nur ein *τεμάχιον μετάλλου φέρον τύπον βοός, ἀξίας δ' ἐλάσσονος κατὰ πολὺ τοῦ ζώου βοός*. Die Frage, ob es denn in so alter Zeit schon geprägtes

Geld gegeben habe (bekanntlich erst etwa seit 700 v. Chr.), wird bei dieser Gelegenheit mit scheinbarer Gelehrsamkeit zu Gunsten jener Erklärung erledigt. Von dem Hauptteil des Buches handelt das erste Kapitel (S. 101—120) über Einteilung und Zeitrechnung der Ilias. Nikolaides meint (S. 103), die irrige Ansicht, das die Ilias aus zwei oder mehreren Gedichten zusammengesetzt sei, habe zum großen Teile in einer mangelhaften Erkenntnis der Disposition ihren Grund; er selbst giebt folgende an: *Πρόλογος Α—Β 47; Προξίς*, wieder in 4 Teile zerfallend: *Β48—Η, Θ—Κ, Α—Σ, Τ—Ψ 108; Ἐπίλογος Ψ 109—Ω*. Das zweite Kapitel (S. 121—229) umfaßt die Topographie der Ilias. Die Darstellung derselben erfolgt unter der Voraussetzung, das (S. 121) *ἽΟμηρος περιῆλθε τὴν Τρωϊκὴν ἐφ' ἧς συνέβησαν τὰ ἐν Ἰλιάδι, ἐξέτασας μετὰ προσοχῆς τὴν θέσιν καὶ τὴν φύσιν τῆς χώρας*. So kann es uns denn nicht wundern, das alle einzelnen Örtlichkeiten und Terraingegenstände, deren in der Ilias Erwähnung geschieht, genau lokalisiert, die beiden Quellen in vollem Ernste wieder erkannt werden und demgemäß die Stadt selber nach Bunarbaschi verlegt wird. Kapitel III (S. 230—257) erörtert in ähnlichem Sinne die Einrichtung des griechischen Lagers und die taktische Gliederung des trojanischen Heeres. Endlich in Kapitel IV (S. 258—337) wird der Versuch gemacht, den Verlauf der vier *μάχαι* im einzelnen festzustellen, und die in dieser Beziehung gewonnenen Resultate sind auf der zweiten der beigefügten Karten mit roten und schwarzen Strichen angegeben.

27) Konrad Jarz, Wo sind die homerischen Inseln Trinakie, Scherie, Ogygie, Aiaie zu suchen? Zeitschr. f. wissensch. Geographie. II (1881). S. 10—18.

Schon in unsrem vorigen Jahresbericht (VII [1881] S. 90 f.) ist eine Arbeit von Jarz kurz besprochen worden. Die vorliegende schließt sich in der Methode durchaus an die frühere an, indem sie von der Voraussetzung ausgeht, das die Irrfahrten des Odysseus nach Krichenbauers Entdeckung in Wahrheit eine Umschiffung von Afrika gewesen seien. Trinakie und Scherie sind beide identisch und nichts anderes als die heutige Insel Teneriffa; Ogygie ist wieder identisch mit der Sirenen-Insel und wird in der canarischen Insel Gomera wiedererkannt; Aiaie endlich ist die heutige Insel Palma, die nordwestlichste in der Gruppe der Fortunaten.

28) Konrad Jarz, Beiträge zur Homerischen Geographie. Mitteil. d. k. k. Geograph. Gesellschaft in Wien. 1882. S. 329—342.

Auch hier unternimmt der Verf. die Bestimmung einiger homerischen Lokalitäten. Die Höhle der Skylla findet er in der von Fledermäusen bewohnten Michaelsgrotte im Felsen von Gibraltar. Die Worte *πλωτῆ ἐνὶ νήσῳ*, mit denen α 3 der Wohnort des Aiolos bezeichnet wird, übersetzt er „eine im Innern schiffbare Insel“ und erklärt danach sowohl Aeolia als

auch die Felsen, welche den Hafen der Lästrygonen umgeben, für ein Lagunenriff oder Atoll und zwar bestimmter für die Insel Rodriguez und eine der benachbarten Koralleninseln. — Auf welche Weise der Wortlaut von Homers Erzählung solchen „Hypothesen“ angepaßt wird, ist lohnend nachzulesen für jeden, der von Krichenbauers System noch keine Kenntnis genommen hat (vgl. G. Lange in diesen Jahresberichten VI [1880] S. 164—169). Jarz ist dessen getreuer und überzeugter Anhänger; was er vorträgt, damit ist es ihm Ernst, und die Vermutung, daß „die ganze Erörterung ein Fastnachtsscherz“ sei, weist er (S. 342) mit Entschiedenheit zurück.

29) Robert Mackrodt, *Der Olymp in Ilias und Odyssee*. Progr. d. Gymn. zu Eisenberg. 1882. 24 S.

Durch die Lektüre von Vöckers „Homerischer Geographie und Weltkunde“ veranlaßt vergleicht der Verf. die Art und Weise, in welcher der Olymp in den beiden homerischen Epen erwähnt wird, und findet die freilich nicht neue Beobachtung bestätigt, daß derselbe für den Dichter der Ilias als ein Berg auf der Erde (*πολύπτυχος, πολυδειράς, ἀγάννιφος, νιφόεις*) gilt, dem Dichter der Odyssee aber mehr in idealem und unbestimmtem Sinne als ein himmlischer Göttersitz vorschwebt. Der Verf. bemüht sich, zum Teil mit Erfolg, diejenigen Stellen, welche dieser Verteilung des Sprachgebrauches widersprechen, als unecht nachzuweisen oder durch Interpretation zu entkräften. Bedenklich scheint mir, daß er dem Dichter der Odyssee einen bewußten Gegensatz der Auffassung zu derjenigen des Ilias-Dichters zuschreibt und ihn lobt, weil er, um nicht aus Rücksicht auf das religiöse Gefühl der Hörer gegen seine eigene Überzeugung sprechen zu müssen, die Erwähnung des Olymp überhaupt nach Möglichkeit vermieden habe. So künstliche Reflexionen dürfen wir wohl den alten Sängern nicht beilegen. Die Vorstellung, welche die Griechen von dem Aufenthalte der Götter hatten, verschob sich ganz von selbst allmählich, und davon ist der veränderte Sprachgebrauch in der Odyssee der unwillkürliche Ausdruck.

30) Victor Pfannschmidt, *De ventorum apud Homerum significatione et descriptione*. Diss. inaug. Lipsiae 1880. 44 S.

Im ersten Kapitel sind die Ausdrücke für „Wind“ und ihre Epitheta zusammengestellt und etymologisch erörtert, großenteils im Anschluß an G. Curtius. Eine eigene Erklärung bringt der Verf. (S. 14) für *καταλαψ* vor, das er von einer idgm. Wurzel *ra* „tönen“ ableitet, mit skt. *lālap-iti* „plappern“ zusammensetzt und als „der Rasselnde, Brausende, Brüllende, Tobende“ erklärt, nicht ohne selbst auf das Zweifelhafte dieser Erklärung hinzuweisen. — In Kap. 2 werden zunächst die Namen der vier Hauptwinde *Βορέης, Ζέφυρος, Νότος, Εὔρος* besprochen; *Ζέφυρος* ist nach Pf. (S. 19) nicht der Wind, der aus der Gegend

des Dunkels (*ζόφος*) weht, sondern der dunkle Wolken über die Erde führt; in *Εὔρος* erkennt er (S. 21) den Stamm des Verbums *αὔω* oder *αῦω* „trocknen, dörren“. In keinem der vier Namen findet Pf. die Beziehung zu einer bestimmten Himmelsgegend, und im Zusammenhang damit führt er aus, daß überhaupt der homerischen Naturanschauung die Zuweisung der Winde an bestimmte Wohnsitze und Ursprungsgebiete fremd gewesen sei; der Abschnitt *ψ* 195—230 (meint wohl 192—232) sei späteren Ursprungs (die dafür angeführten Gründe sind keineswegs überzeugend), und die Sage von Aiolos stehe isoliert da und habe keinen Einfluss geübt auf die in der übrigen Dichtung festgehaltenen Vorstellungen. — Kap. 3. behandelt die Fälle, in denen mehrere Winde verbunden oder streitend erscheinen, und bekämpft Völkers Ansicht (Homerische Geographie S. 76), daß in solchen Fällen ein einziger Wind, aus einer mittleren Richtung wehend, gemeint sei; spezieller besprochen werden die Stellen *B* 145. *I* 5. *ψ* 195 ff. *μ* 325. — In Kap. 4 wird die Frage aufgeworfen, ob sich aus den Erwähnungen und Beschreibungen der Winde bei Homer ein Schluß auf die Heimat des Dichters oder der Dichter ziehen lasse. Der Verf. macht hier mancherlei Beobachtungen, täuscht sich aber selbst nicht über deren zweifelhafte Beweiskraft. — Kap. 5 beschäftigt sich mit den vergeblichen Versuchen, die man gemacht hat, eine Verteilung der 4 Hauptwinde auf die 4 Himmelsgegenden mit dem in Einklang zu bringen, was Homer von den Fahrten und Irrfahrten seiner Helden und dem Anteil, den die Winde daran haben, erzählt.

31) Paul Stengel, Die Aegis bei Homeros. Jahrb. Philol. Pädag. 125 (1862) S. 518—520.

Stengel wendet sich gegen den in denselben Jahrbüchern (117 [1878] S. 577 ff.) veröffentlichten und von dem Referenten (Jahresber. V [1879] S. 289 f.) zustimmend besprochenen Aufsatz von Bader und sucht zu zeigen, daß die gewöhnliche Erklärung der Aegis als Schild doch die richtige sei. Aber drei Bedenken bleiben bestehen: das Schwingen der Aegis (trotz dem, was Stengel darüber sagt), die Ausschmückung mit Quasten oder Troddeln und die Verwendung Ω 20 (von den bei Stengel angeführten Stellen verschieden, weil der Leichnam hier nicht liegt, sondern am Boden geschleift wird). Daß Hephaistos (*O* 309) die Aegis gefertigt hat, worauf Stengel besonderes Gewicht legt, ist bei einem Waffenstück, auch wenn es ein aus einem Felle gearbeiteter Brustpanzer war, wohl begrifflich.

32) A. Th. Christ, Die Wage des Zeus bei Homer in Θ 68 ff. und X 208 ff. und ihr vermeintlicher Bezug auf das Schicksal. Eine homerische Studie. Innsbruck 1879. VII, 45 S.

Das Verhältnis der Gottheit zum Schicksal ist seiner Natur nach ein unklares, nicht bloß in der griechischen Religion. Wenn nun in einer so altertümlichen Fixierung derselben, wie sie in der *Ilias* vorliegt, diese Unklarheit sich naiv äußert, wenn Ent-

scheidungen, die in das Treiben der Menschen gewaltig eingreifen, bald auf einen Entschluss des höchsten Gottes, bald auf eine Bestimmung der *μοῖρα*, der Zeus selber unterworfen sei, zurückgeführt werden, so kann uns das eigentlich nicht wundern. Christ wundert sich doch darüber. Und in einem an sich rühmlichen Streben nach Klarheit sagt er: entweder Zeus regiert, oder die *μοῖρα* regiert: tertium non datur. Da nun an einigen Stellen die selbständige Regierung des Zeus sich deutlich zeigt, so muß da, wo die *μοῖρα* vorkommt, eine andere Deutung gefunden werden. Deshalb sieht der Verf. in dem Gebrauche der Wage durch Zeus nicht eine Befragung der ihm übergeordneten Schicksalsbestimmung, sondern (S. 37) „ein äußerliches Zeichen, welches den Willen des Zeus und den nun eintretenden Vollzug dieses Willens anzeige“. Hierbei nun kann man sich gar nichts denken. Von 4 Stellen, an denen die Wage vorkommt, sind 2 unbestimmt (*II* 657f. *T* 221 ff.); an den 2 anderen (⊙ 68 ff. [freilich von sehr zweifelhafter Echtheit] und *X* 208 ff.) ist die Befragung des Schicksals und damit seine Überordnung über den Willen des Zeus ebenso unstreitbar wie in den Worten der Here *Y* 128f. der Gedanke, daß unabhängig von den Göttern das Schicksal den einzelnen Menschen ihr Los vorherbestimme (S. 35f.). Die gleiche Anschauung erkennt der Verf. selber in den S. 42ff. angeführten Stellen aus Äschylus, wo sie freilich klarer formuliert ist. — Christ bezieht sich auf eine frühere Schrift, die ich nicht kenne, „Schicksal und Gottheit bei Homer“. Wenn er mit seiner Beweisführung damals wenig Beifall gefunden hat, so wird es ihm diesmal wohl nicht besser gehen. Der Fehler liegt eben in der gewaltsam postulierten Prämisse, daß eine Rechnung mit Begriffen der homerischen Theologie überall rein aufgehen müsse.

33) Robert Ritter von Lindner, Das Eingreifen der Götter in die Handlung der Ilias. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. zu Landskron in Böhmen. 1852. S. 1—34.

Die Arbeit ist im wesentlichen eine Materialsammlung, in zwei Abschnitte geordnet. Erst werden die einzelnen Personen der Götterwelt durchgegangen und die Äußerungen ihrer Teilnahme an der Handlung zusammengestellt, dann wird über die Art ihres Eingreifens, ob durch Rat oder That, ob mittelbar oder unmittelbar, ob in göttlicher oder menschlicher Gestalt, gehandelt. Nur der kurze letzte Abschnitt (S. 31 ff.) erörtert „die Motive, welche die Götter zu ihrem Eingreifen veranlassen“. Aber auch hier fehlt es an recht fruchtbaren Gesichtspunkten. Der Verf. behandelt die Götter als wirkliche Personen und fragt nach den Motiven zum Handeln, welche sie nach dem Berichte des Dichters haben; aber er denkt nicht daran, sie als Figuren einer Dichtung anzusehen und nach der Aufgabe zu fragen, die ihnen in dem Plane des Dichters zugewiesen ist. Und doch hätte gerade diese Frage auf interessante und lehrreiche Beobachtungen führen können. Das Auftreten der Athene z. B. in dem Zweikampfe zwi-

schen Achilles und Hektor wird (S. 14) als Beispiel niederträchtiger Gesinnung angeführt; aber für die Wirkung auf den Hörer oder Leser ist gerade dieser Zug von ganz anderer Bedeutung: man weiß, daß Achilles stärker ist; aber da Athene durch ihren Betrug den Gegner zu Falle bringt, so bleibt die Vorstellung zurück, daß dieser in ehrlichem Kampfe doch vielleicht hätte siegen können. Auf so feine Weise gelingt es dem Dichter, unsere Achtung für den Unterliegenden zu erhöhen. In weiterem Umfange verdienten all die Fälle, in denen Homer Menschen auf göttliche Eingebung handeln läßt, wohl eine eindringendere Untersuchung. Man würde finden, daß der göttliche Zuspruch die poetische Form ist für das, was dem prosaischen Erzähler als Regung in der eigenen Seele des Handelnden erscheinen würde. Wenn Achilles ans Schwert greift, um es gegen den Heerfürsten Agamemnon zu ziehen, aber noch im rechten Augenblicke sich besinnt und innehält, so sieht das Auge des Dichters die Göttin, die hinter dem Helden steht und ihn bei den Haaren faßt. Wenn Pandaros der Versuchung nicht widerstehen kann, aus sicherem Versteck auf Menelaos einen Pfeil abzudrücken, so weiß uns Homer zu erzählen, daß Athene vom Olymp herabgekommen sei und den Schützen zu seinem verwegenen Beginnen überredet habe. Wo im Epos bei göttlicher Einwirkung auf den Entschluß eines Menschen das psychologische Korrelat fehlt, da hat man das sicherste Merkmal eines ohne volles Verständnis nachahmenden Dichters; Vergil könnte Dutzende von Beispielen liefern.

34) Wilhelm Schwartz, Warum wird Achilles schnellfüßig genannt? Jahrb. Philol. Pädag. 121 (1880) S. 299—302.

In dem Beiworte *πόδας ὠκύς* wie in dem Umstande, daß des Achilles Lanze kein anderer als er selbst schwingen kann, sieht Schwartz eine Spur der ursprünglichen mythologischen Bedeutung des Helden; es ist (S. 302) „der im Gewitterfeuer von der Wolkenwasserfrau geborene schnellfüßige Sonnensohn, der „kurzlebige Sommerheld, wie Siegfried und Baldr., der im „Blitz die Lanze schwingt, welche keiner außer ihm zu schwingen vermag.“ Die volle Würdigung dieser Anschauung, die zunächst in methodischer Beziehung mit dem von Weck gewonnenen Resultate (oben S. 331) übereinstimmt, ist wohl nur im Zusammenhange mit den umfänglicheren mythologischen Veröffentlichungen des Verfassers möglich, die gelegentlich citiert werden und die dem Referenten nicht bekannt sind.

35) Alfredus Emerson, De Hercule Homericō. Diss. inaug. Monac. Monachii 1881. 42 S.

Im ersten Kapitel sind die Notizen, welche sich aus Homer für die Herakles-Sage gewinnen lassen, gesammelt und so zu sagen in biographische Ordnung gebracht. In den folgenden Kapiteln (II—IV) wird untersucht, welchen Ursprung diese Notizen haben, und zu diesem Zwecke zunächst von der Mannigfaltigkeit der Heldengesänge, die Homer gelegentlich erwähnt und also als

bekannt voraussetzt, eine Anschauung gegeben (Verzeichnis von 16 Nummern auf S. 13). Im Anschluß hieran wird wahrscheinlich gemacht, daß teils den ursprünglichen Verfassern der homerischen Dichtungen teils den Interpolatoren ältere Lieder als Vorlage gedient haben, in denen die Thaten des Herakles besungen waren, namentlich die auf Befehl des Eurystheus ausgeführten Arbeiten (wenn auch noch nicht in fixierter Zahl), der Kampf gegen die Pylier (E 395 ff. A 689 ff.), in dem diese von Hera, Hades, Poseidon, Herakles dagegen von Zeus und Athene unterstützt wurde, endlich der Kriegszug gegen Troja (E 637 ff. Z 249 ff.)

36) Kaspar Schnorf, Der mythische Hintergrund im Gudrunlied und in der Odyssee. Inaug.-Diss. Zürich 1879. 56 S.

Den größeren Raum nimmt die Behandlung des Gudrunliedes ein, dessen Personen und Ereignisse mythisch gedeutet werden. Dasselbe geschieht dann in kürzerer Ausführung an der Odyssee. Der Verf. citiert (S. 33) einen Satz von Steinthal (Zeitschr. für Völkerpsych. u. Sprachwiss. VII [1871] 82), wonach „die Sage von Odysseus schließlic auf dem Mythos vom Sommergotte beruht, der während des Winters in der Ferne ist und im Frühjahr in die Heimat zurckkehrt“. Der Aufenthalt des Gottes in der winterlichen Verbannung erscheint in der Odyssee in 3 Gestalten: Unterwelt, Kirke, Kalypto (S. 34 f.). Penelope ist Freyja (S. 45); das Gewand, das sie webt, entspricht dem Brustschmucke der Freyja, dem Brisingamen, und bedeutet das grüne, mit Blumen geschmückte Kleid, das die Natur in jedem Frühjahr webt. Die Freier der Penelope sind „Sturm- oder Winterriesen“ (S. 46), welche der Sonnengott mit seinen Strahlen (Pfeilen) tötet (S. 43). — Die Insel der Phaeaken ist identisch mit dem Ἠλύσιον πεδῖον (S. 41); die Vorstellung von dem Volke, das dort wohnt, geht zurück auf einen indogermanischen Mythos, der in der nordischen Sage zu dem der Walkyren geworden ist (S. 39).

Referent bekennt gern, daß er nicht im stande ist die Geltung zu schätzen, welche dem phantasievollen Versuche des Verfassers innerhalb der mythologischen Wissenschaft zukommen möchte.

37) G. Morosi, Il significato della leggenda della guerra Trojana. Parte prima. Torino 1893. 95 S.

Gemoll, Jahresber. Fortschr. Altertumsw. 34 S. 165 urteilt sehr günstig über dieses Buch, das die wichtige Frage behandle, ob dem trojanischen Kriege ein historisches Ereignis zu Grunde liege.

38) Karl Frey, Homerisches. Jahrbüch. Philol. Pädag. 127 (1883) S. 721 — 723.

1. Aus Analogie mit dem Nibelungenliede vermutet Frey, daß der Sage von der Ermordung der Freier im Palaste des Odysseus das historische Faktum einer Besiegung derselben „in ihrer eigenen Heimat, also auf Dulichion, Same, Zakynthos und in Ithake umher,“ verbunden mit der Gründung eines Kephallenerreiches, zu Grunde liege. — 2. Die beiden Eingänge der Nymphenhöhle

auf Ithaka sucht Frey mit Benutzung einer Stelle des Quintus Smyrnaeus (VI 469) so zu erklären, daß der eine derselben eine Öffnung nach dem Hades hin bedeutet habe, und er versteht auch die Worte μ 81 $\pi\rho\acute{\omicron}\varsigma$ $\zeta\acute{\omicron}\phi\omicron\nu$ $\epsilon\iota\varsigma$ $\xi\rho\epsilon\beta\omicron\varsigma$ $\tau\epsilon\rho\rho\alpha\mu\mu\acute{\epsilon}\nu\omicron\nu$ in diesem Sinne. — Abschnitt 3 und 4 des kleinen Aufsatzes („Unbedeutende Persönlichkeiten in der Ilias. Pylaimenes“) beziehen sich auf Fragen der höheren Kritik.

VIII. Varia.

An den Anfang stelle ich einige Arbeiten, in denen das Fortwirken der homerischen Poesie auf spätere Dichter und Künstler den Gegenstand der Untersuchung bildet:

- 1) E. Luebbert, *De Pindari studiis Hesiodicis et Homericis*. Ind. lect. Bonnæ 1881/82.

Nur ein kleiner Teil dieser Abhandlung bezieht sich auf Homer. Der Verf. erwähnt (S. 16) die Beobachtung Paleys, daß Pindar unsere Ilias nicht gekannt zu haben scheine, bringt aber doch 4 Stellen bei, an denen sie von ihm benutzt sei: 1) Pyth. IV 277 nimmt ausdrücklich Bezug auf Homer (O 207). 2) Als Quelle der Sagen von Nestor und Sarpedon werden Pyth. III 112 tönende Lieder erwähnt, $\tau\epsilon\kappa\tau\omicron\nu\epsilon\varsigma$ $\omicron\lambda\alpha$ $\sigma\omicron\phi\omicron\iota$ $\acute{\alpha}\rho\mu\omicron\sigma\alpha\nu$. 3) Die Verherrlichung des Aias wird Isthm. III 55 dem Homer zugeschrieben. 4) Ol. XIII 56 f., wo gesagt wird, daß im trojanischen Kriege Korinther auf beiden Seiten gekämpft haben, scheint auf Glaukos und Euchenor (N 663 ff., vgl. Z 152) zu gehen. — Eine fünfte Stelle, an der Bellerophon besungen wird, Ol. XIII 63—92, möchte L. wegen der vielen Abweichungen im Einzelnen nicht auf Homer (Z 144 ff.), sondern etwa auf die Korinthiaka des Eumelos zurückführen.

- 2) Fridericus Ritter, *De adiectivis et substantivis apud Nicandrum Homericis*. Diss. inaug. Göttingæ 1880. 76 S.

Die Dissertation enthält in lexikalischer Anordnung eine Zusammenstellung derjenigen Adjektiva, von Adjektiven abgeleiteten Adverbia und Substantiva, welche Nikander von Homer entlehnt und zum Teil in neuen Verbindungen angewendet hat. In jedem Artikel ist zur Worterklärung das Notwendige beigebracht und der Gebrauch anderer alexandrinischer Dichter zur Vergleichung herangezogen.

- 3) Fr. Hermann, *Vergils Aeneide verglichen mit Homers Odyssee und Ilias unter besonderer Berücksichtigung des 6. Buches der Aeneis und des 11. der Odyssee*. III. Teil. Progr. d. Zeidler'schen Lehr- u. Erz.-Anstalt in Dresden. 1881.

Über Teil I und II ist früher berichtet worden (Jahrgang VII [1881] S. 97 f.). Der vorliegende dritte enthält eine Sammlung einzelner Stellen aus dem sechsten Buche der Aeneide, die auf homerischen Ursprung zurückgeführt werden. Dabei sind nicht bloß die Beziehungen zur $\nu\acute{\epsilon}\kappa\nu\iota\alpha$, sondern auch alle davon unabhängigen Anklänge berücksichtigt.

- 4) Emil Rosenberg, Zu Horatius und Homeros. Jahrb. Philol. Pädag. 123 (1881) S. 393—398.

Der Verfasser unternimmt es, bei Horaz homerische Reminiscenzen in größerem Umfange nachzuweisen, als man sie bisher gefunden hat. Die von ihm angenommenen Beziehungen sind aber stellenweise kaum erkennbar.

- 5) Martin Strobl, Die Bedeutung Homers für die griechische Kunst. Eine ästhetische Studie. Progr. d. k. k. Staats-Ober-Gymn. in Mies. 1893. S. 5—23.

Die Behandlung des Themas bewegt sich in ziemlich allgemeinen Gedanken, deren richtige Elemente auf Lessing zurückgehen. Die Aufgabe, „alle möglichen Bildwerke aus dem Altertume, deren Inhalt dem trojanischen Sagenkreise entnommen, aufzuzählen und aus homerischen Versen und Stellen zu erklären“, lehnt der Verf. (S. 11) ab und beruft sich dafür nicht ganz mit Recht auf Lessing, dessen Polemik gegen den Grafen Caylus sich doch auf die umgekehrte Methode bezieht, Stellen aus der Dichtung zu Vorwürfen für bildliche Darstellung zu machen. Erst von S. 19 an werden einige konkrete Beispiele für den Einfluss Homers auf den plastischen Sinn der Künstler gegeben. U. a. wird der Relieffries besprochen, mit dem „das Parthenon“ geschmückt war. Das Harpyienmonument rechnet der Verf. zu den „letzten Ausläufern der griechischen Kunstperiode“.

- 6) Brunn, Troische Miscellen. Dritte Abteilung Sitzungsber. d. philos.-philol. u. histor. Cl. der K. B. Akad. d. Wiss. zu München. 1880. S. 167—216.

Der Aufsatz handelt über die Erklärung von Vasenbildern, deren Gegenstände dem troischen Sagenkreise angehören.

- 7) Johannes Bolte, De monumentis ad Odysseam pertinentibus capita selecta. Diss. inaug. Berolini, 1882. 69 S.

Eine genauere Besprechung und Beurteilung dieser Dissertation gehört in einen anderen Abschnitt der Jahresberichte als den vorliegenden. Doch soll hier wenigstens der Inhalt angedeutet werden. — Fünf Gruppen bildlicher Darstellungen werden vorgeführt und die einzelnen Nummern auf ihr gegenseitiges Verhältnis und besonders auf ihr Alter untersucht: Blendung des Kyklopen, Flucht aus seiner Höhle, Odysseus bei Kirke, Odysseus und die Sirenen, Odysseus' Ankunft bei den Phäaken. Beigegen sind 3 Exkurse, deren letzter sich mit der Frage beschäftigt, wann und woher man angefangen habe, die Sirenen nicht, wie im Altertum, als Jungfrauen mit Vogelleibern, sondern als solche mit Fischleibern darzustellen. Der Verf. zeigt, daß dies nicht vor dem 7. Jahrhundert n. Chr. geschehen ist, und vermutet, daß die neue Darstellungsweise aus der im Mittelalter herrschenden Auffassung der Sirenen als „Meerweiber“ sich von selbst ergeben habe.

- 8) Hermann Schreyer, Goethe und Homer. Erster Teil: Bis zur Reise nach Italien. Progr. d. K. Landesschule Pforta 1864. 44 S.

Die wichtige Frage, durch welche Beziehungen im einzelnen die Einwirkung Homers auf Goethe sich vollzogen habe, wird hier

zunächst in vorbereitender Weise behandelt. Der Verf. hat aus den Werken des Dichters und aus den Nachrichten über sein Leben alle Stellen zusammengetragen, an denen Homer und die Beschäftigung mit ihm erwähnt wird, und teilt diese Notizen chronologisch geordnet in ausgeführter Darstellung mit. Eingefügt ist (S. 7 ff.) eine Digression über Herders Homer-Studien; am Schluss wird Goethes Plan zu einem Trauerspiel „Nausikaa“ eingehend besprochen und dabei erwähnt, dass Schreyer selbst eine Vollendung dieses Trauerspiels in freier Ausführung des Goetheschen Entwurfes versucht und veröffentlicht hat (Halle 1884). Den interessanteren Teil seiner Aufgabe hat der Verf. für die Fortsetzung der vorliegenden Abhandlung verspart, nämlich eine zusammenfassende Charakteristik der klassischen und im besonderen der homerischen Elemente in Goethes Dichtung. Die Schwierigkeit dieser Aufgabe wird treffend geschildert; sie beruht darin (S. 25), dass „Goethe nie äußerlich nachahmt, sondern nur wiedergibt, was er innerlich verarbeitet und zu seinem Eigentum gemacht hat“; daher ist denn (S. 44) „durchweg das Fremde so kunstvoll mit dem Eigenen verschmolzen, dass es kaum möglich sein würde, es vollständig auszuscheiden“. Es ist erfreulich, dass Schreyer trotzdem vor der Schwierigkeit der Aufgabe nicht zurückschrecken will. Denn in der That wird die ganze Behandlung des Gegenstandes erst recht lohnend, wenn man die Frage etwa so stellt: Wie kommt es, dass in „Hermann und Dorothea“ der homerische Ton so vollkommen getroffen ist, während man doch nur wenige Stellen findet, an denen sich eine unmittelbare Reminiscenz oder gar bewusste Nachahmung nachweisen lässt?

[Mehrere Monate nachdem der vorstehende Artikel geschrieben war, fand ich in der Deutsch. Lit.-Ztg. 1884 Sp. 1464 eine von Scherer verfasste Recension des Programmes von Lücke: „Goethe und Homer“, Ilfeld 1884, worin die noch zu lösende Aufgabe ganz ähnlich, wie oben geschehen, so präzisiert wird: „Warum ist ‚Hermann und Dorothea‘ so sehr homerisch bei so wenig äußerlicher Verwandtschaft?“ Lückes Abhandlung selber ist mir noch nicht zu Gesichte gekommen.]

Die folgenden Nummern beziehen sich auf die Behandlung Homers in der Schule:

9) L. Wittmann, Wie ist Homer in der Schule zu lesen? Progr. d. Gymn. zu Büdingen. 1883 S. 3—25.

Der Verf. spricht erst im allgemeinen über die Aufgabe, Ilias und Odyssee in der Schule „möglichst vollständig“ zu lesen, eine Aufgabe, die er doch vielleicht nicht scharf genug fasst (vgl. S. 4. 23). Dann handelt er von der Art der Interpretation und verlangt (S. 7), Homer müsse in der Schule so gelesen werden, „dass der Schüler in ihm einen Dichter erkennt, der die größte Einfachheit und Naturwahrheit mit solcher Kunst der Darstellung vereinigt, dass selbst das Wunderbarste und Seltsamste dem, der sich ohne kritische Hintergedanken in die Erzählung versenkt,

natürlich und glaubhaft erscheint“. Dies sei zu erreichen, indem (S. 11) „man sich das Erzählte oder Geschilderte genau vorstellt und sich ganz in die Situation hineinversetzt“. Die Anwendung dieser letzteren, durchaus richtigen Regel wird an einigen Beispielen erläutert. Der Verf. macht manchmal zu viele Worte über selbstverständliche Dinge; doch ist auch einzelnes eigentümlich und bemerkenswert, so die Erklärung des Zornes des Odysseus \times 438 ff. aus dem Bewusstsein seiner Schuld, die der Worte *καταλή* — *ἀμφικαλύψας* § 349 aus dem sehr begreiflichen Wunsche des Fliehenden, seine Kleider trocken ans Land zu bringen.

10) Edmund Weiffenborn, Zur Odyssee. Jahrb. Philol. Pädag. 125 (1882) S. 18.

Für den Zweck der schulmäßigen Behandlung der Odyssee wird darauf aufmerksam gemacht, daß das ganze Epos seinem Inhalte nach sich von selbst in 6 Abschnitte zu 4 Büchern gliedert: 1. Zustände in Ithaka; Telemachs Reise. 2. Gleichzeitige Schicksale des Odysseus. 3. Seine früheren Schicksale. 4. Odysseus bei Eumaios, erste Besprechungen über die Ermordung der Freier. 5. Odysseus als Bettler im Königshause. 6. Rache an den Freiern und Wiedergewinnung von Weib und Herrschaft.

11) Flores Homerici sive Loci memoriales ex Homeri carminibus selecti cum brevi commentario et appendice. In usum scholarum edidit Dr. Lazarewicz. Lipsiae 1881. IV, 104 S. 1,20 M.

Das Heft enthält keineswegs allein oder auch nur in erster Linie Sentenzen. Der Verf. ist von der Betrachtung ausgegangen, daß es nicht von solchem Werte sei, einige wenige größere Abschnitte aus Ilias und Odyssee auswendig zu wissen, als vielmehr aus allen Teilen der Dichtung recht viele gedankenreiche und schöne Stellen, auch wenn dieselben aus wenigen oder gar bloß einzelnen Versen bestehen. Solche Stellen hat er, zunächst für den Gebrauch seiner eigenen Schüler, gesammelt und mit kurzen Anmerkungen drucken lassen, in denen litterarische und historische Beziehungen, auch Parallelstellen aus anderen alten Dichtern, angegeben werden. Der Gedanke ist nicht übel, wenn Referent auch vermutet, daß jeder Lehrer in der Auswahl gern seinem eigenen Geschmack folgen und daß derselbe mit dem des Verf.s nicht immer übereinstimmen wird. Für die Anordnung dürfte sich doch die Zusammenfassung von Stellen ähnlichen Inhaltes mehr empfehlen als die von Lazarewicz vorgezogene Beibehaltung der Reihenfolge, in welcher die Verse in der Dichtung vorkommen.

12) Carl Sylvio Köhler, Homer. Analecta für Schule und Leben. Leipzig 1881. VIII und 99 S. 2 M.

Ein wunderliches Buch. Es bringt nach der Reihenfolge der Gesänge eine Sammlung derjenigen Stellen, welche schon im Altertum als geflügelte Worte gebräuchlich gewesen seien, in freier deutscher Übertragung (im Anhang auch griechisch) und mit Angabe des Zusammenhanges, in dem jedes einzelne Wort

bei Homer vorkomme. Der Begriff des geflügelten Wortes ist sehr weit ausgedehnt: „Reize mich nicht“ *A* 32, „Gehen wir“ *Z* 526, „Nur Mut“ *O* 254; „Leichter ist's, in der Stadt als auf dem Lande zu betteln“ *q* 18. Die Übertragung ist nicht immer treffend: „Es freut sich der Mann nach der Trübsal“ *o* 400; „Der ist kein Freund, der anders denkt als redet“ *I* 312f. Die Angabe des Zusammenhanges ist oft ganz unzureichend: „Immer der erste. (*Z* 208.) Glaukos spricht diese Worte zu Diomedes“. — „Volksstimme. (*I* 460.) Phönix zu Achilleus“. — „Kurz ist das Leben der Menschen. (*τ* 328.) Penelope fordert den Bettler (Odysseus) auf, sich sauber zu machen.“

Den Schluss machen einige Arbeiten, welche zu einer ästhetischen Würdigung der homerischen Dichtungsart beitragen wollen: 13) Josef Rastbichler, *Frauegestalten Homers*. 2 Teile. Progr. des k. k. Ober-Gymnasiums in Krems. 1879. 1880. 30, 33 S.

„Seit der wackere Vofs vor den Siegeswagen der deutschen Sprache das Sechsgespänn des homerischen Hexameters spannte und es mit Lust tummelte, dafs die Funken stoben, sind die homerischen Epen so zu sagen Gemeingut des deutschen Volkes geworden“. Wir alle lauschen unwillkürlich dem „tief ergreifenden Sirengesang“, den die Muse Homers aus dem heroischen Zeitalter herüber tönen läfst. Trotzdem werden manche Vorzüge desselben noch nicht überall nach Gebühr gewürdigt. „Die Gröfse des Dichters zeigt sich nirgends auffallender als in der Charakterzeichnung“. „Homer steht unter den Dichtern in der Zeichnung der Frauengestalten unübertroffen da“. Dies wird an sechs derselben dargethan: Hekabe, Andromache, Helena; Arete, Nausikaa, Penelope. Die Schilderungen sind in schwungvoller Sprache geschrieben, deren Bildern es an Kühnheit nicht fehlt, und zeigen überall eine herzliche Verehrung für den Dichter und die Personen seines Werkes. Der Abschnitt über Helena enthält eine regelrechte „Rettung“, die freilich mit mehr Ritterlichkeit als Logik durchgeführt ist.

14) Wilh. Bock, *Homerische Poesie mit vergleichender Betrachtung des Epos von andern Völkern*. Erster Teil. Progr. d. Gymn. in Marienburg, 1882, S. 3—35.

Der Verf. hat die Absicht, die homerischen Epen mit dem Nibelungenliede und mit „Hermann und Dorothea“ zu vergleichen, um so das Verständnis der poetischen Schönheit in den Schülern zu erhöhen. Der vorliegende erste Teil beschreibt in warmen Worten die Vorzüge der homerischen Dichtung, die besonders in der Naivetät der Betrachtung von Gottheit, Natur und Leben und in der Unmittelbarkeit der Schilderungen gefunden werden. Beherzigenswert ist (S. 8) die Warnung, nicht dadurch, dafs man die alten Götter als Naturkräfte deute, den Schülern die Freude an den schönen Sagen zu verderben. Die Auffassung des Verfassers ist eine ungezwungene; doch finden sich Sätze wie folgender: (S. 17) „Mit Schauern und Entsetzen wendet er (Odysseus)

sich ab von dem rohen und grausigen Junggesellenleben des nur sein eignes Ich kennenden Polyphem“.

- 15) Franz Schnorr von Carolsfeld, Litteraturvergleichende Bemerkungen zu den homerischen Gedichten. Archiv für Liter.-Gesch. X (1881) S. 309—318.

Der Verf. wendet sich gegen Christs Aufsatz „über die Wiederholungen gleicher und ähnlicher Verse in der Ilias“ (Ber. d. Akad. zu München 1880) und erinnert daran, wie die formelhafte Wiederholung desselben Ausdruckes, besonders wenn derselbe metrisch fixiert ist, dem Wesen der Volksdichtung entspreche und also kein Merkmal für bewusste Nachdichtung abgeben könne. Dieser beherzigenswerte Gedanke wird durch reichliche Beispiele gerade aus solchen Volksliedern, die weniger bekannt und zugänglich sind, serbischen, schwedischen, dänischen u. s. w., erläutert.

- 16) J. H. Heinr. Schmidt, Homer als Kenner der Natur und treuer Darsteller. Progr. d. Realsch. I. Ordn. in Hagen. 1882.

Das für seine Abhandlung gesammelte Material ist dem Verf. bei seinem Umzuge von Wismar nach Hagen verloren gegangen. So hat er sich entschlossen, da der Titel einmal da war, ohne viel Zusammenhang mit diesem eine Sammlung von Betrachtungen über Homer zu geben, „ohne gelehrten Schutt hinzuzuhäufen“. Die Einheit des Ganzen besteht darin, daß auf alle möglichen Menschen und Dinge gescholten wird, besonders aber auf die philologische Kritik, welche viele an Homer üben. Die Arbeit besitzt den Vorzug, nur 8 Seiten lang zu sein.

- 17) H. Frommann, Über den relativen Wert der homerischen Gleichnisse. Büdingen 1882. Progr. d. Gymn. S. 3—26.

Der Titel gestattet kaum eine Vermutung über den Inhalt des Aufsatzes. Von dem Werte der homerischen Gleichnisse handeln eigentlich nur die ersten 3 Seiten, auf denen Mängel einzelner Gleichnisse nach drei Gesichtspunkten zusammengestellt werden: „Verletzung des Schönheitssinnes, Unklarheit des Tertium oder Häufung der Gleichnisse“. Im folgenden (S. 6—18) wird eine Übersicht über alle bei Homer vorkommenden Vergleiche gegeben, aus der das Verhältnis deutlich werden soll, in dem der beschriebene und der zur Vergleichung herangezogene Gegenstand oder Zustand in der Mehrzahl der Fälle zu einander stehen. Es kann verglichen werden: Abstraktes mit Abstraktem, Abstraktes mit Konkretem, Konkretes mit Abstraktem, Konkretes mit Konkretem; in der letzten Kategorie dann wieder: Fühlendes mit Fühlendem, Fühlendes mit Fühllosem, Fühlloses mit Fühlendem, Fühlloses mit Fühllosem. Die zuletzt genannten vier Gruppen zerfallen wieder in zahlreiche Unterabteilungen, je nachdem Götter, Menschen, Tiere, Naturprodukte, Artefakte die verglichenen Gegenstände sind. — Die Einordnung der einzelnen Beispiele in das angegebene Fachwerk ist nicht überall scharf begründet. Wenn v 14 das bellende Herz des Odysseus mit einer bellenden Hündin verglichen wird, so ist das nicht der Vergleich eines Menschen

mit einem Tiere, wie Frommann (S. 11) will. Unter die Fälle, in denen „Fühlendes mit Fühllosem“ verglichen ist, rechnet er Γ 222 (Worte des Odysseus = Schneeflocken), τ 205 (Thränen auf den Wangen der Penelope = schmelzender Schnee auf den Bergen), Σ 207 (Feuer am Haupt des Achilles = Signalfener einer belagerten Stadt), Θ 555 (Wachfeuer der Troer = Sterne am Himmel). Hier heisst es zwar als Überschrift: „Menschen und Menschliches verglichen mit elementaren Gegenständen“; aber das ist doch ein grosser Unterschied: Worte, Thränen, Wachfeuer sind eben keine fühlenden Wesen. Und das ist keine Wortklauberei; denn Frommanns Zusammenstellung soll gerade zum Beweise dienen, dass (S. 18) in den homerischen Gleichnissen „in überwiegender Mehrzahl Lebendiges mit Lebendigem verglichen“ wird. Dieser Beweis ist durch den Mangel an Schärfe in der Einteilung über Gebühr erleichtert worden. Trotzdem scheint mir das sehr treffend zu sein, was der Verf. (S. 19) im allgemeinen über den Zweck oder die Wirkung der Gleichnisse bei Homer sagt: sie dienen nicht eigentlich zur „Veranschaulichung des an sich weniger Anschaulichen“ oder zur „Belebung des Unbelebten“, sondern ihre Bedeutung besteht darin, „dass sie das grosse Bild des Lebens, welches uns aus der Haupthandlung entgegentritt, durch eine lange Reihe kleiner, aber lebendig ausgeführter Randgemälde vervollständigen“.

Nachtrag.

Zwei Bücher, die mir zur Besprechung für den Jahresbericht zugegangen waren, sind durch ein Versehen meinerseits bisher unerledigt geblieben. Ich hole deshalb, indem ich meine Arbeit abschliesse, das Versäumte wenigstens durch eine kurze Anzeige nach.

- 1) Homers Ilias. Für den Schulgebrauch erklärt von Karl Friedrich Ameis. Zweiter Band, viertes Heft: X—Ω. Bearbeitet von C. Hentze. Leipzig 1894. 150 S.

Mit diesem Hefte ist die Ausführung von Ameis' Ilias, die Hentze 1875 mit dem dritten Hefte (*H—I*) begonnen hatte, glücklich vollendet. Die Arbeit hat dieselben Vorzüge, welche die bisherigen des Verfassers auszeichnen, und man darf sich der Vollendung um so mehr freuen, als derselbe nun mehr als bisher Müsse finden wird, die in seiner Homer-Ausgabe von früher her zurückgebliebenen äusseren Ungleichmässigkeiten allmählich zu tilgen.

- 2) Ὀμήρου Ὀδύσσεια. Ἐμμετρος μετάφρασις Ἰακώβου Πολυλά. Τέχνη δ', ἐν Ἀθήναις. 1875. 1877. 1880. 1861.

Die vier Hefte enthalten eine Übertragung der Odyssee ins Neugriechische in der bekannten Form der frei behandelten iambischen Tetrameter (politischen Verse). Jedem Hexameter der Vorlage entspricht ein Vers der Übertragung. Über Entstehung und Zweck seiner Arbeit hat sich der Verfasser nicht ausgesprochen. Ich glaube von derselben am einfachsten dadurch eine Vorstellung zu geben, dass ich ein paar kurze Abschnitte hersetze.